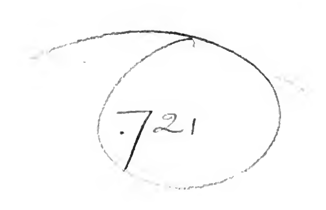
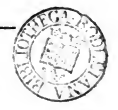




JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE
1806.

DRITTER JAHRGANG.



DRITTER BAND.

JULIUS, AUGUST, SEPTEMBER.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG,
in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1806.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 JULIUS, 1806.

THEOLOGIE.

Oxford, aus d. Clarendonschen Buchdruckerey: *Actuum Apostolorum et Epistolarum tam catholicarum quam Paulinarum versio Syriaca Philoxeniana* ex codice MS. Ridleiano in bibl. Coll. nov. Oxon. reposito nunc primum edita, cum interpretatione et adnotationibus *Josephi White*, S. T. P. Ling. Arab. apud Oxonienses Prof. Tomus I. *Acta Apostolorum et epistolas catholicas* complectens. 1799. XIX S. Vorr. 275 S. Text und 52 S. Anmerkungen. Tomus II. *Epistolas Paulinas* complectens. 1803. 399 S. gr. 4.

Diess ist die lange sehnlich erwartete Fortsetzung und Vollendung der mit eben so viel wahrer Gelehrsamkeit als typographischer Schönheit ausgeführten Ausgabe des syrisch-philoxenischen neuen Testaments. Da nur wenig Exemplare davon nach Deutschland gekommen sind: so wollen wir unsere Leser sowohl mit der Beschaffenheit als mit dem Inhalte dieser beiden letzten Theile des ganzen Werks näher bekannt machen, und in Ansehung der zwey ersten Theile, welche die Evangelien enthielten und schon im J. 1778 herauskamen, auf *Michaelis* orient. und exeget. Bibl. 16 Th. S. 107 ff. und *Eichhorns* Repertorium für bibl. und morgenl. Literatur 7 Th. S. 1 ff. 10 Th. S. 1 ff. verweisen.

In der kurzen Vorrede von acht Seiten beschreibt Hr. *White* die grosse Mühe, welche die Herausgabe dieser beiden Theile ihm verursacht hat, theils, weil zur Verbesserung der Schreibfehler keine Vergleichung mit anderen Abschriften angestellt werden konnte, indem in ganz Europa kein ander Exemplar der Apostelgeschichte und der Briefe in dieser Übersetzung vorhanden oder bekannt ist, theils weil mehrere in keinem gedruckten Lexico vorkommenden syrischen Wörter, die erst in den handschriftlichen Wörterbüchern der Oxfordschen Bibliothek nachgeschlagen werden mussten, manche Schwierigkeit verursachten. Nach dieser Vorrede folgt noch eine *praemonitio de asteriscis et obelis in codice Ridleiano usurpatis*. Hr. Pr. *White* hatte in der Vorrede zu den Evangelien die Meinung von diesen *asteriscis et obelis* vorgetragen, dass sie sich auf eine angestellte Vergleichung des syrisch-philoxenischen Textes mit griechischen Handschriften bezogen, dagegen Hr. Dr. *Storr* lieber *Wettstein* beystimmen wollte, dass eine Vergleichung beider syrischen Übersetzungen, der philoxenischen mit der altsyrischen, dabey zum Grunde liege. Diese letzte Meinung widerlegt hier Hr. *White* durch die allerdings wichtige Bemerkung, dass die Euthalischen κεφαλαια vor den Paulinischen Briefen, welche in der altsyrischen Übersetzung nicht vorhanden sind, hin und wieder auch mit Asterisken und Obelen bezeichnet werden, und führt zum Beweise alle die Stellen an, wo solche Zeichen vorkommen, mit dem griechischen Text und dessen Varianten gegenüber. Die Einrichtung des Werks selbst ist so, wie in den Evangelien. Der syrische Text der Handschrift ist auch in diesen Theilen so ächt, als möglich, geliefert worden. Unter demselben steht auf jeder Columne die lateinische mit grosser Genauigkeit und Sorgfalt abgefasste Übersetzung, und ganz unten sind die syrischen Randanmerkungen des Manuscripts mit der lateinischen Übersetzung abgedruckt. In den am Ende eines jeden Theils beygefügten Anmerkungen werden theils die Schreibfehler der syrischen Handschrift, theils die Fehler, welche *Wettstein* in seinen Auszügen aus derselben gemacht hat, verbessert, hin und wieder auch die Bedeutungen seltner, in den gedruckten Lexicis nicht vorkommenden Wörter angegeben, und zuweilen Vergleichungen mit griechischen Handschriften bey einzelnen Lesearten angestellet. So wie in den vorigen Theilen, sind diese Anmerkungen fern von allem unnützen Pomp von Gelehrsamkeit, und gerade so, wie sie ein gelehrter Leser der philoxenischen Übersetzung wünschen mag.

So viel von der äusseren Beschaffenheit des Werks; über den Inhalt desselben müssen wir uns etwas ausführlicher äussern. Es enthält im ersten Bande die Apostelgeschichte und die sämmtlichen katholischen Briefe, im zweyten Bande die Briefe Pauli und den Brief an die Hebräer. Man hat in Ansehung des zweyten Briefs Petri, des zweyten und dritten des Johannes, und des Briefs Judä gezweifelt, ob sie in der philoxenischen Übersetzung befindlich wären, weil sie bekanntlich in der älteren syrischen fehlen; diese Ausgabe der Ridleyschen Handschrift löset den Zweifel völlig, indem jene Briefe nicht allein in derselben enthalten sind, sondern auch alles Charakteristische der philoxenischen Übersetzung an sich haben. Zugleich entscheidet sie die schon von *Michaelis* aufgeworfene Frage, ob vielleicht die von *Pococke* zuerst aus einer Bodlejanischen Handschrift im J. 1630 herausgegebene, nachher in die Londner Polyglotten und in das Schaafsche syrische N. T. aufgenommene syrische Übersetzung dieser Briefe die philoxenische seyn möchte; die ächte philoxenische ist nämlich gänzlich von dieser verschieden, welche wahrscheinlich in neue-

ren Zeiten verfertigt und für die Kritik von geringem Werth ist. Hr. *White* bemerkt übrigens am Schlufs der Anmerkungen zu dem Briefe Judä, dafs die von *Wettstein* aus feiner Aleppinifchen Handfchrift zu den gedachten vier katholifchen Briefen gefammelten Varianten gänzlich mit dem Texte unferer Ridleyfchen Handfchrift übereinftimmen, und fchliefst daraus, dafs er ohne es zu wiffen, in feinem Manufcripte die philoxenifche Überfetzung vor fich hatte. Wohin diefe Handfchrift gekommen feyn mag, ift ungewifs; bis fie wieder gefunden wird, ift die Ridleyfche die einzige in Europa, welche die Apoftelgefchichte und paulinifchen und katholifchen Briefe nach der philoxenifchen Überfetzung enthält. Die Offenbarung Johannis fehlt allein in diefer Handfchrift, und vermuthlich ift fie gar nicht von Philoxenes überfetzt worden. Denn die fyrifche Handfchrift der Offenbarung in der Bibliothek der Dominikaner *a S. Marco* in Florenz Cod. 724, welche dem Catalog nach die Philoxenifche Verfion enthalten foll, und welche auch *Ridley* anführt, ftimmt mit derjenigen, welche in unferem fyrifchen N. T. nach *Lud. de Dieu* abgedruckt ift, völlig überein, und ift ohne Zweifel eine neuere Überfetzung. S. *Adler de verff. Syr. N. T. Hafniae* 1789. p. 78.

Die philoxenifche Überfetzung ift in der Apoftelgefchichte und den Briefen eben fo fclavifch genau, als in den Evangelien. Z. B. Apoftelgefchichte 17, 22 κατα παντα ως δεισιδαιμονεστερους ὑμας θεωρω [Syriac text] wörtlich: *in omni re quasi magis pravos in cultu daemoniorum vos video.* 1 Joh. 1, 2 [Syriac text] das *verbum* im *fingulari*, obgleich das *nomen plur. num.* ift, damit genau das griechifche ἡ ζωη εφανερωθη ausgedruckt würde. Befonders in Anfehung der griechifchen *verborum compofitorum*, als Ap. Gefch. 17, 4 ὑπεπλευσαμεν [Syriac text] *navigavimus transivimus.* 2 Petr. 3, 10 κατακαησεται [Syriac text] *magis exuretur.* Zum exegetifchen Gebrauch ift fie daher felten nutzbar, doch hat Rec. einige Stellen ausgezeichnet, wo fie den Sinn fehr gut ausdrückt. Z. B. Philip. 1, 7 giebt fie die Worte, δια το εχειν με εν τη καρδια ὑμας nicht, wie die meiften neueren Interpreten: weil ihr an mich denkt, fondern wohl richtiger; weil ich an euch denke. Defto gröfsern Werth aber hat fie, gerade wegen ihrer ängftlichen Genauigkeit, für die biblifche Kritik. Schon durch *Wettfteins* Auszüge war man längft auf fie aufmerkfam geworden; diefe find aber, fo viel auch *Wettftein* in der kurzen Zeit von vierzehn Tagen, in welchen er die ganze Handfchrift verglich, geleiftet hat, fo unvollftändig und zum Theil auch unrichtig, dafs der Kritiker die Whitefche Ausgabe nicht entbehren kann. Es wäre zu wünfchen, dafs dasjenige, was *Storr* im Repertorio für biblifche und morgenländifche Literatur in Anfehung der Evangelien geleiftet hat, von einem anderen Gelehrten für die Apoftelgefchichte und die Briefe übernommen würde, damit auch diejenigen, die nicht Gelegenheit haben, fich die Whitefche Ausgabe zu verfchaffen, mit ihrem Geift und Inhalt völlig bekannt werden konnten. So wie der fyrifche Text in den Evangelien nach *Storr* (Repertor. X. S. 20) in einzigen Lefearten am häufigften mit dem *Codice Cantabrigienfi* und dem mit ihm verwandten Cod. 69 übereinftimmt: fo auch in der Apoftelgefchichte. In den paulinifchen Briefen ift ebenfalls die Verwandtfchaft mit den latinifirenden Handfchriften, oder mit der occidentalifchen Recenfion, wie *Griesbach* fie nennt, unverkennbar. In den katholifchen Briefen hat Rec. am meiften Übereinftimmung mit den bey *Griesbach* mit A. 13. 27. 29 bezeichneten Handfchriften, und faft überall in feltenen Varianten den Beytritt der Vulgate bemerkt. Ap. Gefch. 20, 28 hat die *Philoxeniana*, wie fchon *Wettftein* anführt, im Texte die Lefeart (εκκλησιαν) του χριστου, am Rande: του κυριου. 1 Tim. 3, 16 ift es zweifelhaft, ob der Überfetzer ὁς oder ὁ εφανερωθη gelefen habe, weil das fyrifche [Syriac text] beides bedeuten kann. Die bekannten Neftorianifchen Lefearten: 1 Cor. 5, 8 im *Sauerteige* der Lauterkeit, und Hebr. 2, 9 χωρις θεου für χαριτι θεου, welche fich auch in unfere Ausgaben des fyrifchen N. T. eingefchlichen haben, kennt die Philoxen. nicht.

Am wichtigften find auch in diefem Theil, wie in den Evangelien, die Randanmerkungen, infofern fie Varianten aus griechifchen Handfchriften liefern, die fchon damals — im fiebenten Jahrhundert — für alt und correct gehalten wurden. In der Apoftelgefchichte ftimmen diefe Varianten noch genauer, als der fyrifche Text, mit dem *Cod. Cantabr.* überein, in den erften vier Kapiteln, die Rec. in diefer Abficht verglich, mit diefer einzigen griechifchen Handfchrift, ohne Beytritt anderer, neunmal, nämlich in der Überfchrift: πραξις αποστολων. C. 2, 6 ταις γλωσσαις αυτων. C. 2, 12 + επι τω γεγονοτι. C. 2, 37 τοτε παντες οι συνελθοντες και ακουσαντες. C. 2, 41 πιστευσαντες. C. 3, 13 + εις κρισιν. C. 3, 14 + μαλλον. C. 4, 18 συγκατατιθεμενων δε αυτων τη γνωμη. Nachft diefer Handfchrift ift der Cod. E (*Laudanus*, *graeco-latinus*) den von dem fyrifchen Kritiker gebrauchten Handfchriften am nächften verwandt. In den katholifchen Briefen ftimmen die von ihm gebrauchten *codices* am meiften mit dem *Cod. Alexandrino* überein, z. B. in einzigen Lefearten 2 Petr. 2, 13 αγαπαις. 2 Petr. 1, 4 ὑμιν, welche Lefeart von *Wettftein* irrig, als im Text der philoxenifchen Überfetzung befindlich, angegeben wird. Überhaupt fcheint *Wettftein* die Vergleichung der katholifchen Briefe fehr flüchtig angeftellt zu haben. So fteht z. B. 2 Petr. 2, 13 συνευωχουμενοι ὑμιν nicht im Text, fondern am Rande. 3 Joh. 15 Φιλοι im Text, und am Rande αδελφοι, ingleichen αδελφους im Text und am Rande φιλους. Beide Varianten find von *Wettftein* nicht richtig angeführt.

In einigen Randanmerkungen wird ausdrücklich auf alte Handfchriften provocirt. Da diefer nicht viele find, fo wollen wir folche fämmtlich den Lefern, nebft einer genauen Überfetzung mittheilen.

Gefch. 4, 30 [Syriac text] „Es giebt Handfchriften, in welchen του ονοματος nicht fteht."

Gesch. 9, 4 [illegible] „die Worte: σκληρον σοι προς κεντρα λακτιζειν stehen hier nicht im Griechischen, sondern wo Paulus von sich redet" nämlich Gesch. 22, 7 der Text der Piloxen. hat diese Worte C. 9 im Text mit einem Asterisk, und C. 22 am Rande.

1 Cor. 10, 11 [illegible] „In einer Handschrift steht απηντησεν, in den andern κατηντησεν."

Philip. 3, 18 [illegible] „In zwey correcten griechischen Handschriften steht nicht ἑτερως." Die Leseart scheint von Philoxenes aus der alten syrischen Übersetzung, die er vor sich hatte, in den Text aufgenommen worden zu seyn, oder Philoxenes hat auch durch sein [illegible] das zusammengesetzte griechische Wort περιπατουσιν ausdrücken wollen. Der Kritiker scheint nur zwey griechische Handschriften bey dieser Stelle verglichen zu haben, denn ἑτερως steht nach *Griesbach* in keiner uns bekannten Handschrift.

Col. 2, 1 [illegible] „εν ἱεροπολει steht nicht in allen Handschriften."

Andere Randanmerkungen enthalten Erklärungen *schwerer* Wörter, oder vorgeschlagene Verbesserungen. Z. B. Gesch. 19, 32 und 39 bey dem Worte [illegible] am *Rande* εκκλησια [illegible] Gesch. 19, 35 wo das griechische Wort [illegible] (Διοπετους) in den Text aufgenommen worden, am Rande: [illegible] „*scil. deiecti de coelo explicandum.*"

1 Petr. 1, 14 ist συσχηματιζομενοι übersetzt [illegible] *non assimilati.* Der Kritiker hielt das für einen Schreibfehler, und bemerkte am Rande: [illegible] *puto, non subjecti,* [illegible], *legendum esse.* Einmal kommt auch eine arabische Worterklärung vor: Hebr. 9, 8 wo das Texteswort [illegible] *ignorantiae,* am Rande erklärt wird: الجهالات والذنوب [illegible]

Die griechischen Wörter, welche in der philoxenischen Version hin und wieder am Rande beygeschrieben stehen, besonders an solchen Stellen, wo sich das griechische Wort des Originals nicht völlig genau ins Syrische übersetzen liess, sind in diesem Ridleyschen Manuscript im Ganzen richtiger geschrieben, als in den meisten Abschriften der Philoxeniana.

Auch zur Bereicherung der syrischen Sprachkenntniss kann diese Ausgabe nützlich gebraucht werden. Sie enthält mehrere Wörter, die in unseren gewöhnlichen Lexicis fehlen. Zum Schluss davon noch einige Proben. Gesch. 3, 16 [illegible] *integritas.* 8, 9. [illegible] *magicam artem exercens,* von dem griechischen μαγευω. Röm. 8, 19 [illegible] *expectatio.* In einem handschriftlichen syrisch-arabischen Wörterbuch, welches Rec. besitzt, wird das Wort durch انتظار رجاء *exspectatio, spes,* erklärt. 1 Cor. 13, 4 [illegible] *perperam agit.* Ephes. 6, 12 [illegible] (griechisch παλη) *Lex. MS.* مصارعة مصارعة ميدان *lucta, vel locus luctae, stadium.*

*

HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn: *Praktisches Handbuch für Ephoral- und kirchliche Geschäfte.* Zweyter Theil. Von *Johann Conrad Achaz Holscher,* Superintendenten der Inspection Ronneburg. 1803. VI u. 423 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Der zweyte Theil dieses sehr brauchbaren, wirklich praktischen Handbuchs ist ganz den Ephoralpflichten in Beziehung auf moralisch-christlich-religiöse Bildung, Belehrung und Erbauung der Gemeinde, also den Aufseher-Pflichten für Schul- und Prediger-Geschäfte gewidmet. Der Vf. befolgt dabey den Plan, bey den einzelnen Materien zuerst in Erinnerung zu bringen, was die wichtigsten älteren und neueren Kirchen- und Landesordnungen von der angestellten Aufsicht in Ansehung der Beobachtung, Leitung und Selbstthätigkeit fodern, und dann praktische Bemerkungen folgen zu lassen, oder in das Ganze zu verweben, durch welche er seine erprobten Grundsätze, Ansichten und Erfahrungen mitzutheilen sich bemüht. Dieser Plan ist sehr zweckmässig gewählt und befriedigend ausgeführt. Historische Kenntniss dessen, was für sein Fach in seinem Lande vormals verordnet, mit Erfolg ausgeführt, oder als undienlich wieder zurückgenommen wurde, sollte keinem Geschäftsmann fehlen. Aber auch, was in anderen Ländern verordnet wurde, giebt als Analogie, Vorbild oder Warnung belehrende Winke. Besonders fruchtbaren Stoff zu ernsten Betrachtungen giebt diese Methode bey der Bearbeitung eines Gegenstandes, der mit den Bildungsfortschritten der Menschheit in so enger Beziehung steht. Der Rückblick auf den Geist und die Form, nach welcher die Vorzeit das sittlich-religiöse Bildungsgeschäfte betrieben wissen wollte, erklärt dem Prediger so manche Erscheinungen im sittlichen Zustande seiner Gemeinde, führt zu vielfachen Resultaten, und giebt beschämende und ermunternde Lehren. Er wird z. B. der stolzen Einbildung begegnen, die, unbekannt mit so manchen wahren Ansichten und zweckmässigen Vorschriften der Vorzeit, jede neue Einrichtung allein für die Frucht der Cultur des jetzigen Zeitalters betrachtet sehen will, und wird es diesem Zeitalter vielmehr zum Vorwurf machen, dass es für die höchste Angelegenheit der Menschen nicht mehr that, und aus verwerflicher Indolenz manche heilsame Verordnung in manchem Lande wieder einschlafen liess. Überhaupt scheint uns dieser Rückblick auf ältere Kirchen- und Schul-Ordnungen seit der Reformation die spätern Kirchen- und Schul-Vorsteher mit gerechten Vorwürfen zu belasten. Man erkannte schon in den Zeiten der Reformation die hohe Wichtigkeit der sittlichen Bildung des Volks: es leuchtet aus jenen älteren Verordnungen ein Eifer für die gute Sache hervor, der in manchen Ländern nun so sehr erkaltet ist. Man sprach in der Folge viel, verordnete viel und that wenig; man sah dem Übel nicht auf den Grund, und erwartete von todten Verordnungen, was nur lebendige Massregeln hätten bewirken kö-

Diefs gilt befonders von dem Schulwefen, deffen Befchaffenheit in vielen deutfchen Ländern noch höchft bejammernswerth ift. Fragen, die fchon vor 200 Jahren aufgeworfen wurden, find jetzt noch nicht befriedigend beantwortet; Klagen, über die man damals fchon feufzte, ift noch nicht abgeholfen. Wie ift den Ältern aus dem gemeinen Stande Intereffe für den Schulunterricht einzuflöfsen? wie ift ein regelmäfsiger Schulbefuch zu bewirken? wie find Sommerfchulen in Gang zu bringen? — Diefe Fragen wiederholt man noch immer, und wird fie noch lange wiederholen müffen, wenn man nicht die eigentlichen Hinderniffe einfehen, und ihnen mit höherer Energie begegnen will.

Von vorzüglichem Werthe find die praktifchen Bemerkungen und Vervollftändigungen des Vfs., obgleich er fie befcheiden nur als Faden betrachtet, an welche er feine hiftorifchen Notizen anreiht. Sie zeigen von reicher Umficht, von vertrauter Bekanntfchaft mit den neueren Vorfchlägen, von forgfältiger Beobachtung, Menfchenkenntnifs, und jener unbefangenen Prüfung, welche das Bewährte und Anwendbare mit freudiger Empfänglichkeit aufzunehmen fucht. Diefe Bemerkungen und Winke verfprechen diefem Buch einen weitern Kreis des Wirkens, und empfehlen es befonders dem Studium angehender Religionslehrer, die darin eine belehrende Überficht ihrer Verhältniffe zu den Ephoren, fo wie ihrer Pflichten gegen ihre Gemeinden finden, und unter der prüfenden Anleitung des Vfs. das Brauchbarfte von fo vielen gemachten neuern Vorfchlägen und Einrichtungen kennen lernen.

Zuerft werden die Ephoralpflichten in Hinficht auf die dem Auffeher anvertrauten chriftlichen Gemeinden gefchildert, und nach S. 18 unter zehn Rubriken abgehandelt. *Einleitung.* Beherzigung des moralifch-religiöfen Hauptzwecks jeder Chriftus-Gemeinde. Schon die Reformatoren erkannten in ihm die Seele des religiöfen Gemeinwefens, und drangen mit Eifer auf feine Erreichung. Aber warum verlor man ihn in der proteftantifchen Kirche ganze Perioden hindurch aus den Augen, und fetzte an feine Stelle Kirchenglauben und Anhänglichkeit an veralteten Cultus? „Aufser den allgemeinen Schwierigkeiten, fagt der Vf. S. 14, womit wir in Hinficht auf alles das, was zur fittlichen Gemein-Veredlung gehört, zu kämpfen haben, mufs auch vorzüglich in Betrachtung gezogen werden, dafs vieles von dem, was ehemals kräftig und glücklich genug zu diefem Zweck angewendet werden mochte, jetzt gröfstentheils ganz unbrauchbar oder nur unter gewiffen Bedingungen heilfam geworden ift. Es ift fchon eine Kunft, zu verhindern, dafs manches von diefen, z. B. Beichte, Cenfuren, Krankenbefuche, Vifitationen u. a. m. nicht nachtheilig, und eine noch viel gröfsere, dafs fie zweckmäfsig wirken, und an die Stelle der ganz veralteten nach und nach neue, den veränderten Umftänden gemäfse Einrichtungen treten." Dazu wäre es nun freylich im XIX Jahrhundert hohe Zeit! In einer moralifch-religiöfen Verfaffung foll vor allem das Vorbild des fteten Fortfchreitens gegeben werden, in ihr follen nie veraltete Gebräuche vorhanden feyn, über deren Beybehaltung fich die Einen ärgern, während die Andern über ihre Abftellung fchreyen. Gewifs, der Zuftand, in welchem fich die Kirche in Beziehung auf ihren höchften Zweck jetzt befindet, ift fehr bedenklich geworden, und der blendende Cultus, den man zur Heilkur vorfchlägt, gehört zu den kläglichen Palliativen, wenn er nicht fogar das Übel verfchlimmert. — I Kap. Erziehung und Bildung der Jugend durch Schulen. Ein reichhaltiger Gegenftand, der wenig erfreuliche Betrachtungen veranlafst. Die ältern Verordnungen bedauern nichts fo fehr, als dafs man den Volksunterricht fo empörend vernachläffigt habe, und legen es in kräftiger Sprache Fürften und Lehrern an das Herz, der Jugend fich treulich anzunehmen. Die Tendenz des Schulunterrichts ift an vielen Orten noch jetzt, wie ehedem, ein dürrer Mechanismus. Die Magdeburgifche Schulordnung von 1658 verlangt: Die Präceptores follen die Difcipel nicht mit vielem Auswendiglernen befchweren, fondern ihnen dasjenige aufgeben und lernen laffen, wovon fie Nutzen haben, welches ihnen aber, ehe fie es lernen, vermöge der Methode deutlich zu expliciren ift. Das Rechnen und der Unterricht über den Kalender war ein Gegenftand für die Fähigften. Schon der Vifitationsabfchied zu Halle vom J. 1642 verlangt, dafs die Kinder auch im Gefchriebenen lefen lernen. Aber noch jetzt giebt es viele Schulen, in welchen das Lernen des Schreibens und Rechnens nicht zu der Schulordnung gehört, in welche alle befuchende Kinder fich fügen müffen, an das Rechnen und einigen anderweitigen Unterricht aber nicht gedacht wird. Noch bis jetzt waren alle Verordnungen, Abfentenliften, Strafen etc. nicht hinreichend, einen regelmäfsigen Schulbefuch zu bewirken; fie waren nur Quellen des Seufzens, und vielfacher Verdrüfslichkeiten für Schullehrer, Prediger und Ortsobrigkeiten: auch der Vf. macht einige neue Vorfchläge, über deren Wirkfamkeit die Erfahrung entfcheiden mufste. Rec. verfpräche fich in Hinficht auf das allgemeine Verlangen des Landmanns, fein Kind durch den Austritt aus der Schule bald für die häusliche Arbeit zu gewinnen, den entfcheidendften Erfolg von der Verordnung: dafs jedes, welches während des Schuljahrs eine gewiffe Anzahl muthwilliger Schulverfäumniffe zu Schulden kommen läfst, um ein Jahr fpäter zur Confirmation und der damit verbundenen Entlaffung aus der Schule gelangen foll. II Kap. Moralifch-religiöfe Bildung durch Prediger-Gefchäfte. Auch diefes Kapitel enthält vielfache Kirchenverordnungen, und ift reich an trefflichen Bemerkungen des Vfs. Beide liefern fruchtbaren Stoff zu belehrenden Vergleichungen, und führen zu manchen Auffchlüffen über wichtige Erfcheinungen unferer Tage in religiöfer Hinficht. Hat nicht die Kirche den religiöfen Indifferentismus, über welchen fie jetzt klagt, durch ihr träges Zurückbleiben hinter den Bildungsfortfchritten der Zeit grofsentheils felbft verfchuldet? Hat fie nicht den Geift des freyen, lebendigen Religionsgefühls durch ihr kaltes, beengendes Formelwefen getödtet? Wie liberal fchliefst die alte kurfächfifche Verordnung von 1580: „Am Ende foll jedermann wiffen, dafs diefe Kirchenordnung alfo geftellt ift, dafs derfelben in diefen Landen foll nachgelebt werden, nicht der Meinung, als müfste es aus Noth eben alfo gehalten werden, wie bisher unter dem Papftthum die Gewiffen mit Menfchenlehren und Geboten verftrickt find; fondern allein darum, dafs die einfältigen Pfarrer, fo fich felbft nicht darin zu fchicken wiffen, (!) eine Form und Weife haben, wie fie fich in ihrem Amte und Handlung der heiligen Sacramente halten möchten, damit anderen nicht gewehrt noch benommen, wer es für fich felbft beffer weifs zu machen; doch follen auch andere Prediger vermahnt feyn, dafs fie fich wollten mit den Andern fo viel möglich gleichförmig und einträchtiglich halten um gemeiner Liebe willen etc." So wollten auch in anderen Ländern die Urheber der Agenden und kirchlichen Einrichtungen fie angefehen wiffen: es ift bekannt, wie kräftig fich Luther über diefe Angelegenheit ausdrückt. Unbegreiflich würde es daher, wie der Vf. mit Recht meint, erfcheinen, wie man einen grofsen Zeitraum hindurch von der engherzigften Formularknechtfchaft fich nicht losreifsen wollte, wenn nicht die menfchliche Trägheit, welcher Formelglaube und Formelgebrauch fo erwünfcht zu Statten kommen, die betrübende Erfcheinung erklärte.

V. Pf.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 JULIUS, 1806.

THEOLOGIE.

HALLE, in d. Waisenhausbuchh.: *Carl. Frid. Ferd. Gruneri*, med. et chir. Doct., etc. *Commentatio antiquaria medica de Jesu Christi morte vera, non simulata.* Accedunt D. *Christiani Gottfridi Gruneri*, Prof. med. in univers. lit. Jenensi primar. *vindiciae mortis Jesu Christi verae*, et *Hermanni Conringii*, Prof. med. quondam Helmstad., *discursus de Jesu Christi cruento sudore et morte ejus repentina, de aqua et sanguine ejus demortui latere jam defluentibus, commentario perpetuo illustratus.* 1805. XVI u. 168 S. 8.

Erst die Veranlassung und den Plan der drey hier vereinigten Abhandlungen; dann unser Urtheil.

Hr. D. *Gruner* wählte, auf Anrathen seines würdigen Vaters, im J. 1800 zum Thema seiner Inaugural-Dissertation die Materie: *de J. C. morte vera, non syncoptica.* Die erste Auflage war bald vergriffen. Man wünschte eine neue Ausgabe derselben. Die Besorgung derselben übernimmt hier Hr. Geh. Hofr. *Gruner*, der sich manche Erweiterungen und Berichtigungen in der Arbeit seines Sohnes erlaubt, „*ut libellus sua dote doctior, comtior, et perfectior in publicum prodeat.*" Die Abhandlung zerfällt in zwey Sectionen. Die erste enthält eine *historiam vitae et mortis J. C.*, worin das Leben Christi nach seinen Schicksalen, seiner Lehre, und seinen Thaten geschildert, und die Geschichte seines Todes nach den wichtigsten historischen Datis dargestellet wird. Angehängt ist eine Epicrisis über die Zeugen des Todes und der Auferstehung Christi, welche besonders von den beiden Seiten gewürdigt werden, dass sie, als Augenzeugen und rechtschaffene Männer, und in anderen Hinsichten *testes omni exceptione superiores* gewesen wären, und ihre Erzählung so einfach und dabey doch *foro romano longe aptissima* sey. Die zweyte Section liefert eine *medicam mortis J. C. disquisitionem*, in welcher aus den sogenannten Seelenleiden, dem Blutschweisse, den erlittenen Misshandlungen, und aus der tödtlichen Verwundung der Seite auf wirklichen Tod Christi, unter medicinischer Entwickelung des Einflusses von dem allen auf den Körper, geschlossen wird. — Hr. Geh. Hofr. *Gruner* hoffte, dass durch jene Abhandlung seines Sohnes die Gewissheit des wirklichen Todes Christi über alle Zweifel erhoben seyn sollte. Doch diese Hoffnung täuschte ihn. Es erschien die *Kritik und Erklärung des zweyten Artikels des christlichen Glaubens, oder die Lehre vom Sohne Gottes aus Zeitbegriffen.* 1802. und die *natürliche Geschichte des grossen Propheten von Nazareth.* Bethlehem (Kopenhagen b. Schubothe.) 1800. In beiden Schriften fand er mehrere Zweifelsgründe gegen den wirklichen Tod Christi, die er in seinen *Vindiciis* zu heben sucht. Er bringt sie unter folgende Hauptgegenstände der Zweifelsucht: 1) *Crux;* wo der Vf. dem Zweifel, dass die Kreuzesstrafe an sich nicht so hart und tödtlich sey, damit begegnet, dass er diess zwar im Allgemeinen zugiebt, aber bey Christo auf die vielen vorhergegangenen Strapazen, Misshandlungen, und namentlich auf den von ihm vergossenen Blutschweiss Rücksicht genommen wissen will. 2) *Syncope et mors simulata.* Hiebey werden hauptsächlich folgende Zweifel auf folgende Art beantwortet: „Christus sey bloss von einer Ohnmacht befallen, aus welcher er im Grabe natürlich wieder erwachen konnte." Aber, so wenig die Möglichkeit hievon geleugnet werden möchte, so gebe es doch über diese Ohnmacht kein *Visum repertum*, dergleichen der Gegner selbst über die Verwundung der Seite Jesu verlange, um daraus beweisen zu können: „Christus habe nur wenige Stunden am Kreuze gehangen, und das Kreuz führe den Tod nicht so schnell herbey; überdem wurden ihm die Beine nicht zerschlagen." Woher denn aber die schwere Ohnmacht? Und musste nicht durch die Verwundung der Seite vollends alle noch übrige Lebenskraft aufgehoben werden? „Die Freunde Jesu gaben seinem Körper eine solche Lage im Grabe, die die Rückkehr ins Leben beförderte, verbanden, durch Anlegung der Leichentücher und Windeln, zugleich die Wunden, und verhüteten so eine Entzündung." Das erstere lässt der Vf. für eine ärztliche Hülfe gelten, wenn sie gleich nicht bedeutend sey; das letztere erklärt er, nach den eigenen Behauptungen der Gegner, für unstatthaft. Denn die Füsse sollen bey der Kreuzigung nicht verwundet, die Seite soll nur leicht gerizt seyn; folglich war an keine Entzündung zu denken, die aber, wenn sie vorhanden gewesen wäre, durch das Anziehen der Binden eher noch befördert seyn möchte. Die warme Luft im Grabe habe Jesum wieder zu sich selbst gebracht." Aber dergleichen findet sich in Gräbern nicht, die tief in Felsen getrieben sind. Überdiess sind Luftzugänge unerweislich; und wenn sie auch angebracht gewesen wären, so richten sie ohne anderweite Hülfe der Kunst wenig oder nichts aus. Auch konnte nicht gerade im Grabe reine Luft seyn, da die ganze Erde damals von Finsterniss, d. h. von Nebel bedeckt war. „Das Erdbeben habe eine *impulsionem virium* bewirken können." War es leicht, so

schaffte es nichts; war es stark, so dass alles drunter und drüber ging, so war Jesu Tod desto unvermeidlicher. „Der Duft der Specereyen, oder aber die Schwefeldünste beym Erdbeben hätten zur Wiederbelebung Jesu beytragen können.“ Allein jener Duft in einer verschlossenen Höhle ist eher schädlich, und diese Dünste möchten eher erstickend gewesen seyn. Überhaupt aber ist das Hervordringen von *Blut* aus der verwundeten Seite Jesu mit einer *Ohnmacht* unvereinbar. 3) *Vulnus lateris profundum et mors inde secuta.* Haupteinwurf war hier der, dass das von Johannes gebrauchte νύττειν, *pungere*, an keine tiefe, sondern nur an eine flache Verwundung denken lasse. Dagegen beweiset der Vf. aus dem Sprachgebrauche bey alten Ärzten, dass νυγις ein *vulnus acutum*, *quo partes tactae secantur*, bezeichne. Auch beruft er sich auf die Autorität anderer Profanscribenten. Plutarch z. B. verbinde πληγη και νυγις, *incisio* et *vulnus* etc. Die Beschaffenheit der *hasta* wird ebenfalls nicht unbenutzt gelassen, um eine tiefe Wunde zu erweisen. Weil aber Johannes die Worte: ὄψονται εἰς ὃν ἐξεκέντησαν, accommodirt, so beweiset der Vf. auch, dass κεντεῖν, eben so wie νύττειν ein *vulnus acutum* bewirke, womit auch der Sprachgebrauch von *punctio* bey lateinischen Ärzten völlig übereinstimme. Aus allem diesem wird geschlossen, dass Christus *vere et alte vulneratus* gewesen sey. Einem anderen Einwurfe: „dass der Stich mit der *hasta* nur eine *Ribbe* getroffen haben möge, begegnet der Vf. damit, dass theils dann die Wunde nicht tief gewesen seyn könne, was sie doch, den obigen Gründen nach gewesen seyn soll, theils dass πλευρά, nach medicinischem Sprachgebrauche, hier die *partes sub pectore sitas*, *i. e. pulmones*, *cor cum pericardio*, *vasa magna* rel. bezeichne, lauter Theile, welche nicht ohne grosse Lebensgefahr verletzt werden konnten. Übrigens nimmt der Vf. an, dass die Verwundung auf der *linken* Seite geschehen seyn müsse. S. unten. Zum Schlusse erklärt er sich noch über Auferstehung Christi dahin, dass, da er wirklich todt gewesen sey, diese als wundervolle Wirkung der höheren Natur Christi, oder der Allmacht Gottes betrachtet werden müsse. — Die noch angehängte *Conringsche* Abhandlung findet sich, unter dem obigen Titel und nach dem hier gelieferten Abdrucke, als Manuscript auf der jenaischen Bibliothek. Sie scheint von *Conring* ohne besondere Sorgfalt für Stil und Diction entworfen, und, während der Vorlesung derselben, von einem seiner Schüler nachgeschrieben zu seyn. Sie kam schon heraus: *Helmstad. ex officina Schnorriana* 1744. 4. S. 33. Der jetzige Herausgeber hat sich das Verdienst um sie erworben, dass er theils die abweichenden Lesarten dieser Edition von jenem Manuscripte angegeben, theils sie mit einem erläuternden Commentare begleitet hat. Die drey Hauptsätze, worauf die ganze Abhandlung zurückkommt, ergeben sich schon aus dem Titel. Die Hauptansichten stimmen der Sache nach mit den Grunerschen überein; nur geht der Vf. hin und wieder, namentlich bey dem Blutschweisse, in ein tieferes physiologisches Detail, *wie* dieser entstehen könne. Zum Schlusse ist noch ein *index rerum memorabilium* angehängt.

Rec. gesteht gern, dass er diese Abhandlungen, in doppelter Rücksicht, nicht ohne besonderes Vergnügen gelesen hat. Sieht er auf die zum Grunde liegende Absicht, so ist es unverkennbar, dass diese aus Achtung für die Lehren der Religion, und aus reiner Sorgfalt für die Aufrechthaltung ihres Ansehens geschöpft ist. Sieht er auf die Ausführung, so verspricht er sich hauptsächlich davon den Gewinn, dass manche Theologen minder rasch in ihren Erklärungen und Conjecturen besonders da zu Werke gehen werden, wo die Sache eher zur Competenz des Arztes als des Theologen gehört. In dieser Hinsicht erschien uns die zweyte Abhandlung vorzüglich schätzbar. Die Wissenschaften sind nun einmal, ihrer Natur nach, alle durch ein gemeinschaftliches Band mit einander verbunden. Warum sollte da der Theolog nicht die Hülfe ärztlicher Kenntnisse wünschen und benutzen, wo die seinigen nicht ausreichen können? Nur sollte aber auch billig der Arzt seinerseits sich in solchen Fällen innerhalb der Grenzen seiner Wissenschaft zu halten wissen, sich kein Urtheil über Sachen anmassen, die billig der Beurtheilung des Theologen überlassen bleiben müssen, und sich von dem letzteren lieber die Data, mit den verschiedenen möglichen Ansichten derselben, geben lassen, und sich, in seinem Urtheile darüber, einzig an diese halten. Die Billigkeit dieser Aufoderung liegt in der Natur der Sache selbst; aber sie möchte in den vor uns liegenden Abhandlungen nicht immer befolgt seyn. Einmal fassen die Vff., der eine mehr, der andere weniger, die Würde des Mannes, von dem hier die Rede ist, mehr ins Auge, als die Beurtheilung des nackten Facti es nöthig machte. Und wie wird nun dieser Mann beurtheilt? Ganz nach den kirchlichen Katechismusbegriffen, die sich noch aus dem Jugendunterrichte herschreiben. Da ist er *natus ex Maria virgine*, und *divinae naturae particeps*, ohne die geläutertern, und so wohl der Person Jesu als unsrer selbst würdigeren Begriffe, denkender und liberaler Theologen hierüber weiter zu Rathe zu ziehen, S. 10. 58. Da hat er im eigentlichsten Sinne Wunder gethan, hat andere Todte, und sich selbst vom Tode wieder erweckt; ohne auf die vielen, schätzbaren Ansichten der Wunderbegebenheiten im A. und N. T. Rücksicht zu nehmen. S. 14 ff. Da hat Jesus im kirchlich-dogmatischen Sinne des Worts geweissagt, und namentlich seine eigene Auferstehung von einem wirklichen Tode geweissagt, da doch nicht eine einzige Weissagung der letzteren Art, am wenigsten beym Johannes, erweislich seyn möchte. (Vergl. *Henke: Joannes Apostolus nonnullorum Jesu apophthegmatum in evangelio suo et ipse interpres*, Helmstad. 1798.) S. 16. 98. In dem Zeitalter *Conrings* möchten solche Prämissen angehen, und allenfalls ihre Wirkung bey Beurtheilung des in Frage stehenden Facti thun; aber jetzt lassen sie sich nicht mehr so geradehin als ausgemachte Sätze, die keiner weiteren Bestimmung mehr bedürften, ansehen. Ferner scheint es uns ausserhalb der Sphäre des Arztes zu liegen, über das, was zum Geiste

der Religion, oder zu dem Inbegriffe von Wahrheiten gehört, wodurch ihr Hauptzweck befördert wird, abzusprechen. Mag er immerhin durch seine ärztlichen Kenntnisse zur Erläuterung einzelner Thatsachen, und auf diese Art mittelbar zur näheren Bestimmung einzelner Lehren mitwirken: so muss doch das Einordnen ins System, und das Urtheilen über die höhere oder mindere Wichtigkeit der Lehren selbst, dem Theologen vorbehalten bleiben. Aber auch hiegegen scheinen die Vff. durch die vielen und wiederholten Aussetzungen zu fehlen, dass Tod und Auferstehung Christi das Fundament des ganzen Christenthums sey. Freylich wohl, wenn man Christi Tod als Opfertod, und seine Auferstehung, besonders in Hinsicht auf Jesu Weissagungen von derselben, als Beweis seiner Würde, und somit auch der Wahrheit seiner Lehre betrachtet, wie diess selbst im apostolischen Zeitalter der Fall war. Allein wenn man mit der Entstehung der Idee vom Opfertode Christi aus jüdischen auf den Tod Christi übergetragenen Opferideen nur einigermaßsen bekannt ist, und wenn man zwischen der Lehre Jesu und der Apostel einen billigen Unterschied macht, und unter anderen darauf achtet, dass Christus von seinem Tode nirgends erweislich als von einem *Opfertode* spricht, was er doch gethan haben würde, wenn diese Lehre so sehr Mittelpunkt seiner Religion war, als Paulus sie dafür ausgiebt: so wird man schwerlich in die obige Voraussetzung der Vf. über die Wichtigkeit dieser Lehre mit einstimmen komnen. S. 8. 21. 58. Endlich möchte auch nicht jeder Leser so geradehin, und ohne weitere Bestimmung das Urtheil über die Referenten von dem Leben Jesu, dass sie *testes omni exceptione superiores* seyen, und die Regel der Auslegung, dass sie ganz wörtlich verstanden seyn wollten, unterschreiben. Auch Livius ist ein glaubwürdiger *testis* der von ihm erzählten Thatsachen; aber wenn er nun erzählt, dass es Steine geregnet habe, so lassen wir ihn selbst diess zwar *bona fide* erzählen, bleiben aber in *unserem* Urtheile dabey nicht stehen, sondern denken über das natürliche und historisch zum Grunde liegende Factum weiter nach. So hält sich auch Rec. überzeugt, dass die Evangelisten Jesum für wirklich todt, und nachmals für einen wirklich Auferstandenen hielten; aber ist damit nun *unser* Nachdenken über diese Erzählungen ganz abgeschnitten? und bieten sich hier nicht so viele Rücksichten dar, aus welchen diese erzählten Thatsachen beurtheilet seyn wollen? Wenn nun aber Schriftsteller von solchen bisher erwähnten Voraussetzungen ausgehen, so sind die beiden üblen Folgen, die sich auch in den vor uns liegenden Abhandlungen zeigen, kaum zu vermeiden: 1) dass sie sich über Theologen, die, ihrer Meinung nach, die Würde Christi beeinträchtigen, den Werth einer höchst wichtigen Lehre verkennen, und in die glaubwürdigsten Zeugen ein ungerechtes Misstrauen setzen, hart und mit Unwillen auslassen (S. 58. 97), und, 2) was hier das schlimmste ist, dass sie in denselben Fehler verfallen, den sie den neueren Theologen, in Behandlung des vorliegenden Gegenstandes, Schuld geben. Wie diese, um der Sache ein natürliches Ansehen zu geben, in ihren Erklärungen und Conjecturen oft zu dreist sind, so erlauben auch sie sich manche Willkührlichkeit und Einseitigkeit, um die altkirchliche Ansicht der Lehren des Christenthums und seines Stifters aufrecht zu erhalten. Hier sind einige Belege dazu. Dass Christus Blut geschwitzt habe, wird, da es Beyspiele von dieser Erscheinung giebt, als bekannt vorausgesetzt, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, dass einzig Lucas dieses Umstandes erwähnt, (sein Zeugniss, sagt *Conring*, sey einem *Christen* schon genug), dass die Beobachtung dieses Phänomens zur Nachtzeit ihre eigenthümlichen Bedenklichkeiten hat, und dass bloss die Heftigkeit des Angstschweisses dadurch vielleicht bezeichnet werden sollte: wie auch wir wohl sagen, man sey so betrübt, man möge *blutige Thränen* weinen; ohne diess je wörtlich genommen wissen zu wollen. S. 32. Das Geisseln Jesu wird nach seiner denkbar grössesten Härte geschildert, ohne die Absicht des Pilatus, Jesu hierdurch seine Freyheit wieder zu verschaffen, nur eines Seitenblicks zu würdigen. S. 35. Das Beinbrechen unterblieb bey Christus, weil es, nach schon erfolgtem Tode, überflüssig war, S. 63, oder aus Mitleiden gegen ihn S. 37, (das doch gegen einen *Todten* nicht wohl Statt fand, und eher zur Vollziehung des Beinbrechens auch bey Christo geleitet haben möchte, um seinen Tod desto gewisser zu beschleunigen,) ohne das allenthalben durchschimmernde Bestreben des Pilatus, Christum am Leben zu erhalten, bey Unterlassung dieser Kreuzigungssitte irgend in Anschlag zu bringen. Der Lanzenstich muss gerade die *linke* Seite getroffen haben, da doch die Evangelisten nur τὴν πλευρὰν überhaupt nennen; und warum gerade die linke? „*Est enim sinistrum latus aptius et militi vulneranti et rei explicationi scilicet. Erat crux non adeo alta, perraro hominis statura longior, miles lancearius, manu fortis, strenuus et expertus, cui vulnera aver so corpore habere, vel misericordia flecti turpe ducebatur, fere solet ferrum adverso pectore adigere, dextra militi exploranti et ferienti commodior est ad fodiendum latus contrarium, i. e. sinistrum.*“ S. 41. Aus der Seite Jesu muss das Blut, *cum impetu profluere;*“ da doch Johannes nichts weiter sagt, als: ἐξῆλθε αἷμα, S. 39. Νύττειν, das doch füglich *pungere* heissen kann, muss hier eine tiefe Verwundung anzeigen, und selbst κεντεῖν muss diesen Beweis verstärken helfen, ohngeachtet es nur aus einer *accommodirten* Stelle des A. T. entlehnt ist. S. 63 ff. Die πλευρὰ muss gerade die tödtlichste Stelle bezeichnen, da wir doch kein *Visum repertum* eines Arztes vor uns haben, und πλευρὰ von so weitläuftiger Bedeutung ist. S. 40 u. s. w. Wären alle diese Ansichten wohl minder willkührlich, als die Conjectur, dass die Verwundung Jesu auf geheimer Instruction des Pilatus beruhet haben möge, um das Beinbrechen bey Christus, den er gern gerettet wissen wollte, zu verhüten, und dass folglich auch jene Verwundung nicht gerade auf der tödtlichsten Stelle und so tief beygebracht seyn möge?

Aller dieser Vorschnelligkeiten im Urtheilen ungeachtet, werden jene Abhandlungen eine nur desto

vorsichtigere und gründlichere Untersuchung des Gegenstandes veranlassen, und schon insofern wird sich jeder Freund liberaler Forschung ihrer Erscheinung freuen. H.

Crefeld, b. ter Meer: *Historische und psychologische Bemerkungen über Pietisten und Pietismus*, von *G. W. Krause*. 1804. XIV und 401 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Man sieht es dem Vf. auf allen Seiten dieser Schrift an, dass er in dem Gegenstande, den er behandelt, nicht nur nicht fremd, sondern auch von warmer Liebe für Religion durchdrungen ist. Es ist daher dankenswerth, was er geliefert hat, obgleich damit nicht gesagt werden soll, dass es nicht besser seyn könnte. Warum diese Bemerkungen psychologisch heissen, begreift man nicht; es müsste denn das Wort im weitesten Sinne genommen werden, in welchem am Ende alles psychologisch heissen kann, was über menschliche Meinungen und menschliches Thun gesagt wird. Nicht einmal historisch durften sie vorzugsweise genannt werden. Denn wer erwartet da nicht ein etwas tieferes Eingehen in die ältere und neuere Geschichte. Wer überhaupt eine philosophische Ausführung dieses Thema wünscht, dem thut dieses Buch nicht vollkommen Genüge. Nicht einmal die Bestandtheile des Begriffs: Pietismus sind bestimmt an irgend einem Orte angegeben. Und darin liegt das πρῶτον ψεῦδος. Statt dessen handelt der Vf. in eilf Briefen oder Abhandlungen, wie er sie eben so gut genannt wissen will und was sie dann freylich sind, wenn man Anfang und Ende abschneidet; aber auch nicht sind, wenn man auf logische Genauigkeit sieht, über mancherley Gegenstände, welche mit der Hauptsache bald mehr, bald weniger in Verbindung stehen. Rec. könnte das an der Stirne des Buchs befindliche Inhaltsverzeichniss abschreiben, wenn es ihm darum zu thun wäre, den Raum zu füllen. Überall zeigt sich des Vf. gesundes und liberales Urtheil. Dass sich geäusserte Meinungen vorfinden, über die sich rechten lasst, wird jeder gern glauben. Wenn z. B. der Vf. an mehreren Orten eine nahe Verwandtschaft zwischen Pietismus und dem Mysticismus der neueren Zeit zu finden glaubt; so kann man unmöglich ganz beystimmen. Bey aller Ähnlichkeit ist doch manches an beiden so verschieden, dass sie in vieler Hinsicht nur Stiefbrüder genannt werden können. Zu viel Gutes wird im neunten Briefe vom Pietismus abgeleitet, wenn er im schlimmen Sinne; und wieder zu wenig, wenn er im guten Sinne genommen wird. Wenn S. 335 Heucheley unter die Quellen des Pietismus gerechnet wird, so ist sie nicht sowohl eine Quelle desselben, als vielmehr nur seines Scheins. Etwas zu gedehnt und declamatorisch sind auch manche Stellen, besonders im 8 und 9 Briefe. Im 7 ist manches wiederholt, was schon im 2 vorkam. Desto trefflicher aber ist die Regel, welche S. 275 Eltern und Erziehern gegeben wird, darum weil Glaubenseiferer gewöhnlich Unglauben und Unsittlichkeit für gleich bedeutend halten, „die sittliche Natur des Menschen früher zu bilden, ehe man seinem Verstande Glaubenssätze einpfropft, die doch entweder gar nicht haften, oder zur blossen Gedächtnisssache werden, oder dazu verleiten, dass moralische und Glaubenswahrheiten, unter einander gemischt, beide für gleich positiv und von aussen gegeben, angesehen werden. Die Folge, welche aus der letzteren Methode entsteht, kann keine andere seyn, als dass der Mensch in seinem späteren Alter beides als gleich unnütz wegwirft, und bloss seinen Neigungen und Begierden fröhnt." Eine Erfahrung, die man heut zu Tage mehr als zu oft zu machen Gelegenheit hat. Manchem darf nur zweifelhaft gemacht werden, was er in seinem Glauben für unbezweifelt hielt, um sogleich auch Zweifel gegen die moralischen Wahrheiten zu fühlen. Nicht weniger muss man dem S. 372 geäusserten Wunsche beystimmen: „Möchte ein *Spener* des neunzehnten Jahrhunderts unsere jungen Lehrer, die sich oft mit ihrem vermeinten Wissen so klug und so geschickt dünken, rohe und unwissende Menschen zu bilden, zurückweisen in die Schranken, hinweisen auf ihre edle Bestimmung, Menschen zu erziehen zu moralischen Wesen, nicht zu Grüblern und Schwätzern; so wie jener verdiente Spener die Schulweisheit seiner Zeit aus dem Kirchen- und Volksunterrichte verbannte!"

Der Stil ist, einige kleine Flecken abgerechnet, gut und fliessend. Ein Doppelsinn ist gleich in der zweyten Periode der Vorrede: Wem es um die gute Sache der Religion so ein Ernst ist, wie der Vf. sich Leser wünscht u. s. w. kann auch heissen: wem es — eben so sehr, in eben dem Grade ein Ernst ist, wie sehr, in welchem Grade sich der Vf. Leser wünscht. S. 63 *dessen* sein Geist bedarf statt *derer* — ist ein blosser Druckfehler. S. 307 welche die Pietisten für das gewöhnliche (st. *gewöhnlich*) sehr lieb haben.

L. M. H.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Schneeberg*, in der Verlagsh.: *Literarische Pflanzen zum Nutzen und Vergnügen*, in den Freystunden gezogen und gepflegt von *M. Daniel Friedrich Rosenfeld*, Prediger in Zschorla bey Schneeberg. 1805. 114 S. 8. Dass Prediger ihre Freystunden, deren manche sehr viele haben, zum Theil auch auf eine solche Art anwenden, wie Hr. *R.* hier von sich gezeigt hat, ist eben nicht zu tadeln; aber das verdient eine Rüge, dass sie die Ausgeburten dieser Stunden sogleich der Welt vorlegen. Hätte Hr. *R.* der Versuchung etwas von sich gedruckt zu sehen, nicht widerstehen können: so hätte er wenigstens unter seinen Pflanzen eine strengere Auswahl beobachten, und überhaupt mehr Zeit und Mühe auf ihre Wartung und Pflege verwenden müssen, damit sie nicht so verwachsen und in Unkraut versteckt erschienen wären. Gleich die erste Erzählung, oder Dichtung, wie sie der Vf. nennt, *Andromede, die reinmoralische Jungfrau*, giebt von dem Geschmack ihres Vf. keinen sonderlichen Begriff. Wie geziert ist ihr Anfang, wie alltäglich-geschraubt ihre Sprache. Einige der folgenden versificirten Erzählungen sind zwar etwas besser gerathen, aber deswegen lange noch nicht ohne Fehler. Was soll man aber dazu sagen, wenn sich das Gedicht, *das Lachen*, S. 61. das obendrein nicht einmal zu den schlechtesten gehört, also schliesst:

„*Höhern Stoff* wird jenes Leben
Dir zu *reinerm Lachen* geben."

- ??

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 3 JULIUS, 1806.

JURISPRUDENZ.

Wien, b. Trattner: *Gesetzbuch über Verbrechen.* 1803. 1 Th. 326 S. 2 Th. (dieser 2 Th. auch noch unter dem besonderen Titel: *Gesetzbuch über schwere Polizey-Übertretungen.*) 216 S. 8.

Unter die merkwürdigsten Begebenheiten unseres Zeitalters gehören gewiss die starken Fortschritte, welche die beiden grössten Mächte Deutschlands, angeregt durch ihren eigenen Eifer für das Wohl ihrer Unterthanen, im Fache der Gesetzgebung gemacht haben. Der österreichische Staat hat seine Criminalgesetze vollendet. Es wird dabey zwischen *eigentlichen Verbrechen*, wovon das zuerst aufgeführte Gesetzbuch handelt, und zwischen *schweren Polizeyübertretungen* unterschieden. Jedes von diesen Gesetzbüchern hat wiederum zwey Haupttheile, wovon der eine die Vorschriften enthält, wie die Verbrechen bestraft werden sollen, und der andere das dabey zu beobachtende Verfahren.

Das zu beiden Gesetzbüchern gehörende Publicationspatent ist zu Wien unterm 3 Sept. 1803 erlassen und der Anfang der gesetzlichen Kraft auf den 1 Januar 1804 bestimmt worden. Wie das gedachte Publicationspatent selbst anführt, waren schon im J. 1787 allgemeine Gesetze über Verbrechen und Bestrafung derselben ergangen, und diesen war im J. 1788 eine allgemeine Criminalgerichtsordnung nachgefolgt. Man fand sich jedoch bald veranlasst, diese Gesetze hier zu erweitern, dort einzuschränken, und in vielen wesentlichen Theilen zu verändern. Diese Verbesserungen suchte man in den Entwurf eines neuen Strafgesetzes zu vereinen, welcher den in den verschiedenen Provinzen desshalb angeordneten Commissionen zur Prüfung mitgetheilt wurde. Nur in West-Gallicien, wo die Einführung eines anderen Strafgesetzes ein dringendes Bedürfniss war, erhielt dieser Entwurf mit wenigen Abänderungen sogleich verbindliche Kraft; von Seiten der übrigen Provinzen wurden aber noch die Bemerkungen der Sachverständigen erwartet und benutzt. Beym ersten Anblicke könnte es scheinen, als dürfte man keiner Provinz zumuthen, sich zum Besten der übrigen gleichsam zur Probe herzugeben, und es wäre allerdings unbillig gewesen, den West-Galliciern eine solche Probe zuzumuthen, wenn diese ihre bisherigen Gesetze hätten aufgeben, und sich auf gutes Glück einer anderen Gesetzgebung unterwerfen müssen. Aber die Provinz, von der hier die Rede ist, war beynahe gesetzlos, als man sie diesem neuen Gesetzbuche unterwarf; und dieses war, wenn es auch noch Fehler gehabt hätte, dennoch eine wahre Verbesserung des bisherigen gesetzlichen Zustandes.

Zuerst verdient der Unterschied zwischen Verbrechen und schweren Polizeyvergehungen eine nähere Erwägung. Schon das Beywort „schwer" giebt zu erkennen, dass im letzteren Falle nicht bloss von solchen Vergehungen die Rede ist, welche man in anderen Staaten unter den Polizeyvergehungen zu begreifen pflegt; und bey näherer Erwägung des Inhalts des Gesetzbuchs über schwere Polizeyübertretungen findet es sich, dass Handlungen, welche ihrem Wesen nach unter die eigentlichen Verbrechen gehören, z. B. Diebstähle, Betrügereyen und Fälschungen, in den Fällen, wo sie für minder wichtig gehalten werden, in die Reihe der Polizeyvergehungen gestellt werden. Hieraus ergiebt sich schon, dass der Gesetzgeber bey dem zwischen Verbrechen und Polizeyvergehungen gemachten Unterschiede nicht von wesentlichen Bestimmungen ausgegangen sey, sondern die Absicht gehabt habe, den Criminalgerichten Arbeiten von minderer Wichtigkeit abzunehmen, und sie einem solchen Gerichte beyzulegen, dessen Mitglieder zwar nicht die zur Beurtheilung wichtiger Verbrechen erforderliche Wissenschaft und Fähigkeit, dagegen aber die Fertigkeit besitzen, minder wichtige Gegenstände mit durchgreifender Schnelligkeit abzuhandeln. Diesem Gesichtspunkte scheint indessen der Gesetzgeber doch nicht ganz treu geblieben zu seyn, weil er alle culpose Handlungen, so wichtig auch ihre Folgen seyn mögen, (§. 153 des Gesetzb. über schwere Polizeyvergehungen) unter die Polizeyvergehungen gebracht hat, wobey denn besonders in Betrachtung kommt, dass die grösste Schwierigkeit bey Criminaluntersuchungen oft in der Entscheidung der Frage besteht, ob eine gewisse Handlung für eine dolose oder culpose zu achten sey. In einem solchen Falle würde sich erst bey der Untersuchung selbst ergeben, ob die Handlung unter die eigentlichen Verbrechen, wie sie das österreichische Gesetzbuch bestimmt, oder unter die Polizeyübertretungen gehöre. Der zwischen Verbrechen und Polizeyvergehungen in den österreichischen Gesetzen gemachte Unterschied ist also weder durchgängig in der Natur der Sache, noch in der Behandlungsart gegründet; und obgleich die aus einer solchen Vermischung verschiedenartiger und Trennung gleichartiger Gegenstände zu besorgende Übel dadurch gemindert werden, dass auch bey Polizeyvergehungen eine förmliche Untersuchung Statt findet, so wird

doch dadurch der schon oben bemerkte Übelstand um so weniger gehoben, da das Kreisamt, welches die Untersuchung der Polizeyvergehungen führt, nicht dem Criminalgerichte, sondern der politischen Behörde unterworfen ist. Natürlich setzt man voraus, dass die Criminalgerichte und die politischen Behörden an verschiedene Gesichtspunkte gewöhnt sind, weil man sonst nicht ohne Noth Unterschiede gemacht haben würde, und die übeln Folgen, welche aus einer solchen Verschiedenheit der Gesichtspunkte entstehen, sind wohl nicht zu verkennen. Es bleibt also wenigstens so viel gewiss, dass der gedachte Unterschied nicht in der Art, wie ihn die österreichischen Gesetze machen, hätte gemacht werden sollen; überhaupt aber ist es zweifelhaft, in wie fern ein solcher Unterschied überhaupt rathsam sey. Für diese Trennung der eigentlichen Verbrechen von den Polizeyvergehungen spricht der wesentliche Unterschied zwischen der Justiz- und Polizeygewalt, und die Verschiedenheit der Grundsätze, auf welchen die Strafbarkeit der Verbrechen und Polizeyübertretungen beruhet. Dagegen aber streitet, dass eben wegen des Unterschiedes der Polizey- und Justizgewalt der letztern allein das Recht zusteht, zu entscheiden, ob und wie weit jemand durch Verletzung eines Gesetzes eine Strafe verwirkt habe, und dass, wenn ein Gesetz existirt, dieses gehandhabt werden muss, wenn auch die Grundsätze, auf welche das Gesetz gegründet wurde, nicht unmittelbar auf die Sicherheit der Rechte gerichtet waren. So sind z. B. die Verordnungen, welche den Zinsfatz bestimmen, ihrem Ursprunge nach, Polizeygesetze, und sie haben auch dadurch, dass die Justizhöfe sich bisher mit Bestrafung der Verletzung dieser Gesetze beschäftigten, ihre Natur nicht verloren; aber es gehört dennoch das Urtheil, wie weit ein solches Gesetz auf eine strafbare Weise verletzt worden sey, in den Bezirk des richterlichen Amts. Denn nachdem das Gesetz gegeben worden, darf der Richter, als solcher, darüber keine Untersuchung anstellen, ob es zuträglich gewesen sey, den Zinsfatz überhaupt zu beschränken, oder wenn auch diess angenommen werden müsste, in der Art, wie es geschehen ist, zu bestimmen; er untersucht nur, was das Gesetz verordne, und ob diese Verordnung übertreten worden sey. Es kann wohl seyn, dass zuweilen die Erklärung des Gesetzes bey dessen Anwendung eine Einsicht in das Wesen der Gesetze erfodert, und dass zu dessen Beurtheilung vielleicht andere Einsichten nöthig sind, als der Justizmann, als solcher, zu haben pflegt; allein daraus folgt nur, dass zum juristischen Praktiker eine mannichfaltige Ausbildung erfodert werde, dass der Justizmann, welcher bestimmt ist, das Gesetz anzuwenden, nicht immer auch geschickt ist, es zu geben, and dass also das Justizdepartement, so weit es sich mit der Gesetzgebung beschäftiget, sich bescheiden müsse, dass zu solchen Gesetzen andere Einsichten erfodert werden, als der blosse Justizmann zu haben pflegt, wie denn auch zur Gesetzgebung überhaupt solche Einsichten nöthig sind, welche mehr umfassen, als zur blossen Verwaltung der Gerechtigkeit gehört. Desswegen lässt sich aus der Verschiedenheit des Gesichtspunkts des Gesetzgebers und Richters noch nicht auf eine Verschiedenheit des Gesichtspunkts bey der Auslegung der eigentlichen Strafgesetze und der Polizeyverordnungen schliessen, und gewiss ist das Gesetz sehr fehlerhaft, wenn man zur Erklärung desselben dieselben Einsichten mitbringen muss, welche der Gesetzgeber haben musste, um ein solches Gesetz zweckmässig abzufassen. Überhaupt aber wird man es nie dahin bringen, dass der Justizmann sich bey Ausübung seines Amts an solchen Kenntnissen begnügen könne, welche allein aus seiner Wissenschaft hergenommen werden. Es ist unmöglich, bey jeder Gelegenheit Sachverständige zuzuziehen, oder auch nur das Gutachten der Sachverständigen zu verstehen und zu benutzen, ohne selbst einige Sachkenntniss erworben zu haben, und man muss also von dem Richter auch solche Einsichten fordern können, welche innerhalb der Grenzen seiner Hauptwissenschaft nicht erlernt werden können. Rathsam wäre es vielleicht, die eigentlichen Justizsachen von denjenigen abzusondern, wobey zuweilen ein terroristisches Verfahren Statt finden muss, damit die Ehrfurcht gegen die Justiz rein erhalten werde, welche immer geschwächt wird, wenn man einen Gerichtshof, dessen Mitglieder man als die Stütze der wesentlichen Gerechtigkeit betrachtet hat, nach solchen Grundsätzen handeln sieht, welche nur durch die Noth gerechtfertiget werden können. Aber diess ist der Fall bey dem grössten Theile derjenigen Polizeyübertretungen nicht, dem man in den österreichischen Gesetzen einen besondern Gerichtshof gewidmet hat.

Was die Hauptgrundsätze der österreichischen Criminalgesetze betrifft, so sind diese zweckmässig und menschlich, und es ist sehr zu billigen, dass man die abgeschaffte Todesstrafe wieder eingeführt hat, weil die Vermeidung derselben nur Veranlassung gegeben hatte, auf andere Strafen zu denken, welche viel grausamer waren, und den Menschen unter die Thiere erniedrigten. Die Menschlichkeit, welche bey dieser Wiederherstellung der Todesstrafe zum Grunde liegt, ergiebt sich schon daraus, dass man nur Eine Art der Todesstrafe festgesetzt hat, und zwar eine solche, welche gar nicht schmerzhaft und in dieser Rücksicht vielleicht der Enthauptung durch Schwerdt oder Fallbein vorzuziehen ist. Diess ist die Strafe des Stranges, welche zugleich den zufälligen Nutzen hat, dass sie nach der gemeinen Meinung schimpflicher ist, als die Strafe des Schwerdts. Da nun die Todesstrafe eine noch härtere Strafe seyn soll, als die Ehrlosigkeit: so wird die natürliche Steigerung der Strafen verletzt, wenn man auf die Ehrlosigkeit als die mindere Strafe eine solche Strafe folgen lässt, bey welcher die Ehre unverletzt bleibt, und dieser Fehler ist es eben, welchen das österreichische Criminalgesetzbuch glücklich vermieden hat. Will man sich, wie man im österreichischen Gesetzbuche gethan hat, an einer einzigen Todesstrafe begnügen: so müssen der Fälle, wo sie zur Anwendung gelangen sollen, nur wenige seyn. Diess ist auch in der That der Fall

bey den österreichischen Gesetzen; selbst der gemeine Todtschlag wird nicht mit dieser Strafe belegt, sondern nur der räuberische, ingleichen der Meuchelmord, die Vergiftung und der bestellte Mord. Auch die Brandlegung wird nicht in allen Fällen mit dem Tode bestraft. Merkwürdig ist es indessen, dass die Verfälschung der öffentlichen Creditpapiere (§. 94) mit dem Tode belegt wird, obgleich das Gesetz (§. 104) die Münzfälschung nur mit schwerem Kerker ahndet. Es scheint widersprechend zu seyn, dass man die Verfälschung dessen, was das Geld vorstellt, härter bestraft, als die Verfälschung des Geldes selbst; es lässt sich aber die härtere Strafe dadurch rechtfertigen, dass die Münzfälschung ungleich schwieriger und doch viel leichter zu entdecken ist, als die Verfälschung des Papiergeldes; auch ist gewöhnlich der Vortheil, welcher dadurch erlangt werden kann, im letzteren Falle grösser, als im ersteren; der im letztern Falle zu besorgende Nachtheil auch sehr gross, weil dadurch der Credit des Staats in Gefahr geräth, und der Staat selbst dadurch seinem Untergange nahe gebracht wird.

Es sind aber doch der Fälle, wo die Todesstrafe eintreten soll, immer noch zu viele, wenn nur Eine Art der Todesstrafe vollzogen werden soll. Denn alsdann wird die Verfälschung der öffentlichen Papiere mit dem Hochverrathe und Meuchelmorde gleich bestraft, und doch könnte es sich wohl ereignen, dass der Verfälscher öffentlicher Papiere Menschen mordete, von denen er eine Entdeckung seines mit der Todesstrafe bedroheten geringern Verbrechens befürchtete; Verschärfung der Todesstrafe aber soll nach §. 843 nicht Statt finden; sie dürfte auch nicht wirksam genug seyn, um den Verbrecher von einem noch grösseren Verbrechen abzuschrecken, welches er als Mittel brauchen will, sich aller Strafe zu entziehen; daher sollte aus diesem Grunde im Falle der blossen Verfälschung des Papiergeldes die Todesstrafe hinwegfallen, wenn sie auch, nach obiger Ausführung, an sich betrachtet, gerechtfertiget werden kann. Diess könnte auch um so eher geschehen, da die übrigen Strafen, ausser der Todesstrafe, noch immer sehr hart sind. Vielleicht hat man Bedenken getragen, die harten älteren Strafen auf einmal zu mildern; und in der That lässt sich diese Härte dadurch entschuldigen, dass diejenigen Strafen, welche man vorher festgesetzt hatte, um die Todesstrafe entbehrlich zu machen, ungleich härter waren, als diejenigen, welche in dem neuen Strafgesetzbuche übrig geblieben sind. Es macht daher dem Gesetzgeber Ehre, dass er lieber die Todesstrafen wieder einführen, als die harte Strafe des Schiffziehens und ähnlicher grausamer Behandlungen der Verbrecher beybehalten wollen. Aber die beybehaltenen Strafen sind doch immer noch zu hart.

Auch der unterste Grad der Kerkerstrafe hat schon die Folge, dass einem Gefangenen kein anderes Getränk, als Wasser, zugelassen und ihm mit niemand eine Zusammenkunft, ohne Gegenwart des Gefangenwärters, auch keine Unterredung in einer dem letztern unverständlichen Sprache gestattet wird. Die zuletzt gedachte Einschränkung der Freyheit ist dem Zwecke nicht gemäss. Wäre von der Einsperrung eines Inquisiten die Rede, so wäre das Verbot einer geheimen dem Gefangenwärter nicht verständlichen Unterredung ganz zweckmässig; aber beym Kerker zur Strafe bedarf es dieses Verbots nicht, und es kann dem Gefangenen, welcher die Landessprache nicht versteht, oft äusserst nachtheilig werden, wenn ihm nicht erlaubt wird, mit seinen Landsleuten über seine Angelegenheiten zu sprechen. Soll aber die Strafe eben in der Einsamkeit des Gefängnisses bestehen, so muss dem Gefangenen gar keine Unterredung gestattet werden; wobey es sich aber von selbst versteht, dass ein solches Gefängniss nur kurze Zeit dauern könne, wenn man nicht gewisse Zeit bestimmen will, wo dem Gefangenen die Unterredung mit anderen zu Regulirung seiner Angelegenheiten zu erlauben wäre.

Noch härter ist der zweyte Grad der Kerkerstrafe. Denn alsdann werden dem Verurtheilten Eisen an die Füsse gelegt; der Genuss des Fleisches wird ihm verboten, und in Ansehung des Lagers ist er auf blosse Breter eingeschränkt. Gleichwohl kann diese Kerkerstrafe im Falle des Zweykampfs 5 Jahre dauern, und eine ähnliche Strafe kann denjenigen treffen, welcher anderen Mitbürgern durch Reden, schriftliche oder bildliche Darstellungen solche Gesinnungen einzuflössen sucht, woraus Abneigung gegen die Regierung, Staatsform, oder Landesverfassung entstehen kann. (§. 57. 59.)

Wenn man bedenkt, wie leicht blosse Unbescheidenheit beym Tadel der Staatsform oder Landesverfassung für Bosheit gehalten werden kann: so wird man besorgen, dass diese äusserst harte Strafe sehr oft Personen treffen werde, deren Gesundheit dabey sehr leiden würde, und die wohl ein besseres Schicksal verdient hatten.

An Grausamkeit grenzt der dritte Grad der Kerkerstrafe. Dieser wird im §. 14 so bestimmt: „Die schwerste, oder die Kerkerstrafe des dritten Grades besteht darin, dass der Sträfling in einem von aller Gemeinschaft abgesonderten Kerker, worin er jedoch so viel Licht und Raum, als zur Erhaltung der Gesundheit nöthig ist, geniesst, stets mit schweren Eisen an Händen und Füssen, und um den Leib mit einem eisernen Ringe, an welchen er ausser der Zeit der Arbeit mit einer Kette angeschlossen wird, verwahret, nur alle zwey Tage mit einer warmen, doch keiner Fleischspeise genährt, die übrigen Tage aber bey Wasser und Brodt gehalten, sein Lager auf blosse Breter eingeschränkt, und ihm mit niemanden eine Zusammenkunft oder Unterredung gestattet wird.“ Diese Strafe kann nach §. 54 denjenigen treffen, welcher eine in den Hochverrath einschlagende Unternehmung anzuzeigen vorsätzlich unterlassen hat.

Der Gang des Criminalprocesses ist im Österreichischen viel schneller, als im Preussischen; aber es ist doch nicht genug für den Beweis der Unschuld des Angeschuldigten gesorgt. Denn so schön auch die Instruction ist, welche dem Richter zur Führung der Untersuchung gegeben wird: so ist es doch bedenklich,

dafs der Angefchuldigte in erfter Inftanz gar keinen Defenfor haben foll, und dafs zwar die Tortur abgefchafft worden, aber doch die Beftrafung einer hartnäckigen Verweigerung der Antwort, oder einer offenbaren Lüge, dem Inquirenten ohne vorherige Anfrage bey der vorgefetzten Behörde verftattet wird. Das Specialverhör ift gänzlich abgefchafft; allein fo überflüffig es auch fcheinen möchte, den Angefchuldigten noch einmal zu verhören, wenn das erfte Verhör vollftändig und zweckmäfsig ausgefallen ift: fo ift doch bey wichtigen Straffällen die nachmalige Vernehmung des Angefchuldigten entweder über eine aus den Acten gezogene Gefchichtserzählung, oder über kurz und beftimmt gefafste Sätze defswegen dienlich, damit alle Mifsdeutungen eines nicht mit gehöriger Sorgfalt gewählten Ausdruckes vermieden, und der Richter felbft genöthiget werden möchte, die Sache nochmals in ihrem ganzen Zufammenhange zu erwägen.

Übrigens ift für die gehörige Controlle des Criminalrichters geforgt. Bey groben Verbrechen mufs das Urtheil, ehe es bekannt gemacht wird, dem Obergerichte vorgelegt werden (§. 434). Diefes mufs, zufolge §. 435, immer gefchehen, wenn fich die Verurtheilung auf die rechtliche Überweifung eines leugnenden Befchuldigten gründet. Der oberften Juftizftelle mufs das Urtheil vorgelegt werden (442. 443), wenn auf Todesftrafe oder lebenslängliche Kerkerftrafe erkannt worden, wie auch, wenn das Obergericht auf Strafe gegen einen Befchuldigten erkennt, welchen das Criminalgericht freygefprochen hatte. Eben diefs mufs gefchehen, wenn das Obergericht die von dem Criminalgericht erkannte Kerkerftrafe um 5 Jahre verlängert. Auch ift die Beftätigung der oberften Juftizftelle nothwendig, wenn das Verbrechen des Hochverraths, der Mifsbrauch der Amtsgewalt und die Verfälfchung der öffentlichen Creditpapiere der Gegenftand der Unterfuchung ift. Wird auf eine Todesftrafe erkannt, fo mufs die oberfte Juftizftelle das Urtheil nebft den Acten dem Landesherrn vorlegen (444). Der Recurs an den höheren Richter kann gegen ein Urtheil des Criminalgerichts alsdann genommen werden, wenn das Criminalgericht das Urtheil vollziehen darf, ohne es vorher dem Obergerichte vorzulegen. Gegen ein Urtheil des Obergerichts findet der Recurs ftatt, wenn das auf gänzliche Losfprechung des Angefchuldigten gerichtete Urtheil des Criminalgerichts in eine blofse Freyfprechung von der Inftanz verwandelt, oder die Strafe verfchärft worden. Dabey ift es aber bedenklich, dafs der Recurrent (§. 464) zwar die Mittheilung der Gründe des Straferkenntniffes, aber nicht die Einficht der Acten felbft fodern kann. — Allein obgleich wirklich ma ches vorkommt, welches eine gröfsere Sorgfalt d Gefetzgebers für die Vertheidigung des Angefch digten wünfchen läfst: fo ift doch dadurch für il fehr geforgt worden, dafs man über die Befchaffe heit des Geftändniffes in den §§. 399 und 400 fo zwec mäfsige Vorfchriften ertheilet hat. Sie lauten folge dergeftalt: „Das Geftändnifs mufs aber folgende E genfchaften haben: a) dafs der Befchuldigte daffel in dem Verhöre bey dem Criminalgerichte abgeleg oder doch beftätiget habe; b) dafs er folches in eine Zuftande gethan habe, da er feiner Sinne vollkon men machtig war; c) dafs er klar und beftimmt, nic etwa durch zweydeutige Ausdrücke oder Gebehrde geftanden habe; d) dafs das Geftändnifs nicht auf e ner blofsen Bejahung einer vorgehaltenen Frage, fo dern auf des Befchuldigten eigener Erzählung ber he; e) dafs es mit den über die Umftände des Ve brechens eingeholten Erfahrungen übereinftimme. – Ein fo befchaffenes Geftändnifs verliert nichts an fe ner Beweiskraft, wenn gleich nicht mehr möglich i die eingeftandene That vollkommen nach allen Un ftänden zu erforfchen: es ift genug, dafs einige Un ftände, wodurch das gefchehene Verbrechen beftät get wird, erhoben find, und dafs nichts hervorkomm was die Wahrheit des Geftändniffes zweifelhaft mach Wäre es aber durchaus unmöglich, aufser dem Ge ftändniffe eine weitere Spur von dem Verbrechen z erhalten: fo ift das Geftändnifs allein kein rechtliche Beweis."

Übrigens ift es nicht zu verkennen, dafs die öfter reichifchen Criminalgefetze mit forgfältiger Erwagun aller Umftände, und in einer edlen Schreibart abge fafst worden, wenn auch fchon mehrere Provincia lismen fich in diefes Gefetzbuch eingefchlichen ha ben. Es verfteht fich übrigens von felbft, dafs in ei nem Werke von fo grofsem Umfange viele Beftim mungen vorkommen müffen, wogegen der eine die fes, der andere etwas anderes zu erinnern finde möchte. Hätte Rec. alles, was er bey der Durchlefun diefes wichtigen Werks bemerkt hat, hier den Lefer mittheilen wollen: fo wäre ein Auffatz entftanden welcher dreymal fo lang, als das beurtheilte Werl felbft geworden wäre, und alle Punkte der Criminal gefetzgebung umfafst hätte. Daher begnügt fich Rec mit der Bemerkung, dafs der Sachkenner zwar viele in diefem Werke anders wünfchen, aber doch überall einen Gefetzgeber antreffen werde, der mit dem ganzen Umfange der Criminalgefetzgebung wohl bekannt ift, und feinen Gegenftand auf eine geiftvolle Weife behandelt hat.

Kl..n.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Nurnberg*, b. Lechner: *Literarifche Blatter.* Fünfter Band. 1804. Sechfter Band. 1805. 4. (1 Rthlr. 16 gr.) Die vorhergehenden Bände diefes belehrenden Journals find 1804. Nr. 282 angezeigt worden, wo wir zugleich über Plan und Einrichtung deffelben gefprochen haben. Die Herausgeber gehen, dem Zwecke getreu, ihren Gang durch das literarifche Gebiet der Mannichfaltigkeit beyfallswürdig fort, und mehrere Gelehrte liefern intereffante Auffätze, Nachrichten, Berichtigungen etc. Zu folchen gehören, u. a. *Kinderlings* Worte (Nr. 1) über die Chronik Ditmars von Merfeburg; *Roths* Nachrichten (Nr. 2) von *Leonis Defcript. Africae.* Befonders erhalten wir viele intereffante Nachrichten von feltenen Büchern, Ausgaben kleinerer Schriften, von Privatdruckereyen etc. und einen ziemlich vollftändigen gelehrten Nekrolog.

L. P.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG
DEN 4 JULIUS 1806.

MEDICIN.

Leipzig, b. Barth: *Fragmenta de viribus medicamentorum positivis sive in sano corpore humano observatis a Samuele Hahnemann*, M. D. Pars prima (prior). Textus. 1805. VIII und 269 S. Pars secunda (posterior) Index. 1805. VI u. 470 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Nach den seitherigen Bearbeitungen der Heilmittellehre dürfen wir hoffen, dass bald eine Zeit kommen werde, in welcher dieser Zweig des medicinischen Wissens, der den übrigen um so vieles nachgeblieben war, sich emporheben, und mit ihnen, so viel es seine Natur gestattet, gleichen Schritt halten werde. Es vereinigen sich theoretische Speculationen mit sinnreich ausgedachten und getreu dem Plane durchgeführten Beobachtungen, und des grossen *Boerhaave's simplex sigillum veri* fängt an, auch in der Heilmittellehre der Probierstein, und das, die Arbeit charakterisirende Motto der Forscher zu werden.

Ein Mann, welcher bey allen seinen bürgerlichen und literarischen Sonderbarkeiten, viele Verdienste um die empirische Medicin hat, welchen die Natur mit nicht gemeinen Talenten ausrüstete, und welcher vielen Fleiss auf deren Ausbildung wandte, dessen sonderbare Lebensweise ihn aber hinderte, mit hinlänglicher Beharrlichkeit auf demselben Wege fortzuschreiten, und welcher sich oft zu Behauptungen hinreissen liess, deren Unhaltbarkeit er nachher einzugestehen gezwungen war, dessen Genialität aber auch durch seine Irrthümer hindurch schimmerte, Hr. *S. Hahnemann*, erscheint hier mit einem Werke, von dem er sich grossen Gewinn für die Heilkunst verspricht, und von welchem wir unseren Lesern jetzt Rechenschaft zu geben versuchen wollen.

Die Kräfte der Heilmittel sind verschieden. Sie heissen *relative*, wenn durch sie *Krankheitserscheinungen* gehoben, und sie selbst durch diese modificirt werden, *absolute* oder *positive*, wenn sie Veränderungen im *gesunden* Körper hervorbringen. Diese muss man kennen, wenn man jene benutzen will; die blosse Kenntniss jener kann nur empirische Ärzte bilden. Darum hat Hr. H. eine Reihe von Versuchen an sich selbst, und an anderen, vollkommen gesunden Menschen (!) angestellt, um diese positiven Kräfte der Heilmittel kennen zu lernen, bevor er sie anwendete, und daraus entstand dieses Buch. Er nahm dabey die nöthige Rücksicht auf die primären und secundären Wirkungen, auf die Zeit, während welcher die Wirkung dauerte, und auf die *Reliquias* der Wirkungen, d. h. diejenigen Symptome, welche nach enormen Dosen besonders lange zurückblieben. Auch glaubt er Wirkungen *tertii ordinis* beobachtet zu haben. Er verfehlt nicht die Beobachtungen anderer Ärzte über positive Kräfte der Arzneyen hinzuzufügen.

Folgende Mittel, welche versucht sind, ordnet er alphabetisch; *Aconitum Napellus, acris tinctura, Arnica montana, Atropa Belladonna, Laurus Camphora, Lytta vesicatoria* (nicht L. sondern *Fabr.*), *Capsicum annuum, Matricaria chamomilla, Cinchona officinalis et regia, Menispermum Cocculus, Copaifera balsamum, Cuprum vitriolatum, Digitalis purpurea, Drosera rotundifolia, Hyoscyamus niger, Ignatia amara, Ipecacuanha, Ledum palustre, Helleborus niger, Daphne Mezereum, Strychnos nux vomica, Papaver somniferum, Anemone pratensis, Rheum, Datura Stramonium, Valeriana officinalis, Veratrum album.* Von allen diesen Mitteln sind entweder die Dicksäfte oder die geistigen Tincturen versucht, es ist aber nicht angegeben (ausser hin und wieder bey den *Observatis aliorum*), wie gross die versuchte Gabe sey, wie alt, und welches Geschlechts das dem Versuche unterworfene Subject war, ob man den oft bedenklichen Zufällen durch diätetische oder therapeutische Mittel entgegen arbeitete, welches die Vollständigkeit der Beobachtung gehindert haben würde, dessen Unterlassung aber den Versuch oft hätte höchst gefährlich machen können. Überhaupt möchte Hr. H. über die *Befugniss*, andere Menschen zu seinen gefährlichen Experimenten mit giftigen Arzneyen zu gebrauchen, wohl scharf in Anspruch genommen werden können.

Bey jedem einzelnen Mittel werden, nach Voranschickung der Zeit, während welcher die ganze Wirkung sich beendigte, die einzelnen Phänomene aufgezählt, welche an dem damit behandelten Subjecte beobachtet wurden. Dabey ist aber schlechterdings nicht bemerkt, ob die hier beobachtete Reihefolge die sey, in welcher die Symptome eingetreten sind, welches man zwar hätte vermuthen sollen, aber nach vielen Stellen, wo die Zeit der Beobachtung in der Note angegeben ist, nicht glauben darf; ob die angegebenen Symptome in einem und dem nämlichen Falle wahrgenommen wurden, oder ob sie einzeln an mehreren Subjecten vorkamen; welche von ihnen in den Fällen A, B, C, zusammen oder nach einander eintraten; wie sie in einander übergingen u. s. w., was man in einem Werke dieser Art wohl gesucht haben würde, sondern wir finden die einzelnen Symptome ganz nackt hinter einander aufgezählt, und nichts

zu ihrer Erläuterung hinzugefügt, als dafs einige Noten angeben, wann fich ein und das andere Symptom einfand, und wann es aufhörte. Wir erfahren alfo nichts weiter, als dafs ein gewiffes Mittel im Stande fey, bey gefunden Menfchen die von Hn. *H.* bemerkten Symptome hervorzubringen.

Um wie vieles bringt uns diefe Kenntnifs in unferer Kunft nun weiter? Diefe Frage drängt fich jedem Lefer des Buches zuerft auf, und es thut uns fehr leid, geftehen zu müffen, dafs die fehr fcharffinnige Idee des Vf., welche grofse Früchte hätte tragen können, fo ungenutzt vorüber gelaffen ift, und dafs wir durch diefes Werk *keinen Schritt* vorwärts gekommen find. Was hilft es uns zu wiffen, dafs der Campher (S. 48) *dolorem ventriculi, dolorem prefforium in fcorbiculo, vel in hepatis anteriori parte, dolorem conftrictorium circa hypochondria ad vertebras lumbares usque, cephalalgiam prefforio lancinantem, cephalalgiam pulfatoriam, cephalalgiam quafi a contufione, a contritione, a vulnere* u. f. w. hervorbringe? Ift dadurch unfere Kenntnifs von der Wirkungsweife des Camphers um *irgend etwas* vermehrt? Allein das ift auch Hn. *H's.* Plan nicht gewefen, wie wir aus der Ausführung des Werkes, nicht aus der pompöfen Vorrede, erfehen, in welcher Hr. *H.* gar fehr darüber klagt, dafs der Arzt fein Handwerkszeug, die Arzneyen, nicht hinlänglich kenne. In einer Abhandlung über die Wirkungen der Arzneymittel auf den gefunden menfchlichen Körper, fucht man zwar allerdings mit vollem Rechte, eine Reihe von Beobachtungen und Verfuchen; allein man wird nicht begreifen, wie man *de viribus medicamentorum* gefchrieben haben will, wenn man nichts weiter geliefert hat, als ein ganz nacktes Regifter der Erfcheinungen, welche *nach* dem Genuffe gewiffer Mittel wahrgenommen find, ohne einmal das Cauffalverhältnifs der gebrauchten Mittel zu den eingetretenen Zufällen erwiefen zu haben, ohne darzuthun, dafs wirklich die beobachteten Phänomene Producte der genommenen Arzney waren, gefchweige denn ohne alles Räfonnement, ohne allen, auch nur den leifeften Verfuch zu einer Erklärung, zu einer Anwendung auf die Wirkungen des Mittels am Krankenbette, kurz in einer folchen Form, dafs man verfucht ift, das Hauptwerk für nichts anders zu halten, als für ein in Unordnung gerathenes Repertorium zu des Vf. gefammelten Materialien zu einer Abhandlung *de medicamentorum viribus pofitivis*, zu welchem die Seitenzahlen vergeffen find.

Dafs aber diefe Vermuthung ungegründet fey, erfahren wir im 2 Theile, welcher den Index enthält. Als literarifche Merkwürdigkeit bemerken wir hier, dafs diefer Index mit halb fo grofser Schrift als das Hauptwerk gedruckt und enger durchfchoffen, aber deffen ungeachtet um 201 Seiten *ftärker* ift, als das Werk felbft. Die Urfache davon finden wir, wenn wir genau nachfehen, darin, dafs z. B. die Beobachtung, nach dem Genuffe der Camillen entftehe: *Frigiditas, ut plurimum cum horrore a tergo ad abdomen reptante* (Th. 1. S. 73. 2), im Index fich findet unter: *Frigiditas, Horror, Abdomen*, und zwar jedesmal mit denfelben Worten abgedruckt; dafs die Bem[erkung], der Gebrauch der China (Th. 1. S. 92. 11), [wel]che *Suffocationis paroxysmum quafi a pituita cap[ut] laryngis occupante, maxime circa vefperam et in evigilationem e fomno*, fich im Index unter *Suffo[ca]tio, Paroxysmus, Pituita, Laryngis caput, Vefper[a], Evigilatio, Somnus* findet u. f. w. Die erfte Folgeru[ng], welche wir daraus ziehen dürfen, ift, dafs entwe[der] Hr. *H.* nicht wiffe, wie ein Index gemacht werd[en] müffe, oder dafs er felbft nicht im Stande fey anz[u]geben, was unter *Vires medicamentorum* zu verfteh[en] fey. Wir wollen unfere Lefer nicht mit mehreren Be[i]fpielen diefer Art beläftigen, fondern nur die Ver[fi]cherung hinzufugen, dafs das nämliche Verfahr[en] durchweg beobachtet worden ift.

Es ift bekannt, dafs Hr. *H.* einmal in *Hufelan[ds]* Journal der praktifchen Heilkunde die Behauptu[ng] aufftellte, ein Arzneymittel heile diejenigen Kran[k]heitszufälle, welche es im gefunden Körper zu erze[u]gen vermöge. Vermuthlich hat fchon damals die Id[ee] zu dem vor uns liegenden Buche feinen Geift befch[äf]tigt, vielleicht ift es aus diefer Meinung entftande[n]. Rec. welcher häufig auf diefes fogenannte Princip d[er] Heilmittellehre geachtet hat, und welchem Hn. *H[s.]* fcharffinnige Bemerkungen immer Vergnügen mac[h]ten, fand — ohne defshalb den Einfall für mehr a[ls] *witzig* zu halten, — nicht felten Beftätigungen dafü[r]. Um fo mehr thut es ihm leid, dafs er diefes Werk f[ür] etwas, bis jetzt wenigftens, ganz unfruchtbares e[r]klären, und dafs er nicht einmal eine weitere Au[s]führung jener Idee darin fand, zu welcher es d[ie] trefflichfte Gelegenheit darbot. Vielleicht führt Hr. *H.* den Plan, welcher ihm dunkel vorfchweben mocht[e], als er das Buch entwarf, bey einer anderen Gelege[n]heit beffer aus, und dann wird das Publicum, we[l]ches feine Verdienfte nicht verkennt, es ihm ger[n] danken.

Aud.

Rudolstadt, b. Langhein u. Klüger: *Über de[n] Keichhuften.* Ein Beytrag zur Monographie deffe[l]ben, von Dr. *Friedrich Jahn*, herzogl. fächf. [me]iningifchem Hofmedicus u. f. w. 1805. 178 S. [8.] (12 gr.)

Der durch mehrere Schriften und noch neulich durc[h] fein *Syftem der Kinderkrankheiten* vortheilhaft bekan[n]te Vf. liefert in diefem Werk eine Umarbeitung d[es] Kapitels aus jenem Syftem, welches vom Keichhufte[n] handelt. Er hält dafür, dafs die Krankheit nicht in[i]mer afthenifchen Charakters fey, dafs fie durch ep[i]demifchen Einflufs vorbereitet, durch Anfteckung au[s]gebreitet werde, und zu den Nervenkrankheiten g[e]zählt werden müffe.

§. 1 wird die Gefchichte des Keichhuftens de[r] Natur treu gezeichnet, und dadurch das Talen[t] des Vf. zum Beobachten überzeugend dargethan: fi[e] ift das Refultat einer Epidemie, welche im Frühjah[r] in feiner Gegend herrfchte, und wohl Folge des un[]erhört warmen Jenners, gegen welchen aber die fol[]genden zwey Monate durch ihre Strenge und de[n] plötzlichen Wechfel der Temperatur höchft nachthei[lig]

sich abstachen. Sodann wird das ursachliche Verhältniss entwickelt, und in zwey klassen getheilt, in allgemeine und besondere, den Keichhusten vermittelnde Schädlichkeiten. *Humbold* habe durch seine chemische Zerlegung des Luftkreises nur die ersten Anfangsgründe einer atmosphärischen Pathogenie gezeichnet, und wir seyen daher über das Wie und Warum des Einflusses desselben auf Epidemien noch lange nicht im Reinen, dass wir zur Erklärung der verschiedenartigen Epidemien eine vorzügliche Empfänglichkeit der Organe für positive incitirende Schädlichkeiten im Dunstkreis annehmen könnten. — Es sey anzunehmen, dass die erste Entwickelung einer Keichhustenepidemie in umgeänderter Qualität der Luft, gleich einem schädlichen Stoff wirkend, liege; auch scheine von ihr die Ansteckungsfähigkeit im Laufe der Epidemie abzuhängen, von welcher der Vf. (aber nicht der Rec.) überzeugt ist. Die Beleuchtung der ätiologischen Darstellung des Keichhustens von *Kilian* hat unseren ganzen Beyfall und verdient Beherzigung: die Subtilitäten seiner Construction stehen in schlechtem Verhältniss zu der Leichtigkeit und Kürze, womit die Heilanzeigen und Heilmittel dieser Krankheit behandelt sind. Zu den besonderen, den Keichhusten modificirenden Schädlichkeiten werden der Wechsel der Witterung während des Laufs der Epidemie, körperliche Anlage und Complicationen mit anderen abnormen Zuständen gerechnet. — Der Sitz des Keichhustens sey nicht ursprünglich, oder allein in den Lungen zu suchen; ob er gleich immer mit Katarrh anfange, so sey er doch nie rein katarrhisch, und man müsse die Möglichkeit leugnen, dass jeder Katarrh, wie Einige wollen, in Stickhusten übergehen könne: am richtigsten habe *Hufeland* über den Sitz und die Natur dieser Krankheit gedacht, welcher ihr denselben im Zwerchfellnerven und achten Paar (wir möchten gerne noch die Verbindung des Interkostalnervens zufügen) anweist. Für diese Meinung sprechen die gemischten Digestions- und Respirations-Symptome, das Sticken, Erbrechen, Durchfall etc. die Rückkehr des Anfalls beym Lachen, Niesen; die Localempfindung in den Präcordien und nicht in der Brust etc. Der Vf. möchte die Krankheit daher lieber Epilepsie des Zwerchfells und nicht der Lungen, wie *Kilian* nennen; die Ähnlichkeit der Erscheinungen bey beiden Krankheiten ist unverkennbar, und hier recht anschaulich dargelegt. — Leichenöffnungen gewähren uns aus bekannten Ursachen wenig Aufschluss über diese Krankheit: auch hat *Memminger* seine Aufmerksamkeit bey denselben vorzüglich nur auf das Zwerchfell gewendet, welches die Lungen zusammen gepresst hatte, und mit dem Herzbeutel verwachsen war. Hülfreiche Krisen beobachtete der Vf. nicht; starke Schweisse; Ausschläge, Strangurie, von anderen Ärzten als heilsame Erscheinungen angeführt, waren es nach seiner Erfahrung nicht. Milde Witterung hatte einen wohlthätigen Einfluss, sowohl auf die Entwickelung, als auch den Fortgang der Krankheit. — Schwächlicher Körperbau, Complicationen, das Zahngeschäft erschwerten natürlich meist den Fall, doch wurden von letztem und Skrofelverbindung auch Ausnahmen beobachtet. — Magere Kinder bestanden im Durchschnitt das Übel leichter, als fette; Blutungen waren nachtheilig, aber Erbrechen schien heilsam. — Veränderung des Wohnorts war, (wie diess auch mehrere, besonders englische Ärzte beobachteten) nützlich. Die alte Eintheilung der Krankheit in Stadien sey nicht ganz verwerflich; die verschiedenen neuen von *Girtanner*, *Roll* und *Hufeland* findet der Vf. nicht so passend, als die von *Schäffer* aufgestellte, der er aber auch nur eine Zeitlang zugethan war, bis er nun mit *Mathäi* drey Perioden unterscheidet, ihnen aber die Benennung der Opportunität, der Krankheit selbst und der Convalescenz beylegt. — §. 8 beschäftigt sich der Vf. ausführlich mit der Reconstruction oder der Therapeutik des Keichhustens. Nachdem die drey Hauptmomente, dass er nämlich eine epidemische, ansteckende und allgemeine Krankheit sey, gehörig dargethan sind, wird gezeigt, dass die Prophylaxis einzig in Entfernung aus der Gegend, wo die Epidemie herrscht, wenigstens in genauer Absonderung von den Kranken bestehen; durch diätetische Vorkehrung, Reinigung, Stärkung, oder gar Amulete nichts ausgerichtet werden könne. Der wichtigste Satz bey der Heilung sey immer die Eintheilung seiner Form in die sthenische und asthenische. Die erste habe der Vf, was auch *Brown* und *Weikard* vom Gegentheil behaupten mögen, häufig beobachtet: sie wurde durch vollen, harten, schnellen Puls, grosse Hitze, unruhigen Schlaf, Durst, heisse Haut, sparsamen, hochrothen Urin bestimmt; die Kranken waren vollgenährt und stark. — Die letzte erscheint bey schwachen, rachitischen, atrophischen, mit Ausschlägen befallenen Kindern. Diese leiden gleich anfänglich mehr; der Appetit fehlt bald; sie sind blass, gedunsen; die Schwäche nach jedem Anfall ist sehr gross etc. Der sthenische Keichhusten geht aber in der Folge immer in directe Asthenie über, wenn er sich selbst überlassen wird. — Was übrigens noch über indirecte Asthenie und *Brown* erinnert wird, verdient allgemeine Beherzigung.

Indem wir die allgemeinen Vorschriften übergehen, die der Sthenie entgegen zu setzen sind, wenden wir uns zu den speciellen Mitteln, die zur Bekämpfung des Keichhustens mit indirecter Schwäche erfordert werden. Besondere Wirksamkeit bewies hier die Belladonna, welche der Vf., durch *Schäffers* Erfahrungen aufgefodert, in sehr vielen Fällen anwendete; doch räth er zu grosser Vorsicht. Er gab eine colirte Infusion von 10 — 20 Gran mit 3 — 4 Unzen Wasser jede 2 — 3 Stunden Thee auch Esslöffelweis, bis sich ein geringer Schwindel einfand. Nach diesem Mittel gehört dem Bilsenkrautextract der nächste Platz, und man kann, besonders nach *Hufelands* Erfahrungen, von zwey Gran täglich zu unglaublich grossen Dosen aufsteigen. Diesem Mittel ähnlich wirkt der Schierling, obgleich die Erfahrungen der verschiedenen Schriftsteller über seine Kräfte aus den allgemein bekannten Gründen divergirend genug sind. — Der Moschus scheint dem Vf. mehr für den directen

und gemischten Schwächezustand zu passen, und das nämliche gelte vom Bibergeil. Hirschhorngeist aber, dessen Salz, das Sylvische und Salmiakgeist glaubt der Vf. aus vieler Erfahrung als vorzügliche Heilmittel anpreisen zu können. Den Mohnsaft, obgleich er von jedem Beobachter gepriesen wird, hat niemand dreister empfohlen, als *Weikard;* und doch giebt es wohl kein Mittel, das hier grösere Vorsicht, wie stets bey Kindern, heischt: gewiss ist's indessen, dass er ganz vorzüglich in der indirecten Asthenie passt, auch deswegen, weil man freyer in seinem Gebrauch verfahren kann: sein bester Corrector sey die Ipecocoanha, auch die Meerzwiebel und Spiesglanzmittel, um die allzureizende Wirkung auf das Sensorium zu mildern, und nach der Haut zu leiten. — Ein Lieblingsmittel des Vf. ist der bernsteinhaltige Hirschhorngeist; obgleich der bedeutende Reiz des Hirschhornsalzes durch die Bernsteinsaure gemildert werde, so bleibe es doch immer ein durchdringendes Reizmittel, das wohlthätige Wirkungen auf Brust und Unterleib der Kinder äussere: er giebt ihn zu 2, 5 bis 8 Tropfen jede halbe Stunde mit einem Syrup.

Der Rath fleissiger Abwechselung mit den Mitteln sowohl in der directen, als indirecten Asthenie, ist vortrefflich und praktisch richtig, denn es ist in der Erfahrung gegeben, dass nicht leicht ein Mittel im Stande seyn wird, eine Asthenie zu bekämpfen; auch möchten wir noch hinzusetzen, dass diese Empfehlung vorzüglich dann wichtig ist, wenn ein angewendetes Mittel in mehreren Tagen keinen sichtlichen Nutzen schafft. Eben so wichtig sey es, mit diffusibeln Reizmitteln nicht zu lange anzuhalten; sie aber auch nicht unvorsichtig und plötzlich zu entziehen. (Nach Rec. Erfahrung ist es dann von trefflichem Erfolg, wenn man diese flüchtigen Reizmittel in Gabe und Zeitmass mindert, und geringe Dosen von permanenten, eigentlich tonischen Mitteln zumischt, um so stufenweis zu deren ernsthafterem Gebrauch, bey vermehrtem Assimilationsvermögen vorzubereiten.) Über den gemischten Schwächezustand erklärt sich der Vf. sehr befriedigend, indem er glaubt dass er in der grossen Veränderlichkeit der Temperatur und Stimmung der Erregbarkeit und Erregung überhaupt und zweytens in der grösseren Erregbarkeit, oder Capacität (!) eines Organs, oder Aggregats von Organen vor dem Anderen, für diese, oder jene reizende Potenz gefunden werden müsse: darum zeige er sich leicht bey sehr fetten Kindern von viel Masse und wenig Kraft. Ist die Sthenie und Asthenie nun so weit eingeschränkt, dass die dritte Periode der Schriftsteller, der Nachhusten nämlich und die habituelle Schwäche eintritt, die unmittelbar vor der Convalescenz hergeht: dann sind China, Quassia, Columbo, aromatische Extracte etc. Cantaridenessenz (mit Verwunderung sieht man die in dieser Kategorie und in dieser Periode aufgeführt!) angezeigt, deren specielle Anwendung hier nach den Methoden der neuesten Schriftsteller angegeben wird. — *Kilian's* Meinung sey, dass kohlen- und stickstoffhaltige Mittel die besten Dienste leisteten: zu den besten rechnet er die versüssten Säuren, Campher, Opium, die narkotischen Pflanzen, China, die balsamischharzigen Mittel, Baldrian etc. Stickstoffhaltige seyen der Bisam, Bibergeil, Ammoniak etc. Phosphor, Amber, die empyreumatischen Öle etc. — besonders Baldrian, (der aber auch in der anderen Klasse steht!) Haselwurzel, Zeitlose etc. Die Wirkung der Brechmittel wird S. 147 schön aus einander gesetzt, und dabey die Inconsequenzen, deren sich *Brown* und *Weikard* über diese Mittel schuldig gemacht haben, gerügt; und S. 157 der verschiedenen Neben- und äusserlichen Mittel, des Einathmens verschiedener Dämpfe, der Einreibungen, Klystiere und Bäder erwähnt, und endlich zum Beschluss (§. 9) die Rückfälle, Metastasen und Folgekrankheiten des Keichhustens abgehandelt.

Wir hoffen unsere Leser in den Stand gesetzt zu haben, diese vorzüglich gut geschriebene Monographie zu übersehen. Von selbst wird nun das Verlangen entstehen, sie recht bald genauer zu studiren. Eq.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Zürich*, b. Ziegler u. Söhne: *Abhandlung über den Nutzen und die Gefahren des Badens der Jugend an freyen Orten, nebst Vorschlägen, wie diese letzteren zu mindern seyen, und einer Anleitung, wie man im Wasser Verunglückte behandeln soll.* Von Dr. *Diethelm Lavater dem jüngern.* 1804. 42 S. 8. (4 gr.) Für Ärzte enthält zwar die Schrift nichts Neues: die Ordnung aber und der gute Stil, in der das Bekannte vorgetragen worden, machen sie für gebildete Nichtärzte empfehlungswerth. Die Gefahren beym Baden an öffentlichen Orten theilt der Vf. in 1) *kleinere*, a) gleich nach dem Essen, b) bey erhitztem Körper, c) in allzugrosser Hitze, d) bey zu langem Baden, und 2) in *grössere.* Wie sehr aber würde man sich schaden, wenn man alle, die in der ersteren Klasse berührt worden, für wenig bedeutend halten wollte! Merkwürdig ist, dass der Vf. zu den Rettungsmitteln der im Wasser Verunglückten vorzüglich blosses Bestreichen des Körpers mit den Fingerspitzen von dem Scheitel bis an die Fussohlen rechnet.

⊙.

Breslau, b. Hamberger: *Aufruf an Preussens Patrioten, das Elend der armen Wahnsinnigen zu mildern*, von *W. F. W. Klose*, d. Arzn. Doct. etc. 1803. 43 S. 12. (4 gr.) Hätte Hr. *Reil* in seinen bekannten Rhapsodieen nicht bloss die Hn. *Langermann*, *Erhard* und *Meyer*, sondern auch Hn. Dr. *Klose* und seinen unbekannten Freund zu Ärzten bey Irrenanstalten empfohlen: so wäre wahrscheinlich diese Schrift ungedruckt geblieben. Der Vf. verlangt von denen, welchen man die Reform der Tollhäuser anvertrauen will, vorzüglich, dass sie mit allen guten und schlechten Einrichtungen in sämtlichen Irrenhäusern in der ganzen civilisirten Welt auf das genaueste bekannt sind dass sie eine grosse Menge von Krankheits- und Heilungs-Geschichten wiedergenesener wahnsinniger Personen nicht bloss von den Ärzten, welche die Kuren unternommen, sondern auch von Genesenen selbst, und von zuverlässigen Zeugen eingezogen, dass sie solche Gegenden, welche sich durch Erzeugung vieler Gemüthskrankheiten auszeichnen, und alle anatomischen Kabinette, worin Schädel und Gehirne von verstorbenen Wahnsinnigen oder geheilten Gemüthskranken aufbewahrt werden, besucht, auch, dass sie *Galls* Schädellehre und *Pestalozzi's* Erziehungsmethode unter Anleitung dieser beiden Männer selbst studiret und sich eigen gemacht haben. Der Vf. und ein anderer Arzt, dessen Name hier nicht genannt wird, glauben — vernehmt und beherzigt es, Preussens Patrioten! — genug Fähigkeiten zur Einsammlung der dazu nöthigen Kenntnisse und praktischen Anwendung derselben zu besitzen. ee.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 5 JULIUS, 1806.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt.* Erster Theil: Asiatische; zweyter Theil: afrikanische Völker. Von *A. H. L. Heeren*, Prof. der Gesch. zu Göttingen. Zweyte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1804 u. 1805. 995 u. 754 S. 8. Mit zwey Karten. (3 Rthlr. 8 gr.) *)

Die Versicherung auf dem Titel und die beybemerkte Zahl der Seiten giebt genugsam zu erkennen, welche Veranderungen dieses Werk, eine der Ersten historischen Arbeiten in der deutschen Literatur, bey dieser zweyten Ausgabe erfahren hat. Indess, hierauf gedenken wir weiters keine besondere Rücksicht zu nehmen, sondern das Ganze zu fassen, wie es nun vor uns liegt. Der Rec. erinnert sich nicht, ein ähnliches Werk durchgängig mit so vieler Befriedigung gelesen, so viele Klarheit in der Darstellung, so viele Zweckmässigkeit und Fülle der Gelehrsamkeit, und einen so verstandvollen, umfassenden und humanen Blick vereinigt angetroffen zu haben; es ist ein wahres Muster des Vortrags, über die Gegenstände aber, so weit unsere Quellen bis dahin reichen, erschöpfend. Wir freuen uns, dass es das Werk eines Deutschen ist, bey welchen, wenigstens den eigentlich gelehrten Schriftstellern, man die Gabe hat bezweifeln wollen, in Ausspendung der gelehrten Kenntnisse das Mass zu kennen; hier ist weder zu viel, noch gehet etwas ab; Rec. wüsste nicht, hinter welchem ausländischen Product, auch als Kunstwerk betrachtet, dieses Buch zurückstehen sollte. Die Quellen sind, wie es ganz unentbehrlich war, angeführt; von anderen Schriftstellern nur die, welche durch eigene Erörterungen oder irgend einen genialischen Blick auf den Gegenstand Licht verbreitet haben. *Einige* Citate wünschten wir anders: *Diodor* wird öfters nicht nach seinen Büchern und Kapiteln, sondern nach den Banden und Blattseiten der Wesselingschen Ausgabe, *Xenophon* zuweilen Rec. weiss nicht nach welcher Ausgabe seiner Operum, und nicht nach der eigenen Eintheilung angeführt, wodurch für jeden, der eine andere Ausgabe hat, wo nicht unmöglich, doch beschwerlich wird, nachzuschlagen. Die Karten sind sehr gut, und nöthig.

Der grösste Theil des ersten Bandes beschäftiget sich mit Persien, welches Land eine Art Kern und Mittelpunkt war (besonders wenn das Wahre in den Überlieferungen der Morgenländer mit den Bruchstücken unserer Kenntniss von den babylonischen und assyrischen Dynastien verglichen wird). Billig werden die sichersten Quellen, die Zeitgenossen Griechen und Hebräer, zum Grunde gelegt; auch hat der Vf. hierin wie durchgehends das gesundeste Urtheil bewiesen. Wir haben bereits zu verstehen gegeben, dass wir die pishdadischen Spuren und die chajanidische Herrschaft weit entfernt sind, ganz zu verwerfen: aber sonderbar bleibt es z. B. an einem *Richardson* (einem *Hadschi Chalfa* kann man es vergeben), so späten Sagen zu Gefallen sich aufheften zu lassen, unsere durch Zeitgenossen berühmten Darius, Xerxes, wären blosse Satrapen des tief in Asien herrschenden Gushstap's, Bahman's, gewesen: Wo war denn, wo fand sich dieser gewaltige König, als Alexander ganz Persien und weiterhin durchsuchte! Dieser Traum ist gleich jenem von der Nichtexistenz Troja's oder der Versetzung des Unglücks von Herculanum in das J. 1471. Unser Vf. ist für seine weise Enthaltung von so abenteuerlichen Einbildungen dadurch sehr belohnt worden, dass, sobald er sich an die ächten Quellen hielt und sie geduldig verglich und prüfte, alles ihm über die Erwartung deutlich wurde. Auch in dieser Hinsicht soll kein Freund der Geschichte sein Buch ungelesen lassen, weil durch selbiges der Werth, hauptsächlich *Herodot's*, den man sonst wohl mit einem Schimpfnamen abweisen wollte, ganz bewundernswürdig ins Licht gestellt wird. Etwa zuweilen scheint er unrichtig; bey genauer Prüfung, siehe, gemeiniglich findet sich, dass *der Alte recht hat.* Man kann sagen, dass man vor dieser Arbeit von der Gestalt, von dem Wissen, den Verbindungen jener alten Welt keinen rechten Begriff hatte: Es steigt „ein Bild von Leben und Thätigkeit, von Völkerverein und Völkerverkehr auf dem grössten und schönsten Theil der Erde empor, das in so angenehmeres Erstaunen setzt, je mehr es durch die Menge und Mannichfaltigkeit seiner Partieen überraschend ist (Th. I, 55)." Von den kalten sibirischen Steppen bis mitten in afrikanische Wüsten ist Vater Herodot ein sicherer Führer. „Kurzsichtige Kritiker haben oft seinen Schatten gelästert, aber die Stille dieser Wüsten bleibt in furchtbarer Majestät die Zeugin seiner ausser-

*) Auch von diesem wichtigen Werke liefern wir zwey Beurtheilungen, beide von bewährten Kennern des Faches, die entfernt und unabhängig von einander ihre Kritik niederschrieben. Da diese Recensionen durch einen glücklichen Zufall gleichzeitig bey uns eingegangen sind: so können wir solche auch den Lesern zu gleicher Zeit mittheilen.

Das Directorium der J. A. L. Z.

ordentlichen Genauigkeit," Th. II, 269. Je mehr die Pforten der Morgenlande sich öffnen und ihre unverstandenen Urkunden beleuchtet werden, je mehr gewinnen die Alten, auch die biblische Sammlung.

Im übrigen enthält diese Beschreibung des persischen Reichs eine lichtvolle Zusammenstellung der einander aufklärenden Berichte von den Bestandtheilen und der Verwaltung desselben; worüber wir nur wenig noch bemerken wollen. Wohl nicht 120 (Th. I, 183), sondern etwa ein Drittheil so lange Zeit (nach den äussersten Grenzen der verschiedenen Angaben, 60—70 Jahre) vor Cyrus that Nebukadnezar seine vornehmsten Eroberungen. Der Artikel von Persepolis und die beygefügten Beobachtungen der Hn. *Tychsen* und *Grotefend* verdienen eigenes Lob. *Tschilminar's* Bestimmung zu einem Parsagad, Nationalpallast von Fars, dürfte mit einer Residenz älterer, noch nicht weiter westwärts vorgerückten Könige nicht unvereinbar seyn. Die sowohl hier durch Hn. *Grotefend* als bey Ägypten vorgetragene Idee, dass zum Eingraben eine eigene, zu gewöhnlichem Gebrauch aber eine *cursive* Schrift war, empfiehlt sich durch im Orient fortwährende ähnliche Sitte. Zend ist die Sprache der alten, wahrscheinlich meist auf die hystaspische Familie sich beziehenden Aufschriften, pehlewisch die der sassanidischen, deren Bau z. B. Nakshi Rustam scheint. S. 346 und sonst wird auch *Ktesias* aus guten Gründen zu Ehren gezogen. Man kann sich nicht genug sagen, wie wenig morgenländischer Sinn bis vor vielleicht hundert Jahren im Occident gewesen ist. Daher der Stolz der Unwissenheit, welcher wegwarf, was er nicht verstand, wie *Voltaire* die Bibel, weil er in ein Buch sich nicht hineindenken konnte, das *seiner* Zeit so fremde war. Es werden schöne Bemerkungen über den zunächst an Persien grenzenden Theil *Indostans*, als Wohnsitz der indischen Kriegercaste, gemacht. Wirklich wurde aus dem Gebirge das meiste befürchtet; da herrschte Afrasiab in Turan, da waren Gog und Magog, und nicht nur Einfälle waren zu besorgen, man hatte die Caravanenstrasse zu sichern: *Daher* lagen hier Indiens Krieger; *darum* war Balch der alten Chajaniden Sitz. Ein Interesse anderer, gewissermassen höherer, Art gewährt der Artikel von den Phöniciern, diesem weit einwirkenden Volk; bey dessen Anlass auch für Europens Zukunft, „wenn es unter dem Druck des Despotismus und der Anarchie in die alte Nacht der Barbarey zurücksinken sollte (S. 637)." die tröstende Aussicht anderwärts aufkeimenden Samens unserer Cultur angebracht ist. Hier wird von mehreren übereilt verworfenen Berichten der gute Grund wieder dargestellt. Viel schien unglaublich, weil wir von der Beharrlichkeit der Alten keinen, von der Genauigkeit ihrer Angaben noch weniger Begriff hatten, und einmal Sitte geworden, alles nicht selbst Gefundene zu verschmähen. Siehe Th. I, 694 von der Schifffahrt an die Bernsteinküste, und S. 706 ff. (*recht gut*) von der Umschiffung Afrikas durch die Phönicier. Für den Namen ihres Herkules (S. 622) hielt Rec. allezeit *Baal*. Der Abschnitt von *Babylonien* enthält viel Berichtigendes über den Handel der persischen Bucht und nach Ceilan; es ist damit zu verbinden, was in der vorbereitenden Abhandlung über die Edelsteine gesagt wird. Überall umfassende Aussichten, wenn auch oft in ein Helldunkel, doch leitend. Dieses ist besonders der Fall, wo Skythien behandelt wird, wo Herodot abermals nicht so fabelnd erscheint, als man glauben möchte. Er kannte noch die Goldminen zwischen der grossen und kleinen Bucharey; den Weg der Biber- und Seeotterfelle tief aus dem inneren Russland; die Völker bis an den Altaj, eine Karawanenstrasse zu den Kalmuken. In Chiwa sind des Ktesias altbaktrische Silbergruben noch kenntlich. Der Beylagen, die Persepolis betreffen, wurde oben erwähnt. Beschreibung der Strasse, von Susa nach Lydien (S. 987 ff.) mag Herodot, wie in der von Thebe nach dem Orakel Ammons, Stationen die nichts bemerkenswerthes anboten, *unbenannt* gelassen haben; deren mochten unter hundert eilfen leicht dreyssig seyn. S. 9.. wird eine allgemeine Anmerkung über die Staatsverfassungen gemacht, mit welcher man im Ganzen wohl zufrieden seyn kann, ohne darum die alte Eintheilung verdammlich zu finden. Wir glauben, dass die öffentliche Meinung eines gebildeten und muthigen Volks (die Krieger gehören auch dazu) den Missbrauch der Alleinherrschaft besser einschränken dürfte, als (S. 981) das *Gewissen* der Regierung; mit letzterem lässt sich eher pacificiren als mit aufgeregtem Nationalgefühl. Der vortreffliche Schluss dieser Beylage S. 9.. stimmt gut hiezu: „Von Formen ist nicht auf den Geist zu schliessen; doch hat jede gewisse eigene Vortheile und Nachtheile; nur die aus der Überzeugung ihres Werthes entstehende Anhänglichkeit kann sie erhalten."

Der zweyte Theil, von Afrika, ist verhältnissmässig noch merkwürdiger; „man hatte so wenig über das räthselhafte Land, diese geheime Werkstätte, wo die Natur eigene Menschenrassen gebildet, wo die grossen Thiergattungen sich erhalten, und eine vegetabilische Schöpfung aufkeimt, welche sogleich den fremden Welttheil verräth (S. 2)." Die neue Scene eröffnet *Karthago*, wo der Unterschied ihrer Ansiedlungen für den Landbau im Inneren und ihres Bundesverhältnisses mit anderen punischen Colonien an der See, dieser Hauptschlüssel zu vielem, sogleich auffällt. Krieg und Landbau trieben die Grossen, Karthago war nicht ausschliesslich Handelsstaat. Von den Wüsten der Nasamonen, durch welche sie mit Innerafrika im Südost handelten, bis (durch Hanno) über den Senegal kannten, und (so oder anders) beherrschten sie die Küste. Zwischen den Tyrrheniern und ihnen, 536 J. vor Chr., die erste bekannte Seeschlacht. Ihre ersten reichen Silberbergwerke in der Sierra Andalusiens. Andere Schlachten als die wir nun liefern, als (*Polyb.*) Regulus der karthagischen Schiffe 50 in den Grund bohrte, durch Entern 64 bekam; als 330 römische Galeren mit 140,000 Mann gegen 350 karthagische und 150,000 Mann stritten. Von Mago die Herrschaft. Epoche des Verfalls, als Hamilkar Barka den Samen der Parteysucht streute. In dem allen nichts schöner als das friedliche Verhältniss der ersten Pho

nicier zu den Völkern, bey welchen sie Colonien anlegten (S. 101); dasselbe nämlich, das *Anquetil* den Europäern so sehr empfiehlt. S. 135 leuchtet auch klar, wie bey Venedig und Bern, hervor, dass gemässigte Aristokratie der Grund der Blüthe und Grösse, Weisheit und Mässigung, dieser Stadt war. Die Verfassung war eigentlich von der Natur der bernischen, mehr als der venetianischen, durch die Natur nach und nach ohne irgend einen Raub oder Druck, aber als für ihre Lage die beste, entstanden. Es ist uns auch wahrscheinlich, dass zwey Suffeten jährlich wechselten. Auf den Königstitel in Hannons Inschrift (S. 149) möchten wir nicht viel rechnen; wir sind von der Genauigkeit der Übersetzung zu wenig unterrichtet; öfters, meistens, bezeichnen die Alten mit diesem Titel den Ersten des Raths, den Vorsitzer im Thor. In der Note 5 S. 153 ist die Zahl 1340 ohne Zweifel Druckfehler: so wie S. 186 der Abgang der dritten und vierten Anmerkung. Die Frage über der Alten Kenntniss von einer neuen Welt ist S. 202 etwas unbefriedigend abgewiesen: Dass sie von einer solchen, selbst von Inseln, die *vor dem festen Lande* liegen (Antillen), durch Sage oder Schiffer, *Spur* hatten, scheint gewiss; es sind auch von jenseit Ireland verschlagenen oder verlornen Schiffen ein paar Meldungen; man glaubte vor einigen 20 Jahren in einem Wald jenseit Boston ein punisches Denkmal gefunden zu haben. Unbestimmt, ungewiss, dieses alles; natürlich ist aber der Wunsch, die amerikanische Art und Weise dem oder diesem Stamm unsers Hemisphärs anzuknüpfen, und von vielem den Sinn besser zu verstehen: Daher Hypothesen zu vergeben, und ihre Untersuchung, wenn irgend ein Alter sie zu begünstigen scheint, nicht ganz zu verachten seyn möchte. S. 307 ist die Jahrzahl 216 vor Chr. unrichtig; da war Hamilkar schon zwolf Jahre tod. „Karthago's letzter Kampf war der eines Verzweifelnden, der des Unterganges gewiss, *doch nicht unrühmlich fallen wollte* (!!!). Rom zählte auf sich und sein Schwerdt; Karthago auf sein Geld und auf andere. Die Grösse Roms war auf einen Felsen gebaut; die von Karthago auf einen Grund von Goldsand (S. 332)."

Die Übersicht der äthiopischen Völker beginnt mit der Bemerkung, dass „eine ununterbrochene Kette von Beobachtungen, beynahe von einem Extrem der Menschenbildung zum anderen, kein Welttheil so wie Afrika darbietet (S. 336)." Anderwärts „hat die Politik der Europäer die Ausrottung und Verderbniss, besonders der gebildeteren und besseren einheimischen Völker sich so angelegen seyn lassen, dass der beste und reichste Stoff dem Beobachter entzogen worden ist." Herodot's Carawanenweg ist mit wenigen Veränderungen bis Cashna, Bornu, jetzt noch üblich: so haben *Browne* und *Hornemann* den von Thebe über die Oese (wie bey Diodor), und die Salzlager Herodots, bis zu den Überbleibseln des ammonischen Orakels wieder gefunden; man erkennt die Psyllen, die lotophagischen Länder, und noch in Fezzan (Ptol. Phazania) Germa, der Garamanten Stadt; in den schwarzen Garudschgebirgen des Plinius *mons ater*; bey Tagasa Herodots αλας μεταλλον; man lernt verstehen, *welches* Volk der aufgehenden Sonne zu fluchen *schien*. Das Schauspiel der Wiederanknüpfung solcher alten Bekanntschaften ist höchst anziehend; überhaupt sich im Alterthum so zurückzufinden, als wäre die Zwischenzeit ausgefallen. Was ists? Zwey und vierzig kurze Menschenalter zwischen demselben und uns, in Ländern wo sich wenig ändert, oder bey Trümmern die lesten, und wir mit Herodot und Strabo; es wird sich endlich finden, dass das Alterthum so alt nicht, und die Erneuerung vieler Dinge nicht so unmöglich ist. Es wird seyn, wie, nach *Denon* (der bey diesem Anlass das *wohlverdiente* Lob erhält T. II, 704) bey dem Aufenthalt in Ägypten, wo Darfur, Sennaar, Tombuctu, einem ganz nahe scheinen. In dem Gemählde Äthiopiens ist *Meroë* anziehend; jener Hauptmittelpunkt des Carawanenhandels, zwischen dem Weihrauchland und den Goldländern, nach Afrika, Ägypten, Arabien, Indien; in der Regenzeit ist Meroë noch Insel. Sonst vom Atbar (Astaboras) und el Abiad (Astapus; der Nil) und ihren Bächen fast umflossen; durch Nomadenvölker ging auch dieser Handel; und (was die Natur mit sich bringt, bleibt) Chendi, der alten Meroë am nächsten, zeichnet sich in ihrer Masse auch noch so aus. (Die kriegerische Unternehmung, welche an der Spitze eines ägyptischen Heers Moses wider Meroë gethan haben soll, wird nicht erwähnt.) Bey Ägypten sind Hn. *Zoëga's* vortreffliche Bemerkungen über die Hieroglyphen benutzt. Es war eine aus allegorisirten Symbolen bestehende Stütze der heiligen Sage auf öffentlichen Denkmahlen; nicht Worte; Töne; sondern Sachen; einzelne Begriffe, bedeutend, hieratisch. Zwey Stämme, ein südafrikanischer, und später ein (vorherrschender) von hellerer Farbe werden unterschieden. Die Priester sind (wie Levi) als ein hochgefreyter Adel zu betrachten. Wie ungern übergehen wir, was über die Zeiten, Wissenschaften und Anstalten Ägyptens mit seltener Beurtheilung aus den Alten und aus den Denkmahlen sonst reichlich angebracht wird! „Wird sie einst kommen, diese Zeit, wo die merkwürdigste unter allen Nationen für uns aus ihren Gräbern auferstehet?" so muss man mit dem Vf. schauend seufzen, und wehmüthig mit ihm erwiedern: „Eher nicht, als wenn die gehässigsten Leidenschaften der Völker des gebildeten Europa's besänftigt seyn werden!"

Wir endigen mit dem Wunsch, dass erstlich *der dritte Theil bald erscheine*, und dann, dass unsere Nation, deren Literatur durch die Leichtsinnigkeit einiger, die den Namen der höheren Kritik gemissbraucht, und durch die Unverständlichkeit und Verschrobenheit anderer, die sich der Zeit zu fügen glauben, etwas an ihrem Ruhm gelitten haben dürfte, durch Bücher, wie dieses von *Heeren* sich gerechtfertigt, und auch im historischen Fach nicht mehr *unter* den anderen fühle. Deutsche Historiker, die auf sich dächten, hätten ihn zu beneiden; die über der Wissenschaft und dem Nationalruhm sich vergessen, müssen über ihn sich freuen.

Ths.

Es wäre ein Leichtes bey diesem Buche, zu loben, und als Beweise des Lobes die Hauptideen mehrerer Abschnitte auszuheben. Vorzüglich empfehlen wir die Entwickelung der inneren Verfassung des persischen Reiches Th. I. S. 440 ff., und die Darstellung des ägyptischen Reiches Th. II. S. 481 ff. Es scheint uns aber gewinnvoller für die Sache, und bey einer so allgemein verbreiteten Schrift zweckmäſsiger für die Leser, durch eine prüfende Charakteristik des Geistes, der in diesen Untersuchungen und ihrer Darstellung vorherrscht, durch einzelne Berichtigungen und eigene Untersuchungen die Aufmerksamkeit zu schärfen, strengere Prüfung und weitere Forschung zu veranlassen, und so zur höheren Vollkommenheit des reichhaltigen Werkes vielleicht etwas beyzutragen.

Hauptstreben des Vf. ist, deutliche, vollständige und systematische Entfaltung der Gedanken, im leichten, doch etwas veredelten Gesprächsstil. Es werden daher, um jede Dunkelheit und Zweydeutigkeit zu vermeiden, oft Worte und Sätze eingefügt, die manchem überflüssig scheinen werden; es wird nicht leicht ein Zwischengedanke übergangen, oder, wo noch etwas hinzuzudenken, dem Leser ausdrücklich ein Fingerzeig gegeben; es werden die aus voraufgehenden Untersuchungen abgeleiteten Resultate fast immer durch ein Erstens, Zweytens, Drittens gehörig gesondert; und dieser Art der Gedankenentwickelung sehr angemessen wird fast immer unmittelbar mit dem Leser geredet.

Nicht Ein Ton ist der beste, wie nicht Eine Gesichtsbildung die schönste. Die Literatur *des* Volkes ist die glücklichste, in welchem die verschiedensten Tonarten von geistreichen Schriftstellern in den mannichfaltigsten Stimmungen angegeben und ausgebildet worden sind. Es handelt daher oft der Schriftsteller recht, wenn er die Foderung, seinen Ton zu ändern, als Ungerechtigkeit zurückweist: aber es hieſse auch der Kritik ihr Recht nehmen, wollte man ihr zu prüfen wehren, inwiefern ein gewisser Ton angemessen scheine, leicht zu Abschweifungen verleite, richtig getroffen und bestimmt gehalten worden sey. — Gerade in diesem literarischen Blatte haben sich mehrere Schriftsteller unserer Nation vereiniget, die, unverkennbar in ihren Darstellungen, einen dem bezeichneten fast entgegengesetzten Ton sich gebildet haben; und irren wir nicht, so wirkt der hohe ansprechende Geist, der diesen Ton belebt, dergestalt auf die Nation, daſs der Mehrtheil, davon angezogen, ihn nachzuahmen bemüht ist. Um so wünschenswürdiger wäre ein Muster der mittleren Stilgattung, das rein und klar mit xenophontischer Unbefangenheit und Lieblichkeit Gedanken leicht entwickelte in der natürlichsten doch edelen Rede: es würde gewiſs unter uns seines Zweckes um so weniger verfehlen, je weniger die Gattung von deutschen Schriftstellern zu eini[ger] Vollkommenheit ausgebildet ist. Aber freylich ist [die] Ausbildung dieses Stils nicht so leicht, wie der S[til] selbst in seiner Vollkommenheit erscheint: Irrw[ege] sind hier so nah, und die Grenzen so zart und wei[t], daſs man wie unbemerkt hinübergleitet, zumal we[nn] in dem Schriftsteller nicht eine gewisse Bestimmth[eit] und Feinheit des ästhetischen Gefühles lebet und wac[ht]. Indem man recht deutlich seyn will, wird man w[eit]schweifig und dunkel; Sorge um Vollständigkeit ma[cht] langweilig und matt; Streben nach Leichtigkeit [ge]wöhnt an eine gewisse Oberflächlichkeit; und [am] schweresten beobachtet ist natürliche doch edele Re[de]: entweder man sinkt und streift das Gemeine, o[der] man steigt und berührt das Pretiöse.

Hr. *H.* hofft, Vorr. zu Th. I. S. VIII, „daſs di[e] treu und zugleich lebendig dargestellte Reihe von V[öl]kergemählden dazu beytragen könne, dem Mangel [an] historischen Werken in unserer Literatur abzuhelfe[n], die durch mehr als bloſse Forschung sich auszeichn[en]." Die vorherausgehobenen Abschnitte verdien[en] unstreitig auch in Rücksicht der Darstellung ausg[e]zeichnet zu werden, und geben im Ganzen nacha[h]mungswürdige Beyspiele, wie gelehrte Untersuchu[n]gen für ein gröſseres Publicum zu behandeln seye[n]. Ganz indeſs hat sich Hr. *H.* vor jenen Abwegen nic[ht] gehütet, und es wird ihm schwer werden, einen re[i]nen durchaus musterhaften Ton zu gewinnen, da d[ie] Form der Darstellung in diesem Buche ein unmitte[l]bares Erzeugniſs des individuellen Charakters des V[f.] als Gelehrten zu seyn scheint. Die Entwickelung d[er] Gedanken ist häufig mehr eine selbstgefällige Ausei[n]anderlegung, mit etwas mehr Worten als nöthig. D[as] Ganze sind Untersuchungen (Vorr. Th. I. S. IX); [es] wird mehrmalen erinnert, daſs dieſs oder jenes n[ur] Vermuthung sey: mitunter aber wird wiederum zien[m]lich rasch hin behauptet, was mancher Leser, wenig[s]tens für zweifelhaft, höchstens für wahrscheinlic[h] halten möchte. Und aus den alten Autoren wird o[ft] mit einer leichten Allgemeinheit übersetzt und ge[]schöpft; die Folgerungen aus einzelnen Nachrichte[n] greifen so rasch und so breit um sich, daſs man mi[t]unter versucht wird, das Verfahren oberflächlich z[u] nennen, oder, wie gern und dankbar man auch nimm[t], was der Vf. giebt, doch zugleich das vornehmthuer[i]de Obenhin zu belächeln. Überhaupt wüſsten wir di[e] Physiognomie dieses Buches mit *einem* Worte nicht passender zu bezeichnen, als durch die Eigenschaft de[r] *Breite*, zu welcher auch die Orthographie des Vfs. ([er] schreibt: *Straaſse*, *sie besaaſsen*), die breit gesperr[]ten Zeilen des Drucks, und die breiten gothische[n] Buchstaben, besonders die unterstrichenen, sonder[]bar genug zusammenstimmen.

(Die Fortsetzung folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

KINDERSCHRIFTEN. *Altona*, b. Eckstorff d. j.: *Sittenbildende Anwendung muſsiger Stunden.* Ein Geschenk für liebe Söhne und Töchter, die gern hübsche Geschichten lesen. 1803. 276 S. kl. 8. Eigentlich die vierte verbesserte Auflage von *Keils Spiegel der Tugend und guten Sitten.* Das Buch hat ehemals sein Glück gemacht; und wird auch jetzt, in der gefälligeren, von den schlechten Kupfern befreyeten Form, Kindern, die etwa 9 bis 11 Jahr alt sind, Nutzen und Freude gewähren. E[s] enthält kurze Erzählungen, welche bald mehr bald weniger glücklich erfunden, und in einem natürlichen aber fast immer zu wortreichen Stil erzählt sind.

M. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 7 JULIUS, 1806.

GESCHICHTE.

GÖTTINGEN, b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt.* — Von *A. H. L. Heeren* etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Gleich der Titel des Buches verspricht Ideen über die Politik, *den Verkehr* und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt; in der Vorrede dagegen heisst es S. IV: „Die Gegenstände, mit denen das gegenwärtige Werk sich beschäftigen soll, *Staatsverfassungen und Handelsverhältnisse* der alten Welt, sind auf dem Titel bezeichnet." Warum aber, fragt man, ist dort der *Verkehr* hinzugesetzt? Die Einleitung giebt keinen Aufschluss, sie spricht nur von Staat und Handel. Sollten dadurch etwa die Handelsverhältnisse mit nomadischen Völkern bezeichnet werden? Wir wissen es nicht; denn der Ausdruck ist an sich unbestimmt, und es wird nirgend Erklärung darüber gegeben. Wir meinen, er könnte ganz fehlen. — Th. I. S. 24 u. 25 heisst es erst: „Der Ursprung des Handels *verliert sich in die Nacht des Alterthums.*" Darauf hebt aufs neue an: „Läfst sich derselbe aber auch im Allgemeinen hinreichend begreifen; *so lassen sich doch mehrere der wichtigsten Fragen historisch nicht beantworten.*" Abermals von neuem: „Wie und wo Tausch eigentlicher Handel ward u. s. w. — *wissen wir entweder gar nicht, oder doch so wenig und mangelhaft, dass es beynahe so gut wie gar nicht ist.*" Und nun endlich erfahren wir: „dass es auch nicht in unserem Plane liege und wahrscheinlich von wenigem Nutzen seyn werde, Untersuchungen darüber anzustellen, da das, was sich mit einiger Wahrscheinlichkeit darüber sagen lasse, längst bereits gesagt sey." — Ähnliche Dehnungen kommen häufiger vor, z. B. S. 678: „Es ist bereits oben bemerkt, dass die Hauptverbreitung des phönizischen Völkerstammes durch Kolonien nach Westen ging (der Vf. schreibt: *gieng*), weil ihr Seehandel nach ihrer Lage diese Richtung nehmen musste." (War um diess zu sagen ein eigener Satz von 4 Zeilen nöthig?) „Sobald (der Vf. schreibt: *So bald, gleichwohl* ihr Landhandel durch Asien die Küsten des südlichen Meers erreicht hatte, musste auch hier das Bedürfnis von Niederlassungen entstehen; und Spuren von ihnen, wenn auch zum Theil nur ungewisse Spuren, finden sich sowohl im persischen als arabischen Meerbusen. In jenem auf *ein Paar Inseln* in der Mitte desselben, deren Namen *bereits* an Phönizien erinnern, Tyrus und Aradus. — *Ich hoffe in der Folge es zu beweisen*, dass dieselben keine anderen als die Bacharein Inseln sind; da *aber* diese Untersuchung nicht wohl angestellt werden kann, *wenn man ihr keinen weiteren Umfang giebt* (konnte ganz fehlen), und sie über den ganzen persischen Meerbusen erstreckt, so verspare ich sie bis auf den folgenden Abschnitt über Babylon, *wo sich dazu eine passendere Veranlassung finden wird.*" Ausser den Dehnungen im Ausdruck fallen uns hier auch auf die etwas raschen Folgerungen: Sobald der *phönizische Landhandel die Küsten des südlichen Meeres erreichte.* — Trieben denn die Phönizier unmittelbar selbst Landhandel bis zum persischen Busen? ist es nicht viel wahrscheinlicher, ja den Nachrichten bey Agatharchides zu Folge fast gewiss, dass die Phönizier die Producte des Ostens durch arabische und babylonische Zwischenhändler erhielten? und war dem Vf. die Nachricht des Alterthums unbekannt, dass jene Inseln im persischen Busen für das Urland der Phönizier gehalten worden seyen, von denen sie nach Arabien ausgewandert, und so nach und nach an die Küste des Mittelmeeres gekommen, wo sie den neuerbaueten Wohnplätzen die Namen der alten Heimat gegeben? — Aber auffallender ist die Behauptung, dass auch am *arabischen Busen phönizische Kolonien* gewesen seyen. Man höre S. 680: „die Schiffarth (wir schreiben *Schiffahrt*), welche die Phönizier gemeinschaftlich mit Salomo auf dem rothen Meere trieben, zog *so viele* von ihnen nach den beiden Hafenstädten, Elath und Eziongeber, *dass auch diese füglich als ihre Pflanzstädte betrachtet werden können.*" Dass *so viele* Phönizier nach jenen Häfen gezogen worden seyen, ist nicht Factum, sondern Folgerung; und der Schluss daraus ein wenig rasch: der Handel Englands nach Meppen war in den Jahren 1803 und 1804 so lebhaft, dass Meppen füglich als eine englische Pflanzstadt betrachtet werden kann. Elath und Eziongeber waren schon Hafenörter, also Handelsplätze; und die phönizische Schiffahrt auf dem Busen war von kurzer Dauer. — Besonders gedehnt ist die geographisch-statistische Übersicht des persischen Reiches nach den Satrapieen Th. I. S. 177—439. Wir möchten sie nicht missen: aber empfehlen es jungen Freunden der alten Literatur als eine nützliche Stilübung, sich aus diesem Abschnitt einen Auszug zu machen ohne Aufopferung eines Gedankens und ohne auffallende Gedrängtheit im Stil: eine gelungene Arbeit der Art würde gewiss willkommener seyn, und in einem besseren Verhältnis zum Ganzen stehen. Auch enthält dieser Abschnitt einige Unrichtigkeiten: S. 183 wird

Nebukadnezar 120 Jahre vor Cyrus gesetzt: wahrscheinlich durch eine eilige Vergleichung der Jahreszahlen 630 und 550 vor Christus, die S. 853 für das Zeitalter der beiden Eroberer genannt sind; und passender vielleicht noch setzt man Nebukadnezar um 600 vor Chr., wie S. 621 geschieht, so dass bis auf Cyrus nur 50 bis 60 Jahre zu rechnen sind. S. 196 heisst es: „Sardes, die Hauptstadt der Lyder, wird als ein Ort geschildert, wo Griechen, Phryger, und selbst die entfernteren nomadischen Völker zusammenflossen, und ihre Waaren austauschten." Dabey die Anmerkung: „*Steph. de Urb. v. Ἀσία.* Diese Stadt *Asia* ist keine andere als Sardes, *denn* ein Theil dieser Stadt führte diesen Namen, und die Lyder rühmten sich *dabey*, dass sie dem Welttheil den Namen gegeben hatten *Herod. IV*, 45." Diese Stelle, die sich unverändert in beiden Ausgaben findet, giebt einen Beweis, wie der Vf. zuweilen die alten Autoren ein wenig zu flüchtig angesehen. Der Artikel bey Stephanus lautet so: Ἀσία, πόλις Λυδίας παρὰ τῷ Τμώλῳ. Διὸ καὶ Ἀσία ἡ ἤπειρος. — Ὁ ἐνοικῶν (ἐν Ἀσίᾳ τῇ ἠπείρῳ sc.) Ἀσιάτης. λέγεται καὶ Ἀσίς. Καὶ Ἀσιάς. Τὸ δὲ Ἀσιανὸς, ὡς Στράβων δεκάτῃ· ἦν δὲ ἐμπόριον κοινὸν τῶν τε Ἀσιανῶν καὶ τῶν Ευρωπαίων καὶ Νομάδων. Erst steht in dieser Stelle nichts von *Griechen* und *Phrygiern*, die nach Hn. *H.* in Sardes zusammenfliessen sollen. Dann aber wird die ganze Stelle aus Strabon von Stephanus nur angeführt, zum Beweise, dass auch die Form Ἀσιανὸς in der Sprache sey, und es musste also in Strabon erst nachgesehen werden, ob die Worte sich auch auf Asia oder Sardes bezogen. *Lucas Holstenius* hat bereits in seinen Anmerkungen die ganze Stelle aus Strabon abgeschrieben: sie steht nicht δεκάτῃ, sondern ἑνδεκάτῃ, im XI Buch S. 493 (755), und bezieht sich nicht auf Sardes, sondern auf — *Tanais* am mäotischen See, gelegen an der Grenze der europäischen und asiatischen Nomaden: denn das Καὶ vor Νομάδων ist bey Stephanus Schreibfehler, und steht in Strabon nicht. — Dann hiess auch nicht ein Theil der Stadt Sardes Asia; sondern in Sardes wurde eine φυλὴ genannt Ἀσιάς, die asiatische: ob die aber einen eigenen Stadttheil inne hatte, wissen wir nicht. Auf keinen Fall lasst sich behaupten: „die Stadt Asia ist keine andere als Sardes;" vermuthen möchte man, dass nach dem Verfall der alten Stadt Asia ihre Einwohner nach der benachbarten Sardes zogen, und dort auch später als eigener Volksstamm fortdauerten. — Auch steht bey Herodot I, 94 nicht, wie S. 199 behauptet wird, dass die Lyder „nicht in eigenen, sondern in *griechischen* Schiffen ihre Kolonien nach Etrurien ausgeführt hatten." Die Lyder unter Tyrrhenus, heisst es, seyen hinabgezogen nach Smyrna, καὶ μηχανήσασθαι πλοῖα, und *hätten sich Schiffe gebaut.* — S. 202 ist unrichtig, dass „nach dem Sprachgebrauch der Griechen der Name *Tyrann* einen *gebrandmarkt* habe." — S. 209. „Man muss *Angora* (das alte Ancyra in Galatien) von einem anderen Ancyra an der Grenze von Mysien unterscheiden, von woher das berühmte Marmor Ancyranum ist." Die Worte muss man verstehen, als ob das berühmte Marmor in dem mysischen Ancyra sey: es aber in dem galatischen. — S. 210 heisst es ein we[...] breit: „Carura, *das durch seine grossen Karava[...] reyen berühmt war.* Strab. S. 867." Dort steht: κα[ὶ] πανδοχεῖα ἔχουσα, und sonst wird der Ort eben ni[...] genannt. Denn das bey Hn. *H.* Folgende: „*Sie* e[...] hielt u. s. w." geht auf Celäna. — S. 215: „Ein *d[ü]mmeres* Volk wie die Kappadocier, gab es auch in g[...] Kleinasien nicht!" — Vor Wendungen wie S. 3[...] „*Es kann also keinem Zweifel unterworfen seyn;*" o[...] S. 411: „*Es waren also gewiss*" müssen wir den Le[...] warnen. Denn sollte es auch wahr seyn, was [...] manchem nicht so scheinen wird, dass gerade am E[...] de der persischen Periode ein nicht unbeträchtlic[...] Theil Indiens *völlig aus der Dunkelheit hervortr[...]* (II, 1 wird *ein ganzer Welttheil aus dem Dunkel he[r]vorgezogen*): so wird es doch auf keinen Fall [...] hell, dass man behaupten konnte: das Gemählde, d[...] Alexanders Begleiter von jenen Ländern entwerfe[...] passe auch *gewiss* für das persische Zeitalter. S. 42[...] 421. — S. 419 wird als jetziger Name des *Hypha[...]* genannt *Setledge;* S. 423 *Beyah.* — S. 540 steht in d[...] zweyten Auflage, wie in der ersten: „die persisch[...] Könige hätten die *Sommermonate* (der Vf. schrei[...] Monathe) in *Susa* zugebracht." Fiel beym Durchles[...] nicht die geographische Lage von Susa ein, nicht d[...] Stelle aus Strabon XV. S. 731, wie brennendheiss d[...] Luft in Susa sey, so dass Eidexen und Schlangen, d[...] sich des Sommers um Mittag auf die Strassen wagte[...] mitten auf den Strassen ganz verbrannt würden? E[...] heisst aber auch bey *Xenophon Cyrop. VIII.* cap. [...] fin. (unbequem citirt Hr. *H.* den *Xenoph.* nach Pag[...] nis der Leunclavischen Folioausgabe): die 7 Winte[r]monate brachte Cyrus in Babylon hin; in der *Frü[h]lingszeit* 3 Monate *in Susa, während der Sommerhit[z]* 2 Monate *in Ekbatana*, im nördlichen Medien.

Die Behauptung Th. I. S. 664, dass der Name *Ta[r]sis* überhaupt *die im fernsten Westen gelegenen Orte* bedeute, hat Wahrheit, nur nicht so allgemein, wi[e] sie hier hingestellt ist, dass der Name auf *alle* in d[er] dortigen Gegend liegenden Pflanzstädte der Phönizie[r] übertragen worden sey. — Den Phöniziern war Ta[r]sis eine *bestimmte Gegend* am südwestlichen Europ[a] die entfernteste, zu der sie westwärts steuerten. Dies[e] *bestimmte* Land erreichte unter den Griechen zuer[st] der Samier Kolaos, durch Sturm dorthin verschlagen nach dieser bestimmt umgrenzten phönizischen Kolo[nie] fanden zuerst mit Absicht den Weg die Phozäe[r] und nur ihr blieb der Name Tarsis, oder mit nich[t] ungewöhnlicher Veränderung der Buchstaben, grie[chisch] Tartessis (wie man auch Atur sagte für Assur Batanan für Basan). Weil nun diese Gegend den Alte[n] der westlichste Punkt blieb, bis zu dem ihre Meer[es]fahrten reichten: so gebrauchten sie den Namen *Tar[t]essis gleichbedeutend dem westlichen Erdende;* unstrei[tig] aber hatten die einzelnen Pflanzstädte dort jed[e] ihren eigenen Namen, eine hiess gleichnamig dem Lande. — *Tarsis* in der mosaischen Urkunde (Genes. X, 4), meint Hr. *H.* S. 668, lasse sich nicht mit Zuverlässigkeit auf Spanien deuten. Wenn aber in einer

Völkertafel, die höchst wahrscheinlich nach phönizischen Erkundigungen geordnet ist, ein Name vorkommt, der nachher unverändert Name einer bestimmten Gegend blieb, ohne dass die Entdeckung derselben gerühmt wird; wenn die übrigen Namen dieser Tafel auch später bestimmte Völkerschaften bezeichnen, ohne Spuren einer Namenveränderung: so ist man auch wohl berechtiget zu schliessen, dass der obgleich ohne Geschichte dastehende Name Tarsis schon in jener alten Urkunde das südwestliche Spanien bezeichnet habe, zumal wenn andere bestimmte Zeugnisse beweisen, dass der phönizische Verkehr mit dem entfernten Westen in einer Zeit bereits im Gange gewesen sey, die über alle unsere historischen Nachrichten hinausgeht. In Salomos Zeitalter, um 1000 vor Christo, waren die Meerfahrten der Phönizier nach Tarsis schon ganz gewöhnlich; in den homerischen Gedichten erscheint Bernstein als ein allgemein bekannter und gesuchter phönizischer Handelsartikel: es muss also die Niederlassung der Phönizier in Spanien weit über diese Zeiten hinaufgehen. S. 668 stimmt auch Hr. *H.* im Ganzen hiermit überein. S. 653 dagegen wird behauptet: „die Anlage der mehresten Kolonien über Meer falle *gewiss* in die blühenden Zeiten von Phönizien, d. i. in die Periode von David bis auf Cyrus, 1000 — 530 vor Chr. (David muss wenigstens ein Menschenalter früher gesetzt werden.) Und diess bestätige der Umstand, dass die mehresten phönizischen Kolonien ausdrücklich Kolonien von Tyrus genannt würden; Tyrus habe aber erst nach Homer angefangen Grösse zu erlangen, denn Homer kenne es noch nicht, wiewohl er oft von Sidon spreche." Allein daraus, dass Homer nur Sidon nennt, folgt, dass die Ionier sich damals Sidon als die wichtigste berühmteste Stadt Phöniziens dachten, keinesweges, dass Tyrus damals noch keine bedeutende Stadt war. Und in der That finden wir auch in den jüdischen Geschichtbüchern, dass schon einige Menschenalter vor Homer, in Davids Zeitalter, um 1050 vor Chr., der Herrscher von Tyrus als der bedeutendere genannt wird: ihn bittet David um sidonische Arbeiter, als um seine Unterthanen; Hiram von Tyrus sendet seine Leute nach Eziongeber an den arabischen Busen, mit den Juden die Fahrt nach Ophir zu machen. Es mag also wohl manche Kunst und That, welche die althellenische Sage den Sidoniern zuschreibt, in Wahrheit den Tyriern angehören.

Eben so allgemein, aber durchaus unbegründet, wird S. 700 die Behauptung aufgestellt: „*Ophir* bezeichnet nur eine gewisse Weltgegend; es war der allgemeine Name der reichen *Südländer* an den arabischen und afrikanischen Küsten, so weit man sie kannte." Das Folgende ist uns nicht klar: „der Name war schon aus den mosaischen Zeiten bekannt (wem? woher?), und war auf jene südlichen Gegenden übertragen (von wem? bezeichnete etwa Ophir früher eine andere Gegend?) — Es finden sich in der Geographie der Alten, der Orientalen wie der Hellenen, gewisse allgemeine Namen für die vermutheten oder dunkel erkundigten Grenzvölker der Erde, wie der Grieche z. B., was über Ägypten hinaus ostwärts und westwärts gen Süden lag, Äthiopien nannte. Solche allgemeine Namen haben aber entweder eine etymologische Nebenbedeutung, welche gewöhnlich einen Hauptbeweis für jene Allgemeinheit enthält, oder sie kehren so oft auch in den helleren Perioden eines Volkes wieder, dass sie dadurch am deutlichsten zeigen, wie allgemein man sich an sie gewöhnt habe. Auch in der *hebräisch-phönizischen* Geographie fehlen diese Namen nicht: — denn, dass die Geographie eines Volkes, dem Reisen in die Fremde durch das Gesetz seines Jehovah verboten war, seine Nachrichten und Ideen über ferne Länder und Erdgrenzen von dem Stammverwandten Erstling seines Landes, den weitreisenden phönizischen Nachbaren entlehnt habe, wird man uns wohl im Allgemeinen zugestehen. Das wichtige 10 Kap. der Genesis aber nennt 3 Stammväter aller Völker der Erde, d. i. 3 Erdtheile, Sem (der Hohe, Ostland), Cham (der Heisse, Südland), und Japhet (der Weitgedehnete, Nordwesten). Als *allgemeine* Namen kommen ausserdem in späteren Schriften vor Gomer und Magog, als Völker der Mitternacht, am Nordrand der Erde; und ziemlich unbestimmter Name für die Länder südwärts von Ägypten scheint Kusch gewesen zu seyn. Aber nirgend ist die geringste Spur, dass Ophir als allgemeiner Name gebraucht worden sey, nirgend wird auf Ophir als auf das Südende der Erde hingewiesen; und was uns vorzüglich gegen Hn. *H.* beweist: im 10 Kap. der Genesis ist Ophir nicht einmal Sohn von Cham, sondern ein *späterer Abkömmling von Sem*, gehört also mehr dem Osten an, und steht ohne alle Auszeichnung elf Brüdern gleich, unter denen *Saba* ihm unmittelbar vorausgeht, mit welcher Gegend Ophir auch in Davids und Salomos Zeit in naher Verbindung erscheint. *Gewiss also*, so meinen wir wenigstens behaupten zu können, war Ophir nie allgemeiner Name für Südland; wahrscheinlich dagegen wird uns, theils durch die *gewöhnliche* Zusammenstellung mit Saba, einem bestimmten und bekannten Punkt der alten Geographie an der Ostküste des arabischen Busens, theils durch den schon vor Salomos Zeit zu vermuthenden Karavanenhandel von dorther, theils durch die Beschaffenheit und Geschichte der Schiffahrt der Alten überhaupt, dass Ophir südlich von Saba an der Ostküste des arabischen Busens lag. Auf Gossellins Untersuchungen, die durch ihre strenge ins Einzelne gehende Genauigkeit oft einen auffallenden Contrast mit Hn. *H.* allgemeinen Ideen bilden, ist bey Ophir gar keine Rücksicht genommen: s. *Recherches sur la Geographie des Anciens*, Tom. III. S. 91. — Über *Hannons* Entdeckungsreise an der Westküste Afrikas ist Gossellin verglichen; allein es wird Hn. *H.* bey aller Unpartheylichkeit schwer gelingen, es über seine Individualität zu gewinnen, dass er Gossellins Genauigkeit wahr auffasse und gründlich prüfe: so sehr scheinen beide Gelehrten den Charakter ihrer Nationen gegenseitig ausgetauscht zu haben. Th. II. S. 122 wird als völlig ausgemacht zusammengestellt: „der Ausgang der Strasse (als gleichbedeutend den Säulen) *oder* das Vorgebirge Spartel;"

„das Vorgebirge Solon, d. i. das Kap Blanko bey Azimur;" über die Insel Cerne wird doch zweifelhaft gesprochen, ob sie bey Mogador oder im Meerbusen von Santa Cruz zu suchen sey; dass aber die folgende Entdeckungsreise bis über den Senegal hinaus gehe, hat kein Bedenken.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *München*, b. Zängl: *Anfangsgründe zur deutschen Lesekunst aus der wesentlichen Beschaffenheit der deutschen Sprache hergeholet*, von *Bernard Freytag*. (ohne Jahrzahl). 36 S. 8. Dazu gehört desselben *Fibel oder Namenbüchlein mit den natürlichen Stimmabsätzen zu leichterer und geschwinderer Erlernung des Lesens*. 22 S. 8. Der Vf. zeigt zwar, dass er über den ersten Unterricht des Lesens nachgedacht habe, und mit vielen anderen zur Vereinfachung dieses Theils des Elementarunterrichts hinarbeite; aber dass auch ihm, wie den meisten, die mit mehr oder minder Wärme, den gordischen Knoten gelöset zu haben versicherten, dennoch eine vollständige Analyse der Tonsprache fehle. Diess muss nothwendig einem jeden so lange begegnen, als er noch von den Zeichen der Sprache sich zu sehr abhängig macht, und die Tonsprache nicht völlig trennt von dem vorhandenen mehr zufällig entstandenen, als philosophisch fest begründeten Alphabete. Es giebt keine Sprache, die ein genaues und vollständiges Alphabet aufzuweisen hat; (den verhältnissmässig höchsten Grad dieser Genauigkeit möchte vielleicht das Alphabet der alten Griechen und der neueren Italiäner erreichen.) Wie unvollständig unser Alphabet sey, beweiset unter anderen der Mangel verschiedener Zeichen für Töne, die doch wirklich vorhanden sind; wie wenig genau sie sey, zeigt das Vorhandenseyn verschiedener Zeichen für ganz gleichlautende Sprachtöne. Zum Beweis jener Mangelhaftigkeit erinnert Rec. nur an den zweyfachen Gebrauch des *n*; (z. B. in *Anker*, *Engel* u. s. f. und in *an*, *ein* u. d. gl.). Man bemerkt, dass im ersteren Falle eine ganz andere Operation erfordert wird, als im letzteren; denn der erste Laut erzeugt sich durch eine, vermittelst des Kehlverschlusses hervorgebrachte Compression der Luft durch die Nase; der letztere hingegen verträgt diess nicht, sondern entsteht durch den Druck der Luft mit dem vorderen Theile der Zunge). Er erinnert ferner an den dreyfachen Ton des *g* (z. B. in *gut*, *liegen* und *Lage*) und vieler anderen Buchstaben, die Rec. hier nicht einzeln aufführen kann. Was den Mangel an Genauigkeit anlangt, so bestätigen ihn *x*, *ks*, *chs*, *ts*, *z*, und andere gleichlautende Zeichen hinlänglich. Diess nur zum Beweis, dass man durchaus nicht zum Ziele gelangen kann, wenn man bey den Zeichen stehen bleibt. Die Elemente der Tonsprache müssen aufgefunden, und diesen muss das Alphabet durchaus untergeordnet werden, sonst ist es unmöglich, darin etwas Vollständiges zu leisten. Eine andere Frage wäre: Ob diess für den Elementarunterricht gehöre. In so fern diess bloss eine theoretische Erforschung des Sprachmechanismus ist, in so fern kann es unmöglich für die Kinderseele tauglich seyn. Aber in so fern für dieses Alter, noch viel weniger als für ein späteres, etwas Unrichtiges oder Verworrenes gehört, in so fern muss sich allerdings die erste Unterweisung, jedoch ohne alle Beymischung theoretischer Untersuchungen, damit befassen. Nach dem Vf. sind Vokallaute solche, „welche ohne Beyhülfe anderer Buchstaben, einen starken wohlvernehmlichen Laut geben; die Consonanten hingegen haben, nach ihm, nur einen schwachen unvollkommenen Laut." Rec. hält beides für irrig. Denn in Ansehung des Letzteren ist es entschieden, dass alle Consonanten einen sehr vernehmlichen und selbstständigen Laut haben. In Ansehung des Ersteren machen wir den Vf. darauf aufmerksam, dass das Charakteristische des Vokals keines Weges in dem *lauten*, hellen Tone (die Möglichkeit des leisen, gewöhnlich heimlich genannten Sprechens beweisst es), sondern in dem ungehinderten Ausströmen der Luft liege.

Die S. 7 gemachte, ob wohl gewöhnliche, Eintheilung der Consonanten in Lippen-, Zahn-, Zungen-, Gaumen- und Lungen-Lauter ist nicht genau; weil dadurch die Buchstaben theils nicht ganz richtig, theils nicht vollständig charakterisirt werden. So ist *m* nicht ausschliessend durch die Lippen, *n* und *l* nicht durch die Zunge allein hervorgebracht, sondern die Nase hat den wesentlichsten Antheil. Man darf nur, um sich hiervon zu überzeugen, die Nase zudrücken, wobey man so wohl an der Bebung derselben, als auch an der Veränderung des Tons die bedeutende Mitwirkung dieses Organs verspüren wird. Eben so unrichtig ist es (S. 6), dass *j* und *i* gleiche Töne haben; *j* ist ein mit dem leisen Zungen-, Gaum-Sumser. *g* (in *geben*) völlig gleichlautender Consonant-Laut, weil zur Hervorbringung desselben ein Aufhalten des Luftstroms vermittelst der Zunge wirklich Statt finden muss. Dass der Unterschied der *b* und *p*, *d* und *t* nur in einer mehr oder minder stärkeren Aussprache bestehe (S. 5), können wir eben so wenig zugeben, als die Behauptung (S. 8), dass die Verdoppelungen der explosiven Laute *pp*, *tt* überflüssig seyen. Denn anlangend das erstere, so besteht das Charakteristische eines sogenannten weichen Buchstabens allezeit in einem leisen Betönen desselben, wie der Vf. leicht bemerken kann, wann er z. B. das Wort *Ebbe* rein ausspricht, und es dagegen mit *Lippe* vergleicht. Die letztere Behauptung aber würde alsdann seine vollkommene Richtigkeit haben, wenn wir für die Aufhaltung oder Hemmung der Explosion in den Wörtern *Lap-pen*, *Bit-te* u. s. w. ein anderes Zeichen hätten, ausserdem ist die Aussprache *Lapen* und *Lappen* fürwahr doch bedeutend verschieden.

Von S. 10 handelt Hr. *F.* von den Stimmenabsetzen, die er nicht unterscheidet von den Sylben. Daraus entsteht der bedeutendste Fehler des, sonst ganz zweckmässig eingerichteten, Namenbüchleins, in welchem man *ab-er*, *meid-e*, *kränk-e* u. s. f. getheilt findet. Hr. *F.* würde diesen Missgriff nicht gethan haben, wenn er überlegt hätte, dass Etymologie und eine jede conventionelle Sylbenschrift, sehr verschieden seyn müssen von dem *bloss organischen* Stimmabsätzen. Der Mechanismus der Sprachorgane hat mit der Etymologie gar nichts zu schaffen, und kann höchstens nur zufällig mit ihm zusammentreffen. Etymologisch richtig theilt man z. B. *freund-lich*, *lieb-lich*. Sprachorganisch aber *freun-dlich*, *lie-blich* u. s. f. Beide Theilungen wird man zu verschiedenen Zwecken und Zeiten berücksichtigen müssen. Im vierten Abschnitt schlägt der Vf. einige Abänderungen der Buchstaben-Namen vor. Wir begreifen nicht den grossen Gewinn, so bald die gewöhnliche Buchstabierart noch beybehalten werden soll; aber wozu bedarf es dieser? Wozu bedarf es überhaupt der Buchstabe eines anderen Namens, als er in dem Worte selbst hat? Der fünfte Abschnitt enthält einige Bemerkungen über das Lesen ohne Buchstabiren. In einem Anhange werden die Abänderungen der Hauptwörter aus einander gesetzt. Z X.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, b. Stage: *Karl, Leonore und Klare, Christinens und Philipps gute und glückliche Kinder*. Eine Geschichte für Familien überhaupt, und für Waisen insbesondere etc. besonders auch für Lehrjungen und jüngere reisende Professionisten und Handwerksgesellen. 1 Bändchen. 1803. XVI und 274 S. 2 Bdchen. 198 S. 8. (1 Rthlr. 9 gr.) Schon im Jahre 1801 gab der Vf. eine Familiengeschichte, unter dem Titel: *Die gute Christine, die Zweyte*, heraus, welche jungen Mädchen Winke und Regeln geben sollte, wie sie einst gute Mütter und Weiber werden könnten. Gegenwärtige Geschichte kann allenfalls als Fortsetzung von jener betrachtet werden. Karl, als Hauptperson, wird in Gesellschaft seiner Schwestern durch mancherley gewöhnliche und ungewöhnliche Veränderungen des Lebens hindurchgeführt, und steht in allen als Ideal der Vollkommenheit. Seine Schwestern figuriren neben ihm, wie er untadelich, und alle drey finden endlich durch Wohlverhalten und Rechtthun den Lohn der Tugend. Die Schreibart des Vf. aber ist durchaus nicht geeignet, jungen Leuten durch eine lebendige Darstellung zu gefallen. Kz.

Neue Auflagen.

Weissenfels u. Leipzig, b. Böse: *Familiennachrichten* aus dem Stammarchive zu *Heuerwalde* gesammelt und herausgegeben von *D. Otto Conrad Christiani*. Zweyte Aufl. M. 1 K. 1806. XV u. 256 S. 8. (20 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 JULIUS, 1806.

GESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhök u. Ruprecht: *Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt.* — Von *A. H. L. Heeren*, etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Wir wünschten den Beweisen *Gossellins* für den Satz: *Die Meerfahrten der Karthager, Griechen und Römer vor Chr. Geb. gingen nicht über das Kap Bojador hinaus*, eine genaue strenge Prüfung; und wir möchten hoffen, dass besonders in Vergleichung mit den allgemeinen geographischen Vorstellungen der Alten dieser Satz sich als historische Wahrheit erwiese. Hr. *H.* meint S. 738, diese Behauptung ziemlich leicht umstossen zu können, weil sie auf zwey irrigen Voraussetzungen beruhe. *Erstlich* soll der Ausdruck *ausser den Säulen* nach *Goss.* noch die Meerenge selber mit einschliessen, und Soloe also das Kap Spartel seyn. Allein, wendet Hr. *H.* ein, gewöhnlich wird der Ausdruck *die Säulen* nicht so genau für die Felsen, Kalpe und Abyle, sondern für die Strasse überhaupt gebraucht. — Heisst *gewöhnlich* hier so viel als *ungenau*, nach der Weise des gemeinen Lebens, oder in allgemeiner Dichtersprache: so werden sich Beweisstellen finden; allein der Geograph, der Reisebeschreiber unterscheidet genau so, wie *Goss.* bestimmt hat. *Strabon* III. p. 139 nennt als Grenze des inneren und äusseren Meeres τὸν κατὰ στήλας πορθμόν. ἐνταῦθα δὴ ὄρος ἐστί, ἡ Κάλπη. Plinius V. c. 1 init. setzt *Tingis*, das jetzige Tanger, *ultra columnas Herculis*, wiewohl es mitten in der Strasse von Gibraltar liegt. *Skylax* p. 52 beschreibt einen grossen Busen, der μετὰ Ἡρακλείας στήλας μέχρι ἑρμαίας ἄκρας reiche. Dieses hermäische Vorgebirge aber liegt der äussersten Spitze Europa's gerade gegenüber, welche das heilige Vorgebirge genannt wird. — Über die Lage von *Soloeis* aber scheint uns nach dem einstimmigen Zeugniss von Hannon und Herodot kaum noch ein Zweifel obwalten zu können. In Hannons Reisebericht wird überall angegeben, wann sich die Richtung seiner Fahrt gewendet. Er fährt ab von Karthago den Säulen vorbey und ausserhalb derselben bis Thymiaterion (die Übersetzung S. 734 ist nicht genau), ohne dass die Richtung angegeben ist: hier nämlich schien sich von selbst zu verstehen, dass sie westwärts ging. Und von Thymiaterion fuhr er weiter πρὸς ἑσπέραν, bis zum Vorgebirge Soloeis. Hier wendet er sich, und schifft ½ Tag gegen die aufgehende Sonne. Wirklich beugt sich die Westküste Afrikas unmittelbar nach dem Kap Spartel südöstlich ein, und bildet die Bay von Jeremie, so dass dem, der mit der Vorstellung eines dreyeckten Afrika aussegelte (Strab. XVII. p. 826, Eustath. zum Dionys. V. 175), diese Beugung ganz so erschien, wie sie seinem Glauben nach seyn musste. Deutlicher noch sagt Herodot II. c. 32: Die ganze Küste Libyens, *so weit es an das Nordmeer grenzt, von Ägypten bis zum Vorgebirge Soloeis*, ist von Libyern bewohnt. Also war Soloeis an der Nordküste Afrikas die westliche Spitze; und so liegt das Kap Spartel. Und eben so erzählt er IV. c. 43 von dem Perser Satospes: er fuhr den Säulen des Herakles vorbey; nachdem er diese durchschifft, *beugte er* (κάμψας) um das libysche Vorgebirge Soloeis, und fuhr nun gen Mittag. Also bis Soloeis fährt er in gerader Richtung fort, hier aber beugt er um nach Süden. Alles diess trifft ein beym Kap Spartel. Auch erklärt sich die Errichtung des Altars dem Poseidon zu Ehren hier sehr natürlich. Bey dem Kap Spartel öffnet sich zuerst die weite Wasserfläche des atlantischen Ozeans dem Blick; hier daher erbauete Hannon dem Gott des Meeres einen Altar, günstigen Erfolg seines Unternehmens zu erflehen. — *Zweytens* solle nach *Gossellins* Rechnung eine Tagschifffahrt Hannons nicht mehr als 5 Seemeilen betragen haben; Herodot aber rechne eine Tagschifffahrt zu 700 Stadien = 70 geographischen Meilen, und Skylax zu 500 Stad. = 12½ Meile. Hr. *H.* hätte aber hinzusetzen sollen: 1) in bekannten Meeren, und 2) wenn man nach einem bestimmten Punkte segele. Hannon aber fuhr an einer unbekannten Küste hin; eine ansehnliche Flotte begleitete ihn; er sollte Kolonien anlegen, also mussten alle Häfen, Landungsplätze und Gegenden der Küste untersucht werden, die schicklichsten Plätze auszuwählen; und im Augenblick der Entdeckung ist Alles wichtig, hält Alles auf, scheint Alles eine strenge Prüfung zu erfodern, und die Unbekanntschaft mit Menschen und Gegenden macht äusserste Vorsicht zur Pflicht. Daher scheint uns das von *Gossellin* bestimmte Mass einer Tagfahrt hier nicht zu kurz: denn welchen Grad der Vollkommenheit man auch der karthagischen Marine zugestehen will; gewiss war sie nicht vollkommener als die römische 400 Jahre nach Chr. Doch hiess es zur Zeit des heil. Hieronymus (epist. 93) eine *glückliche* Fahrt, wenn man *in sechs Monaten* den arabischen Busen durchschiffte. Vgl. *Niebuhr* Beschreibung Arabiens S. 351. 352. — Rascher steuert Hr. *H.* S. 741 erklärt er uns das *Südhorn* und das *Westhorn* in Hannons Bericht für die Mündungen des Gambia und Senegal; denn *bekanntlich* nannten die Griechen die Arme der

Flüsse seine Hörner. Bekannter möchte seyn, dass κέρατα den Griechen Vorgebirge bedeuten. — Endlich soll „*Gossellin* übersehen haben, dass in Herodots Zeitalter die *Karthager eine regelmässige Schifffahrt bis zur Goldküste* hatten.“ Freylich machten sie nach S. 198 „aus dieser Fahrt ein *Geheimniss*; aber — es ist kein Geheimniss geblieben, es ist verrathen worden. *Ausgespäht* hat es der tiefe Forscher — *Herodot*. Ihm nämlich haben die Karthager erzählt (und doch war es ein Geheimniss? doch hat er es ausgespäht?), dass sie an der libyschen Küste mit einem Volke einen *stummen Handel* trieben; sie legten die Waare hin und gingen weg, dann kämen die Einwohner des Landes und legten Gold neben die Waare u. s. w. IV. c. 196. Wir *wissen* jetzt nicht nur *gewiss*, dass es mit diesem stummen Handel seine völlige Richtigkeit hat; *sondern auch bestimmt*, dass er in den Goldländern am Niger geführt wird. Denn — (wir bitten aufzumerken) — *Host* erzählt, dass die Marokkaner jährlich nach den Grenzen von Guinea ziehen, sich aber nicht in das Land der Neger hineinbegeben, sondern auf der Grenze zeigt jeder seine Waaren vor und vertauscht sie, *ohne fast den Mund dabey zu öffnen*. — Die kleinen Verschiedenheiten in den Umständen, fährt Hr. *H.* gar leicht fort, rühren, *wie man deutlich sieht*, bloss von der Verschiedenheit des Lokals her. *Erwiesen* aber bleibt Karthagos Verbindung mit jenen reichen Goldländern.“ — *Erwiesen?* wird hier mancher befremdend fragen, und nicht ohne einige Unzufriedenheit über die Leichtigkeit, mit welcher der Vf. sich und seine Leser abfertiget. Weil dort *stummer* Handel ist, und hier *wenig gesprochen* wird: *darum* wird dort wie hier nach Guinea gehandelt? Wir sind fast geneigt zu glauben, dass diese ganze Stelle dem Vf. nur in der Eile entgangen oder in einer leichtfertigen Stunde niedergeschrieben ist. Denn wie gebührt es dem Ernst der Untersuchung S. 195: „*Ich begreife nicht, warum man* das kühne Volk, das Afrika umsegelte und von Tyrus bis Britannien schiffte, *nicht auch* bis zu der samländischen Küste *will* gelangen lassen, da eine Menge, *freylich ungewisser*, *Spuren* diess zu bestätigen *scheinen?*“ Und streichen wird gewiss der Vf. die Worte S. 196: „Der Eridanus war und ist ein fabelhafter Fluss, der nirgend als in der Sage des Volks und der Phantasie der Dichter existirte. *Man kann den Namen deuten, auf welchen Fluss man will.*“ Wir möchten gern sagen, die Stelle sey ein Scherz: allein aus dem ganzen Werke geht doch hervor, dass Hr. *H.* sich über die allgemeinen geographischen Vorstellungen der Alten richtige Ideen zu verschaffen nicht angemessen gefunden hat. Die Argonautendichter z. B. haben das Lokal nach ihrer Phantasie behandelt, und daraus ist Manches in die Werke der Geographen übergegangen Th. II. S. 42; das Klima in den Ländern zunächst ums schwarze Meer sey den Nachrichten der Alten gemäss sonst kälter gewesen I. S. 918 (wobey nicht bedacht wird, dass Südländer zum Theil nach Sagen schilderten); und die Karawanen gehen vom herodotischen Scythenlande noch immer bis — gegen das alte Serica hin, wie ja Herodot aus dem (in einen Raben verwandelten) Dichter Aristeas (nicht Aristäas) erzähle, I, S. 903.

Doch wir wenden uns ab von diesen leichtsinnigen Partieen des Buches, und überlassen Anderen zur Prüfung den ganzen Abschnitt über die scythischen Völkerschaften Th. I. S. 877, die Bestimmung der Strassen von Gerrha und Babylon nach Tyrus S. 987, besonders der Handelsstrasse durch Mittelasien S. 993; und machen lieber noch mit Wenigem aufmerksam auf die im 2 Theil trefflich durchgeführte Idee, dass bey den Karawanen im mittleren Afrika der Handel stets in naher Verbindung mit der Religion gestanden, so dass Priester ihn leiteten, und neben jeder wichtigeren Karawanserey ein Tempel entstand; dass höchst wahrscheinlich die ältesten Anlagen in Oberägypten von Priestern veranlasste und geordnete Handels-Kolonien seyen, die sich von Süden allmälich nach Norden hinaufzogen: bis das Delta bewohnbar geworden, dort Staaten sich bildeten, und nun Vermischung mit Griechen helleres Licht in das dumpfe enge Nilthal brachte, dass der Priestergeist verschwand. (Der Behauptung indess S. 516, „dass wenig Länder so wie Ägypten den beständigen Einwanderungen von Fremden ausgesetzt seyen,“ können wir nicht beystimmen: vielmehr erklären wir den melancholischen Eigensinn der Ägypter und ihren Fremdenhass eben daher, dass sie von Felsen, Sandwüsten und Sumpfland eingeschlossen, in einem höchstens 3 Meilen, oft nur eine Meile breiten Thale, mit wenigen Menschen in Gemeinschaft kamen, und daher scheuen Kindern glichen, die der fromme Vater in der Abgeschiedenheit von Menschen erzog.)

Bey dem Reichthum ähnlicher trefflicher Ideen, welche diess Werk enthält, wünschten wir ihm denn um so lebhafter tiefer eindringende Gründlichkeit und Schärfe. Wir haben das Buch lieb; aber eben desswegen meinten wir nicht streng genug in der Prüfung seyn zu können, um es in einer dritten Auflage der Vollkommenheit näher gebracht zu sehen. Dann wird der Vf. auch *Mannerts* Geographie sorgfältiger vergleichen; dann nicht Privatansichten und Rücksichten auf sich einwirken lassen, und *Vossens* Untersuchungen über alte Erdkunde, die er jetzt gar nicht zu kennen scheint, ernsthaft prüfen. Auch hätte bey *Gossellins* Untersuchungen, *Rennels* Geographie Herodots, und *Vincent* über den Periplus des rothen Meeres, die deutsche Übersetzung von *Bredow* (1802) für deutsche Leser angeführt und vielleicht auch vom Vf. verglichen werden können; denn sie enthält eigene Untersuchungen des Übersetzers über Gegenstände, die Hr. *H.* behandelt. Noch machen wir auf Nachlässigkeiten des Ausdrucks aufmerksam: z. B. häuft sich oft das Wörtchen *von*, Th. II. S. 264: „Gleichwohl erzählt Leo *von* Afrika *von* den Bewohnern *von* Bornu, südöstlich *von* Fezzan.“ Th. I. S. 479: „man verständigt sich *von* dem.“ II, S. 99. „In dem Frieden *von* dem Jahre 383.“ *Was* oft statt *welches*, I, S. 281: „Das Resultat, *was* sich ergiebt.“ *Nur bloss* stehen zu oft, ohne besonderen Nachdruck bezeichnen zu sollen, zusammen. II, S. 99. 697. 858. Der Misklang des *sie sie* ist nicht zu vermei-

den gesucht. II, 40: „Es war eine natürliche Politik, *die die* Karthager beobachteten, dass sie die nomadischen Völker zu civilisiren suchten, so weit *sie sie* unter dem Joche halten konnten.“ Eben so II, 51. 178. 183 u. s. w. Der Vf. schreibt fast überall *öftrer* statt *öfter*. — Auch wünschten wir manches fremde Wort nicht so häufig gebraucht, z. B. *Lokal* und *Lokale*, das man fast ein Lieblingswort des Vf. nennen mag. Und die *grossieren* Vorstellungen I, 547 werden in der dritten Auflage gewiss gestrichen.

Als Beylagen sind dem ersten Theil beygefügt: *Grotefend* über die Keilschriften, und *Tychsens* Erklärung der indischen Wörter bey Ktesias aus dem Neupersischen. In der ersten Abhandlung erzählt Hr. *Gr.* sein Verfahren, wie er, ohne der orientalischen Sprachen kundig zu seyn, jene merkwürdigen Denkmahler von Persepolis zu lesen und zu erklären gesucht habe: die eingestandene Unkunde der orientalischen Sprachen hätte aber doch das Urtheil über die Erklärungsversuche des Hn. D. *Lichtenstein* mässigen sollen, der wenigstens eine umfassende Kenntniss dieser orientalischen Sprachen besitzt, aus welchen jene Inschriften erklärt werden müssen. — Hr. *Tychsen* giebt seine Erklärungen der indischen Wörter selbst nur als unsichere Vermuthungen. Wir bemerken dabey nur überhaupt, dass, da das Neupersische höchstwahrscheinlich aus den *nördlichen* Gegenden jenes grossen Reiches stammt, durch die Parther zuerst gebildet und verbreitet wurde (woraus sich auch die nahe Verwandtschaft desselben mit dem Gothischen erklärt), dass es natürlicher scheint, die altindischen Wörter bey Ktesias theils mit *Forster* aus dem Malaiischen herzuleiten, weil die Malaien ehemals bis diesseit des Ganges westwärts gewohnt haben, theils aus den semitischen Dialekten, die in dem südöstlichen Theile Persiens in jenen frühen Zeiten gesprochen wurden.

V. S. A.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Zerbst, b. Füchsel: *Briefwechsel zweyer kurfürstlich-sächsischer Officiere über verschiedene militärische Gegenstände, besonders über einzuführende Verbesserungen des Militärs.* Herausgegeben von *Heinrich Ludwig Lehmann*, Lehrer am neuen Handlungs-Institute zu Magdeburg. 1804. VI u. 316 S. 8. (1 Rthlr.)

Seitdem die Armeen des nördlichen Deutschlands aus dem französischen Kriege zurückgekehrt sind, hat sich die Menge der militärischen Schriften mit jedem Jahre beträchtlich vermehrt; aber nur wenige darunter scheinen von Männern herzurühren, die im Stande waren, uns die Resultate älterer Erfahrungen, durch die neuen Ereignisse bestätigt oder modificirt, mitzutheilen, und bey weitem der grössere Theil scheint Jünglinge zu Vfn. zu haben, die den Krieg nur noch aus Erzählungen kennen. Möchten doch diese gar zu rüstigen Schriftsteller erwägen, dass es nicht genug ist, ein paar Werke über die Taktik gelesen, sich einige brauchbare Maximen aufgezeichnet, hier oder dort Mängel bemerkt zu haben, um so fort als Lehrer der höheren oder niederen Kriegskunst aufzutreten, und Armeen nach eigenem Dünkel so oder so organisiren zu wollen! Sie würden dann wahrnehmen, dass im Kriege manches ganz anders ist, als man es sich auf dem Exercierplatze gedacht hatte, und dass nicht nur ein sehr geübter Blick, sondern auch ein erhöhter Standpunkt erfodert wird, um ein ganzes System genau zu übersehen und die Mängel desselben zu verbessern.

Die Vff. der vorliegenden Briefe, welche der Herausgeber in Magdeburg in einem Gasthofe gefunden haben will, gehören in diese Klasse, trotz allem dem Schönen, welches er in der Vorrede von dem Inhalt erzählt, und ungeachtet der gegenseitigen Lobpreisungen, womit die Correspondenten einander um die Wette becomplimentiren. Schon der Titel ist nicht passend: denn das Ganze, einige unbedeutende Brocken abgerechnet, handelt bloss von der Cavallerie, und zwar von der kursächsischen, an welcher die Vff. viel zu tadeln finden. Sie können öfters Recht haben, z. B. wo sie von der Gewinnsucht der Auditeure und Reg. Quartiermeister, von zweckmässigen Verbesserungen der Uniform und der Pallasche, von der Nützlichkeit eines General-Staabes, von der Werbung, vom Nachtheil des Exercirens in 3 Gliedern, und von der unnützen Länge mancher Commando-Wörter (S. 131, 138, 171, 192, 269, 284.) sprechen; aber die meiste Zeit kramen sie so offenbare Unwahrheiten aus, dass es unbegreiflich scheinen würde, wie sie darauf verfallen konnten, wenn sie nicht sehr schnell (m. s. S. 5, 24, 135, 144, 160, 244, 272, 280, 289, 298, 314, u. a.) ihre Absicht verriethen, einem (bey Erscheinung dieser Briefe noch) lebenden Befehlshaber, den sie mit dem Anfangsbuchstaben bezeichnen, auf Kosten würdiger Amtsgefährten und seines um die kursächsische Cavallerie so sehr verdienten Vorgängers, des Gen. Lieut. Grafen v. *Bellegarde*, Weihrauch zu streuen.

Als eine Parteyschrift, welche nur für einen bestimmten Theil des Publicums Interesse haben kann, würde daher dieses ganzen Briefwechsels in unseren Blättern nur kurze Erwähnung geschehen dürfen, wenn er nicht in einem so sehr anmassenden Tone geschrieben wäre. Um daher das Recht, welches die Vff. haben, die militärische Lesewelt belehren zu wollen, nur einigermassen ins Licht zu setzen, sieht Rec. sich genöthigt, einige wenige von den unzähligen dazu geeigneten Stellen herauszuheben. Gleich der Anfang ist charakteristisch. „Dank sey es der gütigen Vorsehung,“ hebt der erste Correspondent an, (S. 1) „dass sie uns so gnädig erhalten, und uns auch diese *beschwerliche, oft mit Gefahr verknüpfte* Zeit so glücklich hat überstehen helfen!“ — Er kam nämlich gerade aus einem Exercierlager im Frieden!! — Gleich darauf macht er seinem Freunde die „bittersten Vorwürfe,“ dass dieser sich nicht „auf dem Marsch beurlaubt habe, um sich *mehrere Bequemlichkeit* zu verschaffen.“ (Die Vff. sind nicht etwa alte Invaliden, sondern, wie sie uns bey verschiedenen Gelegenheiten erzählen, noch sehr junge Leute.) — Nach S. 14.

16 sollten die Friedensläger viele Wochen lang dauern, um, ausser den militärischen Zwecken, auch die Provinz, wo sie gehalten werden, zu *bevölkern*. — Den Subaltern-Officieren soll (S. 65) ein übercompleter Recrut zur Bedienung gehalten werden, damit, „wenn der Officier mit ihm nicht zufrieden ist, und der Recrut zur *Strafe* einrangirt wird, der Staat durch ihn einen *civilisirten* Soldaten erhalte.“ — Durch einen Reitknecht, der nicht hat gut thun wollen? — Die Chefs sollen zum Besten ihrer Corps (S. 73) „verschiedene Gattungen von Officieren zu bekommen suchen, unter anderen auch *Spieler*, um die Jugend zu warnen“ u. dgl. m. Die Art, wie der Vf. die Soldaten zu Unterofficieren zu bilden lehrt, (S. 104. 105) ist so lustig, dass Rec. kaum der Versuchung widerstehen kann, die ganze Stelle abzuschreiben, wo unter andern eine von der Messe mitgebrachte *Tabackspfeife in Gestalt eines Stocks*, als Symbol der künftigen Würde, sehr wirksam seyn soll, den Ehrgeiz des Ausgewählten *erst bis zum Wahnsinn* anzufeuern, *ehe* man ihn *scheiben lernen* lässt.

Wer nach diesem Allen noch Lust hat, die Vff. als Taktiker kennen zu lernen, den verweisen wir auf die von ihnen vorgeschlagenen Manöuvres, vorzüglich auf das letzte von ihrer eigenen Erfindung (S. 304. 305), welches ein einzelnes, in geschlossner Colonne *haltendes* Regiment im Angesicht des seine Flanke bedrohenden, nahen Feindes ausführen soll. — Der Anführer, der in dieser Stellung halten geblieben wäre, ohne seine Flanken gesichert zu haben, verfiele schon dadurch in die schwerste Verantwortung; und er müsste cassirt werden, wenn er im eintretenden Fall, statt dem Feinde einzelne Haufen so gut als möglich entgegen zu werfen, sich mit den hier vorgeschriebenen weitläuftigen Evolutionen aufhalten wollte.

Die Schreibart halten die Vff. für eine blosse Nebensache. Sie verwahren sich häufig (S. IV. 16 u. a. O.), dass ihr Stil nicht das Gefällige eines Romans habe, dass er nicht blumenreich und anziehend, dass es ihnen *nicht um die gute Wahl der Ausdrücke* zu thun sey, u. s. w. und in der That haben sie das Letzte nur gar zu treulich gehalten. So heisst es z. B. (S. 102) „die Vielfältigkeit unserer Pflichten sollte allein unseren Geist für die Aufklärung empfänglich machen, und die Unwissenheit als Urheberin mancher Ungerechtigkeit *entfesseln*“ — oder (S. 106) bey der Vorschrift zur Erziehung designirter Unterofficiere, ohne dass von einem Versehen die Rede gewesen wäre: „Zeigt er Application, so lasse ichs bey einem Verweise bewenden; bleibt dieses fruchtlos, so lasse ich ihm 20 Hiebe aufzählen,“ u. s. w. — Da muss freylich die Unwissenheit entfesselt werden, wo man die Lernbegierde so hart verfolgt! Kf.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Berlin*, b. Lange: *Erörterungen über General- und Special-Inquisition*, von Dr. *E. F. Hagemeister*, königl. schwed. Ober-Appellationsrath. 1804. 105 S. 8. (8 gr.) Die Absicht des bereits durch andere Schriften rühmlichst bekannten Vf., war vorzüglich darauf gerichtet, zu untersuchen: ob nicht bey der General- und Special-Inquisition etwas positiv Gegebenes gefunden werden könne, wonach über die verschiedenen Streitpunkte, welche sich noch in Rücksicht dieses Gegenstandes unter den Gelehrten antreffen lassen, mit mehrerer Festigkeit zu entscheiden wäre, als nach blossem Räsonnement aus der Natur einer Criminal-Untersuchung überhaupt. Er findet diess in der analogen Einrichtung der Special-Inquisition mit dem Anklageprocesse, wofür die hier geschehene historische Darstellung allerdings spricht. Nach dieser Entwickelung wird die Specialinquisition *derjenige Theil des Untersuchungsverfahrens* genannt, *der an eine im voraus bestimmte Form und zwar, so viel es die Natur der Sache zulässt, an die des Anklageprocesses gebunden ist.* Die General-Inquisition ist hier *derjenige Theil des Untersuchungsverfahrens, in welchem theils bestimmt werden soll, ob wider jemand der wirkliche Criminalprocess von Amtswegen (die Special-Untersuchung) Statt finde, theils das zur Erhebung dieses Processes Erforderliche gesammelt wird.* Aus diesen Begriffsbestimmungen zieht der Vf. die Entscheidung einiger bisher noch streitigen Punkte, und schliesst dann mit der Darstellung des Nutzens, den die Beybehaltung des Unterschiedes zwischen General- und Special-Inquisition mit sich führe. Dieses setzt er darein, dass dadurch der wirkliche Criminalprocess nur gegen das Individuum angestellt werden könne, das ein solches Verfahren verwirkt habe, und dass die Sicherheit der Bürger gegen Verletzungen durch das an eine bestimmte Form gebundene Verfahren vor Gericht mehr begründet werde. Rec. hat diess alles mit vielem Vergnügen gelesen, und stimmt dem Vf. in Rücksicht der historischen Darstellung sowohl, als auch in Ansehung der auf dieselbe gemachten Beziehungen vollkommen bey. Allein für das Allgemeine ist er nicht befriedigt worden. Denn so viel man sich auch immer Mühe geben mag, in das von dem Mangel an einer vollkommenen Idee einer Criminaluntersuchung herrührende Institut der General- und Special-Inquisition Zweck und Gehalt zu bringen: so wenig kann diess doch gelingen, und zwar eben um des Mangels an wesentlichem Gehalte dieses Unterschiedes selbst willen. Die General-Inquisition ist so gut gegen das einzelne Individuum gerichtet, als die Special-Inquisition, und dass die Inquisitional-Artikel von dem Richter vor der Vernehmung darüber schriftlich aufgesetzt werden, begründet gar nichts Materielles, sondern ist bloss Form. Der Sache selbst nach, ist ewig nur *ein* Verfahren, das sich aber mehr oder weniger unmittelbar gegen das zur Untersuchung gezogene Subject richtet. Auch lässt sich das Verfahren, das bloss zum Sammeln der Thatsachen, die gegen ein bestimmtes Individuum sprechen, dienen soll, durchaus nicht von der unmittelbaren Richtung des Verfahrens auf dieses Individuum selbst trennen: immer muss eins in das andere eingreifen: und dass die Inquisitional-Artikel schriftlich abgefasst werden, ist wie gesagt, bloss Form, welche in der Materie des Verfahrens keine Veränderung hervorbringt. In dieser Hinsicht begreift Rec. auch den Nutzen durchaus nicht, welchen die Beybehaltung des Unterschiedes zwischen General- und Special-Inquisition mit sich führen sollte. General- und Special-Inquisition ist in Rücksicht der absolut nothwendigen Beschaffenheit eines Criminalprocesses Null. Der Richter wird durch die schriftlichen Inquisitional-Artikel nur in Rücksicht der Vernehmung darüber eingeschränkt; seine Willkühr bleibt aber, wenn sie durch nichts anderes, als durch die Beybehaltung des Unterschiedes zwischen General- und Special-Inquisition begründet werden soll, immer, weil die Einleitung zur Special-Inquisition sowohl, als die Abfassung der Artikel (denn was in einem Urtheil desswegen vorgeschrieben wird, ändert nicht alles ab,) von seiner Handlungsweise abhängt; und wenn es also nicht ausserdem noch Mittel giebt, der Willkühr des Richters die Hände zu binden, so wird diess durch den Namen der General- und Special-Inquisition unmöglich geschehen können. Dessen ungeachtet bleibt die vorliegende Schrift immer ein sehr lesenswerther und empfehlungswürdiger Beytrag zu dieser Lehre. F. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 9 JULIUS, 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

London, b. Jeffery u. Evans: *The works of Plato, viz. his fifty-five dialogues and twelve epistles*, translated from the Greek; nine of the dialogues by the late *Floyer Sydenham* and the remainder by *Thomas Taylor*: with occasional annotations on the nine dialogues translated by Sydenham and copious notes by the latter translator; in which is given the substance of nearly all the existing Greek MS. commentaries on the philosophy of Plato, and a considerable part of such as are already published. In five volumes. 1804. Vol. I. CXXIII u. 544 S. Vol. II. 657 S. Vol. III. 600 S. Vol. IV. 614 S. Vol. V. 720 S. 4. (70 Rthlr.)

Während in Deutschland durch die Bemühung, das *schwanke* Gebäude der Tagesphilofophie auf claffifchen Boden zu gründen, das Studium des Plato erhöhtes Intereffe gewonnen hat, und Überfetzer wie Herausgeber mit rühmlichem Eifer und unerwartetem Erfolge diefs Intereffe zu befriedigen fuchen, kann es nicht unzeitig fcheinen, einen Blick zu werfen auf die Art, wie derfelbe Plato in England angefehen und behandelt wird, in einem Lande, das unfere Gutmüthigkeit noch immer, aus Gewohnheit freylich mehr als auf gegenwärtigen Anlafs, als ein Afyl liberaler Kenntnifs des Alterthums zu betrachten pflegt. Infofern verdient auch vorliegendes Werk einige Aufmerkfamkeit: fo zweydeutig fchon längft der Taylorfche Überfetzerruhm geworden ift, fo beweifet doch die reichliche Unterftützung, die dem Manne fo raftlofe Rührigkeit möglich macht, dafs er den Gefchmack feiner Nation zu treffen und zu befriedigen wiffe. Dazu kommt, dafs diefe Überfetzung die erfte vollftändigfte ift, die von dem Plato in einer neueren Sprache erfcheint, und dafs fie in einem Äufserlichen auftritt, wie aufser der meerbeherrfchenden Infel nur auf das Hochköftliche gewandt wird. Hören wir endlich den Überfetzer felbft über den Werth feiner Arbeit, fo entfieht er fich keinesweges: in der Dedication an den Herzog von Norfolk verfichert er dreift, deffen Verdienft fey viel gröfser, weil er *ihn*, als Lorenzo des Prächtigen, weil er den Ficinus befchützt, und er werde fchon darum allein in den Archiven der Unfterblichkeit glänzen, während die Namen grofser Potentaten erbleichen.

Was in derfelben Dedication berührt wird, der einzige Schlüffel zum Plato feyen die griechifchen Ausleger deffelben, d. i. die Neu-Platoniker, wird ausgeführt in der *allgemeinen Einleitung in Platos Philofophie und Schriften* Th. I. S. I — CXXIII. Der Zweck diefer Einleitung ift darzuthun, dafs die Philofophie des Plato den Vorrang behaupte vor allen übrigen Philofophien; dafs ihre Würde und Erhabenheit ohne Gleichen fey, dafs fie die Mutter fey von allem, was den Menfchen erhebt; und dafs fie ruhe auf Grundfeften, welche weder die Zeit untergraben, noch Sophifterey umftürzen kann: ein fo neues als kühnes Unternehmen, fintemal, wer es wagt, Pfade zu betreten hat, die feit taufend Jahren unbetreten find, und Wahrheiten an das Licht zu bringen, die eben fo geraume Zeit in Griechifch vergraben gelegen. Indefs möge der Lefer nicht zurückfahren vor der Öde des Weges und der Neuheit der Gegenftände: er erinnert fich vielleicht glücklicher Weife, dafs er den Weg fchon fonft gemacht hat, dafs die Scenen ihm einft vertraut gewefen find, und die Gegend fein Vaterland ift. Wäre jedoch fein Auge zu blöde, um zu fehen, was nur das fchärfite fieht; wäre fein Gedächtnifs vergefslich, und feine Abwefenheit von dort bejammernswürdig lang: fo dürfte er nur die Macht der Weisheit anrufen,

> *From mortal mists to purify his eyes,*
> *That god and man he may distinctly see.*
> Il. 5, 127.

Und dennoch möchte nicht allen vergönnt feyn, dem erleuchteten Führer in das Land der Verheiffung zu folgen: dem Rec. wenigftens blieb es verfchloffen; über *fein* Verftändnifs ift, was nun aus trüben Brünnlein in raufchenden Bachen fich ergiefst, fo erhaben, als die platonifche Gottheit über das Seyn erhaben gefagt wird. (*Of all the dogmas of Plato that concerning the first principle of things as far trandscends in sublimity the doctrine of other philosophers of a different sect, on this subject, as this supreme cause of all transends other causes. For, according to Plato, the highest god, whom in the Republic he calls the good, and in the Parmenides the one, is not only above soul and intellect, but is even superior to being itself.* S. V.) Überfpringend alfo, wohindurch er weder mag noch kann, eilt er zum Befchlufs diefer Darftellung von des Plato Lehrgebäude, wo — nach einer kräftigen und nicht unberedten Strafrede gegen diejenigen Lefer, denen das Vorgetragene eitel und leer fcheinen möchte wie Träume eines Schatten, gegen die Zöglinge der Erfahrung, die Schoofskinder der Sinnen, die ächten Nachkommen jener erdgebornen Brut, welche die olympifchen Götter bekriegte S. LXXIX — nachgewiefen wird, wie die gröfsten Männer des Alterthums platonifcher Weisheit zugethan

gewefen, von *Dion* dem Syrakufer bis auf *Kosroes* den Perfer, von dem höchft gelehrten und majeftätifchen Dichter *Virgilius* bis auf den Fürften der Philologen *Longinus*, und in England noch in neuerer Zeit, obgleich nicht in die Tiefen gedrungen, *Shaftesbury*, *Akenfide*, *Petwin*, *Harris* und *Sydenham*. Noch allgemeinere Verbreitung hinderte, erfahren wir, die versteckte Art, wie Plato, mit allen grofsen Alten überzeugt, dafs die erhabenften Wahrheiten durch klare Entfaltung für die Menge entweiht würden, feine Lehren vortrug. Daher denn auch gefchah, dafs fie erft fünf Jahrhunderte nach dem Tode des Lehrers ergründet wurden. Was Männer von grofsem Geifte und nicht gemeinem philofophifchen Talent, *Crantor*, *Atticus*, *Albinus*, *Galenus*, *Plutarchus*, nicht ohne Schleyer zu fehen vermochten, das enthüllten der grofse *Plotinus*, der höchft gelehrte *Porphyrius*, der göttliche *Jamblichus*, der höchft fcharffinnige *Syrianus*, *Proclus*, die Vollendung philofophifcher Trefflichkeit, der prächtige *Hierocles*, der concis-elegante *Salluftius* und der tiefforfchende *Damascius*. Diefe Männer, wahrhafte Glieder von der Gottheit goldener Kette, befreyten, was erhaben, was myftifch ift in Plato's Lehren — und deffen ift ein überfchwengliches Mafs — von der Dunkelheit, und hoben es in das gefälligfte Licht. Aber ihre Bemühungen wurden mit fchnödem Undank aufgenommen. Man bezweifelte die Ächtheit ihrer Abkunft: man verachtete fie wegen verderbter Sprache; man glaubte fich über fie hinaus gewachfen: ja *Warburton*, der Sophift in der Mitra, fprach von unreinen Strömen der alexandrinifchen Schule, ohne doch die Quelle diefer Ströme zu kennen, und ein fchwerer deutfcher Kritiker vermafs fich diefe Heroen anzugrunzen, wiewohl fein ganzes Wiffen fich nicht über ein Verbum auf $\mu\iota$ hinaus erftreckte: — lauter Attentate, die von tiefter Ignoranz oder von boshafteſter Sophifterey zeugen, und deren fich nur Enkel jener Freyer der Penelope erfrechen, *which*

> *Laws or divine or human fail'd to move,*
> *Or shame of men, or dread of gods above;*
> *Heedless alike of infamy or praise*
> *Or Fame's eternel voice in future days.*
>
> *Pope's Odyssey* 22, 47.

Genug von des Überfetzers Anficht der Neu-Platoniker. Hinzu fügt er eine, meift von *Sydenham* entlehnte, Überficht der platonifchen Werke, nach dem Schema:

Dialogues	sceptical	disputative	embarrassing
			confusing
		inquisitive	exciting
			assisting
	dogmatical	demonstrative	analytical
			inductional
		authoritative	magisterial
			traditional

fodann einige — feichte — Bemerkungen über Eingänge, Abfchweifungen und Schreibart. In der Anordnung folgt er, nicht dem inneren Zufammenhange der einzelnen Dialogen, nicht den chronologifchen Angaben, fondern der Ordnung des Univerfums. Wie dort das Ganze den Theilen, das Allgemeine dem Befonderen vorangeht, fo werden auch hier *die* Dialogen, die ein Ganzes bilden oder die Relation eines Syftemes haben, vorangeftellt denen, die nur einzelne Zweige jener Syfteme verfolgen. Alfo, nach dem erften Alcibiades als einer Einleitung in die gefammte platonifche Philofophie, die Republik und die Gefetze als Syfteme der platonifchen Moral und Politik, der Timäus und Kritias als Ganze der Phyfiologie, der Parmenides als Syftem der Theologie. So weit, wie es heifst, gemäfs dem Naturgange des menfchlichen Geiftes in Erwerbung der erhabenften Kenntniffe; darauf, vornehmlich nach einer Sachordnung der Sophift, Phädrus, der gröfsere Hippias und das Sympofium, als im Parmenides fchon begriffene, nur fubordinirte Ganze: und fo fort, an dem Faden gelegentlicher Übereinftimmungen, bis zum Kratylus, der zuletzt fteht, als gröfstentheils theologifchen Inhaltes, damit der Lefer, nachdem er im Parmenides zu allen göttlichen Ordnungen und deren unausfprechlichem Principe hinauf, und von da, in regelmäfsiger Folge, zu der menfchlichen Seele herunter geftiegen, nun in diefem Dialoge zur Gottheit zurückgeführt werde, wie alle Wefen beftändig zu der Quelle zurückkehren, aus der fie herfliefsen.

Unter den fünf und funfzig Dialogen (die zehn Bücher der Republik und die zwölf der Gefetze als befondere gezählt) find die beiden Alcibiades, die beiden Hippias, der Philebus, Menon, Ion, die Liebhaber, und, bis auf die Rede des Alcibiades, das Sympofium von *Sydenham* überfetzt. Die unleugbaren Verdienfte diefes achtbaren Mannes werden auch in Deutfchland anerkannt; um fo mehr befremdet das vornehme Wefen, womit hier der Landsmann fie fo gering anfchlägt, dafs er ihm kaum zugefteht, er hätte ein guter Überfetzer des Plato werden *können*, hätte er nicht in feinem früheren Leben die Philofophie verabfaumt, wäre er nicht dem Druck des Unglücks unterlegen, und, das unverzeihlichfte, hätte er nicht ein unfeliges Vorurtheil gegen die Neu-Platoniker gehegt. So aber glaubte fich *Taylor* verpflichtet, alle *die* Theile feiner Arbeit, welche tiefere Philofophie oder etwas von Theologie enthielten, einer Revifion zu unterwerfen: und da fand er ihn denn, wie zu erwarten ftand, *greatly deficient*. Auf ähnliche Art wird *Dacier's* Überfetzung als untreu und oft finnverfehlend getadelt, und doch kennt fie der Tadler nur in einer aus der franzöfifchen gemachten englifchen, weil er vom Franzöfifchen nicht die mindefte Kenntnifs hat (*no knowledge whatever*). Die Republik ift von Dr. *Spens* überfetzt, einem Schotten, um den fich *Taylor* durch Ausmerzung von Scotticismen verdient gemacht; der Menexenus endlich von *West*, von dem fich auch eine Note verfpätet hat, worin gezeigt wird, wie die griechifchen Accente, Mufikzeichen gewefen, und wie die Schule zu *Eton* glücklich zu preifen fey vor allen Schulen des Königreiches, ja des ganzen Europa, weil fie frey geblieben von einem der gröbften Mifsbräuche, den Unwiffenheit oder Barbarey nur irgend in eine Sprache einführen könne, von der Sitte nach Accenten zu lefen: — eine Abfurdität, die hier um fo mehr auffällt, weil fie philologifcher Art ift.

Denn von dieser Art thut sich sonst in der ganzen Taylorischen Arbeit nichts hervor: vielmehr wird gegen alle Zumuthung philologischer Gelehrsamkeit eine ausdrückliche Verwahrung eingelegt. Abgeschmackt wäre es, lesen wir S. CXI, sich einzubilden, dass Sprachkenntniss, sey sie auch noch so gross, hinlange, um den Plato zu verstehen; dazu sey nur der recht würdig und wohl geschickt, der mit natürlicher Anlage heisses Verlangen nach Weisheit verbinde, der von Kindesbeinen an wohl in Mathematik unterrichtet sey, und der, ausserdem, ganze Tage und häufig die halbe Nacht in tiefer Meditation hingebracht, und, wie wer triumphirend über ein tobendes Meer fährt oder gewandt durch ein Heer von Feinden dringt, so einer drohenden Menge von Zweifeln glücklich die Stirn geboten habe. Dass unser Übersetzer ein solcher sey, müssen wir seiner wiederholten Versicherung freylich zuglauben: dass er aber darum seinen Autor durchgängig oder auch nur in den meisten Stellen verstanden habe, wird uns um so zweifelhafter, je öfter wir diese, nach seiner Meinung, buchstäblich genaue Übertragung mit dem Originale zusammen halten. Wenige Beyspiele solcher Confrontation werden genug seyn, unsern Zweifel zu rechtfertigen, und zugleich uns zu entschuldigen, wenn wir, was von einem verstehenden Übersetzer des Plato weiteres und höheres mit Grunde gefodert werden würde, bey diesem nicht einmal vermissen mögen.

Im Phädrus also, der, zumal vornherein, nicht zu den schweren Dialogen gehört, sagt S. 227 A. Plato: πειθόμενος Ἀκουμενῷ κατὰ τὰς ὁδοὺς ποιοῦμαι τοὺς περιπάτους: Φησὶ γὰρ ἀκοπωτέρους τῶν ἐν τοῖς δρόμοις εἶναι: Taylor aber *being persuaded by Acumenus to take some exercise, I determined upon that of walking. For he said that this kind of exercise was not so laborious, and at the same time was more healthsome, than that of the course*, wörtlich aus Ficinus *deambulando exerceor. quod quidem exercitationis genus facilius salubriusque ille, quam currendi certamen, existimat:* wie denn auch sonst häufiger Ficinus als Plato übersetzt scheint. — 227. B. Σ. ἀτὰρ Λυσίας ἦν, ὡς ἔοικεν, ἐν ἄστει, Φ. ναί, παρ' Ἐπικράτει, ἐν τῇδε τῇ πλησίον τοῦ Ὀλυμπίου οἰκίᾳ. *He was; for he dwells* (Ficinus doch nur *divertit*) *with Epicrates in the house, which is next to that of Olympius.* — 227. C. γέγραφε γὰρ δὴ Λυσίας πειρώμενόν τινα τῶν καλῶν, οὐχ ὑπ' ἐραστοῦ δέ, ἀλλ' αὐτὸ δὴ τοῦτο καὶ κεκόμψευται. *For Lysias, through the persuasion of some beautiful person, though not one of his lovers, has composed an oration on love, and this in a very elegant manner.* — 228. A. οἴει με, ἃ Λυσίας — συνέθηκε, δεινότατος ὢν τῶν νῦν γράφειν, ταῦτα ἰδιώτην ὄντα ἀπομνημονεύσειν ἀξίως ἐκείνου; *Do you think me so much of an idiot, as to suppose myself capable of relating etc.* — 228. C. τελευτῶν δὲ ἔμελλε, καὶ εἰ μή τις ἑκὼν ἀκούοι, βίᾳ ἐρεῖν. *Though he was unwilling that any one should hear him voluntarily, he was at length compelled to the relation.* — *Ibid.* πρὶν ἂν εἴπω ἁμωσγέπως. *Till I have exerted my utmost abilities to please you.* — 228. E. ἐμαυτόν σοι ἐμμελετᾶν παρέχειν, *To listen to you.* — *Ibid.* ἐλπίδος, ἣν εἶχον ἐν σοὶ ὡς ἐγγυμνασόμενος, *The hopes of contesting with you.* — 231. C. καίτοι πῶς εἰκός ἐστι τοιοῦτον πρᾶγμα προέσθαι τοιαύτην ἔχοντι συμφοράν, ἣν οὐδ' ἂν ἐπιχειρήσειεν οὐδεὶς ἔμπειρος ὢν ἀποτρέπειν. καὶ γὰρ αὐτοὶ ὁμολογοῦσι νοσεῖν κ. τ. λ. *But to what else is it proper to ascribe such a conduct, except that calamity, love; a conduct, which he, who had never experienced this passion, would never suppose possible to exist. And besides this, lovers themselves confess etc.* — 231. E. τοὺς μὲν ἐρῶντας, οὕτως ἂν οἰομένους καὶ ὑπὸ τῶν ἄλλων ζηλοῦσθαι, ὥσπερ αὐτοὺς ὑφ' ἑαυτῶν — *Lovers, who consider themselves as loved with a mutual regard.* — 232. A. ἔτι δὲ τοὺς μὲν ἐρῶντας πολλοὺς ἀνάγκη πυθέσθαι καὶ ἰδεῖν ἀκολουθοῦντας τοῖς ἐρωμένοις· ὥστε, ὅταν ὀφθῶσι διαλεγόμενοι ἀλλήλοις, τότε αὐτοὺς οἴονται ἢ γεγενημένης ἢ μελλούσης ἔσεσθαι τῆς ἐπιθυμίας συνεῖναι. *But still further, when the multitude perceive lovers following the objects of their affection —, they are necessarily persuaded, that, when they perceive them discoursing with each other, the desire of coition has either then taken place, or is about to do so.* — 232. C. καὶ ἄλλῳ μὲν τρόπῳ διαφορᾶς γενομένης κοινὴν ἀμφοτέροις καταστῆναι τὴν συμφοράν, προεμένου δέ σου, ἃ περὶ πλείστου ποιῇ, μεγάλην ἂν σοι βλάβην γενέσθαι. *That disagreements, by some means or others arising, will become a common destruction to both; at the same time premising, that you shall thus suffer a great injury in most of your transactions.* — 233. A. τοῖς δὲ μὴ ἐρῶσιν, οἳ, καὶ πρότερον ἀλλήλοις φίλοι ὄντες, ταῦτα ἔπραξαν, οὐκ, ἐξ ὧν ἂν εὖ πάθωσι, ταῦτα εἰκὸς ἐλάττω τὴν φιλίαν αὐτοῖς ποιῆσαι. *But it is probable, that such as are without love, since from the commencement of their friendship they acted without regarding venereal delight, — it is probable, that they will act with less ardour.* — 233. B. τοιαῦτα γὰρ ὁ ἔρως ἐπιδείκνυται· δυστυχοῦντας μέν, ἃ μὴ λύπην τοῖς ἄλλοις παρέχει, ἀνιαρὰ ποιεῖ νομίζειν —· ὥστε πολὺ μᾶλλον ἐλεεῖν τοὺς ἐρωμένους ἢ ζηλοῦν αὐτοὺς προσήκει. *For love will point you out to be such. It likewise compells the unfortunate to consider as calamitous things, which cause no molestation to others —: so that it is much more proper to commiserate than emulate lovers.* — 234. A. οἵτινες πρεσβυτέρῳ γενόμενοι τῶν σφετέρων ἀγαθῶν μεταδώσουσιν. οὐδὲ οἱ διαπραξάμενοι πρὸς τοὺς ἄλλους φιλοτιμήσονται. *Such as may participate your kindness, when you are old. Nor with those, who, when their desire is accomplished, are ambitious of obtaining others.* — 235. C. ἤ που Σαπφοῦς ἢ Ἀνακρέοντος ἢ καὶ συγγραφέων τινῶν. *Sappho or Anacreon or certain other writers.* — 236. D. παῦσαι πρός με καλλωπιζόμενος. *Cease your boasting before me.* — 237. A. ἕπεται δὲ ὁ ἀεὶ θέλων καὶ δυνάμενος. *But will and power are the perpetual attendants of their procession.*

Und damit man nicht glaube, ein besonderer Unstern habe über dem Phädrus gewaltet: *Gorg.* 523. C. ὅ, τε Πλούτων καὶ οἱ ἐπιμεληταὶ οἱ ἐκ μακάρων νή-

σων ἰόντες ἔλεγον πρὸς τὸν Δία, ὅτι φοιτῷέν σφιν ἄνθρωποι ἑκατέρωσε ἀνάξιοι. *Pluto and those, to whom the care of the islands of the blessed was committed, went to Jupiter, and informed him, that men came to them, who were unworthy, whether they were the accusers or the accused.* — 523. D. οἱ δικασταὶ — καὶ αὐτοὶ ἀμπεχόμενοι δικάζουσι, πρὸ τῆς ψυχῆς τῆς αὐτῶν ὀφθαλμοὺς τε καὶ ὦτα καὶ ὅλον τὸ σῶμα προκεκαλυμμένοι. *The judges — as e clothed, while judging, as prior to their soul being concealed they have a veil before their eyes and ears and the whole of their body.* — *Charmid.* 155. C. ἐνταῦθα μέντοι, ὦ φίλε, ἐγὼ ἤδη ἠπόρουν. *And I then said, My friend, I am now perplexed.* — *Ibid.* ἀνέβλεψέ μοι τοῖς ὀφθαλμοῖς ἀμήχανόν τι οἷον. *He fixed his eyes upon me as something prodigious.* — 155. D. αὐτὸς γάρ μοι ἐδόκουν ἑαλωκέναι *For he appeared to me to have been captured.* — *Ibid.* Πότερον ἐὰν με πείθῃς, ἢ κἂν μή; γελάσας οὖν, ἐὰν σε πείθω, ἔφη. *Will you do thy, whether you are persuaded by me or not? Upon this he said laughing. I will, if I am persuaded by you.* — *Lys.* 203. A. ἐπορευόμην μὲν ἐξ Ἀκαδημίας εὐθὺ Λυκείου τὴν ἔξω τείχους ὑπ' αὐτὸ τὸ τεῖχος. *On going from the academy in a straight line to the Lyceum, which is indeed out of the walls, but close to them.* — 204. B. ἐπὶ τῷ καὶ εἴσειμι, καὶ τίς ὁ καλός; Ἄλλος, ἔφη, ἄλλῳ ἡμῶν δοκεῖ. *For what purpose I am to enter, and who that beautiful person is? To some of us he does not appear beautiful.* σοὶ δὲ τίς; *But what does he appear to you to be?* — 204. D. ἀλλ' ἐπειδὰν τὰ ποιήματα ἡμῶν ἐπιχειρήσῃ καταντλεῖν καὶ συγγράμματα. *Except when he robs us of our poems and other writings.* *Ibid.* ἐστὶ δὲ ὁ Λύσις νέος τις, ὡς ἔοικε· τεκμαίρομαι δέ, ὅτι ἀκούσας τοὔνομα οὐκ ἔγνων. *This youth then, it seems, is Lysis. But I conjecture this; for I do not know it, from having heard his name.* — 204. E. Δημοκράτους τοῦ Αἰξωνέως ὁ πρεσβύτατος υἱός. *He is the son of Democrates, who is the eldest son of Aexoneus.* *Ibid.* εἶεν, ἦν δ' ἐγώ, ὡς γενναῖον καὶ νεανικὸν τοῦτον τὸν ἔρωτα ἀνεῦρες. *Be it so then, that you have found this generous and juvenile love.* — 205. B. καὶ γὰρ ἐστι καταγέλαστον. τὸ γάρ, ἐραστὴν ὄντα — ἴδιον μὲν μηδὲν ἔχειν λέγειν, ὃ οὐχὶ κἂν παῖς εἴποι, πῶς οὐχὶ καταγέλαστον· ἃ δὲ ἡ πόλις ὅλη ᾄδει, ταῦτα ποιεῖ τε καὶ λέγει. *Though indeed it is ridiculous, that he being a lover, should have nothing of his own to say. Would not even a boy say, that this is ridiculous? For what the whole city proclaims, — these are the very things he celebrates.* — 205. D. ἐὰν μὲν γὰρ ἕλῃς τὰ παιδικὰ τοιαῦτα ὄντα. *For if you should find a beloved person of this kind.*

Am schlimmsten indess fahren *die* Stellen, die sich durchaus nicht mit ungefährem Wiedergeben des Sinnes abfertigen lassen, sondern, weil sich in ihnen Gedanke und Wort auf das innigste durchdrungen haben, entweder in dieser Durchdringung ergriffen seyn wollen, oder zu Unsinn werden: wir meinen Wortspiele, Etymologien und was damit verwandt ist. Dergleichen Schwierigkeiten finden wir hier nicht allein nicht gelöset, sondern gar häufig nicht einmal geahnet. Oder wie konnte sonst Phädr. 238. C. ἡ γὰρ ἄνευ λόγου δόξης ἐπὶ τὸ ὀρθὸν ὁρμώσης κρατήσασα ἐπιθυμία — ἐ ρ ρ ω μ έ ν ω ς ῥ ω σ θ ε ῖ σ α — ἀπ' αὐτῆς τῆς ῥ ώ μ η ς ἐπωνυμίαν λαβοῦσα, ἔ ρ ω ς ἐκλήθη so treuherzig übersetzt seyn *for the desire, which without reason rules over opinion tending to that what is right — being vehemently invigorated — receiving an appellation from its strength, is called love*, und 252. C.

> Τὸν ἤτοι θνητοὶ μὲν Ἔρωτα καλοῦσι ποτηνόν,
> ἀθάνατοι δὲ Πτέρωτα διὰ πτερόφοιτον ἀνάγκην.
>
> *By men Love's* f l y i n g *called; but forced to fly,*
> *He's named the* w i n g e d, *by the pow'r's on high.*

und, mit gleicher Verkennung, 264. D.

> χαλκῆ παρθένος εἰμί, Μίδα δ' ἐπὶ σήματι κεῖμαι,
> ὄφρ' ἂν ὕδωρ τε νάῃ καὶ δένδρεα μακρὰ τεθήλῃ,
> αὐτοῦ τῇδε μένουσα, πολυκλαύτου ἐπὶ τύμβου,
> ἀγγελέω παριοῦσι, Μίδας ὅτι τῇδε τέθαπται.
>
> *A brazen virgin, traveller, am I,*
> *Whom fate decrees (?) in (?) Midas' tomb to lie;*
> *And while streams flow, and trees luxurious bloom,*
> *I here shall stay,* w i t h i n *the mournful tomb;*
> *And this to every passenger attest,*
> *That here the ashes of king Midas rest.*

Dazu wird zwar ohne Bedenken hinzugesetzt: *that it is of no consequence as to the connection, which part of it is read first or last, you yourself, I doubt not, perceive;* aber versuche es nur einer! — Wie dem Kratylus mitgespielt sey, wird sich hieraus vermuthen lassen.

(Der Beschluss folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Leipzig*, (ohne Namen des Verlegers): *Moses Levi und Levi Matthieu aus (in) Bernburg, gründlicher Unterricht in der jüdisch-deutschen Schreibart.* Dritte Auflage. (ohne Jahrzahl) X u. 14 S. 8. (4 gr.) Diese dritte Auflage ist nicht verschieden von der zweyten (eine erste scheint nicht einmal existirt zu haben); sie ist in acht jüdischem Stil, höchst incorrect und elend geschrieben. Die 79 Pränumeranten sind mit grosser Schrift auf 6 Seiten nach alphabetischer Ordnung gedruckt und ihre Namen eben so als in der zweyten Auflage schrecklich entstellt, die Handlung *Thieriot* und *Bassenge* z. B. heisst hier *Diragot* und *Bassong*. Dann folgt auf 10 Seiten mit sehr grosser Schrift eine sogenannte Einleitung, das Übrige ist das Buch selbst. Auch hier ist alles so weitläuftig gedruckt und so elend geschrieben, dass Alles füglich auf einen halben Bogen zu bringen war. Höchst armselig ist der Inhalt. Rec. hat seit vielen Jahren und noch jetzt, viele jüdische Wechsel und andere jüdische Schrift unter Händen und ist des Jüdischdeutschen nicht unkundig; allein er weiss nicht zu welchem Gebrauche er diese Broschüre empfehlen soll; sie möchte kaum hinreichend seyn, die Buchstaben daraus kennen zu lernen.

♂

Zwickau u. Leipzig, b. Schumann: *Der Anekdoten-Sammler für alle Stände.* Erstes Bändchen. 1805. 222 S. 8. (16 gr.) Da es in allen Ständen Leute mit und ohne Geschmack giebt, so wird es auch dieser Anekdoten-Sammlung, die sich übrigens durch nichts von ihren Schwestern auszeichnet, weder an Lesern noch Liebhabern fehlen. 12 x 37.

Neue Auflagen.

Berlin, b. Matzdorff: *Beyträge zum Krieges- oder Militärrechte*, von **G. W. C. Cavan.** Erstes Heft. N. Aufl. 1806. 152 S. 8. (12 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 10 JULIUS, 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

London, b. Jeffery u. Evans: *The works of Plato, viz. his fifty-five dialogues and twelve epistles*, translated from the Greek; nine of the dialogues by the late *Floyer Sydenham* and the remainder by *Thomas Taylor*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stuck abgebrochenen Recension.)

Um endlich auch den Geist der Taylorischen Erklärung zu charakterisiren, werden von den Anmerkungen zur mitgetheilten Stelle des Phädrus folgende hinreichen. Zu νὴ τὸν κύνα 228. B. wird, nach Hermias, bemerkt, der Hund sey dem Hermes geweiht und die letzte Spur der mercurialen Reihe: da nun hier von einer Rede gesprochen werde, Hermes aber dem Vernunftgebrauch vorstehe, so schwöre Sokrates sehr passend beym Hunde. Oder auch, er bezeige dadurch Ehrfurcht gegen die Extremität jener Ordnung, und rufe vermittelst derselben den obwaltenden Hermes selber zum Zeugen an. Nicht minder passend schwöre er 230. B. bey der Hera: denn da bewundere er eine schöne Gegend, Hera aber zeuge und ziere die Schönheit des Weltgebäudes. Phädrus hat 228. D. die Rede des Lysias in der linken Hand: das bedeutet, eine Rhetorik dieser Art sey auf den schlechteren, oder, mit anderen Worten, leidenden Theil der Seele berechnet, nicht aber auf das reine Vermögen der vernünftigen Seele, die Intelligenz; wenn er dieselbe Rede unter dem Kleide versteckt hält, so giebt er zu verstehen, dass solche Rhetorik in Dunkelheit gehüllt und von dem Lichte der Wissenschaft heruntergesunken ist. Barfuss geht er, um *promptitude, the unsuperfluous and an aptitude to the anagogic* anzudeuten; im Sommer aber geht er und am Mittag, weil, nach Heraklitus Spruche, die trockene Seele die weiseste ist; ferner *the dipping the feet in the brook signifies the touching on generation with the last and most abject powers of the soul. (for these are indicated by the feet) the rational soul at the same time supernally contemplating generation;* endlich *the breezes of wind also manifest the providential inspiration of the gods: but the shade signifies an intelligible, unappearing and elevated power, remote from that which is sensible and which agitates: for this latter is indicated by the light.* Die Fabel vom Raube der Orithyia wird dreyfach erklärt, nicht eben χαριέντως, aber wohl λίαν ἐπιπόνως καὶ οὐ πάνυ εὐτυχῶς (229. D.). Nämlich Orithyia sey entweder eine Priesterin des Boreas, die, im Freudentaumel über des Gottes Gnade gegen ihr Land, den besessenen Geist nicht zu fassen vermocht habe: oder sie sey, als Tochter des Erechtheus, des Herrschers über Luft, Wasser und Erde, die Zeugungskraft der Erde, durch den hochher wehenden Boreas, d. i. durch die von oben her erleuchtende Vorsehung geweckt und zum Produciren erregt: oder endlich sie sey *simpliciter* eine Seele, die nach droben gestrebt, wie ja auch ihr Name, aus ὀρούω und θεῖος, klärlich ausweise. In den Worten ἐγκαλυψάμενος ἐρῶ, ἵνα μὴ βλέπων πρὸς σὲ ὑπ' αἰσχύνης διαπορῶμαι 237. A. bewundert unser Übersetzer eine Bescheidenheit, die auch den unachtsamsten Leser des Plato überzeugen müsse, dass dieser göttliche Philosoph weit entfernt gewesen von Knabenschändung; und aus 244. B. entwickelt er, dass die Orakel ohne Falsch Wahrheit gesprochen, eben so bündig, als aus 250. C., dass die Epopten in den Mysterien die Gottheit leibhaftig angeschaut.

Wahrhaft löblich ist, dass nicht alle Dialogen so reichlich ausgestattet sind: um so löblicher, je leichter und zugleich reizender dem Geweihten seyn musste, den einmal angeknüpften Faden ins Unendliche fortzuspinnen. Gewöhnlich bescheidet er sich nachzusprechen, und verstummt, wo seine Orakel verstummen. Diess aber sind vornehmlich Damascius περὶ ἀρχῶν, Olympiodorus über den Phädo, Gorgias und Philebus, Hermias über den Phädrus, und Proclus über den Parmenides und den ersten Alcibiades: welche ihm theils die bodlejanische Bibliothek theils das brittische Museum handschriftlich darbot; nur dass leider der Commentar über den Alcibiades nicht vollständig erhalten ist. Auch, was schon gedruckt ist von dem Koryphäus aller wahren Philosophen, von Proclus, wurde gewissenhaft benutzt; daraus ist z. B. Th. I. S. 133—199 eine Schutzschrift für die Fabeln des Homer entnommen, die dem zweyten und dritten Buch der Republik zur Einleitung dient, und worin Homer und Plato in so bewundernswürdige Einstimmung gesetzt werden, dass die Poesie des einen und die Philosophie des anderen im höchsten Grade geehrt werden durch die Austreibung des ersten aus dem Staate des letztern. Weniger brauchbar wurden die Scholien befunden, die Ruhnkenius *(at Lyons?)* herausgegeben: denn *unfortunately these Scholia are mostly grammatical*, mit Grammatik aber und Historie hat unser Übersetzer ungern zu thun: auch ist ihm nicht leicht eine Bemerkung der Art entfahren, Armseligkeiten abgerechnet, wie etwa Th. 2. S. 205 *a trimeter is an Jambic verse of three measures or six feets.* Dass er der Kritik noch viel eher zu entrathen weiss,

dafs er Richtiges und Verderbtes mit gleicher Fertigkeit überfetzt, und Ächtes und Unächtes auch nicht mit dem leifeften Zweifel von einander fondert: — das ift freylich fehr wunderbar, aber auch wieder fehr natürlich. Δαιμ.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Münster, b. Waldeck: *Die hellftrahlenden Plejaden am arabifchen poetifchen Himmel*, oder: *die fieben am Tempel zu Mekka aufgehangenen arabifchen Gedichte*. Überfetzt, erläutert und mit einer Einleitung verfehen von *Anton Theodor Hartmann*, Prorector des Friedrichs-Gymnafiums in Herford, (gegenwärtig Lehrer am Gymnaf. zu Oldenburg.) 1803. XXIV u. 216 S. kl. 8.

Hr. *H.*, deffen Eifer für die weitere Bekanntmachung der morgenländifchen Literatur für das gröfsere Publicum unfers Vaterlandes wir fchon manches Werkchen verdanken, liefert hier eine Überfetzung der auf dem Titel genannten fieben Preisgedichte, die unbezweifelt ein fchönes Denkmahl der älteren arabifchen Poefie find. Nach einer Vorrede, in der der Überfetzer das Literarifche in Betreff diefer Gedichte, und zwar fehr kurz, abhandelt, fpricht er in einer bis S. 38 gehenden allgemeinen Einleitung, von der Entftehung diefer Gedichte und ftreuet manche recht gute Bemerkung über die arabifche Poefie überhaupt mit ein, obwohl Rec. fich wundert, *Jones Commentarii de poefi afiatica* dabey nicht benutzt gefunden zu haben. Diefe Einleitung läfst aber auch den Endzweck des vorliegenden Werkchens errathen; denn indem fie nur das Bekannte, ohne neue und tiefere Unterfuchungen wiedergiebt, beweifet fie, fo wie die Befchaffenheit der Überfetzung felbft, und der ihr beygegebenen Anmerkungen, dafs auch diefe Schrift hauptfächlich nur auf folche Lefer berechnet ift, die aus Liebhaberey etwa gerne wiffen möchten, welche Bewandnifs es mit den Dichtern, und namentlich mit den *ältern* Dichtern, jenes entfernten und berühmten Volkes habe.

Schade! dafs es Hn. *H.*, wie es fcheint, feine Lage nicht erlaubte, noch einen Schritt weiter zu gehen, und auch dem gelehrten Freunde des Orients mit diefer Überfetzung in gewiffer Weife ein Gefchenk zu machen. In diefem Falle würde er wenigftens, wie bey *Tharapha*, *Amralkeis* und *Lebid*, den gedruckten Originaltext genau mit *Jones* englifch-arabifcher Ausgabe und Überfetzung verglichen, eine kritifche Sichtung der verfchiedenen Lefearten zum Beften feiner Verdeutfchung angeftellt, und über die Verfetzung, Aufnahme und Weglaffung mancher Verfe intereffante Bemerkungen haben geben können.

Rec. will, foweit es die Zeit ihm erlaubt, diefen Mangel in etwas zu erfetzen fuchen. Er giebt daher hier eine Vergleichung des Originals jener drey Gedichte, nach *Lette's*, *Reiske's* und *Wahl's* Ausgabe mit der Edition von *Jones*, und zwey Handfchriften auf der Leidner Bibliothek Nr. 1559. 1560, deren eine *Tabrizi's*, die andere *Nahas* Recenfion enthält. *Zohair's* Preisgedicht hat fchon Hr. Prof. *Rofenmüller* mit *Jones* verglichen.

Amralkei's. V. 3. 4 bey *Lette*, fehlen in *Jones* Ausgabe. — V. 5 وتجمل *Jon.* وتحمل. — V. 6 لكي *Jon.* صالح لك منهما V. 10 — وانّ. *Jon.* فان منهنّا صالح. — V. 11 رحالها *Jon.* كرها. — V. 15 من *Jon.* عن. — المعسل *Jon.* المعال. — V. 28 مرحل. *Jon.* مرجل. — Hinter V. 31 fchiebt *Jones* Ausgabe den V. 41 der Lettefchen Edition ein. — V. 42 هواها *J.* هواك. Nicht übel, wegen des Folgenden. — Statt des zweyten Hemiftichs des V. 47 der Lettefchen Edition findet fich bey *Jones* das zweyte Hemiftich des V. 48 die erfte Hälfte hingegen des V. 48 bis zu V. 52 der *Ed. Lett. incluf.* fehlen bey *Jones*. — V. 53 وكرانها *J.* وكنانتها. — V. 55 حال *J.* حاد. — V. 65 فاىرن Druckfehler, wie mehrere bey *Lette*. *J.* فابرن. — محول *J.* مخول. — V. 66 فرجنا *J.* فالحقنا *J.* فالحقه. — V. 69 يقصر دونه *J.* ينفض راسه — ورحنا. — V. 79 المجبر *J.* المجبم.

Tharapha, V. 3 der *Reiskefchen* Ausgabe غدوت *J.* غدوة. — V. 5 المغاير *J.* المغاويل. — V. 8 خشف *J.* حشف. — V. 17 وتبسم *J.* ويمسم. — V. 21 ثمّ *J.* تمر. — V. 22 بالقرمد *J.* بقرمد. — V. 25 افرعت *J.* افرغت. — V. 29. Hinter الملتقي fchiebt *Jones* منها ein. — حرف *J.* حرف. — V. 30 مولتان *J.* مولتين. — V. 34 يجدد *J.* يجرد. — V. 36 وعامت *J.* وعانت. — V. 42 احلت Druckfehler, wie mehrere, *J.* احلت. — القطيع *J.* بالقطيع. — فاجذمت *J.* فاحذمت. — V. 45 تقتنصني *J.* تقنصني. — V. 46 فان *J.* وان. — فازدد *J.* وازدد. — Hinter diefem Vers rückt *Jones* etwa folgenden, in *Reiske's* Ausgabe gar nicht befindlichen Vers ein:

وان يلتقي الحيّ الجمي تلقني

الي ذروة البيت الرافه المصمد *

V. 48 nach الجيب rückt *Jones* منها ein. — رقبة *J.* مرقبة. — V. 49 fallt bey *J.* لها weg. — V. 53 استطيع *J.* تستطيع. — V. 54 اللاذتي *J.* اللاتي. — اباسرها *J.* ابادها. — فدعني *J.* فذرني. — V. 56 تعلي *J.* تغال. — V. 58 بهوكنة *J.* ابادرة.

J. بينهتكة. Verfetzungen der Art find nicht ungewöhnlich. — الخمسا J. الظرف. — V. 64 الكريم J. الكرام. — V. 66 nach اخطي hat Jones noch لطول J. الغني. — الطول. — ان — فما J. وما V. 67 — بالبد J. في البد J. الي — ما fehlt bey Jones. — Hinter يسناي rückt J. عني ein. — V. 71 بكي J. يكي — عهد J. للمنكبثة J. المنكبة. — V. 72 J. عمر — في الجلي J. الجلي. — Hinter Vers 73 findet fich bey Jones noch folgender:

بلا حدث احدثته وكمحدث

هجي وقذفي بالشكة ومثرب *

V. 74 ولا انظرني J. او لانظرني. — V. 75 وهو J. فعادني J. — V. 79 المر J. الحسر — V. 76 — هو وعادني. — V. 81 صقيل J. فبغ. — V. 84 J. läfst ما weg. — V. 85 اسعي J. امشي. — V. 88 بغبة J. فالا — اذنها J. اما — فقالوا J. وقال V. 89 — نغبة علي J. وتسعي J. ويسعي. — V. 93 — والا J. عني — باجتماع J. باجماع. — V. 97 عراكها J. عتراكها. — V. 98 فبه J. منه.

Lebid. Überfchrift im Cod. *Nahas.* قال لبيد بن ربيعة العامري. — V. 1. *Wahl* محالها Cod. Nah. محلها. — غولها C. N. und J. غولها. — V. 5 وغانية C. N. und J. وغان. — محجن C. N. und J. الايقهان. — وعشية C. N. وعاشية. — مدجن C. N. und J. الايهقان. S. zu Tharapha V. 58 oben. — بالجهلتين C. Tabr. fehlerhaft بالجلهتين. — ظباوها ونعامها C. T. نعامها وظباوها. So auch C. N. doch hat er ضباوها. — V. 7 بهامها C. N. تامض V. 9 — نزيم C. N. زيوم V. 8 — مهامها C. N. تعرض — V. 10 اسالها C. N. اسلها. — V. 12 — فتكنسوا C. N. فتكنغوا — حين C. N. يوم V. 14 توضح C. N. und J. توضح. — V. 16 نوامي C. N. بدت C. N. نات. — V. 19 فسواعق C. N. الغهر — تصوايف C. N. الغهر. — V. 20 لبانها C. N. ولخير C. N. ولشر — لبانة. — V. 21 واحب C. Tabr. فاحب — باقي C. N. باقي — ظلعت — باق C. Tabr. ضلعت. — V. 22 بثلج C. N. بطلبح. — V. 24 النسيم C. N. الجنوب. — V. 26 يعلو C. N. عصبانها — يعلوا C. N. mangelhaft صبانها. C. Tabr. عصامها. — V. 27 يربع C. N. يرما. C. Tabr. قفر — يرباه C. Tabr. قفرا. C. N. قفري. — V. 28 فطال — ساحتها C. N. und J. ساحها. — C. T. وقبامها — صبامه — صبامها — انطال C. N. وصناعها. — V. 29 der Ed. *Wahl.* ift in den Codd. der 30 Vers, und der 30 bey *Wahl*, der 29 in den Handfchriften. دابرها C. N. دوايرها — وسهامها C. N. وشامها. — V. 30 ونحج C. N. وعزم. — V. 31 بنات C. N. بنابت. — V. 32 مشالة C. N. مشعلة. — V. 34 فتوسطا C. N. متوسطا. — V. 35 محفوفة C. N. ومحفعا — منه C. N. منها.

Der dem Rec. hier verftattete Raum erlaubt es nicht, es naher zu unterfuchen, welche Lefeart ein Schreib- oder Druckfehler, welche, die diefs nicht ift, vor der andern einen Vorzug verdiene, und in wie fern die Stellung der Verfe, oder ihre Aufnahme und Weglaffung Beyfall verdiene, oder nicht.

Übrigens hat Hr. *H* jedem Gedichte eine meiftens glückliche Analyfe der Ideenverbindung feines Inhaltes vorgefetzt, und unter der Überfetzung laufen Anmerkungen hin, die manches Gute enthalten, aber freylich wohl nicht überall hinreichen dürften, dem Bedürfniffe jedes Lefers zu genügen. In der Überfetzung folgt Hr. *H.* bald *Jones*, bald aber auch *Lette'n*, *Reiske'n* und *Rofenmüllern.* Die Angabe beftimmter Grundfätze dabey haben wir meiftens vermiffet, und der Vf. fcheint fich darin gar oft feinem Gefchmacke und dem Zufalle überlaffen zu haben.

Hier nur noch einige Bemerkungen, zur näheren Beftimmung des Gehaltes der Überfetzung, und zwar zu den erften Verfen des Gedichtes von *Lebid.*

V. 1 *Gul's Hügel*, nach *Jones: the hills of Goul.* *Nahas* fagt, *Gul* fey eine Ebene, *Ridfcham* hingegen feyen Hügel: الغول الارض السهلة والرجام الجبال الصغار. V. 4 *Tropfen aus blitzenden Wolken.* Warum nicht lieber *Donnerwolken*, wie *Jones: the drops from the thunder-clouds?* Denn das fagt das arabifche Wort رواعد fchon nach der Ableitung. *Nahas:* والرواعد سحاب فيه رعد. — Übrigens hat Hr. *H.* fich durch *Jones* verleiten laffen, den Sinn diefes Verfes unrichtig aufzufaffen. Es ift hier nicht fowohl von der Verfchönerung jener Gegenden, fondern, wie auch die folgenden Verfe deutlich darthun, von einer Vernichtung und Entftellung derfelben, durch Regengüffe die Rede, wie fchon *Nahas* richtig bemerkt. Er fagt: ومعني البيتان الامطار مالت علي هذه الديار فعفت اثارها *

V. 8. *Und die Spuren ehemaliger Wohnungen aufge-*

deckt. Aus Jones. Im Texte fehlen die Worte ohne Nachtheil. V. 12 ist nicht nur sehr umschreibend aus Jones übersetzt, sondern noch mehr von Hn. *H.* ausgemahlt. „*Welch' schmerzhafte Gefühle stiegen in dir auf, als die Mädchen des Stammes von hinnen zogen! Als sie sich in die leinenen Sänften, gleich Gasellen in ihr Lager bargen, und das Geräusch des Gezeltabbrechens dein Ohr vernahm, welche Unruh empfandest du da?*" — Statt *schmerzhafter Gefühle* wäre wohl *Sehnsucht* hier das passendste, und den arabischen Ausdruck am besten wiedergebende Wort gewesen. Von *linnenen* Sänften ist hier nicht die Rede, sondern von solchen, die aus Zweigen geflochten werden, und in denen die Frauen von Cameelen getragen werden: من اغصان الشجر setzt Nahas hinzu. Diese Sänften ähneln zwar den Geflechten der Antelope (Nahas: والقطن الهوادج شبه الهوادج بكناس الظبا) aber diese zufällige Ähnlichkeit in den Text zu ziehen, das ist doch zu willkührlich. V. 14. Von *schwarzaugigen* Mädchen ist im Original die Rede nicht. Hätte Hr. *H.*, wie Jones es hier und wenigstens oft gethan hat, durch andern Druck die Zusätze seiner Verdeutschung unterschieden! — Das: *on their young*, *auf ihre Jungen*, ist zu matt für أطلوا, welches mahlender, nach *Nahas*, und wie bekannt, الضبا البيض, *dorcades albas* bezeichnet. V. 18. Auch hier ist nicht, wie doch bey *Jones*, angedeutet, dass die Namen der beiden Berge *Adscha* und *Salma* nicht im Original stehen, sondern aus *Tabrizi* entlehnt sind, dessen Commentar *Jones* vor sich hatte. V. 19 findet sich الغهر gar nicht in der Übersetzung. Es ist der Name eines Ortes. *Wahnaf* ist ein kleiner Berg. S. 71 Anmerk. 3) ist *Hedsjas* falsch, denn حجر heisst es nach *Nahas* bey *Reiske*, und den Namen hätte Hr. *H.* schon bey *Golius* finden können. Der Name der Provinz *Hedschas* wird الحجاز geschrieben.

Nach dieser vorbereitenden Arbeit läfst von sich dem Vf. und seinen schönen Kenntnissen, wenn ihn seine äussere Lage begünstiget, einst noch viel Gutes, auch namentlich für diese Gedichte erwarten. —z—

SCHÖNE KÜNSTE.

Kreuznach, b. Kehr: *Briefe an Leonore über die Mythologie. Nachlese zu Demoustiers Briefen.* Von *Karl Hadermann.* 1804. 170 S. 8.

Demoustier's mythologisches Werk und Hn. *H's.* Bearbeitung desselben sind zur Genüge bekannt. Sie haben beide ihr Lob und ihren Tadel empfangen. Diese Nachlese hat es mit einigen Bürgern und Bürgerinnen der Heroenwelt zu thun: Perseus, Atlas, Andromeda, Orpheus, Eurydice, Jason, Medea, Neptun, Amphitrite, Kadmus, Arion, Proteus, Kalypso, Ulysses, Kallirrhoe, Aolus, Ceyx, Alcestis, Admet u. s. sind die Namen, um die sich Hn. *H's.* Unterhaltung dreht, die aber eben nicht sehr unterhaltend ist. Hr. *H.* hat das Spielende der *D's.* Manier gar zu sehr herausgehoben, und ist dadurch, wegen der Armuth seines Geistes, in das Gemeine und aus dem Gemeinen in das Gezierte gefallen. Sein Bestreben, in den einzelnen Mythen und in ihrer Zusammenstellung zu einem Ganzen, irgend eine moralische Tendenz sichtbar zu machen, und Gegenstände, die wenigstens beziehungsweise indecent und beleidigend scheinen, behutsam zu umgehen, hat er zwar S. 155 ausgesprochen, aber nicht bewiesen. Denn einen moralischen Schluss an eine Fabel zu machen, oder die gemeinsten Erfahrungen des Lebens mit vielen Worten aus einer Geschichte darzustellen, oder Indecenzen zu verschweigen, um sie desto gewisser ahnden zu können, — um einen solchen Zweck zu erreichen, braucht man wohl nicht diesen Bildersaal des Alterthums zu entweihen. Den Beweis liefert das ganze Buch, und folgende Stelle ist eine Probe des Ganzen. S. 23. „Perseus erbot sich, Andromeda's Retter zu werden; setzte aber hinzu, dass er, Jupiters und der Danae Sohn, das schöne Opfer als Preis der Rettung verlange. Du siehst wohl, Liebe, dass die Eltern auf jeden Fall keine Zeit zu Debatten hatten; sie nahmen also den Abtretungs-Vorschlag als Ultimatum an. —" Die Tochter und mein Reich sey dein, wenn du sie rettest, du Göttergesandte! sagte Cepheus. Und jetzt — ein Glück, dass die Präliminarien so bald zu Stande kamen! — schoss das Monstrum auf den schönen Raub zu, sein Sturz empört die brausenden Wogen; sein weitgähnender Rachen speit donnernde Kaskaden. Plötzlich und kampflustig erhebt sich Perseus, der Blanchard der Fabel, die blinkende Waffe in sicherer Rechte, in die Höhe über das Meer. Kaum fällt sein Schatten herunter in die Wogen, so kehrt sich gegen denselben das wüthige Ungeheuer; aber Perseus giebt ihm schnell aus sausenden Lüften wiederholte Wunden. — Entschlossen zu siegen u. s. w. entseelt er das Ungeheuer. (Nun folgt die Nutzanwendung für Leonore):

> Wie herrlich ist ein Sieg, zur Rettung nur errungen,
> Kein Menschenblut verströmt und unterdrückt kein Land!(?)
> O, mehr als Lorbeer ist ein Myrthenkranz, geschlungen
> Von reiner Dankbarkeit und von der Liebe Hand!
> An mir hat die Natur den Heros zwar verdorben,
> Allein in solchem Fall könnt' ich doch einer seyn. (*Trost für Leonore*)
> Hätt' ich auch nicht gesiegt, so wär ich doch gestorben,
> Um meine Liebe selbst durch meinen Tod zu weih'n.

R. S. I.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. 1) *Wien*, b. Hoffmeister: *Variations pour le Forte-Piano sur une Marche par Louis van Beethoven.* (Agè de dix ans) 2 Bog. Queerfol. (30 kr. oder 8 gr.)

2) Ebendaselbst: *Favorite Polonoise pour le Piano-Forte a 4 Mains. Par Louis van Beethoven.* (Tiré de l'Oeuvre 42.) 1 Bog. Queerfol. (30 kr. oder 8 gr.)

Wir können beide Stücke zur Übung für Spieler von mässiger Fertigkeit empfehlen. Besonders ist die Polonoise sehr angenehm und leicht. Das Thema von No. 1 ist ein Marsch aus c Moll. Dieses giebt den 9 Variationen, von denen nur eine einzige, die letzte, aus Dur geschrieben ist, eine sehr unangenehme Monotonie.

Die Polonoise aus F dur besteht eigentlich aus 4 Theilen, die dann in einer leichten Variation wiederholt, und mit dem Hauptthema wieder sehr schön verflochten werden, das auch sehr scherzend schliesst. Durch die volle Begleitung der zweyten Hand wird die Fröhlichkeit des Themas erhoben. Der Stich ist rein und ohne Fehler. M......s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 11 JULIUS 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fritsch: *Sexti Aurelii Propertii Carmina:* recensuit, illustravit *Christianus Theophilus Kuinoel*, Eloqu. et Poes. Prof. Ordin. in Acad. Giss. *Tomus primus.* LIV u. 506 S. *Tomus secundus.* 1805. 665 S. 8.

Der *erste* Theil dieser Ausgabe enthält, ausser der *Vorrede* des Herausgebers, das doppelte Leben des *Propertius* von Volpi, und *Fr. Gottl. Barth*, den Text des Dichters mit erklärenden Anmerkungen, zwey Indices, der *Namen* und *Wörter*, und eine Vergleichungstafel der gewöhnlichen Ausgaben mit der Broukhuisischen. Der *zweyte* besteht aus einem Auszug aus *Burmanns* kritischen Anmerkungen, denen die Bemerkungen des Herausg. bald eingewebt, bald angehängt sind. Die letzteren bestehen hauptsächlich in Anführungen späterer Verbesserungsversuche, oft in eigenen Urtheilen, selten aber in einer eigentlichen kritischen Beurtheilung und Würdigung.

Wir wollen hier nicht verweilen bey dem, was über diese Absonderung der Kritik von der Erklärung bey einem Dichter erinnert werden kann, der fast auf jeder Zeile kritische Schwierigkeiten darbietet, und zwar mehrere und grössere, als irgend ein anderer Schriftsteller, bey dem etwa ein gleiches Verfahren für zweckmäsig anerkannt worden. Aber für wen eigentlich soll diese Ausgabe seyn? Das Bedürfniss der Tironen — wenn anders solchen Tironen, als sich der Herausg. gedacht zu haben scheint, die Lectüre des Properz zu verstatten ist — hat die Einrichtung des ersten Bandes bestimmt; aber der zweyte kann weder diesen, noch dem Gelehrten brauchbar seyn. Zwar sind wir keineswegs der Meinung, kritische Commentare den Händen der Jugend zu entreissen, in denen sie vielmehr am nützlichsten gedeihen; aber urtheilende und reichhaltige Commentare verlangen wir, nicht ein *caput mortuum* von Schreibfehlern und Conjecturen, die, etwa mit einem *recte* oder *male*, einem *eleganter* oder *imperite* begleitet, weder zur Bildung des kritischen Urtheils, noch zur Vermehrung der Gelehrsamkeit dienen. Der Gelehrte aber wird immer wieder zu dem vollständigen Commentar von *Burmann* seine Zuflucht nehmen müssen. Indessen würde eine vollständige Anzeige dessen, was seit *Burmann* zur Kritik des Pr. geschehen, dem Gelehrten willkommen gewesen seyn. Ganz ist dieses auch nicht vernachlässigt worden. Einige Schriften, wie *Waardenburg's*, *Huschken's*, *Mitscherlich's*, *Ast's* und *Jacobs*, auch *Nodell's* Observationen werden häufig angeführt; doch ist auch in diesen manches übergangen, und andere bekannte Hülfsmittel sind gar nicht benutzt. *Valckenaer's* Bemerkungen, die sich in den *Fragmentis Elegiarum Callimachi*, *Lugd. Bat.* 1799 finden, werden, wenn wir nicht irren, nur an einer einzigen Stelle angeführt; so wie die *Acta Societatis Trajectinae*, welche zahlreiche, zum Theil schätzbare Beyträge enthalten, kaum einigemal, nach anderen, erwähnt werden. *Wakefield's* Schriften sind ganz unbenutzt geblieben.

Wenn aber auch der Herausg. nicht alle Hülfsmittel benutzt hat, so konnte doch schon aus denen, die ihm wirklich zu Gebote standen, ein für den umbrischen Dichter sehr heilsamer Gebrauch gemacht werden. Mit Recht bemerkt Hr. K. in der Vorrede, dass es, auch nach den Bemühungen seiner trefflichen Vorgänger, an einer Ausgabe fehle, die einen correcten Text liefere, und *alle* Schwierigkeiten der Worte und Sachen verbanne; die alles brauchbare, was über den Pr. geschrieben worden, in einer fruchtbaren Kürze, sorgfältig ausgewählt darbiete, so dass künftig ein Leser dieses Dichters die älteren Ausgaben nicht sonderlich vermisse. Er setzt hinzu, dass er in der That eine solche Ausgabe habe geben wollen. Nun erkenne er zwar die grossen Schwierigkeiten einer solchen Arbeit, habe sie auch, obgleich in der Lectüre des Pr. lange und viel geübt, selbst wohl erfahren (*accuratius cognovi*), als er Hand ans Werk gelegt; er zweifle auch nicht, dass ein künftiger Bearbeiter dieses Dichters noch eine reiche Ärndte des Ruhms finden werde; doch hoffe er, dass kundige Richter mit seiner Arbeit zufrieden seyn, und ihm, wenn er irgendwo geirrt haben sollte, dieses zu Gute halten würden.

Auch ohne diese Äusserung einer löblichen Bescheidenheit würden wir es für höchst unbillig halten, bey so vielen und grossen Anstrengungen, als die von K. *versprochene* Ausgabe foderte, eingedenk des Grundsatzes, *ubi plurima nitent*, nicht jede einzelne Übereilung — wen sichert sein guter Genius gegen alle? — zu rügen, oder gar deshalb ein sonst verdienstliches Werk herabzuwürdigen. Aber die vor uns liegende Ausgabe ist nicht die versprochene; die hier besiegten Schwierigkeiten waren fast insgesammt schon von den Vorgängern besiegt; so weit war das Feld schon gewonnen, auf dem nun Hr. K. seine Trophäen aufpflanzt. Den *zweyten* Theil wird der Herausgeber selbst nicht für ein Werk rühmlicher Anstrengung erklären wollen; und was würde von dem *ersten* übrig bleiben, wenn *Burmann*, *Volpi*, *Barth* und *Huschke*

ihr *wörtlich* geliehenes Eigenthum zurückfodern wollten?

Doch es ist nöthig, um den Verdacht eines Machtspruches abzulehnen, die Ansprüche des Herausg. einzeln zu prüfen. Zuerst also von der *Kritik* des Textes, welcher nach dem Ruhm der *Correctheit* strebt. Dann von der *Auslegung* desselben, welche auf *Vollständigkeit* und *Gründlichkeit* Anspruch macht.

Um also zuerst von dem zu reden, was man *höhere* Kritik zu nennen pflegt, so ist es zu loben, dass Hr. *K.* den Scaliger-Broukhuisischen Text, den auch *Burmann* angenommen zu haben allzu spät bereute — verlassen, und, so wie *Barth*, und vor diesem *Vulpius*, zu der Ordnung der älteren Ausgaben zurückgekehrt ist. Aber das möchte nicht von allen gebilligt werden, dass die immer sinnreichen, aber allzukühnen Veränderungen *Scaliger's* fast durchaus mit Stillschweigen übergangen sind, als ob er immer und überall geirrt, und nicht vielmehr sehr oft die Lücken des Textes richtig geahndet hätte. Doch diess scheint der Herausg. in der That zu bezweifeln. Denn nachdem er in der Vorrede *Scaliger's* Verfahren und die missbilligenden Urtheile einiger Kritiker erwähnt hat, setzt er hinzu: „Und dieser Tadel war rechtmässig! Denn die elegischen Dichter ergötzen sich an einer ausgezeichneten Mannichfaltigkeit der Gedanken; sie drücken Leidenschaften, Gemüthsbewegungen und Affecten aus, die sich öfters einander durchaus widersprechen (*saepius sibi invicem plane repugnantes*), und schildern dieselben mit lebendigen Farben, schweifen oft aus und lenken zu einer Art Episoden ab, und überhaupt ist ihnen eine gewisse anmuthige Nachlässigkeit angemessen." Dann, nach dieser musterhaften Theorie der Elegie: „Da sich nun *Scaliger* (mit Unrecht schreibt Hr. *K.* immer *Scaligerus*) und seine Nachfolger *diesen Geist* der Elegie nicht bekannt gemacht hatten, so hatten sie auf eine so verkehrte und kühne Weise viele Verse versetzt und an fremden Stellen eingeschaltet." Nach jener Kunsttheorie und diesem Urtheil wird man kaum die Modification erwarten, dass man bey alle dem nicht leugnen könne, dass sich in einigen Gedichten des Pr. eine solche Mannichfaltigkeit von Dingen finde, indem die Gedanken ohne ein schickliches Band verbunden wären, und eine solche Verwirrung der Verse, dass man nicht annehmen könne, Prop. habe dieselben in solcher Form aus seinen Händen entlassen; aber doch werde niemand, der durch die Lectüre der Dichter (welche *Scaliger* ohne Zweifel vernachlässigt hatte) hinlänglich gebildet, und mit Sinn für Schönheit und Anmuth begabt sey, so viele und solcherley Versetzungen, als *Scaliger* vorgenommen, auf irgend eine Weise billigen können."

Wer nach einem solchen Urtheile über einen Mann, den sein Zeitalter als den Fürsten der Kritiker verehrte, und das folgende mit Recht bewunderte, es wagen kann, mit dem kritischen Messer in der Hand, das, was die Handschriften verbinden, als übel verbunden zu trennen, muss seiner Sache ohne Zweifel vollkommen gewiss seyn. Der Vf. hat Einen Versuch dieser Art gemacht, und so wie er, auf den Rath einiger Gelehrten, die XIII und XXVI El. des II Buches in mehrere zerlegt hat, so hat er, auf seinen eigenen Sinn für Schönheit und Anmuth vertrauend, die XI El. des III Buches mitten von einander geschnitten. Nachdem er nämlich in seinem Commentar das von *Volpi* entworfene Argument wiederholt hat, setzt er hinzu: „wenn man die Verbindung der Gedanken und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände in dieser Elegie, besonders aber ihren Ausgang beachte, so sähe man *leicht* ein, dass hier zwey verschiedene Elegien von einander geschnitten. Denn im Anfang rede der Dichter von der Herrschaft der Liebe, der er unterthan sey; dann benge er aus auf die Beyspiele berühmter Männer und Götter, die sich dem Joche der Weiber unterworfen, und gehe dann zur Schlacht bey Actium über. Nun sey ihm zwar keineswegs unbekannt, dass sich die elegische Schreibart durch eine gewisse Nachlässigkeit empfehle, und eine gewisse Freyheit auszuschweifen verstatte; aber diese Elegie besinge Augustus Sieg über den Antonius und die Kleopatra auf eine solche Weise, und preisse das Lob Augustus so, dass man das Stück, welches diesen Sieg behandle, keineswegs zu der Gattung der Episoden rechnen könne, zumal der Dichter nicht zu dem im Anfang begonnenen Argument zurückkehre. Er sey daher des Dafürhaltens, dass der Abschnitt von V. 1—28, welcher von der Herrschaft der Weiber handle, ein Stück von einem grösseren Gedichte sey; das Lob des Augustus aber, von V. 29 an, eine ganze und vollständige Elegie ausmache. — Auch müsse uns der abgebrochene Anfang dieser Elegie *quid? modo* etc. nicht aufhalten; denn es sey bekannt, dass solche abgebrochene Anfänge den Dichtern bisweilen gefallen hätten."

Dieser Einfall und diese Ausführung desselben sind einander vollkommen angemessen. Es ist unrichtig, dass der erste Theil dieser Elegie von der Herrschaft der Weiber handle; es ist unrichtig, dass der letzte Theil den Sieg bey Actium und den Ruhm Augusts *besinge*; und es ist endlich thöricht, an eine Trennung beider Theile zu denken. Properz entschuldigt in dieser Elegie seine Unterwürfigkeit unter der Weiber Gesetz mit der Gewalt und Kühnheit dieses Geschlechts, dem die Medeen, die Penthesilien, die Omphales und Semiramis angehören. Jetzt drängt sich ihm bey der Erwähnung entfernterer Beyspiele ein näher liegendes auf. Kühner und anmasslicher, als jene alle, hatte gerade in dieser Zeit die Königin Ägyptens mit einem schlaffen Heere die Herrscherin der Welt anzugreifen gewagt, und ihre Hand nach dem Throne von Rom ausgestreckt. Bey dieser Erinnerung entbrennt das Gemüth des Dichters in edlem Unmuth; sein römischer Stolz empört sich; mit Heftigkeit straft er die Frevlerin und das Land, das sie geboren hat; bis der Gedanke an die glorreiche Rache bey Actium dieses Gefühl in Freudigkeit auflöst, und die Dankbarkeit des Dichters gegen den Schutzgeist von Rom aufruft. Was ist natürlicher als dieser Umschwung des Gefühls? und wer wird erwarten, dass der Dichter, nachdem ihn seine Flügel zum Himmel getragen, wieder des

Hügels gedenken soll, von dem er den Aufflug nahm? Wer würde eine solche Rückkehr auch nur erträglich finden? Hn. K. ist indess der Mangel derselben ein Hauptargument. So vermissen wir in dieser trefflichen Elegie nirgends den poetischen Zusammenhang ausser beym 23 und 29 V., die vielleicht von aussen her wegen der Verwandtschaft des Inhaltes in den Text gekommen sind. Denn wenn sich gleich ein Weg der Erklärung denken läst, so schliesst sich doch das Beyspiel der Kleopatra zu gut an das der Semiramis, als dass man leicht eine Unterbrechung des Zusammenhangs ertragen möchte.

So unnöthig nun aber dieser Trennungsvorschlag im Ganzen erscheint, so ungereimt zeigt er sich im Einzelnen. Keiner der beiden, durch denselben constituirten Theile würde ein Ganzes seyn; nicht der erste, wie Hr. K. selbst sagt; nicht der zweyte, trotz dem, was er sagt. Denn, mögen immerhin die Dichter abgebrochene Anfange lieben, so ist diess doch zuverläſsig hier nicht der Fall. Setzt nicht das *quid? modo quae nostris* etc. nothwendig die Anführung von Beyspielen voraus, die durch ein neues gesteigert und überboten werden sollen?

Hätte Hr. K. diesem Theil seiner Arbeit — gewiss keinem der unbedeutendsten und ruhmlosesten! — mehr Aufmerksamkeit geschenkt, und hätte ihn nicht seine Theorie des elegischen Gedichtes allzu sicher gemacht, so würde er gewiss an mehreren Stellen Lücken und fehlerhafte Verbindungen bemerkt haben. So besteht die XV El. des *ersten* Buches wahrscheinlich aus zwey Stücken. Das *erste*, welches mit dem 24 V. schliesst, klagt über Cynthiens schlaffe Leidenschaft, die, bey der Nachricht von einer, ihrem Geliebten drohenden Gefahr (Hr. K. denkt zur Unzeit an die Reise nach Athen), statt zu ihm zu eilen, ihres Putzes wartet. Die *zweyte* Hälfte wirft ihr mit Wehmuth Treulosigkeit und Meineid vor, und hat mit der ersten gar nichts gemein. Denn die Worte V. 26 *nostro dolitura periclo*, beziehen sich keinesweges, wie der Commentar lehrt, auf V. 3 *me quanta rapiat Fortuna periclo*; sondern sind, wie schon *van Santen* richtig erklärt hat, Ausdruck der Zartlichkeit des Liebhabers, der die Strafen ihres Meineides zugleich mit tragen, und ihre Schmerzen theilen wird. Auch V. 39. 40 haben mit der unglücklichen Nachricht nicht den mindesten Zusammenhang, was auch das Argument davon sagen mag; sondern dienen Cynthiens Untreue durch den Contrast mit ehemaligen Äusserungen ihrer Liebe zu heben: „Wer nöthigte dich (als du mir Treue schwurst) mit wechselnden Farben Liebe zu heucheln? wer presste Thränen aus deinen Augen, wenn es dir nicht Ernst war?" — In der IX El. des II B. macht V. 41—52 eine eigene Elegie aus, wie *Wakker* richtig bemerkt hat. *Van Santens* Einwendungen dagegen beziehen sich auf *Brockhuis* Text. — In XXX und XXXI des II B. hat sich *Scaliger* mancherley Versetzungen erlaubt, die hier unerwähnt bleiben. Wären nur damit auch die Schwierigkeiten beseitigt, denen er abhelfen wollte! Aber wie hängt V. 13—18 mit dem übrigen zusammen? Warum fängt V. 23 eine ganz neue Reihe von Gedanken an? Was jetzt Schluss der XXX El. ist, möchte wohl von V. 25 an, ein für sich bestehendes Ganzes ausmachen. — In der XXXIV El. des II B. fängt *Gasp. Barth* mit dem 25 V. eine neue El. an; Hr. K. sagt *invitis libris omnibus;* als ob darauf etwas ankäme! oder als ob die Trennungen, die er selbst vorgenommen, von den Handschriften bestätigt würden! Uns aber scheint *Barth* die Verschiedenheit des Tons und Inhalts in beiden Stücken richtig gefühlt zu haben. Denn in dem ersten zürnt Pr. einem Freunde, der seine Geliebte zu verführen unternahm; in dem anderen erfreut er sich, dass der ernste Verächter der Liebe endlich doch selbst liebe, und gibt ihm Rath auf der ungewohnten Bahn. — Nur der, welcher der Elegie zutraut, *ganz widersprechende Dinge* zu paaren, kann hier Zusammenhang sehen, oder ein Argument, wie das des treuherzigen *Volpi*, zu dem seinigen machen: *Lynceum, amicum suum, quod Cynthiae fidem et castitatem tentare ausus fuisset, primum objurgat; deinde amatorem factum gaudet; doctorumque virorum exemplis propositum ejus confirmat!* — Wer sich aber dieser Kunsttheorie nicht gebunden überliefern mag, wird vielleicht finden, dass V. 1—24 und 25—94 zwey vollständige Elegien ausmachen, die nicht schicklicher anfangen und endigen könnten. Nur V. 37—40 möchten vielleicht nicht an ihrer rechten Stelle stehen. V. 26 muss *solum* mit *Burmann* durch *eximie* (μόνον) erklärt, und V. 25 vielleicht mit *Valckenaer* (*ad Eleg. Callim. Fragm.* S. 12) gelesen werden: *Lynceus ipse meos ferus insanit amores;* oder besser, um nicht der Cäsur unnöthiger Weise etwas aufzubürden:

Lynceus ipse meos insanit ferus amores.

welches durch *Callim.* Ep. III unterstützt werden kann: ἦ ῥά σε δαίμων Θυμὸς (nicht ὠμὸς) ἔχει. — L. III. XVIII, 29 bemerkt der Commentar, es scheine etwas ausgefallen, und verweisst auf die Observationen. In den Observationen wird *Scaliger* getadelt, dass er, *pro sua Propertii versus transponendi libidine*, dieses Distichon (29. 30) von seiner Stelle gerückt habe, da es doch mit V. 28 bequem zusammenhänge. — In demselben Buche scheint die XX Eleg. aus mehreren abgerissenen Stücken zusammengesetzt.

Was nun den Text selbst anbetrifft, so tritt er mit dem Anspruch eines neu recensirten und verbesserten auf. Laut der Vorrede S. IX legte der Herausg. so wie *Barth*, den Text der göttinger Ausgabe von 1762 zum Grunde, doch so, dass er an vielen Stellen die ihm wahr scheinenden Lesarten aus Handschriften an die Stelle der verdorbenen und sinnlosen setzte. Er fügt hinzu: *nullum omnino locum nisi vitii manifestum sollicitare ausus sum, praesertim si veteris codicis auctoritas praeendi non poterat. Hinc etiam rarius, et non nisi cum cum e lectione vulgari commodus sensus elici non posse videretur, atque ubi certissima visa esset emendatio, aliorum, vel meas conjecturas, quae a vulgata scriptura non nimis recederent, admonito tamen lectore, in textum recepi.*

Ehe wir auf die kritischen Operationen des Herausgeb. kommen, müssen wir bemerken, dass auf den Druck des Textes nicht die vollkommenste Sorg-

falt verwendet worden. II. 14, 29 fteht *ad te* im Texte; in den *Obf.* aber wird *a te* gebilligt, und auch in den Anmerkungen erklärt. II. 21, 12 hingegen fteht *ejecta* im Texte, in dem Commentar aber *Ruhnkenii* Verbefferung *ejectae*. II. 34, 81 *nam tamen* ft. *non tamen*. III. 10, 15 *dein qua pridem* ft. *primum*. An mehreren Stellen ift die Interpunction mangelhaft, oder ganz unrichtig. I. 5, 4 mufs das Punkt mit einem Kolon vertaufcht werden. Auch *Burmann* und *Broeckh.* haben diefen Fehler. I. 19, 17 fteht nach *heros* ein Komma, als ob Protefilaos ein *heros jucundae conjugis* heifse. II. 15, 18. *Siccine lente jaces?* ft. *Siccine, lente, jaces?* III. 6, 7 *nunc mihi fi qua tenes.* ft. *nunc mihi, fi.* III. 15, 50 hätte *Doufa's* treffliche Interpunction *omnia, fi dederis ofcula pauca, dabis.* die auch *Burmann* billigt, nicht unbeachtet bleiben follen. IV. 3, 40 *Ventus in Italiam, qui bene vela ferat.* wo das Komma an der unrechten Stelle fteht, da man durchaus verbinden mufs: *ventus qui vela bene ferat in Italiam.* Weiter unten V. 60 mufs nach *mero* ein Kolon ft. des Punktes ftehen. IV. 5, 54 *verfibus auditis quid, nifi verba feres?* ft. *quid, nifi verba, feres?* fo wie auch III. 15, 24 es heifsen mufs *quem, nifi, vincta, Jovem?* Auch IV. 4, 90. IV. 3, 60. IV. 5, 68. IV. 6, 45 find unrichtig interpungirt.

Die Veränderungen des Textes aus den oben angeführten Quellen find nicht unbedeutend; nur wenige Elegien möchten gefunden werden, die ihrer gänzlich entbehrten. An vielen Stellen find alte und gute Lesarten, die mit Unrecht verdrängt waren, in ihrem rechtmäfsigen Befitz zurückgeführt worden; wie z. B. I. 1, 12 *ibat et hirfutas ille videre feras* ft. *ferire.* Ebend. 31 *quibus facile Deus annuit aure.* ft. *ore.* Lesarten, welche die Autorität von *Hemfterhuis* Billigung für fich haben. I. 6, 20 *jura refer foriis* ft. *referre foris.* I. 13, 34 *utere* ft. *urere.* I. 15, 26 *parce movere deos.* ft. *monere.* I. 18, 17 *mutato figna colore* ft. *calore.* I. 20, 27 *carpere palmis* ft. *plumis.* II. 1, 11 *fomnus* ft. *fomnum.* II. 2, 4 *ignoro priftina furta tua* ft. *ignofco* u. f. w. — Eben fo oft aber, ja vielleicht noch öfter, ift der Text durch Aufnahme von Conjecturen verändert; und hier, fürchten wir, hat der Herausg. die Grenzen einer befonnenen Kritik, und die Gefetze, die er fich felbft vorgefchrieben, weit überfchritten, indem er bald unnützer Weife verändert, bald unerweisliche Conjecturen in den Text erhebt. Dagegen find auf der anderen Seite nicht wenige Stellen, welche einer Verbefferung fehr bedurften, nicht nur unverbeffert geblieben — welches doch nicht immer die Schuld eines Herausg. ift — fondern in Schutz genommen, und als ächt und unverdorben erklärt worden. Erweislich falfch ift I. 2, 8 die Verbefferung von *N. Heinfius: nudus Amor formam non amat artificem* ft. *formae artificem*, wo man an den Gebrauch von τέκτων, τεχνίτης der Griechen denken mufs. Eine wörtliche Überfetzung diefes Verfes bietet fich von felbft dar: γυμνὸς ἔρως μορφῆς οὐ φιλεῖ ἐργάτιδα. Vergl. *Antip. Theffal.* Ep. XXIII. 8. — I. 3, 37. *Jamque ubi longa.* ft. *namque.* Der Herausg. zeigt durch fieben oder acht Citate, dafs *jam* und *nam* von den Abfchreibern verwechfelt worden. Wer zweifelt daran? War es nicht beffer, die Nothwendigkeit der Veränderung zu zeigen? oder vielmehr gegen *Heinfius* darzuthun, dafs die Stelle gar keiner Veränderung bedurfte? I. 16, 38 fetzt Hr. K. in einer bedenklichen Stelle, in welchen Ausgaben und Handfchriften wefentlich abweichen, die Lesart zufammen: *quae folet ingrato dicere turba joco,* wiederum mit *neun* Citaten die Ähnlichkeit von *joco* und *loco* beweifend. *Doufa's* Einfall, *ingrato* ft. *irato* zu fetzen, war wohl fchwerlich der Mühe werth aufgehoben zu werden; auch *turba* möchte Conjectur eines Abfchreibers feyn. I. 18, 27 *devexi fontes* ft. *divini*, wiederum zur Hälfte nach *Heinfius* Vorfchlag, welcher *devexi montes* liefst. Jenes follen *ex altis montibus cum impetu decurrentes aquae* feyn, und diefs foll aus *Virg. Georg.* IV, 292 erhellen, wo es von dem Nil heifst:

Usque coloratis amnis devexus ab Indis.
Fern herrollend der Strom von der Indier dunklen Gefchlechtern.

Sollte der Vers einer Veränderung bedürfen, fo würden wir, mit Wiederholung eines einzigen Buchftaben lefen:

Pro quo, o divini fontes, et frigida rupes,
Et datur inculto tramite dura quies.
ἀνθ' ὧν, ὦ κρῆναι, θεῖοι γύαι, αἴ ζίπ πέτραι,
ἥ 'ι τ' ἀλλήλοισι πάτωι κοῖτος ἔχω στυγερός.

Vielleicht aber reicht, wie ein anderer Gelehrter bemerkt hat, der blofse Vocativus, ohne alle weitere Veränderung, hin. I. 19, 16 *et Venus hoc, fi dea jufta, finat:* eine untaugliche Conjectur von *Burmann* ft. *Tellus*, was *Broeckhuis* richtig erklärt: *tellus eft, quae continet deos manes.* So braucht Properz das Wort *humus* in einer ähnlichen Stelle IV. 11, 100 *Flentes me furgite teftes, Dum pretium vitae grata rependit humus.* Wiederum auf *Burmanns* Rath ift V. 18 *lacrymis tuis* ft. *meis* aufgenommen, eine Verbefferung, von welcher *Barth*, unferes Bedünkens, richtig urtheilt, *eam contra poëtae fenfum effe.* Pr. fpricht von *feiner* Liebe, die auch in der Unterwelt dauern wird: Wenn auch Cynthia noch lange auf der Erde verweilt, fo wird doch feine Liebe zu ihr unveränderlich bleiben, und wenn fie endlich ftirbt, wird er ihr den *fchuldigen* Tribut der Thränen nicht verfagen. Ift diefe Erklärung die richtige, fo ift *Waardenburg's* Conjectur, die Hr. K. in den folgenden V. aufgenommen hat, unrichtig: *quas fi, vita, mea poffim fentire favilla:* was auch in jedem Falle ziemlich matt, gewifs aber nicht beffer und evidenter ift, als manche andere, mit welcher man diefen Vers zu berichtigen gefucht hat. — II. 8, 4 *lenior hoftis eris,* wiederum mit *Burmann* ft. *ero*, was dem Zufammenhange angemeffener ift. Da der Ausdruck *ipfum me jugula*, nur eine fprichwörtliche Hyperbel ift, fo kann die gewöhnliche Lesart gar wohl durch *minus tibi irafcar* erklärt werden.

(Die Fortfetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 JULIUS, 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fritsch: *Sexti Aurelii Propertii Carmina: recensuit, illustravit Christianus Theophilus Kuinoel*, etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Auffallender war uns, II. 19, 19. st. *reddere pinu* (i. e. pinui) *Cornua*, welches von dem Gebrauche der Jäger, des erlegten Wildes Geweihe an Bäume zu nageln. verstanden zu werden pflegt (vgl. *Leonid. Tar. Ep. XXXII*), nach Hn. K. eigener Vermuthung, wie es scheint, mit *reddere pennis Cornua* vertauscht zu sehen. Er beruft sich dabey auf die Autorität einiger Handschriften, welche *pinni* lesen sollen, und beweisst bey dieser Gelegenheit, dass die Worte *pennis* und *pinnis* häufig verwechselt worden. Möchte damit doch auch die Erklärung bewiesen seyn, die er seiner Conjectur unterlegt: *die Wiederhaken der Pfeile wiederherstellen!* — II. 22. 48 *quum recipi, quem non noverit ille, putat*, nach *Muretus* keineswegs evidenter Conjectur st. *illa vetat*. Leichter, und weniger Einwendungen unterworfen, möchte *N. Heinsius* Vermuthung seyn: *ceu non noverit, illa vetat*, womit auch *Markland* zusammenstimmt, wenn er liesst: *quasi non noverit*. II. 32, 61 *quod seu tu Grajas, seu sis imitata Latinas*, nach *Heinsius* st. *quod si*, das, wie bey *Horat. I. Epist. VII*, 10. 25 für *quare si* steht. *Seu* aber fordert nicht immer ein anderes entsprechendes *seu*. — II. 34. 50 *arte domandus eris*, mit *Burmann* st. *ante*; aus dem nichtigen Grund, weil *ante* im 47 V. vorausgeht. Eben so nichtig ist III. 3, 33 die Veränderung *Burmanns*, welche zufällig eine Handschrift unterstützt: *Et diversa novem sortitae rura puellae* st. des poetischern *diversaeque*, das *B.* um des Gleichklangs wegen verwarf, den er doch selbst an anderen Stellen anerkennt und schützt. In demselben V. möchte auch wohl *jura* dem leichteren *rura* vorzuziehen seyn. III. 5. 30 *Pleiadum spisso cur coit imbre chorus*, mit *Heinsius* st. *igne*. Wenn die Plejaden *oft* in Verbindung mit dem Regen genannt werden, muss es darum immer und überall geschehen? Und was ist in *spisso igne* zu tadeln? Ist nicht das Bild der Plejaden eine Masse gedrängter Sterne? Und konnte nicht auch diese Erscheinung ein Gegenstand philosophischer Untersuchungen werden? — Die VI El. des III B. hat der *H.* wenn wir nicht irren, zuerst in einen Dialog verwandelt, indem er V. 19 den Namen des *Lygdamus*, V. 35 den Namen des Dichters vorsetzt; ohne Grund. Pr. wiederholt mimisch die Reden der Cynthia, die mit den Worten *jurgia nostra* (*nostra* im objectiven Sinn) angekündigt werden. III. 7, 41 *palantum socium* (*sociûm*) *jacturam flevit Ulixes*, nach einer, von *Burmann* gebilligten Conjectur *N. H.* st. *paulatim*, was *Passerati* und *Broukhuis* schon richtig erklärt hatten: *de Ulixe socios non simul et semel amittente ac lugente, sed sensim*; eine Erklärung, die gar nicht so gezwungen ist, als *B.* glaubt. — III. 9, 44. *Dore poeta* mit *Scriverius*, st. des verdorbenen *dure*, wofür anderen *Coë* besser gefiel. Und mit Recht. Denn wenn es auch nicht die unbezweifelt richtige Lesart seyn sollte, so giebt sie doch einen bestimmten Sinn; während dass die aufgenommene einen ganz willkührlichen giebt. Was kann uns nöthigen, bey *Dore poëta* eher an den *Philetas*, als an *Pindar* zu denken? *Valckenaer* missbilligt indess beide (*ad Fr. Eleg. Callim.* p. 5) und zieht *Scaligers pure poëta* vor; beide Verse auf den einzigen Kallimachos deutend. — III. 21, 25 *illic vel spatiis animum emendare Platonis* — eine treffliche Verbesserung von *Broukhuis* und *Fonteine* (f. *Hufschke Epist. crit. ad Santen.* p. 69), die eines Platzes im Text vollkommen würdig war. Aber im nächsten Disticho, wo *librorum tuos sales* st. *librorum tuorum sales* auch von *Wakefield ad Lucret.* I. 10. p. 6 vgl. V. 475 S. 97 in Schutz genommen wird, liest Hr. *K.* nach eigener Vermuthung: *librorumque tuos, munde Menandre, sales* st. *docte Menandre*, weil *docte* als Beywort Epikurs schon vorausgegangen, und *Propert. IV*, 5, 43 *mundi Menandri* sagt. Diese Verbesserung kann wenigstens nicht zu denen gerechnet werden, die sich durch ihre Annäherung an die Züge der Vulgata empfehlen. Welches Beywort hier versteckt liegen moge, wollen wir nicht untersuchen; aber wir glauben mit *Burmann* (*Huschkens* Widerspruch ungeachtet), dass ein tieferer Fehler in *librorum* verborgen liege. — IV. 3, 40 *deserta in conjuge major*, nach *Burmanns* Vermuthung st. *aperto*, welches mehr als eine Verbesserung zulässt. *Sterke in Act. Traj. T. I. S.* 169 liest *spreta*. Gleich darauf V. 53 ist wiederum Eine Verbesserung aufgenommen, die, so sinnreich sie ist, dennoch durch nichts verbürgt wird: *lanis adsueta colendis* st. *raris adsueta Kalendis*. IV. 7, 69. *Sic ortis lacrymis vitae senamus amara*, theils nach *Heinsius*, theils nach *Markland*, st. *mortis* l. v. *s. amores*. Aber *amores* ist dem ganzen Zusammenhange angemessen, und st. *mortis* bietet sich *motis* noch natürlicher dar.

Wir haben bisher nur von solchen Stellen gesprochen, deren Verbesserung der *H.* durch Conjecturen versucht hat; noch viele andere bleiben übrig, in de-

nen feine Kritik entweder zur Unzeit verftummt, oder auf andere Weife ihre Pflichten verabfäumt. Auch von diefen wollen wir einige Beyfpiele anführen. I. 4, 13 wird ftatt *ingenuus color Aymanns* Conjectur *ingenuus pudor* gebilligt, aus keinem anderen Grunde, als weil fich diefe Wörter öfters neben einander finden. Aber die Vulgata drückt denfelben Sinn mit gröfserer Anfchaulichkeit aus. Ähnliches Lob, als Cynthien hier Propertius, ertheilt Plinius einem feiner jungen Freunde I. Ep. XIV. 8. *Eft illi facies liberalis, multo rubore fuffufa; eft ingenua totius corporis pulcritudo, et quidam fenatorius decor.* wo die erften Worte das Erröthen edler Befcheidenheit und Sittfamkeit bezeichnen. I. 7, 17 billigt der Commentar *Burmanns* Einfall: *ofculaque oppofito dicat mihi debita vento; ofcula* willkührlich von den Küffen erklärend, *quae Cynthia a Propertio in procinctu ftante accepiffet.* Immer würde dann die Vulgata vorzuziehen feyn, die Cynthien, als eine Unglückliche und Verlaffene felbft dem feindlichen Winde von den ihr gebührenden Küffen klagen läfst. Aber auch in diefem Zufammenhange ift *oppofito vento* ft. *infefto* ein unbequemes Beywort; während dafs *Fonteine's* und *Hufchken's* Vorfchlag *oppofito ... ponto*, alle Schwierigkeiten auf das glücklichfte befiegt. (S. *Epift. ad Santen.* p. 29.) — I. 12, 11 foll *non fum ego, qui fueram:* bedeuten: *non fum gratus Cynthiae, felix;* ohne Beweis. *Burmann* hielt diefs nicht für Latein, und fchlug *quod fueram* vor. Hr. K. hat fich darauf nicht eingelaffen. Sollte man aber nicht lefen müffen: *non fum ego, qui fueram? mutat via longa puellas.* „Ift ihr Kaltfinn vielleicht meine Schuld? Bin ich nicht mehr der, welcher ich vormals war?“ fragt der Dichter; die Frage fogleich mit einem befferen Grunde beantwortend: *mutat via longa puellas.* So ftimmt alles gut zufammen; und die Frage fcheint durch die vorhergehenden vorbereitet. Ähnlich Theocr. XX. 19 *ποιμένες, εἴπατέ μοι τὸ κρήγυον, οὐ καλὸς ἐμμί; Ἀρά τις ἐξαπίνας με θεὸς βροτὸν ἄλλον ἔτευξε;* — I. 13, 29 ift *Murets* Conjectur: *muta prius vafto labantur flumina ponto* ft. *multa* beybehalten. Aber *nulla*, was *Pafferati* in einer Handfchrift fand, und *Boffcha* (in *Act. Soc. Traj.* T. III. p. 212) ebenfalls conjecturirt, hat mehr Autorität, und giebt einen noch befferen Sinn. *Wakefield ad Lucret.* I. 1085 fiel auf *pulfa prius vacuo l. ft. ponto*, welches niemanden beftechen wird. — Die bekannte Stelle, die wohl mit Recht zu den *geplagten* gerechnet werden darf, II. 3, 33 *et nobis Aquilo, Cynthia, ventus erit*, findet an dem Herausg. einen Vertheidiger. Mit dem Talisman der Interpretation gewaffnet, findet er, freylich ohne Beweis, dafs der Aquilo ein Bild der Unbeftändigkeit überhaupt, und dann eines ungetreuen Liebhabers fey, und dafs folglich die Worte *et nobis Aquilo ventus erit*, fo viel bedeuten als: *Aquilo me ulturus, tibi flabit; perfidus erit et inconftans, qui te nunc amat, et ita dabis mihi poenas.* Wenn die Obfervationen, die hier auf den Commentar verweifen, während der Commentar uns an die Obfervationen fchickt, diefes einen *commodum fenfum* nennt: fo mag diefs dem Erfinder immerhin fo dünken; gewifs aber wird ihm von vielen Seiten her, ein *ἄῤῥει, ἄῤῥει*, entgegenfchallen. Ein Gelehrter in der A. L. Z. 1799. Nr. 90. fchlug vor: *et nobis alius, Cynthia, lectus erit.* vgl. *Burm. ad Propert.* p. 253. 328. *Tibull. IV.* 13; der fchon mehrmals erwähnte *Boffcha* aber (*Act. Traj.* T. III. S. 218.) *Et nobis aliquo, Cynthia, ventus erit*, welches uns bey weitem die glücklichfte Verbefferung fcheint. Diefe Stelle erinnert uns an eine andere, I. IV. 3, 48 wo der *Africus* den Auslegern und Kritikern keine geringeren Stürme verurfacht: *quum pater altas Africus in glaciem frigore nectit aquas.* Unfer Ausleger weifst auch hier alle Verbefferungsverfuche durch eine Hinweifung auf die Noten zurück, in denen man erfährt, dafs der *Africus* zwar eigentlich die Flüffe von Scythien nicht gefrieren machen könne; aber — man bemerke wiederum den Zauber der Interpretation! — er ftehe hier entweder für einen jeden Wind, und namentlich für den Nordwind — wie wenn jemand mit poetifcher Licenz, z. B. *fchwarz* ftatt *weifs*, *link* ftatt *recht*, *Mävius* ftatt *Virgilius* fetzte — oder man müffe, wie auch andere Interpreten gerathen, die Verwechfelung der Namen in dem Munde eines Frauenzimmers nicht fo genau nehmen.“ — Auch nicht, wenn ein Dichter, wie *Properz*, diefem Frauenzimmer feine Feder leiht? Neben fo manchen anderen Vorfchlägen über diefe Stelle mag etwa auch folgender ftehen:

cum Pater altas
Aerius in glaciem frigore nectit aquas.

wo *Pater* den Jupiter bezeichnet, wie es auch fchon *van Eldick* verftand, welcher paffend Horat. III. Od. X. 7 vergleicht: *et pofitas ut glaciet nives Puro numine Jupiter.* — II. 6, 10 foll Pr. nach Hn. K. Vermuthung, nicht, *me tener in cunis et fine voce puer*, fondern *ulnis* gefchrieben haben. Aus welchem Grunde, oder nach welcher Metrik? — II. 7, 7 wird *Aft's* Vorfchlag *caneret tibi tibia cantus* gebilligt, aber nur zur Hälfte aufgenommen; *faceret tibi tibia cantus*, ohnerachtet *faceret* in keiner Handfchrift fteht. Uns fcheint *caneret ... fomnos*, was *Scaliger* und *Hemfterhuis* richtig erklären, die bewährtefte, dem Geifte des Dichters angemeffenfte Lesart. — II. 13, 42 müfste gefchrieben werden, *non nihil ad verum confcia terra fapit*, nicht *nonnihil*. Die Erde aber heifst hier *confcia*, nicht, wie der Commentar behauptet, *quia aliquid intra fe continet;* fondern *quia non nihil ad verum fapit*, mit einer ganz gewöhnlichen Prolepfis. — II. 16, 32 *an dolor his vitiis nefcit abeffe fuis.* Die Schwierigkeiten diefer Stelle, welche fonderbare Erklärungen veranlafst hat, (z. B. *an dolor meus abire, feparari non poteft a vitiis fuis* i. e. *ab amore, qui mihi dolenti vitio, ignominiae eft.*) verfchwinden gröfstentheils, wenn man mit mehreren Handfchriften *tuis* ft. *fuis* liefst: *nunquamne fiet, ut tua vitia (perfidiam tuam et levitatem) fine dolore meo videam?* So fchliefst fich diefer Vers an die vorhergehende Zeile: *nullane fedabit noftros injuria fletus?* auf das fchicklichfte an. Kurz vorher im 29 V. verbeffert *Boffcha: Eriphyle invenerit aureis*, um die Modos in

Übereinstimmung zu bringen; und wiederum II. 18, 29 *de me, mi per te poteris formosa videri.* wie L. II. 29, 30 *Heu quantum per se candida forma valet!* und I. 2, 13 *litora nativos per se dent picta lapillos.* — Die Vermuthung des Herausg. dass es II. 25, 18 *intrepida sustinet aure minas* st. *immerita* geheissen haben möge, ist nicht nur vollkommen überflüssig, sondern auch dem Sinne des Dichters weniger als die Vulgate angemessen. Wenn eben derselbe II. 26, 10 in den Anm. st. *excepi*, die eigene Verbesserung *concepi*, oder, mit *N. Heinsius*, *suscepi* vorschlägt, so vergisst er zu erwähnen, dass *Heinsius* auch im Anfang des Verses *quae* st. *quaeque* liest. Von der oft, und wir glauben, mit Recht angefochtenen Lesart *Cambysae*, II. 26, 23 behauptet er, sie sey dem Genie des Dichters angemessen, und verweist auf die Anmerkungen, die über diesen Umstand keine weitere Belehrung geben. Die Erklärung von *redeant* hätte nicht von *Broukhuis*, sondern von *Markland* entlehnt werden sollen, der in *Conject. ad Lys.* p. 600 ποταμόχρυσα vergleicht: *pro toto fluviorum auriferorum reditu Cynthia me a toro suo non rejiceret.* Wir wagen übrigens mit Veränderung weniger Buchstaben vorzuschlagen:

Non si campi Asiae redeant, et flumina Croesi.

Horat. I. *Epist.* III. 5. *an pingues Asiae campi collesque morantur.* I. *Sat.* VII. 18. *Bruto praetore tenente Ditem Asiam.* *Propert.* I. 6, 14. *Asiae veteres cernere divitias.* — Beym 27 V. *qui dare multa potest, multa et amare potest*, soll eine höchst gezwungene Erklärung von *Waardenburg* dem Leser die Überzeugung aufdringen, dass hier nichts zu verbessern sey. Sollte man aber nicht wenigstens mit einer Frage lesen müssen:

Qui dare multa potest, multa et amare potest?

multa amare nach griechischem Sprachgebrauch für *valde.* Der Zusammenhang fordert diesen Sinn: Durch Treue habe ich die Geliebte gewonnen. Das ist die Kunst, durch die man Liebe verdient; der Reiche kann eine Gunst *erkaufen;* aber liebt er darum, wie er soll? — II. 27, 6 vermuthet Hr. *K. Et maris et terrae caeca pericla vias* st. *viae.* ohne seine eigentliche Meinung aufzuklären. Wir halten die Vulgata für richtig, indem wir *viae* für einen Dativum nehmen, der von dem ausgelassenen *sunt* abhängt: *sive pedibus ad Parthos proficiscaris, sive classe ad Britannos, utrique itineri sua sunt pericula.* — II. 32, 53—55 ist *Dousa's* verbesserte Interpunction, der auch *Valckenaer* beytritt (*Fr. Callim.* p. 102), unbeachtet geblieben, und keine der Schwierigkeiten dieser Stelle berührt worden. Sollte aber Pr. in der That gesagt haben: Nur unter Saturnus Reich blühte die Keuschheit; auch zur Zeit der deucalionischen Fluth blühte sie, und auch nach dieser Fluth? um diesem unerwarteter Weise ausgedehnten Ausspruche, wie aus dem Traume erwachend, die Frage anzuhängen: *Dic mihi, quis potuit lectum servare pudicum?* Alles tritt aber an seine rechte Stelle, wenn man mit *Valckenaer* liest:

Hic mos Saturno regna tenente fuit.
Sed cum Deucalionis aquae fluxere per orbem,
Et post antiquas Deucalionis aquas,
Dic mihi, quis potuit lectum servare pudicum?

In derselben Elegie V. 33—40 sind eine Reihe Verbesserungen von *Valckenaer* nachzutragen. — Derselbe Kritiker schlägt III. I. 1 zu lesen vor *Coi scripta Philetae* st. *sacra Ph.* welches indess nicht mehr werth ist, als zwey andere Conjecturen von *Bruining* (*Act. Traj. II.* p. 138) *larva Philetae*, und *Cois sacer atque Ph.* beides unglücklich, und vielleicht unnütz. Der gelehrte Rec. der valckenaerischen Schrift in der A. L. Z. 1799. Nr. 199. nimmt die gemeine Lesart in Schutz. Pr. feyert eine Apotheose seiner berühmten Vorgänger, Philetas ist ihm ein Heros, und *sacra Philetae*, nach griechischer Art, eine Periphrase des vergötterten Elegikers. Derselbe Gelehrte hält das folgende Distichon, wo *Valckenaer Graja per Italicos orgia ferre choros* vorschlug, für unächt. — III. 6, 22 erwartet noch einen glücklichen Arzt. Dass durch das aufgenommene *aequalem* dem Übel noch keineswegs abgeholfen sey, könnten schon die geschraubten Erklärungen zeigen, mit denen man sich hier behelfen muss. — III. 10, 25. *Dulciaque ingratos adimant convivia somnos.* Hier ist *Broukhuis* treffliche Conjectur *convicia* nicht nach Verdienst gewürdigt worden. Hr. K. sagt, sie sey nicht *inelegans;* doch gebe die Vulgata einen bequemen Sinn, und werde durch eine Stelle von *Cicero* bestätigt, die er (von *Broukhuis* entlehnt, und) in den Noten angeführt habe. Die Stelle des *Cicero* bestätigt weiter nichts, als dass auch zu des Redners Zeiten Gastmähler gehalten wurden, die, tief in die Nacht hinein, ruhige Nachbarn im Schlafe störten; was man auch ohne Beweis glaubt: wenn aber der Sinn der Stelle, ein *bequemer* genannt wird, so möchte diess wohl selbst nur ein Urtheil der Bequemlichkeit seyn. Von dem Mahl ist schon von dem 25 V. an die Rede; es werden die einzelnen Umstände desselben angegeben, der kreisende Becher, die köstlichen Salben, der Schall der Flöten und der Tanz, Cynthiens freye und lockende Gespräche, und nun solle nach allen dem das Mahl im allgemeinen erwähnt werden: *Dulciaque ingratos adimant convivia somnos*, da man eines neuen Zuges gewärtig ist? Wer mag es glauben? Liest man aber *convicia*, so schreitet alles auf das natürlichste fort. Das Mahl hat schon lange gedauert; schon fangen die ermüdeten Flöten zu verstummen an; manchen überrascht schon wider seinen Willen der Schlaf, den muthwillige Neckereyen verscheuchen müssen:

Dulciaque ingratos adimant convicia somnos.
ἡδὺς δ᾽ ἐγρήγορσιν ἀτερπέα ὕπνον ἀεξοι.

So bekömmt auch das Beywort *ingratus* erst seine bestimmte Beziehung. — III. 12, 10 halten wir die gemeine Lesart *haec tua ne virtus fiat amara sibi*, welche hier mit *tibi* vertauscht worden, für die einzig richtige. Dass man fürchtet, einem Krieger möchte seine Tapferkeit Unglück schaffen, ist ein ganz gemeiner Gedanke. Aber der Tapfere, auf den Ruhm blickend, achtet der Gefahren und Wunden nicht; für ihn giebt es keine *amara;* aber wohl für die, welche ihn lieben, und seine Erhaltung wünschen. So gewendet, ist der Gedanke schön, tief und reichhaltig; und es ist wohl nur Billigkeit, ihn dem Dichter nicht zu

entziehen. — In der *letzten* Elegie, um alles übrige, was bey dem *vierten* Buche noch bemerkt werden könnte, zu übergehen, verdient V. 19 eine zierliche Vermuthung von *Doring: Aut si quaesitor posita sedet Aeacus urna*, und eine andere von *Herel (krit. Beob. über den Vellejus* S. 16) bey dem 70 V. *Solvit, victuris post mea fata meis*, eine rühmliche Erwähnung. Die Schwierigkeiten der erstern Stelle sind von unserem *H.* unberührt geblieben; in der letztern schlägt er zu lesen vor: *solvit; adaucturis non mea fata malis*, beruhigt sich aber nachher mit *Gräv's* Vermuthung: *solvitur, aucturis non mea fata malis;* die in den Text erhoben zu sehen, ihrem eigenen Urheber wohl eine unverdiente Ehre scheinen möchte.

Es ist Zeit auf den *erklärenden* Theil der Ausgabe zu kommen. Die Absicht des Vfs. war, einen *commentarium perpetuum* zu liefern, in welchem die *poetische Sprache* erläutert und in Prosa umgesetzt; die *Ordnung* und der *Zusammenhang* der Gedanken entwickelt; die *poetischen Schönheiten* angezeigt; alles, was einer Erklärung aus den Alterthümern und der Geschichte bedurfte, beygebracht; die Stellen der *griechischen Dichter*, aus denen *Properz* geschöpft, oder mit denen er zusammenstimme, verglichen; und überhaupt *nichts* unerörtert bleiben sollte, wobey ein Jüngling anstoßen könnte, der schon ein wenig in dieser Art von Wissenschaften bewandert sey, und nach dem Ruhm einer edeln und gründlichen Gelehrsamkeit dürste. Für diese nämlich sey der Commentar zunächst bestimmt. Sollte aber seine Arbeit auch die Gelehrtern, besonders bey schweren Stellen, deren es im Properz sehr viele gäbe, befriedigen, so würde ihn diess ausnehmend erfreuen.

Wir haben schon oben berührt, dass ein großer Theil dieses Commentars aus den Schriften der Vorgänger zusammengesetzt sey, meist wörtlich; bisweilen mit Anführung der Urheber, weit häufiger ohne dieselbe. Ob es nun gleich an sich nicht gebilligt werden kann, fremde Fabricate als eigene zu verführen, und in dieser Rücksicht Ausgaben *cum notis variorum selectis*, bey denen doch ein Leser auch genöthigt wird, selbst zu urtheilen, leicht den Vorzug verdienen möchten: so würden wir doch schon zufrieden seyn, wenn der Vf. nur überall das Beste gewählt, und es mit eigenen gründlichen und belehrenden Zusätzen vermehrt hätte. Leider aber ist weder das eine noch das andere geschehen, und wir fürchten, dass weder die Jünglinge, die nach dem Ruhme einer gründlichen Gelehrsamkeit streben, noch auch die Gelehrteren die Bemühungen des Vfs. mit Dankbarkeit erkennen werden. Wir wollen die Verheissungen desselben einzeln prüfen, ohne uns doch gerade streng an die Ordnung zu halten, in der er sie aufstellt.

Ein Bestreben, *alles* zu erklären, *nichts* unerörtert zu lassen, ist in diesem Commentar allerdings sichtbar; aber leider ist es bey den leichtesten Dingen am regsten gewesen. Was für Jünglinge mag sich Hr. K. gedacht haben, wenn sie noch der Bemerkung bedürfen, dass *Persephone* so viel bedeute als *Proserpina*, und dass diese die Gemahlin des *Pluto* sey, welcher selbst bey den Unterirdischen herrsche (S. 116)? wobey jedem, den noch ein Zweifel anwandeln könnte, frey steht, die *Intrpp. ad Horat. I. Od.* 28, 19 sq. nachzuschlagen. Oder wenn er lehrt, dass ein Isthmus ein schmaler Landstrich zwischen zweyen Meeren heisse (S. 293); oder gleich darauf aus *Cellarii Not. Orbis Antiqui* beweist, dass der Piräus ein Hafen Athens sey? Überall findet man die gemeinsten und bekanntesten Fabeln ausführlich erzählt, und gemeiniglich mit einer Menge imponirender Citaten verbrämt, auch bisweilen, der Einförmigkeit abzuhelfen, mit Deutungen geschmückt, (z. B. II. 26, 18. 40). Bey weitem das meiste dieser Art ist wörtlich aus *Barthii Index geographico-mythologico-historicus* in den Commentar eingetragen. Gelegentlich wird auch *bewiesen*, dass der Wein riecht (S. 280), dass die Schiffe stromaufwärts gezogen werden (S. 43), dass man die Namen der Verstorbenen auf die Grabsteine setzte (S. 79) u. dgl. Solcher Überfluss ist indess auch bisweilen trefflichen Erklärern der Alten entschlüpft, die in dem Alterthume vertieft, nicht sahen, was vor ihren Füßen lag. Doch kann das nicht einem jeden zur Rechtfertigung dienen; und es ist wenigstens vernünftigen Leuten nicht zu verdenken, wenn sie über den lachen, der das Quacken der Frösche aus dem Aristophanes erklärt.

Eines der wichtigsten und verdienstlichsten Geschäfte eines Erklärers ist ohne Zweifel die Entwickelung des Zusammenhangs der Gedanken seines Autors. Damit aber dieses bey einem Dichter gelinge, dessen bewegtes, lebendiges Gefühl ihn ohne Unterlass von der gemeinen Folge der Gedanken entfernt, und der oft durch die zerrissene Gedankenfolge einen zärteten Zusammenhang und eine höhere Einheit als die logische ist, in der Tiefe seines Gemüthes beurkundet, bedarf es vor allen Dingen eines poetischen Sinns, der noch etwas anderes ist, als der gemeinhin so genannte Geschmack, und in dem besondern Fall, in welchem Properz sich befindet, eines Antheils von kritischen Divinationsvermögen, um nicht Mängel des Zusammenhangs, die dem Zufall zur Last fallen, auf die Rechnung des Dichters zu setzen, oder da einen Zusammenhang erkünsteln zu wollen, wo keiner seyn kann und soll.

Die Erklärung einer jeden Elegie fängt mit einem *Argumente* an; welches herkömmlich und zweckmäsig ist. Aber ein solches *Argument* ist selbst nur dann erst zweckmäsig, wenn es den leuchtenden Punkt andeutet, aus welchem der Zusammenhang des Ganzen erhellt; das oft versteckte Centrum, dessen anziehende Kraft alle Theile zusammenhält, und die zerstückten Elemente des Umkreises zu einem Ganzen vereint; nicht bloss ein prosaischer Auszug, der schrittweis dem Gedichte selbst folgt, um das zarte Gewebe in ein gestaltloses Knauel zusammen zu ballen. Wir finden nicht, dass die Argumente des Vfs. jener Idee entsprechen, oder sich ihr nähern.

(*Die Fortsetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 JULIUS, 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fritsch: *Sexti Aurelii Propertii Carmina: recensuit, illustravit Christianus Theophilus Kuinoel*, etc.

(*Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Zwar an wortreicher, wiederholter Einschärfung des Zusammenhanges fehlt es hier nicht. Bey der *neunten* El. des III B. zum Beyspiel erzählt zuerst das Argument, *Propertium declarare, se carminibus mollibus delectari, heroica carmina suis viribus non satis aequa, sibi ab iis abstinendum, atque imitandam et sequendam esse ipsius Maecenatis moderationem et continentiam.* Wortreich genug. Zu V. 1—8 hören wir zum zweytenmal: *Prop. Maecenatis modestiam praedicat, quam se imitaturum esse ostendit;* und zu V. 17—20 *ego tuum, Maecenas, exemplum sequor, continentiae et modestiae sum studiosus, ego carminibus mollibus delector;* und unmittelbar darauf zu V. 21—26 *tu me cohortatus es, ut heroica scriberem, at tuum exemplum, tua vivendi ratio mihi longe alia suadet;* und endlich zum fünften- und letztenmal V. 59 *persuasissimum mihi est, te concessurum esse, ut possim tuam animi moderationem aemulari, et a carminibus gravioris argumenti abstinere.* Fürwahr! wenn diess nicht das Seil des Oknos ist, was ist es denn?

Wollte man aber auch diese ermüdende Weitschweifigkeit übersehen, so kann man sich doch unmöglich verbergen, dass öfters der Inhalt des Ganzen, öfters auch der Zusammenhang des Einzelnen verfehlt und unrichtig gestellt ist. Gleich in der *ersten* Elegie führt das Argument auf einen falschen Weg. Ihm zufolge, soll der Dichter, da er *sich* diese Elegie zu schreiben *gürtete*, den späterhin ausgeführten Gedanken nach Athen zu reisen, schon gefasst haben, und sich in diesem Gedichte beklagen, dass er Cynthiens Sinn nicht bezwingen könne. Diese Behauptung wird mit dem 29 V. belegt, wo Pr. in seinem Unmuth ausruft: *ferte per extremas gentes et ferte per undas*, als ob Athen, der Mittelpunkt der Humanität, zu den *extremis gentibus* (Indiern, Äthiopiern, Arabern) gerechnet werden könne; von den Pfaden der Menschen entlegen, *qua non ulla meum femina norit iter.* Unter der Voraussetzung jener Reise aber wird, wie immer ein Irthum einen andern erzeugt, V. 32 *tutus amor* in Beziehung auf ein *periculum divortii* erklärt, und V. 35 *hoc moneo vitate malum*, wiederum viel zu körperlich, durch *divortium*, *fuga per extremas gentes.* — Nicht minder verfehlt ist die Ansicht der XII El. Ein Freund, dem Cynthiens Aufenthalt in Baja unbekannt gewesen, habe den Dichter zu sich auf das Land eingeladen, und da er nicht gekommen, ihn verhöhnt (*insultarat*), dass ihn Liebe und Trägheit in Rom zurückhalte. Dieser antworte ihm also, dass ihn nicht Cynthiens Umgang, sondern die Traurigkeit über ihre Entfernung in Rom zurückhalte. Cynthiens Abwesenheit also beklage er, nicht, wie die Erklärer behauptet hätten, einen Zwiespalt mit ihr; denn alles, was in dieser El. selbst von Cynthiens Untreue gesagt werde, sey nur darum gesagt, *quod in hac omnis parte timetur amor* (XI. 18). Diese Meinung, welche der Herausg. von *Broukhuis* entlehnt, ist ohne Grund, Wie kann die Traurigkeit über die Abwesenheit einer geliebten Person — vorausgesetzt, dass sie lebt — eine Ursache seyn, an dem Ort zu verweilen, wo sie nicht ist? und welchen Grund hat man, so bestimmte Aussprüche, wie *olim gratus eram* V. 7 und *quantus in exiguo tempore fugit amor!* für den Ausdruck einer blossen Besorgniss möglicher Untreue zu halten? Wäre *nur* von Abwesenheit die Rede, was könnte frostiger seyn, als die Hyperbel V. 4. 5, die hingegen ihre volle poetische Kraft hat, wenn eine Periode moralischer Entfernung angezeigt werden soll. Cynthia war nicht mehr von Rom, aber Prop. war aus ihrem Hause entfernt, und hatte nicht einmal den Trost, seinen Schmerz zu ihren Füssen auszuweinen. Dennoch liebt er sie; dennoch kann er sich nicht trennen von dem Orte, der seine Geliebte hält, die er nie vergessen, nie mit einer anderen vertauschen kann. So gefasst erhält auch der Anfang sein volles Licht, wenn man sich nur erinnert, dass *desidia* den *bequemen Genuss eines gemüthlichen Zustandes* bezeichnet, von dem Prop. jetzt weit entfernt war, während ihn sein Freund darein versenkt glaubte. So wird auch der Ausdruck *conscia Roma* (die Zeugin der gewähnten Freuden und Genüsse) klar. — Das Argument der folgenden (XIII) El. ist nicht besser gelungen. Cynthia war nun wirklich untreu geworden. „Um nun dem Gallus, dem Spötter der Treue, zuvorzukommen, damit er ihn nicht über Cynthiens Untreue verhöhne (*insultet*), melde er sie ihm zuerst; *zugleich* gratulire er ihm, dass er sich, der *Venus vulgivaga* entsagend, einer einzigen Geliebten ergeben habe; steche aber *dabey* verstohlner Weise Gallus Eitelkeit an, der bisher die Treue in der Liebe verachtet, und das Mädchen, das er jetzt liebte, mit allzugrossen Lobsprüchen erhoben habe." Traun, ein sonderbarer Mischmach! der aber glücklicher Weise, zur Ehre des Dichters, bey der Lectüre der Elegie

felbft dahinfchwindet. Die Erwähnung von Cynthiens Untreue ift fo wenig die Hauptfache, dafs fie den Dichter nur zwey Zeilen hindurch befchäftigt, von denen er fogleich auf feines Freundes Liebe übergeht. Von dem kleinftädtifchen Eifer, Gallus Spott zuvorzukommen, weifs er nichts, fo wenig als von geheimen Neckereyen, Anfpielungen und Tücken, die der Herausg. auffpürt. Nur von dem Lobe des Mädchens ftrömt Prop. über, das den fchwärmenden, leichtfertigen, ungetreuen Spötter ernfter Liebe endlich gefeffelt, und mit dem vollen Wahnfinn einer tiefen Leidenfchaft erfüllt habe. Diefes herrliche, würdevolle Lob hält Hr. K. für fcharfgefalzenen Hohn (*videtur Pr. laudes et praeconia, quibus Gallus ipfe puellam fuam ornarat, faltem fummam eorum repetere, eique ita falfe fatis infultare*), und felbft bey den Worten, die das ganze Elegium krönen; *non alio limine dignus eras;* bemerkt er: *et his verbis infultaffe in Galli amorem poeta videtur.* Uns fcheint vielmehr ein Ausleger durch folche grundlofe Vermuthungen die Afche geehrter Dichter zu höhnen, die das, was fie mit reinem Herzen gefchrieben, auch mit reinem Sinne gedeutet fehen wollen. — In der XVII El. des II B. adoptirt der Herausg. wiederum eine unrichtige Anficht, indem er annimmt, Pr. dichte mitten im Sturm, auf dem Meere fchwebend, in drohender Gefahr feines Lebens. Auf einem verlaffenen Ufer vielmehr mufs er gedacht werden, wo er, wenn fich der Sturm nicht legt, feinen Tod erwarten konnte. Daher redet er die einfamen Halcyonen, jetzt feine einzige traurige Gefellfchaft, die Bewohner wüfter Gegenden, an. *Eurip. Iphig. Taur.* 1089. ὄρνις ἃ παρὰ τὰς πετρίνας πόντου δειράδας Ἀλκυὼν ἔλεγον οἶτον ἀείδεις. *Barth* meinte hier, und Hr. K. mit ihm, diefe Anrede habe eine Beziehung auf den Glauben, dafs die Halcyonen das Meer befänftigen, woran hier nicht zu denken ift; fo wenig als III. 7, 61 *ah mifer, alcyonum fcopulis adfigar acutis* (welche Stelle eine Anfpielung auf das Schickfal des Ajax zu feyn fcheint). Ehe könnte man an das wehklagende ominöfe Gefchrey diefer Vögel denken, um deffentwillen die Dichter fie bisweilen den Leichen der Schiffbrüchigen zugefellen, wie *Anal.* V. P. II. S. 402 Ἀλκυόσιν, Ληναῖε, μέλεις τάχα; und von ähnlichen Seevögeln *Leonid. Tar.* Ep. LXXIV. χὠ μέν που καύηξι ... τεθρήνητ' ἄπνους Εὔρεϊ ἐν αἰγιαλῷ. Doch möchte auch felbft diefes unnöthig feyn. Den Aufenthalt an dem einfamen Ufer bezeichnet auch V. 4 *omniaque ingrato litore vota cadunt*, und V. 8 *Haeccine parva meum funus arena teges*, wo der Commentar zur Unzeit an die Schiffahrt der Alten längs den Ufern hin erinnert. — Den 3 V. erklärt der Herausg. feiner Hypothefe gemäfs: *Nec mihi Caffiope folito vifura carinam* ft. *kein freundlicher Stern beleuchtet meine Bahn*, zugleich mit dem ungereimten Zufatze: *commemoravit Caffiopen pro quovis alio fidere lucido, ut fimul tecte carperet Cynthiae fuperbiam et nimium placendi ftudium;* überall den Sinn des redlichen Dichters, aus übermäfsiger Sagacität, zum Hämifchen umdeutend. Wie fich *vifura* mit diefer Erklärung vereinige, wird nicht gezeigt; obgleich die Obfervationen, welche die gemeine Lesart in Schutz nehmen, eine befriedigende Aufklärung in dem Commentar erwarten laffen. Bis die Richtigkeit der *Vulgata* auf eine zuverläffigere Weife dargethan werde, fchlagen wir vor zu lefen:

Nec mihi Caffiope aut folvit Cynofura carinam.
Οὔ μοι Κασσιέπεια λύει Κυνόσουρά τε νῆα.

eft am Ende des V. wird von mehreren Handfchriften ausgelaffen. Wie *folvit Cynofura* in *folito vifura* habe übergehen können, fällt in die Augen; *Cynofura* aber (*qua fidunt duce nocturna Phoenices in alto. Cicero de Nat. Deor. II. 41. Sidoniis Cynofura regit fidiffima nautis, Sil. Ital. III.* 665. Vergl. *Manil.* 1. 306) fteht hier mehr als irgend ein anderer der leitenden Sterne an feiner Stelle. „Kein Geftirn, das die Bahn der Schiffenden bezeichnet, erfcheint, und verftattet mir die Anker zu löfen.“ Wir bemerken noch, dafs Hr. K. im 11 V. *an poteris ficcis mea fata reponere ocellis*, den Sinn findet: *num poteris tibi naufragium meum ante oculos ponere, ita ut ficci maneant, nec madefcant;* trotz *Broukhuifens* Warnung, der eine ähnliche Erklärung von *Marolles* für einen *jocularem errorem* erklärt. Wie viel berathner war es, mit *Barth mea fata* durch *me mortuum*, und *reponere* als *vocabulum funebre* zu erklären, welches fich mit dem folgenden Verfe, *Offaque nulla tuo noftra tenere finu*, ganz wohl verträgt, ohne dafs man *offa nulla* für *minuta*, *cremata* zu nehmen braucht, fobald man nur nicht eine förmliche Beerdigung verlangt. Aber denen, welche das Meer verfchlungen hatte, oder deren Leichen an unbekannten Ufern moderten, fetzten religiöfe Freunde zur Beruhigung des irrenden Schattens, ein Kenotaph, das fie (*offa nulla finu tenentes*) mit ihren Thränen benetzten, und durch die herkömmlichen Todtenopfer ehrten. So konnte alfo auch Cynthia, wenn fchon die Überbleibfel ihres Freundes verloren waren, ihn dennoch zur Erde beftatten (*fata reponere*), in welchem Falle auch die Griechen θάπτειν gebrauchen. So *Euripid. Helena.* v. 1062. ὡς δὴ θανόντα σ' ἐνάλιον κενῷ τάφῳ θάψαι, τύραννον τῆσδε γῆς αἰτήσομαι. *Fata* aber wird beym Prop. für die Überbleibfel des Todten gefetzt, wie μόρος (S. *Hufchke Anal. crit.* S. 297) in einem Ep. des *Diodorus Zonas* IX. Οὐ γάρ σευ μήτηρ ἐπιτύμβια κωκύουσα, εἶδεν ἁλίξαντον σὸν μόρον εἰνάλιον. — Wir bemerken noch, indem wir diefen Theil unferer Kritik verlaffen, dafs es eine grundlofe Hypothefe ift, wenn zu III. 14 behauptet wird, diefe Elegie fey im Peloponnes gefchrieben. Ob *Properz* diefes Land befucht habe, weifs wohl eigentlich niemand; dafs er aber auf der Reife nach Athen — an die Hr. K. hier erinnert, den Peloponnes nicht berührt habe, wiffen wir von ihm felbft S. I. III, 21, 19 fq. Und follte nicht ein gelehrter Römer die Sitten der fpartanifchen Mädchen gekannt haben, auch ohne Rom zu verlaffen? follte nicht ein Dichter Sparta anreden dürfen, ohne eben in der Nähe diefer Stadt zu feyn?

Wir wenden uns zu der Erklärung einzelner Stellen, als auf denjenigen Theil der Arbeit, dem der

Herausg., feinem Plane gemäfs, den gröfsten Fleifs zu widmen verpflichtet war. Es thut uns leid, bemerken zu müffen, dafs wir auch hier mehr ein eiliges Zufammenraffen, als eine fleifsige Auswahl, mehr müfsigen Prunk von Citaten u. dgl. als gründliche Ausführungen gefunden haben. Es ift auffallend zu fehen, wie der Herausg. fo oft unter mehreren Erklärungen, die ihm feine Vorgänger darboten, die untauglichere wählt; wie er oft auch das Beffere durch eigene Zufätze verdirbt, und wie weit er fich oft in feinen eigenen Erklärungsverfuchen von dem wahren, oder wahrfcheinlichen Sinne des Dichters entfernt. Wir wollen auch diefes mit Beyfpielen belegen; weniger um den Werth diefer Ausgabe zu würdigen, als aus Liebe zu dem oft mifsverftandenen und verkannten Dichter.

I. 1, 6. *Donec me docuit caftas odiffe puellas Improbus, et* *n u l l o v i v e r e c o n f i l i o: ita ut nullum confilium capere poffem, fo dafs ich mir weder zu rathen noch zu helfen wufste.* Diefe Erklärung wird durch eine Stelle des Sophokles unterftützt des Inhalts, dafs die Liebe der Menfchen Sinn und Klugheit hemme. Diefs kann freylich durch unzählige Stellen der Alten, fowie durch unzählige Erfahrungen der neuen Zeit bewiefen werden; aber folgt daraus, dafs der, welcher fich einer unbeftimmten und zügellofen Liebe ergiebt, darum fich weder zu rathen noch zu helfen wiffe? Und doch hatte hier *Burmann* den richtigen Sinn fchon angegeben, wobey ihm felbft *Barth ad Claudian. de Laud. Stilich.* II. 335 und *Ruhnken. ad Rutil.* S. 38 vorgeleuchtet hatten. — I. 2, 11 foll in den Worten *furgat et in folis formofior arbutus antris, in* nach *Burmann* und anderen, für *juxta* ftehen; welches allerdings eine hinlänglich erwiefene Bedeutung ift. Aber warum foll der Strauch *neben* einfamen Höhlen am fchönften gedeihen? oder warum foll — (denn auch I. 1, 11 *nam modo Partheniis amens errabat in antris* findet man diefelbe Verbindung) der Bergbewohner Milanion, (*Ariftoph. Lyfiftr.* 788) die Höhlen gleichfam vermeidend nur in ihrer Nähe umhergefchweift feyn? An beiden Stellen entfpricht *antrum* dem griechifchen νάπος, und drückt einfame, tiefe Schluchten der Wälder aus. S. *Lenz in Matthiae Mifcell. philol.* T. I. p. 180. In eben diefem Sinne fcheint es IV. 4, 3 zu verftehen zu feyn: *lucus erat felix hederofo confitus antro;* vielleicht auch felbft III. 13, 33 *furtiva per antra;* wo die nächften Verfe die Scene in einen unverfchloffenen, obgleich geheimen Ort zu fetzen fcheinen. — I. 5, 3—6 ift der Sinn weder *rem arduam moliris*, noch *fumma pericula adire cupis*, fondern *cruciatus tibi paras crudeliffimos;* daher denn auch *Gallus* fchon zum voraus *infelix* heifst, nicht, wie hier mit Citaten bewiefen wird, weil Liebende überhaupt *miferi et infelices funt.* Weiterhin (V. 14) wird die richtige, *Burmann* entlehnte Erklärung von *fortia verba* durch den Zufatz verdorben: *gloriari vis de amore fecundo, fed verba tua fortia fingultu interrumpentur.* Der Zufammenhang lehrt, dafs *Gallus* Übermuth, und die Demüthigungen, die ihm bevorftehen, in Contraft gefetzt werden follen. — I. 7, 4. *Atque, ita fim felix, primo contendis Homero, fint modo fata tuis mollia carminibus.* Diefs foll heifsen *fint perpetuo duratura carmina, nec oblivione fepeliantur.* Wollte der Herausg. damit einen Wunfch oder eine Bedingung ausdrücken, in jedem Falle würde der Dichter fein Lob durch ein unfeliges Omen zurücknehmen, in der einen Hand, wie jener fagt, Feuer, in der anderen Waffer tragend. Bequemer drückt fich denn doch *Barth* mit *Volpi* aus: *dummodo Apollo et Mufae tuo poemati faveant, idque perenne effe jubeant.* Aber auch diefs ift dem Zufammenhange nicht angemeffen. *Fata mollia* find *propitia.* Pontikus Gedicht war noch im Werden, und es bedurfte, wie alle menfchlichen Dinge, vornehmlich die gröfsern und wichtigern, eines *günftigen Gefchicks*, damit es vollendet würde. — I. 13, 12 *nec nova quaerendo femper amicus eris.* Der Herausg. fchreibt *Barth's* ganz unpoetifche Erklärung ab: *du wirft kein Freund mehr davon feyn.* Wer hat je fo gefprochen? Es ift vielmehr: *nec ejusmodi amator eris, qui nova femper quaerat; non fic, ut olim in amore folebas facere, novam femper amicam quaeres.* — V. 29 *cum fit Jove digna*, erklärt *Burmann* richtig von der Juno; *partum Ledae* von der Helena; dem Herausg. ift jenes *digna quam rapiat; partus Ledae, Helena* und *Clytaemneftra*, wodurch eine unnütze Wiederholung derfelben Idee (vgl. 32) entfteht. — II. 3, 2. *Qui nullam tibi dicebas jam poffe nocere,* *H a e f i f t i: amore captus defiifti fortia verba proferre. Vox faucibus haefit!* In der That, ein bewundernswürdiger Sinn: Du rühmteft dich ehedem deiner Sicherheit gegen die Gefahren der Liebe, *nun haft du geftockt!* Nun wird zwar *Burmanns* beffere Erklärung (*Cupidini praeda facta es*) angeführt, aber zugleich abgewiefen: *Sed quam ipfi propofuimus explicationem, flagitare nobis videtur verbum* *d i c e b a s*, *quod praeceffit.* Was ift fchlimmer, die Erklärung, oder der Grund? Das Bild ift das den erotifchen Dichtern gewöhnliche von dem Vogel, der an der Leimruthe flattert. So *Plautus Bacchid.* V. 2, 39 *tactus fum vehementer vifco (i. e. haereo), cor ftimulo foditur.* *Rhianus Ep. IV. Anal. V.* P. I. S. 480 οἱ παῖδες λαβύρινθος ἀνέξοδος· ᾗ γὰρ ἂν ὄμμα ῥίψῃς, ὡς ἰξῷ τοῦτο προσαμπέχεται. und noch treffender *Meleager Ep. LVIII.* Οὔ σοι ταῦτ' ἐβόων, ψυχή· ναὶ Κύπριν, ἁλώσει, ὦ δυσέρως, ἰξῷ πυκνὰ προσιπταμένη; Οὐκ ἐβόων; εἷλέν σε πάγη. II. 6, 9—12. Dafs hier eine Steigerung des Gedankens fey, bemerkt der Comm. nicht, ja, er zerftört fie, wenn er *juvenum imagines* durch *imagines deorum formae praeftantia celebratorum* erklärt, wodurch *numina* zu einem müfsigen Zufatz herabfinkt. Zwar befinnt er fich gleich darauf, von *Broukhuis* oder *Barth* eines befferen belehrt, dafs die Alten ihre Liebfchaften bisweilen in das Coftum eines Gottes kleideten; aber auch das ift hier unpaffend. Bilder von Menfchen, Götterbilder, die man der Andacht wegen im Haufe aufftellt, und der unfchuldige Knabe in der Wiege, folgen fich fteigernd als Gegenftände einer höchft reizbaren Eiferfucht. Höher wird noch das Mifsverftehen des Dichters getrieben, wenn V. 11 zu *me laedit mater* bemerkt wird: *fictitiam effe fufpicans.* Sollte Prop. nicht die Mutter feiner Geliebten gekannt haben, und hier wenigftens gegen Betrug ficher gewefen feyn?

Aber selbst der Mutter misgönnt der Dichter die Küsse seiner Geliebten, und der Schwester und der Freundin; welches wohl einen höheren Grad von Liebe verräth, als mit komischem Wahnsinn einen Mann in den Kleidern der Mutter zu argwohnen. — Weiterhin schilt Pr. die Mahler unkeuscher Schildereyen, sich gegen ihren Erfinder kehrend (V. 31). *Ah gemat in terris ista qui protulit arte Jurgia, sub tacita condita laetitia:*

Κλαίοι δ' ἐν χθονίοις, τάδε κείνεκα ὅς ποτε τέχναις
δείξατο, κρυπταδίης κλέμματα εὐφροσύνης!

d. h. der die süſsen Zwiste (Kämpfe) der Liebe, die sich hinter dem Schleyer des Geheimnisses reizender verstecken, den Augen der Profanen enthüllt hat; welchem Sinne gemäſs, *Ruhnkenius orgia* st. *jurgia* vorschlug, vielleicht richtig, gewiſs sinnreich und schön. Was aber macht der Commentar aus dieser Stelle? *Jurgia* sind ihm *rixae, inimicitiae, dissidia, divortia;* also *ernstlicher Zwiespalt; laetitia*, die schmutzigen Bilder selbst, an denen sich der Mädchen Auge weidet, und die, weil ein Gemählde ja schweigt, zierlich *tacita* heiſsen soll. : *Dum enim oculi ejusmodi tabellis ac picturis delectantur, concipiunt ea vitia, quibus ad jurgia et praelium ventum est;* endlich *ista arte protulit, auctor extitit jurgiorum, procreavit, effecit ea.* Ein Knauel sonderbarer Einfälle! — II. 8, 8 *vinceris, aut vincis; haec in amore rota est.* Der Herausg. verwechselt ungleichartige Dinge, wenn er Plauti *versor in amoris rota* vergleicht, wo das *Rad* ein Instrument der Qual ist; hier, ein Symbol der Veränderung. — II. 13, 20 *nec tuba sit vana querela meis.* Ohne Zweifel *eitle* und *unnütze* Klagen, die den Todten doch nicht zurückrufen. Hr. K. meint, *quia poetarum nomen immortale, adeoque eorum funera non lugenda;* mit Anführung der bekannten Grabschrift des *Ennius*, und *Horazens* II. Carm. 20, 21, wo *inane funus* den ἀφανισμὸς des Dichters bezeichnet; hier also ganz unpassend ist. — Eben so unpassend wird V. 35 *horrida pulvis* mit Tibulls *coma ventis horrida* verglichen, und *verworren*, rauh, übersetzt. Man denke an αὐχμηρός, ξηρός, αὐαλέος. vergl. *Virgil. Georg. IV.* 254. *Lucr. IV.* 1267. — Gleich darauf wird V. 28 in *busta cruenta* das Beywort mit *Scaliger* und anderen auf der Polyxena Opfer bezogen, welches wahr und auch nicht wahr seyn kann; aber ganz zuverläſsig nicht wahr ist, was der Commentar *Barthen* nachträumt: *sicuti crudelitas in Polyxenam commissa nobilitavit Achillis sepulcrum, ita meum mea fides Amori praestita nobilitabit.* Als ob des Peliden Grab erst Polyxenens Opfer bedurft hätte, um berühmt zu werden, oder als ob dieses Opfer hier überhaupt der Mittelpunkt der Vergleichung seyn könnte, wo des Dichters erhöhtes Selbstgefühl ihn zu Einem Rang mit den gröſsten Helden der Vorzeit erhebt. — II. 14, 11. *At dum demissis supplex cervicibus ibam.* Jetzt triumphire ich, sagt Pr.: so lang' ich ihr demüthig huldigte, verachtete sie mich; als ich anfing ihr Verachtung zu zeigen, entsagte sie der Sprödigkeit. Diesen unverkennbaren Sinn entstellt die Erklärung: *cum nondum amica potitus essem, demissis cervicibus ibam, ut solent tristes et moerentes;* wodurch wir den Sinn gewinnen: „So lange ich um ihre Gunst flehte, und darüber sehr niedergeschlagen war, verachtete sie mich." Und doch konnte der 19 V. des Dichters wahre Meinung zeigen, wo aber auch wieder das Ächte mit einem schlimmen Zusatze legirt wird: *contemnite, fugite vos eas spernere, quae ipsae vos spernunt, ut par pari referatis.* Denn nicht um vergeltende Rache zu üben, sondern als ein Mittel, Nachgiebigkeit zu erzwingen, wird in dem Katechismus der Koketterie Verachtung empfohlen. — Wiederum wird V. 22 die gute Erklärung von *lenta puella (quae procorum precibus non movetur)* durch den untauglichen Zusatz *vel potius Veneris usu lassa, languida* entstellt. — II. 17, 8 soll *volutet* für *volutetur* stehen; da doch aus dem vorhergehenden Sisyphius der Nominativ Sisyphus als Subject des Zeitworts genommen werden muſs. — II. 26, 42 *incendat navem Jupiter ipse licet.* Warum soll dieſs eine Anspielung auf das Schicksal des Ajax seyn, dessen Schiff nicht einmal Jupiter, sondern Pallas mit dem Blitze zertrümmerte? und war er der einzige, dem dieses begegnet war? — II. 28, 35. *Deficiunt magico torti sub carmine rhombi, Et tacet exstincto laurus adusta foro. Deficiunt, nihil prosunt ad Cynthiae morbum depellendum.* Die bestimmten Zeichen der Unwirksamkeit in den nächsten Versen erlauben nicht, dem Wort *deficiunt* eine allgemeine Bedeutung zu geben. Es ist vielmehr: die Zauberlieder vermögen es nicht, den Kräuseln Kraft zu geben, die sich langsam fortdrehen, und früh niedersinken. — II. 30, 6. *Nil tibi Mercurii proderit alta via.* Nichts ist einfacher als der Sinn dieser Worte, den aber der Commentar, nach Tiefe strebend, übersieht: *Si vel Mercurius celer te denso tollat, circumdet aëre. — Fuga ipsa adornata est arte homerica, qua heroes, in vitae discrimen adducti, nube a deo circumfusa tecti evadunt incolumes. Mercurio h. l. has partes assignavit Prop., quoniam poetae in illius tutela erant.* Zuverläſsig hat der Dichter weder an die homerischen Wolken gedacht, noch an den Schutz, der den *mercurialischen* Köpfen gebührte. Oder entführt etwa auch Pegasus V. 3 den Dichter mit homerischer Kunst, weil er am castalischen Quell weidet? oder Perseus V. 4 weil er, mit dem Helme des Hades begabt, den Flüchtigen vor Amors Augen verbergen konnte? Das eine würde so wahrscheinlich seyn als das andere; aber das Wahre ist, daſs nur eine schnelle Flucht auf ungewohnten Pfaden vorgestellt werden soll. — II. 34, 10. *Perfide, nonne tuae tunc cecidere manus?* Der Herausg. wählt hier *Burmanns* untaugliche Erklärung, *mirum quod manus tuae non avulsae sint a brachiis*, was doch jener selbst am Ende seiner Anm. gegen *Ruhnkenius* nicht zu vertheidigen wagt. Jenes würde Verwunderung über die Langmuth der Götter anzeigen; Prop. aber will Lynceus Frechheit schildern, dem bey solchem Beginnen der Muth nicht gesunken sey. — V. 34. *Acheloi luxerit ut magno fractus amore liquor*, wird zur Unzeit die Bemerkung eingeschärft, *lugere de rebus inanimatis quoque dici;* als ob hier der Liebhaber Deianirens eine *res inanimata* sey; und zu *fractus amore, ambigue, quia et amor eum domuit, et Hercules ipse amans;* eine Spitzfündigkeit, die man kaum für glaublich halten sollte.

(Der Beschluſs folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 JULIUS, 1806.

RÖMISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Fritſch: *Sexti Aurelii Propertii Carmina:* recenſuit, illuſtravit *Chriſtianus Theophilus Kuinoel*, etc.

(Beſchluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Ausgezeichnet iſt die Erklärung des 43 V. *incipe jam anguſto verſus includere torno.* Nachdem *tornus* und *tornare* erklärt worden, fährt der Interpret fort: *verſus includere torno eſt ergo, verſus torno polire* (wie fängt man das an?) *anguſto torno, breviore eos ſpatio includere, anguſtiores, breviores reddere h. e.* (man höre!) *elegos ſcribere, ubi ſingulis diſtichis ſententia includitur.* — III. 1. 23 *nam quis equo pulſas abiegno noſceret arces,* bezieht der Herausg. mit Burmann auf die Meinung einiger Fabeldeuter, die unter dem trojaniſchen Pferde einen Sturmbock dachten. Unpoetiſch genug! Properz belebt das hölzerne Pferd, und läſst es ſtolz über die niedergeriſſenen Mauern ſchreiten. Man denke an die Worte *Horazens* Epod. XV. 11 *cineres inſiſtet victor et urbem Eques ſonante verberabit ungula. Virgil* ſagt von den Amazonen: *flumina Thermodontis pulſant. Aen. XI.* 659 und im *Culex* 32, *non Hellespontus pedibus pulſatus equorum.* Mit ähnlichem ſtolzen Ausdruck rühmt Mycena ſich ſeines Sieges über Ilium: Ἴλου .. κλειτὴν πόλιν ἧς ἐπάτησα τείχεα, *Pompej. Jun. Epigr. I.* — III. 11. 48 *quid nunc Tarquinii fractas juvat eſſe ſecures, Nomine quem ſimili vita ſuperba notat.* Das heiſst ohne Zweifel: *qui ob vitam moresque ſuperbos nomen ſuperbi tulit, moribus ejus reſpondens.* Wie aber unſer Commentar: *quem deſignabat, discernebat vita ſuperba et ſcelerum plena (unde et ipſe ſuperbus dictus) a nomine ſimili, nempe a Tarquinio Priſco.* Vortreflich! — III. 14, 26 ſetzt er bey den Worten *longae nulla repulſa morae Paſſerati's* richtige Erklärung: *ſi dare non vult, ſaltem cito negatur;* der untauglichern von *Volpi* nach: *licebit tibi ſermonem longius continuare.* (Vgl. II. 18. 71 *nec ſinit eſſe moram ſi quis adire velit*); im nächſten Vers hingegen: *non Tyriae veſtes errantia lumina fallunt* (οὐδ' αὖ πορφυρίδες τὰ βλέμματα ἐξαπατῶσιν) verläſst er *Volpi's* gute Erklärung, um uns eine, wir glauben, eigenthümliche, aufzudringen: *non tyriae veſtes, earum ſplendor perſtringit oculorum tuorum aciem, animum tuum ita perturbat, ut tibi deſint verba, ut non invenias quae ſint verba rogandi. Eſt ergo errantia lumina oculos dubio motu fluctuantes, graphice dictum pro te timidum, qui neſcias, quo oculos conjicias.* Wenn man über alles andere hinwegſieht, ſollte man nicht über ſo auſserordentliche Wirkungen eines Purpurkleides, und dieſs bey einem der groſsen Welt nicht unkundigen ſtaunen? Daſs aber hier bloſs von der *Täuſchung* die Rede ſey, indem das koſtbare Gewand des Körpers Formen verbirgt, und der Glanz der Farbe die Augen beſticht, lehrt der Gegenſatz, *non quae ſint facies ... invenias,* und eine gleiche Stelle des Venuſiners: *matronae praeter faciem nil cernere poſſis, Caetera, ni Catia eſt, demiſſa veſte tegentis,* und dann: *cuſtodes, lectica, ciniflones, paraſitae; Ad talos ſtola demiſſa, et circumdata palla, Plurima, quae invideant pure adparere tibi rem.* — In der *letzten* Elegie des IV Buches, um auch dieſen Abſchnitt unſerer Kritik mit dieſer zu beſchlieſsen, ſagt Paulla von ſich V. 14: *en ſum, quod digitis quinque levatur onus;* ohne Zweifel wie es *Döring* (*Eclogae vet. Poet. latin. Gothae,* 1793) erklärt: *ad pulverem et cinerem, quem una manus capiat, redacta ſum.* Hr. K. aber: *ſunt autem haec verba de urna cinerea exponenda, quae facile una manu geſtetur.* V. 49 *quamlibet auſteras de me ferat urna tabellas,* ſollen *tabellae* die Täfelchen ſeyn, auf denen die Namen der Richter ſtanden: *nihil mea intereſt, quaenam judicum nomina ex urna protrahantur,* als ob hier nicht offenbar von dem Ausſpruche des Gerichts, alſo von den Täfelchen die Rede war, auf denen das *Schuldig* oder *Unſchuldig* ſtand.

Zu den Verheiſsungen unſeres Commentators, durch deren Erfüllung er jungen Leſern zu nützen hoffte, gehört auch das Bemühen, *ihre Gemüther auf dasjenige zu richten, was von dem Dichter mit ausgezeichneter Schönheit vorgetragen worden.* Dieſes hat er nun *einmal* durch allgemeine Kunſturtheile über ganze Elegien erfüllt; wie z. B. bey der *erſten: praeclaras hujus carminis virtutes, affectuum veritatem ac varietatem, elocutionis vim et praeſtantiam, tractati mis artificium, unusquisque, niſi plane ſit hebes, facili negotio obſervabit:* oder III. El. 17 *orationis hoc in carmine ornatum, doctrinam, elegantiam et ſuavitatem vel paulo obtuſior facile animadvertet;* oder II. El. 5 *affectus veritate ac varietate inprimis hoc carmen ſe commendat;* II. El. 8 *egregie aeſtuantis ac perturbati animi motus expreſſi eorumque imagines vivis coloribus adumbratae ſunt;* und ähnliche Formeln, die ſich, wie die Ausſprüche eines Orakelſpiels, ſo ziemlich auf eines wie auf das andere paſſen; *dann* aber auch durch Urtheile über einzelne Schönheiten, die man nur nicht immer an ihrer rechten Stelle findet. So wird L. III. 17, 13 das begeiſterte Gemählde der Wein-

ärndte unbemerkt entlassen; aber bey den Worten *et nova pressantes inquinet uva pedes* der Schönheitssinn durch die Bemerkung geweckt, *inquinet, eleganter uvae pedes prementis eas inquinare dicuntur, quia earum pressura pedes sordidos reddit.* — III. 19, 3 *cursus pro, impetum, eleganter cum antea de navigantibus fuerit sermo.* Aber zwischen jenem Bilde und dieser Zeile ist nicht der geringste innere Zusammenhang: „Ehe wird Malea den Schiffern eine sichere Freystatt bieten, als man eurer *Heftigkeit* (*cursus*) Einhalt thäte.“ Nun ist aber noch überdiefs der Ausdruck von Pferden hergenommen, wie der folgende Vers *et rabidae stimulos frangere nequitiae* zeigt. — Mit nicht mehr Grunde wird es IV, 5, 4 eine herrliche Fiction genannt, dafs Cerberus die *durstende* Alte mit *nüchternem* Mund anbelle; und zwar, man höre! weil das Heulen und Bellen eines nüchternen Hundes viel grausamer sey. Was hat diefs nun mit dem Durste der Kuplerin gemein? — IV. 7, 51 wo Cynthia bey den unwiderruflichen Aussprüchen des Schicksals schwört (*fatorum carmen*), findet der Herausg. in dem Wort *carmen* eine ausgesuchte Schönheit, weil vorher von Prop. Gedichten die Rede gewesen. — Eine ganz gemeine Apostrophe IV, 8, 22 wird zu einer *exquisita apostrophe ad asellum ipsum* gestempelt. — IV. 4, 5 werden die Worte *Sylvani ramosa domus, quo dulcis ab aestu Fistula poturas ire jubebat aquas*, mit der Bemerkung begleitet: *fistula ire potum fundebat quasi cantu suo, quod poetice et eleganter dictum est pro, fistula personuit lucum, cum oves potum irent.* Die ganze bewunderte Eleganz liegt hier darin, dafs die *Flöte* statt des *flötenden Hirten* steht, der seine Heerden zur Tränke führt. Vielleicht dürfte man auch an den Gebrauch mancher Hirten des Alterthums denken, ihre Heerden, wie ein wohl unterwiesenes Heer, durch bedeutungsvolle Töne zu lenken (*Longus. IV.* S. 120 *ed. Schäf.* und andere). Aber die erste Erklärung scheint uns die richtigere.

In einer höheren Potenz zeigt sich Mangel an Schönheitssinn und gesundem Gefühl, wo die wahren Schönheiten des Dichters durch die Bemühungen des Commentators entweder verwischt, oder verkrüppelt und in ein Häfsliches verkehrt werden. Wir haben schon oben einige Beyspiele angeführt, wie dem redlichen Dichter durch arge Deutungen Unrecht geschieht. Ähnliches findet sich mehr. Mit rührender Innigkeit sagt Prop. II. 18, 33. *Quum tibi nec frater, nec sit tibi filius ullus: Frater ego, et tibi sim filius unus ego,* wo Burmann schicklich an I, 11, 23 erinnert: *tu mihi sola domus, tu, Cynthia, sola parentes,* zu welcher Stelle auch Hr. K., nach *Barth*, die homerische Stelle bemerkt hat (Ιλ. ζ. 429), die dem Römer vorschwebte. Aber hier vergifst er diefs alles, nur der Künste verderbter Hetären gedenk: *frater, filius, nomina, sub quibus amores suos occultare solebant feminae.* Ein andermal ruft Properz (III. 15, 6) der Lycinna, seiner ersten Liebe gedenkend, aus: *heu nullis capta Lycinna datis!* mit dem dankbaren Andenken an die uneigennützige Lehrerin, mit dem Horaz öfterer seiner Cynara gedenkt. Der Commentar macht auch hier einen hämischen Seitenblick bemerklich: *comparat tecte animum Lycinnae liberalem cum Cynthiae avaro aurique cupido.* — Nichts ist inniger als die zarten Vorwürfe, mit denen IV, 3, 1. 2 Arethusa den entfernten Gemahl anredet: *Haec Arethusa suo mittit mandata Lycotae, quum toties absis si potes esse meus.* Hr. K. findet hier Regungen der Eifersucht und schwarzen Verdachts: *suo addit, si potes esse meus, sollicita nimirum, ne pactum conjugii fidem laederet, cum toties abesset, et militiae operam daret.* — Ebendaselbst V. 13—16 wird die acht poetische Idee, dafs die Hochzeitfackel, die einem so traurigen Bunde vorgeleuchtet habe, ihr Feuer an einem Leichenbrand empfangen, und das Wasser, mit dem man die Braut besprengt, aus dem Styx geschöpft worden, durch die Meinung, dafs hier von *Künsten der Magie* und einem *magischen* Wasser die Rede sey, gleichsam verkörpert und entseelt. — Eben so wird II. 1, 31 bey den Worten *Nilus, cum tractus in urbem Septem captivis debilis ibat aquis*, die lebendige Kraft der Personification des gedemüthigten Stromes, der, mit dem Gefühl seiner Schmach, wie etwa unser Rhein jetzt, langsamer zum Meere schleicht, durch die Burmannische, hier adoptirte Erklärung getödtet, dafs man an die bey Triumphen umhergetragenen Bilder der Städte und Flüsse denken müsse. Anders, und mit richtigem poetischen Gefühl deutet *Mitscherlich* eine ganz ähnliche Stelle *Horazens* II. Od. IX. 19. *Cantemus Augusti tropaea Caesaris et rigidum Niphatem, Medumque flumen, gentibus additum victis minores volvere vertices.*

Die *Vergleichung der griechischen Dichter* war ebenfalls eine der Verheifsungen des Vorredners, von deren Erfüllung wir nicht viel mehr als von den übrigen rühmen können. Die griechischen Stellen, welche dem Leser hier aus den Noten entgegenglänzen, finden sich gröfstentheils schon in *Barths* und *Burmanns* Commentaren, (bisweilen mit denselben Druckfehlern wie S. 189 τιμὸν μέλημα) in denen die Vergleichung der griechischen Quellen nur als Nebensache betrieben wird, vorzüglich aber in *Huschkens Epist. ad Santenium,* und dessen *Analectis criticis.* Das Beyspiel des letzteren, dessen Fleifs und Scharfsinn Properz so manche glückliche Verbesserung, Erklärung und Rettung eben aus diesen Quellen verdankt, hätte billig die Aufmerksamkeit des Herausg. auf diesen Theil seines Geschäfts schärfen sollen; aber soviel wir bemerken können, ist es ohne Einflufs geblieben. Mehrere Stellen, welche angeführt werden, sind zwecklos gewählt, oder eigentlich aufgegriffen, andere sind übergangen, die einen Platz hatten erhalten sollen. Der Vers des Archilochus hat mit I. 17, 6 nichts gemein, als dafs in beiden von einem Sturme die Rede ist, und der eine mit ὅρα, der andere mit *adspice* anfängt. Von einer ähnlichen *Färbung* der Rede, wie der Herausg. will, bemerken wir nichts. Noch unpassender wird zu II. 27, 15 das LVIII Ep. *Meleagers* V. 5. 6 angeführt. Zweckmäfsiger zu V. 16 das Fr. des *Philetas*, dessen Herausg. aber nicht, wie er hier, und an mehreren Stellen genannt wird, *Krause*,

sondern *Kaufer* heisst. — L. III. 13, 37 spricht die, Burmann abgeliehene Stelle Theokrits von Fichten-Schatten, und auch Properz; das ist die ganze Übereinstimmung. Passender wäre gewesen *Thallus Miles. Epig. T. II. p.* 165. Ἀ χλοερὰ πλατάνιστος ἰδ᾽ ὡς ἐ... φιλεύντων Ὄργια, τὰν ἱερὰν φυλλάδα τεινομένα, und am Schluss: χλοερὰ δ᾽ ἀπὸ σεῖο φυλλὰς ἀεὶ ... τοὺς Παφίης ἑτάρους.

Dagegen ist auf der anderen Seite manches übergangen, was von anderen schon bemerkt war; auch manches, was der Erklärung vielleicht eine bessere Richtung gegeben hätte. Zu I. 3, 9 vergleicht *Nodell* in *Obs. crit.* 66 die Worte *cum traherem vestigia*, mit *Eurip. Phoen.* 310 τρομερὰν ἕλκω ποδὸς βάσιν, und zu I 5, 29. 30 die entsprechende Stelle des *Apoll. Rh. III.* 707 σὺν δὲ κάρη u. s. w. Das von zu I. 13, 15 ... von *Huschke* verglichene Epigr. des *Paul. Silent. VII* ist in den Anmerkungen fast gar nicht benutzt. In derselben El. V. 26 können die Worte *nam mihi non tepidas subdidit illa faces*, aus *Meleager Ep. LXXVIII.* erläutert werden: οὐ μ᾽ ἔτρωσεν Ἔρως τόξοις, τὸ λαμπάδ᾽ ἀνάψας, ὡς πάρος, αἰθομένην θῆκεν ὑπὸ κραδίᾳ, wofür hier die unpassende Bemerkung steht: *perquam significanter scripsit poeta subdidit faces, cum antea de Herculis rogo verba fecerit.* — I. 16, 24ff. konnte dem Römer *Theokrits* Ziegenhirt vorgeschwebt haben, der an der Höhle seiner Geliebten singend harrt, mit der Hoffnung sie zu rühren: καὶ κε ... ποτίδοι, ἐπεὶ οὐκ ἀδαμαντίνα ἐντί. Ähnlich sagt vom Amor *Antipater Sidon. Ep. XXXI.* κὴν ψυχὰ πὸ ἀδάμαντι βαλεῖ. — Zu I. 18, 19 *vos eritis testes, si quos habet arbor amores* kann man *Aristaenet* vergleichen; dessen Akontios seine Liebe einsamen Gründen klagt: ἀλλ᾽, ὦ φίλτατα δένδρα, ἆρα καὶ ἐν ὑμῖν ἐστιν οὗτος ὁ Ἔρως; I. Ep. X. S. 26 welcher Brief wohl grösstentheils dem *Kallimachos* abgeliehen ist. — II. 9, 38 ruft der D. aus: *Tela, precor, pueri, promite acuta magis*, wo *Burmann* anmerkt: *per pueros Passeratius intelligit Amores; sed quid vetat famulos vel servos indicari*, worauf *Huschke* (*Epist. ad Santen.* S. 6) antwortet: *nimirum Posidippus vetat, cujus Epigramma (Anal. II. 46) hoc est: ναὶ, ναὶ, βάλλετ᾽, Ἔρωτες* etc. Auch ein verwandtes Epigramm des *Asclepiades XIII.* (*Anal. I.* 213) möchte zu Hülfe gerufen werden. Hr. K. kehrt sich daran nicht. Er lässt in den Observationen *Passeratis* Erklärung mit einem trockenen *Male!* abfertigen, welches *Burmann* selbst sich gescheut haben würde auszusprechen; und in dem Commentar stellt er *Burmanns* Einfall als alleinige Wahrheit auf, mit dem Zusatze: *figite certantes, certatim, eleganter, de servis leti certamen instituentibus, quis prior eum telis fixurus esset;* welches in der That ein *elegantes* Schauspiel giebt! — II. 14, 27 erklärt er *exuvias* ganz allgemein für *dona, munera*. Eine Vergleichung mit *Hedyli Ep. I.* (*Anal. I. p.* 483) macht es wahrscheinlich, dass von einer wirklichen Beute die Rede ist, die Prop. in der glücklichen Nacht errungen, über die er triumphirt. — II. 23, 1. 2 sind die Worte *semita vulgi*, und *aqua petita lacu*, als sprichwörtliche Redensarten anzusehen, wie aus *Callimach. Ep. I.* (*Anal. I.* S. 461) erhellt: μισέω καὶ περίφοιτον ἐρώμενον, οὔτ᾽ ἀπὸ κρήνης πίνω· σικχαίνω πάντα τὰ δημόσια. — V. 19. 20 erinnern an ein elegisches Fragment beym *Athenae. XV. p.* 551 *ed. Schw.* — II. 33, 35 ff. diese Stelle ist durch den ziemlich weitläuftigen Commentar nicht aufgeklärt worden. Wir sind erstlich der Meinung, dass man nach *nocent* interpungiren müsse. Der D. tadelt den unmässigen Genuss des Weines; aber er bemerkt, dass seine Cynthia durch den Wein nur verschönert wird. Ihr schadet er nicht. Der Sinn des 37 V. ist von keinem Ausleger gefasst, oder auch nur von fern geahndet worden; *quum tua praependent demissae in pocula sertae,* und das einzige, was sie hier beschäftigt, ist des letzten Wortes ungewöhnliche Form. Aber Kränze, die vom Haupte während des Mahls herabgleiteten, wurden für ein Zeichen innerer Liebesglut gehalten. Einen, der die Wunde seines Herzens verhehlte, errieth *Asclepiades* beym Wein (*Ep. X. Anal. I.* 213) an dem sinkenden Kranz; und auch *Kallimachos* (*Ep. XII. Anal. I.* 46, 4). Dieses Anzeichen wird aber unserm Römer noch durch ein anderes hinlänglich erklärt; denn wem, als ihm, dessen Gedichte sie so gefühlvoll liest, können ihre Flammen gelten? So mag ihr denn noch länger der Falerner im Becher schäumen; der Augenblick muss doch nahen, wo sie ihm lohnt: *nulla tamen lecto recipit se sola libenter: Est quiddam, quod vos quaerere cogat Amor.* — L. III. 1, 18 erklärt sich *intacta via* auch durch einen Ausdruck des *Antip. Thess. XXIII.* wo es ebenfalls von Dichtern heisst: εἰ τὰν ἄτριπτον καὶ ἀνέμβατον ἀτραπὸν ἄλλοις Μαίσαι. Mit ähnlicher Härte, wie Prop. *opus hoc de monte Sororum Detulit intacta pagina nostra via*, sagt auch *Oppian. I. Cynig.* 20 ἔγρεο, καὶ τρηχεῖαν ἐπιστείβωμεν ἀταρπὸν, τὶν μερόπων οὔπω τις ἑῇς ἐπάτησεν ἀοιδαῖς, und so wie hier *das Blatt* beseelt einhertritt, so giebt ihm *Antip. Thess. Ep. XXV.* bacchische Begeisterung: ἠιὸ᾽ ὅσον Διόνυσον ἔχει σελίς. Vergl. *Prop. II.* 3, 21 *cur tua praescriptos evecta est pagina versus*, wo zu V. 19 *Valckenaer in Koppiers Obss.* p. 150 ein Epigr. des *Strato L.* 5 schicklich vergleicht. — III. 5, 13 ff. erinnert der Zusammenhang der Gedanken an *Theocr. XVI.* 39 sq. sowie V. 23. 24 an *Philodemus Ep. XIV* und *XIX*; und in der folgenden Elegie VI. 39 *me quoque, consimili impositum torquerier igni*, an *Posidipp. Ep. VIII.* τί μ᾽ ἐρεῖδετε, πρὶν πόδας ἆραι ἐκ πυρὸς, εἰς ἄλλην Κύπριδος ἀνθρακιήν; — III. 9, 9 hat *Jacobs Exerc. crit. II.* p. 20 sq. durch die Vergleichung mit griechischen Dichtern und den Zusammenhang gezeigt, dass *animosa signa* hier nicht, wie Hr. K. annimmt, für *animata*, ἔμψυχα, sondern *Kraft und Muth athmende* Bilder genommen werden müssen. Ebendaselbst V. 54 kann die richtige Erklärung von *remissa tela (quae non amplius intenduntur)* durch ein Epigr. des *Antip. Thess. XX.* unterstützt werden, wo es ebenfalls von den gedemüthigten Parthern heisst: δῆσις δὲ φόβῳ κεχαλασμένα τόξα, Καῖσαρ. — III. 10, 27. *Sit sors et nobis talorum interprete jactu, quem gravibus pennis verberet ille puer*, erklärt der Commentar unrichtig

von einer durch die Würfel zu bestimmenden Ordnung, in welcher jeder seine Liebe bekennen solle; sondern, wie es *Döring* (*in Eclogis* S. 103) erklärt: *sortiamur talis. quorum jactu designatur is, quem Amor graviter torqueat et cruciet.* Ähnliche Liebesproben kennen wir aus *Theocrit. III.* 29. *Agath. Ep. IX.* Würfel aber dienen überhaupt als weissagende Schicksalsverkündiger. Vergl. Ep. ἀδέσπ. 463. — L. III. 11, 54 erläutert *Apoll. Rhod. IV.* 1524 den Ausdruck *soporis iter* von der betäubenden Kraft des Giftes, in der Geschichte des Mopsos, der am Biss einer Natter stirbt: ἤτέ οἱ ἤδη ὑπὸ χροΐ δύετο κῶμα λυσιμελές. — Zu III. 13, 40 *dux aries saturas ipse reduxit oves*, erklärt Hr. K. *ipse, quia aries dux gregis;* und vergleicht *Virgil. Ecl. VII.* 7 *vir gregis ipse caper deerraverat;* wo nur Ähnlichkeit der Worte, nicht des Sinnes ist. Beym Prop. führt der Widder *allein* die Heerde nach Hause, während der Hirt bey der Geliebten verweilt. Nicht anders spricht *Theocr. XI.* 12 in der Schilderung von Polyphemos Leidenschaft: πολλάκι ταὶ ὄϊες ποτὶ ταὔλιον αὐταὶ ἀπῆνθον, wofür ein Epigrammatist, eine ihres Hirten beraubte Heerde schildernd, αὐτόματοι sagt: αὐτόματοι δείλης ποτὶ ταὔλιον αἱ βόες ἦλθον ἐξ ὄρεος. *Diotim. Ep. X. Anal. I.* 252. — Zu III. 16, 25 vgl. man *Leonid. Tar. Ep. LXVIII.* woraus erhellt, dass *infamantur* V. 27 so viel ist als *honore suo privantur*, ἀτιμάζονται. — III. 21, 9. 10 gleicht der gemisshandelte unmuthige Liebhaber, der in seiner Verzweiflung ausruft: *unum erit auxilium: mutatis, Cynthia, terris Quantum oculis, animo tam procul ibit amor*, genau dem *Aeschines Theokrit's XIV.* 52 χὤτι τὸ φάρμακόν ἐστιν ἀμηχανέοντος ἔρωτος Οὐκ οἶδα· πλὰν Σῖμος ὁ τᾶς Ἐπιχάλκω ἐρασθεὶς, ἐκπλεύσας, ὑγιὴς ἐπανῆλθε. — III. 25, 16. *Exclusa inque vicem fastus patiere superbos, et, quae fecisti, facta quereris anus. Asclep. Ep. XVIII.* ταὐτὰ παθοῦσα Σοὶ μέμψαιτ' ἐπ' ἐμοῖς στᾶσά ποτε προθύροις. — IV. 3, 28 *e desiderio meo* wird richtig erklärt durch *erga me*, aber die Quelle dieser Sprachfreyheit ist nicht angezeigt. Sie ist beym *Homer* Od. λ. 201 ἀλλά με σός τε πόθος, σά τε μήδεα, φαίδιμ' Ὀδυσσεῦ... μελιηδέα θυμὸν ἀπηύρα. Vgl. *Taylor ad Lys.* S. 122. Durch die Bemerkung dieses Sprachgebrauchs kann auch vielleicht IV, 11, 50 die gewöhnliche Lesart der Worte *turpior adsessu non erit ulla meo* gerettet werden, wo uns weder *van Santens* hier adoptirte Erklärung genügt, noch die Verbesserung eines anderen Gelehrten *adsessu... suo* nothwendig scheint.

Wir schliessen diese lange Kritik mit dem Wunsche, dass der erste römische Elegiker auch bald auf eine, seiner würdige Art unter uns erscheinen möge. Schon seit langer Zeit hat ihm Hr. Prof. *Huschke* in Rostock seinen Fleiss gewidmet, und von seiner ausgezeichneten und erprobten Kenntniss beider Sprachen, seinem glücklichen Scharfsinn, seiner Genauigkeit, endlich auch den Hülfsmitteln, die ihm zu Gebote stehen, lässt sich die Erfüllung dieses Wunsches mit Gewissheit erwarten. Γ. σ.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Lübben*, b. Gotsch: *Urania. Eine Sammlung romantischer Dichtungen vom Verfasser der moralischen Kinderbibliothek.* Erstes Bändchen. 1806. 282 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) Dieses Bändchen enthält vier Erzählungen von ungleichem Werthe: 1) Hass und Reue. 2) Horst, oder zu zeitige Freude. Ein satyrisches Gemählde. 3) Die Weihnachtsfreude. Ein paar häusliche Scenen. 4) Der Sprung vom leukadischen Felsen. Es ist kein gutes Zeichen, dass der Vf. seinen Lesern in der kurzen Vorrede wünscht, sie möchten seine Erzählungen mit eben so viel Vergnügen lesen, als er sie bearbeitet habe: denn er beweiset damit, dass er eben keine grossen Foderungen an sich gemacht hat. Und doch hätte er so manche Ursache gehabt, mit sich unzufrieden zu seyn. Besonders ist sein Stil eben so affectirt als verzerrt. S. 10 „Am Seile der Jahre, das die spinnende Zeit siebzigmal um die zitternde Spindel seines Körpers gewunden hatte, bergabgerissen, kalt von dem Nordwinde des Unglücks angeweht, hoffte er, dass der junge Stamm stark genug, und sein leitendes Spalier noch nicht allzumorsch seyn werde, um die nach Hülfe ringenden Hände an ihnen festhalten, und so dem Sturze in die jähe, bodenlose Tiefe entgehen zu können." S. 163 „Den zwey Kleinen fehlte es an Schuhen und Winterstrümpfen, Lotta, seine älteste Tochter, erregte in ihrem elenden Hauskleidchen, zu dessen Ausbesserung bereits alle die Restchen, welche ehemals der Schneider wiedergebracht hatte, verbraucht worden waren, jedesmal, wenn sein Blick auf sie fiel, sein Erbarmen, und Sophie, die stille, geräuschlose Sophie, sein geliebtes Weib, litt Mangel an einer warmen Bedeckung in dem strengen Winter, der sie hinderte, ihren Lieblingsprediger, den Primarius, des Sonntags zu hören, und die Besuche ihrer Freundinnen zu erwiedern, welche den Grund davon nicht begriffen." Hier sind neunzehn Komma's! Am besten ist die vierte Erzählung gerathen, obschon auch sie von den gerügten Fehlern nicht gänzlich frey ist. Wird der Vf. einige Aufmerksamkeit auf die Wegbringung dieser Fehler wenden, so werden seine Erzählungen, in denen sich ein zartes moralisches Gefühl ausspricht, und deren Anlage sonst manche Vorzüge hat, nicht ohne Beyfall bleiben. 12 x 37.

Leipzig, in d. Juniusischen Buchh.: *Linka und Zilia.* Eine Almanachsgeschichte. 1804. 156 S. 8. (16 gr.) Diese kleine ganz artig geschriebene Erzählung ist, nach dem Vorbericht, im Kreise einiger Freunde und Freundinnen entstanden, welche sich mit Räthseln, Charaden und Wörterspielen vergnügten. Die Worte: Biographie, Räthsel, Dummheit, Blattern, Sierra, Leona, Fragment, Seehund, Rose, Treue, Liebe, Fedor, Eisbär, Montblanc, Indispensable, König, Termit, Fächer, Käsekorb, sind die Elemente, aus welchen diese Geschichte, in eben so viel, mit einem dieser Worte überschriebenen Abschnitten, zusammengesetzt werden musste. Wer nicht aus der Acht lässt, dass ein Hauptmoment des Vergnügens an solchen schnell erfundenen Erzählungen, nicht sowohl in der Bemerkung eines tief ausgedachten Verbindungsgrundes des Verschiedenen liegt, als vielmehr in der Zufälligkeit der Verbindung, welche mit der Einheit nur spielt, um die Verschiedenheit noch mehr zu heben, den werden die gezwungenen Verbindungen der Abschnitte nicht zurückstossen, sondern vielmehr erfreuen, und der hauptsächlichste Tadel an diesem Geschichtchen möchte wohl gerade der seyn, dass die Verbindung hie und da nicht locker und spielend genug sey. Druck und Papier des Büchelchens ist recht artig. D. c. A.

Neue Auflagen.

Hannover, b. Hahn: *Tafel der Kategorien*, nach dem Systeme der Kategoreme geordnet; ein Fundament des Systems der Philosophie nach ihren sämmtlichen Lehrgebäuden. Von *J. C. D. Wild.* 5 Ausg. 1805. ½ Bog. (2 gr.)

Mannheim, b. Kaufmann: *Über die Publicität von Staatsurkunden*, von *Albert Friederich.* 2 Aufl. Ohne Jahrzahl. VI u. 108 S. 8.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JULIUS, 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Berlin, b. Unger: *Bekenntnisse einer schönen Seele*, von ihr selbst geschrieben. 1806. 384 S. gr. 8.

2) Ebendaselbst: *Melanie das Findelkind.* 1804. 252 S. kl. 8.

3) Lübeck, b. Bohn: *Wilhelm Dumont*, ein einfacher Roman von *Eleutherie Holberg.* 1803. 340 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nicht um diese drey Schriften, deren jede wohl eine eigene Betrachtung verdient, nur kurz bey Seite zu bringen, nehmen wir sie hier zusammen; sondern weil sie manches Lobenswürdige gemein haben, und weil sich auch an ihnen einiges gemeinsam zu tadeln finden wird. Sie sind sämmtlich mehr verständig als passionirt geschrieben; keine heftigen Leidenschaften werden dargestellt; die Verfasser wollen weder Furcht noch Hoffnung, weder Mitleiden noch Schrecken erregen, sondern uns Personen und Begebenheiten vorstellen, welche uns interessiren und auf eine angenehme Weise unterhalten. Die beiden ersten Werke haben viel Ähnlichkeit in der Fabel. Alle sind gut geschrieben, und es herrscht in allen, obgleich mehr oder weniger, eine freye Ansicht des Lebens.

1) Der Heldin dieses Romans gebührt insofern der Name einer *schönen Seele*, als ihre Tugenden aus ihrer Natur entspringen, und ihre Bildung aus ihrem Charakter hervorgeht. Wir hätten aber doch dieses Werk lieber Bekenntnisse einer Amazone überschrieben, theils um nicht an eine frühere Schrift zu erinnern, theils weil diese Benennung charakteristischer wäre. Denn es zeigt sich uns hier wirklich eine Männin, ein Mädchen wie es ein Mann gedacht hat. Und wie jene aus dem Haupte des Zeus entsprungene Athene, eine strenge Erzjungfrau war und blieb; so zeigt sich auch in dieser Hirngeburt eines verständigen Mannes ein strenges, obgleich nicht ungefälliges Wesen, eine Jungfrau, eine Virago im besten Sinne, die wir schätzen und ehren, ohne eben von ihr angezogen zu werden.

Hat man das einmal zugegeben, so kann man von dem Buche nicht Gutes genug sagen. Das Ganze ist durchaus tüchtig, vernünftig und verständig zusammenhangend; das Romaneske darin besteht in einer wenig erhöhten, geläuterten Wirklichkeit; die Schilderungen zeigen viel Einsicht in die Welt und ihr Wesen; die Reflexionen sind meistens tief, geistreich, überraschend.

Hatte der Vf. sich den Charakter, den er schildern wollte, fest vorgezeichnet, so hat er die Umgebungen und Begebenheiten gehörig erfunden und klug gestellt, dass theils durch Übereinstimmung, theils durch Conflict eine solche Natur sich nach und nach entwickeln und bilden konnte.

Die Heldin ist unbekannten Ursprungs, wird einem Geistlichen in der französischen Schweiz zur Pflege übergeben, der unverheyrathet ist und mit seiner Schwester lebt. Diese halb fremden und halb nahen Verhältnisse, diese Neigung ohne Innigkeit, womit die drey Personen zusammen leben, ist so glücklich gedacht als ausgeführt. Die Erziehung fängt von Reinlichkeit und Ordnung an, woraus Schamhaftigkeit und Gesetztheit entstehen. Das Kleeblatt wird in eine deutsche grosse Residenz versetzt, und der Zögling wächst zum Frauenzimmer heran. Von der Musik wird sie abgeschreckt, weil der Meister einen kriechenden, schmeichlerischen Charakter hat; vom Tanz, weil die Art wie der Meister ihren Körper technisch behandelt, ihre Schamhaftigkeit verletzt. Die französische Sprache tritt ein, Lafontaine, Corneille und Racine bemächtigen sich ihrer, von Shakespeare will sie nichts wissen. Eine stille Mildthätigkeit sieht man gern in der Nachbarschaft des Religionsunterrichts. Sie wird confirmirt, und tritt in die Welt ein.

Ihre Verhältnisse zu Alten und Jungen sind sehr gut geschildert. Sie wird ihre eigenen Vorzüge gewahr, die man einer höheren Abkunft zuschreibt. Sie wird neugierig zu erfahren, woher sie entsprungen. Die Entdeckung gelingt ihr nicht; ja die Möglichkeit einer solchen wird ihr abgeschnitten, und es gehört mit zu dem Charakter dieser Geschichte, dass ein so romanhaftes Motiv nicht weiter gebraucht wird, und weder die Heldin noch der Leser über diesen Punkt aufgeklärt werden.

Was unsere Neigung gegen die Heldin, ohne dass wir es merken, erregt, ist dass sie, ungeachtet ihrer Selbstständigkeit, sich immer an Freundinnen anschliesst, und sich ihnen gleichsam subordinirt. Sie findet sich mit Adelaiden zusammen, einem von den Mädchen der neueren deutschen Zeit, die an Talente und an ein Romantisches im Leben Ansprüche machen. Ein sehnlich erwarteter, hochgelobter Bruder dieser Freundin kommt an, die ganze kleine Frauensocietät bewirbt sich um ihn, ihm ist keine Neigung einzuflössen, sein Eigenthümliches bleibt verschlossen, doch erweckt er in beiden Freundinnen die Lust an italiänischer Poesie. Sie werden hingerissen, und mit viel Glück ist die Liebe durch das Element einer so liebevollen Dichtkunst eingeleitet. Doch können die Frauen aus dem

verschlossenen Jüngling nicht klug werden, bis sich endlich zeigt, dass ihm Friedrich der Zweyte als Idol vorschwebt, und dass er keinen Wunsch hat, als unter einer so grossen Natur mit thätig zu seyn.

Der siebenjährige Krieg, und wie der grosse König in jener Epoche die Welt zu Neigung und Abneigung aufregt, steht als ernstes Bild innerhalb des weiblichen Kreises. Der junge Held und die Amazone nähern sich auf eine würdige Art, erklären sich wechselseitig, machen ein Bündniss auf die Zukunft und scheiden.

Nach kurzen Äusserungen aus der Ferne, nach gedrängter Darstellung der Kriegsbegebenheiten wird die Schlacht bey Zorndorf geliefert, und der Geliebte fällt. Die Gefühle der Amazone, die Entwickelung ihrer Äusserungen, die Folgen des Verlustes sind bedeutend und befriedigend vorgetragen.

Zu Anfang des zweyten Buchs kehrt unsere Heldin zur Gesellschaft zurück. Sie findet sich da in einigem Missverhältniss, weil sie etwas Besseres besessen. Adelaide, reich durch den Tod ihres Bruders, ist vielen Bewerbungen ausgesetzt, ihre Gesinnungen bestimmen ihr Schicksal. Wie sie irrt, fehlgreift und endet, ist flüchtig aber sicher gezeichnet.

Nun wird unsere Freundin an einen kleinen deutschen Hof zu einer jungen Prinzessin berufen. Hier wird schon merklicher, wie sie ihre Individualität durch alle Ausbildung hindurch zu erhalten sucht. Sie entfernt sich von Tanz und Spiel, qualificirt sich zur Unterhaltung, und wirkt auf die Prinzessin durch Gesinnungen und Kenntnisse.

Das Hofwesen ist überhaupt sehr lässlich behandelt, und die Oberhofmeisterin mit wenigen Zügen lebhaft dargestellt.

Der Pflegevater stirbt, und die Prinzess wird verheyrathet. Die Freundin folgt ihr an den neuen Hof. Hier sieht es schon nicht so heiter aus, als an dem ersten. Vater und Mutter sind beide bigott und abergläubisch; doch mit umgekehrten Tendenzen. Der Erbprinz hat eine frühere Verbindung mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer, die er nicht aufgiebt. Die Charaktere und die Stellungen derselben gegen einander zeigen von vieler Welt- und Menschenkenntniss des Vf. Der Ursprung des Missklangs, der zwischen dem Erbprinzen und seiner Gemahlin entsteht, ist wohl entwickelt. Eben so glücklich ist das Motiv, dass die vertrauten Freundinnen in einer Art von stiller Übereinkunft leben, über gewisse Dinge nicht zu sprechen, wodurch sie aber, bey fortschreitenden Verhältnissen, beide eingeklemmt werden.

Wir sehen hier einen kleinen deutschen Hof, gerade nicht frazzenhaft, doch von einer unerfreulichen Seite geschildert. Der Hofkapellan und der Kammerherr des Erbprinzen, Intrige und Intriganten, das Verhältniss der jungen Eheleute, alles gut entwickelt und bedeutend aufgestellt.

Die Freundinnen erklären sich, gewinnen Lust bey einem einsamen Sommeraufenthalt auf dem Lande. Sie führen eine Art Idyllenleben. Die spanische Literatur gesellt sich zur italiänischen. Sie werden zur Betrachtung des Kunstschönen hingezogen. Sie suchen es sich anzueignen. Es entsteht in der Seele der Erbprinzessin ein idealer Zustand, der sich nicht mehr als billig gegen das Phantastische hinneigt. Der Winter ruft sie zur Stadt zurück.

Wohlmeinend, aber mit gewaltsamer und roher Hand, entfernt der fürstliche Vater die erste Geliebte des Erbprinzen, und verlangt nun die Annäherung der Prinzessin. Die Amazone und der Kammerherr sollen diess bewirken. Da aber jene eine höhere, dieser eine niedere Ansicht hat, so verstehen sie sich einander nicht. Der Plan misslingt, die Schuld fällt auf die Amazone zurück. Alles Gemeine und Niederträchtige setzt sich in Bewegung, und sie entfernt sich. Die Darstellung dieser ganzen letzten Epoche ist besonders gut gelungen.

Unsere Heldin bleibt auch in der Ferne mit ihrer Freundin in Verbindung. Sie nimmt sich in ihrer Einsamkeit eines Kindes an, und deutet im Vorbeygehen auf einiges Erziehungstalent. Die Erbprinzessin nähert sich ihrem Gemahl. Die Geburt eines jungen Prinzen erfreut den Hof. Der Herzog stirbt, die Amazone kehrt zur jungen Herzogin zurück, schlägt eine Stelle als Oberhofmeisterin aus, und entfernt sich wieder. Das Missverhältniss zwischen dem jungen Herzog und seiner Gemahlin wächst, und diese weiss einen Reiseplan durchzusetzen.

Zu Anfang des dritten Buchs reisen die Freundinnen nach der Schweiz. Wir erwarten eine Fortsetzung des behaglichen Idyllenlebens, und werden durch eine paradoxe Invective gegen die Schweizer überrascht. Nun geht es nach Italien, und hier hat der Vf. den glücklichen Gedanken, bedeutende wirkliche Menschen in Verhältniss zu seinen erdichteten Personen zu bringen; welches um so eher geschehen konnte, als er sich schon früher dieses Mittels bedient hatte, und überhaupt nicht so weit aus der Wirklichkeit hinausgeschritten war, dass er sich nicht mit wirklichen Personen, die etwas Romantisches in ihrem Charakter und Lebensweise hatten, recht gut begegnen konnte.

Alfieri tritt in seinem bekannten Charakter bedeutend herein, und man mag ihn recht gerne auch in dieser Gesellschaft noch einmal leben und wirken sehen. Genuss und Betrachtung wechseln ab. Nation, Kunst und besonders Raphael kommen an die Reihe. Die Herzogin kränkelt und stirbt.

Unsere einsame Freundin macht in Pisa eine neue weibliche Bekanntschaft. Man reist nach Wien, kommt in ein gefährliches Verhältniss zu Emigrirten, zieht sich glücklich aus der Schlinge, begiebt sich auf einen Landsitz, und beschliesst seine Bildung durch deutsche Literatur.

Einem Roman, der eigentlich romantisch geschrieben, und auf Überraschung berechnet wäre, würde man einen schlechten Dienst erzeigen, wenn man seine Fabel auszöge, wie wir es bey diesem gethan. Wenn wir aber versichern können, dass dieser zwar einfache, doch kunstreiche Cannevas mit verständigen, glücklichen, oft ungemeinen Details von dem Vf. belebt worden: so werden wir das Verlangen derer, die dieses Buch noch nicht kennen, gewiss aufregen, und der Beystimmung solcher, die es gelesen, nicht ganz ermangeln.

Da die Wirkung des Buches gar nicht pathologisch, vielleicht auch nicht ganz ästhetisch seyn kann; so ist um desto mehr ein Wort über die verständige und sittliche Wirkung dieser Arbeit am Platze.

Wenn man die Erfahrungen seines eigenen Lebens durchgeht, so erinnert man sich wohl solcher Frauenzimmer, deren Bild man jener Amazone unterlegen könnte, aber nur weniger. Die Hauptfrage, die das Buch behandelt, ist: wie kann ein Frauenzimmer seinen Charakter, seine Individualität gegen die Umstände, gegen die Umgebung retten? Hier beantwortet ein Mann die Frage durch eine Männin. Ganz anders würde eine geist- und gefühlvolle Frau sie durch ein Weib beantworten lassen. Aber das gegenwärtige Buch ist nun einmal da. Die Mädchen, die Frauen werden es lesen. Was werden sie daraus nehmen? — Gar manches werden sie daraus nehmen. — Wozu sie es aber, nach Rec. Rath, nutzen könnten und vielleicht sollten, wäre, sich zu überzeugen, dass das Problem auf diese Weise nicht zu lösen ist. Der Vf., um seine Amazone selbstständig zu erhalten, muss sie ohne Vater und Mutter entspringen lassen. Er kann sie zu allem dem, wozu das Weib von Jugend auf bestimmt ist, nur annahernd, nicht aber darin zum Genuss, nicht zur Thätigkeit, zum Erlangen, zum Leisten hinbringen. Sie ist weder Tochter, noch Schwester, noch Geliebte, noch Gattin, noch Mutter, und so kann man in ihr weder die Hausfrau, noch die Schwiegermutter, noch die Grossmutter vorausfehen. Da sie denn aber doch zuletzt nicht allein seyn kann, sich irgendwo anschliessen, und ihrer Natur nach zugleich dienen und herrschen muss: so läuft ihre ganze Existenz auf eine Gesellschaftsdame und Hofmeisterin hinaus, auf ein Daseyn, das sich ein Frauenzimmer nicht leicht wünschenswerth verstellen möchte.

Scheinen wir durch diese Betrachtung ein Buch, das wir bisher gepriesen, gleichsam zu vernichten: so glauben wir durch folgende Erklärung die Sache wieder ins Gleiche zu bringen. Jeder Mensch, das Weib so gut als der Mann, will seine Individualität behaupten, und behauptet sie auch zuletzt, nur jedes auf seine Weise. Wie die Frauen ihre Individualität behaupten können, wissen sie selbst am besten, und wir brauchen sie es nicht zu lehren. Es ist aber immer angenehm und nützlich, und giebt zu den interessantesten Vergleichungen Anlass, wenn uns einmal im Bilde gezeigt wird, wie eine Frau jenen Zweck zu erreichen suchen würde, wenn sie männlich gesinnt wäre. Wir empfehlen also dieses Buch den Frauen, nur um der Idee willen, um des Ziels willen, welches zu erlangen jeder angelegen ist; aber keineswegs, dass sie daraus die Mittel lernen sollen, um dazu zu gelangen. Vielmehr mag sich jede nach diesem Bilde selbst prüfen und examiniren; sie mag mit sich über die Mittel rathschlagen, deren sie sich in ähnlichen Fällen bedienen würde, und sie wird sich meist mit der Amazone im Widerspruch finden, die eigentlich nicht als ein Muster, sondern als ein Zielbild am Ende einer Laufbahn steht, die wir alle zu durchlaufen haben.

2) *Melanie* hat in der Fabel Ähnlichkeit mit dem vorhergehenden. Hier ist ein Findelkind. Das Geheimniss seiner Geburt wird aber zur Verwickelung gebraucht, und die Entdeckung entwirrt den Knoten. Wir dürfen daher die Fabel nicht erzählen, weil auf Unbekanntschaft des Lesers mit derselben vorzüglich gerechnet ist.

Charaktere und Begebenheiten sind im guten Sinne romanhaft. Jene sind immer in dem Zustande, in welchem sich die wirklichen Menschen selten befinden; diese sind aus der Wirklichkeit ausgewählt und zusammengedrängt.

Das Dargestellte ist sich nicht durchaus gleich. Die Charaktere der oberen Stände sind wie aus der Ferne mit einer Art von Respect, doch ohne eigentlichen guten Willen, weich und nebulistisch gezeichnet; dagegen die der mittleren und unteren Stände scharf und ohne Neigung umrissen sind, oft überladen, ins Hässlichste und Gemeinste übergehend. Aus dieser Behandlung entsteht ein Zwiespalt in der Seele des empfindenden und theilnehmenden Lesers.

Doch zeigt die Verfasserin im Ganzen genugsame Weltkenntniss, und man kann nicht leugnen, dass ihr die irdischen Dinge mitunter hinlänglich gegenwärtig sind. Manche Figuren und ihr Betragen kann man als wohlgerathen ansprechen, wie die alte Gräfin und ihr Benehmen gegen Melanie ein Beyspiel giebt. Unter den mehr poetischen Figuren findet sich auch eine zweyte Philine, die man nicht ungern sieht; nur fehlt es ihr an dem Ingrediens von Geist, durch den sich die erste eigentlich bey uns einschmeichelt.

Das Ganze ist im Romanen-Sinne geschickt genug aufgebaut und gefügt; die Exposition prägnant und vielversprechend; der Einschritt gefällig; das Interesse nimmt zu, die Erwartung wird gespannt und die Auflösung überrascht. Als Buch ist es nicht ausgedehnt; man kann es auf einmal auslesen; und es wird jeden, der diese Art von Schriften liebt, unterhalten und vergnügen.

3) *Dümont* verdient den Namen eines Romans, doch in einem anderen Sinne als das vorhergehende Werk, auch nennt ihn die Verfasserin auf dem Titel einen einfachen Roman. Die Figuren sind mehr ideell als phantastisch, die Charaktere glücklich gezeichnet, mannichfaltig und einander gut entgegengesetzt. Egoismus in einer nicht unangenehmen Hülle; Liebe, Ergebung, Aufopferung in anmuthigen Gestalten. Der Hauptfiguren sind drey. Die Umgebung ist nicht überhäuft und gut in Abstufungen vertheilt. Von der Fabel lässt sich soviel sagen:

Ein Hof- und Weltmann schon in gewissen Jahren fühlt Neigung zu einem wohlerzogenen einfachen Mädchen. Sie nimmt seine Hand an, ohne recht zu wissen, was sie thut. Ihr Hauptbewegungsgrund ist eines Bruders Glück zu befördern, für den allein sie bisher gelebt. Unglücklicher Weise macht in eben dem Augenblick ein junger liebenswürdiger aufopferungsfähiger Mann ihre Bekanntschaft. Das gute Herz des neuen Weibchens findet nichts arges darin, sich diesem Umgang hinzugeben. Sie treiben es aber doch in aller Unschuld so weit, dass der alte Herr verdriesslich wird, die Liebenden trennt und bis an seinen Tod

durch allerley Künste aus einander hält. Bruder und Liebhaber verlieren sich indessen in der weiten Welt, und die Schöne macht sich auf, sie zu suchen.

Schade, dass dieses glückliche Motiv nicht hinlänglich genutzt worden! Adelaide reist zu ruhig, sie zieht fast nur Erkundigungen ein, und lässt sich die gehofften Freunde mehr vom Schicksal und Zufall entgegen bringen, als dass sie solche durch Bemühung und Thätigkeit erreichte und erränge.

Darzustellen wäre gewesen ein leidenschaftliches Bemühen, ein Hin- und Widereilen, ein Verfehlen und Vergreifen, ein unbewusstes Nahen, ein zufälliges Entfernen und was sonst noch alles aus der Situation herfliesst. Das ist aber leider nicht geschehen. Demungeachtet begleitet man Adelaiden und ihre Reisegesellschaft, so wie ihre neueren Bekanntschaften, recht gern, und lässt sich die Zeit nicht lang werden, bis der Bruder endlich mit dem Geliebten erscheint.

Dieser Roman hat manchen Vorzug. Die Begebenheiten, besonders in der ersten Hälfte, entwickeln sich aus den Charakteren; durchaus herrscht ein liebenswürdiger Sinn, der nur nicht genug mit sich selbst einig ist, und also auch den Leser mitunter in Verwirrung setzt.

Nachdem wir also manches Gute, das an diesen Werken theils gemeinsam, theils im besondern zu rühmen ist, angezeigt haben: so müssen wir zum Schluss eines Missgriffs erwähnen, dessen sich alle drey Verfasser schuldig machen, und der also wohl mehr auf Rechnung der Zeit geschrieben werden muss, als dass man ihn den Individuen zur Last legte. Und gewiss werden sie künftig, wenn sie nur einmal erinnert sind, diese Abwege gern vermeiden.

Seitdem wir in Deutschland Kunstromane schreiben, das heisst solche, in welchen die Kunst, theils nach ihren tieferen Maximen, theils nach ihrer Einwirkung aufs Leben, symbolisch dargestellt wird: so haben die Romanschreiber angefangen, Betrachtungen über Literatur und mitunter wohl auch Kritiken durch ihre Personen aussprechen zu lassen, und sie haben nicht wohl daran gethan. Denn ob wir gleich gern gestehen, dass die Literatur sich in das Leben eines Deutschen mehr verwebt, als in das Leben anderer Nationen: so sollte doch der Romanschreiber immer bedenken, dass er als eine Art von Poeten keine Meinungen zu überliefern, ja, wenn er seinen Vortheil recht kennt, nicht einmal darzustellen hat.

Wir tadeln daher unsere Amazone gar sehr, dass sie auf ihrer Reise nach der Schweiz den Arm gerüstet aufhebt und gewaltig ausholt, um einem wackern Eidgenossen im Vorbeygehen eins zu versetzen.

Wenn sie sodann am Ende die höchste Stufe ihrer Bildung dadurch erreicht, dass sie sich von ihrer vaterländischen Cultur durchdrungen fühlt, sie zu schätzen und zu geniessen lernt: so ist dieses eine sehr glückliche Wendung und nach der Anlage des Ganzen ein würdiger Schluss. Dass aber der Vf. *Goetheas* natürliche Tochter gleichsam an die Stelle der ganzen Literatur setzt, können wir nicht billigen. Denn ob wir gleich eingestehen müssen, dass gewisse Werke mehr als andere den Punkt andeuten, wohin eine Literatur gelangt ist, und wenigstens eine Epoche derselben symbolisch vorstellen: so hätte doch der Vf. zu seinem eigenen Vortheile sicherer gehandelt, wenn er den geistigen Sinn der Werke seiner Zeit dargestellt und, wie die bessern selbst thun, auf einen unendlichen Fortschritt hingedeutet hätte, als dass er sich an ein besonderes Gedicht hält; und dadurch den Widerspruch aufreizt, da er am Schlusse seines Werks Jedermann befriedigen, und, wo es nöthig wäre, mit sich versöhnen sollte.

So haben wir denn auch nicht ohne Kopfschütteln bemerken können, dass die anmuthigen und liebevollen Naturen, die in dem Roman unserer Freundin Eleutherie ihr Spiel treiben, sich als Anti-Naturphilosophen ankündigen, und bey dieser Gelegenheit immer ausserordentlich verdriesslich werden. „Sollte man sich mit so einem Gesichtchen von Politik unterhalten?" sagte der Herzog Regent zu einer seiner Geliebten, indem er sie vor den Spiegel führte; und so möchte man auch zu Adelaiden dieses Romanes sagen: sollte man mit soviel Liebenswürdigkeit, Gefühl und Lebenslust an Philosophie überhaupt, geschweige an Naturphilosophie, denken? Das Beste bleibt dabey, dass sie selbst fühlt, wie wenig dergleichen Äusserungen einer weiblichen Feder geziemen.

Eine Neigung, welche sie gegen Wilhelm Meister gefasst, wollen wir derselben weniger verargen; doch wünschten wir, die Verfasserin hätte, anstatt des Buches zu erwähnen, gedachten Romanhelden selbst, etwa mit seinem grösser gewordenen Felix, auftreten lassen, da sich denn wohl Gelegenheit gefunden hätte, ihm etwas Liebes, Gutes oder Artiges zu erzeigen.

Mit der Verfasserin der Melanie haben wir wegen ähnlicher Punkte gleichfalls zu rechten. Sie ist überhaupt ein wenig ärgerlicher Natur, und stört ihren wohlwollenden Leser ohne Noth, wenn sie unversehens irgend ein Gänschen von Leserin anredet, sich einen abgeschmackten Einwurf machen lässt, und ihn auf eine nicht freundliche Weise beantwortet.

Aber das Schlimmste kommt zum Schlimmen, wenn zuletzt bey Hofe über deutsche Literatur heftige Debatten entstehen. Fürstin Aurora ist von der älteren Schule. *Uz, Hagedorn, Kleist, Matthisson* und *Hölty* werden ausschliesslich mit Enthusiasmus genannt, wohl gar gesungen; wobey denn freylich scheint, dass die gute Fürstin in einer gewissen Epoche aufgehört hat, ihre Handbibliothek zu completiren, und ihre Musikalien anzufrischen. Zunächst nehmen ältliche Damen unseren *Wieland* in Schutz, lesen Testimonia für ihn ab, und es wird einer übrigens ganz hübschen jungen Prinzessin, weil sie ihn nicht fleissig studirt, sehr übel mitgespielt. Die Baronesse hingegen, seine Gönnerin, wird unmittelbar darauf zur Oberhofmeisterin erklärt. — Den Decan des deutschen Parnasses könnte es denn doch wohl freuen, wenn er seinen grossen Einfluss auf Besetzung der ersten Hofstellen vernähme.

Sollten denn aber geistreiche und talentvolle Frauen, nicht auch geist- und talentvolle Freunde erwerben können, denen sie ihre Manuscripte vorlegten, damit alle Unweiblichkeiten ausgelöscht würden, und nichts in einem solchen Werke zurückbliebe, was dem natürlichen Gefühl, dem liebevollen Wesen, den romantischen herzerhebenden Ansichten der anmuthsvollen Darstellung und allem dem Guten, was weibliche Schriften so reichlich besitzen, sich als ein lästiges Gegengewicht anhängen dürfte.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 17 JULIUS, 1806.

PHILOSOPHIE.

Zwickau, b. Schumann: *De miraculis Εγχειριδιον, a philosopho theologis exhibitum.* 1805. VIII u. 245 S. 8. (18 gr.)

Der ungenannte Vf. fchrieb diefes Buch, worin er die Wunder und den Wunderglauben beftreitet, in lateinifcher Spache, um, wie er fagt, den Schwächeren nicht durch feine Freymüthigkeit zu fchaden, und zugleich ausländifchen Theologen nützlich zu werden. Wir billigen diefes fehr, und dürfen auch, im Ganzen genommen, feiner Diction das Lob der Reinheit und Klarheit ertheilen. Der Gegenftand felbft verdiente wohl, in unferen Tagen von Neuem zur Sprache gebracht zu werden. Wenn wir uns aber durch die vorliegende Behandlung deffelben keinesweges befriedigt fanden: fo glauben wir nicht uns die Schuld beymeffen zu dürfen. Der Vf. verlangt von feinen Lefern *animum a ftudio iraque miraculorum pariter vacuum*; er felbft aber, der Philofoph, ift hierin nicht immer mit gutem Beyfpiel vorangegangen. Denn wenn er den Wunderglauben fo geradezu eine *peftis graviffima civitatis omnium, qui ratione praediti terram incolunt, communis* — ein *infelix lolium* (S. 106), ein *fcandalum deteftabile*, eine *fax dira ac vere furialis bellorum* (S. 189), eine *res prorfus inhonefta* (S. 201) nennt, und von den Apofteln Jefu fich des Ausdrucks bedient, *quod interdum paene deliraverint:* fo erkennt man hier nicht den ruhigen Gang eines unparteyifchen Forfchers. Wie kann es auch der Vf., wenn der Glaube an Wunder wirklich eine folche *res exitialis* ift, wie er will, mit dem fonft von ihm fo hochgepriefenen Charakter Jefu in Übereinftimmung bringen, dafs diefer hierin feinen Zeitgenoffen nachgab, und fie fogar in ihrem Wunderglauben, wenn auch nur durch *praeftigias*, beftärkte? Aber folcher Widerfprüche finden fich mehrere. Wenn der Vf. hie und da den Wundern und dem Wunderglauben ein *bellum internecinum et exitiale* (S. 123) und der Theologie ihren Umfturz ankündigt; wenn er behauptet, es fey den Theologen mit ihrer Vertheidigung der Wunder kein Ernft; fie thaten es nur, um ihre liebe Theologie aufrecht zu erhalten, von welcher fie doch leben und zehren müfsten, u. dgl. m.: fo ift er doch von der anderen Seite wieder geneigt, feine Hochachtung den gelehrten und rechtfchaffenen Männern zu bezeugen, welche die Wunder, gewifs nicht aus Nebenabfichten, vertheidigten; oder zu bemerken, wenn wir glaubten, keine Wunder anzunehmen, fey der Weisheit Gottes am angemeffenften, fo fey diefs ein Urtheil *ex noftro intelligentiae modulo et judiciolo* (S. 89). — Auch die Art und Form des Vortrages könnte zweckmäfsiger eingerichtet feyn. Die Einwendungen gegen die Wunder find nicht deutlich und beftimmt genug von einander gefchieden, wodurch fie jede für fich ftärker wirken, und am Schlufs alle zufammen einen ftärkern Total-Eindruck machen würden. Oft wird auch durch unnöthige Einfchaltungen die Rede in die Breite gezogen, ftatt dafs fie, befonders in einem Enchiridion, tief und gedrängt fliefsen follte.

Das Buch befteht übrigens aus 3 Abtheilungen. I. *Von den Wundern im Allgemeinen und an und für fich betrachtet.* Zuerft die Nominaldefinition eines Wunders fowohl in objectiver als fubjectiver Hinficht. (Wenn hier als Merkmal angegeben wird: *ut cum legibus naturae fummis certiffimisque manifefto pugnare reperiantur:* fo möchten ihm die neueren Theologen diefe aus der älteren Dogmatik entlehnte Definition, welche zu dem einen Wunder ein zweytes, das *miraculum reftitutionis* anzunehmen fich genöthigt fah, fchwerlich zugeben.) Nachdem hierauf der Vf. die Wunder claffificirt hat, fragt er: auf welche Weife und in welchem Sinn man von dem Wunder das *Seyn* prädicire. Die Antwort ift: fo wie wir es von der Gottheit prädiciren, wo Seyn nichts anders heifse, als: *wir glauben*, dafs er ift. (Der Vf. will wohl fagen, Wunder könnten kein Gegenftand finnlicher Wahrnehmung feyn, wobey er von dem kantifchen Begriff von Erfahrung auszugehen fcheint. Allein die Vertheidiger der Wunder werden ihm fchwerlich zugeben, dafs daraus die Unmöglichkeit einer empirifchen Wahrnehmung einer Wunderbegebenheit in der finnlichen Welt folge.) — Um nun zu zeigen, was *Wunder glauben* heifse, läfst er fich in eine weitläuftige Digreffion über die Entftehung und die Art und Weife des Glaubens an das Dafeyn Gottes ein, wo er aber nicht ganz mit fich felbft übereinzuftimmen fcheint, wenn er erftlich erweifet, dafs die Natur dem Menfchen die Idee eines höchften Wefens nicht geben könne, und darauf behauptet, dafs durch auffallende Naturerfcheinungen diefer Glaube in dem Menfchen erweckt worden, und theils feine Sinne und Verftand, theils fein auf diefe oder jene Weife afficirtes Gemüth die Quelle und der Grund diefes Glaubens fey. — Es giebt Wunder, heifst alfo, wir haben hinlänglichen Grund Wunder zu glauben. Die Quellen diefes Glaubens können keine andern feyn als *Intellectus de caufis et finibus rerum judicans* und *animus fentiens et appetens.* Der Vf. beginnt bey dem

letzteren, und sagt, demjenigen, der keinen Gott glaube, fehle viel zu seiner Beruhigung, die Welt müsse ihm traurig erscheinen; aber ohne Wunder fehle der Welt nicht nur nichts, sondern sie würde durch die Annahme derselben selbst unvollkommener. Der Gottheit könne auch durch Wunder nicht mehr Ehre und Würde zuwachsen (S. 55): denn nicht jeder Zuwachs an Macht, sey Zuwachs an Ehre, und so wie Gott der Mächtigste, so sey er auch der Weiseste, der seine Macht nicht *ultra fines recti* werde ausdehnen wollen. (Wir hätten schwerlich solche Anthropomorphismen von dem Philosophen erwartet.) Gleich darauf giebt der Vf. zu, dass Wunder dem Begriff der höchsten Weisheit zwar nicht widersprächen, meint aber, derjenige, welcher behaupte, dass durch Ableugnung der Wunder der Ehre Gottes etwas abgehe (!), müsse beweisen, dass die Welt ohne Wunder minder weise von Gott eingerichtet seyn würde, welches unmöglich sey. — Dann wird gegen die Erwartung gekämpft, welche die Befriedigung ihrer Wünsche durch Wunder verlangt — wogegen es keines Kampfes bedurft hätte. — Demnächst sucht der Vf. zu erweisen, dass eben so wenig unser Verstand uns dringe, an Wunder zu glauben. Gott müsse man durchaus als Weltschöpfer annehmen, allein Wunder helfen dabey nichts; vielmehr sey die Annahme eines solchen ein offenbares Geständnifs der Unwissenheit und Unzulänglichkeit des Verstandes zur Erklärung eines Ereignisses etc. Allein wenn wir Gott für den Urheber der Natur erklären, so nehmen wir ja eine Wirkung ausser dem Causalitätsgesetze an. Diess gesteht der Vf. ein, allein weiter dürfe man auch nicht gehen, indem sonst alle Naturerkenntnifs aufgehoben werden würde. Er klagt darüber, was für Unheil die Kometen in der Naturkunde angerichtet hätten. — Wenn es nun aber durch hinlängliche Zeugnisse erwiesene Handlungen eines Menschen gäbe, die auf keine Weise aus Naturgesetzen erklärt werden können, sollen wir diese nicht Wunder nennen? *Haec nimirum spectant ad religionem commendandam*, antwortet unser Buch, und verneint die Frage. Denn es würde dadurch unsere Denkkraft aufgehoben werden, unser Verstand könne sich dessen nicht, sowie des Glaubens an Gott, freuen u. s. w. der Mensch solle lieber über ein solches Ereignifs gar nicht urtheilen, und hoffen, dass künftig die Ursache könnte entdeckt werden; oder aber einen bestimmten Beweis angeben, dass nie eine natürliche Ursache gedacht oder gefunden werden könne, welches unmöglich sey. Der beste und lobenswürdigste Grund des Glaubens an Wunder sey, wenn man ihnen den Zweck beylege, Wahrheit und Tugend unter den Menschen zu verbreiten. Allein die Würde und Erhabenheit des Zweckes reiche nicht hin, um die Wahrheit der Wunder zu erweisen. (Der Vf. sagt dieses ohne Beweis.) Es könnten selbst höchst bewunderungswürdige Ereignisse, vereint mit dem edelsten Zwecke, existiren, ohne dass der Ursprung derselben ausser den Grenzen der Natur zu suchen sey. (Er meint wohl hiemit die *praestigias*, die er z. B. des Stifters der christlichen Religion nicht für unwürdig hält.) So meint der Vf. dargethan zu haben, dass nichts uns nöthige, Wunder anzunehmen, und dass folglich auch keine Wunder seyen. — Jetzt (S. 79) fängt er an, ihre Möglichkeit und Gedenkbarkeit zu bestreiten. Er sagt, Gott, als das weiseste Wesen, könne keine Abweichung von einmal bestimmten Gesetzen gestatten; er würde von sich selbst abweichen; *Wunder* und *göttlich* seyen sich demnach gerade entgegengesetzt. Man sollte glauben, unser Vf. sey jetzt erst recht warm geworden, und würde nun aus allen Kräften alle Wunder vernichten. Allein so schlimm ist es nicht. Er setzt gleich hinzu: *Verum ut dicamus, non prorsus sic se res habet;* wenn wir glaubten, die Wunder seyen der Weisheit Gottes nicht gemäfs, so sey dieses ein Urtheil *ex nostro judiciolo*. Wer kann erweisen, fährt er fort, dass beide Welten, die natürliche und wunderbare, nicht in Gott und dem göttlichen Verstande eine und dieselbe seyen? Denn so wie unsere Willensfreyheit sich äussere ohne Abhängigkeit von dem Causalitätsgesetze: so könne ja auch die Gottheit sich der Wunder, als frey von den Naturgesetzen, zu seinem Zwecke bedienen. „*Quamobrem non prorsus impossibilia ea esse, ingenue confitemur et libenter cuique non largimur, sed tribuimus.*" Ja, er nimmt seine oben angeführte strenge Definition wieder zurück, indem dem Menschen kein Urtheil zustehe über die höchsten und gewissesten Naturgesetze u. s. w. Alles diess erweiset hinlänglich, dass der Vf. bey dem besten Willen kein Philosoph sey, der sich dem systematischen Theologen streitend gegenüberstellen dürfte. Aber wenn die Wunder auch möglich sind, so sind sie doch nicht *glaublich, et qui credit peccat*. Denn, heisst es, wir können nicht etwas glauben, was wir nicht vollständig begreifen. Die Wunder gehören zu solchen Dingen; je mehr wir sie betrachten, desto dunkler erscheinen sie uns. Folglich sind sie für uns nicht erkennbar, und folglich auch nicht glaublich. Wollte man dagegen einwenden, Gott sey doch auch kein *intelligibile*, so antwortet der Vf., er, der *summus autor*, sey keine *res adventitia*, sondern auf das innigste mit der Naturordnung vereinigt, da hingegen die Wunder als Mitteldinge zwischen Gott und die Naturgesetze träten, und sich zwar wohl mit der Idee eines höchsten Wesens, aber desto weniger mit jenen vereinigen liessen. (?) Auch vermöchten wir ja nicht, den Umfang der Naturgesetze zu bestimmen, und dürften eben so wenig eine uns so dünkende Ausnahme von denselben sogleich für ein Wunder erklären, sondern dieses erfodere vielmehr die Annahme eines neuen Naturgesetzes, z. B. Speichel mit Sand vermischt könne ja allerdings die Kraft haben, Blindheit zu heilen! (S. 95). — Aber nicht blofs der Verstand, auch der Wille und das moralische Gefühl (*honestas*) sträubt sich gegen den Wunderglauben, weil kein hinlänglicher Grund zu diesem Glauben angegeben werden kann. Wir *dürfen* sie also nicht glauben, selbst dem redlichsten und besten Zeugen nicht, und wenn die Erzählung noch so sehr den Charakter der Wahrheit und Deutlichkeit an sich trüge. Denn *dubio caret, nec ab intellectu nec ab animi vel affectibus vel appetitione*

probabilem miraculorum defensionem peti posse. — Aus eben dem Grunde ist auch alle Offenbarung zu verwerfen. Der Begriff derselben enthält einen Widerspruch mit sich selbst. Wenn Gott uns Wahrheiten offenbarte, so müssten diese höchstgewiss und vollkommen seyn; allein dann wären sie der menschlichen Natur nicht angemessen. Denn wir können nur das für wahr halten, was wir als auf festen Gründen beruhend erkennen. Eine uns durch Offenbarung mitgetheilte Wahrheit müsste also einen eben so festen Beweisgrund haben, als die Wahrheit selbst ist. Hiezu bedürfte es also wieder einer neuen Offenbarung, und so fort ins Unendliche. Hier scheint uns der Vf. gegen ein Schattenbild zu streiten, und sich keine deutliche, oder eine zu crasse Vorstellung von Offenbarung gebildet zu haben. Auch das Folgende, wo er beweisen will, dass wir auch an keine Offenbarung glauben *dürfen*, ist zum mindesten schielend ausgedrückt. Das Sittengesetz, sagt er, ist das höchste und gewisseste von allem, was wir wissen und für wahr halten. Ohne dieses giebt es keine Wahrheit, und keinen Glauben an Gott. Wenn wir nun annehmen, es gebe eine Offenbarung, die uns von unseren Pflichten belehre, welches wiederum ohne Voraussetzung einer Gottheit nicht gedacht werden kann: so heben wir dadurch die ursprüngliche Würde des Moralgesetzes auf, und begehen ein förmliches ὕστερον πρότερον. „*Ex quibus apparet, fidem revelationi, qua legis illius praecepta demum nobis tradantur, cum incorrupto satisque circumspecto virtutis amore prorsus pugnare.*"

In der zweyten Abhandlung bleibt der Vf. seinem Vorsatz, eine kritische Darstellung der vorzüglichsten Meinungen über die Wunder zu geben, nicht getreu, sondern ändert denselben dahin ab, dass er die Bestreiter der Wunder mit Stillschweigen übergeht (*ne actum agamus*), und nur *paucissimos ex propugnatoribus et amicis* vorführt, *ut ne libellus in librum ingentem excrescat.* Bey solchem Wankelmuth, und der nichts weniger als concisen Schreibart, sollte man kaum denken, dass er sein Buch *sexies et quod excurrit, diversis non mensibus sed annis mente oculisque intensissimis* (wie es in der Vorrede heisst) durchgesehen und überarbeitet habe. Die ganze Abhandlung ist sehr mager ausgefallen. Von den theologischen Wundergläubigen werden, als ob diese die Repräsentanten der ältern und neueren Theologie wären — blos *Reusch* und *Ständlin*, und zwar sehr obenhin, angeführt. Die Begründung der Möglichkeit der Wunder durch die Zufälligkeit der Welt von *Reusch* wird verworfen, indem alle Werke Gottes nothwendig seyen, und in ihm keine Willkühr Statt finde. Das Gegentheil vom weisesten Wesen zu denken, sey grober Anthropomorphismus, und man könne dann fragen, warum Gott die Welt nicht besser eingerichtet habe. Darauf setzt der Vf. wieder hinzu, wir Menschen könnten jedoch freylich nicht wissen, ob es mit Gottes Weisheit streite, Wunder zu wirken; indess scheine es uns doch dem weisesten Wesen am angemessensten, wenn alles *eodem semper tenore et modulo naturali* ginge u. s. w. Darauf wird von *Wolf* gesagt, er habe den Theologen zu Gefallen die Möglichkeit der Wunder zugestanden; es werden einige abgerissene Stellen aus seinen Schriften angeführt, und daraus der Schluss gezogen, die Philosophen würden ohne den Aberglauben des Volks nie an Wunder gedacht haben. Dann kommt er S. 138 auf die *revelatio a Reuschio defensa* zurück, und bestreitet sehr weitläuftig die dogmatische Versöhnungslehre. Darauf wird eine Stelle aus *Fichte's* „Kritik aller Offenbarung" angeführt, und nach den Einwürfen des Vf. geschlossen, dass man an keine Offenbarung glauben dürfe. *Ständlin* wird getadelt, dass er *affectata verborum ambiguitate* die Leser habe täuschen wollen (S. 152). Indess hat *St.* doch sich zum Vertheidiger einer Offenbarung bekannt, und sich dabey auf die Wunder, auf die Vortrefflichkeit der Lehre und auf den Charakter und das eigene Zeugniss Jesu berufen. — Unser Vf. glaubt hier die Theologie im Mittelpunkt anzugreifen, und sie dahin zu bringen, dass sie flehentlich bitte, *non ut bene beateque vivat, sed ut vivat omnino* (S. 123). Er gesteht zwar Jesu eine vorzügliche Weisheit und Charaktergüte zu; indess sey uns doch ein gar zu kleiner Theil seines Lebens bekannt, um über seinen Charakter ein richtiges Urtheil zu fällen; (ein dreyjähriges öffentliches Leben, in so manchen Verhältnissen, unter so vielen und verschiedenen Menschen, unter laurenden Feinden, bis in seinen Tod — ist das wenig? oder machen die Stunden das Leben und den Werth des Charakters aus?) auch könnten wir Menschen oft Handlungen in einem unrechten Licht sehen, (immer kommt der Vf. auf die Schwache der Menschen zurück, was einem streitenden Philosophen, wie es uns scheint, nicht wohl ansteht); manches würde uns in Jesu Leben anders erscheinen, wenn wir nicht als Christen gewohnt wären, in ihm das Ideal der Tugend zu erblicken. Wer z. B. vermöge zu beweisen, dass *J. a regni honorisque pravo studio* entfernt gewesen sey, dass er nicht den Wunsch gehabt habe, vor den Augen des Volks, also recht glänzend, zu sterben, und dass er nicht seinen Tod durch den Einzug in Jerusalem und durch Aufreizung des Judas nicht blofs beschleunigt, sondern auch sich zugezogen habe? (!!). Die sogenannte Verklärung nennt er, mit einem *sit venia verbo, praestigiae.* Ja sogar der Tadel der Pharisäer wird ihm übel gedeutet. Die Wahrheit der Wundergeschichten in den Evangelien giebt unser Philosoph hier zu, hält sie aber für Täuschungen, wozu die *iniquitas temporis* Jesum zwang; desshalb habe er auch ungern Wunder verrichtet. — Die Urtheile über die Lehre Jesu verrathen keine vertraute Bekanntschaft mit dem Geist derselben, oder einer geläuterten Exegese. Er behauptet, sie enthalte manches, *quorum explicatio cum veritatis legibus consentiens vix institui queat.* Dahin rechnet er die Behauptungen von seiner messianischen Würde, die Lehre vom Gebet, *de vitando regni sui causa conjugio et de propinquis deserendis.* Mit seiner gewöhnlichen Gutmüthigkeit gesteht übrigens der Vf. hiebey, dass wenn er von Jesu lese und ihn gleichsam vor sich sehe, er oft so gerührt worden, *ut parum abesset, quin ad pristinam, quae et mihi fuit, persuasio-*

nem de divino eoque extraordinario Christianismi ortu tota mente revolveres. — In der hinzugefügten Auffoderung an die Theologen, die Wahrheit der Wunder philosophisch zu prüfen, finden sich viele richtige und schöne Bemerkungen, wovon wir jedoch das Dilemma, entweder die Offenbarung gänzlich aufzugeben, oder *buchstäblich* zu glauben billig ausschliessen. Am Schluss dieser Abhandlung werden noch einige Bemerkungen über die Wunder aus *Kants* Schriften angeführt, der doch wohl nicht zu den *amicis et propugnatoribus miraculorum* gehört.

In der dritten Abhandlung thut nun unser Vf. zu wissen, welch' einen heilsamen Einfluss seine Meinung auf die gelehrte und bürgerliche Welt haben werde, wenn nur erst — die Theologen dieselbe aufgenommen hätten. Um dieses zu bewirken, fodert er vorerst die besseren unter ihnen auf, anfangs, da ein offenbarer Angriff auf Wunder und Revelation nicht räthlich sey, *rem tristissimam silentio dissimulare,* und mit dem Wunder- und Offenbarungsglauben, so viel sie könnten, einen heimlichen Krieg zu führen. Die Offenbarung sey nämlich zu betrachten als eine Despotin im Reiche religiöser Wahrheit, der man zwar, damit nicht Anarchie aus der Tyranney entstände, dem äusseren Scheine nach, nicht aber mit dem Herzen, gehorchen, und immer den Vorsatz hegen müsse, sie vom Throne zu stürzen. Um sich von diesem kühnen Gedanken zu erholen, oder vielmehr ihn vor sich selbst zu rechtfertigen und sich vor dem *revolvi in pristinam persuasionem* zu schützen — wiederholt er von neuem die in der ersten Abhandlung vorgetragenen Einwürfe gegen die Wunder, die dem Leser hier als ein *hors d'oeuvre* erscheinen müssen. Darauf wird der sogenannten *Theologia revelata* ihre Stelle unter den magischen Künsten, der Astrologie, Chiromantie etc. angewiesen. Jedoch solle noch, bürgerlicher Ordnung halben, eine auf das N. T. sich gründende positive Theologie bestehen; aber die Theologen und Philosophen sollen Mysterien haben, die sie dem Volke vorenthalten, und nur denen mitttheilen, οἷς δέδοται γνῶναι; die anderen müssten nur ἐν παραβολαῖς unterwiesen werden, um dadurch die, auch im Volksaberglauben schlummernden, Funken der Wahrheit allmälich zu wecken. Dazu könne denn auch unsere Bibel, weil wir sie nun einmal haben, benutzt werden. Das N. T. (denn das alte wird ganz antiquirt) soll dem Gelehrten mit ähnlichen Commentaren, wie die griechischen und römischen Klassiker, dem Volke aber in einer anderen Ausgabe, die nach Verschiedenheit des Orts und der Zeit eine andere, d. h. nach der Ansicht des Vf. mehr oder minder gesauberte seyn müsse, in die Hände gegeben werden. Theologie und Religionsurkunden bekommen nun eine ganz andere Gestalt: alles was nur eben nach dem Wunderbaren schmeckt oder riecht, verschwindet. Es höret auf zu seyn die sogenannte theologische Moral welche die Vorschriften, die nur allein die Vernunft lehren kann, auf Offenbarung, als einen göttlichen Stamm propfen will, *facinus ausa liquido absurdissimum.* Alle Fragen über die eigenthümlichen Lehren des Christenthums fallen dann von selbst weg. Aber wo bleibt denn das Christenthum, fragt der Vf., und antwortet sehr naiv, es würden ja alsdann nicht Ein, sondern gar zwey *Christenthümer (christianismi duo)* existiren, und wir hätten folglich gewonnen! — Und nun der Einfluss auf das bürgerliche Leben. — Die Geistlichen werden ihren Eigendünkel und Stolz müssen fahren lassen: denn dieser beruht auf nichts anderem, als dem angenommenen Unterschiede zwischen dem Natürlichen und Übernatürlichen; und selbst protestantische Geistliche, wenn sie consequent sind, *monstrum istud in corde alunt.* — Alle Schwärmerey (auch die philosophische?) wird aufhören. Aufhören werden Confessionen, Trennungen, Zwiste. Denn die Wahrheiten der Vernunft sind so einfach und klar, dass man darüber nicht streiten, sondern nur höchstens sie aus verschiedenen Gesichtspunkten ansehen kann. Bey den Christen aber sind die Wunder die einzige Quelle ihrer Zwiste und Trennungen. Aufhören wird aller Aberglaube, und aller Widerstand gegen Pockenimpfung und Blitzableiter, und alle superstitiöse Verehrung des Eides, als ob er mehr sey, denn jedes andere Versprechen. Kurz ohne den Glauben an Wunder und Offenbarung wird der ganze Mensch ein anderer seyn. Dann erst wird die Philosophie Wurzel fassen. Denn, wer an Offenbarung glaubt, *omnino verum agnoscere nil valet, quod a revelatione aut non profectum sit, aut vero abhorreat. At tota abhorret philosophica cogitandi lex et ratio. Ergo ille oderit universum profanum Philosophorum vulgus et arceat, necesse est.*

mr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Magdeburg,* b. Hessenland: *Fragment über die Pflicht des Erziehers auf den Geist des Zeitalters Rücksicht zu nehmen.* Einladungsschrift zu den Redeübungen zu Kloster Berge. Von *Friedr. Strass,* Prof. und Director. 1804. 47 S. (worunter 21 S. Schulnachrichten.) 8. (4 gr.) Bey ganzen Nationen, sowie bey einzelnen Menschen, entwickelt sich der Geist und Charakter nach dem Einflusse der äusseren Umstände; mit diesen verändern sich jene. Hiervon hängt denn auch ein grosser Theil des Schicksals ab. Da uns nun die Verbesserung unseres Zeitalters zunächst anliegt, und wir den Geist der Zeit allerdings leiten können: so kommt es nur auf die rechte Ergreifung des rechten Zeitpunktes an. Und nicht bloss die Menschen von ausserordentlicher Kraft wirken hierzu, sondern auch alle, welche mündlich und schriftlich lehren, nur aber mit Selbstständigkeit, Wohlwollen und Kenntniss des Menschen so wie des Zeitgeistes. Folglich wirkt hierzu vorzüglich der Erzieher, besonders inwieferne er eben solche Menschen bildet; aber er muss sich durchaus von den Modethorheiten frey erhalten. — Dieses ist der Inhalt der vorliegenden Abhandlung, welche eben so plan als gehaltvoll ist, unerachtet der Vf. die Kürze und Eile durch seine Lage entschuldigt. — In Absicht der neuen Einrichtung der Schule findet Rec. die Lehrstunde einer allgemeinen Statistik und einer allgemeinen Encyklopädie einem Gymnasium vollkommen angemessen, und keinesweges zu dem Vorwurfe wegen Vervielfältigung der Lehrgegenstände geeignet. F. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 18 JULIUS 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbbardt: *Von der Philosophie und Medicin.* Ein Prodromus für beide Studien, von *Joh. Jak. Wagner*, Doct. u. Prof. der Philosophie an der Universität zu Würzburg. 11 Bogen. 1805. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Werk versucht in kleinem Raume die ungeheure Verfassung des Weltalls, und die bleibenden Gesetze desselben, wenn nicht ganz und vollkommen, doch wenigstens in ihren Grundzügen darzustellen: das ungeheuer Grosse vermag des Menschen Auge eben so wenig zu überblicken, als das feinste Kleine zu sehen. Das Letztere wird im Physischen leicht durch Vergrösserungsglaser bewerkstelligt; aber wo ist der Concentrationsspiegel, der des Weltalls Grösse und Harmonie im Kleinen darzustellen vermag? — Die Philosophen sagen, das unbekannte Denkende im Menschen enthalte denselben; aber dann müssen sie auch zugeben, dass es verschiedene Stufen und Schleifungen dieser oft nur zu sehr obscuren Cammer gebe, und dass wir sonach immer nur relativ treffende Bilder erhalten. Hier der Hauptinhalt des Werkes: I. *Von der Welt und dem Menschen.* Diese ganze Darstellung ist auf die Principien der Einleitung — vom Absoluten und seiner Erkenntniss —, welche der Vf. seinem System der Idealphilosophie vorsetzte, gegründet, aber diese erhalten hier eine weitere Auseinandersetzung und Ausführung im Besonderen. Auf den Satz: „die Welt ist extensiv und intensiv; in der Extensität ist sie *schaffend* (Natur), in der Intensität ist sie *erkennend* (Geist); in und über beiden aber ist die Seele des Ganzen, die *Gottheit* (das Absolute)" — stützt sich des Vfs. ganze Lehre. Das Absolute oder Göttliche treibt mit den beiden Grundelementen — dem Extensiven und Intensiven — nach den verschiedenen sich ergebenden relativen Gleichheiten, Ungleichheiten und anderen Beziehungen das ewige Spiel des Lebens, und stellt sich bald als Natur und Geist, Welt und Wissenschaft dar, gebiert im Physischen Existenz, im Geistigen Wahrheit; dann Zeit, Raum, Qualität, u. s. w. Rec. macht hier gleich auf den Gedankengang des Vfs. aufmerksam, in welchem zuerst von zwey Grundelementen gesprochen wird, worauf erst vom Absoluten und von seinem Gebrauche jener Elemente die Rede ist. Darum ist ihm auch „das Spiel der Lebendigkeit des Absoluten eingeschlossen in die Schranken des Gleichgewichts der Elemente, denn dieses Gleichgewicht ist das Wesen der *Realität*, darum ist dieses Gleichgewicht das erste und das letzte, und es fallen dazwischen die Elemente, wie sie aus demselben hervor und in dasselbe zurückgehen." Absolute und Schranken? — wie kommen diese zusammen? woher rührt das Gleichgewicht der Elemente? — Nach diesen stellt der Vf. ein Schema der Lebendigkeit des Absoluten auf, das sich im Allgemeinen, als im Einzelnen, in Weltsphären, wie in Individuen derselben zeigt, nämlich: A. das erste und anfängliche Gleichgewicht der Elemente, a) die Herrschaft des extensiven, b) die Herrschaft des intensiven Princips, B. das wiederhergestellte Gleichgewicht." In der Zeit stellen diese 4 Momente vier Zeit- und Weltalter vor, im Raume zeigen sie sich A. als die unendliche bewusstlose mineralische Welt (Makrokosmus unserer Erdsphäre?); B. als die Welt des Mikrokosmus oder des Menschen, zwischen welche: a) die selbstlosen Organismen der Pflanzenwelt, und b) die selbstigen (sensibeln) Organismen der Thierwelt fallen. Dass die Gleichheit der Momente A und B keine absolute, sondern eine relative sey, wird mit Recht gesagt; aber dass sie deshalb ausser der Sphäre der Wissenschaft liegen sollen, ist nicht richtig. Nur das rein Absolute, sagt der Vf., ist über die Welt und Wissenschaft, aber die relativen Absolutheiten begreift diese so wie jene in sich; jedes der vier Momente, so wie es seine eigene Sphäre im Raume als Welt hat, so muss es in der Zeit seine eigene Sphäre der Wissenschaft haben; und sowie alle Momente zusammen Existenz haben, so müssen sie auch von der Wissenschaft erkannt werden. Die Unterscheidung dieser Momente ist scharfsinnig, sowie ihre Anwendung auf Zeit und Raum; aber wie unterscheiden sich die beiden Momente A und B, wenn in beiden das Gleichgewicht der Elemente da ist, wenn gleich dort anfänglich, hier wiederhergestellt? Es ist die nämliche Gleichheit, und also für sich nicht unterscheidbar. Ferner kann man fragen: wie geht die Trennung der beiden Elemente in den Zwischenmomenten a) und b) vor, die eigentlich durch nichts motivirt ist, und höchstens in der Erfahrung nachgewiesen werden kann? Der Vf. sagt irgendwo: dass durch ein plötzliches Abbrechen des Relativen das Absolute sich herstelle, soll nun umgekehrt durch ein plötzliches Abbrechen des Absoluten das Relative sich darstellen? Dieses Abbrechen, sowie der aus dem Alterthum geholte Abfall eines anderen Philosophen, als letzte Erklärungsgründe sind wahre Abgründe und Klüfte der Philosophieen, über die man nicht hinaus kann, und — durch einen plötzlichen Sprung oder Fall in Abgrund geräth. — Der Vf. sucht nun sein

Schema für unser Sonnensystem und die Erdsphäre darzustellen; Mineralreich und Menschheit sind die Pole dieser letzteren, sowie vegetatives und thierisches Leben aus den zwey Polen des Mineralreichs — dem extensiven und intensiven (der magnetischen Polarität) emporschiessen. Der vegetabilische Lebensprocess ist Entwickelung aus kohlengesäuertem Wasser, der animalische — Entwickelung aus azotischer Feuchtigkeit oder Fäulniss, jener ist extensiv, dieser intensiv; der mineralisch noch contractive Kohlenstoff wird im Pflanzenleben durch das Wechselspiel mit dem Licht expansiv, der zuerst expansive Stickstoff durch das Wechselspiel mit dem Sauerstoff der Luft contractiv u. s. w. Es ist in diesen durch tiefdringendes Denken hervorgehobenen Ansichten, so wie in dem, was von der Einwirkung der Sonne, der Erzeugung von Luft und Wasser gesagt wird, vieles Treffliche enthalten, und an mancher genialischen Combination wird der aufmerksame Leser ergötzt, obgleich er wieder Anderes anders geordnet und mehr begründet wünschen wird. So ist z. B. die Annahme der Repräsentanten der magnetischen Polarität, des Stick- und Kohlenstoffs nur nach den Vorgängen anderer Naturforscher aufgestellt, ohne weiteres anzugeben, wie eigentlich jene an sich todten Stoffe dazu kommen, sich zu solchen Repräsentationen zu erheben; ferner ist die Wechselwirkung der Sonne und Erdsphäre ganz richtig angegeben, aber es wird manches als schon fertig angenommen (z. B. §. 24), und dann daraus deducirt, so wie das Entgegensetzen und Ineinandergreifen von Licht und Sauerstoff und ihre alles beherrschende Einwirkungen nicht genug entwickelt, und in progressiver Ordnung dargestellt sind. — Der Vf. wendet sich §. 33, die animalische Vegetation übergehend, sogleich zum „höheren, pansibeln Systeme der Nerven, oder dem der Thierpflanze eingebornen Licht." — Dieses unterscheidet er nach dem Grundschema in extensives (Gemeingefühl und Bewegung), und intensives (das sensitive System der Sinne). Was von letzterem in Rücksicht seines Parallelismus mit den Erdqualitäten vorgebracht wird, ist zum Theil schon in früheren Schriften des Vfs. enthalten, aber hier weiter und sinnreich ausgeführt. Das Gemeingefühl und die Sinnesempfindungen (Sensationen) kommen im grossen Gehirne zusammen, reproduciren dort in Einheit die Welt, werden auf das Central- und Selbstgefühl des Ganzen bezogen. Dieses ist wieder extensiv als Einbildungskraft, intensiv als Verstand. S. 49 wird die Frage berührt: wie unseren Kenntnissen äussere Objecte entsprechen? zwar nicht als genau beantwortet, aber nicht unglücklich gedeutet. Zuletzt werden dann auf höchster Stufe in dem höheren und concentrirteren Organismus des Mikrokosmus — im kleinen Gehirne — die Wesenheit des Verstandes und der Einbildungskraft wiederholt, und in umfassender Totalität alles Lebendigen diese zur Phantasie, jener zur Vernunft gesteigert: und ein continuirlicher „Wechsel von Ein- und Untergehen der Sensationen und Aufsteigen der Gedanken, von Wissen und Wollen — als Bewufstseyn" — gebildet. Bis hieher geht des Vfs. Darstellung von der Welt und dem Menschen, welche als ein neuer und origineller Versuch die sich immer steigernde Folgenreihe der Gestalten des Universums, wie sie sich bis ins Innere des Mikrokosmus bilden, anschaulich zu machen schatzbar ist, und die, ihrer vielen tief gegriffenen Gedanken und viel umfassenden Ansichten wegen von jedem Forscher durchdacht zu werden verdient; obgleich man finden wird, dass des Vfs. vom Objectiven aus auf das Subjective regredirende Tendenz ihn zu sehr nur auf eine Seite hinleitet, wie sich aus der ferneren Anzeige ergeben wird. II. *Von der Philosophie und dem Studium derselben.* In diesem Abschnitte wird zuförderst dieser Satz aufgestellt: „Die Grenzen der Freyheit und Nothwendigkeit im Mikrokosmus sind ganz bestimmt diese: „*So weit die Lebendigkeit eine Weltsphäre in dem Menschen sich von aussen herein gegen den Mittelpunkt das Bewusstseyn) organisirt, so weit herrscht blinde Nothwendigkeit. In dem Mittelpunkte aber erlöscht der Zwang des Physischen, und die Richtung vom Mittelpunkte aus ist durchaus frey und um so freyer, je höher sie dem Mittelpunkte ist.*" *Gedanken* sind Producte der Freyheit der subjectiven Welt, *Empfindungen* Producte der Nothwendigkeit der sich an der objectiven brechenden subjectiven Welt. Hier setzt sich der Vf. in einen Kreis von Gegensätzen in dem er zwar frey schaltet, *über* den er aber nicht herrscht. Er zeigt die nothwendige Contiguität der subjectiven mit der objectiven Welt, aber die höhere Welt der Ideen, aus welcher die Gedanken in die subjective Welt sich erst bilden, berührt er nur. Freyheit und Nothwendigkeit sind schon untergeordnete Stufen jener höheren Welt. Es heisst zwar §. 56: „Das höchste Gedankenspiel, das in der Universalität seine Wahrheit hat, ist zwar in jeder Hinsicht seinem Ursprunge nach *absolut*, und bildet in seinem *Kreise* völlig frey;" — (hier berührt der Vf. die höhere Welt sinkt jedoch wieder in die niedere herunter. Auf jenes „zwar" sollte nun ein „aber" folgen, allein sonderbar abbrechend kommen gleich die Worte:) — „wo die physische Anlage selbst die höchste Vollendung erreicht." Diese soll nun wohl im Gehirne oder im aufseren Handeln oder wo? seyn? — Was weiter folgt, zeigt deutlich die Tendenz des Vfs. an, die sich schon im vorigen Abschnitt ankündigte, mehr von aussen nach innen, von der Peripherie der objectiven Welt ins Centrum der subjectiven zu dringen, vom Relativen zum Absoluten zu kommen, statt dass es von diesem, als dem Höchsten, aus dem alle Ideen Gedanken, gleich als aus einem ewigen Urquell fliessen ausgehen, und alles umfassend alles beherrschen sollte. Dieserhalb ist jedoch die organisirende Darstellung des Vfs. in seinem Kreise nicht zu verachten, und wir wollen sie noch weiter verfolgen, um ihr Ganzes kennen zu lernen. „Setzt man die Herrschaft der Freyheit in eine Individualität, so sind die Gedanken welche aus ihrem Inneren emporsteigen, entweder begleitet von angemessenen Productionen der nothwendigen Richtung, das Individuum ist *Genie*, und sein Wirken *Kunst*; — oder die freye Richtung bleibt iso

lirt, und organisirt ihr Gedankenspiel auf der höchsten Stufe selbstständig fort. Allerdings gehen in dieses Spiel (immer Spiel!) auch die niederen Stufen ein (man sieht hier wieder das Abfallen), welche ihm das Einzelne und Gemeinsame liefern, indess die höchste Stufe bloss das Universelle hinzufügt (diese muss also vor jenen schon da seyn, wie sollte sich Einzelnes sonst und Gemeinsames bilden?); aber sie gehen nicht mit unverletzter Selbstständigkeit ein, sondern sie dienen der Freyheit, welche ihr Gedankenspiel unabhängig zu organisiren versucht. Eine solche mehr oder minder gelungene Organisation des Ideenspiels, das durch Freyheit und Universalität sich zur Nachbildung der objectiven zu organisiren versucht, ist Wissenschaft, und zugleich die universellste oder vielmehr einzige Wissenschaft — *Philosophie.*" So wenig sicher, und zwischen Entgegengesetzten schwebend diese Darstellung ist, die nur vom Versuchen und von besserm oder schlechterm Gelingen spricht: so unsicher und schwankend muss hiernach Wissenschaft und Philosophie ausfallen. Hier ist Rec. mit dem Vf. nicht übereinstimmend; was wirklich Wissenschaft — Philosophie seyn soll, darf kein mehr oder minder gelungener Versuch seyn, sie muss wie das Höchste und ewig Bleibende, von dem sie ausgeht, eben so fest bleibend seyn und von der höchsten alles umfassenden Gesetzmässigkeit. Da es nun um die Wissenschaft oder Philosophie eine so unsichere Sache ist, so spielt der Vf. das Ganze seiner Ansicht auf eine andere Seite hinüber, und stellt als das Höchste der Wissenschaft — die Weisheit dar. „Diese entsteht, wenn jedes Product der Erkenntniss aus einem inneren und nothwendigen Drange der Subjectivität seine Isolirtheit (Selbstständigkeit?) verliert, und in die Anschauung des Objectiven oder der Welt übergeht." — Weiter heisst es: „Da diese Anschauung im Allgemeinen also *Sinn* ist, der individuelle Kreis der Weltanschauung aber das *Leben* genannt wird: so erhöht in solchen Gemüthern die Wissenschaft den Sinn für das Leben und die Wissenden heissen *Weise.*" Worin eigentlich dieser Sinn für die Welt und das Leben bestehe, wird hier noch nicht gesagt; späterhin kommt erst der Vf. darauf, es in einer Anmerkung klar zu machen. Als der Weisheit untergeordnete Stufen der Wissenschaft werden dann Speculation, Reflexion und empirische Kenntniss, und wie sie sich zu einander verhalten, dargestellt. Speculation nimmt der Vf. für blosse Abstraction, und legt sie, als solche, *Schellings* Ansichten unter, über welche dann ein verdammendes Urtheil unter verschiedenen Formen gefällt wird. Aber offenbar ist *Schellings* Sinn verfehlt, und der Vf. versündigt sich stark an ihm, wozu ihn vielleicht andere Beziehungen verleitet haben. Jener geht vom Höchsten, der intellectuellen Anschauung, als reiner Absolutheit ohne alle andere Bestimmung aus, und die Speculation ist, (wenn Rec. nicht irrt) das organische Handeln, womit jene sich divergirend aufs Gemeinsame, Besondere und Einzelne verbreitet, und sich entweder ins ideale Leben als Wissenschaft, oder ins reale als Weisheit bildet. — Was der Vf. vom Wissen als aufgehobener Harmonie der Welt und der Menschheit sagt, versteht Rec. nicht, oder wenn er es versteht, so widerspricht sich der Vf.; denn wenn das wahre Wissen „ein Entsprechen des Subjectiven und Objectiven" ist, wie reimt sich hiemit die aufgehobene Harmonie? Fast ein Gleiches gilt, was er von der Kunst, als Zeugniss der verlornen Humanität sagt. — Die Lehren, welche dem sich der Philosophie widmenden Jünglinge gegeben werden, sind sehr gut und achtungswerth; auch was von den Studien der Theologie und Jurisprudenz gesagt wird, ist schon nach des Vfs. Ansichten, und consequent nach seinem anfänglich gegebenen Schema durchgeführt. Die Theologie wird als Erkenntniss von der Sünde und der Entsündigung des Menschengeschlechts, Jurisprudenz und Medicin als die Erkenntniss der zwey Folgen der Sünde — Recht (und Zurechtweisung), Krankheit (und Heilung) dargestellt, und von beiden ersteren eine kurze Entwickelung gegeben. Ausführlicher wird gehandelt: III. *Von der Medicin und dem medicinischen Studium.* Die Medicin als Wissenschaft ging jederzeit mit der Philosophie gleichen Schritt, und die Philosophen beschäftigten sich auch gern mit ihr, indem in ihrem Gebiete das freye Schalten und Walten des Geistes erlaubt ist, was in denen der Theologie und Jurisprudenz oft nur zu sehr durch entgegengesetzte menschliche Einflüsse gehindert wird. — Die Heilkunst bestimmt der Vf. als „die Fertigkeit, für die inneren Differenzen (Störungen) des Organismus angemessene Differenzen (Qualitäten) äusserer Stoffe zu finden und zweckmässig anzuwenden." — Diess ist eine sehr niedere Ansicht der Heilkunst, die mehr auf mechanische Empirie und Routine hinführt, als auf Kunst. Zuförderst hätte die Idee der Kunst überhaupt dargestellt, und dann das Besondere der heilenden Kunst aus ihr abgeleitet werden sollen. Nach dem gegebenen unwürdigen Begriff wäre der Quacksalber, der für diese oder jene Differenz des Organismus ein Mittelchen in Bereitschaft hält, eben so Künstler, als derjenige, der nach wohlüberlegtem Plane, unter treffender Anordnung, nach bestimmten Zeiträumen, in einem zusammenstimmenden Cyklus die äusseren Einflüsse auf die inneren Störungen einzuwirken bestimmt, und dadurch das gehobene Gleichgewicht wieder herstellt. Was S. 134 und 135 über Beobachtung und Combination und über praktischen Sinn gesagt wird, hat die Beystimmung des Rec.; aber sehr naiv kommt es heraus, wenn der Vf., selbst nicht Arzt, also mit des Arztes Thun nicht hinlänglich bekannt, im Beobachten und Heilungsverfahren, auf die „entschiedenste Skepsis" hinweisst, und sich ihr zu ergeben anräth. Eine sichere Erkenntniss sey dem Arzte nicht beschieden, und selbst die Philosophie helfe ihm nur das Einzelne im Ganzen zu schauen, ihm das Bewusstseyn über sein Handeln zu geben, u. s. w. Wenns so wäre, so würde es freylich nicht der Mühe werth seyn, sich mit der Philosophie zu beschäftigen, denn das nämliche kann ohne Philosophie ein klarer und richtiger Verstand thun. Aber wer soll den Arzt das Ganze im Einzelnen, die vielfachen Beziehungen beider auf einander, ihre Störungen, ihr

Gleichgewicht zu schauen lehren? — Diess muss die Wissenschaft thun, welche aber nicht bloss schauend, sondern ideell producirend, und die Kunst thun, welche reell producirend ist. Das Talent wird zu beiden geboren, aber eine freye Selbstthätigkeit entwickelt erst beide in herrlichen Schöpfungen. In dem, was von der Physiologie und Anatomie gesagt wird, hat der Vf., wenn er für die Sache der Empirie spricht ganz recht, und sehr der Aufmerksamkeit werth ist, was er S. 148 vom Lichte sagt; allein mit der Empirie wird man ewig nie auskommen, nie etwas Ganzes und Rechtes lernen, und unser Vf. gesteht es S. 149 selbst zu, wenn er von der *Idee* sagt, mit welcher als einer Frucht der philosophischen Weltansicht der medicinische Zögling das Studium der Krankheiten *beginnen* soll. Treffend deshalb wird S. 161 gesagt: „Dieses Ziel der Wissenschaft (die welthistorische Ansicht der Dinge) muss dem Jüngling, der für sie leben will, bekannt seyn, damit er nicht sein Daseyn lebenlos verbringe. Für die Philosophie mag ferner der Jüngling einen Reichthum an Kenntnissen sich erwerben, *über* den er aber herrschen soll, damit sein Geist die lebendige Ansicht des Weltalls in vielfacher Richtung spiegeln möge.“ — Noch wollen wir eine oder die andere Schattenseite des Werkes seinem Urheber freundlich weisen. Nicht selten ist die Sprache zu verblümt, z. B. gleich von Anfang: „Alle Zeiten wälzen mit Ungestüme ihre Tonne;“ die Genialität, die gleichsam wie ein angeborner Rheumatismus, bey Virtuosen sich auf ein besonderes Organ (Auge oder Ohr) *setzt* u. dgl. In der geistigen Behandlungsweise findet Rec., dass wenn der Vf. im schönsten Steigen der Anschauung und Darstellung ist, er oft schnell wieder davon abläfst, und auf anderes Niederes übergeht. Endlich kann Rec. und mit ihm gewifs jeder Rechtgesinnte das öfter vorkommende Streiten mit *Schelling* und das Polemisiren gegen dessen Lehre nicht billigen. Die Wahrheit, auf welcher Seite sie stehe, wird bleiben, und keine feindlichen Angriffe, zumal wenn sie ins Individuelle gehen, werden je etwas über sie vermögen. W. A. S.

Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Wahrnehmungen über den gesunkenen Menschenwerth.* 1804. 400 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wer auch der Verfasser dieser, mit ungemeiner Wärme für das Wohl der Menschheit geschriebenen, Schrift seyn mag, seine Absicht verdient den lautesten Beyfall. In einer nichts weniger als modischen, aber desto kräftigeren, Schreibart schildert er die Hauptgebrechen des Zeitalters, bringt sie auf die verfeinerte Wollust, als ihre Quelle, zurück, und kennt keinen anderen Ursprung der physischen Übel, unter welchen seine Zeitgenossen seufzen, — als das Übermafs ihrer sittlichen Ausartung. Auf eine schauervolle, aber, leider, nur allzuwahre Darstellung von der frühen Antastung, und nachherigen Verschwendung der kostbarsten Lebenssäfte, von der Schamlosigkeit, womit sogar dieser Selbstmord an seinen edelsten Kräften ausgeübt wird, von der entehrenden Sklaverey, in welche das männliche Geschlecht sich durch seinen entmannten Charakter und seine zügellosen Begierden dem weiblichen schon lange her hingegeben hat, — folgen einige sehr gut gemeinte Vorschläge, wie dem eingerissenen Verderben gesteuert werden konnte. Aufser den gewöhnlichen, und von einer sorgsamern Erziehung zu erwartenden, Vorkehrungen gegen dasselbe, gefällt es dem Verfasser, auch noch polizeyliche Zwangsmittel zu dem Ende zu empfehlen; und der ehrliche Mann hat es gar keinen Hehl, dafs unseren Staaten in der Folge mit einem gröfseren oder kleineren Haufen entnervter Bürger und wahrer Invaliden der Natur, nur sehr schlecht gedient seyn werde, wenn dieselben ihre oberherrliche Macht eher auf alles andere, als auf die Hinwegräumung solcher Übel verwenden, wodurch die Gesellschaft schon in ihren Keimen vergiftet, und der bürgerliche Wohlstand selbst, für Siechlinge, dergleichen ihre Glieder zuletzt werden müssen, ungeniefsbar gemacht wird. Der gesunkene Werth *des Lebens*, wie es jetzt ist, und von Millionen Menschen, als dürftiger Rest früh erschöpfter Kräfte, armselig hingeschleppt wird, beschäftigte sonach den Vf. mehr, als das, was der Titel vermuthen läfst; indem der gesunkene *Menschenwerth*, welchen dieser ankündiget, vermöge des herrschenden Sprachgebrauchs, wohl von den meisten für einen hohen Grad *der Nichtachtung des Menschen*, und *für eine allgemeine Misskennung seiner Rechte sowohl als Vorzüge*, genommen werden dürfte. An den gehäuften Stellen aus anderen Schriftstellern, welche der Vf. ausführlich einschaltet, stiess sich Rec. so gar nicht, dafs vielmehr die Lesung der Schrift, durch die gewähltesten Kernsprüche aus *Luthern* u. s. w., *für ihn* noch anziehender wurde. Es ist keine Compilation; sondern fühlbarer Drang des guten Willens, der zu einer versuchten Radicalkur auch die Mitwirkung anderer, und zwar der bedeutendsten Männer, nicht verabsäumen zu dürfen glaubte. P. P. M.

KLEINE SCHRIFTEN.

Vermischte Schriften. *Stuttgardt*, ohne Namen des Verlegers: *Paragraphen über die Verschönerung des Menschen durch den Menschen*, von *Friedrich Streim*. 1803. 22 S. 8. (1 gr.) Da der Vf., wie aus §. 21 erhellet, kein Gelehrter ist, und er hier auch Misstrauen in seine Arbeit setzt, so wollen wir es ihm zwar für diesmal zu Gute halten, dafs er sich den Autorkitzel stechen liefs, und ihn befriedigte, ohne einmal correct schreiben zu können; aber für die Zukunft rathen wir ihm doch an seinen §. 21 vorher zu denken, und auf die dort gestellte Frage sich zu verantworten: „Ja, ich habe mich lächerlich gemacht.“ — Sein Verschönerungsplan besteht, nach einer langen Jeremiade in den schmutzigsten Ausdrücken über die Laster dieser Welt, darin, dafs in den Consistorien Ärzte sitzen sollen, welche alle kranken und unfähigen Eheluftige abzuweisen, und ihnen das Heyrathen zu verbiethen haben. Von Rechts wegen! — Noch eins! Der Vf. hat S. 22 die grosse Entdeckung gemacht, dafs der Ehebruch ein dem Menschen und keiner sonstigen Thiergattung eigenes Laster sey!

V — b.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 JULIUS, 1806.

MATHEMATIK.

Berlin, b. d. Vf. u. in Comm. b. Lange: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1807, nebst einer Sammlung der neuesten in die astronomischen Wissenschaften einschlagenden Abhandlungen und Nachrichten*, berechnet und herausgegeben von *J. E. Bode*, Astronom und Mitglied der Akademie d. W. 268 S. gr. 8. Mit 2 Kupfertafeln.

In dem J. 1807 ereignen sich 2 Sonnen- und 2 Mondesfinsternisse, wovon aber nur die Sonnenfinsternifs den 20 Nov. bey uns sichtbar seyn wird. Auf dem atlantischen Meere und im nördlichen Afrika erscheint sie central, ohne Dauer. Der Anfang für Berlin ist um 12 Uhr 4′, das Ende 1 U. 48′ und die Gröfse derselben 2 Z. 48′ angegeben. P. *Kautsch* hat diese Momente für die bedeutendsten Städte Europas nach S. 83 berechnet. — Die *astronomischen Beobachtungen auf der K. Sternwarte zu Berlin*, angestellt im J. 1803, betreffen zum Theil die Berichtigung der Instrumente auf der renovirten Sternwarte, theils Beobachtungen der Planeten mit Fixsternen, am Mittagsfernrohre und Mauerquadranten, ferner Beobachtungen des culminirenden Mondes, Occultationen der Fixsterne, die Sonnenfinsternifs vom 17 August, Verfinsterungen der Jupiterstrabanten, und endlich Bemerkungen über die Erscheinungen des Saturnusringes, des Algols und der Mira. S. 100 stellt Hr. *Bode* Tafeln für den heliocentrischen Lauf der Ceres auf, die er nach den angegebenen Elementen des Hn. *Gaufs* berechnet hat. Zur Probe über diese Tafeln ist ein Rechnungsbeyspiel von der durch *Oriani* beobachteten Opposition der Ceres 1803 und ein anderes nach Hn. *Gaufs* angehängt, welche eine schöne Übereinstimmung zeigen.

Unter den fremden Auffätzen stehen zuerst, *Versuche über die Umdrehung der Erde*, von Hn. Dr. *Benzenberg:* eine kleine für Physiker interessante Abhandlung, worin die Resultate seiner Versuche auf dem Michaelisthurm zu Hamburg bey einer Fallhöhe von 235 F. auf 4 Lin. östliche, und 1½ Lin. südliche Abweichung, wovon erstere mit der Theorie übereinstimmt, letztere aber eine Anomalie zu seyn scheint, aufgeführt, und seine noch anzustellenden Versuche angedeutet werden. Bekanntlich hat der Vf. ein eigenes Werk hierüber herausgegeben. — *Bemerkungen über den Bau des Himmels*, von Hn. Dr. *Herschel*, eine Fortsetzung seiner Kataloge der Nebelflecke, welche deren 500 enthält. Hr. H. handelt zuerst von den *isolirten* Sternen, und versteht darunter solche, die wegen ihrer aufserordentlichen Entfernung eine äufserst geringe Wirkung auf einander haben, und füglich als Mittelpunkte eigener Sonnensysteme angesehen werden können. Wenn z. B. die jährliche Parallaxe der Erdbahn für den *Sirius* von 1″ wäre, so würde *Sirius* und unsere Sonne, an und für sich genommen, erst in 33,000000 Jahren zusammenfallen, und wären demnach *isolirte* Gestirne. Zweytens von *Doppelsternen*, oder zwey ganz nahen Sternen, die durch gegenseitige Anziehung verbunden, von allen übrigen Sternen aber durch unermefsliche Entfernungen isolirt, ein eigenes unabhängiges System bilden. Scheinbar nahe, aber weit hinter einander stehende Sterne wären sonach nicht Doppelsterne. Hr. H. versinnlicht die Bewegung solcher Doppelsterne um einen gemeinschaftlichen Schwerpunkt, oder Mittelpunkt der Bewegung, durch einige Fälle in besonderen Figuren Taf. II, und will zwischen der Construction eines Sonnen- und eines Fixsternsystems einen wesentlichen Unterschied darin finden; dafs bey Fixsternsystemen jener Mittelpunkt ein leerer Punkt, bey Sonnensystemen aber ein Körper sey, der die zugehörigen planetarischen Körper zusammenhalte. Im Grunde sind die Gesetze der Bewegung durch Attraction einerley, und auch bey Sonnensystemen kann der Mittelpunkt in den leeren Raum fallen. Hr. H. zeigt in der Folge, dafs isolirte Sterne von gleicher Gröfse und Entfernung von uns, die also wenigstens soweit als Sirius von der Sonne, von einander entfernt seyn müssen, nicht als eigentliche Doppelsterne der *ersten* Klasse erscheinen könnten; da sie, um in einem Abstande von 5″ von einander gesehen zu werden, wenigstens um 41253 Siriusabstände hinaus entfernt seyn müssen; indefs sie selbst der 40 füfsige Reflector unter gleichen Umständen nicht zeigen würde, wenn ihr scheinbarer Abstand nicht wenigstens 2½″ betrüge. Sollten sie demnach noch von beträchtlicher Gröfse erscheinen, so kann ihr wirklicher Abstand nicht sehr grofs seyn, und isolirte Sterne von gleicher Entfernung von uns können nicht als eigentliche Doppelsterne gesehen werden. Die Zufälligkeit der Stellung giebt keinen befriedigenden Aufschlufs über das so häufige Phänomen der Doppelsterne, und ihre Existenz mufs einem allgemeinen tieferen Naturgesetze zugeschrieben werden; welches Hr. H. in die Verbindung zweyer Sterne durch Gravitation zu einem Systeme setzt. Auch will er in der Folge durch eine Reihe von Beobachtungen über die Doppelsterne zeigen, dafs bey vielen derselben die einzelnen Sterne ihre gegenseitigen Stellungen auf eine Weise verändert haben, die einen periodischen Umlauf

um einander zu erkennen giebt, und dafs einige fich vorwärts bewegen, während andere zurückgehen. Und da unfere Sonne kein Doppelftern von einem anderen fey: fo müffe die eigenthümliche Bewegung unfers Sonnenfyftems, als folchen, durch die Störung benachbarter Sternenfyfteme von eigenthümlicher Bewegung erklärt werden. Hierauf trägt Hr. *H.* drittens einige Combinationsfälle von 2, 3, 4 und mehreren Fixfternen mit einander vor, unter welchen fie, zu befonderen Syftemen verbunden, fich bewegen können. Von den vielfachen Sternfyftemen geht er zu der Milchftrafse über, und bemerkt, dafs die in derfelben fehr ungleich ausgetheilten Sterne in abgefonderte Haufen zufammengeordnet feyen, die gegen die Mitte heller, alfo gedrängter, als gegen die verwafchenen Ränder find. Z. B. zwifchen β und γ des Schwanes haufen fich die Sterne nach zwey verfchiedenen Richtungen, und in einem Raume von 5° Breite dafelbft können leicht mehr als 331000, alfo in jeder der beiden grofsen Abtheilungen wohl 165000 Sterne vorhanden feyn. Fünftens von den *Sterngruppen* oder Sammlungen faft gleichförmig ausgeftreuter Sterne in engerem Raume, von verfchiedener Figur, ohne fich nach der Mitte zu concentriren, und abgefondert genug, um ein eigenes Syftem zu bilden. Sechftens von den *gedrängten Sternhaufen.* Hr. *H.* fieht fie für die prachtvolleften Gegenftände am Himmel an; fie find meiftens rund, nehmen nach der Mitte an Dichtheit zu, und weifen auf ein Syftem von Sternen hin, die fich um einen Centralkörper, oder um einen leeren Mittelpunkt bewegen. Siebentens von den *Nebelflecken.* Sie laffen fich leicht in die vorerwähnten Gattungen auflöfen, und können nur durch Inftrumente von ftarker, Raumdurchdringender Kraft gefehen werden. Gefetzt ein folcher Fleck beftehet aus 50000 Sternen, fo dringt fein 40 füfsiger Reflector auf eine 300000 mal gröfsere Weite, als die des Sirius vor; und da das Licht des Sirius leicht 6 Jahre 4½ Monat zu uns zu kommen bedarf, fo müffen die Strahlen von einem folchen Nebelflecke fchon vor beynahe 2 Millionen Jahren ausgegangen feyn. Achtens von *Sternnebeln*, oder von Sternhaufen, deren Licht wegen ihrer enormen Entfernung fo concentrirt ift, dafs die ganze Erfcheinung gleichfam ein klettenartiges Anfehen gewinnt. Was Nr. 9. 10. 11 und 12 von den milchfarbigen Nebeln, von den Nebelfternen, planetarifchen Nebeln, und planetarifchen Nebelflecken mit glänzendem Mittelpunkte gefagt wird, leidet keinen Auszug. S. 152. *Über die Stoffe im Weltraume und eine Wahrnehmung am Saturn* vom Hn. Erblandmarfchal v. *Hahn* zu Remplin. Der Vf. denkt fich den Raum mit feinen Stoffen erfüllt, und die Natur nicht blofs als ein mechanifches, fondern auch als chemifches Kunftwerk, in welchem beftändig Zerfetzungen der feinften ätherifchen Materien vorgehen. Befonders rechnet er hierher die Menge des aus den Geftirnen ausftrömenden Lichtes, welches auf den planetarifchen Körpern die Organifation bewirkt, und die feinen Stoffe im Weltraume zerlegt. Das Zodiakallicht, welches mit der Sonnenatmofphäre, die fich nach *La Place* nicht bis zur Bahn des Merkurs erftrecken kann, nicht verwechfelt werden darf, und die Photofphären der Geftirne fcheinen diefe Behauptung zu beftätigen. Nur durch diefe zu bewirkende Zerfetzung im Weltraume laffe fich ein Grund angeben, warum die Sterne eine fo grofse Menge Lichtes umherfenden, wovon die planetarifchen Körper einen fo geringen Theil erhalten. Das Zodiakallicht fey eine der wichtigften chemifchen Operationen in der Natur, und verdiene daher befonders bey totalen Sonnenfinfterniffen forgfältiger beobachtet zu werden. Durch jene Zerfetzungen im Weltraume keimen im Schoofe der Natur Entwürfe, welche auszubilden die Heere der Fixfterne herbeyeilen. — Hr. v. *Hahn* bemerkte am 3 May 1804 den Saturnusring befonders gegen die Spitzen von hellweifer, blaulichter, die Saturnfcheibe aber von gelblicher Farbe, und wirft die Frage auf, ob der fcharfe Rand des Ringes vielleicht das Sonnenlicht ftärker reflectire, oder phosphorefcire, oder ob der Unterfchied von der Atmofphäre der Saturnuskugel herrühre. — *Bemerkungen über eine Art Queckfilber-Horizont zu Spiegelfextanten*, vom Hn. Can. *David* in Prag mitgetheilt. Hr. v. *Schönau* wählte wegen Schwierigkeiten bey feinen Öl- und Glashorizonten, Queckfilber, und um diefem mehr Haltbarkeit zu geben, gofs er daffelbe in eine nach unten runde kupferne Schaale, die man auf einen Zoll hohen Ring ftellt. Durch die anfangende Amalgamation des Kupfers verliert das Queckfilber einen Theil feiner grofsen Beweglichkeit; bey hinreichend zugegoffenem Queckfilber wird der entftehende Schmutz mit feinem Leder abgewifcht. Eine Schaale von 5 Zoll Durchmeffer, und 4 Lin. Vertiefung dient ohne Bedeckung bey ruhiger Atmofphäre, eine kleine von 4 Zoll Durchmeffer und 2 Lin. Tiefe, unter dem Dache von Frauenglafe bey mäfsigem Luftzuge. Die Vorzüge diefes Horizontes follen darin beftehen, dafs man mittelft deffelben die Sonnenränder fehr fcharf begrenzt fieht, die Sterne dritter Gröfse noch damit beobachten, und die unficheren Glashorizonte prüfen könne. *Nachtrag zu den Unterfuchungen über den Merkurs-Durchmeffer, und Unterfuchungen über den Durchmeffer der Venus aus ältern und neuern Beobachtungen der Venus*, vom Hn. Prof. *Wurm* in Blaubeuren. Schon im Jahrbuche für 1803 hatte Hr. *W.* theils aus mikrometrifchen Meffungen, theils aus den Ein- und Austrittszeiten bey den Durchgängen durch die Sonnenfcheibe den mittleren Durchmeffer des Merkurs auf 6, 01″ gefetzt, und liefert hier Nachträge aus früheren Meffungen und Beobachtungen, und vom letzteren Durchgange im J. 1802; wodurch daffelbe Refultat fehr fchön beftätigt wird. Hieraus folgt, dafs die wahre Gröfse des Merkur bisher gemeiniglich zu grofs angenommen worden ift. Bey der mittlern Sonnenparallaxe 8, 7″ fteht das Verhältnifs des Erd- und Merkurs-Durchmeffer wie 1:0.119302 und der kubifche Inhalt = 24.26744:1. Im II Supplementbande zum aftronomifchen Jahrbuch hatte Hr. *W.* ähnliche Berechnungen des mittleren fcheinbaren Venus-Durchmeffers meiftens aus neueren Beobachtungen angeftellt. Er liefert nun einige Nach-

träge aus älteren Bestimmungen, und zwar zuerst aus mikrometrischen Messungen in- und ausserhalb der Sonnenscheibe von *Hortensius* bis auf *Herschel*, und von *Horoccius* bis auf *Cassini de Thury*, ohne vorläufig die mittlere Grosse festzusetzen, bis die Resultate aus den Ein- und Austrittszeiten bey Durchgängen und Bedeckungen nachgeholt seyn werden. *Jupiterstrabanten, Verfinsterungen, Sternbedeckungen, Sonnenfinsternisse und Gegenscheine des Mars, Saturns, Jupiters, Uranus, Pallas und Ceres* im Jahre 1803 auf der K. *Prager* Sternwarte angestellt, vom Hn. Pr. und Can. *David* und Hn. Adj. *Bittner*. Weil das Kreismikrometer bey der Beobachtung der Declination der Pallas Schwierigkeiten veranlafste, so bediente man sich in der Folge der Bradleyschen Route. *Beobachtungen der Sonnenfinsternifs vom 16 August* 1803, *und* 11 *Februar* 1804, *Fixsternbedeckungen*, etc. vom Hn. Coll. Rath *Schubert* in Petersburg. Die Polhöhe von *Polotzk* ist 55° 28′, 55″, 7 gefunden worden. *Einige astronomisch-physische Beobachtungen*, vom Hn. Hofr. und Prof. *Huth* in Frankfurt a. d. O. Sie betreffen meistens die Lichtveränderungen der Oberflächen und Flecken am Monde, Jupiter und Saturn, dessen Applattung Hr. H. viel geringer als Hr. *Herschel* findet. Ferner Beobachtungen an Doppelsternen und Nebelflecken, wobey die Reflectoren bessere Dienste leisteten als die Achromaten; bey lichtvollen Objecten sollten dagegen die Achromaten desto mehr vergröfsert und vervollkommnet werden. Die Beobachtungen der Sonnenflecken gaben Veranlassung zu der Hypothese zurückzukehren, dafs sie gebirgartige Ungleichheiten des Sonnenkörpers selbst seyen, die durch innere Processe desselben und die Flugkraft bewirkt würden. Hr. *Huth* hält die Gründe für das Daseyn einer Atmosphäre und Photosphäre nicht für überzeugend. S. 199. *Beyträge zur Vervollständigung und Berichtigung der Sternverzeichnisse und astronomischen Beobachtungen*, vom Hn. Past. *Fritsch* zu Quedlinburg. Sie enthalten Ascensionen und Declinationen von Sternen im Steinbock, Wassermann, Höhen, Erldane, Orion und Einhorn; die Methode dieser Bestimmungen ist aber nicht angegeben. Die Beobachtungen betreffen Sonnen- und Mondfinsternisse und Bedeckungen von Fixsternen. *Beobachtungen der beiden Sonnenfinsternisse vom 17 August* 1803 *und* 11 *Febr.* 1804 *nebst daraus berechneter wahren Conjunction* auf der Sternwarte des akad. Gymnasiums zu Mitau angestellt, vom Hn. Prof. *Beitler*. Auch hier wurde die grosse Sonnenfinsternis wegen des wolkigen Himmels nur unvollständig beobachtet. *Nachricht von der Petersburger Sternwarte*, vom Hn. Adjunct. *Wiesniewsky* aus verschiedenen Briefen desselben. Der Freund der Wissenschaft ersieht daraus mit Vergnügen, dafs die Petersburger Sternwarte mit einer Menge guter Teleskope, unter welchen ein Achromat von 18 Fufs, Compensationsuhren, Passageinstrumenten, Sextanten und Quadranten, worunter ein 8füfsiger Mauerquadrant von *Bird*, versehen ist, wozu noch ein 20 füfsiger Herschelscher Reflector kommen wird, und freut sich über die grofsen und kostbaren Anstalten dieses Staates für fortschreitende Cultur. *Beobachtungen der Pallas im August, September und October* 1803, *und im May, Jun. und Jul.* 1804, *nebst Bedeckung der Plejaden den* 31 *Oct.* 1803, von Hn. Dr. *Olbers* in Bremen. Ascensionen und Declinationen der Pallas, woraus Hr. Dr. *Gaufs* die elliptischen Elemente dieses Planeten verbessert hat. Es wird immer wahrscheinlicher, dafs Ceres und Pallas einerley Umlaufszeiten haben. Dr. *Herschel* hat an Hn. Prof. *Bode* eine Abhandlung über die Lage von Doppelsternen übersendet, durch welche *C. Maiers* Fixsterntrabanten gewissermafsen bestätigt werden. *Über den wahren und scheinbaren Lauf der Ceres und Pallas, und deren Verbindung mit einander*, vom Hn. Prof. *Bode*. Da es wahrscheinlich ist, dafs diese beiden Planeten einerley Umlaufszeiten von 1681, 7 Tagen bey sehr verschiedenen Neigungen haben: so werden beide immer verschwistert neben einander bleiben; und können so wenig von der Erde als von der Sonne aus mit einander in Opposition erscheinen. Hr. Prof. *Bode* stellt die Laufbahnen beider Planeten von 1803 bis 1807 nach einzelnen Monaten in drey Figuren dar. Die erste zeigt die heliocentrische Bewegung derselben, die zweyte den scheinbaren relativen Lauf der Pallas um und gegen die Ceres aus der Sonne gesehen von 6 zu 6 Monaten. Den 25 Nov. 1806 geht die Pallas die Ceres um 45000 Erdhalbmesser am nächsten ostwärts vorbey. Die dritte Figur endlich zeigt die sonderbar gekrümmte Gestalt der unverändert bleibenden scheinbaren Bahn der Pallas am Himmel aus der Ceres betrachtet. S. 222. *Auszüge aus einigen Briefen des* Hn. Dr. *Piazzi in Palermo und über dessen neues Sternverzeichnifs*, von Hn. Prof. *Bode*. Einige Bemerkungen des ersteren über die Verbesserungen seines Sternverzeichnisses, und eine Nachricht des letzteren über den Gehalt jenes Sternkatalogs. *Einige astronomische Beobachtungen und Nachrichten*, von Hn. *La Lande* in Paris, aus verschiedenen Briefen desselben. Auch in Paris verbinderte die Witterung die Beobachtung der grossen Sonnenfinsternis. *Entdeckung, Beobachtungen und Berechnung der Bahn des Cometen vom J.* 1804, von Hn. Dr. *Olbers*. Hr. O. entdeckte diesen Cometen den 12 März 1804 zwischen dem Bootes und der Jungfrau; ein deutlicher Kern konnte bey demselben nicht unterschieden werden, noch eine Spur von einem Schweife. Der Durchmesser des sichtbaren Nebels mochte ohngefähr 6 Halbmesser unserer Erde betragen. S. 233. Hn. Dr. *Herschels Bemerkungen über das grofse Sternverzeichnifs des* Hn. Prof. *Bode*, worüber sich aber noch manche Gegenbemerkungen machen liefsen. S. 244. *Entdeckung eines neuen Wandelsternes*, vom Hn. Insp. *Harding* zu Lilienthal bey Bremen. Hr. H. nahm diesen Wandelstern zuerst den 1 Sept. 1804 im Sternbilde der Fische als einen Stern achter Gröfse wahr. Damit steht in Verbindung *die Beobachtung eben dieses Wandelsterns*, vom Hn. Dr. *Olbers* in Bremen. Ascensionen und Declinationen vom 5 – 10 Sept. Hr. O. hält es für wahrscheinlich, dafs dieser neue Planet mit der Ceres und Pallas zusammengehöre, oder doch ehemals verbunden gewesen sey. Alle drey befanden sich zu dieser Zeit in derselben Himmelsgegend. S. 247. *Astro-*

nomische Preisaufgaben der K. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Sie betreffen die Bestimmung der Schiefe der Ekliptik und dahin gehörige Punkte, besonders die störenden Kräfte. *Verschiedene astronomische Nachrichten und Beobachtungen.* Hr. Director *Poczebut* in Wilna zeigt, dass der Zodiak von Denderach nicht über 550 Jahre der christlichen Zeitrechnung hinabsteigt. Fig. 10. Taf. II. ist die richtige gegenseitige Stellung des Doppelsterns *Mizar* mit dem benachbarten *Alcor* und einem südlichen kleinen Sterne entworfen. *Beobachtungen der Plejaden*, von Hn. *Kayser* und Hn. *Moll* in Amsterdam. Zu Wien wurde das Ende der Sonnenfinsterniss vom 11 Febr. 1804 um 2 U. 21′ 44″ w. Z. beobachtet. S. 256. *Astronomische Beobachtungen und Nachrichten*, vom Hn. Coll. R. *Schubert* in Petersburg, aus einem Schreiben desselben. Hr. *Sch.* bestätigt wiederum, wie sehr die russische Regierung sich durch die Erweiterung der Geographie und Astronomie auszeichnet. Erst neuerlich hat derselbe für 7000 Rubel Sextanten, Chronometer und Fernröhre aus England für Officiere kommen lassen, welche den Auftrag erhielten, einige Hauptstandpunkte der geographischen Vermessungen astronomisch zu bestimmen. Ausser *Archangel* sind noch andere 11 Örter auf diese Art fixirt worden. Ähnliche Beobachtungen sollen auch in Lithauen angestellt werden. *Aus einem Schreiben des* Hn. Prof. *Wurm.* Hr. *W.* sagt, dass wir über den Grund der meteorischen Steine eigentlich — nichts wissen. — Hr. Prof. *Bode* hat die von Hn. *David* in Böhmen den 4 und 9 August 1804 veranlassten Pulversignale in Berlin sehr gut beobachtet. Hr. Pastor *Fritsch* in Quedlinburg giebt Nachricht von seinen Sternbeobachtungen an seinem Vertikale, und theilt Beobachtungen über die Ceres mit. Hr. Pr. *Huth* in Frankf. a. d. O. trägt einige Gedanken über die Bildung der neuen Planeten vor, sammt einigen Bemerkungen über die Lichtgestalt der Venus. Hr. Prof. *Bode* sah den *Hardingschen* Planeten den 21 Sept. um 11 U. bey Nr. 14 im Wallfische als einen Stern der 7ten Grösse. — Die erste Kupfertafel stellt die Projection der Erdfinsterniss vom 29 Nov. 1807, und die Mondphasen bey seinen Occultationen dar.

♂

GENF, b. Paschaud: *Elemens raisonnés d'Algèbre*, publiés à l'usage des Etudians en Philosophie, par *Simon Lhuilier*, Prof. de Mathématique à Genève etc. 1804. T. I. 408 S. T. II. 451 S. gr. 8.

Obwohl die Gleichungen, welche man algebraische zu nennen übereingekommen ist, bestimmter Natur sind, und alle sie unmittelbar betreffenden Lehren ausschliesslich als Gegenstand der Algebra betrachtet werden können: so ist man doch genöthigt, den Inhalt einer Anleitung zur Algebra nachzusehen, um zu wissen, was unter diesem Titel aufgenommen worden. Schriftsteller, welche darauf bedacht sind, dass ihr Werk für sich bestehen, und als ein Ganzes angesehen werden könne, welches den nothwendigeren Vorrath theoretischer Kenntnisse enthält, den derjenige beysammen zu finden wünscht, dessen Zweck das Studium aller Theile der Analysis nicht erfordert, finden sich veranlasst, jener Bestimmung des Umfangs der Algebra nicht genau zu folgen. Es ist daher auch an den Elementen des Hn. *L.*, die zu den vollständigsten unter den bekannteren gehören, nicht zu tadeln, dass Lehren in denselben vorkommen, welche als Vorbereitung zur höheren Analysis dienen, oder in dieser aus allgemeineren Principien gefolgert werden. Sowie bisher meistens in den Lehrbüchern die Algebra durch Gebrauch und Anwendung auf besondere Fälle verdeutlicht wird: so hat auch der Vf. dieser Elemente durch zahlreiche und wohlgewählte Aufgaben für das Bedürfniss und die Unterhaltung der Anfänger vor allen gesorgt. Allein da sie nicht nur mit genauer Kenntniss des Zustandes der Wissenschaften, sondern auch mit Eigenthümlichkeiten in Ansicht und Methoden ausgearbeitet sind: so werden sie auch dem Gelehrten Vergnügen gewähren, dem die innere Vervollkommnung der Wissenschaft nicht gleichgültig ist. Auf logische Genauigkeit in der Darstellung und Schärfe in den Beweisen hat der als gründlicher Mathematiker bekannte und mit der Geometrie der Alten vertraute Vf. vorzüglich sein Augenmerk gerichtet; auch hat es ihm nicht an Zeit gefehlt, auf diese nun zum drittenmal ausgearbeiteten Elemente Fleiss zu verwenden. Ihre erste Erscheinung in Polen ist sehr unbekannt geblieben, dafür aber die deutsche zweyte Ausgabe verdientermassen desto bekannter geworden. Gegenwärtige französische hat zwar mit den deutschen viel Übereinstimmendes, ist aber doch so sehr erweitert und vervollständiget, dass Rec. sich nicht begnügen durfte, sie als eine Übersetzung kurz anzuzeigen. Allein die Behandlung im Einzelnen zu beleuchten, wie es die Einsichten des Vf. verdienen, würde die Recension zu einer Abhandlung ausdehnen, welche nur in einer bloss den mathematischen Wissenschaften gewidmeten Zeitschrift seine Leser suchen müsste. Sollte, wie es zu wünschen, die bereits vom Vf. im Deutschen besorgte Ausgabe einer neuen Auflage bedürfen: so macht Rec. es dem Verleger zur Pflicht, von dem Inhalte dieser französischen nichts wegzulassen.

(H.)

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Braunschweig* u. *Groitzsch*, b. Lucius: *Vollständige Anweisung zur Holzfärberey, auch Blumen, Bäume und andere Figuren in Holz zu schneiden, für Tischler:* Nebst Zubereitung der Beitzen und Glanzfirnisse einer schwarzen und grünen Farbe und mehreren zur Holzarbeit gehörigen Dingen; von *Franz Birne*, musikalischem Instrumentenmacher. 1804. 42 S. kl. 8. (6 gr.) In dieser kurzen, der löbl. Tischler-Innung zu Prag gewidmeten Anleitung giebt der Vf. Anweisung, wie Holzstücke und Figuren, welche eingelassen werden sollen, ausgeschnitten, wie die chemischen Präparate für die Beitzen angesetzt, und die Beitzen selbst für die mannichfaltigsten Farben präparirt und behandelt werden sollen. Er verbreitet sich ferner über die Holzfirnisse und mineralischen Farben, über die Art Holzwerk versteinert vorzustellen, wie Ritzen und Spalten aufs schicklichste verstopft, Zeichnungen und Kupferstiche aufs feinste und richtigste copirt, und noch andere Dinge ausgeführt und bewerkstelligt werden können, die in dem Metier der Tischler oder Kunstschreiner vorkommen: so, dass deswegen diese Anweisung von denselben vorzüglich benutzt zu werden verdient.

M. F. T.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 JULIUS, 1806.

LITERATURGESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhoeck u. Ruprecht: *Geschichte der Literatur von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten*, von *Johann Gottfried Eichhorn*. Erster Band. 1805. XVI u. 918 S. 8.

Zu einer Zeit, da wir auf die zweyte Hälfte der von dem gelehrten Vf. 1799 herausgegebenen Literaturgeschichte sehnlich warteten, beschenkt er uns mit einer neuen und weitläuftigeren Bearbeitung derselben, und wir würden befürchten, dass auch dieses Werk, wie jenes, ins Stecken gerathen könnte, zumal, da die Einleitung in die, eine Zeitlang unter seiner Aufsicht von einer Gesellschaft von Gelehrten herausgekommene Literaturgeschichte seit der Wiederherstellung der Wissenschaften, noch nicht geendiget ist, wenn er uns nicht die Versicherung gegeben hätte, dass es ununterbrochen bis zu Ende fortgesetzt werden solle, oder, um in seiner bildlichen Sprache zu reden, dass er diesesmal das Steuerruder (auf der Fahrt in den Ocean der Literatur) nicht aus der Hand legen werde, bis er den grossen weiten Weg ganz werde zurückgelegt haben. Wer wird nicht wünschen, dass Er die Umsegelung des ganzen Gebiets menschlicher Kenntnisse binnen kurzer Zeit glücklich vollenden, und sich nach vollbrachter Fahrt noch stark genug fühlen möge, Excursionen in einzelne Theile dieses unermesslichen Gebiets zu wagen! Der Plan ist in der Hauptsache derselbe, der in der Literaturgeschichte 1799 zum Grunde gelegt ist. Er ist ein chrono-ethno-technologischer, d. i. in jedem Zeitraume werden, nach einer allgemeinen Übersicht desselben, die Verdienste der in dieser Periode sich vortheilhaft auszeichnenden Nationen nicht blofs im Allgemeinen, sondern auch in den einzelnen Theilen der Literatur aufgezählt. In Ansehung der Zeit wird die Literatur eingetheilt in die *alte* bis auf das J. C. 400, *mittlere* bis 1100, und *neue* bis auf die gegenwärtige Zeit. Schon in dem Handbuche, das *J. G. Dahler* nach den Vorlesungen des Vf. 1788 herausgab, sind die Merkwürdigkeiten der Literatur von den Kreuzzügen bis auf die neueste Zeit in einer Periode vorgetragen. Allein theils dem Redegebrauch theils der Sache nach scheint es uns noch immer richtiger zu seyn, dass um die zweyte Hälfte des 15 oder mit Anfang des 16 Jahrh. ein neuer Abschnitt in der Literaturgeschichte anhebe. Der Zeitpunkt wird auch von dem Vf. selbst in der auf seine Veranlassung von mehreren Gelehrten, unter welche die einzelnen Fächer vertheilt sind, angefangenen Geschichte angenommen. Das Licht der Wissenschaften ist doch in dem Abendlande erst aufgegangen, als man mit den griechischen Originalen bekannt wurde, und dieses ist erst gegen Ende des 15 Jahrh. geschehen, wo die Literatur durch die Buchdruckerkunst schnell verbreitet wurde, die, wenn sie nicht an dem ungefähr 100 Jahre vorher erfundenen Lumpenpapier ein hinlängliches und leicht zu habendes Materiale bekommen hätte, gleich im Anfang viele Manuscripte von classischen Autoren hätte aus der Welt schaffen können, indem man das Pergamen der Manuscripte zum Drucke gebraucht hätte, und unter den Umständen der Literatur zum Nachtheil gereicht haben würde. Durch diese Unterstützung jener Kunst aber bekam die Literatur einen Schwung, der sie weit über die vorigen Zeiten erhob. Wie unbedeutend sind nicht die meisten Schriften zwischen 1096 und 1450, vorzüglich die in den eigentlichen Wissenschaften, gegen diejenigen, welche bald nachher geschrieben sind! Ein viel reinerer, an den besten Quellen genährter, und über Vorurtheile sich erhebender Geist wehet in diesen, und spricht sich in einer guten Sprache aus. Sie mit jenen in Eine Periode zwängen, würde offenbar sie unter ihren Werth herabsetzen, und zum Beweise dienen, dass man die Kluft, die zwischen beiden befindlich ist, übersehen hatte. Der Vf. hat auch bey den Griechen oder Byzantinern der mittleren Literatur ein weiteres Ziel gesetzt, als bey den Abendländern und übrigen Völkern, nämlich bis 1453. In der Literaturgeschichte 1799 hatte er diese grosse Reihe von Schriftstellern ganz ausgelassen. Eine sorgfältigere Umsicht machte ihn auf die Lücke aufmerksam und ergänzte sie. Die Schriftsteller bleiben sich aber bis 1453 so ähnlich in Ansehung des Inhalts und der Art, wie er behandelt ist, und die Begebenheit, die in dieses Jahr fällt, ist so einflussreich für die griechische Literatur, dass der Vf. sich erst bey diesem Jahre einen Ruhepunkt erlaubte. Beynahe dasselbe lässt sich auch von den abendländischen Schriftstellern sagen. Dem ungeachtet zählt er diese nur bis zu Anfang der Kreuzzüge, und setzt sich dem Vorwurf aus, dass *mittlere Literatur* nicht durchgehends von ihm in der nämlichen Bedeutung und Ausdehnung genommen werde. Der Vf. war aber nun einmal an die alte Eintheilung, die er schon als Docent in Jena gebraucht hatte, so sehr gewohnt, dass er sie, der von uns bemerkten Unbequemlichkeit ungeachtet, die gewiss seinem Scharfsinn nicht entgehen konnte, auch in der neuen Bearbeitung, die hier wohl eine Umarbeitung hätte seyn sollen, beybehielt. In

der Vorrede entschuldiget er sich, dass er bey dem Abschnitt der alten Literatur zuweilen einige zu dem der mittleren gehörigen Schriften angeführt hat, um ein Ganzes darzustellen. Es ist dieses z. B. S. 211 geschehen, wo einige byzantinische Geschichtschreiber vom 5 Jahrh. an angeführt werden, die S. 499 wiederholt und mit vielen anderen vermehrt werden. Unserer Meinung nach würde die Weglassung derselben S. 211 der Darstellung des Ganzen nicht schädlich gewesen seyn. Aber die Ursachen, warum der Vf. in der mittleren Literatur bey den Byzantinern und anderen die von ihm gesteckten Grenzen überschritten und nur bey den Abendländern beobachtet hat, sind nicht angezeigt.

Das Ganze ist in 311 Paragraphen oder kleinere Abschnitte abgetheilt. Die in dem Abschnitt citirten Autoren werden nach ihrem ganzen Namen, merkwürdigsten Lebensumständen, Ausgaben ihrer Schriften und Bücher oder Abhandlungen über sie, aber mit kleinerer Schrift angeführt. Gleich nach der Zahl des Abschnitts wird der Inhalt, und auch oft die dahin gehörige Literatur angezeigt. Dem Kolumnentitel hätten wir noch gern die Zahl der §§ beygefügt gesehen, weil in dem Buche oft auf die vorhergehenden §§ nachgewiesen wird, und durch die Beysetzung der Zahl das Nachschlagen leichter geworden seyn würde. Dem bewundernswürdigen Fleisse, den der Vf. in der Herbeyschaffung einer fast unübersehbaren Menge von Notizen bewiesen, hat die Sorgfalt des Setzers und Correctors entsprochen. Denn in den vielen Eigennamen und Jahrzahlen findet man selten Fehler.

Wir wollen jetzt den Inhalt näher anzeigen, und einige Bemerkungen, nicht in der Absicht zu tadeln, sondern um unsere Aufmerksamkeit, womit wir dieses wichtige literarische Product geprüft haben, mit Beweisen zu belegen, gelegentlich mittheilen. Die *alte* Literatur wird in eine Übersicht derselben a) im Allgemeinen, und b) im Einzelnen und nach Völkern abgetheilt. Die Übersicht im Allgemeinen wird in folgenden Sätzen abgehandelt, 1) die Wissenschaften entstehen bis Moses, 2) bilden sich als Priestergeheimnisse fort bis Thales, 3) wachsen durch die freye Cultur der Griechen bis Aristoteles, 4) breiten sich aus bis August, 5) verfallen bis Theodosius den Grossen. *(Irwin's) Versuch über den Ursprung der Erkenntniss, der Wahrheit und der Wissenschaften,* Berlin 1781 verdiente hinter *Bailly* §. 2. S. 4 eine Stelle, wenn Hr. E. auch *Velthusens Nachforschungen über den Ursprung der christlichen Religion*, die eine Widerlegung jener Schrift seyn sollte, mit Stillschweigen übergehen wollte. — Bey dem §. 4, wo von der Erfindung der Hieroglyphen und Buchstabenschrift die Rede ist, vermissen wir die wichtige Schrift des Abts *Lichtenstein: Tentamen palaeographiae Assyrio-Persicae, Helmstadii* 1803, die, wenn man auch seiner Erklärung nicht Beyfall geben will, wegen der angehängten Kupfertafeln den S. 16 angeführten Büchern an die Seite gestellt zu werden verdient. — Der Vorwurf, dass der Dichter *Lucan* die Poesie überspannt habe, und seine Nachahmer in Schwulst und Frostigkeit gefallen sind. S. 108, scheint uns nicht gegründet zu seyn. Wir finden auch den Vorwurf §. 112, wo von den römischen Dichtern, die historische Epopöen geschrieben haben, gehandelt wird, nicht wiederholt. Es wird auch nicht von den schwülstigen und affectirt schreibenden Dichtern §. 111 behauptet, dass ihre Fehler aus Nachahmung des Lucanus entstanden sind. Von den zeichnenden oder bildenden Künsten schweigt der Vf. gänzlich; und obgleich §. 16 die allmähliche Fortschreitung des Menschen von dem Zustande der Wildheit zu dem nomadischen, und endlich zu dem Ackerbautreibenden beschrieben, und Griechenland §. 17 in seiner Blüthe geschildert wird: so wird doch nirgends jener Künste gedacht, die so viel zur Cultur Griechenlands beygetragen, und auf die mit der Feder niedergeschriebenen Geisteswerke Einfluss gehabt haben.

Die Völker, die in der alten Literatur sich einen Namen gemacht haben, und einzeln aufgeführt werden, sind 1) die Hebräer, 2) Griechen, 3) Römer, 4) Christen, und es werden die Verdienste, die sich die Griechen und Römer a) in den schönen Redekünsten und philologischen Wissenschaften, Grammatik, Wörterbüchern und Kritik, b) um die historischen, c) mathematischen, d) philosophischen, e) anthropologischen W., oder Politik und Pädagogik, f) Naturw., g) medicinischen W., h) Rechtsgelehrsamkeit, i) Theologie erworben haben, nach den noch vorhandenen Schriften weitläuftig erwogen und gewürdigt. Der Stoff der hebräischen und christlichen Literatur verstattete nicht, dass man ihr diesen Massstab anpasste. Bey jener wird die hebräische von der jüdischen Periode unterschieden. Die hebräische bietet dar Poesie, Geschichte, Gesetzbuch und wissenschaftliche Kenntnisse. Die jüdische seit 600 Jahr vor Chr. Geb. veranlasst Bemerkungen über Apokryphen, griechische Übersetzung des A. T. Secten, Kabbala, Masora, Talmud und chaldaische Übersetzung. Die christliche Literatur betrachtet ausser dem N. T. die griechischen, lateinischen und syrischen Kirchenväter. Bey ersteren konnte man handeln von den apostolischen Vätern, sibyllinischen Orakeln, Apologeten, Verfassern vermischter Werke, Schriftauslegern, Dogmatikern, Rednern und Dichtern, Kirchengeschichtschreibern. Jetzt folgen einige Bemerkungen, die sich auf einzelne Abschnitte des eben angegebenen Theils beziehen. Bey §. 36 *Kabbala* werden *Bartoloccii* und *Wolf biblioth. hebr.* citirt. Diese gehen aber bekanntlich auf weit mehr Werke als kabbalistische, umfassen die gesammte hebräische Literatur, und hätten nebst *De Rossi Dizionario*, das S. 666 citirt wird, schon §. 25 eine Stelle haben sollen. — Die Bombergische Bibel Vened. 1518 heisst S. 120 und 127 eine Bibel mit der grossen Masora. Das ist aber sicherlich nicht der Fall. Die erste mit der Masora versehene Bibel ist die von 1525. — §. 37 wird keine Ausgabe des Talmuds angeführt. — §. 44 ist von den *Fabul. Äsopi gr.* nur *edit. Princ.* und Auszüge aus den Fabeln, nicht die Ausgabe aller von *Hudson Oxon.* 1718 angeführt. — §. 47 *Clerici* Ausgabe von *Menandri etc. relig.* sollte ohne die *emendationes* von *R. Bentley* nie

citirt werden. Denn jene ist höchst elend, und diese ein Meisterstück in der Kritik. — §. 51. Im Texte heisst es, der Lehrdichter Aratus habe gelebt c. 160 vor Chr. Nicander c. 242 n. C. Aber die Jahrzahlen sind versetzt, sie sind richtig angegeben in den Noten, wo aber durch ein Versehen der Artikel von Nicander dem von Aratus vorgesetzt ist. — §. 57. Unter den Theorienschreibern der schönen Redekünste ist ausgelassen Dionysius von Halikarnass, dessen τεχνη ῥητορικη und Charaktere der vornehmsten Redner hieher gehören. — §. 58 wird nichts von *Kulenkamp's* projectirter Ausgabe des *Etymologic. Magn.* und dem dazu hinterlassenen Apparat gesagt. Auch vermissen wir *Apollonius Alexandrinus* (lebte um 130 J. C.) *de Syntaxi c. vers. Fr. Porti ed. Frid. Sylburg, Francof.* 1590. 8. — §. 62 fehlen die Biographen Diogenes von Laerte und Eunapius. Letzterer wird auch nicht §. 82. 83, wo von den Neuplatonikern und Aristotelikern des 4 und 5 Jahrh. die Rede ist, gedacht. — S. 224. Von *hist. des Mathematiq. par Montucla* ist eine neue Ausgabe erschienen An VII — IX. — S. 236 dass Kleanth den Aristarch wegen der Lehre von der Bewegung der Erde um die Sonne vor Gericht verklagt habe, wird nicht erzählt, sondern nur, dass Kleanth behauptet habe, Aristarch hätte deswegen verklagt werden müssen. — §. 82 oder 83 hätte der Bischof *Nemesius* aus dem 4 Jahrh. unter den Philosophen einen Platz haben sollen, wegen seines merkwürdigen Buches *de natura hominis*, das *Matthäi* Halle 1802 herausgegeben hat. — §. 85. Statt der Heusingerschen Ausgabe von *Plutarchus de liberorum educat.* verdiente die Schneidersche *Argentor.* 1775 auch um deswillen angeführt zu werden, weil sie vorher noch nicht gedruckte Fragmente von Plutarch enthält. — S. 290. Z. 7 v. u. Nicht *de naturali auscultatione*, sondern *de auscultationibus mirabilibus* ist der Titel des dem Aristoteles irrig beygelegten Buches. Das Buch selbst gehört aber nicht hieher, sondern zu dem §. 87, wo es S. 294 vor Antigonus einzurücken ist. — §. 92. S. 302 fehlt die Ausg. des *Dioscorides*, von dem Freyherrn *van Swieten*, mit Kupfern 1770. — §. 100. S. 330 fehlt *Badens* Ausg. von *Senecae Hercules furens* 1798. — S. 372 wird von *Quinctilian* gesagt, er sey geboren J. C. 42, gestorben nach 118, aber S. 373 geb. A. Chr. 62 st. nach A. Chr. 96. — S. 374 *Rutilius Lupus de figuris sententiar.* etc. ist unter den rhetorischen Schriften ausgelassen. Diese Schrift, die schon wegen ihres Herausgebers *D. Ruhnken* eine Anzeige verdiente, ist auch in der Literaturgeschichte 1799 übergangen. — S. 378 verdiente nach C. Julius Cäsar der Kaiser *Augustus* genannt zu werden, dessen *monumentum Ancyranum* bekannt ist. — S. 384 wird das vom Hofr. *Bruns* gefundene Fragment aus dem 91 B. des *Titus Livius* angeführt, aber die Existenz eines gleichfalls ziemlich langen und sehr wichtigen Bruchstückes aus dem 120 B. den Cicero betreffend, nicht angedeutet. Über dieses letztere Fragment scheint ein sonderbares Schicksal obzuwalten. Es giebt sogar Ausgaben des Livius, die jenes Fragment, aber nicht dieses haben. — S. 389. Sollte es wohl so ausgemacht seyn, dass *Heinr. von Herford*, ein Chronikenschreiber in der Mitte des 14. nicht, wie hier gedruckt ist, des 13 Jahrhunderts, den Justinus benutzt hat, als hier behauptet wird? — S. 396. Z. 13. 14 wie *Wesseling diatr. de Judaeor. archontib.* hieher gehöre, sieht Rec. nicht ein. — §. 126. Verwandten Inhalts mit *Verrii Flacci fastis* sind die *fasti Capitolini*. Warum geschiehet nicht auch dieser Meldung?

Die mittlere Literatur umfasst folgende Völker: Griechen, Armenier, Syrer, Araber, Perser, Juden, Samaritaner, Kopten, Äthiopier, Indier, Sinesen, Russen, Pohlen, Abendländer. Es ist schon vorher angemerkt, dass bey den Abendländern der Endpunkt dieser Geschichte J. 1096, bey den übrigen 1453 oder bis ins 15 Jahrh. ist. Die griechische oder byzantinische und arabische Literatur ist so reichhaltig, dass hier eine Übersicht im Allgemeinen Statt finden konnte, ehe man sie im Einzelnen betrachtet. Wir geben auch hier nur einige Berichtigungen und Zusätze. — S. 521. Nicht *Isaac Agyrus*, wie sowohl im Text als in den Noten geschrieben ist, sondern *J. Argyrus*, ist der Name des Schriftstellers über den πασχαλιος κανων. — §. 192. Die syrische Literatur scheint uns zu kurz abgefertiget zu seyn. Es geschiehet nicht einmal des von *Tychsen*, Rostock 1795 edirten *Physiologus Syrus* Erwähnung. Zu wünschen wäre es, dass die syrische Literatur bald einen solchen Registrator fände, als die arabische an *Schnurrer* erhalten hat. — Die S. 558 einem *C. D. Koch* beygelegte *Diss. de fatis studior. ap. Arabes*, ist nicht von ihm, sondern von dem Präses *Lakemacher*. Zu den Hülfsmitteln der arabischen Literatur, die hier und S. 576 namhaft gemacht werden, setze man noch hinzu *J. J. Reiske prodidagmata ad Hagji Chalifae tabulas* am Ende von *Abulfeda's Tab. Syriae*, übersetzt von *J. D. Köhler*, welche Abhandlung *Meusel* in der Struve-Budenschen *Bibliotheca historica* ganz hat wieder abdrucken lassen, und *J. Uri catalog. biblioth. Bodlejanae*. Letzteres Werk ist, so viel wir haben wahrnehmen können, nicht ein einziges mal citirt. Wir zweifeln aber nicht, dass es mit Nutzen hätte gebraucht werden können. Diess lässt sich auch von dem *Catalog. biblioth. Leidensis* vermuthen. — S. 610. Wie Abdollatiph zu der Ehre komme, ein *wahrer arabischer Herodot* genannt zu werden, begreifen wir nicht. Unter den Geographen verdient er eine ehrenvolle Erwähnung, wo auch seiner S. 615 gedacht ist. — S. 616. Von *Köhler's Abulfedae Tabula Syriae* 1766 wurde 1786 der Anfang der Vorrede aufs neue abgedruckt, und Verbesserungen und Zusätze eingerückt; daher auch auf dem neuen Titelblatte *Editio secunda priori emendatior* zu lesen ist. Bey *Abulfedae Tab. Ägypti* ist hinzuzusetzen, dass eine verbesserte Ausgabe in *Jahn's* arabischer Chrestomathie, Leipzig 1802 befindlich ist. Dieser Gelehrte hat auch ein Stück aus Abdollatiph in seiner Chrestomathie aufgenommen. — S. 665. Z. 5 *G. H. Welsch tabulae* sind nach ihrem wahren Werth gewürdigt in *J. G. Hasse* biblisch-orientalischen Aufsätzen, Königsberg 1793. S. 114 — 122. — Ein merkwürdiges Buch in der jüdi-

schen Literatur *Liber Cosri etc. recens. Jo. Buxtorfius, Basil.* 1660 ist ausgelassen. Es hätte entweder §. 240 oder 242 angeführt werden sollen. — Eine Auslassung bemerken wir auch §. 246, wo *Woide's appendix ad edition. N. T. Oxonii* 1799. fol. fehlt, welches Hauptwerk für die koptische Literatur von dem Vf. *Allgemeine Bibliothek der biblischen Literatur*, X. S. 1000 angezeigt ist.

Die Abendländer nehmen, wie billig, den grössten Theil der Geschichte der mittleren Literatur ein, S. 679—918. Sie werden erst im Allgemeinen erwogen, und die Gefahr, worin die weltlichen Wissenschaften gewesen sind, auszusterben, die darauf erfolgte Rettung, die ihnen in den Dom- und Kloster-Schulen in Frankreich widerfahren ist, ihre Wanderungen aus diesem Lande nach dem brittischen Reiche, Rückkehr nach Frankreich, abermaliger Sitz in England, und ihr neues Emporkommen in Deutschland und Frankreich beschrieben. Viel Nützliches ist über die Klosterstudien in und ausser Deutschland in den sechs dieser Materie gewidmeten Abschnitten gesagt. Verschiedenes würde eine andere Ansicht gewonnen haben, wenn der Vf. *Ruhkopf's Geschichte des Schul und Erziehungwesens in Deutschland* 1 Th. Bremen 1794 benutzt hätte. Bey der Übersicht der mittleren Literatur im Einzelnen werden zuerst die schönen Redekünste angeführt, und die Versuche der Art in den neuen Sprachen von denen in der lateinischen unterschieden. Die caledonischen Barden stehen hier noch vor den nordischen Skalden und den deutschen Barden. Erstere werden wohl, wenn das Buch neu aufgelegt werden sollte (eine Ehre, welche es bald zu erleben verdient), nach den neuesten Entdeckungen das Feld räumen müssen. — Sollte es nicht zu hart seyn, wenn von den lateinischen Schriftstellern, die von der Mitte des 7 bis zu Ende des 10 Jahrh. gelebt haben, behauptet wird, dass *keinem* von ihnen ein *nur leserlicher* Stil gelungen sey, und ihnen sämtlich Geist mangele? S. 807. Kann dieses von *Beda*, *Alcuinus*, *Paullus Diaconus*, *Eginhardus* u. a. gesagt werden? Die Geschichtschreiber werden nach den Ländern, in welchen sie gelebt haben, aufgeführt. §. 282—288. Zur S. 830 ist ein wichtiges Hülfsmittel bey dem Gebrauch der Sammlungen deutscher Geschichtschreiber, das zur Auffindung der mancherley in den Sammlungen enthaltenen Materien unentbehrlich ist: *Index in collectiones scriptorum rerum Germanicarum adornatus a Joanne Paulo Fincke. Lips.* 1737. 4., das von einem sachkundigen Manne wieder aufgelegt und fortgesetzt werden sollte, ausgelassen. — Ebend. finden wir *Leibnitz script. rerum german.* citirt. Diese schätzbare und sehr bekannte Sammlung, die nicht 1700, sondern 1707—1711. 3 B. fol. herauskam, enthält *script. rer. Brunsuicens.*, und da die Absicht des Vf. war, hier nur solche Historiker namhaft zu machen, die für die allgemeine Geschichte Deutschlandes, nicht für die der besonderen Staaten gesammelt haben, daher auch die *script. rerum Austriacarum*, *Lusaticarum* u. s. w. fehlen, so stehet hier *Leibnitz* am unrechten Orte. — S. 901. Von *Leges Bojoariorum* hat *J. N. Mederer* eine neue Ausgabe nach Manuscripten, Ingolstadt 1793 besorgt, und *Bruns* in *Beyträgen zu den deutschen Rechten des Mittelalters*, aus einem alten Codex in Helmstädt vom 9 Jahrh., den *Schoenemann* in der *praktischen Diplomatik*, wo mehrere alte Manuscripte der Universitäts-Bibliothek zu Helmstädt beschrieben werden, nicht gekannt hat, Varianten herausgegeben, die schon dadurch wichtig werden, dass altdeutsche Wörter, die in dem gedruckten Text fehlen, der Codex eingeschaltet hat. Aus den Brunsischen Beyträgen hätte auch das fehlerhafte in der Ausgabe von Georgisch S. 900, und in den bisherigen Editionen von wenigstens einem *Capitulare Caroli M.* S. 902 bemerklich gemacht werden können. — Die S. 901 zur Erklärung der *leges Anglosaxonicae* vom 6 und 7 Jahrh. citirten *commentaries by Blackstone* haben nichts mit diesen alten Gesetzen zu thun, sondern tragen das gegenwärtig bestehende englische Recht populär vor. — S. 903 vermisst man *Henkes* Abhandlung: *De Cresconii concordia canonum* in dessen *Opusculis academicis*, *Lips.* 1802.

B—dt.

KLEINE SCHRIFTEN.

Literaturgeschichte. *Erfurt*, b. Beyer u. Maring: *Was that die Akademie nutzlicher Wissenschaften zu Erfurt fur Aufklärung, Geistescultur und Gemeinwohl in den letzten zwölf Jahren?* Ein Beytrag zur Literatur im Allgemeinen und zum Andenken für Freunde des Guten insbesondere, von *Jakob Dominikus*, Professor der Philos. in Erfurt und d. Z. Secretär der Akademie. 1804. IV u. 47 S. 8. (6 gr.) Diese Übersicht wird den Akademikern und ihren Freunden nicht unwillkommen seyn. Der Vf. gab sie bey der Übernahme des beständigen Secretariats der Akademie. Sollte diese dereinst aufgehoben werden, so gewährte diese Schrift den Mitgliedern eine bittersüsse Erinnerung an ihre *res gestas;* hätte sie das Glück, ihren patriotischen Eifer durch die Milde ihres neuen Landesherrn mehr, als seither, unterstützt zu sehen (denn bisher standen ihr nur wenig Mittel zu Gebote, die Wissenschaften zu pflegen, und der verehrte *Dalberg* war durch eigene gelehrte Theilnahme, sowie durch Spenden aus seiner Privatkasse, die Seele des Ganzen), so würde sie für die Zwecke, welche sie bisher verfolgte, ohne Zweifel noch mehr leisten. Die Vorlesung selbst ist nicht im besten Styl abgefasst. Auch wäre zu wünschen, dass die Akademie sich nicht zu oder von den „*nützlichen*" Wissenschaften nennte, denn keine Wissenschaft ist *nicht nutzlich*, und es kommt heraus, als erkläre die Akademie nur diejenigen Theile der Wissenschaft fur *nutzlich*, die sie bearbeitet, oder welchen sie doch vorzüglich hold ist.

De.

Neue Auflagen.

Berlin, b. Maurer: *Geschichte des heutigen Europa*, vom 5 bis zum 18 Jahrh. In einer Reihe von Briefen eines Herrn von Stande an seinen Sohn. A. d. Engl. übers. mit Anmerkungen von *Joh. Friedr. Zöllner*, königl. preuss. Ober-Consistorial- und Ober-Schulrath, Probst in Berlin etc. 1803. 5 Th. Zweyte verb. Aufl. Mit kurfürstl. sächs. gnadigster Freyheit. 356 S. 1806. 6 Th. Zweyte Aufl. Herausgegeben von *Valentin Heinr. Schmidt*, Prof. in Berlin, Mitglied der Gesellsch. der Wissenschaften in Frankf. a. d. Oder, und der ökonom. Gesellsch. in Potsdam. 220 S. 8. (2 Rthlr.)

Berlin, b. Matzdorff: *Erläuterungen der Kriegsartikel fur die kon. preuss. Unterofficier und gemeinen Soldaten von der Infanterie, Kavallerie und Artillerie.* Von *G. W. C. Cuvan.* N. Aufl. 1806. 217 S. 8. (16 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 JULIUS, 1806.

NATURGESCHICHTE.

Halle, b. Fischer u. in Comm. der Rengerschen Buchh.: *Belehrende und nützliche Unterhaltungen aus den vier ersten Klassen des Thierreichs* für die wissbegierige Jugend, von *C. A. Buhle*, Lehrer der Naturgeschichte auf der königl. Friedrichs-Universität zu Halle u. s. w. — Nebst einem Kästchen mit 32 dazu gehörigen, nach guten Original-Zeichnungen angefertigten *Zinnfiguren*, vom *Graveur Fischer*. Erste Lieferung. 1805. VIII u. 126 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. dieser Schrift beschränkt sich bloss auf die vier ersten Klassen des Thierreichs, und liefert, um seinen Zweck zu erreichen, aus jeder Ordnung dieser Klassen die Figur eines Thieres nebst der Beschreibung und Naturgeschichte desselben. In der Einleitung, welche die Definitionen der Wörter *Natur*, *Welt*, *Naturkunde*, *Naturgeschichte*, allgemeine Begriffe der *Weltkörper* u. s. w. enthält, ist dem Geologen zu viel aufgebürdet, wenn der Vf. sagt, dass sie sich auch mit der Untersuchung beschäftigen, wie die verschiedenen Thiere und Pflanzen entstanden sind. Die Geologie giebt nur Resultate über die Bildung der jetzigen Gestalt der Erde, über die Veränderungen, die sie erlitten hat, über die Erdrevolutionen, und, in Rücksicht der organischen Natur, über die Folge, in welcher die organischen Körper entstanden oder geschaffen zu seyn scheinen. — Aus den Beschreibungen der Thiere selbst, die in diesem Bändchen abgehandelt werden, sieht man, dass der Vf. aus guten Quellen geschöpft hat, von denen er auch einige in der Vorrede anführt. Allein wo er im Allgemeinen von dem *Menschen* handelt, ist er für seinen Zweck zu weitläuftig in der Beschreibung des äusseren und inneren Baues, der festen und flüssigen Theile desselben, wovon er noch dazu die Fortsetzung im nächsten Bändchen verspricht. Besonders redet er dann noch von den *Negern*, bey welcher Gelegenheit denn auch der *Brodtfruchtbaum*, sein Nutzen und seine Fortpflanzung beschrieben wird. Der hier vorgestellte *Orang-Utang* ist der grössere ostindische sogenannte Waldmensch (*Simia-Satyrus*), der aber nicht auch in Afrika, sondern nur in Ostindien einheimisch ist, und mit dem kleineren afrikanischen Waldmenschen (*S. Troglodytes*) nicht verwechselt werden darf. — Der Vf. sagt „die *Igel* werden auch von einer Art gelber Flöhe geplagt." *Bechstein* sagt statt dessen „von gelben Erdmilben." In Europa ist auch bis jetzt nur eine Art von Flöhen bekannt. — Der hier gelieferte *Vampyr* ist der wahre Vampyr, nach der Berichtigung, welche *Blumenbach* darüber im 4 Hefte seiner Abbildungen gegeben hat, woher auch die Abbildung genommen wurde, die nach einem im Göttingischen Museum befindlichen Exemplare gestochen ist. Nur hätte Hr. B. dabey auch des sogenanntem fliegenden Hundes (*Vespertilio caninus*) erwähnen sollen, welcher bisher häufig damit verwechselt wurde, und auch von *Linné Vespertilio Vampyrus* genannt worden ist. — Bey dem *Elephanten* hätte der Vf. auch kurz angeben können, dass der afrikanische und asiatische zwey verschiedene Arten sind. Jener wird besonders wegen seiner Zähne, die weit ansehnlicher als bey diesem sind, gejagt und erlegt; dieser aber, mit weit kleineren Zähnen, mehr gefangen, und, nachdem er gezähmt ist, als Lastthier benutzt. — Die *Biber* verfahren bey ihrem Baue allerdings sehr künstlich, jedoch, nach neueren Beobachtungen, selbst in Nordamerika nicht mit so erstaunlicher Kunst, wie es meistentheils, und auch von Hn. *B.* erzählt wird. — Das von den *Robben* im Allgemeinen Gesagte in Bezug auf ihre Stimme, Behaarung u. s. w. kommt oft nur Einer oder einigen Arten zu. — Von den Säugthieren geht der Vf. S. 73. zu den Vögeln über. Der *Beinbrecher* soll einen gelben Schnabel haben, und ist mit solchem auch in der beygefügten Figur versehen. Aber in der That hat er nur eine gelbe Wachshaut, und der eigentliche Schnabel ist hornblau. Dieser Adler soll bey Halle nicht allzugemein seyn (?) — Der *grosse Buntspecht* soll, nach den Beobachtungen eines naturhistorischen Freundes des Vfs., besonders wurmstichige Nüsse aufsuchen, um sich der darin befindlichen Larve des Nusskäfers (*Curculio Nucum*) zu bemächtigen. So stark, wie eine kleine Trommel, klingt aber doch das Hacken desselben an den Bäumen nicht. — Statt der *grossen wilden Taube* (*Columba Palumbus*) hätte der Vf. die wilde gemeine Taube (*Columba domestica*) wählen sollen, von welcher unsere Haustauben abstammen. — Dass der *Strauss* Steine verschluckt, ist nicht sowohl Folge seiner Fressbegierde, als des Instincts, der sich bey allen Körnerfressenden Vögeln findet: durch Verschlucken des Sandes und kleiner Steine wird die Verdauung mechanisch befördert. — Die *Amphibien* (S. 99) nennt der Vf. auch *Knorpelthiere*, weil sie meist nur Knorpel statt der Knochen hätten. Diess kann jedoch nicht so allgemein behauptet werden, dass daher jene Benennung gerechtfertiget würde. Die ehemaligen schwimmenden Amphibien (*Amphibia nantes Lin.*), welche jetzt, und auch von Hn. *B.* mit Recht

zu den Fischen gezählt werden, find die fogenannten Knorpelfische, weil ihr Skelett mehr knorplich als knöchern ift. Diefe Thiere mögen wohl Anlafs gegeben haben, dafs der Vf. noch im Allgemeinen die Amphibien auch Knorpelthiere nennt. — Die Befchreibung und Naturgefchichte des *Crocodils* ift noch die gewöhnliche. Allein durch die Expedition der Franzofen nach Ägypten ift vieles berichtigt worden; und man weifs nunmehr, dafs das Crocodil gar nicht ein fo ungeheueres und gefährliches Thier ift, als gewöhnlich angegeben wird. Auch die alte Angabe, dafs diefes Thier nur den Ober- nicht den Unterkiefer bewege, eine Angabe, die in neueren Zeiten gar nicht mehr geglaubt wurde, ift jetzt wenigftens fo weit beftätigt worden, dafs dem Oberkiefer allerdings die Hauptbewegung zukomme, der Unterkiefer hingegen fich nur fchwach bewege. Bey den Thieren, die den Eyern des Crocodils fehr nachgehen, hatte der Vf. auch den berüchtigten Ichneumon (*Viverra Ichneumon*) erwähnen können, um dadurch Gelegenheit zur Berichtigung der Fabel zu geben, als ob diefes Thier dem fchlafenden Crocodil in den Leib krieche, und ihn von innen tödte. — Über die fogenannte Zauberkraft der *Klapperfchlange*, die der Vf. ganz wie ein Mährchen zu betrachten fcheint, ift man doch noch nicht völlig ins Reine gekommen. — Es wäre, der Vollftändigkeit wegen, gut gewefen, wenn der Vf. auch von irgend einer Art aus der Familie der Frösche eine Abbildung und Befchreibung gegeben hätte. — Nebft fünf anderen *Fifchen*, deren Befchreibung S. 113 beginnt, ift auch die *Muräne* (*Muraena Helena*) geliefert. Vielleicht wäre zweckmafsiger, ftatt ihrer, aus diefer Gattung der Aal (*Muraena Anguilla*) gewählt worden, wo zugleich auch des Lebendiggebärens deffelben, als einer Seltenheit in diefer Thierklaffe hätte gedacht werden können.

Diefs ift das Wenige, was Rec. bey dem Buche zu erinnern hatte, welches übrigens in einem leichten, angenehmen Stile gefchrieben, und da der Vf. aus guten Quellen gefchöpft hat, für den erften naturhiftorifchen Unterricht aus den vier erften Klaffen des Thierreichs zu empfehlen ift.

Die *Zinnfiguren* (32 an der Zahl), die in einem Käftchen zu dem Buche geliefert werden, find nach fehr guten, von *Blumenbach*, *Schreber*, *Bloch*, *Bechftein* u. f. w. gelieferten Abbildungen geformt; aber die Feinheit und Genauigkeit in den kleineren Theilen, welche im Syfteme oft die hauptfächlichften Gattungs- und Art-Merkmale enthalten, fowie die Schönheit in den Farben, gewähren fie auf keine Weife in eben dem Grade, wie gute Gemählde und Kupferftiche, und können fie auch nicht gewähren. Bey ihrer flachen Form können fie auch die Ründung des Thieres nur unvollkommen verfinnlichen, welches bey Kupferftichen, durch gehörige Schattirung, weit vollkommener erreicht werden kann. Sie haben freylich das Gute, dafs fie den Gegenftand zugleich von zwey Seiten darftellen. Weil aber der Künftler die zweyte Seite nicht nach der Abbildung, die er vor fich hatte, zeichnen und graviren konnte: fo mufste er fich dabey nach Befchreibungen oder nach dem Verhältnifs und der Farbe der Seite, die ihm die Abbildung darbot, richten, welches ihm nicht immer der Natur getreu gelungen ift. So ift z. B. hier der *Vampyr* auf der unteren Seite grau, auf der oberen ockergelb, ohne alle Nuançen dargeftellt; der Kopf ift, aus Nachläffigkeit des Anftreichers, auf der einen Seite grau, auf der anderen ockergelb gefärbt; da doch, wie die von *Schreber* gelieferte Abbildung zeigt, das Thier ganz grau und nur an dem oberen Theile der Flatterhaut, die fich über den Armen befindet, mit etwas Ockergelb vermifcht ift. — Die Anficht des *Eichhörnchens* hat fich ebenfalls durch die flache Figur nicht deutlich darftellen laffen: daher erfcheint der Schwanz, den man gerade von hinten fehen foll, in einer unnatürlichen Lage. — Der Kopf des *Löwen* ift von der Kehrfeite ganz verfehlt; am linken Hinterbeine find zwey Zehen nach Aufsen und drey nach Innen, am rechten aber, gerade umgekehrt, drey nach Aufsen und zwey nach Innen zu fehen. — Das *Zebra* ift viel zu fchlank gerathen. — Der *Pfefferfreffer* hat am linken Beine fünf Zehen. — Beym *Straufs* find beide Zehen gleich grofs, und wie es fcheint, jede mit einem Nagel verfehen, da doch die innere viel gröfser, und nur fie allein mit einem Nagel bewäffnet feyn follte. — Die Beine des *Crocodils* find auf der Kehrfeite höchft unnatürlich geftellt u. f. w. — Ob nun diefe Figuren, bey den gerügten Mängeln zweckmäfsig zum Nachzeichnen benutzt werden können, wie der Vf. in der Vorrede fagt, beantwortet fich von felbft. Auch ihre Anwendung beym Unterrichte möchte nicht von langer Dauer feyn, zumal wenn fie durch viele Hände gehen müffen. Das weiche Metall verbiegt fich bey jedem etwas ftarken Drucke, befonders die fchwachen Beine; man mufs es wieder zurecht biegen; die Theile verlieren dadurch nach und nach ihre Geftalt; die Farbe, welche ohnehin auf dem Metalle nicht gar zu feft fitzt, fpringt ab, und endlich mufs die Figur, bey einer etwas zu ftarken Beugung zerbrechen. — Für die erwachfenere Jugend, die fchon etwas mehr als Spielerey verlangt, ift die Arbeit überhaupt nicht. M. F.

NÜRNBERG, b. Felfecker: *Faunae Infectorum Germanicae Initia. Deutfchlands Infecten*, herausgegeben von Dr. *G. W. F. Panzer*. 92 und 93 Heft. Quer 12. (Jedes Heft mit 24 Tafeln und 24 Blatt Text. 16 gr. oder 1 Guld. 12 kr.)

Hr. P. fährt in diefen Heften fort, die Abbildungen einiger theils neuer, theils noch wenig bekannter Infecten aus allen Ordnungen zu liefern. Die im 92 Hefte vorkommenden find: *Carabus picicornis*, *filphoides*, *binotatus* und *parumpunctatus Fabr. Ichn. excitator Scop.* Hier fchlich fich in die deutfche Diagnofe der Druckfehler „*mit fchwarzen Füfsen*" ftatt mit *rothen Füfsen* ein. Was foll in der weitläuftigeren Befchreibung diefes Infects der Ausdruck „*fegmentis margine laterali apiceque flavis*" heifsen? Weder die Abbildung noch der Anblick des natürlichen Infects rechtfertigen ihn. Wefswegen erwähnt auch

Hr. P. der grofsen charakteriftifchen kielförmigen Schuppe am Hinterleibe nicht, die doch der Mahler ausdrückte? *Ich. Scurra Panz.* und *Hiftrio Fabr.* Ob diefer der wahre *Hiftrio* des Fabr. fey, ift nicht ganz gewifs, da in deffen Befchreibung nicht Alles zutrifft; fie bezeichnet indefs noch immer beffer das hier nicht abgebildete Männchen, als das Weibchen. Diefe Art kommt gewöhnlich um vieles gröfser vor, als fie hier abgebildet ift, und daher taugt auch die gelieferte deutfche Diagnofe nichts, da fie fich von der des *Ich. Hiftrio* nur durch den abfolut relativen Begriff der Gröfse unterfcheidet. Die lateinifchen Diagnofen beider Arten find nicht beffer. Denn fie laffen die Art Merkmale lediglich in der Farbe des *thorax* liegen, welcher bey der erfteren Art *fanguineus*, bey der zweyten *ferrugineus* feyn foll. Über die Unbeftimmtheit diefer Farbenbenennungen hat fchon Hn. Panzers Mahler dadurch entfchieden, dafs er den *thorax* des *Hiftrio*, welcher nach *P. ferrugineus* ift, *roth*, und den des *Scurra*, der *fanguineus* ift, *lichtbraun* mahlte. Die Zeichnungen am Kopfe und Bruftftücke, fo wie auch die Befchaffenheit des Flügelflecks würden für Unterfchied beider Arten ungleich beffere Merkmale abgegeben haben. *Bracon guttator*, neu. *Cim. luridus Fabr. Lyg. fylveftris*, *quadratus*, *leucocephalus*, und *faltatorius Fab.*, *Syj. pedeftris Panz.*, diefer ift offenbar der *Lyg. auftriacus Fabr. Capfus gothicus* und *flavomaculatus Fabr. Coreus hirticornis*, ob einerley mit dem Fabricifchen Infect diefes Namens? Charaktere und Vaterland ftimmen nicht zu, — *craffi. cornis* — und *capitatus Fab. Salda atra* und *fylveftris Fabr. Miris abietis Fabr. Bomb. Caffinia H. et F. Fabr.*

Im 93 Hefte find befchrieben und abgebildet: *Hifter nitidulus*, *aeneus*, *minutus*, *planus*, *oblongus*, *picipes. Elater latus*, *praeuftus*, *balteatus*, *pilofus*, *melancholicus*, *longicollis*, *ftriatus* und *rufipes Fabr.* Wegen des *pilofus* möchte es zweifelhaft feyn, ob er einerley mit des *Fabr.* Käfer diefes Namens ift; der *ftriatus* führt jetzt den Namen *ftriolatus. Cimex umbrinus Wolff. Lygaeus fylvaticus* und *ftriatellus Fabr.*, *laticollis Wolff.*, *umbellatus Panz. Capfus tricolor Fabr. Miris laevigatus* und *ftriatus Fabr. Noct. livida* und *tragopogonis Fabr.*

Im Ganzen erhält fich diefes Werkchen noch immer in feinem alten Werthe und die noch lange Fortfetzung deffelben ift recht fehr zu wünfchen. Nur der Schmetterlingsfreund geht bey demfelben ziemlich leer aus. Denn einmal kommen nur wenige Gloffaten und nicht felten fehr gemeine und häufig abgebildete Arten darin vor; fodann aber find auch die gelieferten Abbildungen der Schmetterlinge gar nicht denen aus den übrigen Ordnungen an Genauigkeit und Fleifs an die Seite zu fetzen.

BRAUNSCHWEIG, b. Reichard: *Claffification und Befchreibung der europäifchen zweyflügligen Infecten (Diptera Linn.)*, von *Johann Wilhelm Meigen*, Lehrer der franzöfifchen Sprache zu Stolberg bey Achen. Erfter Band, zweyte Abtheilung. Mit VII Kupfertafeln. 1804. VI S. und fortgefetzte Seitenzahl 153 bis 315, ingl. die Tafeln IX bis XV. 4. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die zweyte Abtheilung diefes Bandes ift ganz nach dem nämlichen Plan und in demfelben Geifte als die erfte Abtheilung gearbeitet. In beiden finden wir die nämlichen Fehler, Unbeftimmtheit der Gattungen — mit den nämlichen Vorzügen, einer forgfältigen Bearbeitung der Arten in Verbindung. Geftalt der Fühlhörner, Dafeyn oder Mangel der Ocellen, natürliche Haltung der Flügel, Bekleidung des Körpers, Form der Füfse, allenfalls auch der Mund, infofern er mehr oder weniger fichtbar ift, ohne Rückficht auf feine Struktur, müffen immer noch bunt durch einander die Gattungsmerkmale hergeben. Der Vf. fcheint gefliffentlich fich die Mühe nicht geben zu wollen, weiter zu forfchen, und das Gefammte der Mundtheile nach *Fabricius* Anleitung zu Rathe zu ziehen. Hierdurch entftanden denn mitunter unnöthige Zerftückelungen und widernatürliche Zerfpaltungen alter guter Gattungen. So ftimmen die aus *Tabanus* entftandenen Gattungen *Chryfops*, *Haematopota* und *Tabanus*, wie im Wefentlichen des Körperbaues, fo auch in der Lage und Geftalt der Mundtheile, vollkommen überein. Der vorgeftreckte zweylappige Rüffel in der Mitte, über ihm die ftarke an der Wurzel breite, dann zugefpitzte Hauptfeta, an welcher auf der inwendigen Fläche noch eine ganz feine Borfte feftfitzt, auf jeder Seite eine lancettförmige und eine borftenförmige Seta, erftere mit den vorwärts fpringenden, zweygliedrigen Palpen mit dem kleinen Wurzel- und dem dicken, pfriemenförmig gefpitzten Endgliede vereinigen alle diefe Gattungen in ein unzertheilbares Ganzes. Mit mehrerem Rechte mögen von dem Vf. die Trennungen anderer Gattungen, vielleicht der Gattung *Afilus* und noch einiger, verfucht worden feyn; nur hätte er auch in diefen Fällen die Gründe feines Verfahrens durch die genaue Zergliederung der Mundtheile darlegen und feine Arbeit vollenden follen. Gegen die Bearbeitung der Arten läfst fich, wie fchon gefagt, nichts erinnern; nur felten traf es fich, dafs eine Art doppelt aufgeführt worden ift, doch gefchah diefs mit dem *Tabanus pellucens Fabr.*, der früher fchon als *Haematopota bimaculata* vorkam.

KLEINE SCHRIFTEN.

NATURGESCHICHTE. *Nürnberg*, b. Grattenauer: *Naturhiftorifche Handfibeln für Elementarfchulen; enthaltend eine tabellarifche Überficht des Erd-Pflanzen- und Thierreichs*, nach *Schlezens* Leitfaden und einigen anderen Lehrbüchern der Naturgefchichte bearbeitet und herausgegeben vom Cantor *J. G. L. Kuppel* zu Mkt. Neuhof an der Zenn. 1804. 4 Bog. Fol. (3 gr.) Die *erfte Tafel* enthält eine Überficht des *Erdreichs*, das man gewöhnlich „*Mineralreich*" nennt. Der Vf. theilt es, nach einer, ehemals gebräuchlichern Methode, in *Steine*, *Erden*, (mit Ausfchlufs der metallifchen Erden), *Salze*, *Erdharze* und

Metalle. — Die *Steine*, fagt er, bleiben im Feuer und Waffer unverfehrt. Er hätte wenigftens fagen follen „im gewöhnlichen Feuer," (ohnerachtet auch diefs nicht von allen Steinen gilt): denn felbft der härtefte Körper in der Natur, der *Diamant*, wird durch einen verftärkten Feuergrad zerftört. Unter die Schiefer- und Thonfteine rechnet er, aufser dem *Talk*, auch des *Reifsbley*. Letzteres ift von den meiften Mineralogen unter die Inflammabilien, von einigen unter die metallifchen Subftanzen, aber von keinem unter die Steine verfetzt worden. Es verfliegt bekanntlich im Feuer faft ganz, und kann fchon defshalb nicht zu den Steinen gerechnet werden. — Von den *brennbaren Mineralien* oder *Erdharzen* fagt der Vf. „Sie werden gröfstentheils (den Torf, die Steinkohlen und den Bernftein ausgenommen) erft aus Erden und Erzftufen *herausgefchmelzt*." Wenn diefs fo viel heifsen foll als „*hervorquillen*" oder *hervordringen*: fo ift es meiftentheils von den flüffigen Erdharzen richtig. Übrigens rechnet der Vf. zu den feften Erdharzen auch die *fchwarze Kreide*, welche doch fonft zu den Schieferfteinen gezählt wird. — Unter den Charakteren der *Metalle* bedient er fich auch des Ausdrucks, den man in den meiften mineralogifchen Lehrbüchern findet: „Sie werden im Feuer fliefsend gemacht." Beffer ift, zu fagen: „Sie werden in einem beftimmten Wärmegrade fliefsend:" denn das Queckfilber bedarf keines Feuers, um fich flüffig zu zeigen, es ift fchon für fich flüffig. Die *zweyte Tafel* enthält eine tabellarifche Überficht des *Pflanzenreichs*. Allein bey der fehr vagen Eintheilung des Vf. findet man eine Menge Pflanzen, die fich mit gleichem Rechte in zwey, drey und mehrere Ordnungen bringen laffen. Der *Anis* z. B. ift eine ölgebende Pflanze, ein Gewürzkraut und ein Arzneykraut. *Erbfen*, *Linfen*, *Bohnen* und *Wicken* führt der Vf. felbft doppelt an: 1) unter den Hülfenfrüchten, 2) unter den Getreidearten; und fie liefsen fich zum Theil auch unter den Salatgewächfen, Futterkräutern, Gartenblumen anführen. Überhaupt ift hier auch nicht einmal die Idee einer wiffenfchaftlich-fyftematifchen Überficht der Ordnungen und Gattungen des Pflanzenreichs; alles lediglich nach der Art und Weife der Benutzung oder der Schädlichkeit der Pflanzen in Abtheilungen gebracht. Die Überficht des *Thierreichs* wird auf *zwey Tafeln* gegeben. — Von den bekannten Gattungen *Trichechus* und *Phoca* fagt der Vf.: „Statt der Hinterfüfse findet fich ein zum Schwimmen eingerichteter Schwanz." Die abweichende Form der Hinterbeine hat ihn verleitet, fo zu fchreiben; jedoch find bey mehreren die Hinterfüfse auch von Aufsen nicht zu verkennen, und bey Allen findet man die Theile der Hinterbeine wenigftens unter der Haut. — Die *vierfüfsigen Säugthiere* theilt Hr. *K.* in vier Ordnungen. In der erften mit *hufartigen Füfsenden* werden gezählt: *Elephas*, *Hippopotamus*, *Rhinoceros*, *Camelus*: Eigentlich gehört nur der *Elephant* hieher: denn die übrigen haben wahre Hufen, und zwar gefpaltene. Beym *Nilpferde* find fie freylich nur klein; aber bey dem *Nashorn* find fie grofs genug, und das Thier gehört, auch anderer Rückfichten wegen, mit dem Schweine in dieselbe Ordnung. Das *Camel* hat Hufen und gehört, noch dazu weil es ein wiederkäuendes Thier ift, auf jeden Fall in die Ordnung der Säugthiere mit gefpaltenen Hufen. Zu den Säugthieren mit getrennten Zehen kommen auch die *Fledermäufe*, deren Zehen man doch aber nicht „unverbunden" nennen kann. — Einige Säugthiere, die dem Vf. zu fchaffen gemacht haben würden, wenn er fie nach feinem Syfteme hätte placiren follen, übergeht er ganz mit Stillfchweigen. Dahin gehören zwey Familien der Gattung *Didelphis*, nämlich *Cuviers Phalangers* und *Kanguroos*, welche an den Hinterfüfsen vier Zehen haben, wovon 2 oder 3 entweder zum Theil oder bis an den Nagel mit einander verbunden find; die innerfte Zehe ift ein abgefonderter Daumen, folglich find die Hinterfüfse wahre Hände; fie hatten alfo zwey wahre, und zwey handeartige Füfse; der *Tarfier* hat gar vier wahre Hände; eine andere Art foll fogar an den Hinterfüfsen eine Schwimmhaut haben. — Den *Menfchen* hat der Vf. nirgends erwähnt. — Die *Vögel* theilt er in fieben Ordnungen. Aber die vierte ift ein wahres Chaos, wohin alle diejenigen Vögel geworfen werden, die in den fechs übrigen Ordnungen nicht unterzubringen waren. Diefe vierte Ordnung möchte aber wohl fchwerlich unter eine allgemeine Charakteriftik zu bringen feyn. — Die *zweyte Tafel des Thierreichs* enthält die vier übrigen Klaffen. — Die *Amphibien* oder *amphibige Thiere* theilt er in die drey bekannten Linnéifchen Ordnungen: in *kriechende*, *fchleichende* und *fchwimmende*. Letztere wurden in den früheften Ausgaben des Naturfyftems noch zu den Fifchen gerechnet, und find auch, wie es fich in den neueren Zeiten beftätigt hat, wahre Fifche. Sie bilden in der Klaffe der Fifche die beiden Ordnungen *Chondropterygii* und *Branchioftegi*, und athmen eben fo gut durch die Kiemen, wie die übrigen Fifche. Wie aber unter diefen Kappelfchen fchwimmenden Amphibien auch der *Einhornfifch* (*Monodon Narhwal*) vorkommen kann, begreifen wir nicht. Er ift ein wahres Säugthier aus der Ordnung der *Cetacea*, und wird mit diefem zwar noch in der fechften Ausgabe des Linnéifchen Naturfyftems zu den Fifchen gerechnet, aber unter den Amphibien hat Rec. ihn fonft nirgends gefunden. — Die *Fifche* theilt der Vf., ganz dem Linnéifchen Syfteme zu Folge, nach dem Mangel oder der Stellung der Bauchfloffen in vier Ordnungen. Er fagt „die Fifche pflanzen fich faft alle durch Eyer fort; nur der *Aal* gebiert lebendige Jungen." Aber auch die *Aalmutter* (*Blennius viviparus*) gehört dahin. — Die Charaktere, die der Vf. für die Klaffe der *Infecten*, von dem Körper oder deffen Theilen hernimmt, finden fich nicht fämmtlich bey allen Infecten. — Nicht alle haben Einfchnitte oder Kerben (woher auch die Benennung *Kerbthiere* genommen ift) am Leibe; nicht alle im vollkommenen Zuftande Fühlhörner; eigentliche Verwandlungen gehen nicht mit allen vor. — Die *Würmer* theilt der Vf. in zwey Ordnungen, von denen die erfte die *nackten Würmer* (*Inteftina* und *Mollufca L.*), die zweyte die *Schalenwürmer* begreift. Letztere fondert er ab in *Schnecken-* (*Cochleae Linn.*) und *Mufchelwürmer*, deren Gehäufe aus zwey Stücken zufammengefetzt ift (*Conche L.*): derer, die ein aus mehreren Stücken zufammengefetztes Gehäufe haben (*Multivalvia L.*) gedenkt er gar nicht.

Das Refultat diefer Kritik ift folgendes: Die Eintheilung der Pflanzen taugt, in wiffenfchaftlicher Hinficht, gar nichts. Ein wiffenfchaftliches Syftem, obgleich noch immer mangelhaft genug, findet fich nur in den Tafeln über das Thier- und Mineral-Reich. Nur da hält es fich, wo es mit den Syftemen neuerer Naturforfcher übereinkommt. Sobald aber der Vf. fich von ihnen entfernte, gerieth er auf Irrwege. Anftatt alfo die Tabellen nach mehreren Lehrbüchern der Naturgefchichte zu entwerfen, hätte er beffer gethan, wenigftens für jedes Naturreich, einem einzigen, aber guten und dem gegenwärtigen Beftande der Wiffenfchaft angemeffenen, Handbuche zu folgen. Die häufigen Fehler machen diefe Tabellen faft ganz unbrauchbar; da hingegen eine tabellarifche Überficht des ganzen Naturreichs, mit Fleifs und von einem Kenner entworfen, für den Unterricht fehr zweckmäfsig feyn würde.

M. F.

Berlin, b. Matzdorff: *Heimlichkeiten*, oder: *Begattung und Fortpflanzung im Himmel und auf Erden.* Herausgegeben von *G. Müller* und *E. Schultz*. Erfter Theil. 1804. 292 S. Zweyter Theil. 283 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.) Aus Zeitungen und bekannten Journalen zufammengeraffte Nachrichten von Vorfällen, welche einigen Bezug auf Zeugung und Geburt haben. Man findet hier Nachrichten von Drillings- bis Siebenlings-Geburten, von Steinen im Uterus eines Meerfchweins, von einem im Auge eines Pferdes lebenden Wurme, vom Einfluffe mütterlicher Einbildungskraft auf Schönheit oder Verbildung der Kinder, von einer Katze die eine Ratte faugte, von einem zum Halbfifch verbildeten Neapolitaner u. f. w. Aus diefem bunten Gemifche und dem Titel läfst fich fchon auf den Rang fchliefsen, welchen diefes Buch einnimmt. R. L.

Neue Auflagen.

Danzig, b. Goldftamm: *Danziger Kochbuch, welches als erfter Leitfaden für ein junges Frauenzimmer die ihren Eheftand und Haushaltung vernünftig und zufrieden führen und ihre Küche ordentlich beforgen will, zu gebrauchen ift.* Neue vermehrte Auflage. 1806. 229 S. 8. (18 gr.)

Auch unter dem Titel: *Einleitung in dem Unterrichte für ein junges Frauenzimmer, das Küche und Haushaltung felbft beforgen will*, von einer Hausmutter.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 23 JULIUS, 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Züllichau, b. Darnmann: *Carlo.* 1801. 236 S. 8. mit Titelkupfer und Vignette.

2) Ebendas.: *Natalia*, vom Verfasser der Novelle Carlo. Erstes Bändchen. 1802. 399 S. Zweytes Bändchen. 1803. 472 S. Drittes Bdchen. 1804. 461 S. Jedes Bändchen mit Titelkupfer und Vignette.

3) Ebendas.: *Leben und Liebe Ryno's und seiner Schwester Minona.* Herausgegeben von *Oscar.* Erstes Bändchen. 283 S. Zweytes Bändchen. 1805. 280 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Der Vf. dieser sehr interessanten Erzählungen — nach der Vorrede des in diesen Blättern schon angezeigten Schauspiels: „Aklam," Hr. *Friedrich Kind* in Dresden — gehört zu den wenigen vorzüglichen, welche durch ihre Schriften die Leser erfreuen, ohne durch fremdartige, der Poesie unwürdige Hülfsmittel den Beyfall der Lesewelt sich zu erschleichen. Mit ungestörtem Wohlgefallen verweilt man bey den lieblichen Geschöpfen seiner lebensfrohen Phantasie, und begleitet sie durch die mannichfaltigen, bunten und interessanten Situationen, in welchen der Dichter sie ihre Charaktere entfalten, oder nachdem die Natur seiner Gemählde es erfordert, als entfaltet und ausgebildet, darstellen läfst. Bey diesen Vorzügen hat der Vf. nicht nöthig, durch Bestechung des moralischen Gefühls seiner Leser sich Duldung, und durch eine oft gelungene Täuschung, welche dem Mittel die Eigenschaften des Zwecks leiht, seinen Schriften Achtung zu erwerben; eben so wenig aber braucht er durch ängstliches und absichtliches Vermeiden alles dessen, was von dem moralischen Sinn zugleich mit empfunden wird, sein Dichtertalent zu beglaubigen, und den freyen Gang seiner Phantasie zu unterbrechen. Beides ist gleich weit von dem wahren Talent entfernt, welches sich weder durch das moralische Gefühl noch durch die ästhetische Kritik, sondern durch seine eigene vortreffliche Natur den Platz unter den vorzüglicheren Dichtern und Künstlern erwirbt.

Mit No. 1 eröffnete Hr. K. — so viel Rec. bekannt ist — nach einem Zwischenraum von mehreren Jahren, von neuem seine literarische Laufbahn. Denn früher als diese, wie bekannt, mit allgemeinem Beyfall aufgenommene Novelle, erschien unter dem Titel: *Lenardo's Schwärmereyen*, eine Sammlung von Gedichten und Erzählungen, zu welcher sich Hr. K. durch Aufnahme einer Erzählung daraus in den ersten Band seiner Natalie, als Verfasser bekennet. Wenn diese Sammlung, welche der Vf. in einer Anmerkung zu der daraus aufgenommenen Erzählung, zu bescheiden, eine Sammlung gröfstentheils unreifer Versuche nennt, weniger als die späteren Schriften des Vfs. bekannt geworden ist: so ist der Grund davon mehr in dem Schicksal, welches über Bücher, wie über Menschen, waltet, zu suchen, als in dem Mangel an innerem Gehalt und poetischem Werth. Viele der darin enthaltenen Gedichte sind vortrefflich, fast in keinem ergiefst sich, wie so oft in jugendlichen Versuchen ausgezeichneter Dichter, der durchbrechende Strom eines wilden Gefühls in zufällige, poetische Formen, und verlangt des jugendlich frischen Colorits wegen für schön zu gelten; und wenn man auch in einigen den Wiederhall der vorzüglichsten Dichter jener früheren Zeit zu vernehmen glaubt, so zeigt die Empfänglichkeit für das blofs vorzüglichere, und die eigenthümliche lebendige Gestaltung, mit welcher der Vf. das Empfangene zurückgiebt, dafs er seinen Mustern wenig mehr schuldig ist, als der Redner den Wärtern seiner Kindheit, welche ihn das Sprechen lehrten, und den Erziehern, welche ihn mit der Sprache und der Kunst der Rede bekannt machten. Dieselbe Wärme der Empfindung, welche in jenen früheren Dichtungen lebt, durchdringt auch die späteren vollendeten Werke des Vfs., und der Leser erkauft die festere Zeichnung des geübteren Schriftstellers nicht mit dem Verluste des frischen Lebens, welches, ohne zu ermatten, so selten die Studien der Correctheit zu begleiten, und die Schulen der Kritik zu durchwandern vermag. — Die Erzählung: *Carlo*, welche der Vf. auf den Titeln seiner folgenden Schriften sehr richtig eine Novelle nennt, ist den Lesern schon zu bekannt, um noch jetzt einer ausführlichen Anzeige zu bedürfen. Reichthum der Composition, treffende und sichere Darstellung der Charaktere und eine interessante Fülle romantischer, muthwilliger, oft phantastischer Situationen, z. B. die Hochzeit Wilibald's und die poetische Hofhaltung des blinden Prinzen Cynthio haben ihm schon den Beyfall des Publicum und zum Theil das verdiente Lob der Kritiker erworben. Zu erinnern wäre vielleicht blofs, dafs der Held, welcher dem Buche den Namen giebt, nicht der Held des Buches selbst ist, sondern mehr dient, die Erzählung zu ordnen, als die Begebenheiten selbst hervorzurufen, — und dafs der Vf., vielleicht zu gewissenhaft, eine Erklärung der scheinbaren Wunder in seiner Erzählung giebt, welche besser durch die Erzählung selbst, ohne dafs der Erzähler seinen eigenen Commentator gemacht hätte, vermittelt worden wäre.

No. 2. Natalia ist ohne Zweifel Hn. *K's*, gelun-

genstes Werk, welches nicht allein ihn als einen geistvollen Schriftsteller, dem Erfindung, Ausführung und die Reichthümer der Sprache zu Gebote stehen, beurkundet, sondern auch die Aufmerksamkeit des Publicums mit allem Recht auf jede seiner künftigen Schriften lenkt. Charakterdarstellung und Erzählung sind hier so vollkommen in einander verschmolzen, dass sich eines durch das andere offenbart und entwickelt, ohne dass einzelne Charakterschilderungen oder müssige Scenen nöthig wären, um den Leser mit den Personen der Handlung im Voraus bekannt zu machen. Das scheinbar Fremdartigste verschlingt sich hier auf das innigste mit dem Ganzen, und nichts würde hinweggenommen werden können, so locker auch beym flüchtigen Anblick seine Verbindung scheine, ohne das Ganze zu vernichten. Deswegen würde es auch eine danklose Mühe seyn, durch einen Auszug der Begebenheiten zum Lesen des Buches selbst anzulocken: denn ein Vorzug der guten Erzählung besteht eben darin, dass sich die Behandlung von dem Stoffe selbst nicht mehr trennen lässt. Auch das dem Scheine nach Wunderbare, welches die Begebenheiten verschleyert, und dessen Lösung in ein bloss Geheimnissvolles, mit dem Fortgange der Erzählung gleichen Schritt hält, würde einen solchen Auszug unmöglich machen. Denn dieses scheinbar Wundervolle ist hier nicht, — wie in den meisten Versuchen, die freyesten Bildungen der Phantasie den Ansprüchen des Verstandes angemessen zu machen, — eine auf die gewöhnliche Unbekanntschaft mit sicheren Naturkräften berechnete Folge von Unternehmungen einzelner Menschen oder ganzer Gesellschaften, um irgend einen Zweck dadurch auszuführen, sondern es liegt seit alter Zeit im Dunkel verborgen, ohne einen anderen Zweck zu kennen, als seine eigene Verborgenheit; es bekommt daher den Schein des Wunderbaren nicht absichtlich, sondern durch die Ansicht der damit Unbekannten, verbunden mit dem Spiele des Zufalls. So hört es auf, ein bloss äusserlicher, Aufmerksamkeit erregender, Schmuck der Erzählung zu seyn, und wird ihr Mittelpunkt, zu dessen Enthüllung die handelnden Personen bald bewusstlos gegen ihren Willen, bald absichtlich wirken. Der Ton der Erzählung ist übrigens dem Inhalte vollkommen angemessen, und das düstere Schauerliche, welches in das frohe mit lebendigen Farben geschilderte Leben hereinblickt, findet, sowie dieses, unter des Vf. Behandlung seinen angemessenen und die beabsichtigte Wirkung nie verfehlenden Ausdruck. Selten, aber doch zuweilen, verirrt sich der Stil in den der metrischen Dichtkunst eigenthümlichen; noch seltener und vielleicht kaum mehr als dreymal, bedient er sich einiger etwas abgebrauchten, und der ihm eigenen Kunst der Erzählung nicht würdigen Wendungen, um abgebrochene Erzählungen anzuknüpfen. Aber auch diese seltene Nachlässigkeit wünschte man aus den Schriften dieses Erzählers verbannt.

No. 3 gestattet, da es noch nicht vollendet ist, — denn der im ersten Theile gegebenen Übersicht zu Folge, steht noch ein drittes Bändchen zu erwarten, — keine ausführliche Beurtheilung. So sehr der Titel auf eine sentimentale Erzählung hinzudeuten scheint: so ist doch gerade hier die froheste Laune zu finden; und man erblickt mit Vergnügen in dem Vf. auch einen angenehmen Begleiter in der heitersten durch keine Bilder des verworrenen oder feindlichen Lebens getrübten Stimmung. Die Weitschweifigkeit, zu welcher der Vf. zuweilen von seiner heiteren Laune verleitet wird, verzeiht der Leser, bestochen durch die sehr interessanten Situationen und Überraschungen, von welchen jedes dieser beiden Bändchen einige meisterhaft behandelte enthält, sehr gern. Dass aber der Vf. auch diese Weitschweifigkeit mit einem gehaltvollen Stile vertauschen könne, wenn er von seinem Gegenstande ganz durchdrungen ist, zeigen mehrere gelungene Stellen seiner Schriften, und um so weniger darf die unbefangene Kritik diesen Fehler verschweigen, welcher wahrscheinlich nur durch das bewusstlose Anklingen fremder Manieren entsteht, wenn der Vf., seinen Gegenstand nicht genug liebend, sich eine oberflächlichere Behandlung erlaubt. Das Fremde verschmähend wird er jederzeit gewinnen.

Auch die Gedichte, welche der Vf. seinen Schriften zuweilen einwebt, verdienen nicht unbemerkt zu bleiben. Natalie sowohl als das Leben Ryno's sind mit dieser lieblichen Zierde, jedoch mit einsichtsvoller Wahl ausgestattet. Das Lied vom König Ankaos, im 2 Theil der Natalie ist an sich vortrefflich und gewinnt noch einen besonderen Werth durch die Stelle, welche es so ausgezeichnet schön erfüllt. Wir glauben diese Anzeige nicht zweckmässiger beschliessen zu können, als indem wir den Lesern, welche mit des Vf. Werken noch unbekannt sind, den Schluss eines Gedichts mittheilen, welches die neue Ariadne überschrieben ist, und den Eingang zu dem Ersten Buch der Natalie bildet:

> Also schlummerte auf Naxos Strande
> Ariadne einst. Im Traum der Wonne
> will sie den Geliebten fester an sich drücken
> lispelt: Theseus! — hebt den schönen Arm —
> und erwacht — und sieht das Wimpel fliehen.
> Lärmend rauschen Tamburine — klingen Schellen —
> Flüstern Flöten — schallt Triumphgesang,
> zu der Cymbeln, zu der Trommeln Klang
> tanzt, umwallt von schöngefleckten Fellen,
> der Mänaden lieblich wildes Chor,
> Ros' und Rebe sprosset rings hervor,
> und auf goldnem, schönbekränzten Wagen
> wird der junge Gott daher getragen. —

D. c. A.

1) Leipzig, b. Hartknoch: *Tulpen*, von *Friedrich Kind*. Erstes Bändchen. 1806. 280 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Leipzig, Züllichau u. Freystadt, b. Darnmann: *Wilhelm der Eroberer*. Von *Friedrich Kind*. 1806. 306 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

An Mannichfaltigkeit, wie der Titel sie verspricht, mangelt es den vier Erzählungen von No. 1 nicht: unglückliche und glückliche Liebe, wunderbare Volkssage und empfindsam schwärmendes Geistersehen, wechseln mit einander ab; überdiess ist, bis auf eine,

jede einzelne Geschichte aufs reichlichste mit buntem Farbenschmucke ausgestattet. Aber wie nur eine besondere Liebhaberey an den Reizen eines Tulpenflors das höchste Wohlgefallen finden kann: so kann auch nur, wer in der Darstellungsart des Vf. seine eigenthümliche Weise zu sehen und zu empfinden erblickt, durch solche Dichtungen befriedigt werden. Fast überall ist ein überwiegender Hang zum umständlichen Schildern und Ausmahlen sichtbar, wodurch dem Einzelnen ein Glanz und Schimmer zu Theil wird, der den Blick vom Ganzen abzieht, und statt dieses mehr ins Licht zu heben, es vielmehr verdunkelt. Der Vf. scheint beständig besorgt zu seyn, seinen Gegenstand nicht genug auszeichnen und verherrlichen zu können; er häuft auf seinen Helden alle mögliche Tugenden und legt den Situationen, in welche er ihn versetzt, allen Schmuck und Putz an, die ihm nur zu Gebote stehen, ohne gewahr zu werden, dass unter diesen Superlativen und gleissenden Ausschmückungen seine Personen und ihre Umgebungen die Bestimmtheit ihrer Gestalt und somit ihr eigentliches Leben verlieren. Stellen wie folgende gehören zu den gewöhnlichen: „die runden Lilienarme des schönsten weiblichen Wesens breiteten sich gegen ihn aus, als wollten sie ihn zärtlich an seinen Busen schliessen, der selbst in der fest anliegenden Umhüllung die idealischen Formen einer jungfräulichen Anadyomene noch weit übertraf." — „Selbst die Unschuld, nähme sie Mädchengestalt an, könnte die Allgewalt ihrer Schönheit nicht ohne Wohlgefallen gewahr werden." — „Wenn Natur und Glück sonst ihre Günstlinge nur mit einzelnen Weihgeschenken ausstellen, so halten sie über diesen mit parteyischer Vorliebe ihr ganzes Füllhorn ergossen; vornehme Geburt, fürstliche Reichthümer, die blühendste kräftigste Jugend und eine Gestalt, auf welcher kein Mädchenauge ohne stilles Entzücken, kein Männerauge ohne Zutrauen und inniges Wohlwollen verweilte, waren nur die Hüllen edlerer Vorzüge; hoher Muth, bezaubernde Sanftmuth und das feurigste Gefühl wohnten vereinigt in diesem Jünglingsherzen, und die wohlklingende Stimme versinnlichte keinen Gedanken, das grosse geistvolle Auge verrieth keine Empfindung, die nicht vorher weit schöner und lieblicher in seiner Seele erklungen wären." Aus der letzteren Stelle wird man zugleich sehen, wie der Stil überladen ist, und ins Gezierte fällt. Bey diesem Ausmahlen muss die Erzählung zu langsam fortrücken, und sie scheint auch oft, indem sie sich in eine unverhältnissmässige Breite ausdehnt, ihr Ziel zu vergessen, worüber die zu sehr in Anspruch genommene Theilnahme, statt sich fester anzuschliessen, vielmehr vor Ungeduld sich abwendet. In der letzten Erzählung: *die Braut aus Osten* zeigt sich insonderheit diese breite ausschmückende Manier; wodurch die an sich schon eintönige Empfindsamkeit von idyllischen süsslich-schwärmerischen Liebesscenen vollends ermüdend wird. Alle Süssigkeiten einer arkadischen Unschuldswelt im modernen Stil werden hier mit unerschöpflicher Ausführlichkeit geschildert, und man fühlt mit dem jungen sehnsüchtigen Henarez die peinlichste Ungeduld, endlich einmal der Dinge, die da als so beseligend beschrieben werden, theilhaft zu werden; aber davon wird so viel wie nichts gewährt, denn himmlische Visionen sind es vorzüglich, womit man sich unterhalten sieht, und das Resultat, womit Henarez, nachdem er mit seiner Gattin und seinen Freunden die Unschuldswelt auf den ionischen Inseln eingebüsst hat, nach Spanien zurückkehrt, wo er sich, wie mit drey Worten gesagt wird, im Feld und im Kabinette bis in ein hohes Alter auszeichnet, — ist kein anderes als: „der ist glücklich zu nennen, der schon hienieden mit der irdischen auch die himmlische Schönheit seine Braut nennen durfte!" — Von der dritten Geschichte: *die Volkssage aus dem Stegreif*, wo Hr. K. den ganz entgegengesetzten Ton des launig schalkhaften Scherzes anzustimmen sucht, lässt sich weiter nichts sagen, als dass sie von Anfang bis zu Ende verunglückt ist. Die pedantische Schwerfälligkeit, welche Waldemar, wie er S. 112 heisst, anfangs angenommen hatte, um durch eine Einleitung noch mehr Zeit zur Vorbereitung zu gewinnen, wird er die ganze Erzählung hindurch nicht wieder los. Weit besser wär' es gewesen, wenn der Vf. die Sage ganz schlicht, wie sie im Munde des Volkes lauten mag, wieder gegeben hätte; seine Behandlung hat sie so verdehnt und verwickelt, dass sie in dieser Gestalt alles andere, nur nicht das ist, wofür sie sich giebt. Das Talent, mit scherzhafter Laune und geselligem Witze zu erzählen, scheint Hn. K. ganz versagt zu seyn. — *Das Probejahr* ist, ob wohl nicht ohne die Mängel der übrigen Stücke, doch artig erfunden; allein der Schluss, weil er gesucht ist, und nicht, wie man erwartet, durch ein gefälliges Spiel des Zufalls herbeygeführt, gewährt keine völlige Befriedigung. — Je weniger man nun Ursache hat, mit den drey letzteren Erzählungen zufrieden zu seyn, einen um desto angenehmeren Eindruck hinterlässt die erste: *Wiligard*, in welcher die gerügte Manier fast gar nicht sichtbar, und der Ton der alten Deutschheit im Ganzen recht glücklich getroffen ist. Sie ist in Briefen abgefasst, in denen sich die verschiedenen Personen sehr bestimmt und oft recht kräftig und entschieden charakterisiren; die Geschichte schreitet gehörig ohne zu langes Verweilen beim Einzelnen vorwärts, ihr Gegenstand hat ein ächtes nicht erkünsteltes Interesse, und die Behandlung ist demselben angemessen, so dass diese Dichtung Anspruch auf allgemeinen Beyfall machen darf, und den Wunsch erweckt, es möchte Hn. K. gefallen, sich ernstlich vor der unglücklichen Manier, zu welcher er hinneigt, zu verwahren, damit sein Dichtertalent Andern zur Lust und ihm zum Ruhme in ungetrübter Lauterkeit sich offenbare.

Nr. 2. Man kann, so seltsam es lauten mag, von diesem dramatischen Gedichte keine richtigere Vorstellung geben, als wenn man sagt, dass es in zwey Dramen zerfalle: die historischen Scenen desselben und die erotischen laufen nämlich das ganze Stück hindurch ohne alle eigentliche Berührung und inneren Zusammenhang so geschieden neben einander fort,

dafs, wenn uns jene vorgeführt werden, wir diefe aus den Augen verlieren, und über diefe wiederum jene uns gänzlich verfchwinden. Es giebt alfo hier ein Stück im Stücke, und zwar eine romantifche Tragödie in einem hiftorifchen Schaufpiele, denn nur die Scenen der unglücklichen fchwärmerifchen Liebe find eigentlich romantifch-tragifch zu nennen. Auch geht nicht blofs eins neben dem anderen feinen befonderen Gang fort, fondern felbft Behandlung und Stil find in beiden fo ungleichartig und abweichend, dafs man beynahe auf die Vermuthung verfallen könnte, es hätten zwey Dichter die Bearbeitung unter fich getheilt. Denn wenn ein ungemein zarter ätherifcher Liebesfinn und innige Wärme des herzlichften Gefühls aus dem erotifch-romantifchen Theile des Drama fpricht; wenn die Liebe fühlbar ift, womit der Dichter diefe feine eigene Schöpfung umfafste, und in lyrifchen Ergüffen fo anmuthsvoll als fchwärmerifch-rührend ausftrömte: fo dringt fich dagegen in dem politifch-hiftorifchen Theile ein trockener unfreudiger Ernft auf, dem man es anfühlt, dafs nicht ohne Überwindung einer natürlichen Abneigung, und mit einem geheimen Bewufstfeyn von hierzu nicht geeignetem Talente, die Darftellung fo grofser in der Gefchichte gegründeter Thaten und Begebenheiten unternommen ward, als die Eroberung von England durch den kühnen heldenmüthigen Herzog Wilhelm von der Normandie in fich begreift. Es ift in der That auffallend, mit welcher fchwankenden Unficherheit, mit wie wenig charakteriftifcher Entfchiedenheit und Energie der Dichter feine hiftorifchen Perfonen auftreten läfst, wie ängftlich er der Gefchichte Schritt vor Schritt nachfolgt, und ftets bemühet ift, jeden auch minder wichtigen Umftand mit einzuflechten; fich an den wahren Verlauf der Dinge mit aller möglichen Treue gleichfam feft anhaltend, fcheint er zu glauben, dadurch auch des grofsen Stoffes fich bemeiftert zu haben, und, um in diefer Täufchung nicht geftört zu werden, ftrebt er mit merklicher Flüchtigkeit dem Ende zu. Selbft einer geringen Aufmerkfamkeit kann es nicht entgehen, mit wie wenig Liebe er bey dem eigentlichen Gegenftande des Dramas verweilt, und wie er insgeheim wünfcht, deffen bald überhoben zu feyn; die wichtigften Dinge werden daher öfters faft nur flüchtig angedeutet, fo z. B. der Verluft von 15000 Mann in der Schlacht bey Hestings; kurz man erhält nichts weniger als eine lebendig vergegenwärtigte Anfchauung von dem grofsen heroifchen Unternehmen, und von der hohen Wichtigkeit des Kampfes, durch den doch nichts Geringeres als das Schickfal eines mächtigen Reichs entfchieden werden foll. Den Befchlufs des Dramas macht auch nicht fowohl die Eroberung von England, fondern vielmehr der tragifche Ausgang der romantifchen Liebesgefchichte, welcher überdiefs fchon im Prologe durch Erfcheinungen, welche die moderne Mufe Aventüre zauberifch hervorruft, angedeutet wurde — ein Umftand, welcher es vollends aufser allem Zweifel fetzt, wie dem Dichter eigentlich blofs diefe Liebesabenteuer am Herzen lagen, und es ihm um die Heldenthaten Wilhelms nur wenig Ernft war. So ift es denn gekommen, dafs die dem Drama angehängte nach *David Hume* erzählte Gefchichte von Englands Befiegung mehr Befriedigung gewährt, als das Drama felbft; und was fich aus diefem allen ergiebt, ift, dafs Hr. *K.*, indem er über feine eigenthümliche Sphäre der romantifchen Lyrik hinausftrebte, ein Werk geliefert hat, deffen man fich im Ganzen gar nicht, und nur hie und da im Einzelnen erfreuen kann, wo fich jene anmuthigen Töne einer bezaubernden Liebesbegeifterung vernehmen laffen, die wir fonft fo gern von ihm zu hören pflegten. Welch' ein fchönes Ganzes hätten wir erhalten, wenn aus allen Scenen eine fo tiefe Empfindung, ein fo wahrhaft poetifcher Geift fpräche, als aus folgendem Selbftgefpräche der von hoher Liebe entflammten Conftanze! Es verdient ganz hier zu ftehen:

Wie, ich follte von ihm laffen?
Ohne Freund in fernem Land
Soll der Liebliche erblaffen;
Unbeklagt, auf fremdem Strand,
Soll der kalte Tod ihn faffen
Und fein Weib foll ihn verlaffen;
Weinend und mit feiger Hand
Weben fern am Grabgewand?

Nur mit Thränen und Gebeten
Soll die träge Weiblichkeit
Vor dem Altar Gottes treten,
Folgen nicht in Kampf und Streit?
Muthlos foll die Liebe klagen,
Einfam weinen, einfam zagen
In der Nonnen düfterm Chor?
Stets mit Furcht erfülltem Ohr
Jedem Laut entgegenbeben,
Jedes jungen Tages Strahle?
Jedes Abends Niederfchweben?
Nicht mit ihm im Panzerftahle,
Dort im blut'gen Waffenthale
Kämpfen mit den finftern Mächten
In des Treffens heifser Gluth?
Nicht an *Alains* Seite fechten?
Stillen nicht fein riefelnd Blut?

Ha! ich feh die Schwerter blinken,
Und die fcharfe Lanze droht;
Speere fplittern, Fahnen finken;
Durch die Reihen jagt der Tod;
Schatten fchwirrender Gefchoffe
Hüllt das goldne Licht in Nacht;
Braufend ftürzen blut'ge Roffe
Ins Gebrüll der tiefften Schlacht.

Alain, *Alain* an der Spitze —
Gott! fein rother Helmbufch fchwankt! —
Schützt ihn, fchützt ihn, Gottes Blitze! —
Schützt ihn, Engel — ach! er wankt!
Seine Tapfern find gefallen,
Und ich follte zitternd ftehn?
Nein! zum Tode mufs vor allen
Mit dem Held fein Mädchen gehn!

C. f. r. z.

Druckfehler. No. 140. S. 512. Z. 6 von oben ftatt: *Hamburg* lies: *Mecklenburg*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 24 JULIUS, 1806.

ÖKONOMIE.

Winterthur, b. Steiner: *Beschreibung der schweizerischen Alpen- und Landwirthschaft nach den verschiedenen Abweichungen einzelner Kantone*, von *Johann Rudolf Steinmüller*, Pfarrer der evangl. reformirt. Gemeinde Gaifs im Kanton Sentis. *I Band, welcher die Alpen- und Landwirthschaft des Kanton Glarus enthält.* 1802. Mit 3 geätzten Blättern. 276 S. *II Band, welcher die Alpen- und Landwirthschaft des Kanton Appenzell und der St. Galler Bezirke Rheinthal, Sax und Werdenberg enthält.* 1804. 484 S. 8. Mit einem radirten Blatte. (2 Rthlr. 12 gr.)

Bis jetzt kannte man nur die Landwirthschaft einzelner Kantone, z. B. der K. Zürich und Bern; von allen übrigen wufste man wenig oder nichts, und die Alpen- und Landwirthschaft der Gebirgskantone hatte weder ein Reifender noch ein Eingeborner bis auf *Kaſthus* (*über die Alpenwirthschaft*, Leipzig, 1795) und *Ebel* (*Schilderung der Gebirgsvölker von Appenzell und Glarus*, 2 B. Leipz. 1798—1802) zum Gegenstand feiner Unterfuchung gemacht. Hr. *Steinmüller*, ein geborner Schweizer aus dem K. Glarus, will diese grofse Lücke ausfüllen, und die Alpen- und Landwirthschaft aller Kantone beschreiben, um feine Mitbürger immer bekannter mit einem Lande zu machen, welches fie fo mütterlich nährt, und das fo viele beschrieben haben, aber fo wenige noch kannten. „Nur erst dann, fährt der Vf. fort, wenn alle einzelne Kantone auf diefe Art befchrieben find, ift eine Überficht aufs Ganze möglich, die jedem Vaterlandsfreunde zu den wichtigften Bemerkungen reichen Stoff darreichen wird."

Der Alpen Name und Zuname. „Die Alpenkette hat ihren Urfprung zwifchen Frankreich und Italien am mittelländifchen Meere, wovon der grössere Theil einen Arm rechts der füdlichen Schweiz zu bis nach Tyrol, Österreich und der Donau erftreckt, ein anderer Arm aber fich gerade rechts ausdehnt und die Schweiz von Frankreich unter dem Namen *Jura* fcheidet. Diefes weftliche Ende der Alpen ..... fchreitet oftwärts ins Tyrolifche, Salzburgifche, Kärntifche und Steyrifche fort" u. f. w. Diefe Befchreibung der Alpenkette, wovon ein Arm *rechts* ..., und der andere Arm fich *gerade rechts* ausdehnt, ift über alles undeutlich, und wird keinem Lefer eine richtige Vorftellung geben können. Was aber von der oftlichen Ausdehnung des Jura nach Tyrol, Salzburg u. f. w. hier gefagt wird, ift fo ganz irrig, dafs es Rec. unbegreiflich ift, wie Hr. *St.*, der auch auf geognoftifche Kenntniffe Anfpruch macht, diefen Irrthum begehen konnte. — Mit den Namen *Alpen* belegt man überhaupt alle diejenigen Weidftriche zwifchen und auf den Gebirgen, auf denen des Sommers die Viehheerden getrieben, und wo Käfe und Butter zubereitet werden. Jeder diefer Weidftriche ift nach den Eigenthümern in Abfchnitte abgegrenzt, und jeder Abfchnitt heifst wieder *Alp* mit Beyfetzung eines fie unterfcheidenden Worts als *Frohn-Alp*, *Sand-Alp* u. f. w. *Obrigkeitliche Schatzung der Gröfse der Alpen.* Alle Glarner Alpen enthalten 10000 Stöfse (*Stofs* bezeichnet einen Alpenftrich, der einer Kuh hinreichendes Futter während der Sommerzeit liefert) oder fie können 10000 Stück Rindvieh und aufserdem noch 4000 Schaafe im Sommer ernähren. *Fruchtbarkeit und Eintheilung der einzelnen Alpen.* Die Fruchtbarkeit der Alpen beruht nicht in hohen Grasarten, fondern in der aufserordentlichen Kraft derfelben, denn die Milch der Kühe wird davon ganz verdickt, gelblich und wie Rahm. — Die Alpen find in Stufen, in Glarus *Stäfel*, *Stafel* genannt, eingetheilt; zuerft hält fich das Vieh in der unteren Stafel, dann in der mittleren und zuletzt in der oberen Stafel auf, wo es nur wenige Wochen in den heifseften Monaten verweilen kann. In den mittleren und oberen Stafeln wachfen die eigentlichen Alpenpflanzen. Der Vf. giebt hier diejenigen an, welche in Glarus für die butterreichften gehalten werden. Die oberen Stafeln der Alpen liegen über der Linie des Holzwuchfes. Die Meinung, dafs der Blitz keine Tannenbäume treffe, ift ein Vorurtheil: denn die augenfcheinlichfte Erfahrung auf den mittleren Stafeln der Glarner Alpen beweift das Gegentheil. *Vom Wildheu.* Zwifchen fchroffe Felfen an der Seite entfetzlicher Abgründe liegen Grasplätze, zu denen kein Vieh gelangen kann. Die Glarner Sennen klettern mit Lebensgefahr dahin, und das hier gemähte und getrocknete Gras wird Wildheu genannt. Es vergeht kein Jahr, wo nicht Wildheuer verunglücken. *Die fruchtbarften Jahrgänge fürs Alpengras.* Hagelwetter find auf den hohen Alpen viel gewöhnlicher und heftiger als in den Thälern. *Mögliche und nothwendige Verbefferung der Alpen.* — *Berge.* Die unterften Theile der Alpen find durch Düngung in Wiefen verwandelt, und werden *Berge* genannt. *Eigenthümer der Alpen.* Alle Alpen gehören theils Privatleuten, theils ganzen Dorffchaften. Das kleine Dorf *Filzbach* bezieht aus Verpachtung feiner Alpen fo viel, dafs jeder Haushalter jährlich 25—28 Fl. erhält. *Von den Allmenten*; fie machen

den dritten Theil des schönsten und flächsten Wiesbodens in Glarus aus. Der Vf. dringt mit patriotischem Eifer auf die Vertheilung und bessere Benutzung der bisher so magern Allmenten. *Vom Rindvieh.* Glarus hat nicht so viele Kühe, als dessen Alpen erfodern, daher werden fremde Kühe für den Sommer gepachtet. Alle Kühe der benachbarten Gegenden taugen auf die Glarner Alpen, nur nicht die aus Toggenburg und Appenzell, indem diese das Übernachten unter freyem Himmel nicht vertragen, und überhaupt viel besser gepflegt werden, also viel weichlicher sind als das Glarner, Sarganser, Gaster Rindvieh. Der Vf. geht die Ursachen des Mangels an Milchkühen durch. — Die Landkühe sind 4—5 Centner schwer. Der Grund, warum das Rindvieh hier nicht so grofs ist, wie in anderen Gegenden der Schweiz, ist, weil man den Stier schon im zweyten Jahr den Kuhkälbern zuläfst. Auf 30—40 Kühe wird ein Stier zur Befruchtung hinreichend gefunden, ehedem war es geordnet, auf 25 Kühe einen Stier zu halten. Bisweilen giebt es bey dem Rindvieh und den Ziegen *Zwitterarten*, welche man öfters erst im 3 und 4 Jahr erkennt. Der Vf. sah ein solches Thier von aufserordentlicher Gröfse, welches eine Last von 2 Pferden allein wegführte. (Es ist zu bedauern, dafs der Vf. die Naturbeschaffenheit dieser Zwitter nicht genau untersucht hat.) Das Mastvieh wird fast mit nichts anderem als mit Gras und Heu fett gemacht. Die Glarner glauben, sagt der Vf., dafs die letzte Hälfte der Milch, welche von einer Kuh gemolken wird, viel stärker und nahrhafter als die erste Hälfte sey. (Diese Beobachtung ist vollkommen richtig; die gröfste Menge der Buttertheile befindet sich immer in der Milch, welche zuletzt gemolken wird, daher ist das gehörige Ausmelken für den ökonomischen Nutzen so wichtig. Man wird hierüber vielfache und entscheidende Versuche in *Parmentier* und *Deyeux* trefflichem Werk über die Milch finden.) Über das Aufziehen, die Sitten und Krankheiten des Rindviehes ist der Vf. weitläufig, und man wird hier manche bedeutende Bemerkungen und besonders auch ein *Verzeichnifs aller Viehseuchen* finden, die bis jetzt in allen Gegenden der Schweiz geherrscht haben, welchem der Vf. eine Liste aller in dieser Hinsicht bekannt gemachten Druckschriften und obrigkeitlichen Proclamationen hinzufügt. *Von den Glarner Landschaafen.* Sie sind schwerer und grofser als die Bündtner, und Fleisch und Wolle sind zarter und besser als von Bündtner- und Bergamasker-Schaafen. Viele Glarner Schaafe haben Hörner. Im Ganzen ist die Schaafzucht unbedeutend; aber alle Frühlinge kommen aus Bündten und Italien viele taufend Schaafe nach Glarus, auf dessen Alpen sie fett gemacht, und in den Schweizer Städten gegessen werden. *Von den Bergamasker-Schaafen.* Seit Jahrhunderten ist es gewöhnlich, dafs die Besitzer der Schaafheerden aus der Gegend von Bergamo während des Sommers die Alpen von Graubündten benutzen; und da von diesen Schaafen viele taufend bis auf die Glarner Alpen kommen, so schaltet der Vf. den interessanten Abschnitt hier ein. **Von den Schweinen und Ziegen.** Damit die Schweine die Alpen nicht aufwühlen, hängt man ihnen Drahtringe durch die Rüssel, wodurch sie sich verletzen, wenn sie die Erde aufstofsen wollen. Die alten Mastschweine erwachsen zur Schwere von 3—4 Centner. — Die verschnittenen Ziegenböcke werden auf den Alpen durch die Alpenkräuter sehr fett und ihr Fleisch verliert seinen unangenehmen Geruch und Geschmack. Die Menge der Ziegen ist sehr grofs. *Von den Pferden.* Sie gedeihen auf den Alpen vorzüglich, werden nicht grofs, aber schlank, rasch und lebhaft. Man giebt ihnen oft Salz, wodurch sie feinhaariger und glätter werden. Wenigen Krankheiten sind die Glarner Pferde ausgesetzt. Hier folgen einige Berichte über Vergiftung vieler Pferde in Basel im J. 1801 durch Heu von einer Wiese, wo eine Menge Giftpflanzen wuchsen. Der ganze Viehstand vom K. Glarus belief sich im J. 1796 auf 10122 Stück Rind- und 13211 Stück anderes Vieh. *Sennerey und Sennhütten.* Der Älpler, welcher eine Heerde Vieh auf den Alpen hat, und Butter und Käse bereitet, heifst *Senn.* Auf jeder Alpstafel stehen 1—10 Sennhütten nach der Gröfse der Alp. *I Anhang. Über Ebels Schilderung des Gebirgsvolkes von Glarus.* Da *Ebels Schilderungen* mit ungetheiltem Beyfall aufgenommen worden sind, und der grofse schweizerische Geschichtsschreiber, *Johannes von Müller*, noch ganz neuerlich in dem 1805 erschienenen IV Theil seiner Geschichte der Schweiz S. 224 Anmerk. 39 Ebels Werk ein mit *seltener Weisheit und Unparteylichkeit abgefafstes Buch* nennt: so wird es Pflicht der Kritik, zu untersuchen, ob Hn. *Steinmüllers* Beschuldigung, dafs die Beschreibung des Kantons Glarus mit sehr vielen Unrichtigkeiten angefüllt sey, wirklich gegründet ist. Unter zehn Abschnitten des Ebelschen Werkes, welche das Glarner Land betreffen, handelt nur *ein einziger* von der Alpenwirthschaft. Von diesem Abschnitt will Hr. *St.* blofs sprechen; es ist defswegen sehr unredlich, die Beschuldigung gegen das Ganze zu richten. Doch zur Sache. Der Vf. führt 16 Stellen an, welche seinen Ausspruch rechtfertigen sollen. Mehrere derselben z. B. dafs die Wildheuer nicht mit eisernen Haken an Arm und Schenkel bewaffnet sind, dafs ein *Stofs* Alpen nicht denselben Bodenstrich als *Morgen* bezeichne, dafs auch 1—4 pfündige Schabziegerkäse bereitet werden, dafs der Schabzieger in Glarus nicht in Fleischbrühsuppen gegessen werde, und dergleichen, sind so unbedeutend, dafs sie kaum der Erwähnung verdienen. Indessen die Hauptstelle, wo *Ebel* eines grofsen Irrthums sich schuldig machen soll, betrifft den Ertrag der Kühe und der Sennwirthschaft in Glarus überhaupt. Er setzt den Sommerertrag einer Kuh in Geld angeschlagen 60 Gulden an, Hr. *St.* nur 34—38 Gulden. Hält man die Angaben des letztern zusammen, so zeigen sich solche Widersprüche, dafs sein Resultat unmöglich richtig seyn kann. Nach S. 52 giebt jede Kuh täglich 5—7 Mafs Milch. S. 163 setzt der Vf. auf jede Kuh für die ganze Alpzeit 291 Mafs Milch an; (demgemäfs also dauert die ganze Alpzeit 6—8 Wochen). S. 9 heifst es aber: „die Alpauffahrt geschieht zu Ende May; Mitte August oder später verläfst der Senn

die obersten Alpstafeln" (also vom Ende May bis zu dieser Zeit 11—12 Wochen; beym Herabsteigen der Heerden verweilen sie aber noch viele Wochen in den mittleren und unteren Alpstaffeln, ehe sie ins Thal kommen; hier herrscht in Betreff der Dauer der Alpzeit offenbarer Widerspruch.) S. 45 heisst es: „der Sommerpacht eines Stofses Alp" (worauf nicht mehr als eine Kuh Nahrung findet) beträgt 3—8—9 Gulden. S. 47. „Die Sommerpacht einer Kuh im Durchschnitt beträgt 18—21 Gulden" (also der Pacht für Kuh und deren Sommerweide beläuft sich auf 21—30 Gulden. Rechnet man nun noch alle Ausgaben an Lohn für die Alpknechte, für Salz, Alpengeräthe, Mehl u. s. w. hinzu, so ergiebt sich, dass der Senn eine baare Auslage von 30—34—36 Gulden auf jede Kuh hat, und doch soll er nach Hn. *St.* Berechnungen nur 28 Gulden, wenn er die Alpenmilch zu Butter und Zieger, und höchstens 38 Gulden Ertrag von jeder Kuh beziehen, wenn er die Alpenmilch zu Bereitung fetter Käse benutzt. Ein solches Missverhältniss der Kosten und des Gewinns in dem Ertrage einer Alpenkuh kann offenbar nicht Statt finden, und müsste jede Alpenwirthschaft unmöglich machen, indem in einer Reihe von Jahren stets Unglücksfälle unter den Heerden durch Krankheiten oder Herabstürzen den Senn betreffen, und also statt des mindesten Gewinns nur jährlicher Verlust herauskommen würde.) *II Anhang. Über das Abnehmen der Waldungen in den höheren Gegenden der Alpen*; das hier gesagte erschöpft den Gegenstand nicht. *III Anhang. Verzeichniss des Werths aller Allmenten. I Beylage. Verzeichniss aller Alpen, ihrer Grösse und aller Merkwürdigkeiten derselben.* Das längste und vollständigste Kapitel. Man findet darin mancherley Nachrichten, welche man hier nicht suchen würde, z. B. mehreres über die merkwürdigen Versteinerungen in dem Schiefer des bekannten Plattenberges, über die Fischarten und den Lachsfang, über das Baumwollenspinnen und Weben, über die ehemalige Bearbeitung einiger Eisenerzgruben, und das Holzflössen in Glarus, und über den Marsch der Russen unter G. *Suwarow* durch den Kanton.

II Band. Die Alpen- und Landwirthschaft des K. Appenzell Aus- und Innerrooden. Nur die *Vorberge* und *zahmen Berge*, auf denen das Vieh den ganzen Sommer bleiben kann, werden auf einigen Plätzen gedüngt. Für diese Weiden sind die Winter, welche wenig Schnee werfen, die besten. Die *wilden Berge*, auf denen das Vieh nur 6—8 Wochen weiden kann, liegen auf den Rücken der höchsten Gebirge Appenzells, und hier sind die butterreichsten Alpenpflanzen. Eine Sennerey besteht aus 12—30 Kühen, eine solche Heerde heisst ein *Senntum* oder *Hufen Vech*, und der Senn hat dazu eine Sennhütte. Die Alpen, die wilden Berge ausgenommen, sind durch Zäune so abgetheilt, dass, während das Vieh einige Zeit in der einen Abtheilung weidet, das Gras sich in der anderen wieder erholt; ein Verfahren, welches in der übrigen Schweiz nicht beobachtet wird. Alle Alpen sind Privateigenthum, selbst die sogenannten Gemeinalpen können nicht von jedem Hausvater, sondern nur von denen benutzt werden, welche von Alters her ein Eigenthum darauf erlangt haben; indessen stehen sie unter gewissen für die dürftigen Einwohner günstigen Gesetzen. — Die *Allmenten*, d. h. gemeinen Viehweiden nehmen in Katholisch-Appenzell unermesslich grosse Strecken Landes ein. Seit 1799 und 1800, wo die Theurung so drückend wurde, sind einige Gemeinplätze abgetheilt, und mit Gerste, Hafer, Erdäpfel u. s. w. auf das vortheilhafteste bepflanzt worden. — Selbst im Winter geht das Fett- und Magerkäsen fort. *Wiese und Feldbau.* Man bedient sich zur Bildung von lebendigen Zäunen um die Wiesen der jungen *Tannbäume*, welche, wenn ihre Äste in einander geflochten und geschickt geschoren werden, die stärksten und dauerhaftesten Hage ausmachen, deren Abschur theils zum Einheitzen, theils zum Düngen gebraucht werden kann. — Wenn das gemähte Heu von langem Regenwetter fast zur Fäulniss gebracht worden ist: so wird dasselbe hernach, sobald man es gedörrt hat, in die Scheunen gesammelt, schichtenweis mit Salz besprengt und zu nutzbarer Fütterung eingesalzen, welches Heu alsdann das Vieh äusserst begierig frisst, wobey aber Acht gegeben werden muss, dass kein Bauchfluss entstehe. — Der Vf. dehnt sich weitläuftig über herumziehende Sennen im Winter, über die Behandlung der verschiedenen Wiesen und Bereitung des Mistes aus. *Bauart der Häuser und Ställe, und Gewinnung des Salpeters.* Alle 5—6 Jahre kann der Besitzer eines Stalls aus seiner Salpetergrube für 3—5 Louisd'or Salpeter gewinnen. *Mögliche und nöthige Verbesserungen des Alpen- und Wiesengrundes. Vom Zustande der Waldungen*; sind äusserst schlecht bestellt. *Vom Torfe.* Es giebt in Appenzell eine Menge Torfmoore, sowohl in den Niederungen als auf Höhen. Seit 70 Jahren wird er gestochen; liegt bisweilen 12 F. mächtig; in allen Torfmooren wird mehr oder minder Holz am häufigsten von Fichten, doch auch von Weisstannen, Birken, Buchen, Eichen, bisweilen Stämme von 1—2 F. in Durchmesser gefunden. Der Vf. handelt sehr umständlich über die verschiedenen Arten des Torfes, über das Stechen, über die Asche, den Preis desselben u. s. w. — *Vom Rindvieh.* Im ganzen K. Appenzell werden im Sommer 25—30000 St. Rindvieh ernährt und benutzt. — Die Kälber, mit einem Gemisch aus Ziegen-Kuhmilch und Zieger (die zweyte Scheidung der käsichten Theile aus der Milch) aufgefüttert, erlangen in 7—8 Wochen eine Grösse und Schwere von 1½ Centner, und in 12—15 Wochen von 2—3 Centner. Ein mit Milch und dem feinsten Weitzenmehl gemästetes Kalb erlangte vom ersten Jenner bis Mitte August eine Schwere von 446 Pfund. — *Über Schaafe- Ziegen- Schweine- und Pferdezucht.* In Appenzell werden nicht so viele Ziegen gehalten wie in Glarus. Ein paar gute Milchziegen kosten 14—20 Gulden. Die besten geben täglich 3 Mass Milch; 20 Mass Milch geben 5—6 Pfund Käse. Unter 200 Ziegen findet sich immer *eine* mit vier Strichen am Euter. Wenn man aus der Ziegenmilch Butter machen will, so muss sie vorher gekocht werden, 2 mal 24 Stunden nachher setzt sie

mehr als die Hälfte Rahm ab. Die daraus verfertigte Butter ist ganz weiss, hat starken Ziegengeruch und wird für ein vorzügliches Heilmittel in Verrenkungen, Quetschungen u. dgl. gehalten. Über die Krankheiten der Ziegen, und die Ziegenmolkenkur zu Gais kommt mehreres vor. — *Bienenzucht;* sie hat sich seit 40 Jahren mehr als um den dritten Theil verringert, in den letzten 2 Jahren sich aber wieder vermehrt. Das Klima von Appenzell ist derselben nicht günstig. Der Appenzeller Honig ist von vorzüglicher Güte, wovon die Ursach in der Kunst, ihn gehörig auszusieden, liegt. Aus den Trestern der ausgesottenen Honigwaben brennt der Appenzeller einen *Branntwein*, welcher etwas vom Geschmack des Honigs behält, und den Kirschengeist an Stärke übertrifft. — Der Jahrgang 1802 war sowohl für die Vermehrung der Bienenschwärme als zur Einsammlung von Honig ausserordentlich begünstigend, z. B. ein Mutterstock gab 2 junge Schwärme, und einer von diesen schwärmte noch einmal, im Herbste war der Mutterstock 64, der erste junge 50, der zweyte 44, und der dritte 30 Pfund (à 40 Loth) schwer. Mancher Stock wurde in einem Tage 2—3 Pf. schwerer. *Beschreibung der Sennhütten und Alpgeräthschaften, der Geschäfte, Belustigungen und Nahrungsmittel der Appenzeller Älpler.* Nicht auf allen Alpen hat man jederzeit Brot und Mehl. Wein findet man auf keinen Alpen, aber, wo die Weiber mit ihren Kindern bey dem Senn hausen, bisweilen Caffee. *Von dem Appenzeller Käse und Butter.* Wenn der Kälbermagen zu ausgebraucht, und beynahe zu schwach ist, die käsigen von den wässerigen Theilen der Milch zu scheiden: so wird ein *Feuerstahl* hineingelegt, der bald die völlige Scheidung bewirkt. *Verzeichniss aller Alpen in Appenzeller Lande;* enthält die Anzahl der Kühe, welche jede Alp eine gewisse Zeit des Sommers ernährt. Dieses Verzeichniss findet sich selbst im Lande nirgends, und der Vf. musste es durch eigene Alpreisen und mündliche Nachrichten sammeln. Es sind hier 128 Alpen aufgeführt, von denen die kleinsten 8, und die grössten 493 Kühe ernähren. *Naturschönheiten der Alpen des Appenzeller Landes.* Dieser Abschnitt ist als eine Anleitung, die Appenzeller Berge von verschiedenen Seiten auf die bequemste Weise zu besteigen, und ihre mannichfaltigen Aussichten und Annehmlichkeiten zu geniessen, anzusehen. Alle Bemerkungen sind das Resultat der Beobachtungen des Vf., und daher zuverlässig. Die Wege und die Entfernungen sind überall genau angegeben. *II Abschnitt. Alpen- und Landwirthschaft des schweizerischen Rheinthales.* Über den landwirthschaftlichen Zustand dieser Landschaft sind bisher nirgends als in *Ebels Schilderung* 2 Th. S. 88—99 einige Bemerkungen mitgetheilt worden, daher ist dieser Abschnitt die Frucht eigener Beobachtungen und Untersuchungen des Vf. Das schweizerische Rheinthal zieht sich 8 St. lang und in der Breite 1—3 St. an hohen und fruchtbaren Bergen fort, und umgiebt als ein blühender Kranz den ganzen östlichen Theil des Kanton Appenzells. *III Abschnitt. Alpen- und Landwirthschaft der Landschaften Sax, Gambs, Werdenberg und Warthau.* Der landwirthschaftliche Zustand dieser Gegenden ist noch nie beschrieben worden; sie sind eigentlich die Fortsetzung des schweizerischen Rheinthals, liegen zwischen dem Rhein und den Gebirgen Appenzells und Toggenburgs, und betragen in der Länge 6 Stunden. *Von den Alpen und deren Benutzung.* Diese Landschaften besitzen 39 Alpen, auf denen 2559 Stück Vieh im Sommer weiden können. Es wird nur Butter und magerer Käse verfertigt. Während der Alpfahrt von 12—15 Wochen giebt eine Kuh in die andere gerechnet dem Eigenthümer 34 Pf. Butter, 38 Pf. magern Käse und 8 Pf. Zieger, nach Abzug der Käse, welche die Knechte und Hüttenvögte auf den Gemeinalpen beziehen. Diejenigen Sennknechte, welche am Ende der Alpfahrt am wenigsten Butter und Käse auszutheilen haben, werden auf eine sonderbare Art verspottet. *Von der Rindvieh-, Pferde-, Schaafe-, Ziegen- und Schweinezucht.* Eine hiesige Mastkuh mit Mehl von Türkischkorn und Erdäpfeln gemästet giebt 70—100 Pf. ausgesottenen Talg. — Bisweilen fallen Zwillingskälber, wobey man die öftere Erfahrung gehabt hat, dass, wenn von Zwillingskälbern das eine weiblichen Geschlechts zu seyn scheint, es eine Zwitterart abgebe, die nie trächtig werde, aber stark und gross wie Ochsen auswachsen. — Pferdezucht ist beträchtlich. Unter den Krankheiten der Pferde wird eine aufgeführt, bey welcher das Pferd bey jeder Mondsveränderung einige Tage beynahe blind wird, nachher das Gesicht aber wieder bekommt. — Schaafkenner behaupten allgemein, dass schwarze Schaafe nicht so viel Talg haben wie die weissen. — Die Mastung der Schweine besteht zuerst in gekochtem Kraut, Ruben u. dgl. mit Mehl und Kleyen bestreut, dann gesottenen Erdäpfeln mit Mehl von Türkischkorn, mit Mehl und Milch, eingeweichten Körnern von Türkischkorn, gedörrten Birnen, gebratenen Äpfeln, Eicheln, und das Getränk besteht in Mehlwasser abgerahmter und guter Milch. Auf diese Weise werden halbjährige Schweine 2 Centner, 2½ Jahr alte Schweine 4 Cent. schwer. Auch die Schmarozerpflanze der Obst- und Waldbäume, *Mistel (viscum album)*, zerhackt und in Wasser gekocht, wird als Nahrung und Mastung so zuträglich als Erdäpfel gehalten. — Gedörrtes Eichen- und Erlenlaub mit Kley und Salz gemischt, wird im Winter dem Milchvieh sehr häufig gegeben. *Wiesen und Allmenten;* sind ausserordentlich ausgedehnt. Die Behandlung des Mistes, und die mannichfaltige Art der Düngung der Wiesen versteht man nicht. Der Vf. breitet sich über den wichtigen Gegenstand der besseren Benutzung der Allmenten sehr weitläuftig aus. *Von den Rheindämmen*, für diese Gegenden, welche von dem Rhein so entsetzlich leiden, äusserst wichtig. *Verbesserung der steinigen und sumpfigen Wiesen.* — *Vom Ackerbau.* Reifer Weizensamen ist das sicherste Mittel gegen den Brand desselben; hier folgen einige Mittel den Saamen vom Brandstaub zu reinigen und fruchtbar zu machen. Über den Hanfbau bringt der Vf. mehreres bey. — Türkischkorn baut man in sehr grosser Menge, und macht überall Hausbrot davon. Aus den Buchnüssen lässt man hier bey dem Müller Mehl bereiten, und benutzt dasselbe theils zum Brotbacken, theils zu Suppen, Brey u. dgl. — *Lebensart, Cultur und Industrie des Volks.* Obgleich diese Landschaft von der Natur sehr begünstigt ist, so ist die Bevölkerung eigentlich gering, und es herrscht hier nicht unter den Bauern Wohlstand, sondern drückende Armuth. Z. B. in der Gemeinde Grabs waren im J. 1801 funfzig Haushaltungen jede zu 8—10 Personen gerechnet, welche sich vom Gassenbetteln nährten. Der Vf. führt die Ursachen davon auf, und zeigt, dass sie hauptsächlich in den jämmerlichsten Schulanstalten zu suchen sind. *Vom Weinbau;* ist nicht beträchtlich. *Von Waldungen;* es wird darin erbärmlich gewirthschaftet, und der Holzmangel ist unvermeidlich. *Von der Bienenzucht;* auf die gewöhnlichste Art wird dabey verfahren. *Vom Federvieh;* enthält nichts bemerkenswerthes. — Hiemit schliesst der zweyte Theil dieses Werkes, dessen Fortsetzung gewiss sehr zu wünschen ist.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 25 JULIUS 1806.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Weidmanns: *Geschichte Griechenlands.* — Eine freye Übersetzung des englischen Werks von *William Mitford*, Esq. durch *Heinr. Karl Abr. Eichstädt*, Hofrath und Professor zu Jena. Fünfter Band. 1803. 434 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die ausgezeichneten Verdienste des Originalwerks und der meisterhaften Übersetzung des Hn. Hofr. *Eichstädt* setzen wir aus den Recensionen der vorhergehenden Theile als allgemein bekannt voraus, geben also blofs die Versicherung, dafs die Bearbeitung dieses Theils gleich gerechten Anspruch auf den Beyfall und den Dank des Publicums zu machen berechtigt ist, welchen die früheren schon erhalten haben. Er umfafst zwey für Griechenlands Geschichte äufserst wichtige Momente: die Einrichtungen, welche die Spartaner nach gänzlicher Besiegung Athens am Ende des peloponnesischen Kriegs trafen, um diesen unglücklichen Staat in dem Stande der Erniedrigung zu halten, ohne ihre eigenen Kräfte anzuwenden, oder den Hafs des übrigen Griechenlands auf sich zu laden; und dann den Zug der Zehntausende nach dem hohen Asien, welcher den Griechen zuerst den anschaulichen Begriff von der inneren Schwäche der ungeheuern persischen Monarchie vor Augen legte, den späteren Unternehmungen des Agesilaus gegen diesen Staat ihr Daseyn gab, den Macedonier Philipp zu dem Gedanken berechtigen konnte, der näher liegenden Provinzen sich zu bemächtigen, und seinen Sohn Alexander zum Umsturz des ganzen Staats verleitete. Zwischen diese beiden Hauptheile schiebt aber *M.* einen dritten ein, durch welchen wir über die inneren bürgerlichen Verhältnisse des athenienfischen Staats in den Zeiten seines allmählichen Wiederauflebens belehrt werden. Das Gemählde erregt lebhafte Theilnahme, vorzüglich durch die überzeugende Ansicht, dafs ein Volk seinen zweckwidrigen Staatseinrichtungen, bey welchem aber der grofse Haufe gewinnt, auch selbst nach der harten Probe des daraus erwachsenen Unglücks nie mit gutem Willen entsagt, dafs er immer den Vortheil des Augenblicks benutzt, ohne auf die Folgen für das Ganze oder für die Zukunft Rücksicht zu nehmen. In Athen blieb also der nämliche Druck, Unsicherheit des Eigenthums und seiner Person für jeden ausgezeichneten Bürger, wie in den früheren Zeiten der Blüthe; Redner und andere Demagogen lenkten den augenblicklichen Willen des souveränen Volks; die Kunst der Sophisten, welche jeden Gegenstand heute im schönsten Lichte, morgen mit den gehässigsten Farben, vorstellten und vorstellen lehrten, erhielt in dieser Periode ihre vollesté Ausbildung, und vor der Anklage des Sykophanten vermochte sich noch weniger der schuldlose als der strafbare Bürger zu sichern. Wer von dieser verworfenen Menschenklasse eine treffende Schilderung zu finden wünscht, durchlese die diesem Bande vorausgeschickte allgemeine Einleitung; hier nur einzelne Züge: „Das Wort Sykophant wurde die allgemeine Benennung für alle boshafte Angeber. Diese fanden in der athenienfischen Regierung und Gerichtsverfassung so viel Aufmunterung, dafs ein ordentliches, für viele einträgliches, Gewerbe daraus wurde. Der Sykophant machte dem niedrigsten Pöbel den Hof, und war das Schrecken und die Geifsel für die Reichen. Ihre beste Geldquelle waren die Anklagen, gleich viel ob wahre oder falsche; ja die falschen wurden in der Regel vorgezogen, weil bey ihnen mehr zu gewinnen war. Jene verschiedenen Ämter und Lasten, die der Reichere nicht von sich ablehnen durfte, als Magistratsstellen, Ausrüstung der Schiffe und theatralische Aufführungen, gaben unaufhörlich Gelegenheit zu Hudeleyen. War ein Amt zu Ende, so mufste man Rechenschaft vor einem Tribunale ablegen, welches jedermänniglich zur beliebigen Anklage einlud. Selbst bey ungegründeter Klage wurde doch bis zur Entscheidung der Sache die Person verhaftet, und ihr Vermögen in Beschlag genommen. Liefs sich auch die Klage nicht durchsetzen, so verursachte sie doch immer Unruhe und Ausgaben, und jede Vernachläfsigung gegen das ehrgeizige Volk konnte gefährliche Folgen haben. Durch Bestechungen mufste auch der Schuldlose die schnelle Betreibung der Sache von denjenigen Beamten erkaufen, welche die Geschäfte der Gerichtshöfe leiteten; man mufste um die Gunst des Tribunals werben, wenn es nicht ein Verdammungsurtheil sprechen sollte, und dieses Tribunal bestand aus 500 Personen, gröfstentheils von der niedrigsten, wenig unterrichteten Volksklasse." Einzelne Beyspiele von Bedrückungen, von dem ganzen Benehmen des Volks gegen die reicheren und vornehmeren Bürger, und überhaupt von der Lebensweise zu Athen in diesem Zeitalter, wo die Geschichte selbst uns so wenige Hülfsmittel darbietet, hat der Vf. mit grofser Belesenheit, zum Theil auch mit Scharfsinn, aus den noch vorhandenen Streitschriften eines Lysias und anderer Rhetoriker zusammengestellt. Seine Untersuchungen mufsten hier öfters in das Kleinliche sich verlieren, wenn aus den zerstreuten Zügen das voll-

ständige Bild hervorgehen sollte. — Noch lebhaftere Theilnahme erregt aber die (wie immer bey *Mitford*) lichtvoll entwickelte und in der blühenden Übersetzung getreu niedergelegte Entwickelung der öffentlichen Begebenheiten selbst, durch welche Athen aus der niedrigsten Stufe seiner Demüthigung zur abermaligen Selbstständigkeit sich hervorzudrängen wusste. Ein Collegium von dreyssig Männern stand nach spartanischer Verfügung an der Spitze aller Geschäfte, und handelte anfangs gemässigt; alle alten Gesetze und Staatsämter blieben, nur des Pöbels Macht war dahin, und gegen spartanisches Interesse musste man sich hüten etwas vorzunehmen. Aber Präsident des Collegiums war Kritias, ein Abkömmling aus Solons Familie, reich, stolz, und abgesagter Feind des Volks, welches in früheren Zeiten das Verbannungsurtheil gegen ihn gesprochen hatte. Durch Sparta's Beyhülfe hoffte er Gebieter seiner Vaterstadt werden zu können, erbittet sich spartanische Besatzung unter dem Vorwande, die Ausbrüche plebeischer Herrschaft leichter zurückhalten zu können; übergiebt nun aber bald auch unbescholtene Männer den von ihm abhängigen Revolutionsgerichten, lässt nur 3000 Familienväter in dem Besitz ihrer Bürgerrechte, mit Ausschluss aller übrigen, welche entwaffnet und endlich sogar aus der Stadt vertrieben werden, und herrschte, nach der Vernichtung seines gemässigter denkenden Kollegen Theramenes, ganz als eigenmächtiger und grausamer Tyrann. Die allgemeine Unzufriedenheit erleichterte die anfangs geringfügig scheinende Unternehmung des Thrasybulus, welcher mit 700 von den geflüchteten Bürgern das Kastell Phyle besetzt hatte, und weil es Winter war, sich in dem Besitze behaupten konnte. Bald vermehrte sich sein Anhang; er bemächtigte sich des offenen Pyreaeus nebst der dabey liegenden Citadelle Munychia, wo Kritias selbst beym Angriffe das Leben verlor. Aber durch den Tod des Tyrannen war der Bürgerkrieg nicht geendigt. Ob man gleich in der Stadt das Regiment der Dreyssiger hasste, und diese sich nach Eleusis ziehen mussten, so wollte doch die herrschende Partey der Vornehmen ungebundene demokratische Verfassung nie wieder zum Daseyn kommen lassen. Alle Theile wenden sich an Sparta, welches auch Hülfstruppen der Bundesgenossen schickt; weil aber die Angriffe gegen Thrasybulus missglücken, so kam endlich ein Vergleich zu Stande, durch welchen das Volk sich seine Verfassung geben konnte, und dadurch war dann die Demokratie wieder hergestellt. Wer unter der jetzigen Lage keine Sicherheit für seine Person zu finden glaubte, begab sich nach dem Aristokratensitz nach Eleusis. Sparta sah diese Trennung, welche innere Schwäche befestigte, sehr gern; aber bey einer Conferenz wurden die Häupter der Dreyssiger ermordet, und die übrigen wanderten unter dem Versprechen allgemeiner Amnestie wieder nach Athen. Einiges Dunkle über das völlig passive Betragen der Spartaner bey diesen letzteren Ereignissen, bleibt noch für künftige Untersucher zurück. — Mit dem folgenden Theile hoffen wir die Beendigung dieses wichtigsten Werks über die ältere griechische Geschichte bald in unseren Händen zu sehen.

Vd. Hg.

Gotha, in d. Ettingerschen Buchh.: *Kleine Weltgeschichte*, zum Unterricht und zur Unterhaltung von *J. G. A. Galetti*, Prof. zu Gotha. *Dreyzehnter Theil.* 1805. VIII u. 408 S. (1 Rthlr. 8 gr.)

Mit unermüdbarem Fleisse fährt Hr. G. fort, dieses von Vielen gelesene, und für Viele sehr brauchbare Werk seiner Vollendung immer näher zu bringen. Auch dieser dreyzehnte Band zeichnet sich durch gute Auswahl der Begebenheiten, Richtigkeit der Thatsachen, zweckmässige Gedrängtheit, lebhafte Darstellung und einen, wenige Nachlässigkeiten abgerechnet, fliessenden, reinen und populären Stil sehr vortheilhaft aus. Es könnte dieses Werk für diejenige Klasse von Lesern, für welche es eigentlich geschrieben und die sehr zahlreich ist, kaum anders geschrieben seyn. Wer aber, wie dieser kenntnissreiche und um die Verbreitung historischer Kenntnisse so vielfach verdiente Vf. durch treue Anwendung seiner Kräfte da nützt, wo er gerade nützen soll, verdient unstreitig Lob, Achtung und Ermunterung. — Die *drey ersten Kapitel* dieses Theils beschäftigen sich hauptsächlich mit der Geschichte *Englands*, von der Hinrichtung Karls I an bis zu der Regierung Karls II und dessen Kriege mit *Holland*, doch so, dass aus Veranlassung des Kriegs, welchen schon Cromwel mit Holland führte, das Nöthige aus der vorhergehenden Geschichte dieser Republik nachgeholt wird. — Der Leser erhält hier ein lebhaftes Bild von dem sonderbaren Zustande der Dinge in England unter der Regierung Cromwels. Auch werden Particularitäten, welche viele Leser interessiren, wie z. B. (S. 11) Karl II zu den edeln *Penderell's* geflohen, und dann seine Sicherheit unter den Ästen und Zweigen einer dickbelaubten Eiche gefunden, oder wie der vortreffliche *Tromp* (S. 35) einen Besen, als Signal, die Engländer aus dem mittelländischen Meere herauszufegen, an seinen Mastbaum gebunden habe, von dem Vf. nicht vergessen. Von *Cromwels* Charakter und früheren Schicksalen wird S. 46 gesprochen, nachdem der Vf. bereits gezeigt hat, wie derselbe die Protector-Würde erhalten habe. Eine frühere Einschaltung dieser Schilderung wäre wohl zweckmässiger gewesen. Auch sollte genauer gezeigt worden seyn, wie die sonderbare Individualität Cromwels, wenigstens grossentheils, ein Erzeugniss des ganz eigenthümlichen Ganges, welchen der Protestantismus in England genommen hatte, und der daraus hervorgegangenen Nationalstimmung der Engländer gewesen sey. Überhaupt, die Erscheinungen des Puritanismus, Presbyterianismus, Independentismus, lauter Gestalten, in welchen sich der Protestantismus auf diesem merkwürdigen Eylande dargestellt hat, sind im Zusammenhange der neu-europäischen Geschichte unstreitig viel wichtiger, als man dieselben gewöhnlich ansieht. — Das *vierte, fünfte* und *sechste Kapitel* ist hauptsächlich der Geschichte *Frankreichs* (von 1643 bis 1674) gewidmet. *Mazarini*, die *Fronde*, der *pyrenäische Friede*, *Ludwig XIV*,

Colbert, *Louvois*, — diese und einige andere gleichzeitige Gegenstände, besonders aus der spanischen und portugiesischen Geschichte, werden hier, nach guten Vorarbeiten, gut dargestellt. Vornehmlich hat der Vf. die Hauptfigur in diesem Gemählde, Ludwig XIV, glücklich hervorgehoben. Auch ist die Anekdote, wie der noch *siebzehnjährige* König in Stiefeln und Spornen, mit der Spitzruthe in der Hand, im Parlamente zu Paris erschienen sey und — befohlen habe, nicht von ihm übersehen worden. Mit besonderem Vergnügen aber hat Rec. die glückliche Rettung *Hollands* gegen den gewaltigen Ludwig XIV gelesen; eine Begebenheit, deren Andenken in unseren Tagen doppelt wohlthuend ist. Der Hauptgegenstand des *siebenten Kapitels* ist die fürchterliche Ermordung der Brüder *de Witt*. Der Friede zu Nimwegen macht den Beschluss dieses Abschnitts. Das *achte Kapitel* enthält eine angenehme Erzählung der Geschichte der Königin *Christina von Schweden*. Im *neunten Kapitel* wird gezeigt, wie *Pohlen*, von Karl Gustav fast erobert, aber durch die Politik der benachbarten Mächte vom Untergang gerettet wurde. Hier wird zugleich am schicklichen Orte die Geschichte *Preussens* in diesem Zeitpunkte eingeschoben. Im *zehnten Kapitel* werden die Hauptmomente der *dänischen* Geschichte im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts, besonders die Bedrängnisse Dänemarks durch Karl Gustav, die wichtige Staatsrevolution vom Jahr 1660, die Schicksale eines *Ulfeld* und *Greiffenfels* ziemlich ausführlich dargestellt. Im *eilften Kapitel* wird die Geschichte *Pohlens* und des *osmanischen* Staates fortgesetzt. Endlich im *zwölften Kapitel* kehrt der Vf. wieder zur *französischen* Geschichte zurück, und führt dieselbe bis zu jenen greuelvollen *Dragonaden* herunter, wozu die frömmelnde Maintenon und intriguenvolle Jesuiten den abgestumpften Ludwig XIV vermocht hatten. — Das Titelblatt dieser Schrift, welche auch durch ihr gefälliges Aeusseres ihrem Zwecke vollkommen entspricht, ist mit einer Vignette geziert, welche das spanische *Escorial* vorstellt. *φ. α.*

Posen u. Leipzig, b. Kühn: *Handbuch der Geschichte der wichtigsten Völker des Alterthums*, zum Schulgebrauch entworfen von *Karl Friedrich August Brohm*, Professor der alten Literatur am Gymnasium zu Posen. In 3 Abtheilungen. 1805. 240 S. 4. (1 Rthlr. 12 gr.)

Nach der Vorrede soll diess Handbuch dem Schüler zur Vorbereitung auf die historischen Lectionen dienen, so dass er in der Lehrstunde einen eigenen Vortrag über das bestimmte Pensum halten könne, während der Lehrer ergänzt, erklärt und genauer bestimmt. Diesem Zweck finden wir das Buch nicht angemessen: es erzählt die Begebenheiten zu kurz, zu trocken, im gewöhnlichen Compendienton, dass der Schüler sie ohne Commentar nicht deutlich auffassen, und also schwerlich dadurch angezogen werden kann. Z. B. S. 17: „Deukalion war der Anführer der Hellenen. Die griechische Mythologie spricht von einer Ueberschwemmung mehrerer Gegenden Griechenlands zu seiner Zeit. Die weitere Ausbreitung seines Stammes verursachte Auswanderungen der Pelasger nach den griechischen Inseln und nach Kleinasien. Einer der vorzüglichsten emigrirenden Pelasger war Gräkus. (Hiernach muss man glauben, als sey auch er nach einer Insel oder nach Kleinasien ausgewandert; er ging nach Italien) Deukalion soll die Verehrung der späterhin noch angebeteten 12 grossen Gottheiten unter seine Landsleute eingeführt haben. Seine Söhne waren Amphiktyon und Hellen. Von jenem berichten die attischen Traditionen mehreres. Dieser gab seinem Stamme den Namen u. s. w." Kann diess der Schüler ohne Commentar auch nur verstehen? den muss ihm der Vortrag des Lehrers geben, und bey der Wiederholung erzähle der Schüler selbst. — In Ansehung der Methode hat der Vf. die ethnographisch-synchronistische gewählt, so dass er in mehreren Spalten auf einer Seite die gleichzeitige Geschichte der wichtigsten Völker erzählt. Wir finden die Einrichtung weder bequem noch erleichternd; denn man übersieht auf die Weise doch nur immer einen kleinen Theil der gleichzeitigen Begebenheiten, und übersieht sie am Ende nicht einmal, da die Geschichte jedes Volks für sich forterzählt wird, man also erst das Ganze gelesen haben muss, um nun vergleichen zu können. Dann muss man oft mehrere Blätter umschlagen, um die Fortsetzung einer Volksgeschichte zu finden; dagegen bleiben mehrere Seiten ganz leer z. B. S. 9, 16. Es scheint uns zweckmässiger, erst die Geschichte der einzelnen Völker zu erzählen, und dann auf einigen synchronistischen Tabellen die gleichzeitigen Begebenheiten vergleichen zu lassen. — Uebrigens zeugt das Buch von guten historischen Kenntnissen, und aus der Vorrede erkennt man den Verfasser als einen denkenden und eifrigen Lehrer, der gewiss auch mittelst dieses Buches in seinem Kreise nützlich wirken wird. V. S. A.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

1) Ohne Druckort: *Militärische und politische Betrachtungen über den jetzigen Zustand von Europa*, von einem *deutschen Officier*. Im Februar 1804 entworfen. 4 Bog. gr. 8. broschirt. (6 gr.)

2) Leipzig u. Gera, b. Heinsius: *Oberst von G**** (Gross) über die höhere Taktik* (.) oder *kurze Übersicht der Veränderungen, welche der letzte Krieg in dem bisherigen Kriegssysteme nothwendig machte*. Mit 4 Kupfern. 1804. 293 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Es hat dem Verleger von No. 1 nicht gefallen, uns einige Nachricht über die Entstehung dieser Schrift, welche durchgängig die Spuren einer (ziemlich ungeschickten) Übersetzung trägt, noch über den Vf. derselben mitzutheilen. Auf dem durchschnittenen Titelblatt von No. 2 wird er genannt, und in dem Werke selbst belehrt er uns, dass er nicht nur bey der Ausführung, sondern auch bey dem Entwurf der Operationen der verbündeten Armeen in Holland, den Niederlanden und der Schweiz eine bedeutende Rolle gespielt habe. Er bezieht sich bald auf frühere Schriften

über die Kriegskunst, bald auf von ihm entworfene wichtige Memoires; und dennoch scheint sein Name nicht so bekannt geworden zu seyn, als er es nach diesen Umständen verdient hätte, und als man es von einem Manne voraus setzen könnte, der sich berufen fühlte, die Fürsten und die Nationen Europas vor der Gefahr eines nahen Untergangs zu warnen, und ihnen die einzigen untrüglichen Mittel zu ihrer Rettung an die Hand zu geben.

Diesem Zweck ist die vorliegende Schrift gewidmet, in welcher der Vf. zwar wohl manches Wahre sagt, wo es ihm am Ende aber doch auch geht, wie so Vielen seiner Vorgänger, die durch ihr Beyspiel bewiesen haben, dass es leichter ist, Unglück zu prophezeyen, als guten Rath zu geben. Ohne uns auf eine umständliche Prüfung der Angaben des Vfs. einzulassen, begnügen wir uns die Hauptmomente kürzlich herauszuheben. Aus der Übermacht Frankreichs, aus der vortheilhaften Lage desselben zum Angriff und zur Vertheidigung, aus der ganz militärischen Organisation seiner Regierung, und aus dem Bedürfniss eines Landkrieges für die Letztere, folgert er die Nothwendigkeit einer allgemeinen Coalition, um dem nahen Angriff der Franzosen zuvorzukommen. Nach einer, mit Kenntniss entworfenen, jedoch nicht neuen, Übersicht der militärischen Grenzen Frankreichs bezeichnet er das östliche Holland und die Gegend zwischen dem Bodensee und Basel, als die einzigen Punkte, wo ein Angriff gelingen könnte; aber der nur unvollkommen skizzirte Operationsplan, den er darauf bauet, ist eben nicht aufmunternd, weil er nichts als Schwierigkeiten und Gefahren für die Angreifenden, und allein für England Vortheile darbietet. Besonders übel ist für die kleineren und mittleren Mächte Deutschlands gesorgt, denen der Vf. keinen anderen Rath zu geben weiss (S. 32), als „dass sie sich dem Scheine nach so lange neutral und stille halten sollen, bis 100,000 Mann Russen zu ihrem Schutz im Reiche angekommen seyn würden." Das Resultat von dem Allen soll, bald die Herstellung des *Status quo* vor dem Kriege, mit der einzigen Ausnahme, dass England Maltha behalten müsse, um der österreichischen Monarchie die vollkommene Herrschaft des adriatischen Meeres zu versichern (S. 29. 44), und bald eine neue Theilung seyn (S. 46. 54), nach welcher Holland und die Niederlande an das Haus Oranien, die Lombardey und Genua an den König von Sardinien, die Länder des Kurfürst-Erzkanzlers an Bayern, die türkischen Staaten aber, bis auf die Wallachey und Ägypten, die für den deutschen Kaiser und für England davon genommen werden, an Russland kommen sollen.

Aus diesem kurzen Auszuge sieht man leicht, in welche Regionen der Vf. sich verirrt, und zu welcher Gattung von Schriften die seinige gehört, die noch über dieses durch den Ton einer heftigen und bittern Declamation und durch eine Menge von Widersprüchen und Übertreibungen den Eindruck schwächt, den sie zu machen bestimmt war. Unangenehm auffallend ist die falsche, oder aus dem (wahrscheinlich englischen) Original beybehaltene Orthographie der Namen; wie z. B. *Pavia* (als ein Fluss) und *Cessia* (S. 13 und öfter) für *Piave* und *Sessia; Trente, Nice, Schweizerland, Moldavien, Prinz von Reussen*, u. s. m. für *Trident, Nizza, Schweiz, Moldau, Fürst Reuss*, u. s. w.; noch unangenehmer der durchaus undeutsche und holpriche Stil; aber nur lächerlich der Ausfall gegen die neuere Philosophie (S. 47).

No. 2 scheint aus No. 1 entstanden zu seyn; bis mit S. 8 enthält es die ersten 7 Seiten von Jenem beynahe wörtlich, und nimmt S. 226 den Faden des Textes genau da wieder auf, wo es ihn im Anfang hatte fallen lassen, um diesen nun bis ans Ende abzuschreiben. Den Zwischenraum füllen 8 Kapitel aus, die von den Verrichtungen eines Feldherrn und der Personen seines General-Staabs handeln sollen, aber durchaus nichts enthalten, als eine höchst unvollständige, und wahrscheinlich aus irgend einem alten Reglement abgeschriebene Aufzählung der Pflichten, welche mit der Verwaltung dieser verschiedenen Posten verknüpft sind. Die *höhere Taktik*, welche der Titel verspricht, sucht man vergebens, sie müsste denn in der Anweisung bestehen sollen, ein gegebenes Terrain, ein stehendes Lager, und die Breite eines Flusses aufzunehmen, die hier nach den gewöhnlichen Regeln gegeben und mit 3 Planen begleitet ist. Der vierte enthält die Zeichnung einer tragbaren Brücke, wobey aber die Dimensionen fehlen, und in einem Anhange wird die Aufgabe, den Flächeninhalt eines Dreyecks analytisch und geometrisch zu finden, gelöset. Der Leser muss erstaunen, wie das Alles sich hier zusammen findet. Hoffentlich wird dem Vf. diess Aneinanderflicken so ungleichartiger und zum Theil armseliger Ingredienzen nicht zur Last gelegt werden können, sondern das Ganze auf eine von jenen elenden Buchhändler-Speculationen hinauslaufen, gegen die keine Rüge, wohl aber eine Warnung an das Publicum, solche Machwerke nicht zu kaufen, etwas fruchten kann.

Kf.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Schneeberg*, in der neuen Verlagsh.: *Gallerie schrecklicher Menschenschicksale in Erzählungen trauriger Vorfälle des Menschenlebens*, gesammlet und herausgegeben von *X. Z.* (ohne Jahrzahl.) 254 S. 8. Die hier aufgenommenen Erzählungen sind: *I. Schauderhafter Auszug aus den Briefen des Hn. L...s. an seinen Freund R—g in V—g.* Ein junger Wollüstling verkleidet sich in ein Mädchen, und macht in dieser Rolle eine Nonne unglücklich —, die sich vor seinen Augen ertränkte. *II. Der arme Karl, Geschichte eines Findelkindes*; sie würde das seyn, was der Vf. sie nennt, interessant, wenn sie weniger mit unwahrscheinlichen Ereignissen ausgestattet wäre. *III. Elizene eine morgenländische Erzählung. IV. William Wentuort und Caroline. V. Die arme Elise*, hat den Rec. noch am meisten interessirt. Vielleicht findet hier mancher Romanenleser alte Bekanntschaften, denn ob die Geschichten Originale oder Übersetzungen sind, hat uns der Vf. nirgends angegeben. Wenn auch übrigens die Ästhetik durch diese Sammlung nichts gewinnt, so wird doch auch auf der anderen Seite die Moral dadurch nichts verlieren und das ist, für ein Buch dieser Gattung — das ohne Taufschein im grossen Publicum erscheint, doch immer eine Art von Verdienst.

MGZ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 26 JULIUS, 1806.

PHYSIK.

Erfurt, b. Hennings: *Tiberius Cavallo's ausführliches Handbuch der Experimentalnaturlehre in ihren reinen und angewandten Theilen.* Aus dem Englischen mit Anmerkungen von Dr. *Joh. Bartholomae Tromsdorff,* Prof. der Chemie zu Erfurt, wie auch Apotheker daselbst. Zweyter Band, mit 8 Kupf. 1805. 560 S. Dritter Band, mit 5 Kupf. 326 S. Vierter Band, mit 3 Kupf. 220 S. 8. (5 Rthlr. 8 gr.)

Diese drey Theile bestätigen das Urtheil, welches Rec. schon über den ersten (J. A. L. Z. 1805. Nr. 111) gefällt hat, dafs nämlich das Ganze mehr eine Compilation, als eine eigene systematische Darstellung der zur Physik gehörigen Gegenstände enthalte. Zum ersten Unterricht ist es ganz unbrauchbar, theils weil der Vf. zu weitschweifig ist, und oft die Grenzen der Physik überschreitet, theils weil er oft zu unbestimmte Begriffe giebt, und zur Erklärung mancher Naturerscheinungen Hypothesen aufstellt, die schon längst widerlegt sind. Überhaupt liefert das ganze Werk ein zusammengetragenes, vollständiges und weitläufiges Lehrgebäude der Physik und angewandten Mathematik, welches auf mechanisch-atomistischen Principien erbauet ist, und blofs zum Nachlesen empfohlen werden kann. Sonst trägt Hr. C. seinen Gegenstand deutlich vor, und verdient besonders deswegen Lob, dafs er gute Abbildungen verschiedener physikalischer Instrumente giebt, an welchen es uns bis jetzt noch mangelte. — Einige Bemerkungen werden dieses Urtheil vollkommen bestätigen.

Zweyter Band. Den ersten merkwürdigen Satz der Hydrostatik: dafs eine in einem offenen Gefäfse befindliche Flüssigkeit im Zustande der Ruhe eine mit dem Horizont vollkommen parallele Oberfläche bildet, sucht Hr. C. aus der Lehre vom Schwerpunkte herzuleiten, und setzt daher folgenden Grundsatz fest: jeder Körper, oder jedes System von Körpern, strebt mit seinem Schwerpunkte gegen den Mittelpunkt der Erde, und zwar so nahe an ihm, als es ihm möglich ist, zu fallen. Aus diesem Grundsatze soll nun jener hydrostatische Satz eine natürliche Folge seyn. Allein sein Beweis ist nicht überzeugend, und selbst der Natur der Flüssigkeit ganz entgegen. Denn bey flüssigen Materien läfst sich gar nicht so, wie bey starren Körpern, ein gemeinschaftlicher Schwerpunkt annehmen. Man stelle sich eine Wasserkugel vor, deren gemeinschaftlicher Schwerpunkt die niedrigste Stelle eingenommen hat, so wird es hieraus noch gar nicht begreiflich, warum die Kugel vollkommen rund seyn müsse, da sie doch bey einer starren Masse hökerich, und gleichwohl im vollkommensten Gleichgewichte seyn kann. Ein jeder noch so kleine Theil einer flüssigen Materie hat seinen eigenen Schwerpunkt, indem er sich von selbst in das vollkommenste Gleichgewicht, in die kugelförmige Gestalt, versetzet, welches bey den Theilen eines starren Körpers keinesweges der Fall ist. Der Hauptgrund des angeführten hydrostatischen Satzes beruht auf der inneren Beschaffenheit der flüssigen Materien, nämlich auf der Verschiebbarkeit ihrer Theile an einander, wobey gar keine Reibung Statt findet. Gedenkt man sich nur einen einzigen Tropfen über der Oberfläche einer stillstehenden Wassermasse, so drückt dieses auf die unmittelbar darunter liegenden Theilchen; und da nun diese von der geringsten Kraft an einander verschoben werden können, so müssen sie schon durch den Druck des Tropfens an einander hingleiten, und der Tropfen wird so tief sinken, als er nur immer kann, d. h. er mufs zerfliefsen, und von den übrigen Theilen eben so stark gedrückt werden, als er sie drückt. — Eben so unrichtig folgert Hr. C. das Gesetz, dafs einerley Flüssigkeit in communicirenden Röhren nur alsdann in Ruhe kommen kann, wenn ihre Oberfläche in einerley horizontalen Fläche sich befindet, aus der Lehre vom Schwerpunkte (S. 30. 31). Nachdem der Vf. im 4 Kapitel von der Theorie der Bewegung flüssiger Materien, im 5 von der Anziehung des Zusammenhanges oder der Haarröhrchenanziehung und von der zusammenhäufenden Anziehung, und im 6 von der Bewegung der Wellen geredet hat, sucht er im 7 Kap. die Ursachen auf, welche bey der Bewegung der flüssigen Materien durch Öffnungen, Röhren, Kanälen, Flüssen, u. s. w. eine Verschiedenheit von der gewöhnlichen Theorie bewirken, und giebt unter anderen (S. 176) auch, wie gewöhnlich, die Friction oder Reibung der flüssigen Materien an den Seitenwänden der Gefäfse an. Allein der Hauptunterscheidungscharakter der flüssigen Materien von den festen besteht eben darin, dafs ihre Theile unter einander keine Reibung erleiden, und dafs sie unter sich eben so beweglich, wie im leeren Raume sind. Der Grund der verzögerten Bewegung an den Wänden der Gefäfse liegt also keinesweges in der Reibung, sondern blofs an den mindern oder gröfsern Anhängen der verschiedenen flüssigen Materien, und an anderen Hindernissen der Wände, z. B. Hervorragungen, Vertiefungen u. s. — Die Barometerveränderungen (S. 215 ff.) leitet er mit

Halley aus den Winden her, eine Hypothese, welche schon längst widerlegt ist. Es ist zwar nicht zu verkennen, dass starke Winde einen beträchtlichen Einfluss auf den Stand des Barometers haben; allein sie sind doch bey weitem nicht hinreichend, die Veränderungen am Barometer insgesammt daraus zu erklären. Die Abnahme der Atmosphäre in Ansehung ihrer Dichtigkeit in verschiedenen Höhen leitet Hr. *C.* nach Art der Engländer aus den Eigenschaften der logarithmischen Linie ab, und zeigt zugleich, wie diese zum Behuf der Höhenmessung mit dem Barometer zu gebrauchen ist. In dem letzten oder 17 Kap. dieses Theiles redet endlich Hr. *C.* von den chemischen Processen, wo er zugleich der faulen Gährung der Pflanzenkörper mit folgenden Worten gedenkt (S. 557): „sie werden ziemlich heiss, und es wird eine Gasmischung, nämlich von Stickgas, Wasserstoffgas, Kohlenstoffgas und Ammoniakgas entbunden, und dieser Process macht die Auflösung der vegetabilischen Substanzen vollständig." Allein das Ammoniakgas entwickelt sich bey diesem Naturprocess nicht aus allen Pflanzen, sondern nur aus solchen Theilen, welche in ihrer Mischung auch Stickstoff enthalten. Überhaupt hat Hr. *C.* von der so wichtigen Naturoperation, der Fäulniss organischer Körper, viel zu dürftig gehandelt, und die bekannten Arten derselben gar nicht berührt. Es giebt nicht eine, sondern mehrere Arten, welche wesentlich von einander verschieden sind, indem sich unter den dabey Statt findenden verschiedenen Bedingungen auch verschiedene chemische Producte erzeugen, welche in Hinsicht des technischen und ökonomischen Nutzens von äusserster Wichtigkeit sind.

Der *dritte Theil* enthält die Lehren von der Wärme und dem Lichte nebst den leuchtenden Meteoren. Hr. *C.* hält mit den meisten Naturforschern das *Thierkreislicht* (S. 306) für die Sonnenatmosphäre. Diese Meinung wurde besonders mit vielen scheinbaren Gründen zuerst von dem Hn. *von Mairan* vorgetragen. Allein schon Hr. *Hube* zeigte, dass diese Erscheinung viel regelmässiger erscheinen müsse, wenn sie etwas zur Sonne Gehöriges seyn sollte, und glaubte vielmehr, dass sie eine grosse Ähnlichkeit mit dem Nordlichte habe, und zuletzt auch wohl in ein solches übergehe. Endlich aber hat Hr. *la Place* aus *Newton's* Theorie von der allgemeinen Schwere erwiesen, dass das Zodiakallicht keinesweges zur Sonne gehören könne. Es kann sich nämlich die Atmosphäre um den Äquator nur so weit ausdehnen, bis die Centrifugalkraft der Schwere genau das Gleichgewicht hält; denn es ist klar, dass über die Grenze hinaus die Flüssigkeit sich zerstreuen müsse. Bey der Sonne ist dieser Grenzpunkt von ihrem Mittelpunkte um den Halbmesser der Bahn eines Planeten entfernt, welcher seinen Umlauf in einer Zeit machen würde, die der Umdrehungszeit der Sonne gleich ist. Die Atmosphäre der Sonne erstreckt sich also nicht bis zur Bahn des Merkurs, und folglich bringt sie auch nicht das Thierkreislicht hervor, welches sich sogar über die Erdbahn hinaus zu erstrecken scheint. Ausserdem ist diese Atmosphäre, deren Polaraxe wenigstens zwey Dritttheile von der des Äquators halten muss, weit entfernt, die linsenförmige Gestalt zu haben, welche die Beobachtungen dem Thierkreislichte geben.

Der *vierte Band* begreift die Lehren von der Elektricität, dem Galvanismus und dem Magnetismus. Nach Hn. *C.* Meinung hat *Franklin's* Theorie einer einzigen elektrischen Materie vor der symmerschen dualistischen einen Vorzug, weil sie alle bisher bekannten elektrischen Erscheinungen auf die befriedigendste Art erkläre. Die Verbesserung, welche *Nicholson* an *Bennet's* Elektrometer gemacht hat, ist vom Hn. *C.* nicht angegeben. Auch findet man nichts von den Bemerkungen, welche Hr. *Bohnenberger* gegen seinen Multiplicator der Elektricität gemacht hat. Von den Fischen, welche eine natürliche Elektricität zu besitzen scheinen, führt Hr. *C.* vier Arten an, nämlich den Zitterfisch (*Raja Torpedo*), den amerikanischen Zitteraal (*gymnotus electricus*), den Zitterwels (*silurus electricus*), und den elektrischen Stachelbauch (*tetrodon electricus*). Ausser diesen ist aber noch ein fünfter, der *trichiutus indicus* oder *anguilla indica*, bekannt geworden, welcher dieselben merkwürdigen Eigenschaften besitzt. Die Lehre vom Galvanismus hat Hr. *C.* grösstentheils nach Hn. *Volta* vorgetragen, und das Merkwürdigste von seinen Landesleuten angeführt; von den deutschen Gelehrten über diesen wichtigen Gegenstand nicht ein Wort. Nach Hn. *C.* Meinung scheinen die magnetischen Eigenschaften ausschliesslich den eisenhaltigen Körpern zuzukommen. Allein es ist nunmehr ausser Zweifel, dass Nickel und Kobalt im reinsten Zustande ebenfalls des Magnetismus fähig sind, und Hr. *Coulomb* will sogar entdeckt haben, dass alle möglichen Körper magnetisirt werden können. Was die magnetische Kraft betrifft, so glaubt Hr. *C.*, man könne am sichersten behaupten, sie nehme schneller, als im blossen Verhältnisse der Entfernungen ab. *Coulomb* hat aber mit Hülfe seiner sinnreichen magnetischen Wage gezeigt, dass das Verhältniss der Abnahme der magnetischen Kraft das des Quadrats der Entfernungen sey. Überhaupt hat Hr. *C.* die wichtigen Entdeckungen des Hn. *Coulomb* in Ansehung des Magnetismus gar nicht benutzt, und zur Verfertigung künstlicher Magnete auch ohne Beyhülfe eines natürlichen bloss *Canton's* Methode angeführt. RF.

PASSAU, b. Ambrosi: *Leitfaden zu Vorlesungen über Naturlehre und angewandte Mathematik*, von *Thaddä Siber*, Professor am kurfürstl. Gymnasium zu Passau. Erste Abtheilung. 1803. XXVI u. 125 S. 8. mit 3 Kupfertafeln.

Ein zu Vorlesungen über die Naturlehre in Verbindung mit ihrer unzertrennlichen Gefährtin, der Mathematik, für seinen Standpunkt geeignetes Lehrbuch, war dem Vf. nicht bekannt; sonst hätte er sich, seiner Versicherung nach, nicht unterfangen, sein eigenes in den Druck zu geben. Indessen glaubt er doch, dass dasselbe auch anderen Lehrern, die sich mit ihm in einerley Lage befinden, um so weniger unbrauchbar

scheinen könne, je geflissentlicher er darauf hingearbeitet habe, keinem die Grenzen zu sehr zu verengen, oder zu sehr zu erweitern. Er ist nämlich gesonnen, das ganze Werk in drey Hauptabtheilungen zu liefern, wovon die vorliegende erste nur die reine allgemeine Physik, nebst Geostatik, Hydrostatik, Mechanik und Hydraulik enthält, indem die Physik der ausdehnbaren coercibleu Stoffe in der zweyten, die Physik der sogenannten incoercibleu ausdehnbaren Stoffe hingegen in der dritten abgehandelt werden soll. Diese letzteren Stoffe will der Vf. auch theils geschichtlich, theils kritisch beleuchten, weil er überzeugt ist, dass unter der Legion von Hypothesen, die sich in Hinsicht auf dieselben in die Physik eingeschlichen haben, keine, die auf Materialität hinführt, angenommen werden könne, daher er auch die Aufschrift der dritten Abtheilung nur der beliebten Meinung wegen, welche dergleichen Dinge wirklich für materielle Stoffe ausgiebt, gewählt hat. Aus besonderer Hochachtung gegen seinen ehemaligen Lehrer, den Hn. Prof. *Knogler*, liesst der Vf. die Geostatik und Hydrostatik nach dessen Elementen der angewandten Mathematik, die seinem eigenen Ideengange völlig entsprechen. Aus diesem Grunde hat er die ersten Grundgesetze dieser wissenschaftlichen Zweige in seinem Buche selbst gar nicht bewiesen, sondern blos die dafür geltenden mathematischen Formeln, ohne vorhergehende Entwickelung derselben, aufgestellt, indem er die Beweise davon in seinen Vorlesungen nach *Knogler* mündlich supplirt; daher denn auch die Lehren vom Gleichgewichte am Hebel und auf der geneigten Ebene mit ihren Anwendungen auf Rollen, Winden, Räder, Keile und Schrauben nur vier Seiten füllen, sowie die Lehren vom Gleichgewichte flüssiger Materien, und fester mit flüssigen, gar nur zwey einnehmen, jedoch ohne dass in den Hauptsachen etwas fehlte. Desto reichhaltiger an zusammengedrängten lichtvollen Sätzen und schönen mathematischen Formeln, die aus vorhergehenden Hauptformeln richtig fliessen, sind die Anfangsgründe der Lehren von den einfachen, den zusammengesetzten, den gleichförmig beschleunigten und verzögerten, wie auch von den geradund krummlinigten Bewegungen mit ihren Anwendungen auf das Fallen der Körper, auf das Pendel und auf die Wirkungen der Centralkräfte; desgleichen die Lehren von den Hindernissen der Bewegung, oder von den Ursachen, welche machen, dass das Gesetz der Trägheit von einem in Bewegung begriffenen Körper nicht genau erfüllt wird, und zu welchen der Vf. nicht blos die, von ihm durch *Musschenbroeks* bekannte Versuche erläuterte, Friction, sondern auch ganz richtig die Refraction, den Conflict und die Reflexion rechnet, nur dass hier unter der sogenannten Refraction nicht etwa die Stralenbrechung, sondern lediglich die Wirkung desjenigen Widerstandes zu verstehen ist, welchen feste Körper leiden, wenn sie aus dem einen Medium in ein anderes fahren, dessen Dichtigkeit von der Dichte des ersten abweicht. In der Hydraulik aber hat der Vf. die Anfangsgründe der Lehren von der Bewegung flüssiger Materien in Kanälen, aus Öffnungen, in Haarröhrchen und in den Wellen, wieder nur ganz kurz durch mathematische Formeln ausgesprochen; dann aus *Brissons Traité elementaire* einige hieher gehörige Tafeln von den Resultaten hydraulischer Versuche eingeschaltet, und hierauf von der vortheilhaftesten Einrichtung der Wasserräder das, was die Erfahrung hierüber nachweiset, kürzlich angeführt. Jedoch ist der Satz No. 1. S. 117: „Je mehr Schaufeln ein Rad hat, desto geschwinder bewegt es sich," nach unserem Dafürhalten etwas zu unbedingt ausgedrückt, weil *omne nimium nocet;* auch scheint ihn der Vf. sogleich selbst wieder zu beschränken, indem er hinzufügt „Gewöhnlich setzt man an ein Rad von ungefähr 20 Schuh im Durchmesser nur 40, und an Schiffsmühlräder nur 8—10 Schaufeln; man würde aber mit mehr Vortheil an jene 48 und an diese 15—16 anbringen." Noch ist am Ende ein kernhafter Auszug aus der Geschichte der Mechanik und Hydraulik angehängt. Auf solche Weise behandelt Hr. *S.* die Naturlehre mathematisch, und weicht mithin von der neueren Mode ab, die diese Behandlungsweise der physikalischen Wahrheiten in die angewandte Mathematik verweisst. Rec. ist mit ihm in dieser Hinsicht einverstanden. Auch ist Rec. in Ansehung des nach der Kantischen allgemeinen reinen Naturlehre aufgestellten Systems der Dynamisten, in welchem sich die Materie blos als ein, aus den anziehenden und zurückstossenden Kräften entstandenes, Product gerirt, zwar längst schon der Meinung des Vfs. gewesen, glaubt aber doch, dass in der Art, wie es gewöhnlich, und also auch in dieser Schrift, vorgetragen wird, noch manche Dunkelheit herrsche. S. 7 steht nämlich „Gemäss dem Vorhergehenden wird die Materie $M = A . R$, wenn A die anziehende, und R die zurückstossende Kraft bezeichnet, folglich M = [illegible] $\cdot \infty = 1$ = einem Endlichen, das nur, als Substrat der Gradation, verschiedener Grade, diess- und jenseits von M^{0} nach dem verschiedenen Verhältnisse der beiden Factoren, fähig ist, für welche vielleicht folgende geometrische Reihe beyläufiges Symbol seyn mag: $A^{-n} . R^{+n}, \ldots\ldots\ldots A^{-3} . R^{3}, A^{-2} . R^{2}, A^{-1} . R^{1}, A^{0} . R^{0}, A^{1} . R^{-1}, A^{2} . R^{-2}, A^{3} . R^{-3} \ldots\ldots, A^{n} . R^{-n}$." Nach S. 8 aber muss auch die Materie, oder, in der Sprache der Dynamisten, die Raumserfüllung, nicht nur eine bestimmte *quantitative* Grösse, d. i. eine bestimmte Masse, sondern auch eine bestimmte *qualitative* Grösse, d. i. eine bestimmte Dichtigkeit haben. Allein nun fragt sichs: Wie entstehen denn die verschiedenen Grade der qualitativen Raumserfüllung, wenn obige Reihe etwa Symbol der verschiedenen Grade quantitativer Raumserfüllung ist? Oder: Wie entstehen die verschiedenen Grade quantitativer Raumserfüllung, wenn sich das vorstehende Symbol auf die qualitative Raumserfüllung bezieht? Auf beide Arten dieser Erfüllung, d. i. auf Dichtigkeit und Masse zugleich, kann sich dasselbe doch wohl nicht beziehen? S. 10 sagt der Vf. ferner „dass die Masse im Verhältniss der Materientheilchen stehe, ist ausser Zweifel," das heisst, gemäss dem Vorhergehenden: dass die *quantitative* Raumserfüllung im Verhältniss

der *quantitativen* Raumserfüllung stehe, ist ausser Zweifel; und hiemit will doch wohl der Vf. nicht etwas gesagt haben? Ebendaselbst sagt er ferner „Die Dichtigkeit (also die qualitative Raumserfüllung) ist entweder eine dynamische, wenn ich blofs auf das Verhältnifs der raumerfüllenden Kräfte sehe, oder eine mechanische, wenn ich auf die ins Ganze der Raumserfüllung gelegten Theile Rücksicht nehme." Hier scheint also der Vf. die raumerfüllenden Kräfte, das ist $A \pm^{n}$ und $R \mp^{n}$, blofs qualitativ wirken zu lassen, um im Verstande die dynamische Dichtigkeit hervorzubringen. Wie aber der Verstand nun die mechanische bewirken, d. i., wie dieser bald mehr, bald weniger Materientheilchen ins Ganze einer bestimmten Raumserfüllung legen soll, erhellet hieraus noch nicht. Solche und andere Schwächen des bisher aufgestellten dynamischen Systems dürften sich aber leicht heben lassen, wenn die Naturphilosophen nur ihren Hauptfactor A, welcher die Attraction überhaupt bezeichnet, in drey kleinere Factoren zerlegen wollten: nämlich in Affinität $= A \pm^{n}$, welche mit $R \mp^{n}$ nach der obigen geometrischen Reihe die verschiedenen qualitativen Gradationen der tropfbarflüssigen und festen Materien bilden könnte; ferner in Gravitation $= g \pm^{n}$, vermöge welcher sich mit Hülfe von $a \pm^{n}$ und $R \mp^{n}$ zwar nichts als Gas erzeugt, alle tropfbarflüssigen und festen Materien aber sich zu runden Himmelskörpern bilden, folglich ebenfalls eine qualitative Raumserfüllung ausmachen würden, so dafs $(a.g) \pm^{n}. R \mp^{n}$ jeden Himmelskörper samt seiner Atmosphäre für sich, $g \pm^{n}. R \mp^{n}$ aber allein nur Atmosphären und ganze Gascongestionen, wie etwa die Kometen seyn mögen, dem Verstande darstellen dürfte; und endlich in Centripetalkraft $= c \pm^{n}$, welche die Himmelskörper in Weltsysteme ordnet, so, dafs $(a.g.c) \pm^{n}. R \mp^{n}$ die qualitative Raumserfüllung in jeder Hinsicht darstellen könnte. Elektrische und magnetische Attraction dürfte hiebey nicht besonders beachtet werden; denn jene, wie diese, ist nichts weiter, als Affinität, indem die letztere das Eisen, die erstere aber den Blitz produciren hilft. Auch giebt es wohl aufser der Wärme weiter gar keine zurückestofsende oder expandirende Kraft, indem das elektrische und magnetische sogenannte Abstofsen selbst nichts weiter, als ein blofses Anziehen ist, welches aber nur von den entgegengesetzten Seiten geschieht. Magnete scheinen nämlich an ihren gleichnamigen Polen einander nur deswegen von sich zu stofsen, weil sie in dieser Lage blofs einander nicht selbst so stark ziehen, als die magnetischen Kräfte der Erde auf sie wirken, und zwey gleichnamig elektrische Körper fahren blofs darum aus einander, weil die in ihrer Nähe sich befindenden nichtelektrisirten Körper dieselben anziehen, daher auch ein paar in einer gläsernen Phiole an den ersten Leiter neben einander aufgehängte Korkkügelchen nicht im geringsten aus einander gehen, wenn man sie gleich noch so stark elektrisirt. Auch ist, wenn das obige R die Wärme bezeichnet, gar nicht zu befürchten, dafs dieses irgendwo $= 0$ werden könne; denn solches kann weder im Innersten eines Himmelskörpers, noch im Schatten desselben jemals geschehen, und zwar darum nicht, weil dort gar kein Wechsel der Wärme Statt findet, und hier wenigstens die Stralen der Sterne zugegen sind, welche ebenfalls durch Wärme oder Expansivkraft und Attraction producirt werden. Solchergestalt würden sich nach unserer Meinung alle Materien und Körper, in welcher Hinsicht man sie auch immer betrachten möchte, oder von welcher quantitativen und qualitativen Raumserfüllung sie auch wären, als Producte der allgemeinen Anziehung und Wärme darstellen lassen, so, dafs man nicht nöthig hätte, einen besonderen Wärmestoff anzunehmen, den der Vf. in der dritten Abtheilung seines Lehrbuchs auch gewifs nicht gelten lassen wird. — Von den nicht angezeigten Druckfehlern, die sich in dieser ersten Abtheilung der Schrift noch vorfinden, und zuweilen den Sinn entstellen, (wie S. 15, No. 35, *Brechungsflächen* statt *Berechnungsflächen*) will Rec. nichts erwähnen, wünscht aber, dafs einige oft vorkommende Sprachfehler, wie z. B. *nur mehr* statt *mehr nicht*, oder *übrigen* statt *übrig bleiben*, vermieden seyn möchten.

V—H.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Lehrbuch der Baukunst; besonders für den öffentlichen Unterricht auf Gelehrten- und Bürgerschulen, und zum Privatgebrauch überhaupt eingerichtet*, von *Johann Gottlieb Schmidt*, d. W. Magister und Mathemat. zu Pforta. 1805. VI u. 94 S. 8. Mit 4 Kupf. (14 gr.) Etwas Neues und bisher noch nicht Bekanntes lafst schon der Titel des Buches nicht erwarten; in der That aber enthält es auch wenig Brauchbares. Wenn gleich der Vortrag nach mathematischer Methode eingerichtet seyn soll, da der Vf. seine Abschnitte alle mit Erklärung, Aufgabe, Lehrsatz etc. überschreibt: so ist doch der Inhalt der hier mitgetheilten Auflösungen und Beweise ein recht unbefriedigender Wortkram. Die eigentlichen Regeln der Baukunst beschäftigen den Vf. nicht sehr lange; auch geht er nicht tief in Erörterungen ein, sondern begnügt sich, die allgemeinen Sätze über Festigkeit und Bequemlichkeit eines Wohngebäudes vorgetragen zu haben, wobey mitunter Verstöfse gegen sonst bekannte Erfahrungen vorkommen; z. B. S. 28 „die Esse leitet den Rauch, wenn sie nicht gerade aufgeht, sondern geschleift ist, schneller fort." Nachdem nun S. 30 mit Gründlichkeit gezeigt ist, dafs ein Besuchzimmer im Sommer gegen Norden, und im Winter gegen Süden liegen müsse, beginnt S. 35 der Vortrag über die schöne Baukunst. Wenn man immerhin Definitionen, wie diese: „einem Gebäude wird *Schönheit* beygelegt, wenn es solche Ansicht gewährt, dafs der Blick einer richtig und fein empfindenden Person mit Wohlgefallen bey ihnen verweilen kann, ohne ein fremdes Interesse für das Gebäude zu haben." und das, was S. 48 von einer *dreyseitigen Symmetrie* gesagt wird, so hingehen lassen wollte: so scheint es doch nicht, dafs man Ursache habe, dem Vf. grofsen Dank zu wissen, dafs er aus mehreren architektonischen Büchern gerade das Unbedeutendste compilirt hat. Anweisungen, wie hier S. 65 ertheilt werden, um Säulen und Glieder zu zeichnen, findet man allenthalben, und es bedurfte dazu keiner neuen Schrift.

K. j. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 JULIUS, 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Druckort: *Geist der Zeit*, von *Ernst Moritz Arndt.* 1806. 462 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Es ist erfreulich, bey dem ekelhaften Wuste von schlechten und mittelmäſsigen Schriften endlich einmal auf ein Buch zu stoſsen, das zu der kleinen Zahl der vortrefflichen gehört. Aber doppelt erfreulich und tröstend zugleich ist ein Werk, das, wie dieses, das dumpfe Stillschweigen durchbricht, welches in unseren verhangnisvollen Tagen selbst die Schriftsteller beobachten, von denen man sonst ein kühnes treffendes Wort der Wahrheit zu vernehmen gewohnt war. Und bedurfte jemals eine Zeit mehr freyer rücksichtloser Rede, als eben die gegenwärtige, die, versunken in üppiger Schlaffheit, leichtsinnig dem raschen Genusse des Augenblicks nachjagend, und vom unseligsten Eigendünkel bethört, als stehe sie höher als alle anderen Zeiten, wie berauscht und bezaubert die fürchterlichsten Abgründe nicht sieht oder nicht sehen will, die sich zu ihren Füſsen eröffnen? — Der durch ähnliche Schriften, z. B. Germanien und Europa (1806. No. 76), rühmlichst bekannte Vf. ist, wenn irgend Einer, des hohen Berufes würdig, dem verblendeten Deutschland einen Spiegel vorzuhalten, worin es seine Versunkenheit erblicke, seine schmachvolle selbstverschuldete Erniedrigung und die tödtlichen Gefahren, die es, wenn es sich nicht bald und mit Anstrengung aller seiner Kräfte wiederum emporreiſst, fast unausbleiblich mit gänzlicher Vernichtung bedrohen. Er besitzt Hoheit der Gesinnung und des Geistes; die reinste und kühnste Begeisterung für Wahrheit und Recht spricht aus seiner mächtig ergreifenden bis ins Innerste dringenden Rede; seine Blicke in die Geschichte sind zugleich tief andeutend und klar; die lebendige Anschaulichkeit seiner Darstellung zeigt jeden Gegenstand, er sey groſs oder klein, in seinem eigenthümlichen Lichte und Gestalt; am unverkennbarsten offenbart sich seine Genialität in der divinirenden lebensvollen Charakteristik verschiedener Nationen, Zeiten und groſser Individuen: oft springt mit wenigen sichern Zügen das Bild hervor. — Möchte nur seine prophetische Stimme der Warnung, sein heilig zürnender Ausruf zu kräftigem ausdauerndem Widerstand und patriotischer Eintracht zu denen dringen, deren Entschlüsse über das Schicksal Deutschlands zu entscheiden haben! — An einem Werke von so seltenem Verdienste kleine Mängel der äuſseren Form zu zeigen, wie etwa Wiederholungen, Unverständlichkeit, Störung des Aufmerkens, hier und da wären zu vermeiden gewesen, hierzu fühlt Referent keinen Antrieb, und ist überzeugt, den Werth der Schrift nicht anschaulicher machen und besser würdigen zu können, als indem er den Gang derselben von Abschnitt zu Abschnitt verfolgend, die merkwürdigsten Ansichten und Urtheile heraushebt, aus welchen sich das ertheilte Lob selbst rechtfertigen mag. Nachdem Hr. *A.* von sich und seiner Pflicht als eines „Wächters und Stundenweisers der Zeit" gesprochen, schildert er den herrschenden Geist der Gelehrten. In den drey vorletzten Jahrh. habe das Feuer *des Geistes*, das Bildungsprincip der Neueren, weil es ihm an Natur und irdischen Stoff nicht gemangelt, im vollesten Glanze herrlich geleuchtet. Späterhin aber sey besonders bey den Gelehrten und Künstlern, als denen, die am meisten mit der prometheischen Materie zu thun hatten, noch den Ausströmungen so vieles geistigen Feuers ein kümmerliches und schwächliches Residuum zurückgeblieben, so daſs sie endlich in unseren Zeiten fast zu Mumien und Skeletten erstarrt seyen. Im Gefühl ihrer Leblosigkeit haben sie sich vom Schauplatze der Welt, wo sie einst mit Fürsten lebten und handelten, zurückgezogen, und seitdem im geistigen und leiblichen Herrschen nur halb mit zur Welt gehört. Vortrefflich wird gezeigt, wie selbst edlere Geister, von der ungeheuren Last der Kenntnisse niedergedrückt, früh erkranken, und wie sogar die Jugend schon „Steinen und Thonklumpen gleich wird, worüber ein Deukalion und Prometheus kommen sollte." — „Mag das Wissen herrlich seyn, das Leben ist herrlicher, und wer dieſs verloren hat, der kann zu keinem Menschen wieder geboren werden." — Von der neueren Philosophie heiſst es: „Auch diese Herrlichkeit wird verfliegen wie eine Wetterleuchtung, ohne erquickenden Regen und Blüthen und Früchte. Die erhabene Beständigkeit und Sicherheit der Idee wird keine Beständigkeit des Lebens werden, kein herrliches Wandeln unter Lebendigen in Tugend und Verstand. Arme Erde, bist du denn nicht mehr zu fassen, oder verstehen auch die Guten und Weisen die Kunst nicht mehr, sich mit dir zu vereinigen?" — Was von der Astronomie, Theologie, Historie, Poesie, was über Recensenten und Journalisten gesagt wird, so treffend und eindringlich es ist, übergehen wir, um für das Wichtigere Raum zu behalten. — Von S. 79—121 folgt nun *ein Gemählde vom Zeitalter und den Zeitgenossen.* Nach dem Untergange der alten Welt zerfiel dem ausgeerbten vom Elend bedrängten Menschengeschlechte die Einheit Gottes und der Natur in den Zwiespalt einer irdischen und überirdischen Welt, und lange dauerte der mäch-

tige Kampf zwischen Himmel und Erde. Doch „endlich ward er durchgekämpft, der physischen Stärke ward weniger, und der Sieg schien da zu seyn. Aber mit der Stärke ist nun auch die Schnellkraft hin; entkörpert genug sind die Sterblichen, aber sie sind selbst den geistigen Flügeln zu leicht geworden, denn ohne Schwerpunkt gelingt kein Flug!" — „So stehen sie jetzt arm, ohne Unschuld und ohne Geist, zu klug für die Erde, zu feig für den Himmel. Es ist der Anfang des Fegefeuers der Welt, denn nur durch Flammen geht man zum Licht und zu den Göttern empor." — „Aber den Todessprung in das läuternde Feuer zu wagen, ist das Geschlecht zu klein und verzagt. Hineingerissen, hineingetrieben wird es werden durch das Unglück, das nachkommt, und durch langsame Quaal wird es des Todes sterben zur Verjüngung." — Die letzte Kraft raubte vollends den Geschwächten „die Künstlichkeit und das Maschinenwesen des Regiments der neueren Zeit, woraus allmählich *Despotismus* geworden ist." Dazu kam noch die durch die Menge von Dienern aller Art nothwendig gewordene Belastung, der entsetzliche Druck der ungeheueren stehenden Heere mit allen ihren unsäglichen Übeln, der noch lange nicht ganz ausgerottete Feudalismus, so dass die Mehrzahl der Menschen unter der Arbeit stöhnt, womit sie nur einen kümmerlichen Genuss erringt. Fröhliche Gemüthlichkeit, menschliche Gastlichkeit fehlen von Tage zu Tage mehr. — Vergnügungen in Menge überall, aber nirgends *Freude*. — „Eitelkeit, das Kind des Mangels, ist die Herrin des armen Lebens." — „*Erstarrung und Leerheit sind die beiden Hauptzeichen der Gegenwart, und wo noch Bewegung ist, da ist doch keine Stätigkeit und Beständigkeit in ihr.*" — Im vierten Abschnitte: *die alten Völker*, wird (von S. 122—190) an Nationen, deren Bildung mit den unsrigen Ähnlichkeit hatte — an *Persern*, *Griechen* und *Römern* gezeigt, wie sie emporstiegen und wiederum sanken, „wie durch *List und Tapferkeit* auf der einen, und durch *Trägheit und Zwietracht* auf der anderen Seite *Herrschaft und Knechtschaft* herbeygeführt wurde" — und so werden redende Beyspiele aufgestellt, woran die Gegenwart sich erkennen, und durch welche sie aus der thörichten Sicherheit gerissen werden möge, „als wenn in Europa nicht wieder geschehen könnte, was einmal geschah." — Es folgt hierauf von S. 191—357 der Abschnitt von den *neuen Völkern*, der eigentliche Kern des Buchs, woraus wir das Erheblichste, so viel als möglich, mit den eigenen Worten des Vf. hersetzen wollen. Zuerst wird von den *Deutschen* gesprochen. Der Vf. beweisst aus der Geschichte, dass sie nach Verhältniss von jeher politisch schwach waren, weil ihren Kräften in allen Zeiten die Einheit fehlte, welche erst die wahre Stärke giebt. Die Hauptursache davon war der völlige Mangel an Druck von aussen, welcher in Frankreich, Spanien und England, wo der Wille der Magnaten und Barone eben so gern eine Vielherrschaft gemacht hätte, zur Einheit nöthigte. Deutschland sass vom 13 bis 16 Jahrh. ohne Kampf und Gefahr, und ward nie aufgefodert, mit den äussersten Lebensanstrengungen des Staats gemeinschaftliche Abenteuer und Gefahren zu bestehen. Dazu kam noch, was in den übrigen Ländern fehlte, Handel, Manufacturen und Reichthümer, die in Zeiten heller Barbarey dreyfachen Trotz auf Freyheit und Unabhängigkeit geben. Die mächtigen Städte standen zwischen dem Kaiser und den Fürsten. — Aus diesen kleinen Reichsrepubliken ist das Beste und Schönste der deutschen Bildung ausgegangen. Noch im Anfang des 16 Jahrh. sprechen die Italiäner und Franzosen mit Bewunderung von der Herrlichkeit derselben, von ihrer Freyheit, ihren Reichthümern, und ihren zahlreichen und tapfern Bürgern. So lange die anderen grossen Staaten Europens noch getheilt und im Kampfe waren, war Deutschland wohl das stärkste und mächtigste Land. Aber in dem Masse, als jene die Energie und die Einheit der Herrschaft bekamen, rissen die letzten schwachen Bande immer mehr. — Die Reformation riss die Spaltung der Kräfte noch weiter aus einander, der dreyssigjährige Krieg bewies zuerst vor den Augen von ganz Europa Deutschlands Schwäche. Schweden und Frankreich richteten und entschieden, Österreich schien von seiner Höhe gestürzt, aber lange Gewohnheit, alter Wahn, vielleicht ein dunkles Gefühl von eigenem Interesse, band noch immer die Fürsten an dieses Haus, welches unbestritten auf dem Kaiserstuhl blieb, der nur für den Mächtigen nichts Leeres war. Selbst bis auf die Mitte des 18 Jahrh. war der Kaisername mächtig, sich die Fürsten nachzuziehen. Aber nun begann die letzte grosse Spaltung deutscher Nation, die unheilbar, die vielleicht mit dem Volke endigen wird. Durch Eines Mannes Grösse und Gewalt ward ein mächtiger norddeutscher Staat Österreich gegenüber — die zwey machen nun die Entzweyung. Alles heillose Unglück der neuesten Zeit hängt an diesem Übel. — — „Ein Wunder beynah, dass der Deutsche nicht noch verdorbener ist, als er es seinen Schicksalen nach seyn könnte. Seit zwey Jahrh. ist Deutschland der Kampfplatz, wo fremdes Interesse entschieden wird. Deutsche hat man gegen Deutsche bewaffnet, Städte und Länder und Sitten zerstört, und immer sind sie durch Fleiss und Zucht wieder aufgestanden. Aber jedes Ding in der Welt hat sein Mass, bis wie weit es gehen kann. Wir sind jetzt an der Grenze. Ohne alle politische Haltung, ohne Theilnahme, ohne Liebe, ohne Hoffnung steht das Volk endlich gleichgültig und dumm da." —

Die *Italiäner* haben im Guten und Schlimmen ein auffallend ähnliches Schicksal mit den Deutschen: im Mittelalter waren sie in jeder Hinsicht die Griechen der neuen Welt, und es blühten unter ihnen eine Menge von kleinen Freystaaten und Fürstenthümern. Nachher riefen kleinliche Eifersucht und Ehrgeiz der Fürsten, und Parteyhass der Republiken die Fremden in das Land, das nun der Schauplatz aller europäischen Kriege wurde. Aller Gemeinsinn ist nun bey einer Nation von 16 Millionen Menschen so ganz dahin, dass ein Heer von 50000 Fremden fast ohne Widerstand ihr Herr seyn kann! — „*Spanien* kann nur durch sich selbst wieder jung werden, und wird mit fremden Provinzen immer älter. Die Zeit der Erlösung vom fremden Joche ist nicht fern. Die Amerikaner werden alle frey, und Spanien wird in sich selbst leben müssen und herrlicher leben; Portugal wird dienen, wie es muss, es ist ein Auswuchs auf einem gesunden Leibe, wenn es nicht mit Spanien ist." —

„Die Spanier haben die glückliche Haltung zwischen Leichtfertigkeit und Schwerfälligkeit, welche die edelsten Menschen bezeichnet, die nur in so glücklichen Klimaten entstehen: eine herrliche Mischung von Feuer und Ernst, von Hoheit und Liebenswürdigkeit. Daher ist das Schönste, was die neuere Bildung erzeugen konnte, hier gelebt" u. s. w. — „Die Nation hat verderben können, schlecht und gemein ist sie nicht geworden. Die Treue und Biederkeit des Spaniers im kleinen Leben und in der grossen Politik muss ganz Europa ehren, obgleich es sie nicht versicht. — Ohne Begeisterung, ohne politische Ehre, ohne Freyheit sind die Gründe alles Guten und Schönen geblieben; Pfafferey und Druck haben Faulheit und Armuth erzeugt, ein Banditenvolk haben sie nicht machen können. — Und untergehen sollte dieses edle Volk? — Diess sind Europens rechte Ritter, die Franzosen sagen nur, dass sie es sind. So lange wir die Hoffnung nicht verlieren, es werde aus all dem Chaos, worin wir sind, doch einmal wieder eine Welt der Ordnung und der Lust werden, kann Europa seine Ritter nicht entbehren. Vom Norden kamen die Erlöser und Befreyer, vom Süden die Bildner. Nordische Grösse grenzt an spanische Hoheit. Die Zartheit und Lieblichkeit des Süden spiele ein unsichtbares Band zwischen sie, und ziehe sie immer enger zusammen. So sehe die Mitte dazwischen das Mass der Gerechtigkeit, Schönheit und Humanität, und Europa, das sich kindisch so lange mit Blut befleckt hatte, bilde sich in Gemeinschaft zur Menschheit." — Nach angemessener Würdigung der *Ungern*, *Türken* und *Griechen*, kommt der Vf. auf die *Russen*. „Peter der Grosse ist unter Voltaire's Händen eine lächerliche und alberne Karrikatur geworden. Er war nie etwas anderes, als ein ausserordentlicher und gigantischer Barbar mit allen Tugenden und Lastern einer grossen Natur in erhabener Rohheit. Mit fürchterlicher Beständigkeit dieses Charakters, mit dem Druck physischer und geistiger Übermacht über sein Volk, und doch *mit der ganzen Gestalt des Sinns und der Bildung dieses Volks*, konnte er sein Riesenwerk nur ausführen. — Bey allen Kenntnissen und Einsichten, die er sich erwerben mochte, blieb der Czar ein Barbar, seine Bildung bekam er nicht, und hätte er sie bekommen, er hätte sein Zeitalter, sein Volk und seine heilige Wirkung übersprungen, und wäre mit Vielen als ein thatenleeres Nichts verschwunden." — „Russlands Grenzen sind schon zu weit; es kann vielleicht weiter dringen und herrschen, aber jeder Schritt vorwärts ist ein Schritt dem politischen Tode näher. Es hat wirklich mehr für sich zu fürchten in der Zukunft, als andere von ihm. — Auch die geistige Bildung findet hier viele Hindernisse. Die Ersten und Weisesten des Volks treiben es gewaltig fort, aber das Höchste und Menschliche wird nicht durch zufälliges Treiben, es wächst aus einem freyeren Keime." — Die Gründe zu beiden Behauptungen stehen S. 280 bis 289, wo sich auch eine physiognomische Schilderung der Russen findet, wovon das Resultat nicht günstig ausfällt. — Die *Skandinavier*. Hier ein vortreffliches Wort über uralte Nationalsagen, und insbesondere über die nordischen. „Es giebt in jedes Volks Geschichte etwas Ewiges und Allgemeines, das sich besonders in den mythischen Urgeschichten hinstellt, und das im gebildeten Zustand nur bey ausserordentlichen Menschen und Verhängnissen erscheint. Dieser innerste Trieb, dieser geheime Geist des Volks, ewig wie seine Natur und sein Klima, liegt nicht auf der Oberfläche der Dinge." — „Welch' ein hoher und kolossalischer Geist weht in der ältesten Geschichte (und Sage) des westlichen Nordens! welch' ein kühner Freyheitssinn! welcher Trotz! welche Lebensverachtung! welch' ein erhabener Gehorsam gegen das höchste Schicksal!" — „Die Normänner sind noch die alten; schön, stark, tapfer und bieder. Ihre Leiber, Sitten und Sprache sind den Schweden näher als den Dänen. Die *Dänen*, ein ordentliches, fleissiges und verständiges Volk, haben doch lange nicht mehr Nationalsinn gehabt. — In den letzten Zeiten ist das Dänische in Sitten, Neigungen und Sprache sehr in das Deutsche übergegangen." — Bey den *Schweden* war einst die Macht und die Gewalt des Nordens, sie wird künftig bey ihnen seyn. Diess sind noch die Alten, und Himmel und Land lassen sie nicht ausarten. Stolz wie ihre Berge, muthig und frisch wie ihre Alpen, Ströme und Wasserfälle, im Gefühl der Kraft und Freyheit steht das brave Volk da. — Dieser Stamm kann nicht vergehen und darf nicht vergehen. Von jeher kamen von Süden die Weltbildner, aber auch die Weltverderber, der Norden schickte die Rächer und Befreyer aus." u. s. w. — Die *Preussen*. Meisterhaft ist die Charakteristik Friedrich des Grossen von S. 303—324. Das Urtheil ist streng, aber gerecht. Wir können nur einige Hauptstellen herausheben: „Friedrich und seine Zeit haben einander gemacht und sich Manches zu Gefallen gethan. Er war der *grösste* Mann, weil er frühe die Richtung und Neigung seines Zeitalters begriff und mit noch grösserer Schnelligkeit fortbewegte; er war der *glücklichste* Mann, weil die Rücksichten alter Mässigkeit und Gerechtigkeit, wovon seine Zeitgenossen nicht viel mehr wissen wollten, ihn nicht aufhielten; er schien der *Weiseste* aller Sterblichen, weil von seiner Zeit keine grössern und menschlichern Kräfte gewürdigt wurden, als die des klugen Herrschens. Vieles wird die Zukunft von ihm nehmen, aber die Allmacht kann sie ihm nicht nehmen, mit welcher er Europa beherrscht hat. Nur durch die allgemeine Verdammung seiner Zeit (von welcher er, setzen wir hinzu, selbst sehr gering dachte) wird der König mitfallen, der grösste unter den Trümmern, weil er die Bedeutung der ganzen Zeit am energievollsten in sich trug." — „Es ist nichts lächerlicher, als dem Könige patriotisch deutsche Ideen beylegen zu wollen. — Er brauchte den deutschen Staatskörper und die Fürsten, wozu sie brauchbar waren, ein Gegengewicht gegen Österreich zu erzeugen, oder wenigstens Österreichs altes Übergewicht zu schwächen, und so liess er wohl von deutscher Freyheit und Gerechtigkeit zuweilen ein Wort fallen, das unschädlich wie so viele Lügenworte mitlief, und so zu seiner Zeit das seinige wirkte. Friedrich hasste alles Nationale an einem Volke, weil es dem Despotismus entgegenstrebt; und alles Föderative an den Deutschen. Die schnellste Kraft schien ihm die erste zu seyn, und deswegen war der Soldat, die vollkommenste Puppe, ihm der erste und würdigste Mensch im Staate." — „Friedrichs Arbeiten haben gewirkt zu unserem Verderben. Geschieden stehen die Kräfte der alten deutschen Nation, und einen nach dem andern wird gallische List zerstören, bis sie endlich alle unter die Füsse tritt." — Was nach diesen letzten Worten

folgt, lese man im Buche selbst nach! — „Nicht als Schriftsteller und Philosoph, nur dadurch ward Friedrich der Anzünder tausendfachen Lichts, dass er, *der Mächtige*, Menschenwort und Menschenschrift furchtlos und frey walten liess. — Aber man thut ihm zu viel Ehre, wenn man von Berlin das deutsche Licht und jedes edlere Streben ausgehen lässt. — Nein, vom Süden und aus der Mitte Germaniens kam deutsche Kraft und jede edlere Bildung, und da waren von jeher ihre Sitze. — Die Berliner, wie die Gaskogner, haben häufig die Ausrufer dessen gemacht, was anderswo gethan und gemacht war. Geh nach Schwaben und nach dem Rheinstrom, da klingen dir die Namen der höheren Genien Germaniens entgegen, manche kleine Reichsstadt hat Deutschlands edlerer Bildung eben so viel gegeben, als das ganze märkische Land. Es ist auch unmöglich, dass in einem so strenge gehaltenen und gespannten Soldatenstaate je das Genialische und Künstlerische aufblühe, was Lebensfröhlichkeit und Gemüthlichkeit bey den Menschen will. Die sind in diesen Klimaten selten, in diesen Regierungen nie." *Die Engländer.* „England fällt nicht durch Krieg, es fällt durch Laster und Verbrechen, wie die meisten Nationen. Stolze Insulaner, wenn kein Nabob mehr zinsbar zu machen, kein Land mehr zu plündern ist, wenn bey euch selbst mehr käufliche Bürger, als Käufer seyn werden, wenn für die alte Constitution keine freye Stimme mehr ertönt, und elende Sklaven ohne Ehre und Vaterland ihr *Britannia rule the waves* mit heiseren Kehlen brüllen — dann auf euch selbst, auf eure eigene Schande und selbstgemachtes Elend zurückgeworfen — dann erkennt ihr euch ergrimmt, und seyd zu schwach für die vergangene Herrlichkeit wieder aufzustehen. Dann ist Britannia dahin und wirklich gefallen. Aber dann ist auch die Epoche da, dass sie künftig in sich selbst wieder werden kann." — *Die Franzosen.* Nach einer kurzen Schilderung der Revolution und deren Beendigung durch Bonaparte heisst es: „Ihr also seyd das würdige Volk, ihr, die ihr Europa um seine schönsten Hoffnungen betrogen habt, ihr wollt die Beglücker und die Herren anderer seyn, ihr, die ihr wieder die kriechendsten und elendesten Sklaven eines Einzigen geworden seyd, der euch durch keine edleren Künste beherrscht, als durch gemeine List und prunkende Äfferey? Ihr nennt euch das grosse Volk. Wenn Länder ausgeplündert, Staaten umgekehrt, freye Völker unterjocht, alle Tugend und Ehre für Gold feil haben, gross ist, so sind wenig grössere Völker gewesen. Wenn aber Redlichkeit, Treue, Gerechtigkeit und Mässigkeit den Menschen und das Volk gross machen, so sagt euch selbst, wie klein ihr seyd. — Und eure Bildung? ihr seyd so leidlich gebildet, aber aus Schwächlichkeit und Äfferey ist eure ganze Cultur hervorgegangen. In der Mitte Europens seyd ihr eine Art Mitteldinger geworden, und von jeher fehlte euch die volle südliche Naturkraft und die schwärmerische nordische Tiefe des Gemüthes, ihr schwammet in einer kümmerlichen Mitte zwischen beiden, und waret euch immer eures Mangels und eurer Nacktheit bewusst; daher eure Windbeuteley, euer schaaler Spott und Spass mit dem Ernstesten und Heiligsten von jeher; daher die Unmöglichkeit, euch der vollen Genialität hinzugeben, weil euer sündliches Krüppelwesen euch nie vergessen lässt, was ihr seyd. Bewusstseyn der Sünde und Verdorbenheit drückt euch schwer in euren Kunstwerken, und darum läuft der Affe da durch, der seine Gebehrde verstellt, nicht der freye Mensch, der in Schuld und Unschuld sich hinzustellen wagt." — „Ein Volk, das alle Tugenden in blosse Worte überspielt, das sich, wo andere Völker haben, empfinden, geniessen, mit leeren Schatten der Dinge begnügt, ein so wunderbar bethörtes und bethörendes Volk als die Franzosen, kann keinen frischen freudigen Stock auf die Menschheit setzen; es ist zu weit über alle Menschheit hinaus." —

Nach dieser Schilderung der neuen Völker folgt ein kurzer Abschnitt: *Die Republiken.* — „*Republiken taugen nicht, grosse können nicht bestehen, weil wir zu verdorben sind, kleine bestehen nicht, weil sie zu schwach sind.* Diese neue Lehren hat die neueste Zeit erfunden, und stellt sie öffentlich auf. — Die neue Politik, wo Gewalt für Gerechtigkeit offen herrscht, hat freylich keine bessern Gründe nöthig; nach solchem Rechte sind alle kleinen Staaten vogelfrey, und so werden sie von den grossen jetzt behandelt. Warum soll das glückliche Kleine nicht neben dem unglücklichen Grossen bestehen? Welches göttliche und menschliche Recht hat es verrufen, dass es nicht mehr seyn darf? Bis wohin geht denn euer Mass von Gross und Klein, und wo giebt es überall ein politisches Mass der Nationen gegen einander, wenn die Gerechtigkeit es nicht hinstellt? — Staaten wie Venedig, die Schweiz, die vereinigten Niederlande, haben in engen Grenzen und mit wenigen Menschen für die Bildung und Veredelung der Welt mehr gewirkt, als manche der grössesten und prahlendsten." — Neuer Abschnitt: *Die Fürsten und Edelleute.* Die Worte an die ersteren sind erschütternd, die Anrede an die letzteren ist niederwerfend. Wir können nur weniges hier mittheilen: „Deutsche Fürsten und Männer — seyd doch lieber unglücklich mit Würde, mit Geist, mit Wahrheit, als mit Lüge und Knechtsinn, der euch eure letzten Waffen gegen den Feind raubt. Alle Gewalt, auch die rasendste, ist etwas Endliches und Vorübergehendes, sie zerbricht gegen das mächtige Wort und Urtheil der edleren Zeitgenossen. Offenbart das Elend und die Schmach, die keiner so fühlen musste als ihr, sprecht sie wahr aus, laut und fürchterlich vor den Ohren der Nation, sprecht und thut frey und edel vor der Nation, und Männer werden sich zu Männern gesellen, und die geweckte Kraft, wenn sie nicht siegen kann, wird doch edler untergehen, und endlich wachsen aus dem Blute die Rächer. Zeigt dem Volke, dass ihr mit ihm verbunden seyd, dass seine Ehre, sein Glück, seine Liebe auch die eurige ist, und Begeisterung und Rettung wird kommen, und die Worte Vaterland, Religion, Ordnung, Regentenliebe, die jetzt hohl verklingen, weil ihr sie leer gemacht, werden mehr als Worte werden u. s. w. — —" Was von S. 386 – 435 folgt, schildert unter der Überschrift: *Der Emporgekommene*, den furchtbaren Helden unserer Zeit. „Man darf den Fürchterlichen, heisst es unter anderen, so leicht nicht richten, als es die Meisten thun in Hass und Liebe. Die Natur, die ihn geschaffen, die ihn so schrecklich wirken lässt, muss eine Arbeit mit ihm vorhaben, die kein anderer so thun kann. Er trägt das Gepräge eines ausserordentlichen Menschen, eines erhabenen Ungeheuers, das noch ungeheurer scheint, weil es über und unter Menschen herrscht und wirkt, welchen es nicht angehört. Bewunderung und Furcht zeugt der Vulkan und das Donnerwetter, und jede seltene Naturkraft, und sie kann man auch ihm nicht versagen. Gehe nach Italien, schlage Livius auf, frage die Römergeschichten, und versetze das Alte mit neuer Geistigkeit, mit grösserem Prunk der Worte, mit etwas politischer Sentimentalität, so findest du, was der Mann ist, und wohin du ihn stellen sollst. Die ernste Haltung, des Südens tiefversteckets Feuer, das strenge erbarmungslose Gemüth des korsischen Insulaners, mit Hinterlist gemischt, eiserner Sinn, *der furchtbarer seyn wird im Unglück als im Glück*, innen tiefer Abgrund und Verschlossenheit, aussen Bewegung und Blitzesschnelle; dazu das dunkle Verhängniss der eigenen Brust; der grosse Aberglaube des grossen Menschen an seine Parze und an sein Glück, den er so auffallend zeigt — diese gewaltigen Kräfte, von einer wildbegeisterten Zeit ergriffen, und vom Glücke emporgehalten, wie mussten sie siegen! So standen die Römerfeldherren in der Schlacht, kalt und doch begeistert, und blickten über das Würgen und den Tod von Zehntausenden ruhig hin; so jagten sie mit grausamer Freundlichkeit die Könige aus, oder führten die Schlachtopfer gebückt zum Kapitol; so endigten sie mit Gewalt, was sie mit Freundschaft begannen, oft gerecht, selten mild, nie edelmüthig, öfter grausam. Sieh die Ämile, Scipionen, die Sulla, und du findest diess Bild unter älteren Menschen." — — Der vorletzte Abschnitt: *Der jetzige Krieg*, ist im Nov. 1805 geschrieben: Ekel an der Gegenwart liess den Vf., wie er in der Vorrede sagt, das Gemählde nicht weiter ausführen. — „Bonaparte wird besiegt werden, wenn man ihn mit seinen Instrumenten angreift. — Güte, Milde, Schonung der Völker, menschliche Tugenden der Helden und Fürsten können gegen einen solchen nichts, der alles gebraucht, was ziehen, stossen und vernichten kann. Ein grosser Mann, gewaltig, gebietend und schnell, trete gegen ihn in die Rennbahn, strenge fürchterlich kühn die Kräfte der Welt an, kämpfe mit gleichen Waffen, und der Teufel wird durch die Hölle besiegt werden. — — Der Schluss hat *Wahrheit und Versöhnung* zur Überschrift. „Aus diesem vollen Nichts, was jetzt ist, kann nichts werden; wer darin still steht, kömmt um, wer darin leben kann, ist ein Sünder oder Thor. Der unendliche Geist ist wach, nie hatte er diese Höhe erflogen. Auch er hat die Arbeit der Vernichtung gefördert, er ist fertig. *Bringt ihn aus dem Himmel herab, und zeigt ihn in ganzer Glorie den Menschen*, dass sie verstummen, zittern und sehen, worin sie sind. Dank ihm, dem Unendlichen, kann diese Welt nur wieder verjüngt werden, die er zerstört hat. Ihr Edleren und Weisen, auf! auf mit Freude und Muth! thut eure Pflicht, und zeigt den Verzweifelten die Rettung und Erlösung."

C. f. r. z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 29 JULIUS, 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

Stettin, b. Leich: *Beyträge zu der ausführlichen Beschreibung des königl. preuss. Herzogthums Vor- und Hinter-Pommern.* Zweyter Band. Herausgegeben von *Ludwig Wilhelm Brüggemann*, kön. preuss. Consistorialrath und Hofprediger in Stettin. 1806. 432 S. nebst 1 Bog. Titel und Vorr. 4. (4 Rthlr.)

Allgemein bekannt ist des verdienten Vfs. treffliche Beschreibung des gegenwärtigen Zustandes des preussischen Herzogthums Pommern, welche 1779 und 1784 in drey Quartbänden erschien. Er leistete nach dem Urtheile der Kenner alles, was man von einem gründlichen Geographen erwarten konnte, indem er die Landesarchive nicht allein benutzte, sondern auch an Ort und Stelle von den Predigern der gedachten Provinz Nachrichten einzog, und auch von den Landräthen, Beamten und Magistratsgliedern die höheren Orts nachgesuchte Unterstützung erhielt. Mit solcher Achtung gegen das Publicum und einer seltenen Beharrlichkeit vollbrachte er sein classisches Werk. Unermüdet blieb sein reger Eifer, dasselbe auf eine Stufe der Vollkommenheit zu bringen, die bey Unternehmungen dieser Art nur erreicht werden kann.

Von dieser Behauptung liefern die vorliegenden Beyträge, von welchen der *erste Band* 1800 herauskam, die überzeugendsten Beweise. Es liegt in der Natur der Sache, dass überhaupt seit einigen 20 Jahren manche Veränderungen vorgefallen sind. Hierzu kömmt noch, dass des Vfs. Genauigkeit und Sorgfalt, ungeachtet aller Vorsicht, welche er vormals anwandte, dennoch Mängel und Unrichtigkeiten wahrnahm, welchen er abzuhelfen in sich Beruf fühlte. Seine jetzige Arbeit ist die zuverlässigste, welche es in diesem Fache geben kann, da er, alle übrigen Hülfsmittel nicht achtend, nur allein aus eigener Ansicht den Diplomen trauete, welche sich im Stettinschen Lehnsarchiv der preussisch-pommerschen Regierung befinden. Hiervon giebt das zweyte Hauptstück die Belege. Eben so schöpfte er im dritten Hauptstück aus den lautersten Quellen, den Archiven der gedachten Regierung, dem rathhäuslichen Archiv in Stettin und den Acten des dortigen Consistoriums. Wir bemerken auch, dass der Titel richtiger, als vormals, ausgedrückt ist, indem viele Nachrichten aus der älteren Zeit sich herschreiben, und nicht allein vom *gegenwärtigen* Zustande des Landes die Rede ist.

Dieser Band enthält drey Hauptstücke. Im *ersten* werden Nachträge zu dem reichhaltigen Verzeichnisse der gedruckten Schriften und Verordnungen, das Herzogthum Pommern betreffend, geliefert, welches sich im ersten Bande dieser Beyträge befindet. Die hier aufgeführten Urkunden und Schriften beziehen sich auf die einzelnen pommerschen Städte, die in alphabetischer Ordnung folgen, da jene die Schriften über das Land im Allgemeinen, über die Geschichte desselben, über den Charakter seiner Bewohner, über die natürliche Beschaffenheit und politische Verfassung des Herzogthums angeben. Von S. 3 bis 74 sind 44 Städte nahmhaft gemacht, über die sich etwas Gedrucktes befindet. Das preussische Pommern enthält eigentlich 56 Städte, woraus erhellt, dass über die fehlenden nichts im Druck erschienen ist. Wahrlich, ein höchst genaues und mühsames Literaturverzeichniss über Pommern! Sind über einzelne Städte mehrere Schriften vorhanden, so sind zuerst die Urkunden in chronologischer Folge aufgeführt, und dann die Schriften selbst nach den Materien geordnet. Diese Einrichtung erleichtert das Nachsuchen über einen Gegenstand, über den man Auskunft sucht. Bey den Urkunden stehen die Schriften, worin man sie abgedruckt antrifft. Die Richtigkeit der letztern Angaben können wir um so mehr bezeugen, da wir manche Nachweisungen verglichen haben. Diess war der Fall u. a. mit *Dähnerts* pommerschen Landes-Urkunden, *Dregers cod. Pomeraniae*, *Kehrberges* historisch chronologischem Abriss der Stadt Königsberg in der Neumark, und den Schriften des um die Literatur und Geschichte Pommerns verdienten *Ölrichs*. Keine preussische Provinz kann sich rühmen, eine solche Bibliothek aufzuzeigen, als durch diese Bekanntmachung vor Augen gelegt ist; wir müssten denn die Küstersche bibl. *Brandenburgicam*, und deren *accesf.*, die aber seit Jahren nicht fortgesetzt worden sind, ausnehmen. Selbst Programme und Einladungsschriften zu Schulfeyerlichkeiten sind alsdann sorgfältig bemerkt worden, wenn sie über die Einrichtung und Verfassung der Schulen Nachricht ertheilen.

Das *zweyte* Hauptstück beschreibt die zu dem Gerichtssprengel der königl. Regierung in *Stettin* gehörigen Hinterpommerschen adelichen Güter, nach den acht Kreisen, indem bey der Darstellung adelicher Besitzungen zwey Kreise, nämlich das Domkapitel Camin und die Domprobstey Kuckelow, ausfallen. Die Güter selbst folgen in alphabetischer Ordnung. Alle Angaben sind aus dem Lehnsarchiv genommen, und durch eine bestimmte Anzeige der in demselben befindlichen Documente belegt worden. Die neuen Land-

und Hypothekenbücher liegen gleichfalls zum Grunde, auch sind die durch Tausch vorgenommenen Verlegungen mehrerer adelichen Besitzungen in andere Kreise gehörigen Orts bemerkt. Man erstaunt über die grosse Zahl der adelichen Güter. Die neuesten Preise sowohl, als die älteren, sind angezeigt, und der jetzige Besitzer ist jedesmal namhaft gemacht. Eben so sind die Abgaben und Verpflichtungen der Erbzinsgüter genau bemerkt worden. Auch die Ahnen des jetzigen Adels fehlen nicht, insofern sie die Güter besassen. Wie vieles läfst sich hieraus nicht in Hinsicht auf die Geschichte des pommerschen Adels, ihre mehreren oder minderen Besitzungen, ihre Verfügungen, u. s. f. erlernen, besonders da die sorgfältigste diplomatische Genauigkeit zum Grunde liegt. Der gestiegene Werth der Güter ist allenthalben ersichtlich. Bey neuen Veräusserungen oder Erbfällen, ist dem Verkäufer, Käufer oder Erben ein solcher Überblick gewifs nicht unwichtig. Unstreitig hat man so zuverlässige umständliche Nachrichten dieser Art noch von keiner Provinz der preussischen Staaten. Man sieht, wie viel der deutsche Fleifs und die Lust zur Sache zu leisten vermögen, wenn die Quellen zu Gebote stehen. Diefs verdient um so mehr in Betracht zu kommen, da Zahlen und Namen, Einförmigkeit und Trockenheit des Gegenstandes gewifs nicht anlocken, aus Actenstössen diese Notizen zu sammeln und dieselben planmäfsig zu verarbeiten.

Das *dritte* Hauptstück giebt eine ausführliche Beschreibung aller unter der Oberaufsicht der Regierung und des Consistoriums in Stettin stehenden Hospitäler, Armen- und Waisenhäuser, Armencassen, Stipendien für Studirende, milden Stiftungen und Vermächtnisse für Armen, Schulen, Prediger, deren Wittwen und Waisen, wie auch für öffentliche Bibliotheken. Ebenfalls ein höchst wichtiger Abschnitt, der über 500 milde Stiftungen mit der oft bis ins kleinste Detail sich erstreckenden Genauigkeit darstellt. Welche schöne Vorstellung durchdringt die Seele hierbey von dem menschenfreundlichen Charakter so vieler achtungswerthen Bewohner Pommerns, die ihr Andenken auf eine so beglückende Weise der spätesten Nachwelt erhalten! Die Stiftungsurkunden sind aus dem Dunkel zu Tage gefördert, der Endzweck der Stiftung ist nach dem Willen ihres Urhebers bekannt geworden, und die rechtskräftigen Erkenntnisse sind bey verworrenen und vorher nicht auszumittelnden Gegenständen gehörig beygebracht. Alles nach den darüber verhandelten Acten. Wenn in älteren Zeiten manches Vermächtnifs zu Gulden bestimmt war, so ist die nach dem Richterspruch dafür geltende Summe nach dem jetzigen preussischen Münzfufs angegeben, und nichts Wesentliches ausgelassen, um in Hinsicht auf die Bestimmung der Stiftung, ihre Summe, Verwaltung, Collation, Einnahme und Ausgabe bey derselben Licht zu erhalten. Der Vf. beschreibt die milden Veranstaltungen nach den Städten in Vor- und Hinter-Pommern. Bey Stettin, welches den gröfsten Raum einnimmt, bezeichnet er sie in folgender Ordnung: 1) Hospitäler und Armenhäuser. 2) Waisenhäuser. (Der jetzige Etat der Einnahme und Ausgabe ist angegeben, und die für jeden Titel bestimmten Summen sind namhaft gemacht worden, so dafs man von dem jetzigen Zustand gründlich unterrichtet wird. Auch sind die Naturalemolumente getreulich angeführt.) 3) Armencassen. 4) Stipendien für Studirende. Ein bedeutender Abschnitt, in welchem 61 Stipendien beschrieben werden, die (5 ausgenommen) unter der Aufsicht der Landescollegien stehen. 5) Stiftungen und Vermächtnisse für Armen, Schulen, Prediger und andere Kirchenbediente, und deren Wittwen und Waisen, wie auch für öffentliche Bibliotheken. Zu den letztern gehört auch das Geschenk, welches König Fr. Wilhelm III nach dem Cabinetsschreiben vom 26 Nov. 1803 mit der vom Vf. dieses Werks gekauften auserlesenen Bibliothek, welche die besten Ausgaben der griechischen und römischen Classiker, vorzüglich viele in England gedruckten Werke dieser Art enthält, dem Rathslyceum in Stettin gemacht hat.

Ungern vermissen wir bey diesem classischen Werke ein Register. Der Preis dieser Beyträge (beide Bände kosten 9 Rthlr.) wird manchen Literator von dem Ankauf zurückschrecken. V. H. B.

Erfurt, b. Hennings: *Allgemeines historisch-statistisch-geographisches Handlungs-Post- und Zeitungs-Lexicon*, u. s. w. eingeleitet und angefangen von Prof. *Theophil. Friedr. Ehrmann*, fortgesetzt von Dr. *Heinrich Schorch*, Prof. zu Erfurt. Dritten Bandes, erste Abth. 1806. In gespaltenen Columnen, 1032 halbe Quartseiten. (3 Rthlr.)

Diese Abtheilung geht von *Kaaden* bis *Lzowicze*. Hn. *Schorchs* schon von uns anerkannte Sorgfalt, Fleifs und Genauigkeit haben sich auch in dieser Fortsetzung bewährt. Bey den Veränderungen, welche einen nicht kleinen Theil Deutschlands abermals durch den Frieden zu Presburg am 26 Dec. 1805 betrafen, so dafs nicht allein die Landeshoheit vertauscht wurde, sondern manches Land eine andere Gestalt in seiner Verfassung erhielt; ja bey so manchem Dunkel, das die Zeit erst erhellen mufs, und bey den anhaltenden Umwandlungen durch Besitznahmen, die noch nicht durch den allgemeinen Frieden gesichert sind, ist es zu bewundern, dafs das W. B. auch für den neuesten Zustand so brauchbar befunden werden kann. Niemand kann erwarten, dafs der verdiente Herausgeber die Veränderungen schon aufgenommen hatte, welche durch den gedachten Friedenstractat mit Österreich, Wirtemberg, Baden, Bayern, Frankreich, mit grösseren und kleineren Ländern, Staaten und Städten vorfielen; aber bis dahin ist alles nach den Friedensschlüssen von Amiens und Luneville mit gröfster Treue und Sorgfalt bearbeitet. Jene neuesten politischen Ereignisse hingegen, so wie die noch später hin erfolgten Wendungen, welche die deutschen Länder, Kurbraunschweig, Anspach, Kleve und Berg nahmen, werden in den versprochenen Nachträgen leicht ergänzt werden können. Das in Hinsicht auf die dahin gehörigen Artikel Gelieferte behält seinen stehenden

Werth. Eben so wird man in den Ergänzungen vom Definitiv schicksal Italiens, von der monarchischen Verfassung Hollands, u. s. w. Nachweisung erhalten.

Nur bey der eingeschränktesten durch den Druck bewirkten Abkürzung ist es möglich, den Vorrath der Artikel aufzunehmen, der sich wirklich hier vorfindet. Fehlen dennoch gleich manche Namen, so sind es nur unbedeutende Dörfer, Weiler oder Vorwerke, die füglich wegfallen können. Jeder bedeutendere Gegenstand ist hier ausführlicher behandelt, und das mit richtiger Beurtheilung ausgehoben, was in geographischer, merkantilischer, naturhistorischer und technologischer Hinsicht ihn auszeichnet, so dass der Plan und Endzweck des W. B. dem Vf. immer vor Augen lag. Antiquitäten aus der Historie suche man nicht; sie gehören auch nicht in dieses Buch. Die Dörfer sind gewöhnlich nur kurz, aber hinreichend angezeigt; z. B. „*Lüdersdorf* (unter diesem Namen sind 8 Örter aufgeführt), „preussisches Dorf von 41 Häusern und 240 Einwohnern des Domamts Zossen im teltowschen Kreise der Mittelmark-Poststation Trebbin.“ Unserem Urtheile nach ist diese Notiz zweckmässig und genügend, und selbst der strenge Statistiker wird es fühlen, dass z. B. bey solchen Dörfern, wie das erwähnte ist, und wie mehrere Tausende vorkommen, die Angabe des Jahres, in welchem die Häuser- und Seelenzahl sich fanden, nicht bemerkt werden konnte, wenn das Ganze nicht zu einer ungeheuern Raumerweiterung sich ausdehnen sollte. Wir sind überzeugt, dass die neuesten Data, die irgend gedruckt vorhanden sind, hierbey zum Grunde liegen. Wir meinen nicht, der wissenschaftlichen Genauigkeit durch jene Behauptung zu nahe zu treten. Die Statistik besonders kann zwar bey Zahlen, nach der Art schon zu urtheilen, wie die Aufnahmen zu geschehen pflegen, nur bis zur möglichsten Wahrscheinlichkeit gelangen: aber auch diese muss man sichern und festhalten, damit man nicht Alterthümer in die neueste Geographie bringe. Diess fühlt und weiss der sorgfältige Herausgeber; denn bey Ländern und wichtigen Städten sind manche treffliche statistische Notizen beygebracht, und diese Angaben mit Jahrzahlen belegt.

Die weitläuftigsten Artikel in diesem Bande sind: *Kapland*, *Karolina*, *Kirchenstaat*, *Koburg*, *Königsberg*, *Konnektikut*, *Konstantinopel*, *Kopenhagen*, *Korsu*, *Krain*, *Kuba*, *Kur-Baden*, *Kur-Bayern*, *Kurmark-Brandenburg*, *Lausitz*, *Ligurien*, *Lissabon*, *Löwenstein*, *London*, *Louisiana* und *Lucca*. — Hat ein Ort mehrere Namen, so schliesst er die gleichbedeutenden mit ein, z. B. *Kaignu* (*Cagneux*, *Pontchartrain*) Insel des Senegal in Galam. — Auch Völkerschaften werden angegeben, und ihr Wohnsitz wird bemerkt. Daher findet man Auskunft über *Kirgisen*, *Klementiner*, *Knisteneaux-Indianer*, *Kopten*, *Koräken*, *Kosacken*, u. a. m. Zu den beschriebenen Flüssen gehören der *Kongofluss*, *Konnektikut*, *Kuban am Caucasus*, u. s. w.

Der Vortrag selbst ist gedrängt und sachreich. Wir äussern bey dem Werthe, den dieses Lexicon hat, nur noch den Wunsch, dass es dem Vf. gefallen möge, die Fortsetzung nicht zu übereilen, sondern wo möglich einen ruhigern Stillstand der politischen Ereignisse auf der Erde zu erwarten, damit die Nachträge sich nicht zu sehr häufen dürfen, und das Werk dadurch noch mehr vertheuert wird. Der Verleger verspricht von Messe zu Messe ununterbrochene Lieferungen. Wir glauben, dass Aufschub diesem schätzbaren Unternehmen zu einem wahren Gewinn gereichen würde.

V. H. B.

ZÜRICH, b. Gessner: *Neue Briefe über Italien*, von *J. H. Eichholz*. 1806. Erstes und zweytes Bändchen. 199 u. 260 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Bekanntlich sind gegenwärtig die Reisen nach Italien an der Tagesordnung. Die nach der Schweiz sind nun abgedroschen, und schwerlich werden sie sich gegen jene wieder erheben, da man sich doch lieber nach Citronen und Pomeranzen, als nach Milch und Käse, lieber nach *Raphaels* und *Michaël Angelo's*, als nach *Gessner* und *Hesse* lüstern machen lässt. Diese Reisebeschreibungen sind ein Gegenstand der Unterhaltung, nicht der Belehrung des grossen Publicums geworden, und da darf man also nicht mehr die Frage aufwerfen: was lernen wir daraus? wie man versucht ist, zu thun. Man muss sich auf die sehr geläufige Conversationsfrage beschränken: wie haben Sie sich unterhalten?

Und da gesteht Rec. herzlich gern ein, dass er sich hie und da sehr gut unterhalten hat, und es noch öfter gethan hätte, wenn es dem Vf. gefallen hätte, ihn mit Aufzählung von blossen Gemählde Namen u. dgl. zu verschonen, welche er in seinem Volkmann finden kann. Indess ist er immer noch zufriedener damit, als wenn er auch noch von jenen Gemähldebeschreibungen hätte hören müssen, die man uns so gerne verkauft; denn von diesen giebt es nur wenige Freunde, ausser den Vfn. derselben selbst.

Die Reise des Vf. ging über Triest, Venedig, Ankona, und von da zu Lande nach Rom. Soweit ist sie in diesen zwey ersten Bändchen beschrieben. Die Briefe sind daher von den genannten Städten datirt. Über Triest hätte man wirklich etwas mehr erfahren mögen, als dass es eine ansehnliche Handelsstadt ist, und dass man sich schlecht mit den Kaufleuten unterhalte. Hätte der Vf. mit ihnen über Handlung sprechen mögen, so würde er, wenn nicht sich besser unterhalten, doch uns wenigstens seinen Brief durch Nachrichten über den Zustand der Stadt und ihrer Handlung interessanter gemacht haben. In Venedig scheint es ihm schon besser zu gefallen, denn von daher erhalten wir Briefe genug. Was er uns über das gesellschaftliche Leben der Venezianer sagt, ist sehr wahr und fliessend gesagt. Was er über die Theater bemerkt, ist es grösstentheils auch; nur wünschte Rec. manches nicht allgemein gesagt, was nur einzeln wahr ist, wie z. B. seine Bemerkung (S. 37), *dass es Sitte in Italien sey, nie eine Oper in Einem fort durchzuspielen, sondern sie mit Balletten zu unterbrechen;* denn häufig genug kommen diese erst ganz

am Ende, und dann *charakterisiren sich die Venezianer als Plauderer nicht gerade durch das Plaudern im Theater*. So geschlossen, müssten die Italiäner überhaupt Plauderer seyn, weil jene Bemerkung auf alle Theater passt. Nur hätte der Vf. die, überall zu beobachtende, Erscheinung nicht vergessen sollen, dass jenes Plaudern plötzlich in Stille hinstirbt, so wie die Lieblingsarien kommen, was immer geschieht, so oft auch die Oper wiederholt wird; denn sie wird selten wiederholt, wenn sie missfallen hat. Das Urtheil des Vf. über das italiänische Theater will Rec. nicht bestreiten, wenn er schon nicht ganz mit demselben einstimmt, und wüsste er mehrere Ausnahmen anzuführen, als er gekannt zu haben scheint. So möchte er auch gerne wissen, worin das *etwas Wahre*, was, nach der Anmerkung S. 45, in seinem Urtheil über die italiänische Sprache liegen soll, denn wohl bestehe? Über die schönen Venezianerinnen läst sich der Vf. mit vielem Behagen heraus, und man möchte wirklich glauben, dass sie für ihn nicht die *erhabene Schönheit* besitzen, die er den Römerinnen zuschreibt, und wovon er (S. 55 in der Anmerkung) sagt: *dass er nicht begreife, wie sie Begierden entzünden könne*. Über die rothen Haare, welche nach S. 47 in d. Anmerk. Tizian und Palma den Mädchen gegeben, macht Rec. nur die Bemerkung, dass der Vf. nicht nach Freskogemählden urtheilen dürfe, weil auf diesen die Farben sich ändern; leugnet übrigens gar nicht, dass sie sie zuweilen etwas stark blond gemacht haben, nach unseren Begriffen. — Gothisch ist der Stil in den ältesten Pallästen der Venezianer wohl nicht zu nennen; eher orientalisch oder sarazenisch. — Lächerlich übertrieben sind die Angaben von der Zahl der Freudenmädchen, deren der Vf. in Venedig 15000, und in Neapel 20—25.000 zählt. Bekanntlich ist der Zustand der Polizey in Italien von der Art, dass sie es selbst kaum weiss; aber wir fragen den Vf., ob er je im Ernst glauben kann, dass in Neapel z. B. jede 16 oder 17 Seele, eine Freudenmädchens Seele sey? Und wie er diejenigen, die um den Markusplatz wohnen, *honnêtes filles* nennen mag? Bloss weil sie dort wohnen? — Rec. will nicht das ganze Werk durchgehen, wie er angefangen hat. Es genügt ihm zu sagen, dass der Vf. wirklich angenehm erzählt, besonders, wo es seine eigene Geschichte betrifft. Diess ist z. B. in dem 9 Brief des 2 Buchs der Fall, wo er in *Civita Castellana* harte Tage im Gefängniss hat, weil die Sbirri einen Stockdegen bey ihm gefunden hatten. Seine Lage ist da wirklich traurig, und gewinnt den Leser sehr zur Theilnahme für ihn. Diese ganze Begebenheit hat er auf eine liebenswürdig anspruchslose Weise erzählt, und sie ist eine Warnung für Reisende, die übrigens bey Fussreisen fast überall angewandt seyn möchte. — Hie und da ist der Vf. etwas undeutsch. So *machte es* S. 3 *kalt* bey ihm: so haben die Venezianerinnen etwas vorzüglich *Nobles*, wo ja eben so gut *Edles* gestanden wäre; ist etwas *charmant* gesagt u. dgl. Öfters hätten wir seinen Ausdrücken mehr Mässigung wünschen mögen. Wörter, wie *göttlich*, *himmlisch* u. dergl. sind in unserer Gesellschaftssprache zu sehr gemissbraucht, als dass sich Schriftsteller nicht bemühen sollten, sie mit mehr Vorsicht anzuwenden. Und dann begreift Rec. wirklich nicht, wie *die schwarze Farbe den Venezianerinnen* (S. 52) *etwas Himmlisches geben* mag; sie müsste denn nur als Trauerfarbe eine Art von Anticipation des Himmels seyn.

Npls.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Göttingen*, b. Schneider: *Frankreich und Deutschland*, ein Basrelief an der Wiege des Jahrhunderts. 1803. 16 S. 4. (10 gr.)

Ebendaselbst: *Deutschlands Auferstehungstag*: ein Seitenstück zum Basrelief Frankreich und Deutschland. 1804. 20 S. 4.

Beide Oden, welche den Vf. des *Donatoa*, den verst. *Sonnenberg*, zum Urheber haben, sind mit wilder, empörter Phantasie, und man kann wohl sagen, mit ausschweifender Kraft geschrieben, aber mit einem Erguss, der mehr von dem Feuer der Jugend und dem aufwallenden Muthe eines patriotischen Herzens, als von wahrer, schaffender Dichterstärke zeugt. Von guten Gesinnungen ist das Ganze belebt, aber nicht von grossen Gedanken; mit kühnen Bildern ist es aufgethürmt, aber nicht erfüllt von einem durchherrschenden erhabenen Geiste. Übertreibungen geben den Schein der Grösse, Dunkelheiten den Schein der Tiefe, Ausbrüche von blosser Lebhaftigkeit den Schein von innerer Fülle. Deutschland wird bald als unterliegend, bald als siegend betrachtet, bald zu neuen Kämpfen patriotisch aufgerufen, immer mit Beziehung auf damals vorgefallene Schlachten oder andere Tagesbegebenheiten, so dass der Leser sich erst ganz in die damalige Zeit, da diess geschrieben wurde, und in die damaligen Aussichten, Besorgnisse und Hoffnungen versetzen muss, wenn er alles verstehen, und des Dichters Empfindungen mit ihm theilen will. Schon diese Beschaffenheit giebt den Oden eine zu grosse Beschränkung für die Phantasie, als dass sie für freye und wirklich schöne Kunstgebilde gelten könnten. Überdiess ist weder Ton und Ausdruck dazu geeignet, um alles klar dem Leser vor's Auge zu stellen oder schnell in die Erinnerung zurückzurufen, noch athmet die Begeisterung eine so natürliche Wärme des Gefühls, dass das Gemüth dadurch unwillkührlich mit fortgerissen würde. Aus dem Auferstehungstage, worin ein künftiger Retter, und Fried' und Eintracht angekündigt wird, mag folgende Stelle, noch eine der besseren, zur Probe dienen:

Ja, wie die Vorwelt, kam sie (Germania), der Locke Nacht
Flog von der Morgenröthe der Wang' hinweg.
Ihr Antlitz ein Olymp, ihr Auge
Voll von des Vaterlands Auferstehung.

Sie hub's empor mit Gottheit, dem Aufgang gleich,
Ihr Blick, ihr Blick!!!... hinstürzt' er, ein Wetter jetzt,
Hinblitzt' er, flammt' ins Heer der Knechtschaft,
Schreckt' ihm zu *Leiche* das dustre Antlitz.

Wie meine Kinder, rief sie, an diesem Tag
Hier wider mich, die Mutter! das Vaterland.
Ha, Herman, hörst du's, Väterwelt, du!
Wider das Vaterland!... Herman hör's nicht! —

Zurück zu mir!... da riss sie das Brustgewand,
Weit riss sie's auf, ich sah nicht auf ihrer Brust
Marengo's Donnernarbe glühen,
Hub sich jungfräulich ihr Heiligthum noch; (?)

Mit Mutterbeben warf sie die Arm' empor,
Weit aus einander, alles Thuiskon jetzt
Am heissen Ungestüm des Busens
Hier zu umarmen mit *grossem Einmal*.

Da stürzt ein hohes Volk an ihr grosses Herz,
Rief: Mutter! rief's erschütternd, und Schauer bebt'
Herab durch's Heldenheer, und alles
Reichte die Hand hin zum Brüderbunde.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 JULIUS, 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Meiningen u. Hildburghausen, b. Hanisch's Wittwe: *Wilibald's Ansichten des Lebens.* Ein Roman in vier Abtheilungen, von *Ernst Wagner.* 1 Band. 248 S. 2 Band. 350 S. 1805. 8.

2) Leipzig, b. Göschen: *Die reisenden Maler.* Ein Roman von *Ernst Wagner.* 1 Band. 317 S. 2 Band. 1806. 233 S. 8.

Beide Romane verdienen viel Lob und rühmliche Auszeichnung. Der talentvolle Vf. leistet in einem hohen Grade alles, was die gebildete Lesewelt unserer Zeit von einem Romandichter nur fodern mag. Er kennt, wie sich aus der Vorrede zu No. 1 ergiebt, genau die Ansichten und Bedürfnisse, wornach sich diese Dichtungsart zu bequemen hat, wenn sie bey den Zeitgenossen Eingang finden soll, welche die Wirklichkeit, etwas erhöhet und verklärt zwar, aber doch möglichst treu und vollständig dargestellt zu sehen wünschen, und nach scharfsinnigen, witzigen, sentimentalen und moralischen Betrachtungen und Reflexionen über die nächsten Verhältnisse des Lebens, über Kunst und Wissenschaft u. s. w. Verlangen tragen. Ist er in letzterer Hinsicht für Manche vielleicht zu freygebig oder zu anstrengend, und in den Schilderungen von Naturereignissen und blos sinnlichen Gegenständen zu umständlich und zu sehr ins Einzelne gehend: so werden gewiss Alle dankbar und preisend es anerkennen, wie seine Darstellung der Menschen eben so wahr als schön ist, wie er gleich seelenvoll und geistreich seine Hauptcharaktere aus ihrer innersten Eigenthümlichkeit sich entwickeln, und mit einer Innigkeit, Zartheit und Kraft, die nur aus einem tiefen und reichen Gemüthe kommen kann, ihre geheimsten Gefühle und Gedanken sich aussprechen läfst. Durch die That selbst beweisst er seine Behauptung, „dass das Herz des Menschen ein grosser Schauplatz sey, und dass im engen Kreise oft das Leben in seiner vollesten und köstlichsten Blüthe stehe.“ Vornehmlich ist es das schöne und reizende Spiel der Liebe, im hohen Ernst wie im frohen Scherze, was er bey einfachen Verhältnissen auf sehr mannichfaltige Weise anzuknüpfen und durchzuführen weiss. — Als Product der Kunst betrachtet, können beide Romane bey dem allen nicht völlig befriedigen: sie sind mit einem Worte nicht romantisch. Gefühl und Reflexion sind zu überwiegend, als dass die Phantasie einen freyen Flug nehmen könnte; sie muss hier vielmehr dienen, und wo das der Fall ist, da können zwar für ihren besonderen Zweck sehr verdienstliche und lobenswerthe Werke entstehen, aber keinesweges eigentliche Kunstwerke, deren Werth auf sich selbst beruht. Wiewohl es scheint, der Vf. werde von seinem vorwaltenden Hange zum Reflectiren und Schildern des Äussern wie des Innern auf Hervorbringungen dieser untergeordneten Art, denen der Name: Roman, eigentlich nicht gebührt, besonders hingetrieben: so wäre es ihm doch gewiss möglich, den Kunstforderungen noch mehr als er bisher gethan, Genüge zu leisten, und dazu beyzutragen, dass der im Ganzen noch wenig ausgebildete Sinn für Poesie und Kunst sich erweitere und erhöhe. Der Roman sey, heisst es in der Vorrede, ein breiter tiefer See, mit vielgestalteten Umgebungen. „Aus einer jeden seiner romantischen Ufergruppen schauen wir nach der anderen hinüber, und sie entfliehen uns nicht. Seine Spiegel geben uns das eigene Bild wieder; seine Gestade werden uns zur schönen Heimath.“ Aber wer sehnt sich nicht selbst von den herrlichsten Gestaden des schönsten Sees, wenn er einmal mit ihnen vertraut geworden, hinweg und auf eine Höhe, dass er frey darüber hinschaue, und den Zusammenhang der eingeschlossenen Landschaft mit dem freyen Ganzen wo nicht sehe doch ahnde? Rec. wünscht demnach, dass Hr. *W.* seinen künftigen Werken, denen das gebildetere Publicum gewiss mit freudiger Erwartung entgegensieht, weniger beengende Schranken setze, und ihnen einige freye Aussichten in eine unbestimmtere Ferne eröffne. So viel im Allgemeinen.

Was No. 1 insbesondere betrifft, so ist die erste Abtheilung: *Der Winter*, zu sehr im Sinne dieser Jahreszeit geschrieben; die Vorbereitung ist so unfreundlich und kalt, dass man kaum Geduld genug behält, um bis zum *Frühlinge* mit fortzugehen; sogar einige höchst affectirte Stellen z. B. S. 17. 64. 86 verleiden den langen Weg, auf welchem man sich jedoch bey der artigen Schilderung von dem unbemerkten baldigen Vorübergehen des Winters etwas erholt. Aber wie bey den Tönen der Nachtigal vergisst man bald bey Mathildens Gesang alles Unholde der Vergangenheit, und mit ihm fängt das Werk eigentlich erst an lebendig zu werden. Vortrefflich ist die Schilderung der reinen Unschuld dieses Mädchens, und des allmählichen Keimens und Wachsens ihrer Liebe zu Wilibald — und gleich vortrefflich die beiden bedeutungsvollen Contraste, zwischen welchen diese vollkommene und glückliche Liebe erscheint; Marianens verschlossene Neigung zu Wilibald hat den tragischen Ernst, (dem sie erliegt); Juliens auflodernde Flamme, das üp-

pig Fröbliche der Sinnlichkeit (wofür sie büsst); jener Ernst und dieser Scherz vereinigen sich zu vollendeter Schönheit und Glück in Mathildens Liebe. Diese drey erschöpfenden Formen werden noch verherrlicht und hervorgehoben durch ein charakterisirendes Terzett (Th. 2. S. 89), und durch die Beschreibung eines die drey Frauen darstellenden Gemähldes (S. 335). Nicht so glücklich gerathen sind die Charaktere des Musikers, des Mahlers und Wilibalds; von diesen das erstere am besten, indem er sich mehr durch sich selbst und in Handlungen schildert, als die anderen, welche sich zu breit und zu sehr im Allgemeinen vernehmen lassen. Die Gespräche und Räsonnements über allerley Gegenstände z. B. über das Landleben, über die Wirthlichkeit der Frauen u. s. w., sind überhaupt zu gedehnt und dogmatisch, sowie die Schilderungen von Naturscenen zu häufig und zu umständlich, als dass sie nicht ermüden sollten. Einige Bemerkungen sind sinnreich, z. B. die über die Frauen (S. 276. Th. 2), über erotische Rechtschaffenheit (S. 122) — und zuweilen weiss der Vf. ein dunkles Gefühl recht glücklich anzudeuten. z. B. Als Mathilde eines Abends bey der Dunkelheit im Freyen singt, heisst es: „Die Natur war schon im Dunkel zerflossen. Aber das grosse All schien, liebend in den Umfang einer sterblichen Stimme geschmiegt, sich der erstaunten Seele wieder aus den Finsternissen wunderbar zu verkündigen“ (1 Th. S. 220). — Kleine Züge werden oft recht mahlerisch-behutsam angebracht. Als z. B. Wilibald den ersten Kuss auf Mathildens Lippen drückt, fliegt ein Taubenpaar über ihre Häupter hin. Am Schlusse wird das einzelne Zerstreute recht gut zu einem Kranze zusammengeflochten. —

Wenn gleich in No. 2, vorzüglich im Anfange, grössere Erwartungen erregt werden, und man sich bald mitten in die Geschichte versetzt sieht, mit welcher sich's leichter fortschreitet: so findet man sich doch am Ende weniger befriedigt als durch das erstere Werk, welches diesem nur darin nachsteht, dass der Stil weniger gewandt, bestimmt und energisch ist, sonst aber den grossen Vorzug der Einheit und eines mannichfaltigen Lebens voraus hat. Die Schilderung der Frauen und der Liebe, welche dem Vf. vor allen übrigen am vollkommensten gelingt, ist in dem zweyten Romane nicht so innig und umfassend, ob es gleich auch hier an trefflichen Scenen dieser Art, wie zwischen Brixenfels und Kunigunde, und zwischen Steinach und der liebescheuen Luise keinesweges fehlt; — auch die wahre Einheit des Ganzen mangelt; der Ton, in welchem es angestimmt wird, harmonirt nicht mit dem, womit es fortgeht und endet. — Die Phantasie wird anfangs romantisch angeregt, aber sie hat ihre Flügel vergeblich ausgespannt; der Druck des sich mehr und mehr verengenden Kreises und der fester werdenden Verhältnisse, sowie der langen Reden und Gespräche, zieht sie bald wieder auf den Boden der Wirklichkeit herab, die nur vom Romantischen den Schein annimmt, nichts weiter als romanhaft ist. Daher macht die Entdeckung, dass Fink der von Zigeunern geraubte Sohn des Ministers ist, nicht den beabsichtigten Eindruck, und Kordelia, welche bey ihrem ersten Fehltritte so reizend und bedeutend erscheint, dann aber als ein gewöhnliches Geschöpf verschwindet, beleidigt das ästhetische Gefühl. — Auch hier nehmen die Gespräche, oder vielmehr die Reden zu viel Raum weg; ob sie gleich mit vielem Geist und oft mit Laune ausgestattet sind, so halten sie die Aufmerksamkeit nicht wach genug, aus dem Grunde, weil sie fast gänzlich des Scheins augenblicklicher Eingebung entbehren, so dass man von den Personen, die sich hören lassen, sagen muss, sie sprechen wie ein Buch. Dadurch entgeht unter anderen dem, was auf *zehn* Seiten (von S. 286 — 296. Th. 1) vom Unterschied des Vornehmen und Gemeinen gesagt wird, so fein und scharfsinnig es auch ist, sehr viel von seiner Wirkung, und man hat ungefähr die Empfindung, als lese man in einem Zuge Rochefaucaults bekannte Maximen durch. So gern man auch Schweizers schwärmerischen und Finks launigen, nur hie und da gegen seine Natur und also ohne Erfolg zum Humoristischen strebenden Ergiessungen, so wie den verständigen bedeutenden Worten des hochsinnigen Brixenfels zuhört, so wünscht man doch öfters, sie sprächen weniger; bey dem allen bedauert man, dass der letztere seinen versprochenen Plan zur Beförderung der Kunst nicht mittheilt, der ja, wenn gleich nicht auf der Stelle ausführbar, doch vielleicht zu manchem Guten hätte veranlassen können. — Hie und da erlaubt sich der V. gewisse derbe Natürlichkeiten, wofür ihm wohl die meisten seiner Leser nicht Dank wissen möchten. — Beym fröhlichen Schlusse hätte vielleicht die Vereinigung des Brixenfels mit Kunigunden, die so glücklich erfunden ist, mehr können hervorgehoben werden. — Druck und Papier thun dem Auge wohl.

Ilsp.

Leipzig, b. Weigel: *Lustspiele*, von *Theodor Hell*. Erster Band. 1805. Zweyter Band. 1806. zus. 929 S. (3 Rthlr. 16 gr.)

Man kann auf der deutschen Bühne vier Hauptperioden annehmen, durch welche sie, allmählich fortschreitend, ihrem Ziele, der freyen und schönen Darstellung des Lebens, sich bis jetzt angenähert hat: erstlich die *religiöse*, zweytens die *bürgerlich-häusliche*, drittens die *geistreiche*, und viertens die *poetische* Periode, in deren Anfange wir *jetzt* stehen. Aus der höheren Dienstbarkeit ging sie zur eigenen Wirklichkeit, und, da diese in ihrem ärmlichen Zustande bald Langeweile machte, zum Geistreichen und Witzigen über, womit sie dem Gewöhnlichen und Alltäglichen einen schimmernden Glanz umwarf, und seine Blössen bedeckte. Das Trauerspiel schritt kühner voran, und wagte sich selbst in der Sprache der Poesie heraus, worin sich nun der deutsche Verstand allmählich zu finden scheint; aber das Lustspiel mit seinem halbbrüderlichen prosaischen Schauspiele, verweilt noch grösstentheils auf der dritten Stufe, und will sich zur Poesie, d. h. zum freyen Spiel des Lebens, zur Auffassung der menschlichen Natur nach allen ihren Gren-

zen, zur reinen Lust und zum göttlichen Übermuthe erst nicht recht erheben; schwerlich möchte auch die deutsche Solidität und Umständlichkeit es jemals *ganz* dahin kommen lassen. Fast alle Phantasie auf dem Theater ist in die Opern gefahren, wo sie als ein rumorender Kobold alles durch einander wirft, und unter der Rubrik des *Unsinns* gern gesehen und belacht wird.

Auch vorliegende Lustspiele gehören in die dritte Periode, indem sie, fern von humoristischer Poesie, nur auf Witz und Laune Anspruch machen, welches Ziel sie aber keinesweges erreichen, sondern vielmehr weit hinter sich lassen. Mit der Kräftigkeit der Charaktere und mit der Munterkeit des Tons, worin sie sich äussern, könnte man noch zufrieden seyn, wenn sich nicht über alle eine zu grosse Geistlosigkeit und Abgeschmacktheit verbreitete, und die wenigen guten Einfalle, die uns hie und da ein Lachen abnöthigen, nicht überall durch fades Geschwätz wieder verwässert würden. Der Witz des Verfassers ist so weit entfernt, poetisch zu seyn, dass wir ihn im Ganzen nicht einmal geistreich nennen dürfen, weil er meistens an Redensarten hängt, und, ohne eine freyere Anwendung, immer nur *grammatisch* ausfällt. Der grösste Fehler besteht aber darin, dass es diesem Schauspieldichter an Erfindung und an der Verknüpfung einzelner Umstände zu einem Ganzen fehlt. Dieser Mangel wird in *kleinen* Lustspielen weit sichtbarer als in grösseren, weil sich in diesen durch eine Anhäufung von unwesentlichen Vorfallen die Aufmerksamkeit des Zuschauers eher zerstreuen lässt, als in jenen, wo man das Wesentliche nicht so aus den Augen verliert, und die Ärmlichkeit des Plans und das nicht Weiterkommen leichter bemerkt. Deshalb ist auch ein *kleines* Lustspiel, wo sich die Mannichfaltigkeit in so kurzer Zeit und wie aus einem Punkte entwickeln muss, in der That schwerer, als ein grösseres, und es fallen daher die meisten unbefriedigend und nüchtern aus, wie wir diess bey Hn. *H.* aus mehreren Beyspielen sehen können.

Sein erstes Lustspiel: die *Gelübde*, das zwey Aufzüge enthält, dreht sich um den Vorsatz eines Vaters, seine Tochter nur mit dem Sohne eines Kaufmanns zu verheyrathen, und lösst sich dadurch, dass ein *ankommender* Oheim des Bräutigams, ein Kaufmann, diesen an Kindes Statt annimmt. Ist diess eine Geschichte? Ist diess eine Entwickelung? Zwar thun die anderen Personen Gegengelübde, die spasshaft genug sind, und die, wie man sieht, den Vf. zur Verfertigung dieses Stücks bewogen haben; aber wozu sind sie, da sie nichts zur Entwickelung beytragen? Unterhaltung durch Nebenscenen und Hinhaltung durch Wortspässe und willkührliche Scherze (z. B. wenn der Oheim erst thut, als ob er das Mädchen für sich haben wolle), sind doch weiter nichts als Lückenbüsser.

Das Nachspiel nach dem Französischen: *Nur ein Stündchen war er fort*, ist in der Intrigue ziemlich reich an neuen Wendungen und Einfällen; aber sie können keine Wirkung thun, da der Oheim, dem dadurch seine bestimmte Braut genommen wird, mit dem Gegner, seinem lustigen Neffen, auf so vertrautem Fusse steht, dass dieser ihm ohne Anstoss einen Brief aus der Hand reissen, und ihm dafür einen anderen zurückgeben darf, wodurch das Ganze, statt den Scherz in Ernst zu hüllen, sich in das Läppische und Kindische verliert.

Der *Beruf*, Lustspiel in einem Aufzuge, hat den Zweck, eine Schauspielerin ihre Geschicklichkeit in mehreren Rollen zeigen zu lassen. Solche Stücke erhalten leicht etwas Gezwungenes und Einförmiges, besonders, wenn die erdichtete Veranlassung dazu, wie hier, nicht wichtig genug ist. Der Vater, der seine Tochter vom Theater abholen will, und durch diese, die ihm in mancherley Gestalten erscheint, von ihrer theatralischen Geschicklichkeit (Vieles ist nur übertrieben und plump) vollkommen überzeugt wird, äussert zu früh die Neigung, seine Tochter bey ihrem natürlichen Berufe zu lassen, so dass also der Anstrengung jener oft weitläuftigen Scenen das rechte Gegengewicht fehlt. Wie leicht hätten sich wichtigere Gründe finden lassen, um auch den Zuschauer in die Theilnahme und den Wunsch zu versetzen, die Absicht der Tochter erreicht zu sehen!

So ist auch das folgende kleine Lustspiel: *Unverhofft*, dessen Titel schon den *deus ex machina*, oder den goldenen Platzregen ankündigt, eigentlich ohne alle Fabel; denn der Rechenmeister, dem bey der Verbürgung eines Wechsels das neue Jahrhundert nach seiner Rechnung um ein Jahr zu früh kommt, wird durch die Rückkehr des Freundes, der die Schuld bezahlt, gleich aus aller Noth gerissen, und das Übrige gehört nicht zur Sache. Der alberne Scherz, dass der Alte für seinen Sohn wirbt, mit dem Missverständnisse, dass es für ihn selbst sey, kommt hier wieder vor, und bekräftigt zum Überfluss die Armseligkeit des Ganzen.

Die *Freywerber*, Lustspiel in zwey Aufzügen, enthält die ganz artige Idee, dass zwey Freunde sich, einer für den andern, um dasselbe Mädchen bemühen, welches aber nicht genug zu komischen Situationen benutzt ist, und, da die Entwickelung auf das blosse Nichtwissen beruht, so sieht man wieder, dass mit der Erklärung alles aus ist. Wie der Vf. einen Murrkopf darzustellen sucht, davon gleich aus dem Anfange diese Probe. *Stahlheim:* „du da? gnädige Frau Schwester? — Kannst du denn nicht auf deinem Zimmer bleiben? — Gleich am frühen Morgen muss ich dir auch begegnen, und du weisst's doch, dass ich das nicht leiden kann, es passirt mir gewiss allemal nachher ein Unglück, wenn ich dich zuerst gesehen habe."

Der *zweyte* Band fängt mit einem Lustspiele von vier Aufzügen: *Geisterscenen* an, welche Art von Benennung man, da der Titel einen Vereinigungspunkt angeben, und gleichsam vor dem Hause ein Schild oder ein Zeichen ausstellen soll, als zu allgemein und unbegrenzt missbilligen muss. Drey Geister spuken in diesem Stücke, und es geht darin, den spanischen Lustspielen ähnlich, etwas lebhafter zu, als in den vorigen Stücken, aber bey weitem noch nicht lebhaft

genug, um den Zweck der anscheinenden Verwirrung und Durchkreuzung völlig zu erreichen. Die besten Gelegenheiten zum Komischen werden durch Geschwätz entkräftet, Überraschungen durch lange Erörterungen wieder getödtet, und wo man das Lächerliche erwartet, da tritt das Geschichtliche ein. Was hilft es, wenn z. B. sich das Hausgesinde mit Waffen und mit Provision versammlet, und der Barbier Schnaps spricht: hört ihr nicht ein Saufen? da die Aufregung der Phantasie, die hier recht komische Folgen und einen pfiffigen Streich von Schnaps erwarten läfst, gleich wieder durch die Erscheinung des Geistes unterbrochen wird? Auch sieht man das Ende des Stücks längst vorher, weil nur Verwechselungen vorgegangen sind, die der Vater der Mädchen, wie er auch in einem Monologe sagt, jeden Augenblick lösen kann.

Die *Furcht zu dichten*, Lustspiel in fünf Aufzügen nach *Piron*, hat mehr Geist, mehr poetische Einfälle, mehr Gleichmäfsigkeit und Haltung im Ganzen, aber fast eben die schleppende Redseligkeit und Langsamkeit, als die eigenen Producte des Verfassers.

Der alte Komödiant oder die *Legate*, Lustspiel in einem Act, nach *Picard*, beruht auf den Spas, dafs ein Jurist und ein Doctor um eines vorgeblichen Vermächtnisses willen komische Theaterkleider anziehen müssen. Allein — es kommt hier auf die Einwilligung zur Verheyrathung der fortgelaufenen Kinder von beiden an, und diese wird nur dadurch bewirkt, dafs der alte Komödiant zu ihrer Ausstattung 20000 Rthlr. hergiebt. Also abermals ein goldener Platzregen.

Das letzte kleine Lustspiel: die *glückliche Entdeckung*, beruft sich schon durch seinen Titel auf eine solche aufserwesentliche Hülfe. Der gnädige Herr liebt die Verwalterstochter, und das Fräulein des Schulzen Sohn, und da sagt nun die sterbende Schulmeisterin aus, dafs sie beide Mädchen in der Pension aus guten Gründen verwechselt habe. Ist hier eine Geschichte, Anfang, Fortgang und Ende?

Von dem *grammatischen* Witz des Verfassers diefs zur Probe. „D. Dafs sie nur das Mädchen auf den Händen tragen! L. Wenn ich sie nur erst in meinen Armen hätte. — S. J, wer spricht denn vom Heyrathen? B. Wer sonst als du und ich, weiter seh ich ja niemanden in der Stube. — L. Gleich, man mufs das Eisen schmieden, weil es noch warm ist. v. S. Ist denn deines Fräuleins Herz so ganz von Eisen?" — Seine Laune drückt sich am liebsten durch „gnädige Frau Schwester, theuerster Hr. Bruder, Hr. Johann, sie sind ein gescheiter Kerl, und durch: nun zum wackern Hn. Reitknecht Fritz!" aus. — Kurz, Hr. H. wagt mit einzelnen Einfällen wie mit halb zerbrochenen Rudern eine Fahrt, zu der er des günstigen Windes in vollen Segeln bedarf. T. Z.

Zerbst, b. Füchsel: *Marie oder die Geheimnisse des Weinberghüttchens*. Von der *Verfasserin* der *Jakobine Clara Wallburg* und *Claudine Lahn*. 1806. 562 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Rec. freut sich, der Lesewelt einmal einen Roman ankündigen zu können, der, wo nicht alle, doch viele von den Foderungen erfüllt, welche die Kritik an ein solches Geschöpf der Phantasie macht. Die Fabel des Stücks, um einen Kunstausdruck aus der Dramatik herüberzunehmen, ist ungemein glücklich erfunden, und wird, je weiter sie sich fortspinnt, immer anziehender. Die Verwickelungen sind mit freyer Hand angelegt, und lassen uns zwar immer die Art der Entwickelung ahnden, aber immer, ohne unsere Ahndungen früher zur Gewifsheit zu erheben, als es das Interesse des Ganzen erlaubt. Nur bey der Episode, die Charlottens Geschichte enthält, bleibt man etwas unbefriedigt, und weifs sich die Frage Warum? und Wozu? nicht gehörig zu beantworten. Mit desto mehr Kunst hingegen ist die Verwechselung zwischen Stromberg und Neuenhof gehalten, um die so nothwendige Täuschung des Lesers nicht vor der Zeit zu vernichten. Überhaupt gehören die Begebenheiten des Weinberghüttchens, wo sich eigentlich der Knoten der Geschichte schlingt, zu den besten Parthieen des Ganzen. Die Charaktere der handelnden Personen sind mit treuer Hand aus dem Leben herausgegriffen, und das Contrastirende derselben macht eine angenehme Wirkung. Besonders aber ist es das weibliche Personale, in dessen Darstellung sich die Vf. als weitumfassende, mit unter auch tiefe, Menschenkennerin zeigt. Es thut einem wohl, die zarten Saiten des weiblichen Herzens einmal in ihren wahren Tönen erklingen zu hören, und die Natur, die sich hier immer leiser, als bey dem männlichen Geschlechte ausspricht, in unumwundenen Worten zu vernehmen. Vorzüglich ist in dieser Hinsicht das Bild der Koketterie gelungen, die doch auch ihre Natur hat. Auch mit der Sprache und dem Stil der Vfn. hat man Ursache, zufrieden zu seyn. Es fehlt ihr durchaus nicht an Bildung und Gewandheit, nur bisweilen entschlüpfen ihr kleine Nachläfsigkeiten. Dafs die Scene des Romans in die Gegend um Dresden verlegt worden, trägt nicht wenig dazu bey, mit erhöhter Lebhaftigkeit den Traum der Wahrheit zu träumen, und hie und da einen kleinen Zweifel daran zu beseitigen. A.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Hamburg*, b. Kratzsch u. Wettach: *Die Soldaten. Schauspiel in fünf Aufzügen*, Von *Arresto*. 1804. 176 S. 8. (16 gr.)

Salzburg, b. Mayr: *Die edle Fürstin oder Unglück und Herzensgüte*. Ein Schauspiel in zwey Acten. Von *Karl Bonafont*. 1805. 123 S. 8. (10 gr.)

An beiden Stücken sind weder auffallende Schönheiten zu loben, noch auffallende Fehler zu tadeln. Beide Vf. kennen das Theater, und wissen, was auf dem Gerüste Wirkung thut; daher so manche hübsche Scene, so mancher Theaterschlag, der nicht ohne Effect bleiben wird. Die Charaktere sind mit auszeichnenden Zügen gehalten, und die Sprache hat nichts Widriges. Dabey aber fühlt man doch ganz deutlich, dafs das Ganze kein Kunstwerk ist. — Das Starkeingreifende, selbst in Fehler unwiderstehlich Fortziehende, mit einem Worte, die Gewalt des Genie's fehlt. Man sieht, sie haben geleistet, was sie vermochten.

Xp.

Monatsregister

vom

Julius 1806.

Verzeichniss der im Monat Julius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichnifs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenfirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Julius.

Bemerkungen über Literatur und Kunst.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Universitäten- und Schul-Chronik.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 AUGUST, 1806.

THEOLOGIE.

Eine wissenschaftliche Ansicht der Christus-Religion hat unser philosophisches Jahrhundert uns mehrfach gegeben, und der Streit über das Positive scheint weniger geendet, als verschoben zu seyn. Jedoch erhielt sich immer noch eine doppelte Ansicht des christlichen Glaubens: die rationelle und die plastische, wie Rec. sie unterscheiden möchte. Die letztere stellt sich im katholischen Cultus, die erstere in den religiösen Versammlungen der Protestanten dar. Die gegenwärtige Ansicht der menschlichen und bürgerlichen Verhältnisse enthält den Grund, warum die neuere philosophische Schule sich mehr zum Katholicismus, ja sogar zum Mysticismus hinneigt, als zum ernsten, aber kalten Protestantismus. Auf jede Weise kann eine wissenschaftliche Darstellung des katholischen Lehrbegriffs nicht anders als interessant seyn. Wir erhielten diese in der gänzlichen Umarbeitung der schon rühmlich bekannten und ausführlichen Schrift des Hn. *Graser:*

LANDSHUT, b. Krüll: *Prüfung der Unterrichtsmethode der katholisch-praktischen Religion, von dem Standpunkt der Zweckmäfsigkeit aus betrachtet.* Zweyte, gänzlich umgearbeitete Auflage der ehemaligen Prüfung des katholisch-praktischen Religions-Unterrichts. 1806. 700 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Der gröfsere Theil dieses Werks ist darniederreifsend, und also polemischer Natur. Der Gang des Vf. ist folgender: Die praktische Religion mufs einzig das in sich enthalten, was der menschlichen Natur und dem Zwecke des Menschenlebens überhaupt angemessen ist. Der Mensch ist aber bestimmt zum Handeln, und soll handeln; defswegen wird die Lehre der Pflichten die erste Stelle einnehmen. Da der Mensch, vermöge seiner Natur, nach dem Grunde seines Handelns fragt, und dem Verstande nirgends befriedigende Antwort gegeben wird, als in dem absoluten Gebote: so erfolgt dann im zweyten Hauptstücke die Glaubenslehre; und weil endlich diese auch eine Autorität höherer Natur fodert, letztere aber in der Idee der absoluten Vollkommenheit eines obersten Gesetzgebers, dessen Daseyn wir postuliren, gegeben ist: so handelt das dritte Hauptstück von der Gottesverehrung als eines Beförderungsmittels des religiösen Glaubens und Handelns. Der Vf. wendet diefs nämlich S. 81 so: „Das ursprüngliche Beförderungsmittel des Handelns ist die lebhafte Einwirkung der subjectiven Triebfeder. Sie ist bey dem religiösen Handeln die Liebe zu dem Heiligsten, das die endliche Vernunft zum Behufe sittlicher Gefühle gleichsam hypostasirt. Die Äufserung dieser aus einem Grundprincip, oder aus der reinen Triebfeder (der Liebe) entspringenden, und, je nachdem die Phantasie die Richtung auf einen besonderen Zug des total liebenswürdigen Gegenstandes nimmt, sich vereinzelnden Gefühle ist *Gottesverehrung.*" Der praktische Religionsunterricht, der sich auf Principien des blinden Gehorsams und des Eigennutzes gründet, erschwert und vereitelt sich seinen eigenen Zweck, und wird dadurch, (besonders beym Mitwirken ungünstiger Umstände) Quelle der Immoralität, des Aberglaubens, und arbeitet seinem eigenen Untergange entgegen. Denn in Ansehung des ersten mangelt ein hinreichender Verpflichtungs-, und folglich auch ein kräftig genug wirkender Bestimmungs-Grund des Handelns; die trockene Gebotangabe giebt nicht Leben und Wärme genug, und die Versöhnungslehre sowohl, als der Mangel der Perfectibilitätslehre, arbeiten geradehin dem Zwecke entgegen; Eigennutz aber ist in seinem Streben sowohl, als auch in seiner ganzen Stimmung, der Religiosität geradehin entgegen. In Ansehung der Glaubenslehre hat ein solcher Religionsunterricht keinen bestimmten Zweck, indem dieselbe (S. 216) Folgsamkeit gegen die Gebote aus Liebe fodert; und doch ist die Liebe, die sie als Grund voraussetzt, auch eine *Beförderung* des Gehorsams, und verwickelt sich in auf diesem Wege nicht zu hebende Schwierigkeiten (S. 219). Da ferner selbst nach der Lehre Jesu weder sclavischer Gehorsam gegen Gottes Gebote, noch Streben nach Glückseligkeit der wahre Zweck des praktischen Religionsunterrichtes ist: so geräth der praktische Religionsunterricht, der sich auf Glückseligkeit gründet, ebenfalls nothwendig in Widerspruch mit sich selbst. Hier wird die sogenannte Bergrede durchgegangen, und ihr moralisch-religiöser Gehalt gewürdigt. Wegen dieser Unbestimmtheit sowohl, als wegen der irrigen Vorstellung des Zweckes, führt der praktische Religionsunterricht, der auf obige Principien gebaut ist, zum Aberglauben; dessen verschiedene Arten und Aufserungen hier durchgegangen werden. Die morgenländischen Ideen von dem Reiche des Teufels, welche die orientalischen Christen mitbrachten, sind in moralisch-religiöser Hinsicht behandelt, eben so wie der Sündenhandel des römischen Stuhls. Überhaupt wird der Aberglaube in dreyfacher Rücksicht betrachtet, nämlich: Aberglaube der Furcht, Aberglaube der Ehrerbietung, oder der ceremonielle Aberglaube, und Aberglaube des Eigennutzes. Die Aufserungen eines jeden dieser genannten Zweige werden hier recht gut auseinandergesetzt, sammt den nachtheiligen Folgen auf unsere ganze darnach eingerichtete Handlungsweise. Unser Erkennen steht freylich mit unserem Begeh-

ren in einem innigen Zusammenhange, und wenn schon nicht bey jeder Handlung, die ins Bewusstseyn aufgenommenen wird, moralisch-religiöse Maximen consulirt werden: so fliessen dennoch unvermerkt auch die Vorstellungen in Gefühle ein, und bestimmen dieselben. Von Gefühlen aber werden am unmittelbarsten unsere Handlungen geleitet. — Der Religionsunterricht, der zu einem Mechanism führt, führt auch geradehin zur Irreligiosität und zu unsittlichen Handlungen S. 458 ff., indem vom Mechanism zum Spiritualism kein Aufsteigen möglich ist (S. 446 ff.).

In dem ungleich kürzeten zweyten Theile des ganzen Werks wird das Princip, nach welchem die Religion aus Betrachtung der menschlichen Natur entwickelt wird, näher geprüft. „Die Idee der menschlichen Natur," heisst es S. 541, „muss *vor aller Erfahrung* bestimmt seyn. Der Mensch als Wesen einer Gattung ist und kann nur durch alle anderen Wesen bestimmt werden, die ihn im unermesslichen All umschlingen; folglich nur durch die Kenntniss dieses Alls und Einen selbst. Denn nur dadurch weiss man mit Gewissheit, was der Theil ist, wenn man das Ganze kennt, und von der Idee des Ganzen aus jeden Theil in seinem Verhältnisse zu den übrigen und zum Ganzen einsieht. Soll nun der Mensch sich der Idee von dem All und Einen bemächtigen, in welchem er und alles ist, so hat er hiermit nothwendig auch die Idee der Gottheit selbst aufgefasst." (Der erstere Theil des Satzes ist der Freyheit, die mit uns zugleich gegeben ist, entgegen; wir werden nicht durch Constellationen mit der Aussenwelt bestimmt, sondern wir nehmen uns selbst als gegeben, und bestimmen uns nach eigenen Gesetzen. Der zweyte Theil fodert sogar einen Umblick ins Universum. Wer sich selbst kennen will, (so würde er als Maxime umgesetzt heissen,) der suche das All zu kennen. Uns sagt nichts, dass wir Theil des Alls sind, indem wir handeln, sondern dass wir selbst frey und ohne Einfluss wirken. Wir würden nach jener Ansicht, nachdem wir selbst das All durchsucht hätten, auch auf uns zurück gebracht werden. — Sollte diess natürlich seyn? Umgekehrt wird man, dünkt uns, sicherer gehen. Wer das All erkennen will, der erforsche sich selbst; und was da der Forschende nicht in sich findet, das wird ihn auch kein Weltsystem lehren. Der Baum der Erkenntniss ist mit der noch ursprünglichen Schuldlosigkeit immer in dem alten Zwiste, und wenn nicht die Herrschaft des Grundsatzes über unser Herz mit der Erleuchtung des Verstandes gleichen Schritt hält, so wird die verbotene Frucht einen jeden reizen zur Sünde. Daher möchte Rec. der Aufklärung weniger das Wort reden, als der allgemeinen Humanisirung, die es mit dem Kopfe nicht ausschliessend zu thun hat.)

Auch dieser Theil wird in Hinsicht der Pflichten der Glaubens- und der Gottesverehrungslehre betrachtet. Es wird gezeigt, dass das Princip des Religionsunterrichts, welches von der Natur des Menschen ausgeht, die Idee der natürlichen Nothwendigkeit in sich schliesse, und folglich nicht nur alle Hindernisse und Mängel beseitige, sondern auch nothwendig die Haltung der göttlichen Gebote befördere, die Glaubenslehre in ihre wahre Würde einsetze, vor allem Missbrauche verwahre, und zu einer geistigen Gottesverehrung, oder zum Spiritualismus in der Religion führe.

Das ganze Werk verräth ein reifes Nachdenken, und ein tieferes Studium der Philosophie. Die Irrsale sind einzeln und in ihrem psychologischen Zusammenhange sehr gut herausgehoben, und richtig gezeichnet. Demohngeachtet kann Rec. die Mängel, die sich ihm zeigten, nicht unbemerkt lassen. Zuerst sieht er nicht die unmittelbare Beziehung des Ganzen auf den *katholischen* Lehrbegriff; es sind einzelne Missbräuche herausgehoben, die aber nicht den Geist der Dogmen ausmachen, sondern nur irrige Folgerungen sind. Der Aberglaube ist individuell; er kann sich einschleichen in die geläutertsten Lehren. Nicht in den Ideen, nicht in den Principien, liegen die Verirrungen des Verstandes, sondern in einer verkehrten Cultur desselben. Weiter sind oft die Verirrungen zu grell gemahlt, zu sehr herausgesucht. Der Glaube macht selig, und jeder Glaube trägt als solcher dennoch die Keime des Irrthums in sich. Wenn nur nicht meine Handlungsweise mit meinen Vorstellungen entzweyet wird, dann ist auch der Aberglaube so furchtbar noch nicht. Die Scheiterhaufen für Ketzer bezeugen nicht sowohl die Wirkungen des Aberglaubens, als vielmehr die Bosheit oder Verirrung einzelner Individuen, die schlau genug den Glauben und die herrschende Meinung des Zeitalters zu missbrauchen wussten. Dergleichen Wächter über die Gedanken und Handlungen der Menschen gab es zu allen Zeiten. Ist es in seinen Folgen und auch in der ganzen Art des Handelns nicht völlig gleich, ob jemand gegen politische Missgriffe oder ob er gegen religiöse Irrsale sich auflehnt? Und das schleichende Gift des Unglaubens, und der frivolen Kälte ist es minder verderblich, minder himmelschreyend, als die Vernichtung des Leibes? Endlich wünschte Rec. dem Ganzen eine mehr concentrirte Darstellung, und eine schärfere Beleuchtung der praktischen Seite. Auch ist selbst das Princip: handele deiner Natur angemessen, gar nicht genug bestimmt; denn aus einem und demselben Herzen fliesst das Gute wie das Böse, und mit einer und derselben Zunge preisen wir Gott und fluchen. Aber wahr ist es, dass Religion durchaus etwas Ursprüngliches und nicht erst in uns hereingetragen ist. Dieses Ursprüngliche in seinen ersten Keimen aufzusuchen, und in seinen verschiedenen Stufen der Entwickelung zu verfolgen, darnach sollten wir hauptsächlich streben.

GÖTTINGEN, b. Vandenhöck u. Ruprecht: D. *J. F. C. Gräffe vollständiges Lehrbuch der allgemeinen Katechetik nach Kantischen Grundsätzen.* Erster Band. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1805. 495 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

So dankbar es auch Rec. anerkennt, dass der Vf. bemüht ist, der Katechese mit Hülfe der Philosophie oder wenigstens ihrer Resultate eine festere Basis zu geben: so muss er doch wünschen, dass Hr. G. die praktische Ansicht der Psychologie und die Resultate des tieferen Menschenstudiums mehr aufgefasst und für seinen Zweck benutzt haben möchte. Die Ansichten ändern sich, und seit *Kant* hat die reine Menschenkunde ohne Zweifel einen sehr bedeutenden Vorschritt gethan.

Außserdem muſs eine jede Wiſſenſchaft unabhängig von einem philoſophiſchen Syſteme, wäre dieſes auch ſchon höchſt katholiſch, für ſich ſelbſt ihr Daſeyn behaupten. Nach einer vorausgeſchickten hiſtoriſch und ſprachanalytiſch durchgegangenen Beſchreibung der Katecheſe, will Hr. G. die Katechetik nach den Individuen eingetheilt haben. Sie ſolle daher zerfallen in Katechiſationen für Schulen, und jede Klaſſe derſelben, Katechiſationen der Prediger für Confirmanden des Informators mit ſeinen Eleven u. ſ. f. „Alle dieſe Katechiſationen, heiſst es S. 37, ſind Modificationen eines und deſſelben Grundſtoffes, verſchiedene Äſte und Zweige, die aus einem Hauptſtamme und aus eben denſelben Wurzeln ihre Nahrung hernehmen.“ Dieſe Eintheilung nach der Individualität des Subjects iſt deswegen nicht zuläſslich, weil die Wiſſenſchaft dadurch ihres Grundpfeilers, den ſie in ſich ſelbſt haben ſoll, beraubt iſt. Die Stufe der Cultur, ſowie die bürgerlichen Verhältniſſe, ſind unendlich mannichfaltig und zufällig. Wollten wir darauf die Principien der Wiſſenſchaften bauen, oder ihre Eintheilung gründen, ſo würden die erſteren, ſo wie die letzteren, eben ſo zufällig ſeyn, als jene Verhältniſſe. Eben ſo wenig alſo, als man die Philoſophie nach der Individualität ihres Lehrlings eintheilen wird, eben ſo vermeide man es auch bey der Katecheſe, wenn man ſie zur Wiſſenſchaft erheben will, wie es die Tendenz des Vfs. iſt. Auch könnten dann die Katechiſationen nicht Modificationen *deſſelben Grundſtoffes* ſeyn, da durch dieſe Theilung nach der Individualität des aufnehmenden Subjects, durchaus nicht das Materiale, ſondern nur die Art der Einkleidung berückſichtigt iſt. Der Vf. geht nun tiefer in die Lehren der Kritik der reinen Vernunft, ſetzt dieſe aus einander, und macht dann Applicationen für ſeinen Zweck. Rec. darf hier nicht folgen, da er ſich mit dem Vf. nothwendig in das Ganze der kritiſchen Lehren verſteigen müſste. Nur einige Bemerkungen über die Art der Erregung der Aufmerkſamkeit kann er nicht zurückhalten. Es wird S. 72 bemerkt: Man müſſe die Unterredung *angenehm* machen, und der Vf. rechnet dahin Einmiſchung von Erzählungen, S. 77 Fabel, Parabeln, S. 78. S. 85 wiederholte Auffoderungen u. ſ. w. Dieſe Dinge erregen Aufmerkſamkeit, das iſt allerdings wahr; aber darauf kommt unendlich weniger an, als auf die Richtung, welche man der Aufmerkſamkeit giebt. Aufmerkſamkeit iſt in jedem vernünftigen Weſen immer vorhanden, wo es ſich ſeiner und ſeines Thuns bewuſst iſt, und es iſt nicht nöthig, ſie erſt durch beſondere Vorkehrungen zu erregen. Aber ſie fixirt ſich nicht allemal; ſie kann ſich nicht concentriren, und mit Ausſchluſs alles Übrigen nur auf Einen Gegenſtand ausdauernd gerichtet ſeyn. Ein ſolches umherſchweifendes Aufmerken auf heterogene Dinge iſt für den Schüler gefährlicher, und für den Lehrer beſchwerlicher, als ein negatives Verhalten des Zöglings, weil im letzteren Falle keine Entgegenwirkung, ſondern nur Aufregung erfoderlich iſt. Das Intereſſe der Sache muſs allein das einige Reizmittel ſeyn; und es reicht auch in der That hin, wenn man einen bündigen lückenloſen Gang befolgt. Der Grund wenigerer Fortſchritte liegt keinesweges in den Kindern, ſondern in der Methode, in dem rhapſodiſchen Verfahren. Was nicht verſtändlich iſt, das hört auch in eben dem Maſse auf, intereſſant zu ſeyn. In dem Stückwerk fühlt ſich kein menſchlicher Geiſt wohl, auch nicht der kindliche. Das einzelne Blumenleſen iſt allerdings unterhaltend, aber wie jedes Spiel, nicht für die Dauer. Wohl aber bietet ein zuſammenhängendes Ganzes dem Geiſte ein unendliches Feld von Übung dar, und jede neue Wahrheit, die in uns eingeht, als Folge neuer und mannichfaltig gewendeter Combinationen, iſt eine neue Würze und ein neuer Reiz, der ſtärker wirkt, als alle Nebenbeluſtigungen, die als Leckerey, den Appetit nicht beſſern, ſondern verderben.

Die weitläuftige Auseinanderſetzung der kantiſchen philoſophiſchen Grundbegriffe veranlaſſen mancherley Abſchweifungen, die wenigſtens nur ſehr mittelbar zur Sache gehören. Wie fern liegen die Lehren der kritiſchen Philoſophie über die Form der Sinnlichlichkeit S. 105, über den Begriff des *a priori* und *a poſteriori*, über Raum und Zeit, die Kategorientafel u. dgl. von der Katechetik! — Freylich inſofern zur ganzen Vollendung einer Wiſſenſchaft immer andere die Hände bieten müſſen; aber dann hätten die Mathematik und andere Wiſſenſchaften eben ſo gerechte Anſprüche als Philoſophie; Erſtere um ſo mehr, da jene den reinen Verſtandes-Schematismus am einfachſten darſtellt. Man könnte wenigſtens beſtimmt nachweiſen, welche Operationen erfoderlich ſind, um zu einer mathematiſchen Wahrheit zu gelangen. Wenn man nun die innere Verfahrungsart ſich abſtrahirte, und auf andere Gegenſtände übertrüge: ſo würde man vorerſt über die Bedingungen, unter welchen eine jede Wahrheit als Reſultat innerer Thätigkeiten aus uns hervorgeht, ins Klare kommen. Jetzt bliebe dem Katecheten nur noch übrig ſeine Fragen ſo zu ſtellen, daſs in ihnen dieſe Bedingungen gegeben wären: ſo müſste die Antwort nothwendig erfolgen. Folgte ſie nicht, ſo könnte dieſs als ein Beweis angeſehen werden, daſs entweder die Fragen oder der Gegenſtand des Katechiſirens über den Horizont des Katechumenen hinausliegen. — Das Materiale kann hier nicht in Betrachtung kommen, die Kategorientafel kann uns wenig frommen, wohl aber der allgemeine Schematismus, und das formale Operiren des innerſten unſeres Gemüths.

Sehr ſeltſam findet überhaupt Rec., daſs im dritten Abſchnitte die Regeln, welche dem Katecheten gegeben werden, nach den einmal ſtatuirten Eintheilungen des Gemüths in Verſtand, Urtheilskraft und Vernunft getheilt ſind. Es iſt recht brav, daſs Hr. G. ſein didaktiſches Verfahren an der kritiſchen Philoſophie, oder dieſe vielleicht an jenem verſucht hat, aber wenn er nun von Erzeugung empiriſcher Begriffe (Rec. kann ſich überhaupt von einem *empiriſchen* Begriffe keine rechte Vorſtellung machen), durch Syntheſis u. dgl. ſpricht, die einfachſten Dinge erſt durch lange philoſophiſche Deductionen ſucht, ſo kann Rec. ſich der Frage nicht erwehren: Soll man, um zu Wahrnehmungen zu gelangen, erſt den Weg des Räſonnirens gehen? Müſſen wir die Functionen erſt beobachten, um zu handeln? oder iſt nicht vielmehr eine jede Reflexion

über ein geistiges Vermögen, hinwiederum schon ein Handeln? Wer Katechese dadurch lernen will, dass er sich erst mit den Namen innerer Vermögen bekannt macht, der lernt sie nicht; und auf der anderen Seite: will jemand erst mit der Bezeichnung innerer Functionen sich vertraut machen, ohne sie selbst mit Bewusstseyn verrichtet zu haben, will einer z. B. eine Vorstellung vom Denkvermögen erlangen, ohne sich seines Denkens schon mehrfach bewusst geworden zu seyn; so wird er ganz vergebliche Mühe unternehmen. Soll der Katechet allemal nach dem philosophischen Lehrbuche laufen, um zu versuchen, ob er hier einen Verstandesschluss, oder eine Function der Urtheilskraft nöthig habe u. s. w.?; soll er nachsehen, ob ein Begriff durch Synthesis oder Analysis zu erzeugen sey? Der praktische Katechet fragt gewiss eben so wenig darnach, als der Tonkünstler die Lehren des Generalbasses durchsieht, wenn er setzen will, oder der Dichter ein Compendium der Ästhetik zur Hand nimmt, wenn er ein Gedicht zu fertigen sucht. Ein Lehrbuch der Katechetik darf daher keinesweges auf die allgemeinen Grundregeln der geistigen Operationen eingehen. Es muss vielmehr die Regeln des Verfahrens darstellen, um die erfoderlichen inneren Operationen zu erzeugen; es muss den Umfang sowohl als das Terrain der Katechetik genau bestimmen, und dann den Stoff suchen, welchen der Katechet zu bearbeiten hat. Die wissenschaftliche Darstellung der Sache ist keinesweges zu verurtheilen; aber sie liegt durchaus jenseits der Grenzen eines Lehrbuchs für den praktischen Gebrauch.

Der Vf. hat uns indess auch mehrere Katechesen gegeben, die dem Lehrer ungleich mehr zu Statten kommen werden, als die ganze theoretische Erörterung. Gegenwärtig liegt der dritte Theil seines Werks:

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Ausführliche Katechisationen über den hannöverischen Landeskatechismus.* 1804. 428 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

vor uns. Die Sammlung solcher Unterredungen eines Predigers mit den Kindern ist schon öfter mit Beyfall aufgenommen. Dem Rec. hat es freylich nie gefallen, dass auch in *diesen* das Studium der kritischen Philosophie zu sehr hervorleuchtet. Dem Volke gehören nicht grosse und feingesponnene Vernunftbeweise für die Existenz des höchsten Wesens, nicht Begriffe, sondern die lebendigste Anschauung. Was ist es wohl für ein Gewinn, wenn das Kind Unsterblichkeit aus der Güte und Weisheit Gottes zu beweisen versteht? Diess bemerkt Rec. in Ansehung der Materie. In Ansehung der Form haben ihm auch viele Stellen in diesem Theile nicht zufrieden gestellt. S. 203 z. B. wird der Begriff der Ahndung gegeben: Dazu wird fingirt eine Mutter, deren Sohn im Kriege ist. Diese wird plötzlich von einer Schwermuth ergriffen, und lässt sich das Unglück ihres Sohnes nicht aus dem Sinne reden. Durch Zufall sagt sie auch: ich ahnde den Tod meines Sohnes; diess wird geschwind ergriffen und gefragt: was soll das wohl bey ihr heissen? Das Kind antwortet: es ist mir so, als ob meinem Sohne ein Unfall begegnet wäre. Pred. „Wie nennen wir also die dunkele Erwartung eines Unglücks, welche sich uns heftig aufdringt? (Sollte das Kind nicht ein wenig stutzen über die hier so unerwartete Frage?) Kind: Ahndung." Auf gleiche Weise wird aus der frohen Stimmung der Mutter wiederum hergeleitet, dass sich die Ahndungen sowohl über traurige als frohe Begebenheiten erstrecken, und nun kommt erst S. 204 die vollständige Antwort: „Ahndung ist eine dunkele Erwartung (dunkel kann nun wohl keine Erwartung seyn, da diese allemal fixirt folglich auch bestimmt seyn muss) einer traurigen oder frohen Begebenheit, die sich unserm Gemüthe heftig aufdringt." Nach so langen Vorkehrungen kehrt nun der Katechet endlich wieder zurück: Was sollte nun wohl die menschliche Vernunft ahnden, wenn sie an den Tod denkt? Kind: dass noch ein Leben nach dem Tode sey! „Was heisst das?" Sie hat eine dunkele Erwartung von dem Leben nach dem Tode, die sich ihr heftig aufdringt? Der Ausspruch: „Wir ahnden die Unsterblichkeit" musste hier also sehr verschiedene Bilder und Vorstellungen in das Kind bringen, die gewiss der Unsterblichkeit, mit welcher sich das Gemüth eigentlich beschäftigen sollte, nur wenig Raum lassen werden. Der Schüler musste an fröhliche Ahndungen denken, und an traurige, und um dieser Willen hinwiederum eine frohe und eine betrübte Mutter sehen; ihren Zustand zu erklären, wurde das kindliche noch ohnehin so gern umherschweifende Gemüth auf das Schlachtfeld getrieben, auf den Weg, wo friedlich die Soldaten heimkehren; und von hier aus soll es nun ungetheilten Gemüths zur Unsterblichkeit hinaufschauen! — Das ist nicht psychologisch: so machte es Jesus nicht, der unseren Volkslehrern doch ja auch in didaktischer Hinsicht Muster und Vorbild bleiben sollte.

Auf solche Stellen stösst man fast auf jeder Seite. Mögen solche Fragen und Wendungen noch so künstlich angelegt, noch so fein ausgedacht und ausgesponnen seyn; sie werden durchaus ohne Wirkung bleiben. Sie führen zu Worten, aber nicht zu klaren Vorstellungen, gewöhnen an Räsonnement, aber nicht an ein sicheres und tiefes Auffassen des Gegebenen, noch weniger zum rechten Festhalten desselben. Kurz es wird durch diese fruchtlosen Künste, durch so unvorbereitetes und unrecht angebrachtes Gewöhnen zu philosophischen Begriffsbestimmungen eine eingebildete Weisheit erzeugt, und eine damit verbundene Frivolität, woran das Zeitalter seit geraumer Zeit immer mehr zu kranken beginnt. Möge das Streben nach positiven Erkenntnissen und nach wahrer Tiefe des reellen Wissens das als erfreuliche Erscheinung auf der entgegengesetzten Seite sich regt und hebt, nicht ermüden, und glücklich genug seyn, um bald die Überzeugung allgemein zu machen, dass es einen geistigen Mechanismus giebt so wie einen körperlichen, der durchaus so künstlich nicht seyn kann. Ausserdem ist noch zu bedenken, dass zum Sehen weder Licht noch gesunde Augen *allein* hinreichen; es muss eine Richtung gegeben und der Wille aufgeregt seyn, wenn man mit Glück wirken will. Dieses aber kann einzig nur durch ein positives Einwirken und durch ein Hinarbeiten auf das Positive geschehen.

A*.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG
DEN 2 AUGUST 1806.

JURISPRUDENZ.

Wetzlar, b. Winkler: *Reichskammergerichtliche Miscellen*, herausgegeben von *Joseph Anton Vahlkampf*, des kaiserl. Reichs - Kammergerichts-Protonotar. 1805. Erster Band (in 6 Heften). 556 S. 8.

Wenn vormals die vollständige und gründliche Kenntniſs der reichsgerichtlichen Verfaſſung und Praxis ein Haupterfodernifs der vollendeten Bildung deutſcher Rechtsgelehrten war: ſo ſetzte man vielleicht gerade darauf einen zu hohen Werth und hielt, häufig mit Unrecht, Männer, die in Wetzlar und Wien ſich geübt hatten, zu jedem Staatsdienſte tüchtiger, als andere, deren Umſtände die groſse juriſtiſche Wallfahrt nicht verſtatteten. Damals war beſonders der Zuſammenfluſs wohl oder übel vorbereiteter Practicanten in *Wetzlar* ſehr groſs, und es war öfters genug, *dort geweſen zu ſeyn*, um bey der Rückkehr ins Vaterland eine vortheilhafte Anſtellung zu erhalten. In verſchiedenen Ländern hat man ſogar ausdrückliche Verordnungen, welche junge Rechtsgelehrte aufmuntern, die Sitze des Reichstags und der Reichsgerichte zu beſuchen. Je loſer aber eines Theils der Zuſammenhang der Verfaſſung, und je leichter anderen Theils die Art zu ſtudiren heutzutage in Deutſchland geworden iſt: deſto mehr hat von Jahr zu Jahr die ehemalige Achtung vor der Reichspraxis und die Neigung, ſie genauer kennen zu lernen, abgenommen. Rec., der noch in beſſeren Zeiten zu ſeiner groſsen Zufriedenheit Wetzlar und Wien beſucht hat, nachher aber ſelbſt Lehrer des Reichsproceſſes geworden iſt, hat Gelegenheit genug gehabt, das allmähliche Sinken des Intereſſes für deutſche Reichs - und inſonderheit reichsgerichtliche Verfaſſung und Praxis zu bemerken, und ſowie die Sachen in Deutſchland jetzt ſtehen, iſt ſchwerlich ein Wiedererheben deſſelben zu hoffen. Rec. glaubt daher der vorliegenden Zeitſchrift kein für ihre wohlverdiente allgemeinere Verbreitung günſtigeres Zeugniſs geben zu können, als wenn er verſichert, daſs ſie *vieles* enthält, was für *das juriſtiſche Publicum* überhaupt, ohne Rückſicht auf Reichsproceſs, wichtig und belehrend ſeyn kann. Des Herausgebers Abſicht iſt zwar, zu der ſeit 1800 erſcheinenden Sammlung aller bey dem Reichs - Kammergerichte ergangenen Urtheile und Decrete, auch gemeinen Beſcheide etc. gleichſam einen Commentar zu liefern, indem er mittelſt der Miſcellen merkwürdige Plane, Gegenſtände und Juſtiz-Entſcheidungen, die ſich zur Publicität qualificiren, ſowie ſonſtige Ausführungen über den einen und den andern Theil der kammergerichtlichen Verfaſſung und Praxis, oder ſonſtige *dieſe* berührende Gegenſtände bekannt zu machen, ſich vorgeſetzt hat. Aber unter den letzteren ſind ſchon in dieſem Bande mehrere *allgemein intereſſante* Gegenſtände erörtert worden. Hieher glaubt Rec. zuförderſt die im zweyten Hefte befindliche Geſchichte der durch einen Recurs an den Reichstag ſo bekannt gewordenen oranien - fuldaiſchen Rechtsſache, die Verlaſſenſchaft des Probſts von *Bibra* betreffend, rechnen zu dürfen. Dieſe Geſchichte iſt wahrſcheinlich aus der Feder des kammergerichtlichen Referenten ſelbſt, und enthält zugleich die Entſcheidungsgründe des Kammergerichts, die ſich ſehr ausführlich und gründlich über die rechtlichen Wirkungen der päbſtlichen Seculariſation eines Kloſtergeiſtlichen, über das Recht der Mönche in gewiſſen Fällen über ihr Vermögen zu verfügen, über die Folgen der Kloſteraufhebung in Beziehung auf die perſönlichen Verhältniſſe der Mönche u. ſ. w. verbreitet. Beſonders intereſſant hat Rec. die Ausführung des Satzes geſchienen, daſs nach aufgehobenem Kloſterinſtitute die Mönche mit allen Rechten in das bürgerliche Leben zurücktreten, obgleich er denſelben nicht ohne einige Einſchränkungen würde beytreten können. Bekanntlich iſt der Recurs durch ein (hier auch mitgetheiltes) Reichsgutachten vom 8 April 1805 verworfen worden. — Ein Gutachten über eine Apanage - Foderung des Prinzen Moriz von Salm-Kyrburg im dritten Hefte iſt für das Privat - Fürſtenrecht nicht unwichtig. — Mehrere Erörterungen ſind durch den Reichs - Deputations - Hauptſchluſs von 1803 veranlaſst, als: im erſten Hefte über die für viele unglückliche Individuen höchſt wichtige Frage: Sind die durch den jüngſten Reichsſchluſs entſchädigten Stände zur Bezahlung der unter ihrer Staatsdienerſchaft jenſeits des Rheins ausſtehenden Beſoldungsrückſtände verbunden, oder gehören Foderungen dieſer Art in die Kategorie der von der franzöſiſchen Regierung in dem lüneviller Friedenstractat Art. 8 übernommenen Staatsſchulden? Sie wird von dem K. G. Secretär *Kleber* gegen die entſchädigten Stände beantwortet, und darüber auch ein kammergerichtliches Präjudiz beygebracht. Rec. glaubt, daſs die Verhältniſſe der Dienerſchaft und die Zeiten, in welchen die Beſoldungsrückſtände entſtanden ſind, genau unterſchieden werden müſſen. — Einige Erörterungen im erſten und vierten Hefte beziehen ſich auf die im Reichs-Deputations Hauptſchluſſe verwilligten oder verſprochenen *privilegia de non appellando*, inſonderheit,

ob eine befondere Ausfertigung derfelben bey kaiferl. Maj. ausgewirkt werden müffe. Das Kammergericht fcheint diefs für nothwendig zu halten, wogegen jedoch fehr erhebliche Zweifel wieder aufgeftellt werden können. — Auf eine Anfrage: was für Austräge gegen einen Reichsgrafen, wenn derfelbe nach dem §. 45 des Reichs-Deputations-Hauptfchluffes von einem Mittelbaren belangt werden foll, Statt finden, find im dritten Hefte 3 Antworten mitgetheilt. Bekanntlich haben Grafen, wenn fie von Mittelbaren belangt werden, gar keine Austräge. In zweyen der berührten Antworten wird demnach dafür gehalten, dafs in dem angenommenen Falle eine Auftrigal-Commiffion nachgefucht werden müffe. Die dritte Antwort geht aber dahin, dafs nur der ordentliche Weg Rechtens eintrete, und Rec. ift auch der Meinung, dafs der angeführte §. 45 nur von den Perfonen zu verftehen fey, welche nach den Gefetzen zur Auftrigalinftanz berechtigt find, und dafs es nicht die Abficht gewefen, neue Austräge einzuführen. — In einer im vierten Hefte enthaltenen fcharffinnigen Abhandlung fucht der Procurator *Abel* die auch in getheilten Entfchädigungs-Landen durch den Reichs-Deputations-Hauptfchlufs geficherte Fortdauer der landftändifchen Verfaffung darzuthun, wogegen aber im fechften Hefte bedeutende Zweifel erhoben werden. — Die von verfchiedenen Seiten im vierten, fünften und fechften Hefte beleuchtete Frage: wie es in Gemäfsheit des §. 40 des Dep. Haupt-Schl. mit der Lehenbarkeit unmittelbarer reichsritterfchaftlicher Güter, welche von vormaligen, jenfeits des Rheins belegenen Lehenhöfen abhängig waren, zu halten fey, dürfte nach den neueften Schickfalen der Reichsritterfchaft und nach dem fich neu bildenden Syftem einer ganz eigenen Art von Souveranität in Deutfchland (man könnte fie die ironifche nennen) ziemlich überflüffig feyn. — Auf kammergerichtliche Verfaffung und Praxis beziehet fich nun der übrige Inhalt der Miscellen gröfstentheils ganz unmittelbar. Unfere traurigen Zeiten bezeichnet gleich die erfte Frage im erften Hefte: Ift das Kammergericht befugt, die Einberufung eines *praefentati* wegen des unvermögenden Zuftandes der Suftentationskaffe auszufetzen? Sie wird bejahet. Von dem Anfange der kammergerichtlichen Litispendenz handelt die dritte und vierte Numer des erften Hefts. Diefer Gegenftand erhält jetzt neue Wichtigkeit, da die neuen Appellationsprivilegien faft überall fogleich in Wirkung gefetzt werden follen, und es daher nicht felten darauf ankömmt, zu unterfuchen, wenn eine Rechtsfache wirklich bey einem Reichsgerichte pendent geworden ift. Denn dafs diefe folche Appellationsfachen, welche einmal bey ihnen rechtshängig geworden find, fortfetzen und beendigen, ift den Rechten ganz gemäfs: es fey denn, dafs die Parteyen felbft der reichsgerichtlichen Litispendenz entfagen. Über diefen Punkt enthält auch das erfte und vierte Heft noch eine gründliche Erörterung, und die im zweyten Hefte mitgetheilten Plenar-Schlüffe vom 10 Jul. 1804. das gleichförmige Benehmen in den Senaten in Beziehung auf die neu ertheilten Appellationsprivilegien betreffend, zeigen vollftändig die von dem K. G. deshalb angenommenen Grundfätze.

Ferner gehören zur Gefchichte, Verfaffung und Praxis des Reichs-Kammergerichts: 1) im dritten, vierten und fechften Hefte die fortgefetzte Sammlung der gemeinen Befcheide des K. G., 2) eine Abhandlung über die Befugnifs eines kammergerichtlichen Commiffars, der mittelbare Zeugen abhören foll, diefe unmittelbar vorzuladen, 3) eine Bemerkung über die Acten-Requifition: beide im zweyten Hefte — 4) merkwürdige Extrajudicial- und Judicial-Befcheide im dritten, vierten, fünften und fechften Heft, welche durch kurze Noten aus der Procefsgefchichte zweckmäfsig erläutert werden, 5) endlich wird auch noch unter verfchiedenen Numern von merkwürdigen Ereigniffen am K. G. Nachricht gegeben. —

Man fieht aus diefer Inhalts-Anzeige, dafs es den Mifcellen auch an Mannichfaltigkeit nicht fehlt. Rec. hat mit Vergnügen bereits den Anfang des zweyten Bandes gefehen, und er wünfcht fehr eine rafche Fortfetzung und lange Dauer diefes nützlichen Werkes.

B.

GRIECHISCHE LITERATUR.

BERLIN, b. Fröhlich: *Anakreon*, mit Erläuterungen von *Friedrich Chriftoph Broffe*. 1806. XII u. 388 S. 8. (2 Rthlr.)

Vorliegende anakreontifche Lieder, zum Theil in vierzeiligen, gereimten Verfen, geben fich laut der Vorrede (S. 90) als eine Überfetzung des Anakreon, wofür fie aber Rec., beym beften Willen, nicht halten kann, weil auf die *äufsere Form* des anakreontifchen Liedes gar zu wenig Rückficht genommen ift.

Hr. *Br.* erklärt fich weitläuftig darüber, dafs er jede Claffification der verfchiedenen Dichtungsarten für unftatthaft halte, weil man nur die *äufseren Formen* als Unterfcheidungsmerkmale annehmen könne, und doch die Zahl der *bereits gebrauchten* Formen die Möglichkeit keineswegs nothwendig erfchöpfen müffe. Wir find nicht Willens, ihm hierin zu widerfprechen; auch mögen die Dichtungsarten immerhin unclaffificirt bleiben: aber will Hr. *Br.* die äufserlichen Formen der Dichtungen, weil fie als Unterfcheidungsmerkmale zum Behuf einer Claffification nicht füglich brauchbar find, überhaupt und fchlechterdings für etwas Unwefentliches und Zufälliges halten? Hr. *Br.* fagt viel Schönes über den heiligen Wahnfinn der Dichter, und über den feligen Moment der poetifchen Empfängnifs; aber diefes tiefe Gefühl für den lebendigen Geift der Poefie hätte ihm die Aufserlichkeiten der Form und des Ausdrucks nicht verächtlich machen follen. Es ift wahr, was der Dichter in der Begeifterung empfindet, ift etwas Hohes und Überirdifches: aber die Form der Geftaltung, welche er für feine inneren Anfchauungen ergreift, ift ebenfalls infpirirt, und mufs heilig gehalten werden. Es giebt nur einen Moment der ächten Begeifterung, den der Empfängnifs; aber eben darum mufs diejenige Weife, fich auszufprechen, wel-

che der Dichter in diesem Moment, auf Antrieb der Muse selbst, gewählt hat, für die wahrste und passendste gelten.

Entweder ist jede Art von Verkörperung eines geistigen Inhaltes gleichbedeutend, und dann ist schon der Vers selbst eine überflüssige Fessel der Begeisterung; oder die äussere Form, aus der uns ein lebendiger Odem anspricht, hat *innere Nothwendigkeit;* dann darf sich aber auch der Dichter nicht erlauben, aus dem Vorrath der bereits existirenden Formen irgend eine beliebige, wie aus dem Glückstopfe, herauszugreifen. Ein Übersetzer vollends hat sein Original nicht wiedergegeben, wenn er es nicht in seiner eigenthümlichen Gestalt wiedergiebt; denn das ist ja gerade das Kennzeichen, welches eine Übersetzung von einer historischen Relation unterscheidet, dass die erstere nicht allein wiedergiebt, *was* ein Schriftsteller in einer fremden Sprache schrieb und dichtete, sondern auch *wie* er schrieb und dichtete, und zu dem *Wie* gehört, ausser Wort und Wendung, sehr wesentlich auch die Wahl des Versmasses.

Insonderheit bey den anakreontischen Oden scheint uns ihre gediegene Kürze ganz entschieden zu ihrem eigenthümlichen Charakter zu gehören: eine Aufmunterung, die Grillen zu verscheuchen, Blumen zu streuen und den Becher zu füllen, verliert eben alles, wenn sie ihre Einfachheit und naive Treuherzigkeit verliert. Nichts aber konnte dieser Einfachheit mehr entgegen seyn, als die Wahl der vierzeiligen Strophe; denn die Schlusspause der vierten Zeile erfoderte einen entsprechenden Gedankenabschnitt, und um diesen zu erreichen, musste hier ein wenig und dort ein wenig hinzugethan werden, und dadurch wurde das Ganze verwässert. Hiezu kam noch vollends die lästige, selbstaufgelegte Fessel des Reims, der bekanntlich die Unart hat, manchen gezwungenen und uneigentlichen Ausdruck herbeyzuführen. Diesem unglücklichen Missgriff müssen wir es zuschreiben, wenn Hr. *Br.*, der in der Vorrede so viel dichterischen Sinn verräth, die wenigen Tropfen Lebensbalsam, welche Anakreon in den Kelch unserer Bekümmernisse mischt, in eine eigentliche Latwerge verwandelt hat.

Zum Belege des Gesagten wollen wir nur einige Strophen geben, weil in der That die ganze Übersetzung ein Beleg dazu ist. Wenn Anakreon singt: „Liebliche Taube, woher, woher geflogen?" so finden wir diess, bey Hn. *Br.* so verdeutscht:

> Sprich, von wannen kömmt die Reise,
> Täubchen, schön und wunderhold,
> Was umschwebst du mich im Kreise
> Mit des Glanzes Schimmergold?

„Mit rosigen Kränzen (Od. 6) die Schläfe umwindend, zechen wir heiter lächelnd." Diess giebt die Übersetzung so:

> Die Scheitel umwunden,
> Mit rosigem Schmuck!
> Der Wein soll uns munden,
> Behaglich genug.

„Die Übersetzung strebte nach der hohen, prunklosen Einfalt der schönen Antike, ohne verwegene Umarbeitung ins Moderne und ohne Ergänzungssucht." Wir rufen mit dem Übersetzer aus: „möchte sie es erreicht haben!"

In den beygefügten Erläuterungen ist der richtige Gesichtspunkt, aus der jede Ode betrachtet werden muss, mehrentheils getroffen; doch wird häufig der naive Ausdruck einer Naturempfindung durch einen wortreichen Commentar erläutert. In der ersten Ode z. B. wird der einfache Gedanke: „ich versuchte, Helden zu singen, aber meine Leyer kennt nur die Töne der Liebe," mit einer vier Seiten langen Erörterung beleuchtet, welches den Rec. ansprach, wie die bekannten anatomischen Vorlesungen über einen Braten. — Dabey will uns eine gewisse ächt moderne Delicatesse des Hn. *Br.* nicht gefallen, die ihn z. B. verführt, in der zweyten Ode die Zusammenstellung der weiblichen Anmuth mit einem Löwenrachen und einem Pferdehuf unästhetisch zu finden.

Auch dünkt uns, dass *Ramler* und *Overbeck*, welche doch auf einem ungleich richtigeren Wege waren, als der Vf. selbst, allzu schülermässig von diesem sind zurückgewiesen worden; woran zum Theil eben jene falsche Delicatesse Schuld ist, welche es *saufluftig* findet, wenn Anakreons Täubchen sagt: „*hab' ich genug getrunken*," und welche in dem Ausdruck „*er hat mir versprochen, mich frey zu lassen,*" *Gesindeton*, und in dem Zusatz: „*ich aber will ihm dennoch dienen.*" *Lakayenbonhommie* bemerkt. — Wir bitten einen künftigen Übersetzer, sich durch eine solche wenig aufmunternde Kritik nicht abschrecken zu lassen, sondern auf dem von den älteren Übersetzern, namentlich von *Ramler* und *Overbeck*, betretenen Wege weiter fortzugehen.

DAE.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Schwerin u. Wismar*, b. Bödner: *Die Verbindlichkeit der Eingepfarrten, zum Bau und Unterhalt der Kirchen-, Pfarr- und Küster-Gebäude, besonders bey dem Unvermögen der Kirchen-Ärarien beyzutragen, mit Hinweisung auf das gemeine Recht*, aus mecklenburgischen Kirchen-Gesetzen, aus Urkunden und aus Urtheilssprüchen entwickelt, von dem Hofrath und Kirchen-Procurator *Francke* in Schwerin, mit LIV Beylagen. 1806. 100 S. 4. Die Frage, wem beym Unvermögen der Kirchen-Ärarien die Unterhaltung der kirchlichen Gebäude obliege, ist, besonders in neueren Zeiten, in Mecklenburg der Gegenstand vieler Processe geworden. Der Landesherr, der bey so vielen Kirchen Patron ist, behauptete durch den Kirchen-Procurator: den Eingepfarrten, diese aber erwiederten: dem Patron. Der Verfasser untersucht diess Thema im 1 Abschnitt *nach dem gemeinen Recht*, und entscheidet sie darnach §. 14 dahin: dass in Ermangelung eines Kirchen-Ärarii und der *Beneficiatorum*, nicht *Patronus*, sondern *Populus*, *Parochiani*, den Bau und die Reparatur der Kirchen und übrigen geistlichen Gebäude zu beschaffen verpflichtet sind. Der 2 Abschnitt untersucht: *Wie beantwortet das mecklenburgische Kirchenrecht diese Frage?* Der Vf. entscheidet dieselbe §. 18 und 24 dahin: dass nach dem mecklenburgischen Kirchenrecht

bey allen Reparaturen an geistlichen Gebäuden von den Eingepfarrten Hand- und Spann-Dienste geleistet, dagegen die Baukosten und Baumaterialien bey diesen sowohl als bey neuen Bauten, bey denen Dienste nur da, wo es hergebracht, von der Gemeinde zu prästiren sind, von den Kirchengeldern hergegeben werden müssen, wofern nicht ein Pactum oder ein erweisliches Herkommen die Eingepfarrten mit Entfreyung der Kirchen-Ärarien verpflichtet, dass dagegen aber da, wo die Kirchen-Ärarien unvermögend sind, *in subsidium* nicht *Patroni*, sondern *Parochiani* die Baukosten und Baumaterialien suppeditiren müssen. Der 3 Abschn. enthält: *Prüfung einiger Einwendungen gegen die behauptete subsidiarische Assistenz der Eingepfarrten.* Die Anlagen enthalten LIV hieher gehörige Urkunden.

Da diese Schrift, wie sich aus Form und manchen Aeusserungen z. B. S. 28 schliessen lässt, ihre nächste Bestimmung für ein höchstes Reichs-Gericht, bey welchem eine hier einschlagende Sache rechtsanhängig ist, mithin für eine gerichtlich-pendente Sache hat; so enthält Rec. sich billig seines Urtheils über *Materialia Causae*, und bemerkt bloss, dass das einzige Landesgericht, welches über diese Gegenstände bisher *selbst* gesprochen hat: nämlich die Justizkanzley zu Schwerin, stets die entgegengesetzte Meinung des Vfs., wie er S. 23 und 28 selbst einräumt, angenommen hat. Übrigens gebührt dieser Abhandlung unstreitig das Lob systematischer Vollständigkeit und Genauigkeit.

M — St. St.

Halle, b. Hendel: *Ad novam constitutionem feudalem Megapolensem, Suerini D. XII Febr. M.D.CCCII. emanatam (latam), etc. Declarator-Verordnung wegen der bey Lehensveräusserungen eingerissenden (n) Missbräuche inscriptam* Commentatio, quam — pro summis in utroque jure honoribus consequendis obtulit *Carolus Fridericus Dabelow*, jurium candidatus. 1804. 46 S. 4. (8 gr.)

Die Declarator-Verordnung vom 12 Febr. 1802 hat mehreren Schriften, die sich theils mit ihrer Widerlegung, theils mit ihrer Vertheidigung beschäftigen, die Entstehung gegeben. Unter diesen zeichnen sich *für* dieselbe des Hn. *R. R. Kruger* Betrachtungen über die angegebene Constitution aus, so wie *wider* diess Gesetz, von *Winterfeld* Abhandlung über das Retractrecht der Söhne und Minorennen etc. Dem Vf. vorliegender Dissertation schien das Gesetz eine bessere und gründlichere Vertheidigung, wie die des Hn. *K.*, gegen die letztere Schrift zu erfodern, und daher macht er diess zum Gegenstand seiner Abhandlung. An sich hat Hr. *D.* nun freylich Recht; die Krügerschen Betrachtungen lassen sich der Winterfeldschen Schrift, in Rücksicht auf Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, keineswegs gegenüber stellen, und eine Widerlegung der letzteren, durch einen tiefeindringenden und sachkundigen Mann, würde immer ein sehr verdienstliches Unternehmen seyn. Dagegen hat er aber sehr Unrecht gehabt, diese Arbeit selbst zu unternehmen, denn er ist noch sehr hinter Hn. *K.* zurückgeblieben, ja er hat sogar dessen, wie Hn. *W.*, Schriften nicht hinlänglich benutzt.

Auf den ersten 32 Seiten wird mit unnützer Weitschweifigkeit über die gemeinrechtliche Frage: ob die Söhne des Vaters Schulden übernehmen oder der Erbschaft im Lehen und Allodie entsagen müssen, das oft Gesagte wiederholt, ohne dass dadurch dem Hauptgegenstande im Geringsten naher gerückt würde. Denn die Erörterung dieser Frage hat wahrlich den geringsten Einfluss auf die Beurtheilung der Declarator-Verordnung. Nur die letzten 8 §§. sind dem mecklenburgischen Lehnrechte und der Hauptsache gewidmet. Nachdem Hr. *D.* nämlich mit Recht den unanständigen Ton der Krügerschen Schrift im §. 25 gerügt hat, kommt er auf die, gegen die Legalität der Declarator-Verordnung gemachten Einwürfe des Hn. *v. W.* Sie bestehen im Folgenden: *I. eam ordine confectam non esse, sed tumultuario fere modo, ideoque vim legis habere non posse; II. illam esse non posse constitutionem declaratoriam, cum quae in ea allegantur consuetudines curiae feudalis Magnopolensis (Megapolensis) non extent, sed non satis probatae sint, quam probationem per solum curiae feudalis testimonium effici non posse facile conventum est.* In Rücksicht des ersteren Punkts werden §. 28 die einzelnen Momente der Winterfeldschen Schrift heraus gehoben und §. 29 widerlegt. Die unterlassene Intimation der Constitution auf dem Antecomitialconvent hält Hr. *D.* um deswillen für keinen Grund gegen die Legalität derselben, weil ihre Absicht nur sey, dass die Stände wissen sollten, was auf dem Landtage zur Proposition kommen würde; wäre diess also anderweitig hinlänglich bekannt, so bedürfe es der Intimation nicht (!!?). Das zweyte Argument des Hn. v. *W.* findet er selbst um so erheblicher als es Hn. R. R. *K.* im geringsten nicht gelungen seyn soll, den erfoderlichen Beweis, der ihm auch ziemlich unerheblich scheint, zu führen. Er sagt: *Me quidem haec omnia non curant, quum constitutio documentis a Krugero prolatis non innitatur, et nequidem ad illa se referat sed in genere consuetudinibus feudalibus Megapolensibus, atque has unice spectat.* Seine Gründe für die Constitution vom 12 Febr. 1802, als Declarator-Verordnung trägt er §§. 31 32 und 33 vor. §. 31 heisst es: *supra a nobis probatum est, neque jure feudali Longobardico, nec Germanico filiis Vasalli, qui feudum antiquum alienavit, jus revocandi et retrahendi competere, sed haec jura ad agnatos tantum scil. sic dictos s. a latere venientes pertinere, et pro his solis introducta esse. Exceptionem a regula in universa Germania agnita, in terris Megapolensibus locum habuisse, eo minus defendi potest, cum 1) feuda Magnopolensia Germanicae quoque originis sint; 2) potestas vasallorum de feudis disponendi, hic latior sit, quam in aliis Germaniae provinciis et denique 3) in ducatu Magnopolensi etiam reperiatur vetus illud jus protimiseos agnatorum pro his solis, qui a latere veniunt, introductum, quod omne jus revocandi et retrahendi filiorum excludit.* Es soll ferner älteres deutsches Recht seyn, dass das agnatische Revocationsrecht nur dann begründet wird, wenn ihnen das Lehen beym Verkauf nicht offerirt ist, und daraus wird §. 32 der Schluss gezogen, dass es auch für eine mecklenburgische Observanz zu halten sey. Am Ende werden die Gründe für die Constitution in folgende drey Haupt-Argumente zusammengefasst: 1) Sie enthalte nichts, was nicht den Grundsätzen des älteren deutschen Lehenrechts conform und der Natur mecklenburgischer Lehen anpassend sey. 2) Eine entgegenstehende Gewohnheit sey unerweislich; und 3) die Grenzen einer Declarator-Verordnung wären nicht überschritten.

Man sieht, Hr. *D.* bringt das, was erst erwiesen werden soll, unter die Gründe selbst. Wie dürftig und unzureichend die ganze Vertheidigung überhaupt ist, wird dieser kurze Auszug der im schlechtesten Latein verfassten Schrift hinlänglich lehren.

R. D. T.

Schwerin, b. Bärensprung: *Das Präsentations-Recht bey Pfarrbesetzungen des Fürstenthums Schwerin; ein Beytrag zum mecklenburgischen geistlichen Recht*, mit XL. Beylagen. 1801. 44 S. 4. Das, den Herzogthümern Meklenburg nicht incorporirte, vormalige Bisthum, gegenwärtige Fürstenthum *Schwerin*, hat in mehreren Hinsichten eine von der der ersteren abweichende Verfassung. Zu den Abstimmigkeiten derselben gehört, nach vorliegender Schrift, auch die, in besagtem Fürstenthum der Regel nach Statt findende, Solitär-Präsentation bey Pfarrbesetzungen, welche in den Herzogthümern Mecklenburg in der Regel unzulässig ist. Dem Beweise dieser Abweichung ist die gegenwärtige Schrift gewidmet. Ihr Vf. ist, öffentlichen Anzeigen nach, der Regierungsrath *Rudloff* in Schwerin, welcher wegen seines im Fürstenthum belegenen Guts Moisall dieses Gegenstandes halber mit den Guts-Hintersassen in einen Rechtsstreit vor dem Hof- und Land-Gericht zu Güstrow verwickelt war. Von diesem Verfasser ist das Publicum schon Gründlichkeit und Vollständigkeit gewohnt; sie bezeichnet auch die vorliegende Schrift, welche das Gepräge einer Streitschrift kaum an sich trägt.

M — St. St.

Neue Auflagen.

Königsberg, b. Nicolovius: *Lehrbuch der Apothekerkunst*, von *Karl Gottfr. Hagen*, der Arzneygelahrtheit Doctor, und ordentlichem Prof. auf der Universität zu Königsberg, königl. preuss. Hofapotheker, des Collegii Sanitatis Assessor, der röm. kaiserl. Akademie der Naturforscher, der Berlinischen naturforschenden, der Russisch-Kaiserl. ökonomischen zu St. Petersburg, und königl. ostpreussisch-physikalisch-ökonomischen Gesellschaft zu Morungen Mitglied. Erster Th. Sechste rechtmässige und verbess. Ausgabe. Mit kurfürstl. sächs. gnädigstem Privilegium. 1806. 618 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 AUGUST, 1806.

MEDICIN.

Dresden, auf Kosten d. Vfs.: Dr. *Friedrich August Röbers*, Mitglied des kurfürstl. sächsis. Sanitäts-Collegii etc. *Von der Sorge des Staats für die Gesundheit seiner Bürger.* 1805. 958 S. nebst Register. 8. (4 Rthlr.)

Uebersieht man mit Einem Blicke die Menge Schriften, die bisher über Sanitätspolizey erschienen; so kann man es sich leicht erklären, warum die meisten nicht das Gute bewirkten, das ihre Vff. beabsichtigten. Offenbar dehnten sie den Umfang der Staatsarzneykunde zu sehr aus, schweiften oft in das Gebiet anderer Wissenschaften, besonders der Moral, mutheten den Regenten und obersten Staatsdienern zu viel an, machten Vorschläge, die zum Theil unausführbar waren, übersahen den Unterschied zwischen der gesetzgebenden und der Polizey-Gewalt, sonderten das, was in Ansehung der öffentlichen Gesundheit lediglich der Fürsorge der Obrigkeit überlassen werden muss, nicht genau von dem, was jeder Privatmann zu seinem und seiner Mitbürger Besten, ohne Mitwirkung der Polizey zu beobachten hat. Ein großes Verdienst hätte sich Hr. *Röber* erworben, wenn er mit der Freymüthigkeit, womit er hier einige Polizeygebrechen aufdeckt, das Streben, jene Fehler zu meiden, verbunden hätte. Leider! muss Rec. gestehen, dass er in vorliegender Schrift nicht alles so, wie er bey der Ankündigung des Plans dazu erwartete, gefunden. Der Vf. widmete sie allen, für die Gesundheit ihrer Unterthanen besorgten, Regenten. Werden aber wohl diese ein Werk, worin ausser mehreren längst bekannten Wahrheiten, und von anderen oft geaußerten frommen Wünschen, manche unreife Ideen in einem anmaßsenden Tone, mit ermüdender Weitläuftigkeit und Wiederholung, in einer oft nachlässigen, bald der Sprache eines patriotischen Redners, bald dem gewöhnlichen Actenstile ähnlichen Schreibart, vorgetragen sind, besonderer Aufmerksamkeit würdigen? So sehr dieses zu bezweifeln ist, so sehr musste der Vf. als er bey mehreren Gelegenheiten seine Geschicklichkeit, Thätigkeit und Uneigennützigkeit rühmte, Obrigkeiten hingegen Eigendünkel und Eigennutz zum Vorwurf machte, fürchten, dass einige gute Vorschläge unerfüllt bleiben würden.

Das Ganze zerfällt in zwey Hauptabtheilungen. Die erste fasst in sich die Staatsdiätetik, oder die Sorge des Staats für die Entfernung aller, der Gesundheit der Menschen und ihrer benöthigten Thiere oftmals nachtheiligen Umstände; die zweyte handelt von den Medicinalanstalten, oder von den Verfügungen zur Besorgung wirklich erkrankter Menschen und Hausthiere.

Mit besonderem Fleiss ausgearbeitet ist der Abschnitt von der Sorge des Staats für hinreichende Menge und Wohlfeilheit der Speisen. Er hätte besonders abgedruckt, und den kursächsischen Landständen bey dem jüngst geendigtem Landtage zur Beherzigung übergeben zu werden verdient. Wichtig ist unter anderen der Vorschlag: dass jedem Landwirthe auferlegt werde, die Hälfte der auf seinem Grundeigenthum liegenden, jährlich zu entrichtenden Geldabgaben, in wahrem, gutem Getreide verschiedener Art und — wenn nicht für den, zur Zeit der Bestimmung oder Anlegung der Abgaben gewöhnlichen, doch wenigstens für den noch vor zehen Jahren hinlänglich geachteten Preis, in das ihm anzuweisende nächste Magazin zu liefern. Wie viele Hindernisse aber setzen sich in den meisten Ländern der Ausführung dieses Vorschlags entgegen! Man denke nur an die Schwierigkeiten bey der vorher zu veranstaltenden, gleichern und verhältnissmäfsigern Vertheilung der Steuern, das Kostspielige der Erbauung sehr großer Vorrathshäuser nicht zu erwähnen. — Um den, bey den gewöhnlichen Bierbrauen sehr oft eintretenden, auch schon durch die schlechte Aufbewahrung der Hopfenvorräthe entstehenden Schaden auszuweichen, und sich ein stets gleich hopfenreiches Bier zu verschaffen, empfiehlt der Vf. statt des Hopfenabkochens eine Auflösung eines gut bereiteten Hopfenextractes. Die Zubereitung desselben aber sollte wohl eher einem Apotheker, als einem Brauer überlassen werden. Als Ursachen der drückenden Fleischtheuerung führt der Vf. ausser Viehseuche und Krieg folgende Umstände an: den zu sehr gestiegenen Preis des Getreides, die verminderte oder durch Abgaben zu sehr erschwerte Herbeyführung des ausländischen Schlachtviehes, die vermehrte Fleischconsumtion auf dem Lande, die Gewohnheit, statt der endlich als Schlachtvieh zu benutzenden Zugochsen, Pferde zu halten, das zu frühzeitige Abschlachten der Kälber. Gewinnsüchtige Fleischer werden mit dem Vf. zufrieden seyn, dass er sie hier nicht mit aufgeführt hat.

Noch einige Bemerkungen mögen beweisen, dass Rec. die ganze Schrift nicht flüchtig durchblättert hat. Das Räuchern mit Wachholderbeeren in Wohnungen, die unter Wasser gestanden, verwirft der Vf.; warum aber empfiehlt er nicht an dessen Statt die salzsauren Räucherungen in solchen Häusern? Mit Recht erin-

nert er, dafs das Behauen der Bauhölzer von den Zimmerleuten nicht auf den Strafsen, fondern in befonderen Zimmerhöfen, das Steinebehauen von den Maurern und Steinmetzen nie im Freyen, fondern in befonders dazu erbaueten Hütten, das Ausbrennen und Auspechen der Fäffer von den Böttchern nicht in engen und fehr gangbaren Strafsen, das Befchlagen der Pferde von den Schmieden in den Hofen ihrer Häufer gefchehen dürfe: noch hätte er hinzufetzen follen, dafs auch die Holzfpalter in die Hofe der Häufer zu verweifen find. Bey Erwähnung der Mittel, die zur Rettung der in Feuersgefahr gekommenen Menfchen und Thiere anzuwenden find, hätte gezeigt werden follen, wie nöthig es fey, dafs Ärzten und Wundärzten es zur Pflicht gemacht werde, bey Feuersbrünften fchnell gegenwärtig zu feyn. — Parfümirte oder fonft z. B. nach Stiefelwichfe riechende Perfonen follen in Kirchen gar nicht geduldet werden. Um die Urfachen der Luftverderbnifs in Kirchen zu mindern, follte man nicht mehr dafür forgen, dafs die öftern Räucherungen und das Brennen fehr vieler Lichter in katholifchen Kirchen eingefchränkt würden? Auch wäre zu wünfchen, dafs folchen Perfonen, die zu hyfterifchen Zufällen, Ohnmachten, Epilepfie u. a. dgl. geneigt find, befondere Plätze in Kirchen und Schaufpielhäufern angewiefen würden. — Gymnaftifche Übungen empfiehlt der Vf. nicht zu öffentlichen Beluftigungen der Jugend: auch dann nicht, wenn fie unter Auffsicht einfichtsvoller, erfahrner Männer gefchehen? — Er glaubt, dafs in jedem cultivirten Staate ein auf ewige(?) Zeiten gültiges Gefetz nöthig fey, durch welches die Vaccination, fo wie die Befchneidung, zu einer religiöfen Ceremonie gemacht und anbefohlen würde, dafs jeder Menfch vor dem Verlaufe des dritten Jahres fchlechterdings müffe vaccinirt worden feyn. Wünfcht aber wohl auch der Vf., dafs fich künftig alle Lehrer der Religion mit dem Impfen der Schutzpocken befaffen möchten? — Die Vorfchläge zur Verminderung der Luftfeuche find zum Theil fehr fonderbar: z. B. man ertheile jeder Weibsperfon, welche einen wirklich venerifchen Mann anzeigt, ohne fich mit ihm nachher abgegeben zu haben und angefteckt worden zu feyn, als Prämie, das nämliche Geld, welches auf derfelben Cur hätte müffen gewendet werden. Welchen Fleifs werden nun künftig manche Frauensperfonen zur Entdeckung venerifcher Krankheiten anwenden! Im Kapitel von der Sorge gegen Vergiftungen hätte der Vf. nicht vergeffen follen, die fchädlichen Farben an manchen Conditorwaaren zu rügen. — Schriften, welche blofs zur Empfehlung gewiffer Geheimmittel verfertigt werden, follen eben fo, als die Geheimmittel felbft, zu verkaufen verboten feyn. Hat nicht aber der Vf. felbft vor Kurzem im Dresdner Wochenblatte bekannt gemacht, dafs er ein fogenanntes Specificum gegen die Epilepfie befitze? — Hr. R. verlangt ferner, dafs man an Armen und Gehirne richtig organifirte Frauensperfonen in allen zur Geburtshülfe erforderlichen Kenntniffen gehörig unterrichte, ihnen nach vorgängiger Prüfung das ganze(?) Entbindungsgefchäfte übertrage, und fie nur in weiterer Behandlung der Wöchnerinnen und Kinder an Ärzte verweife, dafs man keine Operateurs, welche fich in einzelnen Fällen eine befondere mechanifche Fertigkeit erworben, geftatten, fondern, dafs alle Chirurgen und Geburtshelfer zugleich völlig legitimirte Ärzte feyn follen(??) — Die Regeln, die zur Befolgung in Apotheken empfohlen werden, find gröfstentheils zu billigen. Unter anderen will der Vf., dafs alle, aus fremden Orten ankommenden, Arzneykörper in Gegenwart eines Gefundheitsbeamten ausgepackt, und die fchlecht gefundenen fogleich zurückgelegt werden, dafs dem Aufseren nach, ähnliche und defshalb leicht zu verwechfelnde Arzneyen nicht neben einander ftehen follen. (Um mehrere Medicamente gefchwinder zufammenzufetzen, wäre es rathfam, dafs in Apotheken diefe und jene Arzneyen, welche die an einem Orte prakticirenden Ärzte und Wundärzte oft in Einem Recepte zufammen zu verfchreiben pflegen, neben einander geftellt würden.) Eine jede in Apotheken gefertigte Arzney foll mit dem Namen des Patienten bezeichnet werden. (Es ift leicht zu begreifen, dafs diefes nicht immer fchicklich ift, und dafs nicht alle Verwechfelungen und Irrthümer beym Einhändigen und Gebrauche der Arzneyen dadurch vermieden werden können.)

An verfchiedenen Stellen erwähnt der Vf. mehrere Mängel und Fehler bey der öffentlichen Gefundheitspflege in Dresden. Merkwürdig ift unter anderen, was er S. 161 von den in diefer, als fehr reinlich bekannten, Stadt herrfchenden Unfauberkeiten fagt. Auch der Entwurf, den er zu einer dafelbft zu errichtenden Arzneyfchule macht, verdient Aufmerkfamkeit. Durch Verpflanzung der medicinifchen Facultät der Univerfität Wittenberg nach Dresden, und durch Vereinigung derfelben mit dem dafigen *Collegio medico-chirurgico* follen in Sachfen mehrere gute Ärzte, als bisher, gebildet werden. Je beträchtlicher der Verluft ift, den jene Facultät feit einiger Zeit durch den Abgang verdienter Lehrer, eines *Leonhardi*, *Kreyfig*, *Horn*, erlitten: defto mehr wäre zu wünfchen, dafs ein folcher Vorfchlag bald in Erfüllung ginge.

E — *a*.

FRANKFURT a. M., in d. Andreäifchen Buchh.: *John Brown's fämmtliche Werke.* Erfter Band. Auch unter dem Titel: *John Brown's Anfangsgründe der Medicin.* Herausgegeben von Dr. *Andr. Rofchlaub.* Erfter Band. 1806. gr. 8.

Hr. *Rofchlaub*, der fich bereits fo manche Verdienfte um das Brownfche Syftem erworben hat, indem er daffelbe theils durch feine unablaffigen und unermüdeten Erläuterungen, Beleuchtungen, Kritifirungen und Bereicherungen mehr zu vervollkommnen, theils durch feine polemifchen Waffen kräftig gegen alle Anfechtungen der Gegner zu fchützen, und durch wiederholte Siege zur Alleinherrfchaft zu erheben fuchte, fetzt diefen Verdienften dadurch die Krone auf, dafs er uns gegenwärtig mit einer Überfetzung der fämmtlichen Werke des genialen Schotten erfreut. Dafs Hr. R. diefem Unternehmen in feinem ganzen Umfange

gewachsen sey, hat er durch die That bekräftigt; der vorliegenden Übersetzung wird man unstreitig den Preis vor allen bisher erschienenen zuerkennen, sowohl was den Plan der ganzen Anordnung, als auch was die richtige Darstellung des Sinnes des Originals betrifft. Hr. *R.* hielt sich bey dieser Übersetzung vorzüglich an die Edinburger lateinische Originalausgabe, nahm aber zugleich auf *Beddoes* englische Ausgabe, und auf alle bisher erschienenen deutschen Übersetzungen Rücksicht. Anmerkungen fügte der Übersetzer nur wenige bey, und diese betreffen immer nur besondere Lesarten des lateinischen Originals; er macht uns aber Hoffnung, am Schlusse der Übersetzung einen Commentar hinzuzufügen, in welchem dasjenige abgehandelt werden soll, was er über mehrere Stellen dieses Werks zu erinnern und zu erläutern habe. In der kurzen Vorrede zu dieser Schrift bemerkt Hr. *R.*, dass er desswegen Alles von *John Brown* Herrührende in dieser Übersetzung aufgenommen, weil es nöthig sey, das Ganze zu kennen, um sich mit dem Gange und innerem Zusammenhange der Brownschen Lehre vertraut zu machen. Bey dieser Gelegenheit stimmt Hr. *R.* jenes so oft von ihm gehörte Klaglied wieder an, dass bis auf diesen Tag viele Gegner des Brownianismus das System in seinem ganzen Umfange und wesentlichen Inhalte gar nicht kennten, dass sie meistens einzelne, aus ihrem Zusammenhang gerissene, sogar ganz verdrehte Stellen für das System hielten, nicht selten eigends gebildete Phantome für dasselbe ausgaben, und dagegen Krieg führten u. s. w. Dieser Vorwurf soll nun auch die neuesten Gegner der Brownschen Lehre — die Naturphilosophen treffen, über welche Hr. *R.* so entrüstet ist, dass er den von ihnen, gegen das Brownsche System begonnenen Krieg, mit jenem des *Don Quixote* gegen die Windmühlen geführten in Parallelismus setzt. Sollte die Naturphilosophie auch, wie Hr. *R.* merken lasst, *für ihn* eine Donquixotiade seyn: so bleibt es doch sehr auffallend, dass, da er selbst kaum von der Rosinante herabgestiegen ist, schon den Reuter und das Pferd schimpft, ein blinder Bileam wird, und so von Pferde auf den — kommt!

Wenn bey dieser Stimmung an Hn. *R.* noch etwas auffallend seyn könnte, so wäre es die Paradoxie, dass er seit einiger Zeit mit so vielem Eifer die heiligen Väter studirt, und daraus die Naturphilosophie zu deduciren sucht, wofür folgende Stelle in dem neuesten, ewig denkwürdigen Stücke seines Magazins, einen interessanten Beleg abgiebt: „dass, wenn es eine Naturphilosophie gebe, die ersten Hauptzüge derselben in Moses, den Propheten, und in den übrigen heiligen Büchern zu suchen seyn, und *nirgends* anders!" — Hieraus sollte man fast schliessen, dass bereits mehreres von dem prophetischen Geiste dieser heiligen Männer auf Hn. *R.* übergegangen sey!

Warum sich Hr. *R.* unter allen diesen Propheten und heiligen Männern just den, vor seiner Bekehrung so lockeren Gesellen, den heiligen *Augustin*, zu seinem Schutzpatron erwählt hat, bliebe ganz unbegreiflich, wenn hierüber nicht eine Auflösung in dem bekannten Liede zu finden wäre: *O du guter Augustin!!* SS.

München, b. Lentner: *Über Bäder im allgemeinen und Bayerns kunstlose Heilbäder insbesondere.* Ein Versuch von Dr. *Seiz.* 1804. 117 S. kl. 8. (8 gr.)

Die rohe Empirie und manchmal die Charlatanerie, womit die sogenannten Mineralbäder in dem Vaterlande des Vf. (und vermuthlich da nicht allein) empfohlen, gebraucht und vernachlässigt werden, veranlasste gegenwärtigen Versuch. Der Vf. adoptirt bey seinen Untersuchungen über die Bäder im Allgemeinen und ihre Wirkung auf den menschlichen Organismus die Grundsätze der Erregungstheorie, und man muss ihm einräumen, dass er nach dieser Ansicht seinen Gegenstand gut bearbeitet habe, obwohl die bisherige Erregungstheorie über manche Dinge zu schnell abspricht, welche noch einer anderweitigen Untersuchung bedürfen. Rec. setzt daher den Behauptungen des Vf. einige Erinnerungen entgegen, welche er für die richtige Beurtheilung des Gebrauchs der Bäder nicht gleichgültig hält. Bad nennt der Vf. einen äusserlich zu applicirenden, zunächst auf die Haut, das Einsaugungs- und Ausdünstungssystem und die grosse Nervenverbreitung derselben, u. s. w. und von da mittelbar auf den übrigen Organismus wirkenden Einfluss. Dieser Begriff ist zu weit, und unterscheidet das Bad nicht von den Einreibungen, Überschlägen u. dgl. Das für den Gebrauch der Bäder aufgestellte Axiom ward jederzeit von den Ärzten anerkannt, nämlich: dass die gehörige Würdigung des jedesmaligen Zustandes des Organismus, und vorzugsweise des Hautorgans, sowie der Erfolg, das Wohlbefinden, oder bey Kranken die Minderung des Übelseyns, den Gebrauch der Bäder nach allen ihren Modificationen regeln müsse; nur die Subsumtion unter diesem Axiom war nicht immer die richtigste, besonders je mangelhafter die Kenntniss des Organismus war, worin auch wir noch nicht im Reinen sind. Der Vf. giebt richtig an, dass ein schwächlicher Mensch von dem Gebrauche eines kalten Bades in Übelbefinden verfalle, da dem kräftigen Manne das nämliche Bad wohl bekomme; dass im Gegentheile das warme Bad dem schwächlichen zuträglich, und dem robusten leicht nachtheilig sey. Wenn aber auch die Beobachtung diese Thatsachen bestätigt, so sind sie doch nicht hinreichend, um Vorschriften sowohl für den Hygieneten als den Heilkünstler daraus abzuleiten, welche allgemein gültig wären; wenigstens müssten diese Regeln immer bedeutende Ausnahmen gestatten. Noch immer ist die Streitfrage: wie wirkt die Wärme und die Kälte auf den thierischen Körper? nicht befriedigend entschieden. Die Wirkung der Bäder auf das Einsaugungs- und Ausdünstungssystem, auf die Nervenverbreitung der Haut, und dadurch gesetzte Wechselwirkung mit anderen Organen zu erörtern, darin lässt sich der Vf. nicht ein, und die Rücksicht allein, ob Wärmestoff entzogen oder zugesetzt werde, ist viel zu oberflächlich, um richtige Regulative darbieten zu können. Der organische Körper ist keines unmittelbaren Zusatzes von Wärmestoff

fähig, sowie ihm dieser nicht unmittelbar entzogen werden kann, so lange er seine organische Integrität behauptet; alle Wärme wird durch die eigenthümlichen Processe im Organismus erzeugt, und andere gleichfalls eigenthümliche Processe dienen dazu, Wärmestoff aus dem Körper auszuscheiden. Es ist Erfahrungssache, dass der gesunde Mensch in der grössten Hitze und in der grössten Kälte seine eigenthümliche Temperatur behaupten könne; die vermehrte oder verminderte Wärmeerzeugung oder auch Ausscheidung des Wärmestoffs kann nur von Veränderungen in den Functionen abhängen, und auf diese Veränderungen muss Rücksicht genommen werden, wenn man die Wirkung der Wärme und Kälte bestimmen will. Und dieses letztere mag so leicht nicht seyn, sowie überhaupt die Bestimmung der Wirkung der äusseren Einflüsse, da im Organismus eine so sehr zusammengesetzte Wechselwirkung Statt findet. Um so oberflächlicher muss sich die Behauptung: die Kälte oder das kalte Bad schwäche, erweisen, wenn sich der Gegensatz der Organe und organischen Systeme bestätigt, für welchen die Physiologen triftige Beweise geliefert haben. Es wird also derselbe Einfluss für das eine System als negativ, oder, wie die Erregungstheorie sich ausdrückt, Reiz entziehend, und für das andere positiv seyn. Eine gründliche Untersuchung wird uns demnach dahin führen, dass das kalte Bad dem Nervenschwachen nachtheilig, und dem an Atonie des Muskelsystems leidenden zuträglich sey. Der Vf. empfiehlt das kalte Bad bey allen Formen der Hypersthenie, besonders denen, zu deren Bildung schädliche Einflüsse auf die Haut beytrugen; doch findet er es nur in den ersten Stadien, dem der Opportunität und der Entwickelung, entschieden heilsam, später nimmt er es selbst als nachtheilig an. Gesetzt auch, die kalten Bäder seyen in dieser Klasse von Krankheiten dienlich, welches hier viel zu allgemein behauptet wird: so wird doch ihre Anwendung die grösste Behutsamkeit erfodern, besonders wenn man die Hypersthenie in den einzelnen Organen als graduell verschieden annimmt: was könnte dann geeigneter seyn, örtliche Entzündung hervorzubringen, als das kalte Bad? Der Vf. glaubt, dass man durch selbiges schnell jene Hypersthenien zu heben im Stande sey, welche durch eine plötzliche, sehr beträchtliche Vermehrung der absoluten Gewalt des Incitaments entstehen, und schnell in indirecte Schwäche überzugehen drohen, nämlich vom gähen Zorne oder anderen gewaltig exaltirenden Affecten, Übermasse geistigen Getränks u. dgl. Um so passender scheint ihm dieses Mittel, wenn die Einflüsse zunächst auf die Haut und deren benachbarte Theile wirkten, wie Sonnenhitze, heftige Bewegungen. In dieser Meinung hat er wohl die gesammte Erfahrung gegen sich, und es möchte sehr leicht seyn, diesen schädlichen Irrthum auch durch andere Gründe zu widerlegen. Über die Anwendung der warmen Bäder gegen Asthenien, sucht er sich etwas bestimmter zu erklären. Eine kurze Geschichte der Bäder macht den Übergang zur Betrachtung der kunstlosen Heilbäder. Diesen Namen wählt er statt des bisher gewöhnlichen: Mineralbäder, um sie, als einzig bestimmt für den Gebrauch des Heilkünstlers von simplen Bädern, welche auch in das Gebiet des Hygieneten fallen, und von den künstlich bereiteten Heilbädern zu unterscheiden. Die kurzen Aphorismen über die kunstlosen Heilbäder im Allgemeinen, enthalten nichts Eigenthümliches. Der dritte Abschnitt enthält eine kurze Aufzählung der kunstlosen Heilbäder Bayerns, 18 an der Zahl; bey jedem werden die vorzüglich vorwaltenden Bestandtheile angegeben, womit der Arzt nicht zufrieden seyn wird, indem nur chemische Analysen das Verhältniss der Bestandtheile richtig angeben, nicht allgemeine Urtheile ohne eigene Prüfung. Sollten aber auch diese Angaben für den Arzt hinreichen, um zu bestimmen, welchen Badeort er seinen Kranken empfehlen könne: so würde es gewiss nicht überflüssig gewesen seyn, auch etwas von den Anstalten zu sagen, welche sich vorfinden, von der Bequemlichkeit, den Vergnügungen, der Frequenz der Curgäste, welche Umstände, wie der Vf. selbst einigemal erinnert, nicht so unbedeutend sind.

nt.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Braunschweig*, b. Fleckeisen: *Tabellarische Anweisung zu gerichtlichen Leichenuntersuchungen für gerichtliche Ärzte und Wundärzte und für Rechtsgelehrte*, von *L. A. Kraus*. 1804. 16 S. 8. (nebst einem Umschlag.) (1 St. 2 gr. 10 St. 16 gr.) Wer Dr. *Ackermanns* tabellarische Übersicht bey gesetzmässigen Leichenöffnungen schon besitzt und gehörig zu benutzen weiss, wird vorliegende Schrift leicht entbehren können. Der einzige Vorzug, welchen diese vor jener hat, besteht in einer weitläuftigern Auseinandersetzung der chemischen Mittel, die bey Vergiftungen anzuwenden sind. Der Vf. befürchtet nicht, wie *Hahnemann* und *Roose*, dass man den Geruch der Salz- und Phosphorsäure, des Harnsalzes, des brennenden Zinks mit dem Geruche des brennenden Arseniks verwechseln könne. Wer diese Gerüche einmal, gleichzeitig unterschieden habe, würde bey gesunden Geruchsorganen niemals wieder in Versuchung gerathen, ihre Verschiedenheit zu verkennen. In einem Theil der filtrirten Flüssigkeit, welche bey Verdacht einer Vergiftung im Magen und in den Gedärmen gefunden worden, soll man mit verdünnter Salzsäure oder auch nur mit einer Auflösung von salzsauren Natron getränktes, ungeleimtes, weisses Papier tauchen. Nimmt dasselbe, während es an einem hellen Orte trocken wird, eine violette Farbe an, so ist dieses ein sicheres (?) Zeichen, dass ein leicht lösbares, gefährliches Silbersalz, wahrscheinlich salpetersaures Silber in den zu prüfenden Flüssigkeiten enthalten sey. Ein schwärzlich-grüner Niederschlag, welchen eine zu denselben hinzugesetzte, gesättigte Auflösung von reinem Kali hervorbringt, soll ebenfalls auf salpetersaures Silber deuten. — Dass bey äusseren Verletzungen gemachte Heilungsversuche berührt worden, ist zu billigen: warum aber ist bey der Untersuchung der Gifte nichts von den angewendeten Gegengiften erwähnt worden? Selten vermisst man die gehörige Ordnung. Auf Vorfälle wird bey der inneren Untersuchung des Unterleibes, nicht bey der äusseren, Rücksicht genommen. (?)

eca.

Kopenhagen u. *Leipzig*, b. Schubbothe: *Medicinisch-chirurgisches Journal*, von *Dr. Joh. Clemens Tode*. V Bd. I Heft. 1800. 90 S. II Heft. 1801. 116 S. III Heft. 1802. 77 S. IV Heft. 1804. 84 S. 8. Das merkwürdigste ist, dass Hr. *Tode* das Alter der Kuhpocken (III Heft S. 77) in das Jahr 1765 versetzt, in welchem in Holstein von den Landsleuten als eines Verwahrungsmittels gegen die Pocken von ihnen Erwähnung geschieht, er beruft sich auf die *Glückstädtischen Anzeigen* jenes Jahrs. Bekanntlich hält Hr. Dr. *Faust* (Reichsanzeiger Nr. 246. 1804.) die in den Göttinger allgemeinen Unterhaltungen vom Jahre 1769 S. 306—312 enthaltene Nachricht für die älteste Urkunde.

J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 AUGUST, 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Halle, in d. Rengerschen Buchh.: *Elegieen und vermischte Gedichte*, von *C. A. Tiedge*. Erstes Bändchen. Zweyte verbesserte Auflage. 1806. VI u. 220 S. 8. (1 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: *Gedichte von Frau Elisa von der Recke, geborne Reichsgräfin von Medem*, herausgegeben von *C. A. Tiedge*. Mit Compositionen von *Himmel* und *Naumann*. 1806. XII u. 140 S. 8. (16 gr.)

Von den Dichtern, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts die *Gleimsche* Schule bildeten, hat keiner die Aufmerksamkeit seines Publicums sich im neunzehnten so zu erhalten gewusst, als *Tiedge*. Die mächtige Reform, welche im Gebiete der Kunst, von *Winkelmann* und *Lessing* vorbereitet, und von *Goethe* und *Schlegel* durchgeführt, in den letzten zwanzig, beiden Jahrhunderten zugehörigen, Jahren vorging, machte auch der halberstädter Sängerschule ein Ende, welche mehr durch den warmen Enthusiasm ihres Archonten, als durch den wirklichen Geist der Poesie belebt, funfzig Jahre hindurch auf die Bewahrung der Heiligthümer des Pindus Ansprüche gemacht hatte. Schon vor *Gleims* Tode war eigentlich der vorher so bekannte Bund vernichtet, aus welchem mehrere durch den Tod hinweggerissen, andere von ehrsüchtigen Truggestalten gelockt, die prometheischen Kampfspiele verliessen, ohne die Fackel brennend ans Ziel gebracht zu haben, noch andere, durch das Gefühl der inneren Kraftlosigkeit zu Boden gedrückt, in eine lethargische Abspannung versanken, oder wohl gar als unwürdig den traulichen Kreis hatten verlassen müssen.

Ganz dem Geiste der Schule gemäss trat *Tiedge*, nachdem er vorher anonym einige ganz unbedeutende Ausstellungen gewagt hatte, unter *Gleims* Ägide mit — Episteln hervor. *Gleim* schrieb Episteln, und mit und an und nach ihm *Ebert*, *Jakobi*, die *Karschin*, *Klamer Schmidt* und *Göckingk* und *Michaelis* und *Fischer*, bis auf *Sangerhausen* herunter. Und was gaben denn alle diese Männer in ihren Episteln, was wirkten sie durch dieselben für Kunst und Poesie? — Die Beantwortung dieser Fragen wird richtiger den Gang der poetischen Bildung dieses Kreises bezeichnen, als wenn man den *Sulzer* und *Eschenburg* zur Hand nimmt, um den wahrhaften Glaubensartikel *Epistel* nachzulesen. — Philosophische Ansichten des Menschenlebens, Scherz und Freundschaft waren das Thema, welches an dem Faden der gesellschaftlichen Conversation und des Reimes durchgeführt und variirt wurde, und man gefiel sich vorzüglich in dem Streben nach den leichtesten metrischen Formen. Fast alle jene Episteln verlieren nichts von ihrem Werthe, sondern werden erst dann in ihre eigenthümliche Sphäre versetzt, wenn man sie, ohne allen Rückblick auf Dichtkunst, als foderungslose Herzergiessungen civilisirter Männer gegen einander betrachtet, welche nur ein zufälliges Missverstehen des Wortes in die Region der Poesie wies.

Wie in den neuesten Zeiten die modernen Dichtungsformen der südlichen und westlichen europäischen Nationen zur Schulform gestempelt wurden: so wählte man damals die Epistel, und *Tiedge*, von *Gleim* mit vollherziger Freundschaft aufgenommen, wählte diese Dichtart, um seinen poetischen Charakter auszusprechen. Sehr natürlich war es, dass jeder Epistelschreiber aus dieser Mitte in seinen Ausstellungen seine Individualität markirte. Wie *Göckingk* den horazischen Briefen nach einer beschränkten Ansicht nacharbeitete, wie Kl. *Schmidt* theils Petrarka's Bilder, theils Katulls scherzende Lieblichkeit zum Muster wählte, wie *J. G. Jakobi* aus der civilisirten französischen Poesie seine leichte Anmuth entlehnte, wie zuerst *Gleim* den Enthusiasm der Deutschheit, den Triumph der Freundschaft, und den preussischen Patriotism besang: so stellte sich *Tiedge* zwischen Juvenal und Horaz, indem er von diesem die feine Urbanität, von jenem die Züchtigung der Thorheit copiren wollte. Ein trüber Ernst, der Sohn der inneren Unzufriedenheit, erzeugte einen Mangel an wahrer poetischer Harmonie, und gab seinen Gemählden oft ein youngsches Colorit. In der Tiefe seines Geistes ahndete er eine höhere Tendenz der Kunst; aber es mangelte ihm die Kraft, diese in seinen Schöpfungen zum klaren Bewusstseyn zu rufen. So erblicken wir ihn bey der Herausgabe des ersten Bandes seiner Episteln (Göttingen 1796). Um diese Zeit wurde es vorzüglich bemerkbar, dass *Tiedge's* Genie von dem strenge begrenzten und genau in sich selbst geschlossenen Wesen eines poetischen *Ganzen* nicht einmal eine Ahndung hatte, und alles vereinigte sich, ihn, den Unruhigsuchenden und den rastlos nach einem ungewissen Ziele Strebenden, nie auf dem Wege der inneren Bildung auf diesen wesentlichen Mangel seiner poetischen Ansichten hinzuleiten. Die gehaltvollsten Bilder, aus deren Gestalten ein wahrer Künstler lebensreiche, romantische Schöpfungen hervorzurufen im Stande gewesen wäre, verlieren bey ihm jeden Werth,

indem er sie, wie rhetorische Formen, neben einander stellt, und oft mit mehr Witz, als die Poesie gut heisst, zusammenfasst. So erhalten sie den Anschein von poetischen Collectaneen, die, sie mögen Episteln, Lieder, Elegieen oder wie sonst, getauft seyn, hierin Einen Vater und Einen Geist verrathen. Daher wurde es ihm leicht, ein für den wahren Künstler ohnmögliches Problem zu lösen, indem er aus drey Episteln Eine machte, und in ein Gedicht von zwanzig Strophen noch zwanzig einschaltete, und, wenn er nur gewollt hätte, dieses Experiment gewiss mit noch mehrerem Glücke umgekehrt machen konnte, indem er seine so willkührlich zusammengereihten Poesieen mit kritischem Scharfsinne in einzelne Situationen zertheilt hätte; dann würde er Fragmente gegeben haben, die mehr werth sind, als lange Reimfolgen, die nicht mit Concinnität zu Einem Ganzen gestaltet wurden. — Aber Fragmente? — Leider soll dieses Wort wieder das Eigenthum einer Schule seyn, die *Tiedge's* Künstlergefühl durch gänzliches Ignoriren seiner prätendirten Existenz tief verwundete. Diesem war es denn auch zuzuschreiben, dass er die Vorlesungen und Belehrungen eines *A. W. Schlegel* nicht dazu zu benutzen wusste, um seinem Charakter die gehörige Haltung zu geben; er hing sich lieber mit voller Seele an die Freunde der alten Gutmüthigkeit, indem er seine halbschlummernde Kraft auf die Ansicht der Moralität lenkte, aus deren Heiligthümern er so gern den Frieden seines Inneren erhalten wollte. Er verkannte seine eigene natürliche Empfänglichkeit für Poesie und dichtete, im eigentlichen grammatischen Wortssinne, um sich zu beruhigen und seinen Freunden zu gefallen. Hiebey wurde seine Fähigkeit für Poesie von Seiten seines Gemüths, aber auch zugleich die Beschränktheit seines Gesichtskreises merkbar, ob es ihm gleich in dem individuellen, engen Kreise nicht an Tiefe fehlte. Da sich eine gewisse Classe von Lesern, die zwischen Prätension auf Bildung und den Wunsch nach Kunstbildung, der sie die Reinheit der Moralität an die Spitze stellen, hin und her schwebt, in dem unbestimmten Dunkel der Tiedgeschen Poesieen um so mehr gefielen, weil in dieser Region ihre eigenen Mängel nicht sichtbar wurden: so schmeichelte er sich nun auf dem rechten Wege zu seyn, und muthig begann er einen neuen Versuch, um die innere Unzufriedenheit mit seiner eigenen Existenz zu versühnen. Er fasste alle poetischen Bilder und Ansichten, die er aus seinem ganzen Leben gesammelt hatte, zusammen, ordnete sie nach einer ziemlich logischrichtigen Disposition, und warf einen rhetorischen, bestmöglichst poetisch decorirten Mantel darum; das Product dieses Entschlusses war — die *Urania*. Gott, Freyheit und Unsterblichkeit, die grossen Resultate der Religion und Philosophie, waren die Grundtöne, von denen *Tiedge* ausging, oder denen er vielmehr entgegen arbeitete; mit allen dem, was er über diese Gegenstände feurig gedacht hatte, was er scheinbar, um einen gediegenen Lebenswerth zu erhalten, so fest hielt, suchte er seine Leser durch das sichtbare Streben zur Verbreitung einer geläuterten Moral zu bestechen. So entstand ein Werk, welches eine Empfänglichkeit des Vfs. für die Poesie verrieth, ohne ein Kunstwerk zu seyn, wie denn seine ganze schriftstellerische Laufbahn die Unfähigkeit zur Hervorbringung eines Poems, als eines in sich selbst streng begrenzten Ganzen, an den Tag legt. Überall markirt er ein gescheitertes Unternehmen, und selbst bey manchen gelungenen Situationen lässt er seine Leser unbefriedigt und unberuhigt von sich; immer decken nach kurzen Sonnenblicken trübe Wolken seinen poetischen Horizont, und der Scheinfrieden, mit welchem er die perspectivischen Ansichten seiner elegischen Gemählde schliesst, ist gewöhnlich nur ein kraftloser, todter Nebel, der den Hintergrund bedeckt. — *Tiedge* ist mit seinen Producten der letzte Epoche machende Dichter einer Sängerschule, die nur in historischer Hinsicht in der Geschichte der deutschen Kunstliteratur genannt werden wird; er ist ein Manierist, dessen Laufbahn, was er auch noch geben mag, als geschlossen angesehen werden muss.

Rec. ergriff daher um so mehr bey der Anzeige der im Anfange genannten beiden Gedichtsammlungen die Gelegenheit, um den Charakter des Tiedgeschen Geistes näher zu bestimmen, da mehrere kritische Blätter, der schnell auf einander folgenden neuen Auflagen seiner Arbeiten ohngeachtet, fast ein gänzliches Stillschweigen über ihn beobachtet haben. Ausser dem, was *A. W. Schlegel* schon vor fast zehn Jahren über ihn sagte, ist nirgend eine Spur von gehöriger Würdigung seiner Versuche zu finden, und damals liess die Erwartung von dem, was *T.* vielleicht noch hätte werden können, kein Endurtheil zu. Da nun dieses aber angedeutet ist, so wendet sich Rec. zu No. I, indem er diese Elegieen und vermischten Gedichte, welche treffend genug vor der Dedication an den Hn. *von Köpken* aus dem Herbste datirt sind, als eine Beweisfigur zu der erst aufgestellten Behauptung betrachtet. Viele Stücke dieser Sammlung sind schon, ehe sie hier vereint wurden, mehrere Male abgedruckt worden; dahin gehören grossen Theils die längeren Elegieen: am *Rosstrap* (S. 29); *Vergiss mein nicht* (S. 48); *Meine Gegend* (S. 87); *An die Natur* (S. 105) u. s. w., und die Veränderungen und Verbesserungen, welche der Vf. damit vornahm, bestanden in der Hineinlegung neuer, oder in der Hinwegwerfung schon dastehender Bilder. Mit einer ermüdenden Eintönigkeit werden diese Bilder aber nicht zu wirklichen Bestandtheilen der Gedichte erhoben, sondern durch das immer wiederkehrende vergleichende *Wie* dem Reime und Sylbenmasse einverleibt. In dieser Hinsicht haben diese Gedichte eine auffallende Ähnlichkeit mit den kleinen französischen Dramen, die man *pièces à tiroir* zu nennen pflegt. Selten kann der Dichter eine Strophe beenden, ohne nicht in diesen, bey seiner ganzen Manier zu arbeiten ihm natürlich gewordenen Fehler zu verfallen. Als Beyspiel erwähnen wir gleich das zweyte, sieben Strophen lange, *Morgenfeyer* überschriebene Stück:

Strophe 2. „Zarte Blüthen taumeln nieder,

> Über die der Geist der Lieder,
> *Wie* ein lindes Säuseln, fuhr;"

Strophe 3. „Aber durch die lichten Räume
Schwärmen, *wie* entzückte Träume,
Schwalben hin mit Jubelschall." —

Strophe 4. „Und, *wie* Opferflammenspitzen,
Glühn die Berg' empor, und blitzen
In das feuchte Thal hinein." —

Strophe 6. „Wolken, die dem Ost entglühten,
Streuen sich, *wie* Purpurblüthen,
Flatternd hin auf ihre Bahn." — u. s. f.

Und so geht es von Stück zu Stück, von Seite zu Seite immer fort: Seite 10: „*Wie* Thaten, die ein Leben krönen." S. 11. „*Wie* mit einem weichen Ton der Laute." S. 12. „*Wie* von weicher Himmelsluft geküſst." S. 14. „*Wie* eine Höle voll Nacht." — Je weiter man lieſst, desto fühlbarer wird eine gewisse Geistesarmuth, die zwar nie um das *Wie*, aber wohl um die darauf folgenden Bilder in Verlegenheit kommt, und sich dann auf gut Glück an den Reim hält. Recht als ob zuweilen alle Ahndung vom Wesen der Poesie aus *Tiedge's* Geist verschwunden wäre, gefällt er sich besonders in der Vergleichung concreter Gegenstände mit den abstractesten Dingen, und so führt er den aufmerksamen Leser aus dem Hellen ins Dunkel. Z. B. S. 24:

> „— das Licht, das durch die Zweige funkelt,
> Zittert, *wie die Ehrfurcht*, still herein."

S. 25. „Sanfter war das Wehn des Blütenfalles,
Der sich, *wie Verklärung*, niedergoſs." —

Ebendaselbst:
„Wo sie — so selig, *wie* ein Tag
Der *Vergeltung*
auf den Knien lag."

S. 26. — „den Seufzer —
Der, *wie* die *Vollendung*," u. s. w.

Man wird bemerken, wie leicht die Beyspiele zu den Rügen zu finden, da viele Stücke von solchen Fehlern überladen sind. Um aber nicht ungerecht zu scheinen, muſs Rec. bemerken, daſs einige Gedichte hierin eine Ausnahme verdienen. Wenn der Dichter in seinem Inneren eine groſse Ansicht fest hielt, so sagte ihm zuweilen eine wahrhafte, lyrische Begeisterung zu, und wir verweilen dann mit Vergnügen bey den Ergüssen seiner Muse. Wenn er sich auch nicht bis zu einer plastischen Schöpfung erheben kann, so verdient doch das Geleistete eine dankbare Anerkennung. Zumal die kürzeren Stücke dieser Sammlung, vorzüglich der *Strom* S. 3, und *Blume auf das Grab eines Kindes* S. 43, sind dahin zu zählen, wie wir denn überhaupt, durch den erst begründeten Tadel, einzelnen schönen Stellen ihren Werth nicht absprechen wollen, sondern bey jenem immer nur von der Tendenz des Ganzen und von der beschränkten Manier des Dichters reden. Von letzterer zeugen auch besonders die drey *Salomonischen* Lieder (S. 174 bis 180), in denen kein salomonischer Geist, der Feigenbaumsknoten, der Cedern und Lilien und Myrthen ohngeachtet, zu ahnden ist. Von der orientalischen Weihe, die man hier erwartet hätte, ist darin so wenig eine Spur zu treffen, als von dem romantischen Leben in den drey ausgestellten Romanzen (S. 184 bis 203). Dem Engel, *Tod*, wird zwar genug zu küssen gegeben, aber das Wie, Warum und Wozu bleibt sehr räthselhaft. Das dritte, *Jenny* überschriebene, Stück sinkt oft im Vortrage zur schleppendsten Prosa herab. Man höre nur:

> „Wohl hatte Robert meinen Dank erworben.
> Ich gab ihm meine Hand, nur Liebe nicht;
> Die Liebe war mit Wilhelm mir gestorben;
> An Robert knüpfte mich die kalte Pflicht.
> Mir wars, als ob ich aus dem Leben schiede. — —

Wahrlich, von dem romantischen Leben war Hr. *T.*, wenn er sich jemals in demselben befand, gewiſs längst geschieden, als er diese Anekdoten versificirte. Mehr Werth haben dagegen die acht zuletzt stehenden Fabeln, in der bekannten Pfeffelschen, epigrammatischen Manier.

Diese sämtlichen Bemerkungen über den vorliegenden Band Tiedgescher Gedichte, welche als detaillirte Beweise in die vorher aufgestellte allgemeine Würdigung seines Dichterwerthes eingreifen, könnten noch sehr vermehrt werden; doch erlaubt dieses Institut nur die Darlegung der gedrängten Resultate, und wir begnügen uns um so mehr damit, nachdenkende Leser auf die Eigenthümlichkeiten des Dichters aufmerksam gemacht zu haben, da eine Zurechtweisung seiner selbst in der Hinsicht zu spät kommt, daſs er unvermögend ist, einen andern Weg einzuschlagen, da er auch *Schlegels* Vorlesungen, denen er beywohnte, nicht zu seiner Vollendung zu benutzen wuſste. Denn mit der Urania ist *T.* Künstlerlaufbahn, mag er auch noch fortfahren, aus seinem vollen Pulte die Almanache zu schmücken und Bände zu füllen, beschlossen.

Die unter No. 2 genannte Sammlung von Gedichten der bekannten Frau *Elisa* von der *Reck* gab Hr. *T.* nicht bloſs heraus, sondern er sammelte sie auch selbst, und begleitet sie mit einer Vorrede; so weit geht geständlich der Antheil, welchen er an diesem Bändchen hat. Faſst man aber einzelne Stellen der Gedichte näher ins Auge, oder erinnert man sich gar gewisser Nachrichten von dem Antheile, den die vertrautesten Freunde der Frau *v. d. Reck* an den unter ihrem Namen dem Publico übergebenen Werken haben: so muſs man verwundert fragen, was Hn. *T.*, der sonst so laut seine Abneigung gegen Ausarbeitung fremder Ideen an den Tag legte, zu diesem Unternehmen bestimmen konnte. — Doch wir mögen dieses nicht genauer ergründen, und begnügen uns mit Hn. *T.* Versicherung, die er gewiſs nicht ohne völlige Überzeugung aufstellte, daſs diese Gedichte „*die redenden Stellen aus dem Inhalte ihres innersten Lebens*" sind.

Im Jahre 1790 gab Hr. *Schwarz Elisens* und *Sophiens* Gedichte zu Berlin heraus, in welcher Sammlung man den Geist der halberstädter Schule, unter und mit welcher damals die *Frau v. d. Reck* lebte, nicht verkennen konnte. Obgleich diese Gedichte noch überall im Buchhandel für den Liebhaber zu haben sind: so hat doch Hr. *T.* der neuen Sammlung viele Stücke der älteren einverleibt, ohne dieses zu erwäh-

nen. Z. B. das *Glück und die Art zu beten*, S. 13. *Betrachtung des Lebens Christi*, S. 23. *Morgenlied eines Kranken*, S. 44. *Sterbelied*, S. 46. *Vertrauen auf Gott*, S. 53. *Fürsorge Gottes*, S. 62. *Hoffnung des künftigen Lebens*. S. 78. *Allgegenwart Gottes*, S. 105 und mehrere andere; indefs haben die älteren Verfuche durch den neuen Abdruck infofern gewifs gewonnen, dafs fie theils an einzelnen Stellen verbeffert, theils auch bedeutend in die Kürze gezogen find. Der Inhalt aller Gedichte ift mäfsiges Wohlgefallen an der Natur, Freundfchaft für Gott und feine Menfchen, und eine nüchterne Refignation, die man Lebensphilofophie zu nennen pflegt. Dafs aus folchen Ingredienzen keine in ihrem eigenthümlichen Werth neu feyende Kunftwerke zu erwarten ftehen, braucht Rec. nicht zu erwähnen; dafs aber bey einer fliefsenden Vers- und Reimfolge diefe Lieder von manchen mit Wohlgefallen gelefen werden können, will er nicht beftreiten. Die für Liebhaber des Gefanges fo beliebten Compofitionen eines *Naumann*, und feines würdigen Schülers, *Himmel*, tragen gewifs dazu bey, die Publicität diefer Sammlung, die zunächft für die Freunde der Fr. *v. d. Reck* beftimmt feyn foll, zu vermehren.

M. M. M.

LEIPZIG, b. Gräff: *Therefe. Eine erotifche Erzählung in acht Gefängen*. 1806. 142 S. 8. Mit einem (zierlichen) Kupfer von *Penzel*. (1 Rthlr.)

Eine wirkliche Idylle, voll Natur und Kraft, für die gewöhnliche feine Lefewelt zugerichtet, oder ein kleiner Roman, nach Art einer Idylle mit Eleganz behandelt, möchte etwa ein Gedicht geben, wie diefe *Therefe*, das eben deshalb, weil es zwifchen wahrhafter Poefie und einem gewöhnlichen Roman in der Mitte fteht, fich wohl den Erfolg verfprechen darf, die Lefer der letzteren Gattung anzulocken, und aus dem materiellen Wufte aufgehäufter Begebenheiten zu einer reineren, formelleren Anfchauung wenigftens auf halbem Wege herüberzuziehen. Wer es mit der Luife von *Vofs* oder mit Hermann und Dorothea von *Goethe* vergleichen wollte, der hätte weiter keinen Grund dazu, als, weil die Menfchen mit *ländlicher* Unfchuld in jener, die Charaktere der *Bürgerwelt* in diefer Dichtung, mit den Perfonen der *feineren* Bildung in der Therefe eine fcheinbare Stufenfolge geben; fonft hat diefes in Abficht des inneren Gehalts und des eigentlichen poetifchen Werthes mit jenen gar keine Berührung, und höchftens nur eine äufsere Ähnlichkeit in Stil und Ton. Es fliefst in einer leichten Sprache fanft und angenehm dahin; auch kann man nicht fagen, dafs die Empfindung darin affectirt erfchiene, aber fie trägt bey der ländlichen Unfchuld zu fehr die Spuren der Stadtbildung und Büchercultur mit den Merkmalen der neueren Sentimentalität an fich. Adolph, ein junger Edelmann, erblickt auf feinen entfernten Jagdftreifereyen eines Abends ein fchönes, wohlgekleidetes Mädchen, die Tochter eines anderen Edelmanns, deffen Familie er — wie zu verwundern — gar nicht kennt, und, indem er fie in der Dunkelheit anftatt eines alten Fifchers über den See fetzt, macht er auf eine artige Weife ihre Bekanntfchaft:

> Nahe kam fie dem Ufer und fprach: Ihr habt mich erwartet,
> Guter Alter! und trat durch das Riedgras, den Kahn zu erreichen.
> Doch unerwartet erblickte fie jetzt ftatt des Alten den Jüngling.
> Furchtfam zog fie den Fufs zurück von dem Rande des Kahnes,
> Warum fliehest du, Holde? fprach Adolph liebreich. — Der alte
> Ehrliche Fifcher, mein Freund, den du zu finden vermeinteft,
> Überliefs mir die Sorge, dich überzufahren. Du zauderft,
> Traueft mir nicht? Warum nicht? — Ich fürchte dich nicht, doch wie leicht kann
> Ich das Waffer umgehn, dann brauch' ich dich nicht zu bemühen.

Sie verftehen fich bald, und als fie zurückkehrt, werden die Küffe nicht gefpart. Wenn fie aber darauf fagt: mein Vater ift hart;

> *Lafs uns der höhern Leitung vertrauen*. Wir wollen uns oftmals
> Hier im Thale befuchen, und übermorgen fchon hoff' ich
> Dich hier wieder zu finden.

fo klingt diefs zu wenig mädchenhaft, und keinesweges dem Ausdruck der wahren Naivetät gemäfs. Artig ift der Einfall, dafs er fie an ihrem Geburtstage als ein verkleideter Landmann befuchen und mit ihr tanzen folle, aber er wird nicht weiter benutzt und dient nur dazu, ihn eiferfüchtig zu machen. Wenn es von ihm an diefem Tage heifst:

> — — Von grünem Rafen erbaut' er
> Einen Altar, und brachte dem holden Schutzgott Natalis
> Blumen zum Opfer dar für das Leben feiner Therefe,

fo fieht man in ihm wieder den fentimentalen Städter. Loben mufs man die Verknüpfung einzelner Umftände, wodurch das Ganze mit künftlerifcher Sparfamkeit zufammen gehalten ift; aber die Auflöfung durch den Tod des ftrengen Vaters und die Wiederauffindung der vorher entflohenen Mutter läfst es uns zuletzt deutlich empfinden, dafs wir kein erotifches Gedicht, fondern einen kleinen Roman gelefen haben. Die Mangelhaftigkeit der Hexameter kann man fchon aus den angeführten Proben erfehen.

T. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. 1) *Germanien. Diftichen. Erftes Hundert*. Ein neues Tafchenbuch für Freunde des Scherzes und der Satyre, nicht von *Falk*. 1806. 164 S. 12. (16 gr.)

2) *Leipzig*, b. Gräff: *Tafchenbuch der Laune und des Scherzes*. Dreyhundert Numern aus dem Raritäten-Kabinette eines Einfiedlers. 1806. 166 S. 8. (12 gr.)

Es möchte fich kaum entfcheiden laffen, welche von diefen beiden Schriften, die fich recht glücklich zufammengefunden haben, die langweiligfte ift. Wer fie durchzulefen übernimmt, mufs alle Grade der Geiftesfolter über fich ergehen laffen, womit die nüchternen verbrauchten Spafse und platten Einfälle literarifcher Kannengiefser und Anekdotenfammler nur peinigen können. Es werde daher Jedermann, der diefe Marter kennt und fcheut, vor beiden Tafchenbüchern hiermit gewarnt.

C. f. r. z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 AUGUST, 1806.

PHILOSOPHIE.

Giessen, b. Tasché u. Müller: *Handbuch der Philosophie für Liebhaber*, von *Christian Wilh. Snell*, Prof. und Rector des Gymnasiums in Idstein und *Fried. Wilh. Daniel Snell*, Prof. der Philosophie in Giessen. Erster Theil: *Erfahrungsseelenlehre.* 1802. VIII u. 339 S. Zweyter Theil: *Ästhetik oder Geschmackslehre.* 1803. 411 S. Dritten Theils erste Abtheilung: *Logik.* 1804. 312 S. Zweyte Abtheilung: *Metaphysik.* 1804. 384 S. 8. (4 Rthlr. 16 gr.) Auch unter dem Titel: *Versuch einer Erfahrungsseelenlehre*, *Versuch einer Ästhetik* u. s. w.

Die Herausgeber dieses beyfallswürdigen Handbuchs der Philosophie, das die Absicht hat, gebildete Leser, für welche die Verdeutlichung vieler Begriffe ein Interesse hat, wenn auch Philosophie nicht ihr eigentlicher Beruf ist, zu unterrichten, haben die Ausarbeitung desselben unter sich vertheilt. Die Ästhetik und die Metaphysik haben den ersten, die Erfahrungsseelenlehre und die Logik haben den zweyten Herausgeber zum Vf. Unsere Anzeige wird der Ordnung folgen, in welcher die bis jetzt erschienenen drey Theile die philosophischen Wissenschaften vortragen.

1) *Erfahrungsseelenlehre.* Die Ordnung der Materien ist die gewöhnliche. Über das Daseyn der Seele kann kein Streit seyn, sagt der Vf. wenn wir keinen anderen Begriff mit diesem Worte bezeichnen, als den inneren Grund von den Erscheinungen des Verstandes, des Empfindungs- und des Begehrungsvermögens. „Dieses Princip, welches wir mit einem eigenen Namen das Ich, den Geist, die Seele nennen, ist ein von der körperlichen Materie, mit der es verbunden ist, verschiedenes Wesen, weil seine Wirkungen von denjenigen, welche körperliche Kräfte hervorbringen, ganz verschieden sind." Die Unkörperlichkeit jener Erscheinungen ist freylich nicht zu bezweifeln, weil man sich derselben nur als Dinge in der Zeit und nicht als räumlicher Objecte bewusst ist. Auch sind diese Begriffe identisch. Aber die zweyte Behauptung sagt zu viel. Dass das Princip unkörperlicher Erscheinungen immateriell ist, dieses Urtheil kann nicht bewiesen und schwerlich verständlich gemacht werden. Das organisirte menschliche Wesen ist das Princip dieser *inneren* Erscheinungen. Bey dieser Angabe wird es die Psychologie bewenden lassen müssen. Diese *Erscheinungen* sind *innere*, d. i. bloss in der Zeit vorstellbare Gegenstände; von ihrem *Princip* lässt sich dieses nicht sagen. Denn entweder als Substanz, dessen Accidenzen diese Erscheinungen sind, oder als Ursache, die sie als Wirkungen hervorbringt, würde es gedacht werden müssen. Der erste Begriff kann nicht von der räumlichen Bestimmung absehen, und auch der Begriff von Ursache kann sich nur an dem, was im Raume existirt, gleichsam befestigen lassen. Soll aber unter diesem inneren Princip die übersinnliche Seite des menschlichen Wesens verstanden werden: so wird doch Niemand vermögen, daraus begreiflich zu machen, woher der Verstand sich einiger Erscheinungen des Menschen, als Objecte die nur in der Zeit und nicht im Raume existiren, anderer aber auch als räumlicher Objecte bewusst seyn kann. Das Vermögen durch Eindrücke Vorstellungen von Gegenständen zu erhalten, ist nach Hn. *S.* die Sinnlichkeit. Diese Erklärung scheint zu viel zu sagen. Denn empfinden, und die Empfindung auf eine Ursache beziehen, d. h. sich einen Gegenstand dadurch vorstellen, das ist zweyerley. Wenn in der Seelenlehre von der Sinnlichkeit und den anderen Zweigen des Erkenntnissvermögens gehandelt werden soll, so scheint dieser Psychologie auch obzuliegen, die Erkenntnissstücke genau von einander zu scheiden und zu bemerken, dass Empfindungen bloss subjective Bestimmungen sind, und auch in der Seele des Kindes als solche, ohne alles Bewusstseyn sowohl derselben, als der Gegenstände, die sie verursachen, anfänglich existiren, dass das Erkenntnissvermögen mit der Beziehung der Empfindungen auf Ursachen gleichsam wach zu werden anfängt, dass dann die Empfindungen von einander gesondert, und gleichartige Empfindungen auf einerley Ursachen bezogen zu werden anfangen. Befremdlich aber war es stets dem Rec. und ist es ihm noch, dass Logik und Erfahrungsseelenlehre an der Zergliederung des Erkenntnissvermögens einerley Inhalt erhalten. Die letzte Doctrin wird zur Philosophie gezählt. Kann sie nun ein anderes Geschäfte haben, als die Begriffe zu entwickeln, in welchen sich das Erkenntnissvermögen zu erkennen giebt? Dieselbe Bestimmung hat aber die Logik. „Die Veränderungen, welche durch Objecte in den Sinnenwerkzeugen verursacht werden, heissen *Empfindungen*." Das sind eigentlich Impressionen. Aus Impressionen werden Sensationen. Von der Betastungsempfindung meint der Vf., dass ohne sie wir nicht einmal durch das Gesicht Vorstellungen von Erscheinungen erhalten würden, die wir aufser uns setzen, sondern alles würde in uns selbst zu liegen scheinen; das Gefühl lasse uns erst den Raum zwischen uns und dem Objecte bemerken. Dasselbe und nicht mit minderem Scheine könnte jemand von der

Gesichtsempfindung behaupten wollen. Denn auch die Undurchdringlichkeit der Körper, die sich durch den Widerstand gegen den Druck der Hand zu erkennen giebt, beweiset diesen Vorzug der Betastungsempfindung noch nicht, weil auch die blosse Betastungsempfindung noch kein Bewufstseyn des Gegenstandes ist. Auch den Unterschied zwischen der Empfindung und dem Bewufstseyn der Empfindung scheint der Vf. zu wenig anzudeuten. So sagt er: „Die Erfahrung lehrt, dass das Gefühl bey solchen Menschen, denen das Gesicht oder Gehör fehlt, öfter stärker und fein unterscheidender ist, als ohne diesen Mangel. Denn das Empfindungsvermögen der Seele wird alsdann seine Richtung mehr dahin nehmen, wo die Eindrücke allein aufgenommen werden können, wodurch die Natur wohlthätig auf der einen Seite das wieder ersetzt, was auf der anderen fehlt." Richtiger ist aber wohl die Annahme eines besseren Unterscheidungsvermögens und ausgedehnteren Bewufstseyns der Empfindungen bey diesen Menschen, die des Empfindungsvermögens anderer Organe entbehren, als die Annahme eines gröfseren Empfindungsvermögens desjenigen Organs, das ihnen geblieben ist. Rec. wundert sich, dass Hr. *S.* die bekannte Erzählung von dem von *Cheselden* operirten Blindgebornen, der das Instrument des Arztes für einen Theil seiner Hand gehalten, und als er gehen wollte, sich gefürchtet haben soll, allenthalben anzustofsen, hier wieder so vorträgt. Es ist wohl nichts gewisser, als dass ein solcher Mensch gleich anfänglich, da er der Gesichtsempfindung theilhaftig geworden, auch nicht einmal zu so irrigen Urtheilen aufgelegt seyn kann. Er muss erst sehen *lernen*. Diese ihm neuen Empfindungen muss er erst mit den Empfindungen anderer Organe zusammen halten, und er wird zu bemerken *anfangen*, dass sie sich so wie diese zu Erkenntnissstücken gebrauchen lassen. Mit taubgebornen Menschen, die der Gehörsempfindung theilhaftig werden, verhält es sich nicht anders. Die Lügenhaftigkeit der öffentlichen Nachrichten von solchen Menschen, die durch den Gebrauch der Voltaischen Säule das Gehör erhalten haben sollen, hätte man schon aus der Angabe abnehmen können, dass sie die gelungene Operation durch die Wendung ihres Gesichts nach dem Orte eines Geräusches hin bewiesen haben. Vom *inneren* Sinn wird folgender Begriff gegeben: „So lange der Mensch Vorstellungen, Begierden und Gefühle hat, hat er auch Bewufstseyn von sich selbst und von anderen Dingen, die ausser ihm im Raume sind. So wie nun diese durch äussere Sinne wahrgenommen werden, so wird der Zustand unseres eigenen Ich durch den inneren Sinn wahrgenommen. — Der innere Sinn besteht in einem blossen *Selbstgefühle* des gegenwärtigen Zustandes der Seele und der Veränderungen dieses Zustandes." Auch die Verschiedenheit des Selbstbewufstseyns von der Affection des inneren Sinnes, wodurch dasselbe möglich ist, hätte, wie es scheint, bemerklicher gemacht werden müssen. Die Einbildungskraft wird vom Gedächtniss so unterschieden: „die erste ruft die gehabten Eindrücke wieder hervor, ohne dass wir uns gerade bewusst werden, zu welcher Zeit, an welchem Orte, unter welchen Umständen, wir einen solchen Eindruck ehedem gehabt haben. Kommt aber eine solche Erinnerung dazu, so ist dieses Wirkung des Gedächtnisses, eines Vermögens, welches nicht etwa nur dem Grade nach von der Phantasie verschieden, sondern eine Thätigkeit von ganz anderer Art ist. Die Phantasie kann ohne Erinnerungskraft thätig seyn, aber die letzte setzt immer schon die Mitwirkung der Phantasie voraus." Anschauung eines Gegenstandes unterscheiden Logiker und Psychologen von Begriffen, wodurch man ihn denkt. Das Vermögen, die erste zu reproduciren, nennt auch der Vf. die reproductive Einbildungskraft. Kann man denn anstehen, die Reproduction der Begriffe, wodurch wir ein Object dachten, und nun es wieder denken, dem Gedächtniss zuzuschreiben? Dass wir den Gegenstand denken, mithin vermittelst gewisser Begriffe uns seiner wieder erinneren müssen, wenn wir seine Anschauung reproduciren *wollen*, das ist von selbst klar. Aber dass wir, es auch bey diesen Begriffen bewenden lassen können, und oft bewenden lassen müssen, dass also das Gedächtniss ohne alle Mitwirkung der Phantasie oft thätig ist, das ist nicht weniger gewiss. Vorstellungen associiren sich (nach dem Vf.) entweder nach dem Gesetz der Gleichzeitigkeit und Folge, oder nach dem Gesetz der Ähnlichkeit und Entgegensetzung. Diese vermeintlich verschiedenen Gesetze sind doch wirklich nur die *eine* Regel: Zustände des Bewufstseyns, die in einer gewissen Folge vorhanden waren, reproduciren einander in dieser Folge. Denn dass die Ähnlichkeit eines Menschen mit einem anderen in einem Gesichtszuge, Gang, Stellung, Sprache, Sitten, uns an den anderen erinnert, kommt daher, weil mit dem Bewufstseyn dieser, beiden Menschen gemeinsamen Bestimmungen, zur anderen Zeit die Vorstellung der dem zweyten Menschen eigenen Bestimmungen verknüpft war. Zur Belehrung mehr geeignet dürfte die Unterscheidung gewesen seyn zwischen der bloss subjectiven Association der Vorstellungen, die sich in dem einen Kopf in einer gewissen Folge, in einem anderen in einer anderen Folge, obgleich nach einerley Gesetz reproduciren, und der objectiven Association, die, weil sie Vorstellungen reproducirt, die ein System zusammenfasst, dieselben in gleicher Folge jedem erweckt, der die Wissenschaft besitzt, und auch der Willkühr mehr unterworfen ist. Mancherley Erscheinungen und Sonderbarkeiten in den Charakteren der Menschen sind nach dem Gesetz der Association der Vorstellungen erklärbar. Die Erklärungen des Vf. sind zutreffend, und gut gewählt sind die Beyspiele, womit er seine Gedanken erläutert. Das Träumen, das Schlafwandeln, die Schwärmerey und die Verrückung des Verstandes, sind zum Theil Wirkungen der Phantasie. Was von diesen Zuständen gesagt wird, ist belehrend und unterhaltend. Die Schwärmerey scheint der Vf. von der Verrückung bloss dem Grade nach zu unterscheiden. Dass der subjective Grund, der den Schwärmer an der Realität der Begriffe, für welche seine Einbildungskraft Bilder schafft, nicht zweifeln

lässt, das Wohlgefallen an diesen Anschauungen der Einbildungskraft ist, das ist es wohl, was die Schwärmerey charakterisirt. Schwärmerey, wie jeder Irrthum, ist noch mit dem gesunden Zustande des Menschen vereinbar. Aber an Anschauungen der Einbildungskraft das eigene Gemächsel dieses Vermögens übersehen, und sich das Bewusstseyn eines Gegenstandes andichten, indess die auf ihn als Ursache fälschlich bezogenen Empfindungen bloss reproducirt worden, das ist die Sache des Verrückten, und sie ist eine Krankheit. „Man muss die Schwärmerey wohl von dem Enthusiasmus unterscheiden." Trifft der Begriff zu, den Rec. von der Schwärmerey aufstellt, so wird man auch den Enthusiasm darunter begreifen müssen. Die Idee des sittlich Guten belebt freylich den Enthusiast. Aber Bilder der Einbildungskraft sind doch die Ursachen des Affects, der ihn die Thorheiten zu sehen verhindert, die er begeht. „Das *höhere* Erkenntnissvermögen oder die Denkkraft ist nur ein Eigenthum des Menschen. Daher haben Thiere, soweit wir ihre Vorstellungsfähigkeit aus Erfahrung kennen, nur Vorstellungsfähigkeit von einzelnen Dingen, nie aber allgemeine Begriffe." *Bewusstseyn* ist wohl die Eigenthümlichkeit des Menschen, die ihn von der unvernünftigen Thierheit scheidet. Man kann schwerlich anders als in Urtheilen nach der Analogie von Thieren sagen, dass sie sich eines Gegenstandes bewusst sind. Auch der Anschauung (in der Bedeutung des Worts, die vom Menschen gilt, als unmittelbares, nicht durch Begriffe gehaltenes, Bewusstseyn des Gegenstandes) ist das Thier gewiss nicht fähig. Da Anschauungen mehr sind als blosse Empfindungen, und in der empirischen Anschauung wir uns eines Gegenstandes durch Beziehung der Empfindungen auf ihre Ursachen bewusst sind: so hat das höhere Erkenntnissvermögen auch an den Anschauungen Theil, und es ist nicht richtig, wenn Anschauungen der blossen Sinnlichkeit zugeschrieben werden. Die Vorstellungsfähigkeit von Dingen durch *allgemeine* Begriffe charakterisirt das höhere Erkenntnissvermögen keinesweges, weil jeder Begriff eine *Regel* ist, die, indem sie dem Verstande dient, einen Gegenstand zu erkennen, viele Gegenstände unter sich begreifen kann. „Der Verstand bildet aus Vergleichung einzelner Vorstellungen allgemeine Begriffe, indem er die einzelnen Merkmale oder Eigenschaften, welche vielen einzelnen Dingen zukommen, abstrahirt und zusammenfasst, woraus die Vorstellung von dem Eigenthümlichen einer ganzen Gattung oder Art von Dingen entsteht." Dass der Reflexion ihr Geschäft, Begriffe für die Objecte der Anschauungen zu finden, sehr erleichtert wird, wenn ihr mehrere Anschauungen vorkommen, die bey allem Verschiedenartigen, auch einerley Bestimmungen haben, das hat seine Richtigkeit. Aber auch ohne Zusammenstellung einer Anschauung mit anderen Anschauungen, erwirbt der Verstand aus einzelnen Anschauungen Begriffe. Der Abhandlung über das höhere Erkenntnissvermögen verbreitet sich auch über Sprache und Schrift. Die Eintheilung der Zeichen der Gedanken in allgemeine, besondere und einzelne Zeichen wird erwähnt, und verschiedene Arten natürlicher und willkührlicher Zeichen werden aufgeführt. Die Unterscheidung der symbolischen Zeichen von Charakterismen hätte wohl eine Stelle verdient. Aber der Vf. nennt, wie viele Andere, die Kenntniss durch Worte oder andere Zeichen die symbolische, und setzt sie der intuitiven entgegen, welches unrichtig zu seyn scheint, weil man ein Object auch *denken* kann, ohne den Begriff an ein Zeichen zu knüpfen. Die Vorzüge der Wortsprache vor jeder anderen Bezeichnungsart werden entwickelt, und der Nutzen der Sprache in dreyerley Rücksicht wird erwogen, als Hülfsmittel für das Gedächtniss, als Bildungsmittel für die Vernunft und als Vereinigungsmittel für die menschliche Gesellschaft. Auch die Idee einer allgemeinen oder philosophischen Sprachlehre, ihr Zweck, und die Vollkommenheiten einer Sprache, die der Zweck der Sprache erkennen lässt, werden entwickelt. Schriftzüge sind Zeichen von Zeichen. Der Vf. gedenkt der Pasigraphie und er räumt dem bekannten Vorschlage des Hn. *Wolke* vor anderen Vorschlägen den Vorzug ein. Aber auch sichtbare (stehende und bewegliche) Zeichen als unmittelbare Charakterismen der Gedanken sind doch allem Ansehen nach, sowohl in Hinsicht ihrer Biegung, als der Construction, zum Zweck der Sprache so geeignet, als es hörbare Zeichen seyn können. Die Vermögen: Scharfsinn, Witz, Vorhersehungsvermögen und Genie stellt der Vf. zum Schlusse des Abschnitts vom höheren Erkenntnissvermögen zusammen. Auch ihm, wie vielen Anderen, ist der Scharfsinn das Vermögen, die Verschiedenheiten der Dinge und der Vorstellungen davon zu entdecken, der Witz das Vermögen, die Ähnlichkeiten der Dinge zu entdecken. Wer aber, wenn gleich ganz von selbst, der Eigenschaften sich bewusst wird, worin zwey Pflanzen, Thiere oder andere Dinge zusammenstimmen, ist noch kein witziger Kopf, und selbst der Erwerb eines Begriffs auf diesem Wege ist nicht Witz. Der Vf. unterscheidet sechs Classen von Gefühlen der Lust und Unlust, nach den Quellen, woraus sie entspringen: Gefühle der Sinnlichkeit, die aus gewissen Zuständen des Körpers entstehen, Gefühle der Einbildungskraft, Mitgefühl, ästhetische, intellectuelle, moralische Gefühle. Eben dieser Eintheilungsgrund scheint aber nur auf zwey Classen zu führen: Gefühle, an deren Verursachung das Erkenntnissvermögen keinen Theil hat (das Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen, oder sinnliche Lust und Unlust), und Gefühle, die von Äusserungen des Erkenntnissvermögens abhängen. Zu diesen letzten gehören das Wohlgefallen und Missfallen am Schönen und Hässlichen, das Gefühl des Erhabenen, das Wohlgefallen an Vollkommenheit, die Billigung und Missbilligung des physisch- und moralisch-Guten und Bösen. Aus dem Abschnitt vom Begehrungsvermögen bemerkt Rec. nur die Eintheilung der Leidenschaften und Affecten.

2) *Ästhetik.* Die Einleitung nennt die Geschmackslehre eine Philosophie des Schönen. Diese Benennung will den Zweck dieser Lehre bezeichnen: die Natur des Wohlgefallens am Schönen und Erhabenen zu un-

terfuchen, die Merkmale anzugeben, wodurch fich daffelbe von allen anderen Arten des Luftgefühls unterfcheidet, und zu zeigen, welche Gemüthskräfte bey dem Genuffe des Schönen thätig, und auf welche Art und Weife fie dabey befchäftigt find. „Die Gefchmackslehre, fagt der Vf. mit *Kant*, ift keine eigentliche Wiffenfchaft des Schönen." Anfchauungen auf Begriffe bringen und zwar nach Grundfätzen, wie diefes die Beweife der mathematifchen Lehrfätze thun, fo geht es freylich in der Äfthetik nicht her. Wenn aber Hr. *S.* fagt, dafs die Äfthetik für das Gefchmacksvermögen das nicht fey, was die Logik für das Denkvermögen ift: fo fcheint diefer Meinung entgegen zu feyn, dafs auch die letzte Wiffenfchaft blofs den Verftand mit feinen Gefetzen eben fo, wie die Äfthetik die blofse äfthetifche Urtheilskraft, zum Objecte hat, und beide Lehren von den Gegenftänden, an welchen fich diefe Vermögen offenbaren, nichts zu erkennen geben. Der Vf. vertheilt die Materien, die er abhandelt, in vier Abfchnitte. Er handelt darin von der Schönheit, vom Grofsen und Erhabenen, dem Rührenden und Lächerlichen, von den fchönen Künften, und endlich von dem Gefchmack und dem Kunftgenie.

Was durch feine Form gefällt, das ift *fchön. Angenehm* ift dasjenige, was durch feine Materie gefällt. Dafs blofs an Gehörs- und Gefichts-Gegenftänden das Schöne wahrzunehmen fey, behauptet der Vf. Aber das Wohlgefallen des Blinden an der Regelmäfsigkeit äufserer Gegenftände, die fich ihm vermittelft der Betaftungsempfindungen zu erkennen giebt, ift doch keine andere Luft, als die an der Schönheit des Gegenftandes. „An diefen Gegenftänden, infofern fie eigentlich fchön zu nennen find, erfcheint das Mannichfaltige des Stoffs auf eine fo regelmäfsige, zufammenftimmende und wohlgeordnete Art verbunden, dafs daffelbe leicht aufgefafst und als ein Ganzes vorgeftellt werden kann; oder mit anderen Worten: nur diejenigen Formen des Sichtbaren und Hörbaren gefallen unmittelbar durch fich felbft, die eine leicht zu faffende *Einheit* (Regelmäfsigkeit, Ordnung, Symmetrie, Harmonie) im *Mannichfaltigen* wahrzunehmen geben." Schwerlich ift dem Vf. einzuräumen, dafs es nothwendig der Begriff von einem *Ganzen* oder einer *Einheit* ift, den aus der Anfchauung zu finden, dem Verftande leicht gelingt, was dem Gegenftande Schönheit giebt. Die leichte Auffaffung *irgend einer* Regel begleitet ein Wohlgefallen. Der Vf. erläutert feine Meinung an Beyfpielen, und zuerft an der geraden, und an der nach einem Gefetz gekrümmten Linie. Schon die erfte, fagt er, hat einige Schönheit, infofern fie Einheit der Richtung zeigt. Aber nicht Einheit, fondern Einerleyheit der Richtung ift die Regel, die ihre Anfchauung leicht auffaffen läfst und dadurch gefällt. *Kant's* Behauptung von dem Wohlgefallen am Schönen, dafs es unintereffirt fey, trägt auch der Vf. vor. Eine Luft ohne alle Beftimmung des Begehrungsvermögens ift aber nichts Anderes als ein Widerfpruch. Auf die Luft ift das Begehrungsvermögen jederzeit unmittelbar gerichtet, und auf Objecte, die von der Luft verfchieden find, nur um der Luft willen, die man von ihnen erwartet. Was die Allgemeingültigkeit der äfthetifchen Urtheile betrifft, fo ift die Schönheit doch wirklich eine Befchaffenheit des Gegenftandes, nämlich die Tauglichkeit der Anfchauung für den Verftand, der mit Leichtigkeit fich einer Regel davon bewufst werden kann, das Object zu denken. Die vorausgefetzte Beyftimmung eines Anderen ift alfo die Vorausfetzung, dafs er den Gegenftand fo finden werde, wie wir ihn finden. Die anhängende Schönheit nennt der Vf. eine gemifchte oder zufammengefetzte Schönheit. Sieht man auf die Luft, welche die Betrachtung einer anhängenden Schönheit gewährt, fo ift diefelbe aus dem Wohlgefallen an der Zweckmäfsigkeit des Objects und aus dem an feiner Schönheit zufammengefetzt. Diefe Luft ift freylich zufammengefetzt; aber die anhängende Schönheit ift es nicht. Auch die mit dem Gefühl des Angenehmen vereinigte Schönheit nennt der Vf. eben fo unrichtig eine zufammengefetzte Schönheit. Das Anmuthige erklärt er für diejenige Gattung der gemifchten Schönheit, die das Gemüth nicht ftark afficirt, nicht durch lebhafte Eindrücke überrafcht und in Verwunderung fetzt. Rec. würde lieber fagen: Reize, die dem Wohlgefallen an der Schönheit des Gegenftandes keinen Abbruch thun, machen ihn anmuthig. Den Grund des Wohlgefallens am mathematifch-Erhabenen ftellt der Vf. *fo* vor. Das Bewufstfeyn des die Faffungskraft überfteigenden unermefslichen Gegenftandes fchlägt nieder. Je unangenehmer und demüthigender diefes Gefühl ift, defto gröfser ift die Luft, die aus der Thätigkeit des Verftandes dabey hervorgeht, der aus fich felbft eine Idee fchöpft, die ihm den Gegenftand als ein Ganzes vorftellt, z. B. wenn er die unermefsliche Welt als Inbegriff alles Gefchaffenen denkt. Diefe Expofition ift fchwerlich für getroffen zu halten. Die Rührung, welche das Gemüth in der Betrachtung eines Naturobjects, das die Vorftellung des Unermefslichen herbeyruft, erfährt, kömmt allem Anfehen nach ihm aus den dadurch erweckten Ideen von einer anderen Welt und einer höheren Beftimmung des Menfchen. Die Bewegung des moralifchen Gefühls beweift am klarften die Wirkfamkeit diefer Ideen in diefen Contemplationen. Das dynamifch-Grofse ift nach dem Vf. entweder phyfifch grofs oder moralifch grofs. Hiernach unterfcheidet er zwifchen dem phyfifch-Erhabenen und dem moralifch-Erhabenen. Zu diefen Arten des dynamifch-Erhabenen kömmt noch das praktifch-Erhabene. Objecte, an welchen eine gewiffe intenfive Gröfse (z. B. die grofse Weisheit und Zweckmäfsigkeit in der organifirten Natur) die Idee der überfinnlichen Welt erweckt, find nach dem Vf. dynamifch erhaben. Sonach würden auch blofse Naturfchönheiten dynamifch erhabene Gegenftände feyn, weil auch fie diefe Reflexion oft veranlaffen. Fehler gegen das Grofse und Erhabene find das falfche Erhabene, das Platte, das Niedrige und Kriechende. Mit dem Grofsen und Erhabenen nahe verwandte Gefühle find die Bewunderung, die Achtung und Ehrfurcht, und das Gefühl des Feyerlichen. *Rührung* ift die Erweckung ernfthafter Gefühle nebft deren Wirkungen auf das Begehrungsvermögen.

(Der Befchlufs folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 AUGUST, 1806.

PHILOSOPHIE.

GIESSEN, b. Tasché u. Müller: *Handbuch der Philosophie für Liebhaber*, von *Chr. Wilh. Snell*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Erklärung des *Lächerlichen* führt den Vf. auf den Begriff des Witzes. „Wir besitzen das Vermögen, sowohl die versteckteren Übereinstimmungen und Ähnlichkeiten sonst verschiedener und unähnlicher Dinge, als auch die versteckteren und feineren Abweichungen und Verschiedenheiten sonst ähnlicher Objecte zu bemerken. Dieses Vermögen heisst *Witz*, insofern es sich im Gebiete des Empirischen, Concreten und Sinnlichen äussert; Scharfsinn aber, insofern es sich mit Gegenständen des höheren, abstracteren Denkens beschäftiget." Diese Erklärung weicht von der gewöhnlichen, die der Vf. der Erfahrungsseelenlehre giebt, sehr ab, und sie scheint von dem zu erklärenden Begriff sich noch mehr zu entfernen. „Die Wahrnehmung des Lächerlichen ist eine von den Äusserungsarten des Witzes." In der Wahrnehmung des Lächerlichen besteht wohl keine Äusserung des Witzes, sondern manche Vorstellungsart des Lächerlichen geschieht mit Witz und vergrössert den Eindruck des Lächerlichen; es müsste sonst auch derjenige witzig heissen, der einen Witz vernimmt. Der Vf. unterscheidet das edele Komische vom Niedrigkomischen, nach den Subjecten, die das Lächerliche wahrnehmen können. „Der Witz eines Menschen von gebildetem Geist und Herzen kann unmöglich durch eben die Dinge belustigt werden, worüber die rohe Menge in Lachen ausbricht." Viel Niedrigkomisches ist aber gewiss der rohen Menge unvernehmbar, und ist nur für gebildete Geistesvermögen berechnet. Die Abhandlung von den schönen Künsten leitet der Vf. mit der Unterscheidung und einer Betrachtung der Künste überhaupt ein, die in mechanische, angenehme und schöne Künste eingetheilt werden. Ein schönes Kunstproduct gefällt unmittelbar in der blossen Intuition, entweder vermöge seiner *blossen* Form, oder als nachahmende Darstellung von Naturschönheit, oder als getreue Darstellung von Dingen, die in der Natur keine eigentliche Schönheit haben, oder endlich als sinnliche Darstellung des Unsinnlichen und Übersinnlichen. Als allgemeine Eigenschaften schöner Kunstwerke werden unter anderen auch ästhetische Wahrheit und Wahrscheinlichkeit genannt, welche der Vf. mit anderen Ästhetikern von der intellectuellen Wahrheit unterscheidet. Sie besteht, sagt er, darin, dass der Künstler seine Objecte so anzuschauen giebt, dass sie die Einbildungskraft leicht nach Verstandesgesetzen vorstellen kann. Rec. hält es nicht für schwer zu zeigen, dass alle ästhetische Wahrheit nach diesem Begriff Schönheit, und alle Schönheit an Kunstproducten ästhetische Wahrheit ist, und diese Worte einen und denselben Begriff bezeichnen. Es giebt, glaubt Rec., nur *eine* Wahrheit und jene Unterscheidung ist unzulässig; aber der Vortrag eines wahren Urtheils kann *schön* seyn. Nach den Mitteln, deren sich die schönen Künste bedienen, um auf die äussere und innere Sinnlichkeit zu wirken, theilt sie der Vf. ein. Die *natürlichen* Darstellungsmittel der schönen Künste sind theils hörbar, theils sichtbar. Die letzten bestehen entweder in Bewegungen, oder in bleibenden Formen und Gestalten. Schöne Künste, die sich der natürlichen Darstellungsmittel bedienen, sind die Musik, die Mimik, die gemeine Tanzkunst, die höhere Tanzkunst, die Zeichnungskunst und Mahlerey, die Bildhauerkunst, die schöne Baukunst, und die schöne Gartenkunst. *Willkührliche* Darstellungsmittel sind Buchstabenschrift und Worte; und die sogenannten redenden Künste, Beredsamkeit und Dichtkunst, sind die schönen Künste, die von diesen Darstellungsmitteln Gebrauch machen. Gegen diese Eintheilung und diesen Eintheilungsgrund erinnert Rec., dass die von dem Vf. genannten willkührlichen Darstellungsmittel kaum so zu nennen sind. Von der Willkühr des Künstlers hängen sie nicht ab. Die Sprache, welcher er sich bedient, ist ohne ihn vorhanden. Für den Dichter und für den Redner gelten die Gesetze: diese Künstler sollen sich zum Idealischen erheben, und sie sollen in allen ihren Darstellungen sich der Natürlichkeit befleissigen. Zwischen der schönen Rede und dem Gedicht unterscheidet der Vf., wie *Kant's* Kritik der Urtheilskraft. Was von der verschönernden Beredsamkeit gesagt wird, ist vortrefflich. Der historische und didaktische Stil sind die vornehmsten Gattungen der durch Beredsamkeit verschönerten Wohlredenheit. Trefflich findet Rec. die Abhandlung über Poesie. Eine ausführlichere Entwickelung des Vermögens, das Schöne zu beurtheilen, und des Kunstgenies beschliesst diese Ästhetik. Die Sorgfalt des Vf. seine Urtheile mit Stellen aus den Werken der grössten Dichter alter und neuer Zeit zu erläutern, und seine Arbeit dadurch belehrender zu machen, verdient noch bemerkt und gelobt zu werden.

3) *Logik*. „Die allgemeinen Regeln des Denkens werden in der allgemeinen Logik vorgetragen, und diese ist allein der Gegenstand des gegenwärtigen Werkchens." Die Einleitung theilt die allgemeine Logik in die reine allgemeine und in die angewandte allgemeine Logik ein. Diese Eintheilung wählt der Vf. für seine

Abhandlung. „Die reine allgemeine Logik handelt von den Gesetzen des höheren Erkenntnisvermögens, oder von denen des Verstandes im engeren Sinne, der Urtheilskraft und der Vernunft im engeren Sinne. Die angewandte allgemeine Logik lehrt die Anwendung der allgemeinen formellen Regeln bey den vielen Einschränkungen, welchen der menschliche Verstand von Natur unterworfen ist.“ Den Verstand im engeren Sinne bestimmt der Vf. als das Vermögen, allgemeine Begriffe zu bilden. Dass wir mit so mancherley Regeln versehen sind, deren wir uns zur Erkenntniss der Objecte bedienen können, das allein ist es, was den Verstand im engeren Sinne, der Meinung des Rec. nach, charakterisirt. Aber die *Erwerbung* der Begriffe ist ein Geschäft der Urtheilskraft und nicht des Verstandes. Der Vf. bedient sich stets des Ausdrucks: *allgemeine* Begriffe, ob er gleich selbst die Eintheilung der Begriffe in allgemeine, besondere und einzelne Begriffe für falsch erklärt. Er will aber alle Begriffe, ihrer Bildung wegen, allgemeine Begriffe heissen, weil der Verstand wie er meint, Begriffe erwirbt, indem er das Gemeinschaftliche *mehrerer* Objecte absondert Rec. hat schon erinnert, dass auch aus einzelnen Anschauungen sich Regeln absondern lassen, von welchen es ungewiss seyn kann, ob noch mehrere Objecte vorhanden sind, die unter ihnen stehen. *Gemachte* Begriffe, und gar solche die *leer* sind, sind doch *Begriffe*, ob sie gleich auf die erwähnte Art nicht erworben werden. Vorstellungen, die sich nur auf ein einzelnes Object beziehen, sagt der Vf., können eigentlich keine Begriffe genannt werden. Er meint Anschauungen, die er den Begriffen entgegensetzt. Aber nicht den Begriffen (die auch ohne alle Anwendung bestehen), sondern ihrem Gebrauch, d. i. dem Bewusstseyn der Gegenstände vermittelst derselben, sind die Anschauungen entgegen zu setzen. „Ein Begriff kann entweder deutlich oder undeutlich, im letzten Fall klar oder verworren seyn.“ Nach des Rec. Dafürhalten kann nur die Quelle verworren seyn, aus welcher dem Verstand ein Begriff entspringt, z. B. das Mannichfaltige einer Anschauung, oder ein Vortrag kann verworren seyn, und diese Verworrenheit ist der Grund von *dunkeln* Begriffen, welche (und nicht die verworrenen) den klaren und deutlichen entgegen zu setzen sind. Diese Lehre vom Verstande in der engeren Bedeutung handelt auch von der Definition. Rec. würde diese, und auch die Eintheilung der Begriffe, die in der Lehre von der Urtheilskraft vorgetragen wird, in die angewandte Logik hinweisen. Denn diese Behandlung der Begriffe legt es auf Erkenntnisse und Erweiterung unserer Erkenntnisse an, und auch „von dem rechten Gebrauch der Erweiterungsmittel unserer Erkenntniss“ soll die angewandte Logik handeln. Die Urtheilskraft stellt der Vf. als ein Vermögen, zwey Begriffe, oder zwey Anschauungen, oder einen Begriff und eine Anschauung mit einander zu vergleichen vor, „wodurch sich zeigt, sagt er, ob dieselben mit einander verbunden werden können oder nicht.“ Aber auch derjenige urtheilt, der aus einer ihm zugekommenen Anschauung einen Begriff *erwirbt*, und den Gegenstand durch diesen Begriff denkt, und stellt doch keine Vergleichung an. Die Erklärung, die der Vf. von einem Urtheil giebt, soll zugleich den Unterschied zwischen bejahenden und verneinenden Urtheilen aussagen. Auch sieht man daraus, dass der Vf. alle Urtheile für kategorische erklärt. Wie die Verneinung die *copula* afficiren könne, so gewöhnlich diese Vorstellung auch unseres Vf. von verneinenden Urtheilen ist, davon hat Rec. keinen Begriff. Auch der Vf. lässt das hypothetische Urtheil aus zwey kategorischen bestehen. Es ist also auch nach ihm eigentlich ein zusammengesetztes Urtheil. Aber das Urtheil: wenn a ist, so ist b, enthält die Urtheile nicht: a ist, und b ist, und diese Vorstellungsart ist fürwahr falsch. Der Begriff des disjunctiven Urtheils führt den Vf. auf die Lehre der Eintheilung der Begriffe. Die *reale* Eintheilung, die (wie die Sacherklärung) unter einem Princip geschieht, das die Realität der Eintheilungsglieder erkennen lässt, hätte nicht übergangen werden sollen. „Wenn man bey einem Urtheile nicht auf seinen Inhalt siehet, sondern auf die Art, wie es gedacht wird: so findet man, dass der Grad der Gewissheit, mit welchem ein *Subject* und *Prädicat* verbunden ist, sehr verschieden ist.“ Es ist aber doch klar, dass auch hypothetische und disjunctive Urtheile, problematisch, assertorisch und apodiktisch seyn können. Auch sind diese Urtheile der Modalität specifisch, und nicht dem blossen Grade der Gewissheit nach verschieden. Der Vf. trägt hier auch die Eintheilung der Sätze in theoretische und praktische vor. Kunstvorschriften eben sowohl, als moralische Lehren, sind ihm praktische Sätze. Sie sind nach ihm Vorschriften für den Willen, um etwas wirklich zu machen. Eigentlich sagen sie doch bloss die Realität gewisser Begriffe aus, und haben mit dem Willen nichts zu schaffen. Auch von der *Hypothese* wird in diesem Abschnitt von den Urtheilen gehandelt, und das befremdet den Rec. Denn die Hypothese ist ein *Princip*, das, obgleich nur als vorläufiges Urtheil, doch von der *Vernunft* gebildet wird, um unter dessen Leitung Entdeckungen zu machen, die sie beabsichtigt. Sie gehört also entweder in die Lehre von der Vernunft, oder auch in die angewandte Logik, sofern diese, wie der Vf. sagt, von den Erweiterungsmitteln unserer Erkenntniss handelt. Der Abschnitt von den Vernunftschlüssen trägt die bekannten Regeln des kategorischen, hypothetischen und disjunctiven Vernunftschlusses sehr deutlich vor. Aber die Entwickelung der Vernunft, als Vermögen der Principien, das selbst findet und Anderen nicht bloss nachurtheilt, ist übergangen worden. Die Schlüsse aus Induction und nach der Analogie stellt der Vf. als Schlussarten vor, worin aus einzelnen Fällen etwas Allgemeines gefolgert wird. Rec. hält diese gewöhnliche Vorstellungsart nicht für richtig. Die Grundsätze dieser Schlüsse sind nicht vollständige Erkenntnissgründe, und diese Schlussarten sind den Schlüssen nach vollständigen Erkenntnissgründen entgegenzusetzen. Die angewandte Logik handelt von den verschiedenen Graden des Fürwahrhaltens, von den Beweisen, von den Ursachen der Irrthümer und den Mitteln dagegen, von Beobachtungen und Versuchen, von der Prüfung der Zeugnisse, von Benutzung des schriftlichen und mündlichen Unterrichts zur Erweiterung

der Erkenntnifs, und fie befchliefst mit einigen Regeln, die bey der Mittheilung eigener Gedanken zu beobachten find. „*Meynen* ift ein Fürwahrhalten aus Gründen, die weder objectiv noch fubjectiv hinreichend find." Eigentlich wohl *vorläufige* Urtheile, die man fafst, um auf einem gewiffen Wege eine Unterfuchung anzuftellen, find Meinungen. Auch die von dem Vf. angenommene *Kantifche* Erklärung des *Glaubens*, fcheint diefem Begriff nicht ganz zu entfprechen. „Glaube ift ein Fürwahrhalten nicht aus objectiven, fondern aus fubjectiven Gründen, die hinlänglich für uns find, uns von der Sache gewifs zu machen." Dafs aus fubjectiven Gründen fich die Menfchen oft überreden, dafs fie etwas glauben, auch wohl dafs fie etwas wiffen, das lehrt die Erfahrung. Aber der vernünftige Glaube hängt doch blofs von objectiven Gründen ab. Diefem Glauben geht die Erkenntnifs der Wahrfcheinlichkeit vorher. „Einen Satz aus objectiven Gründen hinlänglich darthun, heifst denfelben *beweifen*." Die Beweisführung ift wohl vom Beweife zu unterfcheiden. Der letzte ift das einem Andern durch Erkenntnifsgründe hervorgebrachte Bewufstfeyn der Wahrheit eines Urtheils. Diefen Effect beabfichtigt die Beweisführung, und oft leiftet fie ihn nicht. Objective Gründe nennt der Vf. auch Vernunftgründe. Diefe Vernunftgründe, fagt er, können auch aus der Erfahrung hergenommen feyn, in welchem Fall der Beweis *a pofteriori* geführt heifst. „Ein Beweis *a priori* wird aus *bloffen* Vernunftgründen geführt." Der Vf. erklärt den progreffiven und regreffiven Beweis, den directen und indirecten Beweis. Die Angabe des regreffiven Beweifes ift etwas unvollftändig, und diefe analytifche Methode, nach welcher Wiffenfchaften auch objectiv erweitert werden, verdient von der Logik ausführlicher entwickelt zu werden. Sehr belehrend ift der Abfchnitt von Irrthümern und Vermeidung derfelben. Irrthümer werden durch finnlichen Schein, durch eine zu grofse Stärke oder eine verkehrte Richtung der Einbildungskraft, durch das Gedächtnifs, durch Mangel der Aufmerkfamkeit, durch Neigungen und Leidenfchaften, durch die Sprache, und endlich durch Vorurtheile veranlafst. „*Beobachtungen* find Wahrnehmungen von folchen Erfcheinungen, die ohne Veranlaffung von unferer Seite, und ohne eine Veränderung mit der Sache vorzunehmen, fich von felbft darbieten. — *Verfuche* find Wahrnehmungen, die in der Abficht angeftellt werden, um die Natur gewiffer Gegenftände genauer kennen zu lernen. Wir laffen die Gegenftände nicht wie fie find, wenn wir Verfuche anftellen, fondern verändern fie nach Willkühr, bringen fie in eine andere Lage, zertheilen fie, löfen fie auf, oder nehmen fonft etwas mit ihnen vor." Verfuche find, dünkt dem Rec., das Werk der Vernunft. Sie gefchehen ftets unter einer Hypothefe. Denn die blofse Veränderung der Verhältniffe eines Dinges, um zu fehen, welche Eigenfchaften es unter neuen Verhältniffen offenbaren werde, ist diefe Betrachtung noch blofse Beobachtung feyn. In dem Abfchnitt von der Prüfung der Zeugniffe zeigt der Vf. vortrefflich, von welchen Gegenftänden hiftorifche Kenntniffe möglich find, und für welche Dinge diefe Erkenntnifsart nicht geeignet ift. Ausführlich und gründlich find die Regeln der hiftorifchen Erkenntnifs vorgetragen. Eben fo trefflich find die Vorfchriften für die Benutzung des fchriftlichen und mündlichen Unterrichts. Einige Bemerkungen über den Vortrag befchliefsen diefe Logik.

4) *Metaphyfik.* Rec. hat diefe wohlausgearbeitete Lehre der kritifchen Philofophie mit Vergnügen gelefen. Diefe Metaphyfik befteht aus einer Ontologie, rationalen Kosmologie, rationalen Pfychologie, und aus einer rationalen Theologie. „Die Ontologie, oder die Lehre von den Dingen überhaupt, heifst auch Transfcendentalphilofophie, infofern fie fich mit den durch die Natur des menfchlichen Erkenntnifsvermögens gegebenen reinen Vorftellungen befchäftigt, durch deren Anwendung auf empirifche Objecte, oder auf Anfchauungen, Erfahrungserkenntniffe entftehen." Hier wird von den Beftimmungen des Dinges überhaupt, von der durchgängigen Beftimmtheit eines jeden Dinges in Anfehung aller möglichen Prädicate, von wefentlichen Beftimmungen und wefentlichen und zufälligen Eigenfchaften eines Dinges, von Einerleyheit und Verfchiedenheit der Dinge, vom Aufsern und Innern an einem Dinge und von Materie und Form der Dinge gehandelt. Die Empfänglichkeit für Eindrücke von aufseren und von inneren Objecten, und das Vermögen, diefe Veränderung wahrzunehmen, heifst die Sinnlichkeit, und „Wahrnehmungen der inneren Sinnlichkeit heifsen *innere*, Wahrnehmungen durch die aufseren Sinne heifsen *äufsere Anfchauungen*." Aber fowohl der gemeine, als der wiffenfchaftliche Sprachgebrauch verfteht unter Anfchauung mehr als das Bewufstfeyn der Empfindung (Wahrnehmung). Das Bewufstfeyn eines Gegenftandes, auf den die Empfindung bezogen wird, ift in der Anfchauung begriffen. In der Entwickelung der reinen Anfchauungsformen (Raum und Zeit), und der Kategorieen, geht der Vf. den Weg der Kritik der reinen Vernunft. Weil es uns unmöglich ift, fagt der Vf., die Raumvorftellung von den Vorftellungen aufserer Dinge zu trennen, fo mufs jene Vorftellung ihren Grund in der Natur und der inneren Einrichtung des finnlichen Vorftellungsvermögens haben. Ein Gleiches wird von der Zeitvorftellung gefagt. Ift es aber nicht zweckmäfsiger, denjenigen, den wir auf die Erkenntnifsbedingungen des Erkenntnifsvermögens aufmerkfam machen wollen, das Bewufstfeyn eines Gegenftandes aufser ihm und in ihm zu analyfiren? Daffelbe enthält Empfindungen und Beziehung der Empfindungen auf Urfachen. Raum und Zeit find Vorftellungsarten der Urfachen unferer Empfindungen. In die Begriffe diefer Urfachen kommen fie nicht; kein Menfch denkt, dafs Raum und Zeit ihm Empfindungen geben. Blofs auf diefem Wege läfst fich, glaubt Rec., der Unterfchied von empirifchen und reinen Begriffen klar machen. Was als Urfache beftimmter Empfindungen gedacht wird, davon hat man einen empirifchen Begriff: Regeln der Gegenftände dagegen, die uns nur Formen ihres Bewufstfeyns denken laffen, find reine Begriffe. Als Begriffe find Raum und Zeit reine Begriffe; als unmittelbares Bewufstfeyn ihrer Gegenftände, find fie reine Anfchauungen. „Blofs infofern die Dinge von uns durch das Medium unferer Sinnlichkeit, der urfprünglichen Einrichtung derfelben gemäfs vorgeftellt werden, alfo blofs als *Erfcheinungen*, erkennen wir die Dinge; wie die unfer Gemüth *afficirenden Dinge an fich* befchaffen feyn mögen, das wiffen wir fchlechterdings nicht." Zwar nennt auch die Kritik der reinen Vernunft das Urtheil ungereimt: Erfcheinungen find ohne etwas, das da erfcheint; aber dafs die Dinge an fich uns afficiren, das fagt fie doch an keiner Stelle. Die Frage: ob nicht die *Dinge an fich* wirklich im Raum und Zeit exiftiren, verneinet der Vf. Wenn aber die Dinge an fich als Urfachen unferer Empfindungen gedacht werden, indefs der Begriff von Caufalität zu den Erkenntnifsbedingungen des Erkenntnifsvermögens eben fowohl wie Raum und Zeit gezählt wird: fo ift fchwerlich zu begreifen, warum nicht auch diefe Begriffe auf die Dinge an fich bezogen werden dürfen. Zwifchen Dingen an fich und Erfcheinungen unterfcheidet man wirklich nicht mehr, wenn man fie durch das Caufalverhältnifs zu unterfcheiden meint. Der Vf. bemerkt noch, dafs es aufser dem Raum und der Zeit keine anderen reinen Formen der Sinnlichkeit gebe, und dafs z. B. der Begriff der Bewegung nicht durch die wefentliche Einrichtung des Vorftellungsvermögens gegeben, fondern ein Erfahrungsbegriff fey. Aber (bemerkt Rec.) diefer Begriff befteht doch aus lauter Beftandtheilen *a priori*. Auch beftätigt diefen Urfprung def-

selben die reine Mechanik, die keine Erfahrungsurtheile, so wenig wie die Geometrie enthalt, welche letzte Wissenschaft *Kant* und der Vf. als Bestätigungsgrund der Wahrheit ihrer Deduction der Raumvorstellung anführen. Den Begriff von Materie, als dem Beweglichen im Raum, sofern man in ihm nur die äussere Ursache der Empfindungen überhaupt, und nicht die Ursache besonderer Empfindungen denkt, mit welchem Grunde kann man diesen Begriff zu den Erfahrungsbegriffen zählen? Den nichtempirischen Ursprung der Kategorieen darzuthun, beruft sich der Vf. auf die Allgemeinheit und Nothwendigkeit, die diese Begriffe stets mit sich führen. Wie man bey *Begriffen* von diesen Kriterien Gebrauch machen können, ist dem Rec. unbegreiflich. Kategorische Urtheile können allgemein seyn, und was man aus Principien weiss, das ist apodiktisch gewiss, d. h. ihm kommt Nothwendigkeit zu. Die Anwendung dieser Prädicate auf *Begriffe* ist dem Rec. unverständlich. Der Vf. scheint sich darüber verständlich machen zu wollen. Er spricht von dem reinen Ursprunge des Begriffs *Ursache*. „Dass er diesen und nicht einen bloss empirischen Ursprung habe, weiss ich daraus, weil er mir zu allem meinem Denken und Erkennen so unentbehrlich, so durchaus nothwendig ist; denn was nicht bloss wirklich, sondern nothwendig ist, das kann mir nicht anders, als durch unmittelbares Bewusstseyn, durch ein Factum in meinem Inneren bekannt werden." Diese Vorstellung von Unentbehrlichkeit des Begriffs *Ursache* ist unentwickelt, und scheint sehr unbestimmt zu seyn. Allem Ansehen nach zweckmässiger wäre die Bemerkung gewesen, wie jede Erfahrung Beziehung der Empfindungen auf Ursachen enthält, und wie das *erste* Bewusstseyn des Menschen das dieses ursachlichen Verhältnisses ist, welches ihn gleichsam in die Welt setzt, von welchem Zeitpunkte an er als ein verständiges Wesen existirt, vor welchem aber seine Empfindungen bloss als subjective Bestimmungen vorhanden waren. Da die Empfindungen den objectiven Charakter (als Erkenntnissstücke und als Erkenntnissgründe) lediglich durch dieses bewusste Verhältniss erhalten: so kann der Begriff *Ursache* nicht selbst empirischen Ursprungs seyn. Möge man die Methode, der Rec. hier erwähnt, nennen wie man will. Auflösung in seine Bestandtheile, dessen was man sich bewusst ist, ist Philosophie, und dass dieser Weg, sich der dem Erkenntnissvermögen selbst inhärirenden Bedingungen bewusst zu werden, acht philosophisch sey, wird man nicht bezweifeln können. Den Satz der Causalität drückt der Vf. aus: jede *Erscheinung* hat ihre Ursache. Diese Erweiterung des Begriffs von *Begebenheit* ist nicht zu gestatten. Der Vf. will aber vermittelst des Causalverhältnisses die Welt der Erscheinungen an die übersinnliche Welt befestigen, und die Vertauschung dieser Begriffe scheint dieser Absicht zu entsprechen. Die rationale Kosmologie bestimmt den Begriff der Welt, und unterscheidet die Sinnenwelt von der Verstandeswelt. „Die erste ist die Totalität der Gegenstände möglicher Erfahrung, die letzte der Inbegriff aller, den Erscheinungen zum Grunde liegenden Dinge an sich, die nie angeschauet, sondern bloss vom Verstande gedacht werden können. So wenig wir von der eigentlichen Natur dieser bloss intelligibeln Objecte wissen: so können, ja so müssen wir uns doch nicht nur das Vorhandenseyn, sondern auch eine gesetzmässige Verbindung derselben vorstellen, weil ohne diess die durchgängige Verknüpfung der Erscheinungen zu einem Ganzen nicht denkbar seyn würde." Die letzte Behauptung sagt, wie es scheint, zu viel. Denn wenn wir das Bewusstseyn äusserer und innerer Objecte von seinen eigenen formalen Bedingungen frey machen, so giebt der blosse Gedanke: *es ist*, zwar den Begriff von demjenigen, was da erscheint, und Ding an sich im Verhältniss zur Erscheinung genannt wird; aber er enthält nichts von *vielen* Dingen an sich, und eben so wenig drückt er den Begriff einer Ordnung derselben aus. Den Satz: in der Erscheinungswelt geht alles natürlich zu, zählt der Vf. zu den allgemeinsten Weltgesetzen. Gleichwohl, sagt er, wird mit der Behauptung desselben, die Möglichkeit, wenigstens die logische, oder die Denkbarkeit der *Wunder* nicht geleugnet. Da die Wiederbelebung eines wirklich todten menschlichen Körpers (urtheilt der Vf.) in keinem Vorhergegangenen, nach Naturgesetzen ihren Grund hat, denn diesem zufolge, würde der todte Körper in Verwesung übergehen müssen: so würde eine solche Begebenheit, dafern sie sich wirklich ereignet hätte, ein wahres Wunder, d. h. nur durch das Einwirken einer übernatürlichen Ursache erklärbar seyn. Rec. urtheilt, dass auch Begebenheiten dieser Art, von welchen wir die Ursache nicht anzugeben wissen, doch nur zu den Dingen gehören, die bloss unsere Verwunderung rege machen werden; von jeder Begebenheit enthält die frühere Zeit die vollständige ursachliche Bedingung. Die Antinomieen der Vernunft in Ansehung der Weltidee sind fasslich und kurz vorgetragen. Zum Schlusse der Kosmologie prüft der Vf. die verschiedenen Meinungen über das Verhältniss der Objecte zu unseren Vorstellungen, den empirischen Realismus, die Cartesianische Hypothese, das Leibnitzische System der vorherbestimmten Harmonie, die Meinung des Spinoza und den transcendenten Idealismus. Diese Meinungen werden von ihm widerlegt, und, wie sich nach dem Vorhergehenden erwarten lässt, der kritische Idealism *Kants* wird als die wahre Erklärung dieses Verhältnisses vertheidigt. Rec. kann aber sein Befremden nicht verbergen, dass Hr. *S.* dem Vf. der Kritik der r. V., in dessen Widerlegung des materialen Idealism, und in der Behauptung, das empirisch bestimmte Bewusstseyn meines eigenen Daseyns beweiset das Daseyn der Gegenstände im Raum ausser mir, die Absicht zuschreiben kann, er habe seinen kritischen Idealism, dass die Objecte unserer Erkenntnisse Erscheinungen sind, die sich auf Dinge an sich beziehen, hier behaupten wollen. Gegen die bekannte Meinung, dass das *Ich denke* oder *Ich bin* unmittelbar gewiss, und das Daseyn der Dinge im Raum (der äusseren Erscheinungen) nur mittelbar gewiss sey, erklärt sich hier *Kant*. Seine Behauptung ist die unmittelbare Gewissheit des Daseyns äusserer Objecte, und dass das Selbstbewusstseyn nur unter dem Bewusstseyn dessen, was beharret, d. i. dessen was im Raum existirt, möglich ist, auf welches Urtheil und dessen Beweis jene Idee von dem Verhältniss der Erscheinungen zu Dingen an sich eine höchstens sehr entfernte Beziehung hat. In der rationalen Psychologie prüft der Vf. die bekannten Meinungen von der Substantialität, der Identität, der Einheit, Einfachheit, Unsterblichkeit, und der Geistigkeit der menschlichen Seele. Nach seinem Urtheile sind doch überwiegende Gründe vorhanden, alle diese Prädicate auf den intelligibeln Grund der inneren Erscheinungen zu beziehen, wenn sie gleich dem Zweck einer strengen Demonstration nicht genug thun. Der Vf. scheint also bestimmende Urtheile über die Seele im Sinne zu haben, und in dieser Deutung kann ihm Rec. nicht beypflichten. Eine kurze Einleitung zur rationalen Theologie unterscheidet dieselbe von einer durch übernatürliche Offenbarung erhaltenen Lehre von Gott. „Es lässt sich doch wohl denken, sagt der Vf., dass ein höheres übersinnliches Wesen, vermittelst einer hyperphysischen, wunderbaren Wirkung, sich den Menschen zu erkennen gebe: denn die Unmöglichkeit einer solchen übernatürlichen Offenbarung lässt sich aus Vernunftgründen und der Natur der Sache eben so wenig darthun, als die Unmöglichkeit der Wunder überhaupt." Vortrefflich ist die Darstellung der kosmologischen und physikotheologischen Beweisart des Daseyns Gottes, und sehr natürlich die Verbindung, in welcher der Vf. diese Beweise sehen lässt. Der kosmologische Schluss von der Zufälligkeit aller Dinge in der Welt und folglich der Welt selbst auf ein nothwendiges Wesen hat in der That das Verhältniss der Welt der Erscheinungen zu Dingen an sich im Sinne; denn das Materielle im Raum ist weder zufällig noch nothwendig, weil es als beharrlich gedacht wird. Aus diesem Grunde, dünkt dem Rec., möchte der disjunctive Satz des Vf.: entweder ist das den Erscheinungen zum Grunde liegende Intelligible, selbst das absolutnothwendige, letzte Unbedingte aller Weltwesen, oder dieses intelligible Substrat aller Erscheinungen hängt selbst von einem unbedingt und schlechthin nothwendig existirendem Wesen ab, sich nicht behaupten lassen. Auf eine genugthuende Art entwickelt der Vf. die Begriffe von dem Verhältniss Gottes zu der Welt, von Schöpfung, Vorsehung und Weltendzweck. Er giebt auch einen kurzen und wohlgerathenen Umriss des moralischen Beweises für Gottes Daseyn, und schliesst mit einer Übersicht der vornehmsten Systeme in Absicht auf Gottes Daseyn. Diese rationale Theologie gehört zu den vortrefflichsten Behandlungen dieses Gegenstandes.

Die Leser dieses Handbuchs der Philosophie werden die Fortsetzung desselben sehnlich erwarten. Die Absicht dieser Bemerkungen des Rec., wenn sie gleich zuweilen nach Tadel aussehen, werden die würdigen Vff. nicht verkennen. Mögen diese Bemerkungen auch wohlgegründet seyn, so werden sie doch das Urtheil über die Brauchbarkeit dieser von geschickteren Händen ausgeführten Arbeit nicht im Geringsten stören dürfen.

Za.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 8 AUGUST, 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Dieterici: *Berlin, oder der preussische Hausfreund. — Zeitschrift für gebildete Leser jeden Standes.* Erstes Vierteljahr. 1806. 136 S. 4.

Diese Blätter sind eine periodische Unterhaltung, in reinem Deutsch, in allgemein verständlicher Sprache, mit einem vernünftigen wohlwollenden Theil des Publicums, dem nicht immer um anmaßenden Witz auf Kosten verehrter und geliebter Gegenstände, Personen und Bücher, oder um das Emporbringen verwirrender Zweifelsucht auf Kosten wohlthuenden Glaubens, sondern auch wohl um richtige Schätzung des ehemaligen und gegenwärtigen Zustandes, und um die Bildung wahren Bürgersinns zu thun ist. Daher dürfen diese Blätter keine solche Lobsposaunen erwarten, als wenn sie in der Einführung einer Weltmonarchie die wahre Volksfreyheit und Fürstenwürde entdeckt, oder wider die Ächtheit etwa der paulinischen Briefe oder des Thucydides innere Gründe erfunden, oder das altmodische Christenthum aus der Welt vollends weggepredigt hätten: Sie sind aber von vielen Hohen und Niederen mit Beyfall gelesen worden; dieser scheint sogar zuzunehmen. Wir wollen die Aufsätze durchgehen; alle nicht; es ist hin und wieder eine gutgemeinte Declamation wie in alteren deutschen Wochenschriften, auch wohl ein verunglückter Scherz; diese Erbsünden aller Zeitschriften sind vorauszusetzen; auf dem Geist, auf dem Verhältniss zwischen dem Guten und Mittelmäsigen, beruhe das Urtheil.

Unter den historischen Artikeln bemerken wir mit vorzüglichem Vergnügen das Schreiben *Friedrichs des Großen* an das Dragoner Regiment Ansbach-Bayreut (nun, Königin) und die dadurch veranlassten Bemerkungen über die Stamm- und Rangliste der Armee (39, 51, 61); eben wie die Äusserungen treuer Liebe, welche die Graffschaft Mark dem Könige unlängst gegeben (97); und so jederzeit, was irgend ein Corps, einen Stand, ein Ländchen an Tage erinnert, wo es sich hat zeigen können, und jeden treuen Handschlag, den im Augenblick des nie willkührlichen Losreissens irgend ein deutscher Stamm zum Pfand der *untilgbaren* Nationalität seinen Brüdern giebt. Nur Sittenzug ist Kurfürst Georg Wilhelms Gevatterbrief an seine Stadte bey des grossen Friedrich Wilhelms Geburt (S. 10. Es ist aber der Abdruck durch die vielen *s* am Ende der Wörter verunstaltet; ein schönseynsollender Schriftzug ist für einen Buchstaben genommen worden.) Die Denkmale der Prediger *Pischon* und *Woltersdorf*, des Kriegsraths *Steffek* und der Frau des verdienstvollen *Zelter's* (Stifters der Singakademie) sind sehr an ihrer Stelle; Ergiessungen des Gefühls im Augenblick, wo die vollendete Laufbahn die theilnehmendste Übersicht veranlasst; ein Mittel, mancherley individuelle Erfahrungen und Gewohnheiten merkwürdiger Menschen aus der Vergessenheit zu retten; gerade für so ein Blatt, welches nicht an die *ganze* Welt, d. i. an *niemand* gerichtet, sondern der Laut der Meinung des engeren Publicums ist, wovon der Mann Theil war; späte Enkel werden Interesse dabey finden. Von *Woltersdorf*, der für seinem Ruhm hielt ein *christlicher* Prediger zu seyn, den Gewissenszwang aber, da er im Gewande heiligen Eifers und unter höchster Begünstigung erschien, durchaus missbilligte, wird eine Lebensbeschreibung angekündigt. Eine Menge einzelner Züge, welche die alte Zeit (wie man *seinen Stiefel* trank (11. 118), Tanzordnung 1555 S. 52, Stadt Brandenburg wider treulose Schuldner 1403, S. 99 u. ff.) oder den unter Bauren, im Soldatenstande, auch unter Bürgern, noch bestehenden Charakter (17, 27, 35, 63) schildern, oder Gewohnheiten (das Kaudernest 115) und Vorurtheile (die weisse Frau 13) erläutern. Die Alten haben uns gewöhnt, aus dergleichen Anekdoten von ihren Völkern uns Begriffe einzuprägen, die oft viel mehr haften als die Berichte der grossen Historiker. Dabey sind sie zu gerechter Würdigung der Zeiten gut: Nicht alles Alte war so edel und gross, wie in den Rittergeschichten oder auf dem Theater; und nicht so schlimm ist unsere Zeit, wie man es nach Politikern und Schriftstellern glauben sollte: Im Volk und Heer ist überall noch viel gerader deutscher Sinn; es fehlt am Vereinigungspunkt, sich anzuschliessen. Indessen ist wichtig, den Glauben an uns selbst nicht zu verlieren. Der Jüngling wisse, dass noch nicht alles wegsophistisirt ist, und fasse den Muth der Tugend. Vieles über das Drama von Luther; es ist gut, dass dergleichen Gegenstände in der Zeitschrift (ohne Bitterkeit) zur Sprache gebracht werden; man muss die Urtheilskraft des Volks an Dingen üben, die für dasselbe ein augenblickliches Interesse haben. So über die Luftreise des Prof. *Jungius*. Woher bessere Berichte, wenn nicht aus der Stadt, wo ein Factum sich zutrug? Hierüber einige, zum Theil sehr gute Gedichte; man kann das plattdeutsche von *Bornemann* S. 74 nicht ohne heimelndes Vergnügen lesen. Verordnungen, Notizen und Vorschläge (von den Seiltänzern 109; das Soolbad zu Schönebek 125; Chausseebau 127; über die Schulprüfungen ein betrachtungs-

werther Auffatz 29, 31; Leihbank für Staatsofficianten 47; militärifche Nachtwache für grofse Städte 57. — Gut, dafs endlich überall auf die Benutzung des Militärs im Frieden, welche die Römer fowohl verftanden, Rückficht genommen wird: Hiedurch gewinnt es ungemein an Verdienft um den ganzen Staat; fein Auskommen wird erleichtert; Arbeit erhält beffer als Müffiggang; Difciplin wird *fo* leichter. — Über den botanifchen Garten 91, mit der nicht unnützen Bemerkung der Wichtigkeit *wohlgeordneter* (und fchön angelegter) Mufeen, Galerien, Bibliotheken, für eine Stadt, welcher hierin *noch allzuviel* fehlt. — Von dem neuen Plan für das Armenwefen 101. — Jedoch, wir erwähnen nur noch des aufmunterungswürdigen Dr. *Zeune* Reifebeobachtungen (22, 37), einige Anekdoten von dem grofsen Friedrich und aus feiner Zeit (98. 113). — Es wäre fehr gut, eine folche Zeitfchrift von recht vielen folchen wie zum Magazin zu machen (Preuffen werden doch immer gern von Friedrich lefen), und mit unter ihre Genauigkeit zu prüfen. Wie viele find, deren Zeugen fich täglich mindern? Wie viel geiftreiches von ihm liegt bey Familien! — Die Pfingftfeyer von Hn. *Friedrich Dellbrük*, des Kronprinzen würdigem Erzieher, (Mufter eines grofsen Gottesdienftes nach einer beftimmten Localität) 77, 129, — den guten Sohn 69 (eine fchöne Erzählung) — die wohlthätige Dauphine, die verläfterte Unglückliche, die Marie Antoinette 110; vieles, befonders die Gedichte, erlaubt uns der Raum diefsmal nicht zu berühren. Möge Hr. Prof. *Heinfius*, der das Unternehmen leitet, von dem Publicum und von Mitarbeitern wohl unterftützt werden! Ths.

BRESLAU, b. Gehr: *Endymion. Eine Zeitfchrift zur Unterhaltung und Belehrung für die gebildete Welt.* 1—6 Heft. 1806. 244 S. 8. (Der ganze Jahrgang von 12 Heften 4 Rthlr.)

Was der eigentliche Plan diefer neuen Monatfchrift fey, warum fie fich Endymion nenne, darüber erfahren wir kein Wort; indeffen lehrt der Inhalt der erfchienenen Hefte mehr als zur Gnüge, dafs der Herausgeber das Unbeftimmte: „Zur Unterhaltung und Belehrung für die gebildete Welt," auf das aller unbeftimmtefte genommen wiffen will. Er läfst die verfchiedenften Dinge, wie fie ihm gerade unter die Hände gekommen, bunt hinter einander fortlaufen und fich jagen, fo dafs man dabey die Empfindung von einem Schattenfpiele bekommt, die freylich dem Haufen der fogenannten gebildeten Welt gar fehr angenehm ift, indem derfelbe, wenn auch nicht in die himmlifchen Träume des fchönen Schläfers Endymion, doch in den behaglichen Zuftand zwifchen Wachen und Schlafen verfenkt wird. Zum Belege unferes Urtheils fetzen wir den Inhalt der 3 erften Hefte her: *Erftes Heft.* Semiramis — der Kampf mit den Alligatoren, aus *Bertram's* Reifen; höchft langweilig! — Amerika von den Normännern im Jahr 985 entdeckt. — Die Kunft, Anderen willkührliche Träume einzuflöfsen und fie vorherzufagen. Diefer Auffatz, der in den anderen Heften fortgefetzt wird, verdient die Aufmerkfamkeit der Pfychologen und Ärzte. — Über Declamation in medicinifcher, pfychologifcher und äfthetifcher Hinficht. An Julius. Diefer Brief, deffen Ende fich gar nicht abfehen läfst, und der einen Abrifs geben foll von einem weitläuftigen Werke über die Declamation, hat einige gute, wenn gleich lauter bekannte Gedanken. *Zweytes Heft.* Wunder und Seltfamkeiten des alten Ägyptens, ein fortlaufender ganz unbedeutender Auffatz. — Urfprung des Sclavenhandels — über geheime Verbindungen und Orden, eine (keine) Rede. Über die Religion u. f. w. der Congo Neger in Afrika. — *Drittes Heft.* Aline, eine lesbare Novelle nach *Boufflers* — über den Vulcan auf der Infel Bourbon von Crémont — Gottheiten und Religion der Südfee (infeln) — das ewige Feuer in Perfien.

Bey den hiftorifchen Stücken werden nirgends die Quellen genannt. So unvollftändig die meiften diefer Stücke find, fo find fie doch in einem lesbaren Stile abgefafst. C. f. r. z.

GESCHICHTE.

PARIS: *Madame de Maintenon*, pour servir de suite à l'Histoire de la Duchesse de la Vallière. Par *Madame de Genlis.* Tome premier. XXII u. 136 S. Tome second. 144 S. 1806. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Gefchichte der Frau von Maintenon.* Nach dem Franz. der *Frau von Genlis*, von *K. L. M. Müller.* Erfter Band. 248 S. Zweyter Band. 235 S. 1807. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Mit den umgewälzten Verfaffungen und politifchen Volksmeinungen gewinnt auch die Charakteriftik der hiftorifchen Perfonen andere Würdigung und Geftalt. Noch vor wenig Jahren galt Ludwig der vierzehnte für das Mufter eines fchlechten Regenten, und die Genoffin feiner Herrfchaft, Francifca von Maintenon, für eine fchlaue Heuchlerin. Zwar fteht es wohl noch eine Weile hin, bis jener wieder zu dem etwas abgebrauchten Namen des Grofsen erhoben wird. Aber da man wahrfcheinlich gefunden hat, dafs, durch die Herabfetzung der vormaligen Hiftrionen auf der Weltbühne, die Helden und Heldinnen der neueren Zeit um nichts vortrefflicher werden, und fich am Ende doch nach alten Muftern richten müffen: fo fängt man allmälich an, die Flecken des Unruhms von den abgefärbten Gefichtern zu wifchen, und fie mit moralifchen Eigenfchaften auszuftatten, die, zur Schande jedes Zeitalters, immer nur in der vergeffenen Vorwelt da gewefen find. Diefs gefchieht freylich am leichteften mit zweydeutigen, gezwungenen Charakteren, die nicht oft felbft, nicht fchnell, nicht frey, in Handlung gefetzt worden. Mit einem folchen Schleyer umgeben ift das wahre Bild der weiland hochberühmten Frau v. *Maintenon.* Daher durfte die Frau von Genlis es wagen, fie unferer Generation als ein grofses Tugendmufter zur Nachbildung, befonders für junge Perfonen des anderen Gefchlechts, aufzuftellen. Sie will ihr Buch, nicht fo fehr für verheurathete Frauenzimmer, als vielmehr für junge Mädchen, die noch nicht zur Societät gehören, gefchrieben haben; ob fie gleich wohl weifs, dafs diefe noch keine „mo-

ralischen Romane" lesen dürfen. Sie drückt sich hierüber in ihrer Zueignungsschrift an eine Freundin, Madame *Chinnery*, so aus: „*Les romans moraux ne sont bons que pour les jeunes personnes mariées, et non pour celles dont l'éducation n'est point encore achevée, et qui ne sont point dans le monde: aussi, jusqu'à ce moment, je n'avois fait, pour ces dernieres, que les Petits Emigrés. Aujourd' hui, je crois que je pourrois leur offrir encore Madame de Maintenon*" etc. Man erstaune nicht darüber, dass die Biographie einer so gewandten Lauscherin, wie Fr. v. M., unschuldigen Leserinnen als nützlich empfohlen wird. Die Moral der Vfn., einer erfahrnen Weltdame, ist eudämonistischer Natur. Ihre Tugendhaften müssen es im Leben weit bringen; und dazu dient nichts besser, als dass man beständig die Richtschnur vor Augen habe, *de garder les dehors*. In diesen Zauberworten liegt das Geheimniss der vornehmen weiblichen Erziehung verborgen; und dazu ist schwerlich ein vollkommneres Ideal aufzufinden, als die Heldin dieses moralischen Romans. Ihre Tugenden sind Reflexionen; ihr Selbstvertrauen ist Schwachenkunde. Sie fesselt an sich durch unwandelbaren Gleichsinn; durch regungslose Passivität lähmt sie die Thätigkeit ihrer Widersacher. Daher ist sie auch so sicher in der feinen Kunst, die die alte französische Hofsprache *Ménagement* nannte. Daher musste der flachsichtige Ludwig, der so tief zu schauen wähnte, durchaus in die Fallstricke ihrer Demuth, Sanftmuth und Grossmuth gleiten, sobald er ihnen zu nahe kam. Dass er ihnen nicht entginge, dafür sorgte sie selbst durch Passivität. Sie kam mit Niemand in Collision, und war allenthalben die Einzige. Durch ihr unerklärbares Wesen angekörnt, ging der ermüdete König mit ihr durch alle Grade der Erkenntlichkeit, Hochachtung, Freundschaft, Bewunderung und Anbetung; bis er ihr am Altar die Hand bieten, und es für ein Glück halten musste, die ihrige zu empfangen.

Rec. hat das Untere der Karten verrathen. Dafür würde ihm die Vfn. wenig Dank wissen. Denn nach ihr geht alles planlos zu. Die *Maintenon* verräth ihr Geheimniss auch nicht der vertrautesten Freundin, auch nicht den stillen Wänden in einem Selbstgespräch. Den unschuldigen Leserinnen kommt alles, wie die Hand des Himmels, vor. Manchmal lässt sie sich freylich Redensarten entwischen, die mehr zu denken geben. Höchst naiv ist von einer Dame, die zur Erbauung ihres Geschlechts schreibt, folgende Stelle, Th. II. S. 67: „*Quand une personne spirituelle, remplie de droiture* (die Frau v. *M.* selbst), *se décide enfin à employer un peu de finesse et de ruse, ces artifices sont plus ingénieux et plus adroits que ceux des intrigans, parce qu'ils sont plus délicats, et qu'ils ont toujours un côté vrai. Une telle personne ne peut tromper une autre que comme on se trompe soi-même, par une logique de sentiment, par des illusions dont la source est dans le coeur, et non par des faussetés positives.*" — Das herrlichste System der Verführung! Aber so muss ein Weib handeln, das zum Beweise des von der Vfn. aufgeführten Hauptsatzes dienen soll, *que rien n'est plus habile qu'une conduite irréprochable.*

Obgleich Paris auf dem Titel steht, so sieht man doch bald an den Lettern, dass das Buch in Deutschland gedruckt ist. Möchten doch Setzer und Corrector ihre sächsische Aussprache des Französischen nicht in dem Abdrucke desselben geltend gemacht haben! Die häufige Verwechselung des b und p, d und t, ist unausstehlich. Manche Seiten wimmeln von diesen Fehlern. Z. B. Th. II. S. 132: *Parfenue* st. *Parvenue*, *Plesser* st. *Blesser*, *Courdisans* st. *Courtisans*, *Peuble* st. *Peuple*, *Dout* st. *Dont*.

Die *Übersetzung* ist wörtlicher, als immer nöthig gewesen wäre; aber mitunter auch nachlässig genug. Z. B. *Quoi! madame, interrompit brusquement madame de Montespan, me proposez-vous de me faire Carmelite?* — „Wie, Madame, versetzte Frau von *Montespan* mit Stolz, Sie wollen mich zur Nonne *machen?*" Dvl.

SCHÖNE KÜNSTE.

FRANKFURT a. M., b. Wilmans: *Lother und Maller*, eine Rittergeschichte. Aus einer ungedruckten Handschrift bearbeitet und herausgegeben von *Friedrich Schlegel*. 1805. 274 S. 8. (1 Rthlr.)

Die Freunde alt-romantischer Dichtungen werden dem Hn. *S.* für die Bekanntmachung auch dieses Ritterromans Dank wissen, der im J. 1405 von der Herzogin Margaretha von Lothringen nach einem lateinischen Original in welscher Sprache verfasst, und 1437 von ihrer Tochter, der Gräfin Elisabeth von Nassau-Saarbrück, ins Deutsche übersetzt wurde. Den Herausgeber bestimmte vorzüglich „das darin aufgestellte Bild der ritterlichen Freundschaft, ihn der Vergessenheit zu entreissen, und nach diesem Gesichtspunkte ward der Auszug gemacht." Und in der That ist dieses Bild so gross und zugleich so anziehend und rührend, dass man mit innigem Wohlgefallen dabey verweilt. Maller erscheint bey aller ritterlichen Tüchtigkeit und biederherzigen Gesinnung doch niemals ganz so heldenmässig und liebenswürdig als Lother, und eben durch dieses Nachstehen zeigt sich seine unwandelbare Anhänglichkeit und Treue in einem um so schöneren Lichte: wir sehen hier nicht den Wettstreit zweyer Freunde, die in Aufopferungen und Liebesdiensten einander übertreffen möchten — die gewöhnliche Art, wie die Freundschaft geschildert zu werden pflegt — es zeigt sich uns vielmehr das anmuthigere seltenere Schauspiel, wie eine edle Seele sich dem Leben einer höheren Natur ganz im unbewussten Triebe weihet, und ihr höchstes Glück darin findet, den grösseren Freund allen Hindernissen und Widerwärtigkeiten zum Trotz, mit höchster Anstrengung aller Kräfte und Aufbietung aller Mittel, zu der Höhe zu verhelfen, wo seine Grösse in all ihrer Herrlichkeit erscheinen könne. Lothers Überlegenheit offenbart sich überhaupt durch die gelassene besonnene Ruhe; womit er die ausserordentlichen Freundschaftsthaten seines „treuen Gesellen" der doch auch ein Königssohn ist, sich geschehen lässt; und insbesondere durch manche missbilli-

gende Äufserungen. Als z. B. Maller über die Ungeschicklichkeit des feigen verrätherischen Otto, Lothers Todfeind, bey einem Turniere in ein lautes schadenfrohes Gelächter ausbricht, verweiset es ihm sein Freund mit den strengen Worten: „Schweig! thate das ein anderer als du, ich würde es ihm nicht verzeihen" (S. 52). — Auf ähnliche Weise sagt er zu ihm, als Otto seinen verdienten Lohn empfangen soll: „Ich bitte dich, du wollest Otto den Kopf abschlagen, denn ich wollte um keinen Preis meine Hand an ihn legen." Einen Zug, worin sich Mallers dienstbeflissene Ergebenheit auf eine eigenthümlich schöne Weise an den Tag legt, enthält folgende Stelle, die zugleich als eine Probe vom Stil hier stehen mag: „Lother lag eines Tages in seinem Bette, und sah sein Hemd an, dass es sehr unrein war. Hemd, sprach er, es ist lang her, dass du nicht gewaschen bist, das kränkt mich am meisten, (in meinem Elend) Maller, lieber Gesell, nimm mein Hemd, gieb es einer Frau, dass sie es wasche, ich will im Bette liegen bleiben, bis es trocken ist. — Sehr gern, lieber Herr, sprach Maller, nahm es, und ging damit hinaus, des Morgens ganz früh. Ich werde keine Frau suchen, sondern ich will selbst dich waschen, du Hemd, sprach er; denn einer schlechten Frau gönnte ich es nicht, dass sie dich wasche, und eine edle wird es nicht thun." u. s. w. — Wir sagen absichtlich nichts weiter vom Inhalte des Buchs, um den Lesern nicht das Vergnügen der Überraschung zu rauben: es ist nichts weniger als arm an Erfindung und die kühnsten wildesten Scenen des Krieges wechseln mit den zärtlichen Situationen der Liebe und der Freundschaft. — Druck und Papier sind elegant.

C. f. r. z.

Ronneburg, b. Hahn: *Jeannettens Speculationen oder das Mädchen, wie es nicht seyn sollte.* Nebst einem Anhange für viele ihres Geschlechts. 1807. 200 S. 8. (18 gr.)

Ganz richtig! Zu allen den Männern, Frauen, Mädchen u. s. w., wie sie seyn sollen, gehören des Contrastes wegen auch andere, wie sie nicht seyn sollen. Hier ist denn so ein Mamselchen aufgestellt, mit dem Tüncher-Pinsel gemahlt. Zum Unterricht, zur Strafe, zur Besserung ist wenig daraus zu lernen, eben weil Alles mit so groben Zügen entworfen ist, und das Verderben mit Courierstiefeln einherschreitet. An einen Plan ist gar nicht, viel weniger an einen feinangelegten, zu denken; Jeannettchen wird aufgemuntert, aufgefodert, ergiebt sich, fällt und bleibt am Ende liegen, wie sie gefallen ist. Und das Buch würde auch liegen bleiben, wo es gedruckt ist, wenn es nicht Leute gäbe, die auch nach dem Schlechtesten greifen, wenn es nur etwas zu lesen ist.

Ml.

Dresden, b. Arnold: *Orangen vom Verfasser des Weibes wie es ist.* 1806. Zwey Bändchen. 252 u. 197 S. 8. (2 Rthlr.)

Man wird die hier vorgetragenen Erzählungen sehr anmuthig finden. Die leichte, frohe Laune, die zum Theil in ihnen scherzt, und das tiefe, wahre Gefühl, das sich eben so wahr ausspricht, als es selbst ist, ergötzen und erheitern. Für den Mangel sonderbarer Verwickelungen, und wildkrauser Begebenheiten, hält uns eine schöne, freundliche Natürlichkeit schadlos (wenn nämlich ein Schade dabey seyn sollte), und für die schrecklichen Reden, die man sich so oft in Romanenbüchern muss gefallen lassen, wird man hier mit Feinheit, Geschmack und Höflichkeit angeredet. Die beiden dramatischen Versuche, der Polyp und der Probierstein, machen nach mehreren lüstern.

π. o.

Leipzig, b. Schödel: *Die Rüdelsburg oder die wilden Jäger.* 1806. 382 S. 8. Mit einem Kupfer. (1 Rthlr. 16 gr.)

Ausser den wilden Jägern kommen auch zahme Menschen in dem Buche vor, die sich gut aufführen, und eine behagliche Sprache reden. Es geht zwar bisweilen ziemlich sonderbar unter ihnen her, aber dafür sind sie auch Romanenhelden, und dürfen sich das so wenig, als die Leser, befremden lassen. Den letzteren muss es sogar noch lieb seyn, dass sie für ihre dritthalb Gulden Entréegebühren nicht mit alltäglichen Schauspielen abgespeist werden. Um diesen, wenn sie nach Hause kommen, das Wiedererzählen zu erleichtern, setzt Rec. einige der Namen, die am schwersten zu merken seyn möchten, hierher: *Hero von Timeck*, *Ubald*, *Ruthwold*, *Adlerhorst*, *Timo*, *Rofsham* und *Hieronymus*, der Eremit.

12 x 37.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Hamburg*, b. Nestler: *Hamburg und Altona.* Ein Journal zur Geschichte der Zeit, der Sitten und des Geschmacks. 1804. Januar bis Dec. 1805. Jan. bis Dec. 1806. Jan. bis Junius. 8. (Jeder Jahrgang von 12 Heften zu 8 Bogen 6 Rthlr. 18 gr.) Seit der Beurtheilung der früheren Jahrgänge dieses in seinem Wirkungskreise vielgelesenen Journals (s. J. A. L. Z. 1805. Nr. 48), hat es seinen Charakter nicht verändert. Noch immer richtet es sein Hauptaugenmerk auf die Sitten, das Schulwesen und die Literatur beider Städte, wobey Hamburg, wie billig, die wichtigere Rolle spielt. Mitunter finden sich auch Aufsätze, die ältere Geschichte dieser Gegenden betreffend. Was vom Handel und Schauspielwesen vorkommt, ist grösstentheils dürftig, flach und flüchtig. Am Scherz und der Satire scheitern die Vf. noch immer. Äusserst langweilig und plump sind die gesellschaftlichen Dialogen und Mosje Christians Briefe. In den vorliegenden Heften zeichnen sich besonders aus: die Nachrichten von dem Fortgange der Hamburgischen Armenanstalt; die Geschichte der Verhandlungen der Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe; ein Verzeichniss der um Hamburg wild wachsenden Kräuter und Giftpflanzen vom Dr. *Ritter*, und die Beyträge zu einem künftigen Supplementbande zu *Schützens* Hollsteinischen Idiotikon, vom P. *Hubbe*. Seit 1805 führt dieses Journal auch ein Intelligenzblatt.

Cht.

Leipzig, b. Graff: *Israel oder der edle Jude.* Eine wahre Geschichte von *Karl Witte*. 1805. 78 S. 8. (8 gr.) Es ist gewiss, besonders für den noch unaufgeklärteren Theil der Nation, von Nutzen, wenn Beyspiele von Rechtschaffenheit und Seelengrösse aus einem Volke aufgestellt werden, das noch immer, oft auf die ungerechteste Weise, verachtet und verkannt wird. Hier ist ein solches Beyspiel. Israel ist ein Mann, der hohe Achtung verdient, und Hn. *W's.* Nachricht von ihm ist werth in die Hände recht vieler Volkslehrer zu kommen, um mit ihr ein Vorurtheil bekämpfen zu helfen, das eben so schädlich, als entehrend ist.

E.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 AUGUST 1806

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Leipzig, b. Göschen: *Euthanasia. Drey Gespräche über das Leben nach dem Tode.* Veranlasst durch D. *J. K. W—l's* Geschichte der wirklichen Erscheinung seiner Gattin nach ihrem Tode. Herausgegeben von *C. M. Wieland.* 1805. 264 S. 8. (21 gr.) oder: *C. M. Wieland's sämtliche Werke.* 37 Band.

„*Wötzel! du bist unsterblich!*" so kann nun ein Geist oder ein Nachbar dem Hn. D. *W.* in Leipzig zurufen, seitdem *Wieland* ihn gewürdigt hat, ihm und der Welt, die es etwa noch nicht wüsste, zu erklären, wie es mit seinen Geistererscheinungen wahrscheinlich zugegangen sey. So lange nämlich *Wielands* Werke in Deutschland werden gelesen werden, so lange wird man beym 37 Bande des Hn. *Wötzels* gedenken, welchem im J. 1804 seine abgeschiedene Frau zurief: Karl! ich bin unsterblich! und der diess in einem eben nicht unsterblichen Werke erzählte. — Seitdem verlautet, dass Hr. *Wötzel* mit seiner *doppelten* Unsterblichkeit nicht zufrieden sey, sondern vielmehr sich in einer neuen Schrift gröblich dagegen aufgelehnt habe: es steht daher zu erwarten, ob sein *Hermes psychopompos* auch den zweyten Ausspruch des seel. Hannchens auf ihn anwenden werde, namlich den: *Einst sehen wir uns wieder!*

Wer es nun ausführlich lesen will, wie wahrscheinlich eine Katze, ein Wind, ein Spassvogel die allerneueste Geistererscheinung hervorgebracht habe, der findet seine Befriedigung von S. 1—114 in dem *ersten Gespräche* (denn in drey Gespräche ist das Ganze der Wieland'schen Schrift getheilt). Wir aber verweilen hier nur bey dem *zweyten*, worin der Vf. seine Meinung über Leben und Wiedererkennen nach dem Tode aus einander setzt, indem wir *Wilibald*, den Repräsentanten des Vf., also referiren lassen: *Wilibald:* „Ich habe dir, mein lieber Selmar! die Wötzelsche Erscheinung, an die du glaubtest oder zu glauben wünschtest, in unserem letzten Gespräche verdächtig gemacht; aber, wenn es dir nur um Geschichten zu thun ist, so kann ich selbst dir noch ganz andere Geschichten von weit grösserer Beweiskraft für das Leben nach dem Tode erzählen (S. 118—131). Doch damit, wie überhaupt durch den Hang der Menschen zum Wunderbaren, wird nichts gewonnen: der *gemeine Menschenverstand* lässt sich seinen Glauben an die Natur, dem er immer treu geblieben ist, nicht nehmen (S. 131). Müssten nicht die Geister vermittelst eines organischen Körpers *immer* und *allen* sichtbar seyn? (S. 135) Sonach würden sich jetzt, ausser den 1000 Millionen lebender Menschen auf unserer Erde, wenigstens noch 2 bis 300000 Millionen *sichtbare Verstorbene* aufhalten, so, dass auf Einen Lebenden wenigstens 250 sichtbare Todte kämen, — die sich doch auch *nähren* müssten etc. — (S. 137). Allein die Thatsache auch nur einer einzigen Geistererscheinung ist nie zu einer vollkommenen historischen Gewissheit zu bringen; und alle dergleichen Geschichten, bis auf die neueste, haben uns nicht ein Haar breit weiter gebracht. Denn es ist unmöglich, alle Zweifel, ja den eigenen Glauben an irgend eine dabey obwaltende Täuschung ganz zu verbannen (S. 146). Eine solche plötzliche und ganz isolirte Erscheinung kann gegen die Wirkung des Nachdenkens und der Zeit nicht lange aushalten (S. 147); ja sie würde, auch wenn wir selbst daran zu glauben fortführen, doch bey anderen verständigen Menschen keinen Glauben finden. — Es ist wahr, der Volksglaube an Gespenster ist allgemein und unverdränglich. — Vielleicht liegt ein Ahnungsvermögen der Unsterblichkeit in dem räthselhaften Theile unserer Natur, den man die *Einbildungskraft* (!) nennt (S. 150), oder vielmehr, um die Sache *deutlicher* zu erklären: es ist eine gewöhnliche Erfahrung, dass man nach dem Tode einer geliebten Person lange eine *Art von innigem Gefühl* hat, dass sie lebe und uns nahe sey, wie man ein abgenommenes Bein lange noch zu haben glaubt (S. 154); dieses Gefühl nun, das sich freylich aus der Macht der Gewohnheit ganz natürlich erklären lässt, — dieser gefühlähnliche Wahn, dass ein Verstorbener *noch da sey*, ist wahrscheinlich die Grundlage jenes Volksglaubens (S. 160); es spannt, ja überspannt die Einbildungskraft, bringt *Träume*, und diese den Glauben an das fortdaurende *Leben* der Verstorbenen, und endlich *Gespenstergeschichten* hervor. — Nur wenig Fälle, wo der individuelle Nervenzustand bey Personen von starker Einbildungskraft die Idee eines Verstorbenen bis zur *Anschaulichkeit ausser sich* erhöht hatte, waren hinlänglich, jenen Glauben zu begründen; Leichtgläubigkeit und Hang zum Wunderbaren setzten solche Ereignisse in Umlauf und vergrösserten sie, Schamanen und Priester bemächtigten sich ihrer aus Eigennutz etc. (S. 161). Doch, um alle Grübeleyen mit einem Male abzuschneiden, so sage ich gerade heraus: ich bin überzeugt, *dass der Tod aller Gemeinschaft und allen Verhältnissen zwischen den Verstorbenen und den Lebenden ein Ende macht* (S. 165). Denke dir das beste Weib — ich nenne sie Fannia —; alle die schönen Verhältnisse, in denen sie ihrem Manne — Cajus — so viel war, entsprangen doch nur aus ihrer *Weibheit*, und mussten mit dieser verschwinden. Cajus liebte die Seele, aber *Fannien's* Seele, und diese musste gerade mit *ihrem* Leibe und

keinem anderen vereinigt seyn (S. 170). Der Tod, der ihre *Form* zerstörte, vernichtete *sie selbst*, und alles, was sie dem Cajus war (S. 171). Was ihm von der todten Fannia noch übrig ist, kann ihm *ohne ihren* Geist nichts mehr seyn; diesen aber kann er weder sehen noch hören. Auch *ihr* Geist hat weder Augen, noch Ohren, noch Sprachorgane mehr, ja er hat zugleich das *Erinnerungsorgan*, und *mit diesem* alle *Vorstellungen von seinem vorigen Leben und dessen Verhältnissen verloren* (S. 173 f.). Wir müssen uns also mit dem Gedanken begnügen, dass unsere Todten noch leben und glücklicher sind, als wir, ob sie sich gleich nicht mehr mit uns beschäftigen (S. 177). Sonach hört der Verstorbene auf, die *Person* zu seyn, die er war; diese Welt ist auf ewig vor ihm verschwunden; er ist ein ganz neues *Individuum* (!) sein *Ich* ist im eigentlichen Sinne todt und abgethan (S. 179). — Dieses Resultat ist indess nicht so trostlos, als es auf den ersten Anblick scheinen möchte, denn wir erleiden ja diesen Verlust stückweise täglich; nicht nur die Masse unserer Empfindungen, sondern auch die Lebhaftigkeit des Bewusstseyns der übrigbleibenden nimmt allmählich ab (S. 181 f.). Gewiss ist sich niemand in seinem 50 Jahre der 3 oder 4 ersten seiner Kindheit mehr bewusst (S. 183). — Wollte man sagen, dass der Mensch in diesem Alter nur uneigentlich eine *Person* genannt, und sonach von dem Verluste des Bewusstseyns unserer Kindheit auf den Verlust der Persönlichkeit nach dem Tode nicht richtig geschlossen werden könne: so müsste man entgegnen, dass man zuerst einen beträchtlichen Theil der Menschen, nämlich alle Kinder, die unter sieben Jahren sterben, von dem Vorrechte der Unsterblichkeit ausschliesse: sodann kann man nicht leugnen, dass die meisten Menschen in Ansehung ihres Verstandes und ihrer Sittlichkeit *immer Kinder bleiben* (S. 185). Kurz, wir werden uns unseres Menschenlebens wahrscheinlich nicht einmal als eines Traumes erinnern, da uns der Tod des *Organs* beraubt, mit dessen blosser *Verletzung*, folglich um so gewisser mit dessen gänzlichem *Verlust*, diese ganze *Sinnenwelt, aus welcher wir alle unsere Vorstellungen schöpfen, und auf welche sich alle unsere Gedanken und Kraftäusserungen beziehen* (!) auf einmal rein vor uns verschwinden muss (S. 186). — Nimmt man seine Zuflucht zu einem unsichtbaren *Seelenorgan*, das die Seele, als ihr *Sensorium* und *Depot* aller materiellen Bilder, mit sich nehme, so gewinnt man dadurch wieder nichts; denn man müsste vorerst beweisen, dass dieser ätherische Leib durch den Tod nicht paralysirt werde, wie doch schon in Nervenkrankheiten geschieht (S. 188). Auch kann man aus Erfahrungen nichts folgern, wo der Körper ausser aller Thätigkeit gesetzt war, ohne dass das innerste Organ der Seele in seinen Verrichtungen gestört wurde (S. 190); denn von der innersten Organisation unseres Körpers, dem Bande zwischen Seele und Leib etc. wissen wir nichts; und aus einzelnen, ausser dem Gebiete der Naturgesetze und unseres Wissens liegenden *Erfahrungen* kann nichts geschlossen werden; ja wir können ein ätherisches Seelenorgan annehmen, womit die Seele zuweilen ihr ehemaliges Leben beschauen könne, und wir gewinnen wieder nichts, als höchstens den Gedanken, dass wir noch im Andenken des geliebten Verstorbenen leben. Aber durch eine bloss *idealische* Gemeinschaft lässt sich weder Herz noch Sinn in die Länge beschwichtigen. Ihr ätherischer Leib kann keine merkliche Wirkung auf Körper, wie die unsrigen, haben. (S. 193) Dergleichen kann Gelegenheit zu angenehmen Einbildungen geben, aber *vernünftiger* (verständiger) *Weise* ist kein Grund zu der Hoffnung, dass wir nach dem Tode dieselbe Person bleiben, und die Verbindungen, die einst das Glück unseres Lebens ausmachten, auch im künftigen fortsetzen werden (S. 194). Und hätten wir auch einige Erinnerungen, so müssten sich diese doch sehr bald in der *neuen Art zu seyn* verlieren (S. 195). Dabey ist nun wenig oder *nichts zu beklagen*; denn der *Mensch* hat freylich aufgehört, aber der in einen neuen, seiner Natur angemessenen Zustand versetzte *Geist* gewinnt dabey. Die Erinnerung an die, welche er einst liebte, und denen er keine Beweise seiner Theilnahme geben kann, würde seine Ruhe stören; dessen, was überhaupt seiner Erinnerung werth seyn möchte, ist *wenig*, dessen, was wir, schon hier, zu vergessen wünschen, ist viel; das Andenken an Fehler und Leiden kann hier einigen, dort gar keinen Nutzen haben; selbst das Andenken an gestiftetes Gute ist, ausser dem Lande der Täuschung, wenig erfreuend (S. 197 f.). Ferner ist auch der Genuss, seine Geliebten in einem vollkommneren Daseyn wieder zu erkennen, nicht in Anschlag zu bringen; denn, sowie erwachsene Menschen, die sich als Kinder geliebt und dann vergessen haben, sich ohne alle Erinnerung aufs neue lieben können: so können auch im künftigen Leben sich, ohne Verlust an Glückseligkeit, ehemalige Freunde ganz ohne Rückerinnerung früherer Freundschaft zusammen finden (S. 200). — Man muss nur nicht *rein menschliche* Verhältnisse mit *rein geistigen* vermischen! In jenen nur ist uns die Freude des Wiedersehens so süss, weil wir dadurch in den Genuss aller der schönen menschlichen Verhältnisse wieder eintreten, in denen wir uns ehemals glücklich fühlten (S. 201 u. 203). Dazu kommt: dass unsere Seele wahrscheinlich schon *vor ihrer Vereinigung mit ihrem dermaligen Körper da gewesen ist*, dass sie damals auch in Verbindung mit irgend einem organischen Leibe existirt hat, und dass wir von diesem Zustande *nicht die mindeste Erinnerung* haben; dass wir folglich das Leben, in welches wir durch den Tod geboren werden, ebenfalls nicht als Fortsetzung des gegenwärtigen, sondern als den Anfang eines ganz neuen anzunehmen haben (S. 204—207). — Was nun die *moralischen Einwürfe* gegen meine Meinung anbetrifft, so würden sie auf folgende drey hinauslaufen: Erstlich, mit dem Verluste der Persönlichkeit, kann man sagen, fällt alle Bestrafung und Belohnung im künftigen Leben weg. Darauf erwiedere ich: die Furcht vor der Hölle und die Hoffnung auf den Himmel ändert nichts an der inneren Beschaffenheit des Gemüths, und nur der ist gut, der es aus Liebe des Guten ist etc. S. 209). Über das wahre Verhältniss von Lohn und Strafe haben wir überhaupt kein Urtheil (S. 210 f.). Oft ist ein Zug aus dem Lethe die beste Entschädigung (S. 213), und um vollkommen gerecht zu seyn, bedarf die Nemesis kei-

ner anderen Einrichtung, als der, dafs die innere Richtigkeit unferer Gefinnungen und Handlungen jederzeit den Grad der inneren Glückfeligkeit beftimmt, die mit dem Bewufstfeyn derfelben unmittelbar verbunden ift (S. 214). Zweytens meint man: der Glaube an fortdauernde Perfonlichkeit könne ein wirkfames Mittel feyn, zum Guten aufzumuntern, oder vom Böfen abzufchrecken, und fonach der Schwache unferer moralifchen Natur zu Hülfe kommen. Allein dadurch würde man allen frommen Täufchungen das Wort reden; überdiefs lehrt die Menfchenkenntnifs, dafs der Menfch an den Tod und was auf denfelben folgen mag, von felbft nur fehr felten und flüchtig denkt — wodurch der moralifche Einflufs jenes Glaubens zu einem unendlich kleinen wird (S. 215. 216). Drittens fagt man, dafs doch jener Glaube wenigftens guten Menfchen keinen geringen Troft in unverfchuldeten Leiden gewahren muffe. Allein — man mufs gegen Erfahrungen und Vernunftfchlüffe nicht mit *moralifchen* Gründen ftreiten! (S. 217) — Statt alles anderen, will ich beweifen, dafs wir bey dem fadduceifchen Glauben, der Tod mache allen unferen jetzigen Verhaltniffen und Verbindungen ein Ende, in unferem gegenwartigen Menfchenleben *an Humanität und ächtem Lebensgenufs fehr viel gewinnen* würden (S. 218). Erftens, hatten von jeher die Menfchen keinen anderen Glauben, als jenen, gehabt, fo würde er alle Bande der Liebe und Freundfchaft ftärker zufammengezogen haben (S. 221): denn das Intereffe fteigt beym bevorftehenden Verluft; da uns hingegen das dumpfe Gefühl, dafs wir als Menfchen ewig leben werden, uns in Erftattung der feinften Gefelligkeitspflichten nur nachlafsig macht, und uns das Gefuhl des hohen Werthes der gegenwärtigen Verhältniffe vermindert (S. 223). Wir ängftigen uns, die Verftorbenen nicht genug geliebt zu haben. — Diefs würden wir nicht gethan haben, wenn uns in dem Augenblicke, wo wir gegen fie fehlten, der Gedanke des Todes und einer ewigen Trennung vorgefchwebt hätte (S. 224 f.). Sodann würden wir weit fparfamer mit der *Zeit* umgehen, welche durch den Gedanken einer fo befchrankten Exiftenz unendlich an Werth gewinnen würde (S. 225). — Endlich würde die Gewifsheit, dafs es für uns, als Menfchen, keine andere Unfterblichkeit gebe, als im Andenken unferer Freunde, der Zeitgenoffen und der Nachwelt zu leben, der mächtigfte Antrieb feyn, diefes kurze Dafeyn wohl anzuwenden (S. 226). — Möchte daher diefer wohlthatige Glaube die Sanction der Gefetzgebung und Religion erhalten, und fo machtig genug werden, alle ihm entgegenftehenden fchimärifchen und reel fchädlichen Einbildungen zu verdrangen! (S. 227)" — So weit Wilibald - *Wieland*.

Dagegen konnte man die Rolle *Selmars*, des zweyten Interlocutor's, aufs neue aufnehmen, und ihn etwa fo erwiedern laffen:

Selmar: Ich habe mir, Wilibald! die Reihe deiner Sätze noch einmal, entkleidet von der Schönheit und Beredfamkeit deines Vortrags, vor Augen geftellt, und zu meiner Befchämung gefunden, dafs ich dir in unferem Gefpräch mitunter etwas fchwach und allzuhöflich, nirgends aber mit der gehörigen Scharfe und Überlegung geantwortet habe. So fehr ich nämlich deinen ehrlichen Glauben, und die Freymüthigkeit, mit der du ihn bekenneft, achte: fo mufs ich doch eben fo ehrlich bekennen, dafs ich ihn nie zu dem meinigen machen werde, oder vielmehr, (da darauf gar nichts ankommt) dafs du ihn mit gar unzureichenden Gründen ausgeftattet haft. Ehe ich dir nun diefs, fo gut ichs vermag, andeute, (denn mehr will ich für jetzt überhaupt nicht) mufs ich bemerken: dafs ich alles, was du von *Geiftererfcheinungen und Gefpenfterglauben* (bis S. 161) gefagt haft, gern gelten laffe und für dich zugebe, fchon deswegen, weil ich mich überhaupt enthalte, über das Unausfprechliche zu fprechen und mich willig befcheide, das Unbegreifliche begreifen zu wollen. Ich will nur von deinem Glauben reden, dafs der Tod alle Gemeinfchaft zwifchen Verftorbenen und Lebenden aufhebe. — Aber auch hier möchte ich dir beynahe alles zugeben, was du darüber gefagt haft; denn — wenn ich alles genau erwäge, fo haft du von keinen anderen Verhaltniffen, als recht *irdifchen* gefprochen, welche freylich nicht ihre Grenze über das Grab hinaus zu erweitern vermögen; fowie es ja ganz klar ift, dafs die geiftigen Verhaltniffe, von denen du nicht fprichft, fchon jetzt nicht in der Sinnenwelt vorhanden find. Denke nur an das, was du von dem zarteften Verhaltniffe, dem ehelichen, unter den Namen Fannia und Cajus gefagt haft (S. 165 ff.), wie du in Fannien nur die *Weibheit* fiehft (im Geiftigen ift keine Weibheit und keine Mannheit), wie du ihre Tugenden auf Anhanglichkeit, Sanftmuth, Aufopferung, Liebenswürdigkeit, Verftand, Anfpruchlofigkeit, Verdienfte um den Mann, wodurch fie ihm unentbehrlich (nützlich, angenehm, gleich einem verftandigen und treuen Hausthiere) wird, befchrankft (man lefe S. 168), nicht ein Wort aber von der *Quelle* fagft, aus der allein diefs alles fliefsen konnte und von der *Liebe*, in welcher Seelen zu einer moralifchen Einheit verfchmelzen und fich verklären. Bedenke, dafs Cajus die Individualitat Fanniens achtete, nicht zum Behuf feiner *Liebe*, fondern nur feiner finnlichen Anfchauung, das der Tod zwar die körperliche, aber nicht die geiftige Form zerftört, welche doch eigentlich die Individualität ausmacht, und dafs die geiftigen Operationen fo wenig an die Organe, als die Perfonlichkeit an die organifche Form, geknüpft feyn können. Überhaupt bedenke, dafs du in deinem ganzen Vortrage zwar von Geift, nirgends von *Gemuth*, von Einbildungskraft, nirgends von *Phantafie*, von Vorftellungen und Begriffen, nirgends von *Ideen* gefprochen haft, ja, — um mit deinen Worten zu fprechen — dafs dein Menfch uberhaupt alle feine Vorftellungen und Gedanken nur aus der *Sinnenwelt* fchöpft (S. 186), feine Perfönlichkeit vorzüglich in den *Organen* hat (S. 173), und fein Ich in nichts als einer ganz finnlichen Individualitat befteht: fo, dafs man fich weniger darüber verwundern könnte, dafs du feine Perfonlichkeit durch den Tod aufheben laffeft, als vielmehr darüber, wie du überhaupt von einer Unfterblichkeit fprechen könneft, — und ich nun wohl begreife, wie du deinen Geift nicht über das Grab hinaus, gefchweige in die Ewigkeit hinein bringen könnteft.

Wenn ich auf einzelne Punkte deines Räfonnement's fehe, fo haft du wohl recht, wenn du (S. 181) fagft, dafs wir taglich viel aus unferer Erinnerung verlieren; aber, ohne der Beyfpiele zu gedenken, wo Menfchen nach langer Zeit ganz erlofchene Erinnerungen unwillkührlich reproducirten, z. B. des Bauers, welcher auf dem Krankenlager griechifche Phrafen herfagte, will ich nur bemerken, dafs, was wir hienieden *wirklich vergeffen*, wohl nicht werth war, für die Ewigkeit behalten zu wer-

den. So wie ich alles dieſs dem Grabe ohne Umſtände übergebe, ſo will ich dir auch gern geſtehen, daſs ich, wie du, über die, welche als *Kinder* ſterben, und, ſo viel wir etwa begreifen, nicht zum *klaren Bewuſstſeyn* ihrer Perſönlichkeit gelangt ſind, kein Urtheil habe. — Überhaupt jedoch muſs man nicht alles, was im Geiſte oder geiſtig da iſt, nach dem Maſsſtabe des *Bewuſstſeyns* meſſen, und ſchlieſsen, daſs das, was im Bewuſstſeyn für Dich und Mich nicht da iſt, überall auch gar nicht exiſtire. Das Geiſtige iſt ja auſser den Formen des Raums und der Zeit da, gerade dieſe Formen aber ſind die Grenzen des Bewuſstſeyns. Exiſtirt wohl in meinem Geiſte ein *einzelner* Gedanke, kann ein ſolcher da ſeyn? und doch iſt er nicht anders, als iſolirt und einzeln und gleichſam in räumlicher Folge in meinem Bewuſstſeyn. — Von einem *Seelenorgan* wollen wir gar nicht ſprechen, theils, weil es in deinem Sinne eine leere Hypotheſe iſt, theils weil wir damit nicht weiter kommen, als mit der gröbſten Materie. Ich kehre zu deinen Erinnerungen zurück, von denen du (S. 195) ſagſt, daſs, wenn wir auch dort deren hätten, ſie ſich doch bald verlieren müſsten; wobey du doch wieder nur ſolche meinen kannſt, die durch Sinne und Verſtand der Einbildungskraft und dem Gedächtniſſe zugekommen ſind, und unſer Innerſtes eigentlich nicht berührt haben. Laſs dieſe immer verſchwinden, unſere Perſönlichkeit geht damit eben ſo wenig, als mit unſerer organiſchen Form unter! — So kannſt du, wie deine Kenntniſſe und Gelehrſamkeit, immerhin auch deine Fehler und Leiden, ſelbſt das von dir geſtiftete Gute, vergeſſen. Es iſt (wie du ſagſt) *wenig*, was der Erinnerung werth iſt, — vielleicht durch unſere Schuld! — Aber dieſs Wenige iſt auch ſehr Viel, und es giebt Manches, was ſo zu meinem Weſen gehört, daſs es mir eben das Unterpfand meiner Unſterblichkeit iſt. Du muſst nur nicht (ich gebe dir dieſs zurück) das *reinmenſchliche* mit dem *reingeiſtigen* vermiſchen, und indem du jenes begräbſt, damit auch dieſes eingeſcharrt zu haben glauben. Wenn du z. B. meinſt, die Freude am Wiederfinden der Geliebten (des Einzigen geliebten Weſens), ſey nur etwas menſchliches, ſo irrſt du; denn es iſt gar nicht von einer Trennung oder einem Wiederfinden, ſondern von einem Fortleben in und mit dem Geliebten die Rede, das hier in der ſchon aufgegangenen Ewigkeit nur begonnen hat, und von keiner Seite durch den Tod unterbrochen worden iſt; da der Zurückgebliebne eben ſo gut mit dem Vorangegangenen in der Ewigkeit, als dieſer mit jenem in der Zeitlichkeit lebt, ohne dazu der Geſtalt oder des Organs zu bedürfen. Überhaupt ſind die Worte *Wiederſehen* und *Wiedererkennen* wohl nichts als Hieroglyphen, und das Band eines ſinnlichen oder eigennützigen Gefühlswechſels verdient den Namen der Freundſchaft und der Liebe nicht. — Was du daher (S. 200) von einem Zuſammenfinden der Freunde, ohne alle Rückerinnerung einer früheren Verbindung ſagſt, iſt mir — zum wenigſten unverſtändlich, eben ſo, was du von der irdiſchen Hoffnung, menſchlich-ſüſse Verhältniſſe wieder anzuknüpfen, erinnerſt. So könnte ich das, was du über die ganz verſchwundene *Vorexiſtenz* anführſt, mit gleichem Rechte *gegen* dich geltend machen, und ſagen: eben weil wir uns an nichts vor dieſem Leben erinnern, ſo haben wir auch vor unſerer Erſcheinung in dieſer Welt nicht gelebt — wenn ich nicht lieber geradezu die Frage wiederholen wollte: ob denn das, weſſen wir uns nicht bewuſst ſind, überhaupt nicht da ſey?

Deine Widerlegung der ſogenannten moraliſchen Einwürfe iſt gröſstentheils treffend, obgleich das Wort *moraliſch* hier nicht ſo ganz an ſeiner Stelle iſt, wo faſt nur von einem *Nutzen* geſprochen wird. Doch ich abſtrahire gänzlich von dieſen Einwürfen, weil ſie auf das, was ich meine, durchaus keinen Einfluſs haben. Nur deinen, in gleicher Art, *moraliſchen* Beweis, daſs wir uns bey dem ſadduceiſchen Glauben wohl befinden und an Humanität und Lebensgenuſs (worauf es eben nicht ankommt) gewinnen würden, muſs ich gänzlich verwerfen. Denn 1) glaube ich, daſs wir bey Verbindungen auf Lebenszeit, oder, nach meinem Ausdruck für die Ewigkeit geſchloſſen, gewiſs feinere und höhere Humanität üben, als bey den *Wirthshausbekanntſchaften*, als welche mir deine Freundſchaften vorkommen; daſs wir es bey der „gewiſſen Ausſicht auf Vernichtung“ nicht der Mühe werth finden würden, in ein *ganzes* Verhältniſs (des ganzen Menſchen zum ganzen Menſchen) zu treten, welches nur durch die Hoffnung auf eine ewige Fortſetzung geheiligt werden kann, oder, daſs die *Begriffe*, auf die ſich jene „gewiſſe Ausſicht“ doch gründen muſste, überhaupt jede Idee von Unſterblichkeit ausſchloſsen, wir alſo gar kein würdiges moraliſches Verhältniſs eingehen könnten, weil wir durchaus keine Idee von einem ſolchen Verhältniſs hätten, da nämlich alles rein Sittliche von der Idee der Unſterblichkeit unzertrennlich iſt. — Was du hiebey von dem dumpfen Unſterblichkeitsglauben bemerkſt, der uns für unſere Pflichten nachläſsig machen ſoll: ſo entgegne ich nur kurz, daſs das nicht dieſer Glaube thut, ſondern eine gewiſſe Stumpfheit des Gefühls, die mit oder ohne dieſen Glauben da ſeyn kann, und daſs eine Reue über ſolche Verſäumniſs, als ein pathologiſches Gefühl, keinen Werth habe. — Wie könnte man endlich doch meinen, daſs wir bey der Ausſicht auf Vernichtung „milder, menſchlicher, mitleidiger und nachſichtiger werden würden“ (S. 223), da uns doch nichts abhalten könnte, bey der Ausſicht auf den geringſten Vortheil ſo hart, ſo unmenſchlich als möglich zu ſeyn, wenn wir dabey keine Beeinträchtigung unſeres höchſten, ja einzigen Gutes, des irdiſchen Lebens, (gegen welches alle Tugend, Weisheit, Humanität etc. in Nichts verſchwindet) zu fürchten hätten. 2) Haben wir bey meinem Glauben, eben ſo gut als bey dem deinen, Urſache, mit der Zeit ſparſam umzugehen, da ſie beym Eintritt in die Ewigkeit eben ſo ſicher, als bey dem Übergange in die Vernichtung verloren geht. Obendrein iſt der Fall nicht ſelten, daſs ein Menſch bey einer geringen Einnahme verſchwenderiſcher lebt, als ein anderer bey einer ſehr groſsen, und es möchte ſelbſt in der höheren Natur des Menſchen gegründet ſeyn, das Beſchränkte weniger zu achten. Noch mehr, wozu ſollte ich doch ängſtlich für den guten Gebrauch einer Zeit ſorgen, auf welche eine ewige Nacht folgt, bey der es völlig einerley iſt, ob ich als Peſcherāh oder Hurone oder als Plato oder — *Wieland* in ſie eintrete? 3) Endlich möchten in der *Unſterblichkeit bey der Nachwelt* (die an ſich wenig, für den alſo Unſterblichen aber nichts iſt) wohl eben ſo wenig Motive zu guten Thaten liegen, als für den Soldaten in der Ausſicht, gewiſs erſchoſſen zu werden, Antriebe zur Tapferkeit. Eine tiefere Menſchenkenntniſs kann leicht über den Werth *dieſer* Unſterblichkeit entſcheiden. Die Freunde aber möchten bey dem Andenken an einen *Vernichteten* wohl bald an ſeiner Freundſchaft, oder überhaupt an ſeiner Realität zu zweifeln anfangen, ſich ihn noch zeitig genug vor ihrer eigenen Vernichtung aus dem Sinne ſchlagen, und ſo noch bey ihrem Leben ſeiner Unſterblichkeit ein Ende machen. — Und ſo bewahre uns denn der Himmel vor einem Glauben, der (nach deinem Wunſche) der *Sanction der Geſetzgebung* bedürfte! (ein ſolcher iſt nichts anderes, als ein Wahn) ja, er bewahre uns nur vor dem *praktiſchen* Unglauben an Unſterblichkeit! Der ſogenannte *theoretiſche* wird bald in ſich ſelbſt zerfallen!

Auf dieſen etwas aphoriſtiſchen Vortrag Selmar's, in welchem er eben ſo wenig, als ſein Gegner, die *Philoſophie* zu Hülfe gerufen, ſondern nur den ſogenannten „gemeinen Menſchenverſtand“ ſprechen laſſen, entgegnet ſodann

Wilibald (Drittes Geſpräch). Ich geſtehe, „daſs meine Einwürfe nicht bis zu einem überzeugenden Beweiſe der Unmöglichkeit des Satzes, den ich beſtritt, gegangen ſind.“ (S. 236) Ich widerrufe jetzt mehrere meiner Einwürfe, Vorausſetzungen und Meinungen. (Ebendaſ.) Es giebt ſogar *nicht zu bezweifelnde*, aber *unbegreifliche*, *unglaubliche*, *übernatürliche Thatſachen!!* (S. 258) Man könnte daraus unter anderen ſchlieſsen, daſs ein Geiſt, unter gewiſſen Umſtänden, ohne an Raum und Zeit gebunden zu ſeyn, auf einen anderen Geiſt wirken könne (S. 259); man könnte mit Auguſtinus ſagen: Die Seele iſt da, wo ſie *liebt*, und hinzuſetzen: wohin ſie ſich *denkt* (S. 260) — Doch wir thun am beſten, wenn wir uns unſere *Unwiſſenheit* in dämoniſchen Dingen aufrichtig geſtehen, und uns darüber mit dem Gedanken beruhigen, daſs etwas, was wir unmöglich wiſſen können, uns vernünftigerweiſe nicht kümmern ſollte (S. 261). Das Mittel, mit Ruhe und frohem Muthe an den Tod denken zu können, iſt das Geheimniſs des alten Sokrates: das Bewuſstſeyn eines wohlgeführten Lebens (S. 262). — und von allem, was guten Menſchen gewiſs iſt, das Gewiſſeſte bleibt doch immer, daſs ſie ſich nicht betrügen können, wenn ſie in ruhiger Ergebung *das Beſte hoffen.*“

Da *Selmar* gegen alles dieſes nichts Erhebliches einzuwenden hatte, ſo blieb vor der Hand die Unterhaltung über dieſen Gegenſtand geſchloſſen.

CF.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 11 AUGUST, 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: *Sechs Dialogen über Krieg und Handel.* In den letzten Monaten 1805. *Variis idem.* 1806. 130 S. 8.

Diese kleine Schrift liefert einen angenehmen Beweis, wie gut sich die sokratische Manier auf die Entwickelung der verworrensten politischen Fragen des Zeitalters anwenden lässt. Es ist uns nicht bekannt, wie viel oder ob der Vf. den Plato im Original studirt hat. Wenn nicht oder wenig, so betrachten wir seine Arbeit als eine der schönen Früchte, die man sich von dem Umlauf der neuern vortrefflichen Übersetzungen zu versprechen hat. Gegenstände von solcher Wichtigkeit und Popularität, welche der Parteygeist geflissentlich aufs künstlichste verwickelt hat, sind vor allen anderen zu dieser Bearbeitungsmanier geeignet. Es gehört eine vielseitige Ansicht, und das Talent dazu, die eigentlich wichtigste Seite in das hellste Licht zu setzen, die Werke der Verblendung auszulöschen. Dem Vf. fehlt weder Klarheit noch Kraft; sein Unternehmen ist ihm gelungen; rechtliebende, vernünftige Leser werden bey ihm Befriedigung finden. Worüber? Das wird aus Erzählung des Inhaltes hervorgehen.

Der erste Dialog handelt von den allgemeinen Fragen über die Erhaltung der Sicherheit und des Flors der Staaten (S. 1—31); so dass allerdings die gegenwärtigen Maßregeln, als nothwendige Übel, und in ihrer Mangelhaftigkeit erscheinen. In dem Zeitpunkte heranrückender großer Veränderungen, deren jede nur für den Augenblick die letzte scheint, ist freye Erörterung solcher Fragen der Zeit gemäß: das was endlich bleiben wird (werde es von Einem ausgesprochen, der die öffentliche Stimme kenne und berücksichtige, oder sey es das Werk einer jetzt kaum vorzusehenden Wendung und neuen Entwickelung) sollte von diesen zur Sprache kommenden Gedanken das reine Resultat seyn. Hier wird darüber nicht viel bestimmt geäussert: nur dass die bisherigen Gesichtspunkte zu einseitig und vergänglich seyn; die höheren (die aber nicht höher seyn dürfen als die menschliche Natur) wird der Vf. wohl ein andermal in Untersuchung ziehen.

„Gott Lob dass Bonaparte in Wien ist, nun wird Kaiser Franz Friede machen müssen, und dann ist alles gut.“ So troströich lautet der Eingang des zweyten Gesprächs (32—47); wo man aber bald auf mancherley Dinge kömmt, welche mancher für ausgemacht angenommen hat, und hier doch wohl anders findet: Als da ist, wer eigentlich angreifender Theil zu nennen, wie die Sache in Ansehung des Ganzen zu nehmen sey? Der ironische Dialog vom *Worthalten*, S. 41—51. Über die Bitterkeiten der politischen Journale S. 52—57. Diese beiden Gespräche sind nicht *erfunden;* so hat man sie *gehört;* das leichtsinnige Geschwätz ist so natürlich dargestellt, wie sichs jeder erinnert.

Wichtiger sind die beiden letzten Gespräche, deren Hauptgegenstand England ist. In dem fünften (S. 58—88) wird der Satz, „dass diese Macht von den Übeln Europens Hauptursache ist,“ nach allen, ihm gegebenen Anwendungen und Folgerungen beleuchtet. Eigentlich sind es *Blitze,* die die Wolken trennen; es ist alles — nicht so, ausführlich, untersucht, als — getroffen, danieder geworfen; dass die einfältige Lüge des Aufsehens vergisst. Eben so (da ist aber die Untersuchung entwickelter) in dem Gespräch über den Welthandel, wo die reinsten Grundsätze der Handelsfreyheit bis zur einleuchtenden Evidenz aus einander gesetzt sind. Gesunde Vernunft ist der Charakter des Geistes in dieser Schrift; wir behaupten nicht, dass sie neue Entdeckungen liefere, dass sie aber als deutliche, kräftige Antwort auf die verbreiteten Sophismen (welche so manchen im Denken Ungeübten verwirren) Empfehlung, und der Vf. (ein, wie wir hören, zum erstenmal auftretender Jüngling) die größte Aufmunterung verdient.

Es bleibt übrig, eine Probe der *Schreibart* zu geben. Geschmeidiger ist sie im Dialog; wir wählen (ohne andere Rücksicht als, wie es seyn soll, die *literärische)* den pathetischen Schluss, wo der Vf., vom Gegenstand erhoben, aus den gewählten Schranken sich losreisst, und in höherem Schwung das Gefühl eines Zeugen der gegenwärtigen Gestaltung der Dinge ausspricht. „Was auch die Zeit für Ereignisse herbeyführen mag, groß wird allein England erscheinen, in dem Kampf gegen eine Übermacht, welche Staaten, wie Einzelne, zur Nichtigkeit führt. Unselige Verblendung, erzeugt durch unendliche Schlaffheit, wagt es, seine Flotten gefährlicher zu schelten, als die das Innere durchwühlenden Heere. Aber mit seinem Untergang ist Europa's gänzliche Sclaverey entschieden. Wehe denen, die so Herrliches zerstören! Wehe denen, die es dulden! Wehe den Nationen, die vom Zügellosen, Verbildeten, sich zur höheren Stufe sollen bilden lassen! Dahin ist es gekommen, dass der Geist der Bürger sich entweder vom Guten oder vom Vaterland losreissen muss. Entnervung und Weichlichkeit hat Männer, wie

Thermopylens Helden, zu Narren gestempelt, ihre Grabschrift für dummes Gewäsch erklärt. Äussere Künste und Spielereyen werden das Todte nicht zurückrufen; es wird verwesen, und in anderen Zeiten junges Leben hervorquellen. Indess erstirbt mit dem Leben der Staaten das der Nationen, des Gemeinsamen, der Sittlichkeit, der geistigen Ausbildung. Was soll der Einzelne? Sich feig, durch eigene Zerstörung, dem Anblick entziehen? Als wäre dadurch etwas gewonnen, geändert! Erkennen soll er jeglichen Frevel, jegliche Bosheit, jegliche Dummheit; nicht von Einem, nein von *Allen*. Damit ihn aber die Erkenntniss nicht zerstöre, so" — fasse er den höheren Schwung zu der höheren Weltordnung, deren göttlicher Urheber Zweck, Mass und Ziel von allem weiss!

In anderen Zeitungen sind von dem Vf. zwey sinnändernde Druckfehler angezeigt worden: S IV (der Vorr.), Z. 8 *Wecken der Kräfte und Berichtigung der Ansichten zu künftiger That;* S. 87, Z. 2 von unten: *der Sinn welcher im Handel und Verkehr nur*. Die Verbesserung von beiden ist nothwendig; der Sinn ist sonst bey der ersten schief, bey der zweyten Stelle unverständlich. Ths.

ERDBESCHREIBUNG.

Magdeburg, b. Keil: *Taschenbuch für Reisende in den Harz*, von *Friedrich Gottschalck*. Mit einer Karte. 1806. Ohne Vorrede 485 S. 8. (Nebst einer Ansicht des neuen Brockenhauses und einer den stummen Gegenstein darstellenden Titelvignette.) (2 Rthlr. 12 gr.)

In diesem Werke will Hr. *Gottschalck* den Fremden, die den Harz besuchen, einen Wegweiser und Begleiter übergeben, und es steht nicht zu leugnen, dass der Harz mit der Fülle seiner kraftvollen Naturscenen, mit dem Reichthum seiner sehenswerthen, seltenen Erscheinungen aus dem Thier- Pflanzen- und Erdreiche, mit der charakteristischen Eigenthümlichkeit seiner fleissigen Bewohner eine solche Berücksichtigung ganz vorzüglich verdient. Zur Erreichung dieses Zwecks theilt Hr. *G.* seinen Versuch in drey einzelne Partien, welche wir ihrem Inhalt nach würdigen wollen.

Die *I Abtheilung* des Taschenbuchs beschäftigt sich mit praktischen Regeln für Harzreisende, denen zwar der Nutzen bey einer genauen Befolgung nicht abzusprechen seyn dürfte, die aber so aus dem Allgemeinen der Lebensklugheit geschöpft sind, dass sie sich ein jeder verständiger Mann selbst sagen kann. *II Abtheilung*. Reisetouren. Die Andeutung der Wege, die Reisenden empfohlen werden, verbunden mit einer Angabe der Ortsentfernungen von einander, ist um so mehr eine glückliche Idee, da der Vf. sich besonders bemüht, die, welche seinen Vorschlägen folgen, zu den interessantesten Punkten zu führen. Wenn er daher einige der vorzüglichen Städte des Vorderharzes zum *terminus a quo* gewählt, von hieraus den Reiseplan entworfen und mit hinreichender Ausführlichkeit behandelt hätte; so würde er gewiss seinen Zweck genügend erreicht haben. So wären z. B. am Unterharze die Reiserouten von Wernigerode, Blankenburg und Quedlinburg aus hinlänglich gewesen, und besonders würden die beiden zuletzt mitgetheilten Reiserouten (unter Nr. 71 und 72) allen Dank verdienen, da sie einen ziemlich vollständigen Cyklus bilden, in den man überall eintreten kann. Mit Hülfe der dem Taschenbuche beygefügten in topographischer Hinsicht ziemlich genauen Karte, wäre man die sich etwa ergebenden Lücken leicht auszufüllen im Stande gewesen. Da aber hier die Reiserouten bis auf 72 vermehrt, und von 35 Städten und grösstentheils ganz unbedeutenden Dorfschaften um den Harz ausgeleitet sind, so entsteht aus dieser scheinbaren Vollständigkeit eine sehr natürliche Unbestimmtheit, welche den Reisenden bey der Wahl des einzuschlagenden Weges in eben die Verlegenheit setzt, als wäre ihm gar kein Reiseplan vorgelegt. Beide Abschnitte kann man richtig als vorausgeschickte Einleitung, sowohl in Betracht ihres Inhalts, als auch wegen ihrer nur auf 62 Seiten sich erstreckenden äusseren Stärke ansehen. Die ganze übrige Bogenzahl nimmt die *III Abtheilung* ein, welche die Beschreibung aller Städte, Flecken, Dörfer, Vorwerke u. s. w. auf und an dem Harze in alphabetischer Ordnung enthalt. Diesem Wörterbuche geht eine Art von Vorrede voran, in welcher Hr. *G.* seinen Lesern ein Bild des Harzes zu entwerfen sucht. Insofern Rec. in der Ausführung dieser zu liefernden Ansicht des Harzes ein Hauptbedürfniss des unternommenen Taschenbuchs sucht, findet er diesen Aufsatz auf keine Weise genügend. Aus den grossen Resultaten der Naturphilosophie mussten hier die schönen Erscheinungen construirt, die sichtbar werdenden Momente der Urgeschichte unseres Erdenrundes angedeutet, und in geognostischen Untersuchungen die vielseitigen Naturwirkungen gezeigt werden. War dieses im Allgemeinen mit Liebe geschehen, dann konnte sich der Verstand zu den einzelnen Theilen der Scienz, als Bergbau, Thier- und Pflanzenkunde, Lithologie u. s. w. mit Sicherheit wenden, und der menschlichen Thätigkeit eine höhere Deutung geben. Weder mit den Schwierigkeiten seines Unternehmens, noch mit den Hülfsmitteln, sie zu lösen, gehörig bekannt, greift der Vf. unbestimmt und verlegen nach Worten, und scheint oft mit seinen eigenen Gedanken noch nicht aufs Reine zu seyn. Hier eine kleine Probe (S. 84): „Der Harz ist gleichsam *nur* ein einziger, fast überall steil aus der hügligen Ebene aufsteigender, vom Lande aus *nur* wie *eine* Masse erscheinender Berg, auf dessen hoch über der Ebene erhabenem, etwas abhängigem Rücken (findet man wohl einen *nicht* abhängigen Bergrücken?) mehrentheils *nur* kleine Anhöhen, Vertiefungen und tief eingeschnittene Flussbetten zu sehen sind (die Behauptung des Daseyns von *nur* kleinen Anhöhen und Vertiefungen wird durch den Zusatz „*tief eingeschnittene Flussbetten* ja vernichtet und aufgehoben), aus dessen Nordseite aber ein zweyter, höherer, weitprallender (??) Berg voller Felsen und Bruchstücke hervorragt."

Diefs alphabetifche Verzeichnifs der Städte, Flecken u. f. w. an und um den Harz ift mit einem mufterhaften Fleifse und einer Vollftändigkeit, die in topographifcher Hinficht nicht leicht übertroffen werden wird, bearbeitet; man wird daher der Verficherung des Vfs. gern Glauben beymeffen, dafs er diefer nutzbaren Arbeit feit fünf Jahren die Stunden feiner Mufse gewidmet habe. Einige kleine Unrichtigkeiten liegen gewifs in der Schuld feiner Referenten. Bey der Angabe der Schriftfteller find bald Männer genannt, von denen nie etwas im Buchhandel erfchienen ift, bald vermifst man bekannte Namen. Bey Wernigerode ift der durch gründliche hiftorifche Unterfuchungen ausgezeichnete Archivar *Delius*, bey Quedlinburg hingegen find drey fchätzbare technologifche Schriftfteller, von *Schauroth*, *Kögel* und *Sachtleben* übergangen. Zuweilen mufs man auch wünfchen, der Vf. möchte tiefer in das fo genufsreiche Detail der Volksfagen eingedrungen feyn, bey welchen Gegenftänden er *Otmars* Volksfagen hatte fchicklich benutzen können. Mehrere Nachträge und Berichtigungen, welche Hr. G. bey einer zweyten Auflage gebrauchen kann, qualificiren fich mehr für eine Privatmittheilung, um welche er auch in der Vorrede fehr human und befcheiden bittet. — In dem Anhange erhalten die Lefer noch ein Etwas über das Eifenhütten-Schmelzwefen, welches, für den Laien beftimmt, ihn für das Befuchen der Hüttenwerke vorbereiten foll. Der Vf. hat dabey hauptfächlich die fürftl. Anhalt-Bärenburgifchen Hütten und den dort gewöhnlichen chymifchen Procefs vor Augen gehabt. Von bedeutendem Nutzen wäre es gewefen, wenn es ihm gefallen hätte, die Lefer über die merkwürdigen und fo zufammengefetzten Hütten-Arbeiten bey den Kupfer-, Bley-, Silber- und Schwefelerzen zu belehren, in welcher Hinficht eine nähere Befchreibung der Ocker ein grofses Intereffe gewähren würde.

Die dem Tafchenbuche beygefügte Karte vom Harze hat Hr. *Fritfch* aus drey älteren Karten, aus einigen Ortbeftimmungen des Hn. von *Zach* und aus eigenen Vermeffungen am Unterharze zufammengetragen. Soweit diefe Hülfsmittel reichten, ift dadurch eine ziemlich richtige geographifche Anficht des Harzes entftanden, die den Reifenden manchen Nutzen gewähren kann. Prüfen wir aber diefen Verfuch nach wiffenfchaftlichen Grundfätzen, fo find bedeutende Mängel nicht zu verkennen. Die Karte ift in ein geradliniges Netz gezeichnet, welches nothwendig Unrichtigkeiten erzeugt, und nicht zu entfchuldigen ift. Hr. *Fritfch* glaubt zwar nach der beygefügten Erklärung dadurch Verwirrung im Stich zu vermeiden; wie diefe aber bey einem richtigen Netze leichter entftehen follte, als bey einem unrichtigen, ift nicht einzufehen. Nur aus einer Nichtbekanntfchaft mit der Mathematik kann diefer ftereometifche Fehler erklärt werden; denn fonft mufste dem Vf. die Berechnung der Halbmeffer ein Leichtes gewefen feyn, und er würde ein Netz haben zeichnen können, welches wirklich ein Theil der Kugeloberfläche ift. Da die Karte eine Gebirgsgegend in fich begreift, fo mufste auch die allmähliche Erhöhung des Landes, bis zum höchften Gipfel des Brockens durch eine genaue Bergzeichnung angedeutet werden. Gröfstentheils erfcheint hier das Land ganz eben; höchftens find kleine Hügel angemerkt; nicht einmal in dem kleinen Fürftenthume Quedlinburg (dem Wohnorte des Vfs.) ift in diefer Hinficht die geringfte Richtigkeit und Vollftändigkeit zu treffen. Die Foderungen der Wiffenfchaften find in den neueften Zeiten bey diefen Gegenftänden fehr geftiegen, aber auch die Hülfsmittel zur Erreichung diefer Foderungen find vermehrt. Nur zufammenhangende Gebirgsketten find nach der Maffe ohne alle Genauigkeit angegeben, und man entdeckt auch nicht das geringfte Beftreben, den Bau der Gebirge darzuftellen. Es erzeugt oft Dunkelheit und Verwirrung, wenn eine Karte mit Charakteren zu fehr überladen ift; wenn aber, wie hier, damit gegeitzt wird, fo entfteht oft Unrichtigkeit. Reifende werden nach der Karte glauben, in freye, offene Gegenden zu kommen, und fich fehr getäufcht finden, wenn fie fich von Gebirgen und unabfehbaren Waldungen umgeben finden. Wäre diefer Mangel der Waldcharaktere noch durch eine vollftändige Andeutung der Wege erfetzt, welches der nächfte Zweck des Tafchenbuchs zu erfodern fcheint, fo liefse fich diefs noch entfchuldigen, wenn auch nicht vertheidigen; allein aufser den Wegen um Quedlinburg und den Hauptftrafsen im Harze, ift felten eine Spur davon anzutreffen, z. B. die Strafse von *Haffelfelde* nach *Elbingerode* ift ganz ausgelaffen. Gegen die Illumination, gegen die fo willkührlich, von der wirklichen Befchaffenheit beftändig abweichende Bezeichnung der Dörfer und Städte und gegen manche andere Dinge liefsen fich noch fehr gegründete Einwendungen machen. — Das Gefagte fey hinreichend, die Thätigkeit des Vfs. aufzuwecken, um diefen Verfuch durch eigenes Fortfchreiten zu übertreffen; dann wird er fich mit uns überzeugen, dafs die kleine Dreyecks-Meffung in dem einen Winkel der Karte, von Wernigerode bis Afchersleben, nicht hinreichend ift, um einer folchen Arbeit den zu wünfchenden Grad der Vollkommenheit zu geben.

Aller gerügten Mängel ohngeachtet empfehlen wir Tafchenbuch und Karte den Harzreifenden als ein für fie Nutzen bringendes Unternehmen, und verbinden damit den Wunfch, dafs die Vff. durch einen fchnellen Abfatz diefes Werks bald mögen im Stand gefetzt werden, bey einer zweyten Auflage ihren Verfuch zu berichtigen und zu vervollftändigen, um dann den billigen Forderungen der Kritik Genüge zu leiften.

M. M. M.

LITERATURGESCHICHTE.

PARIS, in der kaiferl. Buchdruckerey: *Hiſtoire générale des sciences et de la littérature depuis les temps antérieurs à l'histoire greque jusqu'à nos jours*, par M. l'Abbé *Jean Andrès*, Jesuite etc.; traduite de l'Italien, avec des additions, des supplémens et des notes, par *J. E. Ortolani*, Ex-Commissaire, du Gouvernement françois pour la

recherche des objets de sciences et d'arts dans les Départemens réunis, et Membre de plusieurs sociétés littéraires. *Tome premier.* An XIII — 1805. XXX. 348 S. gr. 8. (2 Rthlr. 8 gr.)

Es muss mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit bey dem Publicum Deutschlands erwecken, wenn in *Paris*, in der an Schätzen der Literatur und Kunst so überreichen Stadt, in der *Kaiserlichen Druckerey (par les soins de J. J. Marcel, Directeur général de l'imprimerie impériale, Membre de la légion d'honneur)* eine allgemeine Geschichte der Literatur, sey es auch nur in einer Übersetzung, aber doch mit Zusätzen von einem Manne, welcher *ehemals* zu dem folgenreichen literarischen Requisitions-Geschäfte gebraucht worden ist, erscheint; und es ist in solchem Falle Pflicht, durch frühzeitige Anzeigen unangenehme Täuschungen zu verhüten, und gegen den Ankauf eines, um es auf das gelindeste auszudrücken, sehr entbehrlichen Buchs zu warnen.

Das Original (*Parma* 1782 — 1799. 7 Bände in 4.) ist eine Compilation, welche eine gewisse Celebrität erlangt hat, und in mancher Rücksicht, besonders auch wenn man das italianische Publicum ins Auge fasst, verdienstlich genannt werden kann. Der Vf., soviel Rec. weiss, ein geborner Spanier, hat mit grossem Fleisse gesammelt, viele gute Hülfsmittel zu Rathe gezogen, und eine Reihe von Notizen im Umlauf gesetzt, welche für die Mehrheit seiner italiänischen Leser neu seyn mochten; er stellt im ersten Bande eine allgemeine chronologisch-ethnographisch scientifische Übersicht auf, und vom zweyten Bande an verfolgt er die einzelnen Theile der Literatur, und giebt von ihrer Entstehung, Fortbildung und dermaligen Beschaffenheit sehr ausführliche, räsonnirende Nachrichten, welche unstreitig den besseren Theil seines Werks ausmachen. Der Gang der literarischen Cultur ist im Ganzen in der allgemeinen Übersicht, welche der vorliegende Band der Übersetz. umfasst, richtig gezeichnet; über die arabische Literatur und deren Mitwirkung zur liter. Palingenesie Europa's, über Spaniens Literatur, über die Provenzal-Poesie und über Italiens Cultur seit dem 14 Jahrh. wird treffend und abweichend von der früheren hist. Observanz geurtheilt, und wenn man eine sehr verzeihliche Stelle über die hebräische Literatur (S. 8: *Le savoir des Hébreux est plustôt d'inspiration divine, que le résultat de la réflexion et de l'étude: il ne peut être compris parmi les connoissances humaines*) und das hartnäckige Stillschweigen von den theologischen Arbeiten der Protestanten ausnimmt, so zeigt sich fast nirgends kirchlicher Parteygeist und *absichtliche* Nationalbeschränktheit. Aber desto auffallender ist für einen an Gründlichkeit und Ordnung gewöhnten Deutschen der Mangel aller chronologischen Präcision, die Flachheit in der Zusammenstellung historischer Ereignisse aus weit entlegenen Zeitaltern und die Entstellung der Namen; von der letzteren nur ein Paar Beyspiele: S. 190 „*Celle (la Poesie) des Suédois ne date que de cette époque (17 siècle), qui vit naître les Gothland, les Torchill, les Kingo, les Geruher. Les essais de J. Domann et de Pierre Denaiss, vers le commencement du siècle passé, ouvrirent la carrière au célèbre Opitz etc.*"; und S. 231 ist auf eine fast unbegreifliche Weise *Fr. Mich. Fant* in *Henri Mich. Landammann* verwandelt worden. — Mit den ästhetischen Urtheilen des Vfs. wird man selten einverstanden seyn, und noch weniger mit den oft leeren, oft einseitigen und seichten Declamationen, welche jetzt kaum in einigen schlecht organisirten Mittelschulen ihr Publicum finden können. Überhaupt sollten Bücher, welche aus Büchern und zunächst für Bücherfreunde und solche, die das werden sollen, geschrieben werden, ihren Ursprung und ihre Bestimmung nicht verleugnen wollen; sie sollten eine bücherartige Formalität beybehalten, welche nicht selten allein ihre Existenz sichert. Soviel über das Original, und nun noch einige Worte über die Übersetzung und den Übersetzer.

Hr. *O.* hatte, nach der Vorrede, selbst zu einer allgem. Gesch. der Lit. gesammlet, trat aber vor dem Vielumfassenden seines Plans zurück, und entschloss sich zur Übersetzung des Andre'schen Werks, welches er für das vollständigste erklärt. Nach seiner Meinung haben die gebildetsten Nationen noch keine allgem. Lit. Gesch. In einem Anhange S. 237 bis zum Ende giebt er von den *Unterrichtsanstalten*, welche *A.* mit Stillschweigen übergangen, Nachricht; wiewohl nun diese nach S. 336 nichts weiter als eine *Idée superficielle* seyn soll, so könnte sie doch um vieles weniger oberflächlich, verwirrt und fehlerhaft seyn, und würde noch lange nicht als mittelmässig gelten können. Rec. hält zuviel von seinem Publicum, als dass er sich entschliessen möchte, ein solches Exercitium durchzucorrigiren, und hofft, dass die Aufnahme dieses ersten Bandes einer verunglückten Unternehmung in Frankreich ihn der Mühe überheben werde, einen zweyten anzumelden.

K.

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Rostock*, b. Stiller: *Stanislaus Hornkopf.* Lustspiel in einem Aufzuge, in Knittelversen. Frey nach dem Französischen: *Le cocu imaginaire* des *Moliere* von *August Gustav Wilhelmi.* 1805. 80 S. 8. (6 gr.) Hr. *W.* hat seine Arbeit dem Hn. v. *Kotzebue* mit dem Distichon dedicirt:

> Wer die Kunst ganz versteht, der weiss sie nach Würden zu schätzen:
> Liebevoll sieht er zugleich auf junge Künstler herab.

Diess ist genug, um ohngefähr zu verstehen, was Hr. *W.* in seinen Worten an die Leser, unter einem billigen Recensenten und plumpen ungeschliffenen Kritiken sich denken mag. — Hr. *W.* verspricht, wenn diese Probe die erwünschte Aufnahme erlangen sollte, auf eine ähnliche Weise, wie hier, die vorzüglichsten Theaterstücke *Moliere's*, zu bearbeiten. So viel Rec. weiss, ist diese Bearbeitung unterblieben, und jene Probe hat folglich nicht die erwünschte Aufnahme erlangt. Hat aber der Kotzebue'sche Götze, das Publicum, schon seine verdammende Stimme abgegeben, so begeht der Rec. wohl keine Unbilligkeit, wenn er sich an das Publicum mit seinem *Apage!* anschliesst. Die Knittelverse sind unglücklich gerathen, und anstatt die komische Farbe des Ganzen zu erhöhen, verwässern sie dieselbe nur: denn ihnen fehlet durchaus das Pikante, das eigentlich Knittelhafte, d. h. feiner Witz der Sprache in einer rohanscheinenden Gestalt derselben. Nur vier Zeilen zur Rechtfertigung unseres Urtheils:

> Doch Vetter Julius hat baare
> Viermal fünf Tausend im Vermögen,
> Die sind weit besser, als die Schönheitswaare,
> Die jede Stund' um Geld verlegen.

Aug.

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 AUGUST, 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, im Schwickertschen Verlage: *Äschylos Trauerspiele.* Deutsch mit erklärenden Anmerkungen, von *J. T. L. Danz.* Erster Band. 1805. LXVI u. 198 S. 8.

2) Schneeberg, b. Schill: *Äschylos Sieben gegen Thebe*, von *Gottfried Fähse.* Ohne Jahrzahl. 47 S. 8.

Kaum war der deutsche Geist durch *Lessing* und *Klopstock* aus dem langen Schlummer der Gottschedischen Periode zu frischem Leben erwacht, als er sich nicht allein in Originalwerken, sondern zugleich in dem Bestreben äusserte, die Geistesproducte fremder Nationen sich anzueignen. Die ausgebildetere Sprache, welche wir jenen Männern verdanken, lieh uns zugleich eine vielseitigere Empfänglichkeit, und im Besitze dieser, konnte uns die ehemalige beschränkte Darstellungsweise des antiken Geistes nicht weiter genügen; sondern nur eine möglichst vollendete Erschöpfung der den Werken des Alterthums eigenthümlichen Hoheit, Kraft, Anmuth, Naivität. Wie in Griechenland das Epos der Tragödie den Weg bahnte, so begannen die deutschen Übersetzer gleichfalls mit dem Homer, und gingen sodann mit bereicherter und veredelter Sprache zu den Tragikern über. Hier wurden viele schwankende Versuche gemacht, wie diess bey den unbestimmten Foderungen eines mit sich selbst noch uneinigen Geschmacks nicht anders seyn konnte; aber mehrere dieser Bestrebungen liessen für die Folge gereifte Früchte erwarten. Den Sophokles und Euripides besitzen wir, wo nicht in vollendeten, doch in vollständigen und lesbaren Übersetzungen. Für den Äschylos ist bis jetzt weniger geschehen, und diess hauptsächlich wegen der Schwierigkeiten, unter denen das Verständniss des Originals zu kämpfen hat. Denn, wie schätzbar auch *Stanley's* und *Pauw's* Bemühungen sind, den Äschylos aus der Dunkelheit zu retten, so war es doch einem Manne von *Schützens* Geist aufbewahrt, durch seinen vortrefflichen Commentar Licht in diess dunkle Heiligthum zu bringen. Nach dessen Erscheinung traten an mehreren Orten Deutschlands Übersetzungen einzelner Stücke hervor; zuerst die *Schlosser'sche* des Prometheus (Basel 1784), welche, wiewohl in Prosa und sehr mangelhaft, doch einen frischen Geist athmet, und sich in ungezwungener Freyheit bewegt. Minder glücklich war *von Halem's* zuerst im D. Museum (1785 Aug.) abgedruckte Verdeutschung des Agamemnon, der erste Versuch einer jambischen Übersetzung, aber selbst als solcher zu todt und unbefriedigend. Dann folgte der genialische *Jenisch*, der uns ebenfalls den Agamemnon gab (Berlin 1786) in einer, für eine Übersetzung allzu freyen, für ein selbstständiges Werk allzu anschliessenden Gestalt. Bald darauf übersetzte Hr. *Danz* die Perser (Leipzig 1789), nach dem Vorbilde *Schlosser's*, mit glücklicher Erreichung mancher eigenthümlichen Ausdrücke des Dichters. Zunächst erschienen die Sieben gegen Thebe, Prometheus und die Perser, jene von *W. Sävern* (Halle 1797), die zwey letzteren von *Jakobs* im attischen Museum (1800 und 1802), Werke, die den geläuterten Geschmack und die classische Gelehrsamkeit ihrer Verfasser beurkunden. Endlich beschenkte uns *Leopold Stolberg* mit seiner jetzt allgemein gelesenen Übersetzung von vier äschylischen Tragödien, welche bald nach ihrer Erscheinung in unserem Institute als die Arbeit eines der seltensten Männer unserer Nation gewürdigt worden ist. Wir können hinzusetzen: hätte *Stolberg* der ursprünglichen Form gehuldigt, und so viel Kunst und Auswahl angewendet, als Geist und Gelehrsamkeit, er hätte jede künftige Übersetzung überflüssig gemacht. Wie weit wir nunmehr, im Besitz einer so viel leistenden Übersetzung, an eine auftretende neue unsere Foderungen ausdehnen müssen, wird aus einer kurzen Charakteristik der wesentlichen Eigenthümlichkeiten des Äschylos von selbst hervorleuchten.

Äschylos, der feurigste Geist seiner Zeit, aufgeregt durch die in Kunstwerken fortlebenden Vorbilder früherer Zeiten, voll Patriotismus und Tapferkeit, half den Athenern im marathonischen Haine die Freyheit behaupten, und focht als ein würdiger Bruder des heroischen Cynegirus, der ein persisches Schiff, als ihm beide Hände abgehau'n waren, mit den Zähnen festhielt. Eine gleiche Energie zeigte er auch als Dichter, und Griechenland huldigte ihm vorzugsweise als dem Bacchosbegeisterten. Geboren und thätig in einem Zeitalter, welches mit heiliger Begeisterung gegen Unterdrückung sich stemmte, füllte er seine jugendliche Phantasie mit Mordscenen an, und nährte in seinem Gemüth die erhabene Anschauung der äussersten menschlichen Kraft und der noch höheren Macht des Schicksals. Schon die Wahl der von ihm besungenen Gegenstände kündigt seine Neigung zum Grossen und Erhabenen an. Er fühlte sich berufen, Götter und Heroen darzustellen: einen *Prometheus*, das Bild des kühnsten Trotzes gegen überlegene Naturmacht; die *Eumeniden*, die grausen Be-

gleiterinnen eines vom Gewissen gepeinigten Muttermörders; eine vom Wahnsinn durch den Erdkreis gescheuchte *Io*. Seine Menschen zeichnen sich aus durch Kraft der Gesinnung, selten und nur in beyläufigen Zügen durch Liebenswürdigkeit und Anmuth; und wenn sie handeln, so entsteht eine ungeheure That, über der die Gottheit als Richterin schwebt. — Die Darstellungsweise des Äschylos ist das Abbild seines kolossalen Geistes. Mit kräftigen Umrissen bildet er seine Gestalten, mehr Massenweis als sich vertiefend in die Physiognomie des Einzelnen, und mahlt mit grellen Farben ihre Eigenthümlichkeiten, reicher an grossen, bedeutenden Zügen, als an ausgeführtem Detail. Die lyrische Begeisterung ist überwiegend vor der epischen Besonnenheit, und im Dialoge, wo jene dieser nachstehen sollte, scheint sein Geist durch Fesseln gebändigt zu seyn. Denn es bedarf nur einer geringen Veranlassung, so bricht seine scheinbare Ruhe, gleich der betrügerischen Meeresstille vor einem Sturme, in leidenschaftliche Regsamkeit aus, welche dann die einander fremdesten Gegenstände durch neue Combinationen befreundet, und selbst leblose Dinge mit der Glut ihrer Begeisterung durchdringt. Schiffe eilen auf Fittigen dahin, die Steuerruder sehen und hören, der Rauch verbrüdert sich mit dem Feuer, und das Meer bietet seinen Nacken dem Joche dar. Sobald er aber mit einem Chorgesange in sein eigentliches Element eintritt, so überlässt sich seine entfesselte Einbildungskraft dem wildesten Fluge. Hier pflegt er seine Anschauungen mehr anzudeuten als auszusprechen, und ist desshalb, als ein ächter Prophet, nur Eingeweihten verständlich, welche den inneren Zusammenhang der gegebenen Einzelnheiten auch ohne durchgeführte Gedankenverbindung mittelst geistiger Sympathie durchschauen. Schon den Alten war er daher dunkel, und Aristophanes bespöttelt ihn. Am hervorstechendsten ist dieses αἰνιγματῶδες in der vom Dichter mit Theilnahme durchgeführten Rolle der Cassandra, welche wir uns in orgiastischer Verzückung denken müssen, ein furchtbar-grosser Anblick wie des empörten Meeres.

So wie des Dichters Blick das Hohe und Majestätische suchte, so ringt er, es auch in Rhythmos und Sprache auszudrücken. Man halte nur seinen langaushaltenden, schweranstrebenden Senar gegen den gemässigten des Sophokles, gegen den flüchtigen des Euripides, und den beynahe tanzenden des Aristophanes. In den grösseren Perioden wälzt sich der Gedanke meistentheils nach einem flüchtigen Ruhepunkte in die folgende Zeile hinein, wodurch die einzelnen Verse fest an einander gebunden werden, und oft findet erst in der Schlusspause des zehenten Verses ein völliger Gedankenabschnitt Statt. Je kolossaler die Idee, je volltönender schreitet der Vers einher, gleich einer Bannformel, um Götter und Heroen aus dem Olymp und Orcus heranzurufen. Des Dichters in Einen Umfang concentrirte Anschauungen gestalten sich in neuen Zusammensetzungen, welche uns oft wegen der Fremdartigkeit der bezeichneten Ideenverknüpfung sonderbar dünken. Die intensive Reichhaltigkeit der Wahrnehmung spiegelt sich ab in der extensiven Anhäufung von Synonymen; und manchmal scheint das Bedürfniss, sich sowohl in gehäuften Bezeichnungen, als in angemessenen Wortbildungen vernehmlich auszusprechen, den Dichter sogar über die Grenze des Gefälligen hinausgelockt zu haben, wesshalb ihn Quintilian als einen *gravem et grandiloquum, saepe usque ad vitium* bezeichnet.

Wer eine Tragödie des Äschylos in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit übersetzen wollte, ohne je aus dem Gebiet der gangbaren Sprache herauszutreten, der arbeitete an einem ungereimten Unternehmen; denn wir besitzen noch keinen Dichter von äschylischem Charakter, folglich auch keine äschylische Sprache, und den ersteren begehren, ohne die letztere zu verstatten, hiesse den Zweck wollen und die Mittel verbieten. Das Gangbare ist das Alltägliche; das Ausserordentliche ist etwas Fremdes und Entlegenes. Nicht alles Seltene ist gross; aber alles Grosse ist selten; und wie wollte man dem irdischen Treiben menschlicher Angelegenheiten den würdigen Ausdruck einer überirdischen Begeisterung abhorchen? Daher sehen wir auch, dass jeder ursprüngliche Genius sich durch eine eigene, ihm angehörige Sprache beurkundet. Dasselbe gilt vom Übersetzer, und je fremder und ungewohnter der Charakter eines ausländischen Originalproductes ist, desto ausgezeichneter in Redensarten und Worten wird auch die Sprache seyn, die er für die Übersetzung zu bilden hat; wie diess an folgender Zeile sichtbar ist Eumen. 180:

ἀλλ' οὐ καρανιστῆρες ὀφθαλμώρυχοι
Δίκαι — —

welche der einsichtvolle Recensent des Stolbergischen Äschylos (J. A. L. Z. 1804. No. 49) so übersetzt:

*Nein dort, wo Kopfabhau'nde, Augausgrabende
Gerichte — —*

Rücksichten auf das in der Zeit befangene Publicum dürfen hier nicht Statt finden, da Dichter und Übersetzer keiner Zeit, sondern den Besseren aus allen Zeiten angehören. Wenn ein deutscher Originaldichter zuerst auftritt, so wird ihm manchmal wegen seiner ungewohnten Gestalt der Eingang schwer gemacht; doch nur auf kurze Dauer: denn der einheimische Schriftsteller ist *in* der Zeit und *mit* der Zeit entstanden, und das vor ihm dagewesene diente ihm als Stufe, und beym Publicum als Vorläufer, um ihm eine günstige Aufnahme zu verschaffen. Mehr Schwierigkeiten hat der Übersetzer zu überwinden, der ein unter ganz fremdartigen Einwirkungen entstandenes Kunstwerk, in möglichst entsprechender Gestalt, unter seine Landesgenossen einzuführen unternimmt. Das unvorbereitete Publicum staunt über die seltsame Erscheinung, und sträubt sich sie aufzunehmen; aber täglich wird sie uns vertrauter und endlich, wie der deutsche Homer, bey uns einheimisch. Werden doch bereits *Tiek's* Don Quixote, und *Schlegel's* Calderon als freundliche Vermittler der südlichen und nördlichen Poesie anerkannt; und der von *Schleiermacher* hergerufene Platon beschwert sich nicht mehr über ungastliche Aufnahme, sondern macht seinem Landsmann

Äschylos Muth, gleichfalls ohne erborgte Verhüllung unter uns aufzutreten.

Die Arbeit des Hn. *Danz* ist keine Nachbildung, die uns den eigentlichen Charakter des Äschylos in den metrischen Formen und der Sprache sehen liesse, sondern ihr Vf. hat den Geist des Dichters dem eigenen untergeordnet. Als das Werk eines talentvollen, durch das Studium des Alterthums gebildeten Mannes wird sie auch so einen bleibenden Werth behaupten; und wenn von einer theatralischen Aufführung die Rede seyn sollte, so wüssten wir keine Übersetzung zu nennen, die sich für diesen Zweck mehr eignete, als die Danzische. Es war des Hn. *D.* Absicht, einen sich ans Moderne anschliessenden Äschylos zu geben, und drum war es nothwendig, den modernen fünffüssigen Jambus beyzubehalten. Selten ist dieser mit vier- oder sechsfüssigen Zeilen untermischt, wie S. 167, wo wir einen vollkommen schön gemessenen Senar lesen:

Lang schwieg dem Elend staunend, ich Unglückliche.

Die Trochäen sind ebenfalls modernisirt, hauptsächlich durch die abwechselnd männlichen und weiblichen Ausgänge. Die Chöre sind in freyen Rhythmen wiedergegeben, unter denen der Anfangschor in den Persern gelungen ist, welcher zugleich von dem ausbildenden Fleisse des Vfs. in Vergleich mit seiner früheren Übersetzung dieses Stücks ein rühmliches Zeugniss giebt. Andere Chöre dagegen gewinnen durch die ewige Wiederkehr einer und derselben Bewegung einen sehr beschränkten Charakter, z. B. der, mit dem Io auftritt. Hier folgen bis zum ersten Ruhepunkte 44 Trochäen hinter einander, in der That zu einförmig und schleppend gegen den stürmischen, das verwilderte Gemüth der Jungfrau ausdrückenden Anapästenschritt! Die sentenzenartigen Stellen sind, bis auf wenige, in Reimen übersetzt, und die langen Perioden des Originals sind grösstentheils zerstückelt worden. Da es sich Hr. *D.* (s. Vorr. S. VII) zum Gesetz machte, blos die gewöhnliche Sprache zuzulassen, so musste mancher den Gegenstand vorbildende Ausdruck entweder in einen umschreibenden verwandelt, oder ausgelassen werden. Diess würden wir, als die nothwendige Folge jener Anfoderung, unerwähnt lassen, wenn nicht Hr. *Danz* einen Schritt weiter gegangen wäre, und Dinge unausgedrückt gelassen hätte, die durch die gangbare Sprache zu erreichen waren. Denn viele Stellen fanden wir, zwar im Ganzen richtig übersetzt, aber ihres Schmuckes beraubt, z. B. Prom. 59: δεινὸς γὰρ εὑρεῖν κἀξ ἀμηχάνων, *er macht sich los.* v. 32: ὀρθοστάδην, ἄϋπνος, οὐ κάμπτων γόνυ, *stets aufrechtstehend, schlaf- und ruhlos*, wo das Bild des Kniebeugens, einer von den Brocken aus Homers reicher Tafel, ganz verloren gegangen ist. v. 67: Διός τ' ἐχθρῶν ὕπερ στένεις; *du wagst ihn zu bejammern?* v. 731:

τραχεῖα πόντου Σαλμυδησσία γνάθος
ἐχθρόξενος ναύταισι, μητρυιὰ νεῶν.

— — — — — *Salmydessos Klippen*
die Schiffer zittern machen, und den Barken
mit Unglück drohn;

wo statt des Bildes der Begriff gegeben, und die Darstellung in eine förmliche Relation verwandelt ist. An anderen Stellen dagegen sind Zusätze und sogar Bilder dem Original gegeben: z. B. *Pr.* 33: γόους ἀνωφελεῖς φθέγξει, *du wirst mit Klagen die öden Lüfte um dich her erfüllen:* v. 37. τί οὐ στυγεῖς, *warum soll er den Stachel deines Zornes nicht fühlen?* — Oft ist die ruhige Rede in einen leidenschaftlichen Ausruf verwandelt. *Pr.* 69 ὁρᾷς θέαμα δυσθέατον ὄμμασι, *o! sieh nur, welch ein jammervolles Schauspiel!* zu stark, auch wenn wir das Fragzeichen anerkennen, welches Stephanus in seinem Codex fand. v. 127. πᾶν μοι φοβερὸν τὸ προσέρπον, *Ach! wie fürcht' ich alles was naht!*

Da wir es uns nicht zum Geschäft machen, Unvollkommenheiten zu rügen, sondern den Charakter des vorliegenden Werkes zu bezeichnen: so wollen wir eine der gelungensten Stellen, als ein Muster von Hn. *D.* Behandlungsweise ausheben, und um ihr Verhältniss zum Original zu bestimmen, sie neben eine der Form nach möglichst treue Nachbildung stellen. Wir wählen den Abschnitt aus dem Prometheus, wo der Vater Okeanos auf einem geflügelten Greife seinen Freund besucht.

D A N Z.

Okeanos.

Eine halbe Welt im Rücken
Komm ich zu dir, Sohn der Themis!
Vom schnellgeflügelten,
Nimmer gezügelten,
Winke gelenkten
Vogel getragen.
Was du leid'st, trag' ich mit dir.
Schon des Blutes Bande
Ziehen mich zum Mitleid;
Aber wär' ich auch nicht deines Stammes,
Hätt' ich dennoch sonst keinen,
Dem ich lieber als dir
Wünschte ein glückliches Loos.
Dass ich wahr rede, wirst du erkennen.
Denn ich bethöre nie
Mit dem süssen Truge der Schmeicheley.
Und nun sprich aus, womit kann ich dir helfen?
Vergebens schauest du nach einem Freund,
Der treuer, fester an dir hält, als ich.

R E C E N S E N T.

Okeanos.

Ich erreiche der unendlichen Bahn Ziel,
Durchwandernd den Raum zu dir, Prometheus,
Den Vogel allhier in reissendem Flug
Herlenkend durch Willkühr, sonder Gebiss.
Dein Jammergeschick, wisse, betrübt mich.
Denn solches erzwingt Nähe des Bluts schon
Mit Gewalt von mir; und ausser dem Blut
Ist keiner, der mir grössere Neigung
Anregt', als du.
Schau'n sollst du es selber, denn ferne mir ist
Das Gepräng willfähriger Zunge — Wohl auf!
Zeig' an, wo die Noth dir Beystand heischt;
Denn nimmer gescheh's, dass ein anderer Freund
Dir mehr als Okeanos treu heisst.

Prometheus.

Ha! was ist das? auch du kommst, mich zu schau'n
In meinen Leiden? wie kannst du es wagen
Vom Strom der Welt zu gehn, und zu verlassen
Die aus sich selbst gewölbten Felsengrotten,
Und in des Eisens Mutterland zu wandern?
Bist du gekommen, anzusehn mein Schicksal?
Hat Mitleid dich mit meiner Qual ergriffen?
So sieh das Schauspiel denn! den Freund des Zeus,
Der ihm erringen half sein Herrscherthum —
Von welchen Martern er gebeugt hier schwebt!

Okeanos.

Ich seh's Prometheus! und will dir, so grofs
Auch deine Klugheit ist, doch besfres rathen.
Erkenne dich, und ändre deinen Sinn,
Und schmiege dich den neuen Sitten an:
Denn es beherrscht ein Neuer den Olymp.
Lass ab zu schleudern so geschärfte Worte!
Wie leicht kann Zeus, so hoch auch über dir
Er seinen Thron hat, dich so reden hören;
Und dann ist, was du jetzt ertragen musst,
Ein Spiel nur gegen deine künft'ge Pein.
Lass ab, Unglücklicher, von deiner Wuth,
Und suche dich aus diesem Weh zu retten!
Mag's seyn, dass ich Veraltetes, Einfält'ges
Dir vorzubringen scheine; aber wiss',
Dein Loos ist deiner trotz'gen Zunge Lohn.
Doch bist du noch nicht zahm, giebst noch nicht nach,
Und ladest Qual auf Qualen über dich!
Willst also meinem Rath du dich bequemen,
So widerstrebe der Gewalt nicht mehr;
Du siehst, es herrscht ein rauher, strenger Fürst.
Nun aber will ich gehn, und es versuchen,
Ob ich dich retten kann aus diesem Elend.
Du aber schweig, und rede nicht so dreist!
Hast du denn, weiser Mann, noch nicht erkannt,
Wie sich der Zunge leerer Trotz bestraft?

Prometheus.

Du hast doch ein beneidenswerthes Glück!
Was ich begangen, hast du mit gethan,
Und dennoch misst man keine Schuld dir bey.
Drum lass mich machen; sorge nicht für mich;
Denn du beredest doch den Harten nicht.
Sieh du nur zu, dass dir der Weg nicht schadet.

Okeanos.

Zu gutem Rath für andre bist du klug;
Nur dir zu helfen, das verstehst du nicht:
Dess ist dein Reden und dein Thun Beweis.
Doch geb' ich darum meinen Weg nicht auf.
Ich weiss gewiss, Zeus giebt mir das Geschenk,
Von deiner Fesseln Last dich zu befrey'n.

Prometheus.

Ich ehre dein Gemüth, werd's immer thun:
Du übst der Freundschaft Pflichten redlich aus.
Allein bemühe dich nicht ferner: denn
Vergebens ist's, und nützet mir zu nichts,
Und bringt am Ende dich selbst in Gefahr.
Ich wünsche nicht, weil ich unglücklich bin,
Dass Andern mit mir gleiches Elend sey.

Prometheus.

Ha! welch ein Anblick! also du kommst auch herbey,
Mein Leid zu schauen? wie vermochtest du, den Strom,
Den gleichbenamten, und die selbstgebildete
Felsgrotte lassend, in des Eisens Mutterland
Dich zu begeben? bist du, um mein Loos zu seh'n
Hieher genah't, mitzürnend über meine Qual?
Blick' an ein Schauspiel! mich allhier, den Freund des Zeus,
Der ihm gemeinsam seine Herrschaft gründete,
Durch was für Unglückslasten er mich niederdrückt.

Okeanos.

Ich seh's, Prometheus, und ich will heilsamen Rath
Dir geben, ob du selber gleich verschlagen bist.
Dich selbst erkenn', und in die Ordnung füge dich,
Die neue, denn ein Neuer herrscht im Götterkreis.
Doch wenn du solchen scharfgespitzten, rauhen Trotz
Aufschleuderst, leicht wohl, sass' er gleich weit höher noch,
Vernähme Zeus dich, und des jetzt auflastenden
Unglückes Herbheit schiene dann nur Kinderspiel.
Auf, Mühbeladner, lass vom Ingrimm endlich ab,
Und suche deines Missgeschicks Heilmittel auf.
Altväterisch dünkt dir wohl vielleicht mein Wort zu seyn
Doch sey versichert, der zu sehr antrotzenden
Zung', o Prometheus, fällt ein solcher Lohn zu Theil.
Du aber bist noch starr, und weichst dem Übel nicht,
Und ringst zu häufen neue Qual auf jetzige.
Drum, wenn du mich anhören willst, so schlage nicht
Die Ferse nach dem Stachel aus, einsehend, dass
Ein rauher Eigenherrscher unumschränkt gebeut.
Anjetzo geh' ich um zu wagen den Versuch,
Ob ich aus diesem Jammer dich loswinden kann.
Du aber schweig, und rede nicht so ungestüm!
Kannst du nicht einsehn, sonst so überweise, dass
Der Zunge Frechheit einen schlimmen Lohn empfängt?

Prometheus.

Wohl dir, dieweil du jedes Vorwurfs ledig bist,
Der alles doch theilnehmend mit mir wagete!
Doch jetzo lass, und nimm dich dess nicht weiter an;
Denn du bewegst ihn nimmer; er steht unbewegt.
Doch schaue, dass dir selbst der Gang nicht schädlich sey.

Okeanos.

Weit bess'res Rathschlags kundig bist du anderen,
Als dir; das zeigt mir nicht Vermuthung, nein die That.
Doch mich den Festentschloss'nen hemmst du nimmermehr.
Denn sicher, sicher glaub' ich, dass mir Zeus die Gunst
Bewilligt, und aus diesem Elend dich befrey't.

Prometheus.

Zwar preis' ich dich, und werd' es unaufhörlich thun;
Denn in der Freundschaft wirst du niemals lass; jedoch
Sey unbemüht; denn eitel ohne Frucht für mich
Wird dein Bemüh'n seyn, ob du gleich dich mühen willst.
Gieb dich zur Ruh', und halte der Gefahr dich fern;
Denn, wenn ich selbst unglücklich bin, nicht dieserhalb
Wünsch' ich, dass Vielen wiederfahr' ein gleiches Leid.

(Der Beschluss folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Hamburg*, b. Nestler: *Skizzen zu einem Gemählde von Hamburg.* Von dem Verf. der Darstellungen aus Italien. *Sechstes Heft.* 1804. 108 S. 8. Wenig allgemein Interessantes. *Zu Busch's Ehrendenkmal.* Grösstentheils von Hn O. C. R. *Böttiger. Zerrbilder von Hamburg.* Hier werden einige Bemerkungen zum Tadel Hamburgs, von unkundigen und schmähsüchtigen Schriftstellern, z. B. einer *Wollstonecraft*, eines *Malte Brun*, widerlegt. *Hagedorns vormalige Grabstädte in der Domkirche* — ist nicht mehr vorhanden. Die Asche des Dichters ist 1796 bey der Reinigung der Gruft herausgeworfen und verschüttet worden. *Die Stadtbibliothek.* Enthält über 100,000 Bände, von welchen allein der Pastor *Joh. Christ. Wolf* im J. 1739, 24000 geschenkt hat. Neuerdings ist sie durch *Busch's* und *Kirchhoffs* mathematische und physikalische Instrumentensammlungen ansehnlich bereichert worden. *Die Sandtreppe vor dem Dammthor.*

Cht.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 AUGUST, 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) Leipzig, im Schwickertschen Verlage: *Äschylos Trauerspiele.* — Von *J. T. L. Danz*, etc.
2) Schneeberg, b. Schill: *Äschylos Sieben gegen Thebe*, von *Gottfried Fähse*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Okeanos.

Nicht so, Prometheus! denn auch deines Bruders,
Des Atlas traurig Schicksal naget mich.
Ach! fern in Westen ist er hingestellt;
Des Himmels und der Erde Säulen ruhn
Auf seinen Schultern: welche schwere Last!
Auch noch der Sohn der Erde jammert mich,
Der unterm Ätna liegt, wo ihn die Macht
Des Zeus gebunden hält, der starke Typhon;
Mit seinen hundert Feuerschlunden stand,
Tod und Verderben athmend, er allein
Der ganzen Schaar der Götter; Schrecken sprühte
Ihm aus den Augen, da mit seiner Kraft
Die Tyranney des Zeus er stürzen wollte.
Doch des Kroniden ewig wacher Pfeil,
Des Blitzes flammentödtendes Geschoss
Trieb seines Trotzes Prahlerey ihm aus.
Tief in die Brust traf ihn der Flammenkeil,
Und niedergedonnert war der Arme Kraft.
Nun liegt er hingestreckt, der schwache Leib,
Und von des Ätna Wurzeln niedergedrückt,
Und über ihm im Gipfel sitzend, schmiedet
Hephäst sein Eisen. Feuerströme werden
Einst hier herab sich stürzen, und Sikeliens,
Des fruchtereichen, weitgedehnte Fluren
Mit hungrig scharfem Zahn verwüstend nagen.
Mit solcher Gluth wird Typhons Zorn erbrausen,
So glüh'nde Pfeile wird er noch versenden,
Obschon Kronions Donner ihn verbrannt.

Prometheus.

Du bist nicht unerfahren, brauchst nicht Rath
Von mir. Errette dich, wie du es weisst.
Ich aber will die jetz'gen Leiden tragen,
Bis ausgezürnt mit mir Kronion hat.

Okeanos.

Weisst du denn nicht, Prometheus, dass die Pest
Des Zornes sich mit Worten heilen lässt?

Prometheus.

Ja, wenn man sie zur rechten Zeit gebraucht,
Erweichen sie das Herz; doch wenn von Gift
Die Brust noch voll ist, reizen sie nur mehr.

Okeanos.

Was kann denn aber ein Versuch aus Vorsicht
Für Schaden bringen? Das belehre mich!

Prometheus.

Vergebne Müh' und gutgemeinte Thorheit.

Okeanos.

Lass immer mich an dieser Krankheit kranken.
Es ist oft gut, wenn Kluge unklug scheinen.

Prometheus.

Nicht dir, mir wird die Thorheit zugerechnet.

Okeanos.

Mit nichten! da mich auch des Bruders Missgeschick
Schwer drückt, des Atlas, der im abendlichen Land
Stehn muss, der Erde Pfeiler und des Himmeldachs
Mit den Schultern stützend, eine untragbare Last.
Auch sah' ich mitleidvoll das Erdentsprossene
Furchtbare Scheusal aus Kilikia's Felsengruft,
Den hunderthäuptigen, mit Gewalt gebändigten
Tollkühnen Typhon, der den Göttern allesamt
Trotz bietend, Mord aus grauenvollen Schlünden blies,
Und aus den Augen Schreckenglut herleuchtete,
Als droht' er mit Bewältigung Zeus Obermacht.
Allein ihn traf Kronions immerwach Geschoss,
Der hergeschwung'ne, flammenhauchende Wetterstrahl,
Der ihn herausschlug aus den aufgebläheten
Grosssprechereyen. Siehe! mitten in der Brust
Ward ihm die Kraft herausgedonnert und gesengt.
Jetzt aber, ein entnervter Leib und ausgestreckt,
Liegt er, der engumflutheten Meerküste nah,
Schwerathmend, von den Wurzeln Ätna's eingezwängt;
Und Eisenschmiedend auf des Bergs Hauptgipfel sitzt
Hephästos. Dorther brechen dermaleinst hervor
Des Feuers Ström' abnagend mit verruchtem Zahn
Sikelia's fruchtreiche, weitgedehnte Flur.
Solch einen Ingrimm gähret Typhos einst empor
In gieriger Flammenstrudel heissem Glutgeschoss,
Wiewohl vom Donnerkeil Kronions ausgebrannt.

Prometheus.

Nicht ohn' Erfahrung bist du, und hast meines Raths
Nicht Noth; gedenk' an deine Wohlfahrt, wie du kannst.
Ich aber will ausschöpfen meine jetz'ge Noth,
Bis Zeus von seines Muthes Grimm nachlassen wird.

Okeanos.

Hast du, Prometheus, nimmer wahrgenommen, dass
Krankhafter Zornsaufwallung Ärzte Reden sind?

Prometheus.

Wenn man im rechten Augenblick das Herz erweicht,
Und nicht den schwellenden Grimm gewaltsam niederdrückt.

Okeanos.

Allein bedachtsam handeln und versuchen, was
Nachtheiliges sieh'st du darin? belehre mich.

Prometheus.

Unnütze Müh', und alberne Willfährigkeit.

Okeanos.

Lass immer mich an dieser Krankheit kranken, denn
Vortheil gewährt bey klugem Geist unkluger Schein.

Prometheus.

Auf mich allein fällt dieses Fehltritts ganze Schuld.

Okeanos.
Mit solcher Rede sendest du mich heim?
Prometheus.
Dass deine Klagen nicht verhafst dich machen.
Okeanos.
Bey dem vielleicht, der neulich erst den Thron
Den allgewaltigen, bestiegen hat?
Prometheus.
Dass er dir nicht erbosse, hute dich!
Okeanos.
Das mag, Prometheus, mich dein Schicksal lehren.
Prometheus.
Geh! reis'! und halt dir die Gesinnung fest!
Okeanos.
Dem Eilenden giebst du den Rath, zu gehn.
Es dehnt mein viergeschenkelt Flugelpferd
Die Schwingen in des Äthers weite Bahn,
Und sehnet sich, zu ruhn in seinem Stalle.

Okeanos.
Ich seh, zur Heimath sendet mich dein Wort zurück.
Prometheus.
Dass nicht das Mitleid meiner dich einstürz' in Hass.
Okeanos.
Beym neuen Herrscher auf dem allgewalt'gen Thron?
Prometheus.
Sein Herz zum Unmuth aufzureizen hüte dich.
Okeanos.
Dein Loos, Prometheus, soll mir Weisheitslehrer seyn.
Prometheus.
Geh! reise weiter! halte fest an diesem Sinn!
Okeanos.
Mich den bereits aufbrechenden treibt dein Gebot:
Denn es schlägt des Äthers breiten Pfad mit den Fittigen
Der viergeschenkelte Vogel; und mit Freuden wohl
Beugt er im heimathlichen Stalle bald das Knie.

In der Erklärung des Textes folgt Hr. *D.* meistentheils dem Schützischen Commentar; der Stellen, wo er seinen eigenen Gang geht, sind wenige. Pr. 76 nimmt Hr. *D.* διατόρους πέδας, und wohl mit Recht, in activer Bedeutung für einbohrende Fesseln, die mit ihrer Spitze in den Felsen dringen. S. c. Th. 18 folgt er der von *Schütz* ohne hinreichenden Grund verworfenen Lesart παιδείας st. παιδίας. Auch Pers. 13 weicht er von *Schütz* ab. An anderen Stellen sieht man nicht deutlich, ob Hr. *D.* einer eigenen Lesart folgte, oder ob das Nicht-Zusammentreffen mit der Schützischen Erklärung nur die Folge eines mangelhaften Ausdrucks ist, z. B. Pr. 402:

ἀμέγαρτα γὰρ τάδε Ζεὺς
ἰδίοις νόμοις κρατύνων,
ὑπερήφανον θεοῖσι,
τοῖσι πάρος δείκνυσιν αἰχμάν.

Denn Zeus, welcher unerbittlich
Nur nach eigner Willkühr waltet,
Zeige in dieser Welt der Qualen
Der Olympier altem Stamme,
Wie geschärft sein Wille sey.

Jedem der drey Stücke ist eine Einleitung vorgesetzt. Die Anmerkungen bestehen in Erläuterungen, nach *Schütz*, *Stanley*, *Jakobs* etc. und in Vergleichungen mit anderen auch neueren Dichtern; sind aber manchmal durch zu grosse Kürze unbefriedigend. Pr. 300 wird die von Hr. *D.* aufgeworfene Frage: *wo sind die Quellen des Okeanos zu suchen?* einzig mit zwey Zeilen aus der Ilias (XIV. 300) beantwortet, die nichts beweisen. Warum gab Hr. *D.* nicht das richtige Resultat der Schützischen Anmerkung, die sie an den Westen Europa's setzt? — Th. 210 hätte die Bemerkung nicht fehlen dürfen, dass am Vordertheile des Schiffes die Abbildung des Gottes befindlich war, dessen Obhut man das Schiff anvertraut hatte. — S. 54 wird in einer Anmerkung mit *Schlosser* nach *Pauw* behauptet: „die Arimaspen und Greiffe werden *richtig* in dem äussersten asiatischen Skythien und Indien gesucht;" allein S. 62 werden wir (Anm. 78) aufgefodert, Kisthene, das Land der Gorgonen, die *Greife* mit schwarzen (soll heissen *scharfen*) Schnäbeln, *die Arimaspen* etc. im westlichen Afrika zu suchen. Jenes indess scheint Hn. *D.* eigentliche Meinung gewesen zu seyn; denn er übersetzt:

Bist durch das *enge Meer* du durchgegangen

(worunter er mit *Schütz* den kimmerischen Bosporus versteht)

Nach Osten hin, so kömmst du nach Kisthene etc.

Hier müssen wir drey Versehen berichtigen: 1) wird das Gewässer, welches die beiden Erdvesten trennt, ῥεῖθρον, *Strom*, genannt, und ein Fragment aus dem gelösten Prometheus (ed. *Both.* p. 384) belehrt uns unwidersprechlich, dass darunter der Phasis verstanden sey; 2) sind die Graunwunder, welche *Io* meiden soll, im westlichen Europa zu suchen, wie im Osterprogramme unserer Zeitung 1804 bewiesen ist; 3) nimmt Hr. D. nicht auf die von *Brunck* zuerst wahrgenommene Lücke nach V. 797 Rücksicht, sondern verbindet zwey ungleichartige Theile durch eine laxe Übersetzung. — Nachdem *Io* über den Phasis gegangen, wandert sie Anfangs gen Osten, und kehrt wahrscheinlich bey den *Inden* um (die Aschylos Suppl. 299 nennt), um ihren Rücklauf nach Westen zu beginnen. Auf diesem Wege kömmt sie

πόντου περῶσα φλοῖσβον,

Des *Meers* Geräusch durchdringend,

endlich nach der im äussersten Westen Europa's gelegenen Schreckensflur Kisthene hin. Ob unter diesem *Meere*, was *Voss* will, die thrakische Enge gemeint sey, kann weder bejaht noch geleugnet werden; dem Rec. dünkt am wahrscheinlichsten, dass die wahnsinnige *Io* durch die ganze Breite des mittelländischen Meers, entweder mit reissendem Ungestüm gewandert, oder geschwommen sey, ein kühnes aber der Äschylischen Vorstellung nicht unwürdiges Bild! — Ein fruchtloses Bemühen ist es, ein geographisches Monument der Art nach unseren berichtigten Vorstellungen von der Gestalt der Erde zu erläutern. Man wolle dem Äschylos keine vernünftige Ansicht aninterpretiren, die über seinen Gesichtskreis hinauslag; man lasse ihm eine kindliche Anschauung, die uns so freundlich zum Mitgenuss einladet. Man lasse ihm auch die im 420 V. als Nachbaren des Prometheus genannten **Araber**, **Arabien**, **Medien**, **Indien** sind Na-

men, die oft das gesammte Morgenland, und eben so oft schwankende Theile desselben bezeichnen. Araber rückte des Dichters Phantasie in die Gegend des Pontus Euxinus, wie noch heut zu Tage der Unkundige sich Petersburg, Moskau und Kamtschatka als dunkel gedachte Theile des nordischen Gebietes in einen Punkt concentrirt denkt. Die *Gabier*, welche Hr. *D.* nach *Kermaan* an ihre Stelle setzt, sind schon von *Jacobs* (Att. Mus. B. 3 S. 4019) als unstatthaft verwiesen worden.

Wir schliessen hiermit unsere Anzeige, und bitten den Hn. *D.* dass er uns bald den zweyten Theil seines Äschylos schenken möge.

Nr. 2. Wenn wir des Hn. *Fähse* Übersetzung der Sieben gegen Thebe mit seiner vor zwey Jahren erschienenen Sophokles Übersetzung vergleichen: so bemerken wir ein schönes Streben, sich den Geist der antiken Tragodie anzueignen. Auch im Verse und Wortausdrucke ist diese Übersetzung schon um vieles der antiken Form naher gerückt; allein für sich betrachtet, und dem Original gegenübergehalten, läfst sie ebenfalls noch Wünsche übrig. Das Bedeutende der Vorstellung ist zu sehr vernachläfsigt, auf das Verhältnifs der Gedankenperiode zu der des Verses und die Verbindung der einzelnen Glieder durch kleine Redetheile ist keine Rücksicht genommen, der hohe Stil des Originals fehlt, und der volltonende Pomp äschylischer Sprache; und überhaupt ist dem Dichter etwas fremdartiges beygemischt, von dem wir den Grund in der individuellen Ansicht des Übersetzers zu finden glauben. Folgende kleine Probe mag zum Belege für das Gesagte dienen. V. 49:

> Μνημεῖα θ' αὑτῶν τοῖς τεκοῦσιν ἐς δόμους
> Πρὸς ἅρμ' Ἀδράστου χερσὶν ἔστεφον, δάκρυ
> Λείβοντες· οἶκτος δ' οὔτις ἦν διὰ στόμα.
> Σιδηρόφρων γὰρ θυμὸς ἀνδρείᾳ φλέγων
> Ἔπνει, λεόντων ὣς Ἄρη δεδορκότων.

> *Der Liebe Denkmal sandten sie den Ältern heim,*
> *Adrastos Wagen mit dem Ehrenschmuck bekränzt.*
> *Es stahl sich manche Thräne zwar die Wang' herab;*
> *Doch auch nicht ein mitleidig Wort entfloh dem Mund.*
> *Ein Herz, von Männerwuth entflammet, hart wie Stahl,*
> *Schnob Rache, wie der Leu, wenn er den Kampf erblickt.*

Die Senare sind nicht durchgängig so schön gebildet, wie in dieser Probe. Zu oft ist der böse Alexandriner zugelassen, und die prosodischen Regeln sind nicht bloss im Dialog, z. B.

> *Wie ihr noch klein auf ihrem milden Schoofs 'rumkrocht,*

sondern auch in den Chören gar sehr vernachläfsigt. Wenn wir daher sehen, dass V. 290. 291:

> — ᴗ — ᴗ ᴗ — ᴗ — —
> *Nahe Sorgen entzünden Angst mir!*
> ᴗ — ᴗ ᴗ — ᴗ ᴗ —
> *Das Mauerumzingelnde Heer*

und V. 307. 308.

> — — — ᴗ — — ᴗ — ᴗ
> Gabt ihr diese tiefscholl'gen Fluren
> ᴗ — ᴗ ᴗ — — ᴗ —
> Den feindlichen Heerschaaren Preis

sich entsprechen sollen: so können wir uns kaum der Vermuthung erwehren, dass Hr. *Fähse*, statt die rhythmische Bewegung mit dem Gefühl abzumessen, den einzelnen Zeilen nur die gehörige Silbenanzahl zugezählt habe.

Wenn Hr. *Fähse* die technischen Foderungen beherzigen, und mit etwas mehr abwägender Besonnenheit arbeiten wollte, so könnten wir bey seinem lebendigen Geiste und seinen vielseitigen Kenntnissen einst einen geschickten Übersetzer in ihm auftreten sehen. V.

RÖMISCHE LITERATUR.

RONNEBURG u. LEIPZIG, b. Schumann: *Römische Thalia*, oder: *Gespräche aus Plautus und Terenz* zur Erlangung der Fertigkeit gut Latein zu sprechen, gesammelt von Dr. *Joh. Jakob Meno Valett*, Rector der Hauptschule des Landes Hadeln zu Otterndorf. Erste Sammlung. 1803. 160 S. Zweyte und dritte Sammlung. 1805. 96 u. 157 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Die erste und zweyte Sammlung enthalten Gespräche aus dem Plautus, in der dritten sind Auszüge aus dem Terenz. Über den Zweck dieser Sammlungen erklärt sich Hr. *V.* in der Vorrede: Zur Erlernung der lateinischen Sprache, meint er, wären zwar seit einiger Zeit vielerley und manche ganz vortrefflich zweckmäfsige Mittel bekannt gemacht, sie dienten aber mehr zur Übung im Verstehen und Schreiben, als im Sprechen. Das Latein-Sprechen sey aber doch für viele nothwendig, und als Hülfsmittel dazu solle nun diese Sammlung von Gesprächen aus dem unschätzbaren Plautus seyn. Die Latinität sey unübertrefflich, und das Anstöfsige gegen die guten Sitten habe er weggeschnitten. Beym Gebrauche dieser Gespräche müsse man auf nichts weiter als auf die Sprache und die feste Grundlegung zum Sprechen sehen.

Bey der Schreibsucht unseres Zeitalters konnte es nicht fehlen, dass viele, begierig als Schriftsteller zu glänzen, Auszüge aus griechischen und römischen Klassikern anfertigten. Wir haben solcher Chrestomathien jetzt aber so viel, dass man nun alle neuen verbitten sollte, wenn sie sich nicht durch irgend eine gute Zugabe empfehlen. Hr. *V.* hat uns durch diese Collectionen aus Plautus und Terenz kein angenehmes Geschenk gemacht, und wir zweifeln, dass er zur Beförderung des richtigen und fertigen Latein-Sprechens irgend etwas beygetragen habe. Es ist ausgemacht, dass sehr wenige es zur Vollkommenheit im Latein-Sprechen bringen, und dass diess nicht Sache eines jeden grofsen Philologen ist; (man erinnere sich an das, was von *Joseph Scaliger* und *Muretus* erzählt wird). Häufige Übung im Sprechen selbst, und beständige Lectüre guter Schriftsteller müssen mit einander verbunden seyn, wenn man lernen soll, sich fertig und dabey richtig lateinisch auszudrücken. Auf unseren gelehrten Schulen und auf Akademien wird offenbar zu wenig Latein gesprochen, weil die mehresten Lehrer selbst nicht 5—6 Worte, ohne anzustofsen, herausbringen können. Hr. *V.* hat daher ganz Recht, wenn er in der Vorrede sagt, man müsse frühzeitig anfangen den Schüler beym Unterricht in der

lateinischen Sprache auch im Sprechen zu üben. Plautus und Terenz dienen nun zwar ganz besonders dazu, die Sprache des gemeinen Lebens kennen zu lernen, aber diess ist noch nicht zureichend; sondern es müssen auch solche Schriftsteller fleissig benutzt werden, die über andere Gegenstände geschrieben haben. Doch um bey dem Plautus und Terenz stehen zu bleiben, wozu sind, wenn man sie besonders zum Behuf des Sprechens lesen soll, Auszüge nöthig? Ist es nicht wenigstens eben so gut, mehrere Stücke cursorisch ganz zu lesen? Auf das Ganze der Handlung kann natürlich bey Hn. *V.* Verfahren nicht gesehen werden, sondern der Schüler bekommt lauter unzusammenhängende Sachen, wenn bald hier bald dort eine Scene herausgegriffen wird. Hierdurch verliert alles an Interesse, und der Lehrling wird gewiss bald anfangen zu gähnen, wenn das Ganze weder Kopf noch Fuss hat. Über das Anstössige gegen die Sitten bey den alten Klassikern haben *Koenig de Sat. Rom.* und *Barth* zum Properz nebst anderen, schon das Nöthige und Unnöthige gesagt: wenn aber Hr. *V.* doch noch nicht trauete, so konnte er ja solche Stücke auswählen, von denen nichts zu besorgen war. Von der zweyten Sammlung an hat Hr. *V.* etwas mehr leisten wollen. Über seine erste Sammlung hatte er nämlich damals nur Eine Recension gelesen, deren Vf. ihn aufgemuntert hatte, eine Fortsetzung zu liefern, und in derselben die veralteten und im Sprechen nicht mehr gebräuchlichen Ausdrücke in gebräuchliche umzusetzen. Diesen Rath habe er befolgt. Die Ermahnung war so übel nicht, wenn einmal Auszüge gemacht und in der einzigen Absicht, sprechen zu lernen, gelesen werden sollten: sonst möchten Hn. *V's.* Lehrlinge nicht selten mit Evanders Mutter zu reden scheinen. Jeder Lehrer, der den Plautus erklärt, muss billig auf das, was veraltet oder dem Komiker eigenthümlich ist, aufmerksam machen. Diess ist aber so leicht nicht, und weniger gut, als Hr. *V.*, hätte es schwerlich jemand machen können. Wie in aller Welt konnte er glauben, dass durch die Abänderung einiger wenigen alten Flexionen bey den Verbis, etc. die Sache gethan sey? Jeder Secundaner muss von der Sprache der alten Römer so viel verstehen, dass er dergleichen Veränderungen vornehmen kann. Aber auch bey diesen Armseligkeiten bleibt sich Hr. *V.* nicht einmal gleich. Den Anfang in der zweyten Sammlung z. B. macht die *Asinaria Act.* 2. *Sc.* 3. Hr. *V.* hat alles wie Prose drucken lassen, denn vor den Plautinischen Versen hat er wahrscheinlich gewaltige Furcht, und zu seinem Zwecke war diess auch zureichend, Rec. wird aber nach den Versen citiren. V. 2 ist der alte Vocativ *puere* verwandelt in *puer*, V. 7 *verberarier* in *verberari*. Wir glauben Hr. *V.* eine unverhoffte Freude zu machen, wenn wir ihm sagen, dass er einen Theil dieses Verses zufälligerweise verbessert hat. *Verberari* muss nämlich wirklich gelesen werden, und *meas*, was den vorhergehenden Vers krank macht, heilt diesen. Man lese:

> *Proptérea, huc quia habebás iter, nolo égo fores conservas,*
> *Meas vérberari; sáne ego sum amicus aedibu' nóstris.*

V. 15 ist statt *mage*, *magis*. Weswegen ist nun aber V. 23 *contuor* stehen geblieben? Musste diess nicht in *contueor* verwandelt werden? Act. 2, 4, 53 ist *ipsus* geblieben, was wir doch keinem anrathen wollten, jetzt zu schreiben oder zu sprechen. V. 61 steht für *perduint* gar *perdent*, soll heissen *perdant*. Das obsolete Verbum *percies* V. 69 musste nicht stehen bleiben, eben so wenig *grandibo* Aul. 1, 1, 10 und *onerare aliquam zamiam* 2, 2. 29. *Praestinare*, worin sich besonders Appulejus verliebt hat, musste ausgetriewerden, wenn ihm gleich *Scheller* seinen Schutz angedeihen lässt. *Olivi dynamin* und *caudicalis provincia* aus dem *Pseudolus* konnten kein besseres Loos erwarten. Hr. *V.* äussert in der Vorrede zur zweyten Sammlung, es solle noch eine vierte folgen, wenn sie nicht verbeten würde, mit Gesprächen philosophischen und rhetorischen Inhalts. Wir können nicht dazu rathen.

H.

KURZE ANZEIGEN.

Römische Literatur. *Halle*, in d. Buchh. d. Waisenhauses: *T. Livii Patavini Historiarum libri qui supersunt omnes.* Tom. I. II. III. Editio nova emendatior. 1802. 8. Berüchtigt waren sonst die für den billigsten Preis gelieferten Ausgaben des Waisenhauses durch die Menge der Druckfehler. Indessen scheinen die seit einigen Jahren besorgten neuen Abdrücke unter einer sorgfältigern Correctur hervorzutreten. Auch dieser Livius giebt davon einen erfreulichen Beweis. Nur selten stösst man auf Druckfehler, wie XXXI. 4. *pervecissent.* XXXI. 8. *Scribari.* 9. *Scipi.* 11. *amica* st. *amico.* XXIII. 35. *volonumerat.* — Auch das Format hat bey dieser neuen Ausgabe durch die Wahl des Mitteloctav eine vortheilhafte Veränderung erfahren. Übrigens liegt die Ernestische Recension bey diesem Abdruck zum Grunde. Sehr zweckmässig finden wir es, dass unter dem Columnentitel die Jahre der Erbauung Roms und die Jahre vor Christi Geburt fortgesetzt bemerkt worden sind. Dem Gedächtniss des Schülers sind solche chronologische Weisungen ein sicherer Leitfaden, und selbst die Interpretation wird dadurch um vieles erleichtert.

— o —

Naturgeschichte. *Erfurt*, b. Keyser: *Ornithologisches Handbuch für Forstmänner und Gartenfreunde*, oder: *Naturgeschichte aller Insectenvertilgenden Vögel Deutschlands, die zu Abwendung der Wald- und Gartenverheerungen durch Raupen gehegt werden müssen; auch Vorschläge über die schädlichen und unschädlichen Arten des Vogelfangs und das Hegen der Vögel überhaupt etc.* von *Wilh. Christ. Orphal.* 1803. 264 S. 8. (16 gr.) Da der Vf. von der richtigen Idee ausgeht, dass die ausserordentliche Vermehrung der Raupen und anderer Insecten, welche besonders in unseren Wäldern und Gärten seither immer mehr auffallende Verwüstungen anrichten, hauptsächlich von der zu weit getriebenen Verminderung jener Vögel herrühre, welchen jene zur Nahrung dienen: so trägt er hier die Naturgeschichte solcher Vögel, zuförderst des Meisengeschlechts, in bündiger Kürze vor, nachdem er vorher, einleitungsweise, seinen Grundsatz aus dem alten und dermaligen Zustand unserer Waldungen, und den gegen die Wald-Vögel immer mehr zugenommenen Nachstellungen erwiesen hat. Im 3 Abschnitt fügt er noch einige Betrachtungen über den mehr oder minder schädlichen, und ganz unschädlichen Vogelfang bey; und erwähnt dabey die verschiedenen Arten des Vogelfangs selbst, mit guten Bemerkungen über solche Arten, die ganz abgeschafft, oder wenigstens von Zeit zu Zeit verpönt seyn sollten, so dass dieses Handbuch, seines wichtigen und reichhaltigen Inhalts wegen, nicht nur in den Händen jedes Jägers zu seyn, sondern auch von forst- und jagdamtlichen Behörden gehörig benutzt zu werden verdient.

M. F. T.

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 AUGUST, 1806.

ORIENTALISCHE LITERATUR.

Leipzig, b. Böhme: *Theoph. Imman. Dindorfii*, Lit. hebr. in Acad. Lipf. Prof. P. O. et Philof. Prof. Extr. *Novum Lexicon Linguae hebraico-chaldaicae*, commentario in Libros Vet. Teftam. Dialectorum cognatarum inprimis ope animadverfionibusque praeftantiffimorum interpretum locupletatum. P. I. MDCCCI. XIV u. 1648 S. — Supplementa ad priorem maxime libri particulam, CXII. S. — P. II. Sect. I. MDCCCIV. 1164 S. 8. (9 Rthlr.)

Mit *Albert Schultens* nahm das gründlichere Studium der hebräifchen Sprache dadurch, dafs er fie in Verbindung mit den verwandten Dialekten zu betreiben lehrte, *wieder* feinen Anfang, und es war zu erwarten, dafs, fowie die Grammatik, auch die Lexika, in einer verbefferten Geftalt erfcheinen, und gründlicher als vor feiner Zeit, (wo das Licht, das *Edm. Caftellus* aufzuftecken bemüht war, bald wieder ausgelöfcht, und durch *Gouffet*, *Bohl*, *Rümelin* und Conforten eine wahre ägyptifche Finfternifs herbeygeführt wurde) es möglich war, bearbeitet werden würden. Die Erwartung wurde auch nicht getäufcht, und feit diefer Zeit ging es zur Freude aller Freunde des guten Gefchmacks rafch vorwärts, und neuere Rümeline, die fich hie und da wieder vernehmen laffen wollten, fanden nicht nur kein Gehör, fondern ihre Arbeiten wurden auch, fowie fie es verdienten, fchon vergeffen, noch ehe fie ganz vollendet waren. Dagegen erfchienen in gröfseren und kleineren Schriften theils bey Gelegenheit, theils abfichtlich angeftellte Sprachforfchungen und intereffante Sprachbemerkungen; die holländifche Schule war vorzüglich reich an hieher gehörigen Notizen aller Art, die der forgfältig prüfende Fleifs unferer Landsleute fichtete und verarbeitete; es erfchienen neue Wörterbücher, die von dem gelieferten Vorrathe beftmöglichen Gebrauch machten, und früher erfchienene Lexika kamen in einer wirklich verbefferten Geftalt in neuen Auflagen ins Publicum. Demohngeachtet aber ift die Bearbeitung eines neuen Worterbuches keine *Ilias poft Homerum*. Denn die bisher erfchienenen haben, trotz des unverkennbaren Fleifses, die auf fie verwendet worden, noch nicht in allen Stücken den Foderungen, die man an ein gutes und brauchbares Lexikon follte machen dürfen, Genüge thun können, ganz abgefehen von dem Tribute, den jeder Lexikograph der menfchlichen Schwäche entrichten mufs. Der hebräifche Sprachfchatz ift bis jetzt noch immer nicht fo forgfältig gefammelt und geordnet, als es hätte gefchehen follen; denn die Stammwörter find noch immer zu fehr mit fremdartigen Theilen gemifcht, und noch ift alfo nicht jedem gehörig das von Derivatis zugetheilt, was nur ihm gehört; die fogenannten anomalifchen Verba find noch immer nicht durch Hülfe der verwandten Dialekte etc. forgfältig genug gefchieden, und noch ftehen die פ״ו unter den פ״י, fowie die ע״י unter den ע״ו zerftreut (felbft was Hr. *Dind.* T. I. S. 660 diesfalls bemerkt, ift kaum eln unbedeutender Anfang zu nennen) ohnerachtet es in der punctirten Bibel felbft an auffallenden Winken dazu nicht fehlt (z. B. יָמִּר; אֵישְׁע; רָבִין; לְצִים u. f. w.); fowie man endlich auch noch immer nicht aufmerkfam genug gewefen ift auf Wörter, die, wenn man fie fich, wie es doch feyn mufs, ohne Punkte denkt (wie z. B. קלו, קמו, גלו u. a.), leicht Gelegenheit geben, falfch *a radice* zu concipiren. Kein Wunder alfo, dafs felbft in fonft fehr fleifsig gearbeiteten Wörterbüchern noch manche Stammwörter ganz vermifst werden. Ferner find, fo viel auch bereits gefchehen ift, doch noch nicht alle aus den Dialekten ficher erweislichen Bedeutungen, feftgefetzt, genau beftimmt und gehörigen Orts mit den nöthigen Anwendungen eingetragen; aber freylich dürfte da auf Vergleichungen *à la Haitsma* und *Boyfen*, die leider! noch immer mitunter laufen, keine, kaum hiftorifch, Rückficht genommen werden. Sodann find die *nomina propria*, befonders die aus der früheren Zeit, auch noch nicht genug berückfichtiget worden, um aus ihnen das zu benutzen, was fie an Beyträgen zum Wörterbuche und zur Grammatik geben können; und doch würde z. B. der Name אברהם unferen Lexicis das Stammwort רהם, als ehemals auch im hebräifchen Dialekte üblich, wie noch jetzt im Arabifchen (— — رهام *numerus copiofus* — —) haben reftituiren können. Für die Etymologie der hebräifchen Stammwörter haben zwar die holländifchen Philologen vorzüglich geforgt; aber wer wird nicht, neben der Anerkennung diefes gewifs nicht unbedeutenden Verdienftes, auch zugeben müffen, dafs gerade diefer Theil der Sprachforfchung der forgfältigften Prüfung bis jetzt noch immer äufserft bedürftig fey? Eben fo ift nur erft ein guter Anfang gemacht worden von dem, was Kritiker und Grammatiker für die biblifche Interpretation geleiftet haben, Gebrauch im Wörterbuche zu machen, und doch find die Änderungen, Erweiterungen und Einfchränkungen, die fie hier und dort veranlafst haben, zahlreich, nichts weniger als unbedeutend, und daher gewifs der Aufmerkfamkeit des

Lexikographen ganz vorzüglich würdig. Des sträflichsten Undankes würde man sich schuldig machen, wenn man nicht geständig seyn wollte, dass sich die neueren Lexikographen um die Anordnung der Stufenfolge in den Bedeutungen der Wörter wichtige Verdienste erworben haben; aber eben so aufrichtig muss man doch auch gestehen, dass sich gerade auch hier nicht etwa bloss eine Nachlese, sondern noch eine reichliche Ärndte vorfindet. Es ist ja nicht genug zu sagen, dieses oder jenes Wort werde mit ב, על, אל u. s. w. construirt, wenn nicht auch durch die Zusammenstellung dieser verschiedenen Constructionen die Bedeutungen mehr fixirt und bestimmt werden; es müssen ferner die Bedeutungen noch sorgfältiger aus einander entwickelt, es muss der Übergang der sinnlichen in die geistige genauer angegeben werden, und folglich muss der Bearbeiter solcher Artikel mit psychologischen Kenntnissen ausgerüstet seyn, er muss Sinn für das hohe Alterthum haben, in dem, und den Himmel berücksichtigen, unter welchem sich diese Sprache bildete. Nun wird man sich aber auch nicht begnügen zu sagen, dieses oder jenes Wort habe auch diese Bedeutung erhalten; man wird zugleich zeigen, wie es dieselbe erhalten habe, und wie sie es habe erhalten können und müssen. — Die Foderungen, die man an den Verfasser eines neuen hebräischen Wörterbuches jetzt zu machen berechtiget ist, sind also ohnstreitig gröser, als sie es noch vor einigen Decennien seyn konnten, und erhellen theils aus dem eben Gesagten, theils aber und noch weiter aus dem, was von anderen schon bey Gelegenheit der Anzeigen von *Michaelis* Supplementen, der neuen Auflagen der Wörterbücher von *Simonis* und *Coccejus* und des *Moserschen* Handlexikons, desfalls bemerkt worden ist, was aber der Rec., da er es als bekannt voraussetzen darf, hier nicht zu wiederholen nöthig haben wird.

Dem Rec. würde es sehr viele Freude machen, wenn er sagen könnte, der Vf. des anzuzeigenden neuen Lexikons habe diesen Forderungen, die kein Ideal sind, und auch keines seyn sollen, wenn auch nicht überall, doch bey weitem in den meisten Fallen ein Genüge geleistet, und uns weiter als *Coccejus*, *Simonis* etc. gebracht. An Kenntnissen, die hierzu nöthig sind, fehlt es ihm nicht, auch hat er seine Vorganger stets vor Augen gehabt; der reiche Vorrath an Materialien war ihm zur Hand (denn dass ihm hie und da eine kleine Abhandlung unbekannt geblieben, oder eine, vielleicht auch sehr versteckte, Notiz seiner Aufmerksamkeit entgangen ist, wird ihm niemand weniger als sein Rec. zu hoch anrechnen), aber er hat sie mehr *benutzt* als *verarbeitet*. Es thut daher dem Rec. wirklich leid, dass er dem anhaltenden Fleisse des Vf nur das volle Lob ertheilen kann, das er so gerne der ganzen Bearbeitung hätte ertheilen mögen.

Das *Simonis-Eichhornsche* Lexicon hat der Vf. bey seiner Arbeit zum Grunde gelegt, wie den Rec., der die Wörter einzelner Consonanten Seite für Seite verglichen, aus anderen aber bloss hie und da, wie es sein Studium mit sich brachte, einzelne Worte nachgeschlagen hat, die Erfahrung belehrt hat. Manche Artikel fand er auch, die fast ungeändert beybehalten worden. Den Bibelstellen, die daselbst grösstentheils zur Ersparung des Raumes, bloss nachgewiesen sind, ist hier fast immer eine Übersetzung des Komma, worin das behandelte Wort vorkommt, beygefügt, und, was dem Anfänger in vielen Fällen gewiss vortheilhaft ist, sehr häufig auch der Zusammenhang der angeführten Stelle mit eingeschaltet worden, sowie, eben so nützlich, nicht selten instructive exegetische Winke gegeben worden sind. Sodann sind die verschiedenen Bedeutungen, welche dort an einander fortlaufen, hier mehr in Absätze gesondert, und zuweilen auch, nach dem Vorgange anderer, wirklich besser classificirt. Ferner werden, wenn es dort z. B. bloss heisst: *Consentt. Syr. Ar.* u. s. w von unserem Vf. die syrischen oder arabischen Worte selbst beygesetzt, was zuweilen ganz gut, oft aber auch ganz unnöthig gewesen. Sodann werden grösstentheils die von *Simonis* oder *Eichhorn* angeführten Autoren so benutzt, dass ihre hieher gehörigen Bemerkungen ausgeschrieben werden, was bey Werken, die in vieler Hände sind, ganz und gar unnöthig, bey kleineren Schriften indess, die nicht immer ins grössere Publicum kommen, immer noch verdienstlich ist. *Simonis* und *Eichhorn* geben demnach nur die Resultate, unser Vf. aber stellt mit seinen Autoren die Untersuchungen und Prüfungen vor den Augen seiner Leser an. Dieses ist nun vorzüglich der Fall mit den Supplementen von *Michaelis*, den Commentaren von *A. Schultens*, *Venema* etc. den Scholien von *Rosenmüller* etc. Es endigen sich daher manche Stellen mit folgender oder einer anderen ähnlichen Formel: cf.... et *Rosenmüller in Schol. ad h. l. qui haec jam attulit.* Unter diesen excerpirten Artikeln kommen nun begreiflich sehr viele Sachen vor, die gar nicht ins Lexikon gehören, wie z. B. was unter זבח von den Opfern, unter טבעת aus *Schröder* von der Sitte Ringe zu tragen (vgl. T. II. p. 223 אזן) etc. gesagt ist. Sehr weitlaufig sind besonders Gegenstände aus der Geographie, Naturhistorie, den hebräischen und jüdischen Alterthümern, der Einleitung ins A. T. u. dgl. mehr excerpirt und abgehandelt. Natürlich ist so auch manches ganz unbedeutende aufgenommen worden, wie z. B. T. I. S. 1314 wo eine unbedeutende Note aus *C. B. Michaelis* steht, oder S. 774 wo *Avenarii* Worte, doch nicht, weil sie auch in *Simonis* stehen, abgedruckt worden, vgl. auch den Art. חבר, wo doch bloss aus dem Zusammenhange gezeigt werden kann, dass es Höcker des Kameels bedeute u. s. w. Diese übertriebene Weitläuftigkeit findet sich nicht in den ersten Bogen dieses Wörterbuchs, nimmt aber zu, sowie das Buch selbst zunimmt — ein deutlicher Beweis, dass der Vf. nach keinem festen, und vom Anfange an wohl überdachten, Plane gearbeitet; welches auch noch aus anderen Umständen erhellet. So fiel es ihm z. B. erst beym ג ein, dass die Consonanten auch Zahlbuchstaben seyen, und mit Pünktchen oder einem Strichelchen unter denselben, Tausende anzeigen. Daher sagt er, T. I. p. 189 .. ג̈ *cum duobus punctis vel lineola* ג̱ *valet* 3000, *et similiter* ב̈, ב̱ 2000. Diess hätte zur Ersparung des Raums beym א ein für allemal angeführt werden

können; jetzt wird es bey jedem Consonanten wiederholt. Eben so auffallend ist die Ungleichheit des Plans bey *nominibus propriis*. Wenigstens hatten, wenn auch nicht alle Namen unbedeutender Personen aufgenommen werden sollten, doch alle nom. propria der Städte einen Platz hier finden müssen. Nur einige der letzteren findet man in den ersteren Consonanten aufgenommen, mehrere schon im ז (doch fehlen da זנוח, זרד, זפרון, זפים, auch זמזומים Deuter. 2, 20), und unter מ, י und כ stehen neben diesen auch nomina propria unbedeutender Leviten etc. die sonst ganz fehlen. Der stärkste Beweis aber für die gemachte Behauptung liegt in den Supplementen und ihrem Inhalte, die ohnerachtet sie schon 112 Seiten füllen, doch nur bis אחר gehen. Wahrscheinlich war die Arbeit zunächst den Anfängern im Hebräischen bestimmt — aber *currente rota* — änderten sich die Gedanken des Vf. und sein Werk sollte, wie es nun das Ansehen gewinnt, auch zugleich ein Buch für Gelehrte werden. Auf diese Weise aber hat er, wie wohl zu fürchten, seine Wünsche und Absichten bey beiden Classen von Lesern verfehlt. Dem Anfänger ist die Anschaffung eines so voluminösen Buchs viel zu kostbar. Der erste Band ist noch nicht geendiget (denn die Supplementa, so weit sie der Rec. vor sich hat, gehen nur bis zu אחר), und die erste Hälfte des zweyten, die nur die Consonanten כ, מ und י bearbeitet liefert, hält doch schon wieder 1164 Seiten. Wie viel Bände werden also, falls der Vf. nun endlich nach einem festen Plane arbeitet, nicht noch folgen müssen! Rec. weiss aus Erfahrung, dass die Wohlfeilheit eines solchen Buches den grössten Einfluss auf den Ankauf desselben hat, und bey den meisten, die sich dem Studium der Theologie widmen, ihrer ökonomischen Lage wegen, haben muss. Gesetzt aber auch, der Anfänger könnte den Kaufpreis bestreiten, so ist es seiner Weitläuftigkeit wegen, nicht für ihn. Er ermüdet über der Lectüre, und ist nun gar der Fall, wie er hier sehr häufig eintritt, dass nur verschiedene Meinungen ohne alles Urtheil zusammengestellt werden: so weiss er sich gar nicht zu helfen. Wer junge Leute zu beobachten Gelegenheit hat (und Rec. möchte in diese Classe alle, die eine neue Sprache zu erlernen anfangen, rechnen), weiss aus Erfahrung, dass sie gerade diese Methode am tiefsten kränkt, und ihnen, weil sie gewissermassen ganz hülflos gelassen werden, einen Widerwillen nicht nur gegen ihr Lexikon, sondern nicht selten, besonders wenn ihnen kein anderes Hülfsmittel zu Gebote steht, sogar gegen die Sprache, die sie erlernen sollen, beybringt. Der Lernende verlangt nicht aus dem Lexikon die verschiedenen Meinungen zu ersehen, sagte einst *Michaelis*, und unter den bemerkten Umständen hat er wohl ganz recht. Es versteht sich von selbst, dass es dem Vf. nicht an Einsicht fehlt, ein paar Worte zur Billigung oder Missbilligung der vorgetragenen Meinung beyzusetzen; er gab auch zu viele Beweise vom Gegentheil, wie z. B. bey בחל, wo er ganz richtig bemerkt, dass die Bedeutung *karg, filzig seyn*, richtiger sey, als die gewöhnlich angenommene, *fastidire*, die sich nicht philologisch erweisen lässt. In einem Lexikon für Gelehrte liesse sich dieses freylich gut entschuldigen; man könnte es dem Vf. sogar als Bescheidenheit anrechnen, dass er fern von der Anmassung sey, seine Überzeugung für die entscheidende angesehen wissen zu wollen: da müsste aber die ganze Anlage anders seyn, und überall müssten die Artikel eine Geschichte der Interpretation und Bearbeitung eines jeden Stammworts und seiner Derivaten enthalten, was aber, wie gesagt, hier nicht geleistet worden ist.

Die Gegenstände, über die in früheren Anzeigen dieses Werkes schon Bemerkungen gemacht worden sind, will der Rec. hier übergehen, ohnerachtet es ihm nicht an angestrichenen Stellen fehlt, die das dort Gesagte durch neue Belege bestätigen würden; er will sich lieber an einen noch nicht berührten Abschnitt dieses Werkes halten. Der Vf. hat nämlich unter anderen auch aus dem Gebiete der Grammatik manches ins Lexikon aufgenommen, solches aber, nach des Rec. Einsicht, nicht immer richtig und bestimmt genug vorgetragen. Er spricht T. I. p. 649 f. von dem Vau praefixo, und sagt a) von der Punctation desselben: *vel enim subjicitur (:) vel inseritur punctum ante literas labiales et schevatam.* Die Sache verhält sich aber so: Das Vau wird, wie *jedes* andere Praefixum, den Grundsätzen des Punctationssystems gemäss mit Scheva praefigirt; die übrigen Punctationen von denen der Vf. hier spricht, sind nur Folgen anderer Regeln desselben Systems, und die Generalregel bleibt. Nach ihm können nämlich nicht (wie bey uns und in anderen älteren und neueren Sprachen) mehr als zwey Consonanten vor einem Vocal hergehen; tritt der entgegengesetzte Fall ein: so wird statt des ersteren ein, den Consonanten und sonstigen Punkten angemessener Vocal zu Hülfe genommen, vor den Consonanten בומף aber, auch ohne dieses Zusammentreffen zweyer ohne Vocale stehender Consonanten, ein Schurek. So würde nun der Anfänger (wenn er anders diese Belehrung hier gesucht haben würde) die angeführten Beyspiele besser verstanden haben. Sodann folgt b) die Bemerkung: *Vau Hebraeorum Graeci non raro in ζ mutant; vid. Boch. Hieroz.* T. III. p. 160. Unmöglich! *Bochart*, dachte der Rec., thut zwar zuweilen Missgriffe; aber so hat er doch schwerlich geschrieben. *Bochart* macht auch wirklich diese Bemerkung nicht vom Vau, sondern vom ז, wobey nun eben nichts zu erinnern. Nachher wurde Rec. gewahr, dass der Verf. selbst auch dieses Versehen verbessert habe, aber nicht in einem (so sehr nöthigen) Druckfehler-Verzeichnisse, sondern S. 663 wo folgendes steht: „ז *Hebraeorum Graeci non raro in* ζ *mutant. Exempla vid. apud Bochart. Hieroz.* T. I. p. 160 *edit. recent.* (Also hier erfährt erst der Nachschlagende, welcher Edition Hr. *D.* sich bedient habe!). *Quae observatio supra sub* ו *delenda est.*“ Es folgen nun c) die verschiedenen Bedeutungen, die dieses Vau praefixum hat. In Gedanken beschwerte sich Rec. schon öfters über *Noldii Concordant. partic.*, weil da, seiner Meinung nach, die Bedeutungen der Partikeln unnöthigerweise zu sehr gehäuft worden. Bey un-

serem Vf. durfte diess auch wohl der Fall seyn. Wahr ist es zwar, dass die hebräischen Partikeln mehrere Bedeutungen haben, aber diese Zahl darf nicht zu sehr vergrössert werden. Vielleicht wäre es nicht überflüssig gewesen, wenn der Vf. einen Wink über die Ursache dieser Erscheinung gegeben hätte, die ganz natürlich darin liegt, dass der Reichthum anderer Sprachen an Partikeln sich unter die wenigen, die der Hebräer hat, vertheilen lassen muss. Vielleicht hindert schon diese Bemerkung in etwas die gerügte Anhäufung. Nun kommen d) Bemerkungen über das Vau conversivum Futuri. Er heisst hier: *Unde orta sit haec reliquis orientalibus ignota et a Vau copulativo tam diversa particula, non constat;* und sogleich wird nun, was *Michaelis* darüber bemerkt hat, *in extenso* angeführt. Allein den übrigen Orientalen, ist, wenn auch nicht der Name, oder das Vau, so wie wir es jetzt haben, doch die Sache und dieselbe Construction wohl bekannt. Der Tempora der Hebräer, deren Sprache sich in der Jugend der Welt und nicht durch Philosophen bildete, sind Aoristi. Man wünschte wohl in der Folge bestimmtere Zeitangaben und suchte daher nachzuhelfen. So eine Nachhülfe ist nun wohl dieses Vau conversivum. Der Araber verfährt in diesem Falle wie der Hebräer. Sein Hülfsverbum heisst كان. Er setzt es dem zweyten Aoristus (in der Grammatik gewöhnlich Futurum genannt) voran (z. B. كان يقتل *er war, er wird tödten*, d. i. *er tödtete*), und bildet so ein Imperfectum. Das Verb. substantivum der Hebräer praet. temp. ist הוה (einerley mit היה oder הוי); er setzt also הוי יקטל. Der Syrer bildet durch dasselbige Wort, das er dem Particip. oder dem sogenannten Praeterit. beysetzt (ܗܘܐ) ein Imperfectum oder Plusquamperfectum. Man lehrt dabey, dass man sich unter dem ܗ eine *lineola occultans* beygezeichnet denken müsse. Consonanten, mit dieser lineola bezeichnet, werden im Syrischen zwar geschrieben, aber nicht gelesen; im Hebraischen pflegen sie ganz wegzufallen. Sollte sich nun nicht aus dem so übrig gebliebenen וי das hebräische Vau convers. das mit Patach und folgendem Dagesch präfigirt wird (also וַיִּקְטֹל statt וְיִקְטֹל) erläutern lassen? Die *Epistola gratulatoria* des Hn. von *Windheim*, worin über dieses Vau convers. Bemerkungen gemacht werden, ist von unserem Vf. nicht angeführt worden. — Mit ähnlichen Bemerkungen können nun auch andere hieher gehörige Abschnitte begleitet werden. So ist z. B. von der zweyten Person des Pronom. personalis masc. gen. nur אתה (für אנתה hätte dabey bemerkt werden können), aber nicht אַתְּ, woraus sich doch erst אתה mit dem ה paragogico bildete, angeführt worden; bey derselben Person fem. gen. ist die Paragoge ganz unbemerkt geblieben, sowie auch bey denselben Personen im Pluralis: so, wie bey הוא und היא, hätte auch hier ein Wink über das Unbestimmte im Genus in der früheren Zeit gegeben werden sollen. Dass המה Ps. 9, 7 pleonastisch stehe, ist nach des Rec. Meinung sehr unrichtig. Es kann und muss vielmehr mit Nachdruck übersetzt werden; *ihr, ja ihr Andenken* etc. Eben so würde bey dem ה articuli, bey dem ה interrogativo (das doch ursprünglich nichts mehr und nichts weniger als ein Onomatopoeticon ist) u. a. dergleichen manches zu bemerken und zu berichtigen seyn, welches bey den Consonanten ב, ג, ד u. s. w. nicht minder der Fall seyn dürfte. Beym ח z. B. ist ganz richtig bemerkt, dass es beym Leben der Sprache eine gedoppelte Pronunciation gehabt habe, und dass daraus die Verschiedenheit der Bedeutungen gewisser Worte erklärt werden müsse; warum fehlt aber diese Bemerkung beym Daleth? etc. Stünde sie auch da, so würde der Anfänger das, was unter dem folgenden Artikel חד gesagt ist, gewiss weit leichter verstanden haben. Beym ח ist ferner bemerkt worden, dass es mit ה verwechselt worden; warum fehlt eine ähnliche Notiz beym Daleth, Vau etc.

Doch Rec. muss, um nicht zu weitläuftig zu werden, hier abbrechen. Nur kann er den Wunsch nicht unterdrücken, dass doch in der Zukunft für eine bessere Correctur möchte Sorge getragen werden. Der Druckfehler aller Art sind wirklich zu viele. Es soll hier nur auf Fehler folgender Art aufmerksam gemacht werden. T. I. 678 steht زفل statt زول; S. 746 זחג st. זחר. S. 822 wo es heisst: die Araber haben für ח zwey Consonanten, nämlich ح und ج muss es خ heissen. S. 702 Z. 2. v u. muss nicht Hiphil sondern Hophal stehen; T. II. p. 1 Z. 2. muss statt ש und ק gelesen werden ט und צ u. s. w. Besonders aber sollten Fehler in den Citationen der Bibelstellen ja vermieden werden. Das Wort מזבחתם steht nicht Exod. 24, 13 sondern 34, 13; זוזים nicht Gen. 14, 5, sondern 14, 4. זמן kommt nicht Neh. 2, 9 sondern 2, 6 vor; זמר nicht Deutr. 14, 4 sondern 14, 5; טבח nicht Dan. 2, 18 (welches auch *Simonis* so hat) sondern 2, 14; טטמין nicht Jes. 46, 3; sondern 45, 3; זין nicht Dan. 4, 0 sondern 4, 9. זלזלים nicht Jes. 18, 15, sondern 18, 5. Richtig ist, was T. I. p. 781 steht: זקן *non aetatis* etc. aber die Stelle steht nicht Gen. 50, 10 sondern 50, 7 u. s. w. Auch ist zuweilen vergessen worden, wo ein Wort in der Bibel vorkommt (z. B. bey זעירה fehlt Dan. 7, 8 bey מטאט Jes. 14, 23) während es (s. z. B. das Wort זבחה) bey anderen doppelt steht.

Σλρ.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin*, b. Matzdorff: *Abwechselungen. Ernsthaft, komisch, rührend, sinnreich, nützlich.* Ein Ersatz für Romane. Zweyter Theil. Mit einem Titelkupfer. 1806. 233 S. 8. (1 Rthlr.) Unter den Büchern, die leicht gemacht, leicht gelesen, und leicht vergessen werden, ist dieses gerade nicht das schlechteste. Die Vorrede fodert die Beurtheiler des Werks auf, Wahl und Stellung der Materien näher zu beleuchten. So sagt denn hiermit Rec., dass beides unvergleichlich abwechselnd ist.

12 x 37.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 15 AUGUST, 1806.

LITERATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Breitkopf u. Härtel: *Encyklopädische Übersicht der Wissenschaften des Orients, aus sieben arabischen, persischen und türkischen Werken; von einem der orientalischen Literatur Beflissenen in Konstantinopel.* Erster und zweyter Theil. (Mit fortlaufenden Zahlen.) 1804. XIV u. 699 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.)

Mustafa Ben Abdallah, Katib Tschelebj, von Konstantinopel, genannt *Hadshi* wegen seiner Wallfahrt nach Mekka, zuletzt *Chalfa* (Assessor) im Bureau Bash Mohassebeh, hat unter Morad IV im Krieg wider die Perser und in den Canzleygeschäften gedient. Eine Predigt Kasi Sadeh Effendi's, eines vernünftigen, aber der Ketzerey beschuldigten Gelehrten, erweckte in ihm die Liebe der Wissenschaften. Da zog ihn die encyklopädische Kenntnifs zuerst am allermeisten an. Auf einer Reise notirte er sich alle in den Buchläden zu Haleb sich vorfindenden Bücher; von einer Erbschaft verwandte er 3000 Piaster, sich selbst eine Bibliothek zu sammeln; oft wachte er über seine Bücher Nächte durch. Wir haben von ihm (durch *Carli* sehr schlecht übersetzte, und besserer Bearbeitung sehr würdige) chronologische Tafeln, vermittelst welcher der Mufti bey dem Grofswessir des Verfassers Glück gemacht. Man hat viele andere noch nicht übersetzte, wichtige Werke von ihm; denn, ausser dafs er wöchentlich zweymal die Canzley besuchte, war der Chalfa immer bey seinen Büchern. (Die morgenländischen Grofsen ehrten das: „*Schems-ed-din Fetarj* gab den Professoren ausser dem Dienstag und Freytag auch den Montag frey," nur damit sie ihre Werke desto besser ausarbeiten.) Die encyklopädische Übersicht aller morgenländischen Wissenschaften und der darüber geschriebenen Bücher war das Werk seiner vier oder fünf letzten Jahre. Er starb 1658. Der Vf. des Buchs, welches wir anzeigen, hat letzteres zum Grunde gelegt, und hin und wieder aus anderen Quellen ergänzt.

Wir werden unsere Unparteylichkeit durch die Rüge verschiedener Übereilungsfehler beurkunden; es hatte verschiedenes besser eingerichtet werden können. Dem ohngeachtet welch ein Werk! und auf dem ungebahnten Wege wie weit! Wo hatte eine Nation hierüber mehr, oder so viel? Aber bey uns ist oft Sitte, den Gesichtspunkt zu verrücken, über Kritteley an Kleinigkeiten das Verdienst des Ganzen zu übersehen, Bedeutungen, welche unsere unvollständigen Wörterbücher nicht haben, ohne weiters für unrichtig zu erklären. So unbillig ist diese mühsame Arbeit, (welche anfangs von zwey der gelehrtesten Orientalisten Deutschlands genau geprüft worden war) in einer anderen *Literatur-Zeitung* behandelt worden, als wollte man den Vf., von dessen reger Thätigkeit ungemein viel zu erwarten ist, durchaus abschrecken, und Verleger, die für solche Werke so schwer zu finden sind, warnen, ihm ihre Pressen zu leihen. Ein solches Benehmen bringt uns um die, eben so ausführliche und in ihrer Art anziehendere Notiz morgenländischer Geschichts- und Literaturwerke desselben Verfassers und Übersetzers. Wenige sprechen vor dem Publicum über solche Unternehmungen: es scheint weder liberal noch patriotisch, wenn dieselben, anstatt ihren Fortgang zu fördern, ihre Herabwürdigung zum Augenmerk zu nehmen scheinen.

Der Übersetzer hätte genauer, kritischer unterscheiden sollen, wo Hadshi Kalfa oder ein anderer oder er selbst spricht: es wäre leicht gewesen, das Buch durch Kleinigkeiten geniefsbarer zu machen (sehr viele orientalische Büchertitel (S. 229), viele Namen der Quellen (S. 57), auch Titel von Ämtern und Würden, sind gar nicht übersetzt, einige, wie das Almagest als Medshisti (S. 118) undeutlicher als sonst, selten die Jahre der Hedshra auf unsere Zeitrechnung reducirt; bey den vielen Namen einer Person war der vorherrschende, worunter man sie anderwärts aufsuchen mag, durch den Druck zu unterscheiden; öfters hätte eine Zeile Anmerkung eine Schwierigkeit gehoben): es hat wohl hin und wieder die letzte Feile gefehlt. S. 247 sind funfzehen *classische* Geschichtschreiber, aber so angeführt, dafs Nichtorientalisten von keinem die kleinste Notiz, nicht einmal den Namen, erfahren; dieses ist auch S. 408, 421, und sonst, unbeschreiblich unangenehm. S. 299, 513, wo von Übersetzungen aus dem *Nabatäischen* in das *Arabische* die Rede ist, wünschte der Leser auch ein erläuterndes Wort über das Verhältnifs der beiden Sprachen. S. 300 war gut zu sagen, von was für einem Sultane *Masud* gesprochen wird: Zu Ebn Sina's Zeit (st. 1036) war freylich dieser Gasnevide zu Isfahan, sonst aber in Persien bujidische Fürsten im Besitz der Herrschaft, welches zur Deutlichkeit nähere Bestimmung erheischte. S. 361 war bey der Erwähnung astronomischer Tafeln Hulaku Chan's Nassir-ed-din der Vf., der ihm sie zuschrieb, zu nennen. S. 389 macht ein Schreibe- oder Druckfehler die Stelle zu wahrem Unsinn: „3000 *Schritte* hatte die Meile nach der Rechnung der Alten, nach der Rechnung der Neuern (wiederum) 3000 Schritte; der Unterschied beträgt 96000 Zoll." Sollte

S. 422 das Buch Ezechias nicht der Prophet Ezechiel, das Buch in zwölf Kapiteln nicht unsere kleinen Propheten seyn? S. 433 ff. würden wir für *Verstand Idee* (wie anderswo für *Aufschluss* Ausspruch) deutlicher finden. Wie kann (S. 584) *Mudshahid* Ibn Chaïr, wenn er im Jahr der Hedshra 103 starb, unter den Abbasiden gearbeitet haben, welche erst nach dreyssig Jahren die Regierung erworben?

Bey diesem allem, das wir anzeigen um den Übersetzer behutsam zu machen, ist nicht leicht ein Buch über orientalische Gelehrsamkeit merkwürdiger; schwerer zu übersetzen auch wohl keines: Es giebt Abtheilungen von Wissenschaften, welche deutsch auszudrücken so viel Nachdenken kosten musste, als in der Grundsprache den Sinn zu fassen.

Hadshi Chalfa, zu Empfehlung seines Werks, führt eine Überlieferung des Propheten an, welche zeigt, wie Mohammed, wenn er auch *anfangs* nicht für das Aufschreiben (S. 128), doch für Geistescultur eifrig war: „Lernet die Wissenschaft. Wer von ihr spricht, preiset Gott. Sie ist das Licht auf dem Wege des Paradieses, sie ist in der Wüste unsere Vertraute. Durch sie erhöhet der Allmächtige die Männer, die er zu Herrschern setzt; in der Nacht der Ungerechtigkeit ist sie die Leuchte der Augen; Studium gilt für Fasten, und Verbreitung der Wissenschaft für Gebet" (S. 84 ff.). Dass Bücher endlich würden seyn müssen, habe er begriffen: „Wissenschaft ist die Jagd, und Schrift das Netz. Durch die Schreibkunst hat eurer sich Gott erbarmt" (130). Hierauf wird eine gute Geschichte des nach und nach entwickelten Literaturwesens gegeben. S. 108 wird jene alte Sage erwähnt, wie in Catacomben um oder unter den Pyramiden der Hermes der Urwelt alle Instrumente der Künste und Lehren der ersten Wissenschaft eingegraben. Übrigens werden die Hauptzüge der allgemeinen Literaturgeschichte ziemlich gut ausgehoben und vernünftig vorgetragen. Als Probe jener alten Weisheit in Fabeln und Sprüchen siehe die schöne Erzählung von *Beschir* und *Schadan* S. 24, deren Ende (S. 40) auch *wir* fühlen können: „Hat die Zahl der Jahre (den Regenten) wohl gefrommt? Dinge sind gekommen, die sie nicht erwarteten, und, worauf sie pochten, hat nichts genutzt." Die Araber behalfen sich lang mit Überlieferungen: Perser waren die ersten, wurden die grössten Gelehrten; denn in Ruhe wohnten sie, jene lang nicht in Städten, und hierauf mit Krieg und mechanischen Künsten lang ausschliesslich beschäftiget. Von Aristoteles war vieles schon von Alters her persisch; den Euklid bekam *El Mansur*, der zweyte Abbaside (st. 775), von dem griechischen Kaiser.

Die *Eintheilung* der Wissenschaften wird gemacht in die zwey Klassen, der Geschichte und der Theorien (S. 134); was Hadshi Chalfa da sagt, ist im Hauptwesen mit *Baco*, seinem Zeitgenossen, einstimmig; in den Unterabtheilungen ist er Orientaler. Die Beschreibung der Wissenschaften nimmt ihren Anfang S. 197: Schreibekunst in 9 Abtheilungen S. 197; Philologie und Geschichte, jene in 18, diese in 28 Zweigen (da ist auch die Räthsel- Wort- und Reimspielkunde, die (schwere) Kunst, Könige zu unterhalten u. s. w.) S. 221; Propädeutik (Logik, Pädagogik, Kritik, Dialektik, Polemik) S. 263; speculative Philosophie überhaupt (Mathematik, Physik, Metaphysik, Musik) S. 285; nun besonders Zahlenkunde, Messkunst, Sternkunde, Tonkunst, in 54 Zweigen S. 303; die Metaphysik in fünf Unterabtheilungen (die Prophezeihung ist auch μετα τα φυσικα, und zwar von Rechtswegen) S. 401; die Physik, Arzneykunde in 12 Zweigen (auch Tintenmacher- und Fleckausbringerkunst, und die grosse Wissenschaft von den zum Liebesgenusse stärkenden Mitteln, mit Beschreibung der verschiedenen Arten des Genusses; die 1000 Liebesgeschichten, wodurch Frau *Elsijé* der Natur eines abgematteten Fürsten aufhalf — dieses Buch, voll Gemählde — habe der Freyherr von *Knigge* nach dem Occident gebracht —), Vieharzney, Gliederkunde, Pflanzen- Thierkunde, Landwirthschaft, Edelsteinkunde, Kosmogenetik, Meteorologie, Physiognomik (mit eilf Unterabtheilungen; worunter die Wahrsagung aus den Fussstapfen; hier gedenkt er der Geschichte der Söhne Nefar's, Quelle der voltärischen Erzählung von Zadig; die Orgasmomantik, Kunst aus Zuckungen zu wahrsagen u. s. w.); Traumdeuterey; Astrologie mit 5 Zweigen (auch aus Sandfiguren, aus aufgeschlagenen Bücherstellen, wozu besonders die lyrischen Gedichte des *Haphyz* gebraucht wurden; wo er vom Wein, vom schlanken Jünglinge aus Shiraz gesungen, wurde, wie einst Virgil'n, mystischer Sinn untergelegt); Zauberey in 14 Zweigen (die Geisterverkörperungskunst, die Kunst sich unsichtbar zu machen, die Herzensbezauberungs-, doch aber auch die Betrügerentlarvungskunst); Talismanenkunde (Beschreibung eines Talismans, um sich Liebe zu verschaffen), die Lehre von Luftgestalten und anderen Phantasmen, die Chymie (Stein der Weisen; Festmachung des Queckfilbers; wie Moschus, Ambra, Juwelen, Silber, Gold zu machen, mehrere Vorrichtungen) 437; praktische Philosophie, sieben Abtheilungen (Militärdisciplin dabey) 531; die Gesetzwissenschaft (Kunst den Koran zu lesen in 7 Zweigen: die Kunde der Ruheplätze, die der Lesefehler u. s. w.; die Kunst, ihn auszulegen, in 70 Zweigen, mehr als rabbinisch; Überlieferungskunde, und derselben Lehrgebäude in 9 Haupt- und 8 Nebenzweigen; Dogmatik; Rechtslehre in 7 Abtheilungen) S. 567; die Vervollkommnungslehre, die Wissenschaft des Inneren. „So ist es denn vollendet das Werk! Bey Gott dem Höchsten! Fehler wird Er verzeihen. Es ist keine Kraft als bey Ihm" (S. 697 ff.). Und *wir* sagen, welch wunderbarer, fremder Bau! Subtilitäten bis zur Abgeschmacktheit, aber doch wie vielseitig, wie viele unerhörte Fächer, über jedes diese oder jene gelehrte Arbeit, innige oder muthwillige Behandlung; alles fern von unseren Begriffen und Sitten; die Weisheit der schönsten, und wie grossen, Länder der alten Welt; was ist in der Türkey, Persien, Arabien, alles verborgen, wie viel Seltenes, Seltsames, hervorzubringen! Der Rec. konnte nicht ohne Erstaunen diese Mannichfaltigkeit übersehen; man wird hin-

gerissen, alles liegen zu lassen für das Orientalische; unsere Sachen erscheinen alltäglich, erschöpft; unangetastete Schätze der sonderbarsten Producte eröffnen sich.

Der Vf. hat sich nicht begnügt, eine Reihe von Titeln zu liefern; er hat eine Menge auffallende Stellen, Sprüche und Anekdoten. Wir heben hier einige der ersteren aus. *Hadschi Chalfa* ist kein Lobredner seiner Zeit, und der Tadel dieses Fremden ist lehrvoll *für uns:* „Einige Mufti, Feinde der Wissenschaften, haben unter den Osmanen sie unterdrückt. Aber *Ibn Chaledun* sagt, das sey allemal Vorbote des Verfalls der Staaten (S. 294). Es kommt bey uns auf die Fürsten an; einige derselben haben mit Recht gesagt, *Wir* sind der Geist der Zeit. Aber nun ist aller Unternehmungsgeist erstorben, und damit nehmen auch die Wissenschaften ab, und verhallen die Sprüche der Weisen." So schrieb er in der Minderjährigkeit Mohammeds IV, von welcher Zeit an die osmanische Macht mehr und mehr gesunken. Schriftstellern sagt er oft allerley Denkwürdiges: „Der Mensch ist sein eigener Herr und vor bösen Zungen sicher, bis er ein Buch geschrieben, oder ein Weib genommen hat: darum gieb dein Werk nicht aus den Händen, ehe du es oft gelesen, wieder geschrieben, beschnitten und gefeilt hast (S. 144)." „Viele heften ihren Seelen Gedanken auf, die sie nicht besitzen S. 142." „Mancher wird verschiedene Methoden erst alsdann recht verstehen, wenn er die Urheber persönlich kennen gelernt hat;" S. 155. „Die Abkürzung der grofsen Werke stiftet mehr Schaden als Nutzen." „Viele wissen eine Wissenschaft auswendig, und verstehen sie nicht (S. 159)." Sehr dringt er auf Sittenreinheit; Schüler von verderbter Moral möchte er zurückweisen, „auf dafs nicht in ihren Händen die Wissenschaft Werkzeug der Verderbnifs werde, S. 161." Der Morgenländer hat bey vieler Sinnlichkeit weit mehr innigen Religionssinn. — Wo er von den Schriftzügen spricht, vergleicht er S. 207 jene *hamyaritischen* der abyssinischen Schrift: von der linken zur rechten; die Buchstaben verbunden; jedes Wort mit drey Punkten von dem folgenden getrennt. (Mit Ungeduld erwarten wir die Herausgabe eines, 70 Alphabete verschiedener Schriftarten enthaltenden Buchs, welches der Übersetzer dieses vorliegenden Werks aus Ägypten mitgebracht hat; wir haben die Erwartung, dass es die Entzifferung vieler Auffschriften und Papyrusrollen erleichtern wird.) Hier ist über die höhere Grammatik manches Merkwürdige angedeutet. Wo das Wiederaufleben der Griechen bey den lernbegierigen Arabern berichtet wird, S. 295, erzählt der *Chalfa*, dem Fürsten der Gläubigen El Mamun sey im Traum eine ungemein ehrwürdige schöne Gestalt erschienen, und der Fürst habe gefragt, wer sie sey? „Ich bin Aristoteles." „Woher aber so schön?" „Die Schönheit ist in der Befolgung des Vernunftgesetzes." Eine Legende, die immer neben den unsrigen sich sehen lassen darf. Die „Geschichte Antar's, Sohns Shedad, Vaters der Ritter," von *Ben Obeid Asmai*, ein Roman von sechzig Bänden, wird S. 260 genannt. (52 von den 60 Theilen dieser grofsen Fundgrube morgenländischer Romandichterey, sind in die kaiserliche Bibliothek zu Wien gekommen.) S. 280 ist eine entsetzliche Prophezeihung aus den Überlieferungen, „es sey nämlich Zanksüchtigkeit und ein roher Ton unter den Gelehrten ein Zeichen des herannahenden jüngsten Tages." Davor ist ihm wirklich bange:

So oft ich einen Zweifel sage,
So bald ich um Belehrung frage,
So hör' ich nichts, als *nein, nein, nein,*
Diefs *soll*, diefs *wird*, diefs *kann* nicht seyn!

zu untersuchen, ob seit 1638 dieses ab- oder zugenommen. Die Griechen, meint er S. 291, haben zu Alexanders Zeit vieles von persischer Wissenschaft sich zugeeignet, aber, da sie Christen wurden, durch Vertilgung vieler Bücher den Fortgang der Wissenschaften gehemmt (S. 294). Von *Abulfeda* wird geurtheilt, er sey nicht nur unter den Eyubiden, sondern, nebst El Mamun, unter allen muselmännischen Königen, Chalifen und Fürsten bey weitem der gelehrteste gewesen; wie er denn unter andern alle Fehler des *edrisischen* Geographen, *Ibn Haukali's* und *Ibn Chordadi's* verbessert, und durch seine Rechnungen die Länge und Breite von 623 Städten gefunden habe. S. 317—322 Zahlentalismane und Erläuterung derselben. Im übrigen sagt *Ibn ol Dschisi* S. 485: „Es haben üble Vorbedeutungen ihren Einflufs nur auf den, der sie fürchtet; wer Gott vertraut, scheut nichts; nur wiederhole er oft drey arabische Verse, die heifsen: Kein Übel als von Dir; kein Segen, aufser Dir; kein Gott ist aufser Dir." *Ibn Sina's* und *Taki-ed-din's Ben Jetim* Zeugnisse wider die Goldmacherey S. 515. Über die Familienverhältnisse, ein interessanter Abschnitt S. 530; man erkennt einen tugendhaften vernünftigen Mann. Bey Anlafs der Staatswissenschaft lehrt er S. 561: „ob ein König durch sich oder seine Minister regiere, daran liege so viel nicht; und dafs ein grofser Mann alle Jahrhunderte komme, sey so nöthig auch nicht. Einer wirke auf lange Zeiten: Aber ein vernünftiger Lenker, zu Erhaltung der Einrichtungen des grofsen Manns, müsse in jedem Jahrhunderte seyn." Unter den Zweigen der Politik hat er einen, in unseren meisten Compendien etwas versäumten: *die Wissenschaft des liberalen Sinnes*. S. 560; und unter den „Staatsformen der Unwissenheit," hält er die „der Freyheit und Gleichheit für die mächtigste, denn sie ziehe das Vortrefflichste und das Schlechteste grofs" (S. 563). Der Prophet hat seinem Volk etwas versprochen, das nun aufgehört haben mag: „einen grofsen Mann zu Befestigung des Glaubens im Anfang eines jeden Jahrhundertes" (S. 634). „Gestern ist gestorben; Morgen ist noch ungeboren, und Heute liegt in Geburtsschmerzen; sey über das Vergangene ruhig, nicht zu bekümmert um die Zukunft, nutze und geniefse die Gegenwart" S. 690. Das ist seine *Ascetik*. Haben wir noch nicht genug gesagt, um für den Herausgeber Theilnahme und Ermunterung zu Fortsetzung seines Fleifses zu erwirken?

Ths.

RÖMISCHE LITERATUR.

Nürnberg, b. Stein: *Commentar über Cicero's vermischte Briefe vorzüglich in Hinsicht auf Ästhetik und den Mechanismus der Sprache*, für Gymnasien und Schulen, von *Friedr. Wilh. Hagen.* Drittes Bändchen. 1805. XVI u. 344 S. 8. (1 Rthlr.)

Der fehlerhafte Titel giebt kein gutes Vorurtheil für das Buch. Es ist nicht ein Commentar, sondern *Übersetzung* der Briefe, mit historischen Einleitungen und erklärenden Anmerkungen. Die harte Construction, *Commentar in Hinsicht* ist blofs modisch. Dann mufs es entweder heifsen: *auf die Ästhetik und den Mechanismus*, oder: *auf Ästh. und M.* das letzte wäre hier richtiger. Die darin liegende Dunkelheit mag unberührt bleiben. Dafs in diesem Band das 3 und 4 Buch der vermischten Briefe enthalten ist, sollte vorzüglich auf dem Titelblatte angegeben seyn. — Der Übersetzer versichert, er sey *öffentlich* zur Fortsetzung dieses Commentars ermuntert worden. Was auch da *öffentlich* heifsen mag, so hat der nicht wohl gethan, der ihm dieses Compliment machte. Es fehlt Hn. *H.* offenbar an Kenntnifs der lateinischen Sprache, an den nöthigen Büchern, und an der gehörigen Sorgfalt und Bedachtsamkeit. Er hält sich meistens an Middletons Leben Cicero's, einige ältere deutsche Übersetzungen, an Cellarius und etwa ähnliche dürftige Auslegungen. Es wird zwar auch Manutius ein paar Mahl angeführt, aber vermuthlich *fide alterius.* Doch zu sehr vielen, häufig überflüfsigen, Erklärungen konnte ein kleines Handwörterbuch hinlängliche Hülfe leisten. Beweise für dieselben werden fast nirgends gegeben, sondern Alles *ad modum Sinceri* durchgeführt. Die überall vorausgeschickten historischen Einleitungen sind sehr ausführlich. Die zu dem 4 B. nimmt 26 Seiten ein. Diese geben der Unternehmung einigen Werth, ungeachtet sie bey aller Weitläuftigkeit so befriedigend nicht sind, als andere, z. B. die von *Wetzel.*

Der erste Brief hebt so an: *Wenn Ihnen die Republik selbst erzählen könnte, wie es gegenwärtig um sie stehe, so würden Sie diese Nachricht nicht besser von ihr erhalten, als durch Ihren freygelassenen Phania, so gut unterrichtet nicht nur von allem, sondern, was noch vorzüglicher seyn möchte, so sorgfältig und pünktlich ist er zugleich.* Das Übrige ist nicht besser. *Curiosus* wird in den Anmerkungen ganz so erklärt, als wäre es *diligens.* Die Worte *quod juvet* werden auf eine elende Art vertheidigt. *Ernesti's* Erklärung kannte Hr. *H.* nicht: wenigstens verdiente sie vorzüglich erwähnt zu werden. Im folgenden kommen *partes* als eine zu spielende *Rolle* vor: der Übersetzer und Commentator nimmt es blofs für *Theile.* Weiter unten steht *(officiorum) crebritate.* Da sagt er: „Cellar zieht mit Grav. *celebritas* vor, welches ich in die Übersetzung aufnahm." Den Ablativ *gratia* zieht er in der Übersetzung zum *f. farciam*, und giebt das Wort: „*durch meinen Einflufs.*" Aber in den Anmerkungen hatte er es vergessen, und schrieb hin: „*Gratia* ist das Verhältnifs unter Freunden, in so ferne sie sich gerne Gefälligkeiten einander erzeigen." „*Consuet. et gratia* also der freundschaftliche Umgang." Gröfsere Verstöfse kommen in manchen der folgenden Briefe vor. Sehr gut ist es, dafs der Commentar nicht lateinisch geschrieben wurde. In dem bekannten Briefe des Sulpicius IV, 5 wird *graviter molesteque tuli* erklärt durch *gravis molestia mihi hoc* (st. *haec*) *fuit.* Bey diesem Briefe zeigt fichs auch, dafs Hr. *H.* die neueren Hülfsmittel nicht kannte. Er fagt, alle Ausleger sahen ihn als ein beynahe vollendetes Kunstwerk an, ohne anzuzeigen, *warum;* da doch fast alle Ausleger darauf eingehen. Er zergliedert also den Brief, so gut er es versteht, und sagt dann, Servius habe den Cicero blofs *zerstreuen*, und dadurch die Wirkung eines eigentlichen Troftschreibens hervorbringen wollen. Dieser Gedanke wäre an fich nicht übel. Aber billig hätte er wissen sollen, was die Ausleger und sonst die Gelehrten hin und wieder, besonders *J. C. G. Ernesti* in den *auserlesenen Briefen Cicero's*, auch *Weiske* in den *Epp. claror. virorum* und in der *Auswahl der besten Briefe Cicero's* gesagt haben. Wenn Hr. *H.* seine Arbeit ferner fortsetzen will, so mufs er sich weit kürzer fassen. Es ist armen Schülern und Gymnasiasten nicht zuzumuthen, dafs sie auf ein so mittelmäfsiges Werk 8 oder mehr Thaler verwenden.

W. Amb.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, in Comm. b. Gräff: *Reine Liebe im Kampfe mit Luxus und Sittenverfall.* Von dem Consistorialsekretär *Nunn.* 1805. 2 Bändchen von LX, 120 u. 158 S. 8. (1 Rthlr.) Versichert, dafs Luxus und dessen aus irgend einer vorgefafsten politischen Meinung allzufreygebige Begünstigung die Ursache des immer tieferen Sittenverfalls sey, und in seinem Inneren aufgefodert, auch etwas zur Veredlung der Sitten seines Zeitalters beyzutragen, konnte es Hr. *K. S. N.* nicht umgehen, auf den von Zeit zu Zeit, wiewohl immer nur einseitig, sonach ohne Gründlichkeit, in Schutz genommenen Luxus, nach dem vorliegenden Zeitbedürfnisse, einen kleinen Ausfall zu machen. Dabey ordnete er das Ästhetische der Form und Einkleidung dem wesentlichen Gehalte der Materie, ohne seinem Herzen sehr wehe zu thun, unter, (?) weil er in dem Ganzen, so wie es hier liegt, eigentlich nur gewisse erwägungswerthe *Argumenta ad homines sibi coaetaneos*, nur einen Beytrag zu den Bemühungen mehrerer gleichgesinnter Menschen um die Erweckung des im weichen Schoofse des Luxus ein wenig schlummernden Gemeingeistes, und um Wiederherstellung reinerer Sittlichkeit, so gut ers vermochte, geliefert haben will. (S. XXIV. XV. XVII.) Hr. *N.* hält seine Schrift für das kostbare Panchreston Uraniens gegen das *Malum chiparophilantico-cacoëthico-anthropophagicum*, das jetzt so sehr im Schwange gehen soll. Dafür hält sie nun wohl der Rec. nicht; aber selbst wenn er sie dafür hielt, würde er sich doch schon deshalb keinen grofsen Nutzen davon versprechen, da diefs Panchreston von so widerlichem Geschmack ist. Es ganz zu brauchen, und das mufs man doch, dazu gehört mehr Geduld und Überwindung, als man der Lesewelt zutrauen darf. Bey diesem Urtheil aber läfst er der Gelehrsamkeit oder vielmehr Belesenheit, so wie dem guten Willen des Vfs., alle Gerechtigkeit wiederfahren. Auch enthält das Buch viele beherzigungswerthe Wahrheiten für unsere Zeiten, und gute Blicke in den sittenverderblichen Gang der heutigen Welt.

Zi.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG
DEN 16 AUGUST 1806.

GESCHICHTE.

Frankfurt a. M., b. Körner: *Ideen zu einer künftigen Dynamik der Geschichte.* Von *Fr. Jos. Molitor*, d. Philos. Doctor. 1805. 204 S. kl. 8. (16 gr.)

Nach den Angaben der Vorerinnerung will der Vf. die Geschichte behandeln gleich der Wissenschaft; zuerst mythisch, später mit Reflexion und endlich philosophisch verfahrend, so dass zuletzt auch die Frage beantwortet würde: ist eine Geschichte möglich, und in welcher Form? was ist ihr Princip? — Es soll (dem weiteren Text gemäss) ein lebendiges System organisirt werden: dazu reichen die bisherigen Versuche über die Culturgeschichte nicht hin, und keiner war im Stand, die höheren Mysterien der Geschichte zu enthüllen; alle sind nur im entfernten Vorhof des Heiligthums stehen geblieben. Sie haben entweder die Freyheit oder die Nothwendigkeit für sich als Zeichen an sich getragen, und blieben daher immer im Endlichen befangen. Weiter ging es auch im 18 Jahrhundert nicht, wenn gleich dasselbe geistvolle Werke erzeugte. Sie enthalten genialische Blicke voll hoher göttlicher Ahndung des Geheimnisses der Menschheit: aber es sind doch nur einzelne Bemerkungen, abgerissene Gedanken und, recht angesehen, erscheinen auch die kühnsten Combinationen doch nur als mehr oder weniger beschränkte Blicke aus dem begrenzten Standpunkte der Reflexionen ausgeworfen. Denn zur wahren Idee absoluter Einheit bis zu dem Punkt, wo Form und Stoff, Freyheit und Nothwendigkeit, wechselweise in einander übergehen, hat sich bisher noch kein Historiker erhoben. Es sind also jene in einzelnen Stellen so vortreffliche Producte doch durchaus unorganische chaotische Massen, und nichts weniger als Geschichte zu nennen. Wenn sie auch in ihren einzelnen Gliedern wirkliche Individualität und wahres inneres Leben besitzen, wie dieses oft der Fall ist: so fehlt es ihnen doch in ihren äusseren Verhältnissen an wahrer Organisation. Sie sind daher im Grunde alle nur losgerissene Fragmente aus dem grossen unendlichen Gedicht des ewigen Werdens. Von der *Menschheit*, die sich von innen heraus erzeugt und belebt, muss der ächte Historiker ausgehen; nur alsdann vermag er jene beiden Gegensätze, Nothwendigkeit und Freyheit in absoluter Identität anzuschauen. Durch die blosse Reflexion entsteht nur der Begriff einer teleologischen Zweckmässigkeit oder auf der anderen Seite eines immerwährenden Hin- und Herwankens, eines ewig wiederkehrenden beziehungslosen Sinkens und Steigens, eines ewigen Componirens und Decomponirens der Menschheit. Man hat die Epochen des Alterthums, des Mittelalters und der neuen Zeit eben daher nur als Stufen und gradweise Unterschiede angesehen, da doch das wahrhaft Absolute in jedem Moment, in jeder Form sich ganz gleich und vollständig ergiessen muss. Bey solchen Ansichten müssen sich entweder die Widersprüche thürmen, oder die Geschichte wird ein Grausenerregendes Einerley, eine unendliche und abscheuliche Leere. Dadurch wird für die Geschichte als Philosophie nichts gewonnen. Wenn Geschichte möglich seyn soll, so muss ein Mittelglied ausgefunden werden, welches Freyheit mit Nothwendigkeit verbindet, so dass das freye Spiel zugleich lebendig und doch zugleich wieder eben so nothwendig und zweckmässig sey. In der Natur giebt es kein ruhiges Seyn und Beharren, sondern alles ist ein ewiges Werden und Wandeln. Die Natur ist eine anatomische, sich selbst von innen heraus erzeugende, sich selbst belebende, und in alle Ewigkeit sich selbst erhaltende, sich selbst fortführende, absolute Organisation. Alles ist Product, welches selbst wieder ins Unendliche fort productiv wirkt. Zwey Kräfte, zwey Principien stellen sich in der Natur dar, die das Lebendige erhalten, und die Mannichfaltigkeit der Formen erzeugen; das Spiel dieser Kräfte ist die Natur selbst. Alles Streben geht nach einem Gleichgewichtspunkte, in welchem beide Kräfte in einander übergehen. In diesem Punkte entsteht das, was man Product nennt. Alle diese Indifferenzpunkte sind nur relativ; ja es lässt sich kein absoluter Indifferenzpunkt denken, ohne das Unendliche aufzuheben, ohne es endlich zu machen. Ein absoluter Indifferenzpunkt wäre die totale Erschöpfung der Natur selbst. Der Gleichgewichtspunkt ist das Ideale jener Kräfte, also auch jedes Product ein Ideales. Dieser Indifferenzpunkt ist nichts drittes, ausser den beiden Kräften liegendes, sondern der Ausdruck der Identität jener ursprünglichen Duplicität. Es giebt daher keine Triplicität, sondern nur eine Dualität. Der Begriff der absoluten Indifferenz soll durch gegenwärtige Schrift als Hauptidee geführt werden; ihr höherer Sinn wird gegen das Ende der Schrift deutlicher, als es bis jetzt geschehen, erscheinen. Durch die bisherigen Versuche ist die wahre Ansicht der Natur immer verschoben worden; aber eine Stimme empört sich im Inneren des Busens laut gegen den Atheismus des Verstandes: alle Gegensätze müssen vereinigt und in einer unendlichen Evolution betrachtet werden. Denn wie jedes kleinste Wesen ein Individuum, eine Welt für sich ist, so ist es auf der

anderen Seite selbst wieder Pol, und so evolvirt sich jene Duplicität im Großsen als Reihe, Stufe, Periode. Sich selber unbewusst ist die Natur in dem blinden Triebe hingegossen: im Menschen erwacht sie zum erstenmal, und der bewusstlose Trieb wird zum bewussten. Wie es in der Natur ein Ideal giebt, den Indifferenzpunkt, der in unendlicher Relativität sich potenzirt; so auch im Reich der geistigen Kräfte: denn der Geist ist nichts anderes als die umgekehrte subjective Natur. Es sind Entwickelungen des Unendlichen nach zwey entgegengesetzten Richtungen hin, Darstellung des Absoluten nach entgegengesetzten Polen in der Identität eines unendlichen Indifferenzpunktes gedacht. Eine erhabene, der Unendlichkeit unserer Natur angemessene Ansicht ist es, den individuellen Gesichtskreis zu verlassen, das Kleinliche des Subjectiven zu vernichten, und jenem Unendlichen, der Ewigkeit selbst, sich hinzugeben. So werden die gröfsten Dissonanzen als Harmonie des Unendlichen erblickt, und man kommt zur Zufriedenheit mit allen Verhältnissen: denn in jedem Moment, in jeder Form erscheint die Menschheit ganz und vollständig. Die menschliche Entwickelung ist jener durch das Universum von der Natur anfangende, und durch das System der lebendigen Kräfte sich durchziehende nämliche Streit jener Urprincipien. Diess ist überall zu sehen im Leben der Weltkörper wie ihrer einzelnen Producte. Die Menschheit zerfällt sonach in zwey Perioden: in der ersten evolvirt sie sich nach der positiven, in der zweyten nach der negativen Richtung, und so schliesst sich der Kreis und die Menschheit lauft in sich selbst zurück. Dieses regelmäfsige Übertreten von einem Pol zum anderen ist das Wesen der wahrhaftigen Organisation der Menschheit. Diese entgegengesetzten Pole sind: die antike und moderne Bildung. Von S. 53—114 werden diese Ansichten nochmals vorgenommen, und an den Erscheinungen, welche die Geschichte darbietet (schief und oft durchaus falsch, wie S. 60 die hochklingende Frage, warum nicht alle Völker zu der göttlichen Gleichheit gelangt sind? — Wahrlich, ächt universal historisch!), nachgewiesen, wobey mit vielen Worten gezeigt werden soll, dass das Alterthum durchaus subjectiv gewesen. Das Subjective sey das Höchste, um welches die ganze alte Welt sich concentrirte. Es war ein reines Natursystem; denn die reine Subjectivität ohne Eductivität identificirt sich auf eine subjective Weise nothwendig mit der Natur. Das moderne Zeitalter ist die neue verjüngte Natur des Alterthums, welches sich durch sich selbst vernichtete: denn das Princip seiner Auflösung war identisch mit dem seines Daseyns. Das nämliche gilt von der neuen Zeit nur in entgegengesetzter Richtung, dass sie nämlich den Charakter des Objectiven trage: denn Objectivität hatte im Alterthum keinen Sinn, keine Bedeutung und keinen Werth. Aber der Übergang zur Objectivität geschieht nicht plötzlich, sondern durch eine nothwendige Krisis, in welcher sich Objectives und Subjectives in endlicher Form entgegengesetzt sind, und welchen man in der Reflexion das Mittelalter heisst. Dieses Mittelalter ist der eigentliche Decompositionsprocess der subjectiven Form, welcher als ein wahrhaft lebendiges von einem Gegensatz zum anderen fortschreitet, bis zuletzt alle Subjectivität aus dem Leben verbannt ist, und alsdann erst entsteht eine neue durchaus objective Welt. Daher zerfällt auch das Mittelalter in zwey den Polen nach sich entgegengesetzte Hälften: die erste begreift denjenigen Theil der Geschichte, der allgemein unter dem Namen *Mittelalter* bisher bekannt ist; er ist die Evolution nach dem subjectiven Pole zu. Die andere Hälfte begreift den Zeitraum der *neueren Geschichte*; es ist die Evolution des Mittelalters nach dem objectiven Pole zu. Diese letztere Hälfte ist gleichsam die endliche Darstellung der modernen Epoche, sowie die erste eine endliche Darstellung des Alterthums ist. Daher ist auch in dieser Zeit noch alles auf das Endliche, Nützliche, Zweckmäfsige und Ökonomische gerichtet; in der neuen Welt wird das Absolute in unendlicher Objectivität ausgedrückt seyn. Von S. 145 an erklärt sich der Vf. über das Wesen einer Dynamik der Geschichte. Das oben schon gegen die Triplicität Gesagte wird hier nochmals ausgesprochen. Wodurch man auf sie gerathen sey, liege in der beschränkten Art der Auffassung der Duplicität. Die Identitätsphilosophie sey nicht über die Formen der Passivität und Activität, d. i. eben jene Entzweiung in der Reflexion hinausgegangen; sie habe desswegen eines ausserhalb liegenden Indifferenzpunkts bedurft. Daher seyen ihr auch drey Perioden (der Unschuld, des Abfalls, und der Versöhnung) in der Geschichte ganz consequent entstanden, welches nicht wäre, wenn man sich innerhalb der Dualität gehalten hätte: denn nur in ihr ist ohne weitere Vermittelung eines Dritten absolute Indifferenz, das eine der anderen umgewandter Pol. Diese Identität sey zwar nicht geleugnet worden, aber man habe sie in einem Dritten gesucht, welches ein nichtiges Product der Reflexion sey. Jede Philosophie, welche den einen Factor aus dem anderen herleiten wolle, vermittelst eines dritten, verfalle nothwendig in Dogmatismus, und offenbar stehe die neueste Philosophie dem Dogmatismus noch ziemlich nahe. Das Werden der Menschheit sey kein gradweises Aufsteigen, sondern die unendliche Darstellung der ewigen Intensivität in den beiden Formen der Extensivität des Raums und der Zeit. Dieses Werden sey ein ewiges; demohngeachtet aber stelle doch jeder Mensch und jede Epoche das Universum vollständig dar, und die ganze Geschichte sey entweder Darstellung des Intensiven in extensiver Form, (das Alterthum) oder des Extensiven in intensiver Form (die neue Welt). — In einer Nachschrift trägt der Vf. seine Meinung über die historische Entwickelung der Philosophie und insbesondere über *Schelling* vor, der ihm immer noch in Differenzen begriffen, und keineswegs das System der Totalität erreicht zu haben scheint. Insbesondere leuchtet hervor, des Vf. Meinung gehe dahin, *Schelling* sehe die sinnliche Anschauung als durchaus endlich an, und nehme diese Differenz nur ins Allgemeine auf, um das Wesen der Gottheit zu schauen, welches ihm dann vielleicht nicht viel

mehr ſeyn dürfte, als eine rohe Syntheſis der Gegenſätze, die in der Sinnenwelt bloſs getrennt ſeyen. *Schelling* habe nichts weniger als eine überſinnliche Welt, ſondern nur eine idealiſirte Sinnenwelt conſtruirt; die beiden *Schlegel* aber haben die ächt hiſtoriſche Totalität, *Görres* die genialiſche Idee einer organiſchen Totalität vor Augen gehabt. *Schellings* neue Anſicht aber (in der Schrift: Religion und Philoſophie) ſey eine hohe Viſion, ausgeſprochen, als er in der heiligen Anſchauung der Vorwelt entzückt geweſen: ſie ſey aber nur Meteor, könne nie Philoſophie des Zeitalters werden; ſonſt müſste mit ihr das Alterthum in ſeinem ganzen Gefolge wiederkehren.

So haben wir nun die Hauptgedanken des Vf. zuſammengeſtellt, wo es nur möglich war, mit deſſen eigenen Worten. Der Vf. hat einen ſolchen Auszug, wie man es nimmt, erleichtert und erſchwert, da auf jeder Seite faſt dieſelbigen Gedanken, nur in vielfachen Wortwechſel verſteckt, vorkommen. Dieſs geht oft ins Unglaubliche, und erregt Ekel. Den auf dieſe Weiſe gemachten Schwierigkeiten enthebt aber wieder die Anmuth des Vfs. Betrachte jeder Unbefangene genau, was Hr. *M.* zu Tag bringt; er wird ſich nicht lange umſehen dürfen, die Schriften, woraus geſchöpft wurde, zu finden. Aber abgeſehen hievon, was iſt von der Abſicht, die Geſchichte zu dynamiſiren, überhaupt zu halten? Soll die Geſchichte des Menſchen, wie die der Natur (welche man ſonderbar genug von jener weſentlich unterſcheidet,) ihren Grundgeſetzen nach, d. h. wiſſenſchaftlich betrachtet werden: ſo bleibt die Geſchichte natürlich nicht mehr Geſchichte, ſondern ihre Ergebniſſe werden erkannt im Geſetz des Univerſum, der Erde, des Menſchen. Die ganze Unterſuchung gehört nothwendig zur Phyſik und Ethik, und muſs da ihre Stelle finden. So grenzt die Geſchichte als Darſtellung des beſondern Lebens des Menſchengeſchlechts, der Völker oder des einzelnen Menſchen an die Wiſſenſchaft, welche die Seele dieſes Lebens erkennt, indeſs jene ſelbſt im Vertrauen auf die innerſte Lebendigkeit und im unerſchütterlichen Glauben an ewige Vorſehung klar und einfach handelt und darſtellt. Die wiſſenſchaftliche Unterſuchung in den Kreis der Geſchichte ſelbſt hereinziehen, heiſst den Sinn zerſtören, ehe er iſt, was er ſeyn ſoll, und wo er dann auch leicht und natürlich zur Vernunfterkenntniſs übergeht. Dem kindlichen Sinn, auf dem allein die Geſchichte beruhet, mit dem ſie allein gedeihet, darf nicht zugemuthet werden, daſs er philoſophire, ehe er Früchte getragen. Es wird ſonſt alles eitel Formelwerk, wie dieſe Schrift bezeugt, und ſollte doch gereifte Einſicht in den Zuſammenhang des Lebens ſeyn. Giebt der Vf. in ſeinem ganzen wortreichen aber lebensarmen Machwerk auch nur den geringſten Aufſchluſs über das herrliche Alterthum, das frühe wunderbare Leben des Morgenlandes, die vollkräftige, ſchöne Natur der Griechen, die gewaltigen im Gemüth unbezwingbaren Römer, die rieſenhafte Entwickelung der deutſchen Völker, die geiſtige Gegenmacht der Kirche, die alte Freyheit und den tiefen Sinn der neuen Weltverbindung, wenn gleich unter der Geſtalt eines verwirrten, geſchwächten und knechtiſchen Zeitalters Vielen verborgen? Sollte dieſs alles wohl durch eine umgewandte Polarität zu erklären ſeyn? und durch ein Mittelalter, welches nicht recht alt und nicht recht neu iſt? kennt dann der Vf. dieſes Mittelalter und ſeine groſsen Erſcheinungen? Wir glauben nicht. Eben ſo wenig kennt er die alte und neue Welt; denn mit ein paar Gegenſätzen und leeren Formeln lernt man ſo etwas nicht kennen, ſondern damit ſpielen. Die Philoſophie mag ſich wohl gefallen laſſen, daſs man mit den Worten, worin ſie gewiſſe Geſetze ausgedrückt, die nur in lebendiger Anſchauung wieder erkannt werden, ein eitles kindiſches Spiel getrieben habe und noch treibe: ſie kann aber nicht dulden, daſs man frevle an dem kindlichen Sinn, deſſen Vormundſchaft ihr allein obliegt. Sie kann und darf die Geſchichte nicht beeinträchtigen und verletzen laſſen durch kahles Raſonnement, welches den lebendigen Sinn vernichtet, weil es ſich anmaſst, Vernunft zu ſeyn. Jeder, der mit klarem Sinn die Geſchichte erforſcht und dann mit Vernunft ihren Gang durchſchaut hat, wird hier einſtimmen. *Die wahre Dynamik der Geſchichte iſt Treue, Einfalt und Gottſeligkeit.* Wie ſehr dieſe Kraft in unſeren Tagen geſunken iſt, braucht hier nicht ausgeführt zu werden. Es mag alſo wohl den Speculanten, wenn ſie gleich die wahre Speculation in ſchlechten Ruf gebracht haben, ihr Spaſs noch eine Zeit lang gelaſſen werden: er wird einſt von ſelbſt aufhören, wenn die Beſſeren ſehen, warum es der Philoſophie eigentlich zu thun ſey. Aber jener reine einfache Sinn darf nicht im Keim zerknickt werden, wenn die Jünglinge nicht um ihr ganzes Leben betrogen ſeyn ſollen. Ernſt und würdig führe man ſie zum Studium der Geſchichte, wozu es wahrhaftig nicht an tüchtigen Werken fehlt, leicht aber in der Folge fehlen dürfte, wenn man fortfährt, wie im gegenwärtigen Buche, ſo hoch herfahrend über die Köpfe der Menſchen zu ſchreiten, und der Geſchichte Schranken und Geſetz vorzuſchreiben, die man ſich erſt recht lebendig hätte eigen machen ſollen. Was noch nicht genugſam unterrichtete Jünglinge früher über ſolche Gegenſtände ausſprechen, iſt leeres Wort, und dreht ſich ſchwirrend ſtets um dieſelbe erlernte Formel, und mitten in der Jugend erſcheint ein kindiſch - pedantiſcher Graukopf. Man muſs zuerſt ſelbſt recht leben, wenn man das Leben begreifen oder gar anderen dazu Anleitung geben will. Wir wünſchen Hn. *M.*, daſs er einſt zu dieſem Punkt gelangen möge, er meint es gut und auch vereitelte Anſtrengung, wenn ſie nur aus guter Geſinnung ſtammte, muſs von jedem gerechten Manne geachtet werden. Aber er thue ſich nichts zu gut auf ſein jetziges Wiſſen! Denn wer mit unbefangenem Auge das Buch ſo wie unſeren Auszug daraus betrachtet, erkennt gewiſs, wie unvollſtändig der Vf. die Ideen, welche bisher von geiſtvollen Männern über Philoſophie ausgeſprochen worden, in ſich aufgenommen, ſo daſs er mit der Dualität gegen die Triplicität eifernd (aus Hang zu eitel Formeln) ſelbſt noch im Streit und in Widerſprüchen begriffen iſt. Alſo auch ohne Rückſicht auf des Vfs. formelle und lebenertödende Behandlung der Geſchichte iſt das Geſetz, dem er ſie

unterwerfen will, gar nicht von ihm verftanden, und er follte fich doch billig befcheiden, *einerfeits* die grofsen Gefchichtfchreiber der Nationen nicht eher zu tadeln, als er etwas Befferes an ihre Stelle zu fetzen verfteht, von denen er felbft (wunderlich genug) gefagt hat: wenn fie auch wirkliche Individualität und wahres inneres Leben befitzen, wie diefes oft der Fall ift: fo fehlt es ihnen doch in ihren äufseren Verhältniffen an wahrer Organifation (was heifst das?)." *Andererfeits* wolle er doch *Schelling* nicht meiftern, der kraftigen Sinn und klare Vernunft mit gründlicher Gelehrfamkeit verbindend die Philofophie nicht darum offenbaret, damit eine neue Scholaftik fich an den Worten übe. Auch Männern, wie *Schlegel* und *Görres*, mag es nicht gefallen, dafs der Streit über Worte und Silben und Buchftaben fortgefetzt werde. Es ift um eine heilige Sache zu thun; wird diefe nur erkannt, fo mag ein jeder mitwirken in der oder einer anderen Geftalt; *nur mit Verftand*, auf dafs das Rechte gefchehe, wie es jeder vermag. Der einmal erkannte Grund fteht ewig feft. Es ift nicht nöthig, dafs man zu deffen Erhaltung und Vergegenwärtigung endlofe Litaneyen lalle.

Wir glauben aber aus einigen Spuren bemerkt zu haben, dafs der Vf. fein Mifsverftändnifs noch gar zu einem Syftem der Philofophie ausfpinnen will. Gott bewahre vor folchen Syftemen, und leite den Sinn des Vf. auf die rechte Bahn! Da diefs unfer ernftlicher Wunfch ift, fo haben wir uns länger, als es fonft nöthig gewefen, mit dem Auszug und der Beurtheilung diefer Schrift befchäftigt.

K. J. W.

Unferen Vätern, fo viele derfelben feit Mofes und Herodot Gefchichte gefchrieben oder gelefen haben, fchien fie eine Vergegenwärtigung vergangener Dinge, zu dem Zweck, den gegenwärtigen Zuftand und alle Einrichtungen aus dem Geift ihres Urfprunges zu erklären, und für alle Künfte des Kriegs und Friedens, wodurch ein Staat behauptet oder verbeffert wird, lehrreiche Beyfpiele in Erinnerung zu bringen. Selbft in den heillofeften Zeiten der dürrefteu Scholaftik blieb der hiftorifche Vortrag von den Grillen der Theoretiker meift unangetaftet, und, nach den Zeiten, populär. In den Jahrhunderten der Stiftung und Anordnung alles deffen, was wir jetzt verlieren, war diefe Weisheit in den Rathftuben, war fie in den Hauptquartieren zu finden. *Das* ift die Dynamik der Gefchichtfchreibung, die da lehre, fo viel Licht in den Kopf, und fo viel Feuer in das Gemüth zu bringen, dafs dadurch Thatkraft für das Vaterland geweckt werde. Jetzt, wo das Gefchelle jährlich neugemachter Formeln die altväterifchen Ideen von Freyheit, Muth, Selbftftändigkeit, Ehre, übertönt, wo die Erklärung des Urfprungs und Geiftes bald aller Verfaffungen in Einem Wort ift: *Er wollte es fo*, und wo wir zu unferer Bequemlichkeit der mühfeligen Sorgen für Sicherheit und Eigenthum immer mehr entladen werden, hat freylich die Mufe der Hiftorie diefem Gefchlecht nichts weiter zu fagen. Da kommen unfere Jünglinge, fonft bewundernde Hörer des Alters; jetzt ehe fie die Wiffenfchaft durchftudirt, mit Refultaten fertig; allerdings fehr erhaben, denn fie bauen die Pyramide von oben herunter; wohlverfehen mit einem furchtbaren Apparat von *Productivität* und *Eductivität*, *Identität* und *Duplicität*, *Activität* und *Pafsivität*, *Sub*- und *Objectivität*, *Dualität* und *Triplicität*, und Gott weifs wie vielen *Polaritäten*, lauter hohen Dingen, wovon die Helden der Tage von Marathon, von Sempach und von Rofsbach nichts gewufst, worüber Scipio und Brutus, Wilhelm von Oranien, der grofse Kurfürft und Friedrich, fo unwiffend waren wie Polyb, Livius, Tacitus und ähnliche Stümper; damit fchleudern fie die Hiftorie weit aus den Augen der Menfchen über das Empyreum hinaus. Seit wir nicht einen Schweinftall mehr zu vertheidigen wiffen, helfen wir Gott das Univerfum machen; feit wir nicht mehr wiffen, wer in acht Tagen unfer Herr feyn wird, fpeculiren wir über den Plan des Ewigen mit feiner Welt. Wenn die Götter Homers das erlebt hätten, fie würden fich des ganz und gar undämpfbaren Gelächters nicht haben enthalten können; das geht aber dem nicht eben fo, der Bücher diefer Art (von Gravitationsgefetzen, Dynamiken, auch manche Kriegsgefchichten, Annalen, Zeitfchriften) zu recenfiren verurtheilt ift.

Welchen Dank wiffen wir dem (befferer Dinge würdigen) Recenfenten, welcher von der hier angezeigten *Dynamik* uns einen Auszug liefert, welchen fo vollftändig zu machen, das von dem lieben Gott uns verliehene Mafs von Geduld bey weitem nicht hingereicht hätte. Will fich nun jemand in dem Bedlam unferes philofophifchen Zeitalters herumführen laffen, der findet hier das hiftorifche Zimmer, ganz fo prachtig eingerichtet wie es feyn mufs für Gefchichtfchreiber diefer unferer neueften Zeit. Wir haben den fo hohen Pegafus diefer Philofophen nie gewollt: in der olympifchen Stallung fteht ein, dem Silen bekanntes Thier daneben; man könnte fich vergreifen. Zu Fufse mit ganz natürlichen Führern waren wir an Tells Hütte, fragend, wie es läfst, für's Vaterland fein Leben zu wagen; zu Fufse in des Oraniers einfamem Cabinet, fragend, wie es hat feyn mögen, ohne Macht noch Siege, und noch dazu mit Coalitionen, durch blofses Fefthalten und grofsen Willen, Europa zu retten; zu Fufs im Xyftus des Thrafea, zu bewundern, wie viele Würde und Kraft bey ungünftiger Lage doch der Tugend bleibt. Nichts *der* Art in der neuen Weisheit: auch nicht Falerner, nicht *dulces fub arbore fomni*, oder Tibur, Bajae, Pränefte, wobey der venufiner Sünder den (gleichwohl oft ausbrechenden) Römerfinn etwas zahmer ftimmen lernte; nein, faft- und kraftlofes Formelnwefen, Stroh giebt fie uns, anftatt jener Kraftfpeifen, welche die altmodifche Hiftorie, ich will nicht fagen, durch die Hand eines Thuan's oder Grotius, nein, oft in Stadtchroniken darbot.

Aus zwey Urfachen, die in Eine fliefsen, haben wir unferer Mifsbilligung diefer Manier einmal freyeren Lauf gelaffen: Mit folchem Ideenreichthum, fo vielem Schwung, wenn fie nicht im leeren Luftraum wie Blafen verfchwendet würden, wenn die vielen fchönen Talente benutzt würden, um dem Vaterlande (deffen Zeit einft auch wieder kommen wird) Männer zu bereiten, was wäre nicht auszurichten!

Ths.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG
DEN 18 AUGUST, 1806.

THEOLOGIE.

Hannover, b. Hahn: *Göttingisches Museum der Theologie und Literatur.* Herausgegeben von Dr. *Johann Horn.* Ersten Bandes, erstes Stück. 1804. 160 u. VIII S. Zweytes Stück. 1805. 160 u. XIV S. 8. (beide Stück 1 Rthlr.)

In einer *Ankündigung*, welche den Platz der ersten Abhandlung im ersten Stücke einnimmt, erklärt sich der Herausgeber über die Bestimmung dieser Zeitschrift. Schon der Titel verräth es, dass sie keinem besonderen Fache der Theologie ausschliessend gewidmet sey; vielmehr sollen dieselben sämmtlich hier bedacht werden. Namentlich ging der Zweck dahin, die reichen, theologischen Schätze der Göttingischen Bibliothek schnell zur Kenntniss des Publicums zu bringen, durch Unterstützung von angesehenen und berühmten Gottesgelehrten zur Ausbesserung der Theologie in ihrem ganzen Umfange (auch der Pastoralwissenschaft im weiteren Sinne des Worts) zu wirken und besonders die Erscheinung einer allgemeinen Religionsgeschichte einzuleiten. Wenn aber noch der Titel verspricht, dass das Museum auch für die theologische *Literatur* etwas leisten solle: so sind damit nicht Recensionen deutscher Werke versprochen, an welchen kein Mangel sey. Berichtigungen, Wünsche, gelegentliche Bemerkungen über sie sollen zuweilen vorkommen; vorzüglich aber soll der deutschen Literatur durch Vergleichung derselben mit der ausländischen genützt, an ältere theologische Werke, die jetzt mit Unrecht vergessen seyen, soll erinnert, und in dem Intelligenzblatte von einem halben Jahre zum andern eine Übersicht der deutschen theologischen Literatur mitgetheilt werden. Kurz, wenn man von den Recensionen absieht, so scheint diess Museum die Zwecke aller übrigen theologischen Zeitschriften, die sich auf einzelne Zweige der theologischen Wissenschaft beschränken, in sich vereinigen zu sollen. Wir gestehen aber offenherzig, bey aller Achtung für die gute Absicht des Herausgebers, dass uns dieser Plan zu vielumfassend erscheint. Wie viel wird für jedes Fach der Theologie in einer Zeitschrift geliefert werden können, von welcher alle Vierteljahre ein Stück von etwa zehn Bogen erscheint! Wie muss durch eine gar zu grosse Mannichfaltigkeit das Interesse getheilt werden! Wie mühsam muss derjenige, der diess Museum bey Bearbeitung einer einzelnen theologischen Wissenschaft benutzen will, das darauf Bezug habende aus demselben zusammenlesen, was er in anderen für einzelne Fächer bestimmten Journalen gleich beysammen findet! Wir dächten in der That, dass diess Museum durch mehrere Beschränkung seines Zwecks an gemeinnütziger Brauchbarkeit gewinnen würde.

II. *Philosophische Darstellung des Ursprungs und der Entwickelung des Christenthums.* Diese Abhandlung ist, (zufolge des Planes des Herausgebers, auch aus Reisebeschreibungen fremder Nationen das Brauchbare für die Religions- und kirchliche Geographie, zu übersetzen, den wir sehr billigen,) aus Briefen eines reisenden *Spaniers* an seinen Bruder in Madrid entlehnt, und fesselt, durch die bey einem Spanier doppelt schätzenswerthe Liberalität und Neuheit der Ansichten, die Aufmerksamkeit des Lesers ungemein. Möchte sie nur etwas mehr Ausführlichkeit haben! Denn so aufs Wort wird man sich nicht geneigt fühlen, mit dem Vf. anzunehmen, z. B. dass Jesus die erste bestimmte *Opposition* gegen denjenigen Theil seiner Nation habe bilden wollen, der im Besitze der Macht war, so viel die Römer davon übrig gelassen hatten, und so eben im Begriffe stand, diese Macht zum Untergange des Volks zu missbrauchen; — dass das Christenthum in der Folge, *ganz der Idee seines ersten Urhebers entgegen*, *zur Religion* erhoben sey; — dass die Verheissungen eines Messias auf *handgreiflichem Betruge* beruhet hätten, u. s. w. III. *Kurze Geschichte der Religion und ihrer Gebräuche bey den älteren Mexicanern*, von *F. J. Kutscher.* Sie ist hauptsächlich nach *Ant. de Solis histoire de l'Amerique sept. et de la nouvelle Espagne*, und *Thom. Gage neuen Erzählungen seiner Reisen in Neuspanien* etc. gearbeitet, und besteht aus Beschreibungen der Feste der Mexicaner und ihrer religiösen Gebräuche bey neugebornen Kindern, Verheyrathungen, Ehescheidungen und Begräbnissen. Einige reflectirende Bemerkungen über Sinn und etwanige Tendenz derselben, so wie auch einige Parallelen mit Religion und Religionsgebräuchen anderer Nationen, würden dem Leser angenehm gewesen seyn. IV. *Über das moralische Fundament der Eheverbote unter Verwandten*, von Dr. *Ammon.* Der gelehrte Vf. hat seine Vorstellungen über diesen Gegenstand bereits in seinem neuen Lehrbuche der religiösen Moral S. 388 ff. angedeutet, und in einem Programme im J. 1798 weiter entwickelt. Die hier vor uns liegende Abhandlung kann als eine ganz neue, theils abgekürzte, theils erweiterte Ausgabe desselben betrachtet werden; jedoch ist sie hier noch nicht vollendet, und der Haupttheil derselben noch zu erwarten. V. *P. Berthereau und sein literarischer Nachlass.* Je weniger man diesen gelehrten und unermüdeten

Benedictiner kennt, der, wie die emsige Biene, immer suchte und arbeitete, bis ihn der Tod nach einer dreyssigjährigen uneigennützigen Thätigkeit von seinen geliebten literärischen Schätzen riss: desto grösser ist das Verdienst des Herausgebers, der ihn durch diese Abhandlung gleichsam erst beym Publicum einführt. Er war dazu um so mehr im Stande, da er die Abhandlung besass, welche *Sylvester de Sacy* dem Minister des Inneren im J. 1801 übergab, worin dieser die Wichtigkeit der von *Berthereau* hinterlassenen Papiere dargestellt hat. Es ist zum Erstaunen, wie viel dieser Gelehrte zur Geschichte der Kreuzzüge aus orientalischen Schriftstellern sammlete, und nichts mehr zu wünschen, als dass sich ein gründlicher Orientalist der Herausgabe dieser Sammlungen, nach dem Plane des Vf. unterziehen möge. VI. *Über den Antichrist. Ein exegetischer Einfall, nebst einer philosophischen Zugabe*, von *L. F. B.* Die Hauptidee ist, dass die Schriftsteller des N. T. in gewissem Betrachte dem Dualismus ergeben gewesen waren, und ein *Gottesreich* und *Satansreich* angenommen hätten. Beide werden, um den Antichrist auf seinen wahren Standort zu stellen, auf folgende Art parallelisirt: Im *Gottesreiche* 1) Oberhaupt: *Gott;* 2) Vicekönig: *Christus;* 3) Staatsbedienten: *Gottesengel;* 4) Unterthanen: *Fromme.* Im *Satansreiche* 1) Oberhaupt: *Satan;* 2) Vicekönig: *Antichrist;* 3) Staatsbedienten: *Satansengel;* 4) Unterthanen: *Sünder.* Möchte auch die Idee mehr Witz zu verrathen, als Realität und historische Haltbarkeit zu haben scheinen: so verdient sie doch weiter verfolgt zu werden. VII. *An diejenigen, welche ihre Predigten nicht memoriren wollen*, von *Aug. Mannes*, Prediger zu Moisburg. Die an sich kaum zu bezweifelnde Nothwendigkeit des Memorirens ist mit vollgültigen Gründen unterstützt.

Zweytes Stück. I. *Über die Geschichte der sogenannten Himmelfahrt Jesu, nach unseren kanonischen Evangelien in historischer und praktisch-religiöser Hinsicht;* von *G. C. Horst.* Zunächst wird das Historische dieser Begebenheit durch scharfsinnige kritische Bemerkungen verdächtig gemacht. Es bleibe z. B. äusserst bedenklich, dass gerade die beiden Apostel, die hier als Augenzeugen hätten erzählen können, Matthäus und Johannes, nichts davon erwähnen, woraus sich auch vermuthen lasse, dass selbst das Urevangelium nichts darüber enthalten habe. Das letzte Kap. des Markus aber sey überhaupt, und besonders bey dieser Erzählung aus mehreren, (vom Vf. weiter entwickelten) Gründen kritisch verdächtig. Es bliebe also nur Lucae Evangelium und Apostelgeschichte übrig, die aber viele Überarbeitungen erfahren hätten. Gerade die Worte και ανεφερετο εις τον ουρανον Luc. 24, 51, und εις τον ουρανον nach αναληφθεις αφ' υμων Ap. Gesch. 1, 11 fehlen bey einigen bedeutenden kritischen Zeugen. Hierauf folgen treffende Bemerkungen, wie diese Zusätze in der Folge veranlasst seyn möchten. Zuletzt zeigt der Vf. die Nothwendigkeit und die rechte Art einer praktisch-idealen, ästhetisch-religiösen Ansicht und Behandlung dieses, wie so manches anderen Gegenstandes der Bibel. Auch hierin sind wir mit dem Vf., jedoch nur unter Hinzufügung der Bedingung einverstanden, dass diese Ansicht selbst dem grossen Haufen nicht für die *ursprüngliche* ausgegeben, sondern diese vielmehr von der in der Folge üblich und nothwendig gewordenen unterschieden wird. Ein solches Licht blendet die Augen unserer Zeitgenossen nicht mehr, und ohne dasselbe lassen wir den Zuhörer im Dunkel des Mysticismus umhertappen, in welchem sein Glaube und sein Thun nirgends einen festen Haltpunkt findet; ohne noch der Folgen zu erwähnen, die der kaum vermeidliche Verdacht, getäuscht worden zu seyn, unausbleiblich mit sich führt. Übrigens ist das Ganze eine gelungene Arbeit. II. *Historisch statistische Nachrichten von den zur griechischen Kirche sich bekennenden Gemeinden im schwedischen Finland;* von *D. Rühs.* Ein guter Beytrag zur kirchlichen Statistik, aus guten Quellen geschöpft. III. *Matth. 9, 2 wird das Vorurtheil der Juden, dass die Krankheiten Strafen der Sünden sind, von Jesu nicht bestätigt, sondern widerlegt;* von Dr. *Anton.* Der vor uns liegende Theil der Abhandlung bestreitet nur erst die gewöhnliche Erklärung, nicht ohne gute Gründe. Wenn aber der Vf. auf die Condescendenz Christi im Ausdrucke zu alten Begriffen, bey Vertheidigung der gewöhnlichen Erklärung nichts abgerechnet wissen will, weil sonst Christus einem Sprachgebrauch folge, der in dem verderblichsten Irrthume seinen Grund habe, und wiederum zu demselben hinführe, und weil er sonst Irrthümer verbreite und bestätige, die er als göttlicher Lehrer ausrotten sollte: so scheint er den Umstand zu übersehen, dass zu Jesu Zeiten der Wahn gar nicht mehr herrschte, dass *alle Krankheiten* als Sündenstrafen zu betrachten seyen. Hauptsächlich pflegten nur die von furchtbaren Phänomenen begleiteten und sonst unerklärlichen Krankheiten von dieser Seite betrachtet zu werden. Folglich wäre wohl von jener Condescendenz Jesu eben so wenig eine Bestätigung jenes Wahns zu besorgen gewesen, wie man jetzt keine Gutheissung des Glaubens an Hexerey darin finden wird, wenn man etwa im gemeinen Leben sagte: „das geht mit Hexerey zu!" statt zu sagen: „das kann ich mir nicht erklären!" Wir sind übrigens auf den Schluss dieser Abhandlung begierig, worin der Vf. sich anheischig macht, zu zeigen: dass Jesus hier keinen Irrthum bestätige, sondern vielmehr *widerlege.* IV. *Königl. schwedische Verordnung betreffend das Hauslehrerwesen. Aus dem Schwedischen.* Eine durchdachte Verordnung, welche Aufmerksamkeit verdient, und, wenn darüber gehalten wird, die schönsten Folgen für Wirksamkeit, Verbesserung und Achtung dieses so tief eingreifenden Standes hervorbringen muss. V. *Kurzgefasste Recensionen und Miscellen.* Wenn gleich durch diess Museum die zahlreichen Recensionsanstalten nicht vermehrt werden sollen: so soll hier doch von solchen theologischen Werken des Auslandes gesprochen werden, welche in den Recensionsanstalten ganz übersehen würden, oder doch noch bekannter zu werden verdienten. In dieser Hinsicht sind hier angezeigt: *Horae biblicae* (by *Charles Butler.*) Vol. I. 1799. Vol. II.

1802. 8. — *Les Ruines de Port-Royal en 1801 par le C. Gregoire.* — *Stamperia Klert: Lettere ſul Indie Orientali. 2 Tomi.* Filadelfia (Piſa) 1802. 8. — Unter der Rubrik *Miſcellen* aber findet ſich folgendes: 1) *Geſelers* Nachricht von dem Zuſtande ſeiner Gemeinde zu Werther bey Bielefeld. 2) Über den Religionszuſtand in Italien. 3) Über *Baccanari.* 4) Über die Taufnamen. 5) Von den Kirchen-Öfen in England. 6) Geiſtliche Lieder. Alle dieſe Aufſätze ſind von ungleichem, aber doch keiner ohne Gehalt. VI. *Ehrenrettung der Prediger-Accidenzien und Stolgebühren, gegen die mancherley Angriffe neuerer Schriftſteller und Prediger*, von *Buſſe*, Prediger im Hildesheimiſchen. Es iſt Schade, daſs dieſer durchdachte Aufſatz zunächſt und hauptſächlich gegen eine Schrift des Paſtors *Trinius* über dieſen Gegenſtand gerichtet iſt, um zu zeigen, daſs die Prediger-Accidenzien das *Gehäſſige* nicht haben, das dieſer darin findet; ſonſt würde der Vf. die Sache vielleicht unter einem mehrumfaſſenden Geſichtspunkt geſtellet, und die Gründe für und wider eine totale oder partielle Abſtellung derſelben, ſowie die leichteſte Art der Abſtellung, erörtert haben. Das Beyſpiel, welches der Vf. zur Ehrenrettung der Prediger-Accidenzien von den Sporteln der Richter entlehnt, dürſte hier wenig entſcheiden, da auch eine Abſtellung der letzteren in manchem Betrachte zu wünſchen ſeyn könnte.

Das jedem Stücke angehängte Intelligenzblatt enthält literariſche Anzeigen verſchiedener Verlagshandlungen, Anträge an Buchhändler, literariſche Correſpondenz-Nachrichten, u. ſ. w.

Übrigens wird es den Leſern dieſes Muſeums angenehm ſeyn zu erfahren, daſs es, der Verſetzung des Herausgebers nach Dorpat ungeachtet, fortgeſetzt werden, und nur den Zuſatz *Göttingiſches* verlieren wird. H.

Leipzig, b. Cruſius: *Commentar über die wichtigſten Stellen des alten Teſtamentes.* Vom Verfaſſer des exegetiſchen Handbuchs des neuen Teſtamentes. Erſter Theil. Zweytes Stück. 1805. von S. 221—579. gr. 8. (Beide Stücke führen auch den Titel: *Commentar über die wichtigſten Stellen des A. T.* Erſter Theil.) 1805. 579 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Wir beziehen uns bey dieſer Fortſetzung auf das Urtheil, das wir über das erſte Stück dieſes Commentars J. A. L. Z. 1804. Nr. 83 gefällt haben: denn der Vf. iſt ſeiner Methode und Manier bey derſelben ganz treu geblieben. Am wenigſten kann man mit ihm da zufrieden ſeyn, wo er, was zuweilen geſchieht, eigene Erklärungs-Verſuche wagt. Wir begnügen uns damit, dieſs an ein paar Beyſpielen zu zeigen. Zu 1 Moſ. 49. 22 wird S. 567 bemerkt: „Von dieſem Verſe giebt es mehrere verſchiedene Erklärungen [von einer ſolchen Schrift erwartet man, daſs wenigſtens die vornehmſten angeführt werden]; eine jede aber hat ihre Schwierigkeiten; ich verſuche daher eine neue, welche mir nicht ſchwierig zu ſeyn ſcheint. Ich nehme dieſe Worte zuſammen: בן פרת יוסף בן פרת עלי עין בנות. Das heiſst wörtlich: Joſeph iſt der Sohn der Fruchtbaren, der Sohn der Fruchtbaren an der Quelle von den Töchtern, d. h. „Joſeph iſt der Sohn derjenigen Fruchtbaren von beiden Töchtern (Laban's), welche ich an der Quelle kennen lernte." Der Vf. meint, der Dichter wolle an die erſte Bekanntſchaft Jakobs mit Rahel erinneren, deren Andenken ihm ſtets erfreulich war. S. K. 29, 1—11. Rec. findet nun zwar darin keine Schwierigkeit: „Eigentlich war es keine Quelle, ſondern ein Waſſerbehalter, wo Jakob die Rahel zum erſtenmal ſahe; weil aber ein ſolcher kein dichteriſches Bild abgab (??), ſo vertauſchte ihn der Vf. gegen eine Quelle." Allein er hat andere Bedenklichkeiten. Die hebraiſchen Worte ſind ohne Punkte hergeſetzt, ſollen alſo ſo ausgeſprochen werden, wie ſie unſer Text hat. Will denn aber der Vf. wirklich עֲלֵי - עַיִן בָּנוֹת zuſammen conſtruiren? Doch es kommt beſſer! Die Worte: צעדה עלי שׁור werden überſetzt: Er ſteiget über die Mauer, d. h. er befreyte ſich aus dem Gefängniſſe. צעדה iſt nicht die 3 perſ. foem. ſondern maſcul. mit dem angehängten ה, welches, nach des Vfs. Gefühl, angehangt iſt, um dem Worte eine nachdrückliche längere Haltung zu geben. Unter der *Mauer* wird das *Thurmgebäude*, worin Joſeph gefangen ſaſs, K. 39, 20 verſtanden. Aber muſs denn *Bet-Johar* ſchlechterdings ein Thurm, Mauer u. ſ. w. ſeyn? Und wie kommt's doch, daſs erſt der Befreyung Joſephs und dann hinterher V. 23 ſeiner früheren Feinde Erwähnung geſchieht? Wir begreifen nicht, wie der Vf. ſagen konnte: „Dieſe Erklärung paſt (paſst) auch zu dem Nachfolgenden." Bisher verſtand man unter den *Bogenſchützen* (*Baale-Chizzim*) die Brüder Joſephs. Unſer Vf. geſellt ihnen auch noch die *Madame Potiphar* (vermuthlich als Amazone?) bey! „Jakob meint die Brüder Joſephs und die Frau des Potiphar!"

Vermuthlich nennt der Vf. dieſe Art zu interpretiren, die *hiſtoriſche;* allein wenn ſie ſo mit dem Text umgeht, ſo ſollte man ſie für immer verbannen. Es kann nichts zarter ſeyn, als dieſe Schilderung des Lieblings Sohns. Er, der Sohn eines fruchtbaren Schaafes (*Porah* mit offenbarer Beziehung auf *Rachel*) iſt wie ein munteres, unſchuldiges Lamm am Waſſerquell. Aber wie Raubthiere (Töchter des Angriffs, בָּנוֹת צָעֲדָה, das iſt die einzige nothwendige Änderung der Punktation) ſtanden ſie auf der Lauer (שׁוּר vgl. Numer. 23, 9.). Sie verurſachten ihm durch ihr Geſchoſs bittern Schmerz, es verfolgten ihn raſtlos die Meiſter der Pfeile. Daſs die Brüder Joſephs mit *Raubthieren* verglichen werden, hat in Gen. 37, 20. (ein böſes Thier hat ihn zerriſſen) vgl. v. 33 ſeinen Grund. Eben ſo wenig wird der Vf. Genüge leiſten können, wenn er K. 49, 18. ſo erklärt: „Ich hoffe, Ewiger, auf deine Rettung, d. i. Ich (Jakob) hoffe, daſs du, Ewiger, die Nachkommenſchaft Dan's von ihren Feinden erretten werdeſt, wie du mich aus ſo vieler Noth errettet haſt." Welch ein Contraſt in dieſem Glückwunſch mit der unmittelbar vorhergehenden Schilderung von Dan's böſem Naturel! Der, von dem es heiſst: *Er iſt eine Schlange am Wege, ein Ceraſt am*

der Strafse, der in die Ferfe das Rofs ficht, dafs rücklings der Reiter zu Boden ftürzt — foll fich eines folchen Wunfches erfreuen? Wie wenig exegetifches Gefühl verräth doch folch eine Deutung!

Übrigens wollen wir auch diefer Fortfetzung den Werth, den fie als *Janua* haben kann, nicht abfprechen. Nur wünfchen wir, dafs der Vf. künftig fich mehr auf die grammatifch-philologifche Erklärung des recipirten Textes befchränken möchte.

—ft—

PÄDAGOGIK.

HANNOVER, b. Hahn: *Handbuch der erften und nothwendigften Kenntniffe für Kinder aller Stände*, enthaltend leichte und gründliche Anleitung im Lefen, Schreiben u. f. w., und in einem Anhange eine kurzgefafste Gefchichte und Befchreibung der braunfchweig-lüneburgifchen Länder. In öffentlichen Schulen und beym Privat-Unterricht zu gebrauchen. *Zweyte verb. Aufl.* 1805. XIV u. 333 S. 8. (12 gr.)

Bey Schriften diefer Art, die den Gefammtinhalt von Kenntniffen für Kinder *aller Stände* in fich faffen wollen, und die darum nicht als eine blofse Kleinigkeit zu betrachten feyn möchten, weil fie den Bildungsftoff und die Methode wohl gar noch in das Publicum oft fehr bequemer und unwiffender Lehrer werfen, dringen fich dem Beurtheiler die Fragen auf: Verftand der Bearbeiter auch die Fächer des Wiffens, welche er abhandelte? Hob er das, was aus jedem Fache der Jugend mitzutheilen feyn möchte, nach richtigen Grundfätzen aus, fo dafs er weder der Überladung noch der Vorenthaltung befchuldigt werden kann? Verftand er fich auf methodifche Anordnung? Überging er kein Fach des Wiffens?

Rec. hat mit diefen Rückfichten die obengenannte Schrift unterfucht und gefunden, dafs fie ihnen nicht Genüge leiftet. Da eine vollftändige Beurtheilung viel zu weit führen würde, indem fie jede der obigen Fragen und zwar bey jedem in dem Buche bearbeiteten Fache berückfichtigen müfste: fo will Rec. nur die erfte Frage in Anwendung bringen, nämlich die: Verftand der Vf. die wiffenfchaftlichen Fächer, welche er abhandelte? Läfst fich hier nur die partielle *Verneinung* beweifen, fo ift weiter keine Unterfuchung in Hinficht der anderen Fragen nöthig. Hier mag der Beweis folgen.

1 *Abtheilung.* Anweifung zum Lefen (lehren) u. f. w. Sonderbar beginnt diefe Anweifung S. 1 mit dem falfchen Satze: „Kindern die Kenntnifs der Buchftaben beyzubringen und fie lefen zu lehren, ift noch immer eine der fchwerften (!) Aufgaben für Gelehrte." Rec. meint, es fey eine ganz leichte, zumal wenn man der einzig wahren Methode folgt, nach welcher die Kinder nicht mit den *Buchftabennamen* fondern *Lauten* lefen lernen. — S. 2. „Es ift gleichgültig, mit welchen Buchftaben der Anfang gemacht wird," ift wieder nicht richtig. — Jetzt gibt der Vf. dem Lehrer den Weg an, den er mit dem Kinde zu nehmen habe. Da foll man unter anderen dem Kinde fagen: S. 2. „Der Wandrer gebraucht einen Stab, um ficher zu gehen; und jeder Buchftabe ift ein Stab zum Buche; denn Bücher beftehen aus Buchftaben." Das ift doch wahrlich aberwitzig. Der Vf. weifs von keinem Unterfchiede des *Buchftabenlautes* und *Namens;* er hält noch feft an den alten fogenannten Doppellautern a, ö u. f. w. Rec. könnte mehr dergl. anführen. Von der neueren Methode *Oliviers* und *Stephani's* fcheint er gar nichts gewufst zu haben, und doch beftimmt er fein Buch fogar dem Privatlehrer.

Sehr unbefriedigend ift die Anweifung zum Lehren des *Schreibens.* Von den neueren Mitteln z. B. *Tillichs*, *Oliviers* kein Wort. Diefs möchte hingehen, wenn ein Lehrer hier nur irgend etwas Ausreichendes fände. Mit vieler Deutlichkeit ift dagegen die kurze Arithmetik abgehandelt, enthält aber nur die Grundrechnungen. — Ganz artig ift die Anweifung zum Briefschreiben. Noch beffer die *Geographie*, in welcher auch die neueren Veränderungen angegeben find; doch nicht ohne Fehler, z. B. Mors ift noch Preuffifch; Eichftädt fey Preuffifch geworden u. m. dergl. Aber wie höchft elend ift vieles in der Abtheilung von dem Weltgebäude, der Naturlehre und Naturgefchichte. Z. B. S. 106: „Alle Weltkörper ftehen und bewegen fich in der Luft. — Diefe Luft ift fo kräftig, dafs fie folche grofse und fchwere Körper, als die Erde, Sonne, Mond und die übrigen Weltkörper find, halten und tragen kann, fowie fie Federn, Blätter u. d. gl. Dinge trägt und herum führt." Bey folchen Stellen kann die Kritik fchweigen; wer fpricht bey ihnen nicht von felbft das *ne futor?* Diefem Vf. ift vorläufig nichts mehr anzurathen, als fich die Kenntniffe zu erwerben, die zur Abfaffung eines folchen Buchs fchlechterdings unerlafslich find.

yn.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Hannover*, b. Hahn: *Auguft Georg Uhle*, weil. Dr. d. Theologie, Confiftorialrath, Generalfuperintendent des Fürftenth. Calenberg, Specialfuperint. der Infpection Neuftadt Hannover und Paftor primar. an der Hof- und Stadtkirche dafelbft. *Ein biographifcher Verfuch*, von *Georg Friedrich Reinhold*, Hofcapellan zu Hannover (jetzt Superintendent zu Ofterode). 1805. 152 S. 8. (9 gr.) Der Vf. hatte ohnftreitig, als mehrjähriger Amtsgehülfe und Freund diefes höchft achtungswürdigen Mannes, den meiften Beruf, ihm diefes Denkmahl zu errichten. Und er hat fich diefes Berufs auf eine mufterhafte Art entledigt. Ein Umfaffen des Gegenftandes nach allen feinen Beziehungen, eine treue Darftellung mit Ruhe und Würde im Stil, das Durchleuchten eines für feinen edlen Gegenftand fanft erwärmten Herzens, ohne der Aufrichtigkeit zu nahe zu treten — charakterifiren diefe Denkfchrift fehr zu ihrem Vortheil. Wir wollen dem Nekrolog, der hier eine fo treffliche Vorarbeit findet, durch eine Aufzählung der Lebensumftände u. f. w. des fel. *Uhle* nicht vorgreifen.

Sh.

Druckfehler. In Nr. 177. S. 186 Z. 17 v. o. ft. *noch* l. *nach.* Z. 4 v. u. ft. *ausgeerbten* l. *ausgearteten* S. 188 Z. 1 v. o. ft. *heller* l. *halber.* S. 192 Z. 4 v. u. ft. *Dank ihm, dem* l. Durch ihn, den. Nr. 179. S. 203 Z. 29 v. o. ft. *behutfam* l. *bedeutfam.* S. 204 Z. 2 v. o. ft. *Fehltritte* l. *Auftritt.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 19 AUGUST, 1806.

ÖKONOMIE.

Hannover, b. Hahn: *Vermischte landwirthschaftliche Schriften aus den Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft, drey ersten Jahrgängen*, ausgewählet und auszugsweise in Ansehung der eigenen Arbeiten verbessert, herausgegeben von *Albrecht Thaer*. 1805. Erster Band. 1 Abtheil. VIII u. 412 S. 2 Abtheil. in fortlauf. Seitenzahl. 776 S. 8. (2 Rthlr.)

Jene Annalen der N. L. wurden von dem ökonomischen Publicum mit so vielem Beyfall aufgenommen, dass sich die drey ersten Bände längst vergriffen haben. Weil indess die Nachfrage immer fortdauerte, so wollten die Gebrüder Hahn, in deren Verlage sie erschienen sind, einen neuen, wenn auch nicht vermehrten, oder verbesserten Abdruck davon besorgen, um das Verlangen nach diesem Werke zu befriedigen. Hr. G. R. *Thaer*, als Sammler und Herausgeber dieser Annalen, konnte diesen Gedanken nicht billigen, sondern entschloss sich diese Gelegenheit zu einer ausgebreiteteren Nutzbarkeit desselben anzuwenden. Er hat desshalb aus den ersten drey Bänden einen Auszug besorgt, der nur das Wesentlichste und Brauchbarste derselben enthält, indem er vorzüglich bemüht war, alles daswegzulassen, was für solche, die *nicht* Niedersachsen sind, kein Interesse haben würde. Die Aufsätze sind nicht nach der in den Annalen vorkommenden chronologischen Ordnung, sondern nach der Ähnlichkeit der Materien zusammengestellt. Daher in der I Abtheilung des ersten Bandes sich nur die Beschreibungen der Wirthschaften verschiedener niedersächsischen und nördlichen Gegenden befinden, deren Vergleichung unter einander auf viele der Wissenschaft schätzbare Resultate führt. Dieser Auszug wird aber vielen Freunden der Thaer'schen Schriften auch um desswillen angenehm seyn, weil er wohlfeiler, als ein neuer Abdruck selbst, zu stehen kommt. Überdiess hat er noch vor dem Original einen Vorzug erlangt, weil Hr. *Th.* die von ihm selbst ausgearbeiteten Aufsätze sorgfältig durchgesehen, und um vieles verbessert hat. Und — wenn gleich die niedersächsischen Annalen mit dem sechsten Bande geschlossen sind: so hat sich doch Hr. *Th.* in den neueren Annalen des deutschen Ackerbaues öfters darauf bezogen.

Hier eine kurze Anzeige des Hauptinhaltes: I. *Beschreibung der Landwirthschaft im Fürstenthum Calenberg, so wie sie von dem dortigen Landmann gewöhnlich betrieben wird*. Da sich die königl. Landwirthschafts-Gesellschaft im J. 1794 über den verschiedenen Zustand der Wirthschaften im Hannöverischen aufzuklären suchte: so hat Hr. Pastor *Weinlich* zu Wetbergen, aus den eingelaufenen Berichten, indem er dabey noch seine eigenen Kenntnisse und Erfahrungen von der Gegend um Hannover benutzte, ein Ganzes gemacht, das nun im gedrängten Auszuge vor uns liegt. Mit Vergnügen wird man sich daraus von der Verschiedenheit der calenbergischen Bauern-Güter, von der Menschenzahl, mit der sie bearbeitet werden, vom Grund und Boden, von der Eintheilung der Felder, von der Düngung, von der dort gebräuchlichen Art zu pflügen und zu eggen, und von der Ausbeute belehren lassen, die der Landmann für seinen Fleiss und die aufgewandte Mühe im Durchschnitte zu erhalten pflegt. Beygefügt sind durchdachte Vorschläge, die calenbergische Landwirthschaft zu verbessern. II. *Beschreibung des Herzogthums Lüneburg in landwirthschaftlicher Hinsicht*, von *Thaer*, mit dem ihm gewöhnlichen glücklichen Blick reiner Beobachtung entworfen. Der Vf. hat in den niedersächsischen Annalen Vorschläge zur Verbesserung dieser Wirthschaft versprochen. Weil aber bald darauf die Gemeinheits-Theilungen sehr lebhaft betrieben wurden, so versparte er diese Vorschläge, um solche nach der Ausführung der ersten Theilungen desto nützlicher auf specielle Fälle anwenden zu können. Indessen hat das politische Unglück, welches Hannover betroffen, vorerst jede Verbesserung zurückgehalten, und Hr. *Th.* will deswegen mit seinen Vorschlägen nicht eher hervorgehen, bis der Muth seiner ehemaligen Mitbürger durch glücklichere Ereignisse wieder auflebt, und dieselben seine Ideen mit ruhigem Gemüthe werden prüfen können. — III. *Volborth's*, Predigers zu Nieder-Sachswerften, *Beschreibung der Landwirthschaft in der Graffschaft Hohenstein*. Das Klima dieser Gegend ist wegen der Nähe des Harzes mehr rauh, als gemässigt, und der Boden mehr mittelmässig und schlecht, als gut. Mit Vergnügen aber sieht man aus dieser Schilderung, dass die Hohensteiner ein sehr fleissiges und betriebsames Völkchen sind; ein Beweis, dass *der* Landmann der am wenigsten gedrückt, und dessen Industrie nicht durch Huth- und Trift-Beschränkungen behindert wird, immer der seyn wird, der seinen Boden mit der meisten Anstrengung zu cultiviren sucht. IV. *Übersicht der wiedensähler Acker und Wiesencultur*, von Hn. *Nöldecke*. Die Grundbesitzer dieser Gegend ernährten sich ehemals mehr vom Frachtfahren, als vom Ertrag ihrer Güter, wodurch der Feldbau sehr vernachlässiget wurde. Zum

Glück sahen einige vernünftige Landwirthe die Schädlichkeit einer Speculation ein, die den Landmann so weit von seinem Hauptgeschäft abführte, und schlugen den entgegengesetzten Weg ein. Die übrigen folgten bald nach, und nun, da die Bewohner dieser Gegend ihre Kräfte und ihren Anspann dem Ackerbau allein widmen, wird der gesammte Orts-Wohlstand immer mehr erweitert. — V. *Ökonomische Bemerkungen auf der Geest, im Herzogthum Bremen*, vom Hn. *Have* zu Stukenbostel. Die Klagen, womit dieser Aufsatz über die Trägheit der Landleute auf der Geest, sowie über ihre Beharrlichkeit, alles beym Alten zu lassen, beginnt, sind schon hinlänglicher Beweis, dass die Ackercultur in dieser Gegend in der Wiege liegt; noch mehr aber erkennt man die Wahrhaftigkeit des Vf., wenn man die Beschreibung des dortigen Ackerbaues selbst liesst. Wo man 3 bis 4 Saaten Rocken *nach einander*, und eine oder zwey mit Rauhhafer macht, da wird sich der Ackerertrag nie über das Mittelmässige erheben, und wenn man vollends nicht durch starken Anbau von Futterkräutern die Viehzucht verstärken, und die Düngung verdoppeln kann: so steht der Landwirth, der einen solchen Fruchtwechsel befolgt, in Gefahr, dass am Ende sein Acker alle Fruchtbarkeit verliert, und folglich sein eigener Wohlstand täglich mehr und mehr verringert wird. — VI. *Beschreibung der im Amte Ehrenburg, Graffschaft Hoya — gewöhnlichen Landbestellung;* von *Friedrich Deuker* zu Suhlingen. Die Anweisung wie in dieser Gegend durch Verbrennung der Moor Erde, und mit Asche gedüngt, ferner durch eine eigene Bestellung des Dreschlandes der Boden verbessert, oder durch das Stoppeln im Sandland der Dünger ersetzt wird, kann auch für andere Länder interessant seyn. Übrigens klagt auch dieser Vf., dass auch in diesen Fluren die Stoppel-Huth und die noch nicht Eingang gefundene Vertheilung der Gemeinheiten den Anbau der Futterkräuter verhindere, und dem Fortschreiten besserer Ackercultur im Wege stehe. VII. *Beschreibung des Ackerbaues in den an der Elbe belegenen Marschdörfern, des Amts Blekede, Radegast, Brackede, Garlsdorf und Wendewisch.* Vom Hn. *Jens* zu Brackede. Die in diesen Dorfern eingeführte drey und vier Felder-Wirthschaft ohne Brache, wird deutlich dargestellt. Die Fruchtfolge bey der vier Felder-Wirthschaft wird auf dem mit Sand gemengten Klay getrieben, so dass 1) gedüngt: Bohnen, Erbsen, Wicken; 2) ungedüngt: Waitzen. 3) halbe Düngung: Rocken. 4) ungedüngt: Gerste, gesäet wird. VIII. *Cultur des Marschbodens im Lande Hadeln; von verschiedenen Verfassern.* — Auch diese fetten Gegenden tragen sich bisweilen aus. Um das Land mit fruchtbaren Bestandtheilen wieder zu bereichern, wird es ein paar Jahre mit Klee besäet, damit es gleichsam ruhe, worauf es durch Dünger wieder in Kraft gebracht wird. Wenn diese gewöhnliche Art zu düngen nicht hinlänglich ist, so wird die obere ausgetragene Erde in die Tiefe gebracht, und die in der Tiefe liegende reichhaltige Klayerde herausgeschafft, welches man *Kuhlen* nennt. Die Handgriffe, mittelst deren dieses Kuhlen verrichtet wird, sind hier sehr gut beschrieben, und möchten das anziehendste des Aufsatzes seyn. IX. *Fragen und Beantwortungen über den Landbau auf der Höhe im Clevischen.* Von Hn. *Lobbes.* — Gedrängt, aber vollständig und lehrreich geschrieben. Nach den 54 Fragen, welche hier kurz beantwortet werden, sollte jeder Landwirth seine eigene Wirthschaft prüfen, oder die Stufe der Cultur ganzer Gegenden darnach bestimmen. Wir wollen hier nur ein zu Ende dieser Abhandlung angeführtes Mittel, wider das Aufschwellen des Viehes beym Genuss des jungen Klees auf dem Felde, ausheben. — Man nimmt eine Quantität Tobacksabfall aus Fabriken, oder sonst von gemeiner Sorte, giesst Fusel (schlechten Kornbrantwein) darauf, und lässt es wohl zugestopft, stehen. Wenn es so stark gezogen, dass der Fusel braun wie Bier geworden, und ein Stück Vieh vom jungen Klee aufschwillt, dann nimmt man ein Stückchen *Seife*, eine Wallnuss gross, steckt sie dem Vieh in den Hals, und giesst ein Theeköpfchen voll von dem Extract nach. Das Aufschwellen lässt sogleich nach, und dem Vf. ist nie ein auf diese Art krank gewordenes Stück Vieh, wenn dieses Mittel sogleich gebraucht worden, umgefallen. — X. *Bemerkungen auf einer landwirthschaftlichen Reise nach dem Gute des Hn. Grafen Reventlow zu Enkendorf*, vom Hn. Landinspector *Otte*. Dieses beträchtliche Gut zeichnet sich sowohl durch seine gute Bewirthschaftung, als durch den im Grossen betriebenen Gebrauch des Mergels vorzüglich aus. Die Art, Mergelgruben anzulegen, findet man hier ausführlich beschrieben.

Die *zweyte Abtheilung* enthält sehr lehrreiche landwirthschaftliche Bemerkungen über *Holstein* und *Mecklenburg* auf einer Reise im Jul. 1798, vom Hn. *Thaer* selbst entworfen. Die Reiseroute ging von Hamburg aus über Flotbeck westlich durch die Marsch nach Glückstadt, Breitenburg, Itzohoe und Friedrichsstadt nach Schleswig hinauf, von wo er sich über Ekernford wieder herab, nach Kiel wandte, und nachdem er verschiedene dazwischen liegende Gegenden und Güter besuchte, seinen Rückweg über Eutin, Lübeck und Travemünde durch das Lübeckische nahm. Die Beschreibung dieser Reise ist so reichhaltig ausgefallen, und theilt selbst so manches Lesenswerthe über die Sitten und Cultur der Einwohner obbenannter ohnehin interessanter Gegenden mit, dass sie dadurch nicht nur sehr anziehend geworden, sondern auch zu einem Muster ähnlicher Unternehmungen dienen kann. Wir würden daher durch einen Auszug derselben dem Zwecke des Buches selbst hinderlich werden. Sodann folgt ein Aufsatz über *Mecklenburg*, der jedem Landwirth, welcher sich deutliche Begriffe von der Wirthschaft dieser Provinz machen will, willkommen seyn muss. Wir sind übrigens dem Herausgeber vielen Dank schuldig, dass er sich entschlossen hat, auch die folgenden Jahrgänge der Annalen niedersächsischer Landwirthschaft in ähnlichen Auszügen zu liefern.

S. H.

Leipzig, b. Weigel: *Taschenbuch für Ökonomie-Verwalter, auch nützlich für diejenigen, welche Glieder dieses Standes werden, oder sie bilden*

und beurtheilen wollen. Von *J. L. G. Leopold*, Predigern zu Leimbach. *Zweyte* verbesserte Auflage. 1801. XVI u. 343 S. 8. (1 Rthlr.) *Dritte* verbess. u. vermehrte Aufl. (HANNOVER, b. d. Gebr. Hahn.) 1805. XVI u. 306 S. 8. (1 Rthlr.)

Dieses Taschenbuch ist so umfassend, dass gewiss kein Verwalter, oder dirigirender Ökonom — sey er gleich mit seinen Pflichten und Geschäften längst vertraut — nicht noch manches hieraus lernen sollte. Die ersten Nummern beschreiben die persönlichen Eigenschaften des Jünglings, der sich zu einem künftigen Ökonomie-Verwalter vorbereiten will, und geben ihm Winke, wie er auf eine anständige Weise Dienste suchen und erlangen könne. Sein erstes Geschäft nach seinem Eintritt in die erlangte Stelle ist die Untersuchung und genaue Aufnahme der Inventarien über die vorhandenen Vorräthe aller Art, wozu ein sehr einfaches Verfahren an die Hand gegeben wird. Die Regeln, welche der Vf. dem Verwalter rücksichtlich seines Verhaltens gegen die Ehhalten und das Dienstgesinde giebt, sind werth von jedem Hausvater beherziget zu werden. In der eilften Numer wird ihm sein Verhalten gegen die Nachbarschaft vorgezeichnet. Die Anweisungen zur Übernahme der Vorräthe, zur Untersuchung der Gebäude, der Pachtcontracte des Müllers und Bäckers, der übrigen Contracte mit dem Schmidt und Wagner etc. sind sehr vollständig; noch schätzbarer werden sie durch die unter alle diese Rubriken angebrachten Klugheitsregeln, und durch die häufig angegebenen Vortheile, um mittelst eines guten Plans, und einer Ordnungsliebe, die sich auf den festen Willen stützt, ehrlich und treu zu handeln, eine Menge Geschäfte beschicken zu können. Der Mann, der dieses alles selbst versucht, und anwendbar gefunden, ist in keiner dieser Vorschriften zu verkennen. Ihnen folgen genaue Zusammenstellungen aller Obliegenheiten des Verwalters bey der Besorgung des Dreschens, und des Kuh- und Schaafstalls. Die letzte Numer scheint uns besonders mit vielem Fleisse ausgearbeitet zu seyn. Nicht minder belehrend sind die Abhandlungen über die Benutzung des Spannwerkes in den verschiedenen Jahrszeiten, über die Zuzucht des Viehes, über die Art, Ausgabe und Einnahme zu berechnen, und die dazu gehörigen Register in Ordnung zu erhalten. Auch wird man mit Vergnügen die Anweisung lesen, wie sich der Verwalter bey vorkommenden Unglücksfällen zu betragen habe, und wie er die Abgänge vom Leder, das zerbrochene Eisen etc. zu Rathe halten und benutzen solle. Überdiess hat der Vf. die vorzüglichsten Bücher angezeigt, aus denen die Grundsätze der Ökonomie geschöpft werden können. Auch macht er es jedem ausübenden Landwirth zur Pflicht, drey Denkbücher zu führen. Das erste ist ein Geheimbuch; das der Verwalter nur der Gutsherrschaft eröffnen darf. Es enthält die Geheimnisse der Bewirthschaftung des Guts, und alle Vortheile, Plane, Vorrechte etc. welche dem Gut gegenwärtig vortheilhaft oder nachtheilig sind, oder es in Zukunft werden können. Das zweyte ist das Geschichtsbuch des Guts und der Nachbarschaft. In diesem finden alle merkwürdigen Vorfälle ihren Platz, die sich während der Amtsführung des Verwalters ereignen; als Viehseuchen, Theurung, Misswachs, Wasserschaden, Kriege etc. nebst ihren Ursachen und ihrem Einfluss auf die Wohlfahrt der Menschen, oder auf die Gesundheit des Viehes, oder auf das Steigen und Fallen der Preise landwirthschaftlicher Producte. Das dritte ist zu einer ökonomischen Chronik der Wirthschaftsverwaltung bestimmt. In diesem ist die Witterung des ganzen Jahres, mit ihrem Einfluss auf gute und schlechte Ärndten; die Mittel, welche bey Viehkrankheiten, oder anderen ungewöhnlichen Ereignissen die dienlichsten waren, die Abänderung des hergebrachten Wirthschaftsplans, der eingeführten Fruchtfolgen, nebst den daraus entstandenen Folgen, einzutragen. S. H.

GOTHA, b. Steudel u. Keil: *Über natürliche und künstliche Wiesen. Nebst Vorschlägen, auf eine leichte und sichere Art die natürlichen Wiesen vor dem Nachtheil der Frühlingsbehüthung zu schützen, und zugleich den Futterertrag derselben zu erhöhen und zu verbessern.* 1805. XXXX u. 139 S. 8. (16 gr.)

Der listige Verfasser giebt den Inhabern der weidedienstbaren Wiesen hier ein Stratagem an, wodurch sie die Frühlingsbehüthung ohne weiteres gleich selbst abschaffen können. Bekanntlich weiden die Schaafe nicht gern auf Gründen, die frisch mit Mist belegt sind. Der Vf. räth also, die Wiesen früh im Frühjahre damit zu belegen, und so die Frühlingsweide mittelbar zu vernichten. Hätte er die Erfahrung, die er seinem Vorschlage unterlegt, etwas genauer untersucht: so würde er freylich gefunden haben, dass die Schaafe zwar wohl die Stelle vermeiden, wo gerade der Mist liegt; gleich daneben aber noch immer fressen, und also selbst auf einer gedüngten Wiese noch immer viel Weide behalten; und dass ein einfallender Regen die gedüngten Wiesen gar bald wieder geniessbar macht. Hätte er die Sache ohne Vorliebe für seinen Vorschlag erwogen: so würde er sich überzeugt haben, dass die Anschaffung des Düngers für die Wiesen ohne Nachtheil für den Ackerbau so leicht nicht ist; und dass in Kornländern selbst bey der grössten Anstrengung und dem Gebrauche aller der Mittel, die er aufführt, doch kaum eines einmal dazu gelangen kann. Hätte er sich befragen wollen, ob sein Vorschlag, die Weideberechtigten so mittelbar um ihr Weiderecht zu bringen, auch wohl mit dem Rechte, worauf sie doch eben so gut, wie die Weidepflichtigen Anspruch machen dürfen, bestehen könne: so würde ihm — hoffen wir — wenn er auch nicht selbst Rechtsgelehrter seyn sollte, doch schon sein durch den Umgang mit Menschen für das natürliche Recht gebildeter Sinn gesagt haben, dass die Maassregel, die er vorgeschlagen habe, ungerecht sey. Der Inhaber der Wiesen hat nicht mehr als das Wiesenrecht, das ist, das Recht, die Wiesen ausser der Hüthungszeit zu nutzen; der Weideberechtigte hat die Nutzung in der Hüthungszeit. Dem einen kann sein

Recht so wenig als dem anderen genommen werden; es sey denn, dass ihm Vergütung dafür gegeben werde, oder dass die oberste Staatsgewalt glaube sich erlauben zu dürfen, ihn desselben auch ohne Vergütung verlustig zu erklären. — Der Vf. lehrt und empfiehlt also wirklich eine schlechte und eine böse Sache!

a.

KURZE ANZEIGEN.

ÖKONOMIE. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Zusätze zur ersten Auflage von J. L. G. Leopolds Handwörterbuch des Gemeinnützigsten und Neuesten aus der Ökonomie und Haushaltungskunde.* 1805. XIV u. 54 S. gr. 8. (6 gr.) Rec. billiget es nicht, dass Hr. *Leopold* diese Zusätze nicht gleich in sein Handwörterbuch eingeschaltet hat, welches ihm nur etwas wenig mehr Mühe gemacht, wodurch aber das Ganze viel gewonnen haben würde. Als ein Verdienst würde es hingegen Rec. dem Vf. haben anrechnen müssen, wenn er dann die Zusätze zur zweyten Auflage besonders hätte abdrucken, und solche den Besitzern der ersten auf einem wenig kostspieligen Wege hätte zukommen lassen. Die Zusätze sind zwar nicht so vollständig ausgefallen, als der grosse Zuwachs neuer ökonomischer Entdeckungen erwarten liess; indess sind sie doch sehr zweckmässig, und so weit man es von einem Handwörterbuche verlangen kann, ziemlich erschöpfend. Von dem Fehlenden nur Einiges. So suchte z. B. Rec. S. 1 das vom Hn. Kammerrath *Karol* bekannt gemachte Mittel, wie man aufgeblähetes Rindvieh, besonders, wenn es giftige Kräuter gefressen habe, behandeln müsse, vergebens, welches doch ein jeder Landwirth sehr leicht anwenden kann; indem es bloss in einem Trank, den man aus einem Quart frischer Milch und einem halben Pf. Lein- oder Baumöl macht, bestehet, welchen man dem erkrankten Thiere eingiebt. S. 4 vermisst Rec. ungern das Verfahren neu angepflanzter Bäume unsichtbar zu befestigen. Vgl. von *Teubern gemeinnützige Volkshefte* v. J. 1801. Monat März. Das neue Mittel, die Bäume vor den Hasen zu schützen, welches wir dem Engländer *William Pattenson* zu verdanken haben, suchte Rec. ebenfalls vergebens. Vgl. das 89 Stück des Verkündigers v. J. 1799. Eben so hätte auch der Vf. das erst neuerdings bekannt gewordene Mittel, die Blattläuse auf den Bäumen zu tödten, hier aufzählen sollen. S. 18 hat der Vf. wohl gethan, dass er den in seinem Handwörterbuche gethanen Vorschlag, die Futtertrespe unter Klee zu säen, zurücknimmt. Sie muss für sich ganz allein ausgesäet werden. Der jährliche Ertrag möchte aber wohl im Durchschnitt etwas zu hoch angeschlagen seyn. Rec. glaubt, dass sie jährlich nur dreymal gehauen werden könne. S. 31 sollte das Mittel, die Maulwürfe binnen 24 Stunden zu vertreiben, angeführt seyn. Es steht in den zwey Geheimnissschriften über Mandelgriess und Hausmittel. Ganz richtig bemerkt der Vf. S. 10, dass es vortheilhafter sey, den Dünger einige Zeit auf dem Acker liegen zu lassen, als ihn sogleich beyzupflügen. Erfahrung und Sätze aus der Agriculturchemie genommen bestätigen diess. S. 36 wünschte Rec. das vom *Catis* bekannt gemachte Mittel, Raupen, Wanzen, Ameisen zu tödten, aus dem ersten Stücke der *chemischen Annalen von Crell* v. J. 1800 angeführt zu sehen. Wir hoffen übrigens, dass der Vf. bey einer neuen Auflage des Handwörterbuchs auf diese Winke Rücksicht nehmen werde.

Evr.

Leipzig, im Compt. f. Lit.: *Almanach für Ritterguts-Besitzer, Pächter und Verwalter auf das Jahr 1806.* Ohne den eigentlichen Kalender auf 168 S. 8. (18 gr.) Weniger schlecht, aber doch auch eben nicht besser als voriges Jahr. Zu den bekannten alten Artikeln sind folgende neue aufgenommen worden: 1) *Kleine Ersparnisse und Regeln für Ökonomen, welche zu wirthschaften anfangen* — z. B. Um die Hühner bald zum Legen zu bringen, gebe man ihnen das gewöhnliche Winterfutter *auf den Öfen in Töpfen gewärmt.* Eine alte Sage behauptet, dass die bevorstehenden Veränderungen des Wetters mehrentheils Freytags vor sich gehen. 2) *Glückliche Vorschrift, wie man seine Rechnungen einzurichten habe.* Aus Ironie wird hier eine höchst schlechte Rechnung mitgetheilt. 3) *Gesetze, welche ein Landwirth unter seinem Gesinde einführte, weil er sonst eine Ordnung nicht herzustellen glaubte.* Die allernöthigsten Verhaltungsregeln für das Gesinde des Landwirths nebst Anordnung einer Strafkasse für die Übertreter, aber mit der Modification: dass die Strafen nur zum Besten des Gesindes selbst verwandt werden sollen.

a.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Hannover*, in der Ritscherschen Buchh.: *August Conrad Havemanns Anleitung zur Beurtheilung des äusseren Pferdes auf dessen Tüchtigkeit zu verschiedenen Diensten.* 1805. Zweyte Auflage. III und 280 S. 8. (20 gr.) Die erste Ausgabe dieses nützlichen Werkes (1792) sollte als Grundlage zu den Vorlesungen des Vf. über die Beurtheilung des Pferdes dienen. Wie wichtig für Jeden, der Pferde halten muss, ein solches Buch sey, das die grosse Menge Fehler, welche sich an den Pferden finden, genau und bestimmt anzeigt, ist gar nicht zu verkennen. Aber noch grössern Werth würde das Werk erhalten haben, wenn es, für diejenigen, welche den Vorlesungen des Vf. darüber nicht beywohnen können, etwas weitläuftiger geschrieben wäre; zumal da wir noch kein Werk dieser Art besitzen, welches diesem an richtiger Beurtheilung jener Fehler der Pferde gleich käme. Das Ganze zerfällt in zwey Abschnitte. Der erste enthält: das Pferd im Stande der Ruhe betrachtet. — Hier geht der Vf. alle Theile des Körpers des Pferdes in genauer Kürze durch, und indem er die Theile selbst beschreibt, giebt er zugleich die daran vorkommenden Fehler an. Im zweyten wird das Pferd in seinen verschiedenen Bewegungen betrachtet, und eine kurze Beschreibung beygefügt, wie das Pferd zu diesen oder jenen Diensten beschaffen seyn müsse, wobey zugleich die Kunstgriffe des Rosskamms, um viele Fehler zu verbergen, zur Warnung angezeigt sind. Des Vf. Meinung über die Entstehung des Spates, der Schaale und des Überbeins zeichnet sich hier besonders aus, und es wäre zu wünschen, dass derselbe seine Bemerkungen darüber einzeln gedruckt, und mit einigen Kupfern begleitet, dem Publicum zum genaueren Unterricht vorlegte. Im Anhange, mit welchem die zweyte Auflage vermehrt worden ist, zeigt der Vf., wie man sich bey Klagen nach dem Verkaufe der Pferde zu verhalten habe, und führt dabey zwey Verordnungen an, welche in den calenbergischen und cellischen Ländern darüber ergangen sind.

rf.

CHEMIE. *Hannover*, b. d. Gebr. Hahn: *Bemerkungen über den Einfluss der Luft und einiger gasartigen Stoffe auf die Keimung verschiedener Saamenkörner*, mitgetheilt von den Bürgern *Franz Huber*, Mitglied verschiedener gelehrten Gesellschaften, und von *Johann Sennebier*, Mitglied des Nationalinstituts u. s. w. In einer freyen Übersetzung herausgegeben vom Commissions-Rath *Riem*, der kurfürstl. sächs. leipziger ökon. Societät beständigem Secretär u. s. w. 1805. 200 S. 8. (12 gr.) Diese für die Physiologie der Pflanzen so wichtigen Versuche, verdienen in jeder Hinsicht Aufmerksamkeit und wiederholt zu werden. Die Versuche wurden vorzüglich mit Salatsaamen und Erbsen im Stickstoffgase, Sauerstoffgase, kohlenstoffsaurem Gase, Wasserstoffgase und in der atmosphärischen Luft unternommen. Der Salatsaame keimte im Stickstoffgase, Wasserstoffgase und kohlenstoffsaurem Gase nicht, wohl aber im Sauerstoffgase und der atmosphärischen Luft, doch war das Stickgas und das kohlenstoffsaure Gas, wenn die Menge dieser Gase nicht zu gross war, dem Keimen nicht hinderlich, vielmehr dazu nothwendig. Säuren waren dem Keimen nachtheilig, so auch die Ausdünstung von Äther, Campher, Terpentinöl, Assa foetida, Essig und in Fäulniss begriffenen Dingen. Die Erbsen keimten unter Wasser aber nicht unter Öl, wohl aber in dem Wasser unter Öl. Im kohlenstoffsauren Wasser geschah das Keimen nicht. Die Zersetzung des Wassers beym Keimungsprocess sey noch nicht hinlänglich nachgewiesen; vielleicht sey dabey galvanische Wirkung im Spiel.

x + y.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 AUGUST, 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

KÖNIGSBERG, b. Göbbels u. Unzer: *Die Kreutzfahrer. Ein dramatisches Gedicht.* Erster Theil: *Die Pilgerin zum heiligen Grabe.* XVI u. 364 S. Zweyter Theil: *Die Vereinten am heiligen Grabe.* 419 S. 8. (Nebst zwey Kupfern. (3 Rthlr. 8 gr.)

Wenn der ungenannte Vf. dieses Versuches in der Vorrede *Schiller's* Worte als Grund anführt, „warum er (S. XIV) für die Bühne — wie sie jetzt wenigstens ist — nicht schreiben durfte;“ so müssen alle Freunde der dramatischen Kunst den Himmel bitten, dass ja nie der Geschmack so tief sinke und kraftlose Geschwätzigkeit so weit um sich greife, dass nie das idealische Theater, welches unser Vf. vor Augen hatte, realisirt werden möge! — Doch ist dieses mehr von den Fingerzeigen zu verstehen, die unser Dichter in dem vorliegenden Drama selbst giebt, als von seinen gar nicht unrecht klingenden Aufserungen in der Vorrede. Man kann es ihm nicht verdenken, wenn er hier den Vf. der Söhne des Thales (ohnstreitig ein Mann, der inneren Beruf zur Poesie hat, aber bis jetzt mehr Geist, als Kunstsinn an den Tag legte.) „*demuthsvoll*“ (?) seinen Lehrer nennt und „*dieses Titels stolz*“ ist; es steht aber mit Recht zu bezweifeln, ob in Hinsicht des Schülers der Lehrer mit der ihm demuthsvoll zugesprochenen Meisterschaft zufrieden seyn kann.

Die romantischen Jahrhunderte der Kreutzzüge sind für die Poesie ein reiches Element, und zumal die dramatische Kunst kann noch mit eben dem Glücke, welches der epischen Poesie der Italiäner in dieser herrlichen Sphäre zu Theil wurde, aus demselben schöpfen. Das Gemälde von *Kotzebue*, welches wir unter dem Namen, die Kreutzfahrer, haben, lasst zwar allerley allegorische Deutungen zu, und ist für die Bühne eine Bereicherung, deren Werth der bescheidene Vf. desselben gewiss selbst am richtigsten wird berechnen können; es kann manche Lücke ausgefüllt haben, nur in Rücksicht der Kunst behauptet es einen genialischen Indifferentism. Wollen wir beide Stücke eines Namens gegen einanderstellen, so täuscht doch wenigstens das ältere nicht, indem man von dem bekannten Vf., der sich auf dem Titel nannte, gleich wusste, wessen man sich nicht zu gewärtigen hatte; aber dieser neue Schriftsteller täuscht, sonderbar genug, durch seine Anonymität, durch Titel und Vorrede auf eine grausame Weise. Der Titel verspricht ein dramatisches Gedicht, und man erhält zwey versereiche Bände, die ohne allen Kunstsinn sind, ein sogenanntes Gedicht, dem alle Dichtung mangelt; man sieht eine Menge Scenen auf einander folgen, denen es an jeder Foderung der Dramatik fehlt; man hört leider eine Menge von Personen das Buch hindurch reden, ohne allen Zweck und ohne allen Charakter; man müsste denn eine bestialische Sauflust und Rohheit für die Charakteristik der Deutschen, eine dumme Geldgier für die der Juden, eine unnütze Treulosigkeit für die der Neu-Griechen, und endlich die haltungsloseste Verworfenheit, oder vielmehr die verworfenste Haltungslosigkeit für die Charakteristik eines Mönchs annehmen wollen. Will man beide Theile dieses Machwerkes gegen einander halten, so ist doch in dem zweyten, die Vereinten am heiligen Grabe genannten Drama noch eine Art von Plan, wenigstens eine historische Zeitfolge der Gespräche, die auf factische Gegenstände recurriren, und mit der Vereinigung der beiden Liebenden in einigem Bezuge stehen; doch der erste Theil, die Pilgerin zum heiligen Grabe, konnte eben so gut, der kaiserliche Herold, oder der Burgpfaffe, oder vielleicht am aller richtigsten, *Jobs*, genannt seyn. Hier ist alles verwirrt und unzusammenhängend und auf der anderen Seite wieder zu wortreich und ausführlich. Dass ein Mann, der so tief in Rücksicht seiner Geistesbildung steht, denn von Dichtertalent ist hier auch gar nicht die Rede, keine Sprach-, noch weniger einige Verskunst in seiner Gewalt haben kann, braucht nicht erwähnt zu werden, und man weiss nicht, ob man die Gutmüthigkeit des Vfs. bedauern, oder seine Unwissenheit in Rücksicht jeder Kunstfoderung verspotten soll, wenn er in der Vorrede S. XVI sagt: „Ich habe zu oft das Metrum gewechselt, zuviel mit dem Spiele gespielt. — Oft that ich es, meine Kraft an der schweren Aufgabe zu versuchen. Oft — ich konnte nicht anders — ich musste.“ — Ach! wenn er doch nie *gemusst* hätte, so wären *diese* Kreutzfahrer ungeschrieben geblieben! — Hier einige Proben: S. 94

„*Ida.* Was soll ich hier, wo nichts mich an das Land,
Dem ich ein Kind gebohren wurde, band,
Wo sich kein *Herz* um meines jemals *wand*.“

Äbtissin. Kein Herz? Dein Vater! —

Ida. Hat er mich gekannt
Der Mann, der nie an mir Entzücken fand,
Der nie mir reichte seine Vaterhand?
Es ist ein Kind — der Liebe heilig Pfand;
Doch mir hat nie sein Vaterherz gebrannt,
Er hat mich seine Tochter nie genannt,
Hat mich von seinen Augen früh verbannt.
Ich lebte ihm — ich sterb' ihm unbekannt. u. s. w.

Wenn Rec. nicht den Raum zu fparen nöthig hätte, könnte er von jeder Seite *folche* Stellen ausheben. In ihrer Schlechtheit zeichnet fich z. B. S. 24 die über vier Seiten einnehmende langweilige Legendenerzählung der Jutta aus, welche aus 13filbigen Jamben ohne alle Cäfur und Mafs befteht; oder S. 209 wo der Vf. feinen „demuthsvoll" genannten Lehrer auf die erbärmlichfte Art nachzuahmen fich beftrebt; wie auch der Gefang der Troubadour's, der fich zu dem Vorbilde, in den Söhnen des Thales, wie ein Schornfteinfeger zu einem Priefter verhält. — Doch diefe Anzeige mit der zweyfachen Warnung: für den Vf., fich nicht wieder an der dramatifchen Kunft zu verfündigen; für etwanige Freunde der letztern, fich nicht durch den Titel zum Nachtheil ihrer Börfen blenden zu laffen, fey hinreichend. F. C. R.

1) Berlin: *Glauben und Poefie. Zum Frühlinge des Jahres* 1806. Eine Sammlung von Dichtungen und Bruchftücken in Profa, von mehreren Verfaffern, herausgegeben von *Lucian*. 276 S. kl. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Zürich, b. Gefsner: *Gedichte von A. G. D. Graf von Moltke*. 240 S. (22 gr.) *Oden* von demfelben. 339 S. 1806. kl. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

So wie jemand, der die ganze Poefie blofs aus dem plaftifchen und objectiven Gefichtspunkte betrachten wollte, auf fonderbare Behauptungen kommen würde: eben fo mufs es dem ergehen, der bey Erforfchung der Dichtkunft allein und unbeweglich auf dem lyrifchen und fubjectiven Standpunkte ftehen bleibt. Den Vfn. der Gedichte Nr. 1, befonders dem Hn. *Lucian* und *Crifalin*, ift es fo ergangen. Indem fie aus ihrem Gemüthe gern den Anklang des ganzen Weltalls wiedergeben möchten, faffen und geben fie ein verflatterndes Nichts, niemals ein im Kleinen haltbares Ganzes. Ohngefähr fo, wie jemand bey einer Mufik unter fternenhellem Himmel alle Gegenftände in den Tönen mitempfindet, eben fo und in folcher Stimmung mögen diefe Dichter gewefen feyn, indem fie immer ftreben, auf eine *lyrifche* Weife das Ganze objectiv werden zu laffen. Weil in ihrer Empfindung alles zufammen fchwindet, fo vermifchen und vermengen fie auch die Prädicate der Dinge, und wollen die ganze Natur in Mufik verwandeln, was doch der *Poefie* nicht möglich ift. Bey diefer Empfindungsallgemeinheit *hören* fie beym Rofenduft einen *Rofengefang*, und die Felfen *wehen* ihnen ein *füfses Grauen* zu. „Die Liebe *thut* (S. 82) die Thränenflut wohl mifchen, und füfse Bande *winden* fich mit *Thränen*." Vom *Tannenhain* heifst es S. 4: „Ich nahte mich von ferne feinen Schauern. Der *Felfen* füfses Waffer drang in meine Bruft, und eine Thräne füllte mein Auge. O Ewigkeit, rief ich, fo bift du! Und in deiner heiligen Conftruction ift die Welt gebildet." Wer fich fo in eine myftifche Auffuchung der Ähnlichkeiten zwifchen dem Menfchen und der Natur verliert, und jeden Gegenftand und feine Empfindung fragt, dem müffen wohl überall, wie S. 21, *Klänge von Dodona* zuflüftern:

Wo liegt der Sinn?
Heilig verhüllt in der Tiefe.
Und der Gedank geht hinein ihn zu fuchen,
Und bringt ein Theilchen herauf.

Aber, ein heil'ges Orakel, fpricht
Der Sinn: ich bin es nicht.
Du wirft mich nimmer finden.

Und es verftummt der Menfch,
Und es entfchlummert der Gedank.
Mit leifem Leben regt fich das Göttliche.
Stille! ftille! es fpricht der Sinn felbft.

Auch findet man in diefer Sammlung *Gedanken eines Knaben*, der feinem Lehrer nachlallt, bald die gewöhnlichften Dinge fagt, wie: „des Frühlings hehre Feyer fchmückt die Natur mit Freude", und bald in Redensarten verfällt, wie: „tiefe Schwermuth, die das Herz mir zerreifst, du rafeft in mein Inneres, bis endlich du fiegft." — Hr. *Crifalin* in feiner Abhandlung über dichterifche Compofition zeigt zwar in der Beobachtung des Inneren einen feinen, nur etwas verfchrobenen Sinn; aber er würde ein fchöneres Feld der Betrachtung vor fich gefunden haben, wenn er geradezu über die Entftehung der Mufik und des Gefanges gefchrieben hätte, denn dahin geht feine Neigung und feine Auffaffung. Auf die Poefie pafst es nicht ganz, wenn er meint, der Dichter wolle die *Begeifterung ausdrücken*, und S. 115 fagt: „*das* in der Begeifterung, was fich mehr dem Leben nähert, fcheint weniger fie felbft zu feyn." Jenes kann höchftens eine Phantafie geben. Der innere Zuftand felbft und die innere Stimmung läfst fich nur durch die Mufik ausdrücken. In der Poefie aber mufs fich ftets der *Ton* mit der *Geftalt* durch die *Idee* vermählen; in keiner Dichtungsart darf eins von diefen drey Elementen fehlen, wenn nicht entweder blofser Klingklang, oder kaltes Erftarren finnlicher Gegenftände, oder ein blofser Unterricht des Verftandes entftehen foll. Hr. C. aber macht aus Geift und Welt zu grofse Gegenfätze, und räumt dem Gemüth eine folche Freyheit ein, als ob es in allem Ernft fich die Welt fchaffen könnte; ja, er betrachtet die Welt und das Leben fogar als eine blofse Befchränkung des inneren Sinnes, als eine leidliche Nothwendigkeit zum Ausdruck des Geiftes. Daher unterfcheidet er auch noch befonders die Selbftftändigkeit des Ideals und die Wahrheit des Gegenftandes, ab ob nicht Eins wie das Andere, fofern wir nur nicht träumen, wahr feyn müfste. Daffelbe Schwanken von innen nach aufsen zeigt fich auch in feinen lyrifchen Gedichten, wo er bald von den Empfindungen, bald von den Gegenftänden fpricht, ftatt jene über diefe unmittelbar ausftrömen zu laffen. Daher Sätze wie diefer: „Es bringen uns die Wolken den Gefang ans Ohr, den die Zeiten fingen." — Noch mufs man die vielen Härten rügen, wie *fchwindt, fend't, vernehm'n*, Reime wie *leiden* und *bereiten*, *weiche* und *zeige*, *und* mit *bund*, und Verfe wie:

Die feffello-
Se Seel' am Strome
Und an den Quellen fchwebet.

Wenn andere Dichter jetzt, aus zu grofser Gemüthlichkeit und zu eifrigem Streben, auch das leifefte Gefühl ihres Herzens in Worten auszudrücken,

sich häufig in leeren Klang verlieren, und in das Gebiet der Musik hinüberschweifen: so verdient dagegen ein Sänger, wie der Vf. von Nr. 2 in der Hinsicht Lob, dass er standhaft an der alten deutschen Kraft festhält, und, statt in leeren Bildern und Träumereyen zu verschweben, dem Gedanken huldigt. Allein — gross ist auch die Gefahr auf der anderen Seite, wenn die Idee sich nicht aus lebendiger Fülle mit der Wärme des Herzens und der Lieblichkeit der Phantasie vermählt. Ein kalter Ernst und eine unerquickliche Strenge mischt sich dann leicht in den Erguss der Kraft; und es scheint allerdings, als wenn Hr. v. *M.* nur zu sehr auf diesen Abweg gerathen sey. Mag nun die Nachahmung ähnlicher Dichter, wie z. B. *Voss* oder *Baggesen*, ihn dazu verleitet, oder Land und Klima (er lebt im Holsteinschen) ihm diess Naturell gegeben haben — genug, seine Gedichte tragen zu sehr die schlimmeren Spuren der Nordlichkeit an sich, die, wenn sie auf der einen Seite gegen Verweichlichung sichert, auf der anderen leicht zu spröder Unfreundlichkeit und Schroffheit verführt. Am Ufer eines erzürnten Meeres, über Trümmern und im Anblicke wilder Zerstörungen scheint seine Phantasie ihre Heimath zu finden, wie besonders die Gedichte: die *Überschwemmung*, *Despoten-Warnung*, *Pyton* und der *Giganten-Krieg* beweisen, worin ihm mancher beschreibende Zug nicht übel gelingt. Bey dem letzteren Gegenstande verweilt er mit Lust, und entladet sich gleichsam seiner ganzen Stärke, indem er diesem wuthvollen Kampfe vierzig lange Stanzen widmet, wovon wir nur diese als die besseren ausheben wollen:

Mit Wald und allen Eingeweiden,
Mit seiner Felsen Knochenbau,
Den Sieg auf einmal zu entscheiden,
Reisst Athos furchtbar, wild und grau,
Den Berg mit gleichbenanntem Namen
Aus seiner Wurzeln tiefen Saamen; (?)
Er fällt herab hoch aus der Luft,
Zermalmet, zwischen alle Götter,
Und Sturz auf Sturz in Donnerfern
Erscholl sein Fall von jedem Stern.

Neptun, den Dreyzack in den Händen,
Entschwang mit Macht die Insel Chos;
Wie ein Gebirg mit Felsenwänden
Stürzt Polybötes gliederlos.
Er wühlt mit seiner Sterbenskralle (!)
Noch hohe Berge auf im Falle,
Und seinem offnen Bauch entsteigt
Ein Dampf, wie wenn Vesuv und Ätna
Gen Himmel speyen ihren Brand,
Gesammlet an dem styxschen (!) Strand.

Man sieht schon aus diesen Proben, dass durch die Hinneigung zu starken sinnlichen Eindrücken und durch die Wahl geräuschvoller Worte häufig Härten entstehen müssen, die nicht selten den Anschein einer gesuchten Originalität haben. Auch folgende Ausdrücke, die in den übrigen Gedichten vorkommen: das Herz *ermürbt*, der Tugend *Walter*, der Mutter *Wonn Geberde*, der Freude *Trillertöne*, meiner Fiebergluth *Gekoch*, ihrer Augen *Glimmer* u. dgl. bestätigen diesen Verdacht. Bey einfachen, leichten Gegenständen tritt entweder der nämliche Fehler ein, dass die vordrängende Kraft zur Unzeit überströmt, und die begonnene Harmonie zerstört, oder die Gedanken versinken ohne dieses Wortgeräusch in Mattigkeit, wie z. B. in dem Gedichte:

Der Jugend.

O, wo ist die Jugend hin
Mit dem stets zufriednen Sinn,
O, wo ist die Jugend hin?
Wo ihr leicht erregter Scherz,
Und ihr nie gestörtes Herz,
Wo ihr leicht erregter Scherz?
— — — — — — —
Wo das fromme Tischgebet,
Keiner starren Majestät, (!)
Wo das fromme Tischgebet?

Die Sonnette in dieser Sammlung bewegen sich nicht zart genug in dem Spiele sanfter Schwärmereyen, in Klang und Gegenklang, und erdrücken durch zu grosse Anhäufung von sinnlichen Gegenständen in den ersten Strophen den Gedanken am Ende, der immer zu unbedeutend ist, als dass er jenen das Gegengewicht halten könnte.

Das Hinausstreben aus den gewöhnlichen Schranken hat auch mancherley Versuche und Übertretungen in der äusseren Form hervorgebracht, z. B. Verse, wie folgende:

Viele Sterne am Himmel glänzen freundlich und stille,
Andre giessen entzückt den Strahl der mächtigen Gluth:
So hinab durch des Lebens weithin strömende Fülle
Strahlt weibliche Innigkeit und männlicher Muth.

Auch Verse von dieser *Länge:*

Schön im hochbekrönten Walde tönt der Sänger Chöre,
Schön im farbenreichen Schmucke wallt die blumentrunkne Flur,
Schönes Glanzes öffnen sich des Himmels weite *Thöre*, (!)
Hebt Aurora ihres Wechselglanzes goldne Spur.

In der Bildung und Anwendung des Reims giebt es fast keine Freyheiten, die der Vf. nicht gewagt hätte. Denn nicht allein, dass er *Climate* und *badte*, *zerrt* und *gewährt*, *Muse* und *Grusse*, *ihm* und *Grim*, *Thebaide* und *erglühte*, *Heilige* und *Selige*, *Zinnen* und *Göttinnen*, *Löwe* und *Hefe*, *Horizonte* und *brannte* zusammenstellt, sondern er trennt die Reimwörter sogar durch vier ganz verschiedene Reimverse, wo sie durchaus keine Wirkung mehr thun können.

In seinen *Oden* hat er sich vorzüglich den Fehler der zu grossen objectiven Anhäufung zu Schulden kommen lassen, worüber die Wirkung des Ganzen, der Eindruck auf's Gemüth, sehr oft verloren geht. Mit der *plastischen* Beschaffenheit ist hier wenig ausgerichtet, wenn das eigene Gefühl, das die Phantasie begeistert, nicht die einzelnen Erscheinungen und Bilder auf das innigste verbindet, und mit lebendiger Seele durchdringt. Selbst die Nachahmung antiker Verse, so gebräuchlich sie auch ist, kann leicht zum Nachtheil der Ode ausfallen, weil die nicht seltene Anhäufung von Spondeen, die in der lateinischen Sprache auf eine ganz leichte Weise, schon durch das Zusammentreffen von Consonanten in ganz bedeutungsleeren und nur sinnlich bestimmenden Silben sich bildet, in der deutschen Sprache zugleich Begriffe giebt und an einander reiht, wodurch nicht nur das

Ohr, sondern zugleich auch der Verstand beschäftigt, und gleichsam überschüttet wird. Wir übergeben diese Meinung den Lesern zu weiterem Nachdenken, und bitten gleich folgende Ode, die erste in dieser Sammlung, dem eigenen Gefühl zur näheren Prüfung vorzuhalten.

Meine Lehrstunden.

Knabe, Jüngling und Mann, lauscht ernstes Ohrs ich,
Wenn laubwirbelnde *Wuth, Windsbraut* herab tos't;
Ihr Walddome erkrachten
Rings mit Geschmetter im Sturz.

Dumpfauf wogte die Fluth dann hohe Donner
Nachtgrausschwer, dass dem Meerschwall auch erbebte
Das ferndrohende Berghaupt,
Schreckenerzeuger doch selbst.

Wodan, Gott! Oromazes, rief erstaunt ich,
Allerfüller im Heergang grofser Wetter!
Und zu kühnes *Gesangs Flug*
Schwang sich empor mir der Ruf.

Also lernt' ich des Tonhalls tiefen Umschwung,
Stets nicht achtend des *Tontacts*, regellos wild,
Gleich dem schäumenden Fluthrad
Jenes entrollenden Rheins.

T. Z.

Berlin, b. Fröhlich: *Sophie von Normann.* Von *Amalie Berg.* 1806. 371 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wenn Rec. nicht fürchtete, den Lesern dieses Romans durch Mittheilung der Fabel desselben ein Vergnügen zu berauben, das für sie gewöhnlich das beste ist: so möchte er wohl den Inhalt desselben angeben, da die Geschichte so artig erfunden, und bis zur Katastrophe durchgeführt ist. Der Ton der Erzählung, gleich weit entfernt von Schwulst als Niedrigkeit, hat etwas Einladendes, Anziehendes, Freundliches; alles aber verräth viel Menschenkenntniss, besonders auch aus den höheren Ständen, und viel Erfahrung. In Rücksicht der Grammatik muss man es mit Frauenzimmern nicht zu genau nehmen.

— d — r.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Posen* u. *Leipzig*, b. Kühn: *Simon Matern der furchtbare Rauberhauptmann.* Ein historisch-romantisches Gemählde der Vorzeit in fünf Acten, von *Karl Stein.* 1805. 144 S. 8.

Ebendaselbst: *Das Grab der Mutter.* Ein Familien-Gemählde in dramatischer Form in vier Acten, von *Karl Stein.* 1805. 112 S. 8.

Ebendaselbst: *Die Zurückkunft des Fursten.* Lustspiel in einem Act. Von *Karl Stein.* 1805. 38 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Historisch-romantische Gemählde in dramatischer Form.

Hr. *St.* hat sich theils zu früh, theils zu spät auf den dramatischen Tummelplatz gewagt: zu früh mit seinem Talent, zu spät mit den Sujets und Charakteren seiner Stücke. Die furchtbaren Räuberhauptleute sind, dem Himmel sey's gedankt! abgenutzte, verlegene Theater- und Romanen-Waare geworden, und Familien-Gemählde sind jetzt so gemein, dass in keiner nur einigermafsen angesehenen Familie dergleichen fehlen; sein Talent aber, das wir doch nicht zu sehr herabsetzen wollen, hätte wenigstens, ehe es sich öffentlich zeigte, noch vorher einige Bildung annehmen sollen. Das Unreife in der Ansicht der dramatischen Welt schimmert überall noch zu sehr durch, und Sprache und Dialog müssen noch öfters unter die Feile, um den Rest des Gemeinen und Platten loszuwerden. Eine Stelle aus der Zurückkunft des Fürsten zur Probe! *Rittmeister.* Ich glaube, da gallopirt etwas, *das* wird Berger seyn. *Louise.* Bleiben Sie ganz ruhig, dass man nichts merkt. *Rittm.* Er ist es. *Michel.* Da steigt ein Soldat an der Pforte ab. *Rittm.* Mein Aufwärter wird kommen, mich nach Hause zu begleiten. *von Werneck.* Rauchen Sie nicht auch Taback, Hr. Rittmeister? *Rittm.* Zuweilen, o ja! *von Werneck.* Belieben Sie eine Pfeife? *Rittm.* Für jetzt danke ich u. s. w.

12 x 37.

München: Zeichenbuch für Zöglinge der Kunst und Liebhaber. Von *J. C. von Mannlich*, Director der kurfürstl. Bayerischen Gallerien. 3 Heft von 6 Blättern. gr. Fol. Neuerlich ist in 6 Blättern der dritte Heft des in dem ersten Programm zum Jahrgange 1805 dieser A. L. Z. erwähnten Zeichenbuchs von Hn. *v. Mannlich* erschienen. Diese Fortsetzungsblätter sind, sowie die zwey ersten Hefte des Werks, leicht in Kreidemanier gestochen, und enthalten ebenfalls Köpfe nebst anderen Gliedern nach berühmten Figuren in Rafaels Gemählden gezeichnet. Ein Blatt stellt den Kopf eines Apostels aus der Verklärung dar, das andere die Köpfe der Mutter des besessenen Knaben und eines Mannes zunächst an ihrer Seite. Auf zwey Blättern findet man Tritonen aus dem Gemählde von der Galatea nachgebildet, und auf einem dritten die Hände und Arme der Galatea selbst; auf dem letzten Blatt endlich befinden sich Hände und ein Arm nach einer der schönsten männlichen Figuren aus dem Gemählde von der Disputation über das Sakrament. Sollten diese Blätter, in Vergleich mit Rafaels Originalen, auch nicht völlig untadelhaft seyn: so gehören sie doch wenigstens unter die allerbrauchbarsten in Kupfer gestochenen Vorschriften für Anfänger, und verdienen als solche empfohlen zu werden. Das schädliche Wohlgefallen am Unbestimmten, an bedeutungslosen Spindel-Gestalten, die Verwechselung des Natürlichen mit dem Elenden würde zuverlässig vermindert, vielleicht gar ausgerottet werden können, wenn Muster, wie die angezeigten Blätter sind, in den Zeichenschulen durchgängig eingeführt, und die Zöglinge nach denselben sich zu üben angehalten würden. Wer z. B. die Arme der Galatea nachgezeichnet, ihre Gestalt, liebliche Wendung und Art, wie die Zügel gefasst sind, in der Erinnerung bewahrt hat, wird an edler kräftiger Fülle, an wahrer Anmuth, wo Natur oder Kunst ihm solche bieten mögen, sich erfreuen, gegen das ganze Heer der hagern geschraubten Modefiguren aber einen heilsamen Ekel empfinden. — Diesem angezeigten dritten Heft wird der vierte bald nachfolgen, und Anatomie enthalten.

— y — H.

Leipzig, b. Hinrichs: *XVIII Tänze*, als: 3 *Polonoisen*, 3 *Minuetten*, 3 *Walzer*, 3 *Ecossoisen*, 3 *Angloisen*, *und* 3 *Quadrillen für das Pianoforte*, von *A. H. Weller.* 6 Bog. Querfol. (20 gr.) Wir können diese Stücke, deren Vf. uns hier zuerst bekannt wird, zwar als *polonoisenartige*, *minuettenartige etc.* Sätze ansehen, die in Rücksicht ihres regelmäfsigen (zuweilen zu *gelehrten*) Satzes, sich oft mehr dem concertirendem Rondo, ja wohl gar dem *alten*, schwerfälligen Concertstil nähern, (S. 3. 4. 5. 12. 17 oben) übrigens nicht ganz ohne Sinn geschrieben sind, aber durchaus nicht als eigentliche Tänze empfehlen, als zu welchen ihnen im Gegentheile der den genannten Tänzen eigene *Geist* und charakteristische *Rhythmus* gröfstentheils so sehr fehlt, dass man ohne die Überschrift gewiss den Tanz in ihnen nicht suchen würde. Denn wer möchte wohl z. B. den Walzer Nr. I, die dritte Angloise und die erste Quadrille zu tanzen Lust empfinden? Einige als: Min. II, Walzer II und III, Ecoss. II, Quadr. III sind nicht gemein; aber auch diesen fehlt es in einzelnen Theilen an dem Schwebenden, Leichten und Hebenden, was den ächten Tanz macht, der fast unwiderstehlich mit sich fortziehen muss, und ohne welches der Tanz dem Tänzer nur — zur Last wird. Der Druck ist gut und correct, das Papier stark und weiss.

M....s.

Neue Auflagen.

Salzburg, b. Duyle: *Der kleine A B C Schüler.* Ein Geschenk für Kinder, welche bald zu lesen und das Gelesene zu verstehen wünschen. 7 Aufl. 1806. 64 S. 8. (1 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 21 AUGUST, 1806.

JURISPRUDENZ.

Erlangen, b. Palm: *Einleitung zu einem neuen Lehrbegriff des deutschen Staatsrechtes*, von Dr. *Joh. Ludwig Klüber*. 1803. 176 S. gr. 8.

Göttingen, b. Schneider: *Lehrbuch des deutschen Staatsrechts*, von *Justus Christoph Leist*, beider Rechte Doctor, ordentl. Prof. und Assessor der Juristen-Facultät zu Göttingen. Nebst einem Abdrucke des Lüneviller Friedens, des Friedens von Campo-Formio, des den ersteren ratificirenden Reichsschlusses, des Reichsdeputations-Hauptschlusses, und des denselben genehmigenden Reichsschlusses. 1803. XXXII, 708 u. 78 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Landshut, b. Krüll: *Deutsches Staatsrecht*, von *Nicolaus Thaddäus Gönner*, der Philos. und der Rechte Doctor, kurpfalzb. Prokanzler und Prof. der Rechte an der Ludwig-Maximiliansuniversität zu Landshut. 1804. XX u. 844 S. 8. (3 Rthlr.)

Halle, in d. Rengerschen Buchh.: *Handbuch des deutschen Staatsrechts*. Zum Gebrauch akademischer Vorlesungen. Von *Theodor Schmalz*, D. königl. preuss. Geh. Justiz-Rath, etc. zu Halle. 1805. XII u. 331 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Jena, b. Seidler: *Lehrbuch des deutschen Staatsrechts*. Von *Andreas Joseph Schnaubert*, Dr. Erster Band. 1806. 318 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Noch jetzt neue Darstellungen des öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland! Warum drangen sich die Künstler so gewaltig herbey, einen Sterbenden zu malen? Fast sollte man glauben, es geschahe, um nicht die Farben umsonst gerieben zu haben; denn den lachenden Erben wird kein biederer Deutscher ein Bild schenken wollen.

Vor einigen Jahren, wird den Publicisten erinnerlich seyn, ward das Reichsstaatsrecht *welscher Nation* auf seinem Todtenbette noch einmal abgebildet. Gleich darauf schied es dahin, und der General *Wurmser*, sein unglücklicher Vertheidiger, folgte ihm bald in die Ewigkeit nach. Mit dem Reichsstaatsrechte *deutscher Nation* scheint es dieselbe Wendung nehmen zu wollen. Je näher es dem Verscheiden kommt, desto häufiger finden sich die Maler ein; als sey es schade darum, von den letzten convulsivischen Zügen etwas verloren gehen zu lassen. Das letzte Bild ist sogar neuerlich erst von einem Staatsrechtslehrer angefangen worden, dessen Name, neben dem Pütterschen, schon in der schöneren Periode Deutschlands blühete; vollständige aber sind kurz vorher geliefert, von *Leist* im alten gutem Geschmacke, von *Gönner* in einem modernen Costume, von *Schmalz* in seiner eigenen leichten und nicht ungefälligen Manier. Die *Klübersche Einleitung* hat es bey einigen soliden Grundstrichen, mit reichlicher Literatur schattirt, bewenden lassen. Man möchte fragen: Stirbt der Patient an dem Malen, oder wird er gemalt, weil er im Sterben begriffen ist? Ganz unrecht hat man nicht, das Erste anzunehmen und zu behaupten, das deutsche Reich sterbe mit an den Publicisten, wie die Kranken oft an den Ärzten. Den Publicisten ist es gelungen, das deutsche Reich in dem Zustande eines bröcklichen Wesens zu erhalten, welches kein anderes Schicksal haben konnte, als in der Friction der politischen Sphären Europa's zerrieben, und in pulverisirter Form auf die Nachwelt gebracht zu werden. Ohnehin gedeihen ja die Dinge nicht selten in der Welt desto schlechter, je besser sie anfangen auf das Papier zu kommen. Auch das Stärkste und Gesundeste erkrankt in Definitionen, und es hat ihm die letzte Stunde geschlagen, wenn die Idee wichtiger wird, als die Sache; wenn keine That mehr reif werden kann vor der Überschwenglichkeit des Wissens und vor dem Andrang historischer Gelehrsamkeit. Ja, die Kraft der Deutschen hat sich in Wissen und Ideen aufgelöst. Das deutsche Reich ist ein Buch worden. Als Buch, und unter Büchern, geht es unter.

Wir vernehmen aber eine Stimme vom Grabe her: *non omnis moriar!* Zum Trost sey es den Publicisten gesagt, welche man schon wähnt sitzen zu sehen, wie die Schiffe, unter welchen das Wasser abgelaufen ist, zum Trost sey ihnen gesagt: es werde hinlänglicher Stoff zu einer Wissenschaft des deutschen Staatsrechts übrig bleiben. Noch ist es freylich zu früh, das künftige Staatsrecht zu schreiben, so wie es in den letzten Jahren zu spät war, das bisherige geschrieben zu haben. Aber einige blinde Linien, die eben so leicht wieder weggewischt als gemacht sind, lassen sich auf gut Glück wohl ziehen.

Die *neue Wissenschaft* mag mit einer historischen Einleitung anheben, worin erzählt wird, wie wir von der goldenen Bulle, vom westphälischen Frieden, von der Wahlcapitulation, von den bisherigen Reichsabschieden und Reichsgesetzen abgekommen und dahin versetzt worden sind, wo wir jetzt mit den Friedensschlüssen zu Campo-Formio, Lüneville, Amiens, Presburg und Paris, und vorzüglich mit den Resultaten des angekündigten Frankfurter Convents-Tages, so wie mit der bereits bekannt gewordenen Confoderations-Urkunde und dem kaiserlich-österreichischen Patente

vom 6. d. M. stehen. Hierauf mag sich das Werk selbst ungefähr also gliedern:

I. Öffentliches Recht der österreichischen Monarchie. Es gehört der Deutschheit wegen, wenigstens der partiellen, mit in die Wissenschaft.

II. Öffentliches Recht der preussischen Monarchie. Gehört aus eben dem Grunde, wie das vorige, mit in die Wissenschaft, kann aber, wie jenes, nach Umständen auch ausfallen. Es kommt auf das Publicum an, für welches geschrieben wird.

III. Öffentliches Recht der föderirten deutschen Staaten. Es bildet die Hauptpartie der Wissenschaft.

A. Gemeines öffentliches Recht der föderirten deutschen Staaten.

1) Im Verhältnisse der föderirten Staaten zum Bunde. Diese Abtheilung tritt in die Stelle des bisherigen *Reichsstaatsrechts*.

a) Verhältniss gegen den Übergeordneten.

α) Verhältniss des Bundes im Ganzen gegen den Übergeordneten.

β) Der einzelnen Bundesglieder.

b) Verhältniss der Bundesglieder unter sich.

2) Im Verhältniss der föderirten Regenten gegen ihre Unterthanen. Diese Abtheilung tritt in die Stelle des bisherigen *Territorial-Staatsrechts*, so wie in die Stelle der bisherigen *Landeshoheit* eine *Bundeshoheit* tritt, d. h. eine solche Hoheit, die durch den Bund und den Übergeordneten des Bundes beschränkt ist.

B. *Besonderes* öffentliches Recht der einzelnen Bundesstaaten; z. B. 1) von Bayern, 2) von Wirtemberg, 3) von Baden, u. s. w.

Die Verbindung, wodurch die verschiedenen Theile des alten deutschen Staatsrechts zusammen gehalten wurden, war zum Theil gemeinrechtlich, zum Theil gemeinhistorisch. In dem neuen deutschen Staatsrechte, nach dem eben versuchten Abrisse, wird es mehrere Arten der Verbindung geben. *Erstlich* eine gemeinrechtliche, bey welcher der Grund und das Motiv der Gemeinheit in den Rechten, in einer rechtlichen Nothwendigkeit, beruht. In dieser Verbindung ist das neue Reichsrecht der föderirten Staaten gegründet. Die Verfassung und die organischen Gesetze des Bundes sind die Quellen. *Zweytens* eine gemein politische Verbindung, bey welcher der Grund und das Motiv der Gemeinheit politisch sind. Sie findet bey dem neuen Territorial-Staatsrechte Statt. Da, wo von Seiten des Bundes und des Übergeordneten desselben den einzelnen föderirten Staaten keine Fesseln angelegt werden, bleiben sie rechtlich frey, bleiben folglich auch ausser aller juristischen Nothwendigkeit einer Gemeinheit. Sie werden daher eine Art des Völkerrechts sowohl unter sich selbst, als auch im Verhältniss zu anderen Staaten haben. Eben so wird jeder föderirte Staat, kraft der Bundeshoheit, bis auf gewisse Grenzen hin zwar Macht und Gewalt behalten, seine inneren Landes-Angelegenheiten nach Gefallen einzurichten; aber ohne rechtliches Gesetz, wird dennoch ein Gesetz der Klugheit und Convenienz bewirken, dass die französische Monarchie den einzelnen Bundesstaaten so viel möglich, und nach einem mehr oder weniger verjüngten Maasstabe, in der Organisation des Inneren zum gemeinschaftlichen Muster dienen wird. Und so wird denn doch am Ende *auf diesem Wege, oder vielmehr Umwege* (wer hätte das gedacht!) das Resultat, welches die französische Revolution, sowohl für das Staatswirthschafts- und Bürgerrecht (Regierungsrecht, Cameral- und Polizeyrecht), als auch für das Privatrecht, in Frankreich gehabt hat, auf Deutschland übertragen werden. Wo es thunlich ist, werden daher die Staaten des Bundes in ihrem Inneren, zwar freywilliger, aber doch nicht so recht freywilliger Weise, dem gemeinschaftlichen Musterbilde, und dadurch auch sich unter einander, mehr oder weniger gleichen, zum Beyspiele in der geographischen Eintheilung des Gebiets, in der militärischen Conscription, in den civilrechtlichen Instituten, in der gerichtlichen Procedur u. s. w. Dass der *Code Napoleon* im südlichen Deutschland gelten werde, ist bereits ausgesprochen worden. Die Quelle dieser Übereinstimmung ist in der gemeinschaftlichen Räthlichkeit der Nachahmung zu suchen. Erhalten für die Folge, und tiefer gegraben wird diese Quelle durch die Erziehungs-Anstalt, welche, in Gemässheit des neuen französischen Familien-Statuts, für die kaiserliche Familie, und, wie es scheint, auch für alle mit Frankreich föderirten Regenten-Häuser, errichtet werden soll, und vielleicht schon errichtet worden ist. Von diesem *Seminario purpurato* und dessen Rector oder Director, werden schon gleichförmige Regierungs-Grundsätze in die Bundesstaaten übergehen. Eine *dritte* Art der Verbindung im neuen deutschen Staatsrechte ist die historische, bey welcher der Grund der Gemeinheit in einer gemeinschaftlichen geschichtlichen Abstammung und Entwickelung liegt. Diese Quelle erstreckt sich zwar am weitesten; sie erstreckt sich auf alle oben zur Wissenschaft gezogenen Theile. Allenthalten aber wird sie sparsamer, als in dem alten Staatsrechte, fliessen. Eine *vierte* Art der Verbindung ist die geographische. Sie ist die laxeste, und was durch sie zusammenhängt, kann am leichtesten aus der Wissenschaft wegbleiben. Der Grund der Gemeinheit liegt bey ihr darin, dass innerhalb der geographischen Grenzen Deutschlands gemeinschaftliche Sprache und Sitten herrschen; dass daselbst Ein gemeinschaftlicher Volkscharakter und in so manchem Betrachte Ein gemeinschaftliches Interesse zu Hause ist; dass daselbst auch der Rechtsbegriff, unter dem Einflusse der allgemein eingeführten fremden Gesetze und einer gemeinschaftlichen Literatur, sich auf gleichförmige Weise ausgebildet hat. Aus einer so mannichfaltigen Übereinstimmung müssen sich wohl harmonische Resultate in den Rechten ergeben.

Es bleibt also ein hinlänglicher Grund, um darauf einen eigenen Lehrstuhl des Staatsrechts auf den deutschen Akademien zu stellen, oder fernerhin stehen zu lassen. Nur wird er nicht weiter mehr auf Lünigschen Folianten, Moserschen Quartanten und Octavbänden der Staatscanzleyen ruhen, sondern auf kennt-

nissen im Fache der Staatswissenschaft und Politik. Diese Fächer werden sich als Gehülfen des Publicisten zu seiner Rechten stellen, während die Geschichte blos zur Linken bleibt. Ein neues und erhöhtes Interesse wird das Staatsrecht von der linken Seite her bekommen, und wird also, als Wissenschaft, statt auf immer untergegangen zu seyn, sich aus seinem Grabe, wie ein Phönix, jung und frisch geboren von neuem erheben.

Was die fünf letzten, oben genannten, Handbücher des deutschen Staatsrechts geleistet haben, oder leisten sollten, ist zum Theil bekannt, zum Theil wird es künftig in einer ausführlicheren Würdigung dieser Werke entwickelt werden. Skr.

BOTANIK.

BERLIN, b. Öhmigke d. ä.: *Karl Ludwig Willdenow's Anleitung zum Selbststudium der Botanik, ein Handbuch zu öffentlichen Vorlesungen.* Mit vier ausgemalten Kupfertafeln und dem (wenig ähnlichen) Bildniss des Verfassers. 1804. 12 u. 666 S. 12. (2 Rthlr.)

Der Vf., welcher sich um den historischen Theil der Botanik schon so viele Verdienste erworben hat, liefert hier wieder ein Werk, das ein jeder Botaniker gern in seine Bibliothek aufnehmen wird, und das dem angehenden Arzt und Apotheker sehr nützlich ist, obgleich es das, was der Titel verspricht, keineswegs leistet: denn es ist keine Anleitung zum Selbststudium, und als Handbuch zu Vorlesungen ist es auch schwerlich zu gebrauchen.

In der Einleitung wird dem Anfänger als Pflicht vorgeschrieben, sich mit der Terminologie und dem System bekannt zu machen, und dann die Pflanzen mit den im System gegebenen Beschreibungen zu vergleichen. Das erste Erfodernifs wäre wohl, dass sich der angehende Botaniker mit dem Bau der Pflanzen bekannt machte, und nicht blofs die äusseren Formen, sondern auch die innere Structur kennen lernte. Nichts reizt mehr an, wie Rec. aus eigener Erfahrung weiss. Nachdem nun der allgemeine Pflanzenbau entwickelt ist, muss bey einem jeden einzelnen Theil zugleich die Anatomie und Physiologie desselben studirt werden. Dann wird die Klage über die Trockenheit der Terminologie wegfallen, jede abweichende Form reizt zu Zergliederungen und wird leicht behalten, indem man sie deuten lernt. Der Anatomie und Physiologie aber wird hier mit keinem Worte gedacht. In Hinsicht der Terminologie wird auf die botanischen Handbücher verwiesen; allein in der Anleitung zum Selbststudium musste sie gegeben, zugleich mussten alle Regeln entwickelt werden, wie man sich vor den gewöhnlichen Missgriffen zu hüten habe. Nur die Honiggefässe der Blumen, mit allen Theilen, die fälschlich unter dem Namen Nectarium gehen, sind hier auseinandergesetzt; bey den Drüsen hätte wohl erst gesagt werden müssen, was man in der Botanik darunter verstehe. In der Folge wird bey einigen Blumen gezeigt, wie die Insecten zu ihrer Befruchtung beytragen; allein wenigstens möchte unter den gegebenen Beyspielen das der Passionsblume zu bezweifeln seyn, denn mehrere Arten derselben bringen in unseren Treibhäusern Früchte und reife Saamen, ohne dass sie dort von Insecten besucht werden. I Abschn. System. Hier wird das Linnéische System auseinandergesetzt, und zugleich giebt der Vf. die Veränderungen an, welche er damit vornimmt: dass er nämlich die Monogamie der Syngenesie, wie schon andere thaten, eingehen lässt; die Polygamie nur in zwey Ordnungen, *Monoecia* und *Dioecia*, theilt; der Kryptogamie endlich ganz neue Ordnungen unterlegt, die er aber hier übergeht. Vom natürlichen System hätte wohl das Nöthige beygebracht werden müssen. II Abschn. Abweichungen des Systems. Davon werden einige genannt, um den Anfänger darauf aufmerksam zu machen. Im III Abschn. endlich, der von S. 61 bis zum Ende des Buchs geht, und die Aufschrift Classification führt, geht der Vf. eine Menge Pflanzen aus 525 Gattungen nach dem System durch. Von einer jeden Gattung wird der Charakter kurz angegeben, so wie von der Art die specifische Differenz, und zwar alles deutsch. Die Auswahl ist zu loben, da der Vf. hier die merkwürdigsten in- und ausländischen Pflanzen zusammengestellt, ihr Vaterland, ihre Namen und ihre Anwendung, auch hin und wieder einige historische Notizen beygebracht hat. Wegen dieser Auswahl verdient das Buch allen Beyfall; und da der Vf. alle neuesten Quellen benutzt hat, so findet der Apotheker und Arzt hier sehr viele Angaben seiner Handbücher berichtigt. So z. B. ist die *Ipecacuanha* nach *Brotero* bestimmt, zugleich aber gezeigt, dass die Pflanze nicht, wie dieser Schriftsteller glaubte, eine *Callicocca*, sondern eine *Cephaëlis* sey; die Angusturarinde komme von einem Baum des südlichen Amerika, welchen der Vf. nach *Humboldts* Begleiter *Bonplandia trifoliata* genannt hat, u. dgl. m. Viele der Pflanzen, von denen nur ehemals etwas officinell war, hätte der Vf. vielleicht übergehen können, indessen macht diess nichts aus. Bey einer neuen Ausgabe würden aber leicht manche Gräser und andere dem Ökonomen wichtige Pflanzen hinzugefügt werden können, ohne das Buch zu vergrössern, wenn in Hinsicht der Namen und der Angabe des Vaterlandes eine kleine Veränderung getroffen würde. Jetzt ist immer gesagt: die Pflanze ist dort zu Hause, einheimisch u. s. w. Statt dessen könnte Vaterland und Boden mit einem Wort genannt werden; man bezeichnete deutsche Pflanzen mit einem Kreutz, oder was von solchen Abkürzungen mehr beliebt würde. Besonders viel unnöthigen Raum nehmen die Angaben der Namen ein; der Vf. nennt den deutschen, häufig von ihm nicht zum besten erdachten systematischen Namen, fügt sodann hinzu, im gemeinen Leben heisse sie so, in der Apotheke gebe man ihr folgenden Namen, und man bekomme davon diess oder jenes. Da diess gewöhnlich mehrere Zeilen einnimmt, und höchst langweilig wird: so hätten dafür die Namen blofs hingesetzt werden können. Wenn der Vf. z. B. sagt: Der essbare Nachtschatten, den wir unter dem Namen der Erdtoffel oder Kartoffel kennen, wächst ursprünglich

in Peru wild: so konnten jene Namen neben dem lateinischen stehen, und Peru hinter der Differenz. Besonders lästig werden diese Wiederholungen bey den Gartenfrüchten, und die gewählten deutschen systematischen Namen werden wahrscheinlich nie ein Bürgerrecht gewinnen. J. K.

KLEINE SCHRIFTEN.

Botanik. *Erlangen*, b. Palm: *Specimen Florae Erlangensis.* Auct. *Aug. Frid. Schweigger*, M. et Chir. D. 1795. 136 S. kl. 8. (12 gr.) Die kleinen Provinzialfloren werden gewiss in Deutschland im Ganzen genommen zu sehr gehäuft; und wenn es ihren Vff. nicht darum zu thun ist, einzelne schwierige Familien entweder allein (wie im *Conspect. fungor. niskiens.* der würdigen *Albertini* und *Schweinitz*), oder doch vorzüglich (wie in des wackeren *Rebentisch Prodr. Fl. neomarch.* geschah), aufzuhellen: so kann der unmittelbare Gewinn für die Wissenschaft aus solchen Schriftchen nicht sehr gross seyn. Die vorliegenden Blätter sind eine Inauguraldissertation, von welcher der Vf. bescheiden urtheilt. Sie handeln nur die Gewächse aus den 13 ersten Classen (*Monandria — Polyandria*) ab, und Hr. *S.* erklärt sich nicht bestimmt über die Fortsetzung. Sollte vielleicht aus Scheu vor den *Inconspicuis* ein solches Fragment geliefert worden seyn? Der Plan und die Behandlung haben nichts Ungewöhnliches. Es sind die generischen Charaktere, die Artdifferenzen, deutsche und officinelle Benennungen, näherer Standort und Blüthezeit hinzugesetzt. Der Vf. nahm auch auf anderer, *Hoppe's*, *Schreber's*, *Ellrodt's*, Autoritäten Pflanzen auf. Dem Eifer des unvergleichlichen *Schreber* dankt er die seltensten hier vorkommenden Gewächse, und die besten unter den einigen Arten als Noten beygefügten *Observationibus*. Im Ganzen hat doch Hr. *S.*, wie es meistens der Fehler der Floristen ist, zu sehr nach einer bedeutenden Anzahl von Gewächsen getrachtet. Theils werden oftmals zu viele Arten unterschieden (freylich nach anderen), theils ist es ein Verfahren, das Rec. nie billigen kann, dass so viele *Culta*, wie die Getreidearten, aufgenommen werden. Auch hat die Erlanger Flora *durch Ansaat von Schreber*, Apotheker *Frischmann* u. a. manche Bereicherungen (?) erhalten, wie denn Hr. *S.* z. B. selbst bekennt, dass *Gentiana cruciata* an ihrem jetzigen Fundort ausgesäet sey. Sie soll indess nach *Ellwert* ehedem beym Frauenaurach wild gewesen seyn. Das letztere behaupten die Erlanger Floristen freylich von den mehresten Pflanzen, die jetzt, ihrer eigenen Aussage gemäss, *Culta* sind, wie z. B. vom *Arbutus uvaursi*. Es kommen allerdings manche seltenere Gewächse vor, wie *Lycopus exaltatus*, den *Schreber* bemerkte (sollte er wirklich wild seyn?), *Schoenus nigricans*, u. a. Vom *Panicum sanguinale L.* lehrte *Schreber*, gewiss mit Recht, den Vf. eine andere Art unterscheiden, die hier als *Pan. Ischaemum Schreb.*, *spicis congestis*, *floribus ovatis*, *obtusis pubescentibus*, *foliis vaginisque glabris*, *culmis prostratis* aufgeführt wird. *Pollich* und *Leers* (gewiss auch andere) nahmen sie für das gewöhnlichere *P. sanguinale*. Die wahre *Aira montana* möchte schwerlich bisher in Deutschland gefunden seyn. Die Gräser hat der Vf. übrigens, unter *Schrebers* Beystand, mit Vorliebe bearbeitet, und auch *Smith* dabey fleissig benutzt.

Floren, wie die *Timmsche* von Mecklenburg, die *Weberschen* vom Harz und Holstein, die *Schrebersche* von Leipzig und ähnliche, deren Deutschland ehemals nicht wenige aufwies, werden immer seltener. Die vorliegende kann sich mit ihnen keinesweges messen; wir lassen indess dem Fleiss und den Kenntnissen des Vfs. gern Gerechtigkeit widerfahren. Nur hätten wir gewünscht, zumal da er doch kein beendigtes Werk liefern wollte, dass er das Bessere in diesen acht Bogen auf Einen zusammengedrängt dem Publicum übergeben hätte. Eine solche Auswahl von Bemerkungen hätte ihm ohne Zweifel mehr Freunde erworben. — h —

Naturgeschichte. *Kopenhagen*, b. Brummer: *Danmarks og Norges Fauna eller Dyrhistorie af H. S. Holten, Laerer ved Hans Hoyhed Prindt Christian Frederik. Förste Hefte. Paaserdur.* 1804. 179 S. 8. (geheftet mit blauem Umschlag) (12 gr.) Hr. *Holten* ist aus seinen Abhandlungen in den Kopenhagener Societätsschriften als Zoolog bekannt. Seine Bearbeitung der dänischen und norwegischen Zoologie wird sicher nicht bloss für sein Vaterland Interesse haben, sondern sie wird, so gut wie zu seiner Zeit *Müllers Prodromus zoologiae Danicae*, zum Gewinn der Wissenschaft selbst beytragen. Vorzüglich können wir diess mit Grund bey den letzten Classen des Thierreichs erwarten, auf deren Studium Hr. *H.* besonderen Fleiss verwandt hat. Der Vf. schickt in diesem ersten Hefte, welches die Säugethiere enthält, eine kurze Terminologie voraus, in welcher die Übersetzung der Kunstwörter ins Dänische mitangegeben wird. Wir wünschen, dass er, zum Nutzen der Anfänger, es bey den übrigen Classen ebenfalls thun möge. Die Ordnungen der Säugethiere sind nach *Linné* festgesetzt, so wie überhaupt das Ganze sich zu sehr an diesen bindet. Einige Abweichungen neuerer Naturforscher hätten gewiss mehr beachtet zu werden verdient. Bey den einzelnen Arten wird auf die Lebensweise Rücksicht genommen, und bey manchen die Art auseinandergesetzt, wie sie benutzt werden können. Bey den meisten Arten wird eine Abbildung, besonders aus *Schrebers* Säugethieren und *Blumenbachs* Abbildungen naturhistorischer Gegenstände, citirt. Da nach *Müllers Zoologiae Danicae prodr.* den Dänen allgemeine systematische Handbücher für die Zoologie ihres Landes fehlen: so zweifelt Rec. nicht, dass der Vf. zur Zufriedenheit seiner Landsleute eine Lücke in der Literatur seines Vaterlandes durch dieses Unternehmen ausfüllen werde. Bearbeitet er die folgenden Hefte mit eben dem, auf dieses sichtbar gewandten Fleisse, und verbindet damit mehr Berücksichtigung der neuesten Fortschritte der Wissenschaft, so wird auch das auswärtige zoologische Publicum zufrieden seyn.

Das nächste Heft soll die Vögel enthalten. Für dasselbe empfiehlt Rec. dem Vf. besonders das Studium der französischen Naturforscher. Bey den übrigen Abtheilungen des Thierreichs ist es nach unserer Überzeugung nöthig, dass der Vf. sie nicht nach *Linnés* Eintheilungen abhandle, sondern die Trennungen in mehrere Classen, die bey den Thieren ohne Wirbelsäule *Lamark* und *Cuvier* vorgeschlagen haben, prüfe, und nach seiner Überzeugung benutze. Besonders müssen die Gattungen nach den Beobachtungen der neueren Naturforscher angeordnet, und *Linnés* Bestimmungen in den letzten Classen gänzlich verlassen werden.

Der naturhistorisch - physiologischen Übersicht des Thierreichs, welche der Vf. herauszugeben uns Hoffnung macht, sehen wir, so wie der Fortsetzung dieser Fauna, mit Vergnügen entgegen. — β —

Neue Auflagen.

Leipzig, b. Stage: *Dreyhundert und sechzig bildliche Vorstellungen sinnlicher Gegenstände, nebst ihren Namen, Eigenschaften und Bestimmungen, in französischer, italiänischer und deutscher Sprache.* Ein Buch für Kinder zu leichter Erlernung der französischen und italiänischen Sprache, von *Joh. Heinr. Meynier*, Lector der franz. Sprache auf der Friedrich - Alexanders Universität zu Erlang. Zweyte verbesserte und mit dem Italiänischen vermehrte Ausgabe. 212 S. 8. (Mit schwarz. Kupfern 1 Rthlr. mit illuminirt. Kupfern 1 Rthlr. 12 gr.)

Auch unter folgenden Titeln:

Le Monde Corporel présenté en 360 Figures en taille douce expliquées en langue française en italienne et allemande. Ouvrage propre à enseigner aux enfans le nom, les propriétés et la destination des choses qui leur tombent sous les yeux, par *J. H. Meynier.* Nouvelle édition, revûe, et corrigée, et augmentée de la langue Italienne.

Il Mondo Corporale representato con 360 *Figure in intaglio di rame, in Italiano, Francese, e Tedesco.* Opera adattata per insegnare ai fanciulli, il nome, le proprietà ed il destino delle cose che loro cascano sotto gli occhj, da *J. H. Meynier.* Nuova edizione, revista, corretta, aumentata della Lingua Italiana.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 22 AUGUST 1806.

GESCHICHTE.

Frankfurt an d. Oder, in d. akad. Buchh.: *Geschichte des Ursprungs der Stände in Deutschland*, von *Karl Dieterich Hüllmann*. Erster Theil. 1806. 260 S. gr. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Jetzt, da die Landstände in den einzelnen deutschen Staaten kaum noch wagen dürfen, ihre verfassungsmäsigen Rechte gegen den unumschränkt gewordenen Landesherrn zu reclamiren, wo der Arm der ersteren fast durchgehends gelähmt, und von früherer Wichtigkeit nur wenig ihnen übrig geblieben ist, erscheint würdig dieses Zeitalters in wissenschaftlicher Hinsicht ein Werk, in welchem die erste Anlage und Bildung der Landstände in Deutschland aus den frühesten Urquellen hervorgeholt und entwickelt ist. Rec. hat in diesem Werke manche neue Ansichten der früheren Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens in Deutschland und der Staatsverfassung des fränkischen Reiches gefunden. Manche Dunkelheit der älteren Geschichte hat der Vf. glücklich aufgehellt, und fast jede Seite dieses Werkes zeigt nicht nur den gründlichen Kenner und Erforscher der älteren Geschichte, sondern auch den richtigen Denker. Der edle und sich gleich bleibende gebildete Stil erhöhet das Verdienst des Vfs. um die ältere deutsche Geschichte, für welche dieses Werk immer grosen Werth behalten wird, wenn gleich der besondere praktische Werth, den solches für das deutsche Staats- und Privat-Recht bey früherer Erscheinung hätte haben können, durch die letzten Zeitbegebenheiten sehr gemindert wird.

In diesem ersten Theile hat der Vf. die älteren Verhältnisse derjenigen Personen und Körperschaften dargestellt, aus denen nachmals die Reichs- und Landstände wurden. Die Zeitperiode desselben beginnet mit dem Ende des 5 Jahrhunderts, und endiget mit dem Ablaufe des 9ten. Das ganze Buch ist in vier Abschnitte eingetheilt. Der erste enthält die ältere Geschichte der Reichsministerialen und Reichsfreyherren. Im Eingange zu der Geschichte der ersteren sagt der Vf., Handel und Ackerbau waren die erste Grundlage des gesellschaftlichen Systems, die handelnden Staaten constituirten sich republikanisch, die ackerbautreibenden monarchisch. Wahr ist es, dass sich der Handel, wie die Erfahrung gelehrt hat, mehr in Freystaaten als in Monarchien erhob. Allein nach unserer Meinung wurde der Handelsflor durch die Verfassung selbst gehoben, d. i. republikanisch constituirte Staaten wurden blühende Handelsstaaten, gerade weil sie republikanisch constituirt waren. Allein schwerlich lässt sich behaupten, dass der Handelsflor oder die günstige Lage eines Staates für den Handel die Ursache war, dass die Einwohner sich republikanisch constituirten. Rom vertrieb nicht seine *Tarquine*, um Handel zu treiben. Bey Republikanisirung der Schweiz und selbst der vereinigten Niederlande, lagen Druck und Religion zum Grunde. Die republikanische Verfassung selbst aber beförderte den Handelsflor in dem letztgedachten Lande, und muss denselben in jedem Staate, der zum Handel wohl gelegen ist und thätige Bewohner hat, befördern, weil diese Verfassung manche Hindernisse ausschliesst, die in monarchischen Staaten dem Handelsflor entgegen stehen, und von dem Geiste der Verfassung unzertrennlich sind. Die älteren Völker Deutschlands zählt der Vf. sehr richtig zu den Ackerbau oder Landwirthschaft treibenden, und entwickelt mit vielem Scharfsinne, dass die einzelnen Verfassungen dieser Völker eine erweiterte und veredelte Nachbildung der inneren Verfassung eines damaligen grosen Gehöfdes gewesen seyen. So wie auf den letzteren der Hausherr Gesetzgeber unter seinen Leuten war, so war auch bey den kleinen deutschen Völkerschaften der reichste Landeigenthümer das Haupt. Er befehligte in Nationalkriegen, hatte den Vortrag in den Volksversammlungen, und führte die Aufsicht bey der Selbstgerichtsbarkeit der Staatsbürger. Solche Häupter des salisch-fränkischen Volksstammes an der Niedermaass thaten an der Spitze ihrer Leute (verpflichteten Getreuen) räubrische Einfälle in den Römerstaat, und gründeten das Frankenreich. Zwar nicht gesetzmäsig dazu verpflichtet, aber doch gewohnt, die Beute mit ihren Leuten zu theilen, gaben sie diesen nach Erweiterung des Reiches die zum Fiscus eingezogenen Güter der besiegten Stammfürsten, der Verbrecher oder ausgestorbener Familien zum Theil zu lebenslänglicher Benutzung. Diese blieben aber in steter Unterwürfigkeit, und wurden königliche Leute, *Ministeriales* genannt.

Die Ministerialen waren ordentliche und ausserordentliche. Jene theilt der Vf. in Pfalzministerialen, welche die Hofämter bekleideten, deren verschiedene Gattungen und Verhältnisse beschrieben werden, und Provincialministerialen ab, aus welchen Patriziet, Herzoge und Grafen ernannt wurden. Die ausserordentlichen Ministerialen mussten Kriegsdienste verrichten, und machten das stehende Heer der Könige aus. In Friedenszeiten lebten sie auf ihren Landgütern in den Provinzen zerstreut. Sie mussten sich ausserdem dem Könige zu Hofdiensten stellen, wenn

dieser die Provinz, in welcher sie wohnten, besuchte, und liefen Gefahr ihre Güter zu verlieren, wenn sie es unterliessen, in solchen Fällen dem Könige aufzuwarten. Aus diesen aufserordentlichen Provinzialministerialen leitet der Vf. den privilegirten Stand der adelichen Landbewohner oder den mittleren Adel ab, und nimmt zugleich durch das in den Urkunden der damaligen Zeit schon vorkommende Wort *Baro* die Veranlassung, die Ableitung dieses Prädicats von dem altdeutschen Worte *Bauer, Bar,* darzuthun, und die verschiedenen Gattungen der Bauern des Mittelalters als Gutsbauern, Gerichtsbauern, Reichsbauern, Territorialbauern, Titularbauern dem Leser darzustellen.

In der 2 Abtheilung giebt der Vf. den Ursprung der Reichsfreyherren an, und leitet diese von dem alten Nationalherrenstande ab, welcher in dem fränkischen Reiche neben dem Reichsministerialen-Stande bestand, und zu keinen besonderen Diensten dem Regenten verpflichtet war. Die Besitzungen dieses Standes waren unabhängige Hausstaaten, nur zu einer verhaltnissmäfsigen Abgabe an den König und zur Stellung eines angemessenen Kontingentes an Landmiliz verpflichtet. Solche Güter hiessen Saalgüter und die Besitzer Saalherrn. Diese hielten sich eine Heermannschaft, welche aus Patrimonialministerialen bestand. Nach ihrem Tode vererbte ihr Eigenthum auf die Kinder. Die Söhne erhielten zwar die unbeweglichen Güter vorzugsweise; allein das kriegerische Leben der letzteren bewirkte es, dass viele Güter an die Erbtöchter kamen, auch der Geistlichkeit vermacht wurden. Sehr interessant ist die Schilderung der Mittel, welche die Geistlichkeit anwendete, um solche Schenkungen und Vermächtnisse zu ihrem Vortheile gültig zu machen, und der Einführung des römischen Rechtes in Hinsicht auf die Testamente, durch welche das altdeutsche System der Intestaterbschaft und der Mannsstamm-Folge allmählich verdrängt wurde. Nicht minder anziehend ist die Erzählung, wie so manche Freyherrn geblendet von dem Glanze der königlichen Leute ihrer Freyheit entsagten, und sich nebst ihrer Heermannschaft zu königlichen Leuten aufnehmen liessen, wie sie dadurch fiscalische Güter zu den ihrigen erhielten, übrigens den Reichsprovinzialministerialen in Ansehung des Gerichtsstandes und der Pflichtigkeit zu Kriegsdiensten völlig gleich wurden, wie endlich dieses Streben des jüngeren freyen Hofherren nach Glanz die Missbilligung der älteren Hofherren von altväterischen Begriffen erregte. „Vergebens (sagt der Vf.) war jedoch das Sträuben der Altgläubigen; der Baum der deutschen Urverfassung war an der Wurzel angegriffen.“ Diesen letzten Gedanken mag vielleicht ein künftiger Geschichtschreiber auch auf die jetzige Zeitepoche Deutschlands und manche lebende Patrioten von altväterischen Begriffen anwendbar finden.

Der 2 Abschnitt dieses ersten Theiles enthält die ältere Geschichte und Verfassung der Geistlichkeit in Deutschland. Es wird darin umständlich entwickelt, wie das Mönchthum entstand, und sich im Westen von Europa verbreitete, welchen Nutzen die Klöster für die Landescultur und für den Ackerbau stifteten, wie sie allmählich nach Eigenthum zu streben anfingen, wie bald Stifter und Klöster von ihrer ursprünglichen Disciplin sich entfernten, und nur nach Vermehrung ihrer Besitzungen trachteten, welche sie den Regenten sowohl als den Privatpersonen häufig abdrangen, wie sie von ersteren fiscalische Güter zur Benutzung als Beneficien erhielten, und wie die Prälaten als Häupter der geistlichen Corporationen durch diese Beneficien königliche Leute oder Ministerialen wurden, und in dieser Eigenschaft zu Kriegs- und Hofdiensten verpflichtet waren. Sie leisteten die ersteren durch ihre Untervasallen, führten aber häufig auch selbst ihr Kontingent an, wovon S. 97 und 98 viele Beyspiele angeführt sind. Der Vf. beschreibt hiernächst die ordentlichen und aufserordentlichen Hofdienste der Prälaten. Zu den ersteren gehörten erstlich die Dienste in den Hofkapellen als Hofkapellane, zweytens die Dienste in den Hofkanzleyen als Hofkanzler, woraus nachmals Erzkapellane und Erzkanzler entstanden sind. Der Ursprung und die Bedeutung des Wortes Kapelle ist S. 100 sehr gründlich ausgeführt worden. Hierauf folgt eine umständliche Erzählung, wie die Geistlichkeit aufser den Beneficien auch Allodialgüter erwarb, wie das Schenkungs- und Traditionswesen an Stifter und Klöster in den Gang kam, wie der harte Militärdruck, der seit Karl dem Grofsen einriss, die freyen Landeigenthümer bewog, ihre Ländereyen den Stiftern und Klöstern zu übertragen, um sich dem Drucke der Staatsbeamten und dem Kriegesdienste unter dem geistlichen Schutze zu entziehen, wie auf die vielen freywilligen Traditionen bald erprefste nachfolgten, wie sich die Schätze der Geistlichkeit häuften, ein höchst üppiges Leben unter derselben einriss, wie dadurch der Hass mächtiger Layen gegen die Geistlichkeit und die ewigen Feindseligkeiten und Neckereyen zwischen den Prälaten und den weltlichen Magnaten entstanden, wodurch die Besitzungen der Geistlichkeit oft geschmälert und unsicher gemacht wurden, wie endlich durch diese Ereignisse in den Stiftern und Klöstern die Einführung der Grundbücher *Polypticha* veranlasset wurde, auch die Kirchenvögte (Advocaten) aufkamen, denen die Gerichtsbarkeit über die geistlichen Güter und Grundsassen nach und nach allgemein übertragen wurde. In der Schilderung der inneren Verfassung der Geistlichkeit als Körperschaften behauptet der Vf. S. 158, die klösterliche Constitution sey in den Stiftern seit Chrodegang, Bischof von Metz, um die Mitte des achten Jahrhunderts völlig eingeführt worden. Rec. kann diesen Satz nicht für historisch richtig annehmen. Die bekannte Regel *Chrodegangs* für die Chorherren war nur ein wohlgemeinter Versuch, sie wurde nie allgemein in den Stiftern eingeführt, weil die Könige der Geistlichkeit zu sehr bedurften, als dass sie es wagen mochten, diese Einführung durch ein Gesetz zu gebieten. *Pipin* der Vater *Karls* des Grofsen wünschte, sowie sein Sohn die Einführung jener nützlichen Regel (*Ickstadt de capit. cathed. origine §. 6*). Allein beide, so mächtig sie waren, so kraft-

voll sie auch den Zügel des Staates in Händen hielten, fanden es doch bedenklich, Machtverfügungen der Art gegen die Geistlichkeit auszuführen. Den sichersten Beweis darüber, dass die Regel *Chrodegangs* in den Stiftern nicht allgemein eingeführt war, liefert der Umstand, dass *Ludwig* der Fromme es für nothig fand, eine besondere Lebensvorschrift für die Chorherren zu entwerfen, und deren allgemeine Einführung anzuordnen, die jedoch der Geschichte nach eben so wenig als die frühere Regel *Chrodegangs* allgemein in Ausübung gebracht werden konnte. Wäre damals *Chrodegangs* Regel allgemein eingeführt gewesen, so würde es hochstens einer erneuerten Verordnung zur Befolgung derselben, keinesweges aber des Entwurfs einer neuen bedurft haben. Wenn ferner der Vf. S. 163 sagt, Karl der Grosse sowohl, als die fränkischen Könige vor und nach ihm hatten in den meisten Fällen das Recht der eigenmächtigen Ernennung der Bischofe als Obereigenthümer und Lehnsherren des grössten Theiles der Stiftsgüter ausgeübt, so scheinet auch diese Angabe dem Rec. nicht genau genug zu seyn. Volk und Clerus wählten die Bischöfe. Die Investitur mit Ring und Stab ertheilte der König dem Gewählten. Hieraus entstand die Folge, dass oftmals, wenn das gewählte Subject dem Regenten missfiel, dieser die Investitur sofort einem anderen Candidaten ertheilte, ohne eine neue Wahl vornehmen zu lassen; solche Handlungen waren eigentlich Missbrauch der Staatsgewalt. Allein ein Recht, die erledigten Bisthümer unmittelbar nach deren Eröffnung und ohne vorgangige Wahl des Clerus und Volkes zu vergeben, massten sich weder die fränkischen Könige noch auch Karl der Grosse und seine Nachfolger an. Vielmehr billigten diese in öffentlichen Gesetzen dem Clerus und dem Volke das Wahlrecht zu. Den Beweis davon liefern das Capitular v. J. 816 und das unter die Staatsgesetze aufgenommene lüttichsche Kirchendecret vom J. 876. Nur an den Orten, wo erst neue Bisthümer gestiftet waren, wo noch kein Volk um die Stiftskapellen wohnte, wo dicke Wälder und Wüsteneyen diese von dem christlichen Volke noch trennten, wo es also an Candidaten zu der Bischoffswürde fehlte, musste allerdings der Monarch für die Besetzung des bischöflichen Stiftes Sorge tragen, und hatte oft Mühe, einen Candidaten zu einer solchen Stelle zu finden, die von der Hofgeistlichkeit und von der in cultivirteren Gegenden wohnenden Clerisey als Verbannung betrachtet wurde, so dass nur Männer von rein apostolischem Sinne solche Bisthümer anzunehmen sich entschlossen, deren Verwaltung keinesweges diejenigen Annehmlichkeiten gewähren konnte, die anderswo mit dieser Würde verknüpft waren. Übrigens ist in diesem Abschnitte noch erzählt, wie das Wahlrecht in den Klöstern aufkam, wie die Bischöfe selbst Exemtionsprivilegien ertheilten, die Mönchsorden Provinziale und Generale erhielten, und allmählich von dem Oberbischof zu Rom einzig abhängig wurden, dessen hierarchische Gewalt dadurch den grössten Zuwachs erhielt.

Der dritte Abschnitt enthält historische Nachrichten von den übrigen Staatsbewohnern, welche in Privatministerialen, Bauern und Negocianten abgetheilt werden. Jeder Allodial- und Beneficial-Besitzer unterhielt nach altdeutscher Verfassung für die landwirthschaftlichen Arbeiten auf seinen Gütern Privatministerialen, welche einzelne Grundstücke zur Benutzung von jenen erhielten, die sie bebauen mussten, und von welchen sie sich nicht entfernen durften, indem sie unter beständiger Mundschaft des Gutsherrn standen. Freye Landeigenthümer begaben sich oft aus Eitelkeit, Religiosität oder auch wegen Militärdruckes unter die Mundschaft eines Magnaten oder eines Stiftes. Diese behielten aber in solchen Fällen den Zustand der Ingenuität bey, und hiessen freye Privatministerialen, S. 183 — 191.

Sehr schön wird S. 191 — 210 der ältere Zustand der freyen und unfreyen Bauern des damaligen Zeitalters geschildert. Der Kantondruck war meistentheils die Ursache, dass aus freyen kleinen Landwirthen unfreye Bauern wurden. Die Priester und Magnaten besassen Mittel, um diejenigen Landwirthe, welche sich ihrer Mundschaft übergeben hatten, jenem Drucke zu entziehen. Rec. zweifelt sehr, ob die Kantongesetze des fränkischen Reichs, welche der Vf. als so äusserst drückend darzustellen sucht, nicht weit gelinder waren, als diejenigen, welche gegenwärtig in manchen Staaten in Hinsicht auf diese Materie in Ausübung sind. Freylich standen diese Gesetze mit der Cultur und Bevölkerung des erweiterten Reiches im Widerspruch. Allein das Frankenreich war ein militärischer erobernder Staat, Militärdienst der Unterthanen war also zur Erreichung dieses Staatszwecks unentbehrlich. Diesem Kantondrucke und der daraus entstandenen Verwandlung so vieler freyen Landwirthe in unfreye hörige Bauern schreibt der Vf. die vielen Dienste und Lasten der deutschen Bauern zu, welche bis auf den heutigen Tag fortdauern, und äussert sich darüber folgendermassen S. 208. 209: „Durch das härteste Schicksal aus der Reihe der Staatsbürger ausgestossen, fielen die Opfer der Revolution unter die Willkühr des Mundherrn. Wie vieles zum grausamen Rechte gewordenes Unrecht der Vorzeit hat unser Jahrhundert gut zu machen, wenn es den Namen des gerechten des menschlichen verdienen will!" — Rec. glaubt nicht, dass der angegebene Grund der heutigen Dienste und Lasten der Bauern als allgemein richtig anzunehmen sey. Wenigstens ist dieses nicht der Fall in den Gegenden Deutschlands, in welchen das Meyerwesen herrscht, allwo die Lasten und Abgaben der Bauern aus ganz anderen Quellen bekanntlich entstanden sind, und die Frohndienste noch lange nach derjenigen Periode, auf welche der erste Theil dieses Werkes beschränkt ist, von den Meyeren erbeten werden mussten, und *Beeden Bittfuhren* hiessen.

Merkwürdig ist übrigens das Bild, welches der Vf. in der dritten Abtheilung dieses Abschnittes S. 210 — 223 von dem Zustande des deutschen Handels in dem damaligen Zeitalter und von den Negocianten entwirft. Diese waren verarmte Freye, die keine Nei-

gung oder keine Gelegenheit weder zum Colonenstande noch zur Ministerialität hatten, und ihr Auskommen durch Handelsunternehmungen und kleinen Verkehr zu gewinnen suchten. Sie fanden ihren meisten Absatz auf den königlichen Pfalzen, und reiseten gemeiniglich in Gesellschaft, um sich bey dem Mangel an Wirthshäusern wechselseitig auszuhelfen, um die Wege allmählich kennen zu lernen, vorzüglich aber des gemeinschaftlichen Schutzes wegen, weil Strafsenräuberey in jenen Zeiten häufig getrieben wurde. Sie vereinigten sich bey solchen Reisen zu bewaffneten Gesellschaften durch Eide der Reisemitglieder, welche eine gemeinschaftliche Reisekasse führten. Solche Vereinigungen hiessen Eynungen, Innungen, oder auch von dem gemeinschaftlichen Reisegelde, Gilden.

In dem vierten Abschnitte dieses Buches endlich zeigt der Vf., wie die politische Wichtigkeit der Reichsministerialen sowie der Prälaten allmählich stieg, und wie beide Stände nach und nach Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten erhielten, nachdem der unfreye Zustand der Ministerialen aufgehört hatte, und die Macht der einzelnen Könige in der Zahl und Ergebenheit der Reichsministerialen bestand, weshalb diese durch Freyheiten und Rechte erkauft werden mussten. Er erzählt, wie die Reichsministerialen selbst dahin kamen, dass die Könige von ihnen anerkannt und eingeweihet werden mussten, dass sie Vermittler bey Streitigkeiten in der königlichen Familie wurden, und selbst es wagen durften, dem Könige seiner Handlungen halber Vorwürfe zu machen, wie sie übermüthig geworden, durch ihre Wichtigkeit die Staatslehngüter in freye Allodialgüter durch allerley Mittel zu verwandeln suchten, welches Übel *Karl* der Grosse zwar auszurotten bemühet war, sein Sohn aber durch Verschleuderung der Staatsgüter wieder selbst beförderte, wie endlich, und vorzüglich durch die Reichstage ihr Einfluss auf die gesetzgebende Gewalt gegründet wurde. Umständlich ist der Ursprung und die erste Gestalt der Reichstage in der fränkischen Monarchie S. 232—243 dargestellt, und bewiesen worden, dass die Schlüsse der Reichstage, welche von den Ständen verfasset und dem Könige überreicht werden mussten, in jener Periode noch nicht entscheidend waren, sondern als Gutachten königlicher Räthe betrachtet wurden. In der letzten Abtheilung des vierten Abschnittes ist endlich ausgeführt, wie die Prälaten und Reichsministerialen allmählich auch Antheil an der richterlichen Gewalt erhielten, und die Einrichtung der sogenannten Fürstenrechte oder königlichen Hofgerichte geschildert.

Der zweyte Theil soll die Zeitperiode vom Ende des 9 bis zum Ende des 13 Jahrhunderts umfassen, und ganz nach dem nämlichen Systeme und den nämlichen Rubriken, wie dieser erste, eingerichtet werden. Rec. theilt mit jedem Freunde der vaterländischen Geschichte den aufrichtigen Wunsch, dass derselbe recht bald erscheine, damit das vollendete Werk über die Geschichte der deutschen Landstände, welches nach seiner Vollendung unter die classischen Geschichtwerke der Nation gerechnet werden muss, den lebenden Geschichtforschern den erwarteten Nutzen noch gewähren könne, und damit auch der Vf. den Dank seiner Zeitgenossen einärndte, den beides seine Kenntnisse sowohl als seine angewendete Mühe in einem hohen Grade verdienen.

Bl.

KLEINE SCHRIFTEN.

Technologie. *Eisenach*, b. Wittekindt: *Kurze und fassliche Anweisung zu einer zweckmässigen und vernünftigen Behandlung der Taschenuhren, nebst einer Anleitung solche richtig nach der Sonne zu stellen, und deshalb die Mittagslinie zu finden;* mit angehängter Äquationstabelle, zum Gebrauch für jeden Uhrenbesitzer, herausgegeben von *G. Fr. Wenderoth.* Mit einem Kupfer. 1804. 29 S. 8. (5 gr.) Diese Anweisung ist wohl fasslich, aber zu kurz, als dass Uhrenbesitzer *viel* Nützliches daraus werden lernen können. Zuerst erklärt sich der Vf. mit Recht gegen das Vorurtheil, welches die Unrichtigkeit des Ganges der Uhr den Uhrmachern zur Last legt. Dann erzählt er mit wenigen Worten etwas von der Veränderlichkeit des Ganges der Uhr wegen der Veränderung der Temperatur, wegen der Verdickung des Öls und wegen des eingedrungenen Rauchs und Staubes. Dabey giebt er wohlmeinend den Rath, die Uhr bisweilen ausputzen zu lassen. Die Regeln, die er nun zu dem Aufziehen und Stellen der Taschenuhren mittheilt, sind allerdings sehr richtig, und obgleich sie die meisten Uhrenbesitzer wohl schon kennen werden, oder sich darin von Uhrmachern in wenigen Minuten mündlich können belehren lassen: so mögen sie doch immerhin auch auf diesen Blättern gelesen werden. Endlich lehrt der Vf. auch noch die gewöhnliche Art, eine Mittagslinie zu finden, und ganz zuletzt liefert er eine Äquationstabelle, mit einer kurzen Anweisung zu dem Gebrauch derselben. Wie viel Gutes hätte der Vf. nicht noch hinzufügen können! Doch wir haben ja schon andere ähnliche Anweisungen. — Auf die Correctur scheint keine hinlängliche Sorgfalt verwandt worden zu seyn.

Ce. Mr.

Breslau, b. Korn: *Beschreibung der Verfertigung und Aufdeckung einer vortheilhaften Art der Lehmschindeln, welche bey mehreren ländlichen Gebäuden als feuerabhaltend und wasserfest erprobt worden*, von *W. Bode*, königl. Bauinspector und Lehrer bey der Provinzial-, Kunst- und Bauhandwerks-Schule in Breslau. 1804. 15 S. 4. Mit 1 Kupf. (8 gr.) Die hier beschriebene Bereitungsart der Lehmschindel weicht von der gewöhnlichen, der Hauptsache nach, in nichts ab. Aber die Art, wie, nach dem Vf., die Schindel auf das Dach gebracht werde, ist in Rücksicht der Bortschindel abweichend, indem dazu besonders, kürzere 18 Zoll lange Schindeln (die anderen sind über 3 Fuss lang) verfertiget werden, die nicht mit Bundstroh an die Latten befestiget, sondern darauf genagelt werden sollen. Am Ende der Aufschieblinge wird ein Bret angebracht, das nach Vfs. Meinung noch zweckmässiger durch eine Reihe Zungensteine ersetzt wird. Zum Verforsten sollen die Schindeln durchgebrochen, und wie Hohlsteine übergelegt werden. Solche Dächer haben über 9 Jahre gelegen, ohne die geringste Ausbesserung erfodert zu haben. — Die kleine Schrift empfiehlt sich durch Deutlichkeit, und zeugt von Einsicht. Doch erfodert das Lehmschindeldach nicht, wie S. 4 versichert wird, einen doppelt stehenden Stuhl, da sich ja die Stärke und Festigkeit des Dachstuhls in allen Fällen nicht nach der Schwere des Daches, sondern nach der Tiefe des Gebäudes richtet, so wie auch bey Viehställen und Kornscheunen die Balken, wenn gleich die Sparrenweite 4 Fuss betragen mag, nicht gerade durch das ganze Gebäude reichen müssen.

Fortsetzungen.

Frankfurt a. M., b. Mohr: *Neuer Kinderfreund.* Herausgegeben in Verbindung mit mehreren praktischen Erziehern, von *J. B. Engelmann.* 5 Th. M. 1 K. 1806. 302 S. 8. (1 Rthlr.) S. Recens. der vorhergeh. Thle. 1806. No. 108.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 23 AUGUST, 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

1) Breslau, b. Korn: *Briefe über Schlesien. Geschrieben auf einer im J. 1800 durch dieses Land unternommenen Reise*, von *John Quincy Adams*, damal. Minister der vereinigten Staaten an dem Hofe zu Berlin, und gegenwärtigem Mitgliede des nordamerikanischen Senats. Aus d. Engl. übers. von *Friedr. Gotthelf Friese*, und mit berichtigenden und ergänzenden Anmerk. versehen, von *Friedr. Albert Zimmermann*. (Mit einer Post- und Reise-Karte.) 1805. XXVI u. 399 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

2) Berlin, b. Frölich: *Schlesien, wie es ist*. Von einem Österreicher. 1806. *Erster Band*. VI u. 392 S. *Zweyter Band*. VIII u. 343 S. *Dritter Band*. VI u. 320 S. 8. (3 Rthlr. 16 gr.)

Die Briefe (No. 1) welche der Vf. an seinen jüngeren Bruder, *Thomas Boylston Adams* Esqu. in Philadelphia schrieb, standen zuerst in einer amerikanischen Zeitschrift, aus welcher sie gesammelt wurden, und im J. 1804 in London bey John Budd heraus kamen. Der Übersetzer sowohl, als der Berichtiger derselben, haben bey der deutschen Ausgabe Fleifs und Sorgfalt angewendet; und jeder Sachkundige wird den Berichtigungen seinen Beyfall schenken. Die Briefe selbst haben den eigenthümlichen Charakter des Briefstellers, der als Bürger eines Freystaats spricht, und in dieser Eigenschaft urtheilt. Da sie anfänglich nicht zum Druck bestimmt waren, so herrscht darin viel Freymüthigkeit; tief gehende gelehrte Untersuchungen und Erörterungen wird man in denselben nicht finden; auch sind die statistischen Angaben nicht bestimmt genug, und daher hier mehrentheils berichtigt. Aber bey diesen Berichtigungen dürfte noch manches zu erinnern seyn, welches der Vf. bey genauerer Nachfrage gewis abgeändert hätte. Er gesteht selbst ein, dafs er *Zöllners* Briefe über Schlesien und die *Klöbersche* Schrift: Schlesien vor und nach dem J. 1740 benutzt habe, und wir haben auch wenig Neues wahrgenommen.

Die Reise selbst dauerte nicht volle zwey Monate, und ging von Berlin aus durch einen Theil von Niederschlesien, vorzüglich durch die Gebirgsgegenden, und durch die Graffschaft Glatz. Die Hinreise von Berlin aus machte der Vf. über Frankfurt und Crossen; die Rückreise ging durch die Lausitz und Kursachsen. Sie ist in 29 Briefen beschrieben, die den *ersten* Theil der Schrift ausmachen. Nur sollte in der Inhaltsanzeige nicht stehen, dafs das hier abgedruckte Tagebuch des Hn. *Adams* eine *genaue* topographische Beschreibung des Herzogthums liefere, welches nichts weniger als gegründet ist.) Der *zweyte* Theil (vom 30 bis zum 43 Briefe) soll eine *vollständige* geographische, statistische und historische Beschreibung von Schlesien enthalten, und Nachrichten über die politische, militärische und bürgerliche Verfassung dieses Landes, über kirchliche Einrichtung und den Zustand der Gelehrsamkeit mittheilen, von S. 269 bis 384. (Auch diese hier erwähnte Vollständigkeit ist nicht vorhanden.)

Die Aufmerksamkeit des Reisenden beschäftigte sich besonders mit den einheimischen Manufacturen und Fabriken, dem Handelsverkehr, den Einrichtungen der Regierung, dem Zustande der unteren und mittleren Volksklassen, einigen sehenswürdigen Gebäuden, und den romantischen Naturschönheiten der Gegend. Zuweilen aber — wir gestehen es — fanden wir die mitgetheilten Nachrichten im Vortrage nicht bestimmt und gründlich genug dargestellt; zuweilen finden Übertreibungen Statt, und Unrichtigkeiten, wie wir zuvor erwähnten. Von dem Wege zwischen Berlin und Frankfurt heifst es S. 2: „er gleiche dem, welcher das *Tadmor* der neueren Zeiten von jeder Seite umgiebt.“ Wozu diese Vergleichung, die nicht einmal passend ist? Das jetzige Tadmor in Arabien, oder vormalige Palmyra ist ja von drey Seiten mit langen Reihen von Bergen umgeben, und hat gegen Mittag nur eine grofse Ebene. Für einen grofsen Theil deutscher Leser ist diese weithergeholte Vergleichung gewifs nicht sogleich verständlich; mehr für den Engländer, da diese Nation die Europäer am Ende des 17 Jahrhunderts zuerst mit den Trümmern Tadmors bekannt machte. Hier wäre eine Anmerkung der Herausgeber nicht unwillkommen gewesen. Die Bemerkung, dafs in den Dörfern (S. 3) auf diesem Wege zerlumpte, bleiche und bettelarme Leute wohnten, ist übertrieben. Der hier erwähnte Landsitz eines Edelmanns wird Dahlwitz seyn, welches dem Hn. von Marschall gehört. Von der Bibliothek in Frankfurt an der Oder sagt der Vf., sie sey in so schlechtem Zustande, dafs zwey Professoren sich geschämt hätten, sie zu zeigen. Diefs ist offenbar zu herabwürdigend gesagt. Die Universitätsbibliothek hat besonders vorzügliche Werke im staatsrechtlichen, politisch-historischen Fache, in Urkundensammlungen, und besitzt einige seltene Manuscripte. Auch hat sie eine grofse Sammlung von vielen und seltenen Bibeln, verschiedene *editiones principes* griechischer und lateinischer Schriftsteller, und viele seltene Druckwerke, die nach

der Erfindung der Buchdruckerey herausgekommen find. Auch ift die Steinwehrfche hiftorifche Bibliothek wegen ihrer Urkundenfammlungen merkwürdig. — Der treffliche Prinz Leopold von Braunfchweig, der 1785 bey dem Beftreben Menfchen zu retten, im Oderftrom ertrank, war damals nicht Oberfter, fondern Generalmajor und Chef des in Frankfurt ftehenden Regiments. Das Monument, welches ihm nahe an der Oder errichtet worden, ift nicht klein, fondern von beträchtlicher Höhe. S. 15: „Die Gegend zwifchen Croffen und Grüneberg hat die genauefte Ähnlichkeit mit der zwifchen Frankfurt und Berlin, fowie mit der zwifchen Berlin und Hamburg." Rec. kennt beide Gegenden und Wege, behauptet aber, dafs fich darin bedeutende Verfchiedenheiten finden.— S. 83. Es ift unrichtig, dafs in der fchlefifchen Glashütte blofs das Glas geblafen wird. In Schreibenshau giebt es auch Glasfchneider, Glasfchleifer und Glasvergolder. Es find dafelbft Glasfchleifmühlen; in der älteren derfelben fchleift man Glafer zu 100 Rthlr. an Werth. — Der bekannte Jakob in Bunzlau ift kein Zimmermann, fondern ein Tifchler. Die hier befindlichen Nachrichten von ihm find dürftig. Beffer ift die Befchreibung feiner Kunftwerke von ihm felbft in *Fabri's* geograph. Magazin. Der Vf. fchildert die Landleute im fchlefifchen Gebirge als unbillig, und fpöttelt über ihre fogenannte Sitteneinfalt, die er nicht anerkennt. Eine Wirthin, die ihn übertheuert hatte, und die er defshalb höflich befragt, geräth in den heftigften Zorn (S. 122), tobt und wüthet als eine Furie. Der Grund ihrer übeln Laune follen, der Ausfage des Führers gemäfs, die Prügel, die fie von ihrem Manne erhalten hat, gewefen feyn. Da ruft der Vf. beifsend aus: „O über die unfchuldigen, tugendhaften und glücklichen Patriarchen!" Dagegen rühmt er den guten Zuftand der Wirthshäufer in den *Städten* Schlefiens und die billige Behandlung in denfelben. Im Mittelftande findet er z. B. in Grüneberg Gutmüthigkeit, Herzlichkeit und Gaftfreundfchaft.

Mit Recht empfiehlt der Vf. das Manufacturfyftem in Hirfchberg, und ift kosmopolitifch genug, S. 63 einzugeftehen, dafs es ohne Zweifel feinem Vaterlande zur Nachahmung empfohlen zu werden verdiene, und dafs man dafelbft bereits die Vorzüge deffelben eingefehen habe; dafs zwar Beftellungen von Philadelphia und Baltimore gefchehen, dafs aber die gewöhnliche Klage der Kaufleute fey, dafs man dort fehr fchlecht bezahle.

Wir übergeben den zweyten Theil, der aufser einigen ftatiftifchen Gegenftanden einen Umrifs der Landesgefchichte enthält, der aber nicht auf Vollftändigkeit Anfprüche machen mufs, und bemerken nur, dafs der berühmte *Wolf* fchon 1706 als Prof. der Mathematik in Halle angeftellt wurde, und das letzte Werk von *Garve* eigentlich keine Anekdoten von Friedrich II betraf. Mit der ihm eigenen Kraft fchilderte *Garve* den Geift, den Charakter und die Regierung des Königs, und nannte diefe Schilderung befcheiden nur Fragmente.

Der Überfetzer erlaubt fich zuweilen Abweichungen von der Theorie der deutfchen Grammatik, und verbindet die Vorwörter *während*, *jenfeit*, *innerhalb* und *wegen* mit dem Dativ, da fie eigentlich den Genitiv erfodern.

Der Vf. von No. 2, welcher fich für einen Öfterreicher ausgiebt, was man aber dem Inhalte nach, der eher einen mit den Lokal- und Sachkenntniffen vertrauten Bewohner Schlefiens vermuthen lafst, bezweifeln mufs, breitet fich über mannichfache Gegenftände aus. Er trägt in der Regel weder alltägliche und bekannte Dinge vor, noch geht er mit flüchtigem Blicke über feine Materien fort, oder hält fich bey Kleinigkeiten auf, womit gewöhnliche Reifebefchreibungen nur zu oft angefüllt zu feyn pflegen. Er hat die Briefform gewählt, welche uns nicht zweckmäfsig fcheint, da manche Abhandlungen und Entwürfe fich mit derfelben nicht vertragen. Auch fühlt er es felbft, dafs über die Anordnung des Ganzen gegründete Einwendungen zu machen find. Wir fügen hinzu, dafs der Titel dem Werke nicht angemeffen ift, da nicht allein hiftorifche und andere Notizen aus früheren Zeiten, felbft noch unter der öftreichifchen Herrfchaft Schlefiens, aufgenommen worden find, und die Reife auch durch die Graffchaft Glatz gehet, fondern auch manche eingefchaltete Auffätze, z. B. die Inftruction für einen Polizeybürgermeifter in Immediatftädten, diefen Titel nicht rechtfertigen.

Nach des Vfs. Plan, den er (I. S. 4. 33) andeutet, follen Dinge angeführt werden, die verfchiedenartigen Inhalts find, und von Wichtigkeit und Nutzen für das gemeine Befte feyn können; Begebenheiten, die gerade in den Zeitpunkt der Reife (1804) fielen, oder Gegenftände, von welchen er neue Seiten auffindet, und die er kurz *neue Anfichten* nennt. Der Vf. ift ein eifriger Verfechter des unter dem König Friedrich II begünftigten Fabrikenfyftems, und daher ein heftiger Gegner des befonders von Mirabeau und Mauvillon gepredigten und in den neueften Zeiten mit Wärme aufgefafsten phyfiokratifchen. Das Beftreben, die Vorzüge von jenem hervorzuheben, und mit Gründen die Beybehaltung deffelben zu empfehlen, fcheint uns die hervorleuchtendfte Abficht des Vfs. bey der Herausgabe feines Buchs gewefen zu feyn. Doch fehlt es auch nicht an anderen Nachrichten und Bemerkungen über kirchliche und Schulverfaffung, Sitten, Gewohnheiten, Trachten, Vorurtheile, Nahrung, gefellige Unterhaltung der Landesbewohner, fowie über die Denkart der verfchiedenen Stände. Urtheile über Gebäude und öffentliche Anftalten, über Juftiz- und Polizey-Verwaltung, über eingefchlichene Mifsbräuche finden fich ebenfalls nebft einigen Anekdoten, und gewähren bey der Trockenheit anderer ausführlich behandelten kameraliftifchen Materien eine angenehme Unterhaltung. Mit voller Seele ift der Vf. ein Lobredner des preuffifchen Staats, feiner Regenten und vieler feiner erften Beamten. Befonders zeichnet er fich an mehreren Orten als Kenner der Literatur in verfchiedenen Fächern rühmlich aus, und berichtigt Irrthümer feiner Vorgänger, unter andern die angezeigten Briefe von *Adams*.

Im *ersten* Band geht die Reise von *Troppau* nach *Leobschütz*, *Klein Glogau*, *Neisse*, *Landeck*, *Ullersdorf*, *Glatz*, *Mittelwalde*, *Habelschwerdt*, *Reinerz*, *Cudowa*, *Lewin*, *Wartha*, *Frankenstein*, *Münsterberg*, *Strehlen* nach *Breslau*. Einige seiner Bemerkungen mögen hier eine Stelle einnehmen. „In einer Buchhandlung in Troppau wird der Nachdruck aller berühmten Schriftsteller für ein Spottgeld verkauft. Ich fragte nach *Schillers* Braut von Messina, und erhielt die mir problematische Antwort: Sie wird erst in Breslau nachgedruckt; dann erhalten wir's; können demnach noch nicht aufwarten." (Bey der jetzt herauskommenden wohlfeilen Ausgabe von *Schillers* theatralischen Werken dürften die Nachdrucker, wenigstens für die Folge, nicht mehr so viel Absatz erhalten.) Der Lehrplan des Gymnasiums zu Leobschütz wird wegen der Gegenstände sowohl, als der richtig beobachteten Stufenfolge in den Classen gerühmt. Überhaupt erhebt er die katholischen Schulanstalten in Oberschlesien. Vor der Thüre des dem Grafen von Magnis, der den Ökonomen besonders durch seine Veredlung der einheimischen Schaafe bekannt ist, zugehörigen Ullersdorffschen Schlosses steht ein in der Eisenhütte zu Malapane gegossener 23000 Pfund schwerer und 72 Fuss hoher Obelisk, den der Graf zum Andenken an den Besuch der Königin Luise von Preussen (auf ihrer Reise vor 6 Jahren) errichten liess. — Bey Breslau sind mehrere Notizen über Gebäude, Theater und umständlichere über Kameralverfassung. Hier verbreitet sich der Vf. auch über das platte Land, über Land- und Steuerräthe, u. s. w. — S. 142 ist ein Aufsatz über das Armenwesen in der Provinz, welchem Nachrichten von den Feuerlöschanstalten, dem Bauwesen, den Polizeytaxen, der Landescontribution, dem Schuleninstitut und der katholischen Geistlichkeit folgen. In den darauf folgenden Ideen über Brodnoth, (veranlasst durch den Getreidemangel in Schlesien im J. 1805) trägt der Vf. seine staatswirthschaftlichen Bemerkungen mit Sachkenntniss vor. Er spricht daher von den Staatsgrundsätzen K. Friedr. II in Hinsicht auf Getreide Ein- und Ausfuhr, Anlegung der Magazine und Öffnung derselben zu bestimmten Zeiten. Er erklärt sich hart gegen die Getreidehandelsfreyheit, die bekanntlich *Mirabeau* so sehr in Schutz nahm, dass er jede Einschränkung der Aus- und Einfuhr eine unkluge Einrichtung nannte, die den Getreidehandel, und folglich den Ackerbau selbst tödte. In den neuesten Zeiten begünstigen seine Nachfolger, die Ökonomisten, diese Idee, und selbst der verstorbene Staatsminister *von Struensee* sprach für diese Freyheit. Die hier angeführte Behauptung aus seiner Schrift über Staatswirthschaft u. a. „dass grosse Theurung und Hungersnoth bey uns, bey einem ganz freyen Getreidehandel in der Mark und Magdeburg nicht zu befürchten sey," sind freylich durch traurige Erfahrungen widerlegt worden. Der Vf berichtigt in Hinsicht auf Handelsprincipien mehrere Sätze, die in Mirabeau's bekanntem Buche: Über die preuss. Monarchie, aufgestellt sind, und welche die im Preussischen getroffenen Einrichtungen unter Friedrich dem Grossen tadeln, und schliesst den Band mit einigen Bemerkungen über Leinen- und Tuch-Manufacturen.

Im *zweyten* Bande handelt er vom Erbadel und dessen Vorrechten, und tadelt manche Verfügungen des Staats. Sollte hier der Vf. wohl ganz uneingenommen verfahren? Wie viel ist nicht über Abschaffung der Hofdienste geschrieben! Wenn der König die Naturaldienste in den Domanen aufhebt, so erwirbt er sich dadurch ein grosses Verdienst. Übrigens sehen wir nicht ab, dass dadurch, dass *Bürgerliche* auch die ersten Staatsämter bekleiden, (welches im Preussischen sowohl im Civil als Militär nicht einmal der Fall ist) der Erbadel vernichtet würde. Dass es überhaupt seit längerer Zeit in jedem Domänenstädtischen oder geistlichen Dorfe freye Bauergüter gegeben habe, und dass seit der preussischen Besitznahme auch in Oberschlesien und auf der vormaligen polnischen Seite viele Dörfer von den Naturaldiensten frey sind, ist bekannt. — Der Adel Schlesiens steckte vor Einrichtung des Creditsystems tief in Schulden, und für dasselbe lässt sich viel Empfehlendes sagen. Wenn man nach S. 143 Mirabeau's Angaben vom preussischen Militär lesen soll: so vergesse man ja nicht die Blankenburgischen Berichtigungen bey den deutschen Übersetzungen mit zur Hand zu nehmen, um sich zu überzeugen, welche Missgriffe auch hierin *M.* wie in seinen übrigen Urtheilen und Darstellungen that. — Von S. 145 an spricht der Vf. von den Civilbeamten. Den Justizbedienten im Preussischen lässt er alle Achtung widerfahren; nicht aber so den Kameralisten und Finanzofficianten. Er nennt diese Klasse die aller ungebildetste unter allen gebildeten Ständen. Sein Gemälde hat zu grelle Farben, wie er selbst in Hinsicht auf Schlesien einräumt. Was er von den übrigen Ständen sagt, müssen wir übergehen. S. 214 ertheilt der Vf. Nachrichten von Gelehrten und ihren Schriften, und begleitet dieselben mit manchen gründlichen Urtheilen. Gegen die protestantischen Schulanstalten hat der Vf. manches zu erinnern. — Als Episode etwas über Südpreussen S. 313. *Glogau*, der Sitz der Oberamtsregierung. Von den dortigen Collegien heisst es: „Äusserst merkwürdig ist es, dass hier die Collegia sämmtlich musterhaft, vielleicht einzig im ganzen preussischen Staate in ihrer Amtsführung sind, und sämmtlich in Harmonie leben." Er fügt hinzu: „Diese Schilderung, die mir die Wahrheit und nicht etwa eine leckere Mahlzeit entdeckt, schreibe ich mit so gutem Gewissen nieder, dass ich jeden Schlesier auffodern kann, mich der Lüge zu zeihen." — Am Schlusse folgen architektonische Angaben über die Bauart in Schlesien, die von einem Baubedienten herrühren sollen, und von Sachkenntniss zeugen.

Im 1 Briefe des *dritten* Bandes, mit *Glogau* überschrieben, werden Reflexionen über Bevölkerung, Ehen, Sittlichkeit, u. s. w. angestellt. S. 32 *Liegnitz* mit dem Anbau des Gemüses, mit dem die umliegenden Städte versehen werden. — *Goldberg*, *Schmiedeberg* mit seinen bedeutenden Leinenmanufacturen. Der Vf. entwirft einen Plan zu einem verbesserten und

der Leinwandmanufactur zuträglichen Garnhandel gegen diejenigen, die der Vor- und Aufkäuferey eine Lobrede halten. Darauf folgt ein Gespräch über die Creasfabrik, welche König Friedrich II mit einem Kapital von 30000 Rthlr. stiftete, die er den beiden Unternehmern *Langenmayer* und *Clausen* unter der Bedingung schenkte, dass sie 20 Jahr lang 200 Weberstühle im Gange erhalten sollten. Doch trennten sich die Unternehmer. *Langenmayer* setzte sie ohne königlichen Fonds fort, und sie beschäftigte nach dem Tode ihres Gründers unter *Flachs* Direction im letztern Jahrzehend auf 2, 3 bis 400 Stühlen 7 bis 800 Menschen. (Vgl. den preuss. Staatsanzeiger, Monat Apr. 1806.) *Hirschberg*, *Warmbrunn*, *Schreibershau* mit dem Prellerschen Vitriolwerk; — *Greiffenberg*, (Bemerkungen über den Gebirgshandel) Bad zu *Flinsberg*, *Friedland* (durch Wallenstein, dessen Pracht- und Prunkzimmer sich noch, so wie seine Rüstkammer in gutem Zustande auf dem dortigen Schlosse befinden, berühmt); *Löwenberg* mit der Wachsbleiche, *Bunzlau*, durch sein irdenes Geschirr bekannt; *Sprottau*, *Sagan*, *Grünberg* mit seinen Tuchmanufacturen und dem leider in den letzten Jahren durch Frost sehr heruntergekommenen Handelsverkehr mit dort gebauetem Wein; *Wartenberg* und *Neusalz* waren die Örter, welche der Vf. bereisete. In dem letzten Städtchen beschreibt er einiges von den dort befindlichen Mährischen Brüdergemeinen, deren Denk- und Handlungsweise er sehr schätzt, und die auch in mancher Hinsicht die Achtung verdienen, welche er ihr zollt. Nun geht die Reise fort über die Oder nach *Karolath*, und wieder diesseit derselben nach *Beuthen*. Das aus der Asche neu hervorgegangene Städtchen *Primkenau* war im April 1804 abgebrannt. Die Retablissementskosten desselben betrugen 80,000 Rthlr. Ferner Bemerkungen über *Glogau*, *Militsch*, *Wartenberg*, *Oppeln*, *Proskau*, bekannt durch eine Steingutfabrik, *Neustadt*. Hier wird ganz unerwartet ein Project zu einer Polizeybürgermeister-Instruction für Immediatstädte eingeschaltet. Gewiss recht gute Sachen. Wir fragen aber: Wo ist ein so beynahe vollendetes menschliches Wesen anzutreffen, welches besonders auf der moralischen Stufe der Ausbildung stände, um nach Grundsätzen diesen wirklich hoch gespannten Foderungen ganz treu bleiben zu können? Diese Instruction nimmt den Platz von S. 266 bis 316 ein. Das letzte Schreiben aus Neustadt handelt von der damaligen Lage Österreichs nach der Schlacht bey Austerlitz, stellt das Benehmen Preussens in ein helles günstiges Licht, und preiset Schlesien glücklich, unter den preussischen Zepter gekommen zu seyn. Um von der Schreibart des Vfs. einen Beleg zu geben, ziehen wir folgende Stelle (S. 318) aus: „Klagt ja nicht, ihr guten Schlesier über Theurung, Durchmärsche, Lieferungen und andere wehevolle Lasten, ihr habt sehr Unrecht! Wenn euch ein Missmuth über schlechte Zeiten überfällt; wenn ihr Mangel und Bedrängnisse fühlt: sehet auf eure Nachbaren, die Böhmen und die Bewohner Mährens. Besuchet jetzt das verlassene Schlachtfeld bey Austerlitz; sehet die Ruinen zerstörter verbrannter Dörfer, zertretener Felder, auf denen die theuer erkaufte Saat kaum keimte, als sie Krieger vernichteten; seht hier zahllos abgesägte Baumstämme, die ehemals das schönste Obst trugen! Sehet hier hoch aufgeworfene Erdhügel, worin jetzt Russen, Österreicher und Franzosen in Masse ruhig schlafen, sehet die zurückgebliebenen Gespenstern ähnlich umherschleichenden Bewohner der jetzt in ein Chaos umgeschaffenen schönen Gegend, welche euch um ein Almosen anflehen werden; und ihr werdet euren König segnen, der den Frieden liebt, allen Reizen widersteht, um euch nicht einem ähnlichen Schicksal auszusetzen!" —

In einem blühenden und fast rhetorischen Stil ist vieles abgefasst; nur bey Gegenständen, wo derselbe seiner Natur nach nicht anwendbar ist, z. B. bey Entwürfen, Vorschlägen, u. s. w. ist die gewöhnliche Sprache sichtbar. Möchte man nur nicht Veranlassung finden, die satirischen, hämischen und leidenschaftlichen Auswüchse bitteren Spotts und die derben Ausdrücke zu tadeln, die nicht selten vorhanden sind, und der guten Absicht und der Sache selbst mehr schaden als nützen, indem sie den Gegner erbittern. Harte und beleidigende Ausfälle auf Recensenten und Recensionsinstitute, Einwohner groser Städte, namentlich auf Berlin, befördern so wenig das Wahre und Gute, als Invectiven auf die Gegner des Fabrikensystems. Der Gegenstand ist wahrlich zum Heil vieler Tausende zu wichtig, als dass er nicht mit Würde und Ernst bearbeitet werden müsste. Einige statistische Angaben, z. B. bey den Bergwerken, möchten auch berichtigt werden können. Über die, im ganzen Werk zerstreut befindliche Hauptidee des Vfs. ist der Rec. mit ihm einverstanden, dem es gleichsam aus der Seele gesprochen ist, was der Geh. Oberfinanzrath *v. Borgstede* in seiner in der Sitzung der Ak. der Wissenschaften in Berlin am 30 Jan. 1806 gehaltenen Vorlesung sagte: „Wir verdanken Friedrich II ein auf Manufacturen gegründetes Ackerbausystem — jedem Staate, vorzüglich dem unsrigen, das wohlthätigste; was auch die Physiokraten sagen mögen."

V. H. B.

KURZE ANZEIGEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. *Erlangen*, b. Palm: *Stehende Wandfibel für Kinder, welche französisch lesen lernen sollen. Ein Anhang zu meiner praktischen Anweisung, Kinder französisch lesen zu lehren.* Herausgegeben von *D. J. P. Pohlmann*. 1806. 21 Bog. (1 Rthlr. 4 gr.) Diese Wandfibel besteht aus 20 Tafeln mit Lettern von der Grösse, dass man die abgedruckten Wörter in sehr beträchtlicher Entfernung lesen kann. Über ihren Gebrauch im Allgemeinen, sowie über den besonderen Zweck jeder einzelnen Tafel, giebt der Vf. in der Vorrede die nöthige Nachricht. Sie sollen zunächst den Lesekasten, den der Vf. seiner praktischen Anweisung, Kinder französisch lesen zu lehren, beyfügte, und der für manche Ältern und Lehrer zu theuer seyn möchte, entbehrlich machen. Sie verdienen, besonders da, wo mehreren zugleich in der französischen Sprache Unterricht ertheilt werden soll, ihrer zweckmässigen Einrichtung und leichten Brauchbarkeit wegen, empfohlen zu werden.

B.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG
DEN 25 AUGUST, 1806.

NATURGESCHICHTE.

Berlin, b. Pauli: *Naturfystem aller bekannten in- und ausländischen Infecten, als eine Fortsetzung der von Buffonschen Naturgeschichte.* Von *Johann Friedrich Wilhelm Herbst.* Der Schmetterlinge eilfter Theil. Mit 30 illuminirten 410 Kupfertafeln. 1803. gr. 8. XIV u. 392 S. Text, die Tafeln CCXCVII—CCCXXVII. (6 Rthlr. Pränum. 9 Rthlr. Ladenpreis.)

Wenn den einzelnen Theilen dieses weitläuftigen Unternehmens gleiche Aufmerksamkeit gewidmet worden wäre, so hätte es wohl der Absicht des ersten Herausgebers, viele andere Werke entbehrlich zu machen, entsprechen können. Aber um diesen Zweck zu erreichen, würden nicht nur bessere Abbildungen nöthig, sondern auch eine ruhigere Prüfung des Zusammenzutragenden erfoderlich gewesen seyn. An der nöthigen Zeit zur besseren Bearbeitung kann es dem Vf. wahrlich nicht fehlen, da er doch auf jeden einzelnen Band einen Zeitraum von mehreren Jahren verwendet. Der gegenwärtige Band, an neuen Arten vielleicht der ärmste unter allen, trägt nicht nur in der Bearbeitung selbst, sondern sogar auch in der Schreibart, das Gepräge eines hohen Grades der Übereilung und der Flüchtigkeit an sich. Es kommen hier die noch übrigen *Ephoren*, (die geschwänzten *Hesperiae rurales* des *Fabr.*) und die rundflüglichten Fabricischen *Hesp. rural.*, welche Hr. *H. cives* nennt, vor. Zu weit würde es führen und auch überflüssig seyn, sämmtliche abgebildete und beschriebene Arten nach der Reihefolge hier nennen zu wollen; Rec. begnügt sich daher, nur derjenigen zu erwähnen, bey welchen sich Etwas zu bemerken vorfand. S. 41. Nr. 88 findet Hr. *H.* es beym *P. Hesiodus* sehr unwahrscheinlich, dass *P. Faunus* das Männchen zu selbigem seyn solle; *Drury's* Figur dieses *Faunus*, von welcher die Herbstische eine Copie ist, macht diess freylich unwahrscheinlicher als die von *Cramer'n* gelieferte, allein auch hier findet sich noch viel Abweichendes zwischen beiden Geschlechtern. Doch diess allein wäre kein Grund zum Absprechen, da eine auffallende Verschiedenheit bey mehreren Arten zwischen den beiden Geschlechtern obwaltet. Rec. räumt es dem Vf. ein, dass der *P. Lincus* Tab. 304 Fig. 7—8 p. 56 Nr. 93 die Fabricische *Hesperia* dieses Namens sey; fiel es denn aber Hn. *H.* gar nicht auf, dass er diese nämliche Art bereits im zehnten Bande Tab. 285 Fig. 7—9 unter dem Namen *Aetolus* abbildete?

Wenn S. 62 Nr. 98 vom *P. Boëticus (Baeticus)* gesagt wird: „*die beiden Geschlechter dieses Schmetterlings unterscheiden sich bloss durch die geringere Grösse des Männchens*" so widersprechen dieser Behauptung nicht nur die Natur, sondern auch *Herbst's* Figuren beider Geschlechter, und endlich sogar dessen eigene fernere Worte. Es ist merkwürdig, dass Hr. *H.* sowohl als alle seine Vorgänger bey dem *P. Quercus* die Geschlechter verwechselte, und die ganz blauen Stücke für die Weibchen hielt, da sie doch in der That die Männchen sind, wie in der Welt nichts leichter zu erweisen ist, wenn man nur mit eigenen Augen prüfen und nicht immer ununtersucht nachschreiben wollte. Gleich vor, oder unmittelbar hinter *P. Quercus* würde *P. Euippus Hübn. — roboris Esp.* die schicklichste Stelle eingenommen haben; da indess die Flügelverlängerungen desselben füglicher Zähne als Schwänze genannt zu werden verdienen, so liess sich erwarten, dass Hr. *H.* ihn doch unter seine *Cives* aufführen würde, allein auch hier fehlt er, kömmt aber doch vielleicht im nächsten Bande mit vor, da wir in diesem den Überrest der 16 Familie zu erwarten haben.

S. 114—160 giebt der Vf. das Verzeichniss derjenigen Fabricischen geschwänzten Hesperien, von welchen er keine Abbildungen liefern zu können glaubte. Hier aber hätte gerade Hr. *H.* sich Ruhm erwerben können, hätte er sich die Mühe geben wollen, diese Arten genauer zu prüfen, und sie entweder mit natürlichen Exemplaren, oder auch nur mit vorhandenen Abbildungen vergleichen wollen. Einige Ausbeute geben dergleichen Bemühungen doch immer; denn selbst ohne sonderliche Anstrengung gelang es dem Rec. auszumitteln, dass *H. Herodotus Fab. Cramers* und *Herbst's P. Menalcas* Tab. 298 Fig. 5. 6, *H. Jarbas Fab. Herbst's P. Melampus* Tab. 301 Fig. 3. 4, *Pap. Thero Linn. Hesp. Thero Fabr. Herbst's P. Erosine* Tab. 301 Fig. 7. 8, *Hesp. Xenophon Fab. Herbst's P. Damon* Tab. 299 Fig. 9. 10 sey. Es ist zwar sehr bequem anzunehmen, dass, wenn diese oder jene Figur im Cramerschen oder Drury'schen Werke von *Fabricius* nicht angeführt worden, *Fabricius* die abgebildete Art nicht habe: allein mit dieser Bequemlichkeit des Vf. ist dem kaufenden Publicum nicht gedient; vielmehr ist es berechtiget laut zu klagen, dass durch eine solche Gemächlichkeit Bücher dicker gemacht und daher vertheuert werden.

In der Familie der „*Cives*" stehen zuerst diejenigen europäischen Arten, welchen die rothgelben Randflecke auf der Unterfläche der Flügel fehlen. Nach

dem Beyspiele mehrerer Vorgänger, löset der Vf. den *P. Damoetas* des Wiener Systems in zwey Arten *Cyllarus* und *Dymus* auf; die Natur scheint jedoch diese Trennung nicht zu fodern, da an unmerklichen Übergängen eines beynahe augenlosen *Dymus* bis zu einem stark geäugten *Cyllarus* kein Mangel ist. Es ist unumstösslich gewiss, dass der *P. Acis* des Wien. Syst. der *Semiargus Rottemburgs* und des Vf. ist; daher muss das Fragzeichen bey dem Citate aus jenem Werke wegfallen, auch bleibt unter den mancherley Benennungen dieses Falters *Acis* immer die beste; die vom Hn. *H.* beybehaltene, von *Rottemburg* eingeführte, wird weder der philosophische Entomolog, noch der Grammatiker billigen. Beym *P. Argiolus* S. 180 Nr. 7 fehlt das Citat aus dem Wien. Syst., und vermuthlich nur aus Übereilung, denn Zweifel konnten hier wahrlich, ungeachtet der von *Fabricius* und *Hübner* begangenen Fehler, nicht obwalten, da die erläuternde Note im Wiener Systeme alle Anstände aus dem Wege räumt. Von der Raupe und der Puppe dieses Falters sagt Hr. *H.* gar nichts, und doch hätte er im Degeerschen Werke von beiden recht befriedigende Nachricht finden können. Beym *P. Damon* fehlt das Citat des *Pap. Biton Sulzers*, welches aber um so weniger zu verzeihen ist, da *Sulzer* der erste war, der diesen Falter bekannt machte; auch bey dieser Art würde der Raupe und der Puppe, welche *Pezold* entdeckte und im dritten Hefte der Scribaischen Beyträge beschrieb und abbildete, zu gedenken gewesen seyn. *P. Alcon*, zu welchem die *H. Argiades Fabr.* ganz richtig angezogen ist, stehet zwischen den Arten *Alsus* und *Zachaeus* nicht an der rechten Stelle, welche ihm vielmehr zwischen *Euphemus* und *Erebus* hätte angewiesen werden müssen. S. 194 meint der Vf. bey eben diesem *Alcon*, es würde zu weitläuftig gewesen seyn zu untersuchen, ob *Bergsträssers P. Telejus, Arctophylax, Arctophonus, Mamers* und *Arcas* Varietäten dieser oder einer anderen Art seyen. Rec. meint dagegen, dass diese Weitläuftigkeit, wenn nur an anderen Stellen der Raum nicht unnöthiger Weise geschmälert worden wäre, sehr verdienstlich hätte seyn können. Hn. *H.* Bedenken mögen indess nicht sehr gross gewesen seyn, da wir *Mamers* und *Arcas* blass bey *Alcon* und *Arctophonus* bey *Euphemus*, ohne irgend ein Merkmal des Zweifels untergebracht finden. Aus seiner eigenen Sammlung führt der Vf. S. 193 und 194 unter Nr. 12 und 13 zwey Falter als neu auf, welche er *Zachaeus* und *Nanus* nennt, ersterer ist abgebildet Tab. 311 Fig. 9. 10, letzterer Tab. 312 Fig. 1 bis 2. Ob zwischen diesen beiden Faltern ein anderer Unterschied als der des Geschlechts statt habe, lässt Rec. unentschieden, versichert aber den Vf., dass der erstere nicht neu, sondern die *Hesp. Hylax Fab.* und nicht minder *Hübners Pap. Lysimon* sey, mithin nicht nur in Ostindien, sondern auch in Europa und zwar in Portugal zu Hause gehöre. Hierauf folgen die Arten mit rothen Randflecken, und zwar zuerst *Adonis*, welcher ganz richtig der des Wien. Syst. ist; *Hübners Adonis* hingegen hat mit diesem nur den Namen gemein, dessen *Ceronus* aber, aus welchem auch Hr. *H.* ohne Noth eine eigene Art macht, muss hier als Synonym angezogen werden, der Anblick des Flügelsaums bekundet das Eine sowohl als das Andere deutlich. Wollte aber auch Hr. *H.* den Hübnerschen *Ceronus* als Art von seinem *Adonis* trennen, so musste er ihn gleich auf diesen folgen lassen, welches nicht geschehen ist. Unter der N. 17 *P. Icarus* wird auch des *P. Thetys (Thetis) Bork.* gedacht, nur an der unrechten Stelle. Denn ist dieser Falter nur Abart, wie diess sehr wahrscheinlich ist, so kann er wegen seines Flügelsaumes es nur von *Adonis*, nicht aber von *Icarus* seyn. *Espers Thetis* Tab. 32 Fig. 2 bleibt als Varietät des Weibchens bey *Icarus* stehen. Aus *P. Medon* (*Agestis Hüb.*) und *Eumedon* sind auch nach dem Beyspiele einiger Vorgänger zwey Arten gemacht, obgleich Hr. *H.* selbst Bedenken gegen diess Verfahren äussert; *Eumedon* ist in der That nichts weiter, als eine der rothgelben Randflecke beraubte Varietät des *Medon*; übrigens ist dieser *Medon* einerley mit *Hübners Agestis*, schwerlich aber mit dem *Agestis* des Wiener Systems, wie *Illiger* auch schon in der neuen Ausgabe dieses Werks sehr richtig bemerkt hat; *Hübners Adonis* trägt aber alle Merkmale des Wienerischen *Agestis* an sich. *P. Amandus* ist eine deutlich begrenzte Art, welche sich von allen Varietäten des *Adonis* durch den Flügelsaum, und von allen den des *Icarus* durch den Mangel der Augen an der Basis der Vorderflügel standhaft unterscheidet. Über den *P. Artaxerxes Fab.* vermag Rec. nichts zu sagen, da er ihn nur aus *Lewin's* Figur, von welcher die Herbst'sche eine Copie ist, kennt. Die Rechte der Art scheinen beym *P. Leodorus* freylich nicht über alles Bedenken erhaben, doch ist es gut ihn nicht zu vorschnell als Varietät mit *Argus* oder *Aegon* zu verbinden, aber gerathen, die *Hesp. Acreon Fab.* mit ihm zu vereinigen. Bey *P. Battus* hätte der Vf. auch ohne Bedenken die *Hesp. Sedi Fab.* unter die Synonyme mit aufführen können, denn alle angegebenen Umstände sind von der Art, dass die Worte „*alis caudatis*" dreist als Druckfehler statt *alis ecaudatis* erklärt werden müssen. *Bergsträssers P. Palaemon* bleibt ein zweifelhaftes Geschöpf, welches, wenn anders die Abbildung gut gerathen ist, sich nicht füglich als Varietät mit irgend einer anderen Art verbinden lässt. *Fabricius* hätte die drey Hesperien *Amphion, Triton* und *Titus* genauer, als er es that, beschreiben müssen, wenn etwas Gewisses wegen ihrer bestimmt werden sollte. *Cramers* und *Herbsts Pap. Mantus* Tab. 317 Fig. 1. 2 scheint doch wesentlich von der Fabricischen Hesperie dieses Namens verschieden zu seyn, wenn gleich *Fabricius* sich auf *Cramers* Figur beziehet. Wie fiel Hn. *H.* diess nicht auf? *P. Tespis* Tab. 317 Fig. 7. 8, eine Copie des Cramerschen *Palaemon*, ist *Linnés Tespis* keinesweges, wie sich diess auch aus der oberflächlichsten Vergleichung ergiebt, *Linné* spricht ja ausdrücklich seinem *Tespis* den schwarzen Rand ab, den *Cramer's* und *Herbst's* Figuren doch in einer beträchtlichen Breite zeigen. Beym *P. Avius* S. 271 Nr. 41 ist die 9 und 10 Figur der 317 Tafel angezogen, allein auf der ganzen Tafel stehen nur neun Figuren.

Diejenigen rundflügllchten Fabricifchen Hefperien, welche Hr. H. nicht näher beftimmen zu können glaubte, find am Ende aufgeführt, unter diefen ftehen jedoch mehrere, welche *Cramer* unter anderen Namen hat; und Hr. *H.* aus deffen Werke aufnahm. So ift z. B. *Linnes* und *Fabr. Thysbe* der von H. Tom. X. Tab. 284 Fig. 1. 2 abgebildete *P. Palmus; H. Erinus Fab.*, *P. Nanus* Tab. 312 Fig. 1. 2; *H. Ceraunus Fab.*, der *P. Bubaftus* Tab. 324 Fig. 6—7; *H. Catilina Fab.*, der *P. Archias* Tab. 327 Fig. 5; *H. Cachrys Fab.* fcheint fo wenig von *P. Menalcas* Tab. 319 Fig. 3, als *H. Mecaenas Fab.* von *P. Memeria* Tab. 323 Fig. 5. 6 verfchieden zu feyn; *H. Midas Fab.* ift das Männchen des Herbftifchen *P. Crotopus* Tab. 322 Fig. 10. 11; in wie fern *H. Cephus Fabr.* zum *Pap. Acantius* Tab. 318 Fig. 1. 2 gehören möchte, würde fich aus dem Anblicke der Natur beffer, als aus den der vorhandenen Abbildungen beurtheilen laffen; *H. Suetonius Fab.* ift *Cramers* und *Herbfts Pap. Pierus* Tab. 323 Fig. 10. 11; *H. Electron Fabr. Pap. Melander* Tab. 322 Fig. 3; *H. Pyramis Fab.* ift auf keinen Fall von *P. Pyramus* Tab. 325 Fig. 6. 7 verfchieden; *Linnés* und *Fabr. Priaffus* ift von dem *Peleus* diefer beiden Schriftfteller nicht zu trennen.

Rec. wäre nun auch verpflichtet, einige Beweife von der im Eingange dem Vf. Schuld gegebenen Nachläffigkeit in der Schreibart, dem Lefer vorzulegen; doch er unterläfst es, einmal weil an einem Werke diefer Art, der Stil nicht die Hauptfache ift, dann aber, weil einem jeden bey flüchtiger Durchblätterung des Buchs die Wahrheit diefer Behauptung einleuchten mufs.

Wollte Hr. *H.* doch endlich einmal bedenken, dafs fein Werk nicht für Kinder, um diefe durch die Menge der buntgewandigen Gegenftände zu erfreuen, fondern für Männer beftimmt ift, unter welchen es doch mehrere ganz competente Richter giebt, fo würde er doch endlich alle, feinem Unternehmen von jeher gemachten Vorwürfe berückfichtigen, und fich beftreben forgfältiger zu arbeiten. Wie kommt es, dafs in der Regel die Schmetterlings-Bände den Käfer-Bänden diefes Naturfyftems fo weit nachftehen? Die Frage beantwortet fich von felbft, denn jede Seite überzeugt uns, dafs Hr. *H.* nie eine fonderliche Vorliebe zu den Gloffaten gehabt haben müffe, und daher das nähere Studium derfelben vernachläfsigte; dann aber auch war es nicht zu entfchuldigen, dafs er fich einer folchen Arbeit unterzog. — Möge der 12 Band, welcher vermuthlich den Reft der 16 Familie, und dann auch wohl die Dickköpfe enthalten und hoffentlich den Befchlufs der Falter machen wird, fo bearbeitet feyn, dafs Rec., wenn diefer Band ihm zur Beurtheilung zukömmt, recht viel Gutes davon fagen könne!

Frankfurt a. M., b. Guilhauman: *Die Wunder der Thier- und Pflanzenwelt*, oder *ausführlichere und unterhaltende Befchreibung der merkwürdigften Thiere und Pflanzen für Freunde und Liebhaber der Natur*, von *J. C. F. Müller.* Erfter Band. 1805. 458 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

„Ein Werk, wie das vorliegende, (fagt die Vorrede) ift nicht darauf berechnet, den erfahrnen Kenner der Natur zufrieden zu ftellen, und ihm etwa gar neue Entdeckungen vorzulegen; aber es ift auf Freunde und Liebhaber der Natur berechnet, und es foll gleichfam eine Art *Volksnaturgefchichte* feyn. — Sie ift darauf angelegt, durch ausführlichere und fo viel möglich unterhaltende Gegenftände die Liebe zur näheren Kenntnifs der Natur zu erwecken, und den Wunfch genauerer und vollftändigerer Einfichten in die Körper und Kräfte der Natur zu erregen." Erft mit einem 4 Bande, dem die lateinifchen Kunftnamen beygefügt werden follen, foll das Werk gefchloffen feyn. Diefer erfte Band enthält gröfstentheils aus älteren und neueren Reifebefchreibungen entlehnte Erzählungen und Sagen von meiftens lauter ausländifchen Thieren und Gewächfen. Von ausländifchen Thieren kommen die Affen, das Kameel, der Elephant, der Straufs, die Termiten und das Chamäleon, und von europäifchen Thieren nur die Befchreibung der Stubenfliege und das mit vielem faden Witz ausgeftattete Stück aus der Lebens- und Liebes-Gefchichte eines Zeifigs vor. Aus der ausländifchen Pflanzenwelt wird vom Affenbrodbaum, vom Gummibaum, vom Brodfruchtbaum, von mehreren Palmenarten, dem Manihot, der Yams, dem Kaffebaum, Zuckerrohr, Bambusrohr, Zuckerahorn erzählet, und von einheimifchen Gewächfen, die fämtlich über alle Mafsen kurz abgefertiget werden, kommen nur der Aron, der Sonnenthau, das gemeine Springkraut, und beyläufig noch einige andere vor.

Rec. weifs freylich wohl, dafs man vieles Wunderbare und Abentheuerliche weit leichter von Weitem her erzählen könne, als wenn man fich auf das einfchränkt, was in der Nähe vorkommt; unterdeffen ift er der Meinung, dafs es zu einer Volksnaturgefchichte fchicklicher gewefen feyn würde, fich vorzüglich mit näher liegenden Gegenftänden zu befchäftigen, bey welchen der Lefer Gelegenheit gehabt haben würde, das Gelefene zugleich mit der freyen Natur zu vergleichen. Als ein Lefebuch für die Jugend würde fich das Buch noch am beften empfehlen laffen, und wenigftens vor vielen zu diefem Zweck gefchriebenen Romanen einen Vorzug haben. Kinder pflegen dergleichen wunderbare Gefchichten und Sagen aus fremden Ländern mit vielem Vergnügen zu lefen und fich dabey im Lefen zu üben; nur würde Rec. in diefer Rückficht die hier und da vorkommenden und für Kinder unfchicklichen Befchreibungen von Zeugungsgliedern, von Begattung und manchem unfchicklich beygemifchten Witz wegwünfchen. Dafs es der Vf., wie er in der Vorrede verfichert, nicht darauf angelegt habe, die Kenner der Naturgefchichte zu befriedigen, kann man an mehreren Stellen des Buchs bemerken. Bey den vorgeführten fogenannten wunderbaren deutfchen Gewächfen, fo wenig er auch davon fagt, ftöfst man überall auf Fehler, die kaum in einer Volksnaturgefchichte zu dulden find. So wird

z. B. S. 438 eines rothen Steinbrechs mit dem Zufatz *fpiraea filipendula*, der zur Gattung der Spierftauden gehören foll, erwähnet. Rec. kennt keinen rothen Steinbrech, noch weniger kann er die Filipendel oder das knollige Spierkraut für eine rothe Spierftaude halten, da diefes Kraut weifse Blumen hat und keine Staude ift. S. 440 heifst es, „bey einigen (Blüthen) legt fich jeden Tag ein Staubbeutel auf die Narbe, fo, dafs die Befruchtung mehrere Tage dauert." Vermuthlich beziehet fich diefes auf die Sumpf-Parnaffie (*Parnaffia paluftris*). Der Befruchtungs-Procefs dauert aber nicht mehrere Tage — kaum 24 Stunden. Bey der Anfangs fehr engen Öffnung der Narbe braucht der erfte fich auflegende Staubbeutel freylich mehrere Stunden zur Erreichung feines Zwecks; der zweyte vollendet fein Gefchäfte fchon gefchwinder; der dritte noch gefchwinder, und der vierte und fünfte finden fchon fo viel Raum vor fich, dafs fie fich beynahe zu gleicher Zeit mit einander auflegen und ihres Staubs gefchwind genug entlediget werden. S. 452 wird eines nächtlichen Leimkrauts mit röthlichen Blumen erwähnet, die fich nur des Nachts öffnen, am Tage fchliefsen und Fliegen fangen follen. Vermuthlich foll die Nachtblüthige Silene (*Silene noctiflora*) darunter verftanden feyn, an deren Kelchen, weil fie klebrig find, bisweilen kleine Infecten hängen bleiben; ihre Blüthen find aber weifs. Die angegebenen röthlichen Blüthen an einem Gewächfe mit klebrigen Blüthenftengeln beziehen fich auf eine andere Pflanze, nämlich auf die fogenannte Pechnelke (*Lychnis Vifcaria*). Wie S. 453, der Sonnenthau (*Drofera rotundifolia*) unter die reizbaren Gewächfe zu rechnen fey, fiehet Rec. nicht ein, da derfelbe an keinem feiner Theile nur irgend etwas ungewöhnlich Reizbares hat. Auch das gleich darauf vorkommende gemeine Springkraut (*Impatiens Noli tangere*, nicht *Noli me tangere*) kann nur uneigentlich zu den reizbaren Gewächfen gerechnet werden, weil feine Saamengehäufe bey der äufseren Berührung blofs durch die fpiralförmig gewundenen elaftifchen Kapfeln, alfo mechanifch genug, auffpringen.

Da noch mehrere Bände diefes Werkes folgen follen, fo fteht zu erwarten, ob fie fich mehr als eine Volksnaturgefchichte, oder als ein zweckmäfsiges Lefebuch für Kinder auszeichnen werden. Beide Zwecke werden fich fchwerlich gut mit einander vereinigen laffen.

tn.

KLEINE SCHRIFTEN.

Naturgeschichte. *Bamberg* u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Über die chemifchen Kennzeichen und die Beftandtheile der Mineralien.* Zum Gebrauche feiner Vorlefungen von *J. B. Vogelmann*, Prof. d. Naturgefchichte zu Würzburg. 1805. 148 S. 8. (16 gr.) Zuerft wird von der Einwirkung des Feuers auf die Mineralien und von der Anwendung des Löthrohrs gehandelt, dann von der Auflöfung und Niederfchlagung; den gröfsten Theil des Buches aber nimmt die Erzählung der chemifchen Eigenfchaften der noch nicht zerlegten Stoffe ein. Den Nutzen diefer Schrift fieht Rec. nicht ein. Sie enthält allgemein bekannte chemifche Lehren, wie man fie leicht aus jedem Handbuche der Chemie ziehen kann. Ohne Studium der Chemie ift kein gründliches Studium der Mineralogie möglich; aber diefes magere Handbuch wird nicht hinreichen, um jemanden die gehörigen chemifchen Kenntniffe zu verfchaffen.

LR.

Erfurt, b. Beyer u. Maring: *Beobachtungen über die Geftalt der Grund- und Keimkryftalle des fchorlartigen Berils*, von *C. C. Haberle.* 1804. 23 S. 8. (4 gr.) Die Grundkryftalle (*forme primitive*) diefes Foffils find gefchobene vierfeitige Säulen, deren Seitenflächen abwechfelnd Winkel von 120° und 60° und deren Endflächen mit den Seitenflächen rechte Winkel bilden. Ausgezeichnete Stücke fetzten den Vf. in den Stand, diefe Form zu beftimmen und *Hauy's* Angabe zu berichtigen. Die Keimkryftalle (*molecules integrantes*) haben diefelbe Geftalt. Der Durchgang der Blätter ift dreyfach, rechtwinklicht, und die häufigen Querfprünge an diefem Foffil ftimmen mit dem Durchgange der Blätter gar nicht überein. Diefe Bemerkungen über ein nicht gewöhnliches, felten deutlich kryftallifirtes Foffil verdienen den Dank der Mineralogen.

LR.

Technologie. *Breslau* u. *Leipzig*, b. Korn: *Über Holzerfparung.* Von *Karl Wilhelm May*, k. Accife- und Zoll-Einnehmer zu Goldberg. 1805. 44 S. 4. Mit Kupfern. (12 gr.) Der Vf. befchreibt einen Stuben- und Kochofen, der nach Art der Kortifchen Säulenöfen eingerichtet ift, und fich nur dadurch von diefen unterfcheidet, dafs er einen eifernen Unterkaften hat. Obgleich Rec. die Kortifchen Öfen nicht fehr billigt, fo kann doch allerdings ein gehörig eingerichteter Säulenofen fehr vortheilhaft feyn. Eiferne Unterkaften zu folchen Öfen find auch fchon längft in Vorfchlag gebracht worden; wefshalb man eben nicht fagen kann, dafs der Vf. etwas neues erfunden hätte. Nur die Einrichtung feines Kochofens und deffen Verbindung mit dem Stubenofen ift bisher noch nicht befchrieben und abgebildet worden. Indefs gerade hieran wird der Erfindungsgeift der Künftler noch lange beffern und ändern können. Eigentlich follte alfo *diefe* neue Einrichtung nur der Gegenftand unferer Beurtheilung feyn; allein da fie ohne Zeichnung nicht gut verdeutlichet werden kann, fo wollen wir die Lefer auf die Schrift felbft verweifen, die gar nicht zu den fchlechtern ihrer Art gehört. Wir bemerken dabey, dafs der dem Vf. gemachte Vorwurf, „fein Ofen könne fich nicht empfehlen, da er fo aufserft fonderbar geformt fey," ihn mit Unrecht treffe. Denn der Vf. felbft hat feinen Ofen nur für Familienzimmer, in denen das *utile* dem *dulci* vorgeht, empfohlen, und ohne Kochofen wird der Säulenofen für fich gewifs kein Zimmer verunftalten. Überhaupt kann Rec. das ungünftige Urtheil des königl. preufsifchen Oberbaudepartements in Berlin über den hier abgebildeten Ofen nicht unterfchreiben; die Gründe, wefshalb der Ofen verworfen werden foll, haben ihn um fo weniger überzeugt, da die S. 33 angeführten Bedenklichkeiten geradezu beftimmten Erfahrungen widerfprechen. Die Bemerkung S. 34, dafs ein eiferner gegoffener Kanonenofen mit eingehängten blechernen Röhren daffelbe leifte, mufs Rec. bezweifeln, da folche Öfen noch nirgends, als brauchbare Stubenöfen befunden worden find. Auch möchten fie nicht allenthalben mit fo geringen Koften anzufchaffen feyn, als die Mayfchen Säulenöfen. — Am Ende der Schrift hat der Vf. eine Tabelle beygebracht, womit er die Geringfügigkeit der Heizungskoften bey feinem Ofen darthun will: in der Hauptfache beweifen aber diefe Angaben nichts. — Weniger als die Befchreibung der Feueranlagen hat Rec. der Vorfchlag des Vf. in Anfehung der *platten* Dächer gefallen, wenigftens wird diefer Vorfchlag noch immer fehr unausführbar fcheinen, fo lange noch nicht zuverläffige Erfahrungen vom Erfinder angeführt werden können. Noch immer fetzen wir das Gewicht der auf den platten Dächern aufgehäuften Schnee- und Waffermaffen für unfer Klima zu gering an.

K. j. R.

Hannover, b. Hahn: *Gefchichte des Theophilanthropismus* von feinem Urfprunge bis zu feiner Erlöfchung, von *Gregoire*, ehemaligem Bifchofe von Blois, jetzt Senator des franzöfifchen Reichs zu Paris. Aus dem Franzöfifchen. 1806. 146 S. 8. (8 gr.) (Ein befonderer Abdruck aus dem *Staudlinfchen* Magazin für Religions-Moral- und Kirchengefchichte)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 26 AUGUST, 1806.

MEDICIN.

Berlin, b. Schmidt, und Leipzig, b. Mittler: *Handbuch der medicinischen Therapie.* Nach den neuesten Verbesserungen in der Heilkunde und eigenen Grundsätzen entworfen, von Dr. *F. L. Augustin*, kön. Professor der Kriegsarzneykunde am Collegio Medico-Chirurgico zu Berlin. *Erster Theil, enthaltend die allgemeine medicinische Therapie.* 1806. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

So reichlich wir auch in dem letzt verflossenen thatenreichen Decennio mit therapeutischen Handbüchern beschenkt worden sind, und so vielseitig die Bemühungen der Ärzte aus allen medicinischen Schulen waren, diesen wichtigsten Theil der Heilkunde zu einem immer höheren Grade von Vollkommenheit zu erheben, so ist es doch nur zu gewiss, dass wir noch immer eines Werks entbehren, welches allen Foderungen der Kritik volle Genüge zu leisten vermöchte. Gross und unverkennbar sind zwar die Verdienste eines *Frank*, *Reil*, *Brown* und so vieler Anderen, um die Bearbeitung dieses Zweigs der Heilkunde, und mannichfaltig die Früchte, welche die heilende Kunst ihren rastlosen Bemühungen zu danken hat. Wenn man sich aber mit Klarheit die Foderungen denkt, welchen ein Werk dieser Art entsprechen sollte, so kann es nicht verkannt werden, dass das Wahre, Ächte, noch immer nicht gefunden ist, und wir noch weit von dem entfernt sind, was uns als Ideal eines therapeutischen Handbuchs vorschwebt. Noch immer gebricht es uns an einem Handbuche der Therapie, das wie auf festen, unerschütterlichen Grundsäulen, sich auf eine solche theoretische Ansicht stützte, die in der ächten Speculation, den Aussprüchen der Natur, und der Übereinstimmung der Erfahrung aller Zeiten ihre Sanction gefunden hätte, deren Grundsätze uns mit Sicherheit durch die labyrinthischen Pfade der Praktik zu leiten und uns stets auf den wahren Weg hinzuführen vermöchte, die mannichfaltigen Krankheitsformen, in so verschiedener Gestalt und Verwickelung sie auch auftreten, sicher und glücklich zu bekämpfen, zu besiegen. —

Denn so viel auch stets der individuellen Einsicht, dem Genie des Heilkünstlers bey der Ausübung dieser schwersten aller Künste überlassen bleibt, und so unabwendbar in dieser Hinsicht der Irrthum seyn muss, so dürfte man doch fodern, dass unser therapeutisches System zu einem solchen Grade von Vollendung gediehen sey, dass dem angehenden Arzte, über die allgemeinen therapeutischen Grundsätze, und die Kriterien, welche ihn in speciellen Fällen leiten müssen, kein Zweifel, keine Ungewissheit mehr bleiben könnte. Leider ist es aber nur zu bekannt, wie wenig Trost die angehenden Ärzte aus den meisten Handbüchern der Therapie zu schöpfen vermögen, wie viel noch immer dem Zufalle überlassen bleibt! Unsere meisten therapeutischen Handbücher kränkeln aber besonders an folgenden Gebrechen, dass sie entweder eine ganz falsche Theorie zum Grunde legen und falsche Resultate daraus hervorziehen, oder dass sie durch eine zu einseitige, allgemeine Ansicht irre geleitet werden und irre leiten, oder endlich, dass sie bald von einem zu streng empirischen, bald von einem zu streng theoretischen Standpunkte ausgehen, so dass bald das durch die Erfahrung gegebene auf Kosten der Theorie zu sehr begünstigt, und als das allein gültige festgesetzt wurde, oder dass man, der Theorie zu viel einräumend, zu wenige Rücksicht auf die empirischen Facten nahm. —

Wie gross demnach das Bedürfniss eines Handbuchs der Therapie sey, welches frey von jenen Inconsequenzen, auf einer richtigen theoretischen Ansicht gegründet, in harmonischem Vereine die Aussprüche der ächten Theorie und einer geläuterten Erfahrung darstellte, und uns den richtigsten, klarsten, klinischen Standpunkt öffnete, ist zu fühlbar, und die heilsamen Früchte eines solchen Unternehmens zu sprechend, um dem Gesagten noch etwas hinzuzusetzen. —

Ob der gegenwärtige Standpunkt der Medicin uns hoffen lässt, ein in diesem Geiste verfasstes Handbuch der Therapie so bald zu erhalten, ist allerdings sehr zweifelhaft und problematisch. Ob wir von der Naturphilosophie die baldige Auflösung dieses Problems zu erwarten haben? wagen wir für jetzt nicht zu entscheiden.

Der verdienstvolle Vf. des vorliegenden Handbuchs hat die bisherigen Lücken und Mängel der Therapie richtig gefühlt und mit lobenswerthem Eifer dahin gestrebt, durch eine richtige Verbindung der Erfahrungsgesetze mit einer, auf höheren Ansichten des lebenden Organismus gegründeten, Theorie ein therapeutisches System aufzustellen, welches frey von den bisherigen Inconvenienzen, in höherem Grade den Anfoderungen der Kritik genügen könnte. „Zweck dieses Werks, sagt Hr. *A.*, sey es, diejenigen reellen Kenntnisse, welche ein wohlbegründetes, auf dem Standpunkte des wissenschaftlichen Empirismus gefälltes Urtheil als wahr und nützlich erweiset, zum Behuf des Systems einer medicinischen

Therapie zu sichten und zu vereinigen, zu dem Ende, entfernt von allem Parteygeiste, die Wahrheit überall, wo sie zu finden ist, zu benutzen und aus den Resultaten wahrer Naturforschung neue Ansichten für fernere Fortschritte der Wissenschaft zu eröffnen." Noch bestimmter erklärt sich der Vf. über die Eigenthümlichkeit seines Unternehmens S. IV der Vorrede, wo es unter Anderen heisst: „Dass uns die, durch eine bessere Physiologie erlangte Kenntniss des so sehr verwickelten Verhaltens des Organismus in allen seinen Theilen, noch ungleich vielfachere und tiefer liegende Zusammensetzungen, Differenzen und Gegensatze ahnden lässt, wir also weit entfernt, nach *Browns* Vorbilde den Knoten zu zerhauen, ihn vielmehr zu lösen bemüht seyn müssten" u. s. w. — *Beruf* zu diesem Unternehmen fand Hr. *A.* in seinem 16jährigen Eifer, nichts unbenutzt zu lassen, was ehemals und jetzt zur Ausbildung der Wissenschaft beobachtet, gedacht und erfahren ward, — in dem mit Prüfung angenommenen Unterrichte mehrerer Lehrer, in seiner mit Aufmerksamkeit getriebenen eilfjährigen Kunstübung, in der unbefangenen Beobachtung des Erfolgs der Methoden anderer Ärzte, und endlich in der, bey eigenen Vorträgen über medicinische Therapie, ihm sichtbar gewordenen Nothwendigkeit, seine ihm eigenthümlichen Grundsätze den Zuhörern auch schriftlich mitzutheilen.

Sollte auch vorliegendes Handbuch dem von uns angedeuteten Ideale einer Therapie nicht Genüge leisten, so ist doch die Tendenz des Vf. sehr lobenswerth, und rühmlich der Aufwand von Kräften, welche er zur Auflösung dieser so wichtigen Aufgabe verwendet hat, wenn wir gleich der Ausführung unseren unbedingten Beyfall nicht schenken können. Hr. *A.*, der bereits so mannichfache Beweise seines Eifers, die Wissenschaft zu bereichern, und seiner Tendenz zum Besseren gegeben hat, zeigt sich auch in dieser Schrift als einen denkenden, vorurtheilsfreyen Forscher, als einen scharfsinnigen Kritiker theoretischer Grundsätze, und als einen Eingeweihten in den Schätzen der älteren und neueren Literatur.

So sehr sich der Vf. auch in dieser Schrift in mehreren Punkten zur eklektischen Schule hinneigt, so ist das Ganze doch mehr im Geiste der neueren, durch die Naturphilosophie aufgestellten Grundsätze bearbeitet. Nur müssen wir es sehr beklagen, dass sich Hr. *A.* ausschliesslich an der ersten Darstellung jener Theorie hielt, demjenigen aber, was der Stifter der Naturphilosophie in den neuesten Zeiten aussprach, schlechthin keine Rücksicht schenkte. Hierdurch wurde es dem Vf. unmöglich, seine Aufgabe von dem höchsten, richtigsten Standpunkte zu lösen, und so manche falsche Ansichten und irrige Meinungen, welche sich eingeschlichen haben, zu vermeiden. Auch ist es nur diesem Standpunkte zuzuschreiben, dass Hr. *A.* dem Erregungsverhältnisse noch einen ungleich höheren Werth beylegt, als es in der That verdient.

Zwar verbittet sich Hr. *A.* eine vollständige Kritik des vorliegenden Werks, indem dieselbe erst nach der Vollendung des Ganzen möglich sey; inzwischen können wir hierauf um so weniger Rücksicht nehmen, da der Vf. in diesem ersten Bande die dem Ganzen zum Grunde liegenden Principien entwickelt hat. Eine nähere Würdigung dieser eigentlichen Grundsäulen seines therapeutischen Systems, ihrer Haltoder Unhaltbarkeit wird uns in Stand setzen, schon jetzt ein vorläufiges Urtheil über den Werth dieses Unternehmens zu fällen. —

Der erste Abschnitt beginnt mit einer kurzen Encyklopädie der medicinischen Therapie, in welcher mehrere Vorbegriffe derselben entwickelt werden. Dieser folgt ein Blick auf die Methoden zur Begründung einer rationellen Therapie, welchen, in gedrängter Kürze, eine historisch-kritische Übersicht über alle bisherige Versuche zur Begründung einer rationellen Therapie angereihet ist. Hierauf folgt endlich eine allgemeine Anleitung zur medicinischen Therapie, in welcher die wichtigsten Handbücher der allgemeinen und speciellen Therapie verzeichnet sind. Wir eilen über diese, meist wohl gelungenen Abschnitte hinweg, um uns bey der Betrachtung des zweyten Abschnitts, welcher die Einleitung zur allgemeinen medicinischen Therapie enthält, und mit physiologischen Vorbegriffen beginnt, etwas länger zu verweilen. —

Den, in den ersten Paragraphen entwickelten Begriffen über Materie, Kraft, Leben, Lebenskraft, u. s. w. liegen grösstentheils die Ideen der neueren chemischen Schule zum Grunde, deren Gebrechen und Inconvenienzen sich auch hier wiederholen. *Leben* definirt Hr. *A. als das Resultat des Zusammentreffens der verschiedenen Reize, mit den verschiedenen Kraftvermögen; Lebenskraft* als die Wirkung dieses Zusammentreffens, oder als den Begriff von dem Zusammentreffen zwischen der Thätigkeit der Organe als Grund, und den Lebenserscheinungen als Folge oder Wirkung. Ist aber hierdurch nicht Leben aus Leben erklärt, da ja die Existenz dieser Kraftvermögen schon Leben voraussetzt, indem jene Kräfte nicht als etwas Passives, sondern als etwas Actives gedacht werden können? Man sieht auch gar nicht ein, warum es, ausser jenen organischen Kraftvermögen, noch einer besonderen Lebenskraft zur Erklärung des Lebens bedurfte, da sie ja selbst erst als das Resultat des schon in Thätigkeit gesetzten Lebensvermögen definirt wird? — Mit *Doemmling* nimmt der Vf. auch die flüssigen Theile des Organismus als belebt an. — Was von der Erneuerung der Lebenskraft durch die Vegetation S. 87 behauptet wird, ist sehr unhaltbar; sofern nämlich das Lebensvermögen als das eigentliche Princip des Lebens angenommen wird, die Vegetation aber nur als eine Hauptfunction desselben auftritt, sieht man gar nicht ein, wie das Lebensvermögen, als das *primum existens* und Urprincip des Lebens, wenn sie erloschen ist, durch den ihr subordinirten Vegetationsprocess wieder restaurirt werden könnte. — Was der Vf. von der doppelten Seite des Lebensvermögens, als Reizempfänglichkeit und Wirkungsvermögen, aussagt, ist ganz nach den Ansichten der Erregungstheorie verfasst, ob er sich gleich

gegen die Ansicht der Erregbarkeit, als etwas blofs Passives, wie sie *Brown* ursprünglich aufstellte, bestimmt erklärt.

Alle Functionen des Organismus sollen sich auf Sensibilität, Irritabilität und Reproduction reduciren lassen. Die Definitionen dieser drey Grundfunctionen des Organismus sind sehr mangelhaft. So sollen die Organe durch die Sensibilität gegen geistige und materielle Reize empfänglich gemacht werden. Nach dieser Definition ist die Sensibilität der Reizbarkeit ganz parallel gesetzt, nur dafs ihr eine nähere Beziehung zur geistigen Natur des Menschen zugeschrieben wird. Vermittelst der Irritabilität soll er zur Bewegung fähig seyn (bey dieser einseitigen Definition ist sie nichts mehr als die Hallersche Irritabilität), und vermittelst der Reproduction soll er fähig seyn, seine Gattung und Individualität zu erhalten (wodurch der Begriff der Reproduction gleichfalls viel zu eng begrenzt ist).

Es sollen nur drey Systeme im Organismus statuirt werden: das Hirn- und Nerven-, das Blutgefäfs- und das Lymphsystem. So gewagt diese Classification an sich schon ist, und so wenig sie durch haltbare Gründe motivirt wird, so fliesen, bey näherer Erörterung, noch mehrere willkührliche Hypothesen daraus hervor. So soll die Thätigkeit des lymphatischen Systems die Wechselwirkung der Nerven und des Bluts erhalten, die Thätigkeit des Nervensystems jener des Blutsystems entgegengesetzt seyn u. s. w.

Über die besondere Natur und Wirkungsart des sensibeln Systems finden sich manche treffende Bemerkungen. — Zum irritabeln Systeme rechnet Hr. *A.* alle Theile, welche durch den Wechsel der Expansion und Contraction wirksam sind; da die Irritabilität vorzüglich im Muskelsysteme prädominire, zu welchem unser Vf. alle unter dem Schema der Expansion und Contraction thätige Organe rechnet, so könne man diefs System vorzugsweise auch *das System der Muskelkraft* nennen, dem wir keineswegs beystimmen können. Denn ob sich gleich alle, zum irritabeln Systeme gehörenden, Organe unter dem Schema der Expansion und Contraction bewegen, so ist doch die Differenz des eigentlich sogenannten Muskelsystems von den übrigen Organen der Irritabilität zu grofs, und der besondere Genius desselben zu eigenthümlich, um diefs System unter dem so leicht Verwirrung erregenden Namen des Muskularsystems zusammen zu fassen. — Gleichsam als die Grundlage des irritabeln Systems sieht Hr. *A.* das gesammte Blutsystem an. — Was der Vf. über die besondere Natur des Blutsystems vorträgt, ist theils aus *Bichats* allgemeiner Anatomie, dessen Schriften er überhaupt sehr fleifsig benutzt hat, theils aus *Görres* Aphorismen entlehnt, theils Resultat eigener Forschung. Im Ganzen ist dieser Abschnitt gut abgehandelt, obgleich Hr. *A.* seinen Gegenstand weder von dem höchsten Standpunkte aufgefafst, noch gänzlich erschöpft hat. Er nimmt einen Gegensatz im Blutsysteme an, zwischen dem System des *rothen* (arterioses System) und des *schwarzen Bluts* (venoses System). Unter dem ersten versteht er denjenigen Kreislauf, welcher das Blut der Lungen nach allen Theilen führt; unter dem zweyten jenen, welcher es von sämtlichen Theilen zurückbringt. Den Ursprung des Kreislaufes des rothen Bluts setzt er in dem Haargefäfssystem der Lungen, den des schwarzen Bluts in dem allgemeinen Haargefäfssystem; beide Kreisläufe sollen von einander unabhängig, und, ihre Anfangs- und Endpunkte ausgenommen, ganz isolirt von einander seyn. Hätte der Vf. mehr Rücksicht auf die neueste Bearbeitung der Naturphilosophie genommen, so würde er nicht *Kilian's* irrigen Satz nachgeschrieben haben, dafs die Reproduction als das Indifferenzvermögen des Organismus zu betrachten sey. So ist auch die Stufenfolge, nach welcher er die drey Systeme des Organismus ordnet, unrichtig, indem er von der Sensibilität ausgeht, dieser die Irritabilität, und dieser endlich die Reproduction folgen läfst, da vielmehr die umgekehrte Ordnung statt finden sollte. — Mit *Bichat* läfst der Vf. das reproductive System in den Assimilations- und Desassimilationsprocefs zerfallen, deren erster zwey Zeiträume in sich fassen soll, a) jenen der Chylification und Sanguification, b) den der Secretion und des Erstarrens der secernirten Flüssigkeiten. — Nach dieser Ansicht ist das Physiologische über das reproductive System lichtvoll und belehrend vorgetragen.

Einseitig ist die Vorstellungsart des Vf. über die Wirkungsart der auf den Organismus influirenden äufseren Potenzen; ihre unmittelbare Wirkung soll in der Veränderung der vitalen Mischung beruhen. Hr. *A.* hält sie demnach für chemisch, und hebt dadurch die Ansicht des dynamischen Charakters des Organismus gerade zu auf.

Bey diesem ganzen Abschnitte folgt Hr. *A.* mehr dem Grundsatze der Erregungstheorie und dem, was die Naturphilosophie in ihrer ersten Erscheinung über das Verhältnifs der anorgischen zur organischen Natur festsetzte; natürlich war es demnach, dafs er auch alle die Einseitigkeiten und Irrthümer jener Ansicht mit aufgenommen hat. Da *Schelling* bereits die erschöpfendste Widerlegung dieser Vorstellungsart im 2 Stück seiner Jahrbücher geliefert hat, so können wir uns eine weitläuftige Beleuchtung derselben um so mehr ersparen.

Was Hr. *A.* von den eigenthümlichen Gegensätzen der drey Hauptsysteme des Organismus sagt, ist gröfstentheils irrig; vor Allen gehört hierher die Behauptung, als wenn die Substanzen mit prädominirendem Kohlenstoffe vorzüglich dem sensiblen, jene mit überwiegendem Wasserstoffe dem irritablen, und endlich jene mit prädominirendem Sauerstoffe vorzüglich dem reproductiven Systeme entgegengesetzt wären, da es gegenwärtig fast aufser Zweifel gesetzt ist, dafs der Kohlenstoff vor allem dem reproductiven, der Wasserstoff dem irritablen, der Stickstoff dem sensiblen Systeme nicht entgegengesetzt, sondern adäquat und direct entsprechend ist.

Bey der Angabe der Potenzen, welche die Energie des irritablen Systems vermehren sollen, ist Alles bunt unter einander gemischt, indem jenem Entzwecke bald die Säuren, die Kälte, bald die bittern

Mittel, die China und das Eisen entsprechen sollen. Seine Reizempfänglichkeit vermehrend sind Alkalien, ätherische Öle, Kaffé, Moschus, Kampher, Bibergeil, Phosphor, positive Elektricität, und der Oxygenpol des Galvanismus.

Eben diess gilt von dem, was unser Vf. von den, besonders auf das reproductive System wirksamen Potenzen aussagt. Die Reizbarkeit desselben soll *erhöht* werden durch die negativen Reize, als: vegetabilische Kost, Kälte, Pflanzensäuren; *vermehrt* werden durch positive Incitamente, combustible, stickstoff- und wasserstoffhaltige, alkalische Mittel, *alienirt* durch Metallkalke. Weil die Energie der Reproduction durch stickstoff- und wasserstoffhaltige Mittel vermehrt werde, so sollen sich desshalb die Aromen, die bittern Tincturen und Essenzen so wirksam bezeigen. (?)

Was von den physiologischen Vorbegriffen gilt, findet auch von den nosologischen Vorbegriffen seine Anwendung; Hr. *A.* ist auch hier theils den Ansichten der Erregungstheorie, theils demjenigen gefolgt, was sich aus der früheren Darstellung der Naturphilosophie auf die Gesetze der Krankheit anwenden liess. So weit es der beengte Standpunkt jener Ansichten erlaubt, hat der Vf. seine Aufgabe richtig und mit Glück gelöst.

Auch Hr. *A.* giebt uns keine eigentliche Definition, sondern nur eine Description der Gesundheit, da dieselbe darin gesetzt wird: wenn das, der Individualität des Organismus angemessene Verhältniss, seiner einzelnen Theile und Kräfte so beschaffen ist, dass dadurch die beiden Hauptzwecke des Lebens, seine Selbsterhaltung und Selbstgebrauch, erreicht werden. Hier bleibt die Frage noch immer unbeantwortet: worauf denn jenes normale Verhältniss der Kräfte des Organismus selbst beruhe? Eben diess gilt von der Definition der Krankheit, wo das Problem ganz unaufgelöst bleibt, welches nur wieder der Grund der Stöhrung des normalen Verhältnisses der Theile und Kräfte des Organismus sey? Sollte Gesundheit und Krankheit nicht ungleich richtiger so definirt werden können, wenn man die Gesundheit als das Gleichgewicht, Krankheit als die Stöhrung des Gleichgewichts der den Organismus constituirenden Dimensionen betrachtet?

Mit *Röschlaub* nimmt Hr. *A.* fünf Stadien der Krankheit an. — Er leugnet zwar primäre Säftekrankheiten, statuirt aber solche, deren vorzüglichstes ursachliches Moment in Säfteveränderungen beständen. Die Eintheilung in allgemeine und örtliche Krankheiten, wird verworfen. Sehr richtig dringt Hr. *A.* darauf, bey jeder Krankheit auf das primäre Leiden der zuerst ergriffenen Theilorgane Rücksicht zu nehmen, und der Succession der Krankheitserscheinungen mehr Aufmerksamkeit zu schenken, ohne jedoch von der wahren, diesem Grundsatze zu Grunde liegenden Idee, belebt zu seyn.

Hr. *A.* stellt einen schneidenden Gegensatz zwischen quantitativen und qualitativen Abnormitäten des Lebensvermögens auf. In quantitativer Hinsicht, glaubt er, könne die Energie der Functionen und des Lebensprocesses bald vermehrt, bald vermindert seyn; ersteres nennt er Sthenie, letzteres Asthenie. Beide Begriffe sollen sich vorzüglich auf das Wirkungsvermögen beziehen, und die Hauptgattungen der Krankheit geben. Die Reizbarkeit soll sich zugleich in einem bald erhöhten bald herabgestimmten Zustande darstellen können, aus welchem Gesetz die Coexistenz der Sthenie und der Asthenie bewiesen werden soll. Aus dieser einseitigen quantitativen Ansicht entspringt eine eben so einseitige, fehlerhafte Eintheilung der Krankheiten, indem Hr. *A.* in dieser Hinsicht vier verschiedene abnorme Zustände der Lebensthätigkeit für möglich hält, nämlich: 1) Erhöhung des Wirkungsvermögens, mit gleichmässig erhöhter Reizempfänglichkeit. (Irritable Stärke, *Reils* Synocha, Hypersthenie.) 2) Erhöhtes Wirkungsvermögen, mit geschwächter Reizempfänglichkeit. (Torpide Sthenie.) 3) Erhöhte Reizempfänglichkeit mit nicht erhöhterm, sogar geschwächtem Wirkungsvermögen. (Irritable Schwäche, *Reils* Typhus, *Browns* directe Asthenie.) 4) Gleichmässiges Sinken der Reizempfänglichkeit und des Wirkungsvermögens. (*Reils* Lähmung, *Browns* indirecte Schwäche.) Es würde uns zu weit führen die Irrigkeit und gänzliche Unbrauchbarkeit dieser Eintheilung am Krankenbette, so wie der Nullität der Beweise für die Coexistenz der sogenannten Sthenie und Asthenie hier nach ihrem ganzen Umfange darzustellen und zu widerlegen; wir begnügen uns die Leser darauf aufmerksam gemacht zu haben.

Dass, wie es S. 263 heisst, in der Hypersthenie die Actionen der Sensibilität, Irritabilität und Reproduction eine widernatürlich starke Erregung zeigen, bedarf wohl keiner Widerlegung, da die Ansicht des Krankheitsverlaufs jeder sogenannten sthenischen Krankheitsform untrüglich beweisen kann, dass die Actionen immer nur eines Systems, z. B. des irritablen, höher potenzirt erscheinen, dagegen sich z. B. jene des reproductiven offenbar mehr herabgesunken darstellt.

Die sogenannte torpide Sthenie unterscheidet Hr. *A.* von der gewöhnlichen Hypersthenie, insofern bey derselben das Wirkungsvermögen erhöht, die Reizbarkeit geschwächt und gesunken seyn soll; diess ist ja aber, nach der Ansicht der Erregungstheorie, der allgemeine Charakter der Sthenie überhaupt, mithin jene Differenz der gewöhnlichen Hypersthenie und der torpiden Sthenie gar nicht vorhanden.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Dresden*, b. Arnold: *Kurze Anweisung, das Teplitzer Bad zweckmässig zu brauchen. Vorzüglich denen gewidmet, die an Gicht, Podagra und Hautkrankheiten leiden*, von *D. X. Y.* 1805. 32 S. 8. (4 gr.) Eine Schrift, die nicht geeignet ist, die Zahl der Kurgäste in Teplitz zu vermehren. Nachdem der Vf. manche Fehler der dasigen Sanitäts-Polizey gerügt hat, bekennet er aufrichtig, dass diese sonst heilsame Quelle ohne andere Mittel im Ganzen immer wenig leiste. Mit Recht aber tadelt er den Missbrauch des Bitterwassers, das noch immer in Teplitz häufig empfohlen werden soll.

ea.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 AUGUST, 1806.

MEDICIN.

Berlin, b. Schmidt u. Leipzig, b. Mittler: *Handbuch der medicinischen Therapie.* — Von Dr. F. L. *Augustin*, etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

So ist es auch auffallend, dass, ob sich gleich Hr. *A.* an mehreren Stellen dagegen verwahrt, aus der blossen Sthenie oder Asthenie die Krankheitsconstruction begreifen zu wollen, er doch bey der Erörterung der sogenannten irritablen Schwäche stets von ihr, als dem Begründenden mehrerer Krankheitsformen, spricht: so soll, wie es S. 275 heisst, das sogenannte hitzige Nerven- und die hectischen Fieber auf allgemeine, histerische Krämpfe, habituelles Erbrechen, asthenische Entzündungen dagegen auf örtlicher irritabler Schwäche beruhen. Überhaupt ist die aufgestellte Ansicht der irritablen Schwäche höchst einseitig, empirisch und verworren; bald soll sie der Hypersthenie nachfolgen, bald die allgemeine und örtliche irritable Schwäche sich in einer Krankheit compliciren u. s. w.

Schwerlich möchte der Stifter der Naturphilosophie gegenwärtig noch die Gültigkeit des Begriffs der torpiden Asthenie, welche Hr. *A. Reils* Lähmung, *Schellings* indirecte Asthenie nennt, anerkennen.

Nach Hn. *A.* Bestimmung giebt es nur drey Fälle, wo sich die Krankheitsbildung nicht aus den Gesetzen der Erregung herleiten lässt, sondern als qualitative Zustände anzusehen, und aus einer Alienation des Lebensvermögens und der Mischung zu erklären sind, nämlich: 1) die Fälle fehlerhafter Vegetation und Entartung, z. B. Verdichtung des Zellgewebes, Scirrhus. 2) Die Eiterung. 3) Die ansteckenden Krankheiten.

Falsch ist die Behauptung S. 291, dass die Ansteckungsstoffe allein im reproductiven Systeme ihre Wirkung zeigen, da die grösste und wichtigste Classe der contagiösen Krankheiten vorzüglich im irritablen Systeme wirksamer erscheinen, wie diess der Charakter und ganze Verlauf der Blattern, Masern, des Scharlachs, des *Catharrus suffocativus*, der Wasserscheu u. s. w. ausser allen Zweifel setzt. — Die so differente Wirkung der Ansteckungsstoffe ist dadurch keineswegs erklärt, wenn sie Hr. *A.*, ihrer chemischen Qualität nach, sämmtlich für desoxidirend wirkend ansieht; denn wie lässt es sich nach dieser Ansicht begreifen, warum bald Masern, bald Blattern, bald gelbes Fieber, bald die Pest u. s. w. hervortreten?

Nach der, in den physiologischen und nosologischen Vorbegriffen entwickelten Ansicht, werden nun im dritten Abschnitte, welcher von der Heilung der Krankheit und der Bewerkstelligung derselben durch die Kunst handelt, die allgemeinen therapeutischen Grundsätze vorgetragen. — Jenes Indifferenzvermögen, welches im Conflicte mit den äusseren, auf den Organismus wirkenden Potenzen, seine Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit zu erhalten vermögend seyn soll, wird auch als die Bedingung angesehen, den Veränderungen im Inneren des Organismus wieder abzuhelfen. Hr. *A.* behauptet, die Heilung könne, ohne alle Hülfe der Kunst, öfters durch folgende begünstigende Momente erreicht werden: 1) Durch die Wirkung des kranken Zustandes selbst, wodurch fehlerhafte Stoffe aus dem Körper ausgestossen würden, d. i. durch die *Krisis.* 2) Durch *Sympathie* und *Antagonismus*, wodurch sich die Organe und Functionen wechselseitig zu Hülfe kamen. 3) Durch *Gewohnheit.* 4) Durch Beymischung der Säfte des Körpers, wodurch die Krankheitsreize so indifferenzirt würden, dass ihre schädliche Wirkung aufhörte. 5) Durch die Regeneration verloren gegangener Theile. 6) Durch die *Desassimilation*, wodurch die Krankheitsreize unschädlich gemacht, kranke Theile zerstört, die Reproduction vorbereitet würde.

Bey der Genesung, behauptet Hr. *A.*, müssen die Krankheitserscheinungen in dem umgekehrten Verhältnisse verschwinden, wie sie eingetreten sind. Diese Idee, so wie jene von der Succession der Krankheitserscheinungen, hat der Vf. offenbar von *Marcus* entlehnt, ohne jedoch dieser Quelle zu erwähnen.

Manches Treffende und Wohlgelungene findet sich in den Aussprüchen des Vf. über die Heilmittel, von ihrer allgemeinen und besondern Wirkung, ihren specifischen Kräften u. s. w.

Der 4 Abschnitt beschäftigt sich mit der Entwickelung der Fundamentalmethoden der medicinischen Therapie. Auch diesen liegen die vorausgeschickten physiologischen und nosologischen Ideen zum Grunde, indem er bald auf die qualitativen, bald auf die quantitativen Veränderungen der Lebensthätigkeit, den bald sthenischen, bald asthenischen Zustand, der vermehrten oder verminderten Reizbarkeit, und endlich der verschiedenen Alienationen Rücksicht nimmt.

Hieraus entspringt folgende Classification der Curmethoden überhaupt:

I. Allgemeine Fundamentalmethode der medicinischen Therapie:
  A. Verbesserung quantitativ abnormer Zustände der Lebensthätigkeit.
    1) Antisthenische Methode, modificirt:

a) nach der Hypersthenie, b) nach der torpiden Sthenie.
2) Antasthenische Methode, modificirt:
a) nach der irritablen, b) nach der torpiden Schwäche.
3) Alienierende Methode.

II. Dem Heilzwecke gemäfse Modification dieser allgemeinen Fundamentalmethoden, auf die Organe und Säfte des Organismus.
1) Die Ortsveränderung der krankhaften Thätigkeit, *methodus antagonistica.*
2) Affection eines einzelnen Organs durch Direction jener allgemeinen Fundamentalmethode.
a) Nach der Affection des Darmkanals, Gastrische Methode.
b) — — — — der Haut, *method. diaphoretica.*
c) — — — — des Harnsystems, *method. diuretica.*
d) — — — — der Luftwege, durch *pulmonalia.*
e) — — — — der Schleimhäute der Nase durch *errhina.*
f) — — — — der Schleimdrüsen durch *Sialagoga.*
g) — — — — der Muskeln, *method. antispasmodica.*
h) — — — — der Hämorhoidal - Uterin, Seminalgefäfse, *method. emmenagoga.*
3) Verbesserung des Bluts, fogenannte blutreinigende Methode.

Nach dieser höchst complicirten Ansicht sind nun jene Fundamentalmethoden besonders abgehandelt. Der beengte Raum dieser Zeitschrift erlaubt uns jedoch nicht, eine genauere Beleuchtung dieser therapeutischen Ansicht vorzunehmen, und auf die mannichfaltigen und grofsen Inconvenienzen aufmerksam zu machen, welche dieselbe in klinischer Hinsicht begleitet. Durch das bisherige glauben wir die Leser hinlänglich auf den, sich in dieser Schrift aussprechenden Geist aufmerksam gemacht zu haben.

Wollte es Hn. *A.* gefallen, bey den folgenden Bänden dieser Schrift seine Aufgabe von einem höheren richtigern Standpunkte zu bearbeiten, mehrere falsche, einseitige, irreleitende Grundsätze zu verbannen, die Krankheiten mehr von ihrer qualitativen als quantitativen Seite zu betrachten, und in diesem Geiste die Heilmethoden abzuhandeln: so würde dieses Werk unstreitig sehr an Werth gewinnen.

SS.

SCHÖNE KÜNSTE.

Berlin, in d. Realschulbuchh.: *Versuch didaktischer Gedichte*, von *G. L. Spalding*. 1804. XXIV u. 270 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

In den jetzigen Tagen, wo von so vielen das Schlechtere überschätzt und Gutes herabgewürdigt wird, ist es eine erfreuliche Erscheinung, wenn ein Mann von unbestochenem Gefühl und reicher Kraft des Gemüthes seine Vorliebe für eine misskannte Dichtungsart an den Tag legt, und die erloschene Erinnerung an jene Männer wieder auffrischt, die in derselben einen unsterblichen Preis gewannen. Während Deutschland, übermüthig durch die glänzenden Verdienste höherer Dichter, mit Geringschätzung auf das niedere Gebiet der Heroën in der didaktischen Poesie herabblickte, und nicht blofs Theoretiker, sondern selbst Dichter ihnen den Lorberkranz zu entreifsen strebten: blieb Hr. *Sp.* ihnen mit liebender Anhänglichkeit treu, und überzeugte sich, dass auch für ihren Nachfolger noch Ruhm einzuernten sey. Die Früchte seiner 20jährigen Bemühung bietet er jetzt in einer strengen Auswahl dar, und erwartet bescheiden, dafs sie sein Vaterland mit Dank hinnehmen werde.

„Sey es keine Poësie, was der angefeindete *Pope* in die schönsten Verse giefst, deren seine Sprache fähig ist, möchte wohl ein unbefangener und gebildeter Geist seine Sprüche entbehren?" — So redet Hr. *Spalding* S. IV, die Frage: *was ist Poësie?* beseitigend; und S. V: „auch der hat seinem Volke gedient, der die lauteren Empfindungen des besseren Ich in gediegene Verse schliefst, Eifer für Recht und Tugend, Indignation gegen Übermuth und Frevel, Spott gegen anmafsende Mittelmafsigkeit, Freude an stillem häuslichem Glücke." — Und fähig auch einer poëtischen Behandlung sind die vom Hn. *Sp.* gewählten Gegenstände gewifs. Wenn ein eben so warm - empfängliches, als still - reflectirendes Gemüth mit künstlerischer Universalität und menschlicher Innigkeit die Welt beschaut, und vom Süd- bis zum Nordpol, in tausend wechselnden Gestalten, den Kampf der beiden menschlichen Naturen, die daraus entspringende Sehnsucht und gläubige Ahndung, die unterliegende Schwäche und die obsiegende Kraft, hier in unbewufster Verworrenheit, dort in sterbender Verzweifelung, anderswo in klarer Ruhe, mit antheilnehmender Geistes erhebung beobachtet, dann verschmilzt die philosophische Weltbeschauung mit der künstlerischen, und wenn ein so gestimmtes Gemüth sich ausspricht, so entsteht ein didaktisches Gedicht, sollte es auch des gemessenen Verses entbehren; denn es flofs aus einer zugleich dichterischen und philosophischen Betrachtung der Welt.

Als Hauptdichter in der didaktischen Gattung glänzen seit beynahe einem Jahrhunderte *Pope* und *Haller*, zwey durch Tiefsinn eng verbrüderte Männer, wiewohl unsere Vorliebe für das Ausländische diesen dem ersteren unterzuordnen pflegt. In beiden regt sich hohe Begeisterung für Religion und Sittlichkeit; nur in der Weise sich mitzutheilen geben sie von einander ab. Wenn *Pope*, mehr abgesondert von der Welt und ihrem Treiben, einen kühneren Aufflug nimmt, seinen Gegenstand in weiterem Umfange betrachtet, und systematischer als ein für sich bestehendes Ganzes ordnet: so verbreitet sich *Haller* über den Theil, der sich ihm auf seinem niedrigeren Standpunkte ohne Wahl aufdringt, mit mehr Wärme und Herzlichkeit. *Pope*, einem Genius gleich, der sich aus dem Äther zu den Menschen herabläfst, wägt Hohes und Niederes, Tugend und Laster mit strenger Gerechtigkeit; *Haller* ein fühlender Mensch, der bemüht ist seine Brüder auf die Höhe zu führen, die er selber erreicht hat, wird mehr von Tugenden angezogen, und straft das Laster oft nur durch Erhebung der Tugend. *Pope* hält die äussersten Enden der Schöpfung zusammen, und wirkt durch kühne Contraste; bey *Haller* rührt eine grofse Seele durch einfach kindliche Darstellung. *Pope* ist bedeutend in jeder Äusserung, jedes seiner Worte ist kräftig, und überall die höchste Ausbildung; *Haller* wird aus überströmender Fülle des Herzens manchmal redselig, und Wohlklang und Rhythmus gehorchen

nicht immer; aber anmuthig ist er stets, auch in Dingen, die bey *Pope* Nachlässigkeit heissen würden.

Solchen Vorbildern strebte Hr. *Sp.* mit seltenem Glücke nach. In der Weise den Gegenstand zu ergreifen gleicht er mehr dem Schweizer, dem Engländer mehr in gediegenem Ausdrucke. In den Gedichten an Freunde und Angehörige lebt eine besonders rege Gluth des Herzens (VIII. *Auf Ebert's Tod.* X. *An meinen Vater.* XI. XII. XIII.), so auch stellenweis in den eigentlich belehrenden Gedichten, z. B. I. *Der Lehrdichter* am Schluss; IV. *An die Muse* 87—128. Doch waltet in diesen mehr der Gedanke als das Gemüth vor, und wie schön und klar ausgedrückt auch *die Fragmente eines Lehrgedichtes über den Menschen* sind, Rec. bekennt, dass sie ihn kalt gelassen haben. Die Erkenntniss des Verstandes bleibt unwirksam, wenn sie nicht aus der universellsten, vielseitigsten Anschauung der Welt, wie aus ihrem mütterlichen Boden hervorschiesst. Was diesen Stücken an poëtischem Werth abgeht, wird durch Rhetorik, Wohlklang und Eurhythmie ersetzt; und als ein unübertreffbares Muster der rhetorischen Behandlung können wir die Übersetzung von *Pope's* Elegie auf eine unglückliche Dame nennen.

Die mehresten der Gedichte sind in Alexandrinern geschrieben, einige in dem rascheren fünffüssigen gereimten Jambus, wenige in antiken Silbenmassen. Dem Alexandriner ist oft am Schlusse des dritten Fusses nur ein flüchtiger Ruhepunkt ohne Innehalten des Gedankens gegeben, wodurch der einschläfernden Monotonie vorgebeugt wird. Über den Reim sind in der Vorrede S. IX—XXI treffende Bemerkungen gegeben, von denen wir einige ausheben. Hr. *Sp.* verwirft das bisher übliche Gesetz, welches nur *durchaus gleiche* Vocale oder Diphthonge reimen lässt, als ein langweiliges und die Reimwelt entvölkerndes. Wir geben ihm Recht, wenn von verschiedenen Vocalen oder Diphthongen die Rede ist, bey denen eine allmäliche *Annäherung* des Klanges statt findet, wie *ä* und *i; eu, ey, ay,* (*Feuer, Leyer, Tokayer*); *ö* und *e* in *östlich* und *westlich*; tragen aber Bedenken diese Freyheit mit Hn. *Sp.* auf *Luthers Waffen* und *troffen*, oder was gleich viel ist *sass* und *Schooss* auszudehnen, wo durchaus nicht mehr von einer *Annäherung* (denn eine Annäherung würde die feststehende Aussprache sowohl des *a* als des *o* zerstören) sondern vielmehr von einer völligen, nur allenfalls überhörten *Ungleichheit* die Rede seyn kann. Mit Recht eifert Hr. *Sp.* gegen die besonders von schwäbischen Dichtern vernachlässigte Aussprache der harten und weichen Consonanten; „nur werfe die unglückliche Ortographie sich nicht auf zur Richterin über die Töne. Nicht welcher Buchstabe geschrieben dasteht, sondern *welcher gehört wird* finde sein Abbild in dem entsprechenden Worte." — Soviel sich aus den Gedichten abnehmen lässt, nimmt Hr. *Sp.* die nördlich-deutsche Mundart, was auch *Bürger* that, als Richtschnur an. — „Unsere Schlussartikulationen sind alle hart; jedes *D* am Ende gilt ein *T*; das *G* wird ein *K* oder *Ch.*" Hr. *Sp.* lässt (wenige Worte wie *Weg* ausgenommen) die Wahl zwischen beiden, und fodert nur Consequenz. Die Aussprache *Tak* (Tag) hätte wohl unbedingt verworfen werden sollen, weil wir im Plural, wo die Form deutlicher hervortritt, nicht *Take* sondern *Tage* sprechen. Die beste Aussprache scheint die im nördlichen Deutschland einheimische zu seyn, welche bey einer geringen Dehnung des *a* einen Laut hören lässt, der sich dem *ch* nähert ohne das g zu verlassen. — Möge die Auffoderung beherzigt werden, den Nasallaut *einiger* Wörter auf *ng* zu pflegen, und nicht durch Reime wie *Dank* und *Sang* in der Geburt zu ersticken. Hr. *Schütz* (in seiner scharfsinnigen Theorie des Reims S. 93) macht die Bemerkung, dass bey allen Worten in denen ein *e* ausgefallen, dieser Nasalton Statt finde, wie in *gering*, *lang* (wenn es eine unbestimmte Zeit ausdrückt) *bangst*, *singt*; der K-*ton* dagegen, oder ein ihm nahe kommender wo kein *e* ausgefallen sey, wie: *lang* (wenn es eine Richtung durch Ort und Zeit ausdrückt, *das Ufer entlang*) *Klang*, *Ding* u. s. w. Zum Schluss fodert Hr. *Sp.* Gleichheit des Tones und Verschiedenheit des Inhaltes im Reim (worin er mit Hn. *Schütz* völlig übereinstimmt, der den Reim *als das Zusammentreffen zwey verschiedener Vorstellungen in zwey gleichklingenden Wörtern* definirt). Nicht ganz richtig indess scheint, wenn er die *möglichste* Verschiedenheit des Inhaltes zur Pflicht macht, weil diess eigentlich auf die Contraste, und mithin auf den komischen Reim führt. Denn nichts als eine komische Wirkung kann entstehen, wenn (wie in *Goethe's* Mitschuldigen) *Kater* und *Vater*, zwey durch kein ernstes Gefühl zu vereinigende Dinge zusammengepaart werden. Abweichende Vorstellungen verbinde der Reim nur nicht entgegengesetzte oder ganz verschiedene.

Über den Anhang von lateinischen Gedichten, unter denen auch ein griechisches, ist wenig zu sagen, da sie von einem in der seltenen Kunst Erfahrenen herrühren. Die Übersetzung von *Kleist's* Frühling ist im höchsten Grade treu, und übertrifft das Original im Hexameterbau. *Pope's Eloisa to Abelard* ist der Form nach in eine Heroide verwandelt; *Sam. Johnson's Midsummer's wish* in eine sapphische Ode. — Undankbar möchte es scheinen für eine Nation zu arbeiten, die nirgends mehr zu finden ist, und hin und wieder nur noch, gleich der unsichtbaren Kirche einzelne durch kein äusseres Band vereinigte Mitglieder hat; aber doch wird es mit huldigendem Danke erkannt werden, wenn ein vom Geist und Anhauch der Alten beseelter, mit ihnen und gleich ihnen empfindender Mann, im Wahne sie wären noch auf Erden zu finden, zu ihnen redet in ihrer Sprache, und dadurch seine Liebe, seine Anhänglichkeit an die ewigen Vorbilder an den Tag legt.

D. A. E.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. 1) *Burghausen*, b. Lutzenberger: *Ein Wecker, auch ein Rettungsmittel für Scheintodte, oder von den Mitteln, scheintodte Menschen zu retten, wozu ein Neues zum Besten der Menschheit gesellt Johann Georg Hyppelli*, Volks-

lehrer in Engelsberg Landgerichts Trofsberg. 1804. 45 S. 8. (4 gr.)

2) *Hannover*, b. Hahn: *Der Lebensprüfer, oder Anwendung des von mir erfundenen Galvanodesmus zur Bestimmung des wahren von dem Scheintodte, um das Lebendigbegraben zu verhüten*, von D. *Christian August Struve*, mehrerer gel. Gesell. Mitgliede. 1805. 86 S. 8. Mit einer Kupfertafel. (9 gr.)

Seitdem man die Erbauung der Leichenhäuser in Vorschlag brachte, sind nur in wenigen Ländern solche Häuser errichtet worden, und auch diese schon zum Theil wieder außer Gebrauch gekommen. Sollen wir diess als einen Beweis einer unverzeihlichen Gleichgültigkeit vieler Regierungen gegen Menschenleben betrachten? Gewiss, nicht immer hinderte bloss die Berechnung der dazu erforderlichen Kosten, sondern vielmehr die Erwägung anderer wichtigen Umstände die Ausführung jenes Vorschlags. Lässt sich nicht von den Angehörigen eines Entschlafenen mehr Aufmerksamkeit auf die Kennzeichen des Scheintodtes, vorausgesetzt, dass sie gehörig darüber unterrichtet sind, erwarten, als von den besoldeten Wächtern in einem Leichenhause? Wie leicht kann nicht bey rauher Jahreszeit der Transport eines Menschen, im Fall eines Scheintodtes, aus einem warmen Zimmer in ein entferntes Leichenhaus nachtheilige Folgen haben! Sind viele Leichen in einem solchen Hause zusammengehäuft: wie schwer ist dann in der dadurch verdorbenen Atmosphäre die Wiederbelebung eines darneben liegenden Scheintodten! Und kann nicht bey manchen epidemischen Krankheiten ein Leichenhaus ein sowohl für die Aufseher, als auch für die Bewohner ganzer Gegenden gefährlicher Sammelplatz ansteckender und bösartiger Krankheitsstoffe werden? — Um solche Häuser entbehrlich zu machen, schlägt der Vf. von Nr. 1. (in welchem fehlerhaften Stile, lässt schon der Titel erwarten,) eine den gewöhnlichen Uhrweckern ähnliche und auf den Sarg im Grabe zu stellende Maschine vor. Das Triebwerk derselben besteht aus einem, mit einer Feder verbundenen, Spannrade und einem anderen, welches den Hammer der Glocken in Bewegung setzt. Ein beweglicher Hebel, woven ein Arm an einem Stift des Hammerrades, und ein anderer in dem Ringe des Spannrades liegt, wird durch einen Stab ausgehoben, welcher durch einen Stiefel, eine Röhre, welche oben vier Zoll im Quadrat hält, und sich nach und nach in ein zwey Zoll dickes Ende verliert und drey Schuhe lang ist, in den Sarg geht und auf ein leichtes Bretchen gestellt ist, welches unter der am Ende des Stiefels befindlichen Öffnung horizontal über dem Gesicht des Verstorbenen hängt, und durch Bindfaden am Deckel des Sarges befestigt ist. Bey der geringsten Bewegung des Kopfs eines Scheintodten werde das Bretchen berührt, der Stab erhoben, der Hebel ausgehoben, und indem man die Glocken des Werkes ertönen, die Wiederbelebung desselben angezeigt. Zwölf Tage lang sollen die Anverwandten eines Verstorbenen oder der Todtengräber öfters des Tages (bloss des Tages?) nachsehen, ob der Wecker noch aufgezogen sey. So wenig zusammengesetzt auch diese Maschine ist, so ließe sie sich doch leicht mit wenigern Kosten, vermittelst einer einzigen Glocke, einfacher einrichten: auch wäre es nicht zweckwidrig, wenn ein solcher Wecker über einem Verstorbenen noch während des Aufenthalts in seiner Wohnung aufgestellt würde: und damit schon die ersten Lebensspuren, die leichten Bewegungen des Kinnbackens bey einem Scheintodten auf den Wecker Einfluss hätten, könnte man füglich noch einige Bindfaden an jenem Bretchen anbringen, und diese an gewissen Zähnen des Scheintodten befestigen. Doch, wozu mehrere solche wohlmeinende Vorschläge, da uns ein Mittel bekannt ist, welches uns sicherern Schutz gegen das schreckliche Schicksal keines lebendigen Begräbnisses gewähren kann, ein Mittel, das der würdige Vf. von Nr. 2 so wie *Kreve* und *Heidmann*, dringend empfiehlt? Je fasslicher und eindringender die Sprache des Vf. ist, desto mehr ist zu hoffen, dass man sich in gebildeten Ständen von der Zuverlässigkeit des Galvanismus zur Prüfung des scheinbaren oder wirklichen Todes immer mehr überzeugen, dass menschenfreundliche Regierungen diesen wichtigen Gegenstand immer mehr berücksichtigen werden. Anstatt der Voltaischen Säule, die freylich als Prüfungs- und Rettungsmittel im Scheintodte nicht immer bequem genug ist, bedient sich der Vf. eines brauchbaren galvanischen Apparats. Dieser besteht aus Konen, und zwar so, dass zwey Konen, der eine von Kupfer, der andere von Zink, an ihren Flächen zusammen legirt sind: an beiden Enden haben sie Öhre oder Henkel. Sie werden mittelst Bindfaden und Schnüre an einander gereiht und zwar so, dass das Zink-Ende jederzeit dem Kupfer-Ende entgegengesetzt ist. Zur Befestigung einer solchen Kette dient ein hölzerner Schraubestock. Am oberen Theile desselben ist eine hölzerne, mit einem Loche versehene Stange, durch welches ein Metallstab gesteckt wird, der vermittelst messingener Häckchen zwey parallel laufende Ketten mit einander verbindet. Die beiden daran angebrachten Leiter sind von Kupfer und von der gewöhnlichen Form. Zur Zwischenleitung zwischen den Doppelkonen werden weisse, zuvor in Lauge ausgekochte, und dann in eine Salmiakauflösung getauchte Tuchfleckchen oder Läppchen von Leinewand gewählt. Damit man diese Fleckchen bequem und geschwind anbringen kann, haben sie Rundschnüre und kleine Knöpfchen. Mehreres von der Beschaffenheit und Anwendungsart dieser auf einer Kupfertafel dargestellten Werkzeuge finden die Leser in der Schrift selbst. Der Vf. rühmt vorzüglich folgende Eigenschaften seines galvanischen Apparats: 1) er lasse sich bequem fortbringen; 2) er sey sehr einfach, könne augenblicklich auseinandergenommen oder zusammengesetzt werden; 3) er lasse sich unverzüglich anwenden, ohne dass er vorher wie eine Plattenbatterie aufgebauet werden dürfe; 4) die Anwendung werde unter allen Umständen verstattet, und sey sogar auf dem Felde möglich; 5) man könne dadurch den Galvanismus, ohne besondere Leitungsdräthe zu bedürfen, an jeder Stelle des Körpers anbringen; 6) die Reinigung des oxydirten Metalls werde durch die Form des Apparats sehr erleichtert; 7) die Wirksamkeit desselben sey im Verhältniss zu einer Plattenbatterie um ein Drittheil grösser. — Einige Erinnerungen des Rec. werden hoffentlich nicht überflüssig seyn, zumal, da wahrscheinlich bald eine zweyte Auflage der Schrift erscheinen wird. Hr. *St.* will, dass die Leiter 1) an den inneren Mund und an das Auge, 2) an die Lippen und an das Auge, 3) an die innere Nase und an das Auge, 4) an beide Lippen, 5) an den inneren Mund und an die Stirne, 6) an das innere Ohr und an das Auge oder Stirne oder inneren Mund angebracht werden sollen. Ohne Zweifel ist es auch vortheilhaft, wenn zugleich die Herzgrube, die Geschlechtstheile und die Fusssohlen der Scheintodten mit den galvanischen Leitern berührt werden. Freylich aber würde man dann außer den galvanischen Ketten noch besondere metallene Leitungsdräthe nöthig haben. — Ist eine Kette von sechszehn Konen von anderthalb Zoll im Durchmesser zur Lebensprüfung bey Erwachsenen hinreichend: so scheinen zwölf Konen bey Kindern, besonders bey Neugebornen, wie sie der Vf. für nöthig erachtet, zu viel und in mehreren Fällen schädlich zu seyn. Die wichtige Regel, dass man auch bey Scheintodten mehrentheils von einer geringeren Anwendung dieses Reizmittels nach und nach zu einer stärkeren übergehen müsse, wird hier vermisst. Auch wäre es rathsam, dass, da die Wirksamkeit eines galvanischen Apparats durch manche unbedeutend scheinende Umstände zuweilen aufgehoben wird, mit demselben bey gesunden Personen kurz vor der Anwendung des Galvanismus bey Scheintodten Versuche gemacht würden. Auffallend ist die Behauptung des Vf., dass die galvanische Elektricität selbst bey Gesunden keine schmerzhafte Empfindung errege; (auch dann nicht, wenn die Anwendung derselben lang anhaltend und an Stellen geschieht, wo die Reizempfänglichkeit durch Verwundungen der Oberhaut erhöht worden? Gewiss, auch das Auflegen eines feuchten Tuchfleckchens auf gewisse äussere Theile des Körpers, welches der Vf. zur Galvanisation für besser hält, als wenn man eine Stelle bloss benetzt, wird die schmerzhaften Empfindungen nicht ganz hindern.) Den neuen von Hn. *Alizeau* erfundenen galvanischen Apparat, welcher ein viertel Jahr lang anhaltende und starke Wirkung zeigen, einfach und nicht so mühsam, als die Voltaische Säule, zu construiren seyn soll, hat der Vf. nicht erwannt. Wir wünschen aber sehr zu wissen, ob und welche Vorzüge der sogenannte Galvanodesmus des Hn. *Struve* vor jenem Apparate habe.

ea.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 AUGUST 1806.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Beyträge zur Kriegskunst, in Fragmenten über verschiedene taktische Gegenstände.* I Heft. 1802. 128 S. II Heft mit 2 Kupfern. 1803. 147 S. III Heft. 1805. IV u. 112 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieses Werk zeichnet sich auf eine ehrenvolle Art unter der Menge von Schriften aus, mit welchen die Meister und die Jünger der Kriegskunst noch immer die militärische Lesewelt zu beschenken fortfahren. Der bescheidene Titel passt insofern auf das Buch, als darin nicht ein ganzes Fach der Kriegskunst, sondern bloss einzelne Theile aus verschiedenen Fächern betrachtet werden; aber die Behandlung ist nichts weniger als fragmentarisch, und nicht leicht wird der Leser unbefriedigt von einem Gegenstande zu dem folgenden übergehen.

Der Vf. schlägt einen, wo nicht neuen, doch wenig betretenen Weg ein, indem er alles auf mathematischen Calcul zurück zu bringen versucht, ohne jedoch in den Irrthum jener militärischen Theoretiker zu verfallen, die ein Gefecht, eine Schlacht, einen ganzen Feldzug gern wie ein bloss kunstreiches Spiel betrachten möchten, das man auf einem grossen Schachbrett mit lebendigen Maschinen aufführen könnte. Man sieht, dass er eigene Erfahrungen gemacht hat und fremde zu benutzen weiss, und er hat, wenigstens nach Rec. Meinung, darin noch keinen Vorgänger, dass er, indem er den Einwirkungen des Zufälligen im Raum und in der Zeit und des Moralischen im Menschen ihren nie zu berechnenden Einfluss einräumt, doch bey seinen Resultaten zuletzt immer den wirklichen Erfolg mit dem, was mathematisch hatte erfolgen sollen, in schöner Übereinstimmung darzustellen versteht. Sollten auch hie und da einige seiner Ansichten noch einer Berichtigung fähig seyn, so kann dieses den Werth des Ganzen nicht schmälern; das Feld, welches er gewählt hat, ist noch zu wenig bearbeitet, um ohne Ausnahme schon ganz reines Korn zur Ausbeute geben zu können. Was er liefert, sind Experimente, und ihm gehört das Verdienst, dass er diese mit Sachkenntniss, mit Scharfsinn und ruhigem Beobachtungsgeist, und ohne für Hypothesen eingenommen zu seyn, angestellt hat. Möge er fortfahren und mit gleichen Gaben ausgerüstete Nachfolger finden, die das angefangene Werk mehr ins Grosse ausdehnen; der Weg, den er gewählt hat, ist vielleicht der einzige, auf welchem wir zu einer *Wissenschaft des Kriegs* gelangen können; wenigstens zeigt er bey mehr als Einer Gelegenheit, dass es feste Grundsätze giebt, nach welchen das in der Ausführung gar nicht Anwendbare, sollte es auch hie und da durch einen scheinbaren Erfolg (wie z. B. bey Czaslau oder bey Lodi, H. I. S. 89. 101) unterstützt worden seyn, sich bestimmen lässt, und das ist wahrlich kein unwichtiger Fortschritt. — Eine kurze Anzeige der einzelnen Abschnitte und der darin aufgestellten Resultate mag dieses Urtheil begründen.

Heft I Fragm. 1. Definition — Studium — der Taktik. Der Vf. räumt die Schwierigkeiten des Studiums der Taktik ein, welche vorzüglich aus der „Veränderlichkeit eines Theils ihrer Grundsätze" entspringen; beweiset aber, dass ein theoretisches Studium dieser Wissenschaft nicht nur möglich, sondern auch dem gebildeten Krieger nothwendig sey. — — Rec. würde lieber sagen: da die Taktik noch unendlicher Verbesserungen fähig ist, so können nur sehr wenige durchaus gültige Grundsätze aufgestellt werden. Denn der Fehler zu schulgerechter Lehrer der Kriegskunst liegt hauptsächlich darin, dass sie das Feld derselben als geschlossen betrachten, und gar zu oft Vorschriften und Regeln, die in gegebenen Fällen vortrefflich sind, zum Range allgemeiner Principien erheben möchten. — *Fragm. 2. Betrachtungen über die Muskete, besonders — des Spielraums, Kalibers, — Kosten der Infanterie. Munition.* Das Resultat ist, dass das grössere Kaliber dem kleineren vorzuziehen sey. *Fr. 3. Allgemeine Gründe zur Beurtheilung der Stellungen.* Boden, Waffen, Umstände, Zweck, und Charakter der eigenen und der feindlichen Truppen können allein bestimmen, welche Stellungsart in jedem einzelnen Fall die beste sey. *Fr. 4. Untersuchung des Angriffs mit Treffen nach der Wirkung der Feuergewehre.* Nachdem der Vf. die Meinungen der besseren militärischen Schriftsteller mit Unparteylichkeit geprüft hat, bestimmt er die Fälle, wo nach den Resultaten der berechneten möglichsten Wirkung des Feuergewehrs diese Stellung anwendbar ist, und beweiset, dass sie dem ungeachtet für den Angreifenden mit vielem Verlust verknüpft seyn müsse. *Anhang. Soll die Infanterie beym Angriffe sich des Feuergewehrs oder des Bayonetts bedienen?* Nur da, wo der Feind sein Feuer nicht zweckmässig anwenden kann, bey Nacht, im Nebel, im Pulverdampf, in durchschnittenem Boden etc., oder wo es ihm an Fassung fehlt und er schlecht schiesst, dürfte das Bayonett vorzuziehen seyn; nicht aber gegen eine Infanterie, die, zum Zielen gewöhnt, den Angriff standhaft erwartet

und ihr Feuer im rechten Moment anbringt. *Fr. 5. Der Angriff in Colonne.* Geschickte Tirailleurs werden am ſicherſten die Fortſchritte einer Colonne hemmen. — Voll neuer Ideen und mit vielem Scharfſinn ausgeführt iſt die Beurtheilung der berühmten Eroberung der Brücke von Lodi. Die Streuungskreiſe der öſterreichiſchen Kartäzſchen lieſsen auf dem ſchmalen Strich der Brücke zu viel unbeſchoſſenen Raum, und Paſskugeln oder Zwölfpfünder würden ſie mit ganz anderem Erfolg beſtrichen haben. *Fr. 6. Unterſuchung über einige Vorſchläge zur Einrichtung der Feldartillerie.* Der Grundſatz, daſs nur Kartäzſchen ein recht wirkſames Feuer gewähren, wird gehörig eingeſchränkt, der Vorſchlag aber, die Bataillons-Kanonen gang abzuſchaffen, gegen die Gründe, welche die Einführung derſelben veranlaſsten, abgewogen, und zuletzt, um die gegenſeitigen Vortheile zu vereinigen, eine Einrichtung empfohlen, durch welche es möglich wird, im vorkommenden Fall die Bataillons-Geſchütze in Batterien zu ſammeln und mit ihnen, unabhängig von der Infanterie, zu agiren. — S. 124 muſs ſtatt 1520 Rthlr. geleſen werden 1920.

Heft II. Fr. 7. Von der Recrutirung. Verſuch, aus Volkstabellen und nach *Süſsmilch* und Anderen, die über Bevölkerung geſchrieben haben, zu berechnen, wie viel Recruten in einer Reihe von Jahren eine gegebene Volkszahl liefern könne, um darnach das richtige Verhältniſs eines ſtehenden Heeres zu dem Staate zu beſtimmen. Hierzu gehören die am Ende des Heftes angehängten Tabellen. *Fr. 8. Heerverſorgung.* Unſtreitig der dürftigſte Abſchnitt im ganzen Buche. Es iſt von der Verſorgung einer Armee mit Pferden die Rede, und der Vf. vergiſst zu beſtimmen, wo er im Allgemeinen oder von dem preuſsiſchen Staat insbeſondere ſpricht. *Fr. 9. Verbeſſerung des Angriffs mit Treffen. In zwey Abtheilungen.* Der Vf. berechnet mit möglichſter Genauigkeit aus der Wirkung des Feuergewehrs die Vorzüge und Nachtheile des Echellonangriffs von Infanterie auf Infanterie, ohne Cavallerie und Geſchütz, und mit Geſchütz, in paralleler ſowohl als in ſchräger Linie, und findet die letzte weniger nachtheilig für den Angreifenden. Wie gewöhnlich, werden die Meinungen anderer Taktiker über dieſen Gegenſtand angeführt und beurtheilt; desgleichen auch ein neuer Vorſchlag zu einem Angriff von Cavallerie auf den angelehnten Flügel einer Linie Infanterie, den der Vf. gewagt findet, und der auch nach des Rec. Überzeugung jederzeit fehlſchlagen muſs. *Fr. 10. Verſuch einer Berechnung des wahrſcheinlichen Verluſtes, welchen die erſten Echellons in dem, von Hn. v. Leipziger entworfenen, Echellon-Angriffe bis auf den Kartäzſchenſchuſs, oder bis auf 600 Schritte Entfernung, vom Feinde erleiden können.* Auch hier zeigt der Vf., daſs ſelten eine taktiſche Vorſchrift untrüglich ſey, ſondern daſs allein die Umſtände entſcheiden müſſen. *Fr. 11. Betrachtungen über die Frontangriffe der Infanterie und Cavallerie, oder zweyte Verbeſſerung des Treffenangriffs.* „Man nimmt in den meiſten Lehrbüchern der Kriegskunſt, die nicht ausſchlieſsend für den Artilleriſten geſchrieben ſind, zu wenig Rückſicht auf das Geſchütz." — Vorzüge des Tirailleurangriffs gegen Geſchütz. — Eigener Vorſchlag des Vfs., daſs Cavallerie, welche auf Infanterie, die mit Geſchütz verſehen iſt, aber keine Reiterey bey ſich hat, attaquiren will, ihren Angriff auf die Kanonen richten ſoll. Die Anweiſung dazu iſt völlig praktiſch und zugleich auf überwiegende theoretiſche Gründe geſtützt. *Fr. 12. Logiſtiſches Problem: Wie man beym Retiriren Flanken formirt.* Wie iſt der Weg zu berechnen, den der Flügelmann der während des Marſches zu bildenden Flanke nehmen muſs? — Die Kupfer gehören zu dem 9 bis 12 Fragment, und ſind zur Deutlichkeit nothwendig.

Heft III. Fr. 13. Manöuvre-Entwürfe. Man ſoll nicht bloſs Ideal Manouvres machen, ſondern auch Brücken paſſiren, Fouragirungen anſtellen, Transporte begleiten laſſen, u. ſ. w. Die Vorſchriften dazu ſind gar zu mager und hätten ganz wegbleiben können, da der Vf. die beſten Schriften über dieſe Gegenſtände anzeigt. *Grünes-Fouragir-Manöuvre*, (S. 6) iſt undeutſch; warum nicht lieber: Manouvre zum Grün-Fouragiren? *Fr. 14. Wird die reitende Artillerie ſtatt der Fuſsartillerie eingeführt werden?* Der Vf. zeigt aus überwiegenden Gründen, daſs dieſes nicht geſchehen könne. *Fr. 15. Über die Stellung in Treffen zur Vertheidigung.* Vortheile und Nachtheile der gröſseren oder kleineren Diſtanz zweyer Treffen, und Maximen nach der Verſchiedenheit des Terrains und der Arten des Angriffs, weil durchaus über die Entfernung der Treffen keine allgemeine Regel feſtgeſetzt werden kann. *Fr. 16. Über das Retiriren mit Treffen.* Vorzüglich über den Rückzug en Echiquier, deſſen Unzulänglichkeit gegen unternehmende nachſetzende Reiterey bewieſen wird. — Einzelne Fälle, wo er gegen Infanterie anwendbar iſt. — Die Frage, ob bey dieſem Rückzuge die Flanken im rechten oder im ſtumpfen Winkel auf die Bataillone geſtellt werden ſollen, kann nur nach einer genauen Berechnung der Wirkung des Feuers, in den durch die Art des Winkels entſtehenden Schuſslinien, wozu hier die Sätze gegeben ſind, berechnet werden. *Fr. 17. Parallele zwiſchen dem Treffen und Tirailleur-Angriff.* In Fällen, wobey die Cavallerie nicht thätig ſeyn kann (S. 55); beym Angriff auf ein Dorf (S. 56); und in der Ebene (S. 59). Auch im letzten Fall werden die Vorzüge der Tirailleur-Taktik aus der möglichen Geſchwindigkeit der Bewegung, und der Wahrſcheinlichkeit des Treffens ſowohl als des Getroffenwerdens erwieſen, und mit Beyſpielen belegt. *Fr. 18. Auszüge aus einem Tagebuche in Erzählungen, das militäriſche Fuhrweſen betreffend.* Aus der Erfahrung abgezogene, nützliche Notizen. *Fr. 19. Der Redouten-Angriff.* Auch hier werden die Vortheile der Tirailleur-Attaque dargethan. *Fr. 20. Der Chok.* Der Vf. verwirft ihn bey der Infanterie ganz, und glaubt mit Recht, daſs es auch bey der Cavallerie ſelten dazu komme.

Kf.

1) Berlin, in d. Himburgiſchen Buchh.: *Militäriſche Biographieen berühmter Helden neuerer Zeit.* Vorzüglich für junge Officiere, und für die Söhne

des Adels, die zum Militärdienste bestimmt sind. I. *Condee. Turenne.* 1803. X u. 372 S. II *Karl der Zwölfte. Peter der Große. Luxemburg* 1804. 402 S. III. *Gustav Adolph. Eugen.* 1805. IV und 377 S. 8. (5 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: *Portraits des plus grands Héros des derniers siècles.* Cahier I. *Condé. Turenne. Luxembourg. Catinat.* Cah. II. *Gustave Adolphe. Charles XII. Pierre le grand. Bernard de Weimar.* Bildnisse berühmter Helden neuerer Zeit etc. 1805. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Es ist dem jungen Officier sehr nützlich, die Geschichte der Kriege, die Thaten großer Heerführer sich vorher bloss historisch bekannt zu machen, ehe er an das eigentlich militärische Studium der Kriegsereignisse geht, damit er dann, mit der geschichtlichen Erzählung derselben schon vertraut, einen richtigeren und geschwinderen Überblick vom Einzelnen wie vom Ganzen habe. Zu dieser Absicht sind die gegenwärtigen Biographieen allerdings sehr zu empfehlen, da zumal ihr guter Vortrag sie zu einer sehr angenehmen Unterhaltungslectüre macht. *Militärische* Biographieen, in dem Sinne wie es vermuthlich der Vf. meint, sind sie aber nicht. Zwar lässt er sich oft in weitläuftige Erzählungen der Schlachten und entworfenen Plane ein, allein eine nach strategetischen und taktischen Grundsätzen entworfene Darstellung der Kriegsvorfälle vermisst man dennoch. Vermuthlich ist der Vf. nicht selbst Militär, daher er sich in seinen Urtheilen bloss nach den Führern richtet, denen er folgt, und nur da für die Wissenschaft interessant wird, wenn diese es sind. Die besten Bemerkungen geben ihm Friedrich II und Feuquieres, mit denen er aber OCahil, den er oft anführt, und einen kunsterfahrnen Mann nennt, in eine Classe zu setzen scheint. In der Lebensbeschreibung des großen Condé, den der Vf. mit Recht einen Stern erster Größe nennt, wird erzählt, dass der Prinz bey seiner gewagten Unternehmung 1643 in Champagne, auf Gassion's Besorgniss wegen der gefährlichen Folgen, die ein misslicher Ausgang für den Staat haben könne, *heldenmässig* zur Antwort gegeben habe: „Ich werde nicht Zeuge davon seyn, Paris soll mich nie wieder sehen, es sey denn als Sieger oder todt." — Ein Held, der sich dem Tode weiht, kann jedoch seine Verwegenheit, die den Staat in Gefahr setzt, dadurch nicht entschuldigen.

Die nicht sparsam angebrachten, zuweilen unbedeutenden, Anmerkungen enthalten zum Theil nicht ganz richtige Erklärungen der militärischen Gegenstände, und setzen einen sehr geringen Grad von Bildung bey dem Leser voraus. Einmal wird sogar bemerkt, dass die Festung Wesel dem Könige von Preussen gehöre. Die gutgemeinte Absicht des Vf. in vielen dieser Anmerkungen, dem jungen Leser die Grundsätze der Sittlichkeit, Subordination und wahren Ehre recht ans Herz zu legen, reisst ihn oft zu Declamationen hin, welche durch ihre Weitläuftigkeit den guten Eindrücken, die sie hervorbringen sollen, leicht Eintrag thun möchten. Den sonst lobenswerthen Stil entstellen einige französische Wendungen, wie z. B. Th. I. S. 250 „Türenne *war es*, der ihn aus dieser gefährlichen Lage zog." Th. II. S. 225. „General Romanzov *war es*, der mit den erwähnten sechs Bataillons die zu dieser Mordscene beorderten Dragoner unterstützen musste." Th. III. S. 11. In diesem Feldzuge und bey dem Flecken Wahl *war es*, als die Dänen zur Nachtzeit etc. Nicht ganz bestimmt drückt sich der Vf. aus, wenn er Th. I. S. 101 vom Prinz von Condé sagt: „Von Freude *hingerissen*, dass es ihm endlich gelungen sey, den Erzherzog in die weiten Ebenen von Lens zu locken, entwarf er sogleich den Plan zur Schlacht." Hier könnte man veranlasst werden zu glauben, dass der Prinz sich dabey mehr von dieser Freude als von seinen Einsichten habe leiten lassen, welches keinesweges der Fall war.

Die Plane sind von sehr ungleichem, überhaupt aber von gar keinem sonderlichen Werthe, und manche, wie z. B. II und III im ersten Theile, ein schlechtes Mittelding zwischen Situations- und perspectivischer Zeichnung. Die Portraits hingegen verdienen alles Lob.

Nr. 2 enthält größtentheils die nämlichen Porträts, welche schon den drey ersten Theilen des vorhin angezeigten Werkes beygefügt, und des Andenkens der Helden, die sie vorstellen, sehr würdig sind.

W.

GLOGAU, in d. Günterschen Buchh.: *Beyträge zur Taktik und Strategie*, von dem Vf. des Versuches einer Anweisung zur Logistik. I Abtheil. 1803. 308 S. 8. Mit 6 Kupfern. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. hat sich schon durch seine *Anweisung zur Logistik* als einen denkenden Kopf angekündigt, und fährt hier fort, die Lehrsätze der niederen und höheren Taktik und Strategie zu analysiren. Gewiss wird jeder dem Vf. in Absicht der Unbrauchbarkeit des Richtens nach der gewöhnlichen Methode vor dem Feinde Recht geben, und dem Vorschlage beystimmen, bey allen Aufmärschen nicht *von-* sondern *nach* dem stehenden Flügel zu richten, wo man immer das *Point de vue* im Auge hat. Allein, es findet sich hiebey die eigenthümliche Schwierigkeit, dass die Befehlshaber der Abtheilungen oft die ganze Fronte derselben bey dem Richten zweymal durchlaufen müssen, welches besonders bey allen Aufmärschen mit ganzen Divisionen sehr lästig ist; wenn man anders nicht *den* Ausweg ergreifen will, das Richten *Rechts* immer durch den Commandanten der Nebendivision verrichten zu lassen, wo es bey der letzten von dem Officier des linken Flügels geschiehet. S. 44 hält es der Vf. bey Frontveränderungen für unwahrscheinlich, dass die Züge sich in einander schieben; und dennoch sah Rec. einmal bey guten und keinesweges ungeübten Truppen diesen Fall eintreten, bloss dadurch, dass ein Kirchthurm zum *Point de vue* gegeben ward, den ein Theil der Zugs-Commandanten mit einem anderen, mehr rechts gelegenen, Kirchthurm verwechselte. Hier kamen die Züge von 3 oder 4 Bataillonen

durch einander, und das Ganze sah beynahe einer Horde undisciplinirter Nomaden ähnlich.

Im Ganzen ist das 1 Kapitel des *ersten Abschnitts* nichts anders als eine Paraphrase der *Betrachtungen über die Kriegskunst*, aus welchen oft Seitenlange Stellen aufgenommen sind, die dem Leser das unangenehme Gefühl aufdringen, dass der Vf. besser gethan hätte, sich die Arbeit weniger bequem zu machen und lieber etwas aus seinem eigenen Vorrath zu geben, wie die Bemerkungen über das Durchziehen der Treffen S. 77, die viel Wahres und Gründliches enthalten. Blofs dem Vorschlag kann Rec. durchaus nicht beypflichten: „die stehenden Abtheilungen mit aufgezogenem Hahn das Bajonet fallen zu lassen." Diess würde unfehlbar ein Feuer herbey führen, das nothwendig weniger dem Feinde als den retirirenden Truppen gefährlich seyn müsste. Im 2 Kap. giebt der Vf. eine wissenschaftliche Erklärung der Taktik und ihrer untergeordneten Theile, wohin er denn auch die Organisirung und Approvisionirung der Armee rechnet, aber im folgenden S. 101 wieder die Elementar- und angewandte Taktik mit unter den Subdivisionen anführt. Die Inconsequenz einer solchen Eintheilung fällt von selbst in die Augen; denn die allgemeine Taktik des Vf. ist nichts anderes, als die *Kriegskunst* selbst, unter deren Disciplinen doch auch noch die Kriegsbaukunst oder vielmehr die Feldfortification mit gehört, wenn man sie anders nicht als Nebenzweige der Strategie ansehen will. Den Überrest dieses Abschnitts füllen Auszüge aus *Leipzigers* und *Nicolais* bekannten Schriften und aus den *Betrachtungen über die Kriegskunst*, die der Vf. in kurzen, dazwischen gestreuten Bemerkungen theils widerlegt, theils billigt.

Der *zweyte Abschnitt* enthält die Dictaten *Friedrichs des II* für seine Quartiermeister-Lieutenants, von denen ein Theil schon in den von *Leipziger* angefangenen *militärischen Briefen* sich befindet. Sie enthalten durchaus praktische Grundsätze, wie sich auch von der Hand des königlichen Feldherrn nicht anders erwarten lässt. Der Vf. verdient desshalb mit Recht den Dank des militärischen Publicums für die Bekanntmachung derselben. Der *dritte Abschnitt: Grundsätze der Märsche*, enthält manches Gute, das durch Beyspiele aus der neueren Kriegsgeschichte belegt wird; im *vierten Abschnitt* finden sich einige Zusätze zu *Venturini's* Marschlehre, und im *fünften* Bemerkungen über die militärische Lage Preussens gegen Russland seit der Theilung Polens und der dadurch entstandenen Ausdehnung der preussischen Grenzen bis an die Weichsel. N. M. M.

KLEINE SCHRIFTEN.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Darstellung eines neuen Kriegsspiels zum Gebrauch für Officiers und Militärschulen, mit einem grossen Plan*, von *G. Venturini*. 1804. 61 S. gr 8. (18 gr.) Im 23 Stück der neuen *Bellona* S. 213 — 273 steht dieselbe Abhandlung, auch ist selbst diese Charte beygefügt; Hr. Hinrichs hat nichts geändert, als den Titel, welcher in der Bellona passender und bescheidener also lautet: *Regeln eines neuen Kriegsspiels zum Gebrauch in Militärschulen*. Nach unserem Dafürhalten leisten alle diese verschiedenen Kriegsspiele nicht den Nutzen, welchen sich ihre Erfinder davon versprechen. Der Vf. sagt in der Vorerinnerung: „Nach einer, ich kann sagen, fast unendlichen Anstrengung, ist mir die Erfindung von Regeln gelungen, welche diess alles leisten und ein ganz neues Werk zusammenstellen, das ich zwar nicht anders, als Feldherrnspiel zu nennen weiss, das aber, wie man bald bey dessen Ausübung fühlen wird, wohl nicht mit dem Wort: Spiel, bezeichnet werden sollte. — Möge diese Arbeit ihren Zweck erreichen, sie hat mir unter allen, die ich jemals unternahm, die grösste Anstrengung und die meiste Zeit gekostet." Wer diese kleine Abhandlung durchblättert, wird sich auch von dieser Anstrengung leicht überzeugen, es sind fast alle Regeln der Kriegskunst hier angewendet worden: doch glaubt Rec., dass auch hier der Vf. seinen Zweck, grossen Nutzen zu leisten, nicht erreichen wird. Die Abhandlung zerfällt in 8 Abschnitte: 1) Einrichtung der Charte, 2) Anzeige der zum Spiel nöthigen Sachen, 3) Vorbereitung zum Spiel, 4) Versorgung der Armee mit ihren Bedürfnissen, 5) Bewegung der Figuren, 6) Gefechte der Figuren, 7) Arbeiten der Figuren zur Hervorbringung der Gegenstände, 8) Zerstörung der Gegenstände. Hätte es dem Vf. gefallen, diese hier aufgestellten Regeln durch ein Beyspiel zu erläutern: so würde gewiss der Nutzen seiner Schrift grösser geworden seyn.

Lh.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Biberach*, b. d. Gebr. Knecht: *Über das religiose und sittliche Verderben unsers Zeitalters und die Mittel, ihm abzuhelfen, oder es zu vermindern.* In freundschaftlichen Briefen. Herausgegeben von *J. M. R.* 1805. 235 S. 8. Der Vf. entwirft in den ersten Briefen ein ziemlich getroffenes Gemälde des Zeitalters, kritisirt die Mittel, die man bisher angewandt hat, dem Verderben zu steuern, und giebt dann seine Meinung, wie zu helfen seyn möchte, zu erkennen. Der specielle Inhalt ist folgender. So weit man auch in theoretischer Hinsicht vorgedrungen, so herrscht doch noch ein grosser Mangel an Übereinstimmung des Wissens und Thuns. Der Jugendunterricht, was auch bis jetzt dafür geschehen, ist grossentheils erbärmlich; der äussere Religionscultus geschmacklos; die Religionslehrer gering geschätzt; die Erziehung zwecklos, mehr im Unterricht bestehend, als in Bildung des Herzens. Und zu dem Allen noch stehende Armeen, dieser Pfuhl der Unsittlichkeit. Inzwischen *kann* es besser werden, wiewohl die bisher gebrauchten Mittel nicht kräftig genug wirkten. Volksschriften richten wenig aus; mit der Verbesserung des rel. Cultus kommt man zu spät; der geistliche Stand kann unter den gegenwärtigen Umständen nur wenig leisten; die Schullehrer seufzen im Ganzen unter Sorgen, Kränkungen und drückender Armuth; auch sind sie selbst mehrentheils geistlose Menschen. Neue Religionsparteyen, die sich sittliche Veredelung zum bestimmten Ziel setzten, nutzen nichts. Eben so wenig der Freymaurerorden. Dagegen erwartet der Vf. viel, wo nicht alles, Heil von Verbindungen guter Menschen, die sich aller Orten zusammenthäten, um sich selbst zu veredeln und dann auf Andere zu wirken. Hier bemerkt Rec., dass die Beschreibung dieser Gesellschaften der Einrichtung einer gewissen Freymaurer-Loge so ähnlich sieht, wie ein Ey dem andern. Den Beschluss macht der Vorschlag, die Bildung der Jugend in höheren Ständen in besonderen Instituten zu befördern, weil der Geist der Frivolität und Unsittlichkeit von den höheren zu den niederen Ständen übergehe.

Bis auf kleine Nachlässigkeiten sind diese Briefe gut geschrieben. Auch kann man ihnen keine Übertreibung Schuld geben. Der Vf. urtheilt kaltblütig und gesund. Nur wird der gleichgestimmte Kosmopolit ihm zu seinen Vorschlägen sagen: δος μοι που στω. De.

Fortsetzungen.

Göttingen, b. Dieterich: *Religionsvorträge im Geiste Jesu für alle Sonn- und Festtage des Jahres zur Erbauung gebildeter Familien und zur Vorbereitung angehender Kanzelredner aus allen christlichen Parteyen*, von Dr. *Christoph Friedr. Ammon*, Consistorialrath und Prof. der Theologie, auch erstem Universitätsprediger und Director des homiletischen Seminarium zu Erlangen. 2 Bd. 1806. VIII u. 404 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) S. Recens. des 1 Thls. 1804. No. 179.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 AUGUST, 1806.

TECHNOLOGIE.

Paris, in d. Druckerey der Republik: *Histoire de la Mesure du Temps par les Horloges*, par *Ferdinand Berthoud*, Méchanicien de la Marine, Membre de l'Institut national de France et de la Société royale de Londres. Tom. I. An X (1802. v. S.) 374 S. und 13 Kpf. Tom. II. An X (1802. v. S.) 448 S. gr. 4. und 13 Kpf. (12 Rthlr.)

Wer würde nicht mit Begierde ein Werk zur Hand nehmen, dessen Titel einen Gegenstand abzuhandeln verspricht, der von so allgemeinem Interesse ist, und dessen Vf. als Künstler und Schriftsteller im mechanischen Fache sich schon längst einen bedeutenden Namen in der Welt erworben hat? Auch Rec. schritt mit Freuden zur Durchsicht dieses Werks; er hoffte sicher, solche historische Aufschlüsse darin zu finden, die man noch immer in ähnlichen Schriften vermisst hatte; er hoffte, hier den Schleyer aufgedeckt zu sehen, der bisher so manchen Erfinder verbarg. Aber leider! ward seine Erwartung nicht wenig getäuscht. Er fand wohl in dem Buche einen recht guten durch vortreffliche Zeichnungen erläuterten Unterricht über ältere und neuere Zeitmesser; die eigentliche Geschichte dieser Werkzeuge und ihrer einzelnen Theile hingegen war grösstentheils dürftig, und enthielt weniger, als man bereits aus deutschen Schriften gelernt hatte.

Im 1 Kap. führt der Vf. zuerst den Nutzen an, den die Zeitmesser im gemeinen Leben, in der Astronomie, Schiffahrt und Physik haben. Dann folgt eine kurze Übersicht über die Entstehung der Wissenschaft, welche wir *Mechanik* nennen, und über dasjenige, was man mittelst derselben zu leisten vermag. Als Beyspiele werden *Archimed's* und *Vaucansons* Kunstwerke genannt. Dann werden die verschiedenen nach und nach erfundenen Methoden, die Zeit des Tages abzumessen, an einander gereiht, nämlich der Stand der Sonne am Himmel, die Sonnen- Wasser-, die grossen Räder-Gewicht-, die Schlag- Weck- Taschen- und Repetir-Uhren. Darauf erzählt Hr. B. von der Erfindung des Pendels und der Spiralfeder (jenes als Regulators der grossen feststehenden Uhren, dieser als Regulators der tragbaren Uhren). Zuletzt kömmt er noch einmal besonders auf den Nutzen der *Pendeluhren* in der Astronomie und Physik, und der *Unruhuhren* in der Schiffahrt und Geographie. Kap. 2. *Eintheilung der Zeit in Tage und Nächte, in Morgen, Mittag, Abend und Mitternacht. Wasseruhren.* (Diese lässt der Vf. vorangehen, weil er sie für älter hält, als die Sonnenuhren. Das möchte aber wohl noch zu bezweifeln seyn; denn nach den Untersuchungen des Rec. und mehrerer anderer gab gewiss die *verschiedene Länge* des Schattens aller aufgerichteten und von der Sonne beschienenen Körper noch lange vor der Erfindung der Wasseruhren zur Verzeichnung einer Art von Sonnenuhren Anlass, die bald darauf auch die wichtige Verbesserung erlitt, dass nicht die verschiedene *Länge* des Schattens, sondern *der Weg* desselben auf einer Ebene bey dem Zeitmasse zur Grundlage diente. Die sogenannten *Obelisken* oder *Prachtkegel* der Ägyptier, wovon der Vf. gar nichts erwähnt, gehören mit zu den ältesten Sonnenuhren. Man sehe nur den *Plutarch*, *Plinius*, *Herodot* u. a.) Ungleichheiten der zwölf Stunden des *natürlichen* Tages in verschiedenen Jahrszeiten. Eintheilung des *bürgerlichen* Tages in 12 gleiche Theile oder Stunden. Bey den ersten Wasseruhren war der Ausfluss des Wassers noch ungleich. (Sie bestanden vermuthlich aus einer Urne oder Schale, woraus Wasser in Tropfen herausfloss; da zeigte denn die immer niedriger sinkende Oberfläche des Wassers die Zeit des Tages an dem Gefässe an, das zur Seite in die Stunden abgetheilt war.) Es kamen aber bald Erfindungen zum Vorschein, wodurch dieser Ausfluss gleichförmiger gemacht wurde. Zuerst liess man das Gefäss, aus dem das Wasser herauströpfelte, durch Wasser aus einem anderen Gefäss immer voll erhalten; hernach aber nahm man zu der kegelförmigen Wasseruhr seine Zuflucht, wo man in den hohlen mit Wasser gefüllten Kegel, aus dessen Spitze das Wasser nach und nach abfloss, einen soliden Kegel eintauchte, um so den Ausfluss zu reguliren. (*Vitruv* ist hier überall des Vf. Gewährsmann.) Astronomische Wasseruhr, wo die Zeichen des Thierkreises mit angebracht sind, und die Bewegung der Sonne mit gezeigt wird. *Sonnenuhren.* Diese sind, wie der Vf. behauptet, nicht so allgemein im Gebrauch gewesen, als die Wasseruhren. Die ersten Züge der Erfindung sieht Hr. B. bey den Chaldäern und Juden; von ihnen gingen sie zu den Griechen, Ägyptiern und Römern über. Die Beschreibung der verschiedenen oft recht künstlichen Arten von Sonnenuhren nach *Vitruv* beschäftigt unseren Vf. auf mehreren Seiten. Er schliesst nicht mit Unrecht, dass die Alten schon eben so weit in der Gnomonik fortgerückt waren, als wir jetzt in den neuesten Zeiten. Die Römer cultivirten die Wissenschaften eben nicht; erst 300 Jahre vor Christi Geburt kannten sie die Sonnenuhren. *Hipparchus* und *Ptolemäus* erfanden neue Sonnenzeiger. — Das ist Alles, was der Vf. von der Erfindung der Wasser- und Sonnenuhren angiebt. Kap. 3. *Erfin-*

dung der gezahnten Räder, und Anwendung derselben bey Wasseruhren und beweglichen Sphären. Archimed war, 250 Jahr vor Christi Geburt, Erfinder der gezahnten Räder; zuerst wandte er sie bey einer Hebmaschine an, und hernach auch bey seiner beweglichen Sphäre, die die Bewegung der Sonne, des Mondes und anderer Himmelskörper darstellte. *Ktesibius* gebrauchte sie in der Folge bey seiner Wasseruhr, und *Vitruv* bey seinem Odometer. 80 Jahre vor Christi Geburt wandte sie auch *Posidonius* bey seiner Sphäre an, und 490 Jahre nach Christi Geburt *Cassiodor* bey seiner Sonnen- und Wasseruhr. Die künstliche astronomische Uhr des chinesischen Astronomen *Y-Hang* war so eingerichtet, dass mittelst des Wassers mehrere gezahnte Räder in Activität gesetzt, und dadurch die Bewegung der Sonne, des Mondes und der damals bekannten fünf Planeten mit den mancherley Erscheinungen, die sie bewirken, angedeutet wurden. Sie war aufserdem so künstlich eingerichtet, dass sie die Zeit mittelst eines Zeigers in sehr kleine Räume abtheilte. Eine kleine hölzerne Figur schlug auch die Stunden an eine Glocke. Nun beschreibt Hr. B. die Uhr, welche der arabische Kalif *Harun-al-Raschid* dem Kaiser *Karl dem Grossen* schickte, die ebenfalls, durch Wasser in Bewegung gesetzt, mit gezahnten Rädern versehen war. Kap. 4. *Erfindung der Räderuhren, die durch ein Gewicht getrieben werden, und die eine sogenannte Hemmung mit der Unruhe haben.* Die Behauptung des P. *Alexanders*, dass diese Uhren von dem berühmten Mönch *Gerbert* (zu Magdeburg) erfunden worden, ist eben so falsch, als dass *Pacificus*, Archidiakonus von Verona, der Erfinder gewesen. Ihre Uhren waren blofs Wasseruhren. Die Erfindung der eigentlichen Räderuhren ist vermuthlich in der Mitte des 14 Jahrhunderts und zwar von *Deutschen* gemacht. Die ältesten Überbleibsel, die uns zu Gesicht kommen, sind auch immer deutschen Ursprungs, aus der Mitte des 14 Jahrhunderts. Unseren Vf. bestärkte in dieser Meinung der Engländer *Derham*. Beschaffenheit der ersten Uhren. Ihr erster Gebrauch schränkte sich blofs auf Kirchen und Klöster ein. *Walther* gebrauchte sie zuerst im Jahr 1484 bey astronomischen Observationen; bald folgte auch *Tycho* und der *Landgraf von Hessen*, und so erkannte man immer mehr ihre Wichtigkeit für die Astronomie. Beschreibung der ersten in Frankreich verfertigten Gewichtuhr. Kap. 5. *Erfindung des Schlagwerks, des Weckers, der tragbaren Uhren, der Spiralfeder, der Schnecke, und Zustand der Uhrmacherkunst vom Ende des 15 Jahrhunderts an bis um die Mitte des 16 Jahrhunderts.* Der Nutzen der Schlaguhren bey Nacht fiel sehr in die Augen. Schon die Alten hatten mit ihren Wasseruhren Schlagwerke verbunden, z. B. *Plato, Ktesibius* und späterhin *Y-Hang* und *Harun-al-Raschid*. Als eine der ältesten Schlaguhren beschreibt der Vf. diejenige auf dem Thurme des ehemaligen königl. Pallastes zu *Paris*, welche der deutsche Uhrmacher *Heinrich von Vic* verfertigte. Die Weckuhren wurden wohl zuerst für den Gebrauch in Klöstern erfunden. Hr. B. weifs aber nichts von ihrem Ursprunge. Die Erfindung der tragbaren Uhren (der Tischuhren und Taschenuhren) mufste vorzüglich wegen der bewegenden Kraft viele Schwierigkeiten machen. Aber auch diese überwand der menschliche Scharfsinn. Der Vf. giebt für die Zeit der Erfindung das Ende des 16 Jahrhunderts an. Seine Beweise sind aber sehr oberflächlich. Den Erfinder der Taschenuhren kennt er nicht. Nicht einmal eine Vermuthung bringt er darüber bey; er sagt nichts von dem Nürnberger *Peter Hele*, nichts von dem Strafsburger *Isaac Habrecht*. Nun geht er gleich zur Erfindung der *Schnecke* über, die bekanntlich die ungleiche Kraft der Feder corrigirt. Er erzählt blofs die Eigenschaften der Schnecke mit ein paar Worten, und weifs nichts von dem Erfinder, nichts von der Zeit der Erfindung, nichts von den Bemühungen des *Varignon* und *de la Hire*, die Figur der Schnecke geometrisch einzurichten. Jetzt folgt noch die Beschreibung von einer alten Schlaguhr, einer alten Weckuhr und einer alten Taschenuhr, wozu sehr gute Abbildungen gehören. Der Vf. hätte vieles enger zusammenfassen, und mancherley Wiederholungen vermeiden können, die oft an fremden Stellen gleichsam hingeworfen sind. Kap. 6. *Erfindung des Pendels vom Galileus; erster Gebrauch des einfachen Pendels bey astronomischen Observationen.* Man zählte blofs die Schwingungen. Kap. 7. *Anbringung des Pendels an Uhren statt des Balanciers. Huyghens Erfindung der Cykloide. Nutzen der Pendeluhren in der Physik, um genauer die Gestalt der Erde kennen zu lernen, und die Umdrehung der Erde um ihre Axe dadurch zu erweisen.* Erst führt Hr. B. die verschiedenen Meinungen über denjenigen an, welcher zuerst das Pendel mit der Uhr verbunden haben soll. Er stimmt mit Recht für *Huyghens*, der auch bald darauf die cykloidischen Bleche erfand, um die Dauer der Vibrationen gleich zu machen. Das Alles ist sehr weitläuftig erzählt, und hätte viel kürzer gefafst werden können. Sodann wird *Huyghens* erste See-Pendeluhr beschrieben, und dessen *Pirouette* oder dasjenige Pendel, welches cirkelförmige Schwingungen macht; darauf aber der Nutzen der Pendeluhren in der Physik, um dadurch die richtige Figur der Erde zu erkennen, besonders aus den Beobachtungen des *Richer*. Dann folgen noch ein paar eigene durch Abbildungen erläuterte Beschreibungen einer Pendeluhr mit cykloidischen Blechen und der Pirouette. Kap. 8. *Anbringung der Spiralfeder an die Unruhe der Taschenuhren.* Der Vf. erzählt hier von dem Streite des *Hook*, des *Huyghens* und des *Hautefeuille*, die alle drey auf diese Erfindung Anspruch machten. Sein Resultat geht endlich dahin, dass Dr. *Hook* im J. 1660 blofs der Erfinder einer kleinen geraden Feder, *Huyghens* aber im J. 1674 der eigentliche Erfinder der Spiralfeder gewesen sey. Das ist wohl nicht ganz richtig. *Hook* brachte früher eine Uhr mit der Spiralfeder zu Stande, und hatte schon mehrere Jahre vorher bey der königl. Societät um ein Patent nachgesucht. *Huyghens* Spiralfeder war nur länger, und seine Uhr machte desswegen langsamere Vibrationen. Durch ihn wurde auch diese wichtige Entdeckung erst recht ausgebreitet. S. 136 mufs *Tompion* statt *Tompson* stehen. Kap.

9. *Erfindung der Repetition für grosse und kleine Uhren. Stunden-, Viertelstunden- und Minutenrepetirwerke. Barlow* war gegen das Ende der Regierung *Karls* II im J. 1676 der erste, der eine grosse Repetiruhr machte, wobey man, um die Stunden wiederholen zu lassen, an einen Faden ziehen musste. Gegen das Ende der Regierung *Jakob's* II wandte *Barlow* die Erfindung auch auf die Taschenuhren an; *Tompion* verfertigte ihm eine solche Uhr mit dem Repetirwerke. Ein anderer geschickter Uhrmacher in London, *Quare*, hatte schon einige Jahre vorher die nämliche Idee gehabt; aber sie nur noch nicht ausgeführt. Jetzt wetteiferten beide um den Ruhm, die beste Repetiruhr zu Stande zu bringen; *Quare* trug den Sieg davon. Der berühmte französische Uhrmacher, *Julien le Roy*, verbesserte die Repetiruhren ungemein. Kap. 10. *Natürliches Zeitmass. Veränderlichkeit der Zeit durch die ungleiche Revolution der Sonne. Wahre und mittlere Zeit und Aquation.* Kap. 11. *Grosse Uhren und Taschenuhren, die die Zeitgleichung andeuten (Aquationsuhren). Aquations-Sekundenuhren, welche die Monate, das Datum, die Phasen des Mondes, den Ort der Sonne in der Ekliptik u. d. gl. angeben.* Der Vf. beschreibt die Geschichte der Aquationsuhren nach *Sully's Regle artificielle du temps.* Die erste ist zu *London* gemacht, und befand sich im J. 1699 in dem Kabinette Königs *Karl* II von Spanien. Verbesserer der Aquationsuhren waren *Sully*, *P. Alexander*, *le Bon*, *Julien le Roy*, *Enderlin*, *l'Admiraud*, *Passemant*, *Rivaz*, *Berthaud* u. a. Kap. 12. *Vervollkommnung der astronomischen Pendeluhren.* Hier wiederholt der Vf. noch einmal die Erfindung des *Huyghens* mit dem Pendel und den cykloidischen Blechen. Dann kommt er auf die Veränderlichkeit des Ganges der Pendeluhren durch den Einfluss der Wärme und Kälte. *Picard* bemerkte es im J. 1669 zuerst, dass *Wärme* das Pendel verlängert und die Vibrationen langsamer macht, da *Kälte* das Gegentheil bewirkt. Die *Ankerhemmung* an den Pendeluhren, oder *die Hemmung mit dem englischen Haken* soll *Clement* in London erfunden haben; aber auch Dr. *Hook* machte Anspruch auf die Erfindung. An den Uhren des *Huyghens* wurde das Pendel mittelst eines Fadens aufgehängt. Der Erfinder der Ankerhemmung mag es wohl zuerst an einer dünnen elastischen Stahlfeder aufgehängt haben, sowie er auch das Pendel zuerst hat kleine Bogen vibriren lassen. Die erste Correction der Wirkung der verschiedenen Temperatur aufs Pendel versuchte *Graham* im J. 1715 dadurch, dass er die eiserne Pendelstange mit einer Quecksilbersäule verband. *Harrison* folgte bald darauf, indem er ein sogenanntes *Rostpendel* zusammensetzte. *Graham* wurde auch Erfinder der *ruhenden Hemmung.* Nun noch etwas über die Vervollkommnung der astronomischen Uhren, vorzüglich durch *le Roy*, *Clement* und *Berthoud*. Das Alles steht zu sehr ohne Ordnung durcheinander. Kap. 13. *Öffentliche Uhren oder Thurmuhren, verbessert um die Mitte des 18 Jahrhunderts.* Zuerst die Beschreibung einer alten Thurmuhr, dann einer neuen, wo die Räder horizontal liegen. *Julien le Roy* führte diese zuerst ein; Nachahmer und Verbesserer waren **le Paute**, **Thiout** und **Roussel**. **Le Paute** machte eine solche in den Jahren 1780—1781 für die Stadt **Paris**, die nicht bloss Stunden und Minuten zeigte, Stunden und Viertelstunden schlug, sondern auch wahre und mittlere Zeit angab, und deren Pendel die Wirkungen der Wärme und Kälte compensirte. Diese beschreibt der Vf. hier sehr genau. Kap. 14. *Die verschiedenen Methoden auf der See die geographische Länge zu finden; Anwendung der Uhren dazu.* Kap. 15. *Erfindung der See- oder Längenuhren, um dadurch den jedesmaligen Ort des Schiffs zu bestimmen, Seecharten zu rectificiren, und die Geographie zu vervollkommnen.* Die Geschichte dieser Erfindung ist hier wohl ausführlich genug erzählt, aber nicht in genauer chronologischer Ordnung. Kap. 16. *Zur See angestellte Versuche über die Genauigkeit der Längenuhren. Nutzen dieser Maschinen in der Schifffahrt und Geographie. Auszug aus den Reisen berühmter Schiffer.* Diess ist zwar lehrreich; hätte aber mit dem vorhergehenden Kapitel verbunden, und so das Ganze in einen besseren Zusammenhang gebracht werden können.

Tom. II. Kap. 1. *Erfindung der vorzüglichsten Hemmungen zu Gewicht- und Federuhren. Vom Mechanismus des sogenannten Remontoirs, wodurch der Regulator eine stets gleiche Kraft behält. Von einer neuen freyen Hemmung.* Es kommen hier vor: die Hemmungen des *Sully*, des *Hook*, des *Huyghens*, des *Tompion*, des *de Beaufre*, des *Clement*, des *Graham*, des *Julien le Roy*, des *Pierre le Roy*, des *du Tertre*, des *de Bethune*, des *Amant*, des *le Paute*, des *Robert Robin*, des *Thomas Mudge und seine eigenen*, sowohl zu Taschenuhren, als zu Wanduhren und Tafeluhren. Die Erzählung hiervon ist sehr instructiv, obgleich Manches aus dem 12 Kapitel wiederholt ist. Vom ersten *Remontoir* gab *Huyghens* Nachricht; auch *Leibnitz* schlug einen neuen vor. In der Folge wurde dieser Mechanismus von *Gaudron*, *Thomas Mudge*, *Haley* und *Breguet* sehr verbessert. Kap. 2. *Von der Ausdehnung und Zusammenziehung oder Verlängerung und Verkürzung der Metalle durch Wärme und Kälte, vom Pyrometer und den verschiedenen Mitteln, an Pendeluhren die durch Wärme und Kälte erzeugten Veränderungen jedesmal zu corrigiren.* Der bekannte Naturforscher *Wendelin* entdeckte um die Mitte des 17 Jahrhunderts jenen Einfluss der Wärme und Kälte auf die Metalle zuerst, und *Musschenbroek* ward Erfinder des Pyrometers. Der Vf. handelt überhaupt folgende Compensationspendel ab: des *Cassini*, des *Julien le Roy*, des *Graham*, des *Harrison*, des *Ellicott*, des *Regnault*, des *Deparcieux und seine eigenen.* Manches hiervon kam schon im 12 Kapitel vor. Einige der merkwürdigsten Compensationspendel hat der Vf. gar nicht berührt, wie z. B. das von *Faggot*, von *Schelton* und mehreren deutschen Künstlern. Kap. 3. *Einfluss der Wärme und Kälte auf die Elasticität der Spiralfeder und auf die Unruhe selbst. Verschiedene Mittel, die dadurch erzeugten Veränderungen an Längenuhren zu corrigiren.* Die Erfindung solcher Mittel musste hier weit mehr Schwierigkeiten machen als bey Pendeluhren; aber auch diese überwand der menschliche Scharfsinn.

Der Erfinder der Seeuhren (*Harrison*) ward auch der Erfinder der Compensationsvorrichtung an der Spiralfeder. Die *natürliche Compensation* der Wärme und Kälte wird durch die Reibung der verschiedenen Zapfen der Räder bewirkt; die *künstliche* aber durch einen mit der Spiralfeder verbundenen Mechanismus. Vorzüglich bekannt ist die Compensationsvorrichtung des *Harrison*, des *Berthoud*, des *Breguet*, des *Pierre le Roy*, des *Emery* und des *Arnold*. Kap. 4. *Erfindung der verschiedenen Uhrmacherwerkzeuge.* 1) Räderschneidzeuge. Diese soll ein Engländer, und vielleicht Dr. *Hook*, erfunden haben. Sie können aber auch aus Deutschland und am wahrscheinlichsten aus Nürnberg herrühren; wo die Uhrmacherey zuerst im Flor kam. Verbesserer dieser Maschinen waren *de la Faudière*, *Taillemard*, *Hulot*, *Pierre Fardoil* u. a. 2) Maschine zum Abrunden der Zähne nach der Epicykloide. Von *Berthoud* selbst erfunden. 3) Maschine, Schnecken zu schneiden, von *Lelievre*. 4) Abgleichstange oder Federwage. 5) Passageinstrument, zur Berichtigung des Ganges der astronomischen Uhren. 6) Astronomischer Sekundenzähler. (Hätte wohl füglicher zu den Uhrwerken als zu den Uhrmacherwerkzeugen gerechnet werden können.) 7) Pyrometer. 8) Gleichförmigkeitsmesser (zur Prüfung der Vibrationen an Längenuhren). 9) Elasticitätswaage, um die Elasticität der Spiralfeder zu prüfen. — Kap. 5. *Verschiedene Erfindungen in der Uhrmacherkunst. Jahruhren, die ein Jahr in einem Aufzuge gehen. Bemerkungen über die gebräuchlichsten Mittel, Uhren ohne aufzuziehen im Gange zu erhalten. Taschenuhren, die lange Zeit in einem Aufzuge fortgehen, und solche, die gar nicht aufgezogen zu werden brauchen.* Die erste Jahruhr hatte König *Karl* II von Spanien im J. 1699. Sie wurde von einem Gewichte in Bewegung gesetzt, und ging 400 Tage in einem Aufzuge. Sie war in England gemacht und zeigte auch die Äquation. Jahruhr des *de Camus* vom J. 1722, die auch die Stunden schlug. Jahruhr des *de Rivaz*, die durch eine Feder getrieben wurde und auch schlug, vom J. 1749. Astronomische Jahruhren des *Berthoud*. Mechanismus, um die Uhren auch während des Aufziehens im Gange zu erhalten. *Le Plat's* Uhr, die durch einen Luftzug aufgezogen wird. Eine ähnliche von *le Paute*. Taschenuhren, die lange Zeit in einem Aufzuge fortgehen. Schon im Jahr 1540 hatte ein englischer Künstler eine Achttage-Taschenuhr verfertigt. Eine andere, die auch Sekunden zeigte, brachte *Romilly* im J. 1755 ans Licht. Derselbe Künstler machte auch eine Taschenuhr, die ein Jahr in einem Aufzuge ging. Achttage- und Monats-Taschenuhren des *Ferd. Berthoud*, die zugleich repetiren, die Sekunden und die Äquation zeigen. Eine zu *Wolfenbüttel* vom Uhrmacher *Hager* etwa vor 100 Jahren verfertigte sinnreiche Taschenuhr, die den Auf- und Untergang der Sonne zeigt. Eine in *Wien* verfertigte und im J. 1780 nach Frankreich gebrachte Taschenuhr, die sich von selbst aufzieht. Der Pariser Uhrmacher *Breguet* hat hernach mehrere dergleichen Uhren verfertigt. Von der Erfindung des *Recorder* scheint der Vf. nichts zu wissen. Kap. 6. *Uhren welche die Bewegung der Himmelskörper, die Monate, das Datum, den Mondswechsel, den Auf- und Untergange der Sonne zeigen.* Bewegliche *Sphären und Planisphären.* Hr. B. erwähnt erst noch einmal die bewegliche Sphäre des *Archimedes*, des *Posidonius* und des *Y-Hang*. Dann beschreibt er noch folgende: die des *Jakob de Dondis* vom J. 1340, des *Orontius Finens*, vom J. 1553, des P. *Schirleus de Rheita*, vom J. 1650, des *Martinot* v. J. 1701, des *Pigeon* aus dem Anfange des 18 Jahrh., des *Hayghens* v. J. 1703, des *Graham* v. J. 1715, des *Passemant* v. J. 1749 und 1754, des *Janvier* v. J. 1749. Letztere besonders ist sehr künstlich und brauchbar. Rec. wundert sich übrigens sehr, dass der Vf. hier gar nichts von den vortrefflichen Werken des Schweizers *Jac. Droz* erwähnt, da dieser doch sein Landsmann ist. Kap. 7. Hier führt der Vf. in chronologischer Ordnung noch einmal alle diejenigen auf, welche die Uhrmacherkunst mit neuen Erfindungen bereichert, oder sich sonst um dieselbe verdient gemacht haben, und zwar 400 Jahr vor Chr. Geb. von *Plato* an, bis auf den französischen Künstler *Breguet* im Jahr 1800. Rec. hält dieses Kapitel für sehr überflüssig, weil es grösstentheils aus Wiederholungen der vorigen besteht. Dasjenige, was hier etwa noch zugesetzt ist, hätte füglicher in die vorhergehenden Kapitel mit verwebt werden können. Kap. 8. Eine alphabetische Erklärung verschiedener Wörter, welche die Theile der Uhren, die Uhrmacherwerkzeuge u. d. gl. andeuten. Dieses ist der französischen Terminologie wegen sehr nützlich. Endlich kommt noch ein *Appendix*, welcher ein Verzeichniss der vorzüglichsten über die Uhrmacherkunst geschriebenen Werke, mit Angabe ihres Inhalts, enthalten soll. Es schränkt sich aber hauptsächlich auf die französische Literatur ein. Von englischen Werken sind nur wenige aufgeführt, und von den deutschen nur allein *Poppe's* ausführliche Geschichte der theoret. prakt. Uhrmacherkunst (Leipzig 1801). Der Vf. hat dieses Werk, wie er sagt, theils aus Unkunde der deutschen Sprache, theils weil seine Histoire damals schon fast ganz abgedruckt war, bey seiner Arbeit nicht benutzen können.

Dieses ist die getreue Darstellung von dem Inhalte, Werthe und den Unvollkommenheiten eines Werks, welches die Erwartung des Rec. zwar nicht erfüllt hat, das aber doch immer einen ehrenvollen Platz in der Literatur der mechanischen Künste behaupten wird, und die Achtung, die Rec. von jeher gegen den Vf. fühlte, keinesweges zu vermindern im Stande war.

Ce. Mr.

Neue Auflagen.

Leipzig, b. Hammer: *Praktische italiänische Grammatik, wodurch man diese Sprache auf eine ganz neue und sehr leichte Art in kurzer Zeit gründlich erlernen kann.* Von *Joh. Valent. Meidinger*, Lehrer der französischen und italiänischen Sprache zu Frankfurt a. M. Neue, nach *Jagemann* und *Filippi* umgearbeitete und durchaus verbesserte mit neuen Regeln und Aufgaben bereicherte Ausgabe von *Cellarius*. Ohne Jahrzahl. VIII u. 481 S. 8. (18 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 AUGUST, 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, in d. Realschulbuchh.: *Schriften*, von *Karl und Karoline Woltmann*. Erster Band. 336 S. Zweyter Band. 1806. 504 S. 8. — Auch unter dem Titel: *Erzählungen* von u. s. w. Erster Theil. Zweyter Theil.

Von den drey Dingen, die (nach der Bibel) Gott und Menschen wohlgefallen, ist bekanntlich das eine, wenn Mann und Weib sich wohl vertragen. Es ist nichts ungewöhnliches, sie vertraut neben einander zu sehen und zu denken: am Altare, wo sie es werden, im Schauspiel, am Tische, sonst noch. Aber zu den Seltenheiten gehört (Rec. erinnert sich nicht, es je gesehen zu haben), sie auf dem Titelblatt eines Buchs vereint zu finden. Und hier, wie glücklich! Schon im Namen vollkommene Einheit; und im Buche vollendete Gemeinschaft der Güter. Es wird weder in einer Vorrede gesagt, wem wir die Erzählungen verdanken, ob Karl'n oder Karolinen, noch sind sie unterschrieben. Daher ist zu vermuthen, dass beyde an jeder Theil genommen haben, oder doch für gemeinschaftliche Verfasser angesehen seyn wollen. Man muss die Harmonie bewundern. Vielleicht hat auch jede Erzählung entweder Herrn *W.* zum Verfasser, oder Madame, und es soll dem Leser überlassen bleiben, ihn heraus zu finden, wie Sie. Rec. wird sich aber nicht viele Mühe darum geben. Er liebt die Frauen ungemein, und mag in jedem Verhältnisse mit ihnen leben, nur nicht als Recensent. — Ob der erste Titel: *Schriften* etwa darauf hinzielt, dass diese Erzählungen zum Theil schon gedruckt gewesen sind? darüber kann Rec., der diesen Zweig der Literatur nicht durchaus kennt, nichts sagen: er selbst hat noch keine von ihnen gelesen.

Im Allgemeinen lässt sich von diesen Erzählungen sagen, dass sie in einer guten, oft schönen Sprache geschrieben sind, wiewohl sie, aus allzugrosser Begierde nach Vortrefflichkeit, sich zuweilen übersliegt. Die Empfindungen sind zart und herrlich, auch einzelne Situationen lieblich, malerisch, schön: aber reinen Genuss gewährt keine einzige. Allen fehlt es an Vollendung; einige scheinen im Fluge gearbeitet, und haben weder Anfang noch Ende; die Erfindung ist fast arm, aber oft reich decorirt. Daher eine gewisse Manier und Eintönigkeit: man glaubt zuweilen das Alte wieder zu lesen. Wunderbares genug, das aber nicht selten seltsam wird, und nur zuweilen eine tiefere Bedeutung zu haben scheint. Meistens sieht man nicht, warum? noch wozu? Oder, falls die Fragen nicht erlaubt seyn sollten: man kommt auf den Gedanken, als sey dem Wunderbaren nachgestrebt, um Phantasie zu zeigen und romantisch zu werden. Viele hohe, weibliche Gestalten, in sonderbaren Trachten, zu Pferde; viel Liebe; viele Beschreibung von Empfindungen und Naturscenen; Blumen, welche klingen, oder sonst allerley Künste treiben, überhaupt vielfach schwellende Töne: das findet man in jeder Erzählung. Auch die Männer, oft vortrefflich, haben zuweilen ein fremdes Ansehen; aber auch mit ihnen wird man bald vertrauet, und glaubt unter Bekannten zu seyn. — Leser, die durch Lesen sich unterhalten, d. h. angenehm die Zeit hinbringen wollen, werden keinen geringen Genuss finden: nur höhere Foderungen müssen sie nicht machen.

Wir wollen die Namen der einzelnen Erzählungen anführen; eine Skizze von irgend einer zu geben, scheint unzweckmässig. Das Skelet kann nicht gefallen, in seiner Bekleidung liegt der Reiz und Werth. Zu einer oder zwey ein Paar Bemerkungen. — *Cäsar* und *Susanna*. Jener ist nicht der Imperator, diese nicht die Keusche aus der Bibel; sondern Er ein junger Edelmann, sie eines Schmidts empfindungsreiche, ungemein gebildete, hübsche Tochter. Der Jüngling verschönert mit reicher Phantasie im Aufwachsen der ersten Liebe das Mädchen, und was sie umgiebt; als er sie aber vergleichen kann mit der reizenden Prinzessin, da schwindet die Täuschung und die Wirklichkeit tritt wieder vor den entzauberten Sinn. Der Kampf des Mädchens mit sich selbst, die stille, fast andächtige Neigung des jungen nachbarlichen Tischlers, des alten *Voltiger's* gerades Wesen, die Verwandten — die Prinzessin und ihre Umgebung, des Jüngslings werdende, brennende, zweifelnde, schwindende Liebe: — Manches ist herrlich gezeichnet, Vieles zart, Einiges zu gesucht, Weniges ohne Reiz. Zuweilen ist die Sprache gar zu ungemein: „die Betglocke schwoll breit durch das Summen des Frühlings;" „das Abendgeläute schwoll über den Anger;" „sein Auge fasste den Frühling;" „Wolken schlugen den Mond und die Sterne zurück;" „Wenn das Laub verschwiegen über sie säuselte, küsste es seinen Namen im Hauche ihrer Sehnsucht." Die Erzählung scheint von Madame *W.*, wie die meisten beider Bände; vielleicht hat Herr *W.* Einiges hinzu geschrieben. Wenigstens klingen einige Sätze, als wären sie von einer fremden Hand. Es ist einmal „von dem Göttlichen" die Rede, ohne dass man begreift, wie hier davon die Rede seyn kann. Von Cäsar'n, der zu dem

Gute feiner Mutter eilt, um die Geliebte, die in der Nähe auf dem Lande ift, zu fehen, heifst es, auf einmal, unmittelbar nach einer Befchreibung von Sufanna's Empfindungen: „Cäfar drang mit dem Himmelslichte in die Tiefen der Erde, fühlte das ewige Leben im Waffer, und in fich den Geift, der diefs Alles befeelt, und die ftummen Huldigungen der Natur vor diefem Geifte. Es war fchon gegen Abend als er auf dem Gute anlangte." Rec. erinnert fich dabey eines Ausdrucks des Herrn *W.* aus dem Berliner Damen-Kalender 1806, wo diefer die Deutfchen für fähig erklärt, das Abfolute auf dem Theater darzuftellen. Diefs hat ihn auf den Gedanken gebracht, auch jene, an fich recht gute, Tirade möge von ihm herrühren. Oder follte Madame etwa eine Zuhörerin *Fichte's* gewefen feyn? — *Cäfar* und *Cälia;* Fortfetzung des Vorigen; grofsen Theils keine Erzählung, fondern Briefe, die von den Perfonen der erften gefchrieben find. Oft fchön, oft dithyrambifch, zuweilen metrifch: „dumpf donnernd antworten die Wellen unter der Decke des Eifes, fprengen die Feffeln, thürmen fie ballend, mit eilenden Kräften, und tragen fie fiegreich in fchäumender Pracht." Der Prinzeffin kalter, leidenfchaftlicher Stolz, der fich für Liebe giebt und Liebe fodert; Cäfars Verirrung, im Hintergrunde Sufanna's ruhiges Glück find gut in der Anlage. Cälia ift ein liebes Wefen in ihrer frommen Ergebung und reinen Liebe; zart und rührend ift ihr Tod. — *Raimund.* Eine gar feltfame wunderliche Gefchichte. Wir wünfchen, dafs fie anderen beffer gefallen möge als uns. Sie ift, auf die Form gefehen, hübfch erzählt; im Übrigen halten wir den Schlufs, der das Ganze wahrlich nicht hinbringt, wohin er es wahrfcheinlich ftellen foll, für fromm und gut: „Gott gebe uns Allen ein feliges Ende!" — *Algiva's Sohn;* in eben der wundervollen Art, mit einer gewiffen andächtigen Tendenz. — Im zweyten Bande find zu finden: *Agathe, Charitas, Kleopatra, Ottomar, Kläre, Wahnfinn und Liebe, Genebald, Arthur,* — *Kleopatra* ift die ägyptifche Königin. Herr *W.* — denn von ihm ift wahrfcheinlich die Erzählung — macht zu ihr folgende Anmerkung: „Kleopatra's Andenken ift von den Römern fehr gefchmäht worden, welche fchon als folche ihr Leben fchlechterdings nicht begreifen konnten. Die Kritik (?), nach welcher hier fchon viele Flecken von demfelben gewifcht find, mit zu liefern, würde hier wohl unzweckmäfsig gewefen feyn." Und fo würde es auch wohl unzweckmäfsig feyn, wenn wir an diefe Erzählung andere Foderungen machen wollten, als an die übrigen, zwifchen welchen fie erfcheint. — Hin und wieder find in die Gefchichten kleine Gedichte eingemifcht; fie find aber felten bedeutend. Nur in *Wahnfinn und Liebe* machen fie eine gute Wirkung, wenn Maria, wahnfinnig nach dem Tode ihres Sohns, die einförmig traurige Weife des Liedes anftimmt, welches fchon der Jungfrau am liebften war:

Ach unter dir liegt fo dunkel das Grab,
Da mufst du nun auch bald hinein!
— Es fpielte der Knabe fo fort um das Grab,
Und dunkel fchlang es ihn ein.
Und fank fo der freundliche Knabe hinab:
So mocht' ich auch gern hinein.

Δ9.

Berlin, b. Schüppel: *Der Ritter der Wahrheit*, von *A. F. E. Langbein.* Mit Kupfern von Jury. Erfter Theil. 1805. 294 S. Zweyter Theil. 290 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.)

Mit dem erften Theile diefer Gefchichte hat man Urfache zufrieden zu feyn; die Charaktere, Handlungen und Begebenheiten ftehen mit einander in einer guten natürlichen Verbindung, und werden hie und da durch recht drollige Scenen und Einfälle belebt, nach der fattfam bekannten Manier des Vfs., welcher ein geringerer Grad von Sinnlichkeit zu wünfchen wäre, wobey fie der gemeinen Art zu fpafsen nicht gar zu nahe kommen, und ihre lächerliche Kraft fich nicht fo fchnell in der fchweren Materie erfchöpfen würde. Auftritte von der feineren Art, wie z. B. der, wo der alte General den rohen barfchen Frank, den Vater der Ritter der Wahrheit, durch feine blofse Gegenwart bändigt, weil diefe ihn erinnert, dafs er in dem Regimente des Generals es nicht weiter als bis zum Cornet gebracht hat, und die kluge Gefchicklichkeit, womit Frank's Frau diefe zahmen Augenblicke benutzt, um Dinge durchzufetzen, die fie fonft kaum anzuregen fich getrauete — folcher Auftritte finden fich leider wenige, und man bemerkt allenthalben keinen Hang zu ähnlichen Schilderungen, wie die von einem armen verhungerten Teufel von Magifter — eine Figur, die überdiefs fchon zu oft zur Beluftigung hat dienen müffen, als dafs fie noch ihre volle Wirkung thun könnte. Der riefenhafte invalide Wachtmeifter, welcher Dorffchulmeifter wird, und feinen ftattlichen Schnurrbart durchaus nicht ablegen will, bis endlich feine Frau eine Delila an ihm wird, ift recht gut dargeftellt. Übrigens ift der Held der Gefchichte nicht ein komifcher Charakter, wie man erwarten follte, und nur die Art, wie er zum Ritter der Wahrheit gefchlagen wird, ift komifch. Die Ernfthaftigkeit des Helden führt nun mehrere fatyrifche Ausfälle auf die Thorheiten des Tages herbey, und Caricaturen werden aufgeftellt, um die Satyre recht anfchaulich zu machen. Aber beides gelingt dem Vf. fchlecht. Unter anderen ift die Verfpottung der Gräcomanie über alle Grenzen der Wahrfcheinlichkeit und bis ins Widrige getrieben, und man weifs nicht, ob die Schilderung der Caricaturen oder ihre Darftellung auf den beiden Kupfern des *zweyten* Theils mehr Ekel erwecken. Diefer ift überhaupt mifsrathen, denn aufser den eben erwähnten Fehlern enthält er faft nichts als die gewöhnlichen romanhaften Scenen des unverhofften Wiederfindens, die blofs dazu angebracht werden, um mit den kindifchen Romanlefern gleichfam Verftecken zu fpielen. Überhaupt ift das Ernfthafte der Gefchichte mit dem Burlesken nicht gehörig vereinigt, fo dafs man mehr für diefes als für jenes geftimmt wird, und ein Widerftreit der Em-

pfindungen entsteht, der keine von beiden recht geniefsen lafst. C. f. r. z.

1) Marburg, mit Bayrhofferschen Schriften: *Poetische Versuche*, von *Elise Sommer*, geb. *Brandenburg*. 1806. 176 S. 8.

2) Landshut, b. Hagen: *Rhapsodien aus den Norischen Alpen*. von *Jos. Ernst, R. R. von Koch-Sternfeld*. Mit Melodien von Ignaz Brandstätter, Jos. Emmert, Ben. Hacker, Sigm. Neukomm, Ge. Schinn, Phil. Schmelz, Ig. Thanner und Zumsteeg etc. 1805. 212 S. 8. (1 Rthlr.)

No. 1 zeigt uns das Bild einer würdigen Leidenden, die wechselnd klagt und fich wieder troftet, indem fie mit Sehnfucht den Gedanken an das Grab und an ein Jenfeits ergreift, oder bey den Erquickungen der Natur und der Freundfchaft fanft auflachelt. Sie fagt von fich felbft, der freundliche Beyftand der Mufen fey oft ihre einzige Erholung gewefen, fie wäre ohne ihn vielleicht in das Labyrinth der düfterften Melancholie gerathen. Einem inneren Berufe, wenn gleich nicht einem künftlerifchen, danken alfo diefe, nicht urfprünglich für das Publicum beftimmten, Lieder und Elegien ihre Entftehung. Die Mufe weckte keine fchaffende Kraft im Gemüthe der Sängerin; fie unterhielt fie mit wohlbekannten Bildern und Gedanken, deren Aneignung dem verwundeten Gemüth wohl that, und verlieh ihr die Gabe der Melodie, um ihr Herz zu erleichtern. Ein Subfcribentenverzeichnifs von ungefahr 300 Namen läfst vermuthen, dafs man fie perfönlicher Achtung und Theilnahme werth wufste: der natürliche und fliefsende Ausdruck fanfter und fchoner Gefühle wird aber auch aufser diefem Kreife in manchem Herzen eine Saite finden, die er anfchlagt. Hätte die Vf. den Wunfch einer ehrenvollen Erwähnung manches geachteten Namens in einer nur etwas gewählteren Form, als S. 48. 49, befriedigen, und manche fchwachere Gedichtchen, deren ganzer Inhalt fchon in andern lag, miffen wollen: fo würde der Werth ihrer Sammlung noch gewonnen haben.

Eine vorherrfchende Sinnesart oder Gemüthsftimmung ift es nicht, was in No. 2 den Lefer anfpricht: aber die poetifche Kunft, die, um zu intereffiren, fich felbft genügt, eben fo wenig; die mufikalifche Zugabe ift daher der wefentlichfte Reiz diefer Sammlung. Gern erkennt Rec. in einigen Stellen Natürlichkeit der Darftellung im befferen Sinne des Worts; er belegt diefs Urtheil durch S. 129 das Grabmal auf Frauenwerd im Chiemfee, ohne diefs Gedicht (dem Inhalte nach mit der Sage von Hero und Leander verfchwiftert) durchaus loben zu können. Mit Abrechnung weniger unkräftiger und verfehlter Beftrebungen anderer Art verläugnet fich fogleich im Tone der meiften diefer Producte eine profaifche Alltäglichkeit nicht, die mehrmals ächte Trivialität wird. Von der Erzählung S. 25 deutfche Liebe und Treue (nicht verwerflich im Anfange, und nicht übel verfificirt; ein Reim, wie *Thüre* und *Gewirre* kömmt hier doch nur einmal vor) theilt Rec. den Schlufs mit. Therefen überrafcht ihr todtgeglaubter Heinrich; nach dem erften Entzücken zeigt er ihr das Gebrechen (welche Hülle verbarg es ihr? oder blofs die Freude?) mit dem er aus dem Felde wiederkömmt. Doch

> Statt weibifch nur zu klagen
> Sprach fie mit heiterm Sinn:
> Die Schuld ift abgetragen
> Und küfste zärtlich ihn.
> Nun *reifst der Furft dich nimmer*
> *Von meiner Seite* — nein!
> Und darum foll mir immer
> Dein *Stelzfufs heilig* feyn!

Welche der Mufen möchte fich wohl bewogen finden, Hexameter, wie S. 173

> Heimifcher Marmor glänzt an den Hütten der Hirten

in gleiche Affection zu nehmen?

B. d. Sz.

Berlin, b. Sander: *Vorlegeblätter für die erften Übungen im Zeichnen mit freyer Hand, nach Peftalozzi*, von Dr. *Heinrich Rockftroh*. 1806. Mit XVIII Kupfertafeln. 12 S. Erklärung derfelben und 4 S. Vorrede. langl. 4. (1 Rthlr. 4 gr.)

Diefe Vorlegeblätter beftehen aus mancherley Figuren, denen aber allen das Quadrat zum Grunde liegt, und follen dazu dienen, das Augenmafs der Anfänger zu bilden, und ihrer Hand Fertigkeit zu verfchaffen. Man hat wohl eher ähnliche Vorfchläge gethan, auch Verfuche gemacht, jedoch ohne Gewinn für den Unterricht; und wir befürchten, es werde auch diefsmal nicht beffer als fonft ergehen. Bey allen Zeichenfchülern nimmt man wahr, dafs fie fich übereilen, dafs fie, zu ungeduldig, Mühe und Zeit auf den Entwurf des Ganzen zu verwenden, fogleich alles im Einzelnen vollenden, Licht und Schatten angeben, fich der Farben bedienen wollen u. f. w. Hn. *Peftalozzi's* Regel „So lange bis fich Kinder in der Zeichnung des Viereckes und des Rundes zur hochften Fertigkeit gebildet haben, erlaube man ihnen nicht, irgend eine Art von Figuren zu zeichnen, die nicht aus blofser, einfacher Zufammenfetzung von geraden Linien und Bogen beftehen," möchte darum fehr fchwer oder wohl gar unmöglich praktifch durchzufetzen feyn.

Es ift aber auch noch die Frage, ob das Nachzeichnen regulärer Geftalten wie Kreife, Vierecke etc. dem Anfanger in der That mehr Vortheil gewährt, als wenn er fich auf die gewöhnliche Weife nach Vorbildern von Blumen, Landfchaften, menfchlichen oder Thierfiguren übt. Wir fehen wenigftens weder die Urfache ein, noch will es uns wahrfcheinlich dünken, dafs Hand und Aug und Gefchmack der Schüler durch Nachahmung der für fie nichts bedeutenden Quadrate und Kreife beffer cultivirt werden, als wenn man ihnen Freyheit läfst, den Kreis oder das Viereck zur Blume auszubilden, oder fie anweifet, in das Oval noch die Theile eines Gefichts zu zeichnen, wo fie dann mit Luft und Freude die menfchliche Geftalt unter ihren Händen hervorgehen fehen.

Leipzig, b. Fleifcher d. J.: *Modell- und Zeichnungsbuch für Ebeniften, Tifcher, Tapezirer und Stuhlmacher, und fonft für jeden Liebhaber des guten Gefchmacks bey Möblirung und Einrichtung*

der Putz- und Prachtzimmer. Verfaſst von *T. Sheraton*, Cabinetstiſchlern zu London. Aus dem Engliſchen überſetzt, und mit einigen Anmerkungen verſehen, von *Gottfried Traugott Wenzel.* 1794. — Zwey Theile jeder mit 14 Kupfertafeln und zuſammen 284 S. Text nebſt Vorrede und Einleitung. gr. 4. (4 Rthlr.)

An dieſem Buch iſt der Titel dem Inhalt nicht ganz angemeſſen: denn die Liebhaber des guten Geſchmacks werden wenig darin finden, was für ſie beſonders erfreulich ſeyn möchte. Auch haben die Handwerker hier keine Muſter für beſonders ſchöne Mobeln zu ſuchen. Indeſs könnte das Werk auf andere Weiſe nützlich werden. Der erſte Theil deſſelben, handelt nämlich von der Geometrie, inſofern die in das Gebiet dieſer Wiſſenſchaft gehörigen Kenntniſſe Ebeniſten, Tiſchern, Tapezierern etc. Vortheile gewähren, um die für ihre Arbeiten erfoderlichen Zeichnungen und Entwürfe richtig verfertigen zu können. Der zweyte Theil entwickelt zu ähnlichem Zweck die nothwendigſten Regeln der Perſpective. Es wäre zwar allerdings zu wünſchen, daſs nicht nur die vorerwähnten Handwerker, ſondern auch andere, z. B. Maurer, Zimmerleute, Wagner, Schlöſſer etc. Kenntniſſe in der Geometrie und Perſpective beſitzen und gehörig anwenden möchten. Allein, werden ſie ſich dergleichen Kenntniſſe aus dem vorliegenden Werk ohne weiteren Unterricht erwerben können? Wir glauben es kaum, und vermuthen vielmehr, daſs Wenige ſich der Mühe unterziehen dürften, auch von dieſen Wenigen ſelten einer ſcharſſinnig genug ſeyn möchte, um durch ſich ſelbſt alles vollkommen klar zu begreifen. Denn daſs der Vortrag, zumal in der engliſchen Urſchrift, deutlicher ſeyn könnte, hat der Überſetzer in ſeiner Vorrede ſelbſt eingeſtanden. Aber ſollte man nicht endlich auch noch die Frage thun können, ob gründliche Kenntniſſe in der Geometrie und Perſpective den Handwerkern zum Behuf ihrer eigentlichen Arbeit unmittelbar dienſtlich, folglich auch unerlaſslich nothwendig ſind? Rec. wüſste mehrere Ebeniſten, Tiſcher und Tapezirer zu nennen, welchen dergleichen Kenntniſſe mangeln, und die nichts deſto weniger in ihrer Art geſchickte Meiſter ſind. Einem Handwerksmanne liegt eigentlich nichts weiter ob, als daſs er den ihm gegebenen Riſs verſtehe, und genau nach demſelben arbeite. Doch Muſterzeichnungen zu verfertigen, oder zu erfinden, iſt nicht ſeine Sache, ſondern Sache des Künſtlers, und wenn, wie zur Ungebühr freylich oft geſchieht, dieſes anders gehalten wird: ſo entſtehen Geſchmackloſigkeiten der allerverwerflichſten Art, von denen wir nöthigenfalls ohne groſse Mühe ein anſehnliches Verzeichniſs liefern könnten.

Paris, b. Treuttel u. Würtz: *Galerie-Antique, ou Collection des Chefs d'oeuvre d'Architecture, de Sculpture et de Peinture Antiques.* Premiere division, Monumens de la Grèce. I Livraison. 16 Seiten Text und 8 Kupfertaf. in Fol. (2 Rthlr. 12 gr.)

Die von den Herausgebern in der Einleitung angekündigte Abſicht gehet dahin, aus allen vorhandenen guten Werken, welche über Alterthümer handeln, das vorzüglichſt Merkwürdige auszuziehen, den Text mit berichtigenden Noten, die Abbildungen in ſaubern Umriſſen zu liefern; und ſo müſste, wenn ihr Unternehmen zur Vollendung gedeihen ſollte, ein ſehr brauchbares Compendium für Künſtler entſtehen. In der erſten Abtheilung, von welcher wir gegenwärtig den erſten Heft anzuzeigen haben, ſollen bloſs griechiſche Monumente enthalten ſeyn. Demnach findet man hier auf 8 Tafeln, nach *Stuart*, auſser einigen Münzen und Basreliefs, den Grund und Aufriſs nebſt verſchiedenen Details vom Minerventempel auf der Burg zu Athen. Das Eigenthümliche des hohen Kunſtgeſchmacks im Zeitalter des Perikles, welches die noch übriggebliebenen Bildhauerarbeiten an erwähntem Tempel ſo vorzüglich merkwürdig macht, iſt freylich nicht vollkommen deutlich ausgedrückt; aber wer wird auch von bloſs kleinen Umriſſen Kunſteigenſchaften verlangen wollen, welche ſelbſt in den gröſseren Kupferſtichen, die jenen zum Vorbilde gedient, ſchwach genug ausgedrückt ſind? Wir glauben demnach, daſs die Fortſetzung der Galerie-Antique wünſchenswerth ſey; nur ſcheint uns der Preis (2 Rthlr. 12 gr. Sächſ. für jede Lieferung) zu hoch, und dem angekündigten Zweck entgegen zu ſeyn. Denn wenn es wirklich der Herausgeber wohlgemeinte Abſicht war, minder begüterten Künſtlern und Kunſtliebhabern einen Stellvertreter der koſtbaren Werke des *Stuart*, *le Roy*, u. a. in die Hände zu liefern: ſo iſt mäſsiger Preis gleich eine der erſten Bedingungen, weil ſonſt, wer Vermögen und Neigung beſitzt, ſich ohne Zweifel lieber die Originalausgaben, als eine Copie derſelben, anſchaffen wird.

— y — H.

KLEINE SCHRIFTEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Barth: *Ideen zu allegoriſchen Zimmerverzierungen*, von *Chriſtian Auguſt Semler.* 1806. VIII u. 72 S. 8. (6 gr.) Der Vf. hat recht, wenn er in der Vorrede den Wunſch äuſsert, man möchte, anſtatt der bedeutungsloſen Ornamente, womit jetzo gewöhnlich die Zimmer verziert werden, lieber ſolche wählen, welche durch gehaltvolle Allegorien zum Verſtand und Herzen ſprechen. In dieſem Sinne nun geſchehen Vorſchläge I) zur Decoration eines Schlafzimmers; worinnen das Reich der Nacht; II) eines Wohn- und Studirzimmers junger Herren; worinnen die Schiffahrt durchs Leben; III) eines Toilettencabinets, worinnen der Putz der vier weiblichen Alter, und IV) eines Gartenſaals, worinnen Amors Erziehung der Nachtigall und des Dichters, vermittelſt allegoriſcher Arabesken dargeſtellt ſind. Dieſe Erfindungen müſsten, von geſchickten Künſtlern ausgeführt, ohne Zweifel angenehm in die Augen fallen, und in Betracht des poetiſchen Verdienſtes glaubt Rec. vorzüglich die für das Schlafzimmer vorgeſchlagenen Verzierungen loben zu dürfen. Auch ſcheinen ihm die für das Wohn- und Studir-Zimmer befriedigend zu ſeyn. Hingegen herrſcht in den für das Toilettencabinet erfundenen Zierrathen ein gewiſſer Modegeſchmack, der nicht ganz gebilligt werden kann; und ſo iſt auch der Bezug, welchen die Erziehung der Nachtigall und des Dichters in der Decoration des Gartenſaals auf einander haben oder haben ſollen, wenigſtens ſchwer zu faſſen. Den gemachten Bemerkungen zufolge mögen alſo Hn. *Semlers* Vorſchläge zwar nicht unbedingt gut und annehmlich ſeyn, doch iſt ſeine Schrift nichts deſto weniger vorzüglicher Achtung und Empfehlung werth: weil durch dieſelbe die Künſtler im Fach der Zimmerverzierungen, von dem leeren ſeit geraumer Zeit gangbaren Geſchmackel ab und auf beſſeren Weg gewieſen werden.

— y — H.

Monatsregister

vom

August 1806.

Verzeichniss der im Monat August in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des Auguſt.

Bemerkungen über Literatur und Kunſt.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 SEPTEMBER, 1806.

THEOLOGIE.

Regensburg, b. Montag u. Weiss: *Liber Jesu Siracidae graece:* ad fidem codicum et versionum emendatus et perpetua annotatione illustratus a *Carolo Gottlieb Bretschneider*, Phil. Doct. Theol. Baccal. et Ordinis Philos. in Academia Vitebergensi Adjuncto Ordinario. 1806. XVI und 758 S. gr. 8. (4 Rthlr.)

Der eben so gelehrte als unermüdet thätige Verfasser dieses Werkes, der seinen Beruf zu dieser Unternehmung durch seine früheren Schriften, namentlich durch sein *Lexici in interpretes graecos V. T. maxime scriptores Apocryphos Spicilegium* (welches wir auch in diesen kritischen Blättern mit dem gebührenden Lobe angezeiget haben) hinlänglich documentirt hat, geht muthig und mit raschen Schritten auf der von ihm betretenen rühmlichen Laufbahn fort, und hat auch durch diese Arbeit seine bereits erworbenen Verdienste um die apokryphischen Schriften des A. T. ansehnlich vermehrt. Da dem Vf. gerade bey diesem Theil der apokryphischen Schriften so viel von anderen (namentlich von *Linde*) vorgearbeitet worden war: so musste es ihm minder schwer fallen, eine Ausgabe der Sentenzen des Sohns Sirach zu liefern, die an Vollständigkeit und Vollkommenheit die früheren weit übertraf. Und man kann auch, wenn man nicht ungerecht und unbillig seyn will, dieses Lob dem jetzt anzuzeigenden Werke nicht versagen, obgleich Rec. nicht zweifelt, dass Hr. B. seiner Arbeit einen noch höheren Grad von Vollkommenheit hätte geben können, wenn es ihm die Umstände verstattet hätten, eine längere Zeit auf die Bearbeitung desselben zu verwenden. Denn gerade bey Schriften dieser Art, wo der Text noch so wenig kritisch berichtigt, vorzüglich von Einschiebseln, Glossen und Versetzungen gereinigt ist, und die Kürze und Vieldeutigkeit der Sentenzen eine unvermeidliche oft fast undurchdringliche Dunkelheit mit sich führen, ist das *nonum prematur in annum* besonders anzuempfehlen; und sehr oft muss der Fall eintreten, dass jede wiederholte unbefangene Prüfung und Durchsicht des Grundtextes so wohl dem Interpreten als Kritiker eine Menge neue Ansichten gewährt, und das wieder zu verwerfen nöthigt, was man für die einzig richtige Meinung bey einzelnen Stellen zu halten, Grund zu haben glaubte. Wir sind daher überzeugt, dass auch der Vf. bey allem Fleiss, den er unverkennbar auf diese Arbeit verwendet hat, und bey aller sorgfältigen Benutzung der Arbeiten seiner Vorgänger, dennoch bey einer zweyten Ausgabe dieses Werkes manche Abänderung seiner Meinungen und manche Verbesserung selbst nothwendig finden wird. In der Vorrede, welche uns mit den Schicksalen der apokryphischen Bücher des A. T. in neueren Zeiten nochmals bekannt macht, und ein ziemlich vollständiges Verzeichniss der älteren und bisherigen Interpreten und Herausgeber der Werke des Sohns Sirach (über welche uns das in der Note S. X gefällte Urtheil aus mehr als einer Ursache zu hart vorkommt) liefert, sagt der Vf. S. XV ausdrücklich, dass er nicht nur eine vollständige und genauere Erklärung aller dunkeln Stellen dieses Buches habe liefern, sondern auch in die unmittelbar auf den Text folgenden kritischen Noten *alle*, auch minder wichtige, Varianten habe aufnehmen wollen, um einmal ein vollständiges Ganzes zu liefern, und den Lesern eine genaue Übersicht des ganzen kritischen Apparats zu verschaffen, wodurch sie in den Stand gesetzt würden, den wahren Umfang desselben zu übersehen und seinen Werth zu würdigen. Da wir nun bekanntermassen zur kritischen Bearbeitung des Textes der apokryphischen Bücher des A. T., abgesehen von der hier oft sehr nöthigen Conjecturalkritik, ausser den wenigen bisher verglichenen Handschriften, keine anderen sicheren Hülfsmittel haben, als die älteren Übersetzungen und die Schriften der Kirchenväter: so erwartete Rec. mit Recht, in den kritischen Noten *alle* abweichenden Lesearten aus diesen angeführten Quellen gesammlet zu finden, fand aber bald, dass der Vf. theils seinen Vorsatz nicht ausgeführt, theils die Übersicht der Varianten selbst erschwert habe. Mehrere derselben, die in den kritischen Noten, welche unmittelbar auf den Text folgen, den schicklichsten Platz gehabt hätten, werden in den exegetischen Anmerkungen aufgeführt, als z. B. S. 60, wo die Erklärung des achten V. des 1 Kap. mit der Anmerkung beschlossen wird: *Vulgat. Syr. et Ar. legerunt αὐτῆς pro αὐτ˜ et Syr. et Ar. pro θρόνῳ habuerunt θησαυρῷ* und S. 668 wo über die Verwechselung des λαῷ mit ναῷ (Kap. L, 5) in der syrischen Übersetzung auch nur im Commentar Rechenschaft gegeben wird. Mehrere zum Theil nicht unwichtige Varianten sind ganz mit Stillschweigen übergangen worden. Zum Beleg mögen folgende Stellen dienen, die wir aus unseren Collectaneen, ohne uns an eine Ordnung der Kapitel zu binden, ausheben wollen. Kap. II, 10 hat *Theodoret II,* 1 anstatt ἐμβλέψατε εἰς ἀρχαίας γενεὰς mit Weglassung des folgenden καὶ ἴδετε, ἐρωτήσατε τὰς γενομένας προτέρας ὑμῶν γενεάς. Kap. VIII, 6 nimmt Orige-

nes (*Homil. in Jerem. XVI.* T. I. S. 153) die Lefeart ἀποτρίβοντα in Schutz. Kap. XXX, 22 hat *Clemens Alex.* (S. 216) σεμίδαλιν für σεμίδαλις, und laſst das folgende καὶ γάλα ganz weg, vermuthlich weil er im vorhergehenden γάλα anſtatt ἄλα gelefen hatte. *Athanaſius Alex.* Tom. I. S. 1204 und 1210 laſst Kap. II, 1 das ζωῶ, und Tom. II. S. 117 das ἐν αὐτῇ nach μολυνθήσεται Kap. XIII, 1 weg. — Nach den Worten Kap. XXII, 9 ὁ διδάσκων μωρὸν, wofür *Clem. Alex.* S. 137 καὶ διδάσκων lieſst, hat eben derſelbe folgenden Zuſatz: εἰς αἴσθησιν ἄγων τὴν γῆν, καὶ τὸν ἀπηλπισμένον εἰς σύνεσιν ὀξύνων. Eben derſelbe laſst S. 146 ἐπισοφῶν Kap. XVIII, 14 weg. — Die Stelle Kap. XXXIV, 29 hat ebenderſelbe S. 180 vollſtändig ſo: ἀγαλλίαμα ψυχῆς καὶ καρδίας οἶνος ἔκτισαι ἀπαρχῆς πινόμενος αὐτάρκως, ebend. S. 81 für ἀντιπτώματι v. 30 παντὶ πτώματι. Alle dieſe Varianten, deren Zahl leicht noch ſtark vermehrt werden könnte, ſind in dieſer Sammlung ganz unbemerkt geblieben. Daſs dieſes auch bey den aus den alten Überſetzungen zu ſammlenden abweichenden Lesarten der Fall ſey, kann Rec., auch ohne eine ſorgfaltige Vergleichung bey einzelnen Kapiteln angeſtellt zu haben, aus folgendem Umſtand vermuthen. Kap. XXIII, 6 hat die *Vulgata: animae irreverenti et infrunitae ne tradas me*, daſs es alſo ſichtbar iſt, der Vf. derſelben habe anſtatt ψυχῇ ἀναιδεῖ μὴ παραδῷς με τὸν οἰκέτην σου, mit Weglaſſung der Worte τὸν οἰκέτην σου geleſen ψυχῇ ἀναιδεῖ καὶ ἀπλήστῳ (vergl. Kap. XXXI, 23) μὴ παραδῷς με; welches aber, ohngeachtet bey dieſer Stelle die Vulgata verglichen worden, ganz unbemerkt geblieben iſt. Unter dieſen Umſtänden wünſchte Rec. ſehr, daſs Hr. *B.* bey einer zweyten Ausgabe ein ganz vollſtändiges Varianten-Verzeichniſs nach der von *Griesbach* in ſeinem N. T. befolgten Methode nachliefern möchte. Dieſe Unvollſtandigkeit abgerechnet, enthalten die kritiſchen Anmerkungen ſehr viel richtige und treffende Urtheile, und manche Conjecturen, die dem Scharfſinn des Hn. *B.* eben ſo viel Ehre machen, als ſie über einzelne Stellen Licht verbreiten. So werden z. B. S. 172 ff. die Worte ὅτι ἐν ζωῇ ἔῤῥιψαν . . . καὶ αὔριον τελευτήσει Kap. X, 9 für einen ſpateren Zuſatz gehalten, durch welchen irgend jemand der nach den Zeiten der Maccabaer lebte, an dem damals allgemein bekannten Beyſpiele des *Antiochus Epiphanes* (2 Maccab. IX, 9) die Wahrheit des im vorhergehenden 8 Vers vorgetragenen Satzes erweiſen wollte. Allein da es doch noch immer moglich, ja ſo gar wahrſcheinlich iſt, daſs dieſe Worte acht ſind: ſo hätte der Vf. doch wenigſtens einen Verſuch machen ſollen, dieſe Stelle kritiſch zu berichtigen. Anſtatt μακρὸν ἀῤῥώστημα· σκώπτει ἰατρὸς würde Rec. vorſchlagen zu leſen: μακρὸν ἀῤῥώστημα σκώπτει ἰατρὸν, d. h. *magnus et inveteratus morbus medici artem plane eludit* oder *non eſt in morbo facilis medicina vetuſto*. Die Conjectur, die *Grotius* bey dieſer Stelle vorgetragen hat, wird durch den *Plutarch.* in *Catone minore* T. I. S. 780 beſtätigt. — Zu den Worten καὶ αὕτη ἡ μερὶς τοῦ μισθοῦ αὐτοῦ Kap. XI, 18 finden wir weiter nichts bemerkt. Rec. möchte lieber μόχθου anſtatt μισθοῦ leſen. — — Kap. XVII, 3 wird die fehlerhafte Leſeart κατ' αὐτὰς verworfen, und dafür nach dem Vorgang der römiſchen Ausgabe καθ' ἑαυτὰς in den Text aufgenommen. Uns ſcheint keine von beiden Leſearten richtig, ſondern καθ' αὐτὸν oder καθ' ἑαυτὸν zu leſen: *ad ſimilitudinem ſuam induit illos robore.* Hatte der Schriftſteller, wie Hr. B. glaubt, wirklich καθ' ἑαυτὰς geſchrieben, und dabey auf das Geneſ. I, 27 vorkommende בצלמו, בצלמנו Rückſicht genommen, ſo hätte er auch im folgenden κατ' εἰκόνα ἑαυτῶν ἐποίησεν αὐτὰς anſtatt des hier fehlerhaft abgedruckten κατ' εἰκόνα αὐτοῦ (lieſs αὐτ') u. a. ſchreiben müſſen. — Kap. XX, 9 haben die Worte ἐν κακοῖς Hn. *B.* gar keinen Verdacht erregt, den doch die Worte εἰς ἐλάττωσιν in dem folgenden parallelen Gliede leicht hatten erregen können. Es iſt ohnſtreitig εἰς κακὸν zu leſen. — Kap. XL, 1 iſt die Leſeart ἐπιστροφῆς aus der complutenſiſchen Ausgabe anſtatt des ἐπὶ ταφῇ, welches keinen Sinn giebt, in den Text richtig aufgenommen worden. Doch ſcheint uns das bey dieſer Gelegenheit gefallte Urtheil, daſs ἐπιταφὴ kein griechiſches Wort ſey, minder richtig. Das Gegentheil lehret ἐπιτάφιον, und ἐπιτάφιος λόγος. — Zu Kap. XLI, 19 urtheilt Hr. *B.*, daſs die Worte ἀπὸ ἀληθείας θεοῦ καὶ διαθήκης entweder unrichtig ſind, oder daſs nach διαθήκης etwas weggelaſſen ſey; doch hat er ſie ohne Bedenken in den Text aufgenommen, weil hier alle Handſchriften mit der Vulgata übereinſtimmen. *Grotius* war hier ſchon auf dem rechten Wege, als er für ἀπὸ ἀληθείας zu leſen vorſchlug ἀπὸ λήθης. Die wahre Lesart iſt ἀπειθείας, welche der Zuſammenhang nothwendig macht, und bey welcher jede Ellipſe unnöthig erſcheint. — — Kap. XLVI, 6 wird πολέμιον anſtatt πόλεμον geleſen. Allein dieſe hier ſehr nothwendige Verbeſſerung kann nicht füglich eine Conjectur genannt werden, da dieſe Lesart ſich auch in der Vulgata, und in der ſyriſchen und arabiſchen Überſetzung findet. Auch findet Rec. nicht wahrſcheinlich, daſs ἐν λίθοις hier für λίθους geſetzt ſey, ſondern würde lieber vor κατέῤῥαξεν, ὡς ſuppliren.

Die philologiſchen Anmerkungen enthalten einen fortgehenden Commentar, der mit vorzüglichem Fleiſse ausgearbeitet iſt, der auch die ſchwerſten Stellen nicht ohne Erläuterung laſst, und gewiſs den Kenner befriedigen muſs, wenn er gleich, wie bey Schriften dieſer Art, die lauter oft gar nicht zuſammenhängende, oft ſehr undeutlich ausgedrückte und vieldeutige Sentenzen enthält, ganz unvermeidlich iſt, von den Erklärungen des Vf. zuweilen abgehen ſollte. Wir wollen auch von dieſen einige Proben geben, die uns wieder Gelegenheit geben werden, unſere Bemerkungen über einzelne Stellen vorzutragen. Gleich im Anfange Kap. I, v. 6 wird zu den Worten καὶ τὰ πανουργήματα αὐτῆς (nämlich σοφίας) τίς ἔγνω folgende Bemerkung gemacht: „πανούργευμα, *quod hic et XLII, 18 legitur, Bielius in Theſauro Philol. interpretatur callide factum. Sed abeſt ab utroque loco calliditatis notio, et potius ſignificat absconditam cognitionem, abscondita conſilia, quoniam, quae callide fiunt, abscondi ſolent.* Wird hier nicht *Biel* mit

Unrecht getadelt, der es wohl wufste, dafs *callidus* bey den Lateinern fehr oft im guten Sinne genommen wird, wovon fchon *Gesners Thefaurus* eine Menge Beyfpiele liefert? Anftatt des *Hefychius*, deffen in der Folge zur Beftätigung diefer Erklärung angeführte Gloffe eigentlich gar nicht hieher gehört, hätte Rec. lieber die *fyrifche Überfetzung* erwähnt, die hier hat: *arcana intelligentiae quis cognofcit?* — Die Kap. I, 9 vorkommenden Worte: αὐτὸς ἔκτισεν αὐτὴν, καὶ εἶδε, καὶ ἐξηρίθμησεν αὐτὴν καὶ ἐξέχεεν αὐτὴν κ. τ. λ. werden in der unten ftehenden Note fo umfchrieben: *Jam vero, cum Deus delinearet mundi conftructionem, rerumque formas et nexum, ipfa parabatur* (ἔκτισεν αὐτὴν) *et poftea, quum Deus hanc mundi formam accurate exploraverat* (εἶδε, *rebus creatis pro ipfarum modo eam indidit* (ἐξηρίθμησεν αὐτὴν) *illamque ita in et cum mundo creavit* ἐξέχεεν αὐτὴν). Kann aber der angenommene Sprachgebrauch des Wortes ἐξαριθμέω wohl erwiefen werden? Und lafst fich gegen diefe Erklärung nicht eben die Einwendung machen, die gegen die *Schleufsnerifche* bald darauf urgirt wird, dafs auf diefe Art Tautologien entftehen? Denn wenn, wie *Schleufsner* vorfchlug ἐξηρίθμησεν darum nicht bedeuten kann, *bene cognitam et perfpectam habuit*, weil εἶδε vorhergehet, ohnerachtet jenes mehr fagt als diefes: fo kann auch ἐξέχεεν αὐτὴν wegen des vorhergehenden ἔκτισεν nicht bedeuten *in et cum mundo creavit*, und ἐξηρίθμησεν kann nicht *indidit eam* überfetzt werden, weil ἐχορήγησεν darauf folget. — Die Kap. II, 12 erwähnten χεῖρες παρειμέναι find hier nicht auf eine zureichende Art erklärt, durch die Bemerkung: *Frequens animi fracti, mentis omni fpe deftituti (deftitutae) nec ullum quid fperantis, ideoque nihil agentis, nihil molientis, imago.* Der Gegenfatz, *aufgehobene, ausgebreitete Hände* kommt fehr oft im A. T. von denen vor, die zu Gott ihr Gebet verrichten, dafs alfo auch hier durch χεῖρες παρειμέναι Menfchen bezeichnet werden, die in der Noth verzweifeln, und nicht zu Gott im Gebet ihre Zuflucht nehmen, denen in eben diefer Stelle καρδία δειλὴ und παρειμένη zugefchrieben wird. Der *Syrer*: [illegible] und der *Araber*: الذي يومن recht gut dem Sinne nach. — Kap. X, 18 ift zwar ἐφύτευσε ταπεινὰς ἀντ' αὐτῶν richtig überfetzt: *efflorescere faciet pias gentes) ipfi deditas*, allein von der angenommenen metaphorifchen Bedeutung des Wortes φυτεύειν ift auch kein einziges Beyfpiel zur Erläuterung angeführt worden. Beyfpiele aus dem A. T. liefern die befferen hebräifchen Wörterbücher unter נטע und שתל, wie auch *Glaffius* in feiner *Philologia facra* S. 1106. Ganz aber hieher paffend ift die arabifche Sentenz bey dem *Schultens* S. 278, *quidquid plantaveris in horto, utilitatem tibi afferet, at hominem fi plantaveris* (غرس), *is eradicabit te.* — Weitläuftig wird S. 313 und ff. die fo dunkle Stelle Kap. XXI, 8: ὁ οἰκοδομῶν τὴν οἰκίαν αὐτοῦ ἐν χρήμασιν ἀλλοτρίοις, ὡς ὁ συνάγων αὐτοῦ τοὺς λίθους εἰς χειμῶνα behandelt. Die Lefeart χειμῶνα wird gänzlich verworfen, und dafür λειμῶνα vorgefchlagen, dafs der Sinn fey: *lapides ipfe congerit in agros fertiliffimos h. e. fibi maximum parat damnum.* Es ift nicht zu leugnen, dafs diefe Conjectur ungleich leichter und wahrfcheinlicher ift, als die in die complutenfifche Ausgabe aufgenommene Lefeart εἰς χῶμα ταφῆς αὐτοῦ, welche *Baduell*, *Drufius* und *Grotius* wählten; ohnerachtet fie durch die Stelle Jerem. XXIII, 14. 19 welche Sirach vor Augen gehabt zu haben fcheint, beftätigt wird. Allein follte die gewöhnliche Lefeart χειμῶνα fo gerade zu verwerflich feyn? Nur müfste man fie nicht, wie *Linde* that, überfetzen: *fibi in moleftiam*, weil der Winter im Morgenlande fehr unangenehm gewefen fey und viele Befchwerden mit fich geführt habe, fondern εἰς χειμῶνα überfetzen *ad hiemem, fcilicet in hieme aedificet, tempore nimirum importuno*, wie fchon *Cornel. a Lapide* (der, um diefs beyläufig zu erinnern, uns von Hn. B. mit Unrecht vernachläfsigt zu feyn fcheint) bemerkt hat, indem er hier folgende fehr richtige Bemerkung macht: *In hieme enim ob frigus calx conglaciatur, aut ob humorem diffolvitur, quo fit, ut lapides et lateres inter fe non fatis firmiter conglutinet, qua de caufa hiemalia aedificia rimas agunt, et facile corruunt, nec diu durant. Simili enim modo facultates alienae nunquam inter fe cohaerent et in unam rem coëunt, fed folutae et disjectae ruunt. Quare qui ex alieno vel ex rapto aedificat domum, illâ diu non fruetur, fed vel ipfe cito morietur, vel domus corruet, aut ad alium transferetur, ulcifcente fic numine ejus injuftitiam, ut in domo, quam fabricando peccavit, in eadem et puniatur: haec enim est congrua talionis poena.* — Kap. VII, 8 kommt die feltene Redensart vor: μὴ καταδεσμεύσῃς δὶς ἁμαρτίαν. Hr. B. nimmt mit *Linde* das Wort καταδεσμεύειν in der Bedeutung des *Verbindens* und überfetzt: *noli bis obligare peccatum* und fetzt folgendes zur Erläuterung hinzu: *Obligare peccatum, eodem modo dicitur, quo obligare vulnus, nempe fuum ipfius animum a peccati confcientia laefum et perturbatum placare, fe ipfum de peccato commiffo tranquillum reddere, i. e. indulgere fibi et peccatis, perverfum animum demulcere.* Rec. fcheint diefe Erklärung zu gekünftelt, und die zur Erläuterung angeführte Stelle Kap. XXX, 7 nicht parallel. Weit richtiger und natürlicher ift die Erklärung, die der *Syrer* hier giebt: *ne iteres peccatum*, welcher auch *Vatablus* folgt, der überfetzt: *cave peccatum congemines.* Es ift bekannt, dafs Sünden und Lafter in der heiligen Schrift fehr oft mit *Banden* und *Feffeln* verglichen werden. Vergl. Sprichw. III, 22. Jef. V, 18 und aus diefer Vergleichung kann allein diefe Stelle erläutert werden.

Eben fo viel lefenswerthes, als die exegetifchen Anmerkungen enthalten, liefern auch die Prolegomenen, und die angehängten fünf Excurfus. Aus den Prolegomenen, welche eine allgemeine Einleitung in das Buch des Sirachs Sohn enthalten, und mit Vollftändigkeit die gewöhnlichen Gegenftände umfaffen, kann *Eichhorns Einleitung in die apokryphifchen Schriften des A. T.* an mehreren Orten ergänzt und berichtiget werden. Dem Inhalt des erften Excurfus, in

welchem Hr. B. über die kritischen Hülfsmittel, die er bey dieser Ausgabe gebraucht, und über die Regeln, die er dabey befolgt hat, genaue Rechenschaft giebt, hätte Rec. lieber seinen Platz in der Vorrede angewiesen. Der 2 Excursus *de usu hujus libri in interpretando* N. T. und in welchem die Beyspiele nach der Ordnung der Schriften des N. T. angeführt worden, enthält manches, was von *Schleusner* und *Kühnöl* unbemerkt geblieben ist. Zu den drey folgenden, welche die Überschriften haben: *de σοφία, de theologia Siracidae, de morum doctrina Siracidae*, finden wir das weiter ausgeführt, was der Vf. bereits in seinen früheren Schriften vorgetragen hatte. Das am Ende beygefügte Druckfehler-Verzeichniss enthält bey weitem nicht alle, die in dem Text und in den Noten befindlich sind, und nöthigen uns den Wunsch ab, dass der Vf., sonderlich bey kritischen Ausgaben, für eine bessere Correctur Sorge tragen möge. Auch ist es ein Übelstand, der sehr leicht hätte vermieden werden können, dass die exegetischen Anmerkungen nicht in einem genaueren Verhältniss mit dem Text stehen, und man oft einige Seiten weiter die zum Text gehörigen Bemerkungen suchen muss. Dass übrigens der gelehrte Vf. zu einer ähnlichen kritischen Ausgabe des Buchs der Weisheit in der Vorrede Hoffnung gemacht hat, können wir um so viel weniger unbemerkt lassen, je angenehmer diese Hoffnung vielen unserer Leser seyn wird.

σ—λ—ρ.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Leipzig*, b. Crusius: *Paulus Brief an die Galater und der erste Brief von Petrus*, übersetzt von *C. G. Hensler*, Dr. und Prof. der Theolog. in Kiel. 1805. 30 S. 8. (4 gr.) Der Vf. theilt diese Übersetzung mit, weil sie in ziemlich vielen Stellen den von anderen Auslegern angegebenen Sinn, mehr oder weniger abgeändert, und in einigen auch den Sinn auf eine neue Art gefasst, darstelle. In Ansehung seiner Grundsätze, die er bey Übersetzungen des N. T. befolgt, beruft er sich auf eine, seiner Bearbeitung des Briefes Jacobi beygefügte Abhandlung über diesen Gegenstand. Da nun der Vf. auf diese Übersetzung einen fortlaufenden Commentar über beide Briefe folgen lassen will: so wünscht er vorläufig das Urtheil anderer Gelehrten über seine neuen Ansichten zu vernehmen, um darnach Übersetzung und Commentar noch mehr vervollkommnen zu können. Bey einer den Worten so getreuen Übersetzung aber, wie die vor uns liegende nach dem Zwecke des Vf. seyn sollte, ist es sehr schwierig, diesen Wunsch zu erfüllen, indem es so leicht nicht ist, wie er glaubt, das Eigenthümliche seiner Arbeit, und die Gründe bey den abgeänderten und den ganz neuen Erklärungen aus einer so wörtlichen Übersetzung abzunehmen. So giebt er z. B. die bekannte schwierige Stelle Gal. 3, 19 auf folgende Art: „Wozu denn das Gesetz diene? Der Sünden wegen kam es hinzu, bis auf die Zeit, da der Nachkomme, auf welchen die Verheissung gieng, erschiene. Angeordnet ward es im Beyseyn himmlischer Wesen und durch einen Mittler (doch ist nicht für diess Eine Gesetz nur ein Mittler!) — Gott aber ist stets derselbe." Hier sieht man wohl, dass die Ansicht der schwierigsten Worte: *ὁ δε μεσιτης ἑνος ουκ εςι*, nicht neu sey, aber ob sich der Vf., trotz der unglaublich vielen, von *Bonitz* und, noch vollständiger, von *Anton* (in *Pottii sylloge commentat. theol.*) gesammelten Erklärungen dieser Stelle, nicht eine neue Verbindung zwischen den vor dieser Stelle hergehenden und darauf folgenden Worten dachte, und welche, und aus was für Gründen, das lässt sich bey der Treue der Übersetzung nicht errathen.— Was nun noch diesen vom Vf. in der Vorrede besonders ausgehobenen Charakter der Übersetzung betrifft: so will er, so schätzbar er auch an sich bleibt, doch nach dem Zwecke, den man bey einer Übersetzung vor sich hat, verschieden beurtheilet seyn. Will man durch sie den griechischen Text mit allen seinen Hebraismen und sonstigen Schwierigkeiten so wiedergeben, dass die Übersetzung desselben Commentars wieder bedarf, wie der Grundtext (was man in neueren Zeiten zum wahren Gesichtspunkte einer kirchlichen Übersetzung erhoben wissen möchte): so will die möglichste Sorgfalt auf wörtliche Treue, selbst auf Kosten der Deutlichkeit, verwendet seyn. Will man aber durch die Übersetzung dem Commentare vorarbeiten, und den Sinn zugleich möglichst verdeutlichen, (und Rec. sieht in der That nicht ein, warum dieser so nützliche, manche Erklärung ersparende Zweck mit der Bestimmung einer kirchlichen, nicht für den Gelehrten, dem sein Grundtext lieber und deutlicher ist, sondern für den grossen Haufen bestimmten Übersetzung unvereinbar seyn sollte): so hat der Übersetzer mehr die Verpflichtung auf sich, alles so wiederzugeben, als es der alte Vf. gegeben haben würde, wenn er in der Übersetzungssprache geschrieben, und solche so genau gekannt haben würde, wie der jetzige Übersetzer. Welche Freyheiten in Ansehung der Wortfolge, der Vertauschung der Redensarten, u. s. w. hieraus hervorgehen, um eine reindeutsche Übersetzung zu liefern, ergiebt sich von selbst. In beiderley Hinsichten scheint uns nun der Vf. diejenige Treue nicht beobachtet zu haben, die er sich ausdrücklich zum Gesetz machte. Wir wählen das erste beste Beyspiel, das uns in die Augen fällt, um diess Urtheil zu rechtfertigen. Gal. 5, 13 heisst es: *ὑμεις γαρ επ' ελευθεριᾳ εκληθητε, αδελφοι, μονον μη την ελευθεριαν εις αφορμην τῃ σαρκι, αλλα δια της αγαπης δουλευετε αλληλοις.* Der Vf. übersetzt: „Ihr, Brüder, wurdet also berufen, frey zu seyn. Nur nicht die Freyheit zum Vorwande für den verderbten Sinn! Nein, seyd einander dienend, vermöge jener Liebe." Abgesehen davon, dass *αδελφοι* mit eben dem Nachdrucke, wie im Originale, ans Ende des Satzes hätte gerückt werden können, scheint uns nicht so wohl *berufen* als vielmehr *eingeladen* der treue Ausdruck für *καλεισθαι*, vermöge des hebraischen, von den Juden auf die Christen übergetragenen „מקראי" zu seyn. Auch scheint uns durch den Ausdruck *verderbter Sinn* für *σαρξ* mehr entschieden zu seyn, als nöthig war, und das Wort *Sinnlichkeit* das Wort wie den Sinn desselben richtiger zu bezeichnen. Der Satz: „Nur nicht die Freyheit zum Vorwande für den verderbten Sinn!" (*scil. gemissbraucht!* was wir hinzugesetzt wünschten,) enthält eine im Deutschen sehr harte und ungewöhnliche Ellipse. Wenn endlich der Vf., nicht ohne Steifheit des Ausdrucks, schreibt: „seyd einander dienend," so erwartet man im Grundtexte *δουλευοντες εςε*, wornach er sich werde bequemt haben, und doch steht *δουλευετε* da. Auch finden wir in dem Artikel *της* vor *αγαπης* keinen Grund, wodurch sich der Vf. bewogen fühlte: „vermöge *jener* Liebe" zu übersetzen. — Auf ähnliche Art könnte man die ganze Übersetzung analysiren, deren Tendenz sich indessen richtiger *nach* als *vor* erschienenem Commentare, den der Vf. verspricht, wird beurtheilen lassen.

IL.

Neue Auflagen.

Salzburg, b. Duyle: *Hausandacht oder Gebete, die man in christlichen Häusern zum Vorbeten, oder für sich selbst gebrauchen kann.* Von *P. Ägidius Jais.* Zweyte verm. u. verbess. Ausg. 1805. 105 S. 8. (3 gr.)

Ebend.: *Gelegenheitsreden für das Landvolk.* Fünfte Samml. *Kirchweihpredigten und Homilien.* Zweyte Aufl. 1804. 253 S. 8. (7 gr.)

Auch unter dem Titel:

Siebenzehn Kirchweihpredigten, und *vier Homilien.* Für das Landvolk. (S. Recens. der 10 Samml. von der ersten Aufl. 1805. in No. 178.)

Frankfurt u. Leipzig, *Praktische französische Grammatik, wodurch man diese Sprache auf eine ganz neue und sehr leichte Art in kurzer Zeit gründlich erlernen kann.* Von *Joh. Valent. Meidinger*, Lehrer der franz. und ital. Sprache zu Frankfurt a. M. 22 durchaus verbess. und nach *Wailly* umgearbeitete Ausgabe. 1807. 592 S. 8. (18 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 2 SEPTEMBER, 1806.

THEOLOGIE.

Erlangen, b. Palm: *Epistola Judae graece, commentario critico et annotatione perpetua illustrata a Henrico Carolo Alexandro Haenlein*, Theol. D. et P. P. O. coetus academici sacri antistite et seminarii homiletici Directore. *Praemissa est Commentatio in vaticinia Habacuci.* Editio nova et emendata. 1804. 176 S. gr. 8. (16 gr.)

Durch diese neue Auflage, in welcher das Ganze nur um ein Blatt vermehrt worden ist, bietet sich die gewünschte Gelegenheit dar, eine Schrift beurtheilen zu können, die, ob sie gleich bereits in vieler Händen sich befindet, und in mehreren öffentlichen kritischen Blättern gewürdiget worden ist, dennoch, weil sie sich durch Stil, Gelehrsamkeit und Geschmack vor vielen ähnlichen so sehr auszeichnet, es vollkommen verdient, dass die Aufmerksamkeit des gelehrten Publicum auf sie lebhaft erhalten werde. Um dieser Eigenschaften und Vorzüge willen verdiente es auch diese Schrift, welche mehrere Jahre vorher als Programm und Disputation zur Aufnahme der theologischen Doctorwürde und zu dem Antritt des öffentlichen theologischen Lehramtes, wo wir nicht irren, zunächst bestimmt war, dass sie durch einen gemeinschaftlichen Titel und durch den Buchhandel in einen grösseren Umlauf gebracht wurde. Wir können es auch unter diesen Umständen nicht geradezu tadeln, dass auf diese Art zwey so ganz heterogene Materien in Verbindung gebracht worden sind, ob wir gleich eine solche Zusammenstellung nicht für sehr rathsam halten. Die ersten 46 Seiten füllt die bereits im J. 1795 als Programm erschienene *commentatio in vaticinia Habacuci* aus. Der Titel dieser mit vielem Scharfsinn geschriebenen Abhandlung ist etwas unbestimmt ausgedrückt, da die Absicht und Bemühung des Vf. blofs dahin geht, durch kritische und hermeneutische Gründe zu beweisen, dass die Hymne des Propheten Habacuc, welche in dem dritten Kapitel seiner Weissagungen befindlich ist, dort am unrechten Orte stehe, und zwischen den 4 und 5 Vers des zweyten Kapitels gesetzt werden müsse: welche Meinung er schon in dem *neuen theologischen Journal* Theil II. St. II. S. 93 vorgetragen hatte. Auch scheint es uns unnöthig zu seyn, dass der Vf. bey diesem Beweis sich in eine Beantwortung der schon langst entschiedenen Fragen: ob wir den hebräischen Text des A. T. ganz unverfälscht besitzen, ob es erlaubt sey, sich zur Wiederherstellung derselben kritischer Hülfsmittel und vorzüglich der Conjecturalkritik, der hier ein sehr hoher Werth beygelegt wird, zu bedienen, so weitläuftig eingelassen hat. Er würde für eine ausführlichere Behandlung seines Gegenstandes mehr Raum gewonnen haben, wenn er ohne eine solche unnöthige Einleitung sogleich den Beweis seines Satzes selbst angetreten hätte. Diesen führt er im Folgenden so aus, dass er erstlich auf die Schwierigkeiten, welche die Erklärung des dritten Kapitels des Habacuc nach seiner bisherigen gewöhnlichen Stellung hat, so wie auf die unverkennbaren Spuren der unterbrochenen Ordnung in seinen Weissagungen aufmerksam zu machen sucht, dann sich zu zeigen bemüht, dass nach seiner angenommenen und oben angegebenen Hypothese die natürliche Ordnung seiner Weissagungen wieder hergestellt werde und überall Zusammenhang sichtbar sey, und endlich die Einwendungen widerlegt, die gegen seine Meinung etwa gemacht werden könnten: bey welcher Gelegenheit eine Vergleichung des Propheten mit anderen Gedichten des A. T. sonderlich des 2ten und 77sten Psalmes angestellt wird. Wir müssen gestehen, dass die Gründe, die der Vf. für seine Meinung angeführt hat, uns nicht von derselben überzeugt haben. Ganz gegen alle Wahrscheinlichkeit wird S. 13 angenommen, dass das göttliche Orakel, welches der Prophet als Wächter erwartete, im 2, 3 und 4 Vers des 2 Kapitels enthalten sey, da diese drey Verse offenbar nur den göttlichen Befehl zur Aufzeichnung des Orakels V. 2, und das Versprechen einer gewissen Erfüllung der Weissagung V. 3 unter der Bedingung des Glaubens an dieselbe V. 4 enthalten. Er wirft ebendaselbst die Frage auf, wo denn die Vision sey, die dem Propheten versprochen worden. Allein wo ist sie denn dem Propheten verheissen? Ist es nicht bekannt, dass חזון ein jedes Orakel bedeutet? Und gesetzt, dass חזון hier eine eigentliche Vision anzeige, wird sie denn durch die neue Abtheilung, die der Vf. vorschlägt, realisirt? Und wie konnten dem Hn. *H.* die Worte ואף כי ein Beweis für eine Lücke seyn, weil nichts vorhergegangen sey, worauf sie sich beziehen könnten. Man mag nun ואף כי für eine *particulam asseverandi* oder *transeundi* halten, oder mit *Dathe* durch *nimirum* übersetzen, immer stehet sie hier schicklich, sobald man die gewöhnliche Meinung, nach welcher von dem 5 Vers des 2 Kapitels bis zu dem Schluss desselben eine Weissagung gegen den Assarhaddon oder Sardanapalus enthalten ist, zu der seinigen macht. Und selbst angenommen, dass die Worte ואף כי wirklich hier nicht ganz schicklich ständen, werden sie denn hinter der vor denselben, nach

der Meinung des Vf., einzuschaltenden Hymne des Propheten passender und erklärbarer? Wir sind unter diesen Umständen überzeugt, dass die bisher angenommene gewöhnliche, und selbst von *Dathe'n* befolgte Eintheilung der einzelnen Abschnitte dieses Propheten weit natürlicher sey, und dass selbst der Vf. seine Hypothese zurücknehmen würde, wenn er das, was *Kalinsky* in seinen *Vaticiniis Chabacuci et Nachumi* etc. (Breslau 1748. 4. welche Schrift wir aber in dieser ganzen Abhandlung nirgends angeführt gefunden haben,) sonderlich von S. 163 an, über diese Weissagung historisch beygebracht hat, unparteyisch prüfen wollte. — Doch wir verlassen diesen Gegenstand, um auf den grösseren Theil dieses Werkes, welcher die Erklärung des Briefes Judä enthält, unsere Aufmerksamkeit zu richten. Nur die Excursus ausgenommen, die hier gänzlich weggefallen sind, ist die innere Einrichtung der Ausgabe dieses Briefes gerade dieselbe, welche man in *Koppens* und seiner Nachahmer Ausgaben von einzelnen Büchern des N. T. findet. Den Anfang macht eine Einleitung in diesen Brief, worauf der griechische Text folgt, unter welchen theils kritische theils fortlaufende exegetische Anmerkungen stehen. Die vorangeschickte Einleitung in diesen Brief, in welcher wir freylich nichts neues, aber das bisher gesagte vollständig gesammelt, gut geordnet und richtig beurtheilt gefunden haben, beschäftigt sich in fünf Abschnitten mit dem Vf. dieses Briefes (Judas dem *Apostel* S. 57); mit der Zeit, wann dieser Brief sey geschrieben worden (nämlich nach dem zweyten Briefe Petri zwischen dem J. Chr. 65 bis 70 S. 59); mit den Christen aus den Juden, die in Klein-Asien lebten, für die dieser Brief bestimmt war (bey welcher Gelegenheit *Herder's* und *Hassens* Meinungen über diesen Gegenstand geprüft werden); mit der Veranlassung, die der Apostel zu diesem Briefe hatte und dem Endzwecke, den er durch ihn zu erreichen suchte (nach seiner eigenen Angabe V. 3—5, 12, 17 ff. 20 ff.); mit den Quellen aus welchen er einzelne Thatsachen und Ausdrücke geschöpft habe, und endlich mit dem kanonischen Ansehen dieses Briefes. Der griechische Text ist, wir wissen nicht warum, ohne Accente abgedruckt. Die kritischen Bemerkungen zeichnen sich durch Vollständigkeit und Genauigkeit sowie die exegetischen durch Zweckmässigkeit aus. Bey den ausgezeichneten Varianten fehlt bisweilen das Urtheil über die Entstehungsart und den Werth derselben, welche der Leser ungern vermisst. Z. B. gleich im Anfang V. 2 wird bemerkt, dass anstatt πληθυνθειη die Vulgate πληρωθειη gelesen habe, weil sie *adimpleatur* habe, welche Lesart nach *Marsh Anmerkungen und Zusätzen zu Michaelis Einleitung ins N. T.* Th. I. S. 521 auch in den *lectionibus Velesianis* befindlich ist. Wir erfahren aber nicht, was von dieser Lesart zu halten sey. Uns ist es sehr wahrscheinlich, dass der Vf. dieser Übersetzung nicht anders gelesen, sondern nur den Sinn ausgedrückt habe. Auch 2 Petri I, 2 wird πληθυνεσθαι von ihm durch *adimpleri* übersetzt. Es ist auch wirklich noch die Frage, ob nicht πληρῶσθαι in einem solchen Zusammenhange für πληθύνεσθαι gesetzt werden könne, (siehe *Schleussners* Lexikon bey d. W. N. 3.) und könnte dieses erwiesen werden, so würde πληρωθείη die seltenere und also die vorzuziehende Lesart seyn. V. 8 scheint zwar (denn bestimmt hat er sich darüber nicht erklärt) der Vf. geneigt, die Lesart der alexandrinischen Handschrift ὅμως anstatt ὁμοίως, wie schon *Grotius* vermuthete, für die richtige zu halten, und beruft sich auf die Stelle Joh. XII, 42. Allein beide Stellen sind nicht miteinander parallel. Auf jeden Fall müsste ὁμῶς gelesen werden. V. 13 wird aus einigen Handschriften die Lesart ἀπαφρίζοντα anstatt ἐπαφρίζοντα ausgezeichnet, allein nicht bemerkt, dass hier gleichbedeutende Wörter mit einander verwechselt worden sind, und dass ein *librarius* vermuthlich durch die erstere Lesart die wahre Bedeutung der letztern angeben wollte. Ebendaselbst wird bemerkt, dass *Lucifer Calaritanus* ἀστέρες πλανῆται durch *procellae seducentes* ausgedrückt habe, ohne die wahrscheinliche Vermuthung hinzuzufügen, dass er blos den Sinn habe angeben wollen, und das Bild ein wenig verändert habe. Denn Menschen, die theils durch ihr Beyspiel theils mit Gewalt andere zum Bösen verführen und hinreissen, können recht füglich mit einem alles mit sich fortreissenden Sturm verglichen werden, und auf diese Vergleichung konnte Lucifer selbst durch die Redensart ἀστέρες πλανῆται gebracht werden, wenn er sich bey ἀστέρες Sterne dachte, deren Erscheinung den Schiffern Sturm anzukündigen schienen. Doch solche von keinem Urtheil begleitete Angaben verschiedener Lesearten sind selten. Gewöhnlich finden wir sie durch richtige und oft sehr scharfsinnige Bemerkungen erläutert. — Die exegetischen Anmerkungen enthalten zwar keine ganz neuen Erläuterungen des Textes, welches auch beym N. T. kaum zu erwarten ist, aber doch fast durchaus richtige und treffende Bemerkungen, die von einer hinlänglichen Sprachkenntniss und grossen Belesenheit zeugen. Wir wollen wenigstens einige derselben zur Probe ausheben, und unsere Bemerkungen darüber hinzufügen. V. 5 wird von ihm angenommen, dass die Worte ἅπαξ τοῦτο mit den vorhergehenden εἰδότας ὑμᾶς (welche für καίπερ εἰδότας stunden) verbunden werden müssen, und dass ἅπαξ sowohl hier als V. 3. *olim, pridem, dudum* bedeute. Allein weder hier noch dort ist diese Bedeutung von ἅπαξ aus der Sprache bewiesen worden, und wir zweifeln sehr, ob ein solcher Beweis geliefert werden könne. Wollte man ἅπαξ hier nicht durch *prorsus, omnino, perfecte* erklären, und mit *Schleussner* in seinem Wörterbuch unter diesem Worte Nr. 2 die Worte *rem vobis omnibus notissimam* übersetzen: so könnte man nach ὑμᾶς ein Comma setzen, so dass ἅπαξ τοῦτο mit ὑπομνῆσαι δὲ ὑμᾶς βούλομαι verbunden würde. — V. 6 wird nach der gewöhnlichen Meinung οἰκητήριον von *primaevis sedibus sc. in coelo ipsis assignatis* verstanden. Hier verdiente doch wohl die Meinung derer eine Erwähnung, und eine wenn auch nur flüchtige Prüfung, welche οἰκητήριον in der Bedeutung nehmen, dass es den Zustand anzeigt, in welchem sich jemand befindet. Selbst

die Meinung, welche *Cudworth* in seinem *Systema intellectuale* vorgetragen hat, nach welcher οἰκητήριον den Körper der Engel bedeuten sollte, hätte, so unwahrscheinlich sie auch an sich ist, einen Hinblick verdient. V. 12 wird der bildliche Ausdruck νεφέλαι ἄνυδροι zwar richtig erklärt und durch ähnliche Stellen erläutert; doch vermissten wir ungern die schon von andern angeführte Stelle aus *Schultens collectio sententiarum arab.* 89 S. 299, die wir nur lateinisch hersetzen wollen: *doctus sine opere est ut nubes sine pluvia*, welche das vom Judas gebrauchte Bild mehr, als die aus dem *Virgil* und *Ovid* angeführten Stellen, erläutert.

J. F. S.

Leipzig, b. Weygand: *Biblische Moral des Neuen Testaments.* Sittenlehre Jesu nach den Evangelisten. Von *Georg Lorenz Bauer*, Prof. zu Altdorf. Erster Theil. 1804. 407 S. gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Man kennt die Weise des Vf. schon aus seinen *biblischen Theologieen des A.* und *des N. T.* und aus seiner *biblischen Moral des A. T.* Mit dem vorliegenden Buche hat er sein Geschäft der Bearbeitung der biblischen Religions- und Sittenlehre vollendet. Auch hier trägt er die biblische Lehre mit Unterscheidung der Zeiten und der verschiedenen biblischen Schriftsteller vor. Auch hier übersetzt und commentirt er die vornehmsten biblischen Stellen. Auch hier ist seine Schreibart einfach und populär. Auch hier benutzt er die besten Schriftsteller über seinen Gegenstand, und prüft und vergleicht ihre Resultate. Auch hier arbeitet er vornehmlich für Jünglinge, die sich dem Studium der Theologie widmen. Auch hier endlich sucht er nicht Neuheit, sondern seine Hauptabsicht geht dahin, das schon Bekannte zweckmäfsig zusammenzurücken, unparteyisch zu beurtheilen, und das Lehrreichste und Nützlichste auszuwählen, und diese Absicht hat er recht gut erreicht. Voran steht ein *kurzer Inbegriff der hebräischen Moral vor Christus*, eigentlich ein Auszug aus seiner biblischen Moral des A. T., nur dafs hier die Ordnung nicht historisch ist, sondern vielmehr den Materien folgt. *Die Sittenlehre Jesu nach den drey ersten Evangelisten* ist in ein Ganzes zusammengefasst, darauf folgt sie *nach dem Evangelium Johannis*, und zuletzt wird noch *die Moral der Briefe Johannis* besonders dargestellt. Den Beschlufs des Bandes machen noch einige *Untersuchungen* über die Moral Jesu und zwar: 1) über die Art und Weise, wie er sie vorgetragen hat, 2) über ihr Verhaltnifs zum mosaischen Gesetze, 3) zur Sittenlehre der übrigen Bücher des A. T. und der Apokryphen, 4) zu der Moral der Secten seiner Zeit, 5) zur Dogmatik, 6) zur Vernunftmoral, 7) über ihren Ursprung, 8) über die Vorwürfe, welche man derselbigen gemacht hat, nebst einer kurzen Widerlegung derselben. Von den Stellen, wo Rec. aus Gründen anderer Meinung ist, will er nur einige bemerken. Gleich Anfangs in der Darstellung der Sittenlehre Jesu nach den drey ersten Evangelisten S. 31 wird aus Matth. 26, 41 erwiesen, dafs Jesus die vornehmste Quelle des Bösen im Körper oder in der Sinnlichkeit gesucht habe. Jesus hatte in einer äufserst leidensvollen Stunde seine Jünger schlafend gefunden, und sprach zu ihnen: *Wachet und betet, damit ihr nicht in die Gefahr zu sündigen fallet. Der Geist ist willig, aber der Körper ist schwach.* Aus diesen Worten in einer solchen Stunde, in einer solchen Gemüthsstimmung und in einer solchen individuellen Beziehung gesprochen, läfst sich schwerlich ein Dogma eruiren. Die Schwäche des Körpers hat hier namentlich Beziehung auf die Schläfrigkeit der Jünger, und der Geist ist nicht sowohl die Vernunft überhaupt, als das Gemüth der Jünger, sofern es wirklich Jesu und seiner Sache ganz ergeben war. Allerdings mag Jesus neben dieser individuellen Beziehung zugleich einen Blick auf die menschliche Natur überhaupt geworfen haben, allerdings mag er den Gedanken im Sinne gehabt haben, dafs den Menschen oft sinnliche Neigungen und Bedürfnisse an der Vollbringung desjenigen hindern, wozu übrigens sein Gemüth willig ist; allein auch daraus folgt noch nicht, dafs er überhaupt die Quelle der Sünde im Korper gesucht habe. Weit allgemeiner und bestimmter drückt sich Jesus Joh. 3, 6 aus, auf welche Stelle der Vf. S. 254 ff. kommt. Hier heifst es unter anderen: „Den Körper hielt Jesus für die Ursache aller Fehlerhaftigkeit, für den Sitz der Sünde.“ Σάρξ ist hier der ganze Mensch, der mit einem Körper begabt und dadurch zum Sündigen geneigt ist. — Der Sinn ist: *natus parentibus infirmis et vitiosis, ipse quoque moraliter infirmus et vitiosus est. Stäudlin* sagt in seiner Geschichte der Moral S. 614: Nach der Lehre Jesu ist der Mensch von Natur böse, schwach und der Sinnlichkeit unterworfen Joh. 3, 6. Rec. billigt diese Behauptung, mit Ausnahme des Satzes: *der Mensch ist von Natur böse.* Denn diefs folgt gewifs aus unserer Stelle nicht. Vermuthlich aber hat der angeführte Vf. den Ausdruck: *von Natur* nicht von dem, was angeboren wird, sondern nur von dem, was man bey allen Menschen, sobald sie in den Gebrauch ihrer moralischen Anlagen treten, bemerkt, was also wie etwas Angeborenes aussieht, verstanden, und soweit stimmt er mit Hn. *Bauer* ganz überein. Allein dieser müfste eigentlich consequenterweise Jesu die Lehre von der Erbsünde zuschreiben: denn wenn der Körper der Sitz der Sünde und die *Ursache aller Fehlerhaftigkeit* ist, so wird gewifs die Sünde fortgeerbt und so ist der Mensch im eigentlichsten Sinne von Natur böse. Nach des Rec. Überzeugung hat übrigens Jesus diefs nicht sagen, und sich überhaupt hier über den Ursprung der Sünde nicht erklaren, sondern nur *ihre Allgemeinheit* unter den Menschen und ihr frühes Entstehen bey dem Menschen versichern wollen. S. 316 ff. wird unter der ἁμαρτία πρὸς θάνατον eine solche Sünde verstanden, die eine Verhärtung des Gemüths nach sich zieht, wodurch der Mensch zu aller Besserung unfähig gemacht wird. Dafs es irgend eine einzelne Sünde gebe, wodurch der Mensch zu aller Besserung unfähig werde, ist eine unvernünftige Lehre, die wir, so lange eine andere Erklärung moglich ist, dem Johannes um so weniger zuschreiben dürfen, da wir sonst in seinen Schriften keine Spur von derselbigen finden.

Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Tübingen*, b. Heerbrandt: *Gedanken eines deutschen Landpfarrers über die kirchlichen Conferenzen der katholischen Geistlichkeit, besonders in Deutschland.* 1804. 112 S. 8. (8 gr.) Die Veranlassung zu dieser Schrift fand der Vf. in einer Verordnung des Kurfürsten Erzkanzlers, als Bischofs von Konstanz, in welcher den katholischen Geistlichen seines Sprengels die Pflicht eingeschärft wird, „in allen Landkapiteln die in Abnahme gekommenen kirchlichen Conferenzen wieder zu erneuern, und in den vorigen Gang zu bringen." Es schmerzte den ungenannten Vf., der sich als einen alten Landpfarrer ankündigt, dass die deutsche katholische Geistlichkeit bey dem Anfange des 19 Jahrhunderts noch immer auf einem tieferen Grade der wissenschaftlichen Cultur will stehen bleiben, als der französische Klerus im J. 1691 von dem Bischof *Bossuet* durch kirchliche Conferenzen ist gehoben worden, und er will zeigen, wie die kirchlichen Conferenzen sollen gehalten werden, damit sie den gehofften Nutzen hervorbringen. Zuerst untersucht er, was in den vorigen Zeiten, besonders in Deutschland, die kirchlichen Conferenzen bey den Katholiken gewesen sind. Es waren gemeinschaftliche Unterredungen der Pfarrer über vorkommende Gewissensfälle, die nach der Lehre der *Casuisten* entschieden wurden. An richtige Grundsätze, auf denen die Entscheidung beruhen sollte, war bey dem kläglichen Zustande der katholischen Schulen in jenen Zeiten nicht zu denken. Man entschied nach dem Ansehen der Jesuiten oder Mönche, die den vorgelegten Fall in ihren Schriften behandelt hatten. Von S. 21 an zeigt der Vf. was die kirchlichen Conferenzen zu unserer Zeit seyn sollen. Sie sollen erstens *dogmatische* Conferenzen seyn, oder es sollen darin Untersuchungen über Glaubenslehren, *Dogmen*, angestellt werden. Allein da dem katholischen Pfarrer, der eine *unfehlbare* Kirche hat, die Zahl seiner Dogmen vorgeschrieben ist: so dürften die dogmatischen Conferenzen für sie von geringem Nutzen seyn. Rec. hat einmal einer dogmatischen Conferenz unter katholischen Pfarrern beygewohnt. Die Frage wurde aufgeworfen: *Auf welcher Dogma gründet sich der Glaube an die Kraft des Weihwassers?* Die Antwort war: Auf die Unfehlbarkeit der Kirche, die das Weihwasser vorgeschrieben hat. Wie ungereimt er diese Antwort fand, so gut und vortrefflich fand er den alten Moselwein, den der alte Landdechant, bey welchem die Conferenz gehalten wurde, bey einem herrlichen Mittagmale den versammelten Pfarrern aufstellen liess. Der Vf. scheint zwar auf die kirchliche Unfehlbarkeit, auf den *Consensus Ecclesiae per orbem dispersae*, und selbst auf das *Concilium Tridentinum* nicht viel zu bauen: wie würde aber der Bischof von Konstanz dogmatische Conferenzen, die von solchen Grundsätzen ausgingen, aufnehmen, und zu welchem Erfolge würden sie führen? Auf der anderen Seite ist es freylich traurig, zu erfahren, wie undogmatische Priester nach S. 27 die sterbenden Katholiken behandeln, und durch welche Mittel sie ihnen den Todeskampf zu erleichtern suchen. Es sind *geweihtes Wasser*, *Lorettoglöcklein*, *Bruderschafts-Scapuliere*, *Ablasspfennige*, *Rosenkränze von Jerusalem* u. s. w. Die kirchlichen Conferenzen sollen zweytens *moralische* Conferenzen seyn, die S. 30 nicht nur die *philosophische*, sondern auch eine systematische *theologische* Moral voraussetzen. Sie sollen drittens *kanonistische* Conferenzen seyn, und über Gegenstände des geläuterten Kirchenrechts, wie es *Barthel*, *Zallwein*, *Riegger*, *Hautenstrauch*, *Schmid*, *Lalier*, *Pehem*, *Gmeiner* (*Eibel*, *Hedderich*, *Neher*) gelehrt haben. Mit ultramontanischen Kanonisten können katholische Pfarrer, seit sie durch die Säcularisationen unter protestantische Fürsten gekommen sind, sich nicht mehr behelfen.

Dogmatik, *Moral* und *Kirchenrecht* wären also der Hauptgegenstand der kirchlichen Conferenzen. Der Vf. verbindet damit, als *anverwandte* Wissenschaften, die *Bibel-Hermeneutik*, die *Katechetik*, die *Homiletik*, die *Liturgik* und die *Kirchengeschichte*. Mit den Werken der neuesten Bibelerklärer seiner Kirche scheint der Vf. wenig bekannt zu seyn. Denn er weiss niemanden zu nennen, als *Schwarzel*, dem er das Lob eines fleissigen Compilators beylegt. Desto mehr ist er vertraut mit den Fortschritten der geläuterten Dogmatik unter den neueren katholischen Schriftstellern. Zum Beweise mag dienen, was er S. 88 über die menschenfeindliche Lehre von einer *alleinseligmachenden Kirche* schreibt: „Ist es möglich, dass es je einen katholischen Theologen geben konnte, der so wenig Wahrheits- und Menschengefühl bey sich behielte, um diesen mit den Aussprüchen Jesu so auffallend contrastirenden Satz aufzustellen, feyerlich zu vertheidigen, und zuletzt gar unter die menschenfreundlichen Lehren unserer göttlichen Religion einzuschieben? Macht denn einen Menschen oder einen Christen seine Kirche selig; oder sind nicht die wesentlichen Bedingungen, selig zu werden, die Gnade Gottes, und die durch diese veredelte Tugend der Menschen? Gehören denn nicht alle zu der wahren Kirche Gottes, denen zwar das Evangelium Jesu noch nicht verkündigt worden ist, denen aber doch zu ihrem tugendhaften Leben nichts fehlt, als nur der Name eines Christen?" Schade, dass solche Äusserungen immer von *anonymen* Schriftstellern der katholischen Kirche gehört werden!

Im letzten Abschnitte untersucht der Vf. was die kirchlichen Conferenzen, besonders in Deutschland, das werden können, was sie werden sollen. Er verlangt erstens, dass in allen Decanatsbezirken die Lesung gelehrter Zeitungen und periodischer Schriften vorgeschrieben oder doch (wenigstens) empfohlen werde. Er schlägt dazu vor: *Die allgemeine Literaturzeitung von Jena*, *die oberdeutsche Literaturzeitung*, *das Journal für katholische Theologie*, *und das praktisch-theologische Magazin von Michael Feder*. In diesen Schriften sollen die Pfarrer reichhaltigen Stoff für kirchliche Conferenzen finden. Als zweyte Quelle nennt er neue bischöfliche Verordnungen, und neue landesherrliche Verordnungen, die durch die Zeitumstände nothwendig geworden seyn sollen. Die Leitung der Conferenzen soll nicht den Dechanten, die grösstentheils alte Männer sind, die mit dem Zeitalter nicht fortgeschritten, sondern dem Bischof oder der geistlichen Regierung anvertraut seyn, und mit jedem Viertel- oder ganzen Jahre sollen die Conferenz-Acten an dieselben eingesandt werden. Rec. hält diese *Massregeln* für unzulänglich, und glaubt, dass die Conferenzen der katholischen Pfarrer nie das seyn werden, was sie seyn sollten, wenn die Mitglieder derselben jene wissenschaftliche Bildung, die man von Religionslehrern mit Recht fodern darf, nicht erhalten. Man greife das Übel an der Wurzel an, und sorge für besseren Unterricht der angehenden Religionslehrer, und vor allem dafür, *dass fähige Köpfe diesen Stand wählen*. Dieses aber wird so leicht nicht geschehen können, so lange der Cölibat ein Gesetz der katholischen Kirche bleibt.

M.

Frankfurt u. *Heidelberg*: *Kritische Beyträge zu Storrs Dogmatik.* Aus Veranlassung des von Hn. Dr. *C. C. Flatt*, Prof. der Theologie zu Tübingen, ausgesprochenen Worts gegen die Rüge über die Rede am Grabe Hn. Dr. *Storrs* u. s. w. sammt einigen verwandten Materien. 1806. 86 S. 8. (8 gr.) Das Schriftchen enthält gerade nicht, was der Titel verheisst, kritische Beyträge zu *Storrs* Dogmatik, sondern meistentheils bittere, zum Theil inhumane Ergiessungen eines gallsüchtigen Mannes gegen den Dr. *Flatt*, wegen des von ihm ausgesprochenen, auf dem Titel näher angedeuteten Worts u. s. w. Wenn übrigens der Ungenannte sich der Juristen in den Consistorien kräftiglich annimmt, und das von dem verewigten Minister *Zedlitz* in seiner 1799 zu Berlin erschienenen literarischen Correspondenz über die Theologen in den Consistorien, selbst über einen *Spalding* und *Teller*, ausgesprochene Anathema, auch auf den verewigten *Storr* angewandt wissen will: so möge er zugleich beherzigen, was *Stephani* in seinem *Systeme der öffentlichen Erziehung* S. 15 u. s. w. von den Juristen in den Consistorien sagt, und nicht vergessen, dass es in den Consistorien überall nur dann besser werden kann, wenn sie nach ihrer jetzt bestehenden Verfassung gänzlich aufgehoben, und die Angelegenheiten der Kirche und der Erziehung zur Hauptsache eines eigenen, mit tüchtigen Theologen und Pädagogen besetzten Collegiums gemacht werden.

Atyx.

Neue Auflagen.

Elberfeld, b. Büschler: *Lesebuch für Kinder in Stadt- und Landschulen.* Von *Joh. Friedr. Wilberg*, Lehrer in Elberfeld. 1 Th. 2 Aufl. 1806. 64 S. 8. (2 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 SEPTEMBER, 1806.

JURISPRUDENZ.

Juristische Literatur der preussischen Monarchie, seit der neuen Reform in der Legislation im J. 1794.

Was von Deutschland, wenn es, als Reich, politisch untergehen sollte, an Rechts- und Gesetz-Trümmern gerettet und erhalten werden wird, das wird derjenige Staat retten und erhalten, mit dessen juristischer Literatur wir uns hier beschäftigen wollen. Deutsche Rechte werden, wie es scheint, schwerlich anders, als *in* und *mit* der preussischen Monarchie, übrig bleiben; sie werden insbesondere in dem jungen Schössling der neuen preussischen Legislation fortleben, welcher aus dem alten nun abgestorbenen Stamme germanischer Rechte üppig hervorgetrieben ist. Und so werden deutsche Rechte, so wie deutsche Sprache, Sitten und Cultur, vielleicht an der Weichsel das am Ende wieder gewinnen, was sie am Rheine verlieren.

Mehr als je hat es daher ein hohes und vielseitiges Interesse für jeden deutschen Juristen, die Annalen der preussischen Legislation einzusehen; insbesondere aber bey der letzten schönen Periode derselben, von der bekannten königlichen Cabinets-Ordre Friedrichs des Grossen d. d. Potsdam den 14 April 1780 an bis zur wirklichen Publication des allgemeinen Landrechts im J. 1794. und von da an bis jetzt, wo die deutsche Jurisprudenz halb in eine französische und halb in eine preussische übergehen zu wollen scheint, aufmerksam zu verweilen.

Zwar ist es uns, nach dem Plane dieses Instituts, nicht erlaubt, in der juristischen Literatur mit *ausführlicher* Beurtheilung der Producte derselben weiter, als bis auf das Jahr 1804, zurückzugehen. Eben so wenig will es sich thun lassen, die in diesen Blättern bereits beurtheilten Schriften hier einer abermaligen Kritik zu unterziehen. Um jedoch das Ganze einigermassen übersehen zu lassen, werden wir die Schriften, welche in den Zeitraum vom J. 1794 bis jetzt fallen, gleichwohl aber nach der eben gezogenen gedoppelten Grenzlinie von dem Plane dieser Recension eigentlich ausgeschlossen bleiben müssen, wenigstens dem Titel nach, jede an ihrem Orte, so viel möglich anführen. So kann dieser Aufsatz den gedoppelten Zweck erfüllen: theils die in einem Hauptzweige der juristischen Literatur in dieser Zeitung noch rückständig gebliebenen Recensionen nachzuholen, theils ein kritisches System zur Übersicht dieses ganzen Zweiges der Literatur zu liefern.

Es sind zwey Hauptpartien, nach welchen die Literatur des preussischen Rechts sich am natürlichsten überschauen lässt. Das eine ist die Partie des Legalen oder der Legislation; das andere die Partie des Doctrinellen, in der weitläuftigsten Bedeutung des Worts (*Jurisprudence*). Die Eintheilung ist alt: ist aber auch, mit Recht, selbst in Frankreich, bis auf die neuesten Zeiten beybehalten worden.

Vor dem legislativen Theile geht hier billig gleich eine summarische Übersicht der Quellen des preussischen Rechts voran:

I. Das gemeine deutsche Recht, von welchem die neue preussische Legislation ausgegangen, und von welchem sie in manchen Stücken nur eine formale Verbesserung und Vervollständigung ist, wird mit Recht noch unter den Quellen des preussischen Rechts genannt, da dieses mit jenem, als seinem Ursprunge, rückwärts noch durch mehrere Fäden, nicht bloss historisch, sondern auch praktisch, zusammenhängt. Dass das Gebäude des preussischen Rechts mit dem gemeinen deutschen Rechte unter Einem Dache stehen solle, lag schon in der Idee Friedrichs des Grossen, wie sich aus der schon angeführten Cabinets-Ordre ersehen lässt. Dass es aber auch wirklich darunter gekommen sey, zeigt sich auf mehr als einerley Weise, in den Gerichten, in der Schriftstellerey, in den Studienplanen, bey dem Candidaten-Examen. Das Gegentheil lässt sich aus dem Publications-Patente vom 5 Febr. 1794 nicht erweisen. Durch selbiges ist das gemeine deutsche Recht für die preussische Jurisprudenz eben so wenig ausgeschlossen, als das römische durch das bekannte Gesetz, mit welchem der *Code Napoleon* promulgirt worden ist, für die Jurisprudenz des französischen Reichs. — Aus anderen Gründen muss jedoch das gemeine deutsche Recht von unserem Plane hier ausgeschlossen bleiben. Sieht man freylich

II nur darauf, ob der Buchstab gestempelt oder sanctionirt ist, so schränkt sich der Begriff der Quellen nur auf die eigentlich preussischen Gesetze und Rechtsbücher ein. Aus diesen ist zu schöpfen:

A. Das *allgemeine* preussische Recht, d. h. welches als Regel gilt. Hier gehen

1) Civilrecht nebst dem Polizey- und Cameral-Rechte in den Quellen neben einander Hand in Hand. Nicht so in der neuen französischen Legislation. Das Recht der Staats-Administration ist vom *Code Napoleon* ausgeschlossen geblieben. Es lässt sich vermuthen, dass das allgemeine preussische Landrecht sich auch noch einmal so in den Quellen auflösen wird, näm-

lich nach dem Unterschied zwischen dem eigentlichen Civilrechte und dem Staatsadministrations-Rechte. Für diese Abtheilung bilden sich wieder folgende drey Unterabtheilungen:

a) Das ganze Civilrecht nebst dem allgemeinen Polizey- und Cameral-Rechte ist enthalten in dem allgemeinen Landrechte.

b) Das specielle Polizey- und Cameral-Recht ist, wiewohl nicht ganz vollständig, zu finden in der Edicten-Sammlung.

c) Das Civilgerichtliche ist vorzüglich befindlich in der allgemeinen Gerichtsordnung und Hypothekenordnung.

2) Das Criminalrecht hat sich von dem allgemeinen Landrechte, seit und bey der neuen vermehrten Ausgabe desselben (1804), getrennt, und macht, mit der Criminal-Gerichtsordnung verbunden, von da an eine eigene Abtheilung, der auch im Inneren eine bedeutende Reform bevorsteht, in den Quellen des preussischen Rechts aus.

B. Das *provincielle* preussische Recht wird enthalten seyn in den Provincial-Rechtsbüchern, mit deren Veranstaltung man gegenwärtig noch beschäftiget ist. Bis dahin aber, dass man damit zu Stande kommt, bleiben die vorigen provinciellen und statutarischen Rechts- und Gesetz-Quellen bis auf einige Einschrankungen stehen.

Auf diese summarische Anleitung zur Quellen-Kunde lassen wir nunmehr ein Verzeichniss der zehn Rubriken folgen, nach welchen sich die Literatur des preussischen Rechts für unseren Plan am besten übersehen läfst. Die vier ersten beziehen sich auf die Partie des Legislativen, die sechs letztern auf die Partie des Doctrinellen:

1) Von den Schriften über die *Provincial-Gesetzbücher*.

2) Von den Schriften für die Geschichte, Sammlung und Supplirung der Quellen des *allgemeinen preussischen Rechts*.

3) Von den Schriften über die *Fortbildung der bereits vollendeten Theile* der neuen preussischen Legislation.

4) Von den Schriften zur *authentischen Erklärung* des allgemeinen sowohl als provinciellen preussischen Rechts.

5) Von *Commentaren* wie auch *Hand- und Lehrbüchern*, systematischen und nicht systematischen, zur *doctrinellen* Bearbeitung des allgemeinen preussischen *Landrechts*, *seinem ganzen Inbegriffe nach*.

6) Von *Commentaren*, wie auch *Hand- und Lehrbüchern zur doctrinellen* Bearbeitung der allgemeinen preussischen *Gerichtsordnung*, *ihrem ganzen Umfange nach*.

7) Von *commentarischen* und *systematischen* Schriften zur *doctrinellen* Bearbeitung *einzelner Partien* des preussischen Rechts *nach objectiven Absonderungen und Isolirungen*.

8) Von den Schriften zum besseren *Orientiren* und zur *Erleichterung des Nachschlagens und der Manipulation*.

9) Von den Schriften zur *Popularisirung* der preussischen Rechte und Gesetze.

10) Von den Schriften zur *Propagirung* der preussischen Rechte, wie auch zur *Vergleichung* derselben mit fremden, insonderheit deutschen Rechten (*Jurisprudentia comparativa*).

Bevor wir jedoch unsere Leser in diese einzelnen abgesonderten Fächer führen, wird es sich der Mühe verlohnen, auf einem allgemeinen Vorplatze derselben einige Augenblicke mit ihnen zu verweilen, und von da aus theils etwas *weiter*, theils etwas *höher*, als es in den beschränkten und aussichtslosen Senkungen des Einzelnen geschehen kann, sich vorher noch umzusehen: *weiter*, um den gemeinschaftlichen Charakter der jetzigen Legislationen Europas, unter welchen die preussische eine so ganz vorzügliche Stelle einnimmt, wenigstens der Grundlage nach, in dem Geiste der Zeit, und wiederum diesen in jenem zu erkennen; *höher*, um das Feld der Legislation von einem Standpunkte aus, welcher über den Drang der Umstände und die Noth des Zeitalters erhaben ist, zu überschauen. Dergleichen allgemeine Betrachtungen, welche sich auf diesem Vorplatze anstellen lassen, haben ein desto gröfseres Interesse, je deutlicher sich durch sie die Hauptfaden wahrnehmen lassen, an welchen das positive Recht, seinen letzten historischen Motiven nach, hängt. Zugleich aber wüfsten wir sie auch nirgends schicklicher, nirgends würdiger anzuknüpfen, als an die juristische Literatur desjenigen Staats, der mehr, als leicht ein anderer, durch eine liberale Publicität in seinem Rechts- und Geschäfts-Wesen der Rechts- und Geschäfts-Wissenschaft literarisch zu nützen gesucht hat; der von jeher die freye Untersuchung über den Geist und Grund des Positiven nicht blofs geduldet, sondern auch selbst aufgemuntert hat; der das Ideale zwar nicht roh und verwegen der Praxis aneignet, aber es doch auch nicht für Traum, noch viel weniger für ein Gespenst halt; der die Idealisten auch im Fache der Gesetzgebung zu hören gewohnt ist, wenn sie nur, wie billig, ruhig und mit stiller Resignation abwarten, ob und was der Staats- und Geschaftsmann von ihnen für die Umstände glaubt gebrauchen zu konnen. Dem Steuermann, der am Ruder des Schiffes sitzt, Sturm und Wellen zu verarbeiten, dem mufs es überlassen bleiben, wie er durch Um- und Seitenwege, ja durch momentane Rückwege, obwohl nach den Karten, die ihm die Langen- und Breiten-Messer auf dem Grund ihrer Formeln geliefert haben, am besten vermeint in den Hafen zu gelangen. Die Idee lebt nicht allein in der Welt, so wenig als die Natur selbst eine Idee ist; sie lebt und drängt sich darin mit vielen anderen hier ideelosen, dort ideewidrigen Dingen, namentlich mit Eisen und Stahl, unter welchen sie sich nicht selten krümmen mufs, wie ein Wurm, wenn sie nicht zertreten seyn will.

I.

Über den Kampf, den die ideemäfsige Legislation überall, namentlich auch in der preussischen Monarchie, mit den gegebenen, nichts weniger als ideegerechten und idealischen Umständen zu bestehen hat.

Es würde ungerecht seyn, irgend einem Staate in Europa einen besonderen Vorwurf daraus zu machen, dafs er zu *sehr* Staat ist, auf Unkosten des Menschen- und Privatzustandes. Dieses Übel des Übermafses ist allgemein. Ja, sogar die Quelle des Übels liegt eben in der europäischen Allgemeinheit desselben, indem nur die Alternative gelassen zu seyn scheint, entweder mit den übrigen Staaten in Übertreibung des Staatsprincips rüstig zu wetteifern, und in dessen Erweiterung, wie ein junger Mars, unter Trümmern und Leichen, mit unerbittlicher Consequenz vorzuschreiten, oder aber in christlicher Demuth, wie ein Johannes, in ein fremdes Joch zu gehen. Wir sehen das Zeitalter eines Saturns über Europa herrschen, der seine Kinder lieber selbst frifst, als sie von anderen fressen läfst.

Daher kommt es, dafs die meisten europäischen Staaten bisher in derselben traurigen Lage waren, worin sich so manche Fabriken befinden, die, um mit ihren Rivalinnen Preis zu halten, weil sie unter dieser Bedingung nur allein fortdauern können, zu wohlfeil verkaufen, als dafs sie dabey nicht sollten zu Grunde gehen, und die sich auf solche Weise einander ruiniren, um neben einander zu bestehen. Der Unterschied ist blofs der, dafs die Fabriken durch Wetteiferung in der Wohlfeilheit sich aufreiben, die Staaten aber durch Erhöhung und übermäfsige Steigerung desjenigen Preises, um welchen der Mensch in bürgerlicher Vereinigung zu leben wünschen kann.

Erst noch kürzlich sahen wir vor der Selbstbiographie eines unserer berühmtesten noch jetzt lebenden deutschen Juristen, der einen entschiedenen praktischen Einflufs im Fache der Gesetzgebung gehabt hat, eine Vignette, worin Themis in Minervens Gestalt vorgestellt ist, mit dem Blicke nach der Wage hin gerichtet. In der einen Schale der Wage liegen Krone und Scepter, und in der andern ein Hirtenstab, eine Handsichel und ein Pflugeisen; die Schalen stehen im Gleichgewichte. — Ein schönes Bild!

Sollte aber wohl der juristisch-politische Geist der Zeit in diesem Bilde richtig getroffen seyn? Rec. würde, um diesen Geist der Zeit darzustellen, folgende Zeichnung entwerfen: Von zusammengelegten Hirtenstäben, wie von einem Scheiterhaufen, lodert hier ein Feuer auf, über welchem die Handsicheln und Pflugeisen der europäischen Völker, unter den Anstrengungen ihrer eigenen Lungen, zu Wagschalen verschmiedet werden, um *auf ihnen* die Scepter und Kronen der europäischen Potentaten gegeneinander abzuwägen. Dort sind die Schalen aufgehängt; sie stehen aber nicht im Gleichgewichte, sondern stürmen auf und ab, wobey des Pulverdampfes und Kanonen-Donners so viel ist, als solle die Menschheit, wie ein gefallener General, zur Ruhe bestattet, und auf ihr Grab die letzte Salve gegeben werden.

Wo bey so bewandten Umständen die neuen Legislationen für den *Zweck* und das *Ziel der Menschheit* stehen, und wohin sie, nach diesem Compasse zu urtheilen, steuern, folgt leicht von selbst. Denn die Gesetzgebung ist ein Werkzeug für die Zwecke des Staats; die Gebrechen des Staats und der Legislation sind dieselben. Wir würden es auch nicht der Mühe werth gehalten haben, hier einen Blick auf diesen Compafs zu werfen, welcher leider auf die Staaten, als auf Factionen in der Mitte der Menschheit, hinweist, wir würden vielmehr, ohne in Wärme zu gerathen, schlecht und recht weg bey den Umständen, so wie sie nun einmal sind, stehen geblieben seyn, und würden also unsere Verwunderung, so wie unseren Beyfall, blofs darüber geäufsert haben, wie vortrefflich die neuen Gesetze gröfstentheils *zur gegenwärtigen Lage der Dinge*, sie sey nun welche sie wolle, bisher zu passen pflegten, und wie thätig gleich jedes Bedürfnifs nach neuen Gesetzen befriediget ward, wenn es nicht die Pflicht gegen die Menschheit erforderte, den Gedanken oben zu erhalten, dafs, unter dem Arbeiten in den leidigen Umständen, der hoch stehende Leitstern der *freyen* menschlichen Weisheit und Vernunft nicht aus den Augen gelassen werden dürfe. Denn es ist der Gang einer Legislation zu betrachten, wie der Lauf eines Schiffes, welches zu gleicher Zeit zweyerley Bewegungen hat, eine mit und nach den Wellen, in und unter welchen es segelt, die andere aber nach einem endlichen Ziele der Reise. Ist die erste Bewegung bey den neuen Gesetzgebungen meisterhaft, so darf darüber die andere nicht vergessen werden. Am wenigsten darf ein solcher Gedanke in unseren Tagen unausgesprochen bleiben, in welchen man die Menschheit über die neuesten grofsen politischen Ereignisse damit zu trösten sucht, dafs sie Hoffnung habe, mittelst derselben aufser jenem gräfslichen Frictions-Zustande gesetzt zu werden.

Sollte dieser Frictions-Zustand gehoben werden, dann erst (aber leider nicht eher!) wird es sich thun lassen, das richtige Verhältnifs zwischen dem gesammten oder öffentlichen und dem privativen oder privaten Wesen herzustellen, und von der Operation einer gänzlichen Auflösung des letzteren in dem ersteren, der man sich je länger je mehr durch alle zu Gebot stehenden Mittel, namentlich auch durch das Mittel der Legislation, nähert, zurückzukommen. Dann erst wird der Mensch mit dem Bürger wieder versöhnt werden können; dann erst wird die Gefahr verschwinden, durch den Staat in einen Zustand der Unmenschlichkeit zu gerathen, nachdem früher die Menschen durch Staat und Civilisirung erst Menschen geworden sind. Möchte doch jenes Ziel nicht chimärisch seyn, denn sonst ist es dieses auch!

Was für jetzt ein *Staat comme il faut* seyn will, der mufs alles selbst haben, alles selbst seyn, alles selbst thun wollen, und was seine Privatpersonen haben, sind, thun, das müssen sie zunächst für ihn haben, seyn, thun. Er will so viel möglich allein Geld haben. Er möchte gern allein fabriciren und Handel treiben. Er will allein ein freyes vernünftiges Wesen seyn; alle Personen, die er anstellt, sollen sich wie todte Instrumente zu ihm verhalten, und damit diese Absicht desto sicherer erreicht werde, nimmt er ihnen durch Einführung einer Erziehung für den Staat ihre Vernunft, und giebt ihm die seinige. Denn seiner Absicht nach soll man nicht zum Menschen civili-

firt, fondern zum Bürger humanifirt werden. Keiner foll einen Finger rühren, ohne dafs es das Auge des Staats fieht; keiner foll einen Geruch von fich geben, ohne dafs ihn die Nafe des Staats riecht; keiner foll einen Schall von fich hören laffen, ohne dafs er in das Ohr des Staats dringt. Und über alles diefes müffen vollftändige Tabelleu gehalten und Liften geführt werden; aber gleichwohl mit möglichfter Erfparung an Zeit und Papier. Ein folcher Staat eignet fich feine Unterthanen für ihre Perfon dergeftalt zu, dafs jener erhalten und behauptet feyn will, follte auch von diefen kein Mann mit dem Leben davon kommen, fo wenig er auch jemals in den Inftructionen für feine Oberförfter den Satz aufgeftellt hat, dafs es als die letzte Hülfe zur Erhaltung eines Waldes gegen den Froft gelten müffe, fämmtliche Bäume deffelben zur Erregung der erforderlichen Wärme niederzubrennen. Eben fo eignet er fich das Vermögen feiner Unterthanen in der Mafse zu, dafs er fich berechtiget hält, mehr Schulden zu machen, als die Unterthanen je zu bezahlen vermögen.

Dagegen ift ein *Privatmann comme il faut* derjenige, welcher fo *öffentlich* als möglich ift, welcher alfo ein guter Hausvater zu feyn glaubt, ob er gleich auf öffentlichen Häufern, unter öffentlichen Blättern, mehr lebt, als in den ftillen Umgebungen feines eigenen Herdes; fo wie wohl vormals, bey einer ähnlichen Übertreibung des Religions- und Kirchen-Princips, manches Hausmütterchen mehr in den Kirchen, unter Heiligenbildern, als in ihrer Behaufung, unter ihren Kindern und Enkeln, zuzubringen pflegte. Er kann nicht begreifen, dafs die Privat-Häufer im alten Rom keine Fenfter nach den öffentlichen Strafsen und Plätzen zu gehabt haben, follte es auch nur in der Abficht gewefen feyn, um fich etwas zum Fenfter hinauslegen, und fich die häuslichen Grillen durch einen Blick in das öffentliche Verkehr, oder auf eine öffentliche Executions-Scene zu zerftreuen. Auf den Fall feines Abfterbens, hat er verordnet, er wolle fofort in das öffentliche Leichenhaus gefchafft werden; und er wird dahin gefchafft, nachdem er von dem öffentlichen Findelhaufe aus feine Carriere durch die Welt gemacht, eine Menge Kinder, ohne verheyrathet gewefen zu feyn, in den öffentlichen Freudenhäufern erzeugt, und, ftatt ein Erzieher feiner Kinder gewefen zu feyn, in einem öffentlichen Exercierhaufe oder in einer öffentlichen Arbeitsanftalt Menfchen für den öffentlichen Dienft und zur Beförderung der öffentlichen Wohlfahrt zurecht geftutzt oder nach Befinden zurecht geprügelt hat. Nichts bedauert er mehr, als nicht noch die Einführung einer allgemeinen öffentlichen Speifung, zur allgemeinen gleichförmigen Leibesfättigung der Bürger, erlebt zu haben, nachdem er bereits Zeuge davon geworden, wie fehr es für die Einheit des öffentlichen Wefens wirkt, wenn die Jugend gleichförmig für daffelbe erzogen wird, und Jeder die Uniform des Staats, wie am Leibe, fo auch am Geifte trägt; wenn bereits jeder Schuljunge mit feinem gedoppelten Regimentszeichen, mit einem geiftigen Brandfleck im Kopfe, und mit der leiblichen Binde am Halfe, öffentlichen Schrittes einher gehet. Er mufs diefes um fo mehr bedauern, da er *Boerhaven's* Definition des Menfchen kennt, nach welcher der Menfch ein Baum ift, der im Magen feine Wurzel hat, fo dafs fich von der Gleichförmigkeit der Verdauung die erfpriefslichften Folgen für die Gleichförmigkeit der Geiftesbildung verfprechen laffen.

Es giebt wohl fchwerlich, als Folge der Übertreibung des Staatsprincips, ein fchlimmeres Zeichen der Zeit, als diefe Maxime einer öffentlichen harmonifchen Geiftesbildung, als diefe heillofe Lehre, dafs jeder Herrfcher ein Münzregal an dem Geifte und Charakter feiner Unterthanen, mittelft allgemeiner Stempelung durch eine Staatserziehung, eben fo ausüben müffe, wie an feinen Geldplatten; dafs Münzen und Menfchen eins und daffelbe Bild, das Bild des Staats oder des Regenten, tragen follen; dafs der Menfch dem Grofchen gleich fehen müffe, welchen er in der Tafche hat. Die Menfchheit bleibt nur dadurch ein Ganzes, bleibt nur dadurch bewahrt vor der Entzweyung im politifchen Glauben, dafs nicht jeder, welcher in einem politifch abgefonderten Diftricte herrfcht, fondern dafs lediglich diejenigen, welche in der Menfchheit Epoche gemacht, und in der Menfchheit geherrfcht haben, dahin gelangen, ihr Gefchlecht, nachdem es fich im Lauf der Zeit im Gepräge abgenutzt und abgegriffen hat, von neuem wiederum auszumünzen. Der Staatsbürger trage an fich, vor allen Dingen das Bild feiner felbft auf der einen Seite, und daneben das Bild eines folchen eminenten, Epoche machenden Menfchen, nicht aber die erfte liefte Signatur des Grofchens, der im Lande gilt, auf der anderen Seite. So behalten die Menfchen Curs unter fich felbft, welches fie zu wünfchen haben, fogar auf die Gefahr hin, fich dem Stempel desjenigen Mannes hergeben zu müffen, unter welchem gegenwärtig die Menfchheit fchwitzet.

Das fey genug, um die Höhle bemerklich gemacht zu haben, von welcher der Weg ausläuft, den fo viele Legislationen zu wandeln pflegen, und auf dem fie infonderheit in den neueften Zeiten fo ungeheure Strecken zurückgelegt haben, dafs man faft fürchten möchte, der Abgrund werde bald erreicht feyn, mit welchem der Pfad plötzlich verfchwindet.

Dergleichen hiftorifche Hauptmotive greifen ftärker in die Wiffenfchaft des Pofitiven ein, als die rein fpeculativen, und wir haben es daher vorgezogen, das Wenige, was uns auf dem freyen Vorplatze zu fagen erlaubt war, lieber an jene, als an diefe anzuknüpfen. Es mag richtig feyn, dafs fich in der geiftigen Welt zuletzt alles an ein All und Abfolutes des Geiftes anfchliefst. Aber auch die kleinfte Spinne kann in der körperlichen Welt ihren Faden nirgend anders anhängen, als an das Weltall. Folgt daraus, dafs man, um von einer Spinnewebe zu fprechen, lieber von dem Univerfum, als von dem Fenfter, wo das Netz ausgefpannt ift, anzufangen habe? — Jetzt gehen wir zur Kritik der Literatur im *Einzelnen* über, nach den fchon oben beftimmten zehn Abtheilungen.

(*Die Fortfetzung folgt.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 SEPTEMBER 1806.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der juristischen Literatur der preussischen Monarchie, seit der neuen Reform in der Legislation im J. 1794.

II.

Kritik der Literatur des preussischen Rechts, nach den zehn verschiedenen oben gemachten Abtheilungen, und nach dem vorhin sonst fest gesetzten Plane.

Erste Abtheilung.

Von den Schriften über die Provincial-Gesetzbücher.

Wir fangen gerade mit dieser Abtheilung um deswillen an, weil man mit Recht ganz zuerst fragt: Ist die Reform in der preussischen Legislation, welche von der oben schon angeführten Cabinets-Ordre Friedrichs des Grossen ausging, in allen ihren Theilen auch bereits vollendet? Bis jetzt ist sie nur erst bis auf das allgemeine Recht zu Stande gekommen. Mit Ausarbeitung der Provincial-Gesetzbücher ist man noch fortdauernd beschäftiget, und es dauert mittlerweile die alte statutarische und provincielle Rechtsverfassung in jeder Provinz fort.

Bis daher ist, so viel wir wissen, nur erst das einzige Landrecht für Ostpreussen, Litthauen, Ermeland und den Marienwerderschen landräthlichen Kreis publicirt worden, mittelst des Patents vom 4 Aug. 1801. Der Titel ist: „Ostpreussisches Provincialrecht — zum Vortheil der Justizofficianten-Wittwenkasse. Berlin, bey Nauk, 1801." Es ist in der Form einzelner Zusätze zu dem allgemeinen Landrechte abgefasst, mit Bezeichnung der Stellen des letzteren, von welchen es Abweichungen enthält. Nach dem vorgedruckten Patente hat es am 1 Jan. 1802 angefangen mit voller Gesetzeskraft zu gelten. Zwar ist auch für Schlesien das Provincial-Gesetzbuch, in so fern es blofs Justizsachen betrifft, längst vollendet. Allein die Publication desselben dürfte, wie wir hören, wohl noch geraume Zeit aufgeschoben werden.

Wäre man bey der Idee stehen geblieben, die Friedrich der Grosse in der Cabinets-Ordre vom 14 Apr. 1780 über das Verhältnifs zwischen dem allgemeinen Rechtsbuche und den Landrechten der einzelnen Provinzen äusserte: so würde man wohl schneller und leichter mit der Redaction der letzteren fertig werden. Nach dem Sinne dieser Cabinets-Ordre sollte kein *jus commune*, sondern nur ein *suppletorium* entworfen, nicht die Regel angegeben werden, wovon die Statutar- und Provincial-Gesetze die Ausnahme machen, sondern diese sollten durch das allgemeine Landrecht nur ergänzt werden. Man ist aber hernach weit von diesem Plane abgegangen, so weit, dafs man das allgemeine Recht zur Regel erhoben hat, mit der Wirkung, dafs eines Theils nach dieser Regel das Provincielle zugestutzt, und mit derselben so viel möglich uniformirt, und dafs anderen Theils unter dem Provincialen herab ein noch localeres Recht nicht anders, als nach vorgängiger landesherrlichen Bestätigung, geduldet werden soll. Das allgemeine Recht ist für die Provinzen das Bette des Procrustes geworden, statt dafs diese nach der ursprünglichen Idee Hoffnung hatten, sich in jenes nach Gefallen ausstrecken zu dürfen. Ein solches Verhältnifs findet sich in dem eben erwähnten Patente vom 4 Aug. 1801 wegen Publication des Landrechts für Ostpreussen bereits ausgesprochen. Da (heisst es hier) bey Entwerfung dieses Provincialrechts auf die erheblichen und nutzbaren Gewohnheitsrechte und Observanzen einzelner Orte schon Rücksicht genommen sey: so könne in der Folge dergleichen ungeschriebenes Recht, welches von den Vorschriften des Provincialrechts und des allgemeinen Landrechts abweiche, und die gemeinschädliche Ungewifsheit verewige, nicht geduldet werden. Doch behalten, diesem Patente zu Folge, die vorher schon erworbenen Rechte ihre fortdauernde Kraft, und den Communen und Corporationen steht es frey, ihre Gewohnheiten und Observanzen zu sammeln, und auf landesherrliche Bestätigung anzutragen.

Wäre es auf den ungenannten Verfasser der „Aphorismen über Provincial-Gesetzbücher überhaupt, und besonders im preussischen Staat" (Hof, bey Graun 1802. 8.) angekommen: so hätte man jenen ursprünglichen Plan noch um einen bedeutenden Schritt weiter verlassen müssen. Dieser Vf. will überall von Provincial-Gesetzbüchern nichts wissen, und getrauet sich für die Regierung des preussischen Staats den Rath zu rechtfertigen, dem allgemeinen Landrechte eine so ausgedehnte Wirkung zu geben, dafs die einzelnen Provincialrechte ihre Gültigkeit ganz verlieren, dafs also von Redaction neuer Provincial-Gesetzbücher in der Folge nicht weiter mehr die Rede sey, und dafs vielmehr das gesammte grosse Werk der neuen preussischen Legislation sofort für vollendet und geschlossen erkläret werde.

Die Auflösung seines Paradoxons besteht darin, dafs er Criminal- Cameral- Polizey- Kirchen- und Finanz-Recht von dem allgemeinen Landrechte (sowie dieses in der Folge auch beym *Code Napoleon* geschehen) ganz ausgeschlossen, und letzteres nur auf das eigentliche Civilrecht beschränkt wissen will; dafs

eine jede Provinz ihre eigenen Gefetze in regierungsrechtlichen Angelegenheiten zwar haben und behalten; dafs fie aber dagegen im eigentlichen Civilrechte von dem allgemeinen Landrechte fich nicht entfernen, und hierin nichts Befonderes verlangen foll. Denn (fetzt der Vf. hinzu) es fey ganz und gar gar und ganz kein Grund vorhanden, das allgemeine Landrecht in Civilfallen nicht gleichmafsig für alle Provinzen, mit Abfchaffung und Beyfeitefetzung alles deffen, was eine jede Provinz bisher Befonderes im Civilrechte gehabt hat, vorzufchreiben, wenn dem neuen einzigen allgemeinen Civilrechte nur keine in die Vergangenheit zurück wirkende Kraft beygelegt, und daneben der Freyheit der Willenserklärungen der gehörige Spielraum gelaffen werde.

Die Ausführbarkeit feiner Idee beruht aber auf einer Vorausfetzung, die dem Plane des allgemeinen preuffifchen Landrechts ganz fremd ift, nämlich, dafs daffelbe lediglich auf das Civilrecht befchränkt fey. Wäre diefe Vorausfetzung richtig, dann liefse fich allerdings wohl mit Grunde fragen: wozu follen, aufser einem allgemeinen aushülflichen Civilrechte, noch befondere Aushülfen in diefer Art Recht für die einzelnen Provinzen dienen? Welche *aushülfliche* civilrechtliche Normen *für die Zukunft* feftgefetzt werden, kann *den Unterthanen* in den verfchiedenen Provinzen ganz gleichgültig feyn. Ihnen kommt es nur darauf an, dafs erftlich ihre Freyheit, fich durch Willenserklärung in ihren Angelegenheiten zu verpflichten, ungeftört bleibe, und dafs ihre aus diefer Freyheit hergefloffenen autonomifchen Normen in der Anwendung den Vorrang vor dem aushülflichen Rechte behalten; zweytens, dafs bey Ermangelung einer folchen autonomifchen Norm die gröfste Rechtsgewifsheit in Rückficht des dann eintretenden fubfidiarifchen Gefetzes vorhanden fey; drittens, dafs das neu gegebene aushülfliche Gefetz durchaus nicht auf vergangene Fälle zurück gezogen werde. Dagegen mufs es *für den Staat* von grofser Wichtigkeit feyn, dafs feine verfchiedenen Provinzen in dergleichen fubfidiarifchen Gefetzen nicht von einander abweichen; desgleichen dafs von der autonomifchen Norm keine unnütze inftanzenartige Gradation im fubfidiarifchen Civilrechte Statt habe, fondern dafs, ohne alles Provincial - Einfchiebfel, fogleich und unmittelbar auf die einige und allgemeine Norm des gefammten Staats recurriret werde. Die provinciellen Verfchiedenheiten im Civilrechte haben gewöhnlich, wie fich fogar hiftorifch nachweifen läfst, zufällige, dem Staat indifferente Veranlaffungen, von welchen ohne Bedenken abgegangen werden kann, und bey einer neuen Legislation, wenn alle Früchte davon gezogen werden follen, zur Vermeidung einer *unnöthigen* Abfonderung und Verfchiedenheit im Staate, abgegangen werden mufs. — Mit diefem allem verhält es fich aber bey dem regierungsrechtlichen Theile einer Legislation ganz anders.

Dem ungenannten Vf. der *Aphorismen* ift widerfprochen worden in den „Ideen über die Nothwendigkeit der Provincial - Gefetze, veranlafst durch die Aphorismen über Provincial - Gefetzbücher überhaupt und befonders im preuffifchen Staate. Von M. G. F. D. Goefs. Fürth. 1802. 8." (5 gr.). Der Widerleger fcheint uns aber nicht eingefehen zu haben, worauf es in der Sache eigentlich ankommt.

Aufser diefen beiden Schriften ift die provincialrechtliche Literatur nicht eben weiter bereichert worden. Was die Schriftfteller fonft noch gegeben oder geleiftet haben, befteht theils in Abdrücken und Erläuterungen oder authentifchen Beftimmungen *alter* provincieller und ftatutarifcher Rechte; theils in repertorifchen Überfichten über die Quellen und Hülfsmittel der befonderen bisherigen Rechte einer Provinz, theils in paralleler beylaufiger Commentirung eines oder des anderen Provincial - Rechts neben dem allgemeinen Landrechte, theils in Sammlung derjenigen neuen Verordnungen, welche für einzelne Provinzen erlaffen worden, und deren individuelle Rechte und Verfaffung betreffen.

Die literarifchen Producte *der erften Art* finden fich vorzüglich in den mancherley Werken vermifchten Inhalts, welche unter dem Namen von *Annalen, Archiven, Beyträgen, Obfervationen, Materialien, Magazinen* u. f. w., für das preuffifche Recht exiftiren. So z. B. ftehen in *Klein's* „Annalen der Gefetzgebung und Rechtsgelehrfamkeit in den preuffifchen Staaten" Bd. 22: „Verordnungen und Berichte, welche fich auf alte, aber nicht veraltete Provincial-Rechte in den preuffifchen Staaten beziehen." Sie betreffen insbefondere das fchlefifche Lehenwefen, die Allodification der ehemaligen Lehen im Königreich Preuffen und die cöllnifchen (bäuerlichen) Güter in Oftpreuffen. In eben diefem Bande fteht ein Abdruck des *Juris terreftris nobilitatis Boruffìcae correcti*, wobey von deffen Gültigkeit für Polen die Rede ift.

Befonders reich an folchen Materialien für die Provincial - Rechte find die *Eifenberg - Stengelfchen*, jetzt *von Hoffchen Beyträge*, aus welchen wir das Vorzüglichfte hier auszeichnen wollen: Bd. 1. Kur- und neumärkifche Verfaffungen. — Kurze Nachrichten von einzelnen kurmärkifchen Statuten. Bd. 2. Über die Befchaffenheit der Bauergüter in der Mittelmark, Ukermark und Priegnitz, und über die Fräuleinfteuer der adelichen Unterthanen in der Kurmark; nebft Nachtragen im 8 und 11 Bde. — Über die Succumbenz-Gelder und was gegenwärtig in Anfehung derfelben in der Kurmark gebrauchlich ift. — Pragmatifche Sanction wegen der erbmeierftädtifchen Güter in der Graffchaft Ravensberg fub d. 15 Jun. 1705. Bd. 4. Über die Lehensabfindung einer adlichen Tochter und ihrer Defcendenten in der Kurmark, nach §. 19 u. 20 der Lehensconftitution v. 1 Jun. 1723. Bd. 5. Abweichungen der Erbfolge im cottbufifchen Kreife von der in der Neumark Statt habenden gemeinen Erbfolge. — Cottbufer Willkühr vom J. 1409. — Abhandlung über den Satz, dafs Kirchenländereyen auch nach den älteren Landes - und nach den kurmärkifchen Provincial - Gefetzen, ohne vorhergegangene öffentliche Ausbietung, weder in Zeit - noch in Erbpacht gegeben werden können. Bd. 6. Beantwortung der Frage: giebt es nach märkifchen Rechten keine andere Receptiſſen, als welche durch Vertrag conftituirt werden? und findet gegen eine märkifche Ehefrau nur dann, wenn

fie Handlung *in sensu strictissimo* treibt, Personal-Execution Statt? — Einige Data zur Beantwortung der Frage: worauf würde bey Sammlung der kurmärkischen Gewohnheitsrechte zum Behuf des Provincial-Gesetzbuchs hauptsächlich Rückficht zu nehmen seyn? Bd. 7. Übersicht der gegenwärtigen Verhältnisse der *glebae adscriptio* der Landbewohner in den kurmärkischen Domanen-Ämtern nach Ordnung des allgemeinen Landrechts. Bd. 8. Über die Kennzeichen eines adlichen Guts im Bisthum Ermeland. Bd. 9. Über die Kennzeichen des westpreussischen Adels. — Verhandlungen über die altmärkischen Freysassen zu dem dortigen Obergerichte. — Ob in der Kurmark die Kinder eines Einliegers, dessen Vater ein bäuerliches unterthäniges Gut besessen für zwangdienstpflichtig, oder für frey geachtet werden sollen? Bd. 11. Über das Gnadenjahr der Predigerwittwen und Kinder in der Kurmark, nach den jetzt noch geltenden Provincial-Gesetzen. Bd. 12. Verhandlungen über die Frage: ob und wie viel ein Grundbesitzer in der Altmark zum Bau und zu den Reparaturen der Kirchen- und Pfarrgebaude beyzutragen schuldig sey. — Data zu einer Geschichte der ehemaligen polnischen Dicasterial-Verfassung. Bd. 14. Abdruck der Eigenthumsordnung des Fürstenthums Minden und der Graffschaft Ravensberg vom 26 Nov. 1741. — Von den im Herzogthum Pommern annoch existirenden so genannten Kohr- oder Kaspelgerichten.

Aufser dergleichen eingedruckten Sachen giebt es auch eigene kleine Schriften ähnlichen Inhalts; so eine von vorzüglichem Werthe unter dem Titel: „Das Pfennigzins und Strohwischrecht; ein Beytrag zum deutschen Privatrecht aus den Statuten der Stadt Danzig, von *Fr. Gotth. Siewert* (dem verdienten Herausgeber der „Materialien zur wissenschaftlichen Erklärung der neuesten allgemeinen preussischen Landesgesetze"). Halle 1802. 8."

Zu den literarischen Producten *der zweyten Art* gehört vor allen Dingen das von *Vater* für Schlesien gelieferte mustermafsige *Repertorium*.

Als Product *der dritten Gattung* führen wir *Merkels* „Commentar über das allgemeine Landrecht" an, indem darin nebenher und fortlaufender Weise auch auf das schlesische Provincialrecht Rückficht genommen worden ist. Von diesem schatzbaren Werke wird hiernächst unter einer anderen Rubrik noch weitläuftiger die Rede seyn.

Was endlich *viertens* das Sammeln der neuen, auf die Rechte und Verfassung einzelner Provinzen sich beziehenden Verordnungen betrifft: so sind hier wieder die *Annalen*, *Archive*, *Beyträge* u. s. w. anzuführen, in welchen dieses Geschaft des Sammelns fleissig getrieben wird. Für neu acquirirte Provinzen, welche erst auf preussischen Fufs gesetzt werden müssen, pflegen darin wohl eigene stehende Rubriken gemacht zu werden, weil es dann des zu sammelnden neuen provincialrechtlichen Stoffes gar viel giebt. Für Schlesien ist eine eigene Collection erschienen. „Neue Sammlung aller in dem souveränen Herzogthum Schlesien — ergangenen und publicirten Verordnungen, Edicte — welche während der Zeit der Regierung Friedrich Wilhelms III — herausgekommen sind." S. *Jen. A. L. Z.* 1805. Nr. 265.

Alle diese vier Gattungen provincialrechtlicher Beyträge haben gemeinschaftlich ein mehrfaches Interesse. Theils lassen sie sich benutzen bey der Redaction der neuen Provincial-Gesetzbücher; theils sind sie für Quellen und Hülfsmittel anzusehen, welche bis zur Publication der neuen Provincial-Gesetzbücher noch praktischen Werth haben; theils werden sie auch noch nach solcher Publication bey der doctrinellen Behandlung der neuen Provincial-Gesetzbücher einen historisch-exegetischen Nutzen gewähren, ungefähr in eben der Art, wie ihn entschiedener Weise das gemeine deutsche Recht nach Publication des allgemeinen Landrechts zur Erklärung des letzteren noch bis auf den heutigen Tag behauptet. Aufserdem sind noch besonders die Beyträge der ersten Gattung einem jeden Germanisten, auch aufser den preussischen Staaten, willkommen, weil er darunter schätzbare Materialien zur Kunde und Geschichte der älteren germanischen Rechte findet.

Die Verbindung des Provincialrechtlichen mit dem Allgemeinen, welche sich in mehreren der eben angegebenen Schriften wahrnehmen läfst, hat bey Werken vermischten Inhalts, z. B. bey den *Annalen*, *Archiven*, *Beyträgen* u. s. w. nichts gegen sich, obgleich die Ausländer es viel lieber sehen würden, wenn sie alles das, was das allgemeine Recht betrifft, unvermischt und abgesondert von dem provinciellen kaufen könnten; aber bey den doctrinellen Bearbeitungen des allgemeinen Landrechts, insbesondere also bey den Systemen und Commentaren über dasselbe, scheint die Verbindung uns manche Bedenklichkeit mit sich zu führen, ob man gleich sagen wird: Regel und Ausnahme müssen beysammen stehen.

Eben so mag es auch recht gut seyn, dafs in den Werken vermischten Inhalts alle Provinzen gemeinschaftlich bedacht, und darin z. B. eben so gut Beyträge für Südpreussen, als für die Kurmark geliefert werden. So sieht man auch in der Gestalt und fühlt in dem Preise der Bücher, wie alle Provinzen ein Ganzes ausmachen; so hat der Geschäftsmann der einen Provinz Veranlassung und Gelegenheit, von den besonderen Gesetzen und rechtlichen Einrichtungen der anderen Notiz zu nehmen, um auf den Fall einer Versetzung aus einer in die andere auf der neuen Stelle nicht ganz fremd anzukommen. Aber hart ist es auf der anderen Seite immer, wenn bey einer solchen Verwachsung alle Provinzen die Provincialien aller ihrer Schwestern mit bezahlen *müssen*. Dadurch wird mancher mit Glücksgütern nicht eben begabte Mann sich in die Lage versetzt sehen, auch das Brauchbarste um des weniger Brauchbaren willen zu entbehren. Bey den *Eisenberg-Stengelschen Beyträgen* möchte dieses vor allen Dingen der Fall seyn.

Gut ist es übrigens in gewissem Betrachte, dafs die Bekanntmachung der Provincial-Rechte sich noch bis jetzt verzögert hat. Die literarische Fluth, welche sich über das allgemeine Recht ergossen hat, kann sich mittlerweile etwas verlaufen, und der provincialrechtlichen Platz machen, die, wie sich erwarten lafst, über

die Provincial-Gesetzbücher nach deren Publication verhältnismäsig auch reichlich genug strömen wird. Dieselben Operationen des Zerlegens, Commentirens, Systematisirens, Kritisirens, Paraphrasirens stehen ohne Zweifel einem jeden Provincialrechte eben so gut bevor, als sie das allgemeine Landrecht bereits in reichlicher Masse erfahren hat.

Übrigens wird es die Erfahrung am besten lehren, welche der drey Regierungen, die vor anderen die Aufmerksamkeit auf ihre Legislations-Reformen ziehen, in Bestimmung des Verhältnisses zwischen dem allgemeinen und dem provinciellen Rechte den richtigsten Weg geht oder gegangen ist. Alle diese drey Regierungen, die russische, preussische und französische, weichen in Absicht dieses Verhältnisses gemeinschaftlich von der Idee Friedrichs des Grossen, so wie selbige in der schon verschiedentlich angeführten Cabinets-Ordre ausgedrückt liegt, mehr ab, als sie unter sich selbst und von einander dabey abweichen. Unter sich selbst scheint die preussische und russische einander am nächsten kommen zu wollen. Dass dagegen die angekündigte neue holländische Gesetzgebung in die Fussstapfen der französischen, auch was den hier in Frage befindlichen Punkt betrifft, treulich treten werde, lässt sich vermuthen, auch ohne dass man gelesen zu haben braucht, was erst noch ganz kürzlich ein Holländer in diese Materie darein geredet hat: „*Magna insulsitate* (sagt *Pestel*) *in jurisprudentiam invehuntur, qui gentium aliquot leucis disjunctarum leges discrepare vituperant, qui alia instituta v. c. civitates ad superiorem, alia ad inferiorem Rhenum sitas habere mirantur.*" Am meisten ist Schweden bey der Idee Friedrichs des Grossen stehen geblieben, als, bey Verordnung einer Commission zur Abfassung eines Gesetzbuchs für die deutschen Staaten des Königs von Schweden, vorgeschrieben ward, das allgemein geltende Recht solle nach besseren Grundsätzen ausgearbeitet, das besondere aber nicht verändert werden.

Zweyte Abtheilung.

Von den Schriften zur Geschichte, Sammlung und Supplirung der Quellen des allgemeinen preussischen Rechts.

Eine äussere *Geschichte der Quellen* liefern die Quellen selbst, wenn man die Veränderungen, die sie von Zeit zu Zeit unter den fortgesetzten Bemühungen der preussischen Regierung erfahren haben, aufmerksam durchläuft. Beym *allgemeinen Landrechte*, nach der neuen Auflage (1804), gehe man zurück auf dessen erste Ausgabe (1794), von da auf den Entwurf eines Gesetzbuchs für die preussischen Staaten (1781—1788 in 6 Bänden), und von da auf das von *Cocceji* ausgearbeitete *Corpus juris Fridericianum* (1749 und 1751 in 2 Theilen). Bey *der allgemeinen Gerichtsordnung*, nach der revidirten Ausgabe (1795 in 3 Theilen), nebst deren näheren Bestimmung durch die Declarationen und Circular-Verordnungen vom 24 Sept. und 30 Dec. 1798, gehe man zurück auf die erste Ausgabe der Gerichts- und Processordnung (1780 in 3 Theilen), nebst den Circularien vom 14 und 18 Dec. 1780, von da auf das *Carmersche* Project (1774 und 1775) und auf die Verordnung vom 15 Jan. 1776, von da auf den *Codex Fridericianus* (1748) und dessen supplementarischen und declaratorischen Anhang (1761. 1769). Bey *dem neuen Criminalrechte*, welches in dem Patent vom 11 Apr. 1803 als nächstens erfolgend angekündiget ward, und sowohl den processualischen als nicht processualischen Theil in ein Ganzes vereint enthalten soll, gehe man zurück, in der nicht processualischen Hälfte auf Th. 2. Tit. 20 der ersten Ausgabe des allgemeinen Landrechts, u. s. w.; in der processualischen Hälfte aber auf die Declaratoria wegen Beschleunigung des Criminal-Processes vom 17 Oct. 1796 (in *Klein's Annalen*, Bd. 15. S. 327 sq.), und von da auf die Criminalordnung vom J. 1717, und die zur Erläuterung und Ergänzung erlassenen einzelnen Gesetzverfügungen, welche in dem *Novo corpore constit. Marchicar.* gesammelt sind.

Um die innere Geschichte dieser mancherley Veränderungen der Quellen, in welcher ein ganz vorzügliches Hülfsmittel zur doctrinellen Erklärung derselben besteht, hat sich vorzüglich *Klein* verdient gemacht. Durch ihn wissen wir das Meiste über die beiden Fragen, *wie* eines Theils durch die gemeinschaftlichen Bemühungen des Publicums, der Stände und Justizcollegien, des Chefs der Justiz, der Gesetzcommission, des Redacteurs diese oder jene Partie der Legislation zu Stande gebracht worden ist, und welche Gründe andern Theils jedesmal in der Discussion obgesiegt haben (S. vorzüglich dessen *Annalen* Bd. 1 u. 8). Wer erfährt von diesem tief hier eingeweihtem Mann z. B. nicht gern, warum der in dem Entwurf des preussischen Gesetzbuchs enthaltene Vorschlag eines zu Schlichtung der so genannten Ehrensachen und zu Abwendung der Duelle anzuordnenden Ehrengerichts die königliche Genehmigung nicht erhalten hat (S. *Annalen* Bd. 19), oder, wie sich der Geist des Criminalwesens in den verschiedenen Zeitpunkten der preussischen Regierung offenbaret hat (S. *Archiv des Criminalrechts*, Bd. 1. St. 1. No. VI. S. 107—141)? Über den Gang des Geschäfts und über die Manipulation bey der Redaction des allgemeinen Landrechts hat derselbe Gelehrte in seiner Selbstbiographie S. 48 sq. (in *den Bildnissen jetzt lebender Berliner Gelehrten*. Sammlung 2. 1806. 8.) erst noch ganz neuerlich interessante Notizen gegeben. Dennoch aber hat man an diesen und anderen Datis immer nur Bruchstücke, und es fehlt für die Reform der preussischen Legislation sowohl an einer so vollständigen und genuinen Quelle über die bey den Gesetzen und deren Veränderungen zur Sprache gekommenen Gründe und Gegengründe, wie sie über den *Code Napoleon* in den gedruckten Bemerkungen, Discussionen und Protocollen der verschiedenen Gesetzgebungs- und Justiz-Behörden (z. B. durch *Locré*) geöffnet ist, als auch an einer so umständlichen und officiellen Beschreibung der bey der Arbeit gebrauchten Verfahrungsart, wie das Publicum neuerlich durch das Directorium der neuen russischen Legislations-Commission in der *Unterlegung* u. s. w. (S. *Jen. A. L. Z.* 1805. No. 146 sq.) mitgetheilt erhalten hat. Zu bemerken war dieses wenigstens, wenn gleich mancher fragen wird, ob es denn auch gut sey, dass eine Sache zu tief in der Geschichte ihrer Entstehung, wie in ihrem Geburtswasser, schwimme.

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 SEPTEMBER, 1806.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der juristischen Literatur der preussischen Monarchie, seit der neuen Reform in der Legislation im J. 1794.

Dem sey aber wie ihm wolle, so trifft die Bemerkung wegen einer geringeren Publicität der Motive, die insbesondere auch in den Commentaren über das Landrecht und die Gerichtsordnung um so mehr sichtbar wird, je weniger die bisherigen Commentatoren auch nur einmal zum Ersatz dieses Mangels die vorhandenen doctrinellen Hülfsmittel gehörig in Bewegung gesetzt haben, doch nur das Hauptwerk des allgemeinen Landrechts und der Gerichtsordnung, nicht aber die auf neuere Veranlassung später hinzugekommenen Nachträge. Denn zu letzteren sind die Präliminär-Acten, aus welchen die Verhandlung der Motive erhellt, von den Herausgebern der Magazine, Beyträge, Archive, Annalen u. s. w. oft nur allzu reichlich und freygebig in das Publicum gefördert worden. Die Geschichte dieser neueren Ereignisse in der preussischen Legislation hat auch eine stehende Rubrik in der „deutschen Gesetzwissenschaft seit den neueren Legislationen — vom Legat. R. *Reitemeier*" (Bd. 1. St. 1. 2. Frankf. a. d. O. 1804. 8.) erhalten.

Unter den *Sammlungen der Quellen* sind bekanntlich die vorzüglichsten das allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten, die allgemeine Gerichtsordnung für die preussischen Staaten und die akademische Edictensammlung. Die beiden Auflagen, welche das allgemeine Landrecht erlebt hat, sind vom J. 1794 und v. J. 1804 (nach dem Datum des Drucks; 1803 nach dem Datum des Publications-Patents). Die letzte Ausgabe stimmt mit der ersten bis auf einen Punkt wörtlich überein. Es hat die Gesetzgebung nämlich die Veranstaltung getroffen, dass die Erläuterungen und Abänderungen des Landrechts, welche seit der ersten Auflage ergangen, und das allgemeine Recht betreffen, verkürzt gesammelt, der neuen Edition gehörigen Orts eingeschaltet, und unter dem Titel *des ersten Anhanges* u. s. w. zum Besten der Besitzer der älteren Edition besonders gedruckt sind. Die bisherige Folge der Paragraphen wird dadurch aber nicht gestört. Denn jene neueren Zusätze kommen, wie im *Corpus juris Romani* die Authentiken unter den Novellen, unter der eigenen Paragraphen-Zahl, die sie in dem gedachten *ersten Anhange* haben, mit kleinerer Schrift gedruckt, in der neuen Ausgabe des allgemeinen Landrechts vor. Nur die Erläuterungen und Abänderungen des Th. 2. Tit. 20 (des Criminalrechts) sind ausgelassen, weil derselbe durch das, als nächstens erfolgend angekündigte neue Criminalrecht für die preussischen Staaten ergänzt werden soll. Nimmt man es freylich genau, so unterscheidet sich die neue Auflage von der alten auch durch drey Seiten Druckfehler, welche jener angehängt sind, mit der Clausel, „dass unbedeutendere Fehler, so wie die der Interpunktion, der eigenen Correctur des Lesers überlassen worden sind." Diese Clausel ist für einen Rechtssatz zu halten, welcher die grammatische Interpretation des Rechts betrifft, sollte er auch apokryphischen Ursprunges seyn, und nicht sowohl von der Legislation, als aus der Druckerey herrühren.

Bey dem allgemeinen Landrechte verdienen zugleich ein paar Übersetzungen desselben bemerkt zu werden, eine lateinische und eine französische. Jene ist vorzüglich für Südpreussen bestimmt. Sie ist schon im J. 1797 erschienen, im J. 1800 aber mit folgendem neuen Titelblatte versehen worden: „*Jus Borussico-Brandenburgicum commune. Ex Germanico latine versum. Tomi IV. Berol. sumt. Nauck.* 1800." (5 Alph. 13 B. gr. 8. 6 Rthlr.) Die französische Übersetzung ist auf Befehl des französischen Justizministers von den Mitgliedern des Büreaus der ausländischen Gesetzgebung, unter dem Titel: *Code général pour les États Prussiens*, in fünf Bänden veranstaltet und in der Druckerey der Republik gedruckt worden.

Die allgemeine Gerichtsordnung hat in der neuen Ausgabe (1795) bedeutendere Veränderungen erfahren, als das allgemeine Landrecht. Sie sind erwachsen theils aus den seit der ersten Publication dieses Gesetzes ergangenen Declarationen und Erläuterungen über einzelne Materien, theils aus den der Legislation vorgelegten Bemerkungen der Landesjustizcollegien, welche die Hebung von Dunkelheiten oder Missverständnissen über gewisse Stellen der Processordnung, oder die Ergänzung der hier und da für besondere Fälle noch ermangelnden Vorschriften zur Absicht hatten. Die Declarationen sind gehörigen Orts sofort eingerückt, und die nach den Bemerkungen der Collegien für nöthig erachteten näheren Bestimmungen einzelner Vorschriften ergänzt worden. Unter solchen Umständen war es nicht wohl thunlich, hier auf gleiche Weise, wie solches bey dem Landrechte mittelst des *Anhanges* geschehen, für die Besitzer der früheren Ausgabe zu sorgen.

Was endlich die *Sammlung des Supplementarischen* betrifft, so hat die Legislation bisher selbst dafür gesorgt, dass bey den neuen Ausgaben des Land-

rechts und der Gerichtsordnung das Neuere, in seine Resultate kurz zusammengezogen, mit Einem Male nachgetragen worden ist, theils durch Einschaltung, theils durch Beygebung von Anhängen. Von solchen officiellen Zugaben ist erschienen: „Erster Anhang, worin die bisher ergangenen Abänderungen und Ergänzungen des allgemeinen Landrechts verkürzt gesammelt sind. Berlin, 1803." Er ist unter öffentlicher Autorität gedruckt, und die Besitzer der ältern Edition des Landrechts werden in dem Publications-Patente zur neuen Auflage ausdrücklich auf ihn verwiesen. Eben so ist bey jeder Fortsetzung der Edictensammlung das rückwärts liegende Neuere sorgfältig zusammengefasst worden. Dagegen aber fehlte es geraume Zeit an einem officiellen Werke, welches bey den längeren Zwischenperioden von einer Ausgabe oder Forsetzung zur anderen mit dem Neuen schnelleren Schritt hielt, wesshalb denn die Geschäftsleute oft nicht gut Umgang nehmen konnten, interimistischer Weise sich auch wohl auf Privat-Gesetzsammlungen zu beziehen. Diesem Mangel ist aber durch folgende officielle heftweise erscheinende Schrift abgeholfen worden: „*Karl Ludw. Amelang's* neues Archiv der preussischen Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit. Berlin, bey Nauck." (Bd. 1. 2. 1800—1803. gr. 8.), worin das Neue, so wie es erfolgt, sogleich zur Kenntniss gebracht wird. Es ist dieses das zweyte officielle Journal, dessen sich die preussische Regierung zur Beförderung ihrer legislativen und administrativen Massregeln bedient. (Ein anderes ist von ihr zur Erleichterung der neuen Organisation von Südpreussen veranstaltet worden.) Die Materialien werden dem Herausgeber des neuen Archivs aus dem Büreau des Grosscanzlers geliefert. Der officielle Charakter des Journals erhellt aber noch deutlicher aus dem der neuen Ausgabe des allgemeinen Landrechts vorgedruckten Publications-Patente vom 11 Apr. 1803.

Ausser dem gedachten *neuen Archive* hat es aber auch nie an nicht officiellen Werken, mit demselben Zwecke einer zeitigen Supplirung der Quellen, vorzüglich des Landrechts und der Gerichtsordnung, gefehlt. Es gehören hierher folgende periodische Werke vermischten Inhalts, welche, so fern sie gleichzeitig für jenen Zweck der Supplirung neben einander fortgingen, auf Kosten des Publicums auf eine unangenehme Weise collidirten:

1) „Annalen der Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit in den preussischen Staaten. Herausgegeben von *Ernst Ferd. Klein.* Berlin und Stettin bey Fr. Nicolai." Von diesem schätzbaren Werke haben wir 21 Bände (1788—1801) vor uns. Es hat eine stehende Rubrik für die neueren Gesetze im Landrechte und der Gerichtsverfassung.

2) „Repertorium für praktische Juristen in den preussischen Staaten. Lieferung 1—3. Berlin bey Nauck. 1793. 1794. 8." Erst auf dem Titel der dritten Lieferung hat sich der hernach um die juristische Literatur noch verdienter gewordene, zu früh bereits verstorbene Hoffiscal *Stengel* als Herausgeber genannt. In die Stelle dieses Repertorii sind gleich darauf mit dem J. 1795 nach einem erweiterten Plane die noch fortgehenden *Eisenberg-Stengelschen Beyträge* getreten.

3) „Beyträge zur Kenntniss der Justizverfassung und juristischen Literatur in den preussischen Staaten. Herausgegeben von *F. P. Eisenberg* und *Stengel.* 6 Bände nebst Register. Berlin bey Nauck und Bd. 6 bey Voss. 1795—1798. Von *Stengel* allein fortgesetzt vom 7 bis 15 Bde. Halle in der Waisenhausbuchhandlung, 1799—1802. — Von da an, nach *Stengel's* Tode, bis jetzt fortgesetzt von *August von Hoff.* Halle ebendaselbst. Bd. 16 fq. 1803 fq." Rec. hat die Fortsetzung bis und mit Bd. 18 vor sich. Das Werk geht noch fort, und hat vom Anfange an bis jetzt in seinem Plane keine wesentliche Veränderung erfahren, ausser dass man sich vom 15 Bande an, auf allgemeinen sehr gerechten Wunsch des Publicums, mehr der Kürze befleissiget, und manches Überflüssige weggelassen hat. Mit dem 7 Bande continuirte es, zum Besten neu eintretender Käufer, unter dem Nebentitel *neue Beyträge*, auch mit einer frischen Bändezahl. Der 18 Band enthält das Register über Band 7 bis 18.

4) „Archiv des preussischen Rechts. Herausgegeben von *Amelang* — und Dr. *Gründler.* Bd. 1—3. 1799. 1800. Berlin bey Nauck. 8." Längst eingegangen.

5) „Magazin der Rechtsgelehrsamkeit in den preussischen Staaten. Herausgegeben von *Chr. Ludw. Paalzow.*" 7 Bände, so weit das Werk vor uns liegt. 1800—1804. Berlin, bey Schöne. 8. Eine Rubrik dieses Magazins lautet auf Ergänzungen und Abänderungen des allgemeinen Landrechts, der allgemeinen Gerichtsordnung, der Hypotheken- und Depositalordnung, der Stempelverordnung u. s. w.

Mit diesen fünf periodischen Werken *vermischten Inhalts*, unter welchen die jetzt *von Hoffschen Beyträge* für den hier bloss in Frage befindlichen Zweck der Quellen-Supplirung in mehrerem Betrachte ausgezeichnet zu werden verdienen, sind vorzüglich noch folgende drey Privatschriften zu verbinden, deren Inhalt ausschliesslich dieser Art des Sammelns und Nachsammelns gewidmet ist:

1) „*Stengel's* Supplemente zu den Auszügen aus den zur Ergänzung und näheren Bestimmung der preussischen Processordnung ergangenen einzelnen Verordnungen. Berlin bey Matzdorf. 1791." Der Herausgeber hat bald darauf in der ersten Lieferung seines *Repertorii* Supplemente dazu geliefert.

2) „Vollständige Sammlung aller bisher ergangenen Entscheidungen der königl. preussischen Gesetz-Commission. Erste Sammlung. Berlin, 1797. Zweyte Sammlung erstes Heft. 1798. 8. bey Matzdorf." Sie fängt mit dem J. 1787 an, und geht bis zum J. 1795. Aus dieser Periode liefert sie in Summa 208 Entscheidungen. Der Herausgeber hat bloss aus gedruckten Quellen geschöpft; daher lässt sich die auf dem Titel gerühmte Vollständigkeit wohl mit Recht noch bezweifeln. Einen grossen Theil der Brauchbarkeit hat die Sammlung durch die neue Ausgabe des allgemeinen Landrechts verloren, in welche die meisten Entscheidungen der Gesetz-Commission den Resultaten nach übergegangen sind. Dass übrigens dergleichen

Entscheidungen mit Recht zu den Quellen gerechnet werden, kann nicht zweifelhaft seyn, da sie nicht blofs für diejenigen Fälle, denen sie ihre Veranlassung verdanken, sondern auch für alle künftige von gleicher Art gesetzliche Kraft haben.

3) „*Chr. Ludw. Paalzow's* Handbuch für praktische Rechtsgelehrte in den preussischen Staaten. 2 Bände. Berlin, bey Nauck. 1802." (2 Rthlr. 16 gr.). Der dritte Theil wird sich auf die Gerichts-Deposital- und Hypotheken-Ordnung erstrecken. Die beiden ersten gehen blofs auf das allgemeine Landrecht, und enthalten die Ergänzungen, näheren Bestimmungen und Abänderungen, kurz aller neueren gesetzlichen Bestimmungen, im weitesten Sinne des Worts, die das Landrecht seit seiner Einführung erfahren hat. Es erstreckt sich also nicht blofs auf förmliche Verordnungen, Edicte u. s. w., sondern auch auf Entscheidungen der Gesetz-Commission, der Jurisdictions-Commission, und selbst auf Präjudicia. Das Werk selbst folgt der Ordnung der Titel und Paragraphen des allgemeinen Landrechts. Das Criminalrecht ist jedoch auch hier, wegen der ihm bevorstehenden Reform, ausgeschlossen geblieben.

An diese Reihe von Schriften schliesst sich endlich auch noch *Hoffmann's* „Repertorium sämmtlicher, das Hypotheken-Wesen in den preussischen Staaten betreffenden Landesgesetze. — Züllichau 1803." In der zweyten Abtheilung desselben findet man (was man da nicht suchen sollte) verschiedene gröfstentheils ungedruckte Declarationen der Hypotheken-Ordnung vom 20 May 1783, namentlich auch das noch nirgends abgedruckte, mit so vieler und gründlicher Sachkenntnifs abgefafste Publicandum der pommerschen Regierung vom 2 Oct. 1797.

(*Die Fortsetzung folgt nächstens.*)

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Maurer: *Vermischte Schriften*, von Dr. *Johann Friedrich Zöllner*, königl. preuss. Ober-Consist. und Ober-Schulrathe, Probst in Berlin, u. s. w. 1804. *Erster Theil.* VI u. 274 S. 8. (20 gr.)

Diese kleine Sammlung des verewigten Z. trägt in einer planen, schmucklosen Sprache die beherzigungswerthesten Wahrheiten vor, und es würde uns leid thun, wenn diese Aufsätze bey der grofsen Bücherfluth, womit jede Messe unser Vaterland überschwemmt, übersehen werden sollten! Die gesunde Lebensweisheit und der wahrhaft humane Sinn, der aus ihnen spricht, hat mehr innern Gehalt, als die schimmerndsten Paradoxen und künstlichsten Formelwerke, womit uns so manche stolzen Schriftsteller des Tages heimsuchen. Wir geben eine kurze Übersicht dessen, was dieser Theil enthält:

I. *Das neunzehnte Jahrhundert.* Nach einigen, zwar nicht neuen, aber doch richtigen Bemerkungen über gröfsere und kleinere Zeitabschnitte, hebt der Vf. aus dem Gemälde des achtzehnten Jahrhunderts diejenigen Züge aus, welche uns daran erinnern können, *was wir für das neunzehnte Jahrhundert zu hoffen haben, und was uns in demselben zu thun übrig bleibt.* Der Weg, den wir zurück gelegt haben, ist ehrenvoll, aber der, den wir zum Ziele noch vor uns haben, ist noch lang und mühsam. Unter *Ziel* denkt sich der Vf. keinen idealischen Traum von Vollkommenheit und Glückseligkeit, sondern das, was für das Menschengeschlecht auf Erden wirklich zu erreichen ist, und wornach jeder auf seinem Standpunkte streben mufs, wenn er nicht das Interesse der Menschheit verrathen will. Unter die entschiedenen Vorzüge des achtzehnten Jahrhunderts rechnet es der Vf., dafs in demselben *die Mittel, wodurch Cultur und Aufklärung bewirkt werden können, allgemein vorbereitet worden sind.* In unseren *Büchern* steht viel Vortreffliches, was aber nicht in die Köpfe und in das Leben der Lesenden übergegangen ist. Dieser Satz wird mit den treffendsten Beyspielen belegt, die aber keines Auszugs fähig sind. Was unter anderen S. 14 von den feynwollenden Genies gesagt wird, die ihre herrlichen Talente verschwenden, dem guten Geschmacke, dem sittlichen Zartgefühl, selbst dem gewöhnlichsten Anstande trotzen, die sich vor den Augen des Publicums kindischen Muthwillen, rohe Unsittlichkeiten und Zügellosigkeit von aller Art erlauben, und doch auf Achtung Anspruch machen, — das alles unterschreiben wir aus voller Überzeugung. Die einfache, aber folgenreiche Regel, welche der Vf. der Beherzigung seines Publicums empfiehlt, und worauf er nachher seine warmen Ermahnungen gründet, ist folgende: „liebet die Wahrheit, ehret die Tugend!" Sehr wahr ist's, was S. 30 über den verpestenden Einflufs des Krieges auf die Sittlichkeit der Völker und Grofsen gesagt wird. Die jetzt so oft nachgelallte Behauptung, dafs die Tugend sehr wohl ohne Religiösität bestehen könne, vergleicht der Vf. mit derjenigen, dafs die Gewächse weder des natürlichen Bodens, noch der Einwirkung des Himmels, noch der Wurzeln zu ihrem Gedeihen bedürfen, weil man ja Pflanzen in einer an sich saftlosen Masse, in reinem Wasser, bey Ofenwärme und Lampenschein, ja sogar in einer Stellung ziehen könne, worin sie genöthigt sind, die Zweige in Wurzeln und diese in jene umzubilden. „So wenig (fügt Hr. Z. hinzu) *darum* jemand den ganzen Land- und Gartenbau auf Blumentöpfe und Treibhäuser zurückbringen möchte, so wenig ist es der menschlichen Natur angemessen, die Tugend durch Hinwegräumung der Religiösität ihres natürlichen Bodens und ihres himmlischen Einflusses zu berauben."

II. *Die goldene Zeit. Fragment eines Gesprächs zwischen einer jungen Dame und einem Philosophen.* Die eitle Sehnsucht nach einem goldenen Zeitalter wird hier mit Einsicht gewürdigt. Wo richtige Kenntnifs der Natur des Menschen und seiner Verhältnisse, und ausdauernder Ernst, dieser Kenntnifs gemäfs, die Gesetze der Tugend zu üben, die Grundlage des Verhaltens sind, da fühlt der Mensch sich zufrieden, ohne Stein des Weisen, ohne goldenes Zeitalter, u. s. w. Anstatt Asträen einen Altar im eigenen Busen zu bauen, wollen jedoch die meisten Menschen die Göttin lieber mit Sturm auf den Thron erheben. Alles zwar nicht neu, aber doch gut und bündig gesagt! III. *Über Spe-*

culative und praktische Köpfe. Ein Auffatz voll feiner und treffender Bemerkungen, die aber keines Auszugs fähig find. Der Vf. zeigt fich darin zugleich als einen fcharffinnigen Beobachter des Menfchenlebens. Sehr richtig ift unter anderen das, was über die Entftehung der Schwärmerey aus Überdrufs an mechanifchen Arbeiten gefagt wird. Die Frage, in wie fern die Fähigkeit zur Speculation bey der mechanifch arbeitenden Volksklaffe zu wecken fey? wird S. 98 fg. gut beantwortet. Was über die Bildung folcher Menfchen durch die Sittenlehre gefagt wird, ift ebenfalls richtig; nur ift es zu beklagen, dafs das Handeln der grofsen Welt, die fich über fittliche Grundfätze erhaben glaubt, die nur der Politik und dem Egoismus huldigt, diefer praktifchen Bildung die gröfsten Hinderniffe in den Weg legt! Wir halten daher diefe Bildung in unferem gegenwärtigen Zeitalter für befonders fchwierig. Mit Vergnügen lefen wir die Aufserungen des Vfs. über den Werth des philologifchen Studiums. Die alten Klaffiker werden für den Jüngling fchon, in Anfehung ihres Inhalts, eine mannichfaltige Quelle der Geiftesbildung; fie verfchaffen ihm aber auch dadurch vornehmlich einen unfchätzbaren Gewinn, dafs fie neben feinem Gefchmack und Gefühle auch feinen Verftand, feine Beurtheilung und feine praktifche Vernunft nähren, und ihn in den Stand fetzen, überfinnliche Gegenftände mit der gehörigen Theilnahme zu behandeln. In Rückficht des Schwindels, der jetzt in der aufkeimenden philofophifchen Welt epidemifch geworden ift, nährt der Vf. die Hoffnung, dafs er bald verfchwinden werde. Kein Unbefangener wird Bedenken tragen, dem Vf. in der Würdigung des Werthes des fpeculativen und praktifchen Lebens beyzutreten. Er hat feinen Gegenftand von allen Seiten beleuchtet. IV. *Reife nach Helgoland im Jahr* 1793. Von diefer Reifebefchreibung haben fchon zwey Fragmente in dem *Berliner Archive der Zeit und des Gefchmacks* geftanden. Rec., der ein Freund von folchen kleinen Reifebefchreibungen ift, die aus eigener Anfchauung gefchöpft find, las diefe belehrenden, und in einem lebhaften Tone vorgetragenen Reife-Bemerkungen mit vielem Vergnügen. S. 149 kommt unter anderen etwas vor über eine der erften Naturmerkwürdigkeiten der Infel *Helgoland* — über die *Pholaden*, welche diejenigen Thonlagen, die in der Höhe des gewöhnlichen Wafferftandes zur Ebbezeit ftreichen, durchbohren, und bey diefer Gelegenheit erhalten *Wittens* Ideen über die ägyptifchen Pyramiden eine bittere Abfertigung. Anziehend ift die Schilderung der Helgoländer und Helgoländerinnen, diefer unverdorbenen Naturmenfchen; intereffant find die Züge ihrer Ehrlichkeit, Zucht, ihres Nationalftolzes u. f. w. Wenn gleich Hn. *Z's.* hie und da eingeftreute Schilderungen der fchönen oder grofsen Natur mit denjenigen, die man hie und da in *Matthiffon's* leider! noch immer nicht fortgefetzten *Briefen* findet, die Vergleichung nicht aushalten, fo gewähren fie doch immer eine angenehme Unterhaltung. V. *Über Sprachgebrauch.* Der Vf. gehört zur Klaffe derjenigen, welche keine unbedingte Ehrfurcht für den Sprachgebrauch hegen, fondern manchen Theil feines Befitzftandes für blofse Anmafsung halten, woraus er durch zweckmäfsige Vorkehrungen vertrieben werden follte; doch geht er dabey nicht zu rafch zu Werke, fondern ftellt vorher eine umftändliche Unterfuchung über die Gerechtfame des Sprachgebrauchs an, worauf er fodann die zu beobachtenden Regeln gründet. Die Definition, die er vom Sprachgebrauch giebt, ift bündiger, als die, welche andere Sprachforfcher davon gegeben haben: „Sprachgebrauch, fagt er, ift die, durch Übereinftimmung eines Volks gewöhnlich gewordene Art, fich auszudrücken." Zu feinem Gebiete rechnet er die Bedeutung der Wörter, ihre Bildung und Beugung, die Wortfügung, die Wortftellung, die Redensarten und die Würde der Wörter. Der grofse Unterfchied zwifchen todten und lebenden Sprachen wird nicht überfehen. Gelegentlich kommen manche treffende Bemerkungen vor. So findet, nach S. 205, die Trennung der Sprache, *die geredet*, und der, *die gefchrieben wird*, am wenigften in England, am meiften in Deutfchland ftatt. Diefe Verfchiedenheit der Bücherfprache und der Sprache des gemeinen Lebens ift in Deutfchland fo grofs, dafs wir immer einen Schatten des Lächerlichen auf jemanden werfen, von dem wir fagen: „er fpreche, wie ein Buch." Was hie und da gegen den verdienftvollen *Adelung* erinnert wird, ift einer ausführlichern Prüfung werth, als uns diefe Blätter geftatten. Über den *Sprachgebrauch in der Philofophie* kommt S. 249 fg. viel Durchdachtes vor. Dafs manche philofophifche Wahrheiten unaufhörlich — aber immer nur bis auf den Punkt abgehandelt werden, wo fie erft anfangen, philofophifch zu werden, dafs Taufende ihre Zeit und ihre Kraft an einer unphilofophifchen Philofophie verfchwenden, und in dem Wahne, dafs fie philofophiren, nur ein lofes Gefchwätz treiben, — (S. 253) diefs werden nur diejenigen dem Vf. ableugnen, die felbft zu jenen lofen Schwätzern gehören. Was der Vf. S. 262 behauptet, dafs die Vertraulichkeit der Deutfchen mit der Philofophie der Britten kein Gewinn für die Wiffenfchaft in Deutfchland gewefen fey, darf nicht ohne manche Einfchränkung und genauere Beftimmung angenommen werden. VI. *Zufatz zur Reife nach Helgoland, für Naturhiftoriker.* Enthält ein, Hn. *Z.* von den für die Wiffenfchaft zu früh geftorbenen *Abelgaard* mitgetheiltes Verzeichnifs der Gewächfe und der Thiere, welche auf *Helgoland* zu Haufe find, oder auf ihren Zügen die Infel befuchen; eine den Freunden der Naturgefchichte gewifs willkommene Beygabe!

Noch bemerken wir, dafs diefe *kleinen Schriften*, — wofür die Freunde heller philofophifcher Anfichten und eines fchlichten Ausdrucks dem biedern Vf. im Geifte danken werden, — den *zehnten* und letzten Theil feines gemeinnützigen *Lefebuchs für alle Stände* ausmachen.

Kw.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 6 SEPTEMBER, 1806.

MEDICIN.

LEIPZIG, b. Weigel: *Briefe über Brown's System der Heilkunde.* Von *F. G. Wezel*, der Arzneykunde Doctor. 1806. gr. 8. (21 gr.)

Vorstehende Briefe sind eine ganz eigene, wundersame Erscheinung in unserer Literatur. Vernunft und Unvernunft, richtige Ideen und die bizarresten, abenteuerlichsten Phantasmen finden sich in ihnen so ganz sonderbar vermischt und in einander verschmolzen, dass wir lange uneinig mit uns waren, ob wir diese Schrift als das Product einer bloss excentrischen, luxurirenden Phantasie, und einer daraus hervorgegangenen verkehrten Naturansicht, oder vielmehr als die Frucht eines gänzlich verwirrten Kopfes aussprechen sollten, bis uns endlich ein sehr merkwürdiger Ausspruch des Vf. zu einer, wie wir glauben, sehr glücklichen Auflösung dieses Problems führte. Bey Gelegenheit nämlich, wo Hr. *W.* vom Wahnsinne handelt, findet sich eine sehr scharfsinnige Distinction zwischen jener Art des Wahnsinns, von dem man entweder *besessen* ist, oder den man *besitzt*. Nach einer näheren Beleuchtung der hier angegebenen Kriterien und des Charakters der vorliegenden Schrift, ist es nun keinem weiteren Zweifel mehr unterworfen, dass ihr Vf. in der That von jener Art des Wahnsinns besessen ist, von welchem S. 230 behauptet wird: dass je reiner, herrlicher, in sich vollendeter, ganzer ein vom Wahnsinne begeistertes Gemüth sey, desto tiefer, prophetischer sey dessen Blick ins Innere der Erde, ins Herz und Centrum aller Creatur, desto göttlicher seine Offenbarung, heller sein Witz, gediegener seiner Rede Wahrheit.

Bey einer genaueren Beleuchtung des Wesens dieser Schrift müssen wir uns selbst über die frappante Übereinstimmung zwischen der Denkart des, von jener Art des Wahnsinnes begeisterten Gemüths, und der unseres Vf. wundern. Wie prophetisch ist nicht sein Blick ins Innere der Erde, des Himmels und aller geschaffenen Creaturen, wie göttlich seine Offenbarungen über alle Mysterien des Universums, wie lichtvoll seine Ansichten über die Elemente, die Geister, die Planeten, und alle Geheimnisse der Natur! Durch welche hohe Begeisterung, tiefen Mysticismus, glühende Phantasie offenbaret sich diess, von einem göttlichen Wahnsinn ergriffene Gemüth! Und damit kein Zug zu jenem Bilde fehle, wie pathetisch, Bilder- und Blumenreich, sich zum poetischen Schwunge, ja selbst zum Rhythmus erhebend, ist die Diction! Hr. *W.* wird sich durch diese Behauptung gewiss nicht beleidigt, vielmehr geschmeichelt finden, da er S. 231 ausdrücklich bemerkt, dass jene Art des Wahnsinns, welchen er auch den *von oben* nennt, der Vernunft nicht so schnurstracks entgegenstehe, wie in den Lehrbüchern der Psychologie behauptet werde; vielmehr sey jene Gattung des Wahnsinns die Höhe und der Triumph derselben; *ja man könne sagen, der geradeste und sicherste Weg zur Vernunft führe durch das Land des Wahnsinns!* Wie viel vortreffliche, die höchste Vernunfthöhe bezeichnende Werke haben wir daher noch vom Hn. *W.* zu hoffen, der vor so vielen Sterblichen sich des grossen Vorzugs zu rühmen hat, schon jetzt in jenem geheimnissreichen Eldorado zu wandeln!

Um den Lesern eine nähere Anschauung von diesem zugleich so göttlichen, als vernünftigen Wahnsinne zu verschaffen, erlaube man uns zum Schluss einige charakteristische Stellen, als Proben heraus zu heben. Zuvor bemerken wir jedoch, dass wir auch hier und da auf einzelne glückliche Gedanken gestossen sind, welche wie Blitzesstrahlen das dunkle, mystische Bild erleuchten. Hierher rechnen wir mehrere Aussprüche, welche sich im zweyten Briefe über *J. Brown*, seine Gegner und Schüler finden, ferner die Ansicht über Krisen, über specifische Mittel, und über die Jahreskrankheiten. Nun jene Proben! S. 121. Hat der Mensch zu viel von der Natur an sich gezogen, *sich gleichsam mit Natur überladen*, so ist des überschrittenen Masses Strafe eine sthenische Krankheit im höheren oder geringeren Grade. — Enthält sich aber der Mensch zu sehr der Natur, so entsteht asthenische Krankheit. S. 151. Das Wesen aber aller Miasmen und Contagien ist *Feuer*, und ihre Wirkung auf die Lebendigen Verbrennung. S. 169. Gleichwie aber alle Dinge in vier Elementen bestehen, und jedem derselben eine besondere Gegend der Welt, Kraft göttlicher Weisheit, angewiesen ist, so dass der Ost der Pallast des Luftgeistes, der West aber die Behausung des Wasserkönigs ist, im Süden des Feuers heilige unermüdliche Kraft, und im Norden das Scepter der alten Erde waltet, jedem dieser Elemente aber ein eigenthümlicher Kreis von Bildungen zukömmt, und es eben so wohl Luft- als Erdkräuter, Feuer- als Wassergewächse, Thiere, Gestein und Menschen giebt: also offenbart sich auch in jenen Pflanzengeschlechtern, welche wir Krankheiten nennen, derselbigen Vierfürsten Geist und Gewalt, in deren Händen Alles ruht, was lebet und webet. — S. 172. Da nun jede Krankheit durch Physionomie und Gestalt andeutet,

aus welchem Elementarreich sie entsprossen, so sehe ich nicht, dafs die Alten so gar thöricht gewesen, wenn sie von Farbe und Ansehen gewisser Kräuter und Blumen auf die Krankheiten schlossen, in welchen sie heilsam seyn konnten. — S. 240. Was endlich das Nachtwandeln betrifft, so hat es, gleich wie Ebbe und Fluth, seinen Grund in dem magnetischen Verhältnifs der Erde und des Mondes. Denn es geht der Mond zwar seine himmlische Bahn, *doch weifs er nicht, was er thut, und kann sich nimmer aus dem Traume finden.* Also auch der Nachtwandler u. s. w. S. 261. Denn so du zu einem Gichtbrüchigen sprichst: Stehe auf und sey gesund! und du hast den Glauben in dir, so geschiehets, und der Kranke mag dir so wenig widerstreben, wie das Eisen, wenn's der Magnet anzeucht; sintemal dem Glauben kein Ding unmöglich! S. 267. — Auch wird es dich nicht mehr befremden, wenn ich dir meinen Glauben an eine *Universalarzney* bekenne. In wem der Geist des ewigen Eins ganz ergriffen, und im Allerheiligsten gesalbt zum Mittler zwischen ihm, dem Vollkommenen und der gefallenen, mangelhaften Menschheit, der wird endlich, Kraft göttlicher Nothwendigkeit, oder Eingebung von oben, auf ein eigenes Mittel getrieben, des Menschen Wesen mit dem, der Alles ist in Allem, wieder auszusöhnen. Denn es ist nur eine Welt und ein Organismus; warum sollte mehr als ein Mittler seyn zwischen dem ewigen Vater und seinem abtrünnigen Kinde? Dieses Wunder aber zu ergründen, ist kein Werk irdischer Heilkunst, sondern himmlischer Kunst und Weisheit, es wird nicht genommen, sondern gegeben, nicht erfunden, sondern es findet selbst das Gemüth auf, welches einer solchen Gabe Gottes werth ist.

Das heifst doch wirklich mit Verstand rasen!

S. S.

Wien, b. Rehms Wittwe: *Versuch einer militärischen Staatsarzneykunde in Rücksicht auf die kaiserl. königl. Armee.* Herausgegeben von *Anton Beinl Edlen von Bienenburg*, der Med. und Chir. Doct., Sr. k. k. Majestät Rath, ord. öffentl. Professor der chirurg. Institutionen und Operationen u. s. w. an d. k. k. med. chirurg. Josephs-Akademie. 1804. 447 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Soll die medicinische Polizey von einem so unbedingt vortheilhaften Einflusse seyn, als sie dessen ihrem Wesen nach in einem cultivirten Staate fähig ist: so ist ihre Anwendung auf die verschiedenen Stände und Verhältnisse des Menschen hiezu das erste Erfodernifs. Mit allgemeinen Gesetzen hat man in kurzer Zeit das Archiv der medicinischen Gesetzgebung, Rec. möchte sagen, nur zu freygebig bereichert; aber ihre Anwendung auf besondere Stände ist, einige Rhapsodien ausgenommen, unterblieben. Daher war es ein sehr glücklicher Gedanke des Vf., ein Gesetzbuch für das Militär in medicinisch-politischer Hinsicht zu entwerfen, und Rec. kann nichts sehnlicher wünschen, als dafs es bey den Behörden einen tiefen Eindruck mache, der sie zu Befolgung der gegebenen Vorschriften anregt. Nirgends ist die medicinische Polizey nöthiger, als bey dem Soldaten, weil sein Stand tausend Gelegenheiten, ihr entgegen zu handeln, darbietet; aber nirgends leidet sie auch so viele Einschränkungen, und nirgends mufs sie in anderen Fällen so sehr erweitert werden, weil der Soldat, vorzüglich in Kriegszeiten, sie nothwendig verletzen mufs, wenn eine militärische Absicht erreicht werden soll, auf der anderen Seite sie aber oft so muthwillig verletzt, wenn er im Taumel des Sieges und Ueberflusses seinen Trieben keine Schranken zu setzen weifs. Daher ist nicht jedes ärztliche Individuum berechtigt, sich zum medicinisch-polizeylichen Gesetzgeber für das Militär zu bestimmen. Treue, mit scharfem Blicke wiederholte Beobachtung und lange Erfahrung müssen vorausgesetzt werden: Erfodernisse, denen so selten ein militärischer Arzt Genüge leisten kann, die man aber in dem schätzbaren Werke des Vf. in vollem Masse befriedigt antrifft.

I. *Von den verschiedenen Parthien, aus welchen die k. k. Armee besteht, von ihrem Dienste, und der persönlichen Auswahl dazu.* Der Feldarzt mufs, da ihm die Beurtheilung eines neu angeworbenen Soldaten in Ansehung der Diensttauglichkeit überlassen wird, wenigstens einige Begriffe von den verschiedenen Dienstleistungen haben, die bey dem Soldaten vorkommen, um bestimmen zu können, zu welcher Gattung dieses oder jenes Individuum tauglicher seyn dürfte. Der Verf. setzt daher kurz die verschiedenen Dienste und Armatur der verschiedenen Arten von Fufsvolk, nämlich der Füsiliers, Grenadiers, Jäger, Artilleristen, Mineur, Sappeur, Pionnier, Pontonier, Handwerksleute beym Artilleriezeugamt, Feldbäcker, und der Reiterey, Cürassier, Dragoner, Husaren, Fuhr und Packknechte aus einander, und bestimmt, welche Körperbeschaffenheit für jede Art des Dienstes erfodert werde. II. *Die Rekrutirung und die ärztliche Unterhaltung der Neuangeworbenen.* Ein sehr lehrreiches Kapitel, aus dem man den erfahrnen Feldarzt und den für die Zöglinge im chirurgischen Fache für Armeen geeigneten Lehrer deutlich erkennt. Es verdient eine grofse Beherzigung, weil die Betrügereyen bey dem Untersuchen des Rekruten nicht zu zählen sind. Ein Feldarzt mufs zu beurtheilen wissen, ob der Neuangeworbene alle mit dem Soldatenstande verbundenen Strapazen auszuhalten fähig sey, und er darf sich nicht durch die mancherley Ränke, die bey Werbungen vorgehen, verführen lassen, einen nach Regeln geprüften und ungesund befundenen Menschen für diensttauglich anzuerkennen. Aber es werden hier auch mancherley Kenntnisse vorausgesetzt. Der Vf. giebt Anleitung, diese Untersuchung gehörig anzustellen, in Hinsicht des schicklichsten Alters, der Körperlänge, der Beschaffenheit und Gebrechen der äufseren Theile; und solcher Krankheiten, welche dem Auge entgehen, deren Daseyn entweder vom Rekruten geleugnet, oder fälschlich vorgeschützt wird. Nebst dem sind diese Regeln ein schätzbarer Beytrag zur Lehre, die verheimlichten und erdichteten Krankheiten zu entdecken. III. *Was*

bey den Transportirungen der Rekruten zu ihren Regimentern zu beobachten. Da der Marsch aus verschiedenen Gegenden, und in verschiedenen Jahreszeiten unternommen wird, so hat die Art, wie dieses geschieht, nothwendig einen bedeutenden Einfluss auf die Gesundheit. Um diesen häufigen Ursachen des Erkrankens zu steuern, von welchen freylich einige schwer aus dem Wege zu räumen sind, macht der Vf. folgende Vorschläge: dass jedem Rekruten vom Handgelde bis zum Transport etwas weniges zurück behalten werde, dass es den Werbern nicht erlaubt sey, die Rekruten zur Schwelgerey anzuführen, dass in Werbhäusern oder Casernen die Werb-Commandanten für die Beschaffenheit, Quantität und Preis der Nahrung und Getränke Sorge tragen, und darauf sehen, dass jeder ordentlich zu Mittag esse, dass für hinlängliche Bewegung der Mannschaft gesorgt, und wo Dirnen sich einfinden, dieselben wöchentlich visitirt, und angesteckte entfernt werden. Vorzüglich trägt er auf ordentliche Transporthäuser auf den Stationen an, in welchen Reinlichkeit herrsche, und überhaupt für alles Nöthige gesorgt sey, besonders dass nicht zu viele in ein Zimmer gelegt, diese zur Winterszeit nicht zu stark geheizt werden; er verlangt Reinlichkeit und Sauberung auf dem Marsche, nicht zu grosse Märsche und Transporte, und jederzeit die Begleitung eines Feldarztes u. s. w. IV. *Etwas über die Kleidung der Soldaten und ihre Rüstungsarten.* Möge man doch bald aufhören, mehr die äussere, glänzende, aber der Gesundheit so oft äusserst nachtheilige Form des Soldaten, als sein physisches Wohl zu berücksichtigen! Im letzten Kriege focht der Franzose mit langen Pantalons und leichtem Rocke glücklicher, als sein steifer Feind. Die von dem Vf. vorgeschlagenen Hosenträger kann Rec. nicht billigen, sind sie zu straff, so verursachen sie einen zu starken Druck auf die Achsel, der den Mann in der freyen Bewegung hindert; sind sie zu lang, so helfen sie zu nichts, und elastische sind für das Militär zu kostspielig. Das Abschneiden der Haare, und das Verbot, sie zu pudern, ist nun wirklich bey der k. k. Armee ins Werk gesetzt. V. *Von der Nahrung des Soldaten.* Ein eben so gut ausgearbeitetes, als wichtiges Hauptstück. Vor allem ist dasjenige wichtig, was der Vf. in Hinsicht der nöthigen Aufsicht auf Verpflegsbeamten, Lieferanten und die Kleinhändler bey einer Armee vorbringt. Der schändliche Eigennutz derselben ist oft ein viel wichtigerer Feind, mit dem die Armee zu kämpfen hat, als jener, der bloss mit Kriegswaffen ihr entgegen steht. Interessant und lehrreich ist die Beschreibung der für die Nahrung der Soldaten bey der k. k. Armee getroffenen Anstalten, die Vorschläge, die Güte der Nahrungsmittel zu untersuchen, und durch welche Surrogate der Mangel derselben zu ersetzen sey. Indessen hätte sich der Vf. doch in manchen Punkten kürzer fassen können; z. B. bey den Bemerkungen über das Wasser, den Wein, u. d. gl. da hier seine Absicht nur ist, die bekannten Gesetze der Gesundheitspolizey auf das Militär anzuwenden. Indessen sieht man diese Weitläuftigkeit gern, indem uns der Vf. dafür durch seine interessanten Reflexionen in Beziehung auf die verschiedenen Lagen, in welche der Krieger versetzt wird, entschädigt. Den Reis, um zu verhindern, dass er nicht wurmstichig werde, und nicht zu lange kochen müsse, zuerst abzusieden, und dann getrocknet in Fässern zur Armee zu schicken, würde Rec. nicht rathen, weil er bey der geringsten Unvorsichtigkeit im Trocknen noch leichter dem Verderbnisse ausgesetzt würde, und weil dadurch auch zu viel an Nahrungsstoff verloren gehen würde, dessen doch der Soldat am nöthigsten bedarf. Auch wäre es besser, den Genuss der Schwämme den Soldaten ganz zu untersagen, als ihnen über die giftigen und unschädlichen Unterricht zu geben. VI. *Die Standquartiere.* Die Casernen vorzüglich verdienen eine bessere Einrichtung, wenn sie nicht fernerhin noch eine reichliche Quelle von Krankheiten darbieten sollen. Gut ist der Vorschlag, dass der Feldarzt die Topographie seines Standquartiers liefern soll; aber ein kurzer Aufenthalt ist für eine solche Arbeit unzureichend, und ein langer ist dem Feldärzte nicht so häufig gestattet. Allein es möchte eine gleich wichtige Sorge die seyn, dass die Feldärzte auch die hiezu nöthigen Kenntnisse besitzen. VII. *Von den militärischen Übungen.* Regeln, die sowohl für den Feldherrn als für den seine Rekruten übenden Corporal zu beherzigen sind. VIII. *Von dem Dienste.* IX. *Von den Märschen.* X. *Über jene Dinge, die sich im Lager zu ereignen pflegen.* XI. *Von den Winterfeldzügen und Winterquartieren.* Die Vorschriften des Vf. sind durchaus so zweckmässig, dass Rec. der k. k. Armee Glück wünscht, wenn sie getreu befolgt werden. XII. *Ein Blick auf die Schlachten, Scharmützel und ihre Folgen.* Die von *Michaelis* vorgeschlagenen Krankenwagen hätten hier eine Erinnerung verdient. Die Vorschläge für die Beerdigung der auf dem Schlachtfelde gebliebenen Soldaten sind ganz umfassend. Die Massregel, auf die Scheintodten auf dem Schlachtfelde ein wachsames Auge zu haben, ist höchst nothwendig. Dass der Vf. deswegen den Feldarzt mit *Struve's* Galvanodesmus versehen wissen will, kann und muss Rec. billigen. Wenn aber derselbe die galvanische Probe als untrüglich ansieht, so kann Rec. unmöglich beypflichten. Die auf das galvanische Agens noch erfolgende Reaction beweisst nur, dass der Todte für den durchdringenden galvanischen Reiz, nicht aber, dass er für die gewöhnlichen Reize, wodurch das Leben unterhalten wird, noch empfänglich sey; der Organismus lebt nur als Totalität; also kann die Reaction eines Theils gegen den galvanischen Reiz nicht den Beweis enthalten, dass alle andere integrirenden Organe desselben der Reaction fähig seyen; dass es Subjecte giebt, welche für den galvanischen, sowie den elektrischen Reiz nicht empfänglich sind, will Rec. gar nicht in Anschlag bringen. XIII. *Von den Belagerungen.* XIV. *Einige Gedanken über die Kriegszucht, Moralität und Religion der Soldaten.* Dieser Gegenstand hätte eine weitere Erörterung verdient, vorzüglich in Rücksicht der österreichischen Armee, wel-

che so viele Nationen von so verschiedener Cultur, den gebildeten neben den rohesten, in ihrer Mitte zählt. XV. *Bemerkungen in Rücksicht auf Militärbestrafungen.* Dass körperliche Strafen beym Militär, vorzüglich wenn es aus rohen Nationen besteht, nothwendig seyen, daran kann man wohl nicht zweifeln; aber auch der Roheste hat doch noch Anspruch auf die Rechte der Menschheit, und gerade dieses Recht wird oft durch die mehr als grausamen militärischen Strafen verletzt. Die Todesstrafe mag noch gelten, aber zu Tode martern, das ist grausam. XVI. *Von der Versorgung abgelebter (?) oder sonst unbrauchbar gewordener Krieger.* XVII. *Über die Befriedigung des Geschlechtstriebes und die Soldatenehen.* Einer der wichtigsten Punkte für die ganze Menschheit und das Militär insbesondere. Verehlicht sich der Soldat, so erwächst daraus mancher Nachtheil für den Staat; verehlicht er sich nicht, so leidet die Population, die Grundstütze des Staates; die Mittelwege sind schwer. Auf alle Fälle ist der Soldatenstand der Blüthe der Menschheit nicht günstig. Der Vf. giebt sehr wohl durchdachte Vorschläge zur Vermehrung der Ehen unter den Soldaten; und wenn auch durch ihre Realisirung nicht alle Nachtheile für das Kriegswesen hinweg fallen, so müssen sie doch als der beste Mittelweg, der hier eingeschlagen werden kann, betrachtet werden. XVIII. *Einige Vorschläge zur Erziehung der Soldatenkinder.* Dieses Kap. bedarf freylich noch nähere Betrachtung; jedoch hat der Vf. von seinem Standpunkte als Arzt ziemlich Genüge geleistet. XIX. *Von der Sorge für die Gesundheit der Seefahrer.* Dieses Kap. ist sehr kurz, und wie es scheint, aus anderen Schriften zusammengetragen. — Der Vf. macht noch zu einem zweyten Bande Hoffnung, in welchem die Anstalten und Mittel, welche zur Heilung der erkrankten und im Kampfe beschädigten Krieger erfoderlich sind, aus einander gesetzt werden. Hiedurch würde dieses Unternehmen erst seine Vollständigkeit erlangen, zu welcher Befriedigung der Vf. um so mehr verpflichtet seyn mag, je mehr er die Aufmerksamkeit des Publicums durch diesen in jeder Hinsicht vortrefflich bearbeiteten ersten Band aufgeregt hat.

n. t.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. *Leipzig*, b. Hartknoch: *Über die Quarantaine-Anstalten zu Marseille.* Eine Abhandlung von D. *Christian Aug. Fischer*, ord. öffentl. Prof. der Culturgesch. u. sch. Wiss. zu Würzburg. 1805. VIII u. 63 S. gr. 8. (10 gr.) Seit das gelbe Fieber aus Amerika wiederholt nach Europa übergegangen ist, und sowohl in Spanien als in Livorno fürchterliche Verheerungen veranlasst hatte, hielten es die meisten europäischen Regierungen für nöthig, Quarantaineanstalten und sonstige Vorkehrungen zu treffen, um diesem pestartigen Übel eben so wirksame Schranken zu setzen, wie man sie mit dem wohlthätigsten Erfolge gegen die orientalische Pest angewendet hat, und noch anwendet. Der Vf. dieser Schrift sammelte die Materialien dazu im Winter 1803—4 in Marseille, und er bestimmte sie anfänglich nur für die kön. Soc. d. Wiss. in Göttingen, deren Associirter er ist; und da diese Gesellschaft die öffentliche Bekanntmachung derselben empfahl, so übergab er sie dem Druck. Es war ihm gelungen, die mündlichen Nachrichten mit eigenen Erfahrungen, mit handschriftlichen Notizen und endlich mit den *höchst geheim gehaltenen Quarantaine-Reglements* zu verbinden, und so diesen für die Welt wichtigen Gegenstand, der die mannichfaltigsten Grade und Modificationen hat, in ein sehr nützliches Ganzes zu ordnen. Für alle die Landesregierungen und Behörden, die bey einer leider nur zu leicht möglichen Rückkehr des gelben Fiebers oder einer anderen pestartigen epidemischen Krankheit, sich in dem Falle befänden, Vorkehrungen dagegen treffen zu müssen, ist diese Schrift von größter Wichtigkeit, da sie die Resultate der vortrefflichen Quarantaineanstalten in Marseille enthält. Und mehr durchdachte, auf vieljährige Erfahrung gegründete Vorschriften hat man bis jetzt darüber noch nicht aufzuweisen. Auch für jeden Reisenden, der in den Fall kommen könnte, Quarantaine halten zu müssen, ist diese Abhandlung wichtig.

H. L.

Dresden, b. Arnold: *Johann August Tittmann*, Dr. d. Ph. Medic. u. Chir., d. kurfürstl. Sächs. Sanitäts-Colleg. Secretär u. s. t. *über die Vervollkommnung der Arzneymittellehre.* 1805. 56 S. 8. (6 gr.) Diese Schrift kann als Einleitung zu einer anderen, worin der Vf. die therapeutische Geschichte einheimischer Vegetabilien darstellen will, betrachtet werden. Rühmlich ist die Absicht des Vfs., den Gang der Heilmittellehre zu größerer Gewissheit zu beschleunigen; möchte er aber uns nur nicht in die Zeiten zurückführen, wo roher Empirismus ein unfruchtbares Chaos von Arzneymitteln zusammenhäufte! Neue Vorschläge, wodurch möglichste Vervollkommnung der Arzneymittellehre am leichtesten bewerkstelligt werden kann, hat der Vf. nicht bekannt gemacht. Er verlangt vorzüglich, dass wir oft in einer Krankheit, welche wir nach den Grundsätzen der Erfahrung als einfach und in ihren ursächlichen Momenten und Erscheinungen constant anerkennen, ein Heilmittel ganz einfach ohne irgend eine Beymischung anwenden, dass wir bey solchen Versuchen uns hauptsächlich durch die Bestimmungen, welche unsere Vorgänger über die Wirkung desselben hinterlassen haben, leiten lassen sollen: für complicirte Fälle brauche die Arzneymittellehre keine Mittel anzugeben. Dass man, wie der Vf. sagt, die bittern Extracte beynahe durchgängig in viel zu kleiner Quantität verordnet, ist nicht zu leugnen. In den Wunsch des Vfs. aber, dass künftig die frischen Pflanzensäfte wieder öfter, als bisher, gebraucht werden möchten, kann Rec. aus mehreren Gründen, die hier aus einander zu setzen zu weitläuftig wäre, nicht einstimmen.

— ea —

TECHNOLOGIE. *Quedlinburg*, b. Ernst: *Bemerkungen über den Bau der Schornsteine und den dadurch entstehenden Rauch in den Küchen und Stuben*, von *F. C. von Schauroth*, kön. preuss. pens. Obristlieutenant. 1804. 34 S. 8. Mit 7 illum. Kupf. (10 gr.) Der Vf. verdient Dank, dass er eine Bemerkung durch seine Erfahrungen aufs neue bestätiget hat, die freylich noch mancher Bestätigung bedürfen wird, nämlich: dass es gut sey, die Schornsteine nach oben zu erweitern. So unwahrscheinlich es scheint, so möglich ist es denn doch, bey dem Zusammenkommen mehrerer Zufälligkeiten, dadurch den Rauch in den Küchen zu hindern. Aber allgemeine Regel kann diese durch einen oder mehrere Versuche bestätigte Erfahrung nicht werden, zumal da bis jetzt alle solche Beweise nur nach Localumständen gültig erschienen. Auch dient unseres Vfs. Methode keinesweges dazu, feuerfeste Schornsteine zu erbauen; vielmehr ist der hier beschriebene Schornstein, der nach S. 19 „da wo er aus dem Dache hinausgeht, allenthalben mit Latten unterstützt ist, die auf die Balken (Sparren ?) angenagelt sind," so feuergefährlich eingerichtet, dass ihn eine wachsame Polizey gewiss verbieten wird. Von S. 18 bis 25 beschäftigt sich der Vf. mit der Erzählung, wie er es angefangen habe, den geschleiften Schornstein von unten nach oben gehörig zu erweitern. Den Beschluss machen mehrere von ihm erfundene Schornsteinkappen, die, obgleich sehr kostbar, doch ihrem Endzwecke gut zu entsprechen scheinen.

K. j. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 8 SEPTEMBER, 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTONA, b. Hammerich: *Fragmente über Menschenbildung*, von *Ernst Moritz Arndt*. Zwey Theile. 1805. 285. 286 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Dieses Buch steht, der Zeit nach, in der Mitte zwischen zwey anderen Werken des Vfs., die neulich in diesen Blättern von zwey anderen Rec. mit so vielem Lobe angezeigt sind: *Germanien und Europa*, und dem *Geist der Zeit*. Nicht unwürdig steht es ihnen zur Seite; aber den Beyfall verdient es nicht, den jene erhalten haben. Die geistvolle Deutung des einen, der kühne Muth des anderen, die lebendige Darstellung beider liessen Vieles, wenn nicht übersehen, doch vergessen. „Ein Gott hat jedem seine Bahn bestimmt;" Hr. *Arndt* war dort mehr in seiner Sphäre, wo es darauf ankam, zu sehen, wie der Zustand der Dinge ist, als hier, wo ein Zustand bezweckt wird. Könnten wir den Vf. ganz durch sein Werk begleiten: wir würden Manches zu loben, vielleicht noch mehr zu tadeln finden. „Das Edelgewollte ist unendlich mehr als das Unreingewirkte," sagt er in einem anderen Sinne; wollten wir das Wollen preisen, so verdient der Vf. einen hohen Preis. Gesunde, kräftige Menschen will er bilden, die fröhlich durch das Leben wandeln, fähig das Leben zu geniessen, fromm und edel, mannhaft, kernig, gewandt: aber die Weise, wie er sie bilden will, dürfte Theils unausführbar seyn, weil sie sich selbst widerspricht, und mithin sich selbst zerstört, Theils nicht einmal räthlich, weil das Resultat ganz anders ausfallen dürfte. Es fehlt dem Vf. an einem festen Standpunkt, von welchem aus er mit gleichem Blicke die Dinge ansieht. Aus Scheu vor der Philosophie, die auch freylich nicht Jedermanns Sache ist, kommt er kaum über die gemeine Erfahrung hinweg, die aber durch eine Zeichnung im Durchschnitt gewisser Massen veredelt wird. Liebe und Naturnothwendigkeit sind die Pole, um welche sich die Bildung drehen, an welchen sie sich halten soll. Aber, wie der Vf. ein Feind aller Klarheit, aller Bestimmtheit ist, und Gedanken und Begriffe gern umgeht, so lange sie sich nur irgend vermeiden lassen, so bleibt auch bey ihm Alles in einem gewissen Halbdunkel, das freylich oft den Schein von Heiligkeit und Tiefe verleiht, aber auch nicht selten Oberflächlichkeit, Unkenntniss und Widerspruch verdecken muss. Was aber auch an dem Buche getadelt werden mag: keinen wird gereuen, es gelesen zu haben. Etwas Liberalität des Geistes gehört dazu, um es zu würdigen, wie es gewürdigt werden muss: uns aber scheint der Schriftsteller keinen schlechten Dank zu verdienen, der zu interessiren weiss, wenn er auch auf mehr Herrliches leitet, als er giebt.

„Der Mensch ist, wie die Welt um ihn, und die Welt wird, wie der Mensch auf ihr;" das ist des Vf. Meinung. Ganz Recht, aber im Allgemeinen und Ganzen. „Das Gesammtleben der Natur" lebt in Allem, und bildet Alles und schafft Alles; aber eben weil es Gesammtleben der Natur ist, sollte das Klimatische, wie gewaltig es wirkt, weniger hoch in Anschlag gebracht seyn. Und doch ist diess Buch nur bestimmt für die Menschen, welche zwischen dem 25 und 60 Grad der Breite wohnen. Gehören denn die armen Geschöpfe jenseits nicht zum Menschengeschlechte, und sind sie durch das Klima unfähig der Bildung? Aber freylich: „ein Künstler verhaut seine Kraft nicht gern am bröckelnden Sandstein, wenn er parischen und penthelischen Marmor haben kann!" Bescheiden ist der Spruch: „ich bin, weil ich bin, jedes Ding ist, weil es ist"; aber gut ist nicht der: „Alles ist gut, so wie es ist!" Dieses ist freylich recht gut, aber bey dem Vf. scheint es doch nur ein fremder Lappen. Wer Menschen bilden, d. h. doch wohl, auf die einfachste Weise, anders machen will, als sie sind, der kann unmöglich Alles für gut erklären, wie es ist. Auf dem Standpunkte, wo Alles gut ist, wie es ist, ist man über allen Streit und Kampf hinaus, dort „frisst keinen der Eifer um sein Volk:" der Vf. aber polemisirt und schmäht auf den Zustand der Dinge, auf das Leben der Menschen.

Um das Thema Menschenbildung auszuführen, wird ein Knabe genommen, gesund von einer gesunden Mutter geboren. Es ist von dem Vf. zu erwarten, dass er, bey seiner Naturnothwendigkeit, keinen schlechten Saamen streuen wird, um eine gute kräftige Pflanze zu gewinnen. — Was über das Verhältniss des Kindes zur Mutter gesagt wird, wie das Kind aus der Wiege an ihre Brust, dann wieder zur Wiege geht, und das Leben im Mutterleibe gleichsam noch fortsetzt, ist guten Theils herrlich. Man sieht dem Vf. an, dass er Vater ist. Zuweilen grenzt die Zartheit, womit diess gefühlt seyn soll und beschrieben wird, fast an Empfindeley: „das Kind trinkt die zartesten Säfte in selig inbrünstiger Liebe aus dem Leibe der Mutter heraufgelockt über ihrem Herzen." Mit grossem Wohlgefallen ist die Schilderung durchgeführt, die fast langweilig wird, weil der Vf. nicht aufhören kann. Neu ist das nicht, womit die Ammen verboten werden; wenn nicht die Noth zu ihnen zwingt: es wird ge-

waltig gegen fie geeifert; aber die Einwirkung des fremdartigen Nahrungsmittels, wie die Milch der Amme dem anders organifirten Kinde nur geben kann, wird doch wohl zu grofs gemacht, wenn die Disharmonien daraus hergeleitet werden, mit welchen mancher Menfch durchs Leben mufs, die felbft der befte Wille, das kräftigfte Streben nicht auflofen kann! — Viel Gutes über die Vorficht in der Behandlung der Kleinen, ihre erfte Entwickelung, ihre Unarten, wie man ihren Eigenfinn, Gierigkeit und Gefühllofigkeit zu nennen pflegt! Wir wollen eine Stelle geben: „Das kleine Leben wird jetzt zwifchen zwey Extremen geführt, zwey Polen verfchiedener Magneten, fo Beide ziehen. So läuft es feinen Weg der feligen Mitte und mufs ihn laufen. Die Mutter ift feine Liebe als Liebe, der Vater feine Nothwendigkeit, fein ewig Gefetz in Liebe. Durch die Verbindung diefer Gegenfätze wird die Welt, fo wird der Menfch." Das ift des Vfs. Philofophie; aber: „wir fprechen hier von etwas Heiligem und Geheimen, und können es *alfo* nur *andeuten*, da es fich nur durch Andeutung zeigt." So gewöhnlich zwifchen Licht und Dunkel, oft mit einem aufrichtigen Geftändniffe der Unwiffenheit. „So fteht das Kind, liebend und geliebt, in der Mitte der zwey Geftalten, die ihm Leben gaben. Die Mutter ift ihm das Bild des unendlichen Seyns, der Vater des unendlichen Wirkens." Wirklich? Da mufs es doch fchon recht viel auf „das innere glatte Täfelchen" aufgenommen haben! — Es kommt zum Unterricht. Aller Unterricht für das Kind foll mythifch feyn, dafs ihm die Welt kein todtes Bild werde; nur die Mutter kann ihn geben, „fie ift der fromme Mythos, der goldene Fabelmund, der allein zu den Kindern fprechen föllte." „Hätte *Peftalozzi* aufmerkfamer zugehorcht, wie die Mütter zu ihren Kindern fprechen, er würde fchnell fein *Buch der Mütter* umgefchrieben oder durchftrichen haben." Gewifs, eine gebildete Mutter bedarf keiner Anweifung; fie weifs, was dem Kinde zufagt, was ihm frommt: *das* aber macht jenes Buch noch nicht überflüffig. — Was über Zucht und Disciplin folgt, läfst fich nicht wohl ausziehen; man mufs es lefen; die Kleinen finden an Hn. *A.* einen Vertheidiger ihrer „Rechte;" es wird *angedeutet*, was des Kindes Nothwendigkeit, Gottheit, Religion und Schickfal ift. Nach der Zucht folgt natürlich etwas über den Gehorfam der Kinder. Nicht Furcht, nicht das Gefühl der Hülflofigkeit, fondern ein höherer Inftinct nach mächtigeren Wefen ift der Grund deffelben. „Es ift wahr, das Kind ift hülflos, von anderen betrachtet, nicht von fich felbft. Es kann verhungern, ins Waffer laufen und erfaufen, ins Feuer ftürzen und verbrennen, aber wird es bis auf den letzten Athem ein Gefühl der Hülflofigkeit als das *feinige* anerkennen? Mit nichten. Hülflofigkeit ift nicht die Anerkennung höherer Mächte und fchrecklicherer Gewalten, fondern das Gefühl, dafs man fich felbft nicht helfen kann. Das fagen wir ja auch, rufen meine Gegner. Nein, meine Herren, das fagt ihr nicht, wenigftens nicht in meinem Sinn. Ich fage mit Euch, das Kind ift hülflos, aber nicht, das Kind fühlt fich hülflos. Durch diefes Gefühl, das es nicht hat, fondern das ihr hinein bringet, wollt ihr es gehorfam machen; ich fage, das Gehorfam bringende Gefühl ift ganz ein anderes. Das Kind fühlt fich nicht hülflos. Um das zu können, mufs man fchon die Dinge kennen. Defswegen hat der Kranke, das Alter, das wieder zur Kinderfchwäche zurückfinkt, diefs Gefühl, weil es Kenntnifs von Gefahren hat." Wir führen diefe Stelle auch als Probe der Darftellung an, über welche wir nachher ein Wort zu fagen gedenken. — Soweit die erfte Periode, oder das Kindesalter; es folgt der zweyte Zuftand, das Knabenalter, welches meiftens vom 6 bis zum 14 Jahre liegt.

„Das Knabenalter ift das leichtefte, gefahrlofefte, und dem Verderben am wenigften ausgefetzte." — „Leichtigkeit und Leichtfinn find Charakter des Knaben, volle Unbefangenheit, Bedürfnifslofigkeit, Lieblofigkeit." Das Negative, was in dem Betragen der Alten gegen die Kinder herrfchen follte, wird auch hier noch fortgefetzt. Über jene Charaktere des Knaben wird einzeln weitläuftig gefprochen; und zwar vieles Herrliche. — „Wer Alles Leben in Wirkung fetzt und nicht in dem unmittelbaren Seyn, *hat auch Recht.* Uns aber, die wir vom Höchften fprechen, dünkt das *bewufstlofe Seyn* in voller Genüge, *fey es noch fo befchränkt*, weit göttlicher, als befchränktes Erdenleben und unendliches Götterleben, als zwey ftreitende Kräfte im Jünglings- und Mannesalter, fo oft gefchieden und höchftens durch die Idee als Aufgabe, nicht als Auflöfung der Vereinigung verbunden." Bey folcher Verwirrung ift folche Toleranz nicht unerklärlich. Es ift eine fchöne Sache um „die Hieroglyphik der Natur" aber die Erklärung, dafs „Wir mit dem Rohen, der das Höchfte gemein und in gemeinen Worten vernehmen möchte, nichts gemein haben" ift doch höchftens nur eine vornehme Wendung! Wer das Höchfte vernehmen will, ift weder ein Roher, noch kann er es gemein wollen. — Über die Schlingeljahre ift Einiges gefagt, was uns Vergnügen gemacht hat. „Wenn man dem Lande nahe ift, fo beginnt die Brandung." Kräftig über die Sünden des Vaters, der Mutter, des Meifters gegen den Knaben: „die Blindmachung des klaren Weltfpiegels, das gröfste Verderben unferer Zeit;" „über die Tollheit, fchon jetzt mit der Convenienz anfangen zu wollen." — Wir übergehen Vieles, hier wie vorher. Über den Unterricht im Knabenalter; keine Pädagogik, fondern Refultate „aus der Anficht der Menfchenbildung, wie fie mir gekommen ift, zweytens aus der Erfahrung meines Lebens und der Gefchichte." Gegen das Übereilen, das Vorwärtstreiben in unferer Zeit wird trefflich geredet: „die jetzige Zeit ift eine Revolutionszeit, und überrennt fich felbft und Alles andere. Die Menfchen jagen fich jetzt durch jeden Zuftand des Lebens, ehe er reif geworden ift, und alfo find wenige fo glücklich vom ganzen Leben die volle, fchöne Frucht abzupflücken. Das ganze Leben ift Eine Speculation; man thut fchon frühe Alles abfichtlich, und gebehrdet fich, als ob die Zeit keine Zeit habe, und als wenn, wer einige Jahre früher komme, nur den Preis davon trage. So haben wir Richter, Profefforen, Ehemänner im Flaumenbarte, die fich

nichts Kleines dünken, dafs sie so jung schon so vieles können, und die sich wirklich im Flaumenbarte oft gut genug ausnehmen." u. s. w. Der Vf. gibt zu, dafs man den Unterricht weit treiben kann, ehe man an das Land der Sünde kommt; aber er warnt vor der „Treibhauszeitigung und Wegreifsung aus dem Naturleben des unschuldigen Triebes, welches der Verlust der Fülle und Ganzheit ist, woraus alle Freude, aller Thatenmuth entkeimt." Wir können nicht unterlassen, folgende Stelle mitzutheilen: „Mancher, der meint aller Götter und aller Menschen Leben erschöpfen, alle Thaten und Werke der Vorwelt sein nennen zu können, geht wie ein Mondsüchtiger und Trunkenbold durch das Leben, stolpert bey jedem Schritte, zittert in jeder kleinsten Gefahr, kurz, ist so dumm, unbehülflich und feig in der Wirklichkeit, dafs die Platonen, Pythagoras und Leibnitze, welchen er auch nach zu können meint, weil er ihnen nachweifs, über so einen Agyrtas mit seinem zerlumpten Leben herzlich lachen würden, wenn er ihnen vor das hohe Antlitz träte. Man hört wohl, dafs ich von mir spreche, und den meisten jener Menschen, die noch mehr im Treibhause gezogen sind als ich, und sich gewöhnlich Gelehrte nennen." Bey dieser Gelegenheit erhalten diejenigen wiederum ihr Theil, die „das Wissen als Wissen, die erbärmlichste aller Eitelkeiten, treiben." Können! Können! das ist die Hauptsache; Wissen ist aber natürlich kein Können, sondern eben Wissen. Es scheint aber doch als wäre mehr von dem die Rede, was man gelernt hat, als vom philosophischen Wissen. — Unterricht soll seyn, der Natur folgend, wie die Welt vor dem Knaben liegt, lebendig als ein Ganzes, lebendig in allen Theilen. Es ist wieder das Mythische, was auch jetzt noch vorherrschen soll; zu Fabel und Wunder soll Alles werden, damit es in der Welt bleibe, und darin erhalte. „Denn was ist Wunder, als das unbegreifliche Lebendige? Alles Leben ist aber unbegreiflich, als das unmittelbare Seyn, das Einzigwirkliche. Was ist Fabel als das geheime Hineinspielen aller Dinge und Gedankenschöpfungen in ein lebendiges Daseyn? ein Spiel des Kindes mit einer gebrochenen Blume, während der freundliche Himmel über ihm, die grünende Erde umher mit ihm sind?" Ja selbst noch beym Jünglinge, wo endlich leider! der Gedanke „in das lebendige Paradies sich einschleicht," und nicht länger abzuhalten ist, soll doch dieser Gedanke, „wie die goldene Frucht aus ihren Blättern und Blüthen, aus der Fülle der Natur und Poesie hervorschimmern." Wenn es von der einen Seite erfreulich ist, dafs einmal das Dunkele und Geheimnifsvolle in Schutz genommen wird, gegen die kalte, todte Vereinzelung, gegen die gräfsliche Klarheit, mit welcher die Pädagogen alle Phantasie, allen poetischen Sinn aus den Kindern verbannen, einzig den Verstand erweckend und beschäftigend, das volle, saftige, lebendige Leben zerstörend: so ist von der andern dieser Kampf gegen den Gedanken merkwürdig, und läfst sich nur daraus erklären, dafs der Vf. sich selbst nicht recht versteht, eben weil er die Sache nicht klar gedacht hat. Worin soll denn der Unterricht des Knabenalters bestehen? In dem, „was sich immer lebendig, immer mythisch, immer mit dem All sich verbindend, immer einzeln und doch in einem allgemeinen Geist ohne alle bestimmte Form hinstellen läfst." Und was wäre das? „Naturgeschichte, Geographie und geographische Menschengeschichte, Geschichte, wie sie ein Herodot erzählt, Mathematik nach den ersten Mafs- und Zahlenverhältnissen, Sprachen." Damit werden die zufrieden seyn, die schon bange waren; aber sie werden vielleicht nicht begreifen, wie darin geleistet werden könne, was geleistet werden soll; dafs Alles als Mythos komme, und doch die verbundene ganze Welt dem Knaben gebe. Man mufs den Vf. hören: „der Lehrer mufs sich selbst, und die Jugend, zu welcher er spricht, immer zusammen haben; er mufs ein grofses Wissen haben mit einer Weltseele, die beide Eine grofse Weltseele finden, und die ganze Naturnothwendigkeit an einander binden können." Man mag sich das vom Vf. erklären lassen; beym Unterrichte soll man die einzelnen Gegenstände nicht trennen, sondern etwa mit der Beschreibung des Landes anfangen, fortgehen zu den Producten, den Thieren aller Art, der Geschichte, „aus welcher diejenigen Begebenheiten genommen werden, die aus einer klimatischen Nothwendigkeit entsprungen sind, diejenigen Charaktere, welche man unmittelbar als begeisterte Organe des Landes, als Interpreten der Nation ansehen kann." Immer soll angespielt werden auf das Gesammtleben der Natur. Und doch ist von *Kenntnissen* die Rede, die mitgetheilt werden sollen. Rec. versteht nicht, wie das Ding zu machen seyn mag. — Auch Sprachen werden hier gelehrt, nur nicht, wie sonst; jede Sprache gehört zu der Naturgeschichte des Landes, wo sie gesprochen wird. Während man von vielen Seiten der griechischen vor allen den Vorzug zu geben anfängt, womit der Unterricht beginnen soll, macht unser Vf. sie zur letzten. Wir Deutschen sollen zuerst Schwedisch lernen, dann Dänisch, dann Englisch; dieses macht den Übergang zum Französischen, darauf Italienisch, Spanisch, Latein, Griechisch. Lernen soll man sie *jetzt* nur, „wie man sich freuet über Lerchengesang und Papageyengeschwätz." Dann hat auch jede Sprache, „welche das geheimste und tiefste Symbol eines Volks ist, so etwas Geheimes und Mystisches, welches das junge Herz, das damit umgeht, immer erfrischt." In der That: wäre Alles so leicht in der Ausführung, wie Hr. *A.* es im freundlichen Glauben hinstellt, es wäre nichts lustiger, nichts erfreulicher als das Geschäft, Menschen zu bilden. Man kann nicht umhin, sich über diese Leichtigkeit zu wundern. „Man sieht aber wohl, wohin dieser Unterricht, so gehalten, führen würde. Die Menschen würden *sich* unbewufst durch Vergleichungen (unbewufst durch Vergleichungen) finden, wo die *feste* Erdennothwendigkeit *steht*, und wo sie durch eine höhere himmlische Nothwendigkeit *verrückbar* ist. Jeder würde endlich begreifen, wie weit die allgemeine Menschenkraft in der zweyten Naturschöpfung gehen darf; würde begreifen, wie unverständig und verrucht man in manchen Ländern diese Natur behandelt hat, weil man auf ihr geheimes Leben nicht merkte; würde begreifen, wo *ich* dem *nothwendigen* Gott dienen mufs, und wo *ich* sein Joch *ab-*

schütteln kann. Welche stille Ruhe der Gemüther hiedurch! wie viel falsches Streben, wie viele Eitelkeit weggeschnitten bey dem frommen Verstand der Naturnothwendigkeit! Ich sage nicht mehr." Und wir sagen auch nicht mehr, als dass Hr. *A.* wohl nicht mehr sagte, weil er nicht weiter zu kommen wusste, und, dass es eine gefährliche Sache ist, auf einem Standpunkte philosophiren zu wollen, wo man nur Einfälle haben kann. — Über *Sitte, Religion und Zucht* dieses Alters manches herrliche Wort; es wäre vieles einzuwenden; aber es würde uns zu weit führen. Auch wo man ganz anderer Meinung ist als der Vf., hört man ihn nicht ungern, und herzlich stimmt man ihm in Manchem bey. Gegen körperliche Züchtigung und das Stockregiment ist fast zu viel declamirt: es hätte sich wenigstens um vieles kürzer sagen lassen. Zuweilen scheint Hr. *A.* zu glauben, es sey gar nicht möglich, sich zu verständlich zu machen; aber, wie man nicht Alles sagen kann, nach *Montesquieu, sans une mortelle ennuye*, so kann man auch ohne sie nicht Alles hören; dafür fehlt leider die Verständlichkeit an anderen Stellen. — Etwas über *Erziehungsanstalten*, dem wir gern unsere Beystimmung geben. Wenn die Kinder in ihnen Alles hätten, es fehlte ihnen „die Nähe der Liebe."

Das Jünglingsalter. Zu dem was darüber gesagt wird, macht „einer der höchsten Schwärmer in göttlichen und menschlichen Dingen, der göttliche Plato" den Übergang mit einer Stelle aus seiner Republik, worin er durch Gymnastik und Musik den Jüngling bilden will. So will auch Hr. *A.* ihn bilden und zügeln, „damit aus allem den regen und mächtigen Leben endlich nicht ein Wüstling oder Fantast hervorgehe." Im Übrigen bleibt er sich gleich, und wir wollen es nicht wiederholen. Für die *Musik* des Jünglings wird verlangt: die griechische und lateinische Sprache, die alte Geschichte und Geographie, die grossen Grundlehren der mathematischen Wissenschaften, der Geometrie, Astronomie, Physik, die grossen Umrisse der neueren Geschichte. Was über die Griechen und ihre Sprache vorkommt, und über die Römer, ist auch der Hauptsache nach in den anderen Werken des Vfs. enthalten. Die alte Geschichte und Geographie soll nach der Ansicht behandelt werden, die beym Knabenalter gegeben wurde. „Wir nehmen die besseren Geschichtschreiber und Geographen der Reihe nach, und hören sie mit ihren eigenen Worten, mit allen ihren wahren Fabeln, ihrer stillen Einfalt, ihrer besonnenen Klarheit, wo sie uns in den Spiegel des Lebens, der Sitten, des Wahns, der Irrthümer sehen lassen. Das erst nenne ich wahre alte Geschichte verstehen." Geschichte *verstehen* heisst das noch immer nicht; aber es ist nothwendig, um sie zu verstehen. Für den Jüngling ist nichts weiter nötbig; das Verstehen kann ihn nicht gelehrt werden. Jeder, der etwas mehr in der Geschichte sucht, als Jahreszahlen und nackte Begebenheiten, ist nicht zu tadeln. Es gehöhrt zu der wissenschaftlichen Tendenz unserer Zeit, die Geschichte subjectiv zu deuten. Man fühlt, dass sie noch zu erklären ist, und daher ist es verzeihlich, auch wenn diese Erklärung auf eine etwas ungeschickte Weise unternommen wird. Das Gefühl wird man nicht ausrotten; man sollte jeder Deutung Nachsicht schenken; am Ende ist es besser, etwas Falsches zu denken als gar nicht. Wir hätten Manches gegen Hn. *A.* Ansicht, was wir nicht sagen können; aber das müssen wir bemerken; dass die Nebeneinanderstellung der Alten und Neueren nicht bestehen kann. Es ist gewiss nicht wahr, dass die hohe Tragödie der Geschichte, das Reich der gewaltig streitenden Kräfte lange dahin sey, und eine taube Nuss geworden. Überhaupt ist nicht Alles wahr, was da gesagt wird über alte und neue Zeit. „Die Alten sollen weniger Lügner gewesen seyn als *wir*, weil sie mehr das Nothwendige und Würdige suchten und fanden." Wer sind denn diese *Wir?* Hatten die Alten sie nicht? Hatten denn nur die Alten Geschichtschreiber, die das Staatsruder und das Schwerdt in der Hand gehabt hatten? Sind die späteren Geschichtschreiber Alle Stubengelehrte? — Sonderbar, dass die Menschheit zur Zeit des Christenthums, schon gealtert haben, und dass dieses „nicht sowohl durch sich selbst, als durch die Gestaltlosigkeit der Zeit einen anderen Bildungsweg genommen haben soll, als die vorigen Zeitalter." Gehört denn etwa das Christenthum nicht in den Gang des Ganzen? — Mythisch und prunkend wird von den Griechen, „um die gewaltige Gemüthsherrlichkeit dieses Volks, seine unbeschreibliche Lustigkeit" zu zeigen, gesagt, „sie seyen kummerlos und bewusstlos, bey dem völligen Verlust ihrer Freyheit, durch alle Stufen des allmälichen Sinkens gegangen; Grimm und blutige Erbitterung sey bey wenigen gewesen" u. s. w. Aber ob es wohl historisch ist? — Nach der Musik wird über die Gymnastik, Fechten, Reiten, Tanzen geredet; wir aber hören auf, mehr anzuführen, um noch das Wort über die Darstellung zu sagen, was wir oben versprachen.

Hr. *A.* scheint vor allen Dingen nach Raschheit und Lebendigkeit zu streben; und das gelingt ihm auf eine gewisse Weise. Durch kurze Sätze, Wiederholung des Gesagten, Fragen, Einmischung seiner Person, Dispüte mit selbstgeschaffenen Gegnern, Anreden an Verstorbene, allegorische Wesen, Widersacher und dergleichen mehr, weiss er eine grosse Beweglichkeit und Flüssigkeit in die Darstellung zu bringen. Wenn aber das rasche Leben derselben darin besteht, dass die Ideen schnell entwickelt werden, und kühn vorwartsschreiten, so findet man diess eben nicht bey ihm. Es ist mehr Gelenkigkeit als Gewandtheit, mehr Gesprächigkeit als Lebendigkeit. Bey unseren Nachbaren, jenseits des Rheins (wie wir sonst zu sagen pflegten) ist die Art gewöhnlicher. Dazu kommt eine gewisse Derbheit, die sich etwas darauf zu Gute thut, kein Blatt vors Maul zu nehmen, wie man spricht; jedes Ding beym rechten Namen zu nennen, um recht natürlich zu seyn. Die Sprache ist allerdings keusch, aber seit die Menschen arme Sünder sind, verlangt das Ohr Decenz. Hr. *A.* wird über seine Lebhaftigkeit nicht nur zu weilen undeutsch, sondern streift auch oft kaum über die Gemeinheit hinweg.

Δ9.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 9 SEPTEMBER, 1806.

KIRCHENGESCHICHTE.

Göttingen, b. Vandenhöck u. Ruprecht: *Merkwürdigkeiten aus dem Leben und den Schriften Hincmars, Erzbischofs von Rheims, als ein Beytrag zur näheren Kenntniss des neunten Jahrhunderts, besonders in Hinsicht auf den kirchlichen und sittlichen Zustand in den fränkischen Reichen.* von M. *Wolfgang Friedrich Gess*, Special-Superintendenten zu Neustadt am Kocher. Mit einer Vorrede von Dr. *G. J. Planck.* 1806. VIII u. 375 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wenn ein Jugendfreund *Planck's*, der es noch in den Jahren der reifsten Männlichkeit geblieben ist, wie Hr. *Gess*, auf seine Auffoderung ein Buch schreibt, das zur Kirchengeschichte gehört, und welches dieser feine und gründliche Kenner dieses Theils der Historie mit einer Vorrede in die Welt einzuführen für würdig hält: wer erwartet da nicht voraus, dass dieses Werk in seiner Art gut und bedeutend seyn müsse? Diese Erwartung wird von dem gegenwärtigen Buche nicht getäuscht. Nicht bloss der Theologe, den das Historische seines Fachs interessirt, sondern jeder, der zu irgend einem Zwecke früherer Menschen Wollen und Streben, andere Zeiten, Gewohnheiten, Ansichten, Vorurtheile, Tugend und Laster zu erkennen Lust und Verlangen hat, wird sich freuen, dass durch dieses eine Aussicht mehr erhellt ist, in eine zwar dunkle aber nicht uninteressante Periode. Über den Zweck und die Tendenz des Buchs erklärt sich der Vorredner: er hatte sich diese Erklärung vor der Ausarbeitung vorbehalten. Bey seiner Beschäftigung mit der Kirchengeschichte hätte er die Erfahrung gemacht, dass es unendlich viel austrage, auch nur von einzelnen Partieen dieses grossen Ganzen eine recht anschauliche, und bis ins Einzelne vollendete Kenntniss zu haben. „Es lässt sich wirklich, sagt er, wie ich glaube nur erfahren und nicht beschreiben, wie viel besser man mit dem Ganzen zurecht kommt, so bald man nur mit einem Theile recht vertraut ist. Wer nur in einer einzelnen noch so kurzen Periode der Geschichte völlig einheimisch ist, der wird den Geist und das Eigenthümliche einer jeden anderen, so bald er hinein kommt, nicht nur weit leichter, sondern auch weit bestimmter und richtiger auffassen können, und eben daher auch zu jeder historischen Untersuchung ein weit besseres Geschick und mehr Gewandtheit mitbringen, als er sich auf jedem anderen Wege erwerben könnte. — Man muss in der Geschichte einer solchen Periode gerade wie in seiner eigenen und einheimischen Zeitgeschichte zu Hause seyn. Man muss mit ihren Einrichtungen und Gewohnheiten, mit ihrer Denkungsart und Vorurtheilen, mit ihren Zeittugenden und Zeitlastern, mit ihrem Tone und ihrer Sprache, auch mit den Tonangebenden Menschen darin eben so im besonderen bekannt seyn, wie es der gebildete Mann gewöhnlich in Ansehung seiner Mitwelt ist, und man muss es eben so, wie dieser, zunächst durch längere Beobachtung der kleineren, aber in das tägliche Leben verflochtenen, und immer vorkommenden Züge, in welchen jenes Alles sich offenbart, geworden seyn." Dieses kann nicht aus einem Lehrbuche der Kirchengeschichte erlernt, sondern es müssen gleichsam Specialcharten aus den Werken eines Mannes entworfen werden, der in die detaillirten Begebenheiten einer bestimmten Zeit verflochten und in ihnen die Hauptperson war. Eine solche Specialcharte hatten wir noch nicht von einer Periode des Mittelalters. *Planck* rieth, wie zu erwarten war, zu einer höchst wichtigen. *Hincmar's* Leben und Thätigkeit fällt ja gerade in die Zeit, wo der ungeheuere Baum der Hierarchie seine Zweige über die Alpen senkte; mehrmals hatten sie sich herüber gebogen, aber jetzt fassten sie zuerst Wurzel in dem diesseitigen Boden: *Hincmar* war einer von denen, der sie auszureuten strebte, ehe sie Kraft in sich saugen möchten zum Widerstand: aber es gelang ihm nicht. Wem wäre es gleichgültig, zu sehen, wie und wodurch es kam, dass dieser Baum allem Rütteln widerstand, und zu jener Grösse empor wuchs, die Alles beschattete, bis im Wechsel der Zeit erst einige Äste ausgehauen wurden, so dass das Licht der Sonne durchdringen konnte, dann mehr und mehr, bis vor unseren Augen auch die letzte Wurzel vernichtet zu werden bedroht ward!

Wie hier Merkwürdigkeiten aus dem Leben *Hincmar's* gegeben werden, so ist er selbst eine Merkwürdigkeit des Zeitalters; ein Mann, wie er unter solchen Verhältnissen seyn konnte, gelehrt (die *Vielrednerey, multiloquium*, verdient schon deswegen Entschuldigung, weil er den Vorzug vor Vielen fühlte, das Reden zu verstehen), rechtgläubig, männlich, kräftig, nicht ohne Fehler. In dem Streite mit *Gottschalk* verfährt *Hincmar* freylich mit einer unbeugsamen Härte, so fern von Mitleid, dass sie fast an Grausamkeit grenzt. Aber dieses Verfahren beweiset nur, dass die lebendige Überzeugung leicht zu Ungerechtigkeiten gegen anders Denkende verführen mag. Sein Bestreben, *Gottschalken* noch vor seinem Tode zum Widerruf zu bringen, verräth, wie verderblich für Zeit und Ewigkeit ihm dessen Meinung schien, und vermindert seine Schuld;

der harte Ausspruch über sein Leben (S. 94), wie uns dünkt, noch mehr. *Hincmar* war nicht intolerant, wo es auf äussere Dinge ankam: er erklärte es für einerley, ob der Priester die Lippen des Täuflings mit Speichel, oder Nasenlöcher und Ohren mit geweihetem Öle berührte: aber, wo es das Wesen, den Glauben, galt, welcher Eins bleiben musste, da konnte der Körper leicht dem Seelenheil aufgeopfert werden. Zu welch' einem schrecklichen Bilde des Zeitalters enthalten *H's.* wohlgemeinte und ehrenwerthe Verordnungen die Züge! Wenn die Unwissenheit so gross, der Aberglaube so empörend, die Sitten so zügellos und unzüchtig, die Rohheit so ohne Grenzen in dem Stande war, von welchem die Bildung unter das Volk ausgehen sollte, dass er solche, und so oft wiederholte Verordnungen nöthig hatte: wie erbarmungswürdig mag da der Zustand der übrigen Menschenclassen gewesen seyn! In der That: „wer entsetzt sich nicht vor dem Bilde eines solchen Zeitalters, und fühlt um so lebhafter und dankbarer das Glück, dass ihn die Vorsehung zu einer anderen Zeit zum Daseyn hervorrief!" Aber wir leiden an anderen Übeln, oder an denselben in einer anderen Gestalt, damit wir uns nicht überheben und gerecht bleiben gegen die Zeiten der Vergangenheit. Wenn *Hincmars* Schreiben an Ludwig den Deutschen von der einen Seite für seinen kühnen, männlichen, gerechten Sinn zeugt, so enthält es auf der andern Seite zugleich den Beweis, dass auch dieses Zeitalter seine Tugenden hatte. Was schützt jetzt gegen Raubsucht und Ungerechtigkeit weltlicher Mächte, wenn sie sich nicht selbst beschränken? Damals war das geistliche — leichtere — Joch wenigstens ein Schutz gegen weltliche Tyranney. Und fand nicht Thietberg (so schreibt Hr. G. die Gemahlin Lothar's von Lothringen) Vertheidiger ihrer Unschuld, die sie sich nicht erbeten hatte, gegen einen König, der sie in frechem Gelüste zu einem anderen Weibe von sich stiess? Was über *Hincmar's* Streitigkeiten mit den Päbsten vorkommt, ist allein hinreichend, zu zeigen, dass und warum es diesen gelingen musste, ihre Herrschaft so weit zu verbreiten als sie es nur selbst für gut fanden: und wo hätten sie sich beschränkt! Aber wir haben keinen Auszug aus dem Buche geben, sondern nur auf Einiges aufmerksam machen wollen, dessen nähere Kenntniss vielleicht manchem der Mühe werth scheint. Im Übrigen hat Hr. G. seinen Gegenstand gut behandelt. Der Stil ist einfach und deutlich, wie er sich für ein solches Object schickt. Wie man gewöhnlich die Darstellung mit eigenen Worten zu geben, und die Beweise in den Urkunden darzulegen pflegt: so giebt Hr. *Gess* mit Recht immer zuerst, was *Hincmars* Schriften enthalten, und zieht dann aus diesen Schriften Resultate, welche er folgen lässt. In der Darlegung der letzten aber, so richtig sie sind, hätte er wohl etwas kürzer seyn können. Es heisst doch dem Leser gar zu wenig zutrauen, wenigstens, ihm gar zu wenig anmuthen, wenn z. B. nach den Verordnungen *Hincmars* auf die Laster und Fehler des Zeitalters weitläuftig aufmerksam gemacht wird, die jene Verordnungen selbst nahmhaft machen. Die Sprache ist nur selten ein wenig zu gewöhnlich — (z. B. hin wie her; von was; was heisst Fahnden S. 112?) —; der Ton würdig, zuweilen nicht ganz. Hr. *Gess* sagt z. B. *Gottschalks* Lehre sey die *wieder aufgewärmte* Prädestinationslehre Augustins gewesen (S. 22) Solche aufgeklärt klingende, wegwerfende Ausdrücke soll der Historiker denen überlassen, die da meinen, sie nur seyen zu etwas Reellem und Wahrem gekommen, als einem Neuen und Unerhörten. Auf diese Weise könnte man sagen, alle Systeme menschlicher Gedanken seyen nichts als das alte Gericht, immer anders und anders zubereitet, und in einer neuen Schüssel aufgetragen. Und gerade darin liegt ein Beweis, dass auch in dem Freyesten und Willkührlichsten — dem Gedanken — etwas Festes und Bleibendes herrscht und lebt. Von Allem aber, was ein Mensch mit voller Seele lebte und wollte, soll man mit Würde sprechen. War es denn eine Kleinigkeit, wofür *Gottschalk* stritt? Die Frage, in einer andern Form aufgestellt, dürfte noch Manchem aufzulösen, schwer werden. Und erfüllte sie nicht sein ganzes Wesen? Man hat zu unserer Zeit es für einen Beweis wahrer Überzeugung erklärt, wenn man zu seiner Meinung die Versicherung hinzuzufügen wage: man wolle ewig verdammt seyn, wenn das Gesagte nicht wahr sey. Die Versicherung jedoch dürfte für viele nur eine Formel seyn, wobey sie sich nicht viel denken. *Gottschalk* aber erbietet sich, um die Wahrheit seiner Behauptungen zu beweisen, in vier Fässer mit kochendem Öl und Pech zu steigen, und ist gewiss, unversehrt heraus zu gehen. Das scheint uns eine derbere Versicherung als jenes Appelliren an die Ewigkeit: er war in der That nicht sicher, dass man das Anerbieten nicht annehmen würde.

Planck schliesst mit dem Wunsche, dessen Erfüllung wohl Viele gern mit uns sehen würden, „dass dieser Versuch eine Aufnahme finden möchte, welche irgend einen unserer Gelehrten noch zu einigen ähnlichen aufmuntern könnte, wozu ich, wenn mir ein Gutachten erlaubt wäre, eine solche historische Monographie von dem Zustande des zwölften Jahrhunderts aus der Geschichte und aus den Schriften des heiligen Bernhard vorschlagen würde." Δδ.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

MARBURG, in d. neuen akad. Buchh.: *Magazin für das Kirchen- und Schulwesen, besonders in Hessen und den angrenzenden Ländern.* Herausgegeben von Dr. *Wilhelm Münscher*, Consistorialrathe und Professor der Theologie. Erster Band. 1—4 Stück. 1802. 1803. gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Wahrscheinlich ist es die Menge ähnlicher, wenn gleich nicht ganz nach demselben Plane angelegter Institute, die dieses, vorzüglich auf Localverhältnisse eines beträchtlichen Landes Rücksicht nehmende, Magazin nicht recht hat in Umlauf kommen lassen; seit dem J. 1803, worin nur *ein* Stück erschien, ist keine Fortsetzung geliefert worden; und doch hätte diese Zeitschrift, neben manchen ähnlichen, gar wohl zu bestehen verdient. Denn die meisten der darin gelieferten Aufsätze zeichnen sich — wenn auch nicht ge-

rade durch glänzende Eigenschaften — doch durch Bekanntschaft mit dem Gegenstande und Gemeinnützigkeit aus, und was kann man mehr von einem solchen Institute erwarten? —

Drey Hefte sind dem *Schulwesen*, und eins ist dem *Kirchenwesen* gewidmet. Alle haben den Zweck, das Kirchen- und Schulwesen in Hessen zu beschreiben, *wie es ist*, und durch Vorschläge und Prüfungen von Vorschlägen dazu beyzutragen, dass es werde, was es *seyn soll*. Beides gehört zusammen, weil Verbesserungen, wenn sie gelingen sollen, eine genaue Kenntniss des bisherigen Zustandes, der einer Verbesserung bedarf, voraussetzen. Das *erste*, dem *Schulwesen* gewidmete Heft, enthält folgende Aufsätze: 1) *Über den Verbesserungseifer in Kirchen- und Schulsachen, als eine Einleitung zu dem Magazin;* von dem Herausgeber. Der Vf. zeigt, dass er mit seinem Gegenstande hinlänglich bekannt sey, und giebt die sichern Kennzeichen des ächten Verbesserungseifers an. Angehängt ist der auf die Bedürfnisse des Zeitalters berechnete Plan dieses Magazins. 2) *Über die Errichtung besonderer Wittwencassen für Schullehrer in Hessen;* von *S.* zu S. Grösstentheils ausführbare Ideen! Doch ist die S. 33 von jedem Eintretenden gefoderte Summe von 10 Rthlr., als Anlagskapital, wenigstens für einen grossen Theil der armen Schulmeister, wie Rec. sie kennt, zu beträchtlich. Aus einem späteren Stücke dieses Magazins sieht man übrigens, dass eine solche Casse schon in Hessen gestiftet worden sey. 3) *Vorschlag zur Einführung eines öffentlichen Schulexamens in der Kirche und zur Anlegung einer Bibliothek für Schullehrer;* vom Hn. Rector *Zeiss* zu Spangenberg. Rec. hält dergleichen Schulprüfungen in der Kirche für ganz zweckmässig; die kleine Schullehrer-Bibliothek soll durch eine bey den Prüfungen erhobene Collecte gegründet werden. Aus den *Dorf-Collecten*, wo die Beyträge meist in Hellern bestehen, dürften sich freylich nicht viele Bücher anschaffen lassen. 4) *Nachricht von einer Schulmeister-Lesegesellschaft in Oberhessen;* vom Hn. Pfr. *Sallmann* zu Kaldern. Der Plan dieser Gesellschaft war gut, das Institut würde zur Bildung der Schulmeister vieles beygetragen haben, auch hatten Anfangs die Bemühungen der braven Stifter einen guten Fortgang, leider! aber wurden die letzteren in der Erreichung ihres gemeinnützigen Zweckes durch Egoismus und Parteylichkeit einzelner Mitglieder, gar bald wieder gehindert. Dieser Aufsatz legt die grossen Schwierigkeiten des Fortgangs solcher Institute recht anschaulich dar. 5) *Fragmente eines Plans zur Verbesserung der Erziehungsanstalten in Hessen;* von dem sel. geh. Justizr. *Curtius* in Marburg. Ein merkwürdiger Aufsatz des ehrwürdigen Mannes, zumal, wenn man bedenkt, dass er schon im J. 1774. also zu einer Zeit geschrieben wurde, wo es um das Schulwesen Hessens und Deutschlands überhaupt noch ganz anders aussah, als jetzt. Der Vf. thut helle Blicke ins Schulwesen, in einer Periode, wo die deutsche Pädagogik noch im Aufkeimen war, und weiset unter anderen auch schon auf Industrie-Schulen hin. Alle Einwohner eines Staats müssen nach den Fähigkeiten ihrer Naturkräfte und nach Massgabe der Bedürfnisse ihres Standes unterrichtet werden. Hiernach theilt der Vf. sämtliche Einwohner 1) in Bauern, 2) in Handwerker, Künstler und Kaufleute, und 3) in Studirende. Alle Vorschläge des Vfs. können wir übrigens nicht billigen; so sollen z. B. die Kinder der Bauern schon vom 4 Jahre an in die Schule gehen; wenn diess im 7 Jahre geschieht, ists Zeit genug. Vom 10 Jahre an sollen sie schon zur Hütung des kleinen Viehes gebraucht werden u. s. w. Die Hütung des Viehes durch Kinder hat aber überhaupt vieles gegen sich. Über die Bildung der Handwerker, Künstler u. d. gl. wird viel Treffendes gesagt. Die Schilderung der traurigen Lage mancher Schullehrer S. 84 ist leider! ganz aus der Wirklichkeit hergenommen. Viel Wahres liegt in der Behauptung S. 93: „Alles Certiren um die Oberstelle wäre zu verwerfen, weil es gemeiniglich den moralischen Charakter der Knaben verdirbt, Grund zu Feindschaften legt, die Gemüther mit der thörichten Rangsucht erfüllt, da man nur suchen sollte, sie nach Erlangung der allgemeinen Achtung begierig zu machen, welche man sich in dem niedrigsten Stande erwerben kann." Lesenswerth ist die Nachschrift des Herausgebers, worin die vom sel. *Curtius* empfohlene Combination der in einigen hessischen Städten neben einander bestehenden *lutherischen* und *reformirten* Schulanstalten nochmals dringend empfohlen wird. Einige recht gute Ideen enthält der 6 Aufsatz: *Über die in einem zum Unterricht der Jugend bestimmten Katechismus der Religions- und Sittenlehre zu treffende Ordnung der Materien;* von *N. T.*

Zweytes Heft. *Schulwesen.* 1) *Organisation des Schulwesens;* von *S—z.* Gedanken, die Prüfung verdienen! 2) *Nachricht von den Schulanstalten der Stadt Homberg in Hessen;* vom Hn. Metropolitan *Martin* zu Homberg. Einige historische Notizen stehen voran. Mit einer der deutschen Schulen zu Homberg steht eine Arbeitsanstalt in Verbindung. 3) *Einige Vorschläge zur Verbesserung der Schullehrer-Stellen auf dem Lande;* vom Hn. Pfarrer *Kuyrim* zu Homberg. Recht gute Palliativ-Mittel, dem Elende der armen Schulmeister einigermassen abzuhelfen! Der Vf. thut Vorschläge zur Verbesserung des Gehalts und der häuslichen Umstände der Schullehrer, und Vorschläge, den Landschullehrern insbesondere mehr Ansehen und Gewicht zu verschaffen. Mit dem Vorschlage, den Schullehrern die Kastenmeisters-Stellen zu übertragen, ist Rec. vollkommen einverstanden, wenn ihm nur nicht in einigen Ländern, wie z. B. in Hessen, ausdrückliche Verordnungen entgegen stünden! Freylich dürfen dort die Schulmeister Handwerke treiben, die ungleich störender als Kastenmeistersstellen sind. Vielleicht bedürfte es nur einer bescheidenen Vorstellung bey der höchsten Behörde, und die Verbindung der Kastenmeister- und anderer kleinen Ämter mit den Schulstellen würde gestattet werden. Denn wahrlich, man muss jedes erlaubte Mittel ergreifen, um das traurige Loos einer achtungswerthen Menschenclasse zu erleichtern! — 4) *Nachricht von der Einführung einiger Industrie-Schulen in dem Kirchspiele Fischbeck in der hessischen Grafschaft Schaumburg, nebst einigen Bemerkungen über die Einführung derselben überhaupt;* vom Hn. Stiftspredi-

ger Dr. **Funk** zu Fischbeck. Eine wohlthätige Anstalt. Die Industrie-Schulen erscheinen hier von ihrer vortheilhaften Seite. 5) *Von dem Gebrauche der Bibel in Bürger- und Landschulen.* Bekannte, aber mit Recht von neuem in Erinnerung gebrachte Rügen der groben Fehler, die noch immer, beym Gebrauche der Bibel in Schulen, begangen werden. Die 6) *Beschreibung des Lyceums zu Kassel*, rührt von einem sachkundigen Manne her. Die Schattenseiten dieser im Ganzen lobenswerthen Anstalt sind dem ungenannten Vf. nicht ganz entgangen. 7) *Über die Besoldungen der Schullehrer.* Auch dieser Vf. verdient gehört zu werden. 8) *Nachricht von einigen Verbesserungen des Zustandes der Schullehrer im Fürstenthum Eisenach.* Erfreuliche und nachahmungswürdige Einrichtungen. 9) *Miscellen.*

Drittes Heft. *Kirchenwesen.* 1) *Über die Convente der hessen-casselischen Prediger;* vom Hn. Metropolitan *Schüler* in Spangenberg. Eigentlich: über die Convente des Niederfürstenthums. Darstellung dessen, was sie sind, und Vorschläge zu dem, was sie seyn sollten. Der Vf. ist mit seinem Gegenstande vertraut. Übrigens sieht Rec. aus diesem Aufsatze, dass die Convente im Niederfürstenthum Hessen manches Eigene haben. 2) *Über die Besetzung der Predigerstellen, besonders der Patronatstellen.* Der ungenannte Vf. sieht die Patronate hauptsächlich als die Ursache an, dass noch so manche Predigerstellen mit untüchtigen Subjecten besetzt werden, und rechtfertigt diese harte Beschuldigung durch die sprechendsten Beweise. Rec. findet das hier Gesagte durch eigene, vieljährige Beobachtungen und Erfahrungen vollkommen bestätigt. Oft sah er mit Indignation, dass unreife Studenten oder verunglückte Candidaten, die eine zeitlang die Kinder eines Edelmanns informirt hatten, zu den besten Pfarrstellen befördert, und den würdigsten Predigern und geschicktesten Candidaten vorgezogen wurden. Die schimpflichen Wege, worauf mancher durch den Patron zum Predigtamte befördert wird, die mancherley Bestechungen, die den Schein von Bestechungen nicht haben, werden hier nach ihren mannichfaltigen Arten, bald mit Ernst, bald mit bitterer Ironie bezeichnet. Zuletzt thut der Vf. einige beherzigungswerthe Vorschläge zur Abstellung der verderblichen Missbräuche. 3) *Über drey Grundfehler der hessischen Pfarr-Wittwen-Cassen;* vom Hn. Stiftspfarrer *Spieker* zu Hersfeld. Diese Fehler sind, dass man 1) zu wenig Rücksicht auf das Alter des in die Wittwen-Casse Eintretenden nimmt, dass man 2) das Alter der Predigers-Frau nicht berücksichtigt, und dass 3) die Eintritts- und Nachschuss-Gelder nicht gehörig bestimmt werden. Der Vf. thut überdachte Vorschläge zur Abstellung dieser Mangel und zu einer zweckmässigeren Einrichtung der Wittwencasse. So viel Rec. weiss, sind jedoch einige dieser Vorschläge hie und da schon in Ausübung gebracht. 4) *Ein Wunsch, die Liturgie betreffend;* vom Herausgeber. Rec. gehört zwar nicht zur Classe derer, die alles Heil der Kirche bloss von neuen Liturgien oder neuen Gesangbüchern erwarten; allein dennoch sieht er eine bessere Liturgie als wahres Zeitbedürfniss an. Er selbst, in dessen Vaterlande noch eine, etliche hundert Jahre alte, in Absicht auf Ideen und Vortrag gleich unzweckmässige Liturgie herrscht, ob sich gleich dieses Land vieler sehr gebildeter Prediger rühmen kann, konnte bisweilen eine Schamröthe nicht unterdrücken, wenn er manches offenbar anstössige Formular herlesen musste, und hat daher in den letzteren Jahren seiner Amtsführung jede feyerliche Handlung mit einer freyen Ergiessung seines Herzens angefangen, und sich nachher eines von ihm selbst verfassten, der Handlung angemessenen, Formulars bedient, und noch ist nicht ein einziger aufgetreten, der mit dieser Änderung unzufrieden gewesen wäre. So lange von Obrigkeits wegen keine bessere Liturgie eingeführt wird, (was nun überall geschehen sollte, wo es noch nicht geschah) sieht sich jeder Prediger, dem seine Pflicht und die Ehre seines Amtes nicht gleichgültig ist, zu diesem Auskunfts-Mittel genöthigt. Der Herausgeber thut einige Vorschläge, die von Einsicht und Klugheit zeugen, und begegnet manchen zu befürchtenden Einwürfen. 5) *Miscellen.*

Viertes Heft. *Schulwesen.* 1) *Nachrichten von der hohen Landesschule zu Hanau;* vom Hn. Prof. *Suabedissen.* Ein interessanter Aufsatz! Dass diese Lehranstalt jetzt unzweckmässig, unnützlich sey, ist nach dem, was der Vf. darüber sagt, wohl keinem Zweifel unterworfen. Hr. *S.* thut Vorschläge, sie in eine zweckmässige, nützliche zu verwandeln, und verdient von allen, welche helfen können, gehört zu werden. 2) *Organisation des Schulwesens.* Fortsetzung der im 2 Stücke abgebrochenen Ideen. 3) *Über einige Fehler der Schullehrer im Katechisiren;* vom Hn. Pfarrer *Hahnzog* zu Welsleben. Eine gegründete Rüge von 8 häufig vorkommenden Fehlern. 4) *Über die Einführung der Classentrennung in Volksschulen;* vom Hn. Pfarrer *Steltzner* zu Hottensen bey Hameln. Wir stimmen dem Vf. vollkommen bey, wenn er behauptet, dass die von der bisherigen Schuleinrichtung fast unzertrennlichen Nachtheile dadurch am besten gehoben werden können, wenn die Schuljugend in Classen abgesondert, und jede Classe für sich unterrichtet wird. In dem Vaterlande des Rec. ist das hie und da bereits wirklich geschehen. 5) *Über zweckmässigere Einrichtung der öffentlichen Schulexamen;* ein Nachtrag vom Hn. Metropolitan *Rehm* zu Neukirchen. Leicht ausführbare, und hie und da schon wirklich ausgeführte Ideen! 6) *Gedanken bey Durchlesung des Vorschlags eines Ungenannten im Magazin* etc. 1 St. S. 14 fg. *Über die Einrichtung besonderer Wittwencassen für Schullehrer in Hessen;* von demselben. Der Vf. schlägt vor: Jeder angestellte Schulmeister zahle 5 Rthlr. Diess gäbe z. B. in einer Classe von 19 Schulmeistern ein Kapital von 95 Rthlr., jeder dieser Männer zahlte jährlich ½ Rthlr. nach, dazu gäbe die Gemeinde ½ Rthlr. und reiche Kirchen steuerten, auf Anweisung des Superintendenten, jährlich 1, 2, 3 oder 4 Rthlr. als Geschenk *pro tempore.* Jeder Schuldienst blieb ½ Jahr offen, die benachbarten versahen indessen den Dienst, der neu Angehende diente ½ Jahr umsonst, und zahlte noch über dem 10 Rthlr. *pro accessu.*" Das letzte ist uns nicht recht klar, da der Vf. kurz vorher selbst behauptet hatte, 10 Rthlr. sey eine zu hohe Summe. Oder soll der angehende Schulmeister, der noch gar nichts verdient, und den Schuldienst ½ Jahr umsonst versehen hat, mehr bezahlen können, als der schon mehrere Jahre im Amte gestandene Schullehrer? — — 7) *Über die Verbesserung der niedern Schulen in Hessen;* vom Hn. Metrop. *Schulen* zu Spangenberg. Unstreitig einer der vorzüglichsten Aufsätze dieser ganzen Sammlung. Übrigens ist derselbe keines Auszugs fähig. Auch findet Rec. vielleicht bald Gelegenheit, sich über die einzelnen Punkte desselben an einem anderen Orte ausführlicher zu erklären. 8) *Anerbietung an Schul- und Privatlehrer, welche dieses Magazin lesen;* vom Hn. Prof. *Romer* zu Dillenburg. 9) *Miscellen.* Auszeichnenswerth ist das Decret des Fürsten von Oranien-Fulda, wornach derselbe 250 Gulden an Prämien für diejenigen Schullehrer bestimmt hat, welche sich fernerhin bey den jährlichen Prüfungen durch Fleiss, Thätigkeit und gutes Betragen rühmlichst auszeichnen würden. Wir glaubten, durch genauere Darlegung des Inhalts dieses Magazins die Leser unserer A. L. Z. zum Urtheile über den Werth desselben am besten in den Stand zu setzen.

Wi.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 SEPTEMBER, 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Karlsruhe, b. Macklot: *Gedanken über einen Kirchenverein beyder protestantischen Religionsparteyen.* Von *Joh. Niklaus Friedrich Brauer*, Marggräfl. Badenschem wirkl. Geheimenrath und Kirchenraths-Director. 1803. 112 S. 8.

2) Rothenburg ob der Tauber, in d. Classischen Buchh.: *Henotikos, zur Beförderung einer ächt-evangelischen Kirchenvereinigung der Protestanten.* Von *J. L. Hertzogenrath*, evangel. reform. Prediger zu Binklingen. 1805. X u. 192 S. 8. (16 gr.)

3) Mannheim: *Über Vereinigung der beyden protestantischen Confessionen in den Badenschen Gesammtlanden.* Gedanken und Bedenken von *J. M. Schember*, evang. reform. Prediger zu Eppingen. 1803. 47 S. 8.

Wenn man die unseligen Streitigkeiten, wodurch die Protestanten bald nach dem Anfang der Reformation in Deutschland, in zwey verschiedene Hauptparteyen getrennt wurden, von dem *gewöhnlichen* historisch-psychologischen Standpunkt aus betrachtet: so bietet diese Trennung allerdings, sowohl an sich, als in ihren Folgen, reichhaltigen Stoff zu niederschlagenden Betrachtungen dar, und beweiset, wie viel Grosses und Kleines der Mensch zu gleicher Zeit fähig ist, und dass es für den menschlichen Geist keine gefährlichere Verirrung giebt, als wenn er das Ewige und Geheimnissvolle *allein* von Begriffen abhängig zu machen, und grübelnd in verkörpernden Worten auszudrücken strebt. — Wenn sich nicht überhaupt etwas Grosses darin ausspräche, den Menschen sich zu *Ideen* erheben zu sehen, — und wenn auch in bemitleidswerther Beschränkung! — um deren willen er alle Kräfte in Bewegung setzt, *Für* oder *Wider* eine einmal ergriffene Ansicht zu kämpfen: so würden solche Verirrungen *in ruhigen Zeiten* nur als Beyträge zur Schwäche und Leidenschaftlichkeit des menschlichen Gemüths einige Aufmerksamkeit verdienen. Inzwischen, da hoffentlich jeder Kampf in der moralisch-intellectuellen, wie in der physischen Welt, zur endlichen vollendetern Ausbildung der *Gattung* mit beyträgt: so vermag die Historie auch in dem, was dem gemeinen Sinn nur als kleinliche, oder gar lächerliche Verstandesverirrung erscheint, einen höheren Gesichtspunkt zu entdecken, an den sie sich mit Beruhigung beym Blick auf die Bestimmung des Ganzen getrost fest hält.

Schon im Jahrhundert der Reformation selbst, während der heftigsten Gährungen der Gemüther, und bald nach dem ersten Ausbruch der Streitigkeiten zwischen beiden Parteyen, fanden kaltblütigere und besonnenere Männer von beiden Seiten, das Unterscheidende mehr, oder weniger *vereinbarlich*, weil sie den Ursprung und wahren Sinn von dem, worüber man stritt, ohne Vorliebe und Hass einsahen und ruhig erforschten. In dieser Hinsicht zeichneten sich unter Anderen vorzüglich *Melanthon* und *Bucer* in den beiden verschiedenen evangelischen Communionen aus, und selbst *Calvin* gehört in Absicht auf das Dogma vom Abendmahl hieher. Eben so dachten und urtheilten zwey der grössten Männer der beiden auf das Jahrhundert der Reformation zunächst folgenden Jahrhunderte aus beiden Kirchen: *Grotius* im 17, und *Leibnitz* in der ersteren Hälfte des 18 Jahrhunderts, deren zunächst auf die Vereinigung zu Hauptzwecken gerichteter freyerer Blick sich nur an das überall vorkommende *Wesentliche* hielt, wobey sich beide Männer, je mehr sie sich bey ihren bekannten Bemühungen von der Unausführbarkeit einer kirchlich-äusseren Vereinigung, wenigstens für *ihr* Zeitalter, überzeugten, so benahmen, dass, wenn man in den Gesinnungen und der Handelsweise allgemein ihrem schönsten Beyspiel nachgeahmt hätte, diese Vereinigung wirklich als unnöthig, oder als schon erfolgt, hätte angesehen werden können.

Dagegen wurde die Trennung, ja selbst die Erbitterung der Gemüther, wie gewöhnlich, von der gedankenlosen Menge der theologischen Streiter das ganze 16 und 17 Jahrhundert hindurch mit gleicher Lebhaftigkeit, bald mehr insgeheim, bald mehr öffentlich, zum Nachtheile der Humanität unterhalten und fortgesetzt. *Beide* Theile haben sich in dieser Hinsicht bey aufrichtigen Versuchen zur Vereinigung in der That gar nichts vorzurücken. Wenn die eine vielleicht nach dem Vorbild ihres Lehrers öfters mit mehr Heftigkeit zu Werke ging; (welches psychologisch mit darin seinen Grund haben mochte, weil sie die entgegengesetzte Partey, wenigstens in Deutschland, als von ihrer Kirche ausgegangen, und somit gewissermassen als Abtrünnige betrachtete): so zeigte die andere, nur gemeiniglich mit mehr Feinheit und Circumspection, keine geringere Hartnäckigkeit, und war, sobald die *äusseren* Umstände nicht ungünstig waren, von keinem der Fehler frey, welche sie ihre Gegner beschuldigte, wie unter anderen eben die Geschichte der pfälzischen Lande, in Beziehung auf welche obige drey Schriften zunächst geschrieben sind, beweiset.

Doch diese Zeiten sind nicht mehr, und es ist nur gut, sich ihrer noch zu erinnern, um zu *gleichem* Geiste der Versöhnlichkeit zu erwecken. Einzelne Züge, selbst

in dieser unserer neuesten Zeitgeschichte ausgenommen, welche dem allgemeinen Geist des Zeitalters zu widersprechen, und solchem eben keine sonderliche Ehre zu machen scheinen, kann man seit ungefähr drey bis vier Jahrzehnten die Vereinigung beider protestantischen Confessionen, *dem Geiste nach* als so ziemlich allgemein bewirkt ansehen. In Wahrheit, es wäre traurig, wenn der noch bestehende äussere Unterschied wirklich noch immer fort dauernd *solche* Wirkungen hervorbringen sollte, als sie der Vf. von Nr. 2. S. 9 ff. schildert, wo er sich zu zeigen bemüht, wie nachtheilig, ja, wie er sich S. 13 ausdrückt, wie schrecklich (Hr. *H.* schreibt durchaus immer *schröcklich*) sich die Folgen der Trennung für das gesammte pfalzische Land, für Familienglück, und für die Religiosität selbst, seiner Meinung nach, äussern. Wenn die kirchliche Vereinigung beider Confessionen in den ersten Zeiten vielleicht für die ganze Sache der Reformation höchst folgenreich hätte werden können, und sehr wünschenswerth gewesen wäre: so kann, bey der jetzigen Stimmung der Gemüther, und der gegenwärtigen Lage der Dinge, die Trennung im Ganzen doch wohl für kein *so* grosses Übel mehr angesehen werden. Hiermit soll inzwischen gar nicht gesagt seyn, dass nicht eine gänzliche Vereinigung beider Kirchen auch von dem Rec. noch immer, und selbst für unsere Zeiten, als eine wünschenswürdige und segensreiche Sache betrachtet werde.

Vielmehr schenkt er den in unseren Zeiten von Neuem in Anregung gebrachten Versuchen, um auf diesen Zweck liberal und besonnen hinzuwirken, seinen ungetheilten Beyfall. Auf manche Vereinigungsversuche und ihre Beförderer mag bisher allerdings zwar das *Köster'sche:* (Poetischer Nachlass S. 244.)

Zu dem Verein trommelst und pfeifest du. —
Siehe! schon sind wir
Einig, dass zu dem Verein Trommeln
Und Pfeifen nichts hilft.

mehr, oder weniger anwendbar gewesen seyn. Einzelne Missgriffe, oder fehlgeschlagene Übereilungen eines gut gemeinten Eifers können der guten Sache im Ganzen keinen Eintrag thun, und indem der besonnenere Mann mit Recht davor warnt, wird ihm der beabsichtigte Zweck an sich immer gleich wünschenswerth erscheinen.

Es ist vielleicht unmöglich, über eine Angelegenheit, welche, wie man auch aus vorliegenden Schriften sieht, nicht bloss mit kirchlich-religiösen Überzeugungen, sondern zugleich auch mit dem ökonomisch-politischen Interesse der verschiedenen Parteyen in so enger Verbindung steht, ein völlig unparteyisches, jedem Gnüge leistendes, Urtheil zu fällen. Rec. enthält sich, zumal in Beziehung auf *einzelne* Lande und Provinzen, aus mehreren Ursachen aller Bemerkungen über die Sache in ökonomisch-politischer Hinsicht, obgleich er überzeugt ist, dass eben in dieser Hinsicht in unseren Zeiten vielleicht die meisten und grössten Hindernisse zu besiegen seyn dürften, und das, was besonders in Nr. 2 darüber beygebracht wird, ihm nicht erschöpfend genug zu seyn scheint. Es sey ihm vergönnt, dafür einige Bemerkungen über die Vereinigungsvorschläge von Nr. 1 und 2 (denn Nr. 3 ist hier sehr kurz und unbefriedigend.) in dogmatisch-kirchlicher Rücksicht mitzutheilen.

Obgleich beide Confessionen über das Wesentliche der Religion als vollkommen vereiniget betrachtet werden können, und daher von keiner Religions- sondern nur von äusserer Kirchenvereinigung die Rede ist: so glaubt Rec. doch, dass selbst in Ansehung der dogmatischen Verschiedenheiten, wodurch beide Theile sich bis jetzt von einander getrennt sehen, an keine wahre, allgemeine und beiden Parteyen völlig genügende Vereinigung zu denken sey, so lange man nicht die Religion, d. h. das Religiöse oder Unendliche in der menschlichen Natur überhaupt, von dem Begriff der Religion als äusserem *Kirchenglauben* bestimmter scheidet, und solche aus einem höheren, ideellern und praktisch-weltbürgerlicheren Gesichtspunkte betrachtet, als in diesen Schriften geschieht, in deren keiner sich die aufgefassten Ansichten zu einer, auch nur einigermassen befriedigenden, Universalität erheben.

Der Vf. von Nr. 1 zeigt eine lobenswürdige Wärme für Religion und religiöse Gesinnung, als *Herzenssache*. Ihm ist Religion wirklich das *innere* Heiligthum des Gemüths; allein, indem er sich bey dieser edlen gemüthvollen Stimmung nicht ganz frey von den Fesseln des Systems und dem Einfluss theologischer Mikrologien erhält, bilden seine Ansichten dadurch in mehreren Hinsichten einen wahren Contrast mit den Ansichten und Behauptungen, welche der Vf. von Nr. 2 und besonders von Nr. 3 geltend zu machen suchen, welche die Religion sowohl, als das, wodurch sie in dem menschlichen Gemüthe begründet ist, in Beziehung auf bürgerliches Leben, Staat und Kirche mehr nur von Seiten des forschenden und verdeutlichenden Verstandes beurtheilen, und bey dieser beschränkten Ansicht, ohne es zu glauben, oder auch, nur, wie man aus der Sprache beider Schriften sieht, eine solche Abhängigkeit zu ahnden, eben so sehr von dem *System* abhängig werden. — Beide Theile gehen in ihrer Art, wie Alle, welche mit ihnen das Religiöse aus gleichem Gesichtspunkte betrachten, consequent zu Werke, so lange man sich nicht, des idealen Charakters der Religion eingedenk, über das höchste Heilige, oder das wahre Wesen aller Religion vergleicht, welche ihre absoluten Anschauungen nicht in beschränkende Worte bindend fesselt, aber doch gewiss auch etwas anders ist, als sie in Nr. 3 erscheint, wo wir das Unendliche zur blossen dürren Verstandessache herabsinken sehen, und die Absicht deutlich ist, das Historische und Positive aus dem Christenthum zu entfernen, um es — zur reinen Verstandesreligion, im Geist neuerer Schulen, zu läutern. Eine so ganz *verständige* Religion aber, wie man sie in vielen neueren Büchern und Schulen findet, giebt es gar nicht. Die einzige wahre *vernünftige* Religion dagegen wäre die, einzusehen, dass nur zwey Erscheinungen der Religion überhaupt sind, die wirkliche Naturreligion, welche nothwendig Polytheismus im Sinn und Geist der Griechen ist, und die, welche, ganz sittlich, Gott, wie im Christenthum, in der Geschichte anschaut. — (S. *Schelling's* Vorlesungen über die Methode des akademi-

schen Studiums S. 189 ff.) Jeder äufsere Religions- oder Kirchenverein bedarf als solcher zur symbolischen Darstellung und Verknüpfung des Irdischen mit dem überirdischen geistigen Zustande unsers Wirkens und Seyns gewisser Mysterien, es sey in Lehrsätzen, oder in bedeutsamen heiligen äusseren Ritualen, und wer, der neueren Aufklärerey zum Dienste (welche *in Bezug auf das Christenthum*, wie der eben genannte Gelehrte sich ausdrückt, eher die Ausklärerey heifsen könnte,) diese aus dem Christenthum zu verdrängen strebt, kennt die Religion überhaupt, und den, dem Christenthum vorzugsweise eigenthümlichen, Geist gewifs sehr wenig.

Aus dieser Ursache werden sich z. B. beide Theile nie über die Lehre vom Abendmahl vereinigen, so lange, wie in Nr. 1 und 2 geschieht, diese Materie nur von dem *gemeinen* dogmatischen Standpunkt aus betrachtet wird. Hr. *B.* sagt S. 24 ff. „was uns mit Brod und Wein im Abendmahl zum Genufs dargereicht wird, ist nicht in jedem, aber gewifs *in irgend einem Sinne* der Leib und das Blut Christi, wir werden durch gläubige und demüthige Theilnehmung an diesem heiligen Mahle gewifs in *irgend einem Sinne* Ein Fleisch und Ein Blut mit Ihm, und mit Ihm auf ewig durch diesen Genufs verbunden" etc. und sucht dann durch mehrere feine und wirklich scharfsinnige Bemerkungen die Dogmen beider Kirchen über die Abendmahlslehre mit einander in Übereinstimmung zu bringen. — Hr. *Hertzogenrath* dagegen sucht S. 74 ff. die streng reformirte, oder Zwinglische Ansicht mit den gewöhnlichen und bekannten Gründen zu vertheidigen. — Beide haben in ihrer Art vollkommen recht. Über die Einsetzungsworte wird man vom gewöhnlichen historisch-exegetischen Standpunkt aus noch Jahrhunderte streiten können. Hr. *Brauer* hat unstreitig bey seinen Behauptungen die tiefern Foderungen des religiösen Triebes, die geheimnifsvollen übersinnlichen Bedürfnisse des Gemüths, das in den Momenten der Andacht und Begeisterung nach inniger Einigung mit dem Unendlichen strebt, allerdings für sich. Allein, wer das Ritual mehr nur blofs von Seiten einer moralisch-verständigen Beziehung, als Einweihungsmahlzeit der neuen Religionsverfassung, als Mahl christlicher Bruderliebe etc. wie in Nr. 2 geschieht, betrachten will, der wird, wenn seine religiösen Überzeugungen und Bedürfnisse nur eben dieser Ansicht zusagen, eben wohl durch keine Gegengründe überzeugt werden können. — Es charakterisirte ganz den Geist des Zeitalters, und der auf die Stimmung desselben entscheidend eingreifenden Männer, dafs beide Theile zur Zeit der Reformation eben über diesen Punkt, den wesentlichsten ihrer Trennung, sich so sehr entzweyen konnten. *Luther's* Urtheilskraft und gesunde Vernunft empörte sich gegen die Unvernünftigkeit der Transsubstantiation; allein, er wagte bey seinem tiefen und innigen Religionsgefühl gerade nur so weit zu gehen, als er ging, und hing nun mit voller Überzeugung fest an dem Lehrsatz, so wie er ihn aufgestellt hatte. Er verwarf die Transsubstantiations-Lehre, und nahm dagegen die Gegenwart des Leibes und Blutes im Sacrament *reell*, aber doch nicht *materiell* an, auf eine nur dem Glauben, nicht aber der Vernunft begreifliche Weise. Er verfuhr wenigstens darin consequent, dafs er das Dogma vom Abendmahl mit der Trinitäts-Lehre und dem Dogma von den beiden Naturen in Christo in genaue Verbindung setzte. Die Art und Weise der Gegenwart *ist ähnliches Geheimnifs, credendum, non ratiocinandum!* — (S. *Augusti's* Dogmengeschichte S. 331.) Mit einer Art Bewunderung hört man den energievollen Mann, wenn er mit freudiger Entschlossenheit Jesu im Namen Gottes (wie *Paulus*, Kommentar Th. III. S. 575 sich ausdrückt,) Alles, auch das Unerforschliche, zu glauben, ausruft: „*in haec verba Christi, hoc est corpus meum" etc. pedibus imus. Constat, illa veraciter esse Christi corpus et sanguinem. Sicut enim os Christi dixit ac loquitur, ita est* etc. (S. *dessen* Auslegungen zum grofsen Katechismus.) Der durch die politisch-bürgerlichen Umgebungen, worin er lebte und wirkte, schon kältere, und, wenn man will, in gewisser Hinsicht noch liberalere *Zwingli* dagegen zog nach seiner Individualität den Lehrsatz mehr in das Gebiet des Erkennbaren und der Speculation, und hing nun seiner Seits eben so fest an der mehr begreiflichen Ansicht, welche *ihm* am meisten zusagte, wie sein *Commentarius de vera et falsa religione* beweiset, eine Schrift, welche mit eben so grofser Heftigkeit geschrieben ist, als die spätern Schriften *Luther's* über diesen Gegenstand, welcher Anfangs bey diesem Angriffe mit Mäfsigung an sich hielt, und seine Ansicht gegen *Zwingli* zuerst nur durch einige seiner Freunde vertheidigen liefs.

Durch die Natur der Sache und diese Erfahrungen eines Besseren belehrt, würde, unsern Einsichten nach, bey dem Versuch einer kirchlichen Vereinigung beider Confessionen, was diesen Punkt betrifft, in unsern Zeiten gar nichts *dogmatisch* festzusetzen seyn. Man müfste es in der unirten Kirche dem Religionslehrer überlassen, *welche* Meinung er nach seiner besondern Überzeugung über das bestrittene Dogma, und *wie* er solche vortragen würde, genug, dafs es nur immer mit Liebe und nöthiger Klugheit, so wie mit steter Hinsicht auf das Praktische geschähe, worüber beide Theile mit einander einig sind. Das eigentlich Unterscheidenden in dem lutherischen und reformirten Lehrbegriff würde in den gemeinschaftlichen öffentlichen Lehrbüchern nur historisch, und durchaus nur auf eine solche Art erwähnt werden dürfen, dafs keines Überzeugung oder Glaube Zwang geschähe. So würde, dem höchsten Grundsatz des Protestantismus gemäfs, Keiner um des Anderen willen seine Überzeugung aufzugeben, oder über eine in unsern Tagen überflüssige Formel gleichsam in eine Convention zu treten, veranlafst werden. Jeder deute und erkläre sich dann die geheimnifsvollen Worte, wie es seiner Überzeugung oder Faffungskraft am angemessensten ist, oder wie es seinen religiösen Bedürfnissen, der Sehnsucht nach der unsichtbaren höheren Welt, am gemüthvollesten und seligsten zusagt. In der That, wenn wir fortfahren, Taufe und Abendmahl in un-

sern Zeiten immer nur noch zunächst bloss als *Dogmen* zu behandeln, und solche nicht vielmehr durch Verbindung mit dem Gefühl für das Heilige und Schöne, in Anregungen der *Idee* des Übersinnlichen überhaupt zu verwandeln streben: so stehen die beiden grossen und herrlichen Religionsfeyerlichkeiten ohne inneres Leben, ohne Geist und höheren, bedeutsamen Sinn für die Gebildeteren unter den Zeitgenossen da.

(*Der Beschluss folgt.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Lösung des Staatsproblems. Ist mit dem Begriffe der Souveränität der Begriff von Landständen vereinbar?* 1806. 26 S. 4. (6 gr.) Der Vf. hat diese Frage bejahend entschieden, und den Beweis für die Richtigkeit dieser Entscheidung erstlich auf rationelle, dann auf historische Gründe gestützt. Die ersten bestehen hauptsächlich darin, weil der Begriff von Souveränität die Unbeschränktheit eines Staates von Seiten anderer Staaten, nicht aber die Unbeschränktheit des Herrschers von Seiten seines eigenen Staates voraussetze, und also ein Staat, dessen Inneres ein unumschränkter Fürst beherrsche, dennoch wegen äusserer Abhängigkeit ohne Souveränität seyn, da hingegen in einem völlig souveränen Staate mancherley Einschränkungen des Fürsten, mithin auch Theilnahme des Volkes oder seiner Repräsentanten an der Regierung Statt finden könne, ohne dem eigentlichen Begriffe der Souveränität zu widersprechen. Um auch den historischen Beweis seiner bejahenden Auflösung jenes Problems zu liefern, hat der Vf. die eingeschränkten Monarchien in drey Klassen abgetheilt: 1) in solche, wo der Fürst nur für einige besondere Herrscher-Rechte den Consens der Nation einholen muss; 2) in solche, wo besondere Souveränitäts-Rechte zwischen dem Herrscher und der Nation so getheilt sind, dass jener alle anderen ganz allein mit Ausschluss des Volkes ausüben darf, und endlich 3) in solche, wo der Regent nur einige besondere Rechte allein ausübt, bey allen anderen aber den Consens der Nation einzuholen oder gar die Ausübung mit derselben zu theilen verbunden ist. Als Beyspiele souveräner Staaten der Art sind für die erste Klasse, das ehemalige Frankreich, Ungarn, Böhmen, Schweden, für die zweyte England, für die dritte Deutschland und Polen aufgeführt, und zuletzt noch die batavische und helvetische Republik, wie auch die Republiken von Venedig, Genua, Lucca, Sanmarino und Gersau als Beyspiele souveräner Staaten ohne einen Herrscher dargestellt worden.

Mit so vieler Mühe und Gründlichkeit übrigens der Vf. die Richtigkeit der von ihm behaupteten Sätze dem Leser darzulegen gesucht hat: so glaubt doch Rec., dass die angeführten Gründe auf die vorgesetzte Frage nicht genau passend sind. Der Vf. hat bloss den Begriff von Souveränität eines Staates vor Augen gehabt, und Rec. stimmt gern mit ihm darin überein, dass auch die eingeschränktesten Monarchien, ja selbst Freystaaten, souveräne, d. i. von Auswärtigen unabhängige Staaten seyn können. Wenn aber das Problem im Allgemeinen, so wie in dieser Schrift, dahin aufgestellt wird, ob mit dem Begriffe von Souveränität der Begriff von Landständen vereinbar sey: so scheint uns, dass der Vf. die Souveränität des Staates von der Souveränität des Regenten vor allen Dingen hätte unterscheiden müssen. Richtig ist gewiss der Satz, dass ein von anderen Staaten abhängiger Staat sich nicht als völlig souveränen Staat betrachten kann, wie solches bey den meisten deutschen Staaten der Fall ehedem und noch kürzlich war; allein es ist auch eben so richtig, dass ein Regent, dessen ausübende Gewalt in wesentlichen Regierungszweigen durch nothwendige und Verfassungsmässige Mitwirkung des Volkes oder der Landstände beschränkt ist, nicht ein absolut souveräner Monarch genannt werden darf, weil seine Gewalt von anderen alsdann abhängig ist. Souveränität ist, wie der Vf. richtig angiebt, Unabhängigkeit. Mithin ist und bleibt ein souveräner Staat derjenige, welcher in seinem Inneren ohne alle Concurrenz eines anderen Staates jede Einrichtung treffen darf, die er für nützlich und zweckmässig hält. Aber aus eben denselben Gründen kann auch ein souveräner Monarch nur derjenige seyn, der die höchste Staatsgewalt ohne ein Veto der Nation ausübt, und der durch keine Repräsentanten in seinen Entscheidungen über die Regierungsangelegenheiten beschränkt wird. Landstände können immer in solchen Staaten, wo ein absolut souveräner Monarch herrscht, mit grossem Nutzen existiren. Allein sie sind dann nur als Rathgeber zu betrachten, und dürfen nicht das Recht haben, in wesentlichen Regierungssachen eine Entscheidung sich anzumassen, wenn nicht das Souveränitäts-Recht des Regenten (nicht des Staates) aufgehoben werden soll.

Dass auch bey der Festsetzung der Souveränitäts-Rechte für Bayern, Würtemberg und Baden im Pressburger Frieden nicht allein die Unabhängigkeit oder die Souveränität dieser Staaten in Beziehung auf die vormalige deutsche Reichsverfassung, sondern auch die Souveränität der Regenten dieser Länder in Beziehung auf ihr Volk beabsichtiget worden ist, das haben nur zu sehr die Folgen dieses Vertrages in den Schritten gegen die Reichsritterschaft in jenen Ländern, und gegen die würtembergischen Landstände bewiesen. Eben so zeigen es ältere und neuere Beyspiele, dass in denjenigen Ländern, wo die Souveränität auf Acten beruhet, und durch Schlüsse eingeführt wurde, wie z. B. in Dänemark im 17 Jahrhundert, Erweiterung der Unumschränktheit des Regenten in dem Begriffe derselben lag, und dass also das Wort Souveränität im Allgemeinen sich nicht auf die Unabhängigkeit des Staates von anderen Staaten mit Ausschluss jedes anderen Begriffes beschränken kann, sondern auch auf die mehreren oder minderen Rechte des Regenten im Inneren des Staates selbst sich bezieht. Rec. ist daher der Meinung, dass Souveränität des Staates, dessen Unabhängigkeit gegen äussere Verhältnisse, Souveränität des Regenten aber die Unabhängigkeit des letztern von anderen Gewalten im Inneren des Staates bey Ausübung der Staatsgewalt andeute, und dass Souveränität im Allgemeinen beide Begriffe in sich vereinige. Übrigens stimmt derselbe dem Vf. gern darin bey, dass Landstände, wenn sie ihre Pflicht erfüllen, grossen Nutzen stiften, und dass in dieser Voraussetzung Staaten, wo eine getheilte Gewalt der Art Statt findet, sehr glücklich seyn können, wenn nicht politische Convulsionen, wie diejenigen sind, womit das 18 Jahrhundert aufhörte, und das 19te begann, die glückliche Ruhe derselben stören. In solchen Zeiten kann die getheilte Gewalt nur Wehrlosigkeit der Völker hervorbringen. Bey Stürmen bedarf das Schiff eines einzigen Steuermanns; aber auch eines solchen, der furchtlos mit fester Hand das Ruder führt. Das auf seine Freyheit eifersüchtige Rom ernannte Dictatoren mit unumschränkter Gewalt, wenn äussere Stürme dem Staate droheten, und das Volk gab dann willig Rechte und Freyheit dem Einzigen hin, bis das verhängnissvolle Gewitter vorübergezogen war. Die Verfassung wurde in solchen Zeiten suspendirt, und würde ohne solche temporäre Aufopferung oder Suspension wohl nicht Jahrhunderte hindurch ausgedauert haben. Vielleicht kommen auch nach den überstandenen Stürmen dieser Tage Zeiten für das deutsche Vaterland, wo der Regent die Theilung der Souveränität mit den Repräsentanten seines Volks als Erleichterung seiner Bürde betrachtend, gerne die Hand zu einer Einrichtung der Art bieten wird, durch welche die alten Verfassungen geläutert wieder aufleben können, wenn nach *Posas* Prophezeihung in *Schillers* Don Carlos sanftere Jahrhunderte diese Zeiten verdrängt und andere herbeygeführt haben werden, in welchen Bürgerglück vereint mit Fürstengrösse glänzen kann.

Bl.

Neue Auflagen.

Leipzig, b. Hinrichs: *Vernunftkatechismus. Ein Geschenk für Kinder, um ihnen in kurzen und fasslichen Erzählungen die nöthigsten moralischen, Verstandes- und Naturhistorischen Begriffe beyzubringen.* Mit illum. Kupfern. Deutsch und Französisch. Herausgeg. von M. *Friedr. Herrmann*. Vierte sehr verm. Aufl. 1807. XIV u. 167 S. 8. (16 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 11 SEPTEMBER 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) Karlsruhe, b. Macklot: *Gedanken über einen Kirchenverein beyder protestantischen Religionsparteien.* Von *Joh. Niklaus Friedr. Brauer* etc.

2) Rothenburg ob d. Tauber, in d. Classischen Buchh.: *Henotikos, zur Beförderung einer ächt-evangelischen Kirchenvereinigung der Protestanten.* Von *J. L. Hertzogenrath* etc.

3) Mannheim: *Über Vereinigung der beyden protestantischen Confessionen in den badenschen Gesammtlanden.* — Von *J. M. Schember* etc.

(*Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.*)

Nicht so leicht möchte dagegen eine allgemeine *kirchliche* Vereinigung über das *Äussere* bey diesem heiligen Mahle seyn, indem beide Theile zu weit von einander abweichen, und, wie Hr. *Hertzogenrath* richtig bemerket, die Veränderung eines alten Gebrauchs dem Volke unendlich anstösiger ist, als das Übergehen von einer Lehre zu der andern, ja, selbst als eine gänzliche Veränderung einer Lehre es seyn würde. Dieser richtigen Bemerkung ungeachtet, verlangt Hr. *H.* nun gleichwohl, dass die Lutheraner das in der reformirten Kirche gewöhnliche Brod annehmen, und, wie in den reformirten Kirchen üblich ist, brechen sollen. Wenn es, wie der Vf. mehrmals bemerkt, bey einer wahren und allgemeinen Vereinigung nothwendig ist, dass jede Partey etwas von dem ihrigen aufopfere, und etwas davon behalte; (um hierdurch den Anschein eines Sieges der einen Partey über die andere zu vermeiden, worauf Hr. H. so sehr dringt S. 162). Wenn dergleichen, auch an sich noch unbedeutendere Verschiedenheiten allerdings mehr noch als die Dogmen selbst durch die *Versinnlichung* des Unterschieds auf die Fortdauer desselben mitwirken: so muss Rec. gestehen, dass ihn die Vereinigungsvorschläge einer kleinen, in Beziehung auf die Vereinigung der Protestanten jenseits des Rheins geschriebenen, Schrift (Frankfurt, bey Jäger 1803) in dieser Hinsicht weit mehr befriediget haben. Was in dieser Schrift gegen das, in der reformirten Kirche übliche, *gemeine Brod* erinnert wird, ist wichtig, und könnte leicht noch durch mehrere andere Gründe verstärkt werden, z. B. dass man in einem Zeitalter, da die nähere, oder entferntere *allgemeine* Vereinigung der verschiedenen christlichen Hauptparteyen nicht mehr ausser der Grenze der Möglichkeit zu liegen scheint, durch Einführung des gewöhnlichen Brodes sich nicht in einem für die grösere Menge so bedeutenden Stück von *allen* übrigen christlichen Kirchen ohne Noth unterscheiden, und dadurch die *allgemeine* Vereinigung erschweren möge etc. — Jener Schriftsteller schlägt, als Mittel zur Vereinigung, aus dieser Ursache „längliche Hostien" vor, wie sie z. B. zur Vereinigung der verschiedenen Confessionen in der sogenannten Brüderkirche eingeführt wurden, um so mehr, da dergleichen bereits in reformirten Ländern, z. B. in der Schweiz, (wenigstens zu Zürich) gebräuchlich sind, welche man um der Schwachen willen dann brechen könnte. Rec. scheint dieser Vorschlag, wenn wirklich allgemeine Vereinigung bewirkt werden soll, sehr zweckmäsig, und überdiess den vom Hn. *H.* aufgestellten Grundsätzen, wovon er aber in der Anwendung verschiedentlich abweicht, durchaus gemäss. Das Brechen, obgleich es etwas sehr ausserwesentliches bey der heiligen Handlung ist (wenn man sie aus dem oben angegebenen höchsten Gesichtspunkt aller Religion, wie billig geschehen sollte, betrachtet), und für das zartere Gefühl selbst etwas darin liegt, das mit dem Heilig-Schönen des Rituals (wie man schon frühe dunkel zu fühlen anfing,) in ästhetisch-religiöser Hinsicht gewissermasen zu streiten scheint, ja selbst, als *symbolischer* Gebrauch betrachtet, etwas wirklich *Unrichtiges* voraus setzt, wie gelegentlich auch von *Paulus* (Commentar III. S. 576 d. erst. Ausg.) schon bemerkt worden: das Brechen könnte *um der Schwachen willen*, nachgegeben werden. Als Formel bey'm Austheilen der heiligen Symbole möchte wohl folgende, deren man sich bey der Feyer des Abendmahls zu Wirzburg ohnlängst, nach *Paulus* Veranstaltung, bediente, besonders zu empfehlen seyn: Nehmet, esset: Jesus spricht: das ist mein Leib, thut solches zu seinem Gedächtniss etc. auch könnte diese Formel mit der in der reformirten Kirche gewöhnlichen, oder anderen passenden Formeln sehr wohl abwechseln. Überall muss hierin, wie die Vf. von No. 1 und 2 auch richtig bemerken, dem Religionslehrer freye Hand gelassen werden.

Zum Gebrauch eines gemeinschaftlichen Lehrbuches für die vereinigte Kirche schlägt Hr. *Brauer* den kleinen *Luther'schen* Katechismus vor, jedoch mit einigen Veränderungen. Rec. gesteht, dass er den sogenannten kleinen Katechismus *Luther's* immer als ein wahres religiöses *Kunstwerk*, wenn man diesen Ausdruck nicht missverstehen will, betrachtet hat, worin sich die ganze Fülle des religiösen Genie's *Luther's* in wenig Sätzen ausspricht. Wenn es ihm Hr. *H.* zum Vorwurf macht, dass er mit „den trockenen sogenannten zehen Geboten" anfange, deren Zweckmäsigkeit im

Schulunterricht in unserm schlimmen Zeitalter man jedoch bekanntlich neuerdings gleichwohl wieder sehr in Schutz zu nehmen Ursache gefunden hat; so meint Rec. eben gerade mit in dieser Anordnung des Ganzen dieser Schrift, einen Beweis für das so eben gefällte Urtheil zu erblicken. Von seinem religiösen Gefühl sicher geleitet, liess *Luther* ohne alles Weitere den Dekalogus allem Religionsunterrichte voraus gehen, und stellte damit, ganz im Geiste einer mehrere Jahrhunderte nach ihm dadurch so berühmt gewordenen philosophischen Schule, den sogenannten moralischen, oder praktischen Beweis für das Daseyn Gottes und die Realität des Religiösen überhaupt auf, indem er Religion und Moral auf solche Weise zu gleicher Zeit für die erste Unterweisung fasslich mit einander verband. Inzwischen glaubt Rec. dessen ungeachtet, dass dieses Lehrbuch, selbst mit Veränderungen, wodurch es dem strengsten Eiferer gänzlich unbedenklich würde, bey einer Vereinigung doch nicht wohl beybehalten werden könne, und tritt (da der blosse *Name* schon allein etwas Anstössiges für den Schwachen haben könnte,) hierin ganz Hn. *H.* Vorschlag bey, dass ein völlig neues Lehrbuch zu verfertigen, und, jedoch ohne Zwang, in der vereinigten Kirche einzuführen sey. — Überhaupt glaubt Rec., dass die allmähliche völlige Verdrängung des *Heidelberg'schen* und des *Luther'schen* Katechismus (so einen entschiedenen Werth letzterer auch vor jenem hat,) Vieles zur Vereinigung der Gemüther, wie zur endlichen gänzlichen kirchlichen Vereinigung beytragen könnte. Man weiss, wie viel bey einer solchen Angelegenheit *die Namen* thun. Es ist eine in der That merkwürdige Erscheinung, dass, während man, wie auch hier in No. 2 und 3 geschieht, mit einer Art Ängstlichkeit an den Rechten des Protestantismus fest hält, man in Absicht auf die nothwendige Verbesserung des Liturgiewesens, wenigstens im Einzelnen, in der reformirten Kirche ganz hinter dem Zeitgeist zurück bleibt. Wie elend und unbrauchbar, z. B. ist nicht eben die in den pfälzischen reformirten Kirchen noch immer gebräuchliche Liturgie! — So ist auch neuerdings der an theologischen Sublimitäten und trockenen dogmatischen Spitzfindigkeiten so reiche *Heidelbergische* Katechismus, durch die Bearbeitung zweyer mehr, oder weniger berühmten Gelehrten über die Gebühr geehrt, und der kirchliche Gebrauch dieser Schrift dadurch ohne Zweifel von Neuem verlängert worden. So viel Schönes und Treffendes auch der Eine von diesen Gelehrten gesagt hat; so scheint er seinen Fleiss doch einem Buche gewidmet zu haben, dessen Inhalt im Einzelnen so oft den hellern Einsichten und verfeinertem Gefühl widerstrebt haben muss. Wenigstens die allzu schneidenden Gegensätze gegen die Kirche, von welcher beide protestantische Confessionen sich getrennt haben, sollte man *in unseren Zeiten* billig ganz aus einem solchen Buche verwischen. — Hinweg allmählich mit Allem, was an die traurigen Spaltungen und heftigen theologischen Kämpfe vergangener Zeiten erinnert, und „der Vereinigung zu *Einem* Geist, wie zu *Einer* Kirche" im ganzen schönen Sinn und Umfang des Worts hinderlich ist!

Unter den vielen Hindernissen, wodurch eine gänzliche kirchliche Vereinigung beider Confessionen erschwert wird, bietet unglücklicher Weise selbst die deutsche Sprache eines dar, *welches nicht wohl gehoben werden kann.* — Wie es immer zu gehen pflegt, wenn bey vorgenommenen Verbesserungen die etwas später auftretenden Parteyen immer so gern noch etwas mehr thun, noch etwas mehr — verbessern zu müssen glauben, wo es denn so leicht zu dem kommt, was man subtilisiren nennen kann; so ging es auch mit dem guten, seit Jahrhunderten durch die Sprache geheiligten „*Vater Unser,*" das Jedermann verstand, und durch dessen Umänderung in „Unser Vater" wenigstens das *religiöse Gefühl* sehr wenig gewann. — Man sieht aus dieser Wortzänkerey, zu welchen Irrungen es zu kommen vermag, wenn der Verstand sich in religiösen Angelegenheiten von der Herrschaft der leitenden *Vernunft*, und dem Einfluss des *Gefühls* gänzlich trennt. Hierzu kommt unglücklicher Weise noch, dass „Unser Vater" kein Deutsch ist, obgleich es hauptsächlich um der angeblichen Reinheit der Sprache willen gewählt und durchgesetzt wurde, so sehr es leider! auch zur Beförderung der Trennung beider Confessionen mit beytragen half. Hr. *Brauer* schlägt statt dessen vor: Gott, unser Vater etc. oder auch bloss: Vater, der du bist etc. zu beten. Allein bey jener Änderung würde in Absicht auf die Sprache wenig gewonnen werden, und die letztere möchte Vielen zu willkührlich dünken. Hn. *H.* ist es nicht entgangen, dass man im Deutschen nicht Unser Vater sagen kann. Er sagt S. 169: „Ob es gleich nicht *so* undeutsch ist, als Vater Unser, so ist es doch so ohne vorher gehendes Substantiv zu Anfang gesetzt, ebenfalls nicht gut deutsch, und könnte auch überdiess einem bigotten Reformirten einen Sieg über das Lutherthum, und einem schwachen Lutheraner ein Zeichen des Überlaufens zum Calvinismus dünken u. s. w." In der That ist „Unser Vater" aber noch weniger deutsch, als „Vater Unser" denn „Unser" im Vater Unser, ist der veraltete Genitiv des Plurals von *Wir*, den wir, wie einer unserer grössten Sprachforscher bemerkt, wieder einführen und beleben sollten, ein Vocativ Unser dagegen, wie in Unser Vater, existirt in der deutschen Sprache gar nicht, indem das Pronomen unser keinen Vocativ hat. In *Otfried's* poetischer Paraphrase der Evangelien, welche, freylich mehr für den Forscher des *deutschen* Alterthums, als für den *biblischen* Exegeten, (als der wahrscheinlich älteste Versuch einer deutschen Bearbeitung des N. T.) einen so hohen Werth hat, lautet der Anfang des Vaterunsers also: *Fater Unser guato, bist Druhtin thu gimuato; in himilon jo hoher* u. s. w. — Hr. *H.* thut darauf den Vorschlag, inskünftige in der unirten Kirche, anstatt Vater Unser, oder Unser Vater, *der du bist im Himmel*, geradezu „*himmlischer Vater*" zu beten. — Es konnte, und mit Recht, Vielen aber doch willkührlich scheinen, sich eine solche bedeutende Veränderung zu erlauben, — wie viele erbauliche

Predigten sind nicht allein schon über diess einzige „Unser" geschrieben, und — gedruckt worden! — man bete also lieber, wie es an vielen Orten, besonders im Hannöverischen, schon jetzt geschieht: Vater von uns Allen, der du bist etc. — Dass man anstatt „des Bösen" wie der gemeine Mann noch jetzt allgemein den „Fürsten und Urheber alles Bösen κατ' ἐξοχήν nennt, und den man sich nach Anweisung der älteren Genfer Übersetzung und des Heidelberg'schen Katechismus wirklich hier zu denken hat, lieber „vom Übel" sagen werde, um solchen Missverständnissen vorzubeugen, möchte kaum einer Erwähnung bedürfen.

Von allen Namen, welche die vereinigte Kirche führen könnte, gefällt Rec. gerade der von Hn. H. vorgeschlagene „der Protestanten" am allerwenigsten. Schon in der Etymologie dieses Worts, welches, von seiner ursprünglichen Beziehung abgesehen, und nach dem Geist eines liberalern Zeitalters beurtheilt, wie ein wahrer Secten-Name klingt, liegt etwas, das dem religiösen Sinn sehr wenig zusagt, wodurch Trennung verewigt, und zwischen uns und der katholischen Kirche, in welcher so viele wackere Männer den Einsichten des wahren Protestantismus in unseren Zeiten sich nähern, eine immerwährende Scheidewand gezogen wird. Der Name „Evangelisch" ist in aller Hinsicht der Benennung Protestanten vorzuziehen, von welcher der bekannte Graf v. Stollberg nicht ganz mit Unrecht sagt, er drücke das Wesen des neuern Protestantismus recht charakteristisch aus, indem die unberufenen Eiferer für die blosse Verstandesreligion gegen Alles, was dem anders Denkenden Religion und religiöse Herzensangelegenheit sey und heisse, sofort zu protestiren pflegten. — Es ist nicht zu leugnen, der Ausdruck Protestantismus ist seinem Begriff nach antiuniversell. Wie schön und universell ist dagegen der Name Evangelisch! — Obgleich der Protestantismus zur Zeit seines Entstehens eine neue Zurückführung des Geistes zum Unsinnlichen war und bezweckte: so würde das blofs und ausschliefslich negative Bestreben desselben dennoch nie eine positive kirchliche Vereinigung, und eine äufsere symbolische Erscheinung desselben, als Kirche, haben hervorbringen können. Warum sollte die unirte Kirche also nicht einen Namen, der seinen Ursprung allein den Zeitumständen verdankt, mit einem weit schicklichern Namen vertauschen? — Auch kann Rec. kaum glauben, dafs der Name Evangelisch, der ohnehin selbst von dem katholischen Reichstheil beiden Parteyen gewöhnlich gegeben zu werden pflegt, selbst einem schwächern reformirten Christen, wie Hr. H. glaubt, sehr bedenklich vorkommen könne, da sich beide Confessionen ja schon jetzt wirklich so nennen. Bey der vor einiger Zeit zu Stande gekommenen Vereinigung beider Communionen zu Kölln hat man daher auch mit wechselseitiger Übereinkunft diesen Namen ohne alles Bedenken gewählt.

Die Sprache in vorliegenden Schriften ist oft sehr fehlerhaft; bey der Wichtigkeit der Sache aber unterläfst es Rec., hierauf mit einzelnen Beyspielen, welche sich in Menge darbieten, näher aufmerksam zu machen.

H. H.

ERDBESCHREIBUNG.

Amberg, b. Uhlmann: *Joh. Georg Prändel's*, Prof. an der k. Pagerie in München, *Geographie der sämmtlichen kurpfalzbayerschen Erbstaaten ins Kurze gefafst.* 1806. 266 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. hat sein grösseres Werk: *Beschreibung der gesammten pfalzbayerischen Besitzungen* ins Kurze gezogen, und in eine bayerische Geographie umgeformt, in welche alle *neuen* Veränderungen mit Sorgfalt eingeschaltet wurden. Es ist nur zu bedauern, dafs diese neuen geographischen Veränderungen durch die *neuesten*, und wieder durch die *allerneuesten*, dergestalt verwandelt sind, dafs für viele Länder des weiland deutschen Reichs zur Zeit noch gar keine, oder alle 4 Wochen eine neue Geographie erscheinen dürfte.

Dem Werke gehen im ersten Abschnitte Bayerns kurzgefafste Geschichte, Übersicht der geographischen Verbindung, der (seitdem ganz souveränen und von Kaiser und Reich unabhängigen) Regierungsform u. s. w. vor. Titulaturen und Wappen sind ganz anders geworden, als sie hier in einem erst anfangs 1806 erschienenen Werkchen beschrieben sind. Das unter den Landesstellen angeführte *General-Schuldirectorium*, unter dessen Firma, aber nicht zu dessen ewigem Ruhme, die *Wismayrschen* Studien- und Schulplane 1804 im Drucke erschienen, wurde bereits im October 1805, also vor Erscheinung des vorliegenden Buchs aufgehoben, oder eigentlich in ein geheimes Schulen- und Studienbureau verwandelt. Richtiger und auch jetzt noch brauchbar ist der zweyte Abschnitt, welcher das eigentliche *Bayern*, Altbayern, Ober- und Niederbayern mit seinen Grenzen, Flüssen, Seen, Landstrafsen, Städten und Landgerichtsdistricten kurz und genau beschreibt. Auch der dritte Abschnitt, welcher die *obere Pfalz*, und der vierte, welcher die Provinz *Neuburg* enthält, ist richtig.

Die bayerische Provinz *Schwaben* hat dermalen ganz andere Grenzen und Bestandtheile, als hier im fünften Abschnitte beschrieben sind. Es sind mehrere Districte an Würtemberg, und die Marggrafschaft Burgau, das Vorarlbergische, und die Grafschaft Rothenfels an Bayern gefallen. Im Monat Julius d. J. wurde in Schwaben zwischen Bayern und Würtemberg eine neue Grenzlinie gezogen, wodurch die Herrschaft Wiesensteig an Würtemberg fiel, und nun spricht man von einer neuen Grenzlinie, welche die *Iller* bilden soll. Die Städte *Ulm* und *Memmingen* sind sehr unrichtig beschrieben. *Ulm* hat nicht 14,000, sondern kaum 11,000 Einwohner, und nicht *breite*, mit kleinen Steinen gut gepflasterte, sondern gröfstentheils sehr enge, wirklich elende, und schlecht gepflasterte, mit hölzernen Häusern und Hütten besetzte Strafsen. Auch ist, was Hr. *Prändel* wohl hätte wissen sollen, da es die ganze Welt weifs, Ulm im October 1805 nicht durch *Sturm* an die Franzosen, sondern durch Kapitulation übergegangen. Das bey *Pfaffenhausen* angeführte Priesterhaus befindet sich bereits seit 2 Jah-

ren nicht mehr daselbst, sondern zu *Dillingen*, wo das Lyceum ist.

Das Fürstenthum *Bamberg* im sechsten Abschnitte ist richtiger als Schwaben beschrieben. Den Grenzen desselben scheint noch eine Veränderung bevorzustehen. Der siebente Abschnitt mit dem Fürstenthum *Würzburg* fällt nun ganz weg, da diese Provinz an den vorigen Kurfürsten von Salzburg kam. Eben so fällt ganz der achte Abschnitt mit dem Herzogthum *Berg* weg. Es müsste daher bey einer neuen Umarbeitung dieser bayerischen Geographie der sechste Abschnitt die Provinz *Ansbach*, und der siebente die Provinz *Tyrol* enthalten. Die Angabe der bayerischen Staats-Einkünfte auf 16 Millionen Gulden ist nicht richtig, aber die Angabe der bayerischen Kriegsmacht auf 40,000 Mann zu Fuss und 6000 zu Pferd kömmt dem dermaligen effectiven Stand der Armee sehr nahe.

Die partielle dermalige Unbrauchbarkeit dieser bayerischen Geographie fällt nicht Hn. *P.*, sondern den Zeitumständen zur Last, welche seit einigen Monaten totale Umwandelungen in Deutschland hervorbrachten. Hr. *P.* ist ganz geeignet, wenn er mit noch mehr Genauigkeit seine Quellen prüft, eine Geographie seines Vaterlandes Bayern zu verfassen. Nur in dem gegenwärtigen Augenblick lässt sich über das aufblühende Königreich Bayern, dessen Grenzen noch mehr Erweiterung erhalten dürften, noch keine Karte und keine Geographie liefern. LMO.

Lemgo, in d. Meyerschen Buchh.: *Nachtrag zu Hessen nach den im Frieden von Lüneville verheissenen und durch den Reichs-Deputations-Hauptschlusse* (Hauptschluss) *zugetheilten Entschädigungen*, von *J. K. Bundschuh*. 1804. S. 1—140 und S. 523—716. gr. 8.

Über den Geist dieses Werkes, seine Vorzüge und Mängel haben wir bereits im vorigen Jahrgange dieser A. L. Z. Nr. 38 unser Urtheil gesagt, und mit Gründen belegt. Dass der Vf einige der auffallendsten dort gerügten Fehler, — wozu wir leicht noch andere, wie die, „dass die Salinen zu Nauheim weiter nördlich von Karlshaven liegen," „der Briefadel die Rechte der Landstandschaft geben, der jetzige Kurfürst von Hessen-(*Kassel*) das Exerzierhaus zu *Darmstadt* errichtet haben soll," u. s. w. hinzufügen könnten; — dass der Vf. diese und andere Fehler in gegenwärtigem Nachtrage möchte berichtigt haben, hätten wir doch sehr gewünscht!

Vor der Angabe der neuen Veränderungen, lässt Hr. *B.* eine summarische Übersicht des Verlustes und Gewinns für Hessen vorangehen. Die Angaben selbst sind meist aus zuverlässigen öffentlichen Blättern genommen. S. 19 steht ein lächerlicher Druckfehler: *Nendorf* soll im J. 1803 vielen Besuch vornehmer *Churgäste* (st. Curgäste) gehabt haben. S. 25 wird das *kurhessische* Amt *Kirchheim* unrichtig zu *Darmstadt* gerechnet. S. 31 ff. findet man eine ausführliche Angabe der zum hessen-darmstädtischen Herzogthum Westphalen gehörigen Städte, Gerichte, Dörfer, Weiler, Höfe, Kirchspiele, Filialorte, Häuser-Zahl, u. s. w. wo uns keine auffallenden Unrichtigkeiten, wohl aber einige Druckfehler aufgestossen sind. Hie und da sind auch fleissig gesammelte historische Notizen in den Anmerkungen beygebracht. Die zweyte Hauptabtheilung dieses Nachtrags enthält *Hessen-Darmstadt.* Von der Haupt- und Residenz-Stadt *Darmstadt* stehen historische Nachrichten voran. Auch von anderen merkwürdigern Orten, z. B. *Ems*, *Giessen* u. s. w. hat der Vf. einige historische Notizen mitgetheilt. Billig hätte der Vf. auch etwas von dem verödeten Schlosse *Blankenstein*, wovon ein ganzes Amt seinen Namen hat, sagen sollen, wozu ihm ein Auffatz über dieses Schloss im *Journale von und für Deutschland* v. J. 1791 hinlänglichen Stoff gegeben haben würde. S. 590 heisst es unrichtig: „*Blankenstein* ist bloss ein Amthaus." Schon längst war hier kein Amthaus mehr, und man erblickt nur noch einige Ruinen des alten Schlosses, die aber einen sehr malerischen Anblick gewähren. Ähnliche Unrichtigkeiten sind uns mehrere aufgestossen; doch es ist hier nicht der Ort, zu sehr ins Einzelne zu gehen. Möchte doch der thätige Vf. bey einer zu hoffenden zweyten Auflage dieses Werkes nicht nur die hie und da gemachten Erinnerungen berücksichtigen, sondern auch die bekannten hessischen Geschichtswerke, statistischen Angaben, und die vorhandenen periodischen Schriften mit noch grösserer Sorgfalt, als es bisher geschah, benutzen; auch über einzelne Partieen seines Werkes sich schriftliche Nachrichten von bewährten hessischen Gelehrten erbitten! Ki.

KURZE ANZEIGEN.

Vermischte Schriften. *Zerbst*, b. Füchsel: *Über Ehe, Liebe und Eifersucht, ein Buch für Verheyrathete und Unverheyrathete*, von *Karl aus dem Winckel*. 1806. 360 S. 8. Das Buch ist in besonderem Bezug auf die ehelichen Verhältnisse geschrieben. Der Vf. versichert, das, was er vorträgt, ganz aus der Erfahrung genommen, und seine Regeln auf Erfahrung gegründet zu haben. Wir würden es ihm auch ohne seine Versicherung glauben, da schon der Ton des Vortrags und die ganze Anlage des Buchs darauf hinführt. Die Tendenz desselben ist hauptsächlich, zu zeigen „dass nicht nur innige Liebe beglücken, sondern sogar der Convenienz, die nun einmal eine Hauptrolle in der Welt spiele, das Ansehen eines erlangten Glücks gegeben werden könne." Hierzu hat der Vf. vier Abschnitte zu machen für rathsam gefunden. Im ersten Abschnitte werden einige Bemerkungen über verschiedene Verhältnisse vor und in der Ehe mitgetheilt; im zweyten handelt er von dem Betragen solcher Eheleute, welche die Liebe mit einander vereinigt; der dritte hat es ausschliessungsweise mit den Convenienzehen zu thun; und der vierte ist der Betrachtung der Eifersucht bestimmt. — Über alle diese Gegenstände eröffnet nun zwar der Vf. keine neue Ansichten, was auch gar nicht sein Wille war; aber er sagt auch dafür nichts Übertriebenes, Halbwahres oder gar Falsches. Besonders beherzigungswerth ist der dritte Abschnitt, über die Convenienzehen, und allen denen zu empfehlen, die durch Verhältnisse genöthigt wurden, eine solche Ehe zu schliessen. Sie werden vieles daraus lernen, was ihnen ihr Schicksal Anfangs erleichtern, und in der Folge wohl gar angenehm machen kann.

d. S.

Fortsetzungen.

Wittenberg, in der Expedition des Journals und in Commiss. in d. Zimmermannschen Buchh.: *Prediger-Journal für Sachsen.* Herausgegeben von *M. G. W. Rehkopf*, Prediger zu Globig. Vierter Jahrg. 1—6 H. 1806. 540 S. 8. (3 Rthlr.) S. Recens. der vorhergeh. Jahrg. 1805. No. 288.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 SEPTEMBER, 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

1) Berlin, b. Sander: *Die Familienpapiere, oder: die Gefahren des Umgangs.* Von *August Lafontaine.* Erster Theil. 1806. 486 S. 8. (2 Rthlr.)

2) Ebendaselbst: *Die Nebenbuhlerinnen*, von *Karl Sebald.* Erster Theil. 1806. 246 S. Zweyter Theil. 197 S. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

3) Dresden, b. Arnold: *Reisen und Irrthümer eines Heyrathslustigen.* Herausgegeben von *F. Laun.* Zwey Theile. 1806. Zusammen 373 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

4) Ronneburg, b. Hahn: *Amors Larven und Spielereyen.* Ein Dornstich für erwachsene Kinder, vom Verfasser von: Moritzens Liebschaften und Schwänken. Zwey Theile. 1806. Zusammen 600 S. 8. (2 Rthlr.)

5) Königsberg, b. Göbbels u. Unzer: *Thätigkeit, oder: Eduard Waller und Henriette, seine Schwester.* Erster Theil. 1806. 180 S. Zweyter Theil. 168 S. 8. (1 Rthlr. 6 gr.)

Obgleich an Werth verschieden, nehmen doch diese sämmtlichen Schriften in der Hinsicht Einen Rang ein, dass keine von ihnen die höheren Foderungen, welche die Kunst an den Roman macht, erfüllt. Es wäre zu wünschen, dass die Besseren unter denen, welche für die Bedürfnisse der grossen Lesewelt arbeiten, da sie doch einmal den ursprünglich guten Trieb, welcher diese nach dem Wunderbaren und Ausserordentlichen der romantischen Poesie verlangen lässt, nicht nach seiner wahren Natur zu deuten und zu befriedigen wissen, — sich des Strebens nach dem Romantischen lieber gänzlich enthielten, und vielmehr all ihr Talent der Darstellung auf getreue Abschilderung solcher Erscheinungen und Charaktere richten, als sie im wirklichen Leben am besten zu beobachten Sinn und Gelegenheit haben. Schöne Werke würden sie zwar auf diese Weise auch nicht hervorbringen, aber ihre Arbeiten würden doch immer etwas in seiner Art Vollkommenes leisten, und wenigstens ein Vergnügen gewähren, wie wir beym Anblick eines wohlgetroffenen Bildes empfinden, das weiter nichts als das Verdienst der Ähnlichkeit besitzt; wenn sie gleich anfangs nur auf die unterste Stufe der Kunst gelangten, so näherten sie sich doch ihrem heiligen Gebiete, und würden vielleicht durch die begeisternde Nähe allgemach höher gehoben, da sie hingegen jetzt, zwischen dem Boden der Wirklichkeit und dem Himmel der Romantik schwankend, nirgends festen Fuss fassen und von Natur und von Kunst gleichweit entfernt, nichts hervorbringen können, was durch Richtigkeit dem Verstande oder der Phantasie durch Schönheit völlig Genüge leistete. Als Muster der Nachahmung wären Gemählde nach dem Leben wie *Engel's Lorenz Stark*, ihnen zu empfehlen. Diese allgemeine Bemerkung wird die kurze Beurtheilung jeder einzelnen Schrift noch mehr ins Licht setzen.

Was Nr. 1 betrifft, so bewährt sich auch in dem neuesten Producte des Hn. *Lafontaine* sein ausgezeichnetes Talent, auf eine anziehende reizende Weise zu erzählen, und man freuet sich zu sehen, wie er sich weniger als sonst in jener weichlichen Empfindsamkeit und in der unnatürlichen Zärtlichkeit zu frühzeitiger Geschlechtsliebe gefällt, die ihm mit Recht manchen Tadel zugezogen haben. In dem Charakter der Elise, der Heldin des Romans, von welchem sich, als noch nicht beendet, kein vollständiges Urtheil fällen lässt, äussert sich ein Streben nach reiner Idealität, welches Lob und Beyfall verdient, wenn es auch sein Ziel nicht ganz erreichen sollte. Für ihre Schilderung ist eher zu viel als zu wenig geschehen, so dass, wenn der Vf. mit mehr Sparsamkeit verfahren und nicht in zu umständliche Einzelnheiten und Wiederholungen gerathen wäre, ihr Bild reiner und bestimmter würde erschienen seyn. Wenn z. B. das, was die fünf Briefe Elisens von S. 99—122 an empfindsamen Grübeleyen über Leben, Daseyn u. s. w. enthalten, auf wenigen Blättern zusammengezogen wäre, so würde es weit besser seinen Zweck erfüllen. Auch der unverhältnissmässige Raum, den die Schilderung unwesentlicher Verhältnisse einnimmt, verdunkelt den Hauptgegenstand, wenn gleich jene immer auf diesen in Beziehung stehen. Hiermit ist die Geschichte der Intriguen und Machinationen, womit der Günstling des Fürsten, um seines Gebieters sträfliche Begierden zu befriedigen, das edle Mädchen lange verfolgt, vorzüglich gemeint. Fast die Hälfte des bogenreichen Bandes ist mit diesen arglistigen Ränken angefüllt, welche weit mehr die Aufmerksamkeit auf sich ziehen als die Person selbst, auf welche sie gerichtet sind, indem fast alle Besorgniss für die Verfolgte sich sehr früh dadurch aufhebt, dass sie erfährt, sie sey des Fürsten Schwester. Diese Entdeckung ist ihr zwar als ein höchst wichtiges Geheimniss mitgetheilt und die Bewahrung desselben hat sie angeloben müssen; auch ist die Absicht des Vfs. klar, dass nur die höchste Noth, die gewaltthätigen Angriffe des Fürsten auf ihre Unschuld Elisen zwingen sollen, ihre Blutverwandtschaft zu verrathen, und man sieht, dass, um diesen entscheidenden Punkt

herbeyzuführen, die umständlichste Schilderung der heimtückischen Künste des Günstlings ihm nothwendig geworden sind. Allein weil sich sogleich jeder im Stillen vorhersagt, was der Erfolg davon seyn wird, so achtet man mehr auf das Intriguenspiel als auf die Person, der es gilt, und es erscheint am Ende als eine eitele Spiegelfechterey, was immer ein Fehler in der Erfindung bleibt, so grosse Folgen auch an diese Scenen für die Zukunft sich knüpfen mögen. Dazu kommt, dass Charaktere wie der des völlig energielosen schwachen Fürsten und des niederträchtigen ehrlosen Günstlings, wegen ihrer gänzlichen Negativität widrig und ekelhaft, also für die ästhetische Darstellung schlechterdings verwerflich sind. S. 359 sagt Elise von dem letztern selbst: „die Sünde hat ihn so hässlich gemacht, dass auch die Züge der Verschmitztheit, der List, in seinem grinsenden Gesichte nicht Abscheu, nicht Furcht, sondern Ekel erregen.“ Der Dichter hat nicht das Amt des Psychologen, und darf uns nicht mit moralischen Missgeburten peinigen. Selbst einem Shakespear war es ja nicht möglich, einen solchen das menschliche Gefühl empörenden Charakter auch nur erträglich zu machen, wovon sein Jago, im Othello, ein sprechendes Beyspiel ist. — Im Allgemeinen ist dagegen das verhängnissvolle Geheimniss, welches auf Elisens Geburt ruht, ein sehr glücklich erfundener Umstand, indem es Veranlassung giebt, dass sich ihre für das Erhabene gestimmte Seele in ihrer ganzen Kraft erhebt, und im Gefühl dieser Kraft sie zu der Vermessenheit hingerissen wird, zu wähnen, dass das Schicksal zwar ihr Glück, aber nicht den Frieden ihrer Seele zu zerstören Macht und Gewalt habe. Diese Vermessenheit und die schwere Büssung, welche der Unglücklichen dafür vom Geschicke auferlegt wird, ist ohne Zweifel die Hauptidee, welche dem Ganzen zum Grunde liegt. — Dass Hr. L. an manchen Schwächen des Zeitgeschmackes noch immer leidet, befremdet nicht sehr; unter anderen bemerkt man öfters ein gewisses Wichtigthun und Wichtigmachen, und ein Bemühen, immer geistreich zu erscheinen. So wird z. B. Elisen ein *Riesengeist*, ein *Heldenherz* gegeben — ein Vater ruft seinem von der Schule in die Heimath zurückkehrenden Sohne sehr emphatisch entgegen: „kommst du ganz zurück Karl? ganz, ganz, Karl? wie du weggingst mit Kopf, Herz, Muth und Muskel?“ u. s. w. — Als der Secretär *Löwenberg* so eben durch ein Schreiben seine unverschuldete Absetzung erfahren hat, sagt er zu seiner Gattin, die still weinend neben der Wiege ihres sterbenden Kindes sitzt: „Nun Frau; ich weiss, alle deine Thränen fliessen dort der Hülle deiner kleinen Tochter, *aus der so eben der Engel sich los athmet* (!) Es ist so! Abgesetzt!“ — Bey einem so geübten und gewandten Erzähler fallen Nachlässigkeiten wie folgende um so unangenehmer auf: „*Der Gang an mein Grab* wird mir nicht schwerer ankommen“ u. s. w. — „Schon *starb* an ihrer Brust ein Blumenstrauss.“ u. s. w.

Der *zweyte* in Briefen abgefasste Roman giebt die interessante Schilderung einer reichen, verbuhlten, jungen Wittwe, die durch ihre körperlichen Reize und durch ihren überwiegenden bis ins Feinste ausgebildeten Verstand einen jungen ausgezeichneten Mann so für sich einzunehmen und bald so gänzlich an sich zu fesseln weiss, dass er, im vollesten Vertrauen auf ihre Liebe und Tugend, unbedingt ihrem Willen und ihren Wünschen sich hingiebt, und selbst die offenbare Neigung eines edlen, ihn schwärmerisch liebenden Mädchens verkennt. Der höchste Triumph des feinen verschmitzten Weibes ist die Geschicklichkeit, mit welcher sie sich das Ansehen giebt, als flössen alle ihre Handlungen für den Jüngling aus dem reinsten Wohlwollen, und als sey sie die grossmüthigste Frau von der Welt, indess sie gerade bey dem scheinbar edelsten Verfahren, dass ihr die Hochachtung Anderer gewinnt, am unverrücktesten ihr eigennütziges Ziel vor Augen hat, und es glücklich erreicht. In folgender Stelle aus einem Briefe ihrer vertrauten Freundin Julie entwickelt diese die Grundsätze, nach welchen jene sich zu benehmen beschlossen hat, und die sie so meisterhaft in Anwendung bringt. „Tugend und Sittsamkeit, heisst es, da hast du vollkommen recht, führen zum Ziele. Zwar wirst du es schwerlich weiter als bis zu den Dehors bringen, aber sie reichen hin, und sind, beym Lichte besehen, der Besonnenheit wegen, für deinen Zweck noch heilsamer, als die Wahrheit. Und kommt denn auch am Ende der Vielgeliebte dahinter, dass du nur *scheinst*, so muss er erstens zu *der* Zeit schon blind gegen die Fehler des Engels seyn, und zweytens trostet ihn selbst in den Stunden der Nüchternheit die Anmuth, von der er gefesselt wird, und die willkommene Entdeckung, dass man auch ohne strenge Tugend der Liebe viel verdanken kann, über alle Vollkommenheiten, die dir abgehen.“ Dahin bringt jedoch die Schlaue es nicht, dass sie auch den Geliebten noch fesseln sollte, nachdem sie sich ihm völlig als die Eigennützige gezeigt hat, und es ist ihr auch nicht einmal Ernst damit, sie giebt ihn vielmehr leicht auf, weil sie von seiner Eifersucht sich ihre Freyheit nicht will beschränken lassen. Ein Gemählde von weiblicher Frivolität wird unfehlbar widrig, wenn es nichts als Züge von abgemessener Klugheit enthält, und wären diese auch noch so geistreich: der Vf. hat daher sehr glücklich auch solche Züge angebracht, die zugleich zu unserem Gefühle sprechen: er lässt das reizende Weib eine Zeitlang wirklich Liebe empfinden, jedoch so, dass die Sinnlichkeit immer vorherrscht, und sie mehr wahre Neigung zu fühlen glaubt, als sie zu hegen fähig ist. Auch hierüber mag eine Stelle aus einem Briefe an ihre Freundin selbst sprechen: „Warum, Julie — sag es mir! — war der Gute nicht der erste, der uns in den Weg kam? Wir wären ja gut geblieben, und fromm und unschuldig, wie die Engel, denen wir glichen! — „„Und langweilige Prüden!““ wendest du ein — Ist das aber nicht zum Verzweifeln? Tugendhaft also und albern, oder interessant und lasterhaft? Giebt es kein Drittes? Ich dächte doch und will es versuchen. Meine Erfahrungen müssen mir ihn gewinnen helfen und seine Reinheit muss mich entsündigen. Da hast du es! Weder gut noch böse, stark am Geist und schwach

am Fleische, flügellahm und doch lüstern nach dem verscherzten Himmel, ein seliger Engel in seinen Augen und ein gefallener in den meinen. — Warum aber? Am Ende seh' ich doch in Wahrheit nicht, wo es geschrieben steht, dass ein Schritt von der Unschuld zur Verderbniss allein so leicht, die Rückkehr dagegen unmöglich seyn sollte — lass uns die Probe wagen, Jube; ich fühle in seiner Nähe im Ernst so etwas von Schaam, Reue und — nun ja doch, von Busse. Ist es der Instinct, der mir den Weg zu seinem Herzen zeigt?" — Es ist zu bedauern, dass der Vf. gegen den Schluss des Werks der Versuchung nicht hat widerstehen können, den gemeinen abentheuerlichen Ton anzustimmen; dadurch wird sein im Ganzen so wohlgelungenes Bild entstellt, dass man den nicht gewöhnlichen Lesern rathen möchte, den Schluss des Buchs ungelesen zu lassen: die romanhaften Spielereyen fangen S. 116 2ter B. an, da wo der verfolgte Legationssecretär, auf einmal in einen Wachtmeister verwandelt, sich selbst gefangen nehmen soll.

Der Einfall, welcher dem *dritten* Romane zum Grunde liegt, ist ganz artig: Ein Onkel hat seinen Neffen zum Erben seiner Güter unter der Bedingung eingesetzt, dass er sich binnen zwey Jahren verheyrathet. Wie es diesem nach mancherley fehlgeschlagenen Bewerbungen endlich kurz vor dem Ablaufe des bestimmten Zeitpunkts gelingt, ein Mädchen nach seinem Herzen zu finden, wird nun erzählt, aber wie? Auf eine Weise, dass man annehmen muss, der grösste Theil von der witzigen Laune des Vfs. habe sich in der Erfindung seines sprechenden Autornamens erschöpft, und dass es scheint, als wenn dieser gleichsam wie eine öffentliche Beglaubigung nunmehr alles gut machen solle. Daher glaubt er sich einer regellosen Schwatzhaftigkeit hingeben zu dürfen, mag sie auch noch so altweiberhaft ausfallen. In der Kunst, viele Worte zu machen, und mit ausgesponnenen Alltäglichkeiten Bogen auf Bogen anzufüllen, sucht er seinen Meister; dazu kommt, dass diese Armseligkeiten in unzählige Kapitel und in mehrere Bücher vertheilt werden, zwischen welchen jedesmal ein paar Seiten leer bleiben. In diesen leeren Blättern und in dem unverhältnissmässig breiten Rande, der auf einer Seite kaum für hundert Worte Raum lässt, symbolisirt sich die Leerheit des Werkes selbst aufs treffendste. Unter anderen macht den Inhalt eines ganzen Kapitels die Merkwürdigkeit aus, dass ein Kind beym Essen sich nicht der Gabel zu bedienen weiss. Dem Vf. geht es nicht selten auf dieselbe Weise mit der Sprache. So heisst es z. B. S. 93 „Wunderbar genug war sie, trotz der ungünstigen Umgebung, zu einer seltenen Tiefe des Gemüths gelangt" — und S. 95 „Klaudine, erst liebte ich Ihre Eigenschaften, lange schon habe ich diese über Ihnen vergessen." — Als eine Probe von der launigen Darstellung diene das 14 Kapitel des 2 Theils, welches so lautet: „Im Wagen stellte ich in aller Stille eine gelehrte Untersuchung darüber an, ob es wirklich eine leise Erwiederung meines Händedrucks gewesen war, was ich beym Abschiede von Henrietten gefühlt hatte, oder ob die ganze Sache bloss von der schönen Elasticität ihrer niedlichen Hand herrührte. Ja, im Bette konnte ich noch immer nicht darüber einig werden, denn wenn meine Hoffnung sich an die erste Meinung anklammerte, so kam die Furcht und riss mich sogleich wieder zu der Elasticität hinüber. Und da wegen Abwesenheit des *Corpus delicti* auf diese Weise nichts ordentliches ausgemacht werden konnte, so beschloss ich, den Versuch an Henriettens Hand nächster Tage zu wiederholen. Erst nach diesem Beschlusse gelang es mir, den saumseligen Schlaf in mein Bette hereinzuziehen." — In zärtlicher Situationen äussert sich der begeisterte Witz aufs glänzendste. Z. B. „Rosalia trat mit dem Umschlage zu dem glücklichen Kranken. Die Wärme auf meiner (gequetschten) Stirn war nichts gegen die Wärme in meinem Herzen. Der vollkommene Frühling stand aber auch in seiner ganzen Wohlthätigkeit vor mir. Mein Auge fiel herab auf das blendend weisse Halstuch, das mir in diesem Momente die ganze Welt mit allen ihren Herrlichkeiten reizend umfasste. Es schwindelte mir, wenn ich an die schöne Seele dieser wunderlieblichen Welt, die *nur darum in zwey Hälften gespaltet vor mir zu liegen schien, damit ich sie besser bewundern könnte*, es schwindelte mir, sag' ich, vor Freude, wenn ich an die liebende Seele dachte, die darin herrschend auf und niederwogte." — Die Naivetät ist oft fühlbar plastisch, z. B. „Ach da lag ihr der Kopf immer auf einer Schulter, und von jedem Tische, an dem sie gesessen hatte, gab es Thränen abzuwischen." — Was den Charakter des Heyrathslustigen betrifft, so lässt sich, weil er keinen hat, nichts davon sagen: er ist weder ängstlich besorgt, noch behaglich ruhig, noch sonst etwas. Die Verknüpfungen in der letzten Liebesgeschichte kann man allenfalls erträglich finden.

In Nr. 4 erzählt ein Student, wie ihn, nachdem er zwey unglückliche Liebschaften glücklich überstanden hat, die junge Frau eines alten Geizhalses in ihr Netz zieht, und nach des Mannes Tode ihr Versprechen, ihm ihre Hand zu geben, nicht erfüllt, wie er nach einem üppigen sorgenfreyen Leben mit der buhlerischen Witwe, die einen anderen heyrathet, durch Spiel und gemeine Liebeshändel in Noth und Elend geräth, das ihn zwingt, bey einem stolzen Landedelmanne in Hofmeisterdienste zu treten, welche er nach wenigen Wochen wiederum verlässt, wie er hierauf Feldjäger, und nicht lange nachher, wegen Auszeichnung im Kriege, Officier wird, und endlich von einem biedern Oberförster, seinem alten Gönner, der ihm, weil er sich als Soldat so brav gezeigt, seine Jugendsünden vergiebt, zum Erben seines Landgutes eingesetzt wird, wo er nunmehr, wie er versichert, als ein glücklicher Familienvater lebt. Aus dem Inhalte erhellt schon, dass es in dieser weitläuftigen Geschichte ziemlich roh und derb hergeht; die Grundzüge derselben sind aus der wirklichen Welt entlehnt, und haben ein oft nur zu natürliches Leben, das auf das nachdrücklichste und ohne alle schonende Bedenklichkeit ausgesprochen wird. Dieser nackten Natürlichkeit steht aber seine Manier in der Darstellung und in der Schreibart gegenüber, die nicht unnatürlicher gedacht werden kann, und einen ungemein lächerlichen Con-

traft bildet. Das ganze dicke Buch ist von der ersten bis zur letzten Zeile wie in der Fieberhitze geschrieben, die in einigen Hauptsituationen in wirkliche Raserey und Wahnwitz ausbricht, und es ist gewissermaſsen zu verwundern, wie der Vf. sich in dieser tollen Begeisterung so lange hat erhalten können. Aus folgenden Stellen mag man auf das Ganze schlieſsen: „Ich verlieſs ein Haus, wo ich mir vorkommen muſste, wie das Leben im Arme der Verwesung, wie eine junge hübsche Todtengräberstochter mitten unter Grabeshügeln." — „Dein Leben, o köstliche Laube! sey ein Jahrtausend, und auch dann noch, wenn die ganze übrige Welt im Ruin zerstäubte, bleibe doch das Plätzchen, wo du standst, und das du in friedliche Schatten hüllst, unvertilgbar in den Lüften schweben, und jeder Rosenstock, der dich umblüht, werde dem zu einem giftigem Dolche, der es wagt, ihn jemals auszurotten!" — „Noch hatte der herbstliche Odem diese eine Laube, in welche wir getreten waren, nicht so ganz entblättert als die übrigen, oder hatte der Genius unserer Liebe die Allwissenheit belauscht, welche in Gott wohnt, und hatte wohlthätig in den Blättern gewacht, die uns heute verhüllen sollten. Glühend sank Minna mir an die glühende Brust. Ihr Auge erhob sich zu dem meinigen, und Spiegel gegen Spiegel sprachen unsere Seelen mit einander, und entdeckten ihre Verwandtschaft. Jeannettens (der ersten verlornen Geliebten) Geist umschwebte mich. Ein leises Flattern der Lüfte verkündete es. „Glücklicher du hast mich wieder," hört' ich sie aus der Ferne rufen, und wie an einem Tage des Wiedersehns der Verlornen preſste ich Wilhelminen in meinen Arm. „Im Mondenschein schrieb ich's" stammelte diese, sich kraftvoll an mich schmiegend. „Was schriebst du Göttliche!" fragt' ich sie, und bat um Aufschluſs. Wenig Schritte und vor uns stand die Statue der Göttin der Liebe. Wilhelminens zarter Finger zeigte auf eine Schrift von Frauenzimmerhand. Ich trat näher und las:

„Jüngling fühltest du mein Sehnen u. s. w.
W. (im Mondenschein)

Engel ich bin dein!, rief ich mit Vollgefühl, preſste Wilhelminen stürmisch an die Brust" u. s. w. — Die Wahl der Kapitelüberschriften ist originel witzig: so lautet eine: der *Dachziegel*, wegen folgender Stelle: „Sie entfloh zu ihrer kränklichen Mutter, deren Knochengerippe dem Grabe so nahe war, wie ein Dachziegel dem anderen."

Nr. 5 ist eigentlich nichts anderes als eine moralische Beyspielsammlung, welcher der Vf., der es mit seinen Nebenmenschen recht herzlich gut meint, die Form des gewöhnlichen Romans locker umgeworfen hat; man sieht nicht recht ein, aus welchen Gründen, denn in Bruchstücken bleibt das Ganze doch immer noch zertheilt, bey aller versuchten Zusammenknüpfung, und — was ein groſser Übelstand ist — die beiden Hauptpersonen, das Geschwisterpaar, erscheinen, weil sie unaufhörlich von der Tugend ein Langes und Breites sprechen, und zwar fast immer nur von Tugenden, die sie selbst ausgeübt haben oder auszuüben sich vornehmen, und dabey sich gegenseitig die gröſsten Lobeserhebungen wegen ihrer auſserordentlichen Tugendhaftigkeit und unerschöpflich thätigen Gemeinnützigkeit zu machen nicht müde werden, — in dem lächerlichen Lichte sogenannter Tugendhelden. Wie die Lehren und Thaten herbeygezogen werden, zeigt sich unter anderen beym dritten Bruchstücke. Ein Gewitter erhebt sich; Henriette, die sich mit einem Kinde in eine Dorfhütte flüchtet, hält, da dieses sich fürchtet, eine lange Rede über die Gewitterfurcht und sagt *Klopstock's* bekannte Ode auf diese Naturerscheinung her; kaum ist sie damit fertig, so kommt die Nachricht, der Gasthof des Orts stehe in Flammen, und nicht lange darauf vernimmt sie, daſs ihr Bruder einen schlafenden Fremden glücklich aus dem Brande gerettet hat. Eine Collecte für einen abgebrannten Wirth wird nun von ihm veranstaltet, und moralische Betrachtungen werden angestellt über jede einzelne Person, die einen Beytrag geliefert hat: das Resultat ist, daſs die meisten sich freygebig gezeigt haben, weil sie bey der Frau des Gastwirths Schäferstunden genossen und ferner zu genieſsen hoffen: es folgen nun Reflexionen über die sittenlose Wirthin, und Überlegungen, wie die schöne Sünderin zu bekehren sey; sie fallen endlich auf einen zweckmäſsigen Ausweg, und sie wird gebessert. — Daſs der weise und tugendhafte Bruder um Rath gefragt wird von seinen Freunden, wenn sich diese in moralischen Zweifeln befangen sehen, ist zwar sehr natürlich, aber die Zweifel sind von einer Art, daſs ihre Lösung gar wenig Mühe und also wenig Ehre macht, wie denn überhaupt alle sogenannten moralischen Probleme nichts weiter als eitle Gedankendinge seyn mögen. So wendet sich unter anderen in einem langen Briefe ein Freund mit der Frage an ihn: ob er wohl ein Mädchen heyrathen dürfe, die er einst aus den Händen eines mächtigen Verführers gerettet habe: er fürchte nämlich, seine edle That, worauf er stolz sey, werde dadurch den Schein von Eigennützigkeit erhalten — ferner würde seine Mutter durch die Heyrath leiden, indem er sein *ansehnliches* Einkommen dann nicht bloſs mit ihr, welche er eben durch jene edle That um ihr Vermögen gebracht habe, sondern auch mit seiner Gattin theilen müſste — und endlich bewürbe sich noch ein Anderer um die Hand des Mädchens, sie sey diesem zwar nicht geneigt, vielmehr werde er von ihr geliebt, allein er möchte doch nicht gern das Glück des Anderen stören!!! Folgende Stelle wird die süſslichte, überladene, superlative Schreibart hinlänglich charakterisiren: „Der geistvolle Eduard kam zurück bereichert mit einem Schatze von Erfahrungen; sie waren wie ein kostbarer Saame in seinen Geist gelegt, aus welchem die ganze männliche Weisheit seines nachherigen Lebens aufkeimte. Er war vom Osten zum Westen, vom Norden zum Süden die merkwürdigsten Länder Europens durchzogen, nicht etwa träge schlummernd im bequemen Reisewagen, und nur in wollustreichen Städten mit wachen Sinnen. — Im offenen Gefilde der Natur war es seine schöne Belustigung, in die Werkstätte des groſsen Meisters, an welchen sein frommes Herz mit so vieler kindlichen Empfindung dachte, einzudringen; da warf er sich oft von dem durch alle die Schönheiten zu schnelle hinrollenden Postwagen, und überlieſs sich in langsamern Spatziergängen dem näheren Anschauen und der tiefsinnigsten Betrachtung."

C. f. r. z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 SEPTEMBER, 1806.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der juristischen Literatur der preussischen Monarchie, seit der neuen Reform in der Legislation im J. 1794.
(Vergl. No. 208 — 210).

Dritte Abtheilung.

Von den Schriften über die Fortbildung der bereits vollendeten Theile der neuen preussischen Legislation.

Kaum hatte der Prediger *Jenisch* in Berlin die Geburt des neuen allgemeinen Landrechts in einer hoch fliegenden Ode besungen, so mahnte bereits der Genius Preussens, dass das Kindlein erzogen und weiter ausgebildet werden müsse. Preussen gehörte längst nicht mehr zu den Staaten, welche blos darauf eingerichtet sind, stehen oder sitzen zu bleiben, wo sie stehen oder sitzen, in dem bequemen Glauben, das gelobte Land bereits bezogen zu haben. Längst schon hat es sich denjenigen Staatskörpern beygesellt, welche proportionirte Beine haben, und selbige auch gebrauchen, um mit dem Geiste der Zeit fortzulaufen, fest überzeugt und durch Erfahrung belehrt, dass alle die, welche nicht mit fortzukommen suchen, im Rücken des vorwärts eilenden Zuges, wie Marode, nach fremder Hülfe schreyen, und am Ende wohl gar elendiglich umkommen müssen.

Man verfehlte nicht, die eigenthümlichen Vorzüge der neuen preussischen Gesetzgebung anzuerkennen. Namentlich ging über das allgemeine Landrecht das herrschende Urtheil dahin: in Rücksicht auf *die Materie* sey zu loben, dass die nach weiser Prüfung beybehaltenen Vorschriften des römischen Rechts nach dem Bedürfnisse unserer Zeiten, und zugleich so bestimmt wären, dass allen unnützen Weitläuftigkeiten und Processen möglichst vorgebeugt sey; dass aber auch auf der anderen Seite über neuere Geschäfte und Verhältnisse der Einwohner unter sich und zu dem Staate, z. B. im Fache des Bergrechts, des Handlungs- Schifffahrts- Assecuranz- und Wechselrechts, des Bauernrechts u. s. w. angemessene und vollständige Verfügungen ertheilt wären, zur Hemmung aller Streitigkeiten und Unannehmlichkeiten, die aus der Ungewissheit des Rechts oder der falschen Anwendung unpassender Gesetze nothwendig entstehen müssen. In Ansehung *der Form* zeichne sich das neue Rechtsbuch durch eine ungemeine Bestimmtheit und Deutlichkeit des Vortrags, durch Reinheit und Correctheit der Landessprache, und durch eine leichte ungezwungene Ordnung bey Behandlung der einzelnen Materien aus. In Ansehung *der Vollständigkeit* der Entscheidungen halte es ein weises Mittel zwischen einer Kürze, die sich leicht mit Willkühr in der Verwaltung der Gerechtigkeit paare, und einer ängstlichen Weitläuftigkeit, die dennoch ihren Zweck nicht erreiche.

Gleichwohl knüpfte sich an den Beyfall eine *Literatur der Fortbildung* unmittelbar an, und während man hier das neue grosse Kunstwerk des preussischen Staats in der Sphäre der Wirklichkeit bereits in eben so regem als wohlthätigem Umtriebe zu erblicken anfieng, gestaltete sich gegen über in den Regionen der Contemplation der nie sich ganz genügende menschliche Geist schon wieder in neuen Weisen. Um nicht im Schosse seiner eigenen Stiftung zu entschlafen, zeigte er sich schon wieder thätig und wirksam über sie hinaus.

Fern und nah stand dem positiven Institute die Contemplation. Auf der äussersten Grenze war sie thätig, um, sich allein selbst überlassen, in möglichster Zurückgezogenheit von dem Willkührlichen und Empirischen, die Wissenschaft des Rechts und der Gesetzgebung blos nach Ideen zu bearbeiten. Was so die auf sich selbst beschränkte Contemplation im Felde der Literatur für Recht und Gesetzgebung erzeugt hat, das konnte zwar nur vom äussersten Ende her auf das preussische Recht einwirken; es wirkte daher auch nur unmerklich, aber desto allgemeiner und sicherer. Wir gehen bey den Schriften, die hier sichtbar zu werden verlangen könnten, vorüber; denn sie liegen am fernsten Horizonte des Positiven.

Wir gehen auch vor allen Contemplationen einer blos fingirten und hypothetischen Wirklichkeit vorüber; also vor allen Schriften, die von den Rechten und der Gesetzgebung handeln, so wie sie für einen romanhaften Zustand der Natur, oder für eine andere blos in der Phantasie vorhandene Lage der Dinge passen, selbst diejenigen nicht ausgenommen, in welchen bey der Fiction ein Bild der Wirklichkeit, wie in den Halbromanen, zum Grunde liegt. Auch diese Schriften liegen zu weit ab, als dass wir uns nicht damit begnügen müssten, blos die Existenz und Art der Verbindung bemerklich gemacht zu haben. Das verdient jedoch hier wahrgenommen zu werden, theils dass man nicht immer dabey stehen geblieben ist, blos Theorien der Gesetzgebung und des Rechts zu liefern, sondern dass man, ganz nach dem Geschmacke des Zeitalters, welches ungemein modell- und formularsüchtig ist, auch wohl ganze Gesetzbuchs-Formulare zu den Theorien hinzugefügt hat, theils

dafs in diefer Art Schriften nur äufserft wenig für das Civilrecht, und dagegen faft nur für das öffentliche Recht, fo wie für das Criminalrecht und andere Zweige des Regierungs- oder Adminiftrations-Rechts geforgt worden ift.

Tritt man noch um einen Kreis näher, von dem Horizonte unfers pofitiven Inftituts an gerechnet, fo trifft man auf diejenigen Schriften, welche die Legislation und die Rechte eines wirklichen Staats, aufser dem preuffifchen, zum Gegenftande haben, folglich in Beyfpielen, welche die Erfahrung darbietet, einen Einflufs zu äufsern im Stande find. Wer wird zweifeln, dafs Unternehmungen anderer Staaten zur Verbefferung ihrer Legislation auch zur Fortbildung der preuffifchen beytragen können?

Aber alles diefes hat nur *mittelbarer* Weife, nur von der Region des Allgemeinen her, Anwendung und Einflufs, und bleibt daher von unferem Plane billig hier ausgefchloffen. Es bleiben folglich ausgefchloffen die Kritiken und Theorien der Gefetzgebung von *Feuerbach*, *Bergk*, *Stürzer* u. f. w. in ihren bekannten Schriften; von *Reitemeier*, in dem erften Bande feiner *deutfchen Gefetzwiffenfchaft*, von *Zachariä*, in feinem fo eben erfchienenen fchätzbaren Werke: „die Wiffenfchaft der Gefetzgebung, als Einleitung zu einem allgemeinen Gefetzbuche;" eben fo auch bleiben ausgefchloffen die vielen und vielerley Gefetzbücher, gemacht für diefen oder jenen deutfchen Staat, auch wohl nur zur Probe, auf den Kauf, oder wohl gar nur zum Spafs, theils noch in Ehren ftehend, theils bereits vergeffen und untergegangen, einige mit, andere ohne ihren Staat. Wo follten wir auch Raum hernehmen, der preuffifchen Legislation alle diefe Spiegel vorzuhalten? Ift doch die Legislations-Cur zur Verbefferung des kranken Rechts-Zuftandes fo allgemein, dafs fie, in Gefellfchaft der Vaccination zur Verbefferung des Gefundheits-Zuftandes, fogar bereits nach Oftindien vorgedrungen ift. Aus öffentlichen Nachrichten weifs man, dafs *Cornwallis* ein Gefetzbuch für die 30 Millionen, die England in Oftindien beherrfcht, entworfen hat.

Dagegen müffen wir diejenige Fortbildungs-Literatur näher kennen lernen, welche aus *unmittelbarer* Betrachtung der preuffifchen Legislation hervor gegangen ift, und daher auch in nächfter Verbindung und Berührung mit diefer fteht. Es gehören dahin die den Werken und Einrichtungen der neuen preuffifchen Gefetzgebung befonders gewidmeten Vorfchläge, Wünfche, Ausftellungen, fo fern die juriftifche Literatur darüber etwas aufzuweifen hat.

Hippel in feinem Buche *über Gefetzgebung* u. f. w. ift felbft mit der Menge der preuffifchen Gefetze unzufrieden. Er fchliefst diefes Buch mit der Bemerkung, man möge nicht unrichtig vermuthen, dafs mehr Gefetze als Menfchen im preuffifchen Staate exiftirten, und dafs die Gefetz-Mortalitäts-Liften unter wohl gewählten Mafsgaben ohne allen Zweifel einen gröfseren Vortheil einbringen könnten, als die Berechnung der fchwebenden und beendigten Proceffe, womit bis jetzt die Juftiz doch am Ende weniger ihren Fleifs, als die Immoralität der Staatsbürger nach den Regeln der Wahrfcheinlichkeit beweife. Dagegen haben Andere der Gefetze noch immer nicht genug, und machen bald hier bald dort auf Lücken aufmerkfam. *Terlinden* bemerkte, als er zum Behuf eines künftig auszuarbeitenden märkifchen Cameral-Gefetzbuchs fämmtliche dazu gehörigen Cameralrechte fammelte, dafs die Gefetze, wodurch die befonderen Rechte und Verbindlichkeiten der Juden in den preuffifchen Staaten beftimmt find, fich in dem allgemeinen Landrechte nicht vollftändig vorfanden. Diefes war ein Grund mit, wefshalb er fein Judenrecht fchrieb. *Reitemeier* behauptet, die gemeinen deutfchen Rechte in der Lehre vom Abfchofsrechte fieben Mal reichhaltiger gefunden zu haben, als das allgemeine preuffifche Landrecht.

Was *Paalzow* in feinen *Obfervationibus ad jus Poruffícum commune* (Berlin 1795 fq.) gegen das Landrecht zu erinnern befliffen gewefen ift, hat mit Recht keine Aufmerkfamkeit erregt. Mehr verdienten beachtet zu werden die Kritiken von *Erhard* über das allgemeine Landrecht überhaupt, und von *Stelzer* über den criminalrechtlichen Theil deffelben insbefondere. Die hier bezielte „Kritik über Preuffens neues Criminalgefetz. Halle 1795" ift zwar ohne *Stelzer's* Namen erfchienen; der Vf. ift aber darin nicht zu verkennen. In der erften Abtheilung urtheilt er im allgemeinen über die im preuffifchen Criminalrechte angenommenen Strafarten überhaupt, über Begnadigung, Verjährung, Abolition, und über die Claffification einiger Verbrechen. In der zweyten Abtheilung folgt er dem Gefetzbuche Schritt vor Schritt, macht zwar auf das Gute und Vortreffliche aufmerkfam, zeigt aber auch auf der anderen Seite mit Freymüthigkeit, ohne jedoch die gebührenden Schranken der Achtung und Befcheidenheit zu überfchreiten, das Tadelswerthe, befonders das Unbeftimmte und Unzureichende derfelben.

Sehr verdienftlich war die Bemühung Anderer, auf diejenigen Stellen des allgemeinen Landrechts und der Gerichtsordnung aufmerkfam zu machen, welche fich bey der Anwendung derfelben disputabel zeigten. Hierauf ift der Zweck der ftehenden Rubrik *Difputatio fori* in den *Siewertfchen Materialien* gerichtet. Daffelbe Werk hat eine andere ftehende Rubrik *Antinomien*, zur Aufdeckung und möglichften Löfung der wirklichen oder fcheinbaren Widerfprüche in dem Landrechte und der Gerichtsordnung. Unter beiden Rubriken findet man intereffante Beyträge für eine auf Nachhülfe bedachte Legislation. Etwa von gleicher Art, aber nicht von gleichem Intereffe, find die „Bemerkungen eines Ungenannten über einzelne Stellen des allgemeinen Landrechts" in den *Eifenberg-Stengelfchen Beyträgen* (Bd. I. S. 149—190). Die angeführten *Materialien* liefern dagegen im fechften Hefte (1804) noch einen guten Vorfchlag zur Vereinfachung der Depofital-Verwaltung bey den Untergerichten zweyter Klaffe.

Fremde Legislationen, als Hülfsmittel zur Fortbildung der preuffifchen, find, wie fchon gefagt, von

unserem Plane ausgeschlossen. Dann aber sind sie es nicht, wenn und sofern dabey Kritiken, welche namentlich auf das neue preussische Recht gehen, vorgekommen sind. Ein Beyspiel: Der *Code Napoleon* hat die Wirkungen der Abwesenheit nach dem Grundsatze regulirt, dass das Gesetz keine Vermuthung, weder die des Lebens noch die des Todes des Abwesenden, annehmen darf, weil beides, Leben und Tod, gleich ungewiss ist. Das preussische Gesetzbuch ist diesem System entgegengesetzt. Es erlaubt nach einer zehnjährigen Abwesenheit, die Erklärung des Todes nachzusuchen. Die französische Legislatur bemerkte dagegen, dass es widersinnig seyn würde, einen Abwesenden für todt zu erklären, und lächerlich, jemanden wieder auferstehen zu lassen, den man einmal für todt erklärt habe. Die Abwesenheit könne wohl eine Vermuthung des Todes erzeugen, allein das Gesetz dürfe sich, ausser dem Falle des Betrugs, nur durch Beweise bestimmen lassen.

Die literarische Betriebsamkeit zur Vervollkommnung der neuen Legislation war im Fache des Civilrechts gewiss nicht gering. Selbst die Commentatoren des Landrechts haben zum Theil mit der Erklärung des Gesetzes den Zweck zu verbinden gesucht, auf Mangel und Lücken in der Legislation aufmerksam zu machen. Namentlich ist dieses bey dem *Merkelschen Commentar* der Fall. Auch die Sprache ist bey der Kritik nicht übersehen worden, und man hat nicht ohne Grund die Bemerkung gemacht, dass die Rechtssprache der Gesetze in den neueren Zeiten nicht mehr so rein und gut geblieben ist, als man sie vom allgemeinen Landrechte her gewohnt war. Diesen Vorwurf hat man insbesondere auch den Nachträgen in der neuen Ausgabe des Landrechts gemacht. — Noch grösser zeigte sich aber jene Betriebsamkeit im Fache des Processes und der Gerichtsordnung, ferner des Criminalrechts, desgleichen auch im Fache des Cameral- und Polizeyrechts.

Im Fache *des Processes und der Gerichtsordnung* erwähnen wir hier zuerst der „Entwürfe zu einem Gutachten der Gesetzcommission über die Veränderung des allgemeinen Landrechts und der Processordnung" (in *Klein's Annalen* Bd. 20. No. III). Besonders ist man in diesem Zweige der juristischen Literatur darauf bedacht gewesen, noch immer neue und bessere Mittel zur Abkürzung der Processe aufzufinden, um gegen die zu hohe Forderung Friedrichs des Grossen, dass ein Process nicht über Ein Jahr dauern dürfe, nicht allzuweit zurück zu bleiben. Ein sehr gutes, wie wohl etwas kostbares Mittel wandte man für diesen Zweck an, als man im J. 1800 an mehr als 400 Justizbediente in den preussischen Staaten Gehaltsvermehrungen ertheilte. (Das gesammte Personale bey sämmtlichen preussischen Justiz Collegien betrug im J. 1799 die Zahl von 3150, nach einer Berechnung in *Amelang's neuem Archive*.) Je weniger der Justizbediente von Sporteln zu leben braucht, desto schneller wird er die Processe zu beendigen suchen; desto weniger wird es auch solcher Rescripte gegen diejenigen Beamten, welche sich Bedrückungen der Unterthanen erlauben, dergleichen man z. B. in den *Stengelschen Beyträgen* (Bd. 8. No. XVIII) findet, bedürfen. Das Treiben, Controlliren und Visitiren von oben herab macht es allein nicht aus. Das Gefühl der Ehre und der Eifer zur Arbeit stumpft sich in der Noth ab; noch leichter an dem Stachel des Treibers; und die Erfahrung hat im Preussischen bereits gelehrt, wie auch ein scharfer Stachel doch nicht scharf genug ist, um nicht von Zeit zu Zeit noch mehr geschärft werden zu müssen. Eben so wenig hat man sich auf die Process-Tabellen für jenen Zweck zu verlassen, in welchen im Preussischen über Acten und Processe, wie über Seelen oder Schaafhäupter, Special- und General-Register geführt werden. Aus dem General-Register kann man zwar sehen, wie viel Instructionen jährlich bey den Landes-Justiz-Collegien bearbeitet, beendiget und rückständig geblieben, wie viel *Re-* und *Correferenda* distribuirt, geliefert und als Rest notirt sind, wie viel Processe in jedem Jahre anhängig gewesen, wie viel davon gleich in demselben Jahre beendiget oder unbeendiget geblieben, wie viel von den anhängig gewesenen Processen von dem vorigen Jahre übertragen, und wie viel neue hinzu gekommen, ferner wie viel Concurs-Liquidations- und Subhastations-Processe anhängig gewesen, wie viel davon beendiget und wie viel rückständig geblieben sind u. s. w. Aber man sieht daraus nur allzuleicht, wie viel geschieht, und dagegen gar nicht, wie gut es geschieht. Die letztere Frage vergisst sich vielmehr ganz über einen so schönen Total-Anblick, wenn sich z. B. aus den Listen ergiebt, dass im J. 1801 bey sämmtlichen Provincial-Landes-Justiz- und Pupillen-Collegien von 36,121 distribuirten *Re-* und *Correferendis* nur 642 als Rest notirt, die übrigen aber geliefert sind; oder dass von den 53,249 dort anhängig gewesenen Processen im J. 1801 nicht weniger als 31,334 beendiget, oder dass in eben diesem Jahre überhaupt 846,578 *Decernenda* bearbeitet worden sind, und diese letztere Summe die vorjährige überhaupt um 51,971 überschreitet. (S. *Amelang's neues Archiv*.)

Das sind Zahlen-Beyträge zur Beschleunigung der Processe, aus welchen sich doch wahrlich nicht eben wahrnehmen lässt, dass es mit den Processen zu langsam gehe. Weit eher konnte man aus den preussischen Process-Tabellen die Bemerkung schöpfen, dass das Unkraut desto schneller und reichlicher wieder heran wachse, je öfter es ausgejätet wird. Dennoch haben wir anzuführen: „Vorschläge zu Vereinfachung und Verkürzung des preussischen gerichtlichen Verfahrens, auf Veranlassung eines Hofrescripts vom J. 1798." (In *Klein's Annalen* Bd. 19. No. IV.) Einer der Hauptvorschläge des Vf., (Reg. R. *v. Reibnitz*) welcher philosophischen Geist und praktische Sachkenntniss verräth, geht auf zweckmässigere Einrichtung der Gerichte und Instanzen. Die Rechtsdeductionen will er abgeschafft wissen. Statt der Sporteln soll ein gewisses jährliches Procent von dem Objecte des Rechtsstreites, das während der Dauer des Processes fortliefe, gezogen werden. — Einen andern Vorschlag hat ein Ungenannter in *Stengel's Beyträgen* (Bd. 8. No. III) ge-

liefert. Er wünscht einen Fond errichtet zu sehen, um durch Prämien aus demselben den schnellen Betrieb der Processe zu bewirken.

Das Hauptmittel zur Abkürzung und zu einer schnelleren Betreibung der Processe liegt in einer ausgedehnteren Einwirkung des Richters bey Untersuchung des Facti und Festsetzung des Streitpunktes. Von demselben ist aber in der preussischen Legislation, nachdem *Carmer* mit seinem, auf dieses Mittel abzweckenden Projecte, bey wiederholter Ereiferung Friedrichs des Grossen über den trägen Process-Schlendrian, endlich durchgedrungen war, bereits in so starker Masse Gebrauch gemacht, dass es nicht räthlich scheint, den Bogen in diesem Stücke noch höher zu spannen, und den inquisitorischen Charakter des preussischen Civilprocesses noch mehr zu steigern. Es wird daher schwer seyn, zu einer noch schnelleren Umtreibung des Rades neues Aufschlag-Wasser herbey zu leiten. Dem Rec. ist wenigstens keine schnellere Civilprocessart, als die Preussische, bekannt. Leichter wird es seyn, im Criminalprocesse noch Abkürzungen anzubringen, selbst auch noch nach der Declaration wegen Beschleunigung der Criminal-Processe vom 17 Octob. 1796. (S. *Archiv des Criminalrechts*, von *Klein* und *Kleinschrod*, Bd. 1. St. 1. No. V.) In dieser Processart ist sogar Österreich viel schneller, als Preussen.

Angenehm wäre es, neben den mancherley Vorschlägen zur Vermehrung der Schnelligkeit nunmehro auch noch einer Reihe von Vorschlägen zur Vermehrung der Gründlichkeit und Sicherheit in der Process-Maschine Erwähnung thun zu können. Wenigstens können wir doch Einen Aufmerksamkeit verdienenden Vorschlag anführen, der von einem, sowohl mit dem gemeinen als preussischen Process genau bekannten Manne, wenn gleich nicht ausdrücklich für Preussen, doch auch nichts weniger als mit Ausschluss von Preussen, gemacht worden ist, wonach die Untersuchung und Entscheidung eines Rechtshandels nicht Einem und demselben Beamten übertragen, sondern jene, welche die Aufklärung und Berichtigung des Facti betrifft, das ausschliessliche Geschäft des einen, diese aber, unter welcher die Anwendung des Rechts und Gesetzes begriffen ist, das ausschliessliche Geschäft des andern seyn soll. Die weitere Ausführung dieser Idee, welche in der Hauptsache auf eine Wiederherstellung der vormaligen Trennung zwischen Richtern und Schöppen hinaus läuft, findet sich in den beiden *Reitemeierschen* Schriften: „die Wahrheit vor Gericht; ein Unterricht zur Prüfung der Behauptungen und Ableugnungen im Processe“ (Frankf. a. d. O. 1802. 8.), und: „Justizverbesserungen bey der Ausübung und Controle der Rechtspflege“ (Ebend. 1802. 8.). Die erste dieser beiden Schriften hat es mit Aufklärung und Berichtigung des Facti, dem Amte der Richter, die andere mit der Anwendung des Rechts und Gesetzes, dem Amte der Schöppen, zu thun.

Im Fache *des Criminalrechts* haben wir der allgemeinen Kritik dieses in dem Landrechte mitbegriffenen Rechtstheils von *Stelzer* bereits vorhin gedacht. Im Criminalwesen waren die Veranlassungen, auf Veränderung und Verbesserung zu denken, weit vielfältiger und dringender als im Civilrechte. Aus *Amelang's neuem Archive* ersieht man z. B., dass im Jahre 1801 nicht weniger als 34.630 Instructionen zu bearbeiten waren, wovon in eben dem Jahre zwar 25.942 wirklich beendiget wurden, aber dennoch 8688 rückständig blieben. Eine nicht tröstliche Erscheinung! Unter dieser ungeheuren Zahl von Verbrechen gieng bey weitem der grösste Theil gegen die Sicherheit des Eigenthums; und nicht weniger arg war es in andern Jahren. Das gab die Veranlassung zu den bekannt genug gewordenen „Bruchstücken über Verbrechen und Strafen, oder Gedanken über die in den preussischen Staaten bemerkte Vermehrung der Verbrechen gegen die Sicherheit des Eigenthums“ u. s. w. (S. *Jen. A. L. Z.* 1804. No. 101). Sollten die Hülfsmittel zur Steuerung des Diebstahls nicht anderwärts zu suchen seyn, als in der Criminal-Legislation? Im Preussischen hat sich die Gesetzgebung wegen Bestrafung dieses Verbrechens bereits so und so genommen, und dennoch ist das Übel immer ärger geworden. Wir bringen hier die merkwürdigen preussischen Verordnungen wegen Bestrafung der Diebstähle vom 26 Febr. 1799, nebst den Bemerkungen im *Archiv des Criminalrechts* von *Klein* und *Kleinschrod* Bd. 2 und 3, und in den *staatswissenschaftlichen und juristischen Nachrichten* 1799. Sept. No. 113, in Erinnerung.

Justus Gruner theilte skizzirte Bemerkungen und einen Entwurf zu einer Verbesserung und neuen Organisation des Criminalwesens mit, in *Klein's Annalen* Bd. 22. Es wird darin hauptsächlich auf Verbesserung der Polizey-Anstalten zu Verhütung der Verbrechen, und dann auf gänzliche Trennung der Criminal- und Civil-Gerichtsbarkeit gedrungen. Den Vorstehern der ersteren soll zugleich die ganze Sicherheits-Polizey übertragen werden. Das Experiment einer Trennung der beiden Gerichtsbarkeiten ist in dem neuen Frankreich noch zuletzt gemacht worden, und es dauert diese Trennung daselbst bis auf den heutigen Tag fort. Allein es will verlauten, dass eine Wiedervereinigung erfolgen werde. Der neue französische Criminal-Codex, mit dessen Erscheinung es sich noch immer verzögert, während Österreich mit seinem neuen *Gesetzbuche über Verbrechen* so schnell, und eben sowohl vor Frankreichs als Preussens beabsichtigten neuen Reformen in diesem Fache, fertig zu werden gewusst hat, wird es ausweisen.

Ein Directorium über die in *Klein's Annalen* mitgetheilten exegetischen Bemerkungen zu Th. 2. Tit. 20 des allgemeinen Landrechts, welcher das Criminalrecht begreift, liess wahrnehmen, dass die Praxis in criminalrechtlichen Fällen nichts weniger als gleichförmig sey. Dieses Directorium findet sich in den *Siewertschen Materialien*, Heft 4 (1801). Die Ursache der Ungleichheit liegt doch wohl zum Theil mit im Gesetze selbst.

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 15 SEPTEMBER, 1806.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der juristischen Literatur der preussischen Monarchie, seit der neuen Reform in der Legislation im J. 1794.

Gegen die Zweckmäfsigkeit der auch im Preussischen angewandten Strafe der Deportation in fremde Weltgegenden wurden Zweifel erregt in *Klein's Annalen* Bd. 20. Nr. V. Die Strafe mufste um so weniger zweckmäfsig erscheinen, seitdem der aus Schlesien deportirte *Exner*, den man in Sibirien in bester Verwahrung glaubte, heimlich wieder zurückgekommen war, sich in Schlesien wieder eingeschlichen, und daselbst das Schicksal hatte, von einem Müller, der ihn bey Verübung eines neuen Diebstahls in seiner Mühle auf frischer That ertappte, und vor Exnern längst sicher zu seyn geglaubt hatte, durch einen tödtlichen Messerstich anderweitig in die andere Welt deportirt zu werden.

Die Fortbildung *des Rechts der Administration*, wohin *Cameral-* und *Polizeyrecht* gehören, hängt im Preussischen, wie in manchen anderen Ländern, von dem auch da rege gewordenen Kampfe staatswirthschaftlicher Grundsätze ab, insbesondere von dem Streite der Smithschen und Anti-Smithschen Partey. Was über Aufhebung der Almanden, über Allodification und Purificirung des Eigenthums, über Fruchtsperre und andere Schliefsung des Staats, über das Marchandiren des Staats, über das Zerschlagen der königlichen Waldungen, über die Aufhebung der so genannten nützlichen Regalien, über eine zweckmäfsigere Art der Domänen-Verwaltung, über öffentliche Magazine, über Papiergeld und Banken, und über andere Dinge der Art in Beziehung auf Preussen in vielen Schriften verhandelt worden ist, das würde hier durchzugehen seyn, wenn es der Raum verstattete. Um auf eins der Hauptwerke in dieser Gattung aufmerksam gemacht zu haben, nennen wir *Krug's Betrachtungen über den National-Reichthum*, durch welche den Grundsätzen von *Smith*, nachdem selbige zuerst von Preussen aus, vorzüglich durch *Garve*, in Deutschland mehr verbreitet worden sind, auch in der Praxis der preussischen Staatswirthschaft allmälich mehr und mehr Eingang verschafft werden möchte. Dafs es mit den Schritten nur sehr langsam gehen kann, wenn nicht revolutionär zu Werke gegangen werden soll, ist wohl um so mehr sehr natürlich, da es nicht leicht einen Staat giebt, der so sehr, als der preussische, auf dem Anti-Smithschen Extreme gestanden hat, und der, welches wohl zu bemerken ist, von diesem Extreme her seine Gröfse datirt.

Jetzt würden wir mit Perlustrirung der Fortbildungs-Literatur, so weit sie in unseren Plan pafst, zu Ende seyn, wenn wir nicht noch mit einem Paar Worten derjenigen Schriften zu gedenken hätten, welche die Prüfung und Beurtheilung der Vorarbeiten der neuen Legislations-Reform, namentlich des *Entwurfs zu einem Gesetzbuche für die preussischen Staaten*, bezweckten, welche folglich zwar älter sind, als die Realisirung der Reform selbst, aber dennoch, als fruchtbare Quellen zur weiteren Fortbildung dieser Reform, im Hintergrunde stehen zu bleiben, und als solche im frischen Andenken erhalten zu werden verdienen. Daraus, dafs die Legislation bey diesen früheren Arbeiten bereits vorüber gegangen ist, daraus folgt nicht, dafs sie nicht noch oft Ursache hätte, zu selbigen wiederum zurückzukehren. Diese Arbeiten sind grofsen Theils im Geiste späterer Jahre abgefafst worden; sie sind daher so wenig alten ausgenützten Halden gleich zu achten, dafs sie sich vielmehr erst im Verlaufe der Zeit mehr und mehr veredeln, und je später desto mehr Ausbeute zu geben versprechen. Wir nennen hier, jedoch nur beyspielweise, *Schlosser's Briefe über den Entwurf des preussischen Gesetzbuchs*, welchen wir, wenn es darauf ankäme, den Hauptcharakter des allgemeinen preussischen Landrechts von der civilistischen Seite zu würdigen, noch jetzt am liebsten folgen würden. Ferner gedenken wir der *Bemerkungen zur Verbesserung der deutschen Gesetzgebung*, von *Chr. Ulr. Detl. v. Eggers*. Die Schrift besteht aus einer Reihe einzelner Bemerkungen, die der Vf. aus sechs von der Gesetz-Commission theils gekrönten, theils sonst mit ausgezeichnetem Beyfalle aufgenommenen Preisschriften ausgezogen hat. Sie umfassen den ganzen Entwurf des allgemeinen Gesetzbuchs, und betreffen daher alle Theile der bürgerlichen Gesetzgebung, mit Ausnahme des Processes und der Gerichtsordnung, beziehen sich zwar immer auf einzelne Stellen jenes *Entwurfs*, sind aber, auch ohne denselben immer dabey nachzusehen, verständlich und brauchbar. — Es würde gegen unseren Plan seyn, in dieses Fach der Literatur noch weiter einzugreifen. Nur ist noch hier zu nennen der *Versuch einer Kritik des allgemeinen Gesetzbuchs* von *Erhard*.

Dagegen verdient die Frage noch kürzlich aufgeworfen zu werden, wie sich dergleichen blofs literarische Erscheinungen, die den Zweck der Fortbildung einer Legislation haben, zur Praxis, insbesondere im preussischen Staate, verhalten. Man würde eine ge-

ringe Idee von dem Erfolge der literarischen Bestrebungen seit Einführung des allgemeinen Landrechts fassen müssen, wenn man blofs danach urtheilen wollte, was davon bereits bis zur Praxis gedrungen und in selbige aufgenommen worden ist. In der Praxis wird der Erfolg erst ganz zuletzt sichtbar; früher in dem Geiste der Männer, durch welche die Praxis bestimmt, geleitet und gehandhabt wird, es sey im Wege der Legislation oder der Anwendung. Erst durch diese Menschen geht die Idee in die Sache, die Theorie in die Praxis über, und die *nächsten* Operationen zur Fortbildung eines empirischen Instituts erfolgen nicht in der Literatur, sondern sie erfolgen durch die Geschäftsleute, die nicht blofs *arbeiten*, sondern auch denken und lesen, und in deren aufgeklärtem Geiste sich allgemeine Ideen mit Erfahrung paaren. Eine jede Idee, eine jede literarische Verhandlung, die unter ihnen in Umlauf kommt, hat schon festen Fufs auf dem Wege zum endlichen Eingang in die Praxis gefafst. Selbst der unbillige, ja unverschämte Tadel des Kriegs- und Domänen-Raths *Lang*, welcher erst neulich in den „Annalen des Fürstenthums Ansbach unter der preussischen Regierung von 1792—1796" (Frankf. und Leipz. 1806. 8.) das allgemeine Landrecht und die Gerichtsordnung *eine schöne Gestalt mit einem stachelichem Sportelschweife* nannte, ist von jener Bahn, wenigstens von der unsaubern Partie derselben, nicht ausgeschlossen. Das Wenigste gelangt freylich auf dem Pfade weit. Vieles verfliegt wegen seiner Unhaltbarkeit und Luftigkeit gleich auf der Stelle. Anderes, wie das *Langsche* Urtheil, erlöscht wie ein Irrlicht auf einem sumpfigen Plätzchen. — Anderes läfst sich wegen einer exemplarischen Unbehülflichkeit auch bey dem besten Willen nicht von der Stelle schaffen; manches aber wird erst noch ganz zuletzt nahe am Ziele in den Staub getreten, gewöhnlich mit Recht, bisweilen auch mit Unrecht. Eins tritt auch wohl dem Anderen in den Lauf, und der neuen *Sonnenfellsischen* Theorie über die Stimmenmehrheit bey Criminal-Urtheilen wäre es vielleicht gelungen, sich in das Thor der Praxis einzuschwärzen, wenn sie nicht die freye literarische Strasse, auf der es der Angeber und Aufpasser so viele giebt, zu wandeln gehabt hätte. Aber Alles bleibt nicht auf der Reise; das Bessere kommt gewöhnlich nach bestandenen Prüfungen glücklich an das Ziel; am häufigsten dasjenige, was sich in der Erfahrung für die Theorie, seltener das, was umgekehrt sich in dieser für jene ergeben hat. Nur ist es freylich nicht zu verwundern, dafs es oft sehr lange währt, ehe die Früchte im Felde der Theorie so reif werden, dafs sie sich für die Praxis ohne Gefahr einerndten lassen. — So, und nicht anders existirt die Fortbildungs-Literatur für die Praxis. Alle ihre Producte haben also, da man nicht blofs auf den letzten Erfolg zu sehen hat, um so gewisser eine praktische Wirkung gehabt, je häufiger solche Geschäftsmänner im Preussischen anzutreffen sind, welche mit der Erfahrung allgemeine Ideen zu vereinigen, und zu diesem Ende in der Literatur ihres Geschäftsfachs fortzurücken suchen.

Folgende drey Schriften, als solche, die seit dem Termine vom J. 1804 im Fache der Fortbildungs-Literatur für die preussischen Staaten erschienen sind, haben wir nun noch, jede besonders, einer Beurtheilung zu unterwerfen. Die eine betrifft die Legislation überhaupt, die zweyte den Zweig der Criminal-Gesetzgebung, die dritte den Zweig der administrativen Gesetzgebung.

1) Berlin, in d. Vossischen Buchh.: *Über Gesetzgebung und Staatenwohl.* Nachlafs von *Theodor Gottlieb von Hippel.* 1804. 13 Bog. 8. (18 gr.)

2) Osnabrück, b. Blothe: *Skizzen und Bemerkungen über das Mangelhafte der Verfahrungs-Art bey Criminal-Untersuchungen und der Criminal-Verfassung überhaupt, nebst Beyspielen und Erfahrungen,* gesammelt bey Gelegenheit der zu Bochum niedergesetzten Immediat-Sicherheits-Commission, von dem Inquirenten bey derselben, Assessor *von Krause.* 1804. 290 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

3) Berlin, b. Frölich: *Der preussische Staatsanzeiger,* herausgegeben von einer Gesellschaft von Geschäftsmännern. 1806. 8.

Die Schrift unter Nr. 1 gehört zwar nicht dem Titel nach, wohl aber der Veranlassung und dem Inhalte nach zur preussischen Literatur, um so mehr da sie von einem geschätzten preussischen Geschäftsmanne herrührt. Der Herausgeber bemerkt, *Hippel* habe sie im ersten Regierungs-Jahre des Königs Friedrich Wilhelms II aufgesetzt, in der Absicht, bey dieser Gelegenheit seine Privatanmerkungen über den Entwurf des preussischen Gesetzbuchs ins Publicum zu bringen. Sie zerfällt in fünf Abschnitte, die sowohl unter sich selbst, als auch jeder einzeln, in der inneren Composition so rhapsodisch zusammenhängen, dafs man wohl sieht, es ist das Werk als ein ausgearbeitetes Ganzes nicht hinterlassen, sondern vielmehr blofs aus einzelnen Hippelschen Bruchstücken zusammengesetzt worden. Die Abschnitte sind: Der Mensch als Bürger. — Die bürgerliche Gesetzgebung mufs natürlich seyn. — Jeder Staatsgesetzgebung mufs eine weltbürgerliche Absicht zum Grunde liegen. — Monarchische Regierungsform, besonders im Verhältnifs der Gesetzgebung. — Über die Kürze der Gesetze.

Der Vf. hat einen Weltstaat zum Ziel; der Zweck seiner Legislation ist weltbürgerlich. Er verlangt, dafs jedes Gesetzbuch mit den Menschenrechten anfangen, zum allgemeinen Staatsrechte übergehen, von diesem zu dem besondern Staatsrechte, und sodann erst zu dem bürgerlichen Privatrechte kommen soll; und dafs dieses nicht so beobachtet worden, tadelt er an allen neueren Gesetzbüchern. Die Gesetzgebung solle daher (meint er) bey dem Staatsbesten das Beste der Welt zu befördern suchen. Auch Christus habe bey seiner Gesetzgebung und bey seiner ganzen Lehre eine weltbürgerliche Absicht erreicht. Der Krieg führe am meisten von dem Weltstaate ab; dagegen führe es zum Weltstaate, wenn man die Menschen

zu gleichförmigen Gesetzen zu bringen suche. Auch führe es dahin, wenn die bürgerliche Gesetzgebung väterlich sey, und sie ihre Kinder Menschen seyn lasse, vorzüglich in intellectueller Hinsicht. Dem widerstrebe aber die Monarchie. „Es ist unmöglich zu wollen, dass man nicht wollen wolle, und seinen Willen abzutreten. Der Bürger hört daher auf ein Mensch zu seyn, der auf seinen Willen Verzicht thut. Ein Volk, das Gehorsam ohne alle Punkte und Clauseln gelobt, ist kein Volk mehr." Monarchische Verfassung sey für schwache unwürdige Menschen, sey für Kinder die beste; und die Menschen hätten ihre Gesellschaften mit der monarchischen Regierung anfangen sollen, um mit Ehren bey der demokratischen aufhören zu können. Der Vf. erwartet die Zeit, wo der Staat nur das Gewissen nothwendig haben soll; daher will es ihm nicht gefallen, dass der preussische Staat, ausser dem Gewissen, noch so viele andere Dinge, insbesondere noch so viele Gesetze und so viele Justiz, dass auch sogar bey den Domanen-Kammern Justiz getrieben werde, nöthig hat. Auch nicht weltbürgerlich genug will ihm die preussische Legislation erscheinen. Nach seinem kosmopolitischen Maasstabe steht die russische Gesetzgebung oben an, weil sie dem Menschen am nächsten zu treten beabsichtige; darauf folgt, noch vor der preussischen, die toscanische und österreichische; womit die preussischen Patrioten wenig zufrieden seyn werden, welche so gern, unter Klein's Anführung, von der Humanität ihrer Legislation zu sprechen pflegen.

Das sind die Hauptideen des Vf. Die Lehre ist nicht neu, der Staat solle auf einen idealischen Zustand der Menschheit hinarbeiten, und sich im letzteren am Ende wo möglich ganz zu verlieren und aufzulösen suchen. Sie ist aber von einem so geistreichen Vf. auf eine geistreiche Weise neu ausgeführet worden. Der Begriff eines *Staats* passt jedoch zu jenem Zustande nicht, und kann nicht anders, als nur bildlich von ihm gelten. Daher denn leicht das Missverständniss entsteht, als werde mit dem Weltbürgerstaate irgend eine *politische* Universal-Herrschaft bezwecket.

In einem anderen Missverständnisse befinden sich gegen *Hippel'n* einige eifernde preussische Patrioten, welche es ungnadig vermerken, dass ein so angesehener preussischer Geschäftsmann sich in solche Regionen verlaufen, und darüber den Unzufriedenen mit den vor ihm liegenden Anstalten seines Vaterlandes gemacht habe. Allein sie dürfen sich nur an das zurück erinnern, was oben von der gedoppelten Bewegung, die eine Legislation, wie ein Schiff, in ihrem Gange zu machen hat, vorgekommen ist, um sich zu überzeugen, dass *Hippel* in dem Wasser, worin gesegelt ward, tapfer mitrudern, und doch dabey ein Endziel der Reise, gleichviel ob es wirklich, oder nur nach Approximation zu erreichen steht, vor Augen haben konnte. Welches Endziel auf der universalhistorischen Reise des Menschengeschlechts liegt aber wohl tiefer in der Natur des Menschen, welches andere Ziel hat also wohl ein näheres Recht, der Reise vorgesteckt zu werden, als dieses, dass das menschliche Wesen in seiner möglichsten Veredelung noch einmal rein auf dieser Erde realisirt, folglich so wenig als möglich auf das entgegen gesetzte Extrem, wo wir den Menschen unter den übrigen Thiernaturen finden, zurück verschlagen werden möge?

Vielleicht hat *Hippel* auch nur einer wohlthuenden Idee nachhängen wollen, ohne dass es ihm ernstlich in den Sinn gekommen ist, ihr eine so hohe Realitat beyzulegen. Wer aber mit einer Idee spielt, kommt leicht in Verdacht, dass er die Idee irdisch nachmachen, und etwa die Angelegenheit des Geistes in einem goldenen Kalbe darstellen wolle. Auch den Stifter der christlichen Religion verstand man so, als gehe er damit um, die grosse Angelegenheit seines Herzens und Gemüths irdisch zu machen; und er hatte genug zu predigen, dass sein Reich nicht von dieser Welt sey. Er lehrte seine Lehre von Gleichheit und Allgemeinheit vor dem Herrn, und gab dennoch dem Kaiser was des Kaisers war. Auch *Hippel* gab, ungeachtet jener Angelegenheit seines Geistes, dennoch dem Kaiser was des Kaisers ist, und diente seinem Könige als eifriger Geschäftsmann, ganz im Sinne und Geiste des preussischen Dienstes. Wenn es aber darauf ankam, einen so spirituellen Mann zu machen, als er wirklich war, so musste es ihm erlaubt seyn, sich eine Legislation zu philosophiren, mit und ohne Vergleichung dessen, was sich in der Empirie ihm darstellte. Damit war er bloss im Geiste, noch nicht einmal mit dem Willen, geschweige also mit der That unpatriotisch geworden.

No. 2 ist dagegen desto tiefer aus der Praxis geschöpft. Um die Schrift zu charakterisiren, muss man bey ihrem Nachtrage anfangen. Hier erzählt der Vf. die vorzüglichsten Verbrechen, welche die für die beiden Provinzen Kleve und Mark zu Bochum niedergesetzte Immediat-Sicherheits-Commission zu untersuchen gehabt hat. Zu den Resultaten dieser Verbrechen und der dadurch veranlassten Untersuchungen gehört auch die vorliegende Schrift, wie man schon aus dem Titel derselben sieht. Sie ist also ganz empirischen Ursprunges; und es thut wohl, einmal etwas Criminalrechtliches zu lesen, was einer Seits mehr aus Westphalen als aus der Speculation stammt, und anderer Seits mehr seine Veranlassung in dem Drange des Geschäftsmannes hat, seine praktischen Wahrnehmungen mitzutheilen, als in den leichten Anwandlungen der Katheder-Gelehrten, Theorien zu spinnen. Sie ist die Schrift eines Mannes, der bey seinen Geschäften gedacht, nicht eines Gelehrten, der im Denken sein Geschäft hat. Die Theorie wird darin an und aus der Praxis demonstrirt.

Von No. 3 erscheint jeden Monat ein Heft. Der Zweck der Schrift ist, über die innere Staatsverwaltung des preussischen Staats zu belehren. Die sechs ersten Monatshefte, welche vor uns liegen, lassen uns wahrnehmen, dass der Plan auch hin und wieder über die Verwaltung hinaus geht, und in die Verfassung, ja auch in die äusseren Verhältnisse Preussens, z. B. mit England und Frankreich, ab-

schweift. Vor allen Dingen wird die Sache der beiden Systeme, des bisherigen preussischen und des ihm ganz entgegen gesetzten von *A. Smith*, für den preussischen Staat ventilirt. Man hört beide Parteyen sprechen. Auf welche Seite der Staat treten, oder ob er vielleicht einen Mittelweg einschlagen werde, lässt sich noch nicht sagen; man bemerkt nur ein Wanken. Dieses Wanken zeigt sich auch in der administrativen Legislation. Etwas fängt letztere unfehlbar an, sich nach dem *Smithschen* Systeme hinzubilden, aber leise und langsam, und ohne der bestehenden Organisation zu viel Gewalt auf einmal anzuthun. Eine solche Zeitschrift, wie die vorliegende, könnte sehr dazu dienen, die alten Vorurtheile und eine scheinbare Erfahrung, welche sich der neuen Lehre entgegen stemmen, allmählich aus dem Wege zu räumen, und den Sieg der Wahrheit zu erleichtern und zu beschleunigen, welchen das *Smithsche* System allmählich mehr und mehr, auch unter den Deutschen, zu erfechten anfängt. Nur müsste darin mehr für Gründlichkeit der Aufsätze gesorgt werden. Das Thema der Staatswirthschaft ist ohnehin von der Art, dass es so leicht zu einem faden Geschwätz werden kann. Um übrigens auf das Interesse der Gegenstände aufmerksam zu machen, heben wir die Überschriften einiger Aufsätze aus: Über die Nützlichkeit der Wollenmagazine in den Provinzialstädten der Kurmark. (Dieser Aufsatz ist nicht blos für Preussen lehrreich, da man auch in andern deutschen Ländern angefangen hat, Wollenmagazine zu errichten, gewöhnlich nach dem Muster der preussischen.) — Über Getreidemagazine. — Über den Geldmangel in den preussischen Staaten und die königliche Bank. — Über das in den preussischen Staaten einzuführende Papiergeld. — Über Papiergeld und Zettelbanken. — Ehrenrettung des Fabrikensystems gegen die Anfechtungen des Kriegsr. *Krug*. — Soll der Staat das Forstregal aufheben? seine Domänenforsten verpachten? den Grund und Boden derselben im Ertrage dem des Ackerbaues gleich machen? ist es gut, dass die Bewirthschaftung der Bergwerke noch länger ein Regal bleibe? (Auch mit Rücksicht auf *Krug*.) — Über die Wichtigkeit eines richtigen Verhältnisses zwischen Production und Circular-Vermögen in einem Staate. — Über die Zerstörung der frankfurter Messe durch die verbotene Ausfuhr englischer Waaren. — Über die Wirkungen der *Pestalozzischen* Methode in *staatsbürgerlicher* Hinsicht. — Vergleichung des staatswirthschaftlichen Systems in Frankreich mit dem preussischen, nach dem neuesten Bericht des französischen Ministers des Innern.

Einer anderen Gattung von Lesern werden vielleicht die Getreidepreise, die Avancements bey der Armee, die Vergleichung des preussischen und französischen Militärs, hin und wieder auch politische Ausführungen, welches alles auch in diesem Journale anzutreffen ist, interessanter scheinen.

Vierte Abtheilung.

Von den Schriften zur authentischen (officiellen) Erklärung des allgemeinen sowohl als provinciellen preussischen Rechts.

Die Erklärung des Gesetzes ist entweder eine *officielle* oder *doctrinelle*. Auf jene haben wir in der gegenwärtigen, auf diese in den drey folgenden Abtheilungen unser Augenmerk zu richten. Jene erscheint in der Sphäre der Geschäfte, für einen wirklich vorliegenden Fall; diese erscheint in der Schule, für den Unterricht, zum lehren und lernen.

Die officielle Erklärung giebt darüber Auskunft, wie in der Praxis ein Gesetz bey dessen Anwendung auf einen wirklich vorgekommenen Fall von den Amts halber dabey wirkenden Personen bisher gedeutet und verstanden worden ist. Sie ist zu ersehen und zu schöpfen aus den Geschäfts-Producten, welche sich bey Gelegenheit dieser Erklärung erzeugen, und ihren Sitz in den Acten, Registraturen, Reposituren und Archiven haben. Es sind theils Producte der legislativen Behörden, theils der decretirenden Behörden, theils der sachführenden Personen. In die erste Classe gehören im Preussischen vorzüglich die Entscheidungen der Gesetz- und Jurisdictions-Commission; in die zweyte die Entscheidungen, Rescripte und Resolutionen, ferner die Anfragen und Berichte der Richter und Justizstellen; in die dritte die Ausführungen und Darstellungen der Parteyen oder der Justiz-Commissarien. Gesetz- und Jurisdictions-Commission haben also mit Richtern und Sachführern das gemeinschaftliche Geschäft der officiellen Erklärung des Gesetzes behuf unmittelbarer Anwendung desselben auf wirklich vorkommende Facta oder Fälle.

Alle jene Geschäfts-Producte, in so fern sie aus dem dunkeln Zustande der Handschriftlichkeit, worin sie sich in den Registraturen und Actenschränken befanden, an das Licht der Literatur hervor getreten sind, bilden den Gegenstand dieser Abtheilung. Ihr *literarisches* Interesse ist aber gering, wenn die Literatur nicht ungebührlicher Weise ihr Gebiet dahin erweitern will, die Geschäfte selbst, welche sie betreffen, ihrer Beurtheilung zu unterziehen.

Wir übergehen daher die mancherley Acten und Deductionen, welche über preussische Rechtsfälle im Druck erschienen sind, z. B. über die Sache des Predigers *Schulz*, über die *von Eckardtsteinsche* Wechselsache, über den *von der Reckschen* Streit wegen des Guts Hesen in Westphalen u. s. w. Dergleichen sogenannte *Druckacten* sind für den Zweck der Gesetzerklärung dadurch noch besonders von einem nur geringen Werthe, dass sie, dem grössten Theile ihres Inhalts nach, blos aus den Arbeiten der Sachführer bestehen, welche für jenen Zweck natürlich von einem weit niedrigern Gehalte sind, als die Producte der legislativen und richterlichen Behörden.

(Die Fortsetzung folgt.)

N e u e A u f l a g e n.

Göttingen, b. Dietrich: *Beyträge zur Naturgeschichte*, von *Joh. Fr. Blumenbach*, Prof. zu Göttingen und königl. Grossbrit. Hofrath. 1ter Theil. 2te Ausgabe. 1806. XII u. 131 S. 8. (12 gr.)

Göttingen, b. Dietrich: *Grundsätze der deutschen Landwirthschaft*, von *Joh. Beckmann*, Hofr. und ordentl. Prof. der ökonomischen Wissenschaften in Göttingen. 6te verbess. u. verm. Aufl. 1806. XXV u. 772 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

521 Num. 219. 522

JENAISCHE

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 SEPTEMBER, 1806.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der juristischen Literatur der preussischen Monarchie, seit der neuen Reform in der Legislation im J. 1794.

Vorzüglich sind es auch diese Geschäfts-Producte, jedoch mehr der Behörden, als der Sachführer, welchen *die Beyträge, Miscellen, Magazine* und andere ähnliche Werke vermischten Inhalts gewidmet sind. Da wir nun für diese Art vermischter Schriften, wie billig, keine besondere Abtheilung gemacht haben, so wird hier der schicklichste Platz seyn, von ihnen, so fern sie seit dem J. 1804 angefangen, oder wenigstens über diese Zeitgrenze hinaus fortgesetzt worden sind, die erfoderliche besondere Anzeige zu liefern:

1) Berlin, b. Schöne: *Magazin der Rechtsgelehrsamkeit in den preussischen Staaten,* herausgegeben von *Christ. Ludw. Paalzow.* Siebenter Band. 1804. 361 S. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

2) Berlin, b. Schmidt: *Juristische Miscellen, besonders das preussische Recht betreffend.* Herausgegeben von *Chr. Ludw. Paalzow.* St. 1. 224 S. St. 2. 222 S. 1804. St. 3. 1805. 8. (Jedes Stück 20 gr.)

3) Berlin, b. Schöne: *Chr. Ludw. Stengel's praktisch juristische Ausarbeitungen,* fortgesetzt von *Chr. Ludw. Paalzow.* Vierter Band. 1805. Fünfter Band. 1806. 8. (Auch unter dem Titel: *Beyträge zur juristischen Praxis,* herausgegeben von *Chr. Ludw. Paalzow.* Zweyter und dritter Band.) jeder Band 1 Rthlr. 6 gr.)

4) Halle, in d. Waisenhaus-Buchh.: *C. L. Stengel's Beyträge zur Kenntniss der Justizverfassung und der juristischen Literatur in den preussischen Staaten.* Achtzehnter Band. (Oder der *Neuen Beyträge* u. s. w. Zwölfter Band.) Fortgesetzt von *August von Hoff.* 1804. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

5) Berlin, b. Nauk: *Neues Archiv der preussischen Gesetzgebung und Rechtsgelehrsamkeit. Zum Besten der allgemeinen Justiz Officianten-Wittwen-Casse.* Herausgegeben von *K. L. Amelang.* Band 3. Heft 1. 2. (1804), Heft 3. 4 (1805), Bd. 4. Heft 1. 2 (1806). (jedes Heft 12 gr.)

Das *Magazin* unter No. 1 nahm im Jahre 1781 mit dem ersten Bande seinen Anfang, und der Plan desselben gieng dahin: Urtheile und Gutachten in Civil- und Criminal-Sachen, Deductions- und Defensions-Schriften, aussergerichtliche Rechtsverhandlungen, Abhandlungen und Aufsätze, Inhalts-Angabe der in einem Jahre ergangenen Verordnungen und Rescripte, und endlich eine Anzeige juristischer Schriften zu liefern. Es ist also seiner Anlage nach fast nur ein gedrucktes Acten-Repositorium, und das ist es auch in der Ausführung geblieben. Die Rechtsfälle haben vom Anfange an bey weitem den meisten Platz weggenommen; und zwar sind es, bis auf wenige, lauter criminalrechtliche, meistens dargestellt in Gestalt der von den Justizbehörden erstatteten ausführlichen Gutachten. Unter den Rechtsfällen des vorliegenden siebenten Bandes zeichnen wir das merkwürdige Gutachten der Criminal-Deputation des Cammergerichts aus den wider den Studiosus *Bartholdi* und andere danziger Schüler wegen Hochverraths verhandelten Untersuchungs-Acten. Der Gymnasiast *Bartholdi* zu Danzig war nämlich mit einigen seiner Schulkameraden in Verschwörung getreten, von Danzig aus die preussische Monarchie in eine Republik umzuschaffen. Sie rechneten zuerst auf das Wegnehmen der Gewehre vor den Wachen und auf den Beytritt des Pöbels. Der kühnste unter den Schülern war *Bartholdi;* auf dem andern Extreme stand ein Mitschüler, welcher den Beytritt zur Verschwörung aus dem Grunde verweigerte, weil er sein Geld zum Unterhalt seiner Tauben besser brauchen könne. Wer war wohl für den preussischen Staat mehr werth, der Feind der Monarchie, oder der Freund der Tauben? Die Frage lässt sich aus folgendem Exempel der neuesten preussischen Geschichte beantworten. Der um Staat und Gelehrsamkeit so verdiente *Klein* erzählt in seiner, eben erschienenen Selbstbiographie (S. 28), dass er auf der Schule zu Breslau mit einigen seiner Mitschüler ein Bündniss errichtet gehabt habe, mit dem Zwecke, seinem Vaterlande (Schlesien) eine von allen übrigen benachbarten Staaten unabhängige Verfassung zu geben. — Seit dem siebenten Bande ist unseres Wissens keine Fortsetzung erfolgt; und es scheint daher um so mehr das Werk für beschlossen angesehen werden zu müssen, da der Vf. in einem anderen Verlage bereits seine *juristischen Miscellen* angefangen hat.

Diese *Miscellen* (No. 2 unterscheiden sich von dem *Magazine* desselben Verfassers im Plane vorzüglich dadurch, dass jene nicht lediglich auf das preussische Recht beschränkt seyn sollen. Bey weitem der grösste Theil des Inhalts ist jedoch wieder preussisch, ist wieder Actendruck, ist wieder casuistisch, ist wieder criminalrechtlich. — Das erste Stück fängt mit einem Aufsatze an über den südpreussischen Credit, dessen Schwierigkeiten, und die Mittel, diesen letztern zu

begegnen. Das dritte Stück enthält eine Abhandlung über die Frage: ob nach den gemeinen Rechten ein blofs dem Richter oder Actuarius übergebenes Testament gültig sey. Der übrige Inhalt der drey Stücke besteht fast nur aus Rechtsfällen aus den preussischen Staaten. Sie sind meistens aus *dem Criminal-Rechte*, und haben, bald von dieser bald von jener Seite, ein solches Interesse, welches ihre Bekanntmachung rechtfertiget. Man findet hier z. B. (St. 1. No. VI) die auch aus politischen Blättern bekannte merkwürdige Assecuranz- und Schifferbetrügerey durch absichtliche Versenkung des Schiffs Anna Maria auf dessen Reise von Lübeck nach Petersburg; ferner (St. 2. No. IX) einen Aufsatz über die mit dem Kopfe des enthaupteten *von Troer* durch den Dr. *Wendt* gemachten Experimente, welche die Veranlassung zu dem cammergerichtlichen Rescripte vom 12 März 1804 gaben. Durch dieses Rescript wird auch juristischer und gesetzlicher Weise die Möglichkeit erklärt, „dafs durch galvanische oder mechanische Reize die Erregbarkeit des Gehirns und mit dieser auch die Thätigkeit desselben, folglich Empfindung und Bewufstseyn, wenigstens auf einige Augenblicke, wieder erweckt werden können, welche der Verbrecher durch die Enthauptung augenblicklich verliert." Deshalb verbietet das Rescript alle galvanischen und Reizungs-Versuche mit dem *Körper* enthaupteter Personen und einzelner Theile desselben ohne alle Einschränkung. Es fällt dem Rec. auf, dafs die gesetzliche Vorschrift sich über den ganzen Körper erstreckt, da der angegebene Grund derselben nicht über den Kopf hinaus reicht. — Zu den *civilistischen* Rechtsfällen gehört im St. 1. No. II: kann ein Jude von einem anderen sich Zinsen versprechen lassen und solche fodern?

No. 3 gehört, wenn man auf die *Entstehung* des Inhalts sieht, allerdings in diese Reihe von Schriften der officiellen Erklärung. *Abgedruckt* und *herausgegeben* ist aber der Inhalt zu dem Ende, um gute Muster zu solchen Schriften zu liefern, die den Sachführern auszuarbeiten obliegt. Man kann daher das Werk auch als ein Formularbuch zu der Theorie des Processes und der Praxis ansehen. Die Formulare dieser Sachführer-Schriften tragen keinen Stempel officieller Billigung an sich, wie die Muster-Relationen in *Amelang's neuem Archiv.* Daher können wir ohne Bedenken das Urtheil über jene fällen, dafs sie uns zu weitschweifig und gedehnt scheinen. Dieses Urtheil beziehen und stützen wir mit auf den officiell für die Proberelationen gegebenen Mafsstab, nach welchem verlangt wird, den Mittelweg zwischen Weitschweifigkeit und unverständlicher Kürze einzuschlagen. Aufserdem sind wir der Meinung, dafs dergleichen Aufsätze nicht so, wie sie aus dem Actenschrank kommen, gleich in die Druckerey geschickt, sondern vorher mit einem Prolog oder Epilog, worin dasjenige, was an jedem Formulare musternäfsig seyn soll, um die Aufmerksamkeit des jungen Anfängers zu erwecken, im Einzelnen aus einander gesetzt wird, begleitet werden müssen. Eine solche Begleitung fehlt aber dem gegenwärtigen Werke ganz und gar. Dafs es nichts desto weniger den besten Absatz gefunden hat, dient zum Beweise, wie formularhungrig die jungen Juristen im Preussischen, wie fast überall, seyn mögen. Im J. 1799 erschien der erste Band. Nach *Stengel's* Tode hat mit dem dritten Bande Hr. *Paalzow* die Fortsetzung übernommen, ohne jedoch den Plan weiter, als blofs in dem Stücke, abgeändert zu haben, dafs von da an auch die Urtheile der Richter zu den Ausarbeitungen der Anwälde hinzugesetzt wurden, welche vorher weggeblieben waren.

Die *Beyträge* (No. 4) gehören fast ihrem ganzen Plane nach der officiellen Erklärung der Gesetze an, und zwar derjenigen, welche von den legislativen und richterlichen Behörden kommt, im Gegensatze der dritten Art, welche von den sachführenden Personen ausgeht. Die Rubriken, welche darin herrschend sind, bestätigen dieses, z. B. die für die Entscheidungen der Gesetz- und Jurisdictions-Commission, für Erkenntnisse, Rescripte, Anfragen, Resolutionen, Entscheidungen, Berichte, merkwürdige Rechtsfälle, interessante Erkenntnisse des Cammergerichts, kurze Rechtsätze aus Revisions-Erkenntnissen u. s. w. Aufser diesen Rubriken giebt es nur wenig andere, welche nicht in jenem Zwecke der officiellen Erklärung gegründet sind, z. B. die für theoretische Abhandlungen aus allen Theilen des preussischen Rechts, für den Abdruck neu erschienener Gesetze und Verordnungen, für die Kritik neuer Werke im Fache der preussischen juristischen Literatur. Hiernach löst sich der ganze Plan des Werks in zwey Hälften auf, von welchen die eine, und zwar die, welche bey weitem den meisten Raum einnimmt, der officiellen Erklärung der Gesetze, die andere aber anderen Zwecken gewidmet ist.

Die in die erste Hälfte gehörigen Producte der Praxis sind auch nicht etwa blofs in ihrer *Entstehung* für die officielle Erklärung bestimmt gewesen, sondern es findet auch diese Bestimmung bey ihrer *öffentlichen Bekanntmachung* durch gegenwärtiges Werk Statt. Das Publicum soll dadurch unterrichtet werden, wie ein Gesetz bey der Anwendung desselben auf einen vorgekommenen Fall, bey dieser Hauptprobe, erschienen, wie es bey dieser Gelegenheit verstanden, und nach den näheren Beziehungen auf einen gegebenen Fall genauer bestimmt worden ist, um in der Folge bey wiederkehrenden ähnlichen Fällen von dieser Erklärung, von diesem durch das Factum gegebenen oder veranlafsten Commentar, von diesem *Usus interpretativus*, Gebrauch zu machen. Hierin unterscheidet sich das gegenwärtige Werk wesentlich von *Stengel's juristischen Ausarbeitungen* und ähnlichen Schriften, in welchen die mitgetheilten Producte der Praxis vorzüglich nur zu Formularen dienen sollen. Fafst man diesen Unterschied scharf ins Auge, so sieht man freylich wohl, dafs die Producte in den Schriften der letztern Art die Geschäftsform nicht verlieren dürfen. Dagegen aber finden wir, nach dem angegebenen Zwecke der *Beyträge*, durchaus keinen hinlänglichen Grund, die Geschäftsform beyzubehalten. Dafs diese Form beybehalten wird, durch deren Unterdrückung so viel für jenen Hauptzweck gewonnen werden könn-

te, das ist die vorzüglichste Ausstellung, die wir an dem Werke zu machen haben, das sonst in so manchem Betrachte nützlich und verdienstlich ist.

Der vorliegende achtzehnte Band liefert, nebst vielen Rechtsfällen, Resolutionen u. s. w., auch ein Paar Circular Rescripte an sämmtliche Landes-Justiz-Collegien von den J. 1800 und 1803, welche auf das zurückweisen, was wir oben über die Unzulänglichkeit der Controle von oben herab gesagt haben. Es wird in diesen Rescripten davon ausgegangen, dass die Rechtspflege bey den Untergerichten, wie aus den eingegangenen Conduiten-Listen und den über die gehaltenen Justiz-Visitationen eingesandten Commissions-Acten zu ersehen sey, hin und wieder noch sehr mangelhaft ausfalle, und dass das bey denselben angestellte Personale oft erhebliche Erinnerungen veranlasst habe. Dann wird ausführlich vorgeschrieben, auf welche Weise die Landes-Justiz-Collegien die Aufsicht über die ihnen untergebenen Untergerichte zu führen haben. Unter anderen sollen die Räthe den Sprengel nach Bezirken unter sich theilen, und jeder Rath soll seinen Bezirk fleissig bereisen. Alles soll aber so summarisch als möglich zugehen; (welches freylich wohl sehr nöthig ist, damit die Obergerichte durch das Reisen der Räthe dasjenige nicht doppelt wieder einbüssen, was die Untergerichte dadurch gewinnen sollen). — Dieser Band enthält auch das Register über Bd. 7 bis 18. Die weitere Fortsetzung des Werks ist uns jetzt nicht zur Hand.

Das *neue Archiv* (No. 5) folgte dem von *Amelang* und *Gründler* seit 1799 gemeinschaftlich herausgegebenen, mit dem dritten Bande im J. 1800 beschlossenen *Archiv des preussischen Rechts* auf dem Fusse nach. Es ist diejenige Zeitschrift, deren sich das Justizdepartement bedient, um auf dem literarischen Wege zu belehren und zu unterrichten; sie wird daher auch mit Beyträgen von dieser Behörde unterstützt, und hat für jeden, der sich für die Verfassung und Verwaltung des preussischen Justizwesens, insbesondere aber für preussische Juristen interessirt, einen vielseitigen Werth. Wir müssen uns hier begnügen, bloss die verschiedenen Arten ihres Inhalts anzugeben. *Zuerst* finden die Producte der officiellen, mehr aber der legislativen, als richterlichen Erklärungen hier einen Platz. Dahin gehören Rescripte, Resolutionen, wodurch das allgemeine Landrecht, die Gerichtsordnung und andere bereits vorhandene Gesetze näher bestimmt, ergänzt oder abgeändert werden. Durch Ausschliessung der richterlichen Entscheidungen hat das Werk engere Grenzen, als die *Stengelschen Beyträge*. *Zweytens* werden Verordnungen, sowohl allgemeine, als besondere für einzelne Provinzen, geliefert. *Drittens* werden interessante Nachrichten über die Lage der Justizverwaltung, über das bey der Justiz angestellte Personale, über die bestehenden oder einzurichtenden Justiz-Anstalten in den preussischen Staaten mitgetheilt, z. B. über die Grösse des Justiz-Personals und die Förderung der Processe, nach den darüber vorhandenen, von uns schon mehrmals erwähnten Listen; über die Grundsätze, nach welchen die in den preussischen Staaten anzulegenden Besserungs-Anstalten einzurichten sind; über die Vermehrung der Verbrecher in der Residenz Berlin; über die Arrestanten-Spinnerey in Fraustadt; über die Entwerfung eines Sachen- und Worter-Lexikons des polnischen Staats- und Civilrechts, zum Besten der Geschäftsmänner, welche nach Südpreussen versetzt werden. *Viertens* geht der Plan auch auf praktisch-juristische Ausarbeitungen und Anleitungen. In dieses Fach gehören die Musterrelationen, die sich die Examinandi zur Nachahmung gereichen lassen (S. Circular vom 19 Febr. 1800 und Rescript vom 26 Nov. 1801), und die im gegenwärtigen Archive abgedruckt werden sollen.

Am Schlusse dieser Abtheilung gedenken wir auch noch in ein Paar Worten der *deutschen Gesetzwissenschaft* von *Reitemeier*, in deren erstem Bande (1804) die ganze zweyte Hälfte einer ausführlichen Darstellung von folgenden drey preussischen Rechtsfällen gewidmet ist: Ein Jurisdictions-Streit zwischen der Universität und dem Magistrat zu Frankfurt an der Oder. — Wechselprocess des Curators der Gansschen Concursmasse wider den Freyherrn von *Eckardtstein*. — Ein Abschossfall. Diese drey Rechtsfälle verdienen von einer gedoppelten Seite ausgezeichnet zu werden: theils weil sie an sich selbst ein bedeutendes Interesse haben, theils weil sie nicht roh in die Welt geschickt, sondern jeder für eine ihm vorangesetzte Theorie einer rechtlichen Wahrheit, zu deren Erläuterung er dienen soll, verarbeitet worden ist. Auf diese Weise findet man hier, sowohl theoretisch als auch praktisch, den wahren Begriff von einem nichtigen Richterspruche, ferner den Unterschied von Schuldschein und Geldpapier bey dem eigenen Wechsel an Ordre, endlich den Unterschied der üblichen Rechtsauslegung und der eigentlichen Observanz, von neuem auseinander gesetzt. Die Rechtsfälle selbst beweisen aber zur Genüge, dass diese Begriffe und Unterschiede einer neuen und schärferen Auseinandersetzung sehr bedürftig waren. Es verdiente diese Behandlungsart des Vf. um so mehr zum Schlusse hier noch ausgezeichnet zu werden, je mehr wir bisher darüber in der preussischen Rechtsliteratur zu klagen gehabt haben, dass man bey der grossen Menge von Rechtsfällen, welche zur Ehre des Drucks gelangen, zu wenig darauf bedacht ist, sie für die Rechtswissenschaft gehörig zu verarbeiten und zu benutzen. Übrigens wird es unsern Lesern erinnerlich seyn, dass wir die *deutsche Gesetzwissenschaft* des Hn. *R.* nach ihren Verhältnissen zu dem *deutschen Gesetzbuche* desselben Verfassers, also von einer anderen Seite, schon früher (*Jen. A. L. Z.* 1805. No. 4 ff.) beurtheilt haben.

Fünfte Abtheilung.

Von Commentaren, wie auch Hand- und Lehrbüchern, systematischen und nicht systematischen, zur doctrinellen Bearbeitung des allgemeinen preussischen Landrechts, seinem ganzen Inbegriffe nach.

In die Literatur der doctrinellen Erklärung der Gesetze gehören alle diejenigen Schriften, welche ihrer Entstehung nach für den Unterricht bestimmt sind, ohne Unterschied, theils ob sie von eigentlichen

Lehrern des Rechts oder von Geschäftsmännern herrühren, theils wer diejenigen sind, welche eines Unterrichts oder einer Belehrung bedürfen. Auch der vollendetste Geschäftsmann hört nie auf, der Belehrung zu bedürfen, wenn gleich einer ganz anderen, als der eigentlich schulmäfsigen oder akademischen.

Die Schriften dieser Belehrungs-Literatur pflegen die Titel *Handbücher, Lehrbücher, Systeme, Commentare* zu führen. — Sie halten sich bald an die Ordnung der Quellen, bald folgen sie einer selbst gewählten, angeblich mehr wissenschaftlichen Ordnung. — Sie beschränken sich entweder blofs auf Zusammenziehung der Quellen, so dafs die Hauptsätze derselben nur herausgehoben, die Folgerungen aber weggelassen werden, um auf diese Weise die Gesetze in eine compendiarische Übersicht zu bringen, oder sie gehen damit um, die wissenschaftlichen Grundsätze aufzusuchen, und an selbige die Dispositionen der Quellen anzuknüpfen. — Sie verbinden entweder mit der Darstellung des preussischen Rechts zugleich eine Vergleichung mit anderen Rechten, namentlich mit den gemeinen deutschen Rechten, oder sie dehnen ihren Plan nicht über jene Darstellung aus. — Sie bleiben entweder lediglich bey dem allgemeinen preussischen Rechte stehen, oder sie erstrecken sich nebenher auch mit auf dieses oder jenes provincielle preussische Recht. — Sie legen entweder blofs die allgemeinen Rechtsprincipien vor, welche den Gesetzen zum Grunde liegen, oder sie schreiten über diese Grenze hinaus. — Sie gehen, wenn sie auf eine wissenschaftliche Behandlung und Darstellung gerichtet sind, hierbey entweder mehr den historischen Weg, welcher durch die Entstehungs- und Abstammungs-Geschichte der Quellen läuft, oder mehr den philosophischen.

Irren wir nicht, so zeigt sich in allen doctrinellen Darstellungen der Quellen des preussischen Rechts, welche ein wissenschaftliches Gepräge haben sollen, ein gewisser Mangel in Benutzung ihrer Entstehungs- und Bildungs-Geschichte. Diese Bildungs-Geschichte ist zwar zur Erläuterung der preussischen Legislation lange nicht so ergiebig, als sie es bey solchen Gesetzgebungen seyn kann, über die alles öffentlich bekannt gemacht worden ist, was zur Prüfung und Motivirung derselben, sowohl im Ganzen als im Einzelnen, theils von den richterlichen Behörden, theils im Schoos der legislativen Collegien, vorher erinnert und verhandelt worden ist, so dafs das Gesetz aus diesen Voracten, wie ein Recess aus den vorhergegangenen Tractaten, erkannt und verstanden werden kann. Dennoch aber fehlt es auch bey der neuen preussischen Legislation durchaus nicht an einigen Monumenten, aus welchen sie ihrem Geiste nach sich rückwärts deuten läfst. Diese Monumente bestehen nur nicht in Protocollen und anderen Actenstücken aus der Geschäftssphäre, sondern sie bestehen in Büchern, in welchen der Inhalt der neuen Legislation auf Veranlassung und Aufforderung der preussischen Regierung vorher literarisch discutirt worden ist. Was zur Exegese des *Code Napoleon* die von *Locré* und Anderen bekannt gemachten eigentlichen *Voracten* sind, das sind für das allgemeine preussische Landrecht die *Schriften* von *Daries* über das Naturrecht, von *Nettelbladt* über das gemeine deutsche Recht, von *Eggers, Hermann, Erhard, Schlosser* über den Entwurf eines allgemeinen preussischen Gesetzbuchs. *Acten* über die Gründe und Ansichten, nach welchen der Grofscanzler unter mehreren Meinungen endlicher Weise gewählt und entschieden hat, giebt es nicht. Diejenigen *Acten*, worin über die von den preussischen Behörden eingekommenen Vorschläge und Bemerkungen enthalten sind, kennt das Publicum nur höchst unvollständig. Jene Schriften bleiben, mit dem ersten Projecte oder Entwurfe zum A. L. R. selbst, als Monumente vorher gegangener Veranlassungen und Einwirkungen nur allein übrig. Um desto mehr aber will es sich für einen Commentator gebühren, sie nicht unbenutzt zu lassen, mögen sie gleich immerhin auch darin gegen jene zum *Code Napoleon* gehörigen Acten zurückstehen, dafs sie unter sich selbst, jede Schrift für sich, isolirt sprechen, nicht aber wie Rede und Gegenrede sich zu einander verhalten, und dafs folglich das vorhin von ihnen gebrauchte Wort *Discussion* nicht eigentlich Anwendung auf sie leidet.

Es ist hier nicht der Ort, die literarischen Monumente, durch welche die Deduction durchzuführen ist, wenn die neue preussische Legislation aus der Geschichte ihrer Entstehung erklärt werden soll, genauer und vollständiger nachzuweisen. Als nützliche Vorarbeiten zu einer solchen Deduction können ein Paar Auffätze in den *Siewertschen Materialien* (Heft 3. Nr. III) und in den *Eisenberg-Stengelschen Beyträgen* (Bd. 1. Nr. IV. S. 111—149) angesehen werden. *Dort* findet sich eine Auswahl der erheblichsten exegetischen noch auf das A. L. R. anwendbaren Bemerkungen aus *Schlosser's* Briefen über den Entwurf des preussischen Gesetzbuchs, *Hermann's* Fragmenten und *Erhard's* Kritik des Gesetzbuchs. *Hier* ist der Versuch einer Übersicht der vorzüglichsten Abweichungen der allgemeinen Gerichtsordnung von dem *Corpore juris Fridericiano*, oder der älteren Procefsordnung, und den zur näheren Bestimmung derselben ergangenen Verordnungen gemacht worden. Dieser letztere Auffatz umfafst die ersten drey Titel der Gerichtsordnung, welche das Allgemeine des Processes zum Gegenstande haben, und als solche ein Ganzes bilden. Dem Herausgeber der *Materialien*, von deren sechs ersten Heften bereits eine Recension in dieser Zeitung (1804. Nr. 88) steht, würde es, nach dem Plane seines Werks, vor anderen anstehen, diesen Zweig der Interpretation, wenigstens durch Lieferung ähnlicher Vorarbeiten, weiter zu cultiviren.

Diese Vorbemerkungen beziehen sich nicht blofs auf die gegenwärtige, sondern auch auf die beiden folgenden Abtheilungen, welche alle drey den Schriften einer doctrinellen Erklärung gewidmet sind, und nur nach der Art und dem Umfang des Gegenstandes, zu mehrerer Erleichterung der Übersicht über dieses so fruchtbare Feld der Literatur, von einander abgesondert worden sind.

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 17 SEPTEMBER, 1806.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der juristischen Literatur der preussischen Monarchie, seit der neuen Reform in der Legislation im J. 1794.

Was nun zuerst die Schriften betrifft, welche sich über das allgemeine Landrecht *im Ganzen* erstrecken: so umfassen sie zwar der Regel nach auch den criminalrechtlichen Theil desselben; in den neueren aber pflegt der letztere gewöhnlich zu fehlen, aus dem schon sonst angegebenen Grunde, weil dem Criminalrechte eine Reform durch die Legislation bevorstand. Dann sind auch wiederum einige Schriften blofs den civilrechtlichen Gegenständen des A. L. R. gewidmet, mit Ausschlufs, nicht blofs des Criminalrechts, sondern auch des Cameral- Polizey- Kirchen- und Lehnrechts. Aus der Periode vor dem Jahre 1804 bringen wir folgende hierher gehörige Werke, nach der Zeitfolge gestellt, zu einer Revision des Früheren in Erinnerung:

1) „Auszug aus dem allgemeinen Gesetzbuch für die preussischen Staaten; ein zu Vorlesungen bestimmtes Handbuch von D. *E. F. Klein.* Th. 1. 2. Halle. 1792. 1793." Das Werk verdient, als das erste Compendium über die neue preussische Legislation, hier eine Stelle, ob es gleich älter, als *das allgemeine Landrecht*, und durch dieses eben so wohl, als *das allgemeine Gesetzbuch*, worauf es sich erstreckt, schon längst auf gewisse Weise verdrängt ist. Es will nicht mehr seyn, als *Auszug*; es folgt der Ordnung der Quelle, und macht auf keine wissenschaftliche Behandlung Anspruch. — Mit dem folgenden Werke fängt eigentlich die Reihe von Schriften über das allgemeine Landrecht erst an.

2) „Handbuch gemeinnützlicher Rechtswahrheiten für Geschäftsmänner, nach Anleitung des allgemeinen Landrechts für die preussischen Staaten entworfen von *Christoph Gafsler.* Zweyte vermehrte, mit Rücksicht auf die neuen Abänderungen veranstaltete Ausgabe. Berlin u. Stettin. 1794. 8." Eine Art Chrestomathie, worin die für den Geschäftsmann nützlichen Wahrheiten abgesonderter Weise dargestellt sind; jedoch ohne jedesmalige Nachweisung der Gesetzstellen.

3) „Einleitung zum Landrecht für sämmtliche preussische Staaten, von *Johann Christian Woltär.* Th. 1. Halle. 1796. 8." Der zweyte Theil ist unseres Wissens nicht erschienen.

4) „*Christ. Ulrich Detlev von Eggers* Lehrbuch des Natur- und allgemeinen Privatrechts und gemeinen preussischen Rechts. Th. 1. 2. 3. Berlin. 1797. 8." Dieses Lehrbuch hat bekanntlich den Preis bey der Gesetzgebungs-Commission davon getragen; es lafst sich also nicht daran zweifeln, dafs es im Sinne dieser Behörde abgefafst worden ist. Den ersten Theil macht ein *Naturrecht* aus, von der Art, wie es der neuen Legislation zum Grunde liegt, wobey *Griebner*, *Daries*, *Nettelbladt*, *Achenwall*, *Ulrich* und *Hufeland* die Führer des Vf. gewesen sind. *Daries* war von der Gesetzgebungs-Commission selbst zum Führer empfohlen worden, mit der Bemerkung, dafs die Ordnung der Materien in den Rechtsquellen selbst sich seiner Methode am meisten nähere. Das eigentlich *preussische Recht*, welches auf das Naturrecht folgt, zerfällt in zwey Hauptabtheilungen, wovon die eine das Landrecht, und die andere die Gerichtsordnung umfafst. In beiden Abtheilungen wird die in den Gesetzbüchern selbst angenommene Ordnung so viel möglich befolgt; der strengeren systematischen Lehrart wegen sind jedoch von dem Vf. genauere Unterabtheilungen zu machen, und einige Materien anders zu stellen gewesen. In einer, beiden Abtheilungen vorgesetzten *Einleitung* wird noch besonders gehandelt von dem Begriff und Umfang des gemeinen preussischen Privatrechts; von den Quellen, deren verschiedenen Art, Verhältnifs gegen einander, Abfassung, Auslegung, verbindenden Kraft und Aufhebung; von der Geschichte der neuen preussischen Gesetzgebung; von dem Verhältnifs zu den älteren Rechten; von den Hülfsmitteln.

5) „Einleitung in das gemeine Recht der königl. preussischen Staaten, von *J. C. G. Werdermann.* Th. 1. 2. Leipzig. 1797. 8." Sie erhielt in der Concurrenz zu dem Preise, welchen der Grofscanzler *von Carmer* auf die Verfertigung des zweckmäfsigsten Lehrbuchs des preussischen positiven Rechts setzte, das Accessit. Der Arbeit des Hn. *v. Eggers* (Nr. 4) ward, wie schon bemerkt worden, der Preis zugesprochen. — Die *Werdermannsche Einleitung* befolgt die Ordnung des A. L. R., bis auf einige Zusammenziehungen im criminalrechtlichen Theile desselben. Die Methode ist mehr mechanisch, als wissenschaftlich; es fehlt daher auch an einem allgemeinen Theil. (S. jedoch die Schrift unter Nr. 8.) Die Mechanik besteht darin, dafs die allgemeinen Sätze in die Paragraphen aufgenommen, die näheren Bestimmungen aber, nebst den specielleren Hinweisungen auf abweichende Fälle, in die unter den Text gesetzten Corollarien, wo sich auch hier und da erläuternde Beyspiele finden, geworfen worden sind.

6) „System des preussischen Rechts, mit Hinsicht des in Deutschland geltenden gemeinen Rechts, von

D. *Karl Aug. Gründler*. Th. 1. 2. Bayreuth. 1797. 1798. 8." Es ist das erste Lehrbuch mit der Nebenabsicht einer Vergleichung des gemeinen Rechts. Die Absicht ist aber nur sehr unvollständig erreicht. Auch ist es die erste systematische Darstellung. Der Vf. hat die Ordnung der Quelle verlassen, und liefert im ersten Theile die allgemeinen, im zweyten aber die besonderen Grundsätze des preussischen Rechts. Eigen ist dem Vf. das System nicht, welches er zum Grunde gelegt hat, sondern es ist das Rechtssystem *Nettelbladt's*, seines Lehrers. Systematisch soll sein Werk dadurch seyn, dass jedesmal dasjenige, was das Folgende erläutert und den Leser vorbereitet, voran geht. Es ist also kein System im Sinne der Gesetzgebungs-Commission, welche bey dem ausgesetzten Preise ein auf ein vorauszuschickendes Naturrecht gebautes System im Sinne hatte. Der Titel verspricht auch um deswillen mehr, als der Inhalt leistet, weil nicht blos das Cameral- und Polizeyrecht, sondern auch der Process vom Systeme ausgeschlossen worden sind, aus Gründen, die nicht befriedigen können. — Die Arbeit ist überhaupt gänzlich misslungen und ohne Werth.

7) „Versuch eines Commentars über das allgemeine Landrecht für die preussischen Staaten. In Briefen. Ersten Bandes erste und zweyte Abtheilung. Leipzig und Züllichau. 1797. 1798. 8." Der Briefschreiber hält sich nicht an die Ordnung der Quelle, und befindet sich bald im ersten, bald im zweyten Theile des Landrechts. In Briefform einen Commentar über das Landrecht zu lesen, ist unangenehm. In einer etwas leichten Manier ist das dargestellt, was der Vf. aus den S. IX bis XI von ihm angeführten Schriften über das preussische Recht gezogen hat. Der Überblick über die Geschichte der neuen preussischen Legislation, im ersten Briefe, ist nicht übel. Eine Fortsetzung dieses Werks ist unseres Wissens nicht erschienen, ob es gleich der Plan des Vf. war, das ganze Landrecht in seiner springenden Methode so zu durchkreuzen, dass keine Lehre ausgelassen werden sollte.

8) „*Principia jurisprudentiae naturalis secundum ordinem corporis juris Borussici communis*, auctore *J. C. G. Werdermann*. Lipsiae. 1798. 8." Dieses Werk gehört zu der vorhin angeführten *Einleitung* desselben Vf., und macht den naturrechtlichen Theil derselben aus, den die Gesetzcommission von den Preisbewerbern in lateinischer Sprache verlangte. — In dem *Lehrbuche* des Hn. *v. Eggers* erscheinen beide Zweige, der naturrechtliche und der eigentlich positive, in Ein Werk zusammengefasst.

9) „Beyträge zum republicanischen Gesetzbuche, enthalten in Anmerkungen zum allgemeinen Landrechte und zur allgemeinen Gerichtsordnung für die preussischen Staaten. Königsberg, bey Nicolovius. 1800. 8." Sie können als eine eigene Art eines vergleichenden Commentars gelten. Der Vf. geht das Landrecht und die Gerichtsordnung stellenweise durch, und sagt fortlaufend, wie ein republicanisches Gesetzbuch, wie er es sich denkt, in den gewählten Stellen anders, und zwar ganz anders sprechen würde. Dass der Stellen nicht all zu viele seyn können, die das Unglück gehabt haben, von dem Vf. in Parallel gestellt zu werden, sieht man schon daraus, dass das ganze Werkchen nur 165 Seiten beträgt. Die Idee des Vf. an sich möchte noch passieren; die Ausführung derselben ist aber unter aller Kritik.

10) „System des preussischen Civilrechts von *Ernst Ferdinand Klein*. Halle. 1801. 8." Da die in das Criminalrecht einschlagenden Sätze schon in des Vf. *Grundsätzen des Criminalrechts* enthalten sind, so hat er bey gegenwärtiger Umarbeitung seines schon vorhin gedachten *Auszuges* (Nr. 1) nur auf das Civilrecht Rücksicht genommen. Um aber diesen Auszug zu den Vorlesungen über das preussische Civilrecht noch brauchbarer zu machen, hat er eine philosophische und historische Vorbereitung, und ausser derselben noch einen besonderen Abschnitt über den preussischen Staat und seine Gesetze vorausgeschickt, hierauf aber erst die Hauptgrundsätze des preussischen Rechts folgen lassen, und zwar mit Beybehaltung der Titelfolge des A. L. R., so wie auch mit sorgfältiger Nachtragung der neueren Verordnungen. Einen eigenen naturrechtlichen Theil hat das Werk zwar nicht, wie ihn, nach der Idee der Gesetzgebungs-Commission, ein Lehrbuch des A. L. R. haben soll. Der Vf. bedient sich aber seiner *Grundsätze der natürlichen Rechtswissenschaft* (Halle 1797.) als einer Einleitung in dieses System des preussischen Civilrechts.

11) „Aphorismen zu einer allgemeinen Rechtslehre." von einem der ersten Staatsbeamten und Rechtsgelehrten der preussischen Monarchie, und vorzüglichem Mitarbeiter der preussischen Legislation. Sie stehen in den *Siewertschen Materialien* u. s. w. Heft 4. (1801), und verdienen, als Grundlage zu einem allgemeinen oder naturrechtlichen Theil des A. L. R., sehr geschätzt zu werden. Durch den Kopf des Vf. dieser *Aphorismen* lässt sich näher und deutlicher, als durch den ganzen *Daries*, in die Grundideen der neuen preussischen Legislation schauen.

Nach dieser Revision des Früheren haben wir nunmehro noch über diejenigen Schriften der gegenwärtigen Abtheilung, *welche seit* 1804 *erschienen*, einzeln und besonders Bericht zu erstatten. Es sind drey Commentare:

1) Breslau u. Leipzig, b. Korn: *Historisch-kritisch-exegetischer Commentar zur neuen und alten Ausgabe des allgemeinen Landrechts*. Herausgegeben von *Johann Christoph Merckel*, k. Oberamts-Regierungsrathe. 1804. 1 Alph. 19 Bog. 8. (2 Rthlr.)

2) Breslau, b. Hamberger: *Commentar zum allgemeinen Landrecht für die preussischen Staaten, oder Erläuterung des allgemeinen Landrechts und Vergleichung desselben mit dem gemeinen, besonders römischen Rechte, nebst einem den schlesischen Provincialgesetzen gewidmeten Anhange*. Ersten Bandes, erste und zweyte Abtheilung. 1804. gr. 8. zusammen 1 Alph. 2 B. (2 Rthlr.)

3) Hildesheim, b. Gerstenberg: *System des allgemeinen Landrechts für die preussischen Staaten, mit Ausschluss des peinlichen Rechts, nach Anlei-*

tung von Thibaut's System des Pandecten-Rechts, entworfen von *Joachim Ludewig Gottlieb Hübner*, Advocaten in Hildesheim. Ersten Bandes. Erste und zweyte Abtheilung. 1806. gr. 8. 1 Alph. 16 Bog. (3 Rthlr. 20 gr.)

Das Werk unter No. 1 leistet dreyerley: *Erstlich* ist es als ein Directorium über die seit Einführung des allgemeinen Landrechts (1794) erschienenen Generalien und Declaratorien zu betrachten, so wie sie in der *Kleinschen*, *Stengelschen* und anderen Sammlungen ihrem ganzen Inhalte nach zu finden sind; und in so fern gehört es unter die Finde-Bücher. Das Directorium hält sich an die Ordnung des Landrechts paragraphenweise; und das mit Recht. Zum Theil ist es freylich dadurch bereits überflüssig geworden, dass die meisten jener Generalien und Declaratorien bis zum 11 Apr. 1803, dem Datum des Publications-Patents zur neuen Ausgabe des Landrechts, in diese neue Ausgabe gehörigen Orts mit eingeschaltet worden sind. Allein es behält, auch in der Eigenschaft eines solchen Directorii, immer noch Werth genug. Denn theils erstreckt es sich noch etwas über gedachten Termin vom 11 Apr. 1803 hinaus; theils giebt es mehrere Verordnungen, welche in die neue Edition des Landrechts nicht aufgenommen sind, und gleichwohl noch wirklich gesetzliche Kraft haben; theils finden sich die Supplemente im Landrechte nur in verkürzter Form, und ohne die Anfragen, Gutachten und andere Actenstücke, aus welchen sie hervor gegangen sind, und die zur Erläuterung des Gesetzes einen grossen doctrinellen Werth behalten; theils endlich hat es noch ein mannichfaltiges, wiewohl gleichfalls nur doctrinelles Interesse, die für den praktischen Gebrauch wieder eingegangen, und daher in der neuen Ausgabe des Landrechts nicht mit berücksichtigten Supplemente zu vergleichen. Dazu kommt, dass durch das Directorium, da es fast aus blossen Allegaten derjenigen Schriften besteht, wo die Supplemente ihrem ganzen Inhalte nach stehen, nur sehr wenig Raum verloren gegangen ist. Da, wo man eine Angabe des Hauptinhalts findet, ist diese wenigstens sehr summarisch. — *Zweytens* hat der Vf., und zwar gleichfalls nach der Paragraphen-Folge des Landrechts, auch die für Schlesien und Südpreussen ergangenen Provincialien nachgewiesen. Das sehr brauchbare Repertorium von *Vater* bekommt also durch gegenwärtiges Werk die erforderlichen Nachträge für das Neueste der Gesetzgebung. Auf städtische Rechte und Particularien hat sich jedoch unser Vf. aus bewegenden Gründen in der Regel nicht eingelassen; besonders hat er die Lehre von der statutarischen Succession nicht in ihrem ganzen Umfange bearbeitet. Das Wissenswürdigste davon hat bereits *Vater* erschöpft. Die Entscheidungen der Jurisdictions-Commission, welche auf Schlesien selten Bezug haben, und gar zu specielle Gegenstände betreffen, lagen ebenfalls ausserhalb der Grenzen seines Plans. Auch von dieser Seite gehört der Commentar zu den Finde-Büchern. — Von einer *dritten* Seite aber hat das Werk ein grösseres Verdienst. Es gehört nämlich vorzüglich mit in den Plan desselben, das Landrecht exegetisch-kritisch zu commentiren. Auch systematisch geordnete Gesetze, wie diejenigen sind, welche das Landrecht umfasst, bedürfen noch einer Erklärung aus dem Geiste der gesammten Legislation, bedürfen einer vielfachen Vergleichung und Combination zerstreuter Stellen, die durch die Ordnung des Systems weit von einander geworfen, und dennoch durch ein gemeinschaftliches Princip eng verbunden seyn können. Hierdurch entsteht eine Erläuterung des Landrechts aus dem Landrechte selbst. Auf diese Art der Erläuterung hat der Vf. vor allen Dingen sein Augenmerk gerichtet. Zu dem Ende hat er die Parallel-Stellen und überhaupt diejenigen Stellen, welche, ungeachtet ihrer Trennung im Systeme, dennoch unter der Herrschaft Eines rechtlichen Princips stehen, und daher sich gegenseitig näher erläutern und bestimmen, desgleichen die im wirklichen oder scheinbaren Widerspruch stehenden Stellen, zu jedem Paragraphen des Landrechts fleissig gesammelt. Scheinbare Widersprüche hat er zu heben gesucht; schwierige Stellen hat er erklärt oder durch Beyspiele erläutert; dabey auch wohl merkwürdige Rechtsfälle mit möglichster Kürze vorgetragen. — Ausserdem hat er die ihm aufgestossenen Lücken der Legislation bemerklich gemacht; auch hin und wieder auf gute praktische Schriften verwiesen.

Der Vf. ist allenthalben mit vieler Geschicklichkeit und Zweckmässigkeit zu Werke gegangen. Vorzüglich ist auch die Kürze, deren er sich befleissiget hat, sehr lobenswerth. Sie besteht besonders darin, dass er sich meistentheils begnügt hat, die zur Sache gehörigen Stellen bloss nach Zahlen anzuführen, und es daher dem Nachleser überlassen bleibt, die exegetischen Resultate selbst zu ziehen. Es ist kein gedehnter, auf das Aus- und Abschreiben angelegter *Commentarius perpetuus*, keine lange Brühe über den schon an sich nicht unverständlichen Text des Landrechts, desgleichen die juristische Literatur wohl sonst aufzuweisen hat; es ist eine Sammlung einzelner gehaltreicher Noten über den Text. Hierdurch ist das Werk bey verhältnissmässig geringer Bogenzahl, dennoch sehr reichhaltig geworden. Es gehört zu den inhaltsreichsten, so wie überhaupt zu den brauchbarsten Schriften, welche zur Erläuterung des allgemeinen Landrechts bis jetzt erschienen sind.

Was wir noch zu sagen haben, ist: *erstlich*, dass der dreyfache Stoff, aus welchem der Commentar besteht, nicht jeder für sich und abgesonderter Weise verarbeitet worden ist, sondern dass er von Paragraphen zu Paragraphen, nach der Ordnung des Landrechts, verbunden fortläuft; *zweytens*, dass mit dem vorliegenden Werke bereits das ganze Landrecht, bloss mit Ausnahme des Tit. 20. Th. 2, welcher von den Verbrechen handelt, umfasst worden ist. Die Bearbeitung des Criminal-Rechts glaubte der Vf. (mit Recht) um deswillen unterlassen zu müssen, weil eine ganz neue Criminal-Ordnung zu erwarten war; *drittens*, dass man, um den Commentar gehörig zu benutzen, mehrere andere Schriften über das preussische Land-

recht, namentlich die *Kleinsche*, *Eisenberg-Stengelsche* und ähnliche Sammlungen, besitzen muss.

Der Commentar unter Nr. 2 unterscheidet sich von dem vorigen wesentlich darin, dass jener (Nr. 2) einen Hauptzweck mit darin setzt, die Vorschriften des A. L. R. mit dem gemeinen, besonders römischen Rechte zu vergleichen, und die Abweichungen, nebst deren anscheinenden Gründen anzugeben, vorzüglich zum Nutzen derjenigen preussischen Juristen, welche das gemeine Recht über das Landrecht vernachlässigen, und es doch so wenig entbehren können. Den praktischen Nutzen einer solchen Vergleichung erklärt der Vf. dadurch, dass immer noch eine Menge Rechtsfälle im preussischen Rechte vorkommen, auf die nur das bisherige gemeine Recht anwendbar ist. Den theoretischen Nutzen findet er darin, dass es dem angehenden preussischen Rechtsgelehrten interessant seyn müsse, bey jeder Materie die Abweichung von dem älteren Rechte wahrzunehmen, und dadurch zur Untersuchung der Gründe der neuen Gesetzgebung geleitet zu werden. Wir sind allerdings auch der Meinung, dass eine solche Verbindung manche Vortheile gewährt; sie ist auch bereits von Anderen, zum Theil mit gutem Erfolge, versucht worden, z. B. von *Klein* im Criminalrechte, und der Vf. irrt, wenn er glaubt, diesen Weg zuerst betreten zu haben. Allein der Vf. scheint nicht der Mann zu seyn, der Ursache gehabt hätte, eine Arbeit zu unternehmen, bey welcher sich die Schwierigkeiten häufen. Bey ihr war die erste Aufgabe, das gemeine Recht richtig zu behandeln; die zweyte, das Landrecht gehörig darzustellen; die dritte, das eine mit dem anderen zweckmässig zu vergleichen, so dass insbesondere die Gründe hervortreten, aus welchen das gemeine Recht entweder beybehalten oder verlassen worden ist.

Vom gemeinen, insbesondere vom römischen Rechte verräth der Vf. nur eine oberflächliche Kenntniss. Dazu kommt, dass er in dasselbe viel zu weit ausschweift; viel weiter, als es für den Zweck einer solchen vergleichenden Darstellung des Landrechts nöthig und rathsam war. Das Werk wird dadurch am Ende mehr ein Handbuch des gemeinen Rechts nach Ordnung und mit Zusammenhaltung des Landrechts, als ein Handbuch des Landrechts mit Conferirung des gemeinen. Auf das letztere wäre wohl nur bey solchen Gelegenheiten zu kommen gewesen, wo es wirklich einen Vergleichungs-Punkt gab, es sey der Übereinstimmung oder der Abweichung, wo also der Vf. über die Gründe jener oder dieser etwas zu sagen wusste. So wenig nun auf solche Weise die erste jener drey Aufgaben gut gelöset ist, so wenig ist es auch die zweyte. Die Dispositionen des Landrechts erscheinen zerstückelt und zerstreut, aufgelöst in dem langweiligen und breiten Vortrage des gemeinen Rechts. Das Landrecht ist aber nicht bloss hierdurch sehr zu kurz gekommen, sondern auch noch durch die wenige Rücksicht, welche der Vf. auf die Hülfsmittel der officiellen Erklärung des Landrechts genommen hat. Was endlich die dritte Aufgabe betrifft, bey welcher es darauf ankam, aus dem Zusammenstossen zweyer Körper Funken zu locken, so zeigt sich hier in dem Werke ein grosser Mangel, eine allgemeine Dürftigkeit in den Vergleichungs-Resultaten und ihrer Entwickelung. Am wenigsten scheint der Vf. die historischen Quellen, aus welchen sich die Motive der Übereinstimmung und der Verschiedenheit schöpfen lassen, auch nur einmal gekannt zu haben.

Das Werk lässt sich also jungen Juristen, welchen es um Erwerbung einer gründlichen Rechtskenntniss zu thun ist, nicht empfehlen, ob es gleich nur für sie geschrieben seyn kann. Denn einem formirten Juristen muss die schulmässige Trivialität der Behandlung vollends ganz zuwider seyn. Insbesondere erinnert die Wahl und die Ausspinnung der vom Vf. gebrauchten Beyspiele ziemlich stark an Collegien-Hefte. Wer weiss es nicht, dass dieses oder jenes gebrauchte Exempel auch noch nach Jahren ein gutes Merkzeichen bleibt? Denn eher ändert sich auf den Kathedern die Philosophie, als ein gut erfundenes Beyspiel, welches nicht bloss die Sache selbst erläutert, sondern auch irgend einen Stachel bey sich führt, *quo titillare possit*. — Mit den beiden vorliegenden Abtheilungen des ersten Bandes ist der Vf. erst bis Th. 1. Tit. 4 des A. L. R. fortgerückt. Das Werk würde also sehr voluminös werden, wenn es Fortgang haben sollte. — Bey diesem ersten Bande befindet sich ein Anhang von schlesischen Provincial-Rechten.

Der Vf. von Nr. 3 glaubt der erste zu seyn, welcher seinen Plan auf ein *System* des allgemeinen Landrechts gemacht hat. Darin irrt er, wie er sich aus dem Obigen leicht überzeugen kann. Das *Gründlersche* System nach *Nettelbladt* macht ihm allein schon die angesprochene Ehre, eine neue Bahn betreten zu haben, streitig. Sein System wird aus zwey Bänden bestehen. Der erste Band zerfällt wieder in zwey Abtheilungen, von welchen die erste den allgemeinen Theil, die andere aber die regierungsrechtliche Hälfte des besondern Theils enthalten soll. Was ausser dieser regierungsrechtlichen Hälfte übrig bleibt, Lehn- Kirchen- und strenges Civil-Recht, wird den zweyten Band ausmachen, den wir noch zu erwarten haben. Diese Hauptäste verzweigen sich weiter, wie der dem Werke vorgesetzte, von Hn. Hofr. *Thibaut* entlehnte Conspectus lehrt, nach den gewöhnlichen Gesetzen der System-Vegetation.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue Auflagen.

Leipzig, b. Barth: *Katechetische Anleitung zu den ersten Denkübungen der Jugend*, von M. *Johann Christ. Dolz*, Vicedirector der Rathsschule in Leipzig. 2tes Bändchen. 2te durchgesehene Aufl. 1806. VI u. 185 S. 8. (10 gr.)

Ebendaselbst: *Hülfsbuch zur Schön- und Rechtschreibung und zum schriftlichen Gedankenvortrage*, für die obern Klassen in Bürgerschulen, von M. *Joh. Christian Dolz*, Vicedirector der Rathsfreyschule zu Leipzig. 3te durchgesehene Auflage. 1806. X u. 162 S. 8. (8 gr.)

Leipzig, b. Gräff: *Briefe über die jetzigen Zeiten und drückende Theuerung.* Zwey Hefte. 2te Auflage. 1806. 103 S. 8. (16 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 SEPTEMBER 1806.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der juristischen Literatur der preussischen Monarchie, seit der neuen Reform in der Legislation im J. 1794.

Hätte der Vf. bedacht, dass das dem allgemeinen Landrechte vorgesetzte Inhalts Verzeichniss, wenn man es bis auf die durch das ganze Werk laufenden Marginalien erweitert, und in eine tabellarisch gerechte Form bringt, auch einen wackern System-Baum abzugeben im Stande ist: so würde er eingesehen haben, dass ein *solches* System, wie das seinige, eine wahre Nachteule in Athen ist. Das Landrecht selbst ist vollkommen mit eben dem Rechte ein System, mit welchem das vorliegende Werk des Vf. jenen Namen verdient. Das eine wie das andere ist blos classificirend, und keins von beiden wissenschaftlich darstellend. Wozu will man also das Fachwerk der Quelle verlassen, welches doch für sie eigends eingerichtet ist, und ein anderes borgen, welches ihr fremd ist? Der Schuh passt am besten zu dem Fusse, für welchen er gemacht ist. Ohnehin hat es sich der Vf. mit dem Classificiren *im Einzelnen* sehr leicht gemacht, wie das gewöhnlich der Fall bey den neueren Systemschreibern zu seyn pflegt, welche zufrieden sind, den zu classificirenden Stoff *haufenweis* in ein Fachwerk untergebracht zu haben, das mühsamere Geschäft einer methodisch richtigen Gliederung im Inneren der einzelnen Paragraphen aber von der Hand weisen. Wie schlecht ist gleich der zweyte Paragraph gebauet! Das Buch hätte ungeschrieben bleiben können, da sein Verf. weit davon entfernt ist, seine besseren Vorgänger, namentlich *Klein, von Eggers* und *Werdermann*, übertroffen zu haben. — Wir bemerken nur noch, dass der Vf. das Criminalrecht, wegen bevorstehender Reform desselben, wie andere neuere Commentatoren, von seinem Plane gleichfalls ausgeschlossen hat.

Sechste Abtheilung.

Von den Commentaren, Hand- und Lehrbüchern u. s. w. zur doctrinellen Bearbeitung der allgemeinen preussischen Gerichtsordnung.

In dieser Classe der Literatur sind vorzüglich folgende Unterschiede wahrzunehmen. Der *Form* und *Methode* nach halten sich einige Schriften an die Ordnung der Quellen, andere nehmen einen eigenen systematischen oder wissenschaftlichen Gang. Dass die Commentare der Quelle streng folgen, ist sehr natürlich; bisweilen thun es aber auch die Hand- oder Lehrbücher. Dem *Gegenstande* nach sind die Schriften theils der Theorie des Processes, theils der Theorie der gerichtlichen und aussergerichtlichen Praxis, theils der Mittheilung von Formularen gewidmet. Für die Theorie des Processes ist das *Steltzersche* Lehrbuch besonders zu empfehlen. Um die Theorie der Praxis und um Mittheilung zweckmässiger Formulare hat sich *Terlinden* verdient gemacht.

Es versteht sich von selbst, dass alle Schriften der *officiellen Erklärung*, von welchen bereits oben, in der vierten Abtheilung, die Rede gewesen ist, auch in die gegenwärtige Abtheilung in so fern mit einschlagen, als sich Formulare zur Praxis von aller Art daraus schöpfen lassen. So sind die *juristischen Ausarbeitungen* von *Stengel* allerdings auch Formulare zu Schriften, welche Sachführer auszuarbeiten haben, ja, sie sind nur in der Absicht, als Formulare angehenden Juristen zum Muster zu dienen, öffentlich bekannt gemacht worden. Eben so verhält es sich mit den Formularen zu Relationen in *Amelang's neuem Archive*, die als Muster auf eine officielle Weise daselbst aufgestellt worden sind. Die *Stengelschen Beyträge* können vollends als eine ganze Registratur von Formularen angesehen werden, sobald man nur die Güte und Zweckmässigkeit eines Formulars nicht in den Begriff desselben bringt. Es könnte sogar einen Scheingrund gegen den oft geäusserten Wunsch einer mehreren Abkürzung und Zusammenziehung der in den *Archiven, Beyträgen, Miscellen* u. s. w. mitgetheilten Actenstücke abgeben, dass durch eine solche Behandlung die formularmässige Gestalt verloren gehe. Statt aller in den gedachten *Beyträgen* enthaltenen Formulare gedenken wir hier nur des einzigen (Bd. 1. No. X) wegen seiner auffallenden Weitläuftigkeit. Es ist das Formular einer nach den Grundsätzen des A. L. R. einzurichtenden Schuldverschreibung, dessen das Cammergericht in Berlin sich bedient. Es nimmt nicht weniger, als sechs Seiten in gross Octav ein.

Man wird leicht denken, dass wir nicht gemeint seyn können, in dieses angrenzende Gebiet jetzt noch einmal zurück zu kehren. Wir eilen vielmehr, das Übrige, was in die gegenwärtige Abtheilung, ausser den Schriften der officiellen Erklärung, noch gehört, in chronologischer Ordnung namhaft zu machen:

1) „Auszüge aus den zur Ergänzung und näheren Bestimmung der preussischen Processordnung ergangenen einzelnen Verordnungen; für Praktiker herausgegeben von *Ch. L. Stengel.* Berlin 1791. 8." Sie betragen nur 96 Seiten, und beziehen sich noch auf die erste Ausgabe der neuen Processordnung.

2) „Anleitung zum praktischen Dienst der K. P.

Regierungen, Landes- und Unter-Justiz-Collegien, Vormundschafts-Collegien und Justiz-Commissarien, für Referendarien und Justizbediente, entworfen von *E. J. W. E. v. Massow*. Berlin und Stettin. 2 Theile 1792. 8."

3) „Praktische Anleitung zur Registratur-Expeditions-Canzley- und Sportelcassen-Wissenschaft von *R. F. Terlinden*. Halle 1796 (eigentlich 1795). 8." Eine zweyte verbesserte Auflage ist vom J. 1804, welche in dieser Zeitung (1804. No. 183) schon recensirt worden ist. Die zweyte Auflage desselben heifst mit Recht *vermehrt;* nicht alle Zusätze und Verbesserungen, die sie enthält, sind auf dem Titel angegeben. Es findet sich z. B. auch ein Zusatz über Haltung und Einrichtung des Gerichts-Kalenders.

4) „*R. F. Terlinden's* Versuch einer praktischen Anleitung zum Decretiren und Expediren, nach den Grundsätzen des *Corporis juris Fridericiani*. Th. 1. 1786. Th. 2. 1788. Th. 3. 1795. Halle. 8." Der dritte Theil liefert die Anleitung zum Decretiren und Expediren in unstreitigen Rechtsgeschäften, für angehende Decernenten und Gerichts-Actuarien bey den Untergerichten, nach den Grundsätzen der neueren preussischen Gesetze. Das Formularbuch zu diesem dritten Theile enthält allein 284 Seiten. — Von dem Werke ist eine zweyte vermehrte und neu umgearbeitete Ausgabe im J. 1805 erschienen, von welcher hernach noch besonders die Rede seyn wird.

5) „*Chr. Jul. Ludw. Stelzer's* Grundsätze des preussischen gerichtlichen Processes, ein Handbuch für junge Rechtsgelehrte. Erster Theil. Der ordentliche Civilprocess. Halle und Leipzig. 1796. 8." Der zweyte Theil, enthaltend den summarischen Process, ist erst im J. 1803 nachgefolgt; wovon das Nähere gleich vorkommt. — Der Vf. hat die Lehre des Processes, so viel möglich, systematisch zu bearbeiten gesucht. Auf die Abweichungen vom gemeinen Processe hat er gehörigen Orts mit wenigen Worten aufmerksam gemacht. Was die Erläuterung durch Formulare betrifft, so hat er es nicht für dienlich gehalten, sich mit einer blofsen Hinweisung auf *Terlinden's Anweisung zum Decretiren* zu begnügen, sondern hat seinem Werke eine eigene Sammlung von Formularen, einzig aus den Untergerichten hergenommen, andrucken lassen. Sein Versprechen, auch ein eigenes Lehrbuch über den Criminalprocefs zu liefern, ist, so viel wir wissen, bis jetzt unerfüllt geblieben.

6) „*Chr. Ulr. Detlev v. Eggers* Lehrbuch des Natur- und allgemeinen Privatrechts und gemeinen preussischen Rechts. 3 Theile. Berlin 1797. 8." Dieses Werks ist hier abermals zu gedenken, weil der Vf. nicht blofs ein Lehrbuch des nicht processualischen Rechts (welches die Gesetzcommission nur verlangte) geliefert, sondern den Plan seiner Arbeit auch auf die Verfolgung der Gerechtsame mit ausgedehnt hat. Er handelt davon in vier Abschnitten, und übergeht keine Art des Processes.

7) „*R. F. Terlinden's* Theorie der gerichtlichen Civilpraxis, nach Anleitung der allgemeinen Gerichtsordnung. Halle 1797. 8." Dazu erschien im J. 1804 ein zweyter Theil, von welchem hernach eine besondere Recension folgen wird.

8) „Kurze Darstellung der neuen preussischen Gerichtsordnung, zur Erleichterung des Studiums derselben. Hof 1797. 8." Es soll kein Lehrbuch seyn, sondern ein Auszug, bestimmt für diejenigen, welche sich mit der Gerichtsordnung bekannt zu machen haben. Ohne den Plan und die Ordnung der Quelle eben zu verlassen, setzt der Vf. sein ganzes Verdienst blofs darin, aus einer Menge einzelner Bestimmungen gewisse Hauptsätze zu formiren. Diese Operation aber ist ihm recht gut gelungen.

9) „Geist des preussischen Civilprocesses, dargestellt in einer Anleitung zum rechtlichen Verfahren nach den Vorschriften der allgemeinen Gerichtsordnung für die preussischen Staaten, von *Friedrich v. Martens*. Bd. 1. Halberstadt 1802. 8. — Dieser erste Band erstreckt sich auf die erste Hälfte der Procefsordnung. Die andere Hälfte, nebst Gerichts- und Dienstordnung sind noch rückständig. *Geist* will hier nur sagen *Auszug*. Die Ordnung folgt der Quelle. Eine Fortsetzung ist unseres Wissens nicht erschienen.

10) „Commentar zur allgemeinen (preussischen) Gerichts- Deposital- und Hypotheken Ordnung, nebst Bemerkungen zur Theorie von Protestationen. Breslau 1803. 8." — Der Vf. hat zu den einzelnen Paragraphen der angeführten Ordnungen die darauf Beziehung habenden Parallel- und anderen Stellen gesammelt, und zugleich die nach und nach erschienenen neueren Verordnungen, Declarationen, Abänderungen bemerkt, und nachgewiesen, wo und in welchen Sammlungen man sie antreffen kann. Die aufgestellte Theorie von Protestationen betrifft hier blofs den in das Hypothekenbuch eingetragenen Widerspruch wider jede mit einem gewissen Immobile, oder mit einem darauf schon haftenden Intabulate vorzunehmende Disposition, welche jemanden schädlich seyn würde.

Aus der Periode seit 1804 haben wir von folgenden Schriften nun noch besondere Recensionen zu liefern:

1) Halle, b. Hemmerde u. Schwetschke: *R. F. Terlinden's Theorie der gerichtlichen Civilpraxis nach Anleitung der allgemeinen Gerichtsordnung für die preussischen Staaten. Zweyter Theil*, welcher Muster und Erläuterungen dieser Theorie enthält. 1804. 21 B. und 7 B. Tabellen, gr. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

2) Halle, in d. Rengerschen Buchh.: *R. F. Terlinden's Versuch einer praktischen Anleitung zum Decretiren und Expediren* für angehende Decernenten und Gerichts-Actuarien bey den Untergerichten nach den Grundsätzen der allgemeinen Gerichtsordnung für die preussischen Staaten und der neueren preussischen Gesetze, nebst beygefügten Formularen. Zweyte vermehrte und neu umgearbeitete Ausgabe. *Zwey Theile*. 1805. 1 Alph. 5 B. und 1 Alph. 17 B. in gr. 8. (4 Rthlr.)

3) Halle u. Leipzig, b. Ruff: *Christian Jul. Lud. Stelzers*, d. R. D., jetzt kais. russ. wirkl.

Hofraths und Prof. auf der Univ. zu Moskwa, *Grundsätze des preussischen gerichtl. Processes;* ein Handbuch für junge Rechtsgelehrte. Zweyter Theil. Der ausserordentl. Civilprocess. 1805. X u. 490 S. 8. (2 Rthlr.)

Der *erste Theil* von der Schrift unter No. 1 erschien im J. 1797. Er schränkte sich auf Formulare zur Decretirkunst ein, ohne zugleich die den Instruenten und Referenten über ihre Geschäfte gegebenen Regeln in Mustern praktisch und sinnlich darzustellen. Diese damals gelassene Lücke wird mit dem *zweyten Theile* ausgefüllt. Bey der Auswahl der Muster hat der Vf. vorzugsweise den ordentlichen Process zum Augenmerk gehabt, und dagegen über die summarischen nur wenige Muster mitgetheilt. Das wird jeder billigen, weil nichts leichter ist, als dasjenige auch summarisch zu machen, was man ordentlich zu machen versteht.

In der Vorrede zu No. 2 warnt der Vf. selbst vor einem Missbrauche dieses seines Werks, wozu er um so mehr Ursache hatte, da die Erfahrung bereits gelehrt hat, wie man solche Mustersammlungen, wie z. B. *Hommel's deutscher Flavius* für die gemeine deutsche, insbesondere sächsische, oder das vorliegende *Terlindensche* Buch für die preussische Decretirkunst, häufig so benutzt, als könne für jeden vorkommenden Fall, ohne alle weitere Aptirung, ohne alles Zuthun und Weglassen, ein Decret nur ganz mechanisch daraus abgeschrieben werden. In Beziehung auf diese unrichtige Idee einer Decretir-Mechanik erklärt der Vf., seine Absicht sey bloss, die Fertigkeit, nach der Theorie, nicht aber nach Formularen, dasjenige zu finden und auszumitteln, was in jedem Falle nach den Rechten und nach Lage der Acten zu decretiren ist, nur noch mehr zu üben. Ein Formular darf für nichts weiter gelten, als nur für etwas Ähnliches, zur Vergleichung mit dem, was der Decernent für den ihm gegebenen Fall durch eigenes Nachdenken aus den Schätzen seiner eigenen Rechtstheorie selbst ausgemittelt, und auch bereits selbst in passenden Worten darzustellen versucht hat. Das eigentliche Muster ist und bleibt immer dasjenige, was für den gegebenen Fall gefunden werden muss; das hingegen, was für einen anderen früheren Fall schon da war, kann nur ein Neben- oder Gegenbild seyn, aus welchem nicht die Figur entlehnt, sondern nur etwas über die Kunst, die Figur richtig und gut darzustellen, gelernt werden mag. Es ist sehr gut, dass der Vf. selbst einen Gebrauchszettel bey seiner an sich heilsamen, aber unter Umständen leicht gefährlich werdenden Species mit ausgegeben hat.

Gleichfalls wird jeder Kenner die in der neuen Ausgabe vorgenommenen bedeutenden Veränderungen und Verbesserungen gut heissen. Dazu gehört, dass der Vf. nicht bloss auf die Processordnung, sondern auch auf die neueren Gesetze, wodurch jene näher bestimmt wird, Rücksicht genommen, auch eine allgemeine kurze Einleitung vom Decretiren überhaupt und von den dahin gehörigen allgemeinen Vorschriften vorangeschickt hat. — Die erste Ausgabe bestand aus drey Theilen, von welchen die beiden ersten den ersten Theil der jetzigen zweyten ausmachen.

Mit No. 3 hat das Publicum endlich den zweyten Theil des mit gerechtem Beyfalle aufgenommenen Werks erhalten. Er handelt in zwey Hauptabtheilung zuerst vom summarischen Processe überhaupt, und dann von den besonderen Formen untergeordneter Processarten. In *die erste Abtheilung* ist gezogen: der executivische Process, der Process in Bagatellsachen, der Wechselprocess, der Arrestprocess, der Process in Mercantil- und Assecuranz-Streitigkeiten, der Process beym *possessorio summariissimo* und bey Spoliensachen, der Process bey Grenz- und Bau- Pacht- und Mauthsachen, und endlich auch bey Verfolgung des Pfandrechts. In *der zweyten Abtheilung* gehen die Vorbereitungs-Processe bey Diffamations- und Provocations-Sachen, und bey der Aufnahme des Beweises zum ewigen Gedächtniss voran. Hierauf folgen die Hauptprocesse ihren einzelnen Arten nach, namentlich Injurienprocess — fiscalischer, sowohl Civil- als Untersuchungs-Process — Verfahren gegen ausgetretene Vasallen und Unterthanen (Confiscations-Process) — Verfahren bey nachgesuchter Todeserklärung eines Verschollenen — Verfahren bey der Erklärung eines Menschen für einen Blödsinnigen oder Verschwender — Process in Vormundschaftssachen, z. B. bey Entschuldigung wegen Annahme einer Vormundschaft, bey collidirenden Ansprüchen Mehrerer auf eine Vormundschaft, bey Entsetzung eines Vormundes — Verfahren bey Sponsalien und Ehesachen — Unterthanen-Processe, z. B. bey verweigerten Diensten und Prästationen, bey nachgesuchter Erlassung der Dienste aus nothwendigen Verhältnissen u. s. w. — Verfahren bey der Auseinandersetzung landwirthschaftlicher Gemeinheiten — Verfahren in Rechnungssachen, desgleichen bey Erbsonderungen und Auseinandersetzungen überhaupt — Verfahren in Moratorien- und Indultsachen — Verfahren bey Vermögens-Abtretungen — von der Behandlung der Gläubiger und der Rechtswohlthat der Competenz. An diese Hauptprocessarten schliessen sich endlich auch die zusammengesetzten oder cumulirten Processe an, nämlich im Concurs, bey Liquidationen und Aufbietungen und bey Subhastationen. — Diesem zweyten Theile des Werks ist eine gedoppelte Zugabe in zwey Anhängen beygegeben worden. Der erste Anhang liefert Supplemente zum ersten Theile, auf Veranlassung erfolgter Veränderungen theils der Gesetze, theils der Grundsätze des Vf. Der zweyte Anhang enthält ein Formular zu einem gerichtlichen oder commissarischen Protocolle bey der Rückgewähr eines Landguts vom abgehenden, und damit verbundenen Übergabe an den angehenden Pachter.

Siebente Abtheilung.

Von commentarischen und systematischen Schriften zur doctrinellen Bearbeitung einzelner Partien des preussischen Rechts nach objectiven Absonderungen und Isolirungen.

In ihrer vollen Ergiebigkeit zeigt sich die Literatur der doctrinellen Erklärung erst dann, wenn man

die lange Liste von Schriften vor Augen bekommt, welche der Bearbeitung eines speciellen Theils oder eines besonderen Gegenstandes des preussischen Rechts gewidmet sind. Dass eine solche Zerlegung des Ganzen in das Einzelne ihren Nutzen hat, leidet keinen Zweifel. Theils gewinnt dabey der Gegenstand, wenn alles auf ihn concentrirt wird, der Geist des Mannes sowohl, der ihn bearbeitet, als auch der gesammten Legislation, von welcher jener Gegenstand ein Theil ist; theils gewinnt dabey die Legislation für den Zweck der Gemeinnützlichkeit, wenn jeder sich über den Gegenstand besonders zu unterrichten Gelegenheit hat, der ihn zunächst und vorzugsweise interessirt.

Die Varietäten dieser speciellen Bearbeitungen sind zum Theil eben dieselben, wie bey den Schriften der beiden vorigen Abtheilungen. Einige folgen der Ordnung der Quelle, andere nehmen ihren eigenen Weg. Einige halten sich so viel möglich an die Worte der Quelle, andere wählen eine freye, bald mehr bald weniger wissenschaftliche Darstellung. Einige sind für den Zweck des akademischen Unterrichts, andere für Geschäftsmänner bestimmt und eingerichtet. Einige erstrecken sich zugleich mit auf das Provincielle, andere nicht. Einige sind theoretisch, andere zugleich auch praktisch, mehr oder weniger; mit Formularen nebenher ausgestattet oder nicht. Einige suchen die Dispositionen der Quelle weiter auszuspinnen und zu entwickeln, andere gehen damit um, sie auf eine geringere Anzahl von Hauptsätzen zu reduciren. Die Hauptvarietäten aber entstehen bey ihnen durch die mancherley Zwecke und Rücksichten, nach welchen die Absonderung des Gegenstandes geschehen ist. Bald ist der Grund der Absonderung von der Wissenschaft selbst, bald von der Verschiedenheit der Geschäftszweige, bald von dem bey einer Lehranstalt eingeführten oder herkömmlichen Studienplane, bald aber auch nur von blossen Zufälligkeiten des Orts, der Zeit, der Person hergenommen. — Nur Schade ist es, dass alle dergleichen specielle Bearbeitungen durch das Fortschreiten der Legislation nach einer Reihe von Jahren so leicht an ihrer Brauchbarkeit verlieren, und das Suppliren des Neueren durch Nachträge oder verbesserte Auflagen bey ihnen mit mehr Schwierigkeiten, als bey den allgemeineren Werken, verbunden zu seyn pflegt.

Die vorhin gerühmte Reichhaltigkeit dieses Zweiges der Literatur wird sich aus folgendem chronologischen Verzeichnisse der hierher gehörigen Schriften, in welchem wir der Verbindung wegen um ein Paar Jahr über 1794 zurückgegangen sind, bestätiget finden. Es sind der Schriften so viel, dass wir uns gewöhnlich mit der blossen Angabe der Titel haben begnügen müssen. Den Anfang macht:

1) „K. O. F. *Sigismund's* Archiv für Accisebediente und Accisanten zur praktischen Kenntniss der Accise- und Zollverfassung in den k. preussischen Staaten diesseits der Weser, nach Anleitung der in Accise- und Zollsachen ergangenen Landesgesetze in alphabetischer Ordnung entworfen. Zweyte verb. Ausgabe. Berlin. 1792. 8." Die erste Ausgabe ist vom J. 1790.

2) „Anleitung zum Landpolizeyrechte in den brandenburgischen Staaten, zum Behuf praktischer Vorlesungen (von *Gotwald Hirsch*). Halle. 1797. 8."

3) „*E. F. Klein's* Rechte des Hausstandes, ein Auszug aus dem allgemeinen Gesetzbuche. Halle. 1793. 8."

4) „*Promtuarium juris*, oder systematisches Handbuch für Justiz-Accise- und Zollbediente in Accise- und Zoll-Strafsachen. Berlin. 1793. 8."

5) „Kurze Übersicht der von erlaubten und unerlaubten Handlungen überhaupt, und von Verbrechen und Strafen insonderheit in dem allgemeinen Landrechte für die preussischen Staaten enthaltenen Verordnungen. Berlin. 1794. 8."

6) „Handbuch zur Kenntniss des preussischen Polizey- und Cameralwesens von *A. F. Hase*. Magdeburg. 2 Bde. 1794. 1795."

7) „Auszüge aus den Oberconsistorial-Gesetzen und dem A. L. R. in den k. preussischen Staaten für lutherische Geistliche in der Kurmark; gesammelt von *J. Ch. Kegel*. Berlin. 1794. 4."

8) „Ausführlicher Auszug dessen, was in dem A. L. R. für die P. St. den protestantischen Predigern besonders angeht. Dortmund. 1795. 8."

9) „*E. F. Klein's* Grundsätze des gemeinen deutschen und preussischen peinlichen Rechts. Halle. 1795. 8." Davon ist hernach eine neue vermehrte und verbesserte Ausgabe erschienen, unter dem Titel: „Grundsätze des gemeinen deutschen peinlichen Rechts nebst Bemerkung der preussischen Gesetze von *E. F. Klein*. Halle. 1799. 8." Für diese Verbindung des gemeinen und preussischen Criminalrechts führt der Vf. vorzüglich zwey Gründe an: erstlich, weil das Studium des gemeinen deutschen Criminalrechts den preussischen Juristen noch immer unentbehrlich sey, wenn man es auch nur als ein auf deutsche Sitten und Verfassung angewandtes natürliches Recht betrachte; zweytens, weil durch eine solche Verbindung zwischen den preussischen und den übrigen deutschen Criminalisten eine wechselseitige Mittheilung der Erfindungen und Kenntnisse offen erhalten werde.

10) „Grundsätze des heutigen gemeinen preussischen Lehnrechts von *R. F. Terlinden*. Halle. 1796. 8." Die Materien sind darin, ohne den Plan des A. L. R. genau zu befolgen, in einen, wie es dem Vf. schien, natürlichern Zusammenhang gebracht, mehrentheils aber mit den Worten des Gesetzes selbst vorgetragen.

11) „Unterricht über die inneren und äusseren Erfordernisse letztwilliger Verordnungen nach den Vorschriften des allgemeinen preussischen Landrechts. Von D. *Joh. Heinr. Liebeskind*, Justizcommissarius b. d. ostpreussischen Regierung. Königsberg. 1797. 8." Die Schrift hat einen gedoppelten Zweck. Erstlich soll sie den Predigern zu einer Anleitung dienen, welche nach dem A. L. R. in gewissen Fällen die Befugniss haben, Testamente aufzunehmen. Zweytens soll damit denjenigen Hülfe geleistet werden, welche, ohne Juristen zu seyn, in ihren eigenen Angelegenheiten mit einigem Nachdenken und einiger Selbsteinsicht in die juristischen Formen etwas auf den Todesfall disponiren wollen. Am Ende sind einige Formulare angehängt worden, vorzüglich der Prediger wegen.

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 19 SEPTEMBER, 1806.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der juristischen Literatur der preussischen Monarchie, seit der neuen Reform in der Legislation im J. 1794.

12) „Grundsätze des gemeinen deutschen und preussischen Criminalrechts, von D. *Heinr. Christian Ernst Kolle*. Erlangen, bey Palm. 1797. 8." Preussisch ist dieses Criminalrecht, welches den Zweck hat, dem Vf. zu Vorlesungen zu dienen, bloss durch untergesetzte Noten, die auf das A. L. R. verweisen. Sein Zweck kann die Kürze rechtfertigen; denn es beträgt nur 176 Seiten. Der Wissenschaft ist damit nichts geholfen. Der Vf. sagt selbst, er habe vorzüglich *Klein's*, *Kleinschrod's* und *Quistorp's* bekannte Werke benutzt, ohne sie jedoch oft allegirt zu haben.

13) „Auszug aller im preussischen Landrechte enthaltenen Universitats-Gesetze." Er steht in *Klein's Annalen* Bd. 15. (1797). Das preussische Universitatsrecht hat bald nachher durch die Verordnung vom 30 Jul. 1798 eine grosse Revolution erlitten. Durch dieses Gesetz werden auf allen preussischen Universitäten die Fälle, wenn Studenten die öffentliche Sicherheit stören, und an Tumulten Theil nehmen, der akademischen Gerichtsbarkeit entzogen. Zugleich werden aber auch die Arten und Grade der auf solche Excesse zu erkennenden Strafen genauer, und mit mehr Strenge, als bisher, welche sogar bis zur körperlichen Züchtigung geht, bestimmt. Für und gegen dieses Gesetz erschienen Schriften; z. B. „Freymüthige Prüfung" u. s. w. (von *Christ. Adolph von Seckendorf*). — „Sollen die akademischen Gerichte noch ferner in der jetzigen Verfassung gelassen werden" (Leipzig. 1799)? — „Über die Disciplin auf Universitäten" (In *Klein's Annalen*, Bd. 19. Nr. IV).

14) „Grundsätze des preussischen Stadt- und Bürgerrechts von *R. F. Terlinden*. Halle. 1797. gr. 8." Sie sind vorzüglich brauchbar für die Mitglieder der Stadtmagistrate und für andere Obrigkeiten in den Städten, so wie überhaupt für jeden, welcher in städtischen Angelegenheiten, namentlich im Fache des Handels- und Handwerksrechts, zu arbeiten haben. Dass der Vf. nicht bey der Ordnung des A. L. R. stehen geblieben, sondern die Materialien in einen freyen systematischen Zusammenhang zu bringen beflissen gewesen ist, verdient Lob, da hier ein Theil im Geiste des Ganzen darzustellen war.

15) „Versuch eines Auszuges aus den Polizeyverordnungen, Gesetzen und Verfassung für angehende Cameralisten in den k. preussischen Staaten, mit freymüthigen Anmerkungen. Breslau, Hirschberg und Lissa. 1798. gr. 8." Die Ausführung der an sich guten Unternehmung ist schlecht.

16) „Die Erbfolge nach Grundsätzen des gemeinen preussischen Rechts, von D. *Karl Aug. Gründler*. Nürnberg. 1798. gr. 8." Das Werk erstreckt sich sowohl auf die Intestat-Erb- und Lehnfolge, als auch auf die testamentarische und vertragsmässige Succession; es ist sowohl für Gelehrte als Ungelehrte bestimmt. Aber weder der eine noch der andere wird es gebrauchen können. Der Vf. hat wohl eigentlich nie Beruf gehabt zu schreiben.

17) „Allgemeines preussisches Kirchenrecht, ein systematisch geordneter Auszug desjenigen, was in dem allgemeinen Landrechte und in der Gerichtsordnung für die preussischen Staaten darauf Bezug hat, vorzüglich für Prediger und Kirchencollegia. Dortmund. 1798. 8." Eine nützliche Arbeit für Prediger, von einem Prediger (*Bädicker*, zu Dahl in der Graffschaft Mark). Der in den Plan des Vf. gehörige Inhalt des Landrechts ist in neun Kapitel vertheilt. Darauf folgen drey Anhänge: vermischte rechtliche Verordnungen, welche dem Prediger, als solchem, zu wissen nöthig sind; — von gesetzlichen Strafen bürgerlicher Vergehungen, um darüber das Volk zu unterrichten; — über die inneren und äusseren Erfodernisse letzwilliger Verordnungen.

18) „Das Abschossrecht in den preussischen Staaten, ein Anhang zum allgemeinen Abschossrechte in Deutschland, von *Joh. Fr. Reitemeier*. Frankf. a. d. O. 1800. gr. 8." (S. *Jen. A. L. Z.* 1805. Nr. 4).

19) „Commentarischer Versuch über §. 109 bis 184 Tit 5. Th. 1 des A. L. R., betreffend die Form der Verträge." Er steht in den *Siewertschen Materialien*, Heft 2 (1800).

20) „Versuch einer Übersicht der Lehre von den Rechten auf fremdes Eigenthum, im Tit. 18 bis 23 Th. 1 des A. L. R." Er steht in den *Siewertschen Materialien*, Heft 3 (1801).

21) „Das Kriegs- oder Militärrecht, wie solches jetzt bey der k. preussischen Armee besteht. Von *G. W. C. Cavan*, geh. Kriegsrath. Zwey Bände. Berlin. 1801. gr. 8." Es ist eine nach Plan und Ausführung vorzüglich gut gerathene Schrift.

22) „*G. W. C. Cavan's* Beyträge zum Kriegs- oder Militärrechte. Heft 1. Berlin. 1802. 8." Diese Beyträge sollen zur Erläuterung der wichtigsten und schwersten Lehren des eben angezeigten Werks von demselben Vf. dienen.

erschienen drey Fortsetzungen, die erste 1802, die zweyte 1803, die dritte und letzte 1804.

9) „Übersicht des allgemeinen P. L. R. nach seinen Rubriken und Marginalien, mit Bemerkung der darüber seit der Publication ergangenen neueren Verordnungen und sonstigen Erläuterungen. Halle. 1801. 8." — Es ist dieses nur ein besonderer Abdruck einer zuerst in den *Siewertschen Materialien* (Heft 3. S. 153 u. f.) gelieferten Arbeit.

10) „*Kornmann's* Handbuch des Abschossrechts für preussische Geschaftsmänner im Justiz- und Criminaldienst. Halle, 1803." — Es ist ein eigentliches Repertorium über das Abschofswesen nach den Gesetzen und Localverfassungen der preussischen Staaten. S. diese Zeitung 1804. No. 123.

Aus dem uns naher interessirenden Zeitraume seit dem J. 1804 sind folgende drey Schriften:

1) Züllichau, in d. Darmannschen Buchh.: *Repertorium der preussisch-brandenburgischen Landesgesetze,* für Cameral- und Justiz-Bediente entworfen, von *Hoffmann*, k. neumärk. Reg. R. Dritte und letzte, besonders auf die Forst- und Jagdgesetze gerichtete Fortsetzung. 1804. 1 Alph. 16 B. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

2) Ebend.: *Repertorium sämmtlicher das Hypotheken-Wesen in den preussischen Staaten betreffenden Landesgesetze,* nach alphabetischer Materien-Folge für Justizbeamte entworfen, von *Hoffmann*, k. neumärk. Reg. R. 1805. 17 Bog. gr. 8. (1 Rthlr.)

3) Ohne Druckort: *Katechismus des ****** Examens in ** r ***.* 1805. 9 Bog. 8. (9 gr.)

Das unter No. 1 angeführte, für jeden praktischen Juristen in den preussischen Staaten beynahe unentbehrliche *Repertorium* nahm mit dem J. 1800 seinen Anfang. Die ersten beiden Fortsetzungen folgten in den J. 1802 und 1803 nach. Den Plan des Werks setzen wir als allgemein bekannt voraus. Durch die vorliegende dritte Fortsetzung enthalt dasselbe den beabsichtigten Hauptabschluss. Der Vf. ist darin bemüht gewesen, die in Forst- und Jagdsachen für sämmtliche preussischen Lande, hauptsächlich durch die Constitutions-Sammlungen bekannt gemachten gesetzlichen Vorschriften zweckmässig zu ordnen, diese, besonders die für die Kur- und Neumark ergangenen Gesetze mit denjenigen Verordnungen zu verbinden, welche in einzelnen Rescripten, Declarationen, Circularien u. s. w. enthalten, und in die öffentlichen Sammlungen nicht aufgenommen worden sind, gleichwohl von dem Geschäftsmanne vor Emanirung der neuen Provincial-Forstordnung nicht entbehrt werden können. Das in der Kurmark Brandenburg in Forst- und Jagdsachen noch geltende Provincial-Gesetz ist die Forst- und Jagdordnung vom 20 May 1720. Diese weiset nicht nur selbst auf vorherige ältere Gesetze zurück, sondern es sind seit Publication derselben über ihren Inhalt auch bestimmtere gesetzliche Vorschriften, z. B. wegen der Forstwirthschaft, Holzungsgerechtigkeit der Privaten, Bestrafung der Forstverbrechen, ergangen. Der Hauptzweck des Vf. ist also, die zerstreuten Declarationen dieses Provincial-Gesetzes, mit Hinweisung auf die Vorschriften des A. L. R., dem Geschäftsmanne vollständig vorzulegen, so dass solche bey jedem Abschnitte des Gesetzes mit einem Blicke übersehen werden können, folglich die Existenz neuerer etwa vorhandener Gesetze nicht erst mühsam erforscht, und dann noch die Aufsuchung mit Zeitverlust zu geschehen braucht. Dabey ist der Vf. so zu Werke gegangen, dass er die in den Constitutions-Sammlungen befindlichen Verordnungen bloss der Stelle nach, wo sie stehen, jedoch mit allgemeiner Bemerkung ihres Inhalts, nachgewiesen, die übrigen Verordnungen aber entweder am gehörigen Orte in einem gedrängten Auszuge mitgetheilt, oder in dem zweyten Anhange des Werks vollständig aufgenommen, oder aber, wenn die Weitläuftigkeit des Gesetzes weder das eine noch das andere gestattete, bloss nachrichtlich das Jahr und Datum der ergangenen Verordnung zur Nachschlagung in den General-Acten bemerkt hat.

Eine solche Behandlung der Forst- und Jagdverordnung wird nebenher auch bey Entwerfung eines Provincial-Gesetzbuchs unfehlbar von grossem Nutzen seyn. — Auf eine ähnliche Weise ist der Vf. auch bey der Sporteltaxe v. J. 1787 zu Werke gegangen. — Übrigens ist die Einrichtung bey dieser dritten Fortsetzung ganz die vorige geblieben. Zuerst wird nach alphabetischer Folge der Artikel zu dem Hauptwerke nachgetragen. Darauf schliessen sich Verordnungen, auf welche in jenen Artikeln verwiesen wird, in zwey Anhängen an.

(Der Beschluss folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Danzig,* b. Goldstamm: *Meine Wanderungen durch die Irrgänge dieses Lebens.* 1806. 196 S. 8. (18 gr.) Wenn der Vf. keine Verse macht, wie folgende:

Bald wallte Ruh auf leisen Flügeln
Bey Lunens matter Kerz
Herab den fernen Abendhügeln,
In aller Schläfer Herz:

oder Perioden, wie diesen: „Ich hätte freylich dieser Activitat weit früher den Sieg über die intermistische Passivitat verschaften können, wenn ich so vollkommen, wie nunmehr gewusst hatte, dass das geistliche Gehirn vorher mit narkotischen Blättern eingebrannt werden müsste, um die Nerven in die gehörige Vibration zu setzen, Worte und Gedanken — wenn sie nicht *Synomina* (lieber *Synonyma*) sind — hervorzubringen: und dass er nicht anders als durch Hebel aus seinem Schwerpunkte, wie der Elefant zu bringen wäre, weil ich sodann aus Gastlöslichkeit meine dürftigen Sprachorgane seine Hockenden(?) substituirt, und seiner Unbeweglichkeit meine Füsse geliehen hatte, um das dienstfertige Madchen zur Herbeyschaffung eines Gedankenhebels zu beordern;" so mag er immerhin seine Wanderungen erzählen, auf denen ihm manches begegnet ist, was eben nicht allen Leuten zu begegnen pflegt. Er weiss auch seine Unterhaltung mit allerley artigen Einfallen zu würzen, und greift einem bisweilen auch einmal nach dem Herzen.

— ch —

Neue Auflagen.

Sondershausen u. *Leipzig,* b. Barth in Comm.: *Lehrbuch der christlichen Religion für Bürger- und Landschulen,* von *G. Ch. Cannabich,* Kirchenrathe und Superintendenten zu Sondershausen. N. verb. Aufl. 1806. XVIII u. 262 S. 8. (10 gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 20 SEPTEMBER, 1806.

JURISPRUDENZ.

Beschluss der juristischen Literatur der preussischen Monarchie, seit der neuen Reform in der Legislation im J. 1794.

Das Werk unter Nr. 2 von demselben Vf. besteht aus zwey Abtheilungen. In der *ersten* findet sich das auf dem Titel desselben angegebene alphabetische Repertorium, dessen Verdienstlichkeit am Tage liegt. Für die Hypothekenordnung (vom 20 Dec. 1783) war ein solches Repertorium noch weit nöthiger, als für das allgemeine Landrecht, aus einem gedoppelten Grunde: erstlich, weil jenes Gesetz mit keinem Real-Register versehen ist; zweytens, weil es dabey der späteren Declarationen weit mehrere giebt, als beym Landrechte. Denn das Hypotheken-Wesen, so wie es durch jene Verordnung gegründet worden ist, hat theils durch das Landrecht selbst und durch die allgemeine Gerichtsordnung, theils auch noch nach Publication dieser Gesetzbücher, durch neuere Rescripte und Verordnungen, viele und mancherley Veränderungen erlitten. Mit vorliegendem Special-Repertorium, welches sich an das Repertorium sämmtlicher preussisch-brandenburgischer Landesgesetze und dessen Fortsetzungen von eben dem Vf., würdig anschliesst, und sich über *sämmtliche* mit der Hypothekenordnung vom 20 Dec. 1783 in näherer Verbindung stehende Rechtsmaterien erstreckt, ist daher einem wesentlichen Bedürfnisse abgeholfen worden. Der Vf. giebt in der Vorrede gute Gründe an, weshalb er es vorgezogen hat, nach dem Alphabete zu gehen, und nicht nach der Folge der Hypotheken-Ordnung. Rec. ist aber der Meinung, dass bey solchen Werken, die, wie das gegenwärtige, zum schnellen Auffinden und Orientiren bestimmt sind, die alphabetische und legale Ordnung dergestalt mit einander verbunden und cumulirt werden müsse, dass das, was nach der einen dargestellt worden ist, nach der anderen, jedoch nur mittelst eines Directorii oder Schlüssels, zum Schlusse nochmals recapitulirt werden muss. Welche Ordnung die erste, und welche die zweyte Rolle der blossen Recapitulation zu spielen hat, hängt von der näheren Beschaffenheit des zu registrirenden Stoffes ab. Der Regel nach muss die Legal-Ordnung die erste Stelle einnehmen. Rec. würde auch bey vorliegendem Werke, wenn er den Plan dazu hätte entwerfen sollen, von jener Regel nicht abgewichen seyn. — Die *zweyte* Abtheilung enthält verschiedene, grösstentheils ungedruckte Declarationen der Hypotheken-Ordnung. Dieser Anhang von Gesetzen findet sich hier nach einem ähnlichen Plane, wie bey des Vf. *allgemeinem* Repertorio, von dessen dritter Fortsetzung wir eben gesprochen haben. Daher denn auch, wie wir bereits oben in der zweyten Abtheilung bemerkten, diese Repertorien in gewissem Betrachte mit zu den Quellen-Sammlungen gezählet zu werden verdienen.

Wie kommt aber der *Katechismus des preussischen Examens in Berlin* (Nr. 3) unter die Findebücher? Weil er Anleitung giebt, sich durch die zum Besten gründlicher Wissenschaft errichtete Anstalt, Examen genannt, zu finden. Er theilt zuerst unter fortlaufenden Nummern eine lange Reihe von Fragen mit, welche bey dem Examen herrschend seyn sollen; darauf folgt ein Schlüssel zur Lösung der Fragen, in welchem unter correspondirenden Zahlen die Gesetze oder Schriftsteller angezeigt werden, aus welchen sich die Fragen beantworten lassen. Den Beschluss macht ein Directorium über diese Gesetze und Schriftsteller, woraus sich übersehen lässt, welche Schriftsteller und welche Gesetzbücher man haben muss, um nach dem Schlüssel die Fragen zu lösen. Ob es wirklich ein Geheimniss ist, welches durch den Katechismus verrathen werden soll, wissen wir nicht. Wäre dem so, so würde man dadurch an die Sage erinnert werden, dass schon zu Friedrich des Grossen Zeiten der Plan des Manoeuvres, mit dessen Ausführung die Generale bey der Revüe überrascht werden sollten, lange vorher heimlich in Umlauf gewesen sey. Der Vf. hat sich von seiner kleinen Verrätherey auch durch den Gedanken nicht abhalten lassen, dass man die Chiffer zu verändern pflege, wenn man sie entdeckt sehe. Er meint, dass die Veränderung hochstens nur in einer neuen Ordnung und Folge der Fragen bestehen werde. Diese Hoffnung gründet er wohl darauf, dass er seine Fragen vorzüglich auf diejenigen Gegenstände gerichtet hat, welche in der Praxis am gangbarsten sind, und daher in den Köpfen der Praktiker vorn zu liegen pflegen.

Am liebsten möchten wir uns die kleine Verrätherey auf folgende Weise erklären. Es giebt ein eigenes Kunststück, den Candidaten in der Gefahr des Examens wie mit einem Schilde zu decken, und ihn gleichsam fest zu machen, sowohl ohne Zauberey als ohne illegale Propalation. Man nehme das Recht der täglichen Praxis, stelle darauf eine gehörige Anzahl von Fragen, um es nothdürftig zu erschöpfen. Diese Fragen überreiche ein Freund dem Candidaten, in Begleitung eines Schlüssels, worin über jede derselben ein Allegat zu ihrer Auflösung nachgewiesen ist, und versichere ihn dabey, dass dieses das ächte vorschriftsmässige Fra-

genschema der Examinations-Commission sey, und dass er nur nöthig habe, seinen Kopf mit Hülfe des Schlüssels über jene Fragen gehörig aufzuschliessen, um das Examen mit Ruhm zu überstehen, und dadurch auf lebenslang ein gemachter Mann zu werden. Der Candidat wird seine letzten Kräfte aufbieten, um sich auf eine so compendiarische Weise zu rüsten. Erscheint er nun so gerüstet im Examen, so wird er mit Muth und Geistesgegenwart allen Fragen gefasst entgegen sehen, und dadurch schon ziemlich fest seyn; er wird es aber um so gewisser noch völlig werden, je mehr sich vermuthen läſst, dass der Examinator in solchen Dingen, die von der täglichen Praxis abliegen, und daher dem Candidaten schaden könnten, nicht fest seyn, und folglich auch über solche Gegenstände keine Fragen thun werde. — Sollte vielleicht der ganze Katechismus der Absicht einer solchen wohlgemeinten Festmacherey zu verdanken seyn? Im Vorberichte heisst es: „Das ganz Unerwartete hat auch für den Muthigsten etwas Befremdendes, und wenn man sich denkt, dass wenige Stunden auf unser ganzes Leben Einfluss haben sollen, so ist Vorsicht im buchstäblichsten Verstande zu entschuldigen."

Neunte Abtheilung.

Von den Schriften zur Popularisirung der preussischen Rechte und Gesetze.

Die preussische Legislation hat es vom Anfange ihrer Reform an beabsichtiget, die Kunde der vaterländische Rechte und Gesetze zur allgemeinen Sache des Volks zu machen. Namentlich ging bey dem A. L. R. das Bestreben dahin, sich mit demselben zum Volke herabzulassen. Um aber in den Angelegenheiten der Rechte und Gesetze Volksbücher zu Stande zu bringen, käme es wohl mehr darauf an, das Volk zu den Büchern zu erheben, als sich mit den Büchern zum Volke herabzulassen.

Wie jener Absicht zum Theil sehr grosse Opfer gebracht worden sind, sieht man z. B. aus einem Rescripte des Justiz-Departements auf die Anfrage, ob die Vorschriften des gemeinen Rechts wegen Verjährung der Verbrechen durch das A. L. R., welches darüber schweigt, aufgehoben sey oder nicht. Das Departement antwortet: das A. L. R. habe über die Verjährung der Verbrechen gar nichts verordnet, damit nicht in einem Buche, welches in die Hände aller Volksclassen zu kommen bestimmt sey, durch eine ausdrückliche Auseinandersetzung dieser Materie die Hoffnung der Straflosigkeit Nahrung erhalten, und dadurch die abschreckende Wirkung der Strafgesetze vereitelt werden möge; es sey daher diese Materie der besonders abzufassenden, aber noch nicht erschienenen Instruction für den Richter vorbehalten worden. (In den *Beyträgen* von *Eisenberg* und *Stengel*, Bd. 6.) Man könnte mit diesem Argumente auf die Frage geleitet werden, ob es nicht besser sey, dass die grosse Masse von Menschen die Verbrechen durch das Popularisiren überall gar nicht kennen lerne, als dass hin und wieder einmal einer ein Strafmass erhalte, welches er sich so gross nicht vorgestellt hat.

Die neueste Kritik über das A. L. R., als Volksbuch betrachtet, ist von *Reitemeier* in *der deutschen Gesetzwissenschaft*, Bd. 1. St. 1. S. 40. Er geht zwar auch davon aus, das Recht eines Landes müsse in einer zweyfachen Gestalt, in der einen für das Publicum, in der anderen für den Praktiker, dargestellt werden; meint auch, der erste Plan, nach den Bedürfnissen des Volks angelegt, gehe billig vor, und man könne ihn auch um so eher zum Hauptplan machen, da sich für die Praktiker leicht durch Instructionen, die zugleich auf das Gesetzbuch verwiesen, sorgen lasse, ohne dass ihnen ein Vortheil entzogen werde. Da aber einmal (fährt er weiter fort) bey der Darstellung des preussischen Rechts die Hauptanlage hauptsächlich zu Gunsten des Praktikers, also im Grunde mehr nach dem Plane einer Instruction als eines Gesetzbuchs, gemacht sey, so bleibe nur noch eine zweyte Bearbeitung dieses Rechts für das allgemeine Bedürfniss als eines Volkscodex übrig.

Auf jeden Fall ist man in der Literatur weniger beschäftiget gewesen, das A. L. R. nach dem Plane eines Volkscodex zu beurtheilen, als in diesem Plane eine Menge neuer Bücher zu schreiben, die aber doch am Ende nicht eben viel gelesen zu seyn scheinen. Wir wollen dieser Schriften, in der Folge worin sie erschienen sind, hier kürzlich gedenken:

1) Bald nach dem Abdruck des *allgemeinen Gesetzbuchs*, in den Jahren 1792 und 1793, fieng *Nencke* (jetzt Director der Kriegs- und Domänen-Kammer zu Petrikau) zuerst an, diesen Gesetzcodex zu verarbeiten zu Lesebüchern für den Nährstand, für gemeine Stadt- und Landschulen im letzten halben Jahre des Schulunterrichts, für Hausväter und Hausmütter. Derselbe lieferte auch ein Noth- und Hülfsbüchlein in politischen und Rechtsangelegenheiten, als ein Lesebuch für die grösseren Volksclassen der preussischen Lande.

2) „Unterricht über die Gesetze für die Einwohner der preussischen Staaten, von zwey preussischen Rechtsgelehrten, *C. G. S.* (*uarez*) und *C. G.* (*ossler*). Berlin und Stettin. 1793. 8."

3) „Handbuch gemeinnützlicher Rechtswahrheiten für Geschäftsmänner, nach Anleitung des A. L. R. entworfen von *Chr. Gossler*. Berlin und Stettin. 1793. 8." — Eine zweyte vermehrte, mit Rücksicht auf die neuen Abänderungen veranstaltete Ausgabe erschien ebendaselbst, 1794. 8.

4) „Unterweisung für die Parteyen zu ihrem Verhalten bey Processen und anderen gerichtlichen Angelegenheiten, nach Anleitung der allg. Gerichtsordnung für die preussischen Staaten, von *C. G. S.* (*uarez*) und *C. G.* (*ossler*). Berlin und Stettin. 1796. 8." — Ist eine Fortsetzung des schon angeführten *Unterrichts über die Gesetze*.

5) „Kurzer Unterricht über Testamente und deren Aufnahme für Nichtjuristen, nach den Grundsätzen des preussischen Rechts, bearbeitet von Dr. *Arn. Mallinkrodt*. Dortmund. 1798. 8." — Zu mehrerer Deutlichkeit sind einige Muster von Testamenten und von Protokollen über die Aufnahme derselben angehängt.

6) „Auszug aus dem preussischen Landrecht, mit Beyfügung der seit dem 1 Jun. 1794 herausgekom-

menen Verordnungen, Rescripte und Resolutionen, zum Gebrauch für Geschäftsmänner und Ungelehrte, entworfen von *Fr. Heinr. Scheibe.* Zwey Theile. Erlangen. 1800. 8." — *Geschäftsmann* nennt der Vf. hier nicht denjenigen, welcher die öffentlichen Geschäfte des Staats zu besorgen hat, sondern er nennt so Kaufleute, Handwerker und Andere, welche mit dem bürgerlichen Verkehr beschäftiget sind. Er hat die Abschnitte des A. L. R. in derselben Ordnung, wie sie dort einander folgen, und beynahe auch durchgängig mit denselben Worten, abgeschrieben. Was damit dem Ungelehrten geholfen sey, ist nicht abzusehen.

7) „Der Patriot, oder: kurzer Unterricht über die Verfassung eines wohl eingerichteten Staats, zum Gebrauch in Bürgerschulen, von *Theodor Heinsius*, Dr. d. Philos." (Auch unter dem Titel: „Der preussische Gesetzlehrer" u. s. w.) Erste Abth. 82 S. Zweyte Abth. 168 S. 8. Berlin in d. Vossischen Buchh. 1800. — Um der Jugend über bürgerliche Verfassung und Gesetzgebung überhaupt richtige und klare Begriffe beyzubringen, ihr die allgemeinen Grundsätze des Rechts in der Kürze vorzulegen, und ihr eine historische Kenntniss der nöthigsten Gesetze seines Vaterlands zu geben, hat der Vf. die Hefte, nach welchen er bisher preussische Gesetzkunde vortrug, mit Hülfe eines Rechtsgelehrten gefeilt und erweitert.

8) „Versuch, die Jugend des gemeinen Standes von den Gesetzen zu unterrichten." In *Klein's Annalen* Bd. 19. (1800). — Der Unterricht soll in kurzen Sentenzen, welche nur den Hauptbegriff enthalten, gegeben werden.

Aus dem Zeitraume seit dem J. 1804 sind folgende zwey kleine Schriften:

1) Berlin, b. Schöne: *Der Wegweiser bey Prozessen und bey gerichtlichen Angelegenheiten die keine Prozesse sind, bey Contracten* u. s. w., oder gedrangter und vollständiger, nach den neueren Circular-Verordnungen berichtigter Auszug aus der preussischen Gerichts-Ordnung, herausgegeben für den Bürger und Landmann, von *J. C. Siede.* Zweyte vermehrte Aufl. 1805. 7 Bog. 8. (9 gr.)

2) Ebendaselbst: *Die preussischen Gesetztafeln*, oder kleines nöthiges Buch des Bürgers und Landmanns, zur Kenntniss derer Landesgesetze, deren Übertretung ihm Strafe, Unglück und Schaden zuzieht; aus dem A. L. R. für die preussischen Staaten gezogen und bearbeitet von *J. C. Siede.* 1805. 12½ Bog. 8. (18 gr.)

Als *Mann von gutem Herzen*, der *Schaden* zu verhüten sucht, hat der Vf. dieses Buch (No. 1) geschrieben, welches seinen Zweck und seinen Inhalt auf dem Titel selbst deutlich genug ausspricht. Er sah es oft, dass der Bürger und Landmann aus Unkunde der Gesetze und aus Unbekanntschaft mit den Vorschriften der Gerichtsordnung seinen Fuss an einen Stein stosse.

Er ist aber sehr besorgt, dass über den Mann von gutem Herzen *der Mann von Geist* übersehen und verkannt werde. Um daher nicht bloss *Schaden*, sondern auch *Unrecht* zu verhüten, bemerkt er in der Vorrede: dass er auch fähig sey, Werke eignen Geistes, eigener Erfindung zu schreiben, glaube er hinlänglich bewiesen zu haben, und es noch ferner zu beweisen. Ob der Landmann, der besser versteht hinter dem Pfluge, als hinter einem juristischen Wegweiser herzugehen, mit dem Vf. nicht noch weit schlimmer über die Steine hinstraucheln werde, ist die Frage. Beide Schriften, die *Gesetztafeln* (No. 2) und der *Wegweiser*, von welchen jene ein Volks-Landrecht und diese eine Volks-Gerichtsordnung seyn soll, kommen uns vor, wie die kleinen Hand- und Hausapotheken, welche von Quacksalbern verkauft werden, damit ein jeder Familien-Vater für sich und seine Familie selbst daraus dispensire. Wenn der Staat unwissende Advocaten nicht duldet, so sollte er noch viel weniger zugeben, dass der Landmann und Bürger verleitet werde, sein eigener Advocat seyn zu wollen; denn an seiner eigenen Person hat der Bauer unstreitig den unwissendsten Anwald. In den guten Werken der popularen Medicin kehren doch wenigstens die Worte oft wieder: „Hierüber befrage man einen verständigen Arzt." Aber ein solches Wort ist unserem Vf. nicht entfallen.

In Nr. 2 will sich der Vf. nur auf die Gesetze beschränken, durch deren Übertretung man sich Strafe, Unglück und Schaden zuzieht. Nach diesem Princip der Auswahl, bey welchem man sich besonders an das Wort *Übertretung* halten muss, wenn es nicht sehr unbestimmt seyn soll, erstrecken sich seine Gesetztafeln vorzugsweise auf das Criminal- und Polizeyrechtliche. Wir bemerken, dass auch die im A. L. R. weitläuftig entwickelte Lehre vom Ausweichen der Fuhrleute in den Plan mit aufgenommen worden ist, indem es die Fuhrleute schwerlich ahnden werden, dass sich *preussische Gesetztafeln* um ihr Ausweichen bekümmert haben. Jene haben ihre *allgemeinen* Usancen, die so weit reichen, als die Roulage. In solchen rechtlichen Gebräuchen besteht ein civilistisches Volkerrecht, welches für dergleichen Institute, die, wie das Fuhrwesen, über die Grenzen der Territorien reichen, sich von selbst bildet, wenn man die Leute, welche bey dem Gedeihen eines solchen Instituts interessirt sind, nur selbst ruhig gewähren lässt. Dieses Volks- und Völkerrecht wird durch Territorial-Gesetze nicht selten unangenehm, und zum Nachtheil des Instituts, gestört. — Das Criminalrecht hätte der Vf., wie es andere Schriftsteller gemacht haben, wegen der bevorstehenden Reform billig ausschliessen sollen. Denn man kann es dem Landmanne und Bürger nicht zumuthen, über Eine Sache oft etwas Neues zu kaufen, oder, welches bey ihnen noch mehr sagen will, oft etwas Neues zu lesen und zu lernen.

Zehnte Abtheilung.

Von den Schriften zur Propagirung der preussischen Rechte, wie auch zur Vergleichung derselben mit fremden, insonderheit deutschen Rechten. (Jurisprudentia comparativa.)

Während noch der preussische Staat damit beschäftiget war, seine Gesetzreform zu Stande zu bringen, herrschte schon die öffentliche Meinung, die Reform werde in Deutschland gar bald um sich greifen, und auf andere Länder übergehen. Ein solches Übergehen hatte man in früheren Zeiten bey den römischen und

hierarchischen, nachher auch bey den sächsischen Rechten bereits erlebt, und glaubte einer Wiederholung dieser Beyspiele um so gewisser entgegen sehen zu dürfen, je mehr es auf der einen Seite in Deutschland Bedürfniss zu seyn schien, dasselbe, oder wenigstens etwas Ähnliches von dem zu unternehmen, was Preussen zu vollbringen im Begriff war, und je leichter und natürlicher es sich auf der anderen Seite mit dem Übergange machen zu wollen schien. Diese Meinung ward noch allgemeiner und begründete sich noch mehr, als das erwartete Werk in seinen beiden Haupttheilen, in der neuen Gerichtsordnung und dem allgemeinen Landrechte, vollendet da stand.

Dazu passte es freylich nicht ganz, dass die bambergische Regierung es vorzog, bey ihrem neuen peinlichen Gesetzbuche den *Quistorpischen* Plan, welcher unter dem Titel: „ausführlicher Entwurf zu einem Gesetzbuche in peinlichen und Straffachen" erschienen ist, zum Grunde zu legen, während bereits der Entwurf des preussischen Gesetzbuchs zum Vorbilde hatte dienen können. An diesen singulären Fall braucht man aber nicht mehr zu denken, da der bambergische Staat, sammt dem Gesetzentwurfe für ihn von *Pflaum*, zur Seite getreten sind. Die Regel war und blieb vielmehr, dass man wetteiferte, die neue preussische Legislation, sowohl in der gemeinen deutschen Jurisprudenz, als auch in der Jurisprudenz einzelner deutscher Territorien, mehr und mehr, auf diese oder jene Weise, sichtbar werden und sie darin hervortreten zu lassen.

Hier fing man an, bey Bearbeitung der gemeinen deutschen Rechte, nebenher auf das preussische Landrecht, und auf die preussische Gerichtsordnung mit zu verweisen. Unter den Werken, in welches dieses geschehen ist, führen wir als Beyspiele an: *Wiese's* Handbuch des gemeinen in Deutschland üblichen Kirchenrechts; (Leipzig. 3 Theile. 1799—1804.) *Joh. Ägid. Geyer's* Anweisung zur vorsichtigen Eingehung und Abschliessung aller Contracte und Geschäfte, woraus rechtliche Folgen erwachsen; (Leipzig. 1801. 8.) *Joh. Andr. Ortloff's* Recht der Handwerker; (Erlangen. 1803. 8.) *Moshamm's* Wechselrecht; (Edit. 2. Bamberg. 1803. 8.) *Salchow's* Entwickelung des Verbrechens der Entwendung. (1806. 8.) — Dort folgte *Steltzer* in seinem Lehrbuche des deutschen Criminalrechts. (Halle 1793. 8.) sowohl in der Ordnung der Verbrechen, als auch in manchen Hauptbegriffen, z. B. über die zwischen General- und Special-Inquisition, dem neuen preussischen Gesetzbuche. — Hier erläuterte *Gönner* die Verschiedenheit der beiden Maximen, auf welche eine jede Processordnung berechnet seyn kann, durch eine Vergleichung des gemeinen deutschen Processes mit der neuen preussischen Processordnung. (In dem Handbuche des d. gem. Proc. Th. 1.) — Dort vervollständigte man das gemeine deutsche Recht aus dem A. L. R., vorzüglich bey solchen Lehren, die in diesem eine fruchtbare Ausbildung erhalten hatten. Namentlich war das der Fall bey allen solchen Materien, wo eine Anwendung civilistischer Grundbegriffe auf rein deutsche Geschäfte, z. B. auf das Wechselgeschäft, Assecuranz-Geschäft u. s. w. zu machen war. — Hier fing man mehr und mehr an, die reine deutsche Rechtssprache aus dem A. L. R. für das deutsche gemeine Recht zu entlehnen. *Eggers* in dem Entwurfe einer allgemeinen bürgerlichen Process- und Gerichtsordnung, (Zürich. 1799. 8.) gab hierin besonders ein gutes Beyspiel. — Dort versuchte *Reitemeier*, das A. L. R., nachdem ihm der Weg durch die Literatur und durch die öffentliche Meinung bereits ziemlich gebahnt zu seyn schien, in das Gebiet des gemeinen Recht mit einem Male nun wirklich überzutragen. Diesen Zweck hatte sein allgemeines deutsches Gesetzbuch, nebst den darauf Bezug habenden Schriften, namentlich der Schrift über den Gebrauch fremder Rechte, insbesondere des allgemeinen preussischen Landrechts, als einer Autorität in Deutschland.

Will man über die Übertragbarkeit der neuen preussischen Legislation auf andere deutsche Länder urtheilen, so muss vor allen Dingen allgemeines Landrecht, allgemeine Gerichtsordnung und Provincialrecht unterschieden werden. Bey einer Verpflanzung der beiden letzten Zweige kann es an mancherley Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten nicht fehlen. Dagegen aber wird das Landrecht ganz für sich allein, wenn man bey der Versetzung nur die gehörigen Modificationen und Vorsichtsmassregeln eintreten lässt, auch auf fremdem deutschen Boden nicht bloss auf das beste gedeihen, sondern die Versetzung kann auch ohne viele Umstände, und ohne bedeutende Erschütterung der bestehenden Einrichtungen vollbracht werden.

Reitemeier hat mit Recht die Brücke, die er dem A. L. R. zu schlagen versucht hat, auf den Satz gebauet, dass die Materialien des gemeinen deutschen Rechts dem preussischen Landrechte zum Grunde liegen. Es giebt zwar manche materielle Verschiedenheiten zwischen beiden Rechten, welche sich zum Theil sehr gut übersehen lassen nach dem *Erhardischen* „Handbuche des preussisch-brandenburgischen Civilrechts, enthaltend die Verordnungen des allgemeinen Gesetzbuchs über die gewöhnlichsten Geschäfte und Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, in so weit solche vom gemeinen in Deutschland geltenden Rechte abweichen." (Leipzig. 1793. 8.) In der Hauptsache ist aber der Unterschied nur formell.

Die Communication, die das A. L. R. rückwärts mit dem gemeinen deutschen Rechte fortwährend unterhält, kann auch viel dazu beytragen, den Übergang zu erleichtern und zu befördern. Beide Rechte treffen sich jeden Augenblick auf einem gemeinschaftlichen Gebiete, und da ist die Gelegenheit zur gegenseitigen Annäherung allenthalben gegeben. Ein fremdes Rechtsbuch wird da am leichtesten aufgenommen, wo es auf alle Weise selbst zu erkennen giebt einheimisch zu seyn; und der literarische Umgang, den das preussische Landrecht rückwärts mit den gemeinen deutschen Rechten unterhält, wirkt für jenen Zweck der Übertragung sicherlich eben so gut, als derjenige, welchen vorwärts diese mit jenem pflegen. Sollte nicht in der Verbindung, in welcher *Klein* das preussische und gemeine deutsche Criminalrecht behandelt, dieses von jenem eben so wohl etwas annehmen, als umgekehrt jenes von diesem vieles beybehält?

Die comparative Jurisprudenz, von welcher wir hier reden, ist also eine gegenseitige, die eine, worin das gemeine deutsche Recht neben das A. L. R., die andere, worin dieses neben jenes gestellt wird. Über jene haben wir vorhin verschiedene Schriften namhaft gemacht. Von dieser sind schon in den früheren Abtheilungen mehrere Schriften vorgekommen, und der Mangel an Raum hindert uns, sie hier noch zu vermehren.

Wer mag auch Lust haben, die Ideen über die Propagation des preussischen Rechts durch die comparative Jurisprudenz weiter zu verfolgen, da das Schicksal ganz andere Wege eröffnet zu haben scheint. Einst dachte man, die deutschen Staaten würden sich das preussische Landrecht, entweder auf dem längeren doctrinellen, oder auf dem kürzeren legislativen Wege, *nehmen*. Dagegen wird ihnen jetzt, was sie haben sollen, *gegeben*, und Deutschland erwartet in einem passiven Zustande, dass die Linie gezogen wird, durch welche das Gebiet des *Code civil* und des preussisch-deutschen Rechts, fast wie vormals die *Terra juris Franconici et Saxonici*, geschieden werden soll.

Je mehr indessen die Scene sich darin verändert hat, dass das A. L. R. in andere deutsche Staaten nicht eben mehr geholt zu werden braucht, sondern dass es zum Theil zu ihnen von selbst kommt, desto erfreulicher muss es seyn wahrzunehman, dass es da, wo es hinkommt, bereits halb zu Hause ist.

Nachdem wir diese Recension bereits völlig geschlossen hatten, ist noch der *zweyte Band* von *Joach. Ludw. Gottl. Hübner's System des allg. Landrecht* u. s. w. Hildesheim bey Gerstenberg. 1806. 8. 1 Alph. 12½ Bog. eingegangen. Von dem ersten Bande s. oben S. 532. Über den zweyten haben wir nichts weiter hinzuzusetzen, als dass derselbe das Kirchenrecht, Lehnrecht und Civilrecht, unter dem allgemeinen Namen des *Privatrechts*, enthält. (Beide Bände zusammen kosten 3 Rthlr. 20 gr.)

Skr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 22 SEPTEMBER, 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

Erfurt, b. Hennings: *J. B. Kamjaschott's Wanderungen durch Syrien, Ägypten und einen Theil Arabiens;* nach seinem Tagebuche und den Bemerkungen anderer classischen Reisebeschreiber bearbeitet. 1806. 1 *Band.* 406 S. 2 *Band.* 266 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.)

Wieder ein erbärmliches Machwerk, wodurch man die Lesebegierde des Publicums zu benutzen und zu täuschen sucht. Die vorgespiegelte Reise ist nicht wirklich gemacht, sondern mit aller Gemächlichkeit aus anderen flüchtig abgeschrieben, und mit den Abenteuern des angeblichen Verfassers und mit unbedeutenden Räsonnements durchflochten. Die abenteuerliche Geschichte des Helden ist kürzlich folgende: *Kamjaschott* ist der Sohn einer Fürstentochter und eines Grosspriors der Maltheserritter, der zugleich Mitglied eines geheimen Bundes war. Auf einem Landhaus in Dalmatien wurde er erzogen. An seinem dreyzehnten Geburtstag macht ihn seine Pflegemutter mit seiner Geschichte und dem Bildnisse seiner verstorbenen Ältern bekannt, und übergiebt ihm mehrere Familiennachrichten. Bald nachher tritt er mit seinem Hofmeister eine Reise an. Zu Cadix besteigt er ein Schiff, und den folgenden Morgen ist der Hofmeister verschwunden. Zu seiner grösten Bestürzung hört er, dass er auf die Veranstaltung seiner väterlichen Verwandten, die ihn entfernen wollen, nach Mexiko soll geführt und dem dortigen Gouverneur überliefert werden, um dort in ewiger Gefangenschaft zu bleiben. Um dieser zu entgehen, gehet er auf Anrathen des Schiffspaters, der sein Vertrauter geworden war, und ebenfalls zu dem geheimen Orden gehörte, bey seiner Ankunft zu Mexiko in ein Dominikanerkloster. Der Schiffspater veranstaltet es inzwischen, dass er wieder nach Europa zurückkehren kann. Nach anderthalb Jahren reiset er mit ihm nach Barcellona und von da nach Neapel und Sicilien. Der Mönch verschafft ihm Adressen, und er wird in die geheime Verbindung aufgenommen, worin sein Vater eine grosse Rolle gespielt hatte. Er studirt nun auf Kosten des Ordens zu Pavia die Heilkunde. Hier wird er mit der Tochter einer griechischen Fürstin aus Albanien bekannt, die ihn auch ihrer Mutter vorstellt. Die Fürstin nimmt ihn in Dienste, um die junge Prinzessin im Zeichnen und in der Musik zu unterrichten. Er begleitet nun die Fürstin auf der Reise durch die Schweiz nach Deutschland, und ist zugleich ihr Vorleser und Dollmetscher. Er und die Prinzessin Marzella werden immer vertrauter und zu Basel, da er ihr aus Torquato's Aminta vordeclamirt, schwören sie sich ewige unzertrennliche Liebe. Die Folge davon war, dass sich Marzella bald nachher Mutter fühlte. Nun wird der Entschluss gefasst zu entfliehen und nach Sachsen zu gehen. Zu Strasburg wird der Plan ausgeführt. Die Fliehenden gehen auf Mainz zu, und, um nicht entdeckt zu werden, lenken sie von der Strase ab. In einem Walde werden sie von Räubern angefallen, Marzella wird von ihnen fortgeschleppt, und er selbst bekommt einen solchen Schlag, dass er des Bewusstseyns beraubt zu Boden stürzt. Beym Erwachen befindet er sich in einem dunkeln Zimmer auf dem Bett. Hier vernimmt er von der Wärterin, dass ihn der Herr des Schlosses auf der Jagd schwer verwundet gefunden, und zugleich die Räuber verjagt und seine Sachen gerettet habe. Auch hört er, dass Marzella den Räubern wieder entsprungen sey; aber man habe nicht erfahren, wohin sie sich gerettet habe. Nach Verlauf eines Monats sind die Wunden völlig geheilt, und *Kamjaschott* erkennt an einem Druck der Hand, dass sein edler Wirth zu seiner Verbindung gehöre. Inzwischen ist von Marzella nichts zu erfahren. Endlich kommt das erfurter Intelligenzblatt, worin sich ein Mädchen von 17 Jahren, das Italiänisch, Deutsch, Französisch, Dalmatisch und Arabisch spricht, als Gesellschafterin oder Kindermädchen anbietet. Kamjaschott reiset nun nach Erfurt und findet zuletzt Marzella in einem Ursulinerkloster. Der Plan zur Entführung wird gemacht und glücklich ausgeführt. Auf der Flucht werden sie gewarnt und sie bleiben bey einem Ordensbruder einen Monat lang verborgen. Nun wollen sie nach Siebenbürgen gehen, in Prag wird aber Marzella tödtlich krank. Ein Priester, der zu ihr gerufen wird, giebt ihr die Ermahnung, allen, die sie beleidigt hätten, zu vergeben, so wie sie auch wünschen würde, dass ihr diejenigen vergeben möchten, die sie etwa aus jugendlichem Leichtsinn beleidigt hätte. Dadurch wird Marzella mächtig getroffen, sie schreibt an ihre Mutter und schildert ihre Lage. Nun kommt ein Brief von der Fürstin in den liebevollsten Ausdrücken, der die Liebenden einladet, nach Triest zu kommen. Sie werden liebevoll aufgenommen, und reisen mit der Mutter nach Dalmatien. Hierauf andert sich aber die Scene. Marzella ist traurig, dass sie sich der Mutter so hingab, und Kamjaschott erhält ein Billet von einem Ordensbruder, worin ihn dieser ermahnt zu fliehen, und sein liebstes zu retten, weil ihm das vornehme Haus, das ihn vorher nach Mexiko einschiffen liess, von neuem

nach dem Leben trachte. Er veranstaltet nun alles zur Flucht und Marzella ist ebenfalls bereit; aber einige Tage vor der Flucht ist sie verschwunden. Kamjaschott erfährt, dass es eine Veranstaltung der Mutter ist, und erhält zugleich den Wink, dass Marzella nach Stambul und von da nach Kairo sollte gebracht werden. Er entschliesst sich also seine Geliebte aufzusuchen, reiset nach Stambul und von da nach Ägypten. Zu Rosette erscheinet ganz unerwartet ein treuer Diener seiner Geliebten, der ihn mit der Absicht und dem Plan der Fürstin näher bekannt macht, und ihm zugleich die Nachricht bringt, dass Marzella zu Kairo sich befinde. Er eilet also nach Kairo, kommt an das Haus, wo Marzella sich aufhält, und erkennet wieder durch den Druck der Hand in dem Wirth einen Ordensbruder, der ihn zu der Geliebten hinführt. Nun wünscht Marzella sich an seiner Seite im Lande umzusehen. Diess giebt dem Compilator Gelegenheit, allerley Nachrichten aus anderen, so wie es ihm gut dünkt, abzuschreiben. Zuletzt erhalten die Flüchtlinge Briefe, worin sie ermuntert werden, sich nach Venedig einzuschiffen. Marzella ist noch furchtsam, indessen reisen sie doch zurück. Kamjaschott nährt Gefühle einer glücklichen Zukunft, und nun wird die Geschichte damit abgebrochen, dass damals kaum die Hälfte seines sonderbaren Romans sey ausgespielt gewesen.

Am Schluss des Buchs heisst es: „Meine Reise, wenn ich hier *bloss meine eigenen Erfahrungen* aufgezeichnet hätte, würde, nach dem, was wir schon über diese Länder besitzen, sehr wenige Ausbeute gegeben haben. Ich suchte sie also durch Zusammenstellung der Schilderung früherer classischer Reisebeschreiber, *deren Aussagen ich an Ort und Stelle zu prüfen Gelegenheit hatte*, zu bereichern, und hatte (glaube) schon dadurch Lesern, die mehr als Romane und weniger als streng wissenschaftliche Lectüre lieben, ein Buch geliefert zu haben, das belehrt und unterhält, und nützlicher als ein fader Roman die Stunden angenehmer Musse ausfüllen wird.“ Auch in der Vorrede sagt der vorgebliche ungenannte Herausgeber: „Ich glaube, dass diese Reise manches Neue und Brauchbare enthält, und gewiss schon wegen ihrer Freymüthigkeit einen Platz unter den *Besseren* ihrer Gattung verdient.“ Rec. kann es kaum begreifen, wie ein Mensch, der ein solches Machwerk liefert, so reden kann. Heisst das nicht bloss seine eigenen Erfahrungen aufzeichnen, sondern auch die Aussagen anderer an Ort und Stelle prüfen, wenn man einen anderen Reisebeschreiber bloss abschreibt? Wirklich es gehöret ein hoher Grad von Frechheit und Unverschämtheit dazu, wenn jemand alle Achtung gegen das Publicum so beseitigen, und seine elende Compilation auf solche Weise nicht allein verdecken, sondern auch noch mit einer gewissen Selbstgefälligkeit anpreisen kann. Der armselige Compilator hat besonders *Volneys* Reise nach Syrien und Ägypten geplündert. Er hat nicht bloss einzelne Stellen und Seiten, sondern ganze Abschnitte der Reihe nach wörtlich abgeschrieben. Allenthalben werden die Schilderungen und Bemerkungen von *Volney* dem erdichteten Kamjaschott beygelegt. Um sich davon zu überzeugen, vergleiche man nur die Beschreibung von der Ankunft zu Alexandrien 1 Th. S. 94—101 mit *Volneys* Reise nach der deutschen Übersetzung 1 Th. S. 2—8; desgleichen was S. 109—118 von Rosette bemerkt ist, mit *Volney* S. 8—18; ferner die Beschreibung von Kairo S. 135—143 mit *Volney* S. 180—185; die Nachricht von den verschiedenen Völkerschaften der Einwohner Ägyptens S. 143—184 mit *Volney* S. 57—64. 70—76 und 127—146; von dem Zustand des ägyptischen Volks, den Künsten und dem Handel S. 184—193 mit *Volney* S. 146—149 und 159—163; von dem Klima und den Winden S. 193—207 mit *Volney* S. 32—54 und 43—51; von den Augenkrankheiten und der Pest, S. 207—226 mit *Volney* S. 185—199. Wenn der verkappte Reisende mit seiner Marzella zu den Pyramiden reiset, so sagt er S. 241: „Aus Mangel an Unterstützung und günstiger Umstände muss man sich auf das einschränken, was schon andere gesehen haben und kann auf keine Weise die älteren Bemerkungen durch neue bereichern; desswegen werde ich auch das nicht wiederholen, was schon andere einander nachgeschrieben haben, und man in dem *Paul Lukas, Maillet, Siccart (d), Prokoke (Pococke), Greaves, Norden, Niebuhr*, und in den Briefen des Hn. *Savary* oft wiederholt findet. Ich werde mich nur auf einige allgemeine Betrachtungen einschränken.“ Alles dieses ist genau und wörtlich, die Schreibfehler in den Namen abgerechnet, aus *Volney* S. 208. 209 abgeschrieben. Dann folgt auch die ganze Beschreibung, die *Volney* S. 209—219 von den Pyramiden macht, als die eigene Betrachtung des Reisenden; und zuletzt wird noch bemerkt, dass die Expedition der Franzosen schon desswegen merkwürdig sey, weil durch sie eine Menge Entdeckungen gemacht worden seyen. *Denons* Werk über Ägypten wird genannt, und der Vf. hat hinzugesetzt: „Es sey mir vergonnt die interessante Stelle über diesen interessanten Gegenstand aus seinem classischen Tagebuch hier Orts einzuschalten.“ S. 258 folgt also *Denons* Beschreibung von den Pyramiden. Ist es nicht auffallend, dass der Scribler, der überall den *Volney* ausschreibt, hier um Erlaubniss bittet, *Denons* Beschreibung ausschreiben zu dürfen? Was seine Manier im Abschreiben betrifft, so pflegt er gewöhnlich die Noten, die *Volney* unter dem Text hat, in die Beschreibung selbst einzurücken, und dadurch entstehet zuweilen wahrer Unsinn in dem Zusammenhang. Ein Beyspiel der Art findet sich im 1 Th. S. 334. 335, wo *Volney* S. 230. 231 ausgeschrieben ist. *Volney* redet von der Witterung in Syrien, und sagt unter anderen. „Selten verbirgt sich die Sonne zwey Tage nach einander, den ganzen Sommer hindurch siehet man wenig Wolken und noch weniger Regen; sie erscheinen erst gegen das Ende des Octobers, und auch dann sind sie weder stark noch langwierig; alsdann wünschen sie die Ackersleute sehr, um Korn und Gerste, woraus ihre Winterärndte besteht, bestellen zu können.“ Unmittelbar darauf fährt er fort: „im December und Januar werden sie häufiger, und in dem höher liegen-

den Lande verwandeln sie sich in Schnee." Man siehet hier leicht, dafs von Wolken und Regen die Rede ist. Der Abschreiber hat aber zwischen beides die 19 Zeilen ausfüllende Note, die bey *Volney* unter dem Text steht, eingerückt, wodurch der Zusammenhang ganz zerrissen wird. Nun stehen die letzteren Worte in folgender Verbindung. „Auf den Gebirgen ist die Zeit der Weinlese zu Ende des Septembers; die Seidenwürmer kriechen daselbst im April und May aus, und spinnen sich im Julius ein. Im December und Januar werden sie häufiger und stärker, und in dem höher liegenden Lande verwandeln sie sich in Schnee." Wer wird hierbey noch an Wolken und Regen denken können, und welcher Unsinn ist es, wenn man es auf das nächstvorhergehende ziehet? Überhaupt hat der Abschreiber mehrmals ohne Überlegung abgeschrieben und sich selbst ganz vergessen. Den Abschnitt von den Pyramiden fängt *Volney* also an: „Die schon obengedachten Schwierigkeiten, welche mit den Reisen in Ägypten unzertrennlich verbunden sind, haben sich in den letztern Jahren vermehrt, und dadurch jede neue Untersuchung über die Alterthümer unmöglich gemacht." Nachher fährt er fort: „Die Pyramiden von Djize sind ein auffallendes Beyspiel jener Schwierigkeiten, deren ich vorhin erwähnte." Der flüchtige Compilator liefs das erste weg, und schreibt nun, ohne auf das zu achten, was er schrieb S. 242: „*Die Pyramiden von Djize — jener Schwierigkeiten, deren ich vorhin erwähnte.*" Welcher Unsinn! *Volney* bemerkt S. 184 in der Note, wo von den Städten in Ägypten die Rede ist: „ich habe die Zahlung im Jahr 1783 wiederholt, und das Resultat davon angegeben." Der Compilator hat diese Note in den Text aufgenommen, und vergifst dabey seine übrigen Angaben. Nach dem Inhalt des ganzen Buchs, war Kamjaschott erst nach dem Einfall der Franzosen in Ägypten, und doch sagt der angebliche Vf. S. 141 ebenfalls: *ich habe die Zählung im Jahr 1783 wiederholt und das Resultat davon angegeben. Volney* erzählt S. 235: „Zu unseren Zeiten, im Jahr 1759 brach ein Erdbeben aus, das grofse Verwüstungen anrichtete; man behauptet, dafs dadurch in dem Thal von Balbek mehr als 20000 Seelen umkamen." Der erdichtete Kamjaschott läfst zwar in seiner Erzählung das Jahr aus, aber er redet doch von ebendemselben Erdbeben, und erzählt S. 318 mit *Volney's* Worten: Zu *unseren* Zeiten brach ein Erdbeben aus u. f. w. Wie stimmt dieses mit der Vorrede, wo Kamjaschott ein Jüngling genannt wird? Dafs manche andere Unrichtigkeiten bey einem solchen unbesonnenen Compilator mit unterlaufen, und dafs die fremden Namen oft falsch geschrieben werden, läfst sich leicht denken. Es ist aber nicht der Mühe werth, viele Beyspiele davon anzuführen. Von dem Berge Thabor heifst es 2 Th. S. 222: „Es ist einer der schönsten *Hügel*, die ich jemals sah. — Er ist *ganz sanft abhängig*, und wir nahmen an der *Nordseite* einen Weg, der sich an dem Berge hinauf schlingt. Einige Schriftsteller machen ihn beynahe vier Meilen hoch, andere aber nur zwey" u. f. w. Auch wird von der Ebene Esdrelon noch bemerkt: „Hier war es, wo Bonapartes wilde Krieger die schreckliche Massacre anrichteten, und die Ebene mit Blut anschwemten und mit Leichen bedeckten. Mit Schaudern und Entsetzen sahen wir hinab auf die Ebene, die von Skeletten bedeckt lag, die auf mancherley ekelhafte Art verstümmelt waren. — Das zeigt von rasender Blutgier gegen *wehrloses* Volk." — Vermuthlich hatte der Compilator etwas von der Niedermetzelung der Gefangenen bey Jaffa gehört, deren mehrere neuere Reisebeschreiber gedenken, und die auch zum Theil von Augenzeugen bestätigt wird. Diese ist wohl mit der Schlacht am Berge Thabor verwechselt. Doch Rec. ist es müde, von diesem unnützen Buche weiter zu reden. Das Gesagte wird auch genug seyn, um jeden zu warnen, dafs er sein Geld nicht unnütz ausgebe, und zugleich um dem Compilator eine kleine Probe zu liefern, dafs man seine Arbeit kenne. Der spafshafte Mann erzählt von dem Archimandriten in dem Kloster auf dem Berge Sinai, der ebenfalls die aus anderen gesammelte Nachrichten dem Publicum als eigene Erfahrungen aufbinden wollte, dafs er sich damit getröstet habe, wie doch ein Rec. alle die Bücher kennen wolle, die er benutzt habe. Ohne Zweifel tröstete er sich ebenfalls damit; oder wollte er durch diese erdichtete Unterredung seine eigene Compilation bemerkbar machen? T. D.

STATISTIK.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: *Statistik der europäischen Staaten*, bearbeitet von *Konrad Mannert*, Prof. der Geschichte zu Würzburg. 1805. 458 S. 8. (2 Rthlr. 4 gr.)

Ebendaselbst: *Statistik des deutschen Reichs*, bearbeitet von *Konrad Mannert*. 1806. 98 S. 8. (12 gr.)

Es giebt eben keine erfreuliche Aussicht in die Zukunft, wenn man in unseren Tagen auf mehreren deutschen Universitäten bemerkt, dafs das Studium der Statistik, zwar nicht von den Lehrern derselben, aber desto mehr von den studirenden Jünglingen vernachläfsigt wird. Und gerade die, welche solche Kenntnisse dereinst am wenigsten entbehren können, Jünglinge aus vornehmern Häusern, sind es, die höchst leichtsinnig über den statistischen Unterricht wegsehen, oder auch ihn für ganz überflüssig halten. Neben der Philosophie und den sogenannten Brodtstudien treiben sie wohl noch etwas Staatsrecht und Cameralwissenschaft, aber Staatenkunde nur sehr selten. Unglaublich könnte es scheinen, dafs bey weitem die meisten künftigen Geschäftsmänner von dieser wichtigen, unentbehrlichen und zugleich höchst interessanten Wissenschaft gar keinen Begriff haben, wenn nicht die Erfahrung es mehr als zu sehr bestätigte; und diefs zu einer Zeit, da wir so viele und zum Theil sehr treffliche Systeme, Handbücher und Materialien der Statistik von deutschen Gelehrten und Staatsmännern erhalten; da auch Franzosen angefangen haben, diese Wissenschaft mit lebendigerm Eifer zu treiben, besonders seitdem der berühmte *Lalande* im Jahr 1803 sie öffentlich dazu aufgefodert hat. Es macht dem Curatorium der würzburger Universität Ehre, dafs es Hn. *Mannert*, mit dem Ruf zum historischen Lehrstuhl in

Würzburg, zugleich den befonderen Auftrag gab, ftatiftifche Vorlefungen zu halten. Dafs Hr. *Mannert* der Mann war, welcher der Erwartung des Curatoriums vollkommen entfprechen würde, hatte er fchon zu Altdorf hinlänglich bewährt. Aber kein brauchbares Lehrbuch war zu folchen Vorlefungen vorhanden, wenigftens keins, wie er es verlangte. Er entfchlofs fich daher, felbft für fein Bedürfnifs zu forgen. So entftand die vorliegende Statiftik.

Das Buch zeichnet fich vorzüglich dadurch aus, dafs der Vf. den Überblick des Allgemeinen mehr hervorzuheben gefucht, und auf diefen Punkt feine befondere Aufmerkfamkeit gewendet hat; da hingegen in den bisherigen ftatiftifchen Lehrbüchern, bey der fleifsigften Entwickelung des Details, gerade die Hauptfache, der Überblick des Allgemeinen, mehrentheils verfaumt wurde. Ein anderer bedeutender Vorzug diefes Handbuchs ift der, dafs es fich über alle europäifchen Staaten verbreitet. Diefe ftehen in folgender Ordnung: Rufsland, Frankreich, Öfterreich, Preuffen, Grofsbritannien, Spanien, Türkey, Portugal, Schweden, Dänemark, batavifche Republik, helvetifche Republik, Wallis, Königreich Italien, Lucca und Piombino, Hetrurien, Kirchenftaat, S. Marino, Neapel und Sicilien, Malta, Sardinien, Ragufa, Republik der fieben Infeln. Bey jedem diefer Staaten, nur die kleinern italiänifchen ausgenommen, find die brauchbarften Schriften angeführt, einige mit beurtheilenden Bemerkungen. Freylich hat fich in einigen diefer Staaten feit dem vorigen Jahre wieder vieles verändert, und noch manche Veränderungen ftehen bevor. Aber dadurch wird die Arbeit des Vf. nicht unbrauchbar; der Lehrer kann und foll der Befchreibung der vorigen Verfaffung die neuen Veränderungen im mündlichen Vortrage beyfügen.

So trefflich und belehrend aber diefes Handbuch im Ganzen ift, und fo unverkennbar das Verdienft feyn mag, das der würdige Vf. fich durch die Ausarbeitung deffelben erworben hat: fo mufs Rec. doch bekennen, dafs er ihm nicht in allen Punkten beytreten kann. Selbft feine Definition der Statiftik läfst fich beftreiten. Hr. *M.* nennt fie S. 1: „die Darftellung von den Kräften eines Staats.“ Nach den gewöhnlichen Begriffen ift fie die Befchreibung des gegenwärtigen oder vormaligen Zuftandes eines oder mehrerer Staaten, in Rückficht auf ihre Staatskräfte, Staatsverfaffung und Staatsverwaltung. Zwar bringt Hr. *M.* diefs alles hinein: aber er macht, da er überhaupt immer feinen eigenen Weg geht, andere Abtheilungen und Rubriken; manches berührt er zu kurz, manches hat er ganz weggelaffen. So findet man wenig oder nichts vom ftatiftifchen Charakter der Einwohner, nichts von der Gefetzverfaffung, nichts vom Titel und Wappen des Regenten. Die Entfchuldigung wegen des Wappens (Vorr. S. IV) ift nicht überzeugend. Was S. 11—16 von den Grenzen und der Lage Rufslands gefagt wird, ift fchön und treffend, konnte aber wohl, wie manches der Art, dem mündlichen Vortrage überlaffen werden. Bey dem inneren Zufammenhange des ruffifchen Reichs, oder der Communication, hätte billig auch der Canale und Poften gedacht werden follen; nicht einmal der Canal von Ladoga, der allein fchon *Münnichs* Namen verewigte, ift genannt worden. Bey der Befchreibung der Landescultur, der Manufacturen und des Handels findet man nur allgemeine Angaben, keine in Zahlen ausgedrückt. Bey anderen Gegenftänden ftöfst man zuweilen auf Zahlen, die von den gewöhnlichen Angaben fehr abweichen. So wird die Gröfse des ganzen ruffifchen Reichs nur auf 313,000 geographifche Quadratmeilen gefetzt. Nach der gewöhnlichen Berechnung beträgt fie 330,000, und *Storch* giebt fogar 335,267 Quadratm. an, ohne die neuen polnifchen Erwerbungen. Die Bevölkerung Rufslands fetzt Hr. *M.* auf mehr als 36 Millionen an; *Schlözer* rechnet nur 35 Millionen. Etwas uneigentlich nennt der Vf. Sibirien ein Nebenland und eine ruffifche Colonie. (S. 25 ff.) Der Artikel von den Volksclaffen S. 50 würde wohl einen fchicklichern Platz bey der Staatsverfaffung gefunden haben. Von kleinen Abtheilungen ruffifcher Kriegsfchiffe, die bey *Riga* liegen follen, (S. 57) ift dem Rec. nichts bekannt; es foll wohl *Reval* heifsen. Dafs man in Rufsland von keinem Zoll etwas wiffe (S. 61), ift ein Irrthum. Im Jahr 1799 betrugen die Zölle in ganz Rufsland 9 Millionen Rubel. Unbequem wird der Gebrauch des Buchs dadurch, dafs es nicht nur keine Columnentitel, fondern auch nicht einmal ein Verzeichnifs der abgehandelten Staaten, mit der Seitenzahl, hat; man mufs oft lange fuchen, ehe man den verlangten Staat auffindet.

Deutfchland hat der Vf. in einem eigenen Werkchen und etwas ausführlicher behandelt, theils weil deffen Darftellung zu den Wintervorlefungen auf feiner Univerfität gehört, theils weil er mit fich felbft nicht einig werden konnte, welchen Platz er diefem Staat in feinem Compendium anweifen follte. Die Anfichten und Bemerkungen des Vf. find vortrefflich, zum Theil ganz neu; nur ift leider! feit Kurzem alles, was zur geographifchen, politifchen und gerichtlichen Verfaffung gehört, zur Antiquität geworden; das deutfche Reich ift im Monat Auguft diefes Jahres, wie weiland Polen, untergegangen.

G. v. F.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländ. Sprachkunde. *Altona*, b. Hammerich: *Sammlung kaufmännifcher Briefe zum Überfetzen ins Franzöfifche*, mit untergelegten paffenden Wörtern und Redensarten. Von *Fr. Th. Kuhne*, Profeffor abendländifcher Sprachen auf der Julius-Carls-Univerfität. 1806. 236 S. 8. (12 gr.) Die untergelegten franzöfifchen Redensarten in diefer Sammlung dürften leicht dem wahren Stil der Kaufleute beffer entfprechen, als der deutfche Brieftext, der das Original vorftellen foll. Daher ift zu vermuthen, dafs er nicht urfprünglich deutfch aufgefetzt, fondern aus wirklichen franzöfifchen Briefen oder einer ähnlichen Sammlung entlehnt worden. Wie dem auch fey, das Buch läfst fich zu dem angegebenen Zwecke gebrauchen. Wozu das angehängte Waarenregifter dienen foll, fieht man nicht. Es ift bey weitem nicht vollftändig, und wahrfcheinlich aus *Nemnichs* Waaren-Lexikon abgefchrieben.

Cch.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 SEPTEMBER, 1806.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

Jena, in d. akademischen Buchh.: *Predigten*, an Festtagen und bey besonderen Gelegenheiten gehalten von Dr. *Joh. Gottl. Marezoll*. 1806. 704 S. gr. 8. (2 Rthlr.)

Gelegenheitspredigten sind unter allen diejenigen, von denen sich der Prediger, wie die sicherste Erreichung des grofsen Endzwecks worauf er hinarbeitet, so den sichersten Beyfall versprechen kann. Die Aufmerksamkeit des Zuhörers, die er bey anderen Vorträgen erst wecken mufs, ist durch die gegenwärtige Gelegenheit schon gespannt, und er ist für die daraus herzuleitenden Belehrungen, Ermahnungen, Ermunterungen und Tröstungen um so empfänglicher; der Vortrag des Predigers nimmt, wenn er anders bey der Gelegenheit selbst begeistert ist, einen höheren Schwung, schliefst sich naher an die Zeitumstände und das Interesse des Zuhörers an, und so kann es denn nicht fehlen, dafs sich hier seine Talente von ihrer glänzendsten Seite entfalten. Wenn aber Gelegenheitsreden nicht allemal den Beyfall finden, den sie sich ihrer Natur nach versprechen können: so liegt eine Hauptursache darinnen, dafs sie nicht das sind, was sie seyn sollen. Es giebt nämlich eine dreyfache Manier, dieselben zu bearbeiten. Entweder beschränkt man sich blofs auf die gegenwärtige Gelegenheit; oder man legt eine allgemeine Wahrheit zum Grunde, und erläutert und beweifst sie aus der vorhandenen Gelegenheit; oder man gedenkt der Gelegenheit nur im Vorbeygehen, und handelt, ohne weitere Rücksicht auf sie, ein Thema ab, welches mit ihr in näherer oder entfernterer Beziehung stehet. Dafs die erstere nur auf wenigere wichtigere Fälle anwendbar sey; die zweyte (wie auch die gröfsten Redner durch ihr Beyspiel bestätigen) den Vorzug vor allen anderen verdiene, und in der dritten zwar sehr lehrreiche und erbauliche, nur nicht Gelegenheitspredigten geliefert werden können, bedarf keines Beweises; wenigstens gestattet der Raum dieser Blätter nicht, den Beweis dafür zu führen.

Vorliegende Predigten sind gröfstentheils der dritten Classe zuzuzählen, wie schon aus der weiter unten anzuführenden Inhaltsanzeige, noch deutlicher aus ihnen selbst erhellet. Die Gelegenheit wird, besonders bey Festtagen, nur im Eingange, ja oft nur im Vorbeygehen, berührt, und daraus ein allgemeiner Satz hergeleitet, der nun ohne weitere Beziehung auf die nächste Veranlassung, abgehandelt wird. Sind also darin gleich die allgemein anerkannten und gepriesenen Predigertalente des verdienstvollen Vfs. unverkennbar: so können wir sie doch nicht; wie der Titel besagt, eigentliche Gelegenheitsreden nennen.

Die Manier des Vf. sowohl, als das Vorbild, dem er nacheiferte, und welches er oft bis zur Täuschung erreicht, ist zu bekannt, als dafs hier Rec. etwas zu ihrem Lobe hinzufügen könnte. Wir finden hier fast alle Vorzüge des unvergefslichen *Zollikofer*. Eine überwiegende Vorliebe für das Praktische, und eine sorgfältige Vermeidung des blofs Speculativen und Unfruchtbaren; eine eigene Gabe, gewöhnliche und meist bekannte Wahrheiten von einer neuen Seite zu fassen; eine lichtvolle Darstellung; einen natürlichen Ideengang; eine edle männliche Sprache, ohne rednerischen Prunk; eine fast schwelgerische Fülle. Aber darneben können wir uns nicht verschweigen, dafs wir auch hier mehrere Unvollkommenheiten der Zollikoferschen Manier wieder finden, die zwar zu *Zollikofers* Zeiten weniger bemerkt und gerügt wurden, bey den Fortschritten der geistlichen Beredsamkeit in unseren Tagen hingegen der Aufmerksamkeit des gebildeten und seine Foderungen immer höher spannenden Zuhörers gewifs nicht entgehen werden. Nur selten ist nämlich der zum Grunde gelegte Text bey der Ausführung gehörig benutzt, sondern als Motto gebraucht. (Z. B. bey der 4 Predigt): welches zwar bey den gewöhnlichen Perikopen aus begreiflichen Ursachen verzeihlich, bey selbstgewählten Texten hingegen nicht zu entschuldigen ist. Die Zollikoferschen Anfangsgebete, worinnen Gott alles, was er ist, und thut, und wir uns von ihm versprechen und erbitten, ausführlich hererzählet wird, und welche die neueren Redner schicklicher in den Vortrag selbst verweben, oder in ein Selbstgespräch verwandeln, eröffnen hier allezeit das Ganze, und kündigen, fast wie die Prologen des Euripides, den Inhalt an. Die Dispositionen sind, wie bey *Zollikofer*, wenn auch nicht allezeit logisch unrichtig, doch unbequem und die Abtheilungen und Unterabtheilungen so weitläuftig ausgedrückt, dafs ein sehr gutes Gedächtnifs erfodert wird, sie wörtlich zu behalten. Auch vermissen wir das feine Verschlingen und Verschmelzen der Abtheilungen, wodurch der Rede das steife logische Ansehen benommen wird, hier ganz. Z. B. in der 5 Predigt, wo alle Abtheilungen anheben: Es ist Pflicht, unsern Geist *fortdauernd immer mehr* auszubilden. In Absicht des Vortrags liebte *Zollikofer* die Antanaklasis, Fragen und Exclamationen, und sein Vortrag erhielt durch zu öftere Wiederholung dieser Figuren sowohl, als mancher Lieblingsausdrücke, etwas so Monotonisches, dafs jede Pre-

digt immer der anderen ähnelt, und man jede neue schon gehört zu haben glaubte. Überdiess wurde auch dadurch der Effect dieser nur im affectvolleren Tone anwendbaren Figuren da geschwächt, wo er wirklich hervorgebracht werden sollte. Auch hierin bleibt der Vf. seinem Vorbilde getreu, und übertrifft es noch an Fülle dadurch, dass er fast jede Idee durch eine *dreyfache* Variation ausdrückt. Beyspiele finden sich auf allen Seiten.— Rec. begnügt sich daher ein recht auffallendes anzuführen. „Oder (heisst es S. 156) haben wir etwa Ursache, zu fürchten, dass wir je zu *vernünftig*, zu *einsichtsvoll*, zu *weise* werden dürften? Können wir uns je von unserer *Bestimmung und Würde*, von unseren *Pflichten und Rechten*, von unseren *Verhältnissen gegen Gott und gegen die Gesellschaft* zu *helle*, zu *deutliche*, zu *richtige* Begriffe machen? Lässt sich etwa dieses *moralische*, *praktische*, in das tägliche Leben *eingreifende* Wissen eben so übertreiben, wie es bisweilen bey der Gelehrsamkeit geschieht? Führt nicht immer eine *Wahrheit*, ein *Grundsatz*, eine *Überzeugung* zur andern? 1) Deckt uns nicht jeder neue Zuwachs an Erkenntniss die vorhandenen Mängel unserer Einsichten, das noch Irrige in unseren Vorstellungen auf? 2) Wird uns nicht durch das, was wir jedesmal hinzulernen, der Umfang dessen sichtbar, was uns noch zu lernen übrig bleibt? 3) Kann es irgend ein wirksameres, untrüglicheres Beförderungsmittel der Bescheidenheit geben, als das beständige Fortschreiten auf dem Pfade der Untersuchung?" Zwar kann diese dem Vf. eigene Manier in dem Rhythmus ihren Grund haben, und hat in dieser Rücksicht Rec. zu mancher Bemerkung Gelegenheit gegeben, die er aber hier unterdrücken muss; nur kommt sie zu häufig vor, und der Vortrag wird dadurch zu einförmig. Eine Schwäche endlich, von welcher der gute *Zollikofer*, bey aller Toleranz, nicht frey blieb, war, dass er gern gegen das ältere System polemisirte. Selbst hiervon finden wir Nachahmungen. Z. B. S. 281. „Wie war es doch also möglich, solche deutliche Schriftstellen so ganz zu verkennen, und die biblische Lehre von den wohlthätigen Wirkungen des Todes Jesu so sehr zu missbrauchen? Wie war es möglich, von einem Verdienste Jesu, das man bloss ergreifen und sich zueignen dürfe, in Ausdrücken zu reden, die dem Inhalte seiner Religion und der gesunden Vernunft gleich sehr widersprechen? Wie war es möglich, dieses sein heiliges, der Tugend gewidmetes Opfer in einen unheiligen Ablass, in einen verführerischen Freybrief zur Sünde zu verwandeln?"— Man stelle doch die Wahrheit in ihrer Kraft und Schönheit auf, und sie wird sich, auch ohne Bekämpfung vorgeblicher Irrthümer, selbst empfehlen. — So lang gemeiniglich die Anfangsgebete sind, so kurz, unvollendet und zu wenig überraschend ist oft der Schluss, wo doch füglicher die schon geweckten Empfindungen in ein zweckmässiges Gebet zusammengefasst werden können. Hier bringt es, wie Rec. aus Erfahrung weiss, seine volle Wirkung hervor, und der Stachel bleibt in den Seelen zurück.

Doch diese und ähnliche Bemerkungen, welche sich Rec. bey Lesung dieser Predigten aufdrängten, können keine andere Absicht haben, als dem würdigen, von uns hochgeachteten Vf. unsere Aufmerksamkeit auf dieselben und den innigsten Wunsch zu erkennen zu geben: von ihm, der dem Vollendeten so nahe ist, bald etwas ganz Vollendetes zu lesen. Wollte Rec. die schon oben gepriesenen Vorzüge dieser Predigten in ein näheres Licht setzen: so würde er den grössten Theil davon abschreiben müssen. Indem er aber diesen Genuss den Lesern selbst, und zwar recht vielen Lesern, überlässt, macht er nur noch auf den Inhalt dieser interessanten Sammlung, hin und wieder mit kurzer Anzeige der Disposition und einigen Erinnerungen, aufmerksam: 1) *Dass die Menschen zur Erkenntniss der Wahrheit kommen müssen, wenn ihnen geholfen werden soll.* Text 1. Tim. 2, 4. Am Weihnachtsfeste. (Ohne weitere Rücksicht auf das Fest.) 2) *Die Furcht vor der Wahrheit.* Text Apostelgesch. 14. 15—18. Am Reformationsfeste. 3) *Dass es uns nicht befremden darf, wenn die Menschheit nur langsam zum Besseren fortschreitet.* Apostelgesch. 1, 6 und 7. An demselben Feste. (Vortrefflich. Wie nahe lag hier der Beweis aus der Geschichte!) 4) *Was im ächt protestantischen Sinne unter der reinen Lehre zu verstehen sey.* 2 Cor. 2. 17. An demselben Feste. a) Die Lehre des Christenthums ist desto reiner, je sorgfältiger wir die Wahrheiten und Aussprüche der Bibel von den menschlichen Zusätzen absondern. b) Je mehr wir uns an den Geist der Bibel halten, ohne am Buchstaben zu hangen. c) Je mehr sie in allen ihren Theilen darauf abzielt und dazu beyträgt, Reinigkeit des Herzens und Wandels zu befördern. Hieraus folgt α) dass nicht alles, was reine Lehre heisst, diesen Namen verdient. β) Dass der Eifer für die reine Lehre die Pflicht der Liebe nicht verletzen, dass er nicht hart, nicht unduldsam, nicht verfolgungssüchtig machen, und die Religion Jesu nicht entehren muss. γ) *Dass unser Wissen nur Stückwerk ist.*— Ohne Erinnerung bestätigt schon diese Disposition vieles, was Rec. oben gesagt. Über den Begriff der reinen Lehre mag Rec. nicht mit Hn. *M.* rechten, gewiss aber war es nicht ganz der der Reformatoren; und wer weiss, wie ihn mancher in 10 Jahren bestimmt. — 5) *Die Pflicht, unseren Geist fortdauernd immer mehr auszubilden.* Text 1 Cor. 14, 20. Am Pfingstfeste. 6) *Das Christenthum als das festeste und sicherste Band zwischen Obrigkeiten und Unterthanen.* Text 1 Petr. 2, 13—27. Bey dem Rathswechsel in Jena 1803. 7) *Die wichtigen Wahrheiten, welche uns die Arndte einprägt.* Text Joh. 4, 35—38. Am Arndtefeste 1803. (Die Wahl des Textes ist nicht die glücklichste. Die Predigt hat für eine solche Gelegenheit zu wenig Schwung.) 8) *Der Tod Jesu, als die Vollendung seines Werks betrachtet.* Text Joh. 19, 30. Am Charfreytage. (In dem exegetischen Theile dieser Predigt dürfte vielleicht auch mancher unbefangene Exeget nicht mit Hn. *M.* übereinstimmen.) 9) *Was ist unsterblich an dem Menschen?* Text 1 Cor. 16, 53. Am Osterfeste. a) Unser moralisches Bewusstseyn, b) unsere moralischen Einsichten und Grundsätze, c) unser moralischer Charakter. Wie unbequem diese Eintheilung sey, beste-

tigt die Ausführung.) 10) *Die unausſprechliche Gröſse Gottes.* Text Pſ. 143, 3. Am Trinitatisfeſte. 11) *Fortſetzung über denſelben Text.* Am Johannisfeſte. (Hier verliert ſich der Vf. ins Dogmatiſche, ja zuweilen ins Spitzfindige, und wir vermiſſen das Praktiſche.) 12) *Über den Verfall der Sitten.* Text Jeſ. 1, 2—5. Am Buſstage. (Ein Wort zu ſeiner Zeit. Trefflich!) 13) *Gerechtigkeit erhöhet ein Volk.* Text Sprich. Sal. 14, 34. Am Buſstage. 14) *Wie viel in Zeiten allgemeiner Noth darauf ankomme, Religion zu haben.* Text Jer. 29, 11 bis 14. Am Buſstage den 6 Dec. 1805. 15) *Der troſtvolle Gedanke: Gott iſt es, der die Welt regiert.* Text Pſ. 119, 52. Am Neujahrstage 1800. 16) *Die Schändlichkeit des Wuchers.* Text 3 B. Moſ. 25, 35 und 36. Kurz nach der groſsen Feuersbrunſt in Kopenhagen gehalten. 17) *Zur Feyer des Friedens.* Text Pſ. 46, 9—11. Am Neujahrstage 1802 in der Petrikirche zu Kopenhagen gehalten. 18) *Daſs das chriſtliche Lehramt auch noch in unſeren Tagen ſeinen Werth behauptet.* Text Ephef. 4, 11—15. Antrittspredigt in Jena gehalten. (Für eine Antrittspredigt, nach unſerem Gefühl, etwas zu kalt.) 19) *Wie wir kirchliche Dankfeſte feyern müſſen, wenn ſie wahre Feſte der Religion für uns werden ſollen.* Text 1 Tim. 2, 1—3. Gehalten in Jena bey der Ankunft des Durchl. Erbprinzen zu Sachſen-Weimar und Eiſennach mit Seiner Gemahlin, Maria Paulowna Groſsfürſtin von Ruſsland. Die Gelegenheit iſt zuweilen benutzt, doch lag noch ein ſehr reicher Stoff in ihr, der unbenutzt geblieben iſt. Ein gleiches gilt von 20) *Daſs es die Liebe iſt, die dem Menſchen ſeinen höchſten Adel giebt.* Text 1 Cor. 13. Gehalten bey dem Kirchgange der Frau Erbprinzeſſin von Sachſen-Weimar und Eiſennach, der in Jena ſehr feyerlich begangen wurde. — rf —

Gotha, b. Ettinger: 1) *Altarreden bey der allgemeinen Beichte, Kinderbeerdigung und Confirmation der Jugend, theils ganz, theils in Auszügen und Entwürfen.* Von *J. K. J. Gipſer*, Prediger zu Teltenborn in der Graffch. Hohenſtein, kön. preuſſ. Antheils. Erſtes Bändchen. 1804. XX und 335 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

2) Stettin, b. Leich: *Beyträge zur Verbreitung eines religiöſen Sinnes in einigen Predigten*, von *J. C. Gaſs*, Feldprediger des kön. preuſſ. Infanterieregiments von Borke und Garniſonpred. in Stettin. Zweyte verbeſſerte und vermehrte Auflage. 1804. 216 S. gr. 8. (16 gr.)

Wenn einmal ſolcher Sammlungen, als in No. 1 abermals eine dem Haufen hülfsbedürftiger Prediger dargeboten wird, immer mehrere erſcheinen ſollen; wenn ſie, wie es den Anſchein hat, noch immer viele Leſer finden, und wenn man die Foderungen an dieſelben nicht gar hoch ſpannen darf: ſo kann Rec. auch die vorliegende des Hn. *Gipſer* mit der Empfehlung anzeigen, daſs ſie nach einem überlegtem Plane mehrere nicht unbrauchbare Beyträge enthalte. Sie liefert *nur* Reden *für beſondere Fälle*, auch will ſie *für ein beſtimmtes Publicum*, nämlich Landgemeinden, arbeiten; und in beider Rückſicht weicht ſie von vielen Sammlungen ähnlichen Schlages rühmlich ab, die gewöhnlich nicht genug Zwecke vereinigen zu können meinen, um ja *Allen Alles* zu ſeyn, wodurch ſie nicht ſelten für den Geſcheuten gar *nichts* oder doch ſehr wenig ſind. — Wir halten die *erſte* Rubrik *„Vorbereitungs- oder Beichtreden“* für die am beſten gearbeitete. Die hier gelieferten Reden vereinigen Intereſſe der Gedanken mit Abwechſelung in der Form: dem Ideengange ſelbſt, der von einer gewiſſen Einförmigkeit nicht frey iſt, wäre mehr innere Mannichfaltigkeit zu wünſchen. — Von minderer Bedeutung ſind die *„Altarreden bey Kinderleichen.“* Dieſe leiden an Trockenheit, zuweilen auch an Unfügſamkeit der Sprache. So klingt gleich das Thema zu der erſten derſelben etwas hölzern: „was der Chriſt *thuet*, um den Verſuchungen zur Kleinmüthigkeit in ſeinen Leiden nicht unterzuliegen.“ Soll durch dieſe und ähnliche Wortfügungen das Gemeine mancher Themen verſteckt werden: ſo iſt dazu mindeſtens nicht der glückliche Weg gewählt worden. — Die *„Confirmationsreden,“* würden vielleicht gewonnen haben, wenn *weniger* an Zahl geliefert wären. Rec. hält gerade dieſe Reden einer vorzüglich ſorgfältigen und gefeilten Ausarbeitung werth. Wir zweifeln, ob damit ſo unverſtändliche Stellen, als die folgende, die faſt nur leeres Wortgeklimper enthält, vereinbar ſind: — „Durch die Hoffnung des ewigen Lebens ſtröhmt die Religion auch Freuden des Himmels in dieſes Leben herab. Welch eine Wonne! Dieſe (?) erhöhet den Geiſt; ſie giebt ihm Stärke zu einem Wohlverhalten, das Berge verſetzt und auf Löwen und Ottern tritt;“ — oder ob ſo unpſychologiſche und unredneriſche Zumuthungen, als: „*ſey* dabey *gerührt*, Chriſt —“ *ſey gerührt*, Menſchenfreund etc. — damit beſtehen können. Auch haben die den Confirmanden vorgelegten *Fragen* zu wenig katechetiſchen Werth. — Die häufigen widerlichen Druckfehler (ſehr oft z. B. iſt *jechlich* anſtatt jeglich gedruckt), verdienen eine beſondere Rüge.

Die in No. 2 mitgetheilten Predigten ſind ebenfalls bey der Abendmahlsfeyer und Confirmation gehalten worden. Aber ein anderer Geiſt und Ton ſpricht daraus hervor. Sie empfehlen ſich zwar nicht durch Neuheit der Anſichten oder der Combination, ſo wenig in den Themen als in der Abhandlung; allein eine edle Wärme in der Darlegung, ein zweckmäſsiger Gebrauch von Bibelſprüchen, eine einfache und andringende Sprache machen ſie ſchätzbar, und eignen ſie beſonders zu einem Andachtsbuch für Chriſten aus dem gebildeteren Mittelſtande. Die Predigten handeln von dem religiöſen Sinn, ſeiner Erweckung und Ernährung, unter verſchiedenen Geſichtspunkten, von der religiöſen Erziehung, von dem Frieden mit uns ſelbſt, von der Reinigkeit (Reinheit) des Herzens, über den kindlichen Sinn etc. — durchaus plan und fruchtbar; doch würden ſie durch noch nähere Anſchlieſsung an die Abendmahlsfeyer oder Confirmation an praktiſchem Intereſſe unfehlbar gewonnen haben. Den *Themen* hätte Rec. hier und da einen kräftigern, und der Ausführung noch beſtimmter angemeſſenen Ausdruck gewünſcht — (ſo heiſst das Thema zur 4 Rede: „die

Religion als eine Angelegenheit des häuslichen Lebens," und dabey wird unerwartet disponirt: 1) was es heiſse, die Religion zu einer häuslichen Angelegenheit machen, 2) wie wichtig und wohlthätig es für ein Haus werden müſſe, in welchem dieſs geſchieht —); auch hätten wir in den Redeformen und Wendungen gern mehr Mannichfaltigkeit geſehen. Die Redeart — „der Sinn dafür wird *jedem aufgehen*, das Gefühl *geht* in uns *auf*," u. a. die nicht einmal correct iſt, wird ungemein oft in dieſen Reden wiederholt. — Daſs übrigens dieſe *Gaſſiſchen* Predigten, wie ſie es verdienen, ihr Publicum gefunden haben, beweiſst der nöthig gewordene neue und verbeſſerte Abdruck. Die frühere Auflage enthielt nur die *ſieben* erſten Vorträge; in der gegenwärtigen ſind noch *drey* hinzugekommen. NA.

1) Leipzig, b. Hartknoch: *Ausführlichere Predigtentwürfe über gewöhnliche ſonntägige und über freye Texte*, von Dr. *Johann Georg Auguſt Hacker*, kurſächſ. Hofprediger. 2 Sammlung. 1805. 215 S. gr. 8. (18 gr.)

2) Nürnberg, b. Schneider u. Weigel: *Neues Magazin vorzüglicher Predigten, welche bey beſondern Vorfällen, von noch lebenden Gottesgelehrten ſind gehalten worden, und jetzo gröſstentheils zum erſtenmal im Druck erſcheinen.* Erſter Theil. Neue Auflage. 1804. 198 S. kl. 8. (12 gr.)

No. 1. Stehen gleich dieſe Entwürfe den Reinhardſchen Auszügen und Predigten an Neuheit der Erfindung, an Fülle der Gedanken, an Energie und Schönheit des Vortrags, und an ſtrenger Genauigkeit in der Anordnung, nach: ſo ſind ſie doch im Ganzen ſehr zweckmäſsig und erbaulich, und können denen, welche die ſtarke Speiſe jenes Meiſters in der Kanzelberedſamkeit nicht vertragen können, genieſsbarer und nahrungsreicher werden; zumal da die Ausſprüche der Bibel häufig und zweckmäſsig darin benutzt worden ſind. Hin und wieder kommen, den Sinn entſtellende Druckfehler vor, die der aufmerkſame Leſer aber leicht verbeſſern wird.

No. 2 iſt eine Fortſetzung des Repertoriums von guten Caſual-Predigten und Reden, und enthält gröſstentheils ſchon gedruckte Predigten, von *Leſs*, *Reinhard*, *Teller*, *Lange* u. a. m. deren Arbeiten, nach ihrem inneren Gehalte, hinreichend bekannt ſind. Die neu hinzugekommenen zeichnen ſich weder durch Inhalt noch Form aus. Nach dem Dafürhalten des Rec. dürfte dieſes neue Magazin gar nicht angelegt werden; denn für die Armen am Geiſte iſt ſattſam geſorgt. Wie der erſte Theil gleichwohl eine neue Auflage hat erleben können, iſt uns unbegreiflich. B — G.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erbauungsschriften. *Dresden u. Leipzig*, b. Hartknoch: *Predigt am Tage Johannis des Täufers*, im Jahre 1806. gehalten und auf Veranlaſsung dem Druck übergeben von Dr. *Franz Volkmar Reinhard*, kurſächſ. Oberhofpr. und Kirchenrath. 1806. 32 S. gr. 8. (3 gr.) *Einige treffende Blicke auf die groſsen Weltbegebenheiten*, auf Veränderungen die das Schickſal ganzer Völker betreffen, und einen Einfluſs auf den Zuſtand unſers ganzen Geſchlechts haben. Sie zeigen uns: 1) einen Gott *der laſterhafte Völker züchtigt; unterdrückende zu rechter Zeit demüthigt*; ſchon hier *ſich beſſernde ſegnet*, und ſo *einen alles vergeltenden Gott*. 2) Einen Gott, der *bald Hinderniſſe eines glücklichen Fortſchritts im Guten hebt; bald Hülfsmittel deſſelben an die Hand giebt; bald mehr Zuſammenhang unter den Völkern der Erde knüpft*; alſo *einen immer weiter führenden Gott*. 3) *Das Wirken Gottes durch die Sache Chriſti*; denn *dadurch ſichert Gott ja den heiligſten Wahrheiten eine unvergängliche Dauer; erhält das ſittliche Gefühl in einer immer währenden Regſamkeit; und hat der Menſchheit ein Mittel der Bildung und des Fortſchritts gewährt, bey welchem ſie nie wieder zurückſinken kann.* — Dieſs iſt der Inhalt dieſer merkwürdigen Predigt, die, mehr wie manche andere, ein Wort zu ſeiner Zeit genannt zu werden verdient; ein kraftvolles Wort, kraftvoll ausgeſprochen; ein güldener Apfel in ſilberner Schaale. Mit trefflicher Benutzung des epiſtoliſchen Textes und mit Beweiſen aus der Geſchichte unterſtützt, iſt alles, behutſam und weiſe, auf die gegenwärtigen Zeitumſtände, zur Beruhigung und zum Troſt der Zeitgenoſſen, angewendet. Ob ſolche hiſtoriſche Materien auf die Kanzel gehören? Dieſe Frage, jetzt wieder aufgeworfen, iſt längſt ſchon von gewichtigen Männern, theoretiſch und praktiſch, und, wie uns dünkt, mit groſsem Recht, bejahet worden. Was ſich für die Kanzel eigene oder nicht, kann hier nicht erörtert werden; nur ſo viel erlaubt ſich Rec. zu ſagen, ohne dadurch denen das Wort zu reden, die ökonomiſche naturhiſtoriſche etc. Abhandlungen Predigten nennen: daſs der Kanzelberedſamkeit ein weit gröſseres Feld ſich darbiete, als mancher, der nur immer von Gottes Wort im engſten Sinne ſpricht, glaubt; daſs, auch ſchon auf den Zeitgeiſt, in Betreff des Cultus, Rückſicht genommen, Prediger ſich's jetzt beſonders angelegen ſeyn laſſen müſſen, auf alle, mit der Würde einer Predigt und der Gottes-Verehrung überhaupt nicht ſtreitende Weiſe, ihren Vorträgen Reiz und Anziehendes zu geben, und auch ſcheinbar der Kanzel heterogene Gegenſtände bibliſch-chriſtlich darzuſtellen. Und namentlich die hiſtoriſchen Predigten über Welt- und Ländergeſchichte, wozu denn natürlich auch die Zeitbegebenheiten gehören, geben dem geſchickten Prediger vortreffliche Gelegenheit, auf eine äuſserſt intereſſante Weiſe, zu belehren, zu warnen, zu tröſten; auch lehrt's die Erfahrung, daſs ſolche Predigten mit beſonders offenem Ohr angehört werden. Aber eine andere Frage iſt es: War es *jetzt* und auf *dem Standpunkte des Verfaſſers* ſchicklich, dieſe Materie zur Sprache zu bringen? Wir halten dafür, nicht allein ſchicklich ſondern auch nothwendig. Führten die Propheten d. A. T., führten Luther und Andere in gefahrvollen Zeiten nicht eben ſolche Sprache und muſsten ſie führen? Wer ſoll denn jetzt reden, wenn Männer, die das ſind, was der Vf. iſt, nicht reden ſollen? Jeder deutſche Mann von *Reinhards* Geiſt beſeelt, und in Verhältniſſen wie er, Prediger oder nicht, ſollte jetzt ſeine Stimme muthvoll erheben, um ſo männlich und herzerhebend zu ſprechen, wie dieſer *Mann* geſprochen hat. Es kommt aber alles darauf an, *wie* geſprochen wird: man leſe die in Frage ſtehende Predigt, und jeder Unpartheyiſche wird dem würdigen Vf. auch nicht den mindeſten Vorwurf machen können. Aber die Folgen? — Darüber abzuſprechen iſt nicht in unſerer Gewalt; und was dürfen uns die Folgen kümmern, wenn die Pflicht gebeut? Rec. lebt ſelbſt in Kurſachſen, und weiſs, welche allarmirende Gerüchte in Kurſachſen über dieſe Predigt herumgegangen. Doch unter der ſchützenden Ägide unſeres, wir können es mit gegründetem Stolze ſagen, weiſen und gerechten Fürſten, iſt der freymüthige Mann, wenn er ein vernünftiger und guter Mann iſt, ſehr ſicher. — Uns nun noch auf eine genauere Beurtheilung dieſer Predigt einzulaſſen, verbietet der Raum; iſt auch wohl ſehr überflüſſig, da ſie in allen Händen iſt, und gewiſs die Hochachtung für ihren Vf. aufs neue begründet hat. Nur ſo viel ſey uns vergönnt zu bemerken, daſs wir den 3 Theil für den ſchwächſten halten, und einige Aeuſserungen des Vf. nicht unbedingt unterſchreiben können: z. B. die S. 12. — Wir erinnern hier nur an das unglückliche Hannover, auf welches doch Vieles von dem dort ſo allgemein Geſagten nicht anwendbar iſt. J. J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 24 SEPTEMBER, 1806.

LITERATURGESCHICHTE.

HAMBURG, b. Bohn: *Joannis Alberti Fabricii*, Theolog. D. et Prof. publ. Hamburg., *Bibliotheca Graeca, sive notitia scriptorum veterum graecorum, quorumcunque monumenta integra aut fragmenta edita exstant, tum plerorumque e MSS. ac deperditis ab auctore tertium recognita et plurimis locis aucta.* Editio quarta, variorum curis emendatior atque auctior, curante *Gottlieb Christophoro Harles*, Cons. aul. et P. P. O. in Universitate liter. Erlang. Accedunt b. *J. A. Fabricii* et *Christoph. Augusti Heumanni* supplementa inedita. Volumen III. 1793. XIV u. 844 S. Vol. IV. 1795. XVI u. 895 S. Vol. V. 1796. XVIII u. 800 S. Vol. VI. 1798. XVI u. 822 S. Vol. VII. 1801. XXIII u. 804 S. Vol. VIII. 1802. XIV u. 700 S. Vol. IX. 1804. XIV u. 762 S. gr. 4.

Wir knüpfen hier den Faden wieder an, welcher von einem bekannten Gelehrten mit so vieler Kunst und Fertigkeit zuerst in der alten A. L. Z. 1794 Nr. 112 ff. und sodann in dem *Allg. Liter. Anzeiger* 1796 Nr. 42 ff. angesponnen, aber auch schon bey dem zweyten Vol. abgeschnitten, oder vielmehr abgerissen worden war. So vollständig, und mit so vieler Einsicht, als in den beiden genannten von Einem Vf. herrührenden Recensionen ist dieses grosse Literaturwerk seit 1796 nirgends angezeigt und beurtheilt worden: die gelehrten Institute schwiegen seit dieser Zeit entweder ganz davon, oder sie fertigten es mit wenigen Bemerkungen und Zusätzen in der Stille ab, indess andere weit unbedeutendere Werke ausführlich gewürdigt und laut gepriesen wurden. Es ist daher zu hoffen, dass eine etwas genauere Würdigung der neuen Ausgabe der *Bibl. Gr.* denen, die ihre Vorzüge und Mängel noch nicht selbst durch wiederholten Gebrauch haben kennen lernen, nicht ganz unangenehm seyn werde, und dass Rec., ohne selbst auf Dank Anspruch zu machen, sowohl dem Herausgeber, als auch dem Verleger mehrere dankbare Freunde, als sie sich bisher zu erfreuen gehabt haben, erwerben werde.

Es war gewiss kein kleines Unternehmen, welches Hr. *H.* 1790 muthig begonnen, und ununterbrochen mit bewunderungswürdiger Beharrlichkeit bis 1804 fortgesetzt hat. So ein Werk, wie *Fabricii Bibl. Gr.* ist, allein umzuarbeiten, und alles Neue, was seit fast einem Jahrhunderte entdeckt worden war, aufzusammeln und in demselben nachzutragen, das Alte aber mit dem Neuen weislich und künstlich zu verweben, ohne dass das eine von dem anderen gedrängt, oder gar verdrängt werde, ist eine mit ganz eigenen Schwierigkeiten belastete Sache, die nur durch unermüdete Geduld und einem grossen Zeitaufwand bewältiget werden kann. Es ist fast unmöglich, dass ein einziger Mann bey einem Werke von solchem Umfang und von solcher Mannichfaltigkeit allein alles mit einer genügenden Vollkommenheit und Vollständigkeit zu liefern fähig sey, wenn ihm auch alle literarischen Quellen reichlich fliessen sollten, welche aber Hn. *Harles* nicht immer flossen. Denn wie viel Vermögen und Umsicht, wie viele Kraft wird erfodert, alles genau aufzufassen, und an seinen Ort hinzuleiten! Hiezu kömmt noch, dass der Herausgeber eines solchen Werkes, sich allein überlassen, Vieles da, wo er es suchet, nicht findet, und da zu suchen nicht ahnet, wo es zu finden ist: und, wenn er nun so glücklich gewesen ist, es aufgefunden zu haben, so drängen ihn neue Sorgen, das Wichtige von dem Unwichtigen, das Wahre von dem Falschen zu sondern, und es dann bequem unterzubringen. Die Kritik muss daher billig seyn, und nicht alles mit der grössten Strenge fodern oder rügen, besonders bey der so anspruchlosen Bescheidenheit des Herausgebers, die jede Erinnerung und Nachhülfe dankbar anerkennt, und sich nicht das Geringste, auch nicht einmal eine unbedeutende Notiz *Heumanns*, anzumassen wagt. Wäre Hr. *H.* immer von mehreren gelehrten Literatoren so unterstützt worden, als in den ersten Bänden von einigen geschehen ist: so würde das Werk ohne Zweifel eine ganz andere Gestalt gewonnen haben. Aber so liessen ihn viele, auch sogar die Steuer und Ruder in Händen hatten, auf dem unübersehbaren Ocean allein sich herumtreiben: und doch ist er dem Hafen immer näher gekommen, und wird, wie Rec. wünscht und hofft, bald glücklich in denselben einlaufen.

Von Seiten des Fleisses, um dieses Werk wo nicht vollkommen, doch vollkommener, als es war, zu machen, und den erweiterten Kenntnissen unseres Zeitalters gemässer einzurichten, hat es der Vf. gewiss an nichts fehlen lassen. Ob er wohl den ganzen Plan der Originalausgabe nicht abgeändert hat, noch auch ohne Umschaffung des ganzen Werks abändern konnte: so hat er es doch versucht, nicht nur einzelne Schriftsteller in den ersten VI Vol. nach *Saxii Onomast. litter.* chronologischer zu ordnen (s. Vol. III. *Xenophon. Alexander, Plato, Aristoteles, Theophrastus,* und die Catalogi der verschiedenen philosophischen Secten: Vol. IV. *Eudoxus, Aratus, Euclides, Apoll. Rhodius, Polybius, Onosander, Nicander, Diod. Siculus, Dionys.*

Halicarnass. und *Anthologia:* Vol. V. *M. Aurel. Antoninus. Philostrati. Athenaeus. Nicomachus Geras.* Vol. VI. *Apollon. Dyscolus, Constant. M., Julianus, Libanius* und *Themistius*); sondern auch mehrere, welche einerley wissenschaftliche Gegenstände behandeln, und in mehreren Bänden zerstreut waren, als: die Grammatiker und Lexikographen Vol. VI, und die Erotiker Vol. VIII, ohne Rücksicht auf Chronologie in Einem Bande und an Einem Orte zusammen zu stellen. Einzelne Aufsätze, welche zu *Fabricii* Zeiten ein allgemein literarisches Interesse hatten, oder noch *Anecdota* waren, hat Hr. *H.* weggeschnitten, weil sie nun entweder in neueren Ausgaben der sämmtlichen Werke der Autoren aufgenommen, oder auch einzeln herausgegeben worden waren, oder auch ganz fremdartige Dinge enthielten, (als: Vol. VI. *catalog. Scriptt. de veritate religionis Christ.* Vol. VII. *Allatii diatribae variae, Psellus de omnigena doctrina:* Vol. VIII. *index metaphrasium Psalmorum non graecarum*), oder auch sehr mangelhaft waren, wie im Vol. V. *catalogus scriptt. ab Athenaeo laudatorum:* andere, die auch noch nicht in anderen Büchern abgedruckt zu finden, und doch des Aufbewahrens werth sind, hat er in einem Supplementbande nachzuliefern sich vorbehalten. Bisweilen hat er auch einige Abschnitte, wo *F.* mit seinen Nachrichten zu freygebig, und eben dadurch zu weitläufig war, abgekürzt, als Vol. V. p. 119 *de scriptt. recentioribus proverbiorum.* Was er aber der Originalausgabe genommen hat, das hat er ihr in seiner Ausgabe auf vielerley Art zu ersetzen gesucht. Eingeschaltet sind grösere Artikel: Vol. III. *Sturzii Indices scriptt. in opp. Platonis et Aristotelis laudatorum: Variae lectt. Cod. Lips. Xenophanis. Zenonis ac Gorgiae: Siebenkees Supplement. de Codd. Rom. Theophrasti:* Vol. IV. p. 500—536 *Index epigrammatum alphabeticus:* p. 632 ff. *Notae in Stephani Byz.* Ἐθνικά: Vol. V. p. 59 bis 124 ein vollständiger *catalogus Lampriae de scriptis Plutarchi e Cod. Veneto:* p. 774—800 *catalog. MSS. gr. biblioth. regiae Neapolit. et bibl. Augustinensium S. Joannis ad Carbonariam.* Doch weit mehr leuchtet der unermüdete Fleiss des Herausg. bey kleineren Ergänzungen und Berichtigungen hervor. Nicht leicht ist eine ganze Rubrik, ja selten ein kleinerer Abschnitt, der seiner ergänzenden und berichtigenden Hand nicht etwas zu verdanken haben sollte. Die Übersetzungen in verschiedenen Sprachen, obgleich nicht alle, aber doch vorzüglich diejenigen, welche mit historischen oder kritischen Noten versehen sind, hat er sorgfältig eingetragen, und die Handschriften, welche die ältere Ausgabe noch nicht hatte, zum Theil auch noch nicht haben konnte, aus den Verzeichnissen grosser und kleiner Bibliotheken, und aus den neueren Ausgaben vorgesetzten Einleitungen ausgezeichnet. Kleinere literar-historische Zusätze hat er theils dem Texte eingewebt, und gewöhnlich mit [ ] von dem Fabr. Texte, bisweilen auch nicht abgesondert, grösere aber in den untergesetzten Erläuterungen oder auch in *Epimetris* nachgetragen. In den Verzeichnissen der Ausgaben sind sowohl die fehlenden der älteren Ausgabe nachgeholt, als die nach *Fabricius* herausgekommenen bis auf die Zeit, wo jeder Band erschien, sorgfältig hinzugesetzt worden. Bisweilen sind auch die Titel wichtiger Ausgaben, besonders, wenn sie verstümmelt und abgekürzt den Inhalt unkenntlich machten, ganz abgedruckt worden. Die *testimonia* und *elogia scriptt. veterum* haben überall Vermehrungen erhalten. Einige Indices von Autoren, welche Schriftsteller oder ihre Scholiasten citiren, sind auch nach neueren Ausgaben vermehrt und berichtiget worden, z. B. bey *Josephus, Diod. Siculus, Plutarchus, Aelianus, Longinus, Erotianus, Suidas, Eusebii Praep. Evang., Nemesius, Basilius, Stobaeus, Maximus, Jo. Damascenus.* Alles was nur in grössern und kleinern akademischen und Schulschriften, auch sogar in gelehrten Zeitungen und Bibliotheken zerstreut war, hat der Herausg. zusammengetragen und prüfend vertheilt. Vorzüglich bemerkt man, dass grössere historische, kritische und literarische Einleitungen, welche neuern Ausgaben vorgesetzt waren, fleissig benutzt worden sind, als: Vol. III bey Plato und Theophrastus *Fischer*, bey Aristoteles *Buhle*: Vol. IV bey Aratus *Buhle*, bey Apollodorus *Heyne*, bey Polybius *Schweighäuser:* Vol. V bey Appianus ebenderselbe. Vol. VI bey Hesychius, *Alberti*, bey Suidas, *Küster*. Vol. IX bey Basilius, *Garnier* und bey Stobaeus, *Heeren*. Wie viele und wichtige Bereicherungen würde die *Bibl. Gr.* erhalten haben, wenn alle Editoren die Literärgeschichte ihrer Autoren so genau und vollständig, wie die nur genannten, bearbeitet hätten! Auch die Homonymien sind in allen Bänden vermehrt worden. Viele vage und unbestimmte, auch ganz unrichtige Citationen, die sich *Fabricius* oder vielmehr sein Zeitalter hatte zu Schulden kommen lassen, hat der Herausg., soviel er konnte, aus ältern, ja bisweilen auch aus den neuesten und besten Ausgaben berichtiget. Da *Fabricius*, um die Schriftsteller nicht nur nach der Zeitfolge, sondern auch einigermassen nach den Wissenschaften zu ordnen, sehr oft von vielen einzelne Notizen in verschiedene Bände vertheilt hatte: so hat sie Hr. *H.* bisweilen, von *Damascius Syrus* Vol. III. p. 484 u. a. a. O. m. zusammengetragen und bequemer geordnet. Auch kleinere Bemerkungen sind aus ihren alten Stellen ausgehoben, und in bequemere und schicklichere versetzt worden, wie: Vol. III. p. 72. Z. 21 ält. Ausg. *notae Mureti* etc., welche Worte in der neuen Ausgabe p. 6 weggelassen, und p. 23. Z. 1 wieder aufgenommen worden sind. Ist *Fabricius* irgendwo auf einen Ab- oder Irrweg gerathen, so wird er auf den rechten Weg zurückgeführt: s. Vol. III. p. 2. Not. e) Vol. VI. p. 171. v) und p. 320 Not. 3) u. a. a. O. In den letztern Bänden sind auch, um nichts zur Verbesserung der *Bibl. Gr.* unbenutzt zu lassen, bey den Verzeichnissen der Ausgaben die *Panzer. Annal. typogr.* sorgfältig zu Rathe gezogen worden. Und das alles, also weit mehr, als in dem *Programma de nova Bibl. Gr. Fabr. editione adornanda* versprochen war, hat die *Bibl. Gr.* Hn. *H.* fast allein zu verdanken.

Aber bey der strengsten Gerechtigkeit, die Rec. den Verdiensten des Herausgebers um die *Bibl. Gr.* widerfahren lässt, fühlt er sich doch auch gedrungen zu

behaupten, dafs fie noch gröfser und glänzender feyn könnten. Denn 1) den Vorwurf der Planlofigkeit wird Hr. *H.* nicht ganz von fich abzulehnen vermögen, ob er fchon das Werk felbft nicht planlofer, als es war, gemacht, ja vielmehr in einigen Artikeln Planmäfsigkeit einzuführen verfucht hat. Die gröfste Schuld trägt freylich *Fabricius*. Aber das ganze alte Gebäude, welches *F.* nach und nach aufgeführt hat, ohne vielleicht vorher einen feften Rifs davon entworfen zu haben, lag doch vor den Augen des neuen Baumeifters da; er konnte die Fehler, fowohl des Gebäudes felbft, als der Zeit, in welcher es errichtet worden war, leichter überfehen, und alfo auch leichter abändern, als der erfte Erbauer. Sollte nun Einheit und Harmonie in das alte Gebäude gebracht werden, fo mufste es freylich niedergeriffen werden, und ein neues aus den alten noch meiftentheils brauchbaren Materialien hervorgehen. Das wollte Hr. *H.* und viele feiner Freunde nicht; das alte unregelmäfsige Gebäude blieb ftehen, wurde nur hin und wieder ausgebeffert, verengert oder erweitert, und die Flecken, welche durch das Alter immer fichtbarer wurden, mehr vertüncht, als vertilgt. Beffer wäre es gewefen, wenn Hr. *H.*, da er das Ganze nicht nach einem feftern chronologifchen oder wiffenfchaftlichen Plan umzuändern wagte, es unabgeändert hätte ftehen laffen. Denn fo wie es war, und auch noch jetzt ift, obgleich einige Materien mehr geordnet find, ift es weder ein rein-chronologifches, noch ein reinwiffenfchaftliches Literaturwerk. Wagte er es aber einige Materien beffer nach den Wiffenfchaften, und einzelne Schriftfteller mehr nach der Chronologie zu ordnen, ohne dem alten Gebäude zu fchaden, warum nicht alle? Verdienten es etwa die Hiftoriker, die Ärzte, die Geographen und Redner weniger, welche diefe VII Vol. enthalten, als die Erotiker, Grammatiker, Lexikographen, *Scriptt. Ecclefiaftici* und andere, welche fchon die ältere Ausgabe zufammengeftellt hatte? So fteht Xenophon im III Vol; Dio Caffius, Polybius, Diod. Siculus und Dionyf. Halicarn. im V; Arrianus und Appianus im VI; und Herodianus, blofs des Namens wegen, den er mit dem *Ael. Herodianus Grammat.* gemein hat, in eben diefem Vol. mitten unter den Grammatikern und Lexikographen, fo wie vorher Dio Caffius im V Vol. aus derfelben Urfache in die Nachbarfchaft des Dio Chryföft. gefetzt worden war. Vielleicht konnte es auch nach einer richtigern Überficht des Ganzen eingerichtet werden, dafs die *Scriptt. rerum Byzant.* alle in Einen Band zufammengetragen wurden, anftatt dafs fie nun der VII und VIII von einander trennt. Den Diofcorides, Aretaeus und Rufus Ephefius findet man im IV, den Galenus im V, und den Aëtius im IX Bande der Homonymie wegen neben dem Ketzer Aëtius. Konnte ferner nicht Ptolemaeus, welcher erft im V Vol. feinen chronologifchen Platz gefunden hat, zugleich mit *Strabo* und den übrigen kleinern Geographen in das IV Vol. aufgenommen werden? Auch die Redner, welche doch im II Vol. ihren eigenen Platz beyfammen angewiefen erhalten hatten, find nun in mehrere Voll. zerftreut, und fogar dann, wenn fie in einem Bande ftehen, nicht vereinigt worden. Dio Chryfoft. findet fich im V Vol. Polemo, Herodes Atticus, Ariftides, Adrianus, Himerius ftehen, obgleich fie zu verfchiedenen Zeiten gelebt haben, im Anfange des VI Vol. beyfammen, Libanius aber und Themiftius, Zeitgenoffen des Himerius, am Ende diefes Vol.: konnten denn diefe nicht auch in diefem Bande alle zufammen geftellet werden? Choricius ift an das Ende des IX Vol. verwiefen. An Zufammenftellung der Dichter nach ihren verfchiedenen Dichtungsarten, fowie etwa die Erotiker, welche doch auch nicht zu einer Zeit lebten, zufammen geordnet worden find, hat weder *Fabr.* noch *Harl.* gedacht. Doch dafs Hr. *H.* das Äufsere des ganzen ehrwürdigen Gebäudes nicht zerftört hat, werden ihm die meiften Literatoren verzeihen, und die, welche an die alte Localunordnung gewöhnt find, werden es fogar billigen; aber follten nicht 2) Alle wünfchen, dafs das Innere ganz umgebauet worden wäre? Wie viel würde das ganze Werk an Kürze, an Beftimmtheit und Richtigkeit gewonnen haben, wie viele unnöthige Wiederholungen und Einfchaltungen, und fogar wie viele Mühe würde fich der Vf. erfpart haben, wenn er, wie feine gelehrten Mitarbeiter, *Ackermann*, *Oberthür* und *Eichftädt*, jeden Artikel nicht über — fondern ganz umgearbeitet, und die alten brauchbaren Materialien mit den neueren verwebt und ununterbrochen zufammengereihet hätte! Gewifs würde er nicht fo oft in Verlegenheit gekommen feyn, um feine Materialien bequem unterzubringen, und fich noch öfter gedrungen gefühlt haben, alte Materialien, welche durch die Zeit unbrauchbar geworden waren, dem alten Gebäude zu überlaffen. Aber nur einmal hat er es im V Vol. S. 725 ff. bey Porphyrius verfucht. Hätte er es in allen Rubriken gethan, fo befäfsen wir nun eine *Bibl. Gr.*, deren Verbefferung nicht nur nach ihren vermehrten Blättern, fondern auch nach ihrem ächten Inhalte gewürdigt werden könnte. — 3) Da fchon *Fabricius* Zeitordnung mit Sachenordnung, obgleich nicht durchaus, doch bey vielen Artikeln vereinigt hatte: fo fah fich der neue Editor gedrungen, da er einmal den ganzen Plan nicht umändern wollte, diefe Einrichtung beyzubehalten. Aber eben dadurch, weit von einem und ebendemfelben Schriftfteller, wenn er verfchiedene wiffenfchaftliche Fächer bearbeitet hatte, an verfchiedenen Orten und in verfchiedenen Bänden gehandelt werden mufste, konnte auch die ftrengfte Aufmerkfamkeit beider Vff. öftere Wiederholungen einer und derfelben Sache kaum vermeiden. Man vergleiche nur einige Rubriken, welche durch mehrere Bände vertheilt find, als: Heraclides Ponticus, Demetrius Phalereus, Pofidippus Comicus, Proclus, Jul. Africanus, Thecla, Clem. Romanus, Zonaras, Theophylactus, Amphilochius, Antifthenes u. a. m.: fo wird man diefe Unordnung und Ungleichheit faft überall beftätigt finden. Hätte der neue Editor mehr über fich und feinen Plan, wenn er fich wirklich einen vorgezeichnet hatte, gewacht, fo würde auch von diefer Seite das Werk mehr Kürze und Gleichmäfsigkeit erhalten haben: er würde die Nachrichten über das Leben jedes Schriftftellers da, wo zuerft von ihm

gesprochen wurde, eingetragen haben, wenn es auch *Fabr.* zu thun verabsäumt hatte; er würde das, was *Fabr.* nachgetragen hatte, z. B. bey Barnabas Vol. VII. p. 6. Amphilochius Vol. IX. p. 4 nicht wieder nach, sondern zurückgetragen, noch viel weniger selbst wieder Nachträge geliefert haben, wie bey Julius Afr. Vol. VII. p. 288; er würde Ausgaben, die schon in frühern Bänden, z. B. Vol. I. p. 702 bey Theophylactus, nicht Vol. VII. p. 587 wieder mit *Fabr.* aufgeführt haben; mit einem Worte, er würde, wie er es bey einigen Rubriken versucht hat, die zerstreuten Nachrichten mit mehrerer Sorgfalt zusammengetragen, strenger vertheilt und geordnet haben. — 4) Um mehr Einheit und Ordnung in das alte Chaos zu bringen, wenn dadurch auch bloss das Nachschlagen erleichtert worden wäre, hätte Hr. *H.* auch der Mühe sich nicht entziehen sollen, bey jedem Schriftsteller den Handschriften, den Ausgaben, den *Deperditis*, den Homonymien und den Erläuterungsschriften einen festen und bestimmten Platz anzuweisen. Aber so stehen die Handschriften bald vor den Ausgaben, welches eigentlich der schicklichste Ort ist, wie Vol. III bey Theophrastus und Aristoxenus, bald nach denselben wie Vol. III bey Lycophron, Theocritus und Callimachus, Vol. VIII bey *Euseb. Demonstr. Evang.* p. 345; bald in den Noten unter dem Texte, Vol. III. p. 215 bey Aristoteles; bald alle und zwar meistentheils beysammen, bald wieder bey jeder Schrift und Ausgabe, Vol. III bey Xenophon und Plato, Vol. V bey Galenus, Vol. VIII bey Epiphanius, Vol. IX bey Basilius: welche Vertheilung verzeihlich seyn würde, wenn in dem Hauptverzeichnisse nur immer diejenigen Manuscripte, die sämmtliche Schriften enthalten, aufgeführt, und die einzelnen auch jeder einzelnen Schrift beygesetzt worden wären. Eben diese Unbeständigkeit herrscht bey den Verzeichnissen der Ausgaben. So werden zwar gewöhnlich die Ausgaben einzelner Schriften der Autoren beygesetzt; bey anderen aber, wie Vol. V bey Plutarchus, alle einzelnen Bücher ohne Ausgaben aufgezählt, und die Ausgaben derselben erst nachher bey dem Hauptverzeichnisse derselben angegeben: meistentheils stehen die Schriften der Autoren vor den Ausgaben, aber bisweilen auch nach denselben, als: Vol. VIII bey Athanasius, Epiphanius, Greg. Nazianz. Vol. IX bey Basilius, Gregor. Nyssen, Cyrillus und Proclus Constantinop. Den *Editt. graecis* folgen gemeiniglich die *Graeco-latinae*, und dann die lateinischen Versionen; aber doch ist auch diese Ordnung nicht immer streng beobachtet worden. Denn Vol. VII bey *Euseb. Hist. Eccl.* p. 316. 364 u. a. O. ist die lateinische Übersetzung den *Editt. graec.* vorgesetzt, und bisweilen den *Graecis* beygemischt, wie Vol. III bey Callimachus. Auch die *Deperdita* haben nirgends einen bestimmten Platz. Bald findet man sie nach den noch erhaltenen Schriften vor den Ausgaben, als: Vol. III bey Xenophon, Plato: Vol. IV bey Apoll. Rhodius, Nicander, Philo Judaeus: Vol. V bey Arrianus, Plutarchus, Appianus und Pausanias: bald nach den Ausgaben Vol. III bey Theophrastus: Vol. IV bey Euclides, Aratus, Archimedes, Polybius, Dionys. Halicarn. Strabo: Vol. V bey Dio Chrysostomus, Ptolemaeus, Polyaenus, und so auch in den folgenden Bänden. Die Homonymien machen gemeiniglich besondere Rubriken, und stehen bald zuletzt nach den Verzeichnissen der Schriften und ihrer Ausgaben, wie Vol. III bey Lycophron, Theocritus, Bion, Moschus, Callimachus: Vol. IV bey Apoll. Rhodius, Polybius, Diod. Siculus, Dionys. Halic. Strabo und Philo: bald nach dem Lebensnachrichten des Autors, Vol. III bey Plato: Vol. VIII bey Athanasius und Epiphanius: Vol. IX bey Basilius; aber sehr oft sind sie auch in die unter dem Texte gesetzten Noten verwiesen, wie Vol. IV bey Euclides: Vol. V bey Arrianus, Pausanias, Polyaenus, Athenaeus, Aelianus und Palemon. Auch bey den Erläuterungsschriften, welche in der neuen Ausgabe sehr vermehrt sind, hat sich der Editor an keine festen Regeln gebunden. Bisweilen giebt er mehrere, als vielleicht nöthig ist, bisweilen wenige oder gar keine, und verweiset auf seine *Introduct. in Hist. ling. gr.*; oft setzt er sie hin, ohne etwas von ihrem Inhalte beyzufügen, oft aber breitet er sich zu ausführlich über ihren Inhalt aus, als: Vol. V. p. 751 Not. c) welchen er nur kurz hätte andeuten sollen. *Oberthür* führt dieselben, um sie gleich auffinden zu können, Vol. V bey Josephus nach dem Alphabet auf. Möchte doch der Editor diesem Beyspiele gefolgt seyn, oder, noch besser, sie nach der Chronologie geordnet haben! — 5) So sehr auch Hr. *H.* sich bemüht hat, die *Indices* der Autoren, welche in Schriftstellern und ihren Scholiasten citirt werden, zu ergänzen und zu berichtigen: so sehr vermisst die Kritik auch hier noch Genauigkeit und Gleichförmigkeit. Er hat zwar einige aus neueren Ausgaben abdrucken lassen, aber nicht aufs neue durchgesehen, vermehrt und verbessert. Rec. hat z. B. bey den Scholiasten Theokrits die Stellen verglichen, wo Vol. III. p. 799 Homer allegirt wird, und gefunden, dass bey I. 12 und 103 des Homers gar nicht, und bey VII nicht 99 sondern 69 erwähnt wird. Es fehlen auch bey dieser Rubrik I. 58. III. 14. 18. 21. V. 103. VII. 30. 43. 65. 155. VIII. 49. XIII. 6. XV. 64. Auch bey Diog. Laert. Vol. V. p. 579 und Plutarch. V. p. 227 vermisst man viele Schriftsteller. Entschuldigen kann das nicht ganz, was Hr. *H.* Vol. VII. p. 135 Not. a) sagt: *in praesenti non vacat, ad meliorem conficiendum indicem, totum perlegere Clement. Alexandr. quod officium futuro editori relinquere cogor*, und Vol. IX. p. 236 Not. ff) *qui (index) Aëtii ex futura Weigelii edit. augeri poterit*: auch nicht, dass er den alten unvollständigen Index bey Athenaeus ganz weggelassen hat. Denn was er nicht selbst thun wollte, noch wegen seiner vielen Geschäfte thun konnte, konnte er das nicht durch andere, besonders durch einige junge Philologen, die er in seinem *Seminario philologico* bildet, besorgen lassen? Und wie gross ist noch die Anzahl der Schriftsteller, sowohl grosser als kleiner, welchen in dieser neuen, sowie in der alten Ausgabe gar keine Indices beygefügt sind! Warum gab er den Index über Stobaeus nicht, wie ihn *Heeren* gegeben hatte? etwa, wie er Vol. IX. p. 603 Not. xx) sagt: *ne tempore chartaque abutar?* aber warum schonte er denn im Vol. VI bey Suidas das Papier nicht, dessen Indices fast 200 Seiten anfüllen?

(Die Fortsetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 25 SEPTEMBER 1806.

LITERATURGESCHICHTE.

Fortsetzung der Recension von Fabricii Bibl. Graec. ed. Harles. Vol. III — IX.

6) Auch über die Homonymien möchte nicht weniger zu erinnern seyn. Obgleich ihre Anzahl von dem Editor überall vermehrt worden ist, so sind ihm doch noch viele entgangen, die gegen andere, die man in einer *Bibl. Gr.* nicht vermissen würde, hätten vertauscht werden können. Im Vol. III fehlen b. *Xenophon*, *Lampsacenus Geograph.* s. *Tzetzes ad Lycophr.* 702 und *Plin. H. N. VII.* 48. *Antiochenus* s. *Suidas ad h. v.* und *Phot.* C. 94. *Cyprius* s. *Voss. de Hist. Gr.*; bey *Aristoteles Cyrenaicus. Laert.* V. 1. 14 und ὁ τοὺς κύκλους συντάξας s. *Meurs. Panath.* c. 18; bey *Alexander, Antiochenus, rhetor, Juliani* Schüler s. *Suid. ad h. v.* und a. m. Ihre Anzahl hätte vielleicht vermindert werden können, wenn Hr. *H.* diese Abschnitte überall kritischer behandelt, und die verschiedenen Namen dieser Schriftsteller und ihre Schriften sorgfältiger mit einander nach den Quellen verglichen hatte. Es scheint hier überhaupt der Kritik noch vieles aufbehalten zu seyn, um sowohl die oft verwechselten Verfasser der Schriften genauer zu bestimmen, als die Titel und den Inhalt derjenigen Schriften zu berichtigen, welche von verschiedenen Schriftstellern auch verschieden angeführt werden. Jede Untersuchung aber wird irre gehen, wenn nicht die Quellen aufgesucht werden, aus welchen jeder Schriftsteller geschöpft hat. Ohne Zweifel sind Vol. III. p. 487. *Dicaearchi* Bücher ἀναγραφὴ ἑλλάδος, βίος ἑλλάδος und p. 489 πολιτεία, Πελληναίων einerley Bücher s. *Ernesti Clav. Cic.* s. *Dicaearchus.* Man vergl. auch Vol. IV b. *Philo Jud.* die *Philones varii*: wie oft wird da dem einen etwas zugeschrieben, was auch wieder einem anderen zugeeignet, und also dem vorigen wieder genommen wird! Danken würde man Hn. *H.*, wenn er bey vielen Homonymien die fehlenden Beynamen, um sie von einander unterscheiden zu können, dazu gesetzt hätte. Aber so vermisst man sie, um nur einige zu nennen, Vol. III. p. 513 und 542 b. *Asclepiades*; p. 466 und 512 b. *Antisthenes*, p. 650 b. *Democritus* dem Musiker, welchen *Laert.* IX. 8. 14 und *Athen.* XV. p. 669 *Chius*, und *Hesychius*, *Basias* nennt s. *Küster ad Suid. h. v.* Bey *Alexander*, *Numenii F.* p. 56 setzt *Suidas* noch *Sophista* dazu: b. *Clonas* p. 650 fehlt *Thebanus* oder *Tegeates* s. *Voss. de Hist. Gr.* Und was gewinnt die griechische Literatur, wenn alle, welche ähnliche Namen hatten, bis auf die neuesten Zeiten herab aufgezählet werden, besonders, wenn sie entweder gar nichts, oder doch nichts in griechischer Sprache geschrieben haben? Wie viele Alexander, Platonen, Basilii und Cyrilli würden der *Bibl. Gr.* aufgedrungen werden, wenn sie alle aufnehmen sollte! — 7) Die *Bibl. Gr.* tritt aus ihrem eigentlichen Gebiete heraus, wenn sie auch Schriftsteller hineinzieht, welche nicht in griechischer Sprache geschrieben haben. Hier hätte nun der Editor in der alten Ausgabe vieles zu verbessern vorgefunden, wenn er alles, wie er es Vol. IV bey den Musikern gethan hat, abzuändern und ihre Grenzen richtiger abzustecken hätte über sich nehmen wollen. Lateiner, wenn sie auch in die griechische Sprache übergetragen sind, als Vol. IX. p. 402 *Lucifer Calarit.*, und p. 293 *Hieronymus*, sollten keinesweges in eine *Bibl. Gr.* mit ihrer ganzen Geschichte aufgenommen werden. Sonst müsste man alle griechischen Übersetzungen von Schriftstellern in anderen Sprachen in dasselbe Gebiet hinein ziehen. *Durandus* Vol. IV. p. 249 gehört in die Geschichte der bildenden Künste; Cicero, Vater und Sohn, Augustus, Persius, Lucanus, Phaedrus, Curtius, Plinius M. und noch viele andere, welche im Vol. III unter den Philosophen aufgeführt werden, sollten der philosophischen Geschichte, und die *latein. Byzantiner* Vol. VIII. p. 105 — 107 der *Bibl. Lat.* überlassen worden seyn. So glaubt auch Rec. dass im Vol. VI viele Lexikographen, Etymologen und Grammatiker, welche nicht in griechischer Sprache geschrieben haben, zwar in eine Geschichte der griechischen Sprache, aber nicht in eine *Bibl. Gr.* gehören. Ihre Anzahl hätte also eher vermindert, als vermehrt werden können. — 8) Ob nicht auch im Vol. III zu viel Geschichte der Philosophie, und in den neuesten Bänden zu viele Kirchengeschichte in die *Bibl. Gr.* aufgenommen worden sey, will Rec. dem Herausgeber zu bedenken geben. Nur das Literarische der Philosophen, der kirchlichen Scribenten, und der sogenannten Ketzer sucht man in einer *Bibl. Gr.*; aber ihre Geschichte scheint Rec. ausser ihrem Gebiete zu liegen. Der Editor ist in diesem Punkte dem Gesetze, das er sich in *Praefat. ad* Vol. IX *haec ab instituto suo aliena esse* selbst vorgeschrieben hatte, nicht immer treu geblieben. So vieles auch im Vol. III die Rubriken von den Platonikern, Peripatikern, Cynikern, Stoikern, Epicureern, Sceptikern und ihren Grundsätzen gewonnen zu haben scheinen: so würde man diess doch dem Editor gern erlassen haben, wenn er nur alles kürzer und richtiger als sein Vorgänger gegeben hätte. Eben diess gilt auch von dem 12 Kap. Vol. III, welches

mehr die Geschichte der Musik, als die alte griechische Literatur derselben bearbeitet hat. So find auch die meisten Nachrichten über das Leben Constant. M. und Juliani mehr für die Universalgeschichte, als für die *Bibl. Gr.* im Vol. VI geeignet. — 9) So viel unnützes und für unsere Zeiten unbrauchbares Hr. *H.* auch weggeschnitten hat: so ist doch immer noch genug wegzuschneiden übrig geblieben. Die *Crux Constantini M.* Vol. VI. p. 700—718 hätte er ohne Verlust der alten Ausgabe überlassen können, wie auch die lateinischen Übersetzungen griechischer Fragmente, welche sich jeder, der die *Bibl. Gr.* zu brauchen weiss, selbst übersetzen kann. Aber nicht genug, dass Hr. *H.* Vol. V. p. 156 und 172 die *Fabr.* lateinische Übersetzung eines griechischen Gedichts wiedergab, er fügte sogar eine neue von *Wernsdorf* hinzu. Auch die *corda pilis obsita* und *praegrandis cordis magnitudo* Vol. VI. p. 69. not k., *Scytale* p. 525, *ςαυρὸς* p. 534, *dicteria ex plaustris* p. 536, die *comparatio Pietistarum cum Cynicis* und den Mantel des Antisthenes Vol. III. p. 512 konnte *Fabr.* für sich behalten. Viele *Inedita* sind, weil sie nun nach *Fabr.* Zeiten edirt worden waren, entweder ganz weggelassen, oder dem Supplementbande vorbehalten, viele aber beybehalten worden. Wäre es nicht rathlicher gewesen, sie *sämtlich* für den Ergänzungsband aufzusparen? — 10) Ferner hätte Hr. *H.* genau bestimmen sollen, was in die *Bibl. Gr.* und was in s. *Introductio* gehört, damit er seine Leser nicht bald in diese, bald in jene zu verweisen nöthig gehabt hätte. Sollte nicht alles Literarische, was in der *Introd.* zu finden ist, auch in die *Bibl. Gr.* eingetragen worden seyn? Aber so wird man immer hin und her geführt, und muss oft, wo man alles zu finden verlangen kann, mit einem: *nolo recoquere, licet breviori esse, quia in Introd. adnotavi,* zufrieden seyn. — 11) An Wiederholungen, welche strenge Aufmerksamkeit hätte vermeiden können, fehlt es auch nicht. Bisweilen haben die Heumannischen *Suppl. inedita* den Editor, um sie überall unterzubringen, dazu verleitet. S. Vol. VI. p. 77. not. x. *Heuman. in nota*, das war aber schon S. 69. Z. 7 gesagt; bisweilen die Menge der Sachen oder vielleicht auch Eilfertigkeit, als: Vol. III. p. 538 *Marc. Antonin.*, welcher p. 565 noch einmal genennt wird; Vol. VI. p. 280 περὶ χρόνων und noch einmal nach einem längeren Einschiebsel p. 282. Vol. VI. p. 384. not. ll.) *Syntax. Posselii* und p. 682 und 683; bisweilen auf einer und ebenderselben Seite, Vol. VI. p. 687 *Epitome ejus subjuncta Lexico Scapulae*, und nach acht Zeilen: in *Compendium redactum* und so an a. O. m. — 12) Lobenswürdig ist es, dass unbestimmte und vage Citate aus den neuesten und besten Ausgaben der Schriftsteller verbessert worden sind; aber demohngeachtet finden sich noch viele nicht berichtiget, auch nicht allemal nach den besten Editionen verbessert. Beyspiele davon lassen sich in allen Bänden vorfinden. Bisweilen sind auch in den Noten noch Citata stehen geblieben, welche auf die Seitenzahlen und Paragraphen der alten Ausgabe hinweisen, und die man in der neueren vergeblich sucht, als Vol. VII. p. 344 not. ff. *vide quae supra p. 137.* Vol. VIII. p. 7. Z. 14 *recensui supra* p. 534, und p. 34 am Ende: *dixi supra* p. 158. Vol. III. p. 55. *Alexand. Aegens* c. XI, da doch VIII stehen sollte, und an a. O. m. — 13) Etwas Raum hätte auch dadurch gewonnen werden können, wenn nicht so oft bey Angabe des Druckjahrs älterer Ausgaben nach römischen Zahlen die kleineren dazu gesetzt worden wären. Ältere Literatoren setzten sie nur bey einigen, von denen sie fürchteten, dass sie Verirrung verursachen könnten, hinzu, als: MIIID (1497) MXD (1490); aber neuere haben diese Vorsicht auch auf die, welche alle, besonders welche die *Bibl. Gr.* zu brauchen wissen, sich selbst entziffern können, unnöthiger Weise ausgedehnt. So konnte auch dadurch Raum erspart werden, wenn der Wohnort und Charakter neuerer Gelehrten, welche *Fabr.*, auch selbst Hr. *H.* oft anführt, weggelassen worden wären. Zu *Fabricii* Zeiten, welche noch viele literarische Hülfsmittel entbehrten, konnte diese gelehrte Ostentation entschuldigt werden; aber bedurfen es unsere Zeiten noch bey einem so grossen Überflusse literarischer und bibliographischer Werke? — 14) Zu bedauern ist es, dass Hr. *H.* nicht alle Editionen, welche die alte Ausgabe aufführt, ja nicht einmal sämtlich diejenigen, welche er hinzugesetzt hat, selbst vergleichen konnte. Wie viele verstümmelte Titel würde die neue Ausgabe weniger, und wie viele bestimmte und genaue Berichtigungen mehr haben! Man würde gewiss kein *ut puto* Vol. III. p. 433. Z. 10 finden. — 15) Vielleicht werden auch viele wünschen, dass die neue Ausgabe etwas mehr, als die ältere, die es damals noch nicht konnte, über den Geist und Charakter eines jeden Schriftstellers und jeder wichtigen Ausgabe desselben gegeben haben möchte. Hier aber ist noch Vieles nachzutragen und zu berichtigen. — Da endlich 16) die *Scriptores deperditi*, deren Zahl auch noch vermehrt werden kann, in allen Bänden herum zerstreut sind, ohne chronologisch oder wissenschaftlich geordnet zu seyn, und da man sie erst mit vieler Mühe in dem Index zusammen suchen muss: konnten dieselben nicht am Ende des ganzen Werkes alle nach der Zeit, wann sie gelebt, oder nach den Wissenschaften, welche sie bearbeitet haben, zusammen gestellet werden? Könnte nicht eine *Bibliotheca deperdita* daraus geschaffen werden? Die Geschichte der Literatur würde dadurch nicht wenig gewinnen. — Doch genug über das Ganze der Einrichtung und Anordnung bey der neuen Ausgabe! Rec. wird nun bey jedem Bande noch einzelne Stellen bemerklich machen, die einiger Nachhülfe zu bedürfen scheinen. Der Bequemlichkeit wegen werden die Ergänzungen und Berichtigungen I) *im Allgemeinen:* II) *über die Ausgaben* der Ordnung der Seitenzahlen eines jeden Bandes folgen.

Vol. III. I) S. 3. not. p.) Auch *Marcellinus in vit. Thucyd* sagt: Ξενοφῶν λοιδορεῖται Μένωνι τοῦ Πλάτωνος ἑταίρῳ διὰ τὸν πρὸς Πλάτωνα ζῆλον. — S. 18. ἱππαρχικός. Die französische Übersetzung von *Joly de Maizeroy* steht in *Mém. de Literature* Vol. XLI. p. 242. nicht 295. — S. 32. Zu den *Scriptt. de rebus Alexandri M.* gehört auch *auctor Chronici Ursperg.*

welcher verschiedene hie und da angiebt, wie auch Historia Alexandri M. s. l. et a. s. Panzer Annal. typ. IX. 159. n 153, wie auch: Liber Alexandri M. regis Macedoniae de proeliis s. l. et a. b. Arnold Terhoern. — S. 37. Callisthenes εν τῷ πρώτῳ τοῦ περίπλου Schol. Apoll. Rhod. I. v. 1035 und II. v. 674. — S. 49. Plinius H. N. XXXII. 6. — S. 55. Alex. Cornelius Plutarch. de Fluviis T. X. p. 748. ed. Reisk. ἐν γ'. Φρυγιακῶν: Schol. Apoll. Rhod. I. 551 ἐν πρώτῳ Καρικῶν ὑπομνημάτων, et v. 923 Ἀλέξανδρος ὁ περὶ Καρίας γράψας, und IV. 1487. Val. Maxim. VIII. 13. Plin. H. N. VII. 48. Tertullian. de Pallio c. 3 coll. Salmas. ad h. l. p. 202. — S. 55. Alexand. Ephes. s. Aelian. de Anim. 17. 1. Strabo 16. p. 523. — S. 56. Alexand. Monachus hat auch geschrieben: historiam inventionis corporis S. Barnabae et cum eo Evang. Matthaei in insula Cypro. cf. Baron. Ann. a. 481 et 474 f. 302. Alex. Paph. Eustath. ad Odyss. III. 62. 63 und Leo Allat. de patria Homeri c. 4. p. 45. — S. 77. Cratylus. Garnier sur le Cratyle de Platon in Mem. de Literature Tom. XXXII. p. 192 ff. — S. 139. Plat. dial. Jon. Eine neuere französche Übersetzung von Arnaud steht in Mem. de la Literat. T. XXXIX. p. 249 sq. wie auch Memoire sur le stile de Platon en general et en particulier sur l'objet, que ce Philosophe s'est proposé dans son Dialogue, intitulé Jon Tom. XXXVII. p. 1 — 22. — S. 245. Z. 17. Hatte Hr. H. die Epp. Reinesii ad Hoffmann. p. 522 nachgeschlagen, so würde er gefunden haben, dafs Reinesius kein Manuscr. in Aristotel. de Animal. sondern von Galeni Buche: quod animi mores sequantur temperamentum corporis gehabt habe, aus welchem einige Stellen des Aristotel. de Animal. verbessert werden könnten: welche Handschrift nebst anderen Reines. Manuscr. in der zeizer Stiftsbibliothek aufbewahrt wird, deren Schätze sich Rec. aufgezeichnet hat, und bey jeder Gelegenheit in dieser Rec. bekannt machen wird. — S. 397. Μνημόνικον nicht Gellius VIII. 7 sondern IX. 8. Wower de Polymath. c. 12. p. 98 sagt überdiess von diesem Buche: fuisse commentarios rerum memoria dignarum et ad historiam pertinuisse. — S. 400. Ἀναρταιων· s. Clem. Alex. Strom. VII. f. 222. — S. 402. Κυρηναϊκῶν. s. Phavorinus in βάττος. — S. 403. Συρακους. Athen. X. f. 435. Suidas in καλλικύριοι. — S. 447 περὶ Βίων. Nicht zwey βίοι führt Laert. l. l. an, sondern viere: Anaxagorae, Heraclidis, Anaximenis und Democriti. Auch fehlt inter deperdita: περὶ ἀνθῶν, περὶ ἰχθύων s. Suid. — S. 459. Agathocles 9) medicus. Schol. Nicandri Ther. 622 führt ἐν τῷ περὶ ἰατρῆς an. — S. 460. Al. Aegeus lobt I. 11. 1. II. 5. 3 und X. 1 ἐν ταῖς τῶν φιλοσόφων διαδοχαῖς. — S. 465. Androsthenes. Athen. III. 13 citirt dessen παράπλους Indiae. — S. 481. Cassander. Laert. l. l. nennt ihn σχολαστικὸν und Athen XIV. p. 620. φιλόμηρον, adeo ut etiam versus plurimos poetae teneret memoria et haberet Iliad. et Odyss. ἰδίως γεγραμμένας. Chamaeleon. Schol Apoll. Rh. 1. 139. — S. 500. Nicol. Damascenus s. Joseph. Antiqq. XVI. 11. Laert XIII. 3 citirt von ihm Νικολάος ἐν τῷ δεκάτῳ τῶν ἐπιγραφομένων Διακλείων ἐλέγχων und Petr. Vict. Var. Lect. XXV. 13 eignet ihm περὶ κόσμου zu; welches andere Vol. III. p. 233 dem Aristoteles zuschreiben. — S. 515. Demetr. Cynicus. s. Burigny Memoire sur Demetrius le Cynique, in Hist. Acad. Inscr. Tom. XXXVIII. p. 179 ff. — S. 538. Aphanes. Reines. Var. lect. III. 2. p. 334. — S. 540. Aristo Chius. Schol. Apoll Rh. IV. 204. — S. 562. Euocles Bergler liesst: Eteocles; Valken. ad Euripid. Phoeniss. p. 306 Euthyoles, so auch der neueste Editor Wagner. — S. 582 Zenothemis. Lucian. Conviv. c. 6. 9 und 32 ἀπὸ τῆς στοᾶς. cf. Bergler ad Alciphr. III. 53 und Küster ad Suid. h. v. Heumanns Conjectur scheint nichts zu unterstützen. — S. 624 Σίλλοι. cf. Gell. III. 17, wo drey Verse aus diesen Sillen angeführt werden. Sie stehen am vollständigsten in Brunkii Anal. Vet. poet. Tom. II. — S. 639 Ἀποφθέγ. Πυθαγ. Rittershus. ad Malch. S. 37 zweifelt, ob dieses Buch diesem Aristoxenus, da er ein Freund des Tyrannen Dionysius gewesen sey, könne zugeeignet werden: vielleicht wird der jüngere Dionysius verstanden. — S. 640. Ἐπιτηδεία. cf. Meurs. ad Aristox. Harm. p. 140. — S. 641. Reines. in Var. lect. p. 39 meint, dafs Aristoxeni πραξιδαμάντεια kein besonderes Buch, sondern nur ein Theil seiner Βίων ἀνδρῶν gewesen sey. — S. 650. Hätte H. b. Dionys. Halicarn. junior den Suidas nachgeschlagen, so würde er diesen ganzen Artikel so umgeändert haben: μουσικῆς ἱστορίας lib. XXIV (nicht XXVI) μουσικῆς παιδείας lib. XXII (nicht v) und de iis quae — in Rep. Platonis (Lib. V). — S. 652. Z. 22 περὶ λίθων — Tragica. Plut. T. X. p. 734 und 774 ed. Reiske hat eine fremde Hand unserem Exemplare beygeschrieben: haud dubie legendum: Thracica. — S. 692 und 693 konnte bey Aquila, Theodot. und Symmachus noch erwähnt werden: Seb. Seemiller diss. historico critica de graecis bibliorum V. T. versionibus. Ingolstad. 1787. 4. — S. 746. Hier konnte auch Jos. Balth. Gibert Memoire sur la Chronologie de l'histoire de Machabées 1733 in Mem. de Literat. T. XXVI. p. 112 — 135 genannt worden seyn. — S. 809 Simmias. Ein Vers von ihm steht auch in Clement. Strom. V. f. 415. Seine Gedichte stehen auch in Brunkii Anal. T. I. p. 204. Tom. II. p. 525. — S. 815 Ἄιτια: Epaphroditus ἐν ὑπομνήματι Καλλιμάχου Ἀιτίων β. teste schol. Aeschyl. Eumenid. v. 2. — S. 817 Hecale. Schol. Apoll. Rhod. 1. 1114: Suid. in ἱμαῖον ᾆσμα — S. 821 περὶ ὀρνέων. Schol. Apoll. Rh. I. 1047 und Schol. Theocrit. V. 136. — S. 830. Z. 27 Observatt. in Callimach. Hym. G. S. d. h. Gerardi Schroederi. Hätten hier unter den Erläuterungsschriften nicht auch genannt werden sollen: Du Theil Recherches sur les differentes Fetes, instituées chez les Grecs en l'honneur de Pallas, pour servir a l'intelligence de l'hymne composée par Callimaque sur le bain de Pallas: in Mem. de Literat. T. XXXIX. p. 237 und a l'honneur d'Apollon p. 185 ff. en l'honneur de Ceres Thesmophore p. 203 ff.?

II) Xenophon S. 5. Z. 1 Latine ist schon 1502 Bononiae fol. erschienen, und Z. 4 per Camerar. cum aliis quibusdam scriptis ejusdem auctoris, scl. de vectigalibus, de re equestri, de forma civ. Laced. de rep. Athen de praef. equestri, et additis explicationibus. — S. 8. Anabasis anglice. ed. Porson cum animadverss. Cantabrig. 1785. 8. — S. 9. Z. 20. 1502 prodierunt — imme

Venetiis 1503 *fol. cum Georg. Gemiſto, Herodiano, et enarratiunculis antiquis et perbrevibus in Thucydidem cum praef. gr. Aldi. Ad. fin. Venetiis in Aldi Neacademia MDIII.* — S. 16. *Oecon. lat.* ſteht ſchon in *Volaterrani Comment. Urb. Pariſ.* 1511. — S. 17. *Hieron. gr. Compluti* 1524. 4. — S. 21. 6) *annus non notatus* — iſt ohne Zweifel auch, wie die lateiniſche Überſetzung 1551, bey Iſingrim in Baſel herausgekommen. Dieſes Jahr hat auch eine alte Hand dem griechiſchen Exemplar des Rec. beygeſchrieben. Noch eine andere lateiniſche Überſetzung *Caſtalionis* iſt zu Baſel 1553. 8. herausgekommen. — S. 80. Z. 13 *Olympiodori.* Das *Reineſ. Mſc.* von *Olympiod. Schol. in Phaedonem, Philebum, Gorgiam* und *Alcibiad. I.* iſt in der zeizer Stifts-Bibliothek. — S. 129. Z. 29 *duo indices*, eigentlich drey: 1) εἰς τὰ τοῦ Πλατ. ἅπαντα λέξεων καὶ γνώμων ἔλεγχος: 2) κυρίων καὶ τῶν περὶ τούτων λεγομένων ἔλεγχος: 3) τῶν παροιμιῶν ἔλεγχος, ja auch noch εἰς τὰ τοῦ Πρόκλου ὑπομνήματα ἔλεγχος. — S. 141. *Timaeus lat.* fehlt: *Chalcidii — luculenta Timaei Platonis traductio et ejusdem argutiſſima explanatio. Auſpicio Joannis Lotharingi Cardinalis per Nebienſ. Epiſcop. in lucem edit. Pariſ.* 1520 ff. Noch verdient die italiäniſche Überſetzung der Dialogen bemerkt zu werden: *Dialoghi di Platone tradotti dal Marſilio Ficino. Florent. ſ. an.* — Cap. V. *Ariſtoteles.* Die Ausgaben und lateiniſchen Überſetzungen ſind, da *Buhle* vorgearbeitet hatte, auſserordentlich vermehrt; doch hatten ſie ſorgfältiger geordnet zu werden verdient. Rec. kann aber noch eine groſse Nachleſe von ſolchen halten, die er ſelbſt beſitzt. — S. 218. Z. 12 *ap. Reineſium. addez et aſſervantur jam in Bibl. Cizenſi.* — S. 260. Z. 16 — 1509. Die Ausgabe von 1509 heiſst wie die zweyte 1503 *ſecundo preſſa*, alſo iſt die eine, ohne Zweifel vom J. 1503, ohne Wiſſen des Herausg. Peylike von der erſtern abgedruckt worden. Alle drey Ausgaben beſitzt die Leipz. Univerſitatsbibliothek. — S. 307. *Lapidarius Areſtot.* iſt nicht 1472, ſondern 1473 zu *Merſsborg* (Merſeburg in Sachſen) gedruckt worden. — S. 319. Z. 34 *lat. Baſil.* Die *Praefat.* iſt nicht *C. Proſperi Cyriaci*, ſondern *C. Secundi Curionis ad Maximilianum Auſtr.* — S. 321. Z. 5 fehlt Tom. X. — S. 335. Z. 25 *Rhetor.* Der Titel heiſst: εἰς τὴν Ἀριστοτέλους Ῥητορικὴν ὑπόμνημα ἀνώνυμον. *Nunc primum in lucem editur Pariſ. per* (nicht *apud*) *Neobarium.* Dieſer griechiſche Commentar — denn es iſt kein griechiſcher Text dabey, wie die *Bibl. Gr.* falſchlich angiebt — fängt in der Mitte des II Kap. an. In der *Praef.* und *Dedicat. ad Georg. Silvanum Epiſcop. Vaurenſem* ſagt *Neobarius*, daſs er dieſen Commentar aus des Biſchoffs Codex, welcher der einige, aber ſehr verfalſcht ſey, habe abdrucken laſſen. Soviel Rec. in dieſem Commentar bemerkt hat, ſo muſs der anonyme Vf. ſehr ſpät, gewiſs nicht vor dem X Jahrh. gelebt haben. Denn er braucht viele neue griechiſche Worte als: κουρσεύειν, λίβελλος, κοντάρατος, βίκιον u. a. m. Die Basler Ausgabe der Rhetorik 1546. 8. iſt wieder 1549 bey Oporin. aufgelegt worden. — S. 344 — 350. *Editt. Phyſic.* Hier vermiſst man folgende Ausgaben und lateiniſche Überſetzungen: 1) *In hoc Opere continentur totius philoſ. naturalis paraphraſes adjectis ad litteram ſcholiis declarate et hoc ordine digeſtae: Introductio in libros Phyſicorum; Paraphraſis octo Phyſicorum Ariſtotelis etc. Pariſ. p. Henr. Stephan.* 1510 ff. 2) *Ariſtot. Stagyr. Libri Phyſicorum octo cum ſingulorum Epitomatis hactenus non impreſſis, Averroeque ejus exactiſſ. interprete ac M. Ant. Zimarae apoſtillis: Et haec et alia ejus opera conſultis variis exemplaribus tam feliciter expolita ſunt, ut hactenus nitidiora non prodierint. Papiae* 1520. 8. 3) *Ejusd. L. IV. de coelo et mundo, ſubnexis ejus duobus illis de generatione et corruptione — cum apoſtillis M. Ant. Zimarae. Papiae* 1520. 8. 4) *Ejusd. libri tres de anima ejusdemque parva naturalia cum Averroe interprete ac apoſtillis M. A. Zimarae. Papiae* 1521. 8. 5) *Ejusd. Meteororum L. IV. cum Averroys Comment. nuper traductis. Papiae* 1520. 8. 6) *Expoſitio D. Tho. Aqinat. — ſuper octo libb. Phyſicorum Ariſtotelis cum duplici translatione, antiqua videlicet et Jo. Argiropyli: correcta quam diligentiſſime a fratre Barthol. Spineo, Piſano. — Item: ſumma Linconienſis ſuper octo libb. Phyſicorum.* Venet. 1517. fol. 7) *D. Thomae Aquinat. in libros de anima Ariſtotelis expoſitio: Magiſtri Dominici de Flandria — in eosd. libros acutiſſimae quaeſtiones et annotationes.* Venet. 1518. fol. 8) S. 346 *Ariſtot. de naturali auſcult. libb. VIII. graece:* iſt eine bloſse lateiniſche Überſetzung und ein Commentar ohne griechiſchen Text. Der Titel heiſst: *Franciſ. Vicomercati in octo libr. Ariſtotelis de naturali auſcultatione Commentarii, nunc denuo recogniti, et eorundem libb. e graeco in latinum per eundem converſio.* Venet. 1564. fol. 9) *Compilatio, Comment. Lamberti de Monte — in octo libb. Areſtotelis de phiſico ſ. de naturali auditu intitulatos — Coloniae* 1498. fol. 10) *Expoſitio ſaluberrima M. Lamberti de Monte circa tres libb. de Anima Areſtotelis.* Col. 1498. fol. 11) *Queſtiones Joannis Jandoni ſuper tres libb. Ariſt. de anima.* Venet. 1501. fol. — S. 350. *Parva Natur.* fehlt: *Ariſtotelis Parva naturalia — in latinum converſa et antiquorum more explicata a N. Leonico Thomaeo.* Venet. 1523. fol. — S. 351 *Ariſtot. de animal. Ffti* 1585. Unnöthig ſcheint Rec. dieſe Ausgabe, ſowie auch S. 357 *Metaphyſ. Ffti* 1585 als beſondere Ausgaben aufzuführen, da es Theile der *Sylburg.* ſind. — S. 354 *Phyſiogn.* ſteht auch in *Ariſtot. de anima ex interpr. Averrois*, Papiae 1520. 8. — S. 356 *Metaphyſ.* fehlt: *Ant. Trambetti, Patavini — Opus in Metaphyſicam Ariſtotelis.* Venet. 1504. fol. und: *Ariſt. libb. Metaphyſ. XII. cum ſingulorum Epitomatis hactenus non impreſſis.* Papiae 1521. 8. — S. 358 *Decem libb. eth.* — 1510. fol.: iſt die zweyte Ausgabe, denn ſie iſt von Henr. Steph. ſchon 1505. fol. beſorgt worden. — S. 359 fehlen drey Ausgaben: 1) *Ariſtotelis Ethicorum L. X. cum Averrois — commentariis.* Papiae 1521. 8. 2) *Ejusd. ad Nicomachum ſ. de moribus — libri decem, Joach. Perionio interprete.* Baſil. 1540. 8. 3) *Ejusd. Ethicorum libri decem a Joach. Perionio primum converſi ac Nic. Grouchii opera denuo longe quam antea emendatiores editi.* Baſil. 1555. 8.

(Die Fortſetzung folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 SEPTEMBER, 1806.

LITERATURGESCHICHTE.

Fortsetzung der Recension von Fabricii Bibl. Graec. ed. Harles. Vol. III—IX.

S. 360. Z. 19 *Basil.* 1573 auch schon 1567 *Basil. per Paul. Quecum gr. et lat.* 8. und Z. 23 *Magiri* — 1608 war schon zu Frankf. 1601 unter dem Titel erschienen: *Jo. Magiri — corona virtutum moralium, universam Aristotelis Ethicen enucleans — adjecto ubique Aristot. contextu graeco — latino.* 8. und Z. 35 *autore Melanth.* 1565, wiederholt Witteb. 1593. 8. — S. 364 *Polit. et Oecon. Aristotelis oeconomicarum dispensationum exempla* stehen in: *Exempla virtutis et vitiorum.* p. 658 ff. Basil. 1555. fol. Zu bemerken ist noch folgende Ausgabe: *Aristotelis Politicor. L. VIII. ac Oeconomicorum* 1. *n. Leonardo Aretino interprete.* Papiae. 1521. 8. — S. 367 *Arist. Polit.* — Jenae 1660. Nur die Paraphrase ist von *Dan. Heinsius*, die Noten aber von *Olpe*, welcher in der Vorrede rühmt, dafs ihn *Thom. Reinesius* bey der Verbesserung des Textes unterstützt habe. — S. 368 *Dicta notabilia Add. Aristotelis florum illustriorum — libri tres auctore Jac. Boucherau Parisino — editi opera Jo. Lud. Havenreuteri.* Ffti. 1585. 12. — S. 369 *Versiones Libri XII. XIII. XIV et XV Aristot. de animalibus extant in Bibl. Leidensi. cf. Golius in Catal. librorum ex oriente advectorum et in Bibl. Leid. depositorum.* — S. 414. Die zeizer Stiftsbibliothek besitzt ein Exemplar der Heinsiusschen Ausgabe, wo *Reinesius de Plantis, Caussis herb. et Lapidibus* viele Anmerkungen und Varianten dazu geschrieben hat. — S. 425 *Furlani ed.* Hätte der Vf. diese Ausgabe selbst besessen, so würde er sie bestimmter beschrieben haben. Sie ist überschrieben: *Theophrasti — pleraque antehac latine nunquam, nunc gr. et lat. simul edita, interpretibus Dan. Furlano et Adr. Turnebo. Accesserunt liber de innato spiritu Aristoteli attributus et Furlani uberes ad omnia Commentarii ex bibl. Vincent. Pinelli.* — S. 435. Z. 1 *Theophr. notat. morum.* Der Titel heifst vielmehr: *Theophrasti characteres Ethici s. descriptiones morum graece etc.* — S. 437 konnte noch einer Ausgabe von dem ehemaligen Rector in Pforta, Freytag, erwähnt werden: *Theophr. Charact. Ethici ut Is. Casaub. in lat. sermonem vertit et P. Needham — recensuit:* Lipf. 1726. 8. Die Charaktere stehen auch in: *Thesaurus philosophiae moralis — Lugd. ap. Jo. Tornaes.* 1588. 12. — S. 638. Z. 3 *Meursius.* Ein Exemplar mit vielen Marginalien *Th. Reinesii* ist in dessen hinterlassener Bibliothek, welche in Zeiz aufbewahrt wird. — S. 683 fehlt: *Psalterium Septuplex: Hebraeum cum tribus latinis Hieronymi, Pagnini et Felicis Pratensis: graecum septuaginta interptt. cum lat. vulgata.* Lugd. 1530. 8. — S. 741 fehlt: *Estherae historia poëtica paraphrasi eaque graeco carmine exarata, auctore Josua Barnes.* Lond. 1678. 8. — S. 759. Ein sehr nettes Manuscript von *Lycophr. Cassandra* mit *Tzetz. Schol.* besitzt die Bibliothek in Zeiz. Die Anzahl der Handschriften kann nun durch die neueste römische Ausgabe von *Leop. Sebastiani* 1803. 4. vermehrt werden. Unter den *Deperdit. Lycophr.* nennt auch *Tzetzes* ψ. 1224 noch Τομας, und in dem *Indice auctorum a Tzetze laudati.* konnten die Stellen aus dem Homer, Hesiodus und Euripides noch sehr vermehret werden. — S. 784. Z. 39 *edente Xylandro.* Der abgekürzte Titel ist ganz entstellt: er heifst: *Theocriti Idyllia — scholiis in octodecim priora Zach. Calliergi — et in fistulam Jo. Pedasimi: Annotatiunculisque in reliqua Guil. Xylandri. Ejusd. Theocr. Epigrammata, Bipennis et Ala.* — S. 802 fehlt: *Moschi poetae gr.* ἔρως δραπέτης. Viennae 1524. 4. — S. 825 fehlt bey *Callimach. Liber scolaris — quo continentur: Theognidis praecepta, Pythag. versus aurei, Phocylid. praecepta, Solonis, Tyrtaei, Simonidis et Callimachi quaedam Carmina, collecta et explicata a Joach. Camerario Basil.* 1530. 8.

Vol IV. I) S. 2 *Eudem. Rhodius discipulus Aristotelis s. Voss. de scient. mathemat.* c. 32. p. 145. Seiner *historiae Geometriae* gedenken *Simplicius ad L. I. Physicorum: Proclus ad Euclid. I.* ἐν ταῖς γεωμετρικαῖς ἱστορίαις: *Strabo* XIV. f. 415 und *Gell. N. Att.* XIII. 5. wo *Eudemum* f. *Mendemum* zu lesen ist. — S. 3. Z. 36. Von *Bailly histoire de l'Astronomie* waren 1785 schon 5 Bände erschienen, und den 6 Band hat hernach *de la Lande* hinzugefügt. — S. 10. 11 *Eudoxus:* die Φαινόμενα waren ohne Zweifel ein Theil der ἀστρολογίας f. ἀστρονομίας δι' ἐπῶν, welche Laert. und Suidas anführen. — S. 13 γῆς περίοδος, *Schol. Apoll. Rh.* 1. 922. ἐν δ' τῆς περιόδου und IV. 264 ἐν τῇ περιόδῳ. *Helicon Cyzicenus* heifst eigentlich *Heliconius. Suid.* Ἑλικώνιος, und hat nicht, wie hier falsch steht, ἀποτελέσματα, sondern ἀποτελεσματικὰ geschrieben. — S. 14. Z. 19 *Pytheas Schol. Apoll. Rh. IV.* 761. Z. 22 *fides Pytheae suspecta.* f. *Polyb.* 34. 5. p. 631 *edit. Schweigh.* und *Strabo* Vol II. p. 39 *ed. Siebenkees. Cluver. in Ant. Germ.* L. 3. c. 20, und noch vor kurzem wieder *M. Azuni* in einer in der Akademie zu Marseille über die Seereisen des Pytheas vorgelesenen Abhandlung haben sich des Pytheas gegen Strabo und andere angenommen. S. Allgem. Geogr. Ephemeriden 1804. Nov. S. 1 ff. *Bougainville Eclaircissemens sur la vie et sur les voyages de Pytheas de Marseille*, gegen

welchen Azuni sich auch des Pytheas annimmt, steht in *Mem. de Litterat.* nicht Tom XVIII. p 143 sondern XIX. p. 146 ff. Vielleicht ist auch *Pytheas historicus*, dessen Suidas bey λεσχίδης gedenkt, eben dieser, welcher hier Messaliota heifst. Er war ein Freund Eumenis, und konnte also damals leben. Er hätte zum wenigsten hier eben so gut, wie *Pytheas orator Athen.* S. 15 aufgeführt zu werden verdient. — S 16. *Dosithei — Plutarchus in Parallelis minor.* c 19 *libb. rerum Sicularum.* c. 30 *Lydiacarum* c. 34. 37 und 40 *Italicarum.* — S. 109. 4) *Aratus Sicyon. Polyb.* l. 3. 2. II. 40. 5. IV. 2. 1 et 8. — S. 121 Ἀρχιτεκτονικὸν *Schol. Apoll. Rh.* nicht I. 29 und III. 10, sondern I. 567 und III. 232. — S. 122. Hier fehlt noch *Eratosthenes* ἐν Ἐρινύϊ, welches Buch *Schol. Theriac. Nicandr.* ψ. 399 bey dem Worte ἰυγῇ citirt. — S. 132. III. βίβλος τῆς Συνέσεως. *Reinef. Var. lectt.* III. p. 380 will Σιμμενούσεως gelesen haben, wie denn *Theoph. Antioch. ad Autolyc.* c. 2. auch den Apollonides ἐν βίβλῳ τῇ ἐπιγραφομένῃ Σεμενουθί anführe. — S. 152 *Doroth. Sidonius* s. *Voss. de Hist. gr.* p 280 und *Picus contra Astrolog.* l. 8. c. 12. — S. 237. Z. 26 *Cod. S. Sulnab.* Dieses Cod., wie auch eines anderen des *Jo. Bapt. Gyraldi* in Ferrara, hat schon *Hieron Magius* in seiner Ausgabe des *Corn. Nep. Miltiadis* Nr. 45 gedacht. — S. 238 παρεκβολαὶ ἐκ τ. στρατ. Von diesem Buche ist ein Manuscript in der zeizer Stiftsbibliothek, aber auch ohne Namen, so wie auch S. 242 eines von *Jul. Africani Cestir.* — S. 249. *Jamblichus Photium* (*C. XVI. Melanthius*). *Natal. Com. Mytholog.* III. 18 citirt von ihm *de imaginibus Deorum.* — S. 272. *Apoll. Acharn.* cf. *Harpocrat.* in πέλανος und χαλκεῖα: *Meurs. in Apoll. Dyscol. hist.* p. 53 sq. — S. 274 *Apoll. Aphr. Schol. Apoll. Rh.* I. 450 ἐν πρώτῳ τῶν ὑπομνημάτων und *Voss. de hist. gr.* p. 405 (nicht 505). — S. 298 Χρονικὰ *Apollodor.* ἐν τῷ ά τῶν Ποντικῶν führt *Schol. Apoll. Rh.* II. 159 an, obschon andere Apollonius für Apollodorus lesen wollen. — S 303 *Antig. Carystius* wird sehr oft in *Schol. Nicandri Theriac.* wie auch in den *Schol. Theocrit.* VII. 57. *de halcyonibus* erwähnt. — S. 305 βίους — *Laertio in Anaxagora, Zenone, Lucone, Democrito.* περὶ λέξεως, *Schol. Nicand. Ther.* ψ. 376 von βατὴρ. Auch ὑπομνήματα ἱστορικὰ eignet dieser Scholiast ψ. 214 dem *Antig. Carystius* zu. — S. 348 Αἰτωλικὰ *Schol. Apoll. Rh.* I. 419 ἐν τρίτῳ Αἰτωλικῶν und IV. 57 ἐν δευτέρῳ Αἰτ. — S. 349. Z. 11 *Tzetzes ad Lycophr.* ψ. 183 und *Schol. Apoll. Rh* I. 1236 (nicht 47). — S. 349 Εὐφρασίας *Schol. Apoll. Rh.* IV. 57 (nicht 7). — S 354. *Antigonus scl. Carystius*, welcher auch περὶ ζώων geschrieben hat. *Aristiles* vielleicht *Aristoteles*, welcher in *Hist. Animal.* VIII. 8. den Schlangen τὸ λίχνον zuschreibt. — S. 355. *Cleanthus*: ist ohne Zweifel *libertus et medicus Catonis Uticens.* zu verstehen, s. Plutarch. am Ende des Cato. *Corinnus*, heifst *Nic. Theriac.* ψ. 15. Κόρινος, also Corinus. — S. 361 Not. a) ἐξ Ἀργυρίου, aber *Tzetz. ad Lycophr.* 1015 sagt: Ἀργύριον (nicht Ἀργύριον) πολίχνη Σικελίας ἐστίν, ὅθεν ἦν ὁ συγγραφεὺς Διόδωρος. — S. 379. *Ptolem. Geogr.* l. 7. hat auch einen *Diodor. Samius*, welcher hier nicht genannt wird. — S 405. *Ael. Dionys. de dictionibus Atticis* citirt auch Phot. C. 84. — S. 409. *Dionys. Magnes*, vielleicht *Demetrius Magnes. Cic. ad Attic.* IV. 11 und VIII. 11. — S. 412 fehlt *Dionys. Sinopensis*, welcher περὶ ὁμωνύμων ποιητῶν καὶ συγγραφέων geschrieben hat. — S. 415. Zu den Erläuterungsschriften der *Antholog. gr.* verdient noch gesetzt zu werden: *Sonntagii historia poeseos gr.* Lips. 1785. 8. — S. 459. Αἰσχίωνος. *Tzetz. ad Lycophr.* 690 ἐν ἑβδόμῳ Ἐφεσιάδος, und *Varro de R. R.* l. 1. wo er unter den Geoponicis, wie bey *Brunk*, *Aeschrion* heifst. — S. 462 *Antipater.* Auch *Salmas. in Scriptt. Hist. Aug.* T. I. p. 154 hat das Gedicht in *Antimachum.* — S. 468 *Callinus Proclus.* bey *Phot.* C. 259. — S. 470 *Cyrus. Phot.* C. 279. — S. 471 *Aristoxenus.* s. *Guil. Leonard. Mahne Diatribe de Arist xeno, philosopho peripat.* Amstelod. 1793. 4 cf. *Wyttenbach. Vita Ruhnk.* p. 277. — S. 473 *Dioscorides. Schol. Apoll. Rhod.* I. 739. — S. 493 *Posidippus.* ὁ τῶν κωμῳδιῶν ποιητὴς Ποσίδιππος, *Dicaearch.* in βίῳ Ἑλλάδος p. 171 und 279. ed. *Aug. Vindel.* 1600. 8. wo auch vier Verse von ihm zu lesen sind. — S. 575 Not. m). Auch in Paris findet sich eine Handschrift von diesem *Opusc. Gemisti Pleth.* s. *Voss. de Philolog.* II. p. 7. — S. 576 Not. n). Diese Stelle wird durch eine Note, die *Reinef.* seinem Exemplar von *Strabo*, welches Rec. besitzt, beygeschrieben hat, berichtiget werden können: *Scholiasten ad Strabonem gr. qui se vocat* κυριακὸν, *et Gemistum, suum* φίλον, *habet Patricius Junius, ex quo excerpta mecum communicavit Luc. Langermann, Hamb. Ict. Cyriacus iste dictus Anconitanus, de quo Leander in descriptione Piceni et Philelfus in epp. l. I. 12. ad eum 1427 scripta.* — S. 614 Not. oo). Auch *Js. Vossius* in *praef. in Scylacem* nennt ihn *Epitomator. Ptolemaei*, welchem *Salmas. Exercitatt. Plin.* p. 880 beystimmt. Zu bemerken ist aber auch noch, dafs *Dan. Hoeschel* des *Marciani Periplum* nicht allein *e Cod. Jo. Georg. Herworti* (nicht *Herwarti*) sondern auch zugleich *e Cod. Palat*, wie er selbst auf der Rückseite des Titelblattes versichert, hat abdrucken lassen. — S. 701. Zu den *Dioscorides* vergl. *Villoisonii Epp. Vinar.* in *Anecdot. gr.* T. II. p. 136 ff. — S. 714 Am Ende des IV Kap. ist noch zu setzen: *Kuhn diss. de dubia Aretaei aetate constituenda cum novo editionis specimine.* Lips. 1779. 4. — S. 743 *Liber de bibl. Antiqtt.* stehet auch *inter Auctores hist. antiq. a Gothofredo edit.* — S. 752 *Eranius Philo* richtiger *Herrenius.* cf. *Stephan* in Δερβαῖοι· ὡς Ἑρέννιος Φίλων ἐν τοῖς ἰατρικοῖς, und in κύρτος. *Voss. de Hist. gr.* schreibt es dem *Her. Philo Byblius* zu. — S. 753 *Philo, Heracleotes* — Νύμφιν lies: Νύμφιν, der auch aus *Heraclea* war. cf. *Suid.* s. v. und *Heeren ad Stobaei Eclog. Phys. P. II.* p. 1017 Not. a). — *Herennius Philo.* Im Eingange seines Buchs Φοινικικὰ sagt er selbst, dafs er drey Bücher ἐπιγραφὴν ἔχοντας παραδόξου ἱστορίας geschrieben habe: cf. *Euseb. Praep. Ev.* I. 10. — S. 824. Zu den unächten Briefen Pauli kann noch gesetzt werden: *Ep. ad Alexandrinos*, welche in einem von *Muratori* zu Mayland aufgefundenen lateinischen Fragmente genannt wird. S. *Muratorii Antiqtt. Italicarum rerum medii aevi* T. III. p. 854. — S. 827. *Clem. ep. ad Corinth.* S.

Phot. C. 112 und 126, wie auch *Morini Exercitatt. Eccles.* L. I. c. 15. p. 420 ff.

II) S. 55. Z. 9 *Praeclarissimum Opus*, nicht aber *praecl. liber*, ist der eigentliche Titel. Die Schrift aber von *Kästner* über diese Ausgabe ist überschrieben: *Epist. ad Card. Quirinum de prima, quae post inventam typographiam prodiit, Euclidis editione* Götting. 1750. 4. — S. 57 *Textus de Sphera*. Diese Ausgabe von *Eucl. Geometria a Boetio translata* ist auch 1511. fol. wieder in Paris herausgekommen. Εὐκλείδου στοιχείων. Dieser ganz verstümmelte Titel heisst: Εὐκλ. στοιχ. βιβλ. ιε̄ ἐκ τῶν Θέωνος συνουσιῶν εἰς τοῦ αὐτοῦ τὸ πρῶτον ἐξηγημάτων Πρόκλου βιβλ. δ΄. Basil. 1533. fol. — S. 59. *Euclid. libb. XV — cum praef. Gracitis* ist das Druckjahr 1558, nicht 1557. Vergessen sind hier noch zwey Editt. 1) *Christ. Clavius Col.* 1627. 8. 2) *Romae* 1589. 2 Tom. 8. — S. 61. *Dibuadii in geometriam etc.* Hätte der Herausg. diese Ausgabe selbst gehabt, so würde er eine Menge Unrichtigkeiten sowohl im Texte, als in der Note l) haben berichtigen können. Der richtige Titel entscheidet alles: *Christoph. Dibaudii demonstratio linearis VI priorum. Arnhemiae Geldr.* 1603. 4. *Eorundem demonstratio numeralis. Lugd. B.* 1603. *Libri VII. VIII. IX. seu Arithmeticae rationalium demonstratio. Arnhem.* 1605. *Libri decimi, seu Arithmeticae irrationalium, demonstratio linearis et numeralis*, ibid. 1605. 4. Eben so unverständlich und entstellt sind S. 63. Z. 28 die Worte: *S. J. in Aerario (an apiar.?) philos.* — 1648. Das Buch ist überschrieben: *Marii Bettini S. J. olim in Parmensi Academia Philosophiarum, Mathematicae ac Moralis publici Lectoris, Aerarium Mathematicum.* Bononiae 1648. III Tom. 4. — S. 64. Z. 29 *Euclid. XV* (nicht XV sondern VI Libb.) enthält diese Ausgabe, wie schon *Bose in Schediasm. litter. in Element. Euclidis* p. 17 gegen *Fabric.* erinnert hat, welcher auch noch eine hier fehlende Ausgabe *Eduardi Corsini, Florent.* 1731. 8. aufführt. — S. 268. Z. 32. 3) *myth. et geogr. varia.* Im Buche heisst die Überschrift: *vocabula poetica*, wo Worte und Personen aus der Mythologie und Geographie erklärt werden. — S. 307. Z. 26 *Galeus additis — notis.* In des Rec. Ausgabe sind keine Noten, sondern der blosse griechische Text mit einer lateinischen Übersetzung. *Lud. Henr. Teucher* hat *Parthenii Erot. cum Cononis narratt.* Leipz. 1793. 8. herausgegeben. — S. 321. Z. 13 *cum Titi* — 1521. Der ächte Titel heisst: *Ex XIV Titi Livii Decadibus prima, tertia et quarta. Duplex Epitome Livii: Polybii Libri V. de rebus Rom. in lat. traducti a Nicolao Perotto, Mense Martio* (nicht *Febr.*) Venet. 1521. fol. (nicht 8.) — S. 368. Rec. besitzt eine lateinische Übersetzung der ersten 6 Bücher von *Diod. Sic.* ohne Jahrzahl, 4. die auch *Panzer* nicht kennt. Ohne Zweifel ist sie in den ersten Jahren des 16 Jahrh. in Paris bey Claude Cheuallon, welcher Name in dem Buchdruckerzeichen steht, gedruckt, und hat die Überschrift: *Diodorus Siculus. (Insigne) Venundatur Parisius (sic) in vico sancti Joannis Lateranensis sub signo Divi Christophori*, und enthält CXXIII Fol. und einen Index von VI Fol. Rec. besitzt auch noch eine Ausgabe, welche die *Bibl. Gr.* nicht kennt: *Diodori Sic. bibl. historicae libri XVIII. ap. Seb. Gryphium Lugd. B.* 1552. 12. — S. 369. Wie unrichtig auch oft in Catalogen öffentlicher Bibliotheken der Bücher-Titel angegeben, beweiset die Ausgabe von *Diod. Sic.* Basil. 1548 aus dem Catalog der Leidner Bibliothek. Rec. giebt ihn hier wieder, wie ihn eigentlich die Ausgabe gegeben hat: *Diod. Siculi bibl. historicae, hoc est, rerum antiquarum a Graecis, Romanis, Barbaris, praecipueque Philippo et Alexandro Maced. regibus gestarum Libri XVII, summo studio partim longe emendatius, quam antea, partim nunc primum in lucem editi. His adjecimus Dictys Cretensis et Daretis Phrygii de Troiano bello historiam.* Basil. — S. 386 Von der ersten so raren Ausgabe des *Diod. Sic.* sey Rec. erlaubt, etwas mehreres und bestimmteres zu sagen, als die *Bibl. Gr.* gesagt hat. Sie ist ohne Signaturen, Custoden, Seitenzahlen, ja auch ohne Titelblatt. Denn wenn *Fabr.* behauptet, dass sie *inscriptionem post dedicationem* habe, so hat er die Überschrift des ersten Buches fälschlich für den Titel des ganzen Buches angesehen. Am Ende, sowie im Eingange, steht ein Brief von Lappus Biragus (nicht Lampus), in welchem er erzählt, dass er die Version aus 2 griechischen Codd. der päbstlichen Bibl. verfasst, und in dem letzten Buche die Ordnung, welche in den Manuscr. von den Abschreibern verrückt worden wäre, abgeändert habe. Da aber einiges im XI B. nicht zu lesen war, so setzte Birag. mitten im Texte: *hic nulla traductio latina reperitur, quia graecus vetustate corrosus defecit.* Am Ende stehet: *Impressum Tarvisii per Bern. Celerium De Luere* (nicht *Deluere*). — S. 388. Z. 1 l. *collocatione* f. *collatione*, und nach *Rufum*, fehlt: Ejusd. *artis rhetoricae quaedam ad Echecratem. Item* etc. — S. 456 die *Anthologia gr. cum vers. Hug. Grotii* von *Hieron. de Bosch* ist 1795 bis 1798 Tom. III. 4 erschienen. — S. 596 findet man mehreremal *Fan. Rhemnio* f. *F. Rhennio.* — S. 600. *Dionys.* — 1676 hat keine Noten von *T. Faber*, wie *Fabric.* angiebt. Denn erst findet man den griechischen Text mit einer lateinischen poetischen Übersetzung; hierauf folgt eine prosaische Übersetzung von *Henr. Stephanus* nebst *Stephani*, *Ceporini* und *Pavii* Anmerkungen. Auf dem Titelblatte steht nur: *ex recens. Tan. Fabri.* — S. 747. Fehlt von *Philo* die Ausgabe: *Philonis — Opera exegetica in libros Mosis de mundi Opificio historicos et legales, gr. et lat. Col. Allobgr.* 1613 fol. — S. 854. Auch 1616 ist *N. T. Graeco-latino-Germanicum studio Lubini, Rostockii* 4. herausgekommen. Der Gleichförmigkeit wegen hätten doch wohl auch, wie S. 849 ff. die neueren Ausgaben einzelner Bücher des N. T. angegeben worden sind, die älteren Ausgaben einzelner Bücher, als: *Ep. ad Rom. gr. et lat.* Venet. 1538. 8. *Ep. ad Galatas*, Witteb. 1528. 8. u. a. m. nicht vergessen werden sollen. — S. 858 *Anglicanum. Tyndal* hatte das N. T. schon in Antwerpen 1526. 8. edirt. — S. 860. *Belgic. versiones Colon.* 1477. Dafür ist zu setzen *Delphis* 1477 und 1480. Ferner ist das N. T. in böhmischer Sprache nicht zuerst in Prag 1488, sondern in Pilsen 1477 f. gedruckt worden. — S. 861 *Danicas.* In Leipzig kam schon 1524. 4., und zu Antwerpen 1529. 8. das dänische N.

T. heraus. — S. 862. Z. 11 *Lugd. Bat.* Das Wort Bat. ist zu streichen, denn die Überschrift sagt ausdrücklich *de Lyon.* — S. 868. *Münster* hatte schon das Evang. Matthäi nebst der Epistel an die Hebräer 1557. 8. in Basel hebräisch abdrucken lassen. — S. 869. Die erste Ausgabe des N. T. in ungarischer Sprache lieferte Wien 1536. 4. — S. 869. Rec. besitzt eine italiänische Übersetzung des N. T. *Il Novo Testamento in Venetia p. Francesco Roco.* 1551. 12. — S. 872. Nach der römischen Ausgabe der Vulgata 1471 kam erst noch eine zu Maynz 1472, und dann in Nürnberg 1475 nicht eine, sondern zwey durch *Cobargern* und *Sensenschmidt* heraus. Die Augspurger d. *Joh. Bemler* 1466 (nicht 1476) ist, wie es nun allgemein bekannt ist, erdichtet. Auch der bambergischen Ausgabe von *Pfister* hätte hier gedacht werden sollen. S. *Meusels* Magazin St. VII. S. 22. — S. 876 fehlt bey der schwedischen Übersetzung des N. T. *Holmiae* 1526 das Format in fol.

Vol. V. I) S. 8. 9. *Josephi Αἰτιολογία* scheint dasselbe Buch zu seyn, welches *Photius* C. 48 *περὶ τῆς τοῦ παντὸς αἰτίας* nennt, und von welchem er zugleich sagt, dass es eher *Cajus Presbyter* als *Joseph.* verfasst haben könne. *Zonaras* Tom. I. f. 190 und 191 ed. Basil. 1557 eignet es dem Josephus zu. Die *Bibl. Gr.* trennt diese beiden Bücher. — S. 64. Bey den Erläuterungsschriften über den Epictet. vermisst man noch: *Conz* über den Epictet. Tübing. 1794. 8. und *Hemsterhusii disquisitio de Epicteto, philos stoico, qua probatur, eum non fuisse Christianum.* Groning. 1708. 8. — S. 92. 6) *Vita Tillibori* ist, wenn Rec. nicht irret, ein Stück von den S. 104. not. 6 aufgeführten *Originibus Bithyniae*, weil dieser Räuber in Bithynien vorzüglich berüchtigt war. — S. 124. XI) *add. Corn. Sieben sermo Academicus pro Troja capta opposita Dionis Chrys. orat. Lugd. Bat.* 1727. 4. — S. 172. Z. 1 *vitae — parallelae, in Demosth.* c. 3. — S. 177. *Vita Tiberii s. Damasc. in Vita Isidori ap. Phot.* C. 245. *Neronis s. Joseph. Antiq.* XX. 5. *Aristophanis et Menandri Comparationem* nennt *Phrynich. Eclog. Att.* b. *σύγκρισις.* — S. 196. *Comment. in Hesiod.* aber *Lambecius* will in *Isin et Osiridem* st. in *Hesiodum Gell.* XX. 8. gelesen haben: vergl. *Gron. ad h. l.* — S. 197. *ὅτι καὶ γυναῖκα παιδ.* heisst b. *Stobaeus* 141 *ὅ. κ. γυναῖκας κακὰς παιδ.* — S. 178. Z. 3 *vir quidam doctus. Wyttenb.* s. Vorrede p. 96 edit. Lips. — S. 198 fehlen bey den Manuscr. die, welche in der vaticanischen Bibliothek aufbewahret werden. S. *Wyttenb.* in *ἐκλογ. ἱστορ.* p. 421 und in *Praef. ad Plut. Opp.*, aus welcher überhaupt sehr vieles zur Bereicherung und Berichtigung dieses Abschnittes, vorzüglich was die ächten und unächten Schriften betrifft, nachgeholet werden kann. — S. 209. Z. 24. *Tiberio* l. *Tiberto, Ferrar.* 1501. (fol.) — S. 226. Z. 16. Die *Remarques sur quelques vies ecrites par Plutarche* von *Secousse* stehen in *Hist. Acad. Paris.* T. III. p. 249. T. IV. p. 201 ff. Von *de la Curne de Palaye* stehen auch *Remarques sur la vie de Brutus* in *Hist. Acad. Reg. Inscr.* T. IV. p. 180 ff. — S. 246. Lib. XXIII. cf. *Zonaras* I. XI. p. 575 ed. Parif. — S. 260. *Artemid. Geograph.* Die münchner Bibliothek hat ein Fragment *de Nilo*, welches nun in *Aretins* Beyträgen zur Geschichte und Literatur 1804. 5 St. zuerst gedruckt erschienen ist. — S. 264. *Artemid. Ephes. cf. Schol. Apoll. Rhod.* II. 948. 967. III. 558. IV. 259. *Artemid. Musonii. Plin. Epp.* III. 11 (nicht 9). — S. 310. 6) *Ἀττικῶν cf. Meurs. Lect. Att.* L. 4. c. 12. Zu den Manuscr. setze man *Cod. Mosquens.* welchen *Facius* verglichen hat, und S. 312 zu den Versionen die Englische. London 1794. 3 Voll. 8. — S. 343. In Augspurg sind drey *Codd. Luciani*, auch in Görlitz einer. — S. 433. Num. 58 59. 60 und 66 hat *Cod. Bavar.* N. 39 (135). — S. 436. Num. 68, und S. 469: *ὅτι ταῖς τοῦ σώματος* — ist gewiss eine und dieselbe Abhandlung, und darf also die letztere nicht unter die *libb. deperdit.* gerechnet werden. Die zeizer Stiftsbibliothek besitzt ein Manuscript, welches die Überschrift nicht von der ersteren S. 436, sondern von der anderen S. 469 hat: *ὅτι ταῖς τοῦ σώματος κράσεσιν αἱ τῆς ψυχῆς δυνάμεις ἕπονται*, und enthält doch eben das, was die erstere. — S. 502 vermisst man *Meiners de M. Aur. Antonini ingenio, moribus et scriptis, in Commentt. societ. scient. Gotting.* T. VI und S. 506 bey dem Manuscr. Verzeichnisse den *Cod. Paris.* und *Guelferb.* Die Höschelsche Abschrift von dem heidelberger Cod. S. 506 enthielt nicht den ganzen Antoninus, sondern nur Excerpte aus demselben. — S. 560. 2) *Domit. Callistratus. Schol. Apoll. Rh.* I. 1126. — S. 565. not. c) Sollte Diog. Laert. unter *Κλεομένης* den er VI. 2. 9 *ἐν τῷ ἐπιγραφ. παιδαγωγικῷ* und VIII. 2. 8. *Κλεομ. ῥαψῳδὸν* anführt, den *Clem. Alexandr.* gemeint haben, wie es sehr wahrscheinlich ist: so hatte er also erst nach dessen Zeiten in der Mitte des 3 Jahrhunderts gelebt. Dieser *Cleomenes Rhaps.* fehlt auch S. 585 im *Ind. scriptt. a Laertio laudatorum.* — S. 623. Von *Aeliani Tactica* besitzt die zeizer Stiftsbibliothek ein Manuscript. — S. 626. Im *Ind. scriptt. ab Aeliano laudatt.* hat Rec. folgende nicht gefunden: 1) *Callisthenes Olynth. de capris in Lycia* XVI. 3. 2) *Epicrates in dramate χορῷ* XII. 10. 3) *Θαλαττουργὸς h. e. Pancrates*, s. *Pancratius, Arcas, scriptor ἁλιευτικῶν. Athen.* I. p. 13 VII. p. 321 führt von ihm etwas an *ἐν ἔργοις θαλασσίοις*, woraus denn der Name *θαλαττουργὸς* entstanden seyn mag. — S. 635. In der zeizer Stiftsbibliothek ist ein Manuscript von *Philoponus in Arithmet. Nicomachi, Gerasini*, wie auch von *Jamblich. Comment.* über eben dasselbe Buch, also überschrieben: *Ἰαμβλίχου περὶ τῆς Νικομάχου ἀριθμητικῆς εἰσαγωγῆς*: ferner ein Manuscript S. 661. n. 10 von *Alex. Aphrod. Physic. Schol.* — S. 699. Von dem zeizer Manuscr. s. *Mülleri prolus. de Cod. Plotini. Lips.* 1798. 8. — S. 727. Z. 11 *Euseb.* — 19 *et Nicephoro* l. 5. c. 13 *et Augustin. Retract.* l. 2. c. 31. — S. 731. Hier verdient noch *Cod. Bavar.* 39 *cum notis margin.* vom *Porphyr. de abstin. ab esu animal.* nachgetragen zu werden, sowie S. 741 das zeizer Manuscript *Πορφυρίου εἰσαγωγὴ εἰς τὴν ἀποτελεσματικὴν τοῦ Πτολεμαίου.* — S. 743. Zu den *Scriptis Porphyr. deperd.* liefert *Suidas* ad: *Ἀνδροκλείδης* noch: *ἐν τῷ περὶ τῶν ἐμποδίων τεχνολόγων.*

(*Die Fortsetzung folgt*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 27 SEPTEMBER, 1806.

LITERATURGESCHICHTE.

Fortsetzung der Recension von Fabricii Bibl. Graec. ed. Harles. Vol. III — IX.

S. 746. 40) *Hist. philos. Greg.' Abulpharagius in histor. Dynastiarum* p. 84 nennt Porphyr. einen Syrer, und erzählt, dass er von seiner philosophischen Geschichte das vierte Buch in die syrische Sprache übersetzt kenne. Auch *Theodoret. serm.* 12 führt viele Stücke aus dieser Schrift an. Das 1 Buch derselben erwähnt *Cyrillus* L. I *contra Julian.* das 3. *Steph. Byzant.* in Γάδαρα und *Theodoret. serm.* 1. das vierte *Cyrill.* L. I *contr. Julian.* — S. 748. Im *Ind. Script. a Porphyr. citatorum* fehlen: 1) *Apollodorus* L. 20 *de Diis* und περὶ ϛυγὸς *cf. Stobaei Ecl. ed. Heeren* P. II. p. 1004. 2) *Callimachus de Nymphis*, περὶ Νυμφῶν leg. Σαυμασίων l. Σαυμάτων *cf. Heeren. l. l.* p. 1026. 3) *Philo Heracleota de miraculis*, *cf. Heeren* p. 1016.: 4) *Aristarchus*, in περὶ ϛυγὸς *Heeren l. l.* p. 1024. 5) *Empedocles*, *Heeren l. l.* p. 1026. 6) *Plato in Philebo*, *Heeren l. l.* p. 1034. — S. 765. Eine zeizer Handschrift enthält eben die vier Schriften Jamblichi, wie die wiener. — S. 766. *Hortat. ad philos.* Von dem *Protreptico collato cum Cod. Rigaltiano* sagt *Fischer ad Plut. Dial. ed.* 3. praef. IX, dass diese Collatio in einem gedruckten Exemplar auf der leipziger Rathsbibliothek zu finden sey. Man vergl. ferner: *Miscell. Observatt. crit. nov. in auctt. vett. et recent. in Belgio collectae et proditae in an.* 1740. T. I. p. 91. 93 — 112, wie auch: *Gisb. Cuperus in Observatt.* L. III. c. 3. 4. 5.

II, S. 29. Die Ausgaben von *Joseph. Paris.* 1528 und 1535. fol., sind hier nicht angegeben worden, auch nicht S. 32 die genev. Ausgabe 1611. fol. — S. 30. *Italicae. Venet.* 1531 und 1532. 8. — S. 58. *Josephus hebraicus diu desideratus et nunc ex Constantinop. exemplari juxta hebraismum op. Seb. Münsteri versus et annotatt. atque collationibus illustratus Basil.* 1541. fol., enthält 3 Bücher *Hist. Jud.* — S 73. Z. 19 *raritas.* Von dieser so seltenen Ausgabe, welche selbst der neueste Editor nicht hatte, hat Rec. das Dedicationsexemplar in der zeizer Bibliothek gesehen. Sie ist weit vollständiger, als die Veneta 1523, und von Manuscripten abgedruckt. — S. 72. Nicht erst 1519, sondern schon 1508. 1516. 4. Argentor. und Lipf. 1517 und 1518. 4. ist *Politiani Versio Epicteti* besonders abgedruckt worden. — S. 77. Z. 1. *Thesaurus* — ist schon 1589 *Lugd. ap. Tornaes.* 12. gedruckt worden. Auch vermisst man die Ausgabe *Epicteti cum Politiani interp. lat. Genev.* 1595 und 1600. 8. Überhaupt sind die Ausgaben Epicteti nicht chronologisch genug, auch nicht einmal nach den vier angegebenen Hauptrecensionen geordnet. — S. 80. *Epicteti* — *Guelferb.* auch 1692. 12. — S. 82. *Villebrun* hat den Epict. dreymal edirt: 1) 1782. 12. welches nur der griechische Text ist; 2) 1782 *cum variis lectt. et not. in Enchiridion;* 3) *gr. et gallice* 1795 in 2 Bänden 12. Auch die Ausgabe von *Sahl* Havniae 1791. 8. hätte nicht vergessen werden sollen. Bey den französischen Übersetzungen S. 84 fehlt die Übersetzung von *Camus Paris.* 1796. 12. Die deutsche Übersetzung Zürch 1766 ist nicht von *Schultes*, wie der Herausgeber immer schreibt, sondern von *Schulthess.* — S. 86. Bey den Übersetzungen des *Enchirid. Epicteti* merke man noch: *Chr. Henr. Ritmeri specimen philosophiae Epicteti s. Enchiridii ejus priora capita rabbinice versa et illustrata.* Helmst. 1709. 4. — S. 147. not. p) Rec. Exemplar hat nicht die Jahrzahl 1592, sondern 1591. — S. 192. 127. *Epist. ad Trajan.* Diesen Brief findet man auch, doch mit etwas veränderten Worten, in *Epp. Procerum mundi* p. 131. — S. 206. Z. 2. *ap. Froben.* 1533. Ist so zu berichtigen: Am Ende der *Vit. parell.* stehet 1533 *p. Andr. Cratandrum et Jo. Bebelium*, aber am Schlusse der Moral. 1542 *p. Hier. Froben. et Nic. Episcopium.* Ob die Ausgabe 1605 *ap. Wechel.* wirklich vorhanden sey, zweifeln viele, auch selbst *Wyttenbach.* — S. 208 und 209 *Latinae.* Hier fehlen: *Parallela Guarino interpr.* Erphord. 1510. 4. Lipf. 1516. 4. Basil. 1548 fol. *ap. Isingrin. Opuscula Plutarchi sedulo undique collecta et diligenter recognita Paris.* 1526 fol. — S. 212. Z. 1. *Ricard* (nicht *Riccard*) Übersetzung enthält nicht XII sondern XV Tom. Paris. 1783 — 92. — S. 213. *Italicae* Venet. 1516. 1525. 4. und 1529. 8. — S. 214 *Belgicae.* Von *Herm. Bosch.* und *Everwin Wasserberg. s. Saxii Onomast.* P. VIII. p. 435. — S. 215. Demosth. und Cicero stehen auch in *Wyttenb. Eclog. hist.* Amstel. 1794. 8. — S. 216. *De educat.* Die lateinische Übersetzung von *Guarin. Veronens.* kam zu Cracau schon 1514. 8. heraus. Man sucht hier auch vergebens die Ausgabe *Fr. Fabricii Maurocordati.* Antwerp. 1563. 8. S. 218. n. 51 die erste Ausgabe Paris. 1509. 4. *per Hier. Alexandr. Mottensem*, und n. 53 die französische Übersetzung von *La Porte Du Theil gr. et gall.* Paris. 1772. 8. — S. 253. Die Teuchersche Ausgabe *Appiani* Lemgo 1796. 8. 2 Vol. konnte vielleicht hier auch schon eingetragen werden. — S. 282. Z. 32. Venet. 1525 (al. 1527). Beide Ausgaben scheinen falsch zu seyn, denn in Rec. Exemplar stehet *anno Christi* 1528 *labente.* — S. 283. Z. 5 *Reinhold.* Der Titel ist so zu berichtigen: *Ptol. Mathem. Constructionis* L. I *gr. et lat. editus. Ad*

ditae explicationes aliquot locorum ab Erasm. Rheinholdt etc. — S. 292. XI) fehlt: Ptolemaus Beobachtung und Beschreibung der Gestirne und von der Bewegung der himmlischen Sphäre, aus dem Griechischen übersetzt von *Bode*. Berlin 1795. 8. — S. 292. XII *Elem. Harm.* Die zeizer Stiftsbibliothek besitzt eine Handschrift davon, sowie auch S. 287 von Quadripart. ἐξήγημα ἀνονύμου εἰς τὴν Τετράβιβλον Πτολεμαίου, welches Buch *Fabr.* dem Demophilus zuschreibt. — S. 312 fehlt die englische Übersetzung London 1794. 3 Vol. 8. — S. 351 *latinae.* Man setze hinzu: *Luciani Opp. noviter traducta, Bonon.* 1502. 4. *Hermotimus interpr. Opsopaeo. Hagen.* 1527. 8. *Declamatio in laudem ebrietatis: encomium Muscae, interpr. Hegendorph. Hagen.* 1526. 8. u. a. m. ferner S. 359: Lucians Todtengespräche mit philologischen und kritischen Anmerkungen von *Bremer.* 1790. Lemgo. 8. *Luciani colloquia et Timon — gr. et lat. cum notis Hemsterhus. Basil.* 1771. 12. — S. 458. Hier setze man: *Galeni in Aphorismos Hippocratis Commentarii septem, recens p. Guil. Plantium Cenomanum latinitate donati eiusque annotatt. illustrati. Lugd.* 1552. 8. — S. 498. *Graecum — Cornarius. D. Gruner* hat *Cornarii Conject. et Emendatt. Galenicas Jenae* 1789. 8. zuerst bekannt gemacht. — S. 616. *Aelian. V. Hist. gr. et lat.* stehen auch in: *Libro Exemplorum. Basil.* 1555. p. 349. Folgende Ausgaben können hier noch eingetragen werden: *Col. Allobr.* 1625. 12. *Lugd. Bat.* 1604. 12. *Halae* 1793. 8. *In Andr. Dalzel's Collectaneis graecis ad usum acad. juventutis accommodatis* T. I. *Edinb.* 1799. 8. stehen auch einzelne Stücke aus *Aelian. V. H.*, und S. 622 fehlt: *Aeliani de militaribus ordinibus instituendis Theod. Gaza interprete. Col.* 1524. 8. — S. 656. Z. 26 *una cum Commentariis.* In dem Exemplar, welches Rec. vor sich liegen hat, stehen die Commentarien nicht. — S. 658. Z. 20 *vidit graece.* Hier sollte doch, um alle Missverständnisse zu vermeiden, der Titel stehen: *Simplicii Commentaria in tres libb. Aristotelis de anima: Alex. Aphrodisei Comment. in librum de sensu et sensibili. Michaelis Ephesii annotatt. in librum de memoria et reminiscentia — de gressu animalium.* So ist auch No. 7 der Titel ganz entstellt, denn er heisst: *Johannes Grammaticus in libros de generatione et interitu: Alex. Aphrodis. in Meteorologica: idem de mixtione. Venet.* 1527 fol.

Vol. VI. I) S. 54. 7) *adversus Lupum*, richtiger nach *Suidas: ad Luppum.* Da aber dieser Luppus, ein Sohn Rutilii Lupi, wie *Voss. de H. Gr.* muthmasset, ohnmöglich bis in die Zeiten Nero's gelebt haben kann: so ist vielleicht Lupercus zu verstehen, der auch ein Grammaticus war, und kurz vor den Zeiten Claudius II lebte. S. *Suid. ad h. v.* Quintilianus, welcher alle Rhetores, die zu seinen Zeiten bekannt waren, nennt, würde diesen Luppus gewiss nicht übersehen haben; aber er nennt ihn nicht. — S. 65. *Demetrius de formis oratoriis* ist im Manuscr. N. 230 in der bayerschen Bibliothek. — S. 67. Hätten hier nicht auch einige Erläuterungsschriften angeführt zu werden verdient, als: *Vulcanii emendatt. et notata in Demetr. Phaler. in Th. Burgess. Museo liter. Oxf.* 1792? — S. 76. 5. *Hermogenes de templo Dianae sc. Ionio*, da es mehrere giebt. *Plin. H. N.* 33. 7 gedenkt noch eines Hermogenes; vielleicht ist es Hermog. Tarsensis der ältere. — S. 79. not. y). Nicht *Schardam*, sondern *Ruhnkenius* ist Verf. der *diss. de vita et scriptis Longini* f. *Bibl. Crit.* I. 1. p. 116. — S. 80. not. k. k. f. *Petr. Victorii Var.* 29, 18. 37, 12 und 35. 11. *Barth. Advers.* X. 10. — S. 97. Z. 27 *minus emendate.* f. *Camerar. in praefat. edit. suae.* — S. 99. Z. 20 *cum commentariis*, man setze dafür: *cum luculentis et utilibus scholiis.* — S. 131. *Lachares. vid. Voss. Hist. Gr. Marinus in Vita Procli* c. 9 und *Küster ad Suid.* Λαχάρης. — S. 136. *Priscus rhetor.* f. *Evagr.* II. 5. — S. 140. *Zacharias.* f. *Evagr.* II. 1 und 8. III. 5. (nicht 7) 17 und 18, wo er getadelt wird. Handschriften von f. *Hist. Eccles.* waren in Constantinopel. f. *Possevin in Codd. gr. Append. Apparat. Sacr.* p. 45 und 48. — S. 141. *Zopyrus. Laert.* VI. 8. 4. IX. 12. 6. *Jul. Pollux* hat auch geschrieben τακτικὸν ἢ στρατηγικὸν βιβλίον I. 129. ed. Hemsterh. Im *Indice scriptt. a Polluce laudatorum*, S. 145 fehlen: *Alexandr. Ep. ad matrem*, *Atheniensis Sophista i. e. Isocrates*, *Erophilus* und *Araton.* — S. 143. Z. 13. *Sim. Grynaei: et cum Indice gr. et lat.* — S. 175. Z. 9. *Corneliano* f. *Gruter. Inscr.* 2. 1077. Könnte es nicht auch Auruncülejus Cornelianus seyn, den der Kaiser Severus umbringen liess? *Spartian.* c. 13 — S. 177. Z. 33 *ad Claud. notis: ad Paneg. in IV Cons. Honorii* v. 207. — S. 282. Prof. *Hermann* hat auch in: *De emend. rat. Gram. gr. Lips.* 1801. p. 300 ein Fragment des *Ael. Herodian.* περὶ ἡμαρτημένων λέξεων aus einer augspurgischen Handschrift bekannt gemacht, welches zwar der Herausgeber damals, als er dieses Vol. umarbeitete, noch nicht wissen konnte; aber aus *Reiseri Indice Codd. Mss. bibl. Aug.* p. 64. n. 78 konnte ihm doch das Mst. bekannt seyn. — S. 310. Z. 1. *Romaeque* ist wohl *Rhodique* zu lesen, denn es heisst immer Rhodius, und Suidas in Τυραννίων sagt, dass er zur Zeit des Pompejus M. gelebt habe, und vom Dionys. Thrax zu Rhodus wäre unterrichtet worden. *Salmas. in Exercitatt. Plin.* f. 1032 sagt, dass *Diomedes Grammat. scholia in Dionys. Thrac.* geschrieben habe. — S. 321 *Moschopul.* περὶ προσῳδιῶν steht auch in *Jo. Varennius Syntax. ling. gr. Lovanii* 1532. 4. — S. 343 fehlt: *Harpades Grammaticus*, *Alciphron.* III. 56. — S. 351. Ohne Zweifel ist *Zeno Grammat. Laert.* VII. 1. 30. und *Zeno Myndius* eine Person. Von dem letzteren f. *Clemens Protrept.* p. 29 *ed. Sylburg.* und *Euseb. Praep. Evang.* L. II. p. 71. Viele neuere unbedeutende griechische Grammatiker hätten wohl einigen älteren ihren Platz einräumen sollen, als: εἰσαγωγὴ πρὸς τῶν γραμμάτων ἑλλήνων. Erphord. 1501. 4. die erste in Deutschland gedruckte griechische Grammatik: *Annotatt. linguae gr. per Jo. Bapt. Pium. Bonon.* 1505. fol. *Croci Londinensis tabulae graecas litteras discere cupientibus utiles Lips.* 1516, verbessert 1521. 4. — S. 417. Z. 5. *F. D. Porson.* — S. 634. Da *Timaei Lex. Platon.* von *Ruhnken.* edirt ist, S. 243. not. ff.: wie kommt es noch unter die *Lexica gr. inedita?* — S. 637. Die zweyte von einigen bezweifelte Ausgabe *Stephani Thesaur. gr. linguae* ist gewiss neu, aber ohne Vermehrungen und

Verbesserungen, nur mit weit mehreren Druckfehlern erschienen. — S. 693. Eher als alle übrigen historischen Schriftsteller, welche von dem Leben Constant. M. viel oder wenig geschrieben haben, verdiente hier ein griechisches Manuscript der bayrischen kurfürstl. Bibl. No. 3 (276) βίος καὶ πολιτεία τοῦ μεγάλου καὶ ἀοιδίμου βασιλέως Κωνσταντίνου bekannt gemacht zu werden, wie auch: *Constantinus M. Romanorum imperator, Joanne Reuchlino interprete, Tubing.* 1513. 4. — S. 721. not. f.) *Hiller de Syncretismo Juliani, Witteb.* 1739. 4. — S. 731. *Epist.* 48 s. *Zorn in Ep. Juliani ad Arsacium, Galatiae Episcopum. Sedini* 1729. 4. — S. 740. *Voss. de Hist. gr.* nennt einige *Scripta Juliani deperdita* mehr als *Fabr.*; und *Zosimus* L. III. c. 8. p. 261 *ed. Cellar.* führt noch an: *Julianum scripsisse historiam obsidionis Nisibis a Persa Sapore factae et a duce urbis Luculliano defensae ἐν ἰδίᾳ συγγραφῇ.* Sollte er nicht das gemeint haben, was in Orat. I. *de laudibus Constantii* davon zu lesen ist? — S. 741. *Jul. Ascalonita: scripsit νόμους καὶ ἔθη ἐν Παλαιστίνῃ,* woraus *Harmenopulus in Promtuar. juris civilis* L. 2. tit. 4 etwas *de mensuris* citirt. — S. 785. Libanii Briefe waren alle in der Bibliothek *Manuelis Eugenii*, *cf. Groschuff Collect. lib. rar.* Fasc. III. p. 431. *Catal. libb. Mss. qui Constantinopoli apud Christianos olim adservabantur Halae* 1709. 8. — S. 793. Z. 3 *a persequendis*: s. *Benj. Fr. Schmieder de Themistio, tolerantiae patrono. Halae* 1789. 8. — S. 811. Von *Themistii Paraphrasis Analyticorum posterior* ist ein Manuscript in der zeizer Stiftsbibliothek.

II) S. 73. n. 1) fehlen die Ausgaben: *Florent.* 1515. 8. und *Bonfinio interprete Lugd.* 1532. 8. — S. 73. n. 2). Hier heisst es *tribus Voll.* (8) *prodiere*, und S. 74 *quatuor Tomis*: das erstere ist nur richtig. *Cocinus Pisecensis* (nicht *Pesecensis*) hat nicht alle drey Voll. edirt, sondern nur *Hermog. Partitt. rhetor.* 1570 und *de formis orat.* 1571. *Hermog. doctrina de statibus* aber ist von *Christ. Thretius* 1570. 8. Argent. besorgt worden. Noch ist die Ausgabe *Paris. ap. Wechel.* 1530. 8. zu merken. — S. 74. n. 5) fehlen: *Hermogenis ad artem orat. praeexercitamenta ductu et inversione Prisciani Paris.* 1526. 4. — S. 96. *Aphthonii Progymnasm. ex interpr. Rud. Agricolae. Marp.* 1537. 8. *Basil.* 1524. 1534. 8. *F. Amstelod.* 1655. 12. — S. 179. *Henr. Hana* besorgt eine neue Ausgabe von *Phrynichus*. *f. Wyttenb. Vita Ruhnkenii* p. 199. — S. 327 vermisst man: *Chrysolorae Erotem. gr. Argentor.* 1506. 8. *Paris.* 1511 und 1512. 4. und S. 328 *Constantini Lascaris institutt. universae gr. et lat. Ferrar.* 1510. 4. — S. 384. *Angeli Caninii Grammat.* ist nicht zu Amsterdam herausgekommen, sondern zu Leyden 1700. 8, so wie *Nic. Clenardi Institutt.* schon zu Frankf. 1568 und 1580. 4. *Theoph. Golii Grammat.* auch zu Kopenhagen 1766, und *Supplementa Syntaxeos Golii auctore Georg. Fried. Heupelio, Argent.* 1706. 8., und S. 386 *Neandri Erotem. gr. linguae Basil.* 1567. 8. — S. 639. *Anno MDC*: wie viele Worte konnten erspart werden, wenn der Titel dieses Buches abgedruckt worden wäre. Er heisst: *Thesaurus utriusque linguae, hoc est, Philoxeni aliorumque veterum authorum glossaria: Isidori glossae latinae: veteres Grammatici latini et graeci, qui de proprietate et differentiis vocabulorum utriusque linguae scripserunt: omnia ex edit. et cum notis Bonavent. Vulcanii. Lugd. Bat.* 1600. fol. — S. 651. Z. 15. *Jo. Crastoni* (andere *Crestoni*) *Vocabulista* kam *impress. Regii per Dionys. de Bertochis et Marchum Ant. de Bacileriis* 1497. 4. (nicht 8.) heraus. — S. 652. *Lexic. Aldi*, auch *Basil.* 1522 und 1525 f. — S. 653. *Ceratini Dict. Basil.* 1534 f., und S. 654. *Calepini Lexic. Venet.* 1506. *Argent.* 1516, *Basil.* 1535 und 1584. fol. — S. 655. Der hier ganz verunstaltete Titel von *Camerarii Commentar.* heisst: *Joach. Camerarii Commentarii utriusque linguae, in quibus est diligens exquisitio nominum, quibus partes corporis humani appellari solent. Additis et functionum nomenclaturis, et aliis his accedentibus.* — S. 683. *Denarius Altorfii* (*Norimbergae*) 1700. 8. und noch einmal: *ad exemplar Rom. cum indicibus Norimberg.* 1718. 8. — S. 698. *Versio Donationis Constant. s. l. et a. Constantini donatio e graeco in lat. conversa a Barthol. Picerno de Monte arduo.* 4. s. *Panzer An. typogr.* Vol. IX. p. 170. — S. 778. Hier kann noch eingeschoben werden: *Libanii graeci et Jo. Chrysostomi Epistolae cum adjectis Jo. Sommerfelt. argumentis, emendatione et castigatione s. l. et a.* 4. — S. 812. *Paraphrasis librorum physicorum Hermol. Beroaldo interprete. Venet.* 1499. 1520 und 1527. fol. — S. 813. *Paraphras. in Aristot. lib. de memoria — Basil.* 1530. fol. Die Ausgabe *Venet.* 1533 ist auch *Panzern* verdächtig.

Vol. VII. I) S. 5. *Barnabas*: s. *Clemens Alex. Strom.* 5. p. 417, und 6. p. 478. — S. 7. not. g) *Mich. Syngelo* (andere *Syncello*). Seine Lobschrift auf *Dionys. Areopagit.* hat *Gottfr. Tilmann* lateinisch übersetzt zu Paris 1546 herausgegeben. — S. 17. *Scholia in Dionys. Areopag.*, deren Vf. ohne Zweifel *Georg. Pachymerius* ist, besitzt die zeizer Stiftsbibliothek in Manuscr. — S. 35. *Epp. ad Tarsens. Heronem et Mariam Castabal.* (*alii Zarbensem*), glaubt *Vedelius in Apolog. pro Ignatio* c. 3, dass sie vor dem Damascenus im IV Jahrh. erdichtet worden wären. — S. 37. Z. 36 *minorem fidem*: s. *Baron. ad an.* 48 N. 25 und 109. N. 34. — S. 77. Von der lateinischen Übersetzung des Irenaeus vergleiche man *Casaub. in Exercitatt. de rebus sacr.* p. 588, welcher sie *semibarbaram* schilt, und zugleich einige Verbesserungen derselben vorschlägt. — S. 77. Not. ii) Zu *Gallasius* (nicht *Gelasius*) setze man noch *Cornar. praefat. in Epiphan.*, und *Nic. de Clemangis ep.* 5. — S. 91. Dass Tatianus nicht Vf. der *Harmonia Evang.* sey, s. *Leo Allat. ad Eustath. Hexaem.* p. 8—10 und *Casaub. Exercitt. de reb. sacr.* p. 211. — S. 121,*1) Vom προτρέπτ. λόγος war eine Handschrift in der kurfürstlichen Bibliothek zu München Nr. 170 auf Papier mit Verbesserungen, welche noch mit 5 anderen Manuscripten von den siegenden Galliern nach Paris weggenommen worden ist: s. Literar. Anzeiger 1801. Nr. 122. S. 1168. — S. 152. Not. i. Z. 31 s. *Calov. Crit. Sacr.* p. 440. — S. 158. Hegesippus wird bey Phot. C. 232 genannt: ἀνὴρ ἀρχαῖος καὶ ἀποστολικός. — S. 267. Z. 3 *suspecta. Leo Allat. in Hexam. Eustath.* p. 34 nennt auch eine Rede des *Methodius in Hypapantem*, welche zuerst unter dem Namen des Timotheus verstümmelt herausgekommen wäre. — S. 285. Z. 8.

Fragment. de canone. Vorzüglich könnten Beweise wider die Ächtheit dieses verstümmelten Fragments aus der Sprache hergenommen werden: denn es wimmelt von Wörtern und Redensarten, die in diesem Jahrhundert, wo Cajus lebte, noch nicht gewöhnlich waren. Vor kurzem hat es wieder einen Vertheidiger an *Franz Freundaller* gefunden, welcher es mit Sprach- und Sachenerläuterungen mit der Auffschrift herausgegeben hat: *Caji, Romani presbyteri, ut videtur, Fragmentum acephalum de canone divinorum novi foederis librorum.* Lincii 1803. 8. — S. 396. *Ernesti* hat in seinen *Opuscul. theolog.* p. 509 gezeigt, dass *Eusebii Commentar. in Psalmos* sich nicht ganz, sondern nur im Auszuge bis jetzt erhalten habe. — S. 447. *Seldenus de Jure Nat. et Gent. juxta disciplin. Hebraeor.* c. 6 hat aus einem *Bodlejan. Msc.* ein Stück des Jo. Malala vom Cecrops. — S. 459. Dass der *Cod. August.* von *Ge. Monachi Chronico* nicht eine Handschrift des *Ge. Syncellus*, wovon die zeizer Stiftsbibliothek eine besitzt, sondern des *Ge. Monachi Hamartoli* sey, hat schon *Scaliger in Epp.* 391. p. 677 bewiesen. — S. 536. *Eunapius. Suidas* in μαχρῷ und Διοσχρία führt einige Stellen aus ihm an. — S. 540. *Menander. Barth.* hat *Adverf.* 16. 18 einige Fragmente von ihm. — S. 546. Auch noch einer anderen *Epitome Onomatologi Hesychii Milesii* erwähnt *Labbe Bibl.* von *Mss. libb.* p. 196. *Anonymi*, sagt er, *catalogus virorum illustrium quorundam s. epitome ex Onomatologo virorum doctorum scripto ab Hesych. Milesio. filio Hesychii causidici — qui floruit sub Imp. Anastasio. Incipit* Εὔδημος: *desinit:* καὶ ἄλλα τινὰ Φιλόσοφα: *in Cod.* 78. *bibl. archiepisc. Tolos.* — S. 557. Z. 2 *Libri primores (priores) quatuor*, eigentlich *quinque*, denn das 3 und 4 Buch ist in eines zusammen gezogen. Not. y). — S. 559. *Anecdota Procopii* kannte schon, ehe sie herauskame, *Pancirollus in Notit. dign. utriusque imperii* c. 6. p. 21 und c. 97. p. 152, wo er einige Stellen daraus anführt — S. 565. *Agathias, Myrinaeus s. Smyrnaeus. cf. Küster ad Suid.* Ἀγαθίας. *Mannert* in Geogr. der Griech. und Röm. Th. 6. Heft 3. S. 394 hat nichts davon erwähnt, dass Myrina auch Smyrna genannt worden wäre. Agathias heisst auch σχολαστικός, nicht *quia*, wie Not. xx) *advocati in foro egerit partes*, welche Bedeutung viel zu enge ist, sondern überhaupt: *ein gelehrter Mann* So hiessen die Gelehrten im *Museo Alexandr.* auch *Scholastici, cf. Synes. ep.* 105. *Theophylact. Bulg.* wird aus eben der Ursache *Scholasticus* genannt, und *Hieronym. in Scriptt. Eccles. in Serapione* sagt: *qui ob elegantiam ingenii cognomen scholastici meruit. Theophylact. Simocatta* wird daher auch S. 583. Z. 16 bald σχολαστικός, bald σοφιστής genannt. — S. 584. Z. 3. *Cod. Bavar.* 48 (183) *et Diegi Hurtadi*, der also nun in Madrit ist. Der *dialogus, quo philosophia et historia inter se colloquuntur*, gehört nicht zu den *Libb. VIII historiarum*, wie hier fälschlich angegeben wird, sondern stehet nur in *Cod. Bavar.* in einem und ebendemselben Cod. *vid Morell. Bibl. gr. et lat.* T. I. p. 133. Noch ist zu bemerken, dass Pontanus in seiner Ausgabe die Lacunen, welche der Cod. Bavar. hat, nicht alle bemerkt, sondern den Text ununterbrochen hat abdrucken lassen, *s. Morell. l. l.* p. 263 und *Ignat. Hardt in Codd. gr. Mscr. Elect. Bibl. Monacens.* in *Aretins* Beytr. zur Geschichte und Litteratur 1803. St. 6. p. 8. — S. 589. Z. 32. *Monach. in bibl. Cod.* 19 (35) enthält nicht nur *Expos. in Oseam, Jonam, Nah. et Mich.* sondern auch in *Habacuc. s. Aretin* l. l. 3 St. p. 9 und *Morelli* l. l. p. 46. — S. 588. Hier hätte doch der Herausgeber nachholen können, was schon der Rec. Vol. I. erinnert hatte, dass die aus einem *Cod. Leidensi* des *Js. Voss.* von *Petr. Bondam* abgeschriebene kritische Collation von *Theophyl. Epp.* in *Stoschens Mus. Crit.* Vol. I. Fasc. I. p. 8—15 aufbehalten ist. — S. 605. Von *Nicephori Constant. opuscula contra Iconomachos* war in der Münchner kurf. Bibliothek eine Handschrift 274. die von den Franzosen ausgehoben, und nach Paris mitgenommen worden ist. — S. 704. Von *Leonis Tact.* hat die zeizer Stiftsbibliothek eine Handschrift. — S. 713. *Leo Aegyptius.* Wahrscheinlicher gehören die Schriften, welche der *Schol. Apoll. Rh.* hat, dem *Leo Byzant. Leo Aegypt.* wird von dem *Africanus in Eus. Praep. Evang.* X. p. 490 citirt. Sollte nicht eben dieser *Leo* auch in *Augustin. de Civit. Dei* c. 5. zu verstehen seyn? Von *Leo Africanus* ist auch eine Handschrift in der vaticanischen Bibliothek. — S. 727. Z. 3 *num. Bodinus: et Hier. Wolf. in praef. ad Nic. Choniatem.* — S. 783. Die bayerische Handschrift 274 (171) ist nun in Paris, wie auch Cod. 97 (170) *Pachymerii philosophiae epitome.* Von der erstern besitzt die zeizer Bibliothek ein Manuscript. — S. 798 am Ende: *Chronico — non edito:* vielmehr *jam edito ab Ignat. Hardt. Monachii* 1792. 8.

II) S. 11 vermisst man bey den Ausgaben des *Dionys. Areopag. Opusculum Dion. Areopag. de divinis nominibus Marsilio Ficino interprete impressioneque nova luculentum.* Venet. 1501. 4. Dann *Argent.* 1507. fol. und *Aug. Vindel.* 1529. fol. — S. 40 aber *Ignatii undecim epp.* Venet. 1502. fol. und Paris. 1516. 4. — S. 41 ist bey der ersten griechischen Ausgabe der Briefe des Ignatius das Format nicht 4. sondern 8; wie denn auch auf eben der Seite die Ausgabe Nr. 2 unrichtig unter die *Graeco — lat.* gesetzt ist, denn sie enthält bloss die lateinische Übersetzung von *Hieron. Vairlenius Sylvius* mit den Scholien. — S. 54 konnte noch die griechische pariser Ausgabe von *Justini* λόγος παραιν. angeführet werden. Sie hat den Titel: Ἰουστίνου Φιλοσόφου καὶ Μάρτυρος λόγος παρ. πρὸς Ἕλληνας. — *Paris. excudebat Jo. Lodoicus.* 1539. 4. — S. 79. *Ex edit. — Grynaei.* Diese Ausgabe in 8. (nicht fol.) hat die *varias lectt.* am Rande, von welchen *Fabr.* sagt, *nullas adjectas esse video.* — S. 97. *Athenag. de resurrect.* von *Petr. Nannius Paris.* 1541. 4. edirt, ist keine *Graeco — latina*, sondern bloss eine *lat. editio*, wie auch der Titel beweiset: *Athenagorae — de mortuorum resurrectione Petro Nannio Alcmariano interprete. Paris. ap Chr. Wechel.* 1541. 4. Auch in der *Introduct. in hist. ling. gr.* schwankt Hr. *H.* bey dieser Ausgabe, ob er sie unter die *Graeco — lat.* setzen soll, oder nicht. Noch fehlen zwey Ausgaben *de Resurrect.* welche *Possevin in Apparat. Sacr.* T. I. p. 131 anführt, die eine 1581, die andere 1589. Lugd. 8.

(Der Beschluss folgt.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 SEPTEMBER, 1806.

LITERATURGESCHICHTE.

Beschluss der Recension von Fabricii Bibl. Graec. ed. Harles. Vol. III—IX.

S. 128. *Latine Protrept. — Strozza.* Nicht *Strozza*, dessen auch gar nicht erwähnt wird, sondern Hervetus hat diese drey Schriften des Clem. Alex. übersetzt. Diess lehrt auch der Titel: *Clem. Alex. omnia quae extant opera, nunc primum e tenebris eruta latinitateque donata Gentiano Herveto Aurelio* (nicht *Aureliano*) *interprete.* Florent. 1551. fol. — S. 252. Nr. 2) war schon *Aug. Vindel.* 1520. 4. und Lips. 1520. 4. abgedruckt worden. Auf der S. 341 findet sich zweyerley zu berichtigen: 1) dass *Euseb. Chron. lat.* auch in Paris 1518. fol. herausgekommen ist: 2) dass zu den Ausgaben noch hinzugefügt werde: *Commentariorum in praecedentem Chronologiam Eusebii liber unus, auctore Jo. Functio, MDXLV.* Norimb. fol. — S. 344 fehlt die Ausgabe Venet. 1501. fol.; diejenige aber, welche *Paris. ap. Sim. Colin.* 1534 gedruckt worden ist, hat nicht das Format in 4, sondern 8. — S. 371. *Gallice — Seyssel.* Paris. 1532. fol. *p. Geofroi Tory.* — S. 394. Z. 1. *Venet.* 1502: ist so zu berichtigen: *edidit Aldus* I Vol. 1501 und Vol. II. 1502. Venet. — S. 430. not. ff). Ganz verunstaltet ist der Titel der Camerar. Ausgabe, welcher also wieder herzustellen ist: *Theodoriti — rerum ecclesiasticarum libri quinque conversi in lat. a Joach. Camerario. — Catalogi Episcoporum in praecipuis ecclesiis, et Caesarum atque aliquot orthodoxorum, nec non factorum praecipuarum illius temporis historiola, eodem auctore. De essentia et substantia ex graecis conversiones ejusdem.* Basil. —. — S. 438. *Nicephorus ex Langii versione lat.* war schon 1551 zu Basel herausgekommen. — S. 585. *Epistolae morales.* Hier ist die Ausgabe übersehen, welche Cracoviae 1509. 4. *interprete Nic. Copernico* erschienen ist. — S. 592. *Theophyl. Bulg. in IV. Evangl.* erschien schon 1522. Basil. fol. *p. Andr. Cratandr.* und in *Epp. Pauli* auch 1528 Colon. fol.

Vol. VIII. I) S. 33. *Hieroclis συνέκδημος. cf. Vales. ad Amm. Marcellin. l.* 31. p. 457. — S. 71. Z. 15 *fallitur Schottus.* Auch *Reines.* in *Diatribe ad Cod. Mscr. veterum Chymicorum Bibl. Altenburg.* und *Varr. lectt.* p. 380 hält den *Zosimus Theb. Panopolita* für den Geschichtschreiber, und führt auch noch andere Bücher von ihm an, als: περὶ καμίνων καὶ ὀργάνων: περὶ ἐξατμίσεως τοῦ θείου ὕδατος: περὶ ποσότητος πυρός. Außerdem schreibt er nicht, wie *Fabric.*, Χυμευτικόν, sondern Χημευτικὸν λόγον. — S. 75. *Ingolst.* 1604. *Boecler ad Herod. l. 2. extr.* klagt über den *Pontanus*, dass er *Georg. Phranzam* verstümmelt habe. — S. 81. *Capito Lycius. cf. Reines. in Epp. ad Hofman.* p. 9 wo er seinem Hand-Exemplar, welches Rec. besitzt, beygeschrieben hat: *Vixit paulo ante tempora Justiniani; laudatur enim a Stephano in* Ψιμάδα. *Stephanus autem vixit tempore Justiniani, quod multis argumentis compertum habeo. Vales. ad Excerpta Peiresciana e Jo. Antiocheno* p. 115. — *Euseb. scholasticus — bellum heroicis versibus et dictum Gainia, cf. Socrat.* VI. 6. — S. 82. *Jo. Antiochenus. cf. Tzetzes ad Lycophr.* 355. *Excerpta historiarum Jo. Antiocheni* hat *Henr. Valesius e Constant. Porphyrogeneta* herausgegeben. Paris. 1648. fol. — *Leo Byzant. cf. Hesych. de Orig. Constantinop.* p. 49 und in Not. Meurs. p. 240. — S. 83. *Troilus.* Synesius hat auch einige Briefe an ihn geschrieben. S. 113. Das Manuscript von *Heliodorus* ist nun aus der *Bibl. Elect. Monac.* nach Paris gewandert. Auf dieser Seite haben die Typotheten die Ausgaben von den Manuscripten zu sondern vernachlässiget. — S. 118. IV) Ἡλιόδωρος — Θεοδόσιον. Dem Cod. sind noch folgende Worte: ὥς φησι Γεώργιος ὁ Κεδρηνὸς beygefügt, welche hier auch einen Platz verdient hätten. Einige Literatoren, wie *Coray* in der Einleitung vor der neuesten Ausgabe, schreiben dieses Gedicht nicht diesem, sondern einem anderen *Heliodorus* zu. — S. 126. Nr. 2. *Heliod. Athen. Athen. VI.* p. 229. *et Casaub.* p. 403. *Harpocrat.* in Σέτταλος, νίκη Ἀθηνᾶ und προπύλαια. *Suid.* in νίκη Ἀθηνᾶ. Ἡλιόδωρος ὁ περιηγητὴς ἐν πρώτῳ περὶ Ἀκροπόλεως. — *Heliodorus Tragicus:* aus seinen *Spectaculis Italicis* citirt *Stobaeus* περὶ νόσου 242. 16; *Galenus de Antidotis. II.* 7. aber 6 Hexameter. *cf. Gyrald. Lylius L. III. dial.* 3. Vielleicht ist er eben der *Heliodorus*, welchen *Tzetz. ad Lycophr.* 208 anführt, und den er v. 479 ἄλλως anstatt Ἡλιόδωρος nennt. — S. 128. *Heliod. Larissaeus. f. Natal. Com. Mythol. VII.* 20. — S. 129. *Athenag. L. IV* ἐρωτικῶν erwähnt *Bochart. Geogr. Sacr.* P. I. c. 31. p. 638. — S. 131. Der *Cod. Monac.* des *Achill. Tat.*, welchen *Boden* verglichen hat, ist nach Paris abgeliefert worden. — S. 133. Eine ausführliche Recension von *Eichstädt* über die Ausgaben von *Achill. Tat.* verdanken wir der A. L. Z. 1802. Nr. 319. — S. 136. *Eusthath. Cod. Monach.* ist nun der Pariser Bibliothek einverleibet worden. Die Worte Z. 21 *morte praeventus est* sind aus einem noch ungedruckten Briefe *Jungermanni ad Canterum*, welchen Rec. besitzt, ganz abzuändern. *Jungermann* sagt: *Caeterum ante biennium, quamvis duos vel tres libros Eustathii jam vertere inceperam, hanc lampada sibi poscenti amicissimo et eruditissimo juveni Claudio Salmasio tradidi.* — S. 137. Z. 8 *praeter versiones — memoratas:* aber wo stehen diese?

Die italienische Übersetzung von *Laelius Caranus* wird zweymal auf dieser Seite aufgeführt, welche nicht nur 1560, sondern auch schon 1556 abgedruckt worden ist. — S. 144. *Barlaam cf. Boccat. Geneal. Deorum IX.* 7. und *X.* 9. — S. 152. Z. 3 *de aliis: v. Reinef. Var. lectt.* p. 514. — S. 157. *Ant. Diogenes.* Der Name *Antonius* und die Gattung seiner Gedichte scheinen dem Zeitalter Alexanders d. Grosen nicht ganz angemessen zu seyn. Sollte nicht etwa *Anton Rhodius* zu verstehen seyn, welcher den *Porphyrius*, wie er in *Vita Plotini* erzählt, im 10 Jahre des Kaisers *Galieni* nach Rom begleitete? — S. 158. *Clearchus* wird für den ersten Erotiker gehalten. — S. 159. *Lucius* von *Patrae* lebte im 2 Jahrh. nach Christi Geburt. — S. 160. *Paxamus. Pollux* nennt ihn VI. 70 unter den *scriptt.* ὀψοποιητικοῖς. *cf. Casaub. ad Athen.* p. 831. — *Persei. Persaei*, gr. Περσαῖος. Vielleicht ist er eben der, welcher ὑπομνήματα συμποτικὰ geschrieben hat: *Laert. VII.* 1. 2. — *Sphaerus* heisst *Sphaerus*, *Laert. VII.* 159 (nicht 178). — S. 257. Von *Epiphanii Vers. lat. Socrat. Sozomeni* und *Theodoreti* s. *Possevin. Apparat. Sacr ad Script. V. et N T.* T. I. p. 513. — S. 262. Z. 6. Auch in den Noten *ad Tertull. de pallio.* p. 462 wird die Petav. Übersetz. des *Epiphan.* getadelt. — S. 267. περὶ μέτρων καὶ σταθμῶν handelt nicht überhaupt *de ponderibus et mensuris*, sondern nur *de pond. et mens. biblicis*, welches hier bemerkt zu werden verdient hätte. — S. 340. III) In *Heins. Exercitt. Sacr XX.* 3. findet man aus einem *Cod. Palat.* einige Excerpta von den Messalianern bey dem Brief *Judae* v. 3. — S. 379. Z. 16. *Theodor. in dialogis* (I. 27. II. 34 et III. 27—11) εἰς τὸν βίον — *Possevin* sagt in *Appar. Sacr. T. I.* p. 182, dass ein Mannscr. von dieser Schrift in Sicilien zu Messina aufbewahrt würde, mit der Inschrift: *Amphilochii Iconii Ep. copiosa historia de vita et miraculis D. Basilii.* S. auch *Jo. Sarisberiens. VIII.* 21. *Baron. ad an.* 363. *Vincent. Bellon. Speculum historiae XIV.* 43 *Scultetus in Medulla Theol. patrum.* Vol. IV. p. 1, welcher sie dem *Jo. de Voragine* zuschreibt, sagt, dass sie zu Verona aufgefunden, und *Rivetus in Crit. Sacr. III.* 27, dass sie vor 700 Jahren verfertiget worden sey. — S. 429. Bey den Scholiasten in *Greg. Nazianz. Oratt. et Poemata* wäre wohl zu bemerken nöthig gewesen, dass sie viele Stellen aus alten griechischen Dichtern, die noch vorhanden und die verloren sind, enthalten, und also zur Kritik sehr nützlich sind. — S. 540. *Caes. monacho.* S. *Joh. Erhard. Kappii dissert. de celeberrima Jo. Chrysostomi ad Caes. monachum epistola.* Lips. 1723. 4. — S. 602. *Nonnus monachus:* s. *Meurs. de Solone* c. 21 und 26. — S. 616. Z. 8. *meminit Suidas:* in Νυμφίος und γεώργιος. Zu den *Catenis patr. graec. in scr. s libros*, deren Anzahl sich noch gar sehr vermehren lassen wird, fügt Rec. hinzu: *Catena explanationum veterum sanctorum Patrum in Actt. App. et Epp. catholicas Jo. Bernardo Feliciano interprete.* Basil. 1552. 8., welche aus 20 Kirchenvätern Auszüge in sich fasst.

II) S. 21. Nicht erst 1551, sondern schon 1545 ist die erste deutsche Dolmetschung der *Geoponicorum* von *Mich. Herren* also überschrieben herausgekommen: Der Veldtbau od. das Buch von der Veldt Arbeyt — vor tausend Jaren von dem Keyser Constantino dem vierten in Kriechischer sprach beschrieben. Und jetz durch D. Michael Herren aus der Kriechischen in Teutsche sprach vertollmetscht. Getruckt zu Strassburg by Balthasar Beck MDXLV. 4. — S. 116. *Hispanice* 1612 (falsch 1616); aber auch schon 1585 war diese Übersetzung in *Alcala de Henares* erschienen. S. *Paciaudus in Proloquio de libris eroticis antiquorum* §. X, welcher auch noch hinzusetzt: *prodiit etiam polonice et belgice*, von welcher Übers. die *Bibl. Gr.* nichts erwähnt. — S. 133. *Gallice Paciaud. l. l.* giebt den Übersetz. von *Belleforest* die Jahre 1575 und 1586, vielleicht ist also hier 1568 f. 1586 durch einen Druckfehler gesetzt. Den Vf. von der Übersetzung Haag 1735 nennt *Paciaud: Guyot des Fontaines.* Noch fehlt die Übersetzung von *Charl. Philip. de Monthenault d'Egly.* Paris 1734. 8. — S. 134. Die florent. Ausgabe von *Longus* 1598. 4. hat *Hieron. Commelinus* noch einmal 1601 abgedruckt. Die französische Übersetzung von *Villoison* 1787. 4. welche der Herausg. S. 135 als eine besondere anführt, stehet in der Quartausgabe 1778 — S. 179. *Athanas. in Psalmos Angelo Politiano interpr.* ist auch 1508. 4. Argent. wieder abgedruckt worden. — S. 180. *Athanas. lib. de passione et cruce s. l. et a.* Auch Rec. Exemplar ist *sine l. et a.* aber doch steht dabey *ab Erasmo* 1534 *primum versus.* Auf eben dieser Seite sollte noch: *Athanas. Comment. in epp. Pauli interprete Porsena. Paris.* 1518. fol. aufgeführt seyn. — S. 182. *Cum versione Nannii — Heidelbergae* 1601. Nicht nur die beiden Bände des dresdner Exemplars sind, wie *Götze in Membrab. Bibl. Dresd.* angiebt, sondern auch alle übrigen, 1600 *ap. Commelin.* gedruckt. Auf dem Titel des II Vol. sind auch die Worte hinzugefügt: *subjecta ad finem veterum de Athanasio elogia, fragmenta operum amissorum, tum varians lectio ex vetustiss. Mss. Codd. Palat. Basil. Anglic.* (also nicht *Augustanis*) *et aliis;* doch alle diese Zusätze suchet man umsonst am Ende dieses Bandes, denn sie sind ohne Vorrede mit einer besonderen Überschrift: *Ad Opera — Athanasii — appendix, in qua elogia Athanasio a veteribus tributa, fragmenta et tituli opp. amissorum, extantium etiam lectiones variae copiosissime, insertis non raro observatt. et emendatt. collecta omnia studio et opera P. F. C.* (*Petri Felkmanni, Curonaei*) erst 1601 nachgefolgt, und daher die unbestimmte Angabe der Jahre 1600 und 1601. — S. 271. *De prophet. vita et interitu s. l. et a.* 4. hat der *Thott. Catalog.* p. 122. — Weder Fabric. noch die cornarische und petavische Ausgabe von Epiphan. gedenken der Rede: *Oratio D. Epiphanii — de fide catholica et apostol. ecclesia per Vitum Amerpachum in lat. conversa, et quibusdam anotatt. enarrata. Augustae Rheticae Philipp. Ulhardus excudebat. Amerpach* sagt in der Vorrede, welche Ingolstadii 1548 unterschrieben ist, dass er diese Rede aus Manuscr., aus welchen er auch Varianten anführt, übersetzt habe. Da er damals in Bayern lebte, so ist zu vermuthen, denn er selbst giebt nichts bestimmtes davon an, dass diese Rede in der Originalsprache daselbst zu finden gewesen ist. Sie ist hernach wieder mit einigen Reden *Jo. Chrysostomi* 1552. 8. Basil. gedruckt worden. — S. 393. *Gr. Nazianz. de*

theol.: L. I *interprete Petr. Mosellano Lips.* 1519. 4. — S. 394 fehlen: *Greg. Nazianz. duae epistolae ad Themistium lat. Argent.* 1512. f., und S. 399. Z. 6 ist zu bemerken, dass das II Vol. 1611. zu Paris herausgekommen ist. — S. 443. *Viennensem — absolverit.* Diese Ausgabe ist wirklich 1560. 4. (nicht 8.) mit der latein. Übersetzung *Grodecii* zu Wien gedruckt: auch auf dem Einband des Exempl., welches Rec. besitzt, hat der Buchbinder diese Zahl gesetzt. Der Titel heisst: *Cyrilli Mystagogicae catecheses ad eos, qui sunt recens illuminati. Quae nunc primum gr. et lat. simul eduntur, ut qui dubitet de latinis, ad graecas possit recurrere, qui graecas non satis intelligat, latinas legat. Joan. Grodecio interprete. Viennae Austriae anno MDLX.* — S. 453 vermisst man: *Cassianus de institutis coenobiorum, Lugd.* 1516. 8. und *Ep. ad Philippens. Basil.* 1526. 8. — S. 551. Z. 22. *In Esaiae* ist so zu berichtigen: *Jo. Chrysostomi — enarratio in Esaiam proph. ab usque principio ad medium octavi capitis nunc primum e graeco in lat. traducta coloniam ad archetypum Regiae et Belloaquensis bibliothecae, Godofrido Tilmanno — interprete, Paris.* 1555. f. — S. 556 fehlt: in *Epp. ad Corinth. interprete Oecolampadio Mogunt.* 1522. 4. — S. 560: *Jo. Chrysostomi de sacerdotio sermones sex, graece Argent.* 1561. 8. und S. 561 *De providentia et fato. Basil.* 1526. 8. *Gr.* und *Lovanii* 1532. 8. — S. 573. Z. 14. 1551: nur nach der Vorrede findet man 1551, am Ende aber 1552, welches also das eigentliche Druckjahr ist. — S. 574. Z. 8 *aliae* 1594: *alia* sollte es heissen, denn in diesem Jahre kam nur die einzige *Oratio in diem natalem servatoris nostri Jesu Christi edita nunc primum studio et opera Dan. Hoeschelii e bibl. Augustana* heraus. — S. 607. Z. 8. *Veneta dubia.* Ihre Achtheit beweisst *Panzer. Ann. typogr.* VIII. 559. *Ex interpretatione Erhardi Hedenecci.* — S. 608 ist *Nonnus Basil.* 1596. 8., und *Ulrici Bollingeri metaphrasis metrica Lips.* 1618. 8. *additis hymnis sacris IV item argumentis in VI libb. Christiados Vidae et Indice* herausgekommen. — S. 609. *Sylburgii edit.* ist erst in Leipz. 1613 b. Valent. am Ende, und 1618 b. Laur. Kober wieder abgedruckt worden. — *Nansii curae secundae* führen den Titel: *Fr. Nansii ad Nonni paraphrasin Ev. Johannis gr. et lat. editam curae secundae. Lugd. Bat.* 1593. 8. — S. 610. Z. 13 *confusus titulus.* Ja wohl! man kann hieraus sehen, wie oft die Bücher-Catalogen die Titel verstümmeln. Hr. H. vermuthet richtig, dass diese Ausgabe der Paraphr. Ev. Joannis mit der Ausgabe der Dionys. verwechselt sey.

Vol. IX. I) S. 3. Bey *Greg. Nazianz.* verdient noch erwähnt zu werden *Ep.* 38 *ad Simplicianum* und *Ep.* 10 *ad Basil.* — S. 4. *Pseudo-Amphil.*, dessen schon Vol. VIII. (nicht VII.) p. 371 gedacht worden, vergl. *Possevin Appar. Sacr.* T. I. p. 68. bey *Jo Damascenus, orthod. fid.* 4. 17. und *Leo Imperator. Constitut.* 88. Von *Helladii* Leben *Basilii* s. *Scribanus Controv. orthodox. fidei* L. 6. p. 320. und *Baron. ad an.* 363 *Greg. Nyssen.* gedenkt dieses *Helladii* in *ep. ad Flavianum.* — *Oratio de S. Basilio ins.* T. III *declamatt. (Melanchthonis)* stehet p. 51 (nicht 716). Den *Scriptt. recentioribus* kann noch beygefügt werden: *Trithem.* in *Catalog. Script. Eccles.*, *Erasmus in praef. Augustino praemissa*, und *Chemnitius de lectione Patrum.* — Von *Basil. Caesar. jun.* S. 7 ist auch eine Handschrift bey den XXIX Orat. *Gr. Nazianz.* in Wien, München und Venedig. — S. 19. *Homil. X et XI. Hieron. Catal.* c. 116 und ep. 55 kennt nur IX Homilien, vielleicht, weil damals noch nicht mehrere geschrieben waren. *Bellarm.* aber *de script. Eccl.* p. 133 schreibt auch X und XI dem Basilius zu. — S. 21. not. ii). Da *Eunomii apologia* in der neuen Ausgabe nicht wieder abgedruckt, sondern, wie S. 64. n. 3 stehet, dem Supplementbande aufbehalten worden ist: so sollte diese Fabr. Note wegfallen. — S. 30. n. 20) In der münchner Bibliothek sind von diesem *Encomio in 40 Martyr.* drey Handschriften N. 25. 75 und 276. — S. 43. 6) λόγος περὶ τοῦ αὐτεξίου. Garnerius zweifelt zwar, dass Basil. diese Rede verfasst habe, aber bemerkt hat er nicht, dass sie *Macarii Homil.* XXV sey. S. D. *Keil de doctoribus vet. eccles. culpa corruptae per Platonicos theologiae liberandis Comment.* XIII. p. 10. n. 42, und *Comment.* XIV. p. 4. not. 6. Lips. 1804. 4. — S. 94. *Oratt. Basilii* — II Vol. Da weder Fabric. noch die Ausgabe II Vol. hat, so sind diese Worte zu streichen. — S. 95 *acta et mir. Theclae.* Auch die vaticanische Bibliothek besitzt ein Manuscript in *Cod. Simeonis Metaphrast. Voss. de Hist. Gr.* p. 222 zweifelt, dass diese Schrift von *Basil. Seleuc.* verfasset sey. *Suidas*, welcher in ῎Αβαξι τὸν λογοθέτην *(h. e. Simeon. Metaphrasten)* ἐν τῷ τῆς ἁγίας Θέκλης μαρτυρίῳ citirt, *(cf. Küster ad h. v.)* scheint auch daran gezweifelt zu haben. Am Rande des *Voss. de Hist. Gr.* welchen Rec. besitzt, hat ein Gelehrter beygeschrieben: *An idem scriptum est cum Periodis s. actibus Pauli et Theclae, quos Presbyter quidam Asianus amore Pauli consinxerat? Hieron. Catal. scriptt. Eccl. s. Luca, v. Sixt. Senens. Bibl. S.* p. 95. *Gelasius Pauli et Theclae actus refert inter reprobas scripturas: sane sic videtur, nam ut hos actus in scenam possent producere, alius scriptoris (Basilii Seleuc.) nomen ei praefixerunt.* — S. 104. 6. Diese *Homilie in Psalm sext.* hat auch *Hoeschel.* in seiner Ausgabe *Aug Vindel.* 1587. p. 204 aufgenommen, sowie auch S. 116. n. 51 in *adscens. Jes. Christi* p. 217. — S. 103. 20) *Melitenes* (hier *Melitines*) cf. *Phot.* C. 51. — S. 123. Z. 23. Der ganze hier entstellte Titel dieses Buchs heisst: *Zaccagnius in Collect. monument. vett. ecclesiae gr. et. lat.* — S. 131 *adversus Arianos scripsit sex libros teste Eulogio Phot.* C. 225. — Obgleich *H.* mehrere *Eustathios* als *Fabric.* hat, so fehlt doch S. 151. *Eustath. auctor vitae Eutychii, Patr. Constantinop.* welcher vom Kaiser Justinian. Ketzereyen wegen, aus Constantinopel verwiesen worden war. S. *Surius* Tom. II. d. 6 April und *Baron. ad an.* 553 und 564. — S. 153. *Eustath. Sebastenus*: s. *Sam. Petiti Varr. lect.* l. 3. c. ult. und *Scultet. Medulla theolog.* P. III. p. 305. Zu den übrigen *Eustathiis* könnte auch noch *Eustathius Sidites* gesetzt werden: v. *Possev. App. S.* T. I. p. 539. — S. 191. *Synesius*: s. *Theod. Metochit. Capp. philos. et histor.* XIX. und *Casp. Barth Advers.* L. 53. c. 9. — S. 194. 5) Ὁμιλία. Die Ordnung der Bücher in der petavischen Ausgabe ist etwas verrückt. Denn 130—156 stehet n. 6 *de insomniis;* diese nehmen die Briefe auf, und

dann erst folgt diese *Homilia*, aber nicht über den LXXV, sondern wie *Caveus*, der S. 195 deswegen getadelt wird, mit Recht behauptet, über den LXXIV Psalm. So steht auch *Niceph. Greg. Commentar. gr.* nicht, wie S. 196. Z. 1 gesagt wird, p. 293—347 sondern 351 bis 429. — S. 198. *Ep. ad Orum* hat *Cornarius* falschlich unter die Briefe aufgenommen. Denn es ist eine Rede, wie schon *Petavius* in einer Note p. 89 bewiesen, und ihr daher auch wieder ihren Platz unter den Reden p. 307 angewiesen hat. Z. 18. l. 1556 für 1656. denn *Chr. Rüdiger* lebte im 16 Jahrh. — S. 204. *Alii Synesii*. Das *Chron. Alexandr sub a. 4 Ol.* 29. p. 716 erwähnt noch eines *Synesii*, welcher im Jahr 407 zu Constantinopel einen Aufruhr gestillet habe. — S. 228 *trecenta* κεφάλαια τῆς πίστεως, wovon 47 *capitula* bey *Epiphan. Haeres. LXXVI.* c. 10 stehen. — S. 271. *Didym. de sp. s. lat. s. Hieronym. ed. Basil.* 1516 Tom. IX am Ende. — S. 290. *Gelasius de duobus (duabus) naturis*: nicht der Papst *Gelasius*, sondern *Gelas. Episc. Caesar.* ist Vf. dieses Buchs: s. *Bellarmin de Scriptt. Eccles.* p. 233. — S. 291. Z. 19. *cf. Phot.* C. 88. und *Scultet. Medull. Patr.* P. I. p. 441 sq. — S. 294 fehlt: *Hieronymi Vita per Erasmum.* Basil. 1519. 4. — S. 299. *Joan. Hieros.* Da auch im VIII Jahrh. ein *Jo. Hieros.* gelebt und das Leben *Damasceni* geschrieben hat: so konnte er, wie es sonst bey allen Homonymien geschieht, um alle Verwechselung zu vermeiden, hier zum wenigsten genennet werden. — S. 372. *Marinus Neap.* — *Paulis* ja wohl ist die richtige Lesart *Procli*, nicht *Paulli*. Denn nach dem Titel des Buchs: *Procli in Platonis Theologiam Libb. VI. per Aemil. Portum.* Hamb. 1618. fol. stehet noch: *Accessit Marini Neap. libellus de Vita Procli.* Im Buche selbst heisst es: Μαρίνου Νεαπολίτου Πρόκλος, ἢ περὶ εὐδαιμονίας mit einer lateinischen Übersetzung. Auch die Epigramme in der Anthologie Vol. III. p. 193 *ed. Jacobs* εἰς τὸν Πρόκλου βίον, und Vol. IV. p. 242 εἰς τὸν Μαρῖνον Νεαπολίτην Πρόκλον bestätigen diese Lesart. *Cf. Suid. in* Μαρῖνος T. II. p. 497 und *Küster ad h. v.* und *Canter. Varr. Lectt.* II. 21. Bey dem Worte μαγγανικὰ führt *Suidas* ein Excerpt aus diesem Leben an, aber ohne den Vf. zu nennen. S. 407. V. *in theol. Platonis.* Die Handschriften, welche von dieser Schrift ehemals in München N. 98 (165) aufbewahrt worden, besitzt nun die pariser Bibliothek. — S. 425. *In Parmenid. Platon.* Die münchner Bibliothek hat auch ein Manuscr. von diesen Commentarien N. 11. (164) s. *Aretins* Beytr. zur Geschichte und Literatur 1803. St. 2. p. 40 wo *Ignat. Hardt* zugleich zu beweisen sucht, dass *Damasc. Marinus* Antheil an dem 7 Band dieser Comment. gehabt habe. Eben dieser gelehrte Literator zeigt auch auf eben dieser Seite, dass *in Phaedrum Platonis* S. 426 nicht *Proclus*, sondern *Hermias* Vf. sey, und dass in der Münchner Handschrift die Worte εἰς Φαῖδρον von einer anderen Hand nur am Rande geschrieben wären. — S. 451. *Cyrill. Scythopol. Vita Euthymii s. Baron. ad an.* 481 und *Jo. Silentiarii ad an.* 491. — S. 460. *Cyrilli Mss. in Evang. Joannis in Bibl. Caesenat. s. Possevin Appar. S. in Append. Cat. Mss. Codd.* p. 105. — S. 471. *versione Oecolampadii*: *Vigerus ad Euseb. Praep. Evang.* IX. 12. p. 414 nennt sie: *inquinatissimam versionem.* — S. 526. *Anonymo interprete.* Der Mönch *Ambros. Camaldul.* sagt in der Vorrede seiner Übersetzung: *esse interpretationem, quicunque tandem ejus auctor fuerit, obscurissimum, nimium inhaesisse litterae, de verbo ad verbum transtulisse.* — S. 526. Auch wird dem *Jo. Climacus* zugeschrieben: *Vita servorum Dei Barlaam et Josaphat*, wovon in der Leipz. Univers. Bibl. 2 Mss. unter diesem Titel zu finden sind: s. *Feller Catal. Codd. Mss. Bibl. Paulinae* p. 157 und 163. Andere aber setzen dieses Leben unter die Schriften *Jo. Damasceni*, s. unten 737. *Cf. Cotelier. Monument. Eccles. Gr.* T. I. p. 795 und *Du Pin. Bibl. script. Eccles.* Tom. V. p. 101. — S. 617. Not. d) *cf. Fiorillo in Diatribe in Herodis Jambographi fragmenta, in edit. Herod. Attici quae supersunt.* Lips. 1801. p. 171, wo er *Ruhnken.* beytritt. — S. 647. 40) περὶ ψυχῆς. Davon bewahrt die zeizer Stiftsbibliothek eine Handschrift. — S. 685. *Jo. Christoph. Coleri dissert. de Ephraemo et Jo. Damasceno.* Viteb. 1714. 4. verdiente hier auch unter die Erläuterungsschriften aufgenommen zu werden. — S. 715. Z. 4. *Damasceno tribuitur*: s. *Possevin. Appar. S. T.* 1. p. 198. — S. 737. *Historia de Barlaam*: s. *Possevin l. l. T. I.* p. 861 und 864.

II) S. 15. Die lateinische Version des Basil. M. 1552 ist nicht die erste, welche *Jan. Cornar.* herausgab, sondern vom Jahre 1540 mit der Überschrift: *Omnia D. Basilii — quae extant opera, juxta argumentorum congruentiam in Tomos partita quatuor Jano Cornario interprete.* Basil. 1540. fol. Bey der zweyten, welche *Fabricius* anführt, ist ausdrücklich auf dem Titelblatt gesetzt: *iterum recognita et castigata ac duobus libris contra Eunomii apologeticum aucta.* — S. 28. 11) Diese Homilie kam auch *Argentorat.* 1508. 4. *Perotto interprete*, und *Mediolani s. a.* 4. heraus. — S. 29. 14. *in ebrietatem.* Nicht 1538, sondern 1535 erschien die Übersetzung *Fr. Craneveldii.* Eine noch ältere Übersetzung gab *Jac. Faber Daventr.* 1510. 4. — S. 30. Not. 20. *in XL Martyres*; hier fehlt die griechische Ausgabe *Lovanii ex offic. Rutgeri Rescii* 1536. 8. — *et Simon Stenius*: *Lomacensis, adjectis brevibus notis in eandem Homiliam gr. et lat.* Heidelberg. 1614. 8. — S. 34. Z. 1. *Lipsiae.* 1600. Es giebt noch eine von der angezeigten ganz verschiedene Ausgabe von eben diesem Jahre mit dem Titel: *D. Basilii M. Homilia, qua ratione gr. poetarum monumenta legi debeant, cum lat. interpret. Leonardi Aretini et Jo. Argyropoli. Addita aliquot locis versione Theoph. Corgiseri.* Lips. 1600. 8. *Gobleri Scholia*, welche auf dem Titelblatt nicht genannt sind, stehen am Ende. Zu dieser Ausgabe können noch gesetzt werden: *Lips. per Jac. Thanner.* 1509. 4. und Basil. 1519. 4. — S. 42. Z. 8. *ex recensione*: *cum duobus Mss. collata, ad marginem posita collatione, et cum notis* (am Ende) *Hoeschelii.* — S. 59. *Stanisl. Ilovius* gab seine lateinische Übersetzung dieser 24 moralischen Reden früher heraus, als den griechischen Text. Sie erschien schon 1564 in 4 Theile abgetheilt, und jeder mit einer besonderen Dedication. Sie ist überschrieben: *D. Basilii M. de Moribus oratt. XXIV, a Simone, magistro ac sacri palatii quaestore, ex ejus scriptis olim in unum congestae, nunc primum in lucem editae Stanisl. Ilovio interprete*: Venet. 1564. 8. und eben daher steht in der 2 Ausgabe Francof. 1568. *cum nova interpretatione.* — S. 199. 9. Bey dieser Rubrik ist verschiedenes zu berichtigen. Der Text und die unten gesetzte Noten) widersprechen einander. Diese Homilie ist zwar bey *Fed. Morellum, Architypographum regium*, wie er heisst, gedruckt, aber nicht von ihm, sondern von *Papyrius (Papirius) Masson* herausgegeben worden, welcher in der Dedication sagt: *haec Catastasis nunc primum a me per Morellium nostrum in lucem missa est.* Den Anfang macht der griechische Text; ihm folgt die lateinische Version *Petr. Morellio Turonensi interprete*, und den Beschluss macht der Brief *ad Troilum*, aber nicht übersetzt. Die *Conjectanea* stehen am Rande des Textes. Da *Masson* sagt: *haec — primum missa est*, so muss die Jahrzahl der früheren Ausgabe 1585, welche *Bauer in bibl. libb. rar.* anführt, in 1595 umgeändert werden. Der aus *Maittaire* in der Note ganz entstellte Titel heisst: *Synesii Cyr. Catastasis s. Constitutio, in qua Pentapolis calamitas describitur. Ejusdem de eodem ad Troilum epistola. Cum lat. interpretatione et Conjectaneis, Lutetiae ap. Fed. Morell.* 1595. 8. — S. 292. Not. ff) Nur *Baiforti* und *Sculteti*, aber nicht *Petavii* Übersetzung findet sich bey dieser Ausgabe. Die Vorrede sagt blofs, dass *Petavius Acta Concilii Ephesini* schon 14 Jahre vorher aus einer bayerisch-fuggerischen und vaticanischen Handschrift übersetzt habe. — S. 407. *Curante Fr. Lindenbrogio.* Nirgends wird *Lindenbrogs* im Buche gedacht, und aus den Worten in *Camdeni epp.* p. 173: *typographi nostri (Hamburgici) Ciceronis operibus et Procli theologicis excudendis valde nunc sunt occupati*, lässt sich eben so wenig schliessen, dass *Lindenbrog* den Proclus, als den Cicero edirt habe. Die Angabe ist also falsch. — S. 419. Z. 22. *Figuris*, im Buche steht: *multiplici figura.* Ferner bey: *incessu* fehlt: *in libellum de incessu.* Auch die folgenden Worte sind so abzuändern: *conversione mechan. quaestionum Aristotelis cum figuris et annotationibus quibusdam. Quaestiones quaedam naturales cum amatoriis Problematibus XX.* Von der Zahl LXXXIX weiss der Titel nichts. — S. 450. Z. 1. *Paris.* (1520) *Clichtov.* scheint diese zweyte Auflage nicht selbst besorgt zu haben, denn sie enthält keine neue Vorrede, sondern die alte der ersten Ausgabe 1508 und die Worte in der Mitte, wo das 5 Buch anhebe: *libri intermedii nuper adjecti per Judocum Clichtoveum Neoportuensem* bestätigen unsere Muthmassung. Diese Worte streiten auch offenbar wider das, was in der Note r) *adjectis quatuor libris intermediis* behauptet wird. — S. 526. *Jo. Climaci scala* ist auch 1511. 8. zu Paris erschienen, und bey den italiänischen Übersetzungen S. 527 fehlt bey den Ausgaben 1477 und 1478 der Druckort: Vincentiae.

H. i. k.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 SEPTEMBER, 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ALTENBURG, b. Schnuphase: *Archiv für die Geographie, Geschichte und Statistik der Grafschaft Gleichen und ihrer Besitzer*, von *Joh. Christ. Hellbach*, fürstl. schwarzburg. Rath. I Bändchen. 234 S. II Bändchen. 250 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Dieses brauchbare Werk liefert keinen unwichtigen Beytrag für die Geschichte und Geographie des Vaterlandes, die nur nach möglichst genauer und vollständiger Bearbeitung der einzelnen Territorien ganz erkannt, und in ihrem vollständigen Umfange behandelt werden kann. Denn dass dieses oder jenes Territorium für die sogenannte Reichsgeschichte keine Daten darbiete, kann nicht als Einwurf aufgestellt werden. Zu gleicher Zeit beurkundet dieses Werk den mühevollen Fleiss des Vf.: eine Eigenschaft, die wir als das vornehmste Verdienst desselben angeben müssen, da die übrigen Foderungen, die man an ein geschichtliches und statistisches Werk macht, weniger befriedigt werden dürften. Die Darstellung ist der Stufe, worauf solche schon gehoben ist, nicht mehr ganz würdig, zu oft nach altem Zuschnitt (der überhaupt oft hervorspringt, wie gleich der Tit. I. „*vom Nutzen der Gleichischen Geschichte*" bewährt), die Sprache zu alterthümlich, und Druckfehler, besonders in den Eigennamen und Zahlen, entstellen und verwirren nur allzu häufig den Sinn.

Der 1 Abschnitt des zweyten Titels handelt von den Gleichischen Urkunden, giebt ein Verzeichniss der Werke, worin dergleichen vorkommen, und dann das mühsame und nützliche Inventarium dieser Urkunden, ja selbst der bloss handschriftlich vorhandenen. Dann Aufzählung der Denkmähler, der bekannt gemachten Siegel. Das letztere war dem Rec. um so angenehmer, da gewöhnlich nur geringe Rücksicht auf diesen Zweig der diplomatischen Wissenschaft und der Alterthümer genommen wird, und daher in diesem weiten Felde noch so manche Lorbeern zu erwerben sind. Wie nützlich wäre nicht ein nach Art unserer Urkunden-Verzeichnisse angelegtes Register der vorhandenen Siegelabbildungen! 3 Abschn. *Schriftstellerische Producte.* Unter diesen ist die „Historie der Fehde zwischen einem Grafen von Gleichen, und Dietrich von Hellbach durch Joh. Gerhardum" in *Beust* historischen und statistischen Aufsätzen etc. vergessen. Was S. 72 Galletti nacherzählt ist, dass die erste Ausgabe von *Pfefferkorn* 1684 ohne des Vf. Namen herausgekommen, und die erste Ausgabe confiscirt sey, bedarf einer Berichtigung; andere (*Vogt catal. libr. rar. 666. ed. nov.*) kennen nur eine Ausgabe, und die von 1685 ist wenigstens gleichfalls ohne des Vf. Namen. Von S. 75 an findet man eine genaue, sehr in das Einzelne gehende Würdigung des bekannten Werks von Sagittarius über die Grafschaft Gleichen. Wie kam es, dass das vollständigere Manuscript des gedachten Geschichtsforschers, (denn der Herausgeber Cyprian liess manches weg) welches sich auf der herzoglichen Bibliothek zu Gotha befand, *in neueren Zeiten cassirt wurde?* Am interessantesten ist aber die Ausführung, dass der beträchtlichste Theil dieses Werkes aus Paul Jovius (Goetze) Chron. Gleichense, ohne den Vf. zu nennen, fast gänzlich und wörtlich abgeschrieben ist; wie denn Sagittarius wenige Seiten eigenthümlich zugehören. Zwar hat Sagittarius das Werk nicht selbst herausgegeben; wir wissen also nicht, was er nicht noch gethan haben würde, da er sonst seinen Ruhm hinlänglich begründet hat; auch nimmt er bey einer Stelle (S. 11) wirklich aus „*einem unbekannten Autor*" Nachrichten; und ob vom Vf. der Beweis vollständig geführt sey, dass dieser Versicherung ungeachtet Sagittarius den Namen dieses von ihm so reichhaltig befundenen Schriftstellers gekannt habe, entscheidet Rec. nicht, da er die S. 86 angeführte zweifelhaft scheinende Stelle aus *Schmidt vita Sagittarii* nicht nachsehen kann. Indess benimmt diess der Entdeckung nichts an ihrem Werthe, und wenn wir auch die daraus auf Sagittarius gemachten Folgerungen etwas mildern wollen, so sind wir doch weit entfernt, das, was sich daraus zur richtigern Würdigung des Werks ergiebt, in Zweifel zu ziehen, und der Vf. verdient allen Dank, dass er jedem das Seine zurückgab. Nur würde er besser gethan haben, diesen Umstand nicht so oft in Erinnerung zu bringen, und uns an mehreren Stellen zu wiederholen, dass Jovius nur ein Rector gewesen, seine Zeitgenossen und Nachfolger Professoren etc.: denn dergleichen wird zuletzt widerlich. — 2 Abth. *Gleichische Geographie*, oder Beschreibung der Gleichischen Allodial- und Feudalbesitzungen und zwar nicht bloss in der Stammprovinz Thüringen, nach dem Alphabet. Eine schätzbare Arbeit! Nur ist sie wohl etwas zu weit auch auf Örter ausgedehnt, in welchen, so viel man weiss, die Grafen Gleichen nur einzelne kleine Besitzungen oder einzelne Rechte hatten, die auf den Besitz des ganzen Ortes nicht schliessen lassen. Da der Vf. so genau als möglich und auch in Hinsicht aller allgemeinen Veränderungen der ehemals Gleichischen Besitzungen vollständig seyn wollte: so hätte er manchmal noch ausführlicher seyn können.

Z. B. S. 106 durch eine Angabe, wie das eine Viertel von Blankenhain, das der Graf von Mörsburg erhielt, mit dem Ganzen vereinigt wurde, besonders da die darüber sprechenden Urkunden, das Mörsburgsche Testament und der Vertrag seiner Erben mit dem Graf Hatzfeld nicht gedruckt, und die Geschichte und die jetzige Beschaffenheit dieses Bezirks so wenig bekannt ist. (Man sehe die über die preussische Entschädigung erschienenen Werke.) Auch hätte der Punkt, ob Sachsen noch jetzt die Landeshoheit über Blankenhain ausübt, ob, und wie der darüber geführte Process entschieden sey, näher bestimmt werden sollen. Die leipziger und erfurter Vergleiche bestätigen den *status quo;* auch *Büsching* S. 675 sagt, dass die Sache seines Wissens auf diesem Fusse geblieben sey. Damit stimmt aber verschiedenes Andere nicht, und wenigstens ist dann der Ausdruck des Vf.: diese Herrschaft sey dem preussischen Zepter unterworfen, falsch, weil man diesen Ausdruck wohl nicht von mittelbaren Besitzungen gebrauchen kann. S. 124 bey Gleichen im F. Calenberg muss *Wenk's* hessische Landesgeschichte II. 2. S. 694 verglichen werden, wo es bis zur höchsten Evidenz bewiesen ist, dass die reinhausischen Schlösser Lichen oder Gleichen in gar keiner Verbindung mit den thüringischen Grafen von Gleichen gestanden haben. Hieraus hätte der Vf. auch sehen können, was jede Specialcharte schon zum Theil angab, dass Neugleichen und ein Antheil von Altgleichen jetzt hessisch (seit 1451) sind, also nicht zum Fürstenthum Calenberg gehören, wie sie denn auch nicht an der hessischen Grenze liegen. Nur Altengleichen gehört denen von Uslar. S. 128 führt der Vf. die Nachrichten Wolfs und des Rec. seines Werks: über die thüringischen Bergschlösser Gleichen, Mühlberg und Wachsenburg in der A. L. Z. an, und fügt einige Noten hinzu. Rec. muss jenem Beurtheiler darin völlig Recht geben, dass Gleichen 1089 im Besitz des Markgrafen Ekbert war. Dass Albert von Stade und der späte Continuator Lamberts von Aschaffenburg diess nicht sagen, thut nichts zur Sache, weil sie auch nicht das Gegentheil versichern und diesen Umstand nur übergehen. (Dass der Vf. den Lambert selbst als Zeugen anführt, ist wohl ein Schreibfehler; dieser Schriftsteller reicht nur bis zum Jahr 1077.) Was aber die Sache entscheidet, sind die Stellen der jenen Zeiten so viel näheren Schriftsteller, des Berthold. Const. (1100 aufhörend), Annalisten Saxo (1139 endigend) und des Chronographus Saxo (1188), (vergl. *Wenck* a. a. O. S. 698) von welchen der erstere *suum castellum*, beide letztere aber ausdrücklich *oppidum quoddam Ecberti Marchionis* sagen. Diesen sind ohne Zweifel die andern Nachrichten gefolgt. Allein eine ganz andere Frage ist es, ob Gleichen das *Eigenthum* des Markgrafen Ekbert war. Hier giebt Rec. dem Vf. Recht, da er sich überzeugt hält, dass diese Burg zur Markgrafschaft gehörte, keinesweges aber, wie Wenck noch freygebiger sagt, Eigenthum des brunonisch-braunschweigischen Hauses war. Gleichen fiel also nach dessen Tode nicht an seine Allodialerben, sondern mit der Mark an den Kaiser zurück, der dieselbe auch wohl von der Mark getrennt und an das orlamündische Grafenhaus gegeben haben kann, das wir in Besitz derselben später antreffen. (Denn das bestimmte Zeugniss bey Gudenus I. 396, gegen dessen Richtigkeit und Ächtheit sich nichts einwenden lässt, kann so leicht nicht ausgelöscht werden. Nur muss man, zur Vermeidung aller Missverständnisse, den Ausdruck: *Schenkung der Burg* nicht gebrauchen, da das, was Pfalzgraf Wilhelm gab, wahrscheinlich nur das *Dominium directum* enthielt.) Jene Behauptung ist von solchen Schriftstellern erdacht oder willig ergriffen, welche die Besitzungen und die Rechte des Hauses Braunschweig über die Gebühr ausdehnen, und ihm so gern auch Landstriche in Thüringen zutheilen wollen. Beweise finden sich jedoch nicht, und Behauptungen machen keine Geschichte. S. 168 fehlt bey Willrode die frühere Geschichte, die sich aus der 1784 zu Erfurt erschienenen „historischen Nachricht von einem Freygute Willroda etc." und der darauf geschehenen Stiftung vermehren lässt. Hätte der Vf. mit diesen geographischen Notizen doch auch statistische verbunden, auf einen wie viel grösseren Dank würde er Anspruch haben! 3 Abschn., *von den Gleichischen Passiv- und Activlehen.*

Der zweyte Band, der uns weit weniger genügt, enthält die Genealogie und Geschichte der Grafen von Gleichen. Der Vf. kündigt im Vorbericht die Bearbeitung in „*Annalen Form*" an. Ein gewaltiger Missgriff, und eine Behandlung, welche so weit unter dem Standpunkte ist, auf welchen die Geschichte deutscher Territorien und ihrer Beherrscher sich schon gehoben hat, dass man nicht begreift, wie der Vf. sich so sehr irren konnte. Die Ausführung gehört denn aber auch ganz in vorige Zeiten, der unsrigen ist sie nicht mehr würdig. Denn wer könnte diesem Auszug aus *Sagittar*, dieser Compilation der allerunwichtigsten und geringfügigsten Ereignisse Geschmack abgewinnen! Lehnbriefertheilungen über halbe Mühlen, Begnadigung von Verbrechern, Bitten um Annahme von Vormundschaften, Ausrüstung köstlicher Hochzeitsmahle für gräfliche Diener, selbst der vorübergehende Gedanke, einen Schlossbrunnen graben zu lassen, füllen hier die Geschichte der Gleichischen Grafen!! Und das noch dazu mit einem Papieraufwand und einer Weitläuftigkeit, die, bey den Vorarbeiten im ersten Theil, so sehr leicht vermieden werden konnte, und nur Missbehagen hervorbringen muss. Nicht bloss die Nacherzählung der unbedeutendsten Handlungen macht das Ganze so höchst widerlich; auch die Aufmerksamkeit, welche der Vf. den abweichenden Meinungen dieses und jenes gewichtlosen Zusammenstopplers genealogischer Tafeln schenkt, trägt das ihrige reichlich dazu bey. Wer fragt denn darnach, ob *Reussner* oder *Leuber*, oder *Hübner* irrten und fehlten, wenn wir nur wissen, was richtig und wahr, oder das wahrscheinlichste ist! Aber der Vf. vergisst nicht, uns bey jedem Grafen zu sagen, der wie vielste seines Namens er nach Galletti und nach Sagittar sey! Und war denn dieser Auszug aus dem bekannten und nicht seltenen Sagittar nicht an sich etwas höchst Überflüssiges, wozu

dieser nochmalige Abdruck? Hätte der Vf. sich darauf beschränkt, Nachträge zu jenem Werk zu liefern, das, was seit dessen Herausgabe an neuem Stoff ans Licht gezogen und in der Geschichte besser aufgeklärt ist, anzugeben, und hätte er dabey auf die im ersten Bande schon verzeichneten Urkunden kurz hingewiesen: so würde er etwas sehr Verdienstliches unternommen, und in diesem Bande noch Platz für den statistischen Theil gewonnen haben. Auch befremdet es uns, wie er mehrere von andern schon längst, und mit Recht, zweifelhaft gemachte Angaben, wieder aufnehmen konnte; z. B. den Graf Biso im 11 Jahrhundert. Die Gründe, welche gegen *Wolf* angeführt werden, sind doch wirklich zu unbedeutend. Die späte Compilation des *Auctor de Landgraviis* kann nicht dafür zeugen, dass Biso zum Gleichischen Geschlecht gehöre; und dass jener Chronist glaubwürdige Urkunden habe benutzen *können*, ist eine ganz unzureichende Stütze, welche dem Chronisten ein solches Ansehen nicht geben kann, um ihm alle Sagen aufs Wort zu glauben. Durch Anwendung dieses Grundsatzes würden alle Fabeln geheiligt, und der *Auctor de Landgraviis*, der so manches gefabelt hat, ist der Ehre nicht würdig, dass um seinetwillen ein solcher Satz angenommen wird. Überdiess hat die älteste Nachricht „vom Ursprung des thüringischen Geschlechts" (*Gudenus* II. 599), diese vornehmste Quelle jenes spätern Chronisten, die Geschlechtsbestimmung nicht, sie nennt Giso ausdrücklich nur „*incola terrae.*" Es gab zu Biso's Zeit noch keine Grafen von Gleichen; die thüringische Burg dieses Namens, der nachherige Grafensitz, gehörte noch zum Lehen der Markgrafschaft Thüringen; erst in der zweyten Hälfte des 12 Jahrhunderts verwechseln die Grafen von Tonna ihren Namen mit dem von Gleichen. — Bey Ernst dem zweyweibigen schaltet der Vf. von S 33 an *Muths disquisitio historico-critica in bigamiam Comitis de Gleichen, Erfordiae* 1788 in einer deutschen Übersetzung, mit Noten, ein. Wir glauben, es hätte vieles abgeschnitten werden können; auch ist die Übersetzung nichts weniger als fliessend. Sollte nicht mancher Zweifel M. durch die in *Archenholz* Minerva bekannt gemachte päbstliche Dispensation ins Gedränge kommen? S. 146 hätte bey *Plesse* nicht auf Lezners schwanringische Mährchen: oder Meiers Compilation, sondern auf *Wenks* hessische Geschichte B. 2. Abth. 2 verwiesen werden müssen. Die S. 150 daselbst erwähnte Gräfin *Elisabeth* nennt Sagittar als Tochter Hector 1. S. 237, und das, nach den archivalischen Nachrichten, welche *Zeitfuchs* in der Stolbergschen Chronik beybringt, mit allem Recht. Sie war vorher Decanissin zu Quedlinburg, ihre Mutter giebt auch *Zeitfuchs*, jedoch ohne Zweifel verstümmelt, als eine Schonenforstin an, es wird doch nicht Schauenforst heissen sollen? S. 200. Das märkische Geschlecht heisst *Gans von Puttlitz*. Dem Fürsten von Schwarzburg und Hohenlohe ist das Buch dedicirt, aber — nicht überreicht. Möchte Rec. bey der Anzeige des dritten Theils mehr Gutes rühmen können!

H. St. F.

Hamburg, b. Perthes: *Vermischte Schriften*, von *Friedrich Köppen*. 1806. 316 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Die in dieser Sammlung enthaltenen Aufsätze, welche, nach dem Vorberichte, zum Theil schon in Zeitschriften und Taschenbüchern erschienen, sind folgende: 1) *Briefe über Jean Paul Friedrich Richter's Vorschule zur Ästhetik.* Anführung und Lobpreisung mehrerer Hauptstellen aus der Vorschule; hierauf ausserordentliche Verwunderung, wie ein so grosser Dichter die Schwachheit haben könne, vielen Ideen von *Schlegel* und von *Schelling* seinen unbedingten Beyfall zu geben, und zum Beschluss — diess ist der eigentliche Zweck, wornach alles hinzielt — die bekannten Ereiferungen und Declamationen gegen die neuere Philosophie, welche durchaus nichtig sey, *weil* ja das höchste Wissen eben das Nichtwissen ist — Dieses ist der Inhalt dieser Briefe, welche schwerlich irgend Jemand befriedigen werden, selbst diejenigen nicht, welche des Hn. *K's.* Glaubensgenossen sind. Denn sobald sie nur irgend ein wahres Interesse für das Thema haben, so müssen sie erwarten, wenigstens doch einige Irrthümer der neueren Denker und Dichter vernichtet, und an deren Stelle das Wahre gesetzt zu sehen. Statt dessen findet sich aber nichts als ein oberflächlich hin und her schweifendes Polemisiren oder vielmehr Räsonniren, das den Briefen ein wahrhaft romantisches Ansehen giebt, in dem Sinne nämlich, wie der Vf. das Romantische zu nehmen scheint, wornach es nichts anderes ist, als ein leeres Wähnen und Träumen. Es ist oft beynahe unmöglich auch nur zu ahnden, was Hr. K. will; und statt Jean Pauls angeblich grelle Widersprüche — die aber fast alle bloss scheinbar sind — aufzuzeigen, verwickelt er sich selbst in die auffallendsten; überdiess hat er viele Stellen nicht verstanden, indem er nicht gehörig auf den Zusammenhang, worin sie stehen, und mehr auf die Worte als auf den Sinn geachtet hat. Um nur Einen Widerspruch anzuführen, so ist ihm bald das Romantische etwas (S. 37), bald wieder ganz und gar nichts (S. 44 — 46); und durchaus missverstanden wird, was Jean Paul vom Tiefsinn sagt; (S. 46) Hr. K. kann in dieser Stelle nichts als Unsinn entdecken, es wäre ja aber möglich, dass es ihm an dem Sinne fehlte, von welchem sie gerade spricht; und in der That das ganze Buch bestätigt diese Möglichkeit nicht wenig. Uns wenigstens ist auch nicht Eine Spur von Tiefsinn vorgekommen, wovon er sich aber gar zu gern den Anschein geben möchte, durch vieldeutige Gleichnisse und Bilder; es ist vielmehr auffallend, wie er jederzeit allen Veranlassungen, in die Tiefe eines Gegenstandes einzudringen, behutsam ausweicht, und sich im bloss negativen declamatorischen Bestreiten gefällt, durch welches man immer und ewig zu keinem Resultate kommt. Hr. K. spricht viel von Unparteylichkeit; sein Urtheil über *Tieck* beweist sie wenigstens nicht. Hiernach soll in dessen Octavian sich gar nichts von Charakteren zeigen, vielmehr lauter Larven und Gespenster. Wir fragen nun jeden, dem das Gedicht bekannt ist, ob nicht z. B. *Clemens* ein eben so origineller als treffend gezeichneter Charak-

ter, und ob nicht im *Florens* der wahrhafte Heldensinn mit Kraft geschildert ist? Durch ein solches unbesonnenes, ungerechtes Tadeln und Verwerfen zerstört Hr. K. vollends die überdiess geringe Kraft seiner vagen Argumente; und auf diese Weise wird gewiss nicht dem überwiegenden Hange zur musikalischen vorschwebenden Poesie, der sich nicht leugnen läfst, gewehrt werden. Mit Übergehung der blofs historisch aufzählenden *zweyten* Abhandlung: *über das Sinken der Religiosität in unserm Zeitalter*, bemerken wir von dem *dritten* Auffatze: *Gedanken über das Trauerspiel*, dafs von ihm dasselbe gilt, was wir vom ersten gesagt haben; man findet hier dasselbe Gemisch von wahren, halbwahren und falschen Behauptungen, und nirgends ein befriedigendes Eindringen in das Wesen der Sache. Das wichtig thuende Eifern gegen die neue Philosophie ist auch hier wieder der Hauptpunkt, und man sieht recht, wie der Vf. das ausserordentliche Ärgernifs gar nicht überwinden kann, dafs ausser *Jean Paul* auch unsere beiden gröfsten Dichter *Schellings* Ideen ihrer Beachtung werth hielten, auf die Hr. K. doch so cavalièrement herabsieht. — Wir wollen zum Belege einige Stellen hersetzen. S. 162 heifst es: „Der Grieche herrscht mit gröfserer Willkühr über seinen Stoff, denn historische *Fabeln* darf die Muse noch zwangloser umändern, als eine Begebenheit wahrer Geschichte. Alt aber mufs der Stoff seyn, denn bey neuern Ereignissen ist die enge (?) Willkühr dem Dichter im Wege, nie wird er daraus ein grofses und erhabenes Kunstwerk bilden können." Die Perser des Äschylus beweisen die Unrichtigkeit dieser Behauptung. — S. 170 lesen wir: „Den Spaniern fehlt die wahre Zeichnung der Charaktere, die lebendige Individualität der Personen, die Tiefe und Gröfse der Handlung. Die Wirkung der Stücke des Calderon beruht auf dem Romantischen der Erfindung und Ausführung" u. s. w. Wer den Calderon nicht blofs aus den 3 Dramen kennt, die *Schlegel* übersetzt hat, und wer selbst diese nur gehörig zu würdigen weifs, der mufs Hn. *K's.* Urtheil geradezu für falsch und ungegründet erklären; schwerlich kennt er den Calderon anders als aus jener Übersetzung, und also die historischen Dramen des grofsen Dichters gar nicht, wo er Individualität genug antreffen würde, die ihm, in das andere Extrem überschweifend, das Eins und Alles der Poesie zu seyn scheint. — Auf den Seiten 179—182 bemüht sich der gründliche Vf. die völlige Nichtigkeit der neueren philosophischen Ideen zu schildern, (nicht etwa zu beweisen; das möchte zu tief in die Sache führen) und da ist es eine Lust mitanzusehen, wie er Wirklichkeit, Natur, Kunst, Poesie, Form bunt durch einander wirft, und so auf die natürlichste Weise von der Welt etwas Nichtiges herausbringt. 4) *Briefe über die Landschaftmalerey.* Diese sind interessant, belehrend und recht angenehm geschrieben, und unstreitig das Beste in der Sammlung. Sie enthalten eine treffende Charakteristik der vorzüglichsten Landschaftmaler, Gedanken über das Studium der Landschaftmalerey, und eine Beurtheilung von *Hackerts* nützlichen Anleitung zum Landschaftzeichnen. Eigene Ausübung und Anschauung sprechen aus diesen empfehlungswerthen Briefen. Der letzte Auffatz *über die Musik* enthält gute Gedanken, aber keine neuen Ansichten.

C..f..r..z.

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTE. *Leipzig*, b. Weigel: *Historisches Jahrbuch auf die Jahre* 1804 *und* 1805, *enthaltend die Geschichte des Jahres* 1802. (Auch mit dem allgemeinen Titel: *Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten des* 19 *Jahrhunderts.* Zweyter Band). Von *Joh. Christian August Bauer*, Prediger zu Güldengossa bey Leipzig. 1805. 454 S. 8. (brochirt, mit dem Portr. des reg. Fürsten von Dessau 1 Rthlr. 21 gr.) Der Vf. dieses Jahrbuchs befleifsigt sich der Allgemeinheit und Vollständigkeit, sowie der Treue und Vorsichtigkeit im Erzählen. Er liefert entweder die Staatsschriften selbst (zuweilen ganz, zuweilen im Auszuge) oder erzählt nach seinen Hülfsmitteln das, was *ihm erwiesen* ist. Seine Hülfsmittel aber (die er indefs nicht immer angiebt) sind: die allgemeine Zeitung, die europäischen Annalen, der Moniteur, das politische Journal, und Flugschriften. Er selbst ist unparteyisch, und stellt die verschiedenen Urtheile über eine Hauptbegebenheit hinter einander hin, worunter sich indefs oft die eigene Meinung des Vf. errathen läfst. Nicht selten sind die Reflexionen fein und treffend; z. B. S. 256: „Andere tadelten die Vorstellung der (französischen) Regierung (in dem bekannten Bericht über das abgeschlossene Concordat) dafs sie der Religion eine *blofs politische* Nothwendigkeit für den Staat beylege. Nicht nur sey das ein feines Argument des *Atheismus* in seinen Voraussetzungen, sondern das Volk lerne auch wohl nach und nach, wenn es diese Äufserung genau betrachte, die Religion so ansehen, und dann triebe man es gerade auf den Weg der *Irreligiosität* zurück, von dem man es eben abführen wollte." — In dreyfsig Nummern (wir zahlen sie nicht einzeln auf) handelt der Vf. die Geschichte fast aller kleinen und grofsen Staaten im J. 1802 ab, am weitläuftigsten: das Entschädigungswerk, die Geschichte der Schweiz, den Friedensschlufs von Amiens, das Concordat. Zuletzt giebt er noch Nachrichten von der Witterung, den genealogischen Veränderungen, und den historischen Schriften des genannten Jahres. Das Unangenehmste bey dem Buche ist, dafs die Begebenheiten so zerschnitten und abgebrochen sind, blofs weil der Erzähler sich an dem 31 December 1802 einen unübersteiglichen Schlagbaum gesetzt hatte. Der Stil ist ruhig, klar, oft trocken, gröfstentheils correct. Die uncorrecteste Stelle ist folgende S. 409: „Schwerlich wird Jemand *ungereizt* angreifen. Sollte *dieser Fall* (?) eintreten, dann bedrohete freylich Europa ein schreckliches Schicksal. Und wahrscheinlich ward auch blofs *fur diesen Fall* (des schrecklichen Schicksals?) die doppelte Zahl der Recruten im ganzen russischen Reiche ausgehoben." — Beygelegt ist eine Charte von Deutschland gezeichnet 1803 und 4. von *G. Benj. Meifsner*, welche den neuesten Zustand des Reichs nach dem Entschädigungsrecefs vom 25 Febr. 1803 darstellt. — „Von dem Vertriebe des bisher erschienenen, sagt der Vf. in der Vorrede, wird die Fortsetzung abhangen." Sie wird den *Dilettanten* der Geschichte gewifs angenehm seyn.

cf.

Neue Auflagen.

Hannover, b. Hahn: *Christliches Hand- und Hausbuch.* Oder: *Betrachtungen auf alle Tage im Jahre; zur Beforderung des Glaubens an Jesus, und der christlichen Gottseligkeit.* Von Dr. *Joh. Ludw. Ewald*, kurbadenschem Kirchenrathe und ordentl. Prof. der Theologie in Heidelberg. 2 Th. Zweyte verbess. und wohlfeilere Ausgabe. 1806. XXX u. 584 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Jena, gedruckt bey Johann Michael Mauke.

Monatsregister

vom

September 1806.

Verzeichniss der im Monat September in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des September.

Bemerkungen über Literatur und Kunft.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

JENAISCHE
ALLGEMEINE
LITERATUR-ZEITUNG

VOM JAHRE

1806.

DRITTER JAHRGANG.

VIERTER BAND.

OCTOBER, NOVEMBER, DECEMBER.

JENA,
in der Expedition dieser Zeitung,
und LEIPZIG
in der kurfürstl. sächsischen Zeitungs-Expedition,
1806.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 OCTOBER, 1806.

THEOLOGIE.

Giessen, b. Tasché u. Müller: *Kritische Geschichte der neutestamentlichen Schriften* von *J. E. C. Schmidt*, Landgräfl Hessischem Kirchen- u. Schulrath, ord. Professor der Theologie zu Giessen. *Historisch-kritische Einleitung ins neue Testament* von *J. E. C. Schmidt* u. s. w. 1804. 338 S. Zweyte u. dritte Abtheilung 282 S. 1805. gr. 8.

Warum diess Buch unter einem zweyfachen Titel erscheint, wird nicht gemeldet. Es handelt in sechs Abschnitten I. Von den neutestamentlichen Schriften überhaupt, ihrer Wichtigkeit, ihrem Gebrauche, ihrer Unterscheidung, ihrer Sprache. II. Von den historischen Schriften des N. T. III. Von den paulinischen Briefen. IV. Von den katholischen Briefen. V. Von den Apokalypsen. VI. Von der Geschichte des Texts der neutestamentlichen Schriften, namentlich von den Urschriften, der Integrität des Texts, den Varianten, den kritischen Hülfsmitteln; Handschriften, Citationen, Uebersetzungen, Ausgaben: auch von der Abtheilung in Kapitel, Verse etc. Ein Anhang enthält Nachrichten von einigen jüngern Apogryphen (Apokryphen). Man findet also in dieser Schrift ohngefähr eben das, was man gewöhnlich in den schlechthin sogenannten Einleitungen ins N. T. findet, eher weniger, als mehr. Sie ist zugleich für die Zuhörer des Verfassers und für ein grösseres Publicum bestimmt. Auf Vorarbeiten ist zwar Rücksicht genommen, aber sie sind nicht leicht angeführt; überhaupt fehlt es an der Literatur fast gänzlich. Aber die ersten Quellen und Hülfsmittel, von welchen eine Einleitung ins N. T. ausgehen muss, hat der Vf. grossentheils aufs neue und unabhängig von den Bearbeitungen anderer untersucht, und wollte dadurch zu selbstständigen Forschungen und Urtheilen gelangen, welche er in diesem Buche kurz, einfach und klar darlegt. Darinn liegt unseres Erachtens das Unterscheidende und auch ein Vorzug dieses Buchs vor manchen anderen Einleitungen in die biblischen Bücher, welche zu sehr von spätern Arbeiten abhängen und von ihnen auch wohl ausgegangen sind, und bey welchen ein Kenner mehr Jagd nach neuen Hypothesen, als ein ruhiges und freyes aus dem Quellenstudium hervorgegangenes Urtheil, und wenig eigenes Studium der Versionen, der Handschriften, der Editionen, der Kirchenväter, sondern höchstens ein fleissiges Nachschlagen in denselben, und ein Benutzen späterer Schriften bemerkt, so wenig es auch dem Nichtkenner in die Augen fallen mag. Wir wollen aus der vorliegenden Einleitung auszeichnen, was uns theils Aufmerksamkeit, theils Billigung und Lob, theils aber auch Tadel zu verdienen scheint.

Man findet bekanntlich bey einigen Alten die Unterscheidung in *kanonische, ecclesiastische* und *apokryphische* Bücher. Was die mittlere betrifft, so sagt unser Vf. von ihrem Ursprunge und ihrer Bedeutung I. S. 10. f. „Frühe entstand schon unter den Christen das Bestreben, einen Theil ihres Glaubens und ihres Gottesdienstes ins Dunkel der Mysterien zu verhüllen. Selbst diejenigen, die zum Christenthum übertreten wollten, mussten eine Zeit lang warten, ehe man sie durch die Taufe zur Theilnahme an den Mysterien einweihete. Jetzt suchte man nun auch die heiligen Schriften des Kanons den Ungeweiheten so viel möglich zu entziehen, um dieselben nicht herabzuwürdigen. Man gab denjenigen, die noch nicht getauft waren, lieber andere Schriften zu ihrer Belehrung in die Hände, denen man keinen so hohen Rang beylegte — Schriften, über deren Abkunft man vielleicht ungewiss war, gegen deren Inhalt wohl selbst Bedenklichkeiten Statt finden konnten. Diese Schriften machten nun zwischen den kanonischen Büchern und Apokryphen eine dritte mittlere Klasse aus. Man nannte sie meistens *ecclesiastische* d. h. *kirchliche Bücher*, auch geradezu *Vorlesebücher*. Man fieng daher jetzt wieder an, von dem Begriff eines kanonischen Buchs den eines Vorlesebuchs zu trennen. Manche bisherige Vorlesebücher sanken jetzt auch vermuthlich zum Range der ecclesiastischen Bücher herab, statt dass sie zeither den kanonischen gleich gestanden hatten. Die meisten ecclesiastischen Bücher gewannen durch den Gebrauch, den man von ihnen machte, an Ansehen. Die Zweifel, die ehedem gegen sie Statt gefunden hatten, kamen in Vergessenheit. Die Folgezeit setzte sie endlich den kanonischen Büchern gleich.“ Diese Vorstellung ist weder in sich consequent, noch auch historisch begründet. Wenn die ecclesiastischen Bücher ursprünglich solche waren, welche man den Katechumenen zu ihrer Belehrung in die Hände gab, wie wurden dann kirchliche Vorlesebücher daraus, und warum nannte man sie *ἀναγινωσκόμενα* und *libros ecclesiasticos*? Die kanonischen Bücher waren ja bisher die eigentlichen Vorlese- und Kirchenbücher gewesen. Wenn die ecclesiastischen Bücher sich auch noch dadurch von kanonischen unterschieden, dass sie nicht wie diese für inspirirt und unzweifelhaft ächt gehalten, also auch nicht als reine Erkenntnissquellen des christlichen Glaubens und zur Widerlegung der Ke-

tzer gebraucht wurden, wenn fie mit den kanonifchen blofs darinn übereinkamen, dafs fie auch in den Kirchen vorgelefen wurden: fo fieht man doch nicht ein, wie diefe Bücher blofs in den Händen der Ungetauften gewefen, und darauf zum öffentlichen Vorlefen in den Kirchen gebraucht worden feyen. S. 25 wird die Vermuthung geäufsert, dafs *Theophilus von Antiochien* vielleicht derjenige ift, dem wir die Zufammenftellung der vier Evangelien verdanken. Spuren einer gemeinfchaftlichen Quelle, aus welcher die drey erften Evangelien gefloffen find, erkennt der Vf. an. §. 31. „Vergleicht man, fagt er S. 66, die gemeinfchaftlichen Erzählungen mit einander, fo glaubt man meiftens verfchiedene unabhängig von einander verfafste Ueberfetzungen eines und deffelben (hebräifch-aramäifchen) Originals zu lefen." Rec. hat diefs nie geglaubt und die wenigften werden es glauben, weil die Evangeliften in ihren gemeinfchaftlichen Erzählungen fo oft wörtlich übereinftimmen, dafs es ein Wunder wäre, wenn fie unabhängig von einander aus demfelben Originale überfetzt hätten, und dafs infofern, wenn eine gemeinfchaftliche Quelle angenommen wird, diefe fchon eine Ueberfetzung gewefen feyn mufs. „Gefetzt, heifst es S. 68 f., die Hypothefen über die Verwandtfchaft diefer drey Evangelien, wobey man keine gemeinfame Quelle vorausfetzt, wären nicht fo fehr von Schwierigkeiten gedrückt, wie fie es find: fo ift doch bey jeder derfelben angenommen, dafs unfer griechifches Evangelium des Matthäus von diefem Apoftel herrühre — und diefe Annahme fteht im Widerfpruche mit den Zeugniffen der Gefchichte. Wenn zwey Hypothefen dasjenige, was fie erklären follen, gleich gut erklären, allein die eine nur mit den Zeugniffen der Gefchichte übereinftimmend ift, die andere mit denfelben im Widerfpruche fteht: fo kann man doch wohl nicht ungewifs bleiben, welche von beyden den Vorzug verdiene? Alfo müfste es hier diejenige feyn, welche ein von Matthäus hebräifch verfafstes Evangelium als die gemeinfame Quelle diefer drey kanonifchen Evangelien betrachtet." Allein wir wiffen nicht, warum bey jenen Hypothefen nicht eben fo gut angenommen werden könnte, dafs unfer griechifcher Matthäus nicht von diefem Apoftel herrühre, fondern von einem anderen überfetzt fey. Uebrigens hält es der Vf. nicht für möglich, die Befchaffenheit des Urevangeliums des Matthäus aus der Vergleichung unferer Evangelien zu beftimmen, aus Gründen, welchen wir beypflichten. Eben fo ftimmen wir demjenigen bey, was er in der Vorrede, welche erft bey der dritten Abtheilung geliefert wird, bemerkt: nämlich das Fundament feiner Hypothefe fey die Nachricht, dafs Matthäus ein Evangelium in hebräifcher Sprache gefchrieben habe; fonft würde ihn die Verwandtfchaft unferer erften Evangelien allein keineswegs beftimmen, eine gemeinfchaftliche hebräifche Grundlage vorauszufetzen, denn er kenne nicht wenige Chroniken des Mittelalters, die ganz in demfelben Verhältnifs ftehen, wie diefe Evangelien, ohne dafs an eine ähnliche gemeinfchaftliche Grundlage zu denken wäre. Was *Marcions* Evangelium betrifft, fo fucht er gegen die gewöhnliche Meinung wahrfcheinlich zu machen, dafs es weder von ihm abfichtlich verftümmelt, noch überhaupt aus dem Evangelium des Lucas hervorgegangen, aber entweder gleichfalls meift aus denfelben Quellen gefloffen, deren fich Lucas bey den letzten Abfchnitten bediente, oder eine von diefen Quellen felbft gewefen fey. §. 53. f. Dazu kommt S. 146 noch die gewagte Vermuthung, dafs das Evangelium, deffen Berichte *Iohannes* vervollftändigen wollte, eben jenes Evangelium war, deffen Berichte fpäterhin *Marcion* gebrauchte. Die Apoftelgefchichte foll aufser dem Zwecke, den Theophilus über die fernere Gefchichte des Chriftenthums zu unterrichten, noch befonders den gehabt haben, *den Apoftel Paulus gegen manche Vorwürfe zu vertheidigen* §. 73. Aus der Angabe des Inhalts diefes Buchs §. 74 u. f. erhellt allerdings, dafs Vieles in demfelben auf diefen Zweck bezogen werden kann. Noch weit mehr aber bezieht fich auf den Zweck, zu zeigen, dafs das Evangelium auch für Heiden beftimmt, und unter ihnen bereits unter Gottes Mitwirkung ausgebreitet fey; und ein folcher Zweck war auch einem Buche, wie diefes, angemeffener und eines Lucas würdiger, als die Vertheidigung eines einzelnen Apoftels. Auch gefchieht es ohne Zweifel in Beziehung auf diefen Zweck, dafs Lucas fein Buch mit der Nachricht fchliefst, dafs Paulus im Gefängniffe nicht nur Heiden das Evangelium verkündigt, fondern ausdrücklich verfichert habe, es werde bey den Heiden ein Gehör finden, welches es bey den Juden nicht gefunden habe. Wie der Vf. von gewiffen natürlichen Erklärungen der Wundererzählungen des N. T. denke, mag man aus folgender Stelle fehen: „Paulus fchrieb die Umänderung feiner Denkungsart einer Wunderbegebenheit zu, die ihm auf feiner Reife nach Damafcus begegnet fey. Aus feinem Munde hatte Lucas ohne Zweifel die Erzählung Gefch. IX. Man hat fich viel bemüht, das Wunder auf ein natürliches Factum zurück zu bringen, aber noch hat es nicht gelingen wollen. Dafs *Gewitter* und *Traum* dabey übrigens ins Spiel gezogen werden müffen, verfteht fich von felbft; *Gewitter* und *Traum* find ja die mächtigen Zauberworte, durch welche ein fertiger Bibelerklärer aus allem alles macht. Alfo — ein Donner warf unfern Saul vom Pferd, ein Blitz blendete ihn, dafs er den fchwarzen Staar bekam. Da dacht' er fchnell, das ift der Nazarethaner, den du bisher verfolgteft. So brachte man ihn nach Damafcus. Dort kannte er einen Chriften Namens Ananias. Er erinnerte fich des Ananias, Ananias hörte von Saul. Nun legten fich beide fchlafen und träumten Einen Traum, diefer buchftäblich wie jener, und jener buchftäblich wie diefer. Muthvoll durch den Traum wagte fich Ananias zu Paulus, und — buchftäblich ging nun der Zwillingstraum in Erfüllung — Ananias legte feine Hand auf Sauls Stirne und zum guten Glück war diefe kalt, durch Kälte aber wird bisweilen der fchwarze Staar gehoben, und fo erging es daher auch diesmahl, damit erfüllet würde was geträumt war — und Saul wurde nun ein Apoftel Paulus" S. 187. f. Dafs nur Eine römifche Gefangen-

schaft des Apostels Paulus angenommen werden dürfe, wird §. 85. — 87 mit starken Gründen behauptet. Räthselhaft findet der Vf. die Partey, welche 1 Kor. 1, 12. so redend eingeführt wird: ἐγὼ δὲ Χριστοῦ. Doch darf man, setzt er hinzu, wohl annehmen, dass diese Partey eigentlich den Namen Χριστιανοι führte, der damals schon aufgekommen war, ein Parteynamen gewesen zu seyn scheint, weil Paulus und Lucas ihn nie gebrauchen und vermuthlich zu dieser Zeit bloss Judenchristen anzeigte; demnach wären die nach Petrus und Christus benannten Parteyen nur eine und dieselbe gewesen, so wie die nach Paulus und Apollo benannten. Allein eine gewisse Verschiedenheit zwischen diesen vier Parteyen, wenn auch immer zwey in gewissen Hauptgrundsätzen übereinstimmten, muss doch angenommen werden, weil sonst diejenige, die sie für ihre Oberhäupter ausgaben, nicht besonders benannt worden wären. Die beiden ersten Parteyen waren allerdings paulinisch in den Grundsätzen, aber die eine zog doch den Apollo wegen seiner Beredsamkeit und anderer Ursachen vor, und wollte von ihm benannt seyn. Die beiden anderen Parteyen waren mehr jüdisch gesinnt, die eine aber wollte vom Petrus, die andere von Christus selbst benannt seyn. Die letzten können sich nicht *Christianer* genannt haben. Denn diess war durchaus kein Name, welcher eine einzelne christliche Secte bezeichnete. Lucas gebraucht diesen Namen von den *Christen überhaupt* Gesch. 11, 26. 28 und eben so auch Petrus 1 Br. 4. 16. Es ist aus dem Zusammenhange wahrscheinlich, dass diejenigen, welche sich von *Christus* benannten, gleichfalls einen für ihr Oberhaupt werden ausgegeben haben, welcher dem Paulus, Apollo und Petrus an die Seite gestellt werden konnte; denn auch die anderen Parteyen haben gewiss nicht geleugnet, dass Christus selbst ihr höchstes Oberhaupt sey. Es muss aber ein besonderer Grund vorhanden gewesen seyn, warum die letzte Partey sich gerade die Partey Christi nannte, und dieser lag wahrscheinlich darinn, weil sie von Jakobus, dem Verwandten Jesu abzustammen vorgab, dadurch einen Vorzug vor anderen zu haben, und die ächtchristliche Partey zu seyn meynte. Auf die Zweifel, welche S 256. f. aus dem zweyten Briefe an die Thessalonicher wider seine Aechtheit hergenommen werden, wollen wir bloss aufmerksam machen; wir glauben, dass sie beantwortet werden können: der Raum erlaubt es uns aber hier nicht, uns auf eine Prüfung einzulassen. Bey dem Briefe an die Hebräer ist der Vf. geneigt, anzunehmen, dass ihn Barnabas geschrieben habe, und dass er an alexandrinische Christen gerichtet sey. Warum Jacobus, der Bruder Jesu, und Judas ihre Briefe nicht griechisch sollten haben schreiben können (§. 139. 143), sehen wir nicht ein. Wir wissen zu wenig von beiden, als dass wir hier auch nur einen Zweifel erheben könnten, und wenn wir uns dabey auf ihr Vaterland und ihren Stand berufen wollten, so müssten wir aus denselbigen Gründen auch wohl von anderen neutestamentlichen Schriften behaupten, dass ihre Verfasser sie nicht griechisch haben schreiben können. In der *Geschichte des Texts der neutestamentlichen Schriften* ist das merkwürdigste das, was von den verschiedenen Recensionen des Texts vorkommt. Die Bemerkungen über das neueste darüber aufgestellte System II. S. 64. ff. verdienen Aufmerksamkeit und ernste Prüfung. Diese hier anzustellen, würde eine für diese Blätter zu grosse Ausführlichkeit erfodern. Wir wünschen, dass der berühmteste und verdienstvollste neutestamentliche Kritiker in unserem Zeitalter irgendwo seine Gedanken darüber eröffnen möge. Unser Verfasser liefert eine auf die kirchliche Geographie gegründete Anordnung der kritischen Hülfsmittel überhaupt, nämlich der Handschriften, der Anführungen alter Schriftsteller und der Uebersetzungen, welche wir wenigstens in einem Abrisse vorlegen wollen. I. *Abendland*. Irenäus. Alte lateinische Uebersetzung. Hieronymus. Vulgate. Angelsächsische und Gothische Uebersetzung. Ueber die Stelle 1 Ioh. V, 7. II. *Alexandrinisches Kirchengebiet*. Clemens von Alexandrien, Origenes, Aegyptische und Aethiopische Uebersetzungen, Verhältniss beider zu einander und der ersten zur occidentalischen Recension. III. *Antiochenisches Kirchengebiet*. Lucian, Chrysostomus, Theodoret. Palästiner, Edessener, Syrische, Arabische, Persische Uebersetzungen. IV. *Pontische Diöcese*. Schriftsteller, Armeninische und Georgianische Uebersetzung. V. *Diöcese von Asien* im engeren Sinne. VI. *Thracien*. Constantinopolitaner, Slavische Uebersetzung. So glücklich dieser Gedanke ist, so findet man doch unter gewissen Abtheilungen nichts, oder nichts bedeutendes, und am Ende ist das Resultat des durchgeführten Ganzen, dass die Geschichte des neutestamentlichen Texts noch grosse Lücken habe, oder vielmehr, dass man bis jetzt nur einige Bruchstücke dieser Geschichte besitze, dass uns daher auch noch vieles fehle, um den Werth der vorhandenen kritischen Hülfsmittel richtig bestimmen, und hiernach die Aechtheit der Lesearten beurtheilen zu können. S. 3. Abtheil. S. 210. u. Vorr. S. V. f. Von den Ausgaben des N. T. wird kürzer gehandelt, als man wünschen möchte. R. O.

ZÜRICH, b. Orell, Füssli u. Comp.: *Sammlung der vorzüglichsten Sittensprüche Jesu, nach Matthäus V. VI. VII.* Neu übersetzt u. erläutert. Als Probe einer herauszugebenden Uebersetzung des christlichen Religionsurkunden mit Anmerkungen, welche das Wissenswürdigste und Berühmtgefundene aus den Schriften der berühmtesten Exegeten älterer und neuerer Zeit mit eigenen Zusätzen enthalten. Theologen, Religionslehrern und Wahrheitsforschern gewidmet *v. Jakob Schweizer*, Pfarrer in Embrach bey Zürich. 1804. 198. S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Der Vf. legt in dieser Probeschrift nicht nur eine schöne philologische Gelehrsamkeit und einen ausharrenden Fleiss in Benutzung des Besten unter den vorhandenen zahlreichen Hülfsmitteln, sondern auch einen ungemeinen Scharfsinn in Beurtheilung anderer Erklärungen, eine auf richtige Grundsätze gestützte Interpretations-Praxis, und geläuterten Geschmack

dar. Man darf ihn alſo ermuntern, auf dem betretenen Wege fortzuwandeln, und ſeine Kräfte u. Zeit noch ferner an die Auslegung des N. T. zu wenden. Nur bitten wir ihn, künftig das Geſetz der Sparſamkeit mehr vor Augen zu haben, ſich nicht auf die Erörterung unbedeutender Punkte einzulaſſen (wenn auch berühmte Exegeten ſie aufs neue in Anregung gebracht haben ſollten), und ſich einer mehr gedrängten, körnigen Schreibart zu befleiſsigen. Dann wird er gewiſs ein Werk liefern, das, bey der groſsen Anzahl ſchon vorhandener Hülfsmittel, für die richtigere Erklärung des N. T., zumal bey der Claſſe von Leſern, der es der Vf. hauptſächlich beſtimmt hat, nämlich bey denkenden Religionslehrern, ſehr viel beytragen dürfte. Die in der Vorrede an den *Ueberſetzer* gemachten Foderungen ſind vollkommen gegründet, und wir müſſen Hrn. Sch. das Zeugniſs geben, daſs er ſie in dieſer Probe treu zu erfüllen geſucht hat. Er hat ſich dem Original ſo genau als möglich angeſchloſſen, und iſt keinesweges darauf ausgegangen, *hebraismenfrey* überſetzen zu wollen — eine Maxime, die von einigen neuern Ueberſetzern nur allzufreygebig befolgt worden iſt, wodurch aber das N. T. in einem zwar modernen, aber ſehr dürftigen Gewande erſcheint. In der auf die Literalverſion folgenden mit kleinerer Schrift gedruckten Paraphraſe wird der Sinn des Schriftſtellers nach unſerer Denk- und Sprechweiſe ausgedrückt. Dadurch hat der Vf. beide Claſſen von Leſern, ſowohl die wörtliche Treue verlangenden als auch die ein deutſches Teſtament dem Deutſchen lesbar und verſtändlich fodernden, zu befriedigen geſtrebt.

In den Erklärungen hat Hr. Sch. nicht nur unter den vorhandenen eine gute Auswahl getroffen und ſie (was in der That ſo leicht nicht iſt, als es viele zu glauben ſcheinen) wenigſtens richtig dargeſtellt, ſondern auch zuweilen eine ſcharfſinnige Kritik hinzugefügt, und auf neuem Wege einen beſſeren Sinn herauszufinden geſucht. Allen Beyfall verdient die Einleitung in dieſe drey Kapitel. Nach S. 40. hält es der Vf. ſelbſt für die *Glaubwürdigkeit ihres Inhalts* für richtig, daſs man denjenigen Gelehrten beytrete, die als Grundſatz feſtſetzen: Matthäus habe den Hauptinhalt der Lehre Jeſu aus vielen Vorträgen in *eine* Anſicht zuſammengefaſst, und vereine den Geiſt der Sittenlehre Jeſu in der ſogenannten Bergpredigt, die aus mancherley in verſchiedenen Zeiten gegebenen, verſchiedenen Klaſſen von Zuhörern umfaſſenden Belehrungen beſtehn. Gegen *Heſs* wird mit Grund erinnert, daſs man hier keine „Einleitung in die eigentliche Erlöſungs- und Begnadigungs-Lehre" zu ſuchen habe. Matthäus bewahre in ſeinem Evangelio abſichtlich nur die *verpflichtenden* Foderungen Jeſu an die Menſchen und ſeine eigentliche *Sittenlehre* auf, berühre aber die Verſöhnungslehre faſt gar nicht, oder wenigſtens nicht eher beſtimmt und deutlich, bis ihn die Geſchichte des Leidens und des Todes Jeſu, hauptſächlich aber die Einſetzung des Abendmahls und der Abſchied des geliebten Lehrers auf dieſe Materie führe, die er aber auch hier noch weit kürzer zuſammenfaſſe, als Lukas und beſonders Johannes. Gegen Hrn. Dr. *Paulus* und deſſen Hypotheſen werden mehrmals ſcharfſinnige und treffende Erinnerungen mitgetheilt. Vgl. S. 39. 82. 84. u. a. In der Stelle Matth. 7, 6 tritt der Vf. *Bolten* bey, daſs unter τὸ ἅγιον (קדש) ein *Ring*, *Amulet* verſtanden werden müſſe, damit man eine richtige Antitheſe zu den „Perlen vor die Säue" erhalte. Schon *Michaelis* dachte an „*Ohrenringe*, die geheiligt zu ſeyn pflegten und als Amulete gebraucht wurden". Rec. kann dieſer Erklärung keinen Geſchmack abgewinnen. Hat man je von einem Hunde gehört, welcher Ringe friſst? Oder ſollen die Hunde Amulete tragen? Nehme man doch ἅγιον für heilige, ehrwürdige Sache überhaupt, die durch verächtliche Menſchen (wie das hebr. כלבים) nicht entheiliget werden ſoll; oder verſtehe man es lieber vom *Opferfleiſch*, welches kein Profaner, (wie viel weniger der — Hund?) genieſsen darf.

Ein beſonderes Lob verdient noch die nicht unglückliche Sorgfalt, welche der Vf. auf Correctheit und Reinheit der deutſchen Sprache verwendet hat, worin ſonſt die helvetiſchen Schriftſteller den übrigen deutſchen am meiſten nachſtehen. Nach dem Plane des Vfs. ſoll das angekündigte gröſsere Werk in drey Jahren mit 6 Bänden (zu 700—800 Seiten) beendigt werden. „Die ununterbrochene Forſetzung kann zuverſichtlich zugeſagt werden, da der Vf. jeden Augenblick, den er gewinnen kann, ihr zu widmen gedenkt, und ſelbſt auf den Fall ſeines frühzeitigen Todes gelehrte Männer im Vaterlande kennt, welche das unvollendete Werk in gleicher Manier, nur mit weit gröſserer Geſchicklichkeit, als er ſelbſt, fortſetzen würden".

N.

FORTSETZUNGEN.

Leipzig, b. Reiniche: *Predigten über die gewöhnlichen Sonn- und Feſtags-Evangelien des ganzen Jahrs*, auf Verlangen herausgegeben von *M. Joh. Friedr. Krauſe*, Domprediger und Schulinſpector in Naumburg, 3r u. letzter Th. nebſt einigen Nachrichten von dem Leben und Charakter des verſtorbenen Herrn Domdechant *von Seebach*. 1805. 294 S. Anhang 16 S. (1 Thlr. 8 gr.) S. Recenſ. des 1. Th. 1804. No. 179.

Leipzig, *Züllichau u. Freyſtadt*, b. Darnmann: *Predigten über diejenigen Gegenſtände aus der chriſtlichen Glaubens- u. Sittenlehre, welche eine vorzügliche Beherzigung von unſerem Zeitalter verdienen.* Nach Anleitung der gewöhnlichen evangeliſchen Texte der Sonntage und Feſte eines ganzen Jahres, herausgegeben von *Joh. Gotthilf Seliger*, zweytem Prediger zu Landsberg an der Warthe. 3r Th. 1806. VIII u. 261 S. 8.

Altenburg, im literär. Comtoir: *Journal für Veredlung des Prediger- und Schullehrerſtandes, des öffentlichen Religionskultus und des Schulweſens.* Herausgegeben von *Jonathan Schuderoff*, Superintendenten u. Oberpfarrer in Ronneburg. 5r Jahrg. 1 Bdes 2s St. 1806. in fortlauf. Seitenzahl. 504 S. 8. (12 Gr.) S. Recenſ. des vorhergeh. Jahrg. 1805. No. 287.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 OCTOBER, 1806.

THEOLOGIE.

Leipzig b. Crusius: *Magazin für biblische Interpretation angelegt von Ioh. Carl Heinrich von Zobel*, der Philos. Mag., der Theol. Baccal. und Prediger zu Wiederau. *Ersten Bandes erstes Stück* 1805. XII. und 188. S. in gr. 8. (20 gl.).

Der Zweck dieses Magazins ist, Beyträge zur fleissigen und gründlichen Bearbeitung unserer Religionsurkunden zu liefern. Es kann interessant und nützlich werden, wenn der Herausgeber durch gründliche und gute Beyträge unterstützt wird, und er selbst bey der Auswahl der Abhandlungen die gehörige Sorgfalt beobachtet. Das hier gelieferte Stück enthält drey Aufsätze. 1) *Ueber das Schattenreich der frühern Juden und über eine doppelte sich scheinbar widersprechende Vorstellung von demselben.* Die kleine Gratulationsschrift, welche der Herausgeber als Privatdocent in Wittenberg unter einer etwas veränderten Aufschrift 1796 drucken liess, erscheint hier neu umgearbeitet und sehr erweitert. Der Aufsatz zeugt von der Belesenheit des Verfassers und von dem Fleifs, den er auf diesen Gegenstand verwendet hat. Rec. hat auch verschiedenes Eigenthümliche darinn angetroffen, worinn er den Scharfsinn des Vf. nicht verkennt; aber doch kann er in manche hier aufgestellte Ansichten und Behauptungen nicht einstimmen. In der Einleitung sucht der Vf. zu zeigen, dass unter den Juden vor der Wegführung nach Babel noch kein Glaube an Auferstehung, Unsterblichkeit und Vergeltung geherrscht habe. In Ansehung der Auferstehungslehre, die sich eigentlich in späteren Zeiten mehr entwickelte, giebt es Rec. zu; aber davon, dass man keine Spur von Gewissheit in Absicht auf künftige Fortdauer, sondern überall nur Hoffnungslosigkeit bey dem Gedanken an den Tod, antreffe, hat ihn auch diese Abhandlung nicht überzeugt. Die Gründe, wodurch der Vf. seine Behauptung unterstützt, sind die gewöhnlichen, die auch schon andere aus Hiob u. den Psalmen angeführt haben. Freylich sind einige dieser Stellen, einzeln betrachtet, auf den ersten Anblick frappant; aber wenn man sie mit anderen Aeusserungen zusammenhält und dabey erwägt, dass es dichterische Stellen sind, und dass darin eigentlich von dem ganzen Menschen mit dem sinnlichen Körper, und in Beziehung auf diese Erde die Rede ist, so verschwindet wieder die Beweiskraft, die man darin sucht. Auch wir pflegen uns von Verstorbenen auf ähnliche Weise auszudrücken, ob wir gleich von der Unsterblichkeit und Fortdauer überzeugt sind. Wir sagen von dem entschlafenen Freund, er ist uns auf immer entrissen, er kehrt nicht wieder zurück, seine Augen, sein Mund öffnen sich nie wieder u. s. w. Wer wird aber daraus auf Unwissenheit oder Ungewissheit in Absicht auf ein künftiges Leben schliessen? Ueber die Stellen aus den früheren hebräischen Büchern, worin man Spuren von dem Glauben an eine Fortdauer mit Grund anzutreffen glaubt, wird gar zu schnell weggegangen. Wenn der Vf. solche Spuren, wie er selbst S. 9 sagt, einer näheren Beleuchtung würdig hielte, so hätte er doch wohl nicht blofs darüber absprechen müssen. Wie kann es eine nähere Beleuchtung genannt werden, wenn es hier blos heisset: „Die Ausdrücke in den Stellen der mosaischen Schriften sind einestheils so zweydeutig, anderntheils aber so glücklich auf eine, nicht für jene Meinung stimmende, Art zu erklären, dass man an nichts weniger, als an eine Fortdauer der Verstorbenen denken kann. Dahin gehören die Ausdrücke *zu seinen Vätern, zu seinem Volk versammlet werden, von Gott aufgenommen werden* u. a. m." Billig hätte doch näher dargethan werden müssen, dass in allen diesen Stellen keine Spuren von dem Glauben an eine Fortdauer zu finden seyen; alsdann könnte man auch darüber urtheilen, ob der Vf. wirklich diese Stellen glücklich erklärt habe. S. 10 nennt es der Vf. in der Anmerkung eine gründliche Bemerkung von Hn. *Ammon*, wenn er gezeigt habe, dass אסף אל עמיו an eine Hoffnung der Unsterblichkeit erinnern. Wenn er aber nun weiter hinzusetzt: „Er hat sich doch nur der Worte: *dass es mehr hiesse, als begraben*, bedient, und keineswegs von einer vollkommen deutlichen Ueberzeugung jener Patriarchen in Rücksicht einer Lebensfortdauer geredet": so sieht Rec. nicht, wie dadurch die eigentliche Behauptung des Vf. gerechtfertigt wird. Giebt er es zu, dass jener Ausdruck mehr als begraben werden heisse, so lässt sich doch gewiss keine Hoffnungslosigkeit darin finden; auch folgt sie nicht, wenn gleich von einer vollkommen deutlichen Ueberzeugung nicht geredet wird. Die Ueberzeugung kann gewiss seyn, wenn sie auch nicht vollkommen deutlich ist. Können wir uns wohl bey aller unserer Aufklärung rühmen, dass wir vollkommen deutliche Begriffe von unserer Fortdauer haben? Wenn das frühe Verschwinden des Henoch 1 Mos. 5, 24 dadurch erklärt wird, weil ihn Gott weggenommen habe, so kann man doch darin den Glauben an eine Fortdauer nicht verkennen; besonders wenn man darauf achtet, dass sich dieses auf das vorhergende התהלך את אלהים offenbar beziehet; wenigstens lässt sich diese Zusammenstellung mit

der behaupteten Hoffnungslosigkeit nicht vereinigen. Andere Stellen sind doch auch dieser Behauptung entgegen. Wie konnte Jakob, wenn er keine Zukunft und keine Fortdauer erwartete, sich damit trösten, dass er wieder im Scheol zu seinem geliebten Joseph kommen würde, 1 Mos. 37, 35? Er glaubte doch damals, dass sein Sohn von einem reissenden Thiere verschlungen sey, und konnte sich nicht einmal die Hoffnung machen, den Leichnam seines Sohnes wieder zu erhalten, um im Grabe neben ihm ruhen zu können. Auch die geschärften Befehle, welche Moses wegen der Nekromantie giebt, 3 Mos. 19, 31. 20, 27. 5 Mos. 18, 11 zeugen gar zu deutlich von dem Volksglauben an eine Fortdauer nach dem Tode. Wie hätte man sonst auf die Gedanken kommen können, die Todten zu fragen? und wie herschend dieser Glaube gewesen sey, siehet man daraus, dass ungeachtet der strengen Gesetze, die Moses gegeben hatte, die Nekromanten unter dem Volk fortdauerten, und man es zu verschiedenen Zeiten nöthig fand, sie auszurotten. 1 Sam. 28, 3. 9. 2 Kön. 23, 24. Selbst Saul, der die Gesetze Moses handhabte und die Nekromanten vertrieb, wendete sich noch zu einer solchen Wahrsagerin. Wie kann doch der Vf., der immer von Unwissenheit und Ungewissheit in Absicht auf ein künftiges Leben schliesset, noch sagen, er überlasse es dem Leser die Stelle 1 Sam. 28. nachzuschlagen und zu beurtheilen? Der unparteyische Leser wird gewiss die Behauptung des Vf. nicht darin finden. Mag es immer seyn, dass die Vorstellung mit verworrenen Nebenideen verwebt war, daraus folgt noch nicht die Ungewissheit, und noch weniger die Unwissenheit. Auch finden wir bey allen Völkern, die nicht mehr ganz verwildert sind, den Glauben an eine Fortdauer nach dem Tode. Sollte er deswegen bey den Hebräern nicht auch gewesen seyn? In dem Verfolg der Abhandlung lenkt auch der Vf. wieder etwas ein. S. 23. sagt er: „Die ersten, obschon dunklern Merkmale von Annahme einer Fortdauer nach dem Tode bey dem Menschen können unter den früheren Juden nicht ganz verkannt werden. Bey aller Hoffnungslosigkeit in Absicht auf glücklichere oder unglücklichere Fortdauer, bey allen Klagen über den Zustand, in den der Tod versetzt, bey aller Furcht endlich, mit der sie dem Tode selbst entgegen gingen, wussten sie sich doch einigermassen durch ein Gedankenspiel zu entschädigen. Sie dachten sich nämlich ein Todten - oder Schatten-Reich." Und nachher heisst es von der jüdischen Nation: „Alles war demnach in einen dichten Nebel gehüllt, so, dass man ihr nichts weniger als eine belebende Hoffnung in Absicht auf die Zukunft nach dem Tode andichten kann." Also keine belebende Hoffnung soll bey ihnen Statt gefunden haben, sondern vielmehr Hoffnungslosigkeit in Absicht auf glückliche oder unglückliche Fortdauer? Sollte dieses nicht auch zuviel behauptet seyn? Sollte nicht Moses oder der Verfasser der Nachricht 1 Mos. 5. 24 sich, nach der Verbindung des Ganzen, die Wegnahme des Henoch als eine Versetzung in einen glücklichen Zustand gedacht haben? Wie konnte Jacob sich mit dem Gedanken trösten, dass er im Scheol wieder zu Joseph kommen würde, wenn er sich dieses Zusammenkommen nicht als glücklich dachte? Kann man auch wohl von Jacob sagen, dass er mit Furcht dem Tod entgegen gegangen sey, wenn man seine letzte Geschichte aufmerksam lieset? Würde der verkappte Samuel 1 Sam. 28, 15 wohl dem Saul vorwerfen, dass er ihn beunruhigt habe, wenn man sich sein Herbeyrufen nicht als die Störung seiner Ruhe und seines Glücks gedacht hätte? Der Vf. glaubt, dass die Beysetzung der Leichen in Höhlen zu der Vorstellung eines Schatten- oder Todten - Reichs Anlass gegeben habe. Er führt die verschiedenen etymologischen Erklärungen des Worts שאול an, und ziehet die Erklärung vor, nach welcher das Wort eigentlich einen *tiefen Ort*, *eine unterirrdische finstere Höhle* oder *Gruft* bezeichnet. S. 31 ff. werden die verschiedenen Synonyma und Epitheta von שאול gesammelt. Gegen mehrere derselben liesse sich etwas erinnern. Z. B. חרבות Hiob 3, 14 wird durch *Verwüstung, ein wüster Ort* übersetzt. *Die Verwüstung anbauen*, soll so viel heissen als, die durch ihre Herabkunft von der Erde das Todtenreich, welches einem öden Reiche gleicht, vermehren und bevölkern helfen. Rec. findet diese Erklärung nach den Worten des Originals gezwungen. Der Sinn, den die 70 den Worten beylegen, soll unmöglich Statt finden können, weil das Stolzseyn auf ihre Schwerdter im Todtenreiche wegfalle. Der Vf. sagt, es wird hier nicht auf das, was die Bewohner des Schattenreichs hier auf der Welt geleistet haben, Rücksicht genommen, sondern auf ihre Thätigkeit im Schattenreiche. Er hat aber nicht auf das geachtet, was gleich nachher v. 15. folgt. הממלאים בתיהם כסף bezieht sich doch offenbar nicht auf das, was sie im Schattenreiche thun, sondern auf ihre Lebensweise auf der Erde. Wird nun nicht הבנים חרבות למו am natürlichsten eben so erklärt und nach der Lesart der 70 übersetzt: die sich ihres Schwerdtes rühmten? Gerade dieses charakterisirt den idumäischen Fürsten. Darauf werden die verschiedenen Dichtungsarten von Scheol, die bey den früheren Juden gefunden werden, aufgezählt und mit dem griechischen und römischen ᾅδης und *orcus* in Parallel gesetzt. Der Vf. bringt diess alles unter 16 Rubriken, und führt zugleich die Parallelstellen aus Profanschriftstellern an, die aber nicht immer ganz passend sind. S. 75 kommt der Vf. auf die Vorstellungsart, nach welcher man sich auch die Kinderseelen vor der Vereinigung mit dem Körper im Scheol dachte, und hier hat er manches Eigene. Er behauptet, dass es wirklich eine altjüdische Meinung sey, dass die Kinderseelen vorher im Schattenreiche gewesen seyen, und beweiset dieses, 1) aus den Stellen des A. T., welche von einer Bildung des Menschen im Scheol, und von einem Hervorgehen, Heraufgeführt, oder Heraufgerufen werden aus demselben handeln. Die Stellen Ps. 139, 13. 15. Hiob. 3, 16. Ps. 9, 14. 71, 6 werden hier zum Beweis angeführt. Die erste Stelle übersetzt der Verf. *Du schufst einst, Jova, meine Seele; beschützet hast du sie im tiefen Erdenschooss.* Richtig wird hier gezeigt, dass קנה die Bedeutung, *schaffen, bilden* habe; aber סכך wird doch nach dem Sprachgebrauch und dem Parallelismus hier

beſſer durch *zuſammenfügen* überſetzt. Daſs כליות *die Nieren*, die der Hebräer freylich als den Sitz der Begierden und Empfindungen betrachtet, die *Seele* ſey und במן אמי das *Innerſte der Erde*, iſt nicht genug erwieſen. Weit natürlicher verſtehet man die Stelle von der Bildung der inneren Theile des Körpers im Mutterleibe. Beſſer beruft ſich der Vf. noch auf den 15 V. Wenn auch תחתיות ארץ vom Mutterleibe zu verſtehen iſt, ſo iſt doch die bildliche Benennung wohl vom Scheol entlehnt. Aber geſucht bleibt es immer, daſs עצם hier vom eigentlichen *Seyn der Seele nach*, vom *geiſtigen Seyn* erklärt wird. Auch das רקם, das freylich uneigentlich zu nehmen iſt, ſchickt ſich nicht gut dazu. In der Stelle Hiob 3, 16 iſt freylich bey עללים die Etymologie nicht zu urgiren; aber es iſt auch kein Grund da, es durch *zarte Kinderſeelen* zu überſetzen. Bey Pſalm 9, 14 wo der Verf. überſetzt: *der du mich einſt erhobſt aus des Todes Pforte* iſt der Einwurf, daſs der letzte Ausdruck von der Todesgefahr zu verſtehen ſey, nicht befriedigend beantwortet. Der Vf. meint, man müſſe alsdann *ſchon ehemals* einſchieben, aber man kann füglich überſetzen: du der du mich herauf kannſt führen von des Todes Pforte. Die Stelle Pſ. 71, 6 überſetzt der Vf. wieder nach ſeinem Zweck: *Von Jugend auf verlieſs ich mich auf dich; denn du, du führteſt mich herüber, aus innerer Erden Tiefe.* Bey גוזי vergleicht er das ſyr. ܓܙ *trajicere.* Aber iſt es nicht geſucht ממעי אמי uneigentlich vom Scheol zu erklären, da das nächſtvorhergehende מבטן doch eigentlich zu nehmen iſt? 2) beweiſet der Verf. ſeine Meinung aus den Stellen, welche von einem Zurück- und Wiederhinuntergehen der Menſchen in das Scheol reden, Hiob. 1, 21. 21, 13. 30, 23. Die erſte Stelle iſt die vorzüglichſte, aber ſie bleibt doch zweifelhaft. Es kommt bey שמה darauf an, mit welcher Wendung Hiob das letztere ausſprach. In der anderen Stelle überſetzt der Vf. *Alt werden ſie bey frohen Tagen, jedoch beſtürzt, rückkehrend in das Todtenreich.* Allein ברגע durch *rückkehrend* zu überſetzen, iſt äuſserſt geſucht; חתת nimmt man auch am beſten in der Bedeutung *defluere.* Auch aus K. 30, 23 wird aus dem Ausdruck מועד לכל חי בית gar zu viel gefolgert. Zuletzt wird 3) die Stelle 1 Sam. 2, 6, wo das Heraus- und Hinabführen des Menſchen aus und in das Scheol neben einander geſtellt iſt, als Beweis gebraucht. Darauf unterſucht noch der Vf., woher die frühern Juden dieſe Vorſtellung vom Scheol, als Aufenthaltsort der Seele der Kinder und Abgeſchiedenen, genommen habe. Er vermuthet, daſs die Vorſtellung eigentlich ägyptiſchen Urſprungs ſey, aber daſs die Juden ſie beſonders modificirt hätten; und bemerkt zuletzt, daſs auch die Griechen und Römer dieſer Vorſtellung vom Schattenreiche ſeyen zugethan geweſen. 2) *Ueber Brief an die Hebräer K. 13, 7—13 vom Hn. Pred Löſer.* Rec. findet hier wenig merkwürdiges. Bei ἐκβασις της αναςροφης wird bemerkt, daſs es auch den glücklichen Ausgang der Verfolgungen anzeigen könne. V. 9 wird unter βρωματα die jüdiſche Religion mit ihren auf den äuſserlichen Cultus gerichteten Vorſchriften verſtanden, und χαρις vom Chriſtenthum, das uns die Liebe Gottes bekannt mache und beſtätige, erklärt. V. 10 will der Vf. alſo verſtehen: Wir als geborne Juden kennen ein Opfer, von welchem die Prieſter nicht eſſen dürfen. Auf dieſe Weiſe würde dieſer Vers nichts anders enthalten, als eine Beſchreibung des jüdiſchen Sündopfers, welches in dem folgenden Vers noch näher charakteriſirt würde, und wovon dann der Apoſtel die Anwendung auf Jeſus machte. V. 13 wird πολις in der Bedeutung Religionsverfaſſung genommen, und der Sinn der Stelle ſoll ſeyn: Wir wiſſen, daſs die jüdiſche Religionsverfaſſung nicht bleiben kann; aber wir wünſchen, daſs die chriſtliche immer mehr befeſtigt und verherrlicht werde. Rec. muſs geſtehen, daſs er ſich von dieſer Anſicht nicht überzeugen kann. 3) *Jehovens Klagen über die Verdorbenheit der Judäer durch Jeſaja* Abſch. 1, 2—8. S. 161—168 Dieſer Aufſatz vom Herausgeber enthält einzelne kritiſche Obſervationen, worin der Vf. die Interpretationen anderer Ausleger prüft, und die Abſicht des Propheten genauer darzuſtellen ſucht. Rec. will auch hier einiges zur Probe anführen. V. 2. iſt der Vf. mit der Ueberſetzung von Dathe eben ſo wenig als mit Lowth und Hensler zufrieden. Dem Worte גדל legt er eine prägnante Notion unter, die des Ernährens und des Erziehens. גדל und רום ſind Synonyma, doch ſo, daſs er beiden die Notion des Ernährens und des Erziehens, dem Worte רום aber die Doppelnotion mit Mühe erziehen noch zuſchreibt. Er überſetzt: *Kinder hatte ich erzogen, mit Mühe ſie mir groſs gezogen. Und ſie, ſie wurden untreu mir.* V. 3. überſetzt der Verf. אבוס durch *Tenne*, wie es auch ſchon andere überſetzt haben. Um dieſes zu rechtfertigen, wird viel überflüſsiges geſagt. Die andere vorgeſchlagene Ueberſetzung: *veſtgetretener Boden* und daher *jede Art ſchwerer Arbeit* wird wohl niemand gutheiſsen. Bey V. 6. iſt der Vf. mit den Ueberſetzern nicht zufrieden, welche בו nicht ausgedrückt haben. Sehr unnöthig wird gezeigt, daſs es auf das Herz nicht kann gezogen werden. Er bemerkt, es beziehe ſich entweder auf עם v. 4, oder man müſſe ein Wort im Context ſuppliren. Er ſupplirt daher פגר und bringt dieſs mit in die Ueberſetzung: *vom Fuſs bis auf den Scheitel, am ganzen Leibe iſt nichts mehr unverſehrt.* V. 7 wird במהפכת angenommen, und *durch Feindeswuth* überſetzt. Rec. kann dieſe Aenderung nicht billigen, weil die Bedeutung, die dem Worte מהפכה beygelegt wird, geſucht iſt. Daſs זרים durch *überſtrömende Fluth* oder *Wolkenbruch* überſetzt werden könne, läſst ſich genug beweiſen. Auch lieben es die hebräiſchen Dichter, wie andere Orientaler, gleichlautende aber verſchiedene Worte auf einander folgen zu laſſen. V. 8 iſt כעיר נצורה allerdings ſtreitig, und Rec. bleibt zweifelhaft, wie es am beſten zu überſetzen iſt. Die auch hier angeführte Ueberſetzung von Scheidius *ut vigiliarium horti* gefällt ihm bis jetzo noch am beſten. Die Aenderung, die der Verf. unternimmt, iſt zu gewaltſam, und kann durch nichts begründet werden. Er will נערהה von ערה *nudus fuit* leſen, und überſetzt: *So ſehr iſt dieſe Stadt entblöſset.* Die Möglichkeit,

dafs dieses Wort hier gestanden haben könne, ist noch kein Grund, die Conjectur anzunehmen. Rec. hofft die Fortsetzung dieses Magazins, und wünscht dem Herausgeber gute Mitarbeiter. T. D.

KLEINE SCHRIFTEN.

Theologie. *Wittenberg*, b. Gräfsler: *Caroli Ludovici Nitzsch*, Th. D. et Prof. etc. *de Revelatione religionis externa eademque publica*, Commentatio prima, fecunda. 1805. tertia et quarta. 1806. 23. 21. 20. u. 19. Quartfeiten. Auch diese Reihe von Programmen zeichnet fich durch dieselben Eigenfchaften aus, welche fich an allen theologifchen Auffätzen ihres Vf. bemerken laffen. Hr. D. N. vereinigt nämlich eine ausgebreitete Gelehrfamkeit mit einer gewiffen Originalität der Anficht und Darftellung feines Gegenftandes, wodurch auch das fonft nicht Unbekannte einigen Reitz der Neuheit erhält, und wodurch die Lektüre feiner Schriften noch mehr an Intereffe gewinnen würde, wenn nicht die Sorgfalt, alles, was nur irgend zur Sache gehört, und diefs alles recht genau und beftimmt zu fagen, zuweilen an das Mühevolle und Aengftliche zu grenzen fchien.

Der Vf. geht von der Bemerkung aus, dafs die Theologen feither *innere* und *äufsere*, *befondere* (privatam) und *öffentliche Offenbarung*, wie auch geoffenbarte Religion und Offenbarung, nicht hinlänglich unterfchieden, und befonders den Begriff von äufserlicher und öffentlicher Offenbarung, welche der Vf. *Offenbarung fchlechthin* oder κατ' ἐξοχήν nennen möchte, zu wenig beachtet und feiner Wichtigkeit gemäfs erörtert haben. Unter der *revelatio privata* und *interna* wird nämlich die fogenannte Infpiration verftanden. Von der *revelatio externa eademque publica* wollen wir, um alle Misdeutung zu verhüten, die eigene Erklärung des Hn. N wörtlich angeben (Comm. I. p. 4.): „quaeftio de *divina verae religionis promulgatione*, h. e. de factis externis iisque infignibus, per quae Deus neceffitudinem, quae ipfi cum hominibus intercedat, omnibus declaraffe, et quafi ob oculos pofuiffe cenfendus eft; quam nos *revelationem externam eandemque publicam* appellavimus." Von diefem Begriffe enthalten gegenwärtige 4 Programme die *biblifche Theorie*; in der Folge foll der theoretifche und praktifche Gebrauch diefes Begriffs *philofophifch* erörtert werden. Diefer letzte, noch rückftändige, Theil der Unterfuchung wird es unftreitig noch fichtbarer machen, dafs die Theologen feither nicht nur den Ausdruck für jenen Begriff, fondern auch den Begriff felbft, wenigftens die nützliche wiffenfchaftliche Anwendung deffelben, einigermafsen vernachläfsiget haben.

In den 4 Programmen, welche bis jetzt erfchienen find, ift die Unterfuchung des Vf. exegetifch. Als Exeget fcheint fich Hr. D. N. grofsentheils nach dem trefflichen *Morus* gebildet zu haben. Wie diefer zu thun pflegte, geht auch er von dem Grammatifchen und Hiftorifchen zu einer fehr ausführlichen und genauen Entwickelung der Begriffe und Gedankenreihen in den zu erklärenden Schriftftellen über, wobey es fich freylich leicht ereignen kann, dafs die Subtilität des Auslegers in Entwickelung der Gedanken und ihres logifchen Zufammenhangs etwas weiter geht, als es der Unbeftimmtheit und der zufälligen und lofen Vorftellungsreihe der erklärten Schriftfteller und ihrer urfprünglichen Lefer angemeffen ift. Diefs dürfte vielleicht bey der fonft fehr intereffanten Erklärung des Vf. vom Evang. Joh. XVI. 7—11 in der vierten Abh. der Fall feyn. Eine noch gefährlichere Klippe aber, woran die Einfalt und Natürlichkeit des Interpreten leicht fcheitert, ift die fogenannte *moralifche* Auslegung, welche zwar, wie unfer Vf. in der Theorie felbft will, nur der grammatifch-hiftorifchen Erklärung einer Schriftftelle folgen darf, gemeiniglich aber, wenn es zur Praxis kommt, ihre Function mit dem ganz fremdartigen Gefchäfte des grammatifch-hiftorifchen Interpreten vermifcht, die gerade Behandlung des Textes verfchiebt, und zu unficheren, wenigftens übel begründeten Refultaten führt. Wenn z. B. unfer Vf. (Comm. IV. p. 5.) unter dem verheifsenen πνεῦμα blofs den Geift der Tugend und moralifchen Religion verftehen will, oder wenn derfelbe die Erlöfung und erlangte Sündenvergebung durch Jefu Tod lediglich auf die, durch die moralifche Selbftaufopferung Jefu bewirkte, Bekanntmachung und Offenbarung des Wegs zur göttlichen Gnade und zur Seligkeit (Comm. III. p. 11. fqq.) bezieht: fo mag fich zwar wohl der moralifche Ausleger zu blofs afcetifchem Gebrauch mit diefer Andeutung begnügen; aber für jene Schriftfteller und Lefer, nach ihren gefammten Zeit und Ortsverhältniffen, bezogen fich jene Formeln noch aufserdem auf ganz andere Vorftellungen, die der *biblifche* Theolog, ohne Rückficht auf unfern jetzigen Zeitgeift und auf möglichen oder wahrfcheinlichen Misbrauch, hiftorifch entwickeln mufs. — Diefen Grundfätzen ift auch Hr. D. N. felbft in feinem Verfahren *mehrentheils* treu geblieben. Wir wollen nur noch kürzlich die merkwürdigen Refultate feiner Unterfuchung aufftellen, deren fubtile Entwickelung jeder Theolog gern bey dem Vf. felbft lefen wird. 1) Jefus felbft war einer eigentlichen Offenbarung weder theilhaftig, noch bedürftig, fondern vielmehr ein Interpret der göttlichen Offenbarung, und der vornehmfte Inhalt und Gegenftand derfelben. 2) Jefus offenbarte die Religionslehre nicht nur durch Worte, fondern vornehmlich durch That und Begebenheit, durch die Schickfale und Gefchichte feines Lebens; vollendet wurde diefes Gefchäft durch Begründung und Stiftung einer Kirche, wozu die blutige und fchimpfliche Aufopferung feines Lebens, nebft ihren Folgen, als Darftellung der Tugend in ihrer höchften Vollkommenheit und Würde, das Meifte beytrug. 3) Die innere Offenbarung d. i. die Infpiration der Apoftel, fowie die Religionskenntnifs der übrigen Chriften, ift ganz und gar entfprungen aus der vorausgehenden *äufseren* Offenbarung der wahren Religion durch Jefum. Diefs beweifst theils die Gefchichte jener inneren Offenbarung, theils das eigne Bekenntnifs der Apoftel und ihre ganze Lehrart, theils die offenbare generifche Identität und blofs graduelle Verfchiedenheit der χαρισμάτων πνευματικῶν bey den Apofteln und bey allen übrigen Chriften. 4) Der Gegenftand (materia) der Offenbarung ift blofs die moralifche Religion. 5) Die Form derfelben ift hiftorifch-moralifch. 6) Sowohl die äufsere Urfache, als die äufsere Wirkung diefer Offenbarung ift von der Art, dafs man fie eine *öffentliche* Offenbarung nennen mufs. Denn fie wurde bewirkt durch Facta, als Symbole moralifch religiöfer Wahrheiten, und wurde vollendet durch das öffentliche Bekenntnifs der chriftlichen Lehre. — Als eine claffifche Stelle, wodurch alle charakteriftifchen Merkmale der chriftl. Offenbarung beftimmt werden, betrachtet der Vf. (Comm. IV.) die Verheifsung des Geiftes Evang. Joh. 16, 7—11, welche er fo überfetzt: „nifi abiero, adjutor ille coeleftis non veniet ad vos. Sed fi abiero, eum ad vos mittam. Atque ille, ubi venerit, convincet malos erroris et culpae, docendo eos meliora de improbitate, et probitate, et damnatione. De improbitate, quoniam repudiant me; de probitate, quoniam ad patrem meum abeo, nec amplius vobis confpicuus fum; de damnatione, quoniam princeps malorum condemnatus eft." Der Sinn des Ganzen foll nun diefer feyn: „Durch den Kreuzestod Jefu wird die „Welt richtige Begriffe von Gottlofigkeit, von Tugend und „Rechtfchaffenheit und von dem göttlichen Gerichte bekommen. Die moralifche Wirkung jenes Todes ift der Geift wahrer Religion. — Um diefs, und weiter nichts, als diefs, zu fagen, hätte fich Jefus wohl deutlicher ausdrücken, und felbft feinen Zeitgenoffen viele Misverftändniffe erfparen können.

e.

Druckfehler

in der Recenfion der Fichte'fchen Schrift No. 150 u. 151.

Spalte 586. Z. 13. v. u. lies: *thue* ftatt thun. Sp. 587. Z. 25. v. o. l. *aufgeht* ft. ausgeht. Sp. 593. Z. 22. v. o. l. *vollendeter* ft. vollendete. Sp. 594. Z. 24. v. o. l. *von* ft. vor. ebend. Z. 27. v. o. l. *eben* ft. aber. Sp. 595. Z. 8. v. o. l. *jenes* ft. jener. ebend. Z. 18. v. o. l. *fchmähen* ft. fchwächen. ebend. Z. 15. v. u. l. *engt* ft. nagt.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 OCTOBER, 1806.

IURISPRUDENZ.

1) Erlangen b. Palm: *Merkwürdige Rechtsfälle und Abhandlungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit mit beygefügten Urtheilen und Gutachten der Erlangischen Iuristenfacultät von I. B. Geiger und Ch. F. Glück*, Hofräthen und öffentl. ordentl. Rechtslehrern auf der königl preufs. Friedrich-Alexanders-Universität, Dritter Band. 1806. 345 S. 8. (1 Thlr.).

2) Landshut b. Krüll: *Auserlesene Rechtsfälle und Ausarbeitungen vom Hofrath und Professor Gönner zu Landshut*. Vierter Band. 1805. 446 S. 8. (1 Thlr. 20 gl.).

Die zweckmäfsige Auswahl und gründliche Behandlung, wodurch sich die Auffätze in den beyden ersten, bereits vor mehr als zehn Jahren erschienenen Bänden von No. 1. empfahlen, und denselben den allgemeinen Beyfall aller Kenner verschafften, zeichnet gleichfalls die Abhandlungen, welche in den dritten Band aufgenommen sind, auf eine sehr vorzügliche Weise aus. Die würdigen Herausgeber verdienen daher den aufrichtigen Dank des juristischen Publicums, dafs sie sich aufs neue zur Fortsetzung einer Sammlung entschlossen haben, welche man beynahe für geschlossen halten mufste; und es ist zu wünschen, dafs sie recht bald noch recht viele Bände nachfolgen lassen mögen. Denn einestheils gewähren so gut gewählte und so gut bearbeitete Rechtsfälle für jeden Juristen eine sehr belehrende Unterhaltung, anderntheils ist diese Form und dieser Weg noch der einzige, auf welchem den gewöhnlichen Geschäftsmännern allenfalls noch beyzukommen ist, indem leider bey weitem der gröfste Theil sich um blofse theoretische Abhandlungen, neue Systeme oder Compendien so gut wie gar nicht zu bekümmern pflegt, sondern überall zufrieden auf dem ruhet, was er auf der Universität aufgesammlet, und was ihm durch das Examen durchgeholfen hat. Die Gewissenhaftigkeit der Verff., die Achtung, welche sie gegen sich selbst und gegen das Publicum haben, sichert uns auch dafür, dafs sie nicht in den Fehler anderer Sammler von Rechtsfällen fallen, welche, entweder im Vertrauen auf eine gewisse Celebrität, alles aus ihrem Schreibtisch hervorziehen, was den Bogen füllt, und ein Honorar einträgt, oder welche die Schwierigkeit, die ihnen eine Arbeit gemacht hat, zum Maasstabe für deren Werth annehmen, da solche doch nur zu oft ein Maasstab für die Beschränktheit ihrer Kräfte und für die Armseligkeit ihres Wissens ist.

Dieser Band enthält siebenzehn Auffätze, und es ist fast kein einziger unter ihnen, der nicht sein besonderes Interesse hätte. Nur N. 48. und 49 sind von keiner Bedeutung, und von der juristischen Seite wenig lehrreich. Mehrerere, das Erbrecht besonders die Lehre von dem letzten Willen und deren Auslegung betreffende, Abhandlungen sind äusserst gründlich, und zeigen die grofse Bekanntschaft des Vf. mit den römischen Gesetzen, und mit der elegantern Jurisprudenz; und es macht dem Leser eine eben so grofse Freude, wenn er gewahr wird, wie die schwierigsten und subtilsten Fragen mit Leichtigkeit und mit Sicherheit entwickelt werden, als es unangenehm ist, wenn man einer juristischen Arbeit — wie dieses so oft der Fall ist — ansieht, dafs der Vf. erst bey dieser Veranlassung sich mühsam und doch unvollständig in die Materie hineinstudirt hat, und daher mit einer lästigen Schwerfälligkeit das wiedergiebt, was er selbst kurz vorher, oft nur höchst einseitig, aufgefafst hat.

Wir wollen es den Lesern um so mehr überlassen, sich von der Richtigkeit unseres Urtheils selbst zu überzeugen, weil gerade die Abhandlungen, wobey es ganz vorzüglich auf eine genaue rechtliche Würdigung der kleinsten Umstände und einzelner Worte ankommt, nicht gut einen Auszug zulassen, und wir wollen sie nur auf einige Abhandlungen aufmerksam machen, die für einzelne Rechtsfragen und Materien classisch genannt werden können. Hiezu gehört das unter N. 38 befindliche Gutachten: Ueber die Gültigkeit einer vom Vater eigenmächtig unternommenen Veräusserung eines sehr beträchtlichen *praedii adventitii* der Kinder, vom Hn. Hofrath *Glück*. Aufser verschiedenen sehr lehrreichen Bemerkungen über die Beweiskraft der Urkunden, und über die Zulässigkeit eines Beweises gegen den Inhalt anerkannter Urkunden, und über die Beweislast im Allgemeinen, ist die Frage, in wie fern dem Vater das Recht zustehe, die *bona adventitia* seiner Kinder zu veräussern, worüber eine so grofse Verschiedenheit oder vielmehr Unsicherheit der Meinungen herrscht, mit so vieler Gründlichkeit und Unparteylichkeit aus den Gesetzen beantwortet worden, dafs wenig zu wünschen übrig bleibt. Der Vf. nimmt dabey sehr richtig an, dafs der Vater nur Namens seiner Kinder — wie sich solches eigentlich von selbst versteht, da sie doch die wahren Eigenthümer, und er nur ein sehr begünstigter Usufructuar und Administrator ist — und nur aus einer in den Gesetzen (L. 8. *Cod. de bonis quae liberis*. VI. 69) namentlich angegebenen Ursache gültigerweise eine Veräusserung derselben vornehmen könne, dafs es aber, wenn dieses der Fall sey, keinen Unterschied mache,

ob die Kinder Güter von der Mutter empfangen, oder ob sie anderswo herrührten, und dass auch alsdann weder eine *causae cognitio* noch ein *decretum magistratus competentis* nöthig sey. Rec. hat sich über diese gründliche u. leicht fassliche Ausführung um so mehr gefreuet, weil die Obrigkeiten und die Gesetzgeber nur zu oft die Verordnungen, welche die Unmündigen, die keinen Vater haben, betreffen, mit denen verwechseln, und durch einander werfen, die solche Unmündige angehen, die zwar eignes Vermögen aber noch einen Vater haben, und dann aus der eigentlich gar nicht existirenden, aber doch eingebildeten, *tutela naturali* der Väter oftmals Folgen herleiten, welche eben so grundlos sind, als sie für Väter und Kinder beschwerend und kostspielig werden können; zumal da die leidige Rücksicht auf eine vermeintliche *salus publica* sie leicht verleitet, in das Innere der Familie sich zu mischen, wovon billig jeder Dritte, so lange als nur irgend möglich, entfernt gehalten werden sollte. Schwerlich ist der Schaden, den eine etwas zu laxe Legislation und Aufsicht über das Vermögen der Kinder, die noch einen Vater haben, im Ganzen anrichten kann, so grofs, als die Unannehmlichkeit und der Aufwand ist, den eine strenge Aufsicht, die noch dazu nicht so streng seyn kann, um allen Nachtheil abzuwenden, wenn der Vater widerrechtlich handeln will — ganz gewifs mit sich führt. Auch N. 38, worinn gezeigt wird, dafs auch wegen einer entwandten Obligation eine Vindicationsklage Statt finde, ist nicht unwichtig. Ueber N. 41, worinn ganz allgemein behauptet wird, dafs fürstliche Personen sich nicht weigern können, den ihnen zugeschobenen Haupteid und den Diffessionseid in eigner Person zu schwören, wenn es der Gegentheil verlangt, liesse sich vieles von Erheblichkeit einwenden, wenn nicht bey dem allgemeinen Streben nach der Souverainität, und bey der damit verbundenen Exemtion von aller gewöhnlichen und nothwendigen Gerichtsbarkeit, die ganze Frage an Interesse verloren hätte. Uebrigens wünschte Rec., dafs Deutschlands Fürsten und deren Rathgeber es nicht übersähen, dafs die Vortheile, welche für sie und für ihre Staaten daraus entsprungen sind, dafs sie unter einem ordentlichen Gerichte standen, gewifs unendlich gröfser gewesen sind, als eine gänzliche oder partielle Entziehung von aller richterlichen Obrigkeit es je werden wird. Wo wird, um nur eins zu berühren, der persönliche Credit kleiner und mittlerer Fürsten bleiben, wenn es kein Reichs - Kammergericht, und keinen Reichshofrath mehr giebt? Interessant ist ferner N. 43, in welcher die Frage, ob ein in Concurs gerathener Schuldner eine ihm während desselben angefallene Erbschaft zum Nachtheil seiner Gläubiger auszuschlagen befugt sey, aus sehr richtigen Gründen bejahet wird; und wenn gleich über die ganze Materie kein neues Licht verbreitet ist, so ist es doch schon ein Verdienst, dafs hier in einem allgemein verständlichen Deutsch das ausführlicher gegeben ist, was sich bey Becmann und anderswo lateinisch findet. In der letzten Abhandlung wird vom Hn. *Geiger* die Frage, ob die Ehe eines Reichsritters mit einer Person vom niedern Stande eine Misheyrath sey, untersucht. Sehr richtig urtheilt der Vf. zuerst, dafs nach protestantischem Kirchen-Rechte eine Trauung deshalb nicht ungültig seyn könne, weil sie ohne Zeugen vorgenommen sey. Dann hält er mit Recht dafür, dafs die Heyrath eines Reichsritters mit der Tochter eines Handwerksmannes, die als Magd gedient habe, nicht für eine wahre Misheyrath zu halten sey. Nur die Ehe zwischen einer Person vom hohen Adel und einer solchen Person sey eine Misheyrath (Auch hier könnte man vielleicht von Antiquitäten, die da sind, oder seyn werden, sprechen), nicht aber zwischen einem von niederen Adel. Nur leibeigene Bauern — richtig — und solche, welche wie Taglöhner die geringsten Arbeiten auf dem Lande mit eigner Hand thun müssten, seyen *viles personae* — sollte diess so ganz erwiesen seyn? und wo sind die Grenzen? — mit denen ein Reichsritter keine gültige Ehe eingehen könne; hingegen finde dieses bey einer Tochter eines freyen Bauern und Bürgers nicht Statt, wenn solche sich nicht durch einen schlechten Lebenswandel selbst unwürdig gemacht habe. Uebrigens spricht der Vf. den *per subsequens matrimonium legitimatis* die Succession in Lehngüter gleichfalls mit Recht ab.

In No. 2. fährt der fleissige Hr. *Gönner* fort, seine praktischen Arbeiten dem grofsen Publicum mitzutheilen, ohne in der Auswahl derselben strenger zu werden, und ohne bey der letzten Bearbeitung derselben genauer zu Werke zu gehen. So wie sie aus der Feder eines raschen Geschäftsmannes gekommen sind, sind sie, wie man es ihnen nur zu oft ansieht, mit allen den Nachlässigkeiten, Weitschweifigkeiten und Wiederholungen, die sich in dergleichen Arbeiten zu finden pflegen, der Presse übergeben worden. Diejenigen Abhandlungen, von welchen dieses nicht ganz gilt, erscheinen hier, um sie der Nachwelt desto gewisser aufzubewahren, zum zweytenmale im Drucke. Hiezu gehört gleich der erste und zweyte unter N. XLI und XLII befindliche Aufsatz. Jener ist eine Deduction für das Gesammthaus Löwenstein - Wertheim gegen die von Berlichingen aus der Jagsthauser Linie, das heimgefallene Lehen Hungheim betreffend, welche bereits im Jahr 1804 mit den sämmtlichen Urkunden, deren Rubrik hier nur angegeben ist, im Druck erschienen war. Sie zeichnet sich in wissenschaftlicher Hinsicht durch gar nichts aus, und das Interesse welches sie allenfalls gewähren könnte, wird dadurch noch sehr vermindert, dafs die Urkunden, auf welche gleichwohl alles ankommt, nicht mit haben gedruckt werden können. Die Streitsache selbst gehört übrigens, soviel Rec. weifs, zu denjenigen, welche das Reichs-Kammergericht leider überlebt haben, und welche jetzt — wer weifs wo — ihre Entscheidung erwarten. Der zweyte ist die dem deutschen Publicisten hinlänglich bekannte und allerdings interessante oder vielmehr merkwürdige Abhandlung über die staatsrechtlichen Verhältnisse der adelichen Gutsbesitzer in den kurpfälzischen Entschädigungslanden, besonders den fränkischen Fürstenthümern Bamberg u. Würzburg. Wir können uns jedoch einer Beurtheilung derselben gänzlich überheben, weil diese Abhandlung in dem 3 u. 4 Stücke unserer Zeitung von diesem Jahre bereits gehörig gewürdigt ist, und weil unter den Kennern und Freunden der deutschen Ge-

schichte und des Rechtes nur eine gänzlich abfällige Stimme darüber herrscht. Ohnehin hat sich das Interesse für die Sache, welche sie angeht, verloren, da das französische Schwerdt einen Streit überflüssig gemacht hat, für den der deutsche Jurist mit aller Spitzfindigkeit nichts ausrichten konnte. N. XLIII ist eine höchst gewöhnliche Relation in einer Streitsache einiger jüngeren Chorherrn des Collegiatstifts zum heil. Stephan zu Mainz gegen das Kapitel, den Genuss der mit ihrer Präbende verbundenen Vortheile betreffend. Der Leser bekommt 50 Seiten Acten - Auszug, und 32 Seiten Entscheidungsgründe; beydes höchst flüchtig gearbeitet. N. XLIV betrifft einen Rechtsfall, worin der Vf. für den Beklagten eine in sich nicht ganz gute Sache — einen Accord über eine Holzlieferung, die nachher unnöthig wurde, und welchen man daher, wie gewöhnlich, nicht gern halten wollte — auf eine ziemlich gemeine und eben nicht musterhafte Advocaten - Manier durch haltbare und unhaltbare Sätze vertheidigt. N. XLV. Ein Vortrag mit Gutachten über eine Verordnung wegen der Dienstcautionen, worin manches zweckmäfsige enthalten ist. Doch scheint es Rec. weit besser, dass, wo Cautionen geleistet werden müssen, solche vor der Verpflichtung zu leisten sind. Es liegt darin auch keine Härte; wenigstens ist die hierin liegende Härte weit geringer, als wenn jemand, der bereits zu einem Amte gelassen ist, und sich darin gut benimmt, hinterher, weil er die Caution nicht schaffen kann, wieder entlassen werden muss. Auch ist der billige Grundsatz, dass die Cautionen dem Caventen so wenig als möglich nachtheilig und ihm in seinen übrigen Geschäften so wenig als möglich hinderlich seyn sollen, nicht gehörig beobachtet worden. N. XLVI. Eine ganz unbedeutende Relation, und gröfstentheils Acten - Auszug. Auch sind die Sätze, dass die Verjährung als Strafe der Nachlässigkeit anzusehen sey, und dass die *interpellatio extrajudicialis* durchgehends die Verjährung unterbreche, nicht so ganz richtig. Denn bey der letzten kommt es doch lediglich darauf an, ob der Verjährende durch die aussergerichtliche Anforderung irgend eine Ueberzeugung von dem Rechte des Interpellirenden erhält. N. XLVII. Ein lehrreicher Aufsatz, worin die Frage: wem gebühren die Aerarial - Vorräthe der säcularisirten Lande? unstreitig nach sehr richtigen Grundsätzen behandelt worden ist. N. XLVIII. Ueber die Organisation der Regierungs - Collegien für Behandlung nachbarlicher Differenzien. Dieser Aufsatz, welcher für das Bambergische bestimmt gewesen, enthält manche sehr richtige Grundsätze über die Organisation und Behandlung der Geschäfte in den Regierungs - Collegien, und zugleich Klagen und Schilderungen, die auf Verfassung dieser Collegien in mehreren Ländern passen. Uebrigens *durchschneiden* hier nach S. 420 die reichsritterschaftlichen Besitzungen, welche nach der neuen Theorie des Vf. *im* Bambergischen liegen sollen, das Bambergische. N. XLIX. Ein sehr gut ausgearbeiteter Aufsatz, vielleicht in dieser Hinsicht der beste in dem ganzen Bande: Eine Beschwerde des Handelsstandes zu S. gegen die Regierung daselbst, neue Vergleichungen der Handelsconcessionen betreffend, woraus man sieht, dass in S. — ohne Zweifel Salzburg — die Justizstelle befugt seyn muss, gegen die Landes - Regierung, wegen einer wahren oberpolizeylichen und Regierungs-Maasregel Mandate zu erlassen.

Der Vf. dieser auserlesen seyn sollenden Rechtsfälle hat sich um die juristischen Wissenschaften bereits so viele Verdienste erworben, und so vielfältig gezeigt, wie treffliche Arbeiten er zu liefern im Stande sey, dass wir den Wunsch nicht unterdrücken können, dass er doch durch Arbeiten solcher Art, welche, unparteyisch betrachtet, gar keinen oder doch nur äusserst wenigen Nutzen bringen können, sich die Zeit nicht für wichtigere und nützlichere Schriften verderbe.

P. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Frankfurt* am M. b. Mohr: *Erörterung der Frage: in wiefern ein Buchhändler oder Bücherverleiher wegen des Inhalts einer durch ihn verbreiteten Schrift zur Verantwortung gezogen werden könne.* 1805. 48 S. 8. (5 gr.) Das Resultat dieser kleinen Schrift ist folgendes. Weder der Buchhändler noch Bücherverleiher kann wegen Verbreitung einer ausdrücklich oder stillschweigend verbotenen Schrift zur Verantwortung gezogen werden, sofern ihm nur diess Verbot ohne seine Schuld verborgen blieb. Zu eigener Untersuchung, oder Veranstaltung einer Privat-Censur ist keiner von beyden verbunden; auch würde eine solche Foderung bey der Menge der Schriften unmöglich erfüllt werden können. Verantwortlich ist aber Buchhändler u. Bücherverleiher, wenn er um den Inhalt der Schrift weiss, oder doch wissen konnte, dass er unerlaubt sey. Im letzteren Falle ist er in Schuld, wenn er die Schrift selbst gedruckt und verlegt hat, wenn sie ausdrücklich verboten war und wenn sie äusserlich den Verdacht, einen unerlaubten Inhalt zu haben, erregen musste. Dieser Verdacht kann erregt werden durch einen offenbar anstöfsigen Titel, oder durch Anonymität des Vf. verbunden (?) entweder mit anonymer Einsendung von Seiten des anonymen Verlegers, oder mit Verdächtigkeit des Verlegers sowohl, als des Verlagsortes. — Warum diese Umstände, wie der Verf. S. 45 behauptet, *zusammentreffen* müssen, um jenen Verdacht zu begründen, ist nicht einzusehn. Uebrigens sind die in dieser kleinen Schrift aufgestellten Behauptungen richtig, und mit Bündigkeit und Kürze vorgetragen. Die Schrift von *Jac. Fr. Kees, quatenus typothetae vel bibliopolae injuriarum socii habendi sint,* Lips. 1801, scheint der Vf. nicht gekannt zu haben.

F. M.

Würzburg und Bamberg b. Göbhardt: *Ueber die Appellation in Criminalsachen* von Dr. *G. M. Weber,* Director des fürstl. Hofgerichts zu Bamberg 1805. XII u. 108 S. 8. (12 gr.) Die vorliegende Schrift erschien zuerst in lateinischer Sprache, unter dem Titel: *De appellatione in causis criminalibus,* Bamberg. 1803. Ihre Uebersetzung ist um so schätzbarer, je mehr sie auf diese Art durch den Buchhandel verbreitet werden wird, was sie ihres Inhaltes wegen gar sehr verdienet. Der Vf hat hier nämlich alles vorgetragen, was sich nur für und wider die Lehre von der Inappellabilität in Criminalsachen sagen liess, und diess auf eine eben so gründliche, als geschickte Art. Zuerst führt er die Gesetze auf, welche von der Appellation in Criminalsachen handeln; sodann trägt er die gemeine Meynung von der Unzulässigkeit der Appellationen in solchen Fällen, nebst den für sie aufgestellten Gründen vor, widerlegt sie, zeigt darauf, dass die wiederholte Vertheidigung, die Supplication an

den Landesherrn und die Nichtigkeitsklage keine die Appellation ergänzenden Mittel sind, und beschliesst mit der Untersuchung der bey der Annahme des Rechtsmittels der Appellation zu bestimmenden Fragen, nämlich: von welchem Urtheile, zu welcher Zeit, und von welchem Subjecte appellirt werden könne: ob das mildere Urtheil in ein schärferes verwandelt werden dürfe; wie viel Instanzen angenommen werden müssen, und welchem Gerichte die Erkenntniss in der Appellationsinstanz zu übertragen sey. Alles diess ist mit so gegründeten Behauptungen vorgestellt, dass sich nichts von Erheblichkeit dagegen einwenden lässt, und man dem Vf. zugestehen muss, dass er die Gründe für die Zulässigkeit der Appellation in Criminalsachen überzeugend vorgetragen habe. Auch in Rücksicht der Haltung des Ganzen muss man zufrieden seyn. Doch ist nicht zu leugnen, dass er sich über die Nichtigkeitsklage weitläuftiger, als zu seinem Zwecke erfoderlich gewesen wäre, ausgelassen habe. Bey allem diesem aber scheint es Rec. doch, als ob der hier behandelte Gegenstand noch eine, von dem Vf. unberührt gelassene Seite habe. Die Verfechter der Meynung für die Unzulässigkeit der Appellation im Untersuchungsprocesse haben es unstreitig vorzüglich gefühlt, dass nach der in Deutschland bestehenden Verfassung die Appellationen als solche Rechtsmittel, welche die Untersuchung selbst (nicht bloss die Entscheidung) an eine höhere Instanz bringen, nicht angesehen werden können, worauf auch in *Tittmann's* Grundlinien der Strafrechtswissenschaft §. 522 Beziehung genommen wird. In dieser, wenn gleich nicht so deutlich ausgesprochenen Hinsicht, hat man vorzüglich die Unzulässigkeit der Appellation im Untersuchungsprocesse angenommen. Denn dass die Appellationen überhaupt respectirt werden müssen, hat niemand geleugnet; nur hat man ihnen keine sogenannte *vim devolutivam* einräumen können. Und weil diese in dem Anklageprocesse denkbar ist, da er die Natur des Civilprocesses besitzt: so hat man eben deswegen auch die Zulässigkeit der Appellationen bey diesem Verfahren zugegeben. Genau genommen, kann man also nicht sagen, dass irgend ein Schriftsteller die Unzulässigkeit der Appellationen im Untersuchungsprocesse aus *in der Sache* liegenden Gründen, sondern nur aus einigen auf der Beschaffenheit der Verfassung beruhenden Umständen behauptet habe. Hierauf hätte nun, wie es scheint, von dem Vf. besondere Rücksicht genommen werden können und sollen. Es würde sich hierbey zuerst die Frage zu beantworten gefunden haben, ob und in wiefern es mit der im Allgemeinen begründeten Nothwendigkeit, die Untersuchung von dem Richter der vollbrachten That führen zu lassen, vereinigt werden könne, wenn die Untersuchung demselben auf eingewendete Appellation entnommen und einem anderen Richter übergeben werde. Auch würde sich über die Nothwendigkeit sowohl, als über die Möglichkeit der Errichtung mehrerer Criminalinstanzen, an welchen es noch fast in allen deutschen Ländern mangelt, mehreres Zweckmässige und Nützliche haben sagen lassen. In Beziehung auf dergleichen Rücksichten würde es ebenfalls nöthig gewesen seyn, über die Wirkungen der Appellationen in Untersuchungssachen bey der jetzigen Verfassung, welche doch nie gefehlt haben, ausdrücklich zu sprechen, was aber von Hn. W. unterlassen worden ist, weil er nur auf die aus der Sache und nicht auf die aus der Verfassung geschöpften Gründe Rücksicht genommen hat.

Dr.

Augsburg, b. Kranzfelder: *Ueber die Schädlichkeit der Gerichtsgeheimnisse.* Von *Joh. Melchior Hoscher.* 1804. VIII u. 40 S. 8. Wie einst J. Möser die gerichtlichen Urtheile ihrer buntschäckigen Sprache wegen *Erzpriester in Harlekinstracht* nannte: so könnte man sie, in Ansehung des geheimnissvollen Dunkels, worin die höchsten Reichsgerichte und andere Tribunäle ihre Entscheidungsgründe verbergen, vielleicht den Orakeln aus der böotischen Höhle des Trophonius vergleichen. Wider solche Geheimnisskrämerey nun erhebt sich in obiger Abhandlung die Stimme eines sachkundigen und verdienten Mannes, der schon in seiner Sammlung merkwürdiger am kaiserlichen u. Reichskammer-Gerichte entschiedenen Rechtsfälle, in der Vorrede des 1 Theils das Geheimniss der Entscheidungsgründe besonders anfochte. Die jetzige Schrift entstand auf Veranlassung des Mangels, den die kammergerichtliche Kanzley an ihrer Sustentation litte, welchem der Vf. zum Theil durch Abschriftsgebühren von der gesetzlich einzuführenden Mittheilung der Entscheidungsgründe abzuhelfen vorgeschlagen hat. Ob nun gleich, seit dem Einsturz unsers tausendjährigen, mit allen Mängeln noch ehrwürdigen, und vielleicht schon hie und da zurückgewünschten, Reichsgebäudes, das Kammergerichtspersonale die Sorgen einer hinlänglichen Sustentation mit den schwerern eines ganz neuen Unterkommens wird vertauschen müssen: so hat doch die vorübergegangene Veranlassung zu obiger Schrift auf ihren bleibenden Werth und Zweck keinen Einfluss, und verdient, in Rücksicht des letztern, alle Aufmerksamkeit derer, die den Mängeln der Justizverwaltung abzuhelfen berufen und bemüht sind.

Der Vf. hat seine Schrift in zwey Abschnitte zertheilt. Im Ersten handelt er von der Aufhebung des Gerichtsgeheimnisses in Betreff der Entscheidungsgründe, aus allgemeinen Grundsätzen und aus speciellern Gründen. Jene, die hier nur noch allein Interesse haben können, stellt er so auf: 1) die positive Gesetzgebung des Geheimnisses der Entscheidungsgründe sey gegen das Naturrecht, und es sey 2) kein Grund vorhanden, um dem Naturrecht hierin zu derogiren, 3) denn der Charakter der Nothwendigkeit einer solchen Derogation fällt weg. b) Widerspruch in der Gesetzgebung selbst. c) Auch der Zweck der Gesetzgebung wird nicht erreicht, d) im Gegentheil mehr gehindert, e) ein Hauptgrund zur Aufhebung des Geheimnisses ist: dass der Richter bey der Entscheidung leicht irren könne und oft irrt. f) Jedes Misstrauen der Parteyen würde bey Aufhebung des Geheimnisses verschwinden. g) Grosser Einfluss auf den Fleiss des Richters. h) Auf die Fähigkeiten des Richters. i) Zeitersparniss für die Justizpflege. — Im 2 Abschnitt greift der Vf. die übrigen Gerichtsgeheimnisse, z. B. die Verheimlichung des Referenten, der vorzutragenden Sachen etc. an, und zeigt die Unmöglichkeit der Verheimlichung in den meisten Fällen, die daraus entstehenden Missbräuche und Herabwürdigung der Gerichtspersonen.

Sollte auch mancher Grund des Vf. weniger haltbar und selbst von den Vertheidigern der Gerichtsgeheimnisse wider ihn zu brauchen seyn: so wird doch Jeder, dem Wahrheit und Recht über Politik geht, den Ausschlag auf Seiten derer finden, die alle Geheimnisse der Justizverwaltung ihrem ehrwürdigen Zwecke nachtheilig halten.

F. J.

Leipzig b. Hinrichs: *Versuch eines Entwurfs zu einem Regulative für die Haltung der Registranden in Justizämtern und Cammerguthsgerichten* von *Johann Christoph Heinrich Germann*, Kurf. sächs. Amts-Vice-Actuar und Advoc. 1806. XX u. 50 S. 8. nebst Tabelle. (10 gr.) Unter die Erleichterungs- und Beschleunigungs-Mittel der Justizverwaltung gehört sicherlich die Führung einer zweckmässig eingerichteten sogenannten Registrande, aus welcher man über die eingegangenen Sachen, darauf gefasste Resolution und erfolgte Expedition sogleich nachkommen könne. Gleichwohl soll diese Einrichtung noch in vielen Ländern fehlen. Für solche kann gegenwärtiger Versuch empfohlen werden, der eine Art raisonnirenden Regulativs nebst Registranden-Schema enthält, was für Untergerichte sehr zweckmässig eingerichtet ist. Doch würde Rec. vorschlagen, in die erste Colonne das Praesentatum, und die Numer des Eintrags mit in die zweyte Colonne über die Inhaltsanzeige jedes Exhibiti, den Expeditionstag aber in die Colonne hinter die Resolution zu bringen. Für Obergerichte würde in Rücksicht ihres Geschäftskreises und ihrer Organisation das Schema etwas anders ausfallen, oder eigentlich in mehrere, z. B. Directorial- und Secretär-Registranden zerfallen müssen; doch wird immer darauf zu sehen seyn, dass man die Entia nicht unnöthigerweise multiplicire und ins Kleinliche falle, weil man sonst ein Ordnungsmittel zum Hauptzweck erheben, und den Arbeiten in der Hauptsache, durch zu weitläuftige Nebenschreiberey, einen Theil der Zeit entziehen würde. An einigen Orten scheint man in dieses Extrem zu gerathen, wo man alles in Tabellen übersehen will. Man hat aber noch wenig gethan, wenn man nur immer in colonnenreiche Tabellen zu umständlich einträgt, was man eben gethan hat.

F. J.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 OCTOBER, 1806.

MEDICIN.

Frankf. a. M. in der Andreäischen Buchhandl.: *Magazin zur Vervollkommnung der Medicin*, von Dr. *Andreas Röschlaub*, Prof. der medicin. Klinik an der Ludwigs-Maximilians-Universität zu Landshut in Baiern. Neunten Bandes Erstes und Zweytes Stück 1806. 262 S. gr. 8.

Wer nicht vorwärts geht, geht rückwärts. In langer Zeit hat sich dieser Grundsatz bey keinem Schriftsteller auf eine so eclatante Weise bewährt, als an dem Herausgeber des vorliegenden Magazins. Er konnte diesem Schicksale um so weniger entrinnen, da er sich nicht allein weigerte, mit der hoch emporstrebenden Wissenschaft fortzuschreiten, sondern sogar den eitlen Versuch wagte, ihrem schnellen Wachsthume einen hemmenden Damm entgegen zu stellen. Sobald sich nämlich Hr. R. überzeugte, dass er in der Philosophie unmöglich einiges Glück machen, in diesem ihm stets fremdartigen Gebiete wenig Lorbeern erringen, sondern stets eine ganz subordinirte Rolle spielen werde, sagte er sich feyerlich von ihr los, nicht bedenkend, dass ihn die Philosophie schon damals verlassen hatte, als er noch in ihrem vollen Besitze zu seyn wähnte. Diesem Schritt folgte eine totale Metamorphose der ganzen Denk- und Handlungsweise unseres Vfs.; er verfiel in den gröfsten Obscurantismus, liefs sich von einer auffallend regressiven Tendenz leiten, lobte jetzt alles was er sonst getadelt, und tadelte, was er einst gelobt hatte. Die neueren Schriften R's., so wie auch insbesondere die neuesten, vor uns liegenden Stücke seines Magazins, bieten mannichfaltige Belege für die Richtigkeit dieser Behauptung dar, und erlauben zugleich einen wahrscheinlichen Schluss, was die Wissenschaft von den ferneren Untersuchungen R's zu erwarten, und welche Hoffnung man insbesondere von diesem Magazin, insofern es der Vervollkommnung der Medicin gewidmet ist, zu hegen habe.

Nicht uninteressant ist der Contrast, welcher sich im Geist und in der Tendenz der jetzigen und ehemaligen literarischen Producte R's. darstellt. Ehemals war die Philosophie die von Hn. R. angebetete Göttin, auf deren Altar er nie erlöschende Opfer brachte; sie war seine gröfste Stütze, der heilige Anker, den er in jeder Noth und Bedrängnifs ergriff; er führte sie stets im Munde, wollte sie überall angewendet, benutzt wissen; ja niemand richtete mehr Unwesen durch ihren Missbrauch in der Medicin an, als eben Hr. R. Jetzt höhnt er sie als eine Aftergöttin, warnt vor ihrem Umgange, vor ihrer Einführung in die Medicin, als derselben gefährlich, verderblich. Wie wenig galt Hn. R. ehemals die Erfahrung, wie zweydeutig, ungewifs erschien, nach seiner Ansicht, alles, was man in einem mehr als tausendjährigen Zeitraum vor der Erscheinung *Browns* beobachtet, erfahren hatte, wie grundlos und leer waren alle von der Erfahrung entlehnten Einwürfe gegen die brownsche Lehre! Wie tief hat er sich dagegen jetzt vor der Erfahrung geneigt, wie betet er sie fast abgöttisch an, wie ist sie ihm auf einmal das Höchste, Schätzenswürdigste geworden! Mit welcher, an Verachtung grenzenden Geringschätzung, sahe R. ehemals auf alle diejenigen herab, welche man seit Jahrhunderten als heilige Autoritäten verehret hatte! Wie tief standen alle jene gepriesenen Heroen in der Medicin, ein Hippokrates, Celsus, Galen, Boerhaave u. s. w. unter seinem Meister Brown! Wie übergrofs ist auf einmal Hn. R's. Respect für alle diese Namen geworden, mit welcher heiligen Scheu, mit welcher Anbetung spricht er von ihnen und ihren Erfahrungen! Als Hr. R. vor 6 Jahren gewappnet und gerüstet in die Schranken trat, und den Fehdehandschuh hinwarf, wie zuverlässig war damals seine Sprache, wie dictatorisch seine Behauptungen, wie streng seine Polemik; wie sehr hat er auch in dieser Hinsicht den Ton herabgestimmt!

Dafs wir es mit einemmal aussprechen: Hr. R. hat sich den *heiligen Augustin* ganz und gar zu seinem Muster ersehn; und gleich wie dieser, nach einem wilden, zügellosen Leben sich am Ende bekehrte, und durch eine Selbstanklage die Sünden seiner Jugend wieder gut zu machen suchte: so hat auch Hr. R. angefangen, seine Confessionen zu schreiben. So lobenswürdig diefs Unternehmen aber auch seyn mag, so befürchten wir nur zu sehr, dafs es Hr. R. zehn Jahre zu früh begonnen hat, indem diese Bekenntnisse unstreitig viel mannichfaltiger und interessanter geworden wären, hätte es Hn. R. gefallen, sie noch so viele Jahre zurückzuhalten. Was es übrigens mit diesen Confessionen für eine Bewandnifs habe, wird der Leser aus den im 2ten Stück dieses Bandes des Magazins sich befindenden *Erklärungen des Herausgebers*, welche eigentlich *Bekenntnisse eines Bekehrten* heifsen sollten, am besten beurtheilen können. Sie beginnen mit einem derben Ausfalle gegen einen Recensenten, welcher so verwegen war zu äufsern, die Erregungstheorie, mithin auch Hn. R's. System, sey vernichtet. *Dieser*, so wie die unzähligen Anderen, welche gleiches Sinnes sind, *sollen es bald erfahren, wie es um Hrn. R's. Vernichtung aussieht*, *und dafs sie vielmehr die Rit-*

ter sind, welche Windmühlen statt Riesen bekämpfen, und ein Barbierbecken statt den Helm Mambrins tragen. Mit desto gröſserer Begierde werden alle diese unstreitig jenem Beweise entgegen sehen, da es nur zu sehr den Anschein hat, als habe Hr. R. seit einiger Zeit die Rolle des Ritters mit jener des Knappen vertauscht!

Wäre es jenem Recensenten, wie Hr. R. zu verstehn giebt, wirklich Ernst gewesen, Hn. *Hufeland* zum Proselyten der neueren Schule zu machen, um dadurch ihren Glanz und Ansehn zu erhöhen: so wäre er wirklich sehr zu beklagen, noch mehr aber die Schule, welche solcher Stützen bedürfte; und gerecht wäre der Spott, welchen Hr. R. in vollem Maſse über ein solches Beginnen ausgieſst. Inzwischen ist es nur zu klar, daſs Hr. R. hier nur Windmühlen sah, und Luftstreiche gegen selbst geschaffene Phantome führt. Sehr bestimmt erklärt Hr. R. S. 235: *die Erregungstheorie sey bisher von einer gewissen Schule noch gar nicht erschüttert, ja nicht einmal berührt worden, sie sey weit besser als die gesammten Arbeiten dieser Schule; in Browns System liege, seiner genaueren Grundlage nach, etwas viel höheres, als man bisher darinn gefunden habe. Browns Lehre sey von seinen anmaſslichen Gegnern noch gar nicht angegriffen, am wenigsten von den Muthigen aus jener Schule, welche bis auf diesen Tag unter dem Namen des brownschen Systems nichts kannten, als eine Einbildung gewisser eigends ausgedachter Phantome in brownsche Worte.* Der Beweis aller dieser Behauptungen soll sich von selbst ergeben, sobald Hr. R. die genaue Darstellung der brownschen Lehre mit einem Commentar über dieselbe dem Publikum wird vorgelegt haben.

Wie oft sollen wir die von Hn. R. schon tausend- und aber tausendmal geführte Behauptung wieder hören, als sey man noch immer nicht in den Geist des brownschen Systems eingedrungen — ein Mährchen, womit er wohl seine ersten Gegner täuschen konnte, welches aber gegenwärtig von niemanden mehr geglaubt wird. Nach den mannichfaltigen, oft wiederholten Untersuchungen sollte man noch immer nicht zur richtigen Einsicht eines Systems gelangt seyn, das so einfach, so plan ist? Es sollte sich in demselben noch eine Seite finden, welche bisher von Allen miſskannt, einen höheren richtigeren Standpunkt für die Heilkunde öffnete, als alles, was die geistvollesten Philosophen und Aerzte in den neuesten Zeiten aufgestellt haben? Ist es nicht lächerlich, uns zuzumuthen, so etwas zu glauben? Ist dieſs nicht wieder eine von den tausend Hinterhalten, hinter welche sich Hr. R. seit einiger Zeit immer zu verstecken suchte, indem er uns stets glauben machen möchte, als habe er noch gar Vieles und Vortreffliches in Petto, was er uns dereinst auftischen werde; jetzt sey aber die Zeit noch nicht reif dazu, das Zeitalter nicht gebildet und empfänglich genug für diese hohen Wahrheiten. — Wenden wir uns jetzt zu Hn. R's. Selbstbekenntnissen

Erstlich gesteht er: *Keiner habe mehr zum Miſsverstehn der brownschen Lehre beygetragen als er selbst, indem er der goldenen Lehren seines Meisters, stets von Thatsachen auszugehn, an diese sich zu halten,* untreu, *durch logisches und dialektisches Raisonnement zu beweisen gesucht habe, was sich auf diesem Wege nicht beweisen läſst.* Vom Anbeginne seiner literarischen Laufbahn machte man Hn. R. diesen Vorwurf, indem er sich stets bemühte, seinen gänzlichen Mangel an ächt philosophischer Einsicht durch einen leeren Formalismus, durch dialektische Spitzfindigkeiten und ein naktes logisches Raisonnement zu bemänteln. —

Eine zweyte, noch gröbere, Verirrung habe darinn bestanden, *daſs er eine Lehre, welche er noch nicht ihrem wahren Wesen und Umfange nach kannte, zu erweitern, zu ergänzen, vollständiger zu machen und zu vervollkommnen gesucht habe.* Wie demüthigend ist nicht für Hn. R., der zu allen Zeiten seinen zahlreichen Gegnern das Miſsverstehn jener Lehre vorwarf, um dadurch die Nullität ihrer Einwürfe zu beweisen, jener Vorwurf!

Eine dritte Verirrung habe darinn bestanden, *daſs er bey der Bearbeitung der brownschen Lehre für die, seit einem Jahrzehend herrschender gewordenen theoretischen Meinungen und Versuche zu viele Empfänglichkeit gehegt, und manches davon ohne reife Kritik in seine Untersuchungen und Darstellungen aufgenommen habe.* Unstreitig war dieſs die gröſste Sünde, welche sich Hr. R. zu Schulden kommen lieſs; denn man kann nicht ärger fehlen, als wenn man sich an etwas sklavisch hingiebt, welches dem eignen Wesen geradezu widerspricht und völlig fremd ist. Wer aber wird es verkennen, daſs es Hn. R. von jeher gänzlich an ächtem philosophischem Geiste fehlte? Nach diesem Selbstbekenntniſs ist aber auch Hr. R. vor allen ähnlichen Recidiven ganz sicher und geborgen; weit — — sehr weit wird er sich in Zukunft von dem ihm so gefährlichen Gebiete der Philosophie entfernt halten! Den sprechendsten Beweis dafür liefern seine anthropologischen Fragmente, welche der Philosophie so wenig verwandt sind, als das Licht der Finsterniſs. Wie es sich aber mit diesem Bewuſstseyn vertrage, uns mit der baldigen Herausgabe *einer Abhandlung über das Wesen der Philosophie* zu drohn, wäre gänzlich unbegreiflich, lieſse es sich nicht daraus erklären, daſs sich in den neueren Schriften unseres Vf. viele und deutliche Zeichen von Abwesenheit des Geistes finden. —

Einer vierten Sünde machte sich Hr. R. endlich dadurch schuldig, *daſs er bey weitem nicht die kindliche Achtung vor der Erfahrung gehegt habe, welche sie verdient und fodern kann.* Daran war aber auch nicht Hr. R., sondern die unselige Sucht zur Speculation Schuld, zu welcher er durch die Schriften *eines gewissen genialischen Mannes* verführt wurde. Auch in diesen Fehler wird Hr. R. in Zukunft nicht mehr fallen, da er zum Bewuſstseyn seiner selbst gelangt ist, und die Einsicht gewonnen hat, daſs er die giftige Schlange der Philosophie, vor welcher ihn sein Lehrer und Meister vergebens warnte, als seinen ärgsten Feind fliehen müsse. Gegenwärtig hat Hr. *Röschlaub* durch die That seinen tiefen Re-

spect für die Erfahrung gerechtfertigt, wie wir diess im Verlauf dieser Recension darzuthun Gelegenheit finden werden. So ist Hr. R. wirklich auf dem Wege, der Erfahrung alle die Sünden, welche er in seiner früheren literarischen Periode an derselben begangen hat, gegenwärtig wieder gut zu machen, ihr wärmster Anhänger und Verfechter zu werden, und ihr nicht allein mit *kindlicher*, sondern auch mit *kindischer Achtung* ergeben zu seyn. Wir hoffen, die treue Mutter werde den reuigen Sohn in ihren Schoofs aufnehmen, und ihn nicht, als einen Abtrünnigen, ihr ganz Fremden, von sich weisen, — ein Schicksal, das wirklich zu grausam wäre, sich zugleich von der Erfahrung und Wissenschaft verstofsen zu sehn!

Ganz im Geiste seines erhabenen Vorbildes, des sich selbst anklagenden, sich selbst verdammenden heil. Augustins, ist der Schluss dieser Erklärungen, in dem Hr. R. seine herzliche Freude zu erkennen giebt, zum Bewusstseyn seiner grofsen Verirrungen und Sünden gelangt zu seyn, *welches er höher schätze, als allen Ruhm und alles Glück der Erde!* Wer würde nicht mit uns die Freude über diese seltene Bekehrung eines *Röschlaub*, und der Demuth und Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen theilen, hätte sich nicht am Ende dieser Erklärungen eine Stelle eingeschlichen, welche nur zu deutlich beweisst, dass Hr. R. sein Vorbild noch keineswegs erreicht habe. Denn der heil. Augustin behauptet in seinen Confessionen streng den Charakter der Submission u. Zerknirschung; bey Hn. R. dagegen ist der Stolz und Egoismus noch so herrschend, dass er sich nicht entblödet S. 240 zu behaupten: *in seinen früheren Arbeiten sey noch so viel Gutes zu finden, dass er es nicht um das Beste, was seine Gegner bis auf diesen Tag zu Stande gebracht hätten, vertauschen möchte.*

Diess ist der wesentliche Inhalt jener merkwürdigen Erklärungen. Jetzt zu einer näheren Anzeige der in diesen beyden Stücken des Magazins enthaltenen Aufsätze.

Den gröfsten Theil des ersten Stückes nehmen *die anthropologischen Fragmente* ein. In der Einleitung zu diesem Aufsatze bemerkt Hr. R., *dass er bey der Bearbeitung dieser Materie nur deswegen den Aussagen eines Moses, der heiligen Bücher der Christen und denen der Väter und Lehrer ihrer Kirche gefolgt sey, weil er nur in diesen die ächten Lehren der Weisheit suche. Die Dichtungen eines Orpheus, Hesiodus u. s. f., so wie die Lehren und Meinungen eines Zoroaster, Pythagoras, Platon, Spinoza, Leibnitz u. s. w. achte er zwar hoch, im Ganzen seyen sie aber irrig. Giebt es*, heisst es S. 5, *eine Naturphilosophie, so suche ich die ersten Hauptzüge derselben in Moses, den Propheten und in den übrigen heiligen Büchern; und nirgends anders.* Diess ist unstreitig das stärkste und entscheidendste Wort, das seit langer Zeit über die Naturphilosophie gehört wurde; und aller bisherige Streit der Philosophen, ob es überhaupt eine Naturphilosophie geben könne, und ob das, was man bisher dafür annahm, Realität besitze, ist durch diesen Ausspruch auf einmal bündig und sicher entschieden. Wie jetzt die Sachen stehn, ist den Aerzten zu rathen, ihre bisherigen fruchtlosen Forschungen, auf einem rein speculativen oder empirischen Wege zum Besitz einer ächten Naturansicht zu gelangen, gänzlich aufzugeben, und sich dagegen mit allem Eifer dem Studium jener heiligen Quellen des Alterthums zu widmen, um daraus den wahren Born der Erkenntniss zu schöpfen! Wir können Hn. R. wirklich nicht genug danken, uns auf diesen, von uns ganz vernachlässigten, und uns doch so nahe liegenden Weg aufmerksamer gemacht zu haben. Nur befürchten wir, dass uns die Theologen, welche sich schon lange im Besitz dieser Kenntnisse befinden, den Rang ablaufen werden, so dass wir künftig in ihre Schule gehen müssen, um uns die ächte Naturphilosophie anzueignen. Eben diese Unkenntniss macht es uns auch, wir müssen es nur offenherzig gestehen, ganz unmöglich, die vorliegenden anthropologischen Fragmente auf eine würdige Weise anzuzeigen. Wir suspendiren vielmehr über dieselben gänzlich unser Urtheil, in der sicheren Hoffnung, dass ein gelehrter Theolog, dem jene heiligen Quellen hinlänglich bekannt sind, an unserer Statt das Geschäft übernehmen werde, die hieraus entstandenen hohen Offenbarungen Hn. R. zu entwickeln, und sein sich in dieser Sphäre errungenes Verdienst der Welt zu offenbaren. — Der den übrigen Raum des ersten Stücks des Magazins einnehmende, und im 2ten Stück fortgesetzte Aufsatz: *Ueber die Aufgabe der Medicin*, gewährt wenigstens insofern einen erfreulichen Anblick, als sich in demselben ein offenbares Streben zum Besseren, und ein durch keine Phantasien verdunkelter Ideengang äussert. Uebrigens findet sich nicht viel Neues in demselben, da der Vf. diesen Gegenstand schon an mehreren Orten zur Sprache gebracht hat, und den Hauptprincipien auch hier treu geblieben ist. — Der Aufsatz: *über die Anwendung des Opiums* kann als ein Beleg unserer Behauptung dienen, wie sehr sich Hr. R. dem Empirismus hingegeben hat, und wie sklavisch er den Erfahrungen und den Autoritäten älterer Aerzte zu huldigen anfängt. Gleich anfangs bemerkt Hr R., der Leser möge hier mehr Resultate der Erfahrung, als theoretisches Raisonnement erwarten. Er halte nämlich dafür, dass nie durch blosses Theoretisiren sich über irgend ein Arzneymittel etwas Gewisses bestimmen lasse. Hiermit schliesst sich also Hr. R. an die Legion derjenigen an, welche in der Medicin nichts als die Erfahrung gelten lassen wollen: eine Secte, von der es nur zu deutlich gezeigt ist, wie gemein ihre Tendenz, und wie gänzlich unfruchtbar und der Heilkunde, als Wissenschaft und Kunst, ungedeihlich ihr Beginnen sey. Denn wo nicht die Theorie ihre leuchtende Fackel aufgesteckt hat, was vermag da ein tausendjähriges Erfahrungsreich? So falsch an sich schon jenes Beginnen ist, so wird es durch die Inconsequenz, welche sich Hr. R. dabey zu Schulden kommen läfst, noch irriger und tadelnswürdiger, da er keineswegs jenen Weg der reinen Beobachtung wandelt, sondern verblendet

ist durch eine höchst abenteuerliche Theorie. — Sydenham und J. Brown machten Hn. R zuerst aufmerksam auf das Opium; und der glückliche Erfolg, welchen er in vielen Uebelseynsformen von seiner Anwendung sah, trieb ihn immer mehr dazu an, sich dieses göttlichen Mittels häufiger und allgemeiner zu bedienen. Hierin liess er sich durch den Tadel der Antibrownianer keineswegs irre machen, da er durch Hülfe dieses Mittels manche Krankheiten in so vielen Tagen besiegte, welche von jenen jovialischen Herren eben so viele Wochen und Monate unnütz bekämpft wurden, wie Hr R. diess durch Beyspiele aus seiner Praxis beweisen könne. Wir wären wirklich begierig zu wissen, wo Hr. R. diese Erfahrungen gesammelt haben mag; denn mit der Privatpraxis soll er sich nie abgegeben haben. Doch vermuthlich deutet Hr R. hier auf seine Erfahrungen in *dem Landshuter Hospital!* „Auch bezweifle ich nicht, fährt Hr R. S. 163 fort, „dass eine neue Secte der Aerzte, welche nach „Einbildungen alles zu beurtheilen und zu behan„deln, sich zu ihrem Ziele gesetzt hat, mein Verfahren „in vielen Fällen tadeln müsse. Doch weiss ich zum „Voraus, dass sie bis jetzt noch nicht besser curiren „gelernt haben als ich, obgleich Einzelne es vorgeben! „was aber wohl auch zu ihren *Einbildungen*, wel„che ihnen über alles gehen, gehören mag". Was soll man aber zu der *ungeheuren Einbildung* sagen, wenn ein *Röschlaub*, dessen praktische Imbecillität so allgemein bekannt ist, im Ernste glaubt, er verstehe es gut zu curiren, *er* der kaum ein kaltes Fieber zu heilen vermag?! — Die nächste, directeste Wirkung hat das Opium, nach unseres Vf. Ansicht, auf die Verdauungsorgane, indem es, mittelst schleuniger und mächtiger Erhebung der Kräftigkeit, diese Form des vegetativen Lebens, zugleich das Herz und das gesammte Gefässsystem in verstärkte Kräftigkeit des Lebens setzt. Der irrdische Gehalt des Mohnsafts soll mit der irrdischen Leiblichkeit der Hauptgebilde der menschlichen Verdauungsorgane zunächst verwandt seyn, nur dass die sonnige erzeugende Kraft, welche dem Opium einerzeugt sey, ungleich mächtiger als in jenen Hauptgebilden lebt, woraus folgt, dass Opium ein solcher Arzeneykörper ist, welcher in dem menschlichen Organismus irgend gewaltig einlebend, die sonnige Kraft der Hauptgebilde der Verdauungsorgane wecke, ihre Lebendigkeit zu kräftigern Productionen aufrege u. s. w. Welche neue hohe, sublime, mysteriöse Ansicht vom menschlichen Organismus liegt dieser Argumentation nicht zum Grunde! Schade nur, dass sie so dunkel und unverständlich ausgesprochen ist, um ihre Vortrefflichkeit hinlänglich würdigen zu können. Inzwischen ist so viel deutlich, dass Hr. R. das Opium vorzüglich in solchen Fällen angewendet wissen will, wo die Verdauung leidet, und in allen, aus deren primären Leiden entstandenen, Uebelseynsformen. Wir begnügen uns dagegen nur zu erinnern, dass, wenn die wesentlichste Wirkung des Opiums bloss in Erhebung des gesunkenen Verdauungsprocesses bestehen soll, es gänzlich unbegreiflich ist, warum sich dieses Mittel in so zahlreichen Fällen, wo die Verdauung ganz und gar nicht gestört erscheint, als ein Specificum bewährt; worin es z. B. liegt, dass der Mohnsaft in der Reconvalescenz von der syphilitischen Krankheit, und bey syphilitischen Knochenschmerzen insbesondere, in so unbegreiflich starken Gaben heilsam ist. Eben so: warum das Opium so äusserst wirksam in convulsivischen und in allen sehr schmerzhaften Krankheiten, wo die Verdauung oft ganz und gar nicht leidet, gefunden wird. Endlich: worauf sich denn die specifische schlafmachende Wirkung dieses Mittels gründet. Die Auflösung dieser und ähnlicher Probleme sucht man vergebens in dieser Abhandlung. Wie einseitig und unbefriedigend ist Hn. R's. Ansicht vom Typhus und von der Anwendungsart des Mohnsafts in demselben! Hätte er diese Krankheitsform in ihrem eigenthümlichen Charakter, in der Individualität ihrer verschiedenen Formen, richtig aufzufassen gewusst: so würde es ihm auch nicht verborgen geblieben seyn, in welchen Fällen des Typhus Opium indicirt oder contraindicirt ist. Eben diess gilt von allen den verschiednen Krankheitsformen, in welchen er die Anwendung dieses Mittels anempfiehlt. Es ist unmöglich, dass Hr. R. hierüber etwas Befriedigendes vorbringen konnte, da er gegenwärtig von einem so einseitigen, in dem Quantitätsverhältniss befangenen, empirischen, unwissenschaftlichen Standpunkte ausgeht. Recht auffallend zeigt sich diess unter andern da, wo er von der Anwendung des Opiums in entzündlichen Krankheitsformen spricht, wo er nur zu deutlich seine gänzliche Unbekanntschaft mit dem Wesen der Entzündung verräth. Diess möge nur als ein Beleg dienen, wie wenig Gewinn die Heilkunde, als Wissenschaft, durch diese Abhandlung über das Opium erhalten hat.

Da sich Hr. R. von der Vortrefflichkeit der Erregungstheorie, von ihren grossen Vorzügen über alle bisher existirenden Theorien, jetzt mehr als jemals überzeugt hält: so hat er denn auch die seit einiger Zeit unterbrochenen Beleuchtungen der Einwürfe gegen die Erregungstheorie in diesem 2ten Stücke des Magazins wieder begonnen. Diessmal hat es Hr. R. mit Hn. *Pfaff* zu thun, welcher in seiner Schrift: *Revision der Grundsätze des Brownschen Systems, mit besonderer Hinsicht auf die Erregungstheorie,* behauptete, die Säfte seyen organisch, vital. Bey dieser Beleuchtung ging es Hn. R. wie jenen Sündern, welche stets von ihrer Besserung sprechen, aber immer wieder in die alten Fehler zurückfallen. So kämpft auch Hr R., seiner Selbstanklage ungetreu, hier wieder mit den leeren Waffen der Dialektik und einer bloss formalen Logik gegen diesen feinen Gegner. Allein wenn Hr. R. so kampflustig ist, warum wagte er sich nicht an solche Gegner, die ihn ungleich kräftiger angegriffen haben, als Hr. Pfaff? — Möge uns Hr. R. doch recht bald mit einer Beleuchtung der Einwürfe, welche Schelling im 1ten Stück der Jahrbücher der Erregungstheorie gemacht hat, erfreuen! S. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 OCTOBER, 1806.

PHILOSOPHIE.

Erlangen in der Waltherschen Kunst- und Buchhandlung: *Einleitung in Natur und Geschichte* von *C. A. Eschenmayer*. Erstes Bändchen, 1806. 164 S. 8. (16 gl.).

Es ist nicht zu zweifeln, dass die hochverständige Kritik, die es gewohnt ist, den Werth einer ganzen Ansicht in einzelnen Sätzen zu messen, die sie aus ihrer Darstellung herauszunehmen pflegt, in diesem Buche wiederum eine reiche Erndte finden wird, um die Abgeschmacktheit und Verstandlosigkeit der Ansicht des Vfs. darzuthun. In der That wäre jene Methode, einzelne Sätze der Welt zur Schau zu stellen, und den Unsinn, den sie wirklich als einzelne Sätze enthalten, zu zeigen, von der einen Seite so übel gar nicht, wenn die Philosophen durchaus vermocht werden könnten, sich der Simplicität etwas mehr zu befleissigen, was sich einfach sagen lässt, wirklich einfach zu sagen und überhaupt zur Anwendung jener Methode so wenig als möglich Veranlassung zu geben. Von der anderen aber, in Rücksicht auf die Ausüber, ist ihre Erbärmlichkeit zu gross, als dass wir noch ein Wort darüber sagen möchten. In diesem Buche kommen wunderliche Dinge vor; aber Rec. hat es mit einer seltenen Achtung für den Vf. gelesen. Er sieht es an als einen neuen Beweis, dass religiöse Naturen auf keine Weise zur Verleugnung ihres Glaubens gebracht werden können, den zu vertheidigen ihnen selten Gründe fehlen. Der Vf. scheint ihm eine solche religiöse Natur, die durch Nachdenken und Philosophiren zu einem hohen Grade menschlicher Einsicht gelangte, aber auch zugleich zu dem lebendigen Gefühle, dass von uns endlichen Wesen nicht alles eingesehen werden kann, sondern dass eine heilige, unerforschte und unerforschbare Sphäre im Hintergrunde liegen bleibt. Darauf, im Angesicht einer Philosophie — (so scheint uns, habe es ihm geschienen) — die aus dieser heiligen Sphäre heraus, die doch unzugänglich ist, erklären wollte, was nicht zu erklären war, und nicht kühn genug, dieser Philosophie Schuld zu geben, dass sie am Unmöglichen einen Versuch mache, wovon sie nur selbst das Opfer seyn könne, blieb er dieser Philosophie von der einen Seite getreu, von der anderen aber schob jenes lebendige Gefühl die Sphäre des Unerforschlichen so weit zurück, dass sie wieder in ihre Rechte treten konnte. Nun war das Herz befriedigt, wie der Kopf, aber jenes gewiss besser als dieser. Denn der Philosoph soll eben nicht glauben, sondern wissen. Was für ihn unerklärlich ist — (das ist das Göttliche, das Absolute, das Ewige) — daran soll er nicht glauben, sondern er soll davon wissen, warum es unerklärlich ist und seyn muss.

Doch schon damit kämen wir mit dem Vf. in einen Disput, in welchen wir nicht kommen wollen, weil er zu nichts führen kann. Seine Ansicht des Universums ist bekannt; es ist auch bekannt, dass *Schelling* ihm geantwortet hat. Aber er hat ihn nicht überzeugt, und das war zu erwarten. Um ihn von seiner Meynung wegzubringen, müsste ihm vielleicht gezeigt werden, dass er durch einen anderen Sprachgebrauch vom Absoluten eine ganz falsche Idee habe; Er macht es zu einem wahrhaft Abhängigen, da es doch schon im Worte liegt, dass es gerade das Unabhängige, das allein, durch sich, und aus sich, Seyende, folglich das Ewige sey; es ist gerade das, was er das Göttliche zu nennen scheint, das hingegen, was ihm das Absolute heisst, ist ganz etwas anders. Es würde aber durchaus die Grenze überschreiten, die diese Blätter uns setzen, wenn Rec. auch so gewiss im Stande wäre, als er den guten Willen hat, die ganze Sache deutlich zu machen. Ohne Darlegung eines Systems der Philosophie dürfte es indess kaum möglich seyn, und der Vf. hat sogar einen Widerwillen gegen jedes System. Rec. glaubt, dass dieser Widerwille um so mehr tadelnswerth an ihm ist, da er ihm das einzige Hinderniss scheint, das den Vf. abhält, mit sich ins Reine zu kommen. Was hat denn das System verbrochen? Das System ist ja nicht die Philosophie; man könnte sagen, es habe nichts gemein mit der Philosophie. Diese ist ein lebendiger Gedanke. Aber das ungeweihete Gemüth — und jeder ist dem Philosophen ungeweiht, der nicht mit ihm jenen Einen Gedanken hat — ist nicht im Stande ihn zu fassen. Es muss vorbereitet, geläutert werden. Von dem, was es fassen kann, muss ausgegangen werden, und nach und nach die Schranken erweitert und niedergerissen, bis es das Licht zu ertragen gelernt hat und wirklich erblickt. Dieser Läuterungsprocess des Gemüths ist das System und nichts anderes. (Wenn auch der Gang, der hier angedeutet ist, umgekehrt wird, so ändert das die Sache nicht.) Wäre es möglich, den Einen Gedanken unmittelbar in die Seele des andern zu senken, so bedürfte es keines Systems; aber um auf die Höhe zu kommen, ist eine Leiter nöthig, und es ist gut, dass sie keine Stufenlücken habe, weil darüber um so schwerer wegzukommen ist, je höher man steigt. Für den, der oben ist, ist das Gerüst unnütz, wer aber erst hinauf will, der thut wohl, es sich zu bauen. Bey dem Scharfsinn des Vf. müsste es son-

derbar seyn, wenn er nicht alles zur Einsicht brächte, was eingesehen werden kann; nur musste er keine Sprünge machen. Freylich, wer das Absolute für ein Nachbild *unserer* und in sofern der endlichen Vernunft, und die Philosophie für ein Nachbild des Absoluten, also für die Copie der Copie unserer, und in sofern endlichen Vernunft ansieht, dem muss, wenn er irgend Gemüth hat, das Bedürfniss eines Göttlichen über diesem fühlbar werden.

„Was ich hier vom Glauben sage, fliest aus einer Ueberzeugung, welche nicht von flüchtigen Dingen sich nährte. Hat sich von menschlicher Individualität etwas eingeschlichen, so bin ich bereit, es aufzuopfern, sobald ich etwas Besseres und Höheres dafür erhalte. Die Offenbarung ist eine gefühlte Wahrheit und keine demonstrirte; wer sie nicht fühlt, dem gebe ich zu, dass ich für ihn Unrecht habe; aber da sie nur gefühlt wird, so erwarte er nicht, dass sie gelehrt und mitgetheilt werde, und dass das, was nur im Innersten der Seele vorgeht, unter Begriffen und Bildern dargestellt werde. Der Glaube ist das allgemeine Gut, wovon ein jeder unter dem Volke sich einen gleichen Antheil hinwegnimmt; das einzig Selbstständige, das jeder in seinem Busen bewahrt, das im Genusse nie erstirbt und in seinen Früchten unendlich ist. — Die Religion und der Glaube haben sich der Macht der Vernunft gänzlich entzogen, und ihr nur den Saum ihres äusseren Gewandes Preis gegeben. Die Vernunft ist eine irrdische Pflanze, obgleich die schönste und herrlichste, der Glaube ist eine himmlische (S. 31). — Hier fühlt jeder seine Abhängigkeit von unbekannter Macht. Keiner kann sagen, von wannen sie komme und warum sie da sey. Sie ist einmal da, und Ihr — zeigt mir den Mächtigen, welcher sie vernichten könnte, oder einmal vernichtet hätte! Daher ist der Glaube das Einzig - Selbstständige und Unvergängliche. Erst durch ihn wird die Tugend belebt, die Wahrheit errungen, und das Ewig - Schöne geformt. Wäre der Mensch in seiner Hoheit nichts als Vernunft, wir würden aussehen, wie unsere Systeme, steif, trocken, und ohne Zusammenhang. Im Glauben ist unser absoluter Werth aufbewahrt; diess kurze Leben aber nur ein Schattenspiel, und die Philosophie seine magische Laterne (S. 46). — Was ich vom Glauben sage, damit kann ich nicht an den Philosophen im Menschen, sondern nur an den Menschen im Philosophen appelliren. Da ich den Glauben ausser der Speculation setze, so kann ich der Speculation auch kein Recht geben, darüber zu entscheiden. Ich kann also nur das sagen: findest Du für das, was ich von Religion und Glauben gesagt habe, keinen lebendigen Zeugen in dir selbst, so gebe ich zu, dass ich für Dich Unrecht habe. Fühlt also *Schelling* von Allem nichts in dem Inneren seiner Seele, so habe ich für ihn Unrecht. Der Streit ist auf die simpelste Art geschlichtet, — es kommt auf ein blosses Bejahen oder Verneinen ohne alle Beweise an, es kommt blos auf eine innere Billigung oder Missbilligung, auf den leisen Ausspruch eines inneren Richters an, welcher Ideen und Begriffe vorbeygeht, und einzig und allein das Herz trifft." (S. 69).

Sonach kann man dem Vf. selbst die Frage nicht vorlegen, die er den Philosophen vorlegen will: „woher weisst Du das, was Du da sagst?" Er antwortet nicht. „Man wird mir zurufen: Wie kamst Du zu all diesen Sätzen? Du gehest von einem Schauen des Absoluten aus, in dieses setzest Du ein Streben, welches das Ewige sucht und nie findet, aus diesem bringst Du Raum und Zeit hervor, und damit nicht wüst und öde liege, setzest Du auch zugleich das Licht hinein. — Sind diess nicht lauter Phantasie - Gebilde?" S. 106. Man kann denken, was geantwortet wird: dergleichen Fragen sind Fragen des Verstandes, der hier keine Stimme hat, auch muss die Sprache manches übernehmen. Dass der Vf. aber jene Frage: woher weisst Du das? den Philosophen vorschiebt, verdient Lob. Es scheint, sie wird zu oft übersehen; mancher würde bey seinen Behauptungen durch sie gewiss in Verlegenheit kommen; vielleicht würde in dieser Verlegenheit, nach dem Beyspiele unseres Vf., die Frage geradezu für abzuweisen erklärt. Ueberhaupt dringt Hr. *E.* darauf, dass die Speculation ihre Grenze kennen lernen soll. Das ist löblich und heilsam; und wenn auch die Grenze da nicht wäre, wohin er sie setzt, so giebt es doch eine Grenze für sie, und die soll sie kennen.

Was über Natur und Geschichte in diesem ersten Bändchen vorkommt, ist das wenigste. Sie sollen freylich abgeleitet seyn, aber wir haben dieser Ableitung wenigstens nicht folgen können. Einige Aussprüche über sie finden sich. „Wie die Natur der lebendige Spiegel der in Raum und Ruhe gesetzten Weltseele ist, so ist die Geschichte der lebendige Spiegel der in Zeit und Handlung gesetzten Weltseele. — In der Geschichte herrscht die Freyheit, in der Natur das Gesetz. — Das Princip der Geschichte ist die Tugend, das Princip der Natur die Wahrheit. — Die Geschichte soll in der Zeit einen ewigen Plan realisiren, die Natur soll im Raum eine ewige Ordnung erhalten. Die Geschichte hat einen Anfang und ein Ende, die Natur ein Centrum und eine Peripherie. — Was in der Natur die Entfernungen sind, das sind in der Geschichte die Perioden, und wie es in der Natur ein Gesetz der Entfernungen giebt, so giebt es in der Geschichte ein Gesetz der Perioden u. s. w." Rec. überlässt es den Lesern, aus dergleichen Sätzen zu machen, was sie wollen und können, so wie er sich gar nicht versucht fühlt, dagegen zu disputiren.

Hr. E. spricht, wie viele, gern in Vergleichungen, wie schon aus den angeführten Sätzen erhellt. Wir sind weit entfernt, das im Allgemeinen zu tadeln; man kann dem Verstehen damit aufhelfen; aber dann muss das, womit verglichen wird, bekannt seyn. Wenn aber auch vorauszusetzen wäre, dass jeder die Mathematik studirt habe, und wisse, was Tangenten und Asymptoten sind: so kann die Beschreibung eines Zustandes durch den Vergleich mit dem praktischen Gefühle des Arztes am Krankenbette, doch nur Aerzten deutlich seyn. Nicht - Aerzte wissen davon nichts; und Nicht - Aerzte sind doch wohl die meisten Leser einer Einleitung in Natur und Geschichte.

A$.

Freyberg, b. Craz und Gerlach: *Neue philosophisch-kritische Untersuchungen über das Daseyn Gottes und den Ursprung der Welt.* von (Pseudonym) *Joh. G. Eiche*, A F. Erster Theil, der vorarbeitet, aufräumt und die Bahn macht. 1805. X und 485 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Laut Vorbericht des Verlegers ist der Name *Eiche* ein angenommener; vermuthlich in der witzig seynsollenden Absicht, dass die Eiche den stärkern Baum bezeichnen soll, welcher die schwächere *Fichte* zu Boden schlägt; denn die ersten Bogen dieses Werkes haben keine andere Tendenz, als dem Gelehrten dieses Namens den Garaus zu machen. Wie das gelungen sey? — Alle Sünden, die je ein Schriftsteller sich gegen das Publicum zu Schulden kommen liess, sind in diesem Werke mit frecher Stirne begangen worden, und Rec. will bloss einige davon referiren, um das Publicum von diesen Proben auf das Ganze selbst schliessen zu lassen. Zuerst wird *Fichte* über seine Apologie auf das unbarmherzigste angegriffen, und aus den herzerhebendsten, der Menschheit zur Ehre gereichenden Sätzen werden die unseligsten Consequenzen gezogen. Wenn *Fichte* von dem Streben des besseren Menschen spricht, sich von der Sinnlichkeit frey und unabhängig zu machen: so sieht das unser Vf. als einen Beweis an, dass F. von dem Menschen verlange, er solle seinem Mitmenschen alle Gelegenheit zur Beförderung seiner Glückseligkeit rauben! Und diese armselige Consequenzenmacherey wird S. 135 mit einigen Worten aus *Fichtens* Schrift beschlossen, und die Stelle angeführt, wo sich jene Worte in der Apologie befinden. Da solchergestalt das Ganze in einander verwebt ist, muss der unbefangene Leser glauben, *Fichte* habe jene ihm von dem Vf. aufgebürdeten Folgen selbst geschrieben! Welche Unredlichkeit! Nun kommt die Reihe auch an *Kant*, und um zu zeigen, dass er so gut, wie *Fichte*, ein Atheist sey, werden mehr als 7 volle Bogen Stellen aus Kants K. d. r. V und Met. d. S. Wort für Wort abgedruckt, die aber weiter nichts beweisen, als dass der Vf. sich für noch 7 Bogen Honorar von seinem Verleger bezahlen lassen wollte. Endlich wird *Kants* Vorstellungsart von *a priori* und *a posteriori* angegriffen, und zwar mit solchen durch den häufigen Gebrauch bereits so stumpf gewordenen Waffen, dass man gar nicht einsieht, wie sich jemand nicht schämt, sie noch zu führen. So kommt der Vf. S. 324 abermals mit dem Einwurf zu Markt: weil in der Vorstellung von Ursache und Wirkung der Begriff Veränderung liegt, der von Kant selbst für *a posteriori* ausgegeben wird, so sey die ganze Vorstellung auch nicht *a priori*: Der Satz des zureichenden Grundes lasse sich aus dem des Widerspruches analysiren; der Satz 7+5 = 12 sey ein analytischer Satz; etc. Wie oft soll das noch widerlegt werden! Doch dem Vf. war es auch gar nicht um die Widerlegung, sondern um die Anfertigung eines Buches zu thun! und damit ist er zu Stande gekommen. Dem Verleger rathen wir daher, bey dem bedroheten zweyten Theil sich nicht, wie bey diesem ersten, auf sein eigenes Urtheil zu verlassen, sondern zuerst einen sachverständigen Mann zu Rathe zu ziehen, ehe er sein Geld abermals für solche taube Nüsse ausgiebt.

V∞b.

Riga, b. Hartmann: *Die Geschichte der Philosophie*, Erster Theil, *die Weltweisheit der Alten*, von *Erhard Gottlieb Steck*, 1805. 317 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)

Wenn es keine unstatthafte Probe über den Werth einer Schrift ist, sich, nach Durchlesung derselben, die Frage genugthuend beantworten zu können: was hat dieses Erkenntnisstück, und was hast du selbst, durch die abermalige Bearbeitung desselben in der vorliegenden Schrift gewonnen: so muss Rec. gestehen, dass ihm, bey Hn. *Stecks* Behandlung der Geschichte der Philosophie, wie sie in diesem Buche gegeben ist, der Gewinn für beyde Theile, wo nicht ganz negativ, doch höchst unbedeutend, vorkommt Nur *auf die Geschichte der Philosophie* wartete in Deutschland noch das Loos, über den Standpunkt der Reflexion hinaus, in der Manier der *absoluten Freyheit* behandelt zu werden, da diese Wohlthat bereits allen und jeden bedeutenden Zweigen der Erkenntniss in reichem Masse unter uns zu Theil geworden ist. Es versteht sich von selbst, dass der hohe Spieltrieb der Freyheit in originellen Genien, anderen Menschenkindern nie das mindeste von demjenigen ahnen läst, was ihm selbst, erst im Augenblicke seines Wirkens, über die bekanntesten Gegenstände des Wissens schöpferisch eingehaucht wird; und die erste Obliegenheit eines Recensenten kann in einem solchen Falle nur diese seyn, das gelehrte Publicum von der, noch in keines Menschen Herz gekommenen, besonderen *Art* der Revolution zu unterrichten, die jetzt wieder über einen gewissen Theil der Erkenntniss in einem deutschen Kopfe ausgebrochen ist. Die gegenwärtige besteht in folgendem. Der Vf. hält es für ein Gebrechen unserer Literatur, dass bis jetzt noch keine Geschichte der Philosophie *nach idealisiischer Ansicht*, oder *vom Standpunkte der Reflexion aus*, erschienen ist! — Wenn er nun hier eine gedrängte Geschichte der Philosophie, *von diesem Gesichtspunkte aus*, vorausschickt: so geschieht es nicht nur, um jene leidige Lücke auszufüllen, deren Ausfüllung bisher noch kein Historiker unternahm, sondern auch um zu erweisen, wie aus der Einseitigkeit des gefassten Standpunkts, welche in der sogenannten Reflexionsmethode noch zur grössten Klarheit gebracht ist, die Wahrheit nur gleichsam in gebrochenen Strahlen hervordringe, *nie in der vollendeten Fülle der Conception*. Den Standpunkt der Reflexion fesselt überall seine eigene Schranke. Es ist ein ängstliches Wenden und Drehen im Kreise der Beschränktheit, um sich aus demselben herauszuheben. — Wie es da so ängstlich und kärglich zugehe, bis man herausgehoben ist, bringt einem der Vf. sodann, viele Seiten hindurch, zur lebendigen Anschauung; indem er sich selbst in den Kreis der Beschränktheit noch einige Zeit hineinbegiebt, und die Rolle der Reflexion im ersten Auf-

zug perfönlich fpielt, theils nur, damit fie auch einmal in der Gefchichte der Philofophie gefpielt werde, theils um durch fein warnendes Beyfpiel andere in Zukunft von ähnlichen Verfuchen abzufchrecken. Er erinnert nämlich fehr treffend, wie fchief insbefondere die Philofophie *der Alten*, durch das Augenglas der Reflexion betrachtet, daftehen müffe, da die ganze Reflexionsmethode auf diefelbe im Grunde gar nicht anwendbar fey. Reichliche, und wörtlich eingerückte, Citate aus *Reinhold*, *Fichte*, u. f. w., untermifcht mit Stellen der Alten, dehnen den über die Gefchichte der Philofophie ergehenden Reflexionsprocefs bis auf S. 68 aus, und alles bis dahin gefagte kehrt fo ganz und einzig in fich felbft zurück, dafs dem Lefer, wenn es ihm, wie Rec. ergeht, nichts bleibt, als der Verdrufs über die, zu nichts führende, Reflexion in einer Gefchichte der Philofophie, wie diefe. Erft S. 71 bricht der Tag an; die, jetzt richtiger, freyer, heiliger, und in der *vollendeten Fülle der Conception* angefafste, *Weltweisheit der Alten* geht auf, und verklärt fich fogleich, wie fie hervorbricht, in *ein urfprüngliches Leben mit Gott*. Der Weife, fagt Hr. *Steck*, betraure die verfchwundene Heiligkeit und Weisheit der erften Söhne des Himmels; und der Sänger betraure die entflohene Lebendigkeit und Fülle der ewig grünenden Natur. Diefe Ureinheit der Welt mit Gott, wo *Ormuzd* und *Ahriman*, nach des Vf. Nachrichten, noch im reinen, unerfchaffenen Lichte beyfammen wohnten, hatte ein ganz wunderbares Dafeyn; fie war da in einer Zeit ohne Zeit, fo wie auch nachher die Scheidung der Welt vom Ewigen (S. 72) zu aller Zeit und zu keiner Zeit gefchahe. Diefer zwifchen Gott und der Welt gefchehene Bruch — ift dann die *Schöpfung*, die hier mit mehreren befchrieben wird. Volle dreytaufend Jahre herrfchte noch *Ormuzd* felber über feine Urerfchaffenen; die zweyte Schöpfung aber war das Reich der Genien, d. i. die, *ihrer heiligen Wache anvertraute, gefammte Natur*. So war auch da noch alles gut, — *und Ormuzd herrfchte wiederum dreytaufend Jahre*. Nun drängt fich aber erft das *Reich der Finfternifs mit Macht hervor*. *Wiederum drey taufend Jahre foll die Welt beben unter diefem Kampfe*. — Endlich kehret wieder die Seligkeit der vereinten Geifter, — *in der Gemeinfchaft mit Ormuzd*. — So weit war es Rec. möglich, die Worte des Verf. hier einzurücken. Weiter vermag er es nicht. Es ift ihm, als ob er in *Ahrimans* eingebrochenem Reiche der Finfternifs, wider Willen, gefangen läge; und er bebt unter dem Kampfe, von da wiederum im Reiche des Lichts anzukommen. — Was dem in höhere Myfterien eingeweihten Hn. *Steck* nun noch ferner an uns Uneingeweihete zu verrathen beliebt, find blofs *Noten zu obigem Texte*. Die Griechen haben in feinen Augen da, wo fie wirklich philofophirten, jene *Urtradition* nur in das neue Vaterland *eigenthümlicher Formen* hinübergetragen; und da geht es denn beym Vf. an eine Reihe von Auszügen aus griechifchen Philofophen, die feine vorgefafste Meinung von einer *Welt- und Gotteseinheit*, nach der vorangefchickten *Ur-tradition*, — fie mögen wollen oder nicht, — bekräftigen *müffen*.

Ift es nicht, als ob in Deutfchland nie eine *hiftorifche* Kritik exiftirt hätte? — Fabeln, die jede reine Kritik entweder für untergefchoben, oder für Unfinn einer kindifchen Vorwelt erklärt, werden hier das Heiligthum, aus welchem man alle Weisheit hervorgehen läfst. Warlich, man glaubt fich, mitten in Deutfchland, nach Alexandrien verfetzt, wo der Conflict der griechifchen Vernunft mit den Phantasmen des Morgenlandes, in den erften Jahrhunderten der chriftlichen Zeitrechnung, kaum zureichte, um groteskere Abenteuer, als diefe, zur Welt zu bringen.

Cr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. Ohne Anzeige des Druckorts: *Verfuch einer Darftellung der Bedingungen, in moralifcher Rückficht fich felbft genugthuend zu feyn.* 48 S. 8. Bey der Menge von neueren, *fyftematifchen* Anfichten der Moral wird man durch eine *freye* Schilderung der bewährteften Mittel, welche ein edler und verdienftvoller Mann zur Bildung feines eigenen fittlichen Charakters, mit dem beften Erfolge, gebraucht hat, auf eine angenehme Art überrafcht. Ift es alfo auch nichts weniger als ein *Princip*, von welchem der ungenannte, aber durch Unterfuchungen in einem ganz anderen Fache rühmlichft bekannte Vf. diefer gehaltvollen Schrift ausgeht: fo haben gleichwohl die darin aufgeftellten Sätze die Probe ihrer Gründlichkeit an ihm felbft abgelegt. Ihm war es darum zu thun, die theoretifche Ausbildung feiner Vernunft mit ihrer praktifchen Vervollkommnung in das genauefte Verhältnifs zu fetzen. Ein *wahres* Syftem von Gedanken entfpricht, nach feiner Ueberzeugung, der *wahren* Befchaffenheit der Natur; und wer feine Handlungen mit jenem in Uebereinftimmung fetzt, der giebt feiner Sinnes- und Handlungs-Art diejenige Gleichförmigkeit mit dem Gange der Natur felbft, welche allein zur Zufriedenheit mit feinem individuellen Dafeyn und zur inneren Ruhe führt. Ohne Wahrheit der *theoretifchen* Vernunft erkennt er keine Wahrheit der *praktifchen*; und Richtigkeit oder Naturgemäfsheit der Einfichten ift, in feinen Augen, die unerläfsliche Bedingung, ja der *eigentliche Grund der Möglichkeit* eines fittlichen Verhaltens. Da er überall deutlich zu verftehen giebt, dafs er diefe Theorie, ohne Anfprüche auf einen ftrengeren Beweis, nur eben über fich felbft und feine eigenen Erfahrungen abgeformt habe: fo ift diefe Schrift ein *anfchaulicher* Beleg zu demjenigen, was einft die Stoiker aus ihrem abgezogenen Begriffe vom *höchften Gute*, und neuerlich die Vertheidiger des rationalen Realismus, als einzig möglicher Philofophie, aus einer tieferen Naturforfchung folgerten. Inzwifchen würde die, aus der Uebereinftimmung mit der Natur hervorgehende, und fich felbft genugthuende, Ruhe des Weifen, nach des Vf. mehrfältiger Erinnerung und individueller Erfahrung, ihr eigenes Fundament, — die *Untrüglichkeit* einer ordnungs- und gefetzmäfsig angewendeten *Vernunft*, — felbft wieder zerftören, wenn fie diefer Vernunft nicht auch darin vollkommen Recht gäbe, dafs das ganze Syftem der Dinge in uns wie aufser uns, ohne einen *vernünftigen* Urheber gedacht, fchon *als Syftem*, eine finnenleere Chimäre wäre. Und hiemit, — mit diefer innigften und gegründetften Ueberzeugung des Weifen. — ift ihm vollends alles in *Einem* gegeben, was zur Ermunterung feines Fleifses in der Tugend, fo wie zur unbedingteften Behauptung feiner Gleichmüthigkeit und feines Frohfinns in allen Verhältniffen des Lebens, erfoderlich war. Sein reiner Wille hat auf diefe Weife ein Ziel feiner Richtung erhalten, das in allen gedenkbaren Lagen eben daffelbe ift, und fich für *alle vernünftigen* Wefen gleich bleibt.

P. P. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 OCTOBER, 1806.

PÄDAGOGIK.

Ohne Druckort und auf Kosten des Vf.: *Gedanken über Menschenbildung.* Von *Johann Thomas Schoch.* 1806. 119 S. 8.

Diese Schrift ist das Resultat eines zwölfjährigen Nachdenkens, gebaut in seinen Gründen auf *Locke* und *Helvetius*, die der Vf. seine unsterblichen Lehrer nennt. Der Inhalt derselben soll seyn die Widerlegung des Glaubens an angeborne Talente, den er eben so siegreich, wie *Locke* die angebornen Begriffe, zu vernichten hofft. Hätte aber der Vf. gewufst, welche Antworten die Philosophie *Locken* gegeben, und wie sie, ohne das, was er bestreitet, anzunehmen, doch einen anderen Weg zur Lösung des Problems gefunden hat: so würde auch er für seine Untersuchung einen höheren Standpunkt genommen haben. Gegen jenen angeführten falschen Glauben tritt nun die Erziehung auf, deren Macht durch dieses Buch verherrlicht werden soll. Denn das erste von den Resultaten, welche der Vf. als den Kern seiner Schrift am Ende derselben zur Bequemlichkeit der Leser selbst herausgezogen hat, lautet also: „Der Mensch unter Leitung eines geschickten Erziehers ist wie ein Stück Alabaster unter den Händen eines Künstlers, woraus dieser eine Venus oder einen Apollo, allemal aber ein grofses Meisterstück macht." Daran knüpft sich wunderbar das bescheidene zweyte Resultat, „dafs jeder, wenn er auch nicht General, Minister, Gelehrter, Maler oder sonst etwas Grofses zu werden fähig sey, doch zu einer rechtlichen Erwerbungsart angehalten und zu einem strengen sittlichen Betragen gewöhnt werden könne." Dafs nun solche Meisterstücke, ohne eben besondere Anlagen und Talente vorauszusetzen, das gemeine Resultat gewöhnlicher Erziehung sind, hat gewifs Niemand bezweifelt. Der Vf. bestreitet also und beweist, was nicht behauptet und nicht bezweifelt ist. Von den höheren Erscheinungen des menschlichen Geistes aber, bey welchen doch allein wohl jener Glaube entstanden ist, hat der Vf. so niedrige, und vor lauter Einfachheit, so verworrene Begriffe, dafs er sich die Sache dadurch ungemein erleichtert hat. Da nun Wissenschaft und Kunst zwey Hauptproducte menschlicher Genialität sind, so wird, um von diesen den Glauben an angeborne Talente, als eine ganz unnütze Voraussetzung, auszuscheiden, gezeigt, dafs jede Wissenschaft nichts thue, als von den einfachsten Begriffen ausgehend zu den zusammengesetzten fortzuschreiten, welches nachzumachen weiter keine so grofse Schwierigkeit sey, dafs man zu etwas Angebornem seine Zuflucht nehmen müsse. Eben so, da jede Kunst aus gewissen Begriffen und Grundsätzen bestehe, so wie aus einem geübten Gefühle und aus weiter nichts: so könne man ja unter der Leitung eines guten Künstlers zur Virtuosität in jeder Kunst gelangen. So leicht wie nun hier alles von Statten geht, eben so gehts auch bey dem Vf. Denn alles dieses versichert er auch nur so, ohne es zu beweisen, im Vertrauen auf jene Ansichten von *Locke* und *Helvetius*, deren Vernichtung vor dem Richterstuhl einer gründlichen Philosophie der Vf. gar nicht zu kennen scheint. Sollte aber doch Jemand kühn genug seyn, diefs zu bezweifeln: so verlangt er, man solle ihm das Gegentheil beweisen aus der inneren Natur eines Subjects. Diese Zumuthung aber giebt vielleicht zu erkennen, wie wenig der Vf. selbst im Klaren ist. Denn jene innere Natur wäre ja eben die besondere vorausgesetzte Richtung, die erklärt werden sollte, denn Substanz und Accidenz ginge ja in einander auf. Der Vf. mufste also glauben, dafs das Geistige ein objectives Etwas wäre, an welches, als ein Unbestimmtes, die besonderen Talente gleichsam angeheftet und angeklebt würden. Dann aber würde er von jener Meinung am meisten selbst befangen seyn, die er doch widerlegen will. Denn gerade in einer solchen Ansicht des Geistigen möchte wohl vorzüglich die Falschheit des Glaubens an angeborne Talente liegen. Sollte man aber glauben, diese Meinung wolle nur das sagen, dafs in der Entwickelung des Einzelnen sich ein Unbekanntes finde, das als unabhängig von der freyen Einwirkung angesehen werden müsse: so gibt auch dieses der Vf. wohl mehr zu, als er selbst vielleicht glaubt. Denn er versteckt es hinter eine Eintheilung der Erziehung in die natürliche und künstliche. Allein da die Erziehung ihrem absoluten Begriffe nach ein Machen mit Freyheit ist: so gehören die von der natürlichen Erziehung herrührenden Einflüsse einer gewissen vorausgesetzten Natur nicht zur Erziehung im eigentlichen Sinne, sondern die Resultate jener Einwirkungen müssen für diese ein fremdartiges, zufälliges seyn, zumal da die künstliche Erziehung nichts thun soll, als die Lücken dieser Natur ausfüllen. Da aber alle Einwirkungen nach des Vf. Meinung von dem Zustande der Seele abhängen: so mufs dieser durchaus ein Vorausgesetztes seyn. Auch kommt ein Temperament vor, als ein bestehendes und nicht gewordenes: so dafs sich also der Vf. in keiner einfachen Causal-Reihe, wie er will, son-

dern in einer organischen Wechselwirkung befindet. Hätte er auch bedacht, daſs es ja eine ganz unbeweisbare Behauptung *Lockes* ist, daſs die Seele ein glattes Täfelchen ſey, welches nur leidend empfängt, und daſs man eher das Geiſtige als eine lebendige Kraft zu denken habe, bey welcher auch eine Reaction mit in Rechnung gebracht werden muſs: ſo würde er dieſe Anſicht mit mehrerem Bewuſstſeyn zum Grunde gelegt haben. Das nun, von welchem jene Reaction ausgeht, iſt offenbar die geiſtige Kraft ſelbſt, zu deren Bewuſstſeyn und Beſitz ein jeder gebracht werden kann und ſoll, und ſomit wäre, ohne auf angeborne Talente beſonders zu rechnen, Veredlung unbezweifelt möglich, und zwar eine Veredlung, die ſich etwas weiter erſtreckte, als auf die oben angeführte rechtliche Erwerbungsart, und auf das ſtrenge ſittliche Betragen, worunter doch auch nur das bloſs rechtliche gedacht wurde. Hier nun erſt könnte die Frage entſtehen, ob die beſtimmte Richtung und Form, unter welcher das Geiſtige in dem Einzelnen zum Bewuſstſeyn kommt, (denn ein beſonderes wird es, ſo wahr es als ein Einzelnes erſcheint), ganz in dem Gebiete der Freyheit und der Erziehung liege, oder aber, ob irgend eine Beſtimmung vorausgeſetzt werden müſſe. Dieſe Frage nach dem Weſen und der Möglichkeit einer Individualität, wovon man die Unterſuchung würde haben an jene Reaction anknüpfen können, iſt weder beantwortet noch angeregt. Allein ſo auch die Frage nur zu faſſen, iſt der Vf. ganz unfähig, des gemeinen Standpunkts wegen, auf den er durch die Philoſophie, der er folgt, geſtellt iſt, und vor welcher alles Geiſtige ſich nur in einen Mechanismus auflöſt. Dieſs zu bewähren, wollen wir nur noch die beyden übrigen Reſultate dieſes Buches anführen, als Erklärungen ſeiner eigenen Tendenz: Das eine lautet alſo: „Es ſey nun dargethan, daſs die Geburt eines Thronerben kein zweydeutiges Geſchenk ſey, ſondern daſs jeder durch eine weiſe Erziehung zu einem vollendeten Regenten erzogen werden könne." An der Möglichkeit davon überhaupt, möchte man wohl weniger gezweifelt haben, als an der Ausführbarkeit unter den gegebenen Umſtänden unter welchen ſie erzogen werden. Ob aber der Vf. berechtiget geweſen ſey, dieſe Möglichkeit anzunehmen, das könnte man mit mehrerem Rechte in Zweifel ziehen, wenn man die trivialen Regeln überlieſt, die er den Erziehern giebt, und von denen manche ſo niedrig ſind, daſs ſie bey ſo hohen Perſonen, als den künftigen Regenten, kaum anwendbar zu ſeyn ſcheinen. So heiſst es z. B. die Erzieher ſollen bey ihren Zöglingen eine lebhafte Vorſtellung von der Ehre und den Gütern erwecken, die ſie, nach vollendeter Bildung, erwerben werden, und ihnen daher fleiſsig Leute zeigen, die auf dieſem Wege ein glänzendes Glück gemacht haben. Ganz harmoniſch mit ſolchen Aeuſserungen, lautet nun auch das letzte noch anzuführende Hauptreſultat, welches beſonders für die Adlichen und Reichen gezogen iſt. Nach dieſem iſt ihnen durch dieſe Schrift die Gewähr geleiſtet, daſs ſie nur gute Erzieher zu beſolden brauchen, um alle die groſsen Eigenſchaften zu erhalten, durch welche ſie die Stützen der Nationalwohlfahrt ſind, und ihre politiſchen Vorrechte vor den übrigen Ständen rechtfertigen können. So demüthig nun aber der Vf. hier als Bürger erſcheint, ſo keck iſt er als Schriftſteller, laut der Vorrede. In dieſer verſichert er, daſs ihn die Vorſtellung eines verdienſtvollen Mannes, die Welt doch neuerdings auf eine ſo wichtige Lehre aufmerkſam zu machen, zur Herausgabe dieſes Buchs bewogen habe; er verſpricht darinn unerwartete und beſtimmte Aufſchlüſſe, und ſichert allen Schriften, die, (weil er die ganze deutſche Literatur, wegen dieſes hingeworfenen Fehdehandſchuhes, ſchon in ſtreitſüchtiger Bewegung ſieht) für und wider dieſes Buch erſcheinen werden, die freundlichſte Aufnahme von ſeiner Seite zu, aus Liebe und aus Achtung für die Wahrheit; obgleich man geneigt ſeyn könnte, dieſes letztere in Zweifel zu ziehen, und jene verſprochene freundliche Aufnahme eher aus der Sicherheit abzuleiten, in welche ihn die Ueberzeugung verſetzt, daſs unter allen Einwürfen ihm nichts Neues mehr vorkommen könne. Da bey einem ſolchen Glauben alle Kritik entwaffnet iſt, ſo zieht dieſe ſich beſcheiden mit der Verſicherung zurück, daſs ſie wirklich nichts Neues habe einwenden können, da ſie nichts Neues in der ganzen Schrift gefunden. Sie muſs vielmehr wünſchen, es möchte doch nicht das Zureden des verdienſtvollen Mannes der Welt zu einem verdienſtloſen Buche verholfen haben. Wun.

Erlangen, b. Palm: *Methodiſches Elementarbuch für Stadt- und Landſchulen*, enthaltend ein A B C, und Sylbenbuch nebſt 12 Elemententafeln, ein Buchſtabier- und Leſebuch und eine Anweiſung zum Gebrauch für Lehrer von *G. Fr. Ruf*, Lehrer am Kurfürſtl. Gymnaſium zu Karlsruhe. Auch unter dem Titel: *Elementariſches Buchſtabier- und Leſebuch für Stadt- und Landſchulen.* 1804. 124 S. u. 9 Bogen Elementartafeln. (16 gr.)

Ein wohl eingerichtetes vom Leichten zum Schwerern übergehendes Kinderbuch. Die 12 Tafeln liegen dem Buche zum Grunde. Der erſte Bogen, oder die ABC-Tafel hat in 3 Abſchnitten das kleine Alphabet, 25 Buchſtaben; der vierte Abſchnitt, die I Elemententafel, die Vocale, groſs und klein; die zweyte und dritte Tafel enthält 7 Lippenbuchſtaben b, p, w; m, f, v, ph, groſs und klein, und mit den Vocalen zuſammengeſetzt, welches bey allen folgenden, nach den Organen ausgeführten Buchſtaben, der Fall iſt; Tafel 4 hat 5 Zungenbuchſtaben d, t, l, n, r. Tafel 5 ſechs Hauch- und Gurgelbuchſtaben h, j, g, k ch, q. Tafel 6, ſieben Zahn- und Ziſchbuchſtaben ſ, ſs, ſp, ſch, c, x, z. Tafel 7, klein und groſses Alphabet; Tafel 8, Abtheilung der Buchſtaben in einfache und doppelte Vocale, und in einfache, doppelte und zuſammengeſetzte Conſonanten; Tafel 9, gedehnte und geſchärfte Sylben; Tafel 10, verſchiedene Sylben und leichte Wörter; Tafel 11, gedehnte Wörter; Tafel 12, Theilung zweyſylbiger Wörter. *Adelung* nennt das h einen Lungen- und das j ei-

nen Gaumenlaut; unter den Zungenbuchstaben schliesst er noch das th in Klammern ein, und von den Zahn- und Zischbuchstaben das st, sp, und x, und von den Lippenbuchstaben das ph aus. Das c. sagt er, gehört in einigen Fällen unter die Gurgellaute, belehrt uns aber nicht, wohin es in den übrigen Fällen zu rechnen sey. Unser Vf. that nicht wohl, die von der Art des Lautes hergenommenen Benennungen Hauch- und Zischbuchstaben neben den übrigen Benennungen mit aufzunehmen: entweder alle Benennungen dieser Art und besonders, oder gar keine. Die Buchstaben h, u, j sind keine Gurgelbuchstaben. Mit der Ordnung, in welcher der Vf. die Buchstaben in der Eintheilung nach den Organen auf einander folgen läfst, sind wir auch nicht ganz zufrieden; *Adelung* ordnet sie besser. Drey Tafeln (1, 7, 8) hätten, wenn nicht in eine, doch wenigstens in zwey Tafeln zusammengezogen werden können.

Das Buch selbst, welches noch einmal mit den einsylbigen Haupt- und Beywörtern anfängt, ist in 30 zu Buchstabier- und Leseübungen bestimmte Abschnitte getheilt. Alle 30 Abschnitte haben aber auch noch den sehr lobenswürdigen Nebenzweck, bey den Kindern den ersten Grund zur Grammatik zu legen. Zur Erheiterung der Kinder wechseln grammatische Abschnitte mit Abschnitten, welche Naturbeschreibung, Naturlehre, Technologie, Gesundheits- oder Sitten-Lehre zum Inhalte haben. Zwischen dem 24ten und 25ten Abschnitte hat der Vf. das lateinische Alphabet eingeschoben, und vom nächsten Abschnitte an steht zuerst jeder Nummer eines Abschnittes ein Hauptwort in lateinischen Charakteren an der Spitze, welches ein Stammbegriff ist, dessen abgeleitete Begriffe in der Nummer selbst in deutschen Charakteren aufgeführt werden. Dem 30 Abschnitte folgt eine Sammlung gleich- und ähnlichlautender Wörter, und endlich Materialien zu Lebens-Regeln aus Vernunft, Erfahrung und Bibel. Die Anweisung zum Gebrauch für Lehrer fehlte bey Rec. Exemplare. Alle diese Abschnitte und Anhänge sind dem Kinderverstande angemessen.

Hier noch einige Bemerkungen über einige Mängel des Buches. Auf der 1 und 8 Elementen-Tafel hat der Vf. den Umlaut der kleinen einfachen Vocale mit dem kleinen übergesetzten e bezeichnet, den Umlaut der grofsen einfachen Vocale aber mit zwey kleinen Strichen, z. B. ä, Ä. Wäre es nicht besser, den Umlaut durchgängig mit diesen zwey Strichen zu bezeichnen? Die Lippenbuchstaben würden wir so ordnen: w, v, ph, f; b, p; m. Wahr ist es, die Elfäfser blasen das ph stark an, vielleicht auch die Schwaben. Die Norddeutschen, selbst auch Obersachsen, aber müssen es wohl nicht so machen; denn sie vertauschen das *ph* der Griechen mit *f*, welches sie als Elfäfser nicht thun könnten. Das *c* könnte leicht abgeschafft werden: vor *a*, *o* und *u* könnte *k*, und vor *e* und *i*, *z*, welches schon so häufig die Stelle des *c* vertritt, stehen. Eben so leicht wäre auch das *q*, welches immer von einem *u* begleitet seyn muss, wegzuschaffen, und durch *kw* zu ersetzen. Auf eben derselben (der achten) Elementen-Tafel kommen eigends doppelte Consonanten, z. B. *ß*, *ll*, *ß*. *ſs* vor. Wozu? Sind nicht *mm*, *nn*, *tt*, *rr* auch doppelte Consonanten? Aber ist *ſs* auch ein doppelter Consonant? Wir glauben, nein. Es ist ein wahrer Doppellauter unter den sogenannten Mitlautern, wie es auch die übrigen, vom Vf. unter dem Namen von zusammengesetzten Consonanten angeführten *ch*, *ck*, *ſch*, *ſp*, *ſt*, *ph*, *tz*, und das von ihm noch ausgelassene *pſ* (das *x* ist offenbar ein Doppellauter) sind: und so giebt es selbst Dreylauter unter den Consonanten in unserer Sprache, z. B. *ſchl*, *ſchm*, denn *ſch* ist nur ein Doppellauter) *ſtr*, *ſpr*, (welche die Süddeutschen gern zu einem Vierlauter, z. B. *Schtreu. ſchprach* machen) und Vierlauter, wie *knirſcht*, ja selbst Fünflauter, z. B. *knirſchts*, wenn *ch* nicht wie *k*, sondern wie *gh* ausgesprochen wird; Zusammenziehungen, welche wohl, um der grofsen Härte willen, nicht häufig vorkommen können. Im Buche selbst S. 1. fehlt vielleicht *Raub*, ein Wort, welches hier um so nöthiger ist, weil viele Kinder das R, wie ein L aussprechen. Es müsste also gleich auf *Laub* folgen. Ebend. sollte *keck* vor Speck stehen. Ebend. sollte *Jud* ausgelassen seyn, weil es einsylbig nicht gebraucht werden darf. Ebend. was ist *Hag?* Ebend. wäre es gut gewesen, vor *Werk* das Wort *Werg* einzurücken. S. 3 stehen *Mas*, *Rus*, *Fus*, besser, *Maſs*, *Ruſs*, *Fuſs*. S. 5 müsste es heissen *bey Tage*, und nicht bey *Tag*. S. 9 können unserer Einsicht nach die Beyspiele *ſtreichen. Kaſten*, *naſchen* nicht zu der Regel: *Ein Conſonant*, *der zwiſchen zwey Vocalen ſteht*, *wird zur folgenden Sylbe genommen*, gegeben werden. Diese Beyspiele müssen eine eigene Regel haben. S. 8 sollte *blöken*, *blöcken*, *büſen*, *büſsen* geschrieben werden. S. 9 steht *der Daume*, besser der *Daum*. S. 10 *die Quaſte*, in der Schriftsprache *der Quaſt*; *ſuſe*, besser *ſuſse*; S. 12 *wiedmen*, besser *widmen*; denn der Vf. schreibt ja *gibt* und nicht *giebt*. Ebend. *heiſſen*, *beiſſen*, *fliеſſen*, üblicher und milder für die Aussprache mit einem *ſs*. S. 14 *groſen*, besser *groſsen*. S. 15 *Gröſe* b. *Gröſse*, und gleich dabey steht doch *gröſsten*. S. 16 *Cerimonie*, *Linial*, besser *Ceremonie*, *Lineal*. S. 17 *Kamehle*, besser, *Kamele*; *Kaze*, besser, *Katze*. S. 19 *genieſen*, b. *genieſsen*. S. 22 *Straſe*, b. *Straſse*, *ſich einſchmeicheln*, f. *beliebt machen* ist gewiss nicht classisch; *ſchmeiſsen*, b. *herumwerfen*. S. 37 *was hilft mich's*, besser, *mir's*; *todtſchieſen* b. *todtſchieſsen*. S. 52 *die unentbehrlichſten Gewerbe*, *Künſte und Handwerker*, besser, *Handwerke*. S. 54 *beſchäfftiget*, b. *beſchäftiget*. S. 62. *damit man lebt*, besser *lebe*. S. 67. *Ein Prinz aus Sparta — Lykurg*. *Prinz* ist in diesem Falle nicht sehr gebräuchlich. S. 68 kommt noch die alte Form *zween*, *zwo*, *zwey* vor. S. 83 *dauen* heisst freylich auflösen. Wir schreiben aber lieber *thauen*; daher auch *aufthauen*, und das *Thauwetter*, und nicht wie der Vf. *aufdauen* und *Dauwetter*. S. 84 *Schaft* f. *Bücherbret* ist nicht überall bekannt. Obgleich dieses Buch zunächst für schwäbische Kinder ausgearbeitet ist, so können es doch die Kinder in den übrigen Kreisen

Deutschlands mit grofsem Nutzen gebrauchen. Zwar wird kein niederfächfisches Kind *krachen* wie *Kragen* und *glimmen* wie *klimmen* ausfprechen, wohl aber zuweilen in derRechtfchreibung mit einander verwechfeln; auch *läuten, Leuten, leiden, leiten* find leicht zu verwechfeln. S. 91 hätte der Vf. das Wort *Reede* zu dem Worte *Rede* fetzen können. S. 96. *Wegen den Wegen*, b. *wegen der Wege.* L.

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. *Erfurt*, b. Hennings: *Grundfätze der Unterrichtskunft für Schul- und Privatlehrer, infonderheit in (den) königl. preufs. Landen in Thüringen.* Von *J. Paul Hopfensack*, Diacon. und Lehrer am Schullehrerfemin. zu Erfurt. 1805. VIII u. 74 S. 8. (8 Gr.) Ein Leitfaden für die mündlichen Vorträge des Vf. Er läfst fich auf mehrere unmittelbar praktifche Gegenftände für Elementarlehrer ein, hauptfächlich wie man die Lehren der Moral und Religion wirkfam genug vortragen foll. Dem Ganzen fehlt es an einem genug begründeten, zur nöthigen Einfachheit zurückgeführten Plane, wie man fchon aus der rhapfodifchen Behandlung von mancherley Lehrgegenftänden fehen kann. Auch fehlt es an beftimmten Begriffen, welche doch felbft zum populären Vortrage fo nöthig find. So z. B. der erfte Begriff §. 1. „Unterrichten heifst, Jemanden nach Zweck und Plan zu deutlichen, gewiffen und fruchtbaren Kenntniffen und Einfichten verhelfen, und feiner geiftigen Thätigkeit eine folche Richtung geben, dafs er mitgetheilte Kenntniffe und Fertigkeiten fich nicht nur zu eigen macht, fondern auch in den Stand gefetzt wird, diefe zu brauchen, und felbft zu erweitern und zu vervollkommnen." Abgefehen davon, dafs die meiften Worte diefer Definition überflüfsig find, fo ift fie theils zu enge, indem fie z. B. den Unterricht in der Gymnaftik, in der Mufik etc. ausfchliefst, theils zu weit, indem fie auch den *freyen* Gebrauch der erlernten Sachen hereinzieht. Der Vf. zeigt Kenntniffe, die aber noch nicht überall zu Einfichten eingegangen find, auch verräth er Lehrtalent, und hat ein Beftreben, alles fyftematifch zu ordnen. Defshalb möchte ihn Rec. durch feine tadelnden Bemerkungen vielmehr aufmuntern. Sucht er fich mehr Präcifion zu verfchaffen, und lernt er nun auch die neueften Fortfchritte im Gebiete der Unterrichtskunft fo kennen, dafs er fich tiefer auf die Gründe und den Gang des Lehrens einläfst: fo wird er fein Gefchäft fich deutlicher und beftimmter vorzeichnen können, und fich auch noch dem literarifchen Publicum damit nützlich machen. F. S.

Kopenhagen u. Leipzig b. Brummer: *Ueber die Theorie der Lefekunft, oder Verfuch einer Legologie* von *Andr. Gamborg*, Prof. der Phil. zu Kopenh. Aus dem Dänifchen überfetzt von *Carl Chrift. von Gehren.* 52 S. 8. (4 gl.). Der Vf. diefer Abhandlung, die im Jahr 1802 in der Kopenhagener Gefellfchaft der Wiffenfchaften vorgelefen wurde, und nicht nur in der Sammlung der Schriften diefer Gefellfchaft, fondern auch befonders abgedruckt (Kopenh. 1803) erfchien, zeigt fich darinn als einen denkenden Pädagogen. Er erklärt fich gegen die gewöhnliche Buchftabirmethode, die er unnatürlich und fchädlich nennt, und deren Urfprung er in der Barbarey des Mittelalters findet. Bey ihrer Beftreitung geht er von einer philofophifchen Entwickelung der verfchiedenen Operationen aus, welche die Seele beym Lefen vornimmt, und zeigt, dafs man durch das papageyenmäfsige Buchftabiren das Lefenlernen dem Kinde nicht nur erfchwere, fondern es auch gedankenlos und zerftreut mache, weil es dabey erft nach langem Hin- und Herrathen durch ein dunkles undeutliches Gefühl den eigenthümlichen Laut und Werth der Mitlauter finden könne. Seine eigene Methode, die Kinder lefen zu lehren, ift mit der von Stephani vorgefchlagenen im Wefentlichen übereinftimmend. Sie unterfcheidet fich nämlich nur darin von diefer, dafs G. von der Kenntnifs der Vocale gleich zum Syllabiren übergeht, und die Confonanten in Verbindung mit den Vocalen ausfprechen läfst; St. hingegen erft die Kenntnifs des, jedem Confonanten zukommenden Lautes vorausfchickt, welches letztere freylich fchwieriger, aber auch gründlicher und ficherer ift. Uebrigens enthält diefe kleine Abhandlung auch noch manche andere gute Bemerkung, und war daher der Ueberfetzung vollkommen würdig. S. 11 *dahin* (ftatt: dabey) zu denken ift wahrfcheinlich ein Druckfehler, und S. 50 ift die Bedeutung des Worts *Meinung* (ftatt: Sentenz) dem deutfchen Sprachgebrauche zuwider. L. C.

München, b. Strobel: *Vergleichung des öffentlichen Unterrichts im vorigen Jahrhundert mit dem Unterricht in dem gegenwärtigen.* Vorgeftellt in einer luftigen und in einer ernfthaften Kinderlehre auf dem Lande. Mit zwey Kupfern. Jene VIII u. 64 S. diefe 135 S. 8. Ohne Jahrzahl. (8 Gr.). Um uns vorgeblich die Bilder der verfchiedenen Lehrweifen zweyer Jahrhunderte vorzuführen, finden fich hier zwey fehr ungleichartige Wefen zufammengekuppelt, ungefähr als wenn man einem munteren Roffe ein hölzernes Thier an die Seite fpannte. Nämlich der bekannten humoriftifchen Kinderlehre auf dem Lande, die die tragifch-komifche Geftalt eines Pfarrers im finfterften Winkel Deutfchlands fchon vor ein Paar Decennien zur Schau ftellte, ift hier ein *Erfter Unterricht vom Menfchen und den vornehmften auf ihn fich beziehenden Dingen. Ein Lehrbuch für die niedern Stadt- und Landfchulen. Ebendaf.* 1804. in Paragraphen, mit untergefetzten Fragen, an fich nicht gerade verwerflich, beygegeben, damit jenes Büchelchen diefes, oder der vielverfprechende gemeinfchaftliche Titel beide verkaufe. htt.

Glogau, b. Günther: *Grundrifs einer Anweifung zum Katechifiren für angehende Landfchullehrer, auch unftudirte ftädtifche Schullehrer*, von *E. G. Schwarzer*, der evangel. Gemeinde zu Grünberg Paftor Primarius. 1804. VIII u. 28 S. 8. (3 Gr.). Ein Schriftchen, das in dem Vf. den Kenner und den geübten Katecheten lobt. So klein es auch ift, fo zweckmäfsig und belehrend hat es doch Rec. gefunden, und empfiehlt es daher aus wahrer Ueberzeugung allen Landfchullehrern und angehenden Katecheten. Dc.

JUGENDSCHRIFTEN. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Nouvelle Méthode d'Enfeignement pour la première Enfance. Oder Gefpräche und Erzählungen, Gedanken und Maximen zum Gebrauch des erften Unterrichts für Kinder*, von der *Frau von Genlis.* Mit einer Vorerinnerung von *Georg Carl Claudius.* Zweyte vermehrte und mit 8 neuen Kupfern begleitete Auflage. 1806. 315 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.). Diefe Schrift der *Fr. v. Genlis* verdient vor vielen die Empfehlung, die ihr Hr. *Claudius* in der Vorerinnerung giebt. Die Kinderwelt ift in derfelben mit einem klaren und freundlichen Auge aufgefafst, die Sprache ift leicht, die Darftellung lieblich. Diefs gilt befonders von der Erzählung: die Kinderinfel, die fehr angenehm ift. Die Tabelle zur Erlernung der arabifchen und römifchen Ziffern, womit diefe zweyte Auflage vermehrt worden ift, kann ihren guten Nutzen haben: dafür aber hätte Rec. gewünfcht, dafs von den Gedanken und Maximen einige weggefallen wären, die von Kindern entweder gar nicht, oder falfch verftanden werden können. Die neu hinzugekommenen Kupfer find von ungleichem Werth, und werden wenigftens nichts beytragen, das Buch nützlicher zu machen. AN.

Frankfurt und Leipzig: *Neues Liederbuch für Volksfchulen.* 1805. 96 S. 8. (5 gl.). Rec. erinnert fich, diefs Büchlein fchon einmal vor einiger Zeit in Händen gehabt zu haben. Der neue Titel ift alfo vermuthlich ein Werk des Verlegers, dem diefe Liederfammlung nicht recht vom Lager gehen wollte, obfchon fie diefes Schickfal viel weniger zu verdienen fcheint, als andere ihres gleichen. Prot.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 OCTOBER, 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

HANAU *und* LEIPZIG, b. Scharneck: *Ueber die Aufhebung des Judenleibzolls, nebst einer skizzirten Geschichte der Juden, ihrer Schicksale und staatsrechtlichen Verhältnisse, besonders in Teutschland, und einer moralischen, rechtlichen und politischen Beurtheilung der Abgabe des Leibzolls insbesondere*, mit Urkunden, von *Franz Joseph K. Scheppler*, b. R. D. kurf. reichserzkanzlischem Oberlandgerichtsrath etc. 1805. 185 S. in 8. (18 gr.)

Das Geschrey der leidenden Judenschaft gehört zum Tone des Tages, und bald wird nicht mehr von der bürgerlichen Verbesserung, sondern von der Erhebung der Juden die Rede seyn. Seitdem man immer mehr gewohnt wird, unsere Verfassungen und politischen Einrichtungen nach dem Masstabe willkührlicher Theorien zu schätzen, und, falls sie diesem nicht entsprechen, keinen noch so wohl hergebrachten rechtlichen Zustand weiter zu achten — seitdem kann es freylich nicht an vielfachen Mitteln fehlen, das Missverhältniss, in welchem die jüdische Nation zu der bürgerlichen Verfassung der christlichen Staaten steht, auf eine einseitige und jene ganz vorzüglich begünstigende Weise aufzulösen. Wenn bey den Juden nur die Verschiedenheit der Religionsmeynungen zu berücksichtigen wäre: so würde die *Gleichstellung* derselben mit den Christen (denn diess ist offenbar das Ziel, auf welches sie hinarbeiten) nur allein von der Untersuchung abhangen, ob unter den Religionsmeynungen der Juden nicht solche zu finden seyen, welche, unvereinbar mit dem Zwecke des Staats, deren völlige Aufnahme in die Staatsgenossenschaft verhindern müssen. Unter den verschiedenen Gewissensfragen, welche dem jüdischen Convente in Paris neulich vorgelegt worden sind, stehen einige, welche auf einen solchen Verdacht deutlich genug hinweisen, und man wird es einer aufgeklärten Regierung wohl zutrauen, dass sie ohne hinreichenden Grund *so* nicht fragen würde. Fallen die Antworten ganz befriedigend, rein und unumwunden aus: so haben die französischen Juden auch für die deutschen geantwortet. Aber, freylich, jener Convent kann als *Gesetz* und *Regel* des Ganzen nicht anerkennen, was dem ungeachtet *Maxime* der Mehrheit seyn und bleiben kann. Man weiss, wie wenig die Juden unter sich selbst über die verschiedenen *Autoritäten* einig sind, denen sie folgen sollen; und wie leicht ist es da nicht, manches in der Theorie mit gutem Gewissen zu verneinen, was in der Praxis sich ganz anders verhält? Die Religionsverschiedenheit ist jedoch nicht das einzige, worauf bey der jüdischen Nation zu sehen ist. Weit wichtiger scheint der Umstand zu seyn, dass sie, obgleich zerstreut in alle Welt, dennoch durch den ganzen Zusammenhang ihres Systems genöthigt ist, sich als eigene Nation zu behaupten, und daher, ewig getrennt von dem Volke, unter dem sie lebt, in manchen Beziehungen einen Staat im Staate zu bilden. So ist der Geist des Ganzen, und wie er zu ändern sey, ist allerdings schwer abzusehen. Ein auserwähltes Volk Gottes, das täglich den Messias erwartet, um in das gelobte Land zurückgeführt zu werden, muss eine Menge Eigenthümlichkeiten haben, welche seine gänzliche und wesentliche Vereinigung mit jedem anderen Staate unendlich erschweren. Und welcher wird Fremdlinge mit gleichem Rechte aufnehmen, die sich ihm nicht mit gleicher Pflicht ergeben können? Man sage nicht, jene chimärischen Hoffnungen nähre kein aufgeklärter Jude mehr. Eines Theils ist diess vielleicht nur halb wahr, andern Theils ist leider! die übergrosse Mehrheit nicht aufgeklärt. Man berufe sich nicht auf die Beyspiele von unbeschränkter Ertheilung des Staats-Bürgerrechts an die Juden. Es ist bekannt, dass sie doch immer noch nicht volle Wirkung hat haben können. Aber, gestehen muss man, dass, wenn die entgegenstehenden Schwierigkeiten sich heben lassen, (und möglich ist es, wenn nur die Judenschaft selbst recht ernstlich mitwirkt,) durch die Aufnahme der jüdischen Einwohner jede Staatsgenossenschaft einen bedeutenden und vielversprechenden Zuwachs erhalten *kann*. Die jüdische Nation hat Klugheit, Standhaftigkeit und Gewandtheit in den schlimmsten Lagen so oft erprobt; sie hat so viele Beweise ihrer Bildsamkeit und der Neigung zum Bessern gegeben, dass, wenn nur die Hindernisse ihrer freyeren Entwickelung hinweggeräumt sind, wenn sie nur erst, ohne sich selbst auszuscheiden und auszuzeichnen, vermischt und vereinigt mit den übrigen Staatsbürgern, gleichförmig zur Erfüllung der Staatsbürger-Pflichten gebildet, geschickt und geneigt, des vollen Genusses des Bürgerrechts würdig und fähig, die Anmassung eines eigenen National-Systems und Interesse vergisst, nur des jüdischen *Glaubens*-nicht der jüdischen *Nation* mehr gedenkt, dass, sagen wir, alsdann die bessere Benutzung so vieler neuen Kräfte jedem Staate reicher Gewinn seyn muss. Soll aber die bürgerliche Verbesserung der Juden in Deutschland irgend von einigem

glücklichen Erfolg seyn: so müssten die verschiedenen Staaten des jetzt zerrissenen Reichs wenigstens *eine* gemeinsame Massregel ergreifen, und vor allen Dingen der Vermehrung der unvergleiteten Juden steuern. Diess ist aber nicht möglich, so lang nur ein Theil der Familie eines Schutzjuden wieder in den Schutz des Landes aufgenommen wird, in welchem sie geboren und erzogen ist. Die grausame und unpolitische Maxime, den Schutz auf einen oder höchstens zwey Söhne eines Schutzjuden zu beschränken, überschüttet Deutschland mit jüdischen Vagabunden und Bettlern, die, ohne Wohnsitz und Vaterland, eine unerträgliche Last ihrer Glaubensgenossen, die Vorurtheile gegen ihr Volk zu erhalten und zu verstärken nur allzusehr geeignet sind.

Rec. hat diese wenigen Bemerkungen bey der Anzeige einer gleichsam officiellen Schrift für die Juden, deren Tendenz offenbar weiter geht, als der Titel andeutet, nicht unterdrücken zu dürfen geglaubt, zumal, da sie dazu beytragen können, eine Erinnerung mehr zu begründen, die er im Allgemeinen über die Fassung dieser Schrift machen zu müssen glaubt. Sie ist zu einseitig und in der That ganz Advocatenmässig. Zu mehrerem scheint freylich der Vf. nicht geschickt zu seyn; aber wenn man einen so wichtigen Gegenstand bearbeiten will: so muss man auf einen höheren Standpunkt sich zu erheben wissen. Zwar ist nur die allgemeine Aufhebung des Juden-Leibzolls das *sichtbare* Ziel, nach welchem der Vf. strebt. Aber kein aufmerksamer Leser wird es übersehen, dass seine Ausführungen darauf berechnet sind, wichtigere Eindrücke zu hinterlassen. Die Schrift soll eigentlich, laut der Vorrede, die erste Abhandlung eines neuen patriotischen Archivs seyn, welches indessen dem Rec. noch zur Zeit nicht zu Gesicht gekommen ist. Der Vf. ist zu deren Abfassung durch den rühmlich bekannten Hoffactor *Breidenbach* veranlasst worden. Seine Absicht ist, eine ausführliche, erschöpfende Bearbeitung des Juden-Leibzolls in historischer, moralischer, juristischer und politischer Rücksicht zu liefern. Wenigstens sagt er, dass sie uns bis jetzt noch fehle, und dass er daher seine Gedanken darüber als Mensch, als Christ und als Gelehrter äussern wolle. Die letzte Partie scheint beym Vf die schwächste zu seyn: wenigstens zeichnet er sich hier weder als Historiker noch als Jurist aus. Der historische Theil ist höchst oberflächlich und unvollständig. Hier hätte so gut gezeigt werden können, und allerdings gezeigt werden sollen, wie es gekommen ist, dass die Verfassung der Juden noch immer so wenig zu unseren politischen Einrichtungen passt, und dadurch hätte die Auffindung der Mittel, diesem Uebelstand abzuhelfen, gar sehr erleichtert werden können Aber nichts als Judenbedrückung und Judenverfolgungen, chronikenartig und zum Theil selbst undeutsch erzählt! Bey den aus der deutschen Geschichte der Juden gelieferten Bruchstücken scheint die verschwiegene Quelle *Pfeffingers vitriarius illustratus* gewesen zu seyn. Es ist nicht der Mühe werth, die mancherley Unrichtigkeiten und Lücken zu rügen, die man hier findet, da dem Vf. wenigstens die Entschuldigung zu Statten kömmt, dass die historische Bearbeitung sein Hauptzweck nicht gewesen ist. Auf alle Fälle aber hätte man doch eine gründliche Erörterung des Ursprungs des Juden-Leibzolls hier mit Recht erwarten dürfen. Allein auch diese wird man vergeblich suchen. Die moralische, juristische und politische Deduction des Vf. beweiset in Ansehung dieser Abgabe *zuviel*, und alles, was man ihm endlich als wirklich gegen sie erwiesen einräumen kann, trifft doch nur das Erniedrigende ihrer Form. Weder die Moral noch das Recht verbietet, fremde Schützlinge, die des vollen Staatsbürger-Rechts nicht fähig sind, mit höheren und anderen Abgaben zu belegen, als die wirklichen Staatsbürger, und überhaupt die Ertheilung und Fortsetzung des Schutzes von anderen Bedingungen abhängig zu machen, als die Aufnahme in das Staatsbürger-Recht selbst. Die Politik räth sogar dazu, eines Theils, weil dergleichen Schützlinge doch mancher *bürgerlichen Last* enthoben sind, und es billig ist, unter allen, die des Staatsschutzes geniessen, soviel möglich, Gleichheit zu halten, welche hier in der That nur durch Abgaben, und, noch zur Zeit, nach der gewöhnlichen persönlichen Beschaffenheit der Subjecte, nicht durch persönliche Dienste zu erreichen ist, andern Theils, weil eben dadurch jene Schützlinge einen Antrieb erhalten, sich auch ihrer Seits zur wirklichen und völligen Theilnahme an dem Staatsbürger-Rechte möglichst zu qualificiren. Bisher hat man eben nicht gesehen, dass insonderheit die Juden in dieser Hinsicht viele Anstrengungen oder Fortschritte gemacht haben, und Alles soll der Staat allein thun. Wenn sie in ihrem gewohnten Wesen fortleben könnten, und übrigens in allen Stücken den anderen Unterthanen gleichgestellt würden, das wäre wohl das beste. Es wäre auch möglich, dass sie durch eine so wesentliche Veränderung ihrer äusseren Verhältnisse nach und nach von ihren alten Gewohnheiten und National-Vorurtheilen abgezogen würden, und eine recht aufmerksame und kraftvolle Regierung dürfte vielleicht nicht viel dabey wagen. Hin und wieder möchte es aber leicht der Weg seyn, das Reich Israel in Europa wieder herzustellen. — Doch zurück zum eigentlichen Gegenstande der vorliegenden Schrift! Der Juden-Leibzoll ist weiter nichts als ein Geleitgeld, und an manchen Orten heisst er auch nicht anders. Das Geleit aber müssen einen grossen Theil des Jahres hindurch (zur Zeit der Messen) auch die christlichen Kaufleute lösen. Judengeleit und Messgeleit schreiben sich aus denselben Zeiten her; und wenn gleich der Schutz der Reisenden zu den allgemeinen Obliegenheiten jeder Regierung gehört, so kann man doch nicht sagen, dass eine auf denselben sich unmittelbar beziehende, einmal hergebrachte und zur Bestreitung der Staatsbedürfnisse mit bestimmte Abgabe widerrechtlich sey. Aber es ist unschicklich, den Leib eines Menschen verzollen, und diesen mit dem Vieh in eine Reihe treten zu lassen. Es ist erniedrigend, diess gerade nur gegen die Juden zu thun, die auf äussere Achtung und Anerkennung

ihrer Menschenwürde so viel Recht haben, als Andere. Die Zeiten sind Gottlob! vorbey, wo man sie, nach dem Willen der Päbste, zur beständigen Dienstbarkeit unter den Rechtgläubigen verdammte, ihnen nur den Genuss der allgemeinen Menschenrechte einräumte, sie aber doch für unehrbar, und ihre Duldung für ein blosses Werk der Barmherzigkeit hielt. Dass man daher eine ihnen offenbar schimpfliche Abgabe beseitige, ist recht und gut. Aber das Schimpfliche liegt nur in der Form und würde diese verändert, so könnte die Sache selbst, der Ehre der Juden unbeschadet, gar wohl bleiben. Allein durch die Klagen der gekrankten Ehrliebe schimmert doch immer auch eine kleine Sorge für materiellen Gewinn hindurch. Die Abgabe, sagt man, sey überhaupt drückend und unverhältnissmässig. Der reiche reisende Jude werde als solcher nicht erkannt, und zahle sie nicht. Der ärmere könne sie nicht erschwingen. Dabey sey die Art der Erhebung nicht selten äusserst hart, und der Vf. erzählt einige Beyspiele, die das Gefühl jedes Lesers empören müssen. Man könnte indessen sagen, dass Missbräuche den guten Gebrauch nicht aufheben. Allein Rec., der der gesammten Judenschaft die völlige Befreyung von dieser Last gern gönnt, wollte weiter nichts, als auf die in unseren Zeiten so gewöhnlichen Uebertreibungen aufmerksam machen, womit auch diessmal der Angriff gegen eine *an sich* weder unmoralische, noch widerrechtliche, noch unpolitische Abgabe geführt worden ist. B.

GESCHICHTE.

LEIPZIG, in der Dykischen Buchhandlung: *Leben, Thaten und Meynungen merkwürdiger Männer aus dem Alterthume.* Ein Lehrbuch zur Begründung des ersten Cursus in der allgemeinen Völkergeschichte, besonders für gelehrte Schulen, nach der Zeitfolge geordnet und aus den Quellen des Alterthums geschöpft, von *D. Ludwig Hörstel*, herz. braunschw. Professor, Lehrer am Collegium Carolinum und Catharineum zu Braunschweig und der herzogl. lat. Gesellschaft in Jena Ehrenmitgliede. Erster Bd. Von Adam bis Romulus. 1804. XLVIII u. 324 S. Zweyter Bd. Von Romulus bis Alexander. 1805. X u. 304 S. Dritter Bd. Von Alexander bis Theoderich. 1806. 426 S. 8. (3 Rthlr. 12 gr.).

Der Gedanke, der Hn. *Hörstel* zur Abfassung dieses Buches veranlasst hat, ist sehr richtig: dass man beym Unterricht der Geschichte von einzelnen Begebenheiten und Männern anfangen solle, und diese (die aber an sich und für Geschichte überhaupt *wichtig* seyn müssen) mit belebender Auszeichnung des Individuellen darstelle. Auch möchte für diesen Zweck bis jetzt weniger gethan seyn, als man glaubt. Rec. hat so ziemlich alle Schriften der Art verglichen; allein *für den ersten Unterricht in der Geschichte* enthielten sie alle ohne Ausnahme zu viel, selbst *Doltens* Leitfaden; und wenn Rec. bedenkt, dass solche Bücher auch in Bürgerschulen gebraucht werden, so begreift er wahrlich nicht, was die Lehrer mit allen den abgebrochenen Andeutungen beginnen. Hr. *H.* bestimmte sein Buch besonders für gelehrte Schulen, und man muss dem überall durchblickenden Eifer des Vf. für Jugendunterricht, sowie seinem Fleisse Gerechtigkeit wiederfahren lassen; aber das Buch taugt nicht. Die Begebenheiten sind ohne Urtheil und Geschmack ausgewählt; historischer Geist mangelt gänzlich; die Sprache ist steif und ungelenk, und der Ton der Erzählung höchst unedel. Den zarten Kinderherzen gebürt scheuvolle Achtung: eine Bemerkung, gegen die in unseren Kinderschriften noch so häufig gesündiget wird.

Der erste Bd. von 324 Seiten reicht erst bis Lykurg, und von diesen 324 S. füllt 170 die biblische Geschichte bis auf Salomos Tod. Darin wird mit der grössten Umständlichkeit erzählt, wie Abraham für seinen Sohn um die Rebekka werben lässt, wie Jakob seinem *fast zu Tode gehungerten* Bruder (S. 51) die Erstgeburt abkauft, wie er ihn um des Vaters Segen betrügt, wie er sich die Töchter des Laban zu Weibern verdient u. s. w. Selbst die Eroberung der Bundeslade durch die Philister und die *Feigwarzen am Hintern* (S. 255) fehlen nicht. Von S. 180 bis 224 reicht 45 Seiten hindurch die Geschichte des Herkules, und die jungen Leser erfahren darin nicht bloss weitläuftig alle zwölf Heldenthaten des griechischen Heroen, sondern obendrein die verschiedenen Meynungen verschiedener Alten über diese und jene Fabel. Unter dem Artikel Homer wird das Leben dieses Dichters nach dem Pseudo-Herodot erzählt, und neben einigen Sentenzen aus Ilias und Odyssee ein Auszug aus dem Froschmäusler gegeben, und eine Anweisung über den Hexameter, die S. 295 so schliesst: „Wenn mich nicht meine Erfahrung trügt, werden meine Leser diess Idyll von Voss, wie jedes Gedicht in Hexametern, also auch die schöne Vossesche (Vossische) Ueberfetzung von der Ilias und Odyssee, *scandiren*, oder nach den Fussen abtheilen, *und nach der Kunst lesen* können: z. B.

Stets ja | flattert das | Herz den | Jünglingen; | | doch wo ein | Alter" u. s. w.

Was der arme Homer doch noch Alles wird erfahren müssen! — Die letzten acht Seiten des Buchs füllen mit Nummern hinter einander hergezählte 108 Gesetze des Lykurg, wie S. 117—120 eine vier Seiten lange Erklärung der zehn Gebote eingeschaltet war.

Einzelnes wird den Geist des Buches noch genauer bezeichnen; Rec. begnügt sich es auszuheben. S. 4: „Wozu brauchten die ersten Menschen eine andere als Mienen- und Gebärden-Sprache? Sie hatten keine Häuser, keine Kleider, weder Kutschen noch Pferde, noch Diener; sie bestellten keinen Acker, keine Gärten; sie hielten keine geselligen Zirkel; sie bildeten keine Staaten; konnten weder Romane noch Schauspiele lesen; hatten weder Anzeigen noch Zeitungen; trieben weder Handwerk noch Kunst noch Wissenschaft; konnten weder von der Mode noch vom Putze schwatzen; schrieben weder nach London noch Paris; besuchten weder Messe

noch Jahrmarkt: kurz: sie redeten noch nicht einmal, weil sie es nicht brauchten und nöthig hatten.“ — S. 5: die ersten Menschen lebten von Leidenschaften getrieben. Diese heftigen Begierden, die so stark waren (z. B. bey Kain, daſs er aus Angst umherlief, ja sich von allen anderen Menschen absonderte), nennt man mit Recht *Leidenschaften*, weil sie *Leiden schaften*.“ (!!). S. 9 und 10: „Die Geburt Kains machte eine groſse Veränderung in ihrer Lebensart. Er wollte gewartet seyn; dadurch ward nicht allein Eva, sondern auch Adam beschränkt. Sie konnten nicht mehr so leicht und schnell überall herumkommen. *Nun verschwand das Paradies!* ihr Leben im Paradieſe hörte auf.“ S. 46 ist es merkwürdig, „daſs da, wo Menschen äuſserst elend und verwerflich leben, auch selbst ihr Wohnplatz schaudert und die Gottlosen abzuschütteln sucht.“ S. 53. „Isaak traute doch seinen Ohren nicht recht, und *witterte*, der Stimme wegen, Betrug. Tritt näher, sprach er, daſs ich dich betaste, ob du Esau seyst. Und auch dieſs wagte Jakob, der sich durch diesen Betrug wahrlich! als ein *Erzvater der Juden* bewies.“ S. 56: Der Neid kennt keine Gesetze, nicht unter Geschwistern, nicht unter *Mitarbeitern* (?!).“ S. 254 machen Elis Söhne *Geniestreiche*. S. 263: „Samuel, der sich vielleicht durch seine Selbstpeinigungen aller guten und edlen Naturanlagen beraubt, oder sie erstickt und falsch geleitet hatte, schrie zu dem Herrn die ganze Nacht, d. i. er *tobte* vor der Bundeslade *jämmerlich umher*. So mochte der römische Pabst wüten, indem nicht alle Saracenenköpfe von seinen Trabanten abgesäbelt wurden — da auch sein Reich von dieser Welt war.“ S. 265 wird den *Kindern* erklärt: der Geist des Herrn kam über ihn, heiſse: er fühlte sich als Pfaffenkönig. — Bey den griechischen Fabeln folgt der Vf. durchaus den *sinnvollen* Erklärungen des Paläphatus (S. 130. 134). Z. B. S. 170: „Kadmus habe eine Amazone Sphinx zur Gemahlin gehabt, habe den Drakon in Theben ermordet, und dessen Reich und Schwester Harmonia geheirathet. Als die Sphinx das letztere hörte, nahm sie ihre Schätze, bestach die Thebaner, und führte einen Hund des Kadmus mit sich auf den Sphingischen Berg, von welchem sie die Thebaner aus dem *Hinterhalte* bekriegte. Die Thebaner nennen einen Hinterhalt Räthsel. Dieſs giebt einigen Sinn, weil ein Räthsel etwas hinter sich hält.“ Oder 227: „Auch erlegte Theseus das krommyonische Schwein. Den Namen hatte es von der Stadt Krommyon im korinthischen Gebiet; es hieſs auch Phäa, und wird eigentlich fur eine Räuberin, die gleich einer Sau lebte, ausgegeben.

Alles dieſs ist aus dem ersten Theil ausgehoben. Die beiden folgenden Bände sind um vieles besser als der erste, wenn gleich bey weitem nicht gut. Der Vf. hat die Quellen fleiſsig gelesen, auch neuere Schriften verglichen, und sich einen groſsen Vorrath historischer Kenntniſse erworben. Nur reicht dieſs nicht hin, nach der sehr guten Idee, die dem Ganzen zum Grunde liegt, ein historisches Lehrbuch zu schreiben. Nicht die bedeutende Zahl einzelner Unrichtigkeiten rügen wir so sehr, dergleichen kann leicht übereilen; allein auch hier ist keine umfassende Ansicht, kein reiner Ueberblick des Ganzen und des Zusammenhanges der einzelnen Theile; und vor allem herrscht auch hier ein kalter, flacher, oft possierlicher Ton, der weder zur Theilnahme fortreiſst, noch zu Untersuchungen aufreizet. Th. II. S. 165: *Xerxes* war *in Melis im Trachinischen*, und die Griechen in Thermopylä, welche *hier* 300 Spartaner und noch einige Tausend andere Soldaten hatten; Leonidas, ein spartischer König, war *hier* Obergeneral. *Xerxes* lieſs sie *hier* angreifen; allein die Meder wurden zurückgeschlagen; *Xerxes* sah dies, *und sprang dreymal auf seinem Throne auf. Bald wurden jedoch seine Soldaten wieder zurückgetrieben. Xerxes* war in der gröſsten Verlegenheit, als der Melier Ephialtes zu ihm kam, und die braven Griechen verrieth.“ (Kälter und possierlicher ist wohl die heldenmüthige Abwehr der persischen Millionen durch das Häuflein der Hellenen noch nie beschrieben. Daſs Thermopylä ein enger Paſs war, und dort der einzige Durchweg von Thessalien nach Hellas, ist auch nicht mit einem Worte angedeutet. Und statt *Melis im Trachinischen* könnte man eher sagen *Trachinea in Melis*, wiewohl auch so selbst Kundigere dieſs *Melis* nicht gleich finden möchten, erinnern sie sich nicht, daſs der Ionier statt Μαλιευς auch Μηλιευς sage, und daſs daher Kallimachus (p. 489 *ed. Spanh.*) die um den maliakischen Busen hergelegene Gegend Μηλις nenne). — Wir finden Leben des *Jesaias*, *Jeremias* und *Aesop*; aber *Perikles* fehlt. — II. S. 19 gehört Dummheit im Alterthume zu Hause; doch arbeitet Alexander III. S. 80 einer allgemeineren Aufklärung vor, indem durch ihn die Asiaten, Perser, Susianer und Gedrosier, selbst den Homer, Sophocles, Euripides und die griechischen Schriftsteller lesen und verstehen lernen. Thespis wird einem Puppenspieler verglichen, und die Tragodie d. i. Bocksgesang habe wohl ihren Namen daher, weil nach Art der Böcke bey den Weinlesen gesprungen wurde. — Ueber das Leben Jesu mögen Andere urtheilen, wir wenigstens können Wendungen nicht billigen: „So war Jesus Tod. Aber es war ihm eine glänzendere Epoche aufbehalten: *er lebte wieder*, *und* das Reich Gottes ward von seinen Jüngern verbreitet.“ — Die Chronologie nimmt die Miene der Genauigkeit an. Bliebe sich nur der Vf. selbst gleich, wiewohl bey historischen Schriften für die Jugend die am allgemeinsten angenommene Zeitrechnung zum Grunde gelegt werden müſste: so möchte man eine, ihm eigenthümliche Chronologie nicht tadeln; aber Th. III S. 1 stirbt *Alexander* Ol. 114. 1; 324 vor Chr. S. 77 stirbt er Ol. 114. 1; 322 vor Chr. Und das letzte so wenig als das erste ist Druckfehler; denn S. 1 werden von 356 bis 324 gerechnet 32 Jahre; und S. 75 zählt der Vf., als Alexander nach Susa gekommen war, 323 vor Chr. Die Schlacht bey Issus setzt er S. 55 in das Jahr 331 vor Chr. (statt 333); und in das Jahr 329 preſst er zusammen die Eroberung von Gaza (im Frühling 332), die Einnahme Aegyptens (im Sommer 332); die Reise zum Ammons-Tempel, und die Schlacht bey Arbela (die in den Herbst 331 fällt). Alexander aber stirbt richtig Ol. 114; 1 im März oder April; also 323 vor Chr. Und denkt der Lehrling bey *Olympiaden des Iphitus* wohl das, was er dabey denken soll? wozu der Beysatz des Namens? Olympiaden als Zeitrechnung beginnen doch nirgend mit Lykurg oder Iphitus, daſs man nöthig hatte, den Namen des ersten *aufgeschriebenen* Siegers in den olympischen Spielen beyzufügen.

Es leuchtet aus den Schriften des Hn. *Hörstel* ein, daſs so sehr viel Gutes in ihm wohnt, und daſs er auf einen bestimmten Kreis beschränkt gewiſs, wie als Lehrer, so auch als Schriftsteller recht nützlich werden könnte. Aber wer sich nicht genügen läſst, über griechische Grammatik brauchbare Bücher geliefert zu haben, und unseren Kindern zu gleicher Zeit Geschichte und deutsche Verskunst lehren will, der kann nichts Vollendetes, nichts vollkommen Gefaſstes, noch gehörig Ausgearbeitetes liefern. Denn auch von der Verskunst des Vf. geben die Uebersetzungen in diesen Büchern anlockende Zeugnisse. II. S. 93 ist das beste Distichon:

Wenn durch eigne Verderbtheit ihr Böses habet erlitten,
Lasset die Götter dann nicht davon die Stifter auch seyn.

V. S. A.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 OCTOBER, 1806.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Baumgärtner: *Versuch eines zweckmässigern Vorpostendienstes* (einer Anweisung zu etc.) *bey den deutschen Armeen*, nach neuen auf die Erfahrung des letztern Krieges gebaueten Grundsätzen, von einem deutschen Kavallerieofficier. Mit (7) schwarzen und illuminirten Plans. 1805. 396 S. gr. 8. (5 Thlr.)

Es ist ein seltsames Vorurtheil vieler militärischer Schriftsteller, dass sie einen guten Vortrag für eine blosse Nebensache halten; auch unser Vf. glaubt (S. 7) „durch seine Verhältnisse", (welche doch der Leser bey einem Ungenannten nicht kennt,) „und durch das offene Geständniss, dass er auf Schönschreibung nicht den mindesten Anspruch mache, die noch so häufigen Fehler der Darstellung und Schreibart in seinem Werke rechtfertigen" zu können. Muss nicht eine solche Verwechselung ganz verschiedener Begriffe bey jedem verständigen Leser eine nachtheilige Idee von einem Buche erwecken, worin gleich im Voraus auf die Verdienste einer lichtvollen Darstellung und einer sorgfältigen Schreibart Verzicht geleistet wird? — Die Ansicht des Titelblatts bestärkt diese Zweifel, und beym Durchlesen des Werkes selbst hat Rec. sie nicht widerlegt gefunden. Es enthält viel Gutes, aber weder etwas Neues noch etwas Vollständiges über den eigentlichen Vorpostendienst. Das Ganze beschäftigt sich hauptsächlich mit der Errichtung und Einrichtung einer sogenannten Brigade oder Legion, für die der Vf. ein Exercier- und Dienst-Reglement entwirft, und zuletzt in einer Reihe von Beyspielen die Art, wie sie im Kriege mit Nutzen gebraucht werden könne, zu zeigen sucht.

Er geht (*Abschn. I*) von den sehr richtigen Grundsätzen aus, dass zu dem Vorpostenkrieg eigene Kenntnisse und Fertigkeiten erfodert werden, und dass verschiedene Arten von Truppen einander dabey die Hand bieten müssen, dass aber die Gewohnheit, diese Truppen nicht eher als im Felde zusammenstossen zu lassen, mit manchen Nachtheilen verknüpft sey; er will daher ein eigenes Corps zu diesem Zwecke im Frieden errichtet, und zu wechselseitiger Unterstützung der einzelnen Theile gehörig eingeübt wissen. Es soll aus 4 Compagnien Fussjäger, 8 Bataillons leichter Infanterie, 5 Escadrons Dragoner, welche zu Fuss wie zu Pferde fechten, 12 Esc. Husaren, 1 Comp. reitender Jäger, 1 reitende Batterie, 1 Abtheilung Pionniers und dem nöthigen Fuhrwesen bestehen, mit Einschluss des Staabes 8676 Mann und 3371 Pferde stark seyn, und, in vier Divisionen getheilt, unter Einem General von vier Staabsofficieren, als Divisions-Commandanten, angeführt werden. Diese, übrigens nicht neue, Idee verdient allen Beyfall, und auch in der Ausführung der Details kömmt viel Wahres und Nützliches vor; aber der Gegenstand wird trotz aller bis ins Kleinliche gehenden Weitschweifigkeit doch nicht erschöpft; häufige, oft flache und gar nicht zur Sache gehörende Raisonnements unterbrechen den Vortrag, und der Mangel an gediegener Kürze erschwert die nothwendige Uebersicht des Ganzen.

Was dem Vf. besonders am Herzen liegt, und worauf er unaufhörlich hinweiset, ist die Errichtung einer reitenden Infanterie, oder eines Dragonercorps, das, wie vor Alters, vorzüglich zum Dienst zu Fuss gebraucht werden soll. Um die Unentbehrlichkeit dieser Truppen darzuthun, ist ihm jeder Grund willkommen, und er verspricht sich alles von ihnen. Die einzelnen, hinter Bäumen stehenden feindlichen Tirailleurs sollen sie mit dem Bayonnet vertreiben (S. 73); seine Cavallerie-Vorposten läst er dagegen bloss als Vedetten still halten, vergisst, ihnen von dem Hauptcorps vorgeschobene Soutiens zu geben (S. 68), und übergeht den wesentlichen Umstand des Patrouillirens ganz, um zu beweisen, dass sie zur Deckung der Armee nicht hinreichend sind. Ueberall sind es seine abgesessenen Dragoner, welche entscheiden, und mit ihnen weiss er die meisten Unfälle des Krieges zu vermeiden. Wenn man aber (S. 174—176) lieset, wie viel sie zu knöpfen und zu knüpfen haben, ehe sie zum Absitzen gelangen: so scheint es, dass eine recht gewandte leichte Infanterie eben so schnell an den Feind kommen würde; und bey dieser fiele dann auch die Besorgniss für die Pferde weg, die, man mag es anfangen wie man will, reitende Truppen, wenn sie abgesessen sind, stets zerstreuen, und von ihrem Zweck abziehen wird.

Wo der Vf. von der Bildung der Officiere spricht, ist er am wenigsten mit sich einig, und trägt in Einem Athem Vorschriften für Generale und Staabsofficiere und für Cadetten vor. Es ist unmöglich zu errathen, welche Classe er eigentlich belehren will, wenn er bald die Elemente der Taktik seiner Kritik unterwirft, und bald Anweisungen giebt, die jeder Fahnjunker in den ersten acht Tagen seiner Dienstzeit begreift. Dabey begeht er den Fehler mancher zu schulgerecht gelehrten Taktiker, die auf die Persönlichkeit der Einzelnen gar keine Rücksicht nehmen, und

sich martern eine Menge besonderer Fälle zu ersinnen, um für jeden derselben auch eine besondere Regel aufstellen zu können. Auf diesem Wege wird man nur ängstliche Maschinenmenschen, nie aber tüchtige und entschlossene Officiere erziehen, am allerwenigsten bey leichten Truppen, wo der Subaltern so oft unabhängig handeln, und seinen Entschluss auf der Stelle fassen muss. Man glaube aber auch nur nicht, dass die Praxis so unendlich schwer sey, als unsere gar zu umständlichen Theoretiker sie darzustellen suchen. Wer gesunde Sinnen, das Herz auf dem rechten Fleck und natürlichen Verstand hat, den wird die Schule der Uebung schnell bilden, und wem diese Eigenschaften fehlen, der wähle sich ein anderes Fach.

Zum Aufnehmen einer Gegend nach des Vfs. Anweisung (S. 129) gehört mehr Zeit, als ein Officier auf Vorposten und bey Recognoscirungen sich nehmen kann, und das Nachschleppen der Instrumente fällt da ganz weg. Er lerne im Frieden den Plan einer Gegend entwerfen, das wird sein Auge und sein Urtheil üben; und kann er dann zu Pferde die Richtung der Berge, Gewässer etc. nur mit groben Umrissen in seiner Schreibtafel andeuten, so wird diese rohe Skizze, sollte sie auch ausser ihm Niemanden verständlich seyn, doch bey Abstattung des Rapports weit besser als die umständlichste Beschreibung, die ohnediess mehr Zeit wegnimmt, seinem Gedächtniss das Bild der Gegend zurückrufen.

Wahr und der Beherzigung werth sind die an mehreren Stellen vorkommenden Rügen der kleinlichen Sparsamkeit, die bey manchen deutschen Armeen herrscht, wo man immer nur auf Schonung des Geschützes, der Pferde, der Equipage u. s. w. bedacht ist, und lieber defensiv Alles verlieren als offensiv die Hälfte wagen will; der aus derselben Quelle entspringenden schlechten Beköstigung der Mannschaften; und der zu geringen Bezahlung und Schätzung der Unterofficiere, dieser im Militär so sehr unentbehrlichen und achtungswerthen Classe. Auch über die Bekleidung der Truppen sagt der Vf. viel zweckmässiges; nur kann Rec. ihm nicht beystimmen, wenn er (S. 172) die ledernen Beinkleider der Reuter verwirft. Sie erhalten die Schenkel, und hindern das Durchreiten, und wenn sie dreymal so viel kosten, als die tuchnen (diese zu 1 Rthlr u. 16 gr. das Paar gerechnet) so halten sie dagegen auch sechsmal so lange. Lederne Beinkleider mit Ueberknöpfhosen sind gewiss die beste Bekleidung des Cavalleristen.

Im 11ten Abschn. (S. 255) verspricht der Vf. endlich, sich von nun an genau an seinen Gegenstand zu halten, kann aber doch nicht unterlassen, die Wichtigkeit desselben, und wie wenig Andere darüber gesagt haben, erst noch weitläuftig darzuthun. Dann folgen (S. 268 ff.) ein paar Beyspiele von Dispositionen, wozu die Plane Tab. II. Fig. 7 und Tab. III, Fig. 3 gehören. Die Erste hat eine Recognoscirung zum Gegenstande und ist recht gut, aber zu einer blossen Anstellung von Tirailleurs, wie sie die zweyte lehrt, bedarf kein Fahnjunker erst einer Disposition. Unter den gleichfalls mit Planen begleiteten Beyspielen von Postengefechten sind N. 2. 5 und 6 gut gewählt und deutlich, aber dabey so umständlich erklärt, dass bey dem schleppenden Vortrage und den selbstgefälligen Vorreden und Nutzanwendungen wohl schwerlich junge Officiere, für die sie doch eigentlich geschrieben sind, sich überwinden werden sie zu lesen. Bey N. 1 gehören die vier Husaren durchaus nicht vereinzelt in die Linie der Schützen. N. 3 bezieht sich vielleicht auf eine wahre Begebenheit; aber dann sollte die Gutmüthigkeit der 42 Mann, die sich, man sieht nicht ein aus welchem Grunde, von 28 Gegnern vertreiben und die Gelegenheit, diese abzuschneiden, unbenutzt lassen, in der Theorie nicht als Muster aufgestellt werden. Bey N. 4 endlich wird eine Stellung gepriesen, die ganz fehlerhaft ist, weil die Truppen in einer Tiefe stecken und die dahin führenden Schluchten weder beobachten noch decken, weil sie vergessen haben, die Bergschenke zu besetzen, und weil ihre Husaren auf der Stelle halten und nicht gehörig patrouilliren. Das durch den grossen Plan erläuterte Beyspiel einer Stellung bey Meissen (Abschn. 13) muss jedem Laien den Begriff einer *Postenaussetzung* im Grossen deutlich machen, und ist daher für Anfänger gewiss lehrreich; dass aber (S. 316 alle Feldwachten ohne Ausnahme bey Nacht zu den Hauptrupps zurückgehen, und bloss eine Postenkette aufgestellt werden müsse, kann durchaus nicht als *General-Regel* angenommen werden, und grundfalsch wäre es in dieser Stellung, wo man sich gegen Ueberfälle zu sichern hat, die Patrouillen immer erst bey Tagesanbruch abzusenden; sie dürfen die ganze Nacht hindurch nicht aufhören. —

Der Vf. nimmt hier Gelegenheit, *Venturinis* Plan einer Stellung bey Meissen, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, aber viel zu hart und bitter zu tadeln. Was würde er sagen, wenn man seine, gleich darauf folgende Anweisung (S. 326), die Chaine einer Avantgarde mit 1800 *Schritt Breite* marschiren zu lassen, in demselben Ton rügen wollte? Auf dem beygefügten Plan nimmt freylich dieser Parademarsch sich recht symmetrisch aus, aber warum wurde denn die tatarische Steppe, in welcher er ausgeführt werden soll, nicht hinzugezeichnet? Gleich fehlerhaft und allen militärischen Grundsätzen widersprechend ist (S. 362) die Vorschrift, dass *Unterbefehlshaber* aus einseitigen Gründen, wenn sie sich nicht halten zu können glauben, das Recht haben sollen, *ohne Vorwissen des höchsten Anführers den Rückzug des Ganzen anzuordnen.* — Sich mit ihrer Abtheilung zurückzuziehen kann und muss in vielen Fällen ihnen überlassen werden, aber das Ganze zurückgehen zu heissen im Moment, wo vielleicht grade der Sieg überall, nur nicht auf der Einen Stelle entschieden war!!! —

Das wichtige Kapitel vom Patrouilliren wird (S. 337) ganz kurz mit dem naiven Geständniss des Vfs., „er wisse aus eigener Erfahrung, dass man darüber keine Vorschriften geben könne", abgethan. — Umständliche Vorschriften allerdings nicht, doch aber wohl einige Anleitung und gute Maximen. — Sollte man aber dabey nicht auf den Gedanken kommen, dass

vielleicht das ganze Buch nicht würde geschrieben worden seyn, wenn der Vf. recht mannichfaltige Erfahrungen gemacht hätte? — Die beyden letzten Abschnitte zeigen uns eine halbe und eine ganze Division im Gefecht. Der Feind muss dabey, wie gewöhnlich, grobe Fehler begehn, man ist aber zu höflich, sie ihm vorzurücken, und schreibt den Sieg allein auf die Trefflichkeit der eigenen Anstalten. Das letzte Gefecht, welches bey Meissen geliefert wird, ist jedoch zweckmäfsiger gedacht und angeordnet als das Erste, bey beyden aber sind die Bewegungen viel zu weitläuftig, complicirt und künstlich. Dass die absitzenden Dragoner, deren Nutzen in den ersten zehn Abschnitten so dringend gepriesen wurde, in den fünf letzten, wo der Vf. zur Anwendung übergeht, beynahe ganz in Vergessenheit gerathen, oder höchstens eine sehr unbedeutende Rolle spielen, verdient bemerkt zu werden.

Die Plane sind deutlich, in einer bekannten leichten Manier entworfen und gut gestochen; nur passen die Namen der Orte und die Buchstaben oft gar nicht zu den Nachweisungen im Buche selbst.

M. i. A.

WEISSENFELS, bey Leykam: *Unterricht für Unterofficiere und Unterofficiers-Subjecte in den nöthigsten Vorbereitungskenntnissen.* Nebst Bemerkungen über einige besondere Verhältnisse des Soldatenstandes. Zum Selbstunterricht und zum Gebrauch für diejenigen, welche sich mit derselben Unterweisung beschäftigen. Von *F. W. v. Bernewitz*, Kurfürstl. Sächs. Premierlieutenant. 1806. VIII und 221 S. 8.

Rec. glaubt dieses Buch nicht nur den Compagniechefs zur Anschaffung für ihre Unterofficiere, sondern auch jungen Officieren zur eigenen belehrenden Lectüre empfehlen zu können. Der Vf. hat eine mit manchen Schwierigkeiten verknüpfte Aufgabe glücklich gelöset. Sein Werk ist kein Produkt des Genies oder tiefer Gelehrsamkeit, aber Nachdenken und richtiges Urtheil haben ihn bey einer verständigen Wahl der Materien geleitet. Er musste sich die Stufe der Kenntnisse, auf welcher *sein* Publikum stand, genau denken, und darnach abwägen, wie viel oder wie wenig er von jedem Gegenstande zu sagen hätte, um das Ganze mit einem gleich ruhigen Lichte zu erhellen; jede Abschweifung in höhere Regionen würde ihn von seinem Ziele abgeführt haben; dieses allein musste er stets fest und scharf im Auge behalten, und dabey Meister eines einfachen, fasslichen, doch nie trivialen, und weder gar zu trocknen noch spielend populären Vortrags seyn.

Dass ein Werk, worin dieses alles geleistet wird, in den Details gleich bey seiner ersten Erscheinung fehlerlos seyn sollte, wird Niemand verlangen, und Rec. behält sich vor, darüber im Verfolg dieser Anzeige einige Bemerkungen zu machen.

Der Zweck des Buches ist schon auf dem Titel umständlich angezeigt, in der Vorrede setzt der Vf. ihn nur noch etwas weitläuftiger aus einander, und verwahrt sich zugleich, dass Belehrungen über die eigentlichen Dienstverhältnisse der Unterofficiere nicht in seinem Plan lägen; er will ihnen bloss, nach einer moralischen Einleitung, Elementarunterricht in den ihnen nöthigen Kenntnissen und einige gute Lebensregeln und Maximen geben. — In der *kurzen Uebersicht der sittlichen Verbindlichkeiten des Menschen und insonderheit des Soldaten* (*Abschn.* 1) hätte Rec. eine etwas strengere Dialektik und bestimmtere Definitionen gewünscht, vorzüglich da, wo der Vf. erst allgemeine Begriffe festsetzt. *Selbstgefühl* und *Bewusstseyn*, *Sinnlichkeit* und *Empfindungsvermögen* sollten nicht (S. 2) als gleichbedeutend genommen, das *Sprachvermögen* nicht mit der Fähigkeit, Gedanken und Empfindungen durch Worte auszudrücken, verwechselt und zu den *Kräften der Seele* gerechnet werden. Die Wichtigkeit des Eidschwurs wird offenbar viel zu früh unter den allen Menschen gemeinen Pflichten abgehandelt; erst nachdem (S. 8) ein Moralprincip aufgestellt, und der Vf. nun zu den Bürger- und Soldatenpflichten übergegangen war, konnte davon die Rede seyn. — Der 2 *Abschn.* gibt eine *Anleitung zu Verfertigung schriftlicher Aufsätze*, wobey Rec. der Meynung des Vf. (Vorr. VII), dass die gar zu vielen Schemata zugleich eine Idee von den vielen im Kriege vorkommenden Fällen geben sollen, nicht beytreten kann. Bey der offenbaren Unmöglichkeit, jene so grosse Mannichfaltigkeit denkbarer Fälle zu erschöpfen, wäre es an der (S. 16 gegebenen) recht zweckmäfsigen Chrie und einigen wenigen Beyspielen genug gewesen; der dadurch ersparte Raum aber hätte zu einer etwas vollständigern Anleitung zur Rechtschreibung, die hier gar zu dürftig ausgefallen ist, und zu den ersten grammatischen Regeln angewendet werden können. — Bey der sonst deutlichen *Anweisung zum Rechnen*, (*Abschn.* 3 hätten lateinische Ausdrücke, wie: *Summandi* und *Addendi*, *Aggregat* (für Summe) *Minuendus* und *Subtrahendus* u. s. w. wegbleiben sollen; auch würde bey der Regel von Dreyen die gewöhnliche Stellung der Sätze (12 ℔ kosten 9 Rthlr. wie viel kosten 36 ℔ —?) dem in die Lehre der Proportionen nicht so leicht einzuweihenden schlichten Verstande besser eingeleuchtet haben, als die Formel 12:36::9: etc. Sehr zweckmäfsig sind dagegen überall durch Rechnung mit benannten Zahlen die Exempel versinnlicht, auch Vergleichungen der Münzen, Maasse und Gewichte angehängt worden. — Von Geometrie ist zwar im 4 *Abschn.: Einige der nöthigsten Begriffe aus der Geometrie in Bezug auf praktische Anwendung derselben auf militärische Gegenstände*, nicht viel enthalten, aber zu dem Zweck des Vf. war es gerade genug, die einfachsten Figuren zu nennen und zu erklären; nur hätte diess hie und da mit mehr Präcision geschehen können. Zuweilen hat gerade das Bestreben, sich recht deutlich auszudrücken, Undeutlichkeit veranlasst, z. B (S. 115) bey der Definition einer geraden Linie, wozu hier eine Reihe Bäume gewählt und dadurch die nachfolgende Einschränkung nöthig gemacht wird, dass weder die zwischen-

stehenden Bäume, noch die Breite der Stämme zu der Linie gehören. Der Vf. hatte eine Reihe sich deckender Puncte, taktisch: die Colonne, im Sinn, aber die gewöhnliche alte Demonstration würde den Begriff nicht nur richtiger, sondern auch fasslicher dargestellt haben. — Der 5 *Abschn. kurzer Begriff der Erdbeschreibung* ist ganz mislungen. Dass in der etwas magern Aufzählung der Länder, Städte und Flüsse, Deutschland umständlicher als andere europäische Länder behandelt, und wieder von diesen mehr als von den übrigen Welttheilen gesagt wird, ist sehr zu billigen, und die seit dem presburger Frieden erfolgten Veränderungen konnte der Vf. nicht wissen; aber offenbare Unrichtigkeiten hätten vermieden werden sollen. Schon der Anfang, (S. 124) dass der „Stern," auf dem wir wohnen, fast rund sey, beynahe wie eine Pomeranze, ist schielend, doch möchte er hingehen, wenn nur nicht bey Deutschlands Küsten das adriatische Meer vergessen, und der Rhein als Grenze zwischen Deutschland und den batavischen Provinzen angegeben wäre (S. 127), dieser aber den Mayn *unterhalb* Maynz aufnehmen sollte. Was soll der unerfahrne Leser denken, wenn er weiterhin (S. 129) Krayn als eine deutsche am adriatischen Meere liegende Provinz beschrieben findet? Und wo soll er Russland suchen, von welchem (S. 146) gesagt wird, es liege von Schweden, Deutschland und Ungarn im Morgen und Mitternacht? Etwa in Nordost? und auch von Schweden? — Aehnlicher Unrichtigkeiten oder Vernachlässigungen des bestimmten Ausdrucks finden sich nur zu viele in dem ganzen Abschnitt, der daher einer völligen Umarbeitung bedarf, und dem eine kurze Anweisung, wie man eine Landcharte verstehen soll, mit Nutzen beyzufügen wäre. — Im 6 *Abschn.: Verzeichniss und Erklärung der gemeinsten und nothwendigsten militärischen Kunstwörter nach alphabetischer Ordnung*, hat Rec. nur bey vier Artikeln die gewohnte Deutlichkeit oder Vollständigkeit vermisst. *Canton* ist in militärischer Beziehung nicht „Abtheilung eines Stück Landes." wobey man sich Feld denken könnte, sondern ein bestimmter Bezirk in einem Lande; *Extract* ist nicht bloss „ein Auszug aus einem Buche," sondern kann auch von Auszügen aus Briefen, Rapports etc. gebraucht werden, und ist überdiess dem Soldaten als eine Benennung gebrannter Wasser bekannt; von einer *Feldwacht* kann man nicht sagen, dass sie höchstens einen Kanonenschuss vom Lager entfernt seyn müsse, da sie ja oft Stundenweit davon steht; bey *honneur* endlich ist die militärische Bedeutung einer Ehrenbezeugung unter dem Gewehre vergessen. Alle übrigen Artikel sind mit Fleiss, einfach und deutlich erklärt, keiner ist überflüssig, keiner der nothwendigsten scheint zu fehlen, und mit Recht sind auch manche im gemeinen Leben vorkommende, nicht bloss auf den Soldatenstand allein Bezug habende, Ausdrücke aufgenommen worden. Was aber die Anweisung zur Aussprache französischer Terminologien anbetrifft, so hätte sie, nach unserem Gefühl, lieber wegbleiben mögen. Ohne Accentuation ist es an sich unmöglich, den Klang fremder Wörter einem ungeübten Ohre durch Schrift zu versinnlichen, und nichts kann lächerlicher ablaufen, als die versuchte Aussprache nach solchen Vorschriften, die überdiess hier nicht einmal durchgehends richtig sind. Wir können nun schon unsere militärische Technik von den fremden Ausdrücken nicht reinigen; aber in den norddeutschen Armeen haben sich längst durch stillschweigende Uebereinkunft eine Aussprache und eine Sprache gebildet, die dem daran gewöhnten Ohre nicht mehr auffallen. So lange wir nicht: die Marsch, der Escadron, der Uniform, der Regiment etc. etc. sagen, so lange mag auch immer ein alter Krieger statt des *N nasal* sein schlichtes Deutsches N N setzen; es klingt nicht so widerlich, z. B. in *Asantahsche*, als das Vf. vorgeschriebne *Awang-tasche*, und das gebräuchliche zweysylbige *Konföi* wird Jedermann lieber hören als *Kong-woa*, denn so trennt und accentuirt nachher der Unerfahrne. *Po-ängdwüh, kotto agiren, Glasi* (für *Glacis*) sind theils affectirt theils falsch, und der *Schang Darm* ist ganz unausstehlich. — Recht praktische Lebensregeln werden im 7 und 8 *Abschn.: Bemerkungen über das Verhalten des Unterofficiers in einigen besonderen Verhältnissen seines Standes*, und *über einige dem Soldatenstande überhaupt eigene Verhältnisse* gegeben. Der Vf. betrachtet den Unterofficier in seiner Lage gegen Vorgesetzte, Cameraden und Untergebene, gegen den Bürgerstand und als Hausvater, und sagt darüber viel Gutes; er geht dann zu den Beschwerden und Vorzügen des Soldatenstandes über, wo er, durch seinen Stoff beschränkt, klüglich vermeidet, Leuten, die es besser wissen, eingebildete Vortheile anzupreisen, und fügt endlich bey Betrachtung der Verführungen und Gefahren, welchen der Soldat ausgesetzt ist, noch einige nützliche Warnungen und gute Maximen hinzu.

Unter den Vorzügen dieses entschieden brauchbaren und in seiner Gattung ausgezeichneten Werkes verdient auch die durchaus reine und gebildete Schreibart einer rühmlichen Erwähnung; und wenn es auf typographische Schönheit keinen Anspruch macht, so ist doch der Druck mit Sorgfalt corrigirt worden. Auser den beyden, im Buche selbst angezeigten, Druckfehlern ist nur noch S. 54 Z. 12 v. u. *zwey und dreyssig*, statt *und dreyssig*, zu lesen.

Kf.

NEUE AUFLAGEN

Salzburg, in der May'rischen Buchhandlung: *Anleitung zur Rechenkunst*, zum Gebrauch in unseren Schulen. 4te verbesserte Auflage. 1806. 110 S. 8.

Ebendas. Christliche Sittenlehre für Kinder, ehe sie aus der Schule austreten. Von *M. Rumpler*, kurfürstl. geistl. Administrations- und erzbischöffl. Consistorialrath in Salzburg. 2te verbess. u. verm. Aufl. 1806. 113 S. 8.

Ebendas. Erbauliche Betrachtung des Kreuzweges unseres Heilandes Jesu Christi, nebst einer Litaney für Landleute, wie sie sind. Von einem katholischen Weltpriester. 2te Ausgabe. 1806. 40 S. 8.

Berlin, b. Sander: *Deutsche Sprachlehre*. In Briefen von *Karl Philipp Moritz*. 4te verbess. Aufl. 1806. X u. 296 S. 8. (16 Gr.).

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 OCTOBER, 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

Leipzig, b. Hempel: *Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend*, herausgegeben von *Wilhelm Gottlieb Becker*. Zweyter und Dritter Heft. (Der Text in beyden Heften geht mit fortlaufenden Seitenzahlen von S. 73 bis S. 141; die Kupfertafeln von No. XI bis XXII im zweyten Heft, und im dritten von No. XXIII bis XXXIV. in Fol.).

Mit diesen beyden Heften ist der erste Band eines Werks beendigt worden, von dessen Anfang wir bereits 1804 No. 18 Bericht abgestattet haben. Hr. B. verdient den Dank der Kunst- und Alterthums-Freunde, weil er die seiner Aufsicht übergebene Antikensammlung in Dresden besser bekannt, und folglich auch gemeinnütziger zu machen sucht.

Schon in der Anzeige des ersten Hefts haben wir der preiswürdigen Reinlichkeit und Sorgfalt, mit welcher die Abbildungen der antiken Monumente gezeichnet und gestochen sind, gebührendes Lob ertheilt. Aehnliche gute Eigenschaften werden auch an den meisten Kupferstichen der zwey neuen Hefte wahrgenommen; die Erklärungen scheinen uns der Sache angemessen, deutlich, wohlgeschrieben, nicht überflüssig weitläuftig. Auch vermied Hr. B. hier die allegorische Deutungsweise, welcher er sich im ersten Heft geneigt bewiesen hatte.

Zweytes Heft. Tab. XI stellt eine bekleidete weibliche Figur dar, in der Linken ein Füllhorn, und mit der Rechten das Gewand haltend, von alt griechischem Stil, oder, wie der Herausgeber vermuthet, späterer Nachahmung desselben. — Tab. XII. Die Mahlerey einer antiken Vase von gebrannter Erde. Mit derberen Umrissen und mehrerer Abwechselung derselben hätte dieser Gegenstand ohne Zweifel charakteristischer, und dem Geschmack der Antike angemessener nachgebildet werden können. — Tab. XIII. Die ephesische Diane. Altes Fragment von keinem vorzüglichen Kunstwerth, auch mittelmäſsig restaurirt. — Tab. XIV. Pallas, welche die Ägis über die rechte Schulter nach der linken Hüfte dergestalt geworfen hat, daſs der Gürtel solche faſst, und der rechte Arm der Göttin frey bleibt. In der Erklärung wird es wahrscheinlich gemacht, daſs diese Statue kein Originalwerk aus der zweyten Periode griechischer Kunst sey, indem sich noch eine andere ähnliche Figur von weit besserer Arbeit in der Sammlung befindet, die aber wegen vieler Miſshandlungen, welche sie erlitten, nicht konnte mitgetheilt werden. In der That ist auch diese andere Pallas ein herrlicher, doch freylich sehr verstümmelter Ueberrest des hohen Stils; die Abbildung ihres Kopfs erblickt man Tab. XV, allein nach einem zu kleinen Maſsstabe gezeichnet, als daſs die würdigen Formen der einzelnen Theile füglich zu erkennen wären. Nebst diesem Kopf enthält die gedachte 15 Tafel noch einen Theil der Rückseite der zuvor erwähnten besser erhaltenen Pallas, um die Art, wie sie von der Ägis umgeben ist, deutlicher zu zeigen. — Tab. XVI. Aeskulap; eine gute, aber durch schlechte Ergänzungen sehr entstellte Statue. — Tab. XVII. Agrippina. Diese vortreffliche Figur wurde von verschiedenen Alterthumsforschern bald so, bald anders gedeutet; Hr. B. will in ihr die Ariadne erkennen, und man muſs gestehen, daſs seine Gründe sich zum wenigsten eben so wohl hören lassen, als diejenigen, welche zum Behuf anderer Meinungen angeführt worden sind. Dem Zweifel, ob der schöne Kopf dieser Figur auch wirklich derselben ursprünglich angehört habe, geben wir nicht allein Beyfall, sondern gehen weiter, und glauben aus guten Gründen behaupten zu dürfen, er sey fremd. Erstlich, weil der Charakter der Formen dieses Kopfes mit dem Charakter der Formen an der übrigen Figur nicht zusammenstimmt; dann, weil er im Verhältniſs zum Ganzen etwas zu klein erscheint, und endlich, weil die Sehnen und Muskeln des Halses eine ganz verschiedene Stellung des Kopfes anzuzeigen scheinen. — Tab XVIII. Der sogenannte Alexander. Des Herausgebers Vermuthung, dieses an sich sehr schätzbare Werk stelle keineswegs einen Alexander dar, sondern sey aus dem Sturz eines Bacchus und dem Kopf einer Pallas zusammengesetzt, verdient Aufmerksamkeit und weitere Prüfung. — Tab. XIX, XX, XXI, XXII stellen von vorne und von der Seite zweymal ganz, und zweymal als Halbfigur die gröſste und vorzüglichste von den drey, in der dresdner Sammlung befindlichen herkulanischen Statuen oder sogenannten Vestalinnen dar. Hr. B. preiſst mit Recht die Schönheit dieser Statue. Nur darin können wir ihm nicht beystimmen, wenn er die Seitenansicht derselben als die interessanteste empfehlen will. Nach dem gegenwärtigen Stande des Bildes mag man vielleicht von der Seite des erfreulichsten Anblicks genieſsen, weil Schatten und Licht kräftige groſse Partien bilden; allein anfängliche Absicht des Künstlers war dieses gewiſs nicht. Man versuche es nur, und gebe der Figur nach Erfoderniſs hoch einfallendes Licht: so wird, ohne daſs die Seitenansicht verliert, die Ansicht von vorn gewinnen, und des Meisters Intention erst recht offenbar werden. Ueberhaupt möchten wir

bemerken, dafs bisher noch immer zu wenig beachtet worden ist, wie forgfältig und zweckmäfsig alle antiken Statuen vom fchönen Stil für eine gegebene oder vom Bildhauer wohl auch willkührlich angenommene Beleuchtung gearbeitet find.

Drittes Heft. Tab. XXIII u. XXIV. Anfichten der zweyten von den herkulanifchen Figuren oder fogenannten Veftalinnen; ein ebenfalls vortreffliches Werk. — Tab. XXV u. XXVI. Schöne jugendliche Figur von der Familie des Bacchus, von zwey verfchiedenen Seiten dargeftellt. Der Erklärer ift geneigt, folche für den Bacchus felbft zu halten; aber die Züge des Gefichts, fo wie die gefpitzten Ohren, fcheinen diefe Vermuthung nicht zu begünftigen. Wir möchten alfo eher glauben, es fey ein junger Faun von der edelen Art, wie z. B. der ruhende Faun, der in vielen Copien nach dem im Alterthum fo berühmten Original des Praxiteles vorhanden ift, oder, wie die beyden jungen Flötenfpieler in der Villa Borghefe, einer im kapitolinifchen Mufeum und noch mehrere andere find. Mit gutem Grund kann man auch die hier abgebildete Figur für ein vor Alters berühmtes Werk, oder doch wenigftens für die fchöne Copie von einem folchen halten, weil noch zwey andere ganz ähnliche Figuren von minderem Kunftwerth in der dresdener Sammlung befindlich find. Auch fteht eine folche in der Villa Ludovifi zu Rom, und ohne Zweifel find aufser diefen noch mehrere vorhanden. — Tab. XXVII. Venus. Etwas mehr als die obere Hälfte der Figur, fo viel nämlich antike Arbeit noch übrig ift, von der linken Seite dargeftellt. Tab. XXVIII zeigt die ganze Figur mit den reftaurirten Beinen von der rechten Seite. Tab. XXIX ebenfalls die ganze Figur vom Rücken, und Tab. XXX den Kopf derfelben im Profil nach einem etwas gröfseren Mafsftabe gezeichnet. Da diefe Venus in Betreff ihrer Stellung und Gröfse mit der mediceifchen übereinkommt, und in der That von vortrefflicher Kunft ift: fo pflegt man gern beyde mit einander zu vergleichen. Hr. B. rühmt in folcher Beziehung befonders den herrlichen Kopf der dresdner Statue, und fagt S. 130 von demfelben: „*Das Profil ift völlig griechifch, da hingegen das Profil der mediceifchen* (Venus) *fich mehr der römifchen Schönheit nähert*". Allein wir glauben, dafs er fich hierinn geirrt habe; vornehmlich wenn er unter dem Wort *römifche Schönheit,* ein nicht erreichtes Ideal und gleichfam Portraitzüge verftanden haben follte. Rec. fah fich bey forgfältiger und oft wiederholter Betrachtung der mediceifchen Venus allemal veranlafst, den Kopf derfelben als eine der reinften Idealbildungen und vollendeteften Charaktere zu bewundern; und wahrlich, es würde ihr fowohl, als der Venus zu Dresden, grofses Unrecht gefchehen, wenn man die eine oder die andere für Arbeit aus den Zeiten der römifchen Herrfchaft halten wollte. Wenn hingegen Hr. B. die Meinung hegt, diefe und andere ähnliche Venusbilder möchten wohl der gnidifchen Venus des Praxiteles nachgeahmt feyn, fo find wir vollkommen mit ihm einverftanden. Es giebt nämlich zwey Gründe von entfcheidendem Gewicht, welche diejenigen Alterthumsforfcher nicht gehörig erwogen haben, die auf einer zur Zeit der römifchen Kaifer verfertigten Schaumünze der Gnidier, die Abbildung der Venus des Praxiteles, folglich, einige wenige dem Bilde diefer Münze gleichenden Statuen, nicht aber die mediceifche Venus und die derfelben ähnlichen Bilder, für Nachahmungen jenes im Alterthum fo hochberühmten Werks ausgeben wollen. Unbeftritten galt bey den Alten die gnidifche Venus des Praxiteles für das herrlichfte, vollendetfte Ideal diefer Gottheit. Plinius will daher befagte Statue, Venus des ganzen Erdkreifes genannt wiffen. Zuverläffig ift alfo diefelbe in Zügen und Geftalt und Geberde öfter, als jedes andere Venusbild, nachgeahmt worden, und war, wie wir glauben mögen, auch vor allen anderen mufterhaft. Nun aber finden fich unter den Reften der alten Kunft wohl zwanzig Bilder von der Art der mediceifchen Venus, gegen eines von denen, welche mit der obenerwähnten Schaumünze der Gnidier übereinftimmen. Und was ift wahrfcheinlicher, als das am öfterften nachgeahmte Urbild fey auch das berühmtefte und beliebtefte gewefen? Diefe Vorliebe gründet fich auf den guten und richtigen Gefchmack der Alten. Denn jene der Medaille ähnlichen Bilder haben, in Vergleichung mit der mediceifchen Venus, nicht nur eine müfsige unbedeutende Stellung, fondern auch viel allgemeinere, minder charakteriftifche Züge; da hingegen diefe, in Rückficht der bedeutenden Geberde, der fchönen Anordnung der Glieder, fo wie des Idealifch - Charakteriftifchen ihrer Züge, der letzte erreichbare Gipfel der Kunft, unübertroffen ja unübertrefflich zu feyn fcheint. Welche andere Statue hätte nun, gegen die des Praxiteles gehalten, folche überwiegende Verdienfte gehabt oder haben können? Lerne man doch einmal erkennen, dafs alles Urtheil über Werke der alten Kunft zunächft vom Inhalt, vom Gedanken und Geift derfelben ausgehen mufs. Gefetzt, eine Statue von denen, welche der Figur auf der mehrerwähnten Schaumünze gleichen, hätte alle nur möglichen Vollkommenheiten der Form und der Behandlung; fie würde doch nie den Idealbegriff von der Venus fo herrlich darftellen, als wir ihn z. B. in der mediceifchen Venus wirklich dargeftellt fehen. Und in welche Ungewifsheit der Meinung vom Gefchmack der Alten müfste man gerathen, wenn die Venus auf der Schaumünze die wahre Abbildung der berühmten gnidifchen Venus feyn follte? Denn auf der einen Seite wäre ihnen vorzuwerfen, fie hätten irrigerweife einem in den Haupterfoderniffen der Kunft weit übertroffenen Werk den höchften Ruhm zugeftanden; auf der anderen Seite aber wäre von ihnen das Beffere richtig erkannt, und obfchon ruhmlos geblieben, doch durch unzählige Nachahmungen vervielfältigt worden. Ein anderer Hauptgrund, warum bezweifelt werden kann, dafs die auf der Medaille abgebildete Venus die berühmte Statue des Praxiteles darftelle, ergiebt fich aus dem Plinius, welcher berichtet, das Tempelchen, worin die gnidifche Venus ftehe, fey rund umher offen, damit das Götter-

bild von allen Seiten her gesehen werden könne, und aus jedem Gesichtspunkt erscheine solches gleich bewundernswürdig". Nun ist aber wohl zu merken, dass jene auf der Medaille abgebildete Statue vom Künstler ursprünglich in der Absicht gemacht worden, um in einer Nische aufgestellt zu werden, d. h. die Glieder derselben sind also angeordnet, dass nur die Ansicht der Vorderseite gefällige Wirkung gewähren kann; hingegen war das Urbild für die mediceische Venus und andere ihr ähnlichen Statuen so erfunden, dass es frey aufgestellt werden sollte, und von jeder Seite gefällige Ansichten darbot. Hier ist kein schicklicher Ort, diese Sache weitläuftig zu verhandeln; allein es wäre wünschenswerth, dass ein gelehrter Alterthumsforscher von der entgegengesetzten Meinung die sämmtlichen Gründe, welche derselben günstig seyn mögen, ausführlich darlegte; worauf auch wir nicht unterlassen würden, gelegentlich die noch übrigen, unsere und Hn. *Beckers* Vermuthung unterstützenden Umstände vorzubringen, und so zur endlichen Schlichtung einer in der Alterthumskunde nicht unwichtigen Streitfrage beyzutragen. — Wenn übrigens Hr B. noch glaubt, in der Statue zu Dresden sowohl, als in der mediceischen und anderen dieser Art, sey die Venus Urania dargestellt: so mag solches darum bezweifelt werden, weil die Alten ihre Urania immer durch ernsteren Charakter der Züge und durch das hohe Diadem unterscheidend zu bedeuten pflegten. Selbst im Museum zu Dresden befindet sich ein schönes Fragment, welches allenfalls unsere Bemerkung bewähren könnte. — Tab. XXXI. Kopf der Niobe in Marmor, nebst dem Brustbild einer ihrer Töchter von Erz. — Tab. XXXII stellt den liegenden Sohn der Niobe dar, welcher in Hinsicht auf das Verdienst der Arbeit, dem, der zu Florenz bey der übrigen Familie der Niobe aufgestellt ist, gleich zu schätzen, vielleicht gar noch vorzuziehen seyn dürfte. — Tab. XXXIII und XXXIV zwey verschiedene Ansichten einer reichverzierten Ara, die Hr. B. mit Recht, gegen *Casanova*, für ein römisches Werk hält.

Zum Beschluss sind nun noch einige die Kupferstiche und die Einrichtung des Augusteum's insbesondere betreffende Anmerkungen beyzufügen. Sehr zweckmässig sind die Restaurationen der abgebildeten Monumente überall angegeben, und zwar so, dass die Wirkung des Ganzen nicht darunter leidet. — In den von Hn *Matthei* gezeichneten Figuren findet sich Stil und Geschmack der Antike am besten dargestellt. Die Hnn. *Schubert* und *Demiani* blieben etwas weiter vom Ziele, wiewohl auch die von ihnen vorgezeichneten Blätter von aufgewandtem Fleiss und Ernst zeugen. — Die gelungenste Arbeit als Kupferstecher hat Hr. *Krüger* geliefert. Die Hnn. *Seiffer* und *Stölzel* kamen ihm indessen sehr nahe; auch Hr. *Darnstedt* bewies in zwey von ihm gestochenen Platten seine bekannte Geschicklichkeit.

Sollten wir dem Herausgeber einen wohlgemeinten Rath ertheilen dürfen: so wäre es dieser, künftig nicht mehr, wie bey den beyden herkulanischen Figuren, dem jungen Faun und vornehmlich bey der Venus ohne Noth geschehen, auf mehreren Platten Ansichten von verschiedenen Seiten zu geben. Die hohe Schönheit des Kopfs der Venus z. B. ist, wie Hr. B. selbst eingestehen musste, im Kupferstich doch nicht erreicht worden, und konnte es auch nicht werden; so wenig als die Formen der Glieder überhaupt, in ihrer ganzen Zartheit und Eleganz. Besondere Fälle ausgenommen (wie etwa bey der Ara Tab. XXXIII und XXXIV einer eintrat) möchte daher von jedem Monument Eine Abbildung völlig hinreichend seyn, und das Weitere dem Text überlassen bleiben.

W. K. F.

1) Mannheim, b. Kaufmann: *Taschenbuch der Grazien*, herausgegeben von *Justus Lafontaine*. 1805. 168 S. (2 Thlr.). Dasselbe auf 1806. 183 S. (in engl. Band 2 Thlr. 8 gr. ordin. 1 Thlr. 12 gr.).

2) Frankfurt a. M. b. Wilmans: *Taschenbuch für das Jahr* 1807. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. 256 S. (Gewöhnliche Ausgabe 1 Thlr. 12 gr.).

3) Carlsruhe, b. Müller: *Taschenbuch für Edle Frauen und Mädchen* 1807. mit Kupfern von Weinrauch 200 S. (1 Thlr. 8 gr.).

Wie alle Bücher ihren Titeln entsprechen müssen, so sollten auch die Taschenbücher jedesmal ihre angegebene Bestimmung erfüllen. Alsdann könnten viele neben einander ihren Weg fortgehen, und würden die löbliche Sitte, sich zum Jahreswechsel damit zu beschenken, den verschiedenen Verhältnissen gemäss in Ehren erhalten. So aber sieht gewöhnlich eins aus wie das andere, und Preis und Einband entscheidet am Ende über den Wählenden allein. — Welch ein Leben voll Anmuth, Heiterkeit und geistiger unschuldiger Scherze müsste nicht in einem Taschenbuche der *Grazien* aufgethan seyn, wenn sein Titel wahr reden sollte! Die zwey, hier so benannten Büchlein (No. 1) befriedigen diese Erwartung keineswegs, ob sie gleich mit Geist und mit Geschmack abgefasst sind. Die schöne Einfassung und die eingestreuten zierlichen Kupfer genügen noch am ersten; der Inhalt aber, der, wie gewöhnlich, in Gedichten, Erzählungen und kleinen Aufsätzen besteht, beschäftiget die Grazien so wenig, dass er sie vielmehr zurückscheucht. Zwar sind ein Paar Erzählungen: der *Mahler*, und *Julie von Arnian* anziehend und unterhaltend; aber durch das Ganze herrscht doch ein so trübsinnig belehrender Ton, dass ein munteres Mädchen, wenn sie nicht schon durch Sentimentalität und Aberwitz umgestimmt ist, schwerlich daran Gefallen finden möchte. Die Poesie wird hier in dem Munde der ungenannten Verfasser zur allegorischen Predigt, die den Geist des Körpers entkleidet, und die schimmernde Schönheit der Grazien nicht recht ans Licht treten lässt. Statt der lebenslustigen Jugend hören wir überall die Gouvernante, die den Fröhlichen nachgeht, und ihnen über jede Blume, womit sie sich schmücken, einen langen Sermon hält.

No. 2, das *Taschenbuch der Liebe und Freundschaft*, hat unter allen seinen Mitschwestern ohnstrei-

tig die würdigste Bestimmung. Denn welche Personen möchten sich wohl lieber zum Jahreswechsel mit einem Geschenke begrüssen, als Liebende! Aber weil diese ihre eigenen Empfindungen darinn suchen, so darf gewiss keines weniger von seinem Titel abweichen, als eben diess. Bey den Kupfern möchte man in dem diessjährigen von dem Anstande der Grazien etwas herüber wünschen, aber bey dem redenden Inhalte findet man sich einheimisch und zufrieden. Das Spiel der Liebe wechselt hier in so mannichfachen Farben, dass jedes Gemüth hoffen darf, hier seine Lieblingsfarbe zu finden. Zuerst spendet *Jean Paul Richter* in kleinen Aufsätzen manchen hübschen Einfall, der, wenn auch für ihn nicht ganz vorzüglich, doch seines grossen Geistes nicht unwürdig ist; nur sagt er gerade Liebenden zu wenig. *Louise Brachmann* feyert die Sehnsucht nach dem verstorbenen Geliebten, mit der bekannten schwermuthsvollen Lieblichkeit. Diese feste Treue gründet ein anderer auf Hochachtung und Pflichtgefühl in einer Erzählung: die *Marmorbüste* mit überquillender aber ungeläuterter Kraft. Die *sterbende Aebtissin* von Fr. *Kind* hat Reue über Abfall in der Liebe zum Gegenstande, in den wohlklingenden Jamben einer poetischen Erzählung. *Treu oder untreu?* von *A. Eberhard* zeigt an einzelnen Beyspielen die öftere Gefahr des Worthaltens in der Liebe, und verdient ernsthafte Erwägung. *Myrto und Melissa*, ein idyllisches Gespräch von *Gramberg*, räth, die Liebe zu bekennen, und den Schmerz nicht anderswo zu suchen, mit lieblichen Worten, denen nur mehr Naivität zu wünschen wäre. *Gedichte von Z.* in fliessenden Versen, nur zu wortreich und nachahmend, sind vorzüglich der Treue bis in den Tod gewidmet. *Frau von Krosigk* versöhnt in einer — nur zu süsslichen Erzählung: der *Blinde* — die Aeltern durch die Liebe der Kinder. *K. L. M. Müller* und *Karl Stern* treten zur Unzeit mit allgemeinen Gedanken, Beschreibungen und Todesbetrachtungen dazwischen. Eine *Toilettenscene* von *** stellt die verdorbene, eitele Residenzdame mit der verlornen Herrlichkeit dar. *St. Schütze* singt dagegen die bescheidene Liebe, die kindliche Reue und die betrogene Hoffnung des anspruchsvollen Liebhabers. *Falk* bringt in der *Erinnerung an Corona Schröter* in Weimar, der Freundschaft ein Todtenopfer, das ebenfalls interessiren wird. Eine böhmische Volkssage: *der Becker und die neuen Strohwische*, nacherzählt von ihm, macht den Beschluss, und lehrt, auch des geringen Mannes achten. Der märchenhaft-schauerliche Ton darinn ist gut gehalten, obwohl das Ganze nicht hieher gehört. — So ausgestattet wird diess Taschenbuch diessmal gewiss seinen Zweck erfüllen, und der Freundschaft und Liebe ein angenehmes Geschenk seyn.

Auch No. 3. hat eine würdige Bestimmung, indem es alle häuslichen Frauenverhältnisse und Familienverbindungen umfasst, und also für einen grossen Theil der menschlichen Gesellschaft einen bestimmten Lebens- und Wirkungskreis eröffnet, der, aus einem höheren Gesichtspunkte betrachtet, zu mancherley Ideen und Dichtungen interessante Seiten darbietet. Nur müssten alsdann die Gruppen mit mehr Einheit, Bedeutsamkeit und Klarheit gewählt und dargestellt werden, als hier auf einem Kupfer geschieht, das die Liebe der Mutter zu ihren Kindern ausdrucken soll, von der die Erklärung sagt: „während sie ihren kleinen Liebling an den Busen drückt, sinnt sie über die beste Erziehungsmethode für ihren Eduard nach; das Resultat ihres Nachdenkens ist: er soll ein braver gerader Mann wie sein Vater werden!" Auch die vorhergehenden mythologischen Figuren hätten auf den verschiedenen Stand und Charakter der Frauen mehr beziehliche Anwendung finden sollen. Dem poetischen Theile des Buches könnte man zwar um seiner häuslichen Bestimmung willen viel von seiner Hoheit nachlassen; hier ist aber für die Fasslichkeit seines Sinnes gar zu prosaisch gesorgt, und selbst die poetischen Wörter sind in der Zusammenstellung oft ganz unpassend gebraucht, z. B. wenn Lottchen, statt zu sterben, *sich des Grabes Saum nahet*, und ihr Gustav nachher stets um ihres *Hügels Moderduft* wandelt. Dennoch glauben wir, dass diese Art von Poesie ihre Liebhaber findet, weil überall eine gar grosse Gutmüthigkeit durchschimmert, mit der ein gutes Mädchenherz gern sympathisirt. In *Schillers Todtenfeyer* von *Wilhelmine Müller* besonders ist alles eben so prosaisch-treuherzig, als klar und deutlich vorgetragen; nur sticht dagegen die Vignette sehr ab, auf der sich eine halbe Weltkugel erhebt, „zum Zeichen, dass eine halbe Welt um ihn, den Unsterblichen, trauert, deren *Thränen* sich in Dünste auflösen, die in Gestalt einer *Wolke* aufwärts steigen, auf welcher Pegasus mit dem vergötterten Schiller zum Olympe emporschwebt;" denn diess ist dagegen offenbar zu kühn gedacht. — Den grössten Theil des Buchs nimmt ein Drama *Andromache* ein, von *F. L. Junker* nach dem Französischen des Racine bearbeitet, und passt sehr wohl hieher, weil es für edle Frauen und Mädchen in der Hauptperson ein Muster von Gattentreue aufstellt. Die Verse sind nicht ohne Härten, doch ist die Sprache darinn grösstentheils lebhaft, einfach und natürlich, und das Ganze erweckt eine solche Theilnahme, dass es nach einer nochmaligen Durchsicht recht gut auf dem Theater seine Wirkung thun kann. Nur würde Rec. das Stück mit der Erscheinung der gekrönten Andromache als der Hauptperson schliessen.

T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Leipzig*, b. Schädel: *Angiolina, die liebende Büsserin.* Herausgegeben von *A. W. Rose.* (oder *Roose?* S. Bd 2. S. 270.) 1806. Zwey Theile von 236 u. 270 S. 8. (1 Thl. 20 gr.). Der Vf. ist für das Fach der Romanenschriftstellerey nicht ohne Talente, er hat eine lebendige Einbildungskraft, viel Tiefe und Wahrheit der Empfindung, und eine gewandte, nicht unkräftige Sprache. Aber Alles arbeitet noch zu sehr in rohen Massen, was auch der Vf. selbst zu fühlen scheint, und mit einer Ueberspannung, die oft das Gegentheil von dem bewirkt, was eigentlich bewirkt werden sollte. Mässigung und weise Sparsamkeit sey also dem Vf. empfohlen: seine und Hn. *le Seiras* Versen aber wünschen wir etwas mehr Grazie und — Feile.

•*•

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 OCTOBER, 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

NORDDEUTSCHLAND: *Ueber die preussische Verwahrung und Verwaltung der kurbraunschweigischen Staaten während des dritten Coalitions-Krieges gegen Frankreich und über die Folgen dieser Verfugung.* Im Februar 1806. 178 S. 8. (16 gr.)

(Vgl. No. 27—34 und No. 57. 58.)

Das neueste Schicksal der deutschen Staaten Georgs III ist unter den mannichfaltigen Ereignissen unserer Tage vorzüglich merkwürdig und ein Gegenstand der Aufmerksamkeit des ganzen denkenden und fühlenden Publikums geworden. Ein gutes stilles deutsches Volk war gewaltsam in die Händel zweyer rivalisirenden Staaten, welche ihm, als Staaten betrachtet gar nichts angingen, hineingezogen, fast drittehalb Jahre von einem übermächtigen Feinde mit fast unerschwinglichen Lasten belegt, und seines allgemeinen Wohlstandes verlustig worden. Es hatte bey diesen Widerwärtigkeiten eine Rechtlichkeit, eine Ergebenheit und Anhänglichkeit an sein rechtmässiges Fürstenhaus, eine Treue und ein Vertrauen gegen seine äusserst braven Obern und überall eine Ausdauer bewiesen, welche ihm die Achtung und Liebe seiner Freunde und Feinde in einem sehr hohen Grade erworben, und alle die zum Schweigen gebracht hatte, welche, auf eine sehr wenig edle Weise, gegen die in scheinbare Unthätigkeit versetzte alte Regierung aufgetreten waren. Es war daher eine grosse Freude, an welcher alle diejenigen Antheil nahmen, die Freude empfinden, wenn es dem Gerechten wohl gehet, als im vorjährigen Herbste die französische Armee zu anderen, leider für Deutschland so verderblich gewordenen Scenen, hinwegzog, und es war im Lande ein lauter Jubel, als, eingeladen und aufgemuntert vom preussischen Hofe, das alte rechtmässige Gouvernement wieder öffentlich in seine Functionen eintrat, und im Namen eines allgeliebten Königs, Georgs III, die Ausübung der höchsten Gewalt wieder übernahm, und von Europa als die rechtmässige Regierungsbehörde angesehen und auf die thätigste Weise anerkannt wurde. Die schönsten Hoffnungen lebten auf, und man fing an, alle erlittenen Drangsale zu vergessen, als von dem geliebten Könige, der, wie man wusste, von den Leiden seiner deutschen Unterthanen völlig unterrichtet, und durch die Beweise ihrer Treue eben so erfreut als gerührt war, öffentlich verkündigt ward, dass er über das neue Gute, das alte Böse vergessen machen wolle, weil man aus einer vieljährigen Erfahrung gelernt hatte, dass dieser gute Fürst weit mehr zu leisten gewohnt ist, als er verspricht, und als laut gemacht zu werden pflegt, und weil er, in der Person des Grafen von Münster, einen Mann zum Vollstrecker seines Willens gewählt hatte, welcher das allgemeinste Vertrauen besass, und welcher einen jeden, der fur edeln ächt-männlichen Charakter und tiefen, sehr richtig gebildeten Verstand nur einigen Sinn hat, äusserst ehrwürdig seyn muss. Allein kaum war diese Hoffnung aufgelebt, kaum fing man an die Segnungen zu ahnden, deren man sich zu erfreuen haben sollte, als die Begebenheiten im südlichen Deutschlande auch dort neue Scenen erwarten liessen, und es nicht nur möglich, sondern selbst höchst wahrscheinlich machten, dass die erschöpften Provinzen, in welchen die Heere aller Mächte des Nordens versammlet waren, wohl gar noch der Schauplatz eines wirklichen Krieges werden würden. Jeder weiss es, wie diese Befürchtungen gelöset wurden. Ein preussisches Manifest kündigte unter dem 27 Januar 1806 den Hannoveranern und dem ganzen Europa an, man habe mit Frankreich eine Convention geschlossen, nach welcher ein preussisches Corps die Staaten Sr. königlichen grossbritannischen Majestät in Deutschland besetzen, und Se. Majestät, der König von Preussen, das Land bis zum allgemeinen Frieden in Verwahrung und Administration nehmen würden. Dieses Manifest enthielt ferner die königliche Versicherung, dass die Kosten dieser Operation nur in sofern aus den hannöverischen Kassen bestritten werden sollten, als solche den Friedens-Etat übersteigen, und dass der sämmtliche Ueberschuss zum Besten des Landes verwandt werden sollte. Man hätte daher wirklich glauben können, dass ein jeder Hannoveraner dadurch völlig würde beruhigt, ja sogar erfreuet worden seyn. Und doch war dem nicht so; vielmehr fand sich gerade das Gegentheil, und statt Beruhigung und Freude, griff Furcht und Betrübniss im Hannöverischen überall um sich. Man glaubte nämlich in diesem Manifeste, wenn es gleich nur eine bloss interimistische Maasregel ankündigte, einen Vorboten neuer Auftritte und neuer Maasregeln zu finden, welche vielleicht gar am Ende eine gänzliche Losreissung von dem bis zur höchsten Verehrung geliebten Stamme der Welfen, und eine Vereinigung mit der preussischen Monarchie herbeyführen könnten. Man wusste zu allgemein, dass Preussen den Wunsch, Hannover zu besitzen, oftmahls geäussert hatte; man kannte die Freygebigkeit, mit welcher man seither über deutsche

Länder zu disponiren gewohnt war, zu sehr; man hatte die Allgewalt, mit welcher die Begebenheiten, Furcht und Hoffnung auf die festesten Entschliessungen der Grossen wirken, zu oft gesehen und kennen gelernt, um nicht von bangen Befürchtungen ergriffen zu werden; und die bald darauf erfolgte Hinweggebung des Fürstenthums Anspach und des Clevischen unter den bekannten Umständen, machten denn diese Befürchtungen so gross und so drückend, dass man sich selbst bey der königlichen Versicherung nicht beruhigt fühlte.

In diesen Zeiten der allgemeinen Spannung und der bangen Erwartung hat der Vf. der gegenwärtigen Schrift die Feder ergriffen, um das gute, aber, wie es ihm scheint, gänzlich verblendete Volk zu trösten, und ihm über seine wahre Lage die Augen zu öffnen, und auf das, was da kommen kann, vorzubereiten. Ein jeder hat bey einem solchen Tröstungs-Werke seine eigne Manier. Der edlere feinfühlende Mensch, der seinen traurenden bangen Freund und jedweden Schmerz desselben ehrt und achtet, wird dasjenige, was er als ein verlornes Gut betrauert, mit der grössten Schonung behandeln; wird bey der Würdigung desselben die Gerechtigkeit und Billigkeit nicht aus den Augen setzen, am wenigsten aber auch nur die entfernteste Spur einer Schadenfreude und künstlich ersonnener Verläumdung verrathen. Er wird, mit Hinweisung auf den unbiegsamen Willen des Schicksals, zu einer männlichen Fügung unter die Beschliessungen desselben, und zu einer unerschütterlichen Beharrlichkeit bey dem, was gut, was wahr und recht ist, ihn ermuntern, und ihm dieses als das einzige sichere Mittel darstellen, sich in jedweder Lage Achtung und eine möglichst gute Behandlung zu verschaffen; und er wird mehr durch Verweisungen auf die allmählichen Wirkungen der Zeit und der Gewohnheit, als durch egoistische Vorspiegelungen irgend eines Gewinnes und äusseren Vortheils, das bange aufgeregte Gemüth zu beruhigen suchen. Menschen von einer anderen Art gehen einen anderen, gerade entgegengesetzten Weg; sie suchen das Verlorene herabzusetzen und zu verkleinern, wähnend es dadurch aus dem Herzen, welches sie nur zu oft zerreissen, herausreissen zu können. Diesen Weg hat der Vf., wir wissen nicht warum, eingeschlagen. Er hat, ganz wie ein Charlatan, der einen Patienten, zu dem er eben jetzt erst gerufen ist, zu einer wichtigen Operation vorbereitet, den bisherigen Zustand als einen höchst bedenklichen und gefahrvollen Zustand, und die bisherige Behandlungsart als eine so schiefe und gefahrbringende, hingegen die neuen Vorschreitungen als völlig und durchaus heilbringend zu schildern gesucht. Er hat es, ganz wieder im Geiste eines solchen Menschen, dabey nicht unter seiner und des Publikums Würde gehalten, Einseitigkeit, Verdrehungen, *petitiones principiorum*, wie ihm das eine oder das andere zu seinen Zwecken dienlich geschienen, zu Hülfe zu nehmen. Er hat aber gerade dadurch, wie auch selbst in dem Junius-Stücke der Minerva, deren Herausgeber sonst, in allem was gegen Hannover gerichtet ist, eine eigene, seine Unparteylichkeit sehr wenig manifestirende Freude hat, bemerkt worden ist, seinen geheimen Haupt-Zweck — Herabsetzung der vorigen Regierung — ganz und gar verfehlt; und der Erfolg hat genugsam gezeigt, dass durch diese Schrift, für deren Verbreitung im Hannöverischen gar sehr gesorgt worden ist, die Ueberzeugung des Volks von den Vortheilen seiner bisherigen Lage, die Anhänglichkeit desselben an sein altes Fürstenhaus und dessen verordnete Regierung, und die Abneigung gegen jedwede Veränderung durchaus nicht vermindert worden ist. Vielmehr haben diese Gefühle bey gar vielen, dadurch, dass man sie für schwach genug gehalten hat, um sie durch *solche* Vorspiegelungen zu gewinnen, einen mächtigen Zuwachs erhalten, und es ist gleichsam zur Ehrensache geworden, dem Fürstenhause, von welchem man getrennt werden soll, im Herzen desto getreuer zu bleiben. So ist, wie das so oft geschieht, Leidenschaft hie und da an die Stelle der Vernunft getreten, weil der Vf. einen Streit, der nur mit ruhiger Vernunft und grosser edler Mässigung glücklich geführt werden konnte, mit einer kleinen Leidenschaft zu führen angefangen hat. Auch die Preussen, denen kein billiger und vernünftiger Mann im Hannöverischen, das Lob eines sehr guten Betragens und häufiger Aeusserungen eines wirklich grossen Zartgefühls versagt, werden und können dem Vf. keinen Dank wissen. Denn nicht zu gedenken, dass er ihnen weit mehr geschadet als genützt hat, und dass er ihnen bey der bekannten Stimmung und Denkungsart des hannöverischen Volkes mehr schaden als nützen musste: so kann es keinem Mann von Ehre und Gefühl gefallen, wenn man, sey es auch zur Beförderung seines Vortheils, bey den Menschen Gefühle zu ersticken sucht, die in sich vortrefflich und ehrwürdig sind; wie es denn auch keinem Fürsten gleichgültig seyn kann, wenn man das Volk aufmuntert, bloss deswegen, weil es anderswo seine Existenz und Sicherheit wohlfeileren und besseren Kaufs haben kann, sich von seinem angestammten Hause wegzuwenden, und einem andern Herrn zu folgen. Keinem Fürsten, keinem Cabinette kann es willkommen seyn, wenn man dem Volke, ganz gegen die Schrift, die da will, dass wir unterthan seyn sollen unserem Herrn, nicht blos dem gütigen und gelinden, sondern auch dem wunderlichen, zuruft: Ihr seyd Thoren, dass ihr einem Fürsten, einem Gouvernement anhängt, welches hier einen und dort wieder einen politischen Fehlgriff gethan hat. Und ist es denn, um unter dem preussischen Scepter glücklich zu leben, nothwendig, dass man vorher unglücklich gewesen sey? Rec. kann diese Behauptung, auf welche am Ende die ganze tiefe Weisheit, welche in dieser Schrift verborgen liegt, hinausläuft, unmöglich zugeben, da gerade die Zeichen der Zeit es mächtig verkündigen, dass des grossen edlen Geschichtschreibers Ausspruch, dass *Muth und Verstand* Preussens hohes und ehrwürdiges Palladium sey, tief in der Wahrheit beruhen, und dass, wenn dieser schöne Genius je zuweilen zu

schlummern schien, dieses nur um deswillen geschehen, um zu rechter Zeit desto kraftvoller zu erwachen.

Unser Vf. nimmt nun von den bekannten Proclamationen und von der von Munsterschen Protestation Veranlassung, die Frage, welche auch als Aushängeschild auf dem Umschlage steht, aufzuwerfen: *Haben die kurbraunschweigischen Unterthanen Ursache, sich über die, in Ansehung ihrer, am 27ten Januar 1806 getroffenen königlich - preussischen Entschliessungen zu freuen? oder müssen sie wegen der wahrscheinlichen Folgen, die daraus entstehen können, bekümmert seyn?*

Um diese Frage recht gründlich zu beantworten, sucht der Vf. — ganz in dem Geiste und in der eigenthümlichen Manier des Hn. *von Berlepsch*, und mit häufiger Beziehung auf die Schriften und Offenbarungen dieses Mannes, welcher seit mehr als zehn Jahren alle seine Kräfte und grossen Talente darauf verwandt hat, die Fehler und schwachen Seiten der hannöverischen Regierung und Verfassung aufzudecken, — in dem ersten Theile seiner Schrift die Missgriffe herzuerzählen, welche sich, seiner Meinung nach, die hannöverische Regierung hat zu Schulden kommen lassen, und die Verdienste an das Licht zu ziehen, welche sich Preussen bereits um Hannover erworben hat. Zuerst führt er an, im siebenjährigen Kriege habe ein preussischer Feldherr die kurbraunschweigischen Staaten gerettet. Es ist wahr, der edle und tapfere Ferdinand that vieles gegen den gemeinschaftlichen Feind, und Hannover spürte die Folgen davon verschiedentlich. Allein wenn man einmal auf das sehen will, was in den Zeiten einer genauen Verbindung zweyer Staaten, der eine für den anderen that, so darf man billig fragen: Hatten denn die preussischen Staaten und der grosse Held des achtzehnten Jahrhunderts nicht auch und nicht noch weit mehr Nutzen davon, dass an der Weser eine brave Armee, die ihm nichts kostete, wirksam war, ihm seinen Rücken deckte, und einen mächtigen Feind abhielt, welcher seine Operationen in Schlesien und Sachsen mächtig würde haben geniren, und seine kühnsten Unternehmungen gänzlich haben vereiteln können? Empfanden nicht die Provinzen der preussischen Monarchie in Niedersachsen und im westlichen Theile Obersachsens, namentlich Magdeburg, Halberstadt und die alte Mark, die Wohlthaten der Siege der combinirten Armee unendlich mehr, als die kurbraunschweigischen Staaten selbst? Was würde vielleicht aus dem grossen Lieblinge eines aufgeklärten Zeitalters geworden seyn, wenn nicht kurz vor der Niederlage, die er bey Kunnersdorf erlitt, die Hannoveraner einen entscheidenden Sieg bey Minden erfochten hätten, und wenn seine Länder auch in Westen durch ihn und durch seine Kräfte hätten vertheidigt werden müssen? Rec. will hiernächst zwar das Benehmen Englands und des Lords Bute, — über dessen Engherzigkeit die Geschichte bereits abgeurtheilt hat — beym Friedensschluss zu Paris nicht rechtfertigen; allein nur ein Parteyschriftsteller kann aus der Art der Abschliessung desselben, und aus dessen Inhalte im Allgemeinen die Folgen herleiten, welche der Vf. daraus herleitet, und welche in der That von solcher Art sind, dass sie keine Widerlegung und Berichtigung verdienen. Die Schilderung, welche S. 23—26 folgt, ist, gelind gesprochen, die übertriebene Schattenseite der hannöverischen Administration seit dem siebenjährigen Kriege. Die Ansicht, welche der Vf. hier, wie allenthalben, wo er über die vorige hannöverische Regierung, deren erklärter, bitterer Widersacher er ist, zu erkennen giebt, ist aber von so vielen unparteyischen Schriftstellern und noch mehr durch das Zeugniss eines ganzen Volks so vollkommen widerlegt worden, dass Rec. auch kein Wort weiter darüber sagen will. Es ist auch an sich wirklich lächerlich, wenn ein paar Unzufriedene, wie es deren allenthalben giebt, und immer geben wird, eine Regierung als schlecht und Unheil bringend verschreyen wollen, welche ein ganzes Volk segnet, und nach welcher es sich mit einer Leidenschaft sehnt, die — wenn man auch noch so viel auf die Rechnung einer gewissen Einseitigkeit schreibt — sich gewiss bey einem unglücklichen und durch seine Regierung unglücklich gemachten Volke nicht finden wird. Was soll denn über die Güte einer Regierung entscheiden? —

Die Theilnahme an dem amerikanischen Kriege, welche der Vf. der hannöverischen Regierung zum Fehler anrechnet, ist sehr herbeygezogen, und verschwindet ganz, wenn man in Erwägung zieht, dass, während Tausende von Hessen, Braunschweigern, Anspachern u. a. in Amerika für England fochten, kein einziger Hannoveraner dort war, ungeachtet das englische Ministerium sich viele Mühe gab, Hannoveraner in Sold zu nehmen, und gewiss erhalten haben würde, wenn Hannover eine englische Dependenz gewesen, oder dem Interesse Englands aufgeopfert wäre, wie der Vf. eben so dreist als wahrheitswidrig behauptet. Die Regimenter, welche in Indien dienten, waren, wie jeder Hannoveraner weiss, keine hannöverische, sondern nur im Hannöverischen, auf Kosten der ostindischen Compagnie, errichtete Regimenter, bey welchen nur Freywillige und bey weitem mehr Ausländer als Hannoveraner angenommen wurden. Unter den Officieren nur befanden sich viele Hannoveraner, welche diese Gelegenheit, ihr Glück zu machen, und sich zum Theil aus einer unangenehmen Lage, in welche sie sich durch das Schicksal oder durch eigene Schuld versetzt sahen, herauszuziehen, begierig ergriffen, und zum Theil noch jetzt segnen. Es leidet gar keinen Zweifel, dass dem hannöverischen Lande dadurch, dass mancher junge Mann hier sein gutes ehrenvolles Fortkommen fand, und durch das Geld, welches mit diesen Regimentern zurückkam, weit mehr Vortheile angewachsen sind, als der Verlust ausmacht, der durch die Absendung derselben dem Lande an Menschen, und den Staatskassen an Einnahme zuwuchs. Ueberhaupt kann man daraus, dass der Vf. den Ausfall in Anschlag bringt, welchen die Staatskassen dadurch erlitten haben sollen, dass einige Bataillons Truppen weniger im Lande gewesen, abnehmen, wie sauer es sich werden lassen muss, um seinen Zweck, der

Regierung einen Vorwurf zu machen, zu erreichen, weil doch der Soldat dem Staate bekanntlich sehr wenig abgiebt, und von dem, was er als Soldat hat, nicht viel abgeben kann.

Was über die Theilnahme Hannovers an dem unseligen Revolutionskriege gesagt wird, ist an sich größtentheils richtig. Allein es ist ungerecht, daraus einen Beweis einer besonderen Verschuldung des hannöverischen Ministeriums herzunehmen. Diess gehört vielmehr alles auf das grosse unglückliche Register, auf welchem leider nur zu viele Namen deutscher und europäischer Staaten stehen, und auf welchem, wenigstens der Zeit nach, weder Hannover noch England den ersten Platz einnimmt, wenn es auch etwa noch streitig seyn sollte, wer auf die Ehre dieses ersten Platzes den grössten Anspruch sollte machen können. —

Die höchst sonderbare Lage, in welche das ganze nördliche Deutschland und ganz vorzüglich Hannover, sowohl seiner Localität wegen, als auch deswegen, weil sein Kurfürst zugleich König von England war, nach dem baseler Frieden gerieth, und die zum Theil sonderbaren Maasregeln, welche deshalb genommen werden mussten, rührten lediglich davon her, dass der mächtigste Reichsstand im Norden Deutschlands, auf dessen Mitwirkung bey allen Kriegsoperationen ganz vorzüglich gerechnet worden war, sich vom Kriegs-Schauplatze entfernte. Eine Begebenheit, welche aber mit allen ihren nothwendigen und zufälligen Folgen zu sehr der Weltgeschichte angehört, um hier jetzt mehr darüber zu sagen.

Uebrigens hat die hannöverische Regierung, wie dieses leicht entwickelt werden könnte, wenn der Raum es zuliesse, in dieser sonderbaren Periode so viel gethan, als irgend eine Regierung in einer so verwickelten Lage thun konnte, um die Gefahren abzuwenden, welche jetzt daraus entstanden, dass ihr Kurfürst auch König von England war. Es ist aber eine, mit allen richtigen Begriffen von Pflicht und von einer treuen, warmen Anhänglichkeit an die Person seines Landesherrn, durchaus nicht zu vereinigende Foderung, wenn man mit dem Vf. verlangt, die hannöverischen Minister, Georgs III vereydete Diener, hätten bey Allem, was sie thaten und geschehen liessen, mehr darauf sehen sollen, was den damaligen Machthabern in Frankreich, oder irgend einem anderen Cabinette angenehm und nützlich war, als was dem Willen und den Wünschen der Person ihres Kurfürsten angemessen, und was ihm als König von England ersprießlich war; und es ist ein Beweis einer blinden Leidenschaft, welche kein Verhältniss richtig zu würdigen versteht, wenn man den Dienern des Staats und den Hannoveranern überhaupt einen Vorwurf daraus macht, dass sie englische Partey nahmen. Sollen denn die Kinder Eines Vaters, der wahrlich — was auch Unwissende dagegen sagen mögen — gegen keines von beyden stiefväterlich gesinnt ist, und keines, am wenigsten Hannover, stiefväterlich behandelt hat, einander hassen, weil sie zwey Mutter von ungleichem Vermögen, Kräften und Interesse haben?

Der Begriff, welchen der Vf. dem, bey Gelegenheit des Beytritts Hannovers zu dem baseler Frieden, gebrauchten Worte, *acquiesciren* beylegt, ist eben so wenig richtig, als die Folgen, welche er auf seine unrichtige Erklärung gründet, wenn gleich ihm selbst und anderen, welche an fadenGemeinheiten ihreFreude haben, dasjenige ganz besonders zu gefallen scheint, was er S. 47 über diese Materie sagt. Die hannöverische Regierung trat nämlich dem baseler Frieden so gern und so ernstlich bey, als sie solches in Erwägung aller Umstände und Rücksichten immer konnte; und wenn sie gleich, wegen der ganz neuen Verhältnisse, einen ganz neuen, und vielleicht nicht ganz passenden Ausdruck wählen musste, so kam es ihr nicht in den Sinn, irgend eine hinterlistige Absicht damit zu bedecken, und noch weniger irgend eine feindliche Operation gegen Frankreich zu unternehmen. Bey diesen Umständen war es daher auch völlig unnöthig, dass Hannover nachher, und nachdem ein wirklicher Reichsfriede zu Stande gekommen war, noch einen besonderen Frieden mit Frankreich hätte schliessen sollen. Auch hat es sich noch niemand in der Welt in den Sinn kommen lassen, dass Hannover, welches selbst im Gefolge des geschlossenen Friedens entschädigt wurde, und Osnabrück erhielt, und folglich von den pacificirenden Mächten auf eine sehr thätige Weise als in den Frieden mitbegriffen, angesehen wurde, noch eines besonderen Friedens mit Frankreich bedurft hätte. Nur allein der Vf. hat diese sonderbare Idee, um seine Hypothese, Hannover sey eine englische Dependenz gewesen, zu unterstützen, und um einen Fehler mehr auf die hannöverische Regierung zu bringen. Aber gerade solche Gründe und Beweise manifestiren die Schwäche seines Werkes am deutlichsten; und eine Regierung kann in den Augen derer, die sehen wollen und sehen können, durch keine Vertheidigung mehr gewinnen, als durch solche hervorgesuchte Angriffe eines erklärten Feindes. Gegründeter ist inzwischen der Vorwurf, welchen der Vf. mit diesem in Verbindung bringt, nämlich der, dass Hannover keine eigene Gesandschaft in Paris unterhalten habe; denn es wäre allerdings möglich, aber auch nur möglich gewesen, dass dadurch einiges Uebel abgewandt worden wäre.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

Der Abdruck der drey Stücke, welche staatswissenschaftliche Recensionen enthalten (*No.* 241—243) *fiel in die auch für unser Institut höchst unruhvollen Tage des Krieges, in welchen in den Officinen der Buchdrucker und Buchbinder mannichfaltige Verwirrung entstanden war. Daher die Verspätung dieser Stücke und ihre Nachlieferung. Dass aber für die Zukunft unser Institut eine ähnliche Unterbrechung nicht zu befürchten habe, können wir nach dem, was bereits im Intelligenzblatt No.* 98 *über die bey uns hergestellte Ruhe berichtet worden, unseren Interessenten mit derselben Freude versichern, mit welcher wir den uns gnädigst zugesagten Schutz voll ehrerbietiger Dankbarkeit rühmen. Jena, d.* 29 *October* 1806.

Das Directorium der Jenaischen A. L. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 OCTOBER, 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

NORDDEUTSCHLAND: *Ueber die preufsische Verwahrung und Verwaltung der kurbraunschweigischen Staaten während des dritten Coalitions-Krieges gegen Frankreich und über die Folgen dieser Verfügung.*

(Beschlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Aus den Begebenheiten der ersten Hälfte des verwirrungsvollen Jahres 1801 und aus den unerwarteten Erscheinungen, welche die Versöhnung und Freundschaft zwischen Napoleon und Paul dem Ersten, die höchst übertriebenen englischen Anmafsungen zur See, und die nordische Coalition hervorbrachten, kurz, aus den Begebenheiten einer Periode, in welcher die heftigsten Leidenschaften gegen noch heftigere Leidenschaften kämpften, und fast mit jedem Tage neue Scenen herbeyführten, und wo ein jedweder aus der allgemeinen Verwirrung so viel als möglich Vortheil ziehen wollte, wo selbst ein ehrwürdiges und höchst besonnenes Cabinet mit fortgerissen wurde, oder sich mit fortreifsen liefs, und etwas davon zu tragen hoffte, — irgend einen Beweis für eine völkerrechtliche Wahrheit, und für das wirkliche und eigentliche Verhältnifs Hannovers zu England hernehmen zu wollen, wie dieses der Vf. S. 67 u. f. thut, ist eben so seltsam, als es sonderbar ist, dafs er den Hannoveranern einen Vorwurf daraus macht, dafs sie die preufsische Occupation nicht gern sahen. Denn eines Theils zog diese Occupation manchen Aufwand nach sich, und gab zu manchen unangenehmen Gefühlen Veranlassung, anderen Theils fürchtete man damals schon, dafs diese provisorische Mafsregel bleibende Folgen haben könnte; und wenn auch alle die Uebel, welche nothwendig damit verbunden waren, durch den Gedanken sehr erleichtert werden mufsten, dafs eine andere Besitznahme, welche dadurch abgewandt wurde, wohl nicht bessere Folgen gehabt haben würde: so ist doch ein solches Raisonnement nicht die Sache eines gereizten Gemüthes. Auch kennen wir die Gesetze nicht, nach welchen es ein Verbrechen ist, wenn ein Volk seiner Regierung und seinem Fürstenhause, dem es seit Jahrhunderten angehörte und von welchem es viel Gutes empfing, treu bleibt, und wenn es in kritischen Momenten auf eine, vielleicht nicht ganz kluge, aber defshalb auch doch nicht ganz verwerfliche Art dieses zu erkennen giebt, und nicht aus lauter leidendem Gehorsam jedes Gefühl aufopfert und unterdrückt. Wahrlich, die Herrscher, welche von den Unterthanen, die ihnen heute zugefallen sind, oder zufallen sollen, morgen Liebe, Ergebenheit und gänzliches Vergessen ihres vorigen Landesherren fodern, heiligen einen Grundsatz, gegen den sie, ihres eigenen Vortheils halber, mit aller Macht sich setzen sollten!

Die hannöverische Regierung that inzwischen im J. 1801 nichts, um eine widerrechtliche Abneigung gegen die Preussen zu verbreiten, oder zu verstärken, wenn man nicht die Beweise von Ergebenheit gegen ihren Landesherrn, welche sie gab, und ein stetes Festhalten an den Verpflichtungen gegen ihren Staat dafür halten will. Ganz eigene Begriffe von Dienerpflicht und von dem schönen Gefühle für seinen Fürsten und für sein Vaterland mufs aber der Vf. haben, dafs er sogar die Bemühungen der hannöverischen Minister, die Beendigung der Occupation herbeyzuführen, lächerlich und verächtlich zu machen sucht; und was für eine Tendenz zeigt er, wenn er — wie man dieses fast bey jeder menschlichen Handlung kann — jeden Vorschritt aus einer Schwäche herzuleiten, und auf einen Fehler zu reduciren bemüht ist, und den weit näher liegenden ehrenvollen Grund derselben recht geflissentlich übersieht? Auch seine historische Treue und Vollständigkeit erscheint in einem sehr schlechten Lichte, wenn er immer nur von Fehlern und unrechtmäfsigen Vorschritten der hannöverischen Minister und des englischen Cabinets spricht, ohne auch nur ein Wort von den Fehlern und Ungerechtigkeiten irgend einer anderen Macht zu sagen. Glaubt er vielleicht, dafs keine von diesen bey den Begebenheiten, welche er beurtheilt, sich so etwas habe zu Schulden kommen lassen? Von allen Vorwürfen, welche der Vf. der hannöverischen Regierung macht, ist vielleicht keiner so wahr, als derjenige, den er ihr wegen ihres Betragens bey der, unter dem Titel einer Entschädigung, vorgenommenen Ländervertheilung in Deutschland macht. Und wahr ist er nicht sowohl defswegen, weil Hannover nicht hinreichend für das, was es rechtmäfsiger und billiger Weise fodern konnte, entschädigt worden wäre, sondern weil man vielleicht nicht thätig genug war, um zu verhüten, dafs angrenzende Staaten nicht in solche Hände kamen, die demnächst für Hannovers Unabhängigkeit gefährlich werden konnten, und weil man in hochtrabenden Schriften alte Ansprüche und Rechte anzog, statt dafs man einen ganz anderen weit modernern, und weit wirksamern Nerv hätte anziehen sollen. Inzwischen liegt auch in den Urtheilen des Vf. hierüber viel Übertriebenes

verischen Militair-Haushalts, manche Modificationen eintreten können, welche den Unterthanen zu einer bedeutenden Erleichterung gereichen würden. Ueberdem ist es ein sehr leidiger Trost, und eine sehr schlechte Beweisart für oder wider etwas, wenn man sagt, dass etwas nicht neu und nicht einzig in seiner Art sey, eine Beweisart, deren sich jeder gebildete Mann schämen, und dem Pöbel überlassen sollte.

Eben so wenig würde es schwer seyn, über das Accise-Wesen und über die aus dieser Einrichtung und aus anderen Finanz- und Handels-Einrichtungen, Monopolen, Verboten und Geboten entspringenden, nicht ganz angenehmen Folgen und nachtheiligen Einschränkungen und Beschwerungen des Handels und Wandels, besonders für ein Land von einer solchen Lage, wie gerade das hannöverische ist, manches zu sagen, was der Vf. schwerlich ganz aus dem Wege zu räumen im Stande seyn würde. Wir wollen uns jedoch kein Geschäft daraus machen, die Schatten-Seite, welche das preussische System als ein von Menschen ersonnenes und ins Werk gesetztes System auch haben muss, aufzusuchen, indem wir keinen Gefallen daran finden, einem guten Volke ein mögliches Unglück zu weissagen, wenn die Mächte, welche über das Schicksal Europas zu entscheiden haben, und welche gerade in diesen Tagen bereit dazustehen scheinen, um für einen anderen Zustand der Dinge, unter den heissesten Seegenswünschen und gewiss unter möglichst thätiger Mitwirkung eines jeden Mannes von Geist und Herz, das entscheidende Schwerdt zu ziehen, wenn diese Mächte es beschliessen sollten, dass Hannover bey dem preussischen Staate verbleibt. Wir wollen vielmehr die guten Hannoveraner daran erinnern, dass das Glück der Menschen nicht an einen einzigen bestimmten Zustand der Dinge gebunden ist, sondern dass man unter einer jeden Regierung, welche ihren Pflichten Genüge leistet, glücklich und frey leben kann, wenn man als ein rechtschaffener und vernünftiger, oder wie der grosse Geschichtschreiber sagt, unbeleidigender Mensch lebt, und sich, wie billig, unter die Ordnung fügt, welche nun einmal hergebracht ist, und welche, wie das Meiste in der Welt, doch auch gewiss ihre guten Seiten hat. Wenn wir also weit davon entfernt sind, den Hannoveranern eine unglückliche Zukunft zu weissagen; wenn es uns nicht in den Sinn kommt, ihnen mit eben so vieler Grausamkeit als Ungerechtigkeit jede Hoffnung, selbst einer *besseren* Zukunft, aus dem Herzen zu reissen: so können wir doch auch unmöglich, ohne eine gleiche und für den Bestand aller Staaten höchst gefährliche Ungerechtigkeit uns zu Schulden kommen zu lassen, denenjenigen Leidenschaft, Verblendung und Thorheit zur Last legen, die sich mit blutendem und widerstrebendem Herzen von einem Fürstenhause trennen, dem sie seit Jahrhunderten angehörten, welches ihnen und ihren Vätern theuer war, und die mit banger Besorgniss und getrübtem Gemüthe aus einem Zustande, in welchem sie sich vollkommen wohl fühlten, für welchen alle ihre Pläne berechnet, und mit welchem alle ihre Hoffnungen in Verbindung standen, zu einem anderen übergehen, dessen Gutes sie noch nicht kennen, und für welchen ihre Pläne und Hoffnungen nicht mehr passen. Wir müssen vielmehr einem Volke, welches dergleichen Gefühle in einem vorzüglich hohen Grade hat, und welches darüber selbst das vergisst, was bey der vorigen Ordnung nicht lobenswerth war, unsere besondere Achtung bezeugen; und wir können dieses um so offener und unbefangener an den Tag legen, weil diejenigen, welche in *einem* Verhältnisse durchaus rechtlich und edel sind, es auch in jedem anderen, in welches sie sich versetzt sehen, seyn werden, mithin die Hannoveraner, wenn es seyn muss, und wenn die ersten Eindrücke vorüber sind, dem einen Gouvernement, wenn sich solches ihr Zutrauen erworben hat, eben so treu und eben so ergeben seyn werden, als sie es dem bisherigen waren.

Den Schluss dieser Schrift macht eine declamatorische Anrede an die Hannoveraner, worin sie erinnert und bedeutet werden, ihrer Nachbaren und besonders Preussens halber sich von England und von ihrem Regentenhause loszusagen, und worin das Regentenhaus gleichfalls aus eben diesem Grunde dazu aufgefodert wird. Aber bey aller Gutmüthigkeit und Nächstenliebe scheint es doch wohl zu viel gefodert zu seyn, wenn man von einem Fürsten bloss desswegen, weil es dem Nachbar angenehm und nützlich ist, verlangen will, dass er ihm ganze Provinzen und Völker abtrete; wenigstens ist, wo nicht die Foderung, doch die gutwillige Gewährung dieser Foderung etwas ganz neues. Auch muss Rec. den Vf., der nun einmal für Hannovers sämmtliche Nachbaren so christlich sorgt, bitten, doch einmahl bey diesen umherzufragen, ob sie denn eigentlich lieber wollen, dass Hannover zu seinen alten Verhältnissen zurückkehre, oder dass es bey Preussen bleibe.

Um Georg III ganz gewiss zu überzeugen, dass er, wenn ihm seine deutschen Unterthanen wirklich lieb seyn, in die Vereinigung der kurbraunschweigischen Staaten mit Preussen willigen müsse, beruft sich der Vf. auf eine Stelle aus den Werken des grossen Königs, welche auch als Motto auf dem Umschlage seiner Schrift steht. Sie ist aus dem *Avant-propos* zu den *Oeuvres posthumes* T. 1, p. 12 genommen. Der gekrönte Philosoph sagt in derselben, ein Fürst müsse nicht nur seine Person aufopfern, sondern auch seine Verbindungen aufgeben, wenn deren Beybehaltung seinen Unterthanen nachtheilig werde. Wie ist es aber möglich, hieraus mit dem Vf. die Folge herzuleiten, dass ein Fürst seine Unterthanen selbst aufgeben müsse, und sogar selbst alsdann aufgeben müsse, wenn diese, wie solches in Ansehung der kurbraunschweigischen Staaten der Fall ist, nicht aufgegeben werden wollen? Gewiss, es ist dem edelmüthigen Könige nie ein solcher Gedanke in den Sinn gekommen, diesem Könige, der sich für die Erhaltung seiner Staaten, und für die Behauptung seiner erst erworbenen Provinzen und seiner königlichen Ehre sieben Jahre lang mit einem Feinde herumschlug, welcher ihm an äusserer Macht und Anzahl unendlich überlegen war, und durch *Muth*, *Verstand* und *Beharrlichkeit* siegreich aus einem Kampfe hervorging, welcher auf nichts weniger als auf seine gänzliche Vernichtung hinauszuführen schien. Wer etwa ungewiss darüber seyn sollte, wie der erhabene König über diesen Punkt gedacht habe, der lese doch (*Oeuvres posth.* T. 1. p. 180) die Antwort, welche er der Kaiserin Königin gab, die ihm für seine Ansprüche auf Schlesien, Limburg und Geldern zwey Millionen Thaler anbieten liess. — Doch es ist nicht nöthig, den königlichen Helden und Philosophen gegen einen Schriftsteller zu rechtfertigen, der nur durch Verdrehungen und Entstellungen seine Sache zu führen weiss, und welcher durch die Deutung eines Ausspruchs des grossen Königs, den er zum Motto auf dem Umschlage seiner Schrift gewählt hat, den Charakter derselben gleichsam zu erkennen gibt. Dieser Charakter und die in dieser Schrift verborgene Lehre, welche, angewandt auf andere Staaten, von den allerverderblichsten Folgen seyn kann, hat es uns denn zur Pflicht gemacht, derselben eine grössere Aufmerksamkeit zu widmen, als sie es sonst in jedem Betracht verdient.

PN.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 OCTOBER, 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Hamburg, b. Nestler: *Ueber die Vereinigung des Kurfürstenthums Hannover mit der preussischen Monarchie, als Darstellung dessen, was der preussische Staat dadurch gewinnen werde, so wie auch der neuen Verhältnisse, welche für das Kurfürstenthum Hannover und den preussischen Staat aus dieser Vereinigung hervorgehen werden.* 1806. 70 S. 8. (10 Gr.)

Eine gründliche, freymüthige und vollständige Prüfung und Würdigung der Vortheile und neuen Verhältnisse, welche durch die Verbindung einer Provinz oder eines Staats, welcher bisher für sich bestanden hat, und nach eigenen Gesetzen regiert und administrirt worden ist, mit einem anderen, entweder ganz nothwendig hervorgebracht werden müssen, oder doch, zum Glück beyder nun verbundenen Staaten, leicht hervorgebracht werden können, ist an sich eine sehr intereressante Arbeit. Sie ist aber auch so nützlich und so wohlthätig, dass sie billig dem Organisirungs- und gänzlichen Einverleibungs-Werke vorausgehen sollte. Ein Schriftsteller, welcher daher diesen Gegenstand in Beziehung auf die von Preussen acquirirten hannöverischen Provinzen mit Sachkenntniss, Unparteylichkeit und ohne Nebenzwecke vollständig behandelte, würde sich dadurch ein um so grösseres Verdienst erwerben, als bey dieser Acquisition ganz besondere Gründe vorhanden sind, die dem neuen Besitzer eine mehr als gewöhnliche Klugheit zur Nothwendigkeit machen, wenn er von dieser neuen Erwerbung diejenigen Vortheile ziehen will, die sie ihm, wenn es gehörig angefangen wird, gewähren kann, und wenn er, was doch jeder gute Fürst und unverdorbene Mensch wünschen muss, einer Million Menschen eine glückliche Existenz verschaffen will. Denn nicht gerechnet, dass die Erwerbung der kurbraunschweigischen Staaten, wenigstens auf den ersten Anblick, äusserst wichtig und bedeutend für Preussen ist; dass dessen Bewohner zu den gebildetsten und patriotisch gesinntesten Einwohnern Deutschlands gehören, die an eine sehr verständige Behandlung gewöhnt sind, und desshalb sich nicht so leicht in jede andere Form fügen, die ihnen neu ist, und von welcher es wenigstens problematisch wird, ob sie jetzt noch so verständig und so zweckmässig sey, als die alte: so treffen noch mancherley Ursachen zusammen, welche aus dem Wege geräumt werden müssen, wenn diese Erwerbung für Preussen und für Hannover wirklich seegensvoll seyn soll. Zuförderst sind die Vorstellungen, welche die Hannoveraner, — sey es auch nur aus Vorurtheil — seit geraumer Zeit mit dem Anblicke des ihnen immer näher kommenden preussischen Adlers verbunden haben, nicht von einer solchen Beschaffenheit, dass sie das Volk zu einer willigen Unterwerfung der Herzen hätten vorbereiten können. Die Ideen, welche durch die Worte: *Militär- und Finanz-System* bey denen erweckt werden, welche keines von beyden seinem ganzen Geiste nach und mit seinen mildernden Modificationen kennen, dagegen aber an eine gewisse grossmüthige Liberalität gewöhnt sind, führen gar leicht auf Befürchtungen, welche nicht ohne besondere Mühe, und gewiss nicht anders als sehr allmählich geschwächt und vertilgt werden können. Endlich haben die Umstände, unter welchen Preussen diese Acquisition gemacht hat, und der ganze Gang der Begebenheiten Gefühle erweckt, welche bey einem so braven Volke als die Hannoveraner von jeher waren, und bey der offenen Erklärung, die ein sehr geliebter Fürst desshalb vor ganz Europa gegeben hat, nur durch grosse Weisheit und Gerechtigkeit in den Einrichtungen und durch edle Mässigung und Schonung in der Behandlung vernichtet und unschädlich gemacht werden können.

Der Vf. der gegenwärtigen Schrift, in welcher man einen billigen, rechtlichen und wahrheitsliebenden Mann sehen und ehren muss, liefert einen kleinen Beytrag zu der Bearbeitung dieses grossen Gegenstandes. Er fängt dabey mit einer richtigen Darstellung der Grösse, der Bevölkerung und des Bodens an. Er bemerkt sehr wahr, dass die Bevölkerung noch eines beträchtlichen Zuwachses fähig sey. Als Mittel dazu gibt er die Urbarmachung mancher Heid- und Mohr-Districte und die Gemeinheits-Theilungen an, für welche man im Hannöverischen bereits so viel gethan, und in Ansehung deren man, mit vieler Klugheit, Hindernisse und Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt hat, welche man in anderen, besonders in den mittleren Provinzen Deutschlands für unüberwindlich hält. Beyde sind unstreitig sehr zweckmässige Mittel. Doch ist auch hiebey viele Vorsicht nöthig, und das *festina lente* nicht aus den Augen zu setzen, damit man nicht, wie es sonst so leicht geschehen kann, Menschen herbeyzieht, welche den Staat, statt ihm Kraft zu geben, schwächen, und welche, statt die Masse des Eigenthums zu vermehren, nur das Eigenthum anderer unsicher machen.

Die Nähe der See und der grossen reichen Seestädte, die Flüsse, welche das Land durchströmen, verschaffen den Einwohnern einen leichten Absatz

aller ihrer Producte; die grosse Strasse von Hamburg, Bremen, Lübeck in das ganze Reich geht durch das Land: diess giebt viele Nahrung, vermehrt und erleichtert den Absatz der Früchte, und dient zur Ermunterung des Ackerbaues und der Viehzucht. Auch ist dieses für die Zölle und Postanstalten sehr einträglich. Rec. kann hiebey den Wunsch nicht unterdrücken, dass man sich auch in der Zukunft mit den vielfältigen natürlichen Vortheilen, welche diese Lage und diese Umstände gewähren, soviel als möglich, begnügen, und nicht zu sehr auf die Erhöhung derselben denken möge, weil sonst gar leicht ein grosser Theil jener natürlichen Vortheile mit der Zeit eingehen könnte. Ueberhaupt ist es schwerlich eine weise Finanzkunst, welche von Allem, was in einem Lande vorgeht, einen ganz unmittelbaren und den möglichst grössten Vortheil ziehen will. Der Unternehmungsgeist und die Betriebsamkeit der Menschen wird nicht nur gar sehr und wirklich unverhältnissmässig gelähmt, wenn man von einem jeden Groschen, den man gewinnt, sogleich dem Staate seinen Antheil baar abgeben soll, sondern, was in seinen Folgen noch weit schlimmer ist, der Mensch sinnt sogleich auf Umgehung solcher Gesetze, und er ist in der Auffindung der Mittel dazu immer weit glücklicher darin, als der Staat mit allen seinen Aufsichts- und Verhinderungs-Anstalten, wenn sie ihm auch noch so viel kosten.

Sehr richtig bemerkt der Vf. weiter, der Ackerbau und die Viehzucht sey der erste und sicherste — Rec. möchte sagen, der *einzige sichere* — Grund des Wohlstandes für das Hannöverische, wie für den grössten Theil von Deutschland, und beyde seyen noch einer sehr grossen Verbesserung und Erweiterung fähig; weit gefährlicher sey die Vermehrung des Fabrikwesens, und der Vf. bemerkt sehr gut, dass richtige Einsicht über diesen Gegenstand die Ursache sey, weshalb im Hannöverischen nicht mehrere Fabriken seyen, und dass man daher auch in Zukunft ja bey der Beförderung derselben vorsichtig seyn möge. Ein Wink, den man nicht öffentlich, nicht häufig genug wiederholen kann. Was für ein Unglück Fabriken über ein Land bringen können, welches nicht, wie England, neben einem grossen Capitale auch über die Zufuhr und den Absatz gebieten kann, und der Wege für beydes zu tausenden hat, zeigt das fleissige, geschickte Erzgebirge. Es lässt sich auch mit grosser Zuversicht behaupten, dass in Deutschland, einige wenige Seegegenden ausgenommen, alle Fabriken, welche ihre Materialien aus fremden Ländern, und nicht etwa wie die Leinwand- und Wollen-Manufacturen aus dem einheimischen Ackerbau und aus der Viehzucht ziehen, und welche eines auswärtigen Marktes bedürfen, über kurz oder lang zu Grunde gehen, und das Land mit Bettlern und Dieben anfüllen müssen, oder ein Zwang- und Verbietungs-System nothwendig machen, welche das ganze übrige Volk drückt, und ein Defraudiren zur Folge hat, welches, richtig erwogen, in seinen moralischen Folgen dem Staate weit mehr schadet, als der Gewinn werth ist, den solche forcirte Anstalten abwerfen.

Der eigene Handel Hannovers sey zwar nicht gross, fährt der Vf. fort; indessen gewinne doch das Land ungemein viel von dem durchgehenden, und dieser werde, wenn man ihn nicht mit Fesseln belege, auch dann noch bleiben, wenn der Rhein dereinst von den Fesseln befreyet werden sollte, welche den Handel von dort hinweggetrieben hätten. Dieses mag richtig seyn, weil der Handel nicht gern seinen Weg ändert; allein weil dieser Weg in der That ein etwas unnatürlicher Weg ist, so kann und wird ihn auch die mindeste Störung und Erschwerung unfehlbar verscheuchen.

Mit Wahrheit giebt der Vf. hiernächst der Bildung der Hannoveraner, den Bildungs-Anstalten im Hannöverischen und den überall verbreiteten vernünftigen Einsichten das verdiente gute Zeugniss. Er schreibt dieser vernünftigen Bildung, welche wirklich sehr allgemein ist, und besonders eine sehr zweckmässige Richtung genommen hat, mit Recht das musterhafte Betragen zu, welches die Hannoveraner während der französischen Occupation beobachtet haben, und welches, wie er sagt, die Folge hatte, „dass die fremden Krieger, die zum Theil mit grossen Vorurtheilen zu uns kamen, mit Achtung gegen uns wieder gingen." Möge alles das Gute, das Hannover in dieser Hinsicht hat, erhalten, und möge die gegründete Hoffnung nie getäuscht werden, dass weder eine karge Finanzkunst, noch eine unweise Eifersucht, noch endlich eine engherzige Regierungs-Politik den schönen Anstalten für Volksbildung und für die höheren Wissenschaften, deren Charakter Liberalität ist, und welche zur Beförderung derselben so vieles beygetragen haben, Fesseln anlegen werde! Der Genius des Wahren, Grossen und Schönen wache darüber, dass man ihnen nicht auch dort das Staatsgewand umhänge, welches man, sey es auch an und für sich noch so schön, doch hiebey nie gern gewahr wird!

Wenn es dem preussischen Staate, fährt der Vf. fort, von mancher Seite werde erleichtert werden, die Hannoveraner sich einzuverleiben, weil ihm dabey Sprache, Sitten, Religion, Culturzustand, Aehnlichkeit im Charakter und mannichfaltige Verbindungen zwischen hannöverischen und preussischen Familien zu Statten kämen: so stehe doch die Vorliebe der Hannoveraner für ihre bisherige Verfassung und Regierung, wie die herrschende Familie, ihm mächtig entgegen, und dieses sey sehr wichtig, wenn der Staat nicht bloss eine äussere Unterwürfigkeit, sondern eine willige Unterwürfigkeit seiner Bürger suche. Der Vf. spricht hierüber eben so wahr und einsichtsvoll, als billig, und die getreue Schilderung, die er von dem Geiste der hannöverischen Regierung, von dem Zustande der Unterthanen, von den Beamten u. s. w. S. 92 u. f. macht, sticht sehr von dem ab, was höchst parteyische Scribenten und deren wenige öffentliche Lobpreiser das ununterrichtete Publicum haben glauben machen wollen.

Zur Beantwortung der Frage, wie es die neue Regierung anzufangen habe, „dieses achtungswürdige Völkchen, das mit so vieler Anhänglichkeit an seinem Regenten hing, und so viele Ursachen hat ihn zu lieben" — nicht zu beherrschen, sondern zu gewinnen, giebt der bescheidene Vf. S. 24 nur einige in Fragen eingekleidete Winke, welche darauf hinausgehen, dass man doch bey der Organisirung nicht jede im Hannöverischen bestehende, abweichende Einrichtung für verwerflich, und nicht die preussischen Einrichtungen, welche doch auch nur von Menschen herrührten, für vollkommen und für allgemein anwendbar halten möge. Sehr bescheiden überläfst er es dann den warmen einsichtsvollen Patrioten, diese und andere Wunsche des Landes zum Thron des Regenten zu bringen, der sie hören werde, weil er gut und gerecht sey. Rec. wünscht dieses gleichfalls, und er trauet es den Patrioten Hannovers zu, dass sie sich durch nichts in der Welt werden abhalten lassen, um die Wahrheit und das Recht laut werden zu lassen und kraftvoll zu vertheidigen. Unsäglich ist das Uebel, welches über so manche Provinz Deutschlands verbreitet worden ist, weil die Männer, denen es zukam zu reden, aus einer erbärmlichen Furcht vor der Ungnade der neuen Machthaber stille schwiegen, und Dinge von ihnen geschehen liessen, wozu diese gewiss keinen Auftrag hatten, und welche sicher den Beyfall ihrer Herren nicht erhalten haben würden, wenn man sie diesen mit Offenheit von der rechten Seite vorgestellt hätte. *Einmal* zur rechten Zeit mit Nachdruck gesprochen, *einmal* dem Unrechte sich kraftvoll entgegengesetzt, *einen* unredlichen Diener entlarvt: O es bringt tausendfältigen Seegen! Es bringt unendlich mehr Achtung und Ruhm als der kleinliche leidende Gehorsam, der ein Volk unvermeidlich zur Entehrung und Vernichtung führen muss!

Der Vf. scheint indessen von einer solchen Mässigung in dem Organisirungs-Werke wenig zu hoffen, und wenn man den Geist der gewöhnlichen Praktiker kennt, welche, wie die Tages-Geschichten genugsam zeigen, mit der gröfsten Vorstellung von der Untrüglichkeit und Untadelhaftigkeit ihres Leistens, auf die Theoretiker und auf alle diejenigen herabsehen, welche nach einem anderen Leisten arbeiten, so läst sich auch davon wenig hoffen. Der Vf. glaubt daher auf den Gewinn hinweisen zu müssen, welcher für die Ruhe und die Sicherheit Hannovers, der preussischen Staaten, Deutschlands und selbst des ganzen Europa durch diese Verbindung Hannovers mit Preussen erwachsen werde. Ein Gewinn, den er für so gross hält, dass man deshalb vielleicht gar über den Rechtspunct durfte hinwegsehen können. Da der Vf. diesen gar nicht weiter berührt, so kommt es auch uns nicht zu, darüber etwas zu sagen; doch können wir nicht umhin zu bemerken, dass die Rechtmässigkeit einer Handlung nicht schlechter vertheidigt werden kann, als wenn man sich auf ähnliche Fälle beruft, und dass es mindestens Mangel an aller gründlichen Geschichts-Kenntnifs verräth, wenn man in dem, was mit Bremen und Verden vorging, einen ähnlichen Fall finden will. Schlechte Gründe verderben unfehlbar jede Sache, und Schweigen ist unfehlbar besser als Schlecht-sprechen.

Der Gewinn nun, auf welchen der Vf. hinweiset, ist, wie leicht abzunehmen, kein anderer, als dass Hannover, das ganze nördliche Deutschland und das feste Land überhaupt, weniger in Gefahr seyn werde, in die Kriege Frankreichs und Englands hineingezogen zu werden, und dass bey einem entstandenen See-Kriege der deutsche Handel weniger werde gestört werden. Der Vf. hohlt bey der Entwickelung dieses Satzes etwas weit aus, stellet den Einfluss dar, welchen Frankreich von langer Zeit her auf Deutschland gehabt hat, und glaubt, dass nur Preussen, dessen Wachsthum gleichfalls erzählt wird, allein im Stande seyn werde, demselben in enger Verbindung mit allen nördlichen Fürsten Deutschlands Schranken zu setzen, weil Oestreich und Russland, jenes wegen seiner Entkräftung, dieses wegen seiner Entfernung, dazu nicht fähig sey. Rec. überläfst dem Leser die Ausführung dieser Ideen sich aus dem Buche selbst bekannt zu machen, kann aber dabey nicht unbemerkt lassen, dass, was die Wichtigkeit Hannovers für Preussen im Fall eines Krieges dieser Macht mit Frankreich angeht, doch auch nicht übersehen werden darf, dass Hannover auch als Besitzthum des alten Kurhauses, Preussen in jedem Kriege mit Frankreich zu Gebote stand, und mit allen den Hülfsquellen zu Gebote stand, welche dessen Verbindung mit England hervorbrachte, und ohne welche Hannover im siebenjährigen Kriege unmöglich eine Macht von 40000 Mann, welche es zuweilen auf den Beinen hatte, würde haben unterhalten können.

Die Frage, ob nicht durch Preussens Massregel gegen Hannover ein unversöhnlicher Hass zwischen ihm und England werde begründet werden, beantwortet der Vf. aus dem Grunde verneinend, weil eine Feindschaft zwischen diesen beyden Staaten auch für Englands Handel höchst nachtheilig seyn werde, Hannover hingegen für die englische Nation nicht wichtig sey. Das erste ist so wahr, dass wir das zweyte dahin gestellt seyn lassen können, um zuzugeben, dass, wenn auch Preussen Hannover behält, England als Staat mit Preussen bald wieder ausgesöhnt seyn werde. Ob aber eben so bald alle die Gefühle unterdrückt seyn werden, welche durch dieses Ereigniss bey der brittischen Nation gegen diesen Staat erweckt worden sind, diess möchten wir nicht mit Gewissheit zu behaupten wagen.

Als Anhang giebt der Vf. einige Bemerkungen über den Einfluss, welchen Preussen durch diese Acquisition auf den deutschen Nordseehandel bekommt, wie auch über die Verhältnisse, welche daraus für die drey Hanseestädte hervorgehen möchten. Er wirft dabey die Frage auf, ob es für Preussen nicht rathsam sey, den eigentlichen Sitz dieses Handels, nämlich die Hanseestädte selbst oder doch wenigstens deren Handel an sich zu ziehen. Er glaubt dann, dass es nicht weni

ger als ausgemacht sey, dass Preussen mit dem Besitze dieser Städte oder durch Störung ihres Handels den Handel derselben an sich ziehen werde. Es sey viel mehr eben so wahrscheinlich, dass sich dann dieser Handel ins Dänische, Meklenburgische und Oldenburgische wenden werde, oder es sey möglich, dass sich der Handel aus dem Norden ganz hinwegziehe. Die Fesseln, welche man ihm anderswo angelegt habe, hätten ihn ja nur dahin geführt; ähnliche Fesseln würden ihn daher von dort unfruchtbar wieder verscheuchen. Preussen müsse daher diesen Handel möglichst schonen. Dass dieses geschehen möge, muss jeder unterrichtete Preusse wünschen; denn gar leicht könnte sonst das südlichere Deutschland, welches sich bereits in so vielen Stücken vom Norden losgesagt hat, seine Bedürfnisse auf einem anderen, und auf dem eigentlich von der Natur ihm gegebenen Wege, an sich zu ziehen suchen.

Wenn inzwischen Preussen den Handel der Hansestädte ungestört lässt, so hält es der Vf. für billig, dass sich diese, wenigstens zur Zeit eines Krieges, welcher zur Sicherung von Norddeutschland geführt werde, zu einer angemessenen Subsidie verständen. Hiedurch erhalte Preussen die Vortheile, welche ihm der Besitz der Städte selbst gewähren, und die Städte behielten doch gewiss ihren Flor. Da man es von der einen Seite für unwahrscheinlich erklärt hat, dass Preussen auf den Besitz dieser Städte denke, und da ohne Zweifel keine von den Mächten, welchen der Welthandel am Herzen liegt, diese Städte gern in den Händen einer Macht sehen wird, welche der Freyheit desselben, wodurch er allein gedeihen kann, Fesseln anlegen könnte, und über kurz oder über lang, *directe* oder *indirecte* ihm Fesseln anlegen würde: so ist es von der anderen Seite billig, dass die Hansestädte, wie alle übrigen durch Preussen geschützten nördlichen Staaten, etwas dazu beytragen, um dieser Macht die Anstrengung zu erleichtern und möglich zu machen, die es nöthig hat, ihnen diesen Schutz zu verschaffen.

PN.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. 1) *Weissenfels u. Leipzig*, b. Böse: D. *Christoph Gottlieb Steinbecks Feuerkatechismus. Für die liebe Jugend unsers teutschen Vaterlandes.* Dritte Auflage. 1804. 90 S. 8. (5 Gr.)

2) *Jena*, b. Cröker: D. *Chr. G. Steinbecks Handbuch der Feuer-Polizey für Marktflecken und Dorfschaften, also vorzüglich für Amtleute, Ritterguts-Besitzer u. s. w. auf dem Lande.* 1805. 300 S. 8. (12 Gr.)

3) *Cöthen*, in der Aueschen Buchhandlung: *Noth- und Hülfs-Tafeln zur Verhütung der Feuersgefahren, und Anwendung der zweckmässigsten Rettungsmittel bey wirklichen Feuersbrünsten. Für den Bürger und Landmann.* No. II. Feuerlöschung, in Royal Fol. 1804. (Jedes Stück 1 Gr. 30 zusammen 1 Thlr.)

Das bekannte Werk des Vfs.: *Feuer-Noth- und Hülfsbuch*, ist in fünf Kapitel abgetheilt, von welchen das erste diese kleinere Schrift veranlasst hat. Es handelt nämlich die Frage ab: „Was in jedem Orte bekannt seyn, und geschehen müsse, um der Entstehung einer Feuersbrunst, so weit es nur Menschen möglich ist, vorzubauen." In diesem katechetischen Werk fragt nun ein Lehrer den Schüler, auf wie vielerley Art Feuer entstehen könne, welche Sachen sich leicht entzünden, oder Feuer fangen; und wie man desshalb mit solchen vorsichtig umgehen müsse." Der Schüler antwortet natürlich nicht aus eigenen wirklich erlebten Erfahrungen, sondern aus dem Buche, das er gelesen, und giebt an, was er immer daraus behalten hat. Von der Schützung der Häuser gegen Brand-Unglück, und der nöthigen Vorsicht bey einzelnen Theilen des Hauses kommen S. 33—50 die empfehlungswerthesten Erinnerungen vor. Das 4 Kap. giebt die allgemeinen und besonderen Pflichten der Hausväter an: hierauf die der Mütter, der Kinder, des Gesindes; welchen die der Nachtwächter noch besonders beygefügt sind. Alsdann folgen Erinnerungen an die Obrigkeiten, und die Obliegenheiten einzelner Handwerker. Ueberhaupt enthält diese kleine Schrift sehr nützliche Warnungen und Belehrungen für Menschen aus allen Ständen.

No. 2. ist, so wie der *Feuerkatechismus* des Vfs., von ihm den Herrn Räthen und Gesandten der Reichsversammlung zu Regensburg dedicirt worden; und hat auch, wie wir vernehmen, von vielen Seiten eine geneigte Aufnahme gefunden. Das Buch ist bestimmt, die Aufmerksamkeit der Beamten, und vieler Landbesitzer und Bürger, auf die nächsten Gegenstände, die im Leben uns umgeben, und in Beziehung auf unsere innere Ruhe und Sicherheit uns berühren, von Neuem zu erregen. Verstärkung des Raffinements hierüber ist ein grosses Bedürfniss unter den Deutschen, wenigstens in den meisten Provinzen Deutschlands. Statt einer trockenen Inhaltsanzeige von diesem Werke, das Jeder selbst lesen muss, wollen wir blos die Bemerkung hinzufügen, dass der Vf. seine in zwey Werken vorgetragene Behauptung, (welche auch in vielen anderen Büchern steht) dass nämlich die Zugluft in Häusern, welche durch offene Fenster zu entstehen pflegt, bey herannahenden Gewittern gefährlich sey, und daher die Fenster sorgfältig geschlossen werden müssten, — jetzt zurücknimmt, die gedachte Zugluft für unwirksam, und dagegen das Verschliessen der Fenster für gefährlich erklärt.

No. 3 enthält zwey grosse Blätter, wovon das erste in drey, das zweyte in zwey Spalten geordnet ist. Die Lettern sind klein, und das Papier ist nicht sehr weiss; aber der Inhalt ist gut, und die Vorschriften, Warnungen und Vorschläge in beiden Stücken sind aller Verbreitung werth. Zuerst wird angeführt, dass in den Jahren 1773 bis 1783 in Deutschland nur in Städten 300 Feuersbrünste gewesen, und 5000 Häuser abgebrannt sind. Hierauf folgen drey Veranlassungen von Feuersbrünsten: Blitz; Feuer-Anlegen; Unvorsichtigkeit; hierauf Vorsichts-Regeln. Mehrere Arten der Entzündungen werden der Reihe nach durchgegangen: 1) Das Reiben harter Körper an einander; 2) Schiess-Gewehre; 3) Sumpfluft, Dünste aus Brunnen, Gräbern, Abtritten; 4) Feuer durch Sonnenstralen; 5) Der Feuerwolf bey Bäckern; 6) Selbstentzündungen, durch Kalk, Eisenfeilspäne, Mist, besonders Tauben-Mist; aufgehäufte Pflanzen, Heu, Getreide, Saflor, Waid, u. s. f. Ueberall sind nähere Warnungen beygefügt. Dann werden noch 23 Gegenstände von Feuergefährlichkeit aufgeführt, welche auch in recht gut gebauten Häusern und in Oekonomien jeder Art von den Hausvätern wohl beherzigt werden sollten. Diese Gegenstände sind: Asche, Butter, Dreschen, Feuer-Gieken, Feuerzeug, Flachs, Firnis, Katzen, Kinder, Kohlentöpfe, Laternen, Licht, Lichtputzen, Oel, Räuchern, Russ .... bis Zunder. Auch hier sind überall sehr zweckmässige Erinnerungen angebracht. Die 2te Nummer, welche *Feuerlöschung* angeht, enthält zuförderst Bemerkungen über *Feuerrüstung*; oder über die nöthigen Vorbereitungen, um auf jeden Fall wohlgefasst zu seyn. Weiter werden auch künstliche Mittel, einen Brand zu löschen, angeführt, nach Hn. von *Akens* Vorschlag, und das *Nyströmische* Mittel. Allein wegen mancher Inconvenienzen legt der Vf. keinen grossen Werth auf die componirten Fluida, und zieht die Behandlung mit reinem Wasser allen anderen vor. Endlich noch von Feuerwachen, und von Feuerverheimlichung. — Wir wünschen, dass diese wohl geschriebenen Blätter in recht viele Hände kommen, und dass überall ihr Inhalt mit Ernst beherzigt werden möge.

Ar.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 OCTOBER, 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

Paris, b. d. Herausgebern: *Le Musée français, Recueil complet des Tableaux, Statues et Basreliefs qui composent la Collection nationale; avec l'Explication des sujets et des Discours sur la Peinture, la Sculpture, et la Gravure, par S. C. Crozemagnan*, publié par *Robillardperonville* et *Laurent*. 1803—1806. 1—38 Livraison gr. fol. (Jede Lieferung kostet 48 Francs.)

Man findet in jeder, von diesem Werk erscheinenden Lieferung vier, manchmal auch fünf Kupferstiche, nebst eben so viel Blättern Erklärung. Die Lieferungen No. 1 bis 24 sollen zusammen den Ersten Band des Werkes ausmachen, welchem auch noch der *Discours historique sur la Peinture ancienne* (140 S.) beygegeben und vorzubinden ist. — Vom zweyten Bande sind nur erst 14 Lieferungen erschienen, wie auch ein Theil des zu demselben gehörigen *Discours historique sur la Sculpture ancienne.* Aus einem, vor kurzem beygelegt gewesenen Avis läfst sich vermuthen, dafs das ganze Werk aus 4 Bänden bestehen, und also vollständig etwa 1200 Rthlr. kosten wird.

Die Herausgeber versäumten nicht, eine für Beschauer und Liebhaber unterhaltende Mannichfaltigkeit der Gegenstände zu bezwecken, und jede ihrer Lieferungen in mehrere Fächer der Kunst einschlagen zu lassen. Also zeigt gewöhnlich die erste Kupfertafel eine historische oder mythologische Darstellung; die zweyte ein sogenanntes *Tableaux de genere* oder auch Portrait; die dritte eine Landschaft, und die vierte ein antikes plastisches Werk. Druck und Papier sind der Kostbarkeit des Werkes angemessen.

Beklagenswerth ist, dafs der literarische Theil einer so grofsen Unternehmung nicht in bessere Hände gerathen, und man demselben auch bey dem besten Willen keine erfreuliche Seite abgewinnen kann. Der ganze *Discours historique sur la Peinture ancienne* sowohl, als der bereits erschienene Theil des Discours *historique sur la sculpture ancienne*, sind blofse Compilationen, und zwar nicht einmal Compilationen guter Art, wie allenfalls von einem geistreichen und belesenen Manne zu erwarten seyn dürfte. Der Vf. scheint sich um die neuern Forschungen im Fache der Alterthumskunde wenig bekümmert, sogar seinen französisch übersetzten Winkelmann nur flüchtig nachgelesen zu haben, indem er z. B. die alten bemalten Gefäfse in gebrannter Erde ohne Bedenken für Arbeiten der Etrurier ausgibt. Gleichen Irrthum begeht er auch in Absicht der bekannten Brunneneinfassung mit den XII Gottheiten im kapitolinischen Museum und anderer Werke des alten griechischen Stils. Wie wenig überhaupt sein Kunstgeschmack gebildet ist, wie oft er bedeutende Stellen in den Schriften der Alten völlig misverstanden, und über Kunstwerke verkehrte Urtheile gefällt hat; diefs könnten wir ohne viele Mühe durch eine ziemlich beträchtliche Sammlung von Beweisen unumstöfslich darthun. Allein die Geduld unserer Leser möchte dabey einer gar zu harten Prüfung ausgesetzt werden, und so mag es genug seyn, blofs im Allgemeinen zu bemerken, dafs *Mr. Crozemagnan* für das Höhere oder Ideale in der Kunst durchaus keinen Sinn zeigt, dafs er das Poetische oft als Fehler tadelt, weil es für seinen Mafsstab nicht pafst, und dafs er bey jeder Gelegenheit nur die historische Treue und Wirklichkeit zu empfehlen sucht.

Bessere Befriedigung gewähren die Kupferstiche. Unter der ganzen Zahl derselben ist kein völlig mittelmäfsiges Blatt zu finden; vielmehr sind sie alle durchgängig von guten, einige sogar von den besten jetztlebenden Kupferstechern in Frankreich, Italien und Deutschland verfertiget. Jedes einzelne Blatt zu beurtheilen, würde Weitläuftigkeit verursachen; aber um doch eine so viel möglich bestimmte Ansicht von dem Werth und der Beschaffenheit des Werkes zu geben, gedenken wir, diejenigen Stücke, welche sich entweder durch Kunst des Stichs, oder durch Gehalt der Erfindung als die vorzüglichsten auszeichnen, näher zu betrachten.

Gleich die erste Lieferung enthält Rafaels berühmtes Madonnenbild, *la belle Jardiniere* genannt, von *Audoüin* untadelich gestochen. Das Gemüthliche, Reine des Ausdrucks ist nicht weniger glücklich übergetragen, als die Arbeit an sich selbst schön und zart und zugleich meisterhaft erscheint. — In der 2 Lieferung verdient die Geschichte, da *Moses* als Kind auf Pharaons Krone tritt, nach dem Gemälde des *Nic. Poussin* Aufmerksamkeit. Zwar ist der Stich dieses Blatts von *Bouillard* nicht eben vortrefflich; aber die Anordnung der Figuren und Gruppen musterhaft, und vielleicht die regelmäfsigste, die sich in irgend einem Kunstwerke neuerer Zeit nachweisen läfst. Nicht weniger Vollkommenheit, wiewohl in einem ganz entgegengesetzten Stil, nimmt man an dem folgenden Blatt eben dieser Lieferung wahr. Es führt die Unterschrift: *Militaire offrant de l'or à une jeune Femme*, nach *Terburg*, von *Andouin* gestochen. Der Soldat sitzt höchst behaglich, und blickt nach dem Mädchen, welches den Becher hält, ihm einzuschenken, aber

in dieser Handlung durch die Hand voll Gold, die er eben hinreicht, unterbrochen wird. Sein fragender lüsterner Blick, ihr gefälliges Hinschauen auf die Münzen, das Bett im Grunde des Zimmers, der Trunk, die bereitstehenden Erfrischungen — alles spricht sich aus; und ist, man kann wohl sagen, nach dem Zweck des Malers unverbesserlich erfunden. — Zur 4 Lieferung gehört: *Le Concert* nach *Domenichino* von *Morel* gestochen. Es ist von diesem trefflichen Gemälde ein guter älterer Kupferstich in grösserem Format vorhanden; der gegenwärtige ist indess zarter gearbeitet, und hinsichtlich auf Geist und Ausdruck in den Gesichtern wenigstens eben so schätzbar. Zur 6 Lieferung: *Benediction de Jacob*, nach *Coning*, einem niederländischen Maler, der Rembrands Geschmack folgte, von *Claessens* gestochen, ungemein geistreich und von schöner Wirkung. — Zur 8 Lieferung: *Die heilige Familie* nach *Nic. Poussin*. Die Figuren gruppiren vortrefflich; allein Gegenstände, welche, wie dieser, den Charakter frommer heiliger Unschuld verlangen, eigneten sich nicht für Poussins Talent, und also ist auch hier die Gebärde, der Ausdruck etwas theatralisch gerathen. — Aus der 9 Lieferung ist *Mars* und *Venus* nach *Lanfranco* von *Massard* gestochen, wegen der gefälligen Erfindung bemerkenswerth. Zwey Amorinen entkleiden den Mars, ein dritter hat sich des Schildes und Schwerdtes bemächtigt. Venus erwartet den Geliebten auf ihrem Lager, er blickt mit zärtlicher Sehnsucht nach ihr, sie nach ihm; halb versteckt schauen zwey schalkhafte Liebesgötter durch's Gesträuch auf die Scene hin. Der landschaftliche Grund ist vorzüglich schön gedacht. — In der 11 Lieferung findet sich eine Halbfigur der *Maria Magdalena* nach *Guido Reni* von *Schmuzer* in Wien, sehr keck und glänzend gestochen Auch ist der Ausdruck der Reue lebhaft dargestellt; nur vermisst man die edlen Züge, welche Guido Reni Bildern dieser Art mitzutheilen pflegte. Ferner: *Le Philosophe en contemplation*; nach *Rembrand*, von *Longhi* gestochen. Den Zauber rembrandischer Beleuchtung haben wir, ausser in dessen eigenhändigen Blättern, niemals gelungener ausgedruckt gesehen als hier. — Die 13 Lieferung hat unter ihren Kupfern *l'Enlevement des Sabines*, nach *Nic. Poussin*, von *Girardet* gestochen, worinn die Figuren und Gruppen gut vertheilt, und treffliche Motive angebracht sind. Ein zweytes Blatt *Kermesse Flamande*, nach *Rubens*, ist so tüchtig erfunden, als man von diesem grossen Meister erwarten kann. Schade nur, dass der Maasstab des Kupferstichs nicht grösser gewählt, und daher das Ganze nicht gehörig deutlich im Detail ausgeführt werden konnte. — Von der 15 Lieferung zeichnen sich aus: *Laban cherchant ses Idoles*, nach *La Hyre*, von *Mathieu* gestochen. Die Landschaft ist sehr anmuthig, die Figuren edel. *Le menage du Menusier*, nach *Rembrand*, von *J. de Frey* sehr malerisch behandelt. Der schöne Schein und Wiederschein im Originalgemälde ist hier fast eben so gut nachgeahmt, als in dem oben gelobten *Philosophe en Contemplation*. — Von der 16 Lieferung: *St. Martina*, nach *P. da Cortona* von *Bettelini* zu Rom gestochen. Ohne Zweifel eins der besten Blätter, die nach den Gemälden dieses Meisters verfertiget worden sind; die Figur der Heiligen ist voll Anmuth, besonders aber ihr Kopf. *Herkules und Achelaus*, landschaftliches Gemälde von *Domenichino*, in einem grossen Geschmack erdacht; gestochen von *Duttenhofer*. — Aus der 18 Lieferung: *Le Rève de St. Jérome* nach *Guercino*, gestochen von *Nicolet*. Wir bemerken dieses Blatt vornehmlich wegen der schönen Arbeit des Kupferstechers. Denn das Gemälde des Guercino, welches zum Vorbild gedient, hat von Seiten der Erfindung keine ausserordentlichen Verdienste. Die 19 Lieferung hat an den Bildnissen zweyer *Nonnen*, ganze Figuren nach *Champagne* von *Levillain* gestochen, eins der gefälligsten Blätter aufzuweisen. Zwar herrscht in denselben keine Gewalt von Licht und Schatten und pikanter Wirkung; aber die edle Simplicität, die Wahrheit und der charakteristische Ausdruck in allen Theilen sprechen zum Gemüth des Beschauers. In der 21 Lieferung findet man die *Madonna della Sedia* nach *Rafael* von Hn. *Müller* in Stutgart zart, reinlich und kräftig gearbeitet, von Seiten des Mechanischen der Behandlung ein Kunststück, welches keinem anderen Blatt in dieser Sammlung nachsteht; hingegen, was Lobredner auch grundlos zu seinem Ruhm behauptet haben mögen, von Seiten des Geistes, des Ausdrucks, der Formen, keinesweges befriedigend. Maria erscheint weit weniger schön, rein, edel, als sie, wir wollen nicht sagen im Originalgemälde ist, sondern, als sie, billigen Foderungen gemäss, in einem wirklich guten Kupferstich erscheinen könnte und sollte. Die beyden Kinder haben ebenfalls nicht Naivität, nicht Kindlichkeitgenug in ihren Zügen. In dem bekannten Blatt, welches *Rafael Morghen* bereits vor einigen Jahren von der *Madonna della Sedia* geliefert, ist freylich der ächte zarte Ausdruck, die hohe Lebendigkeit des Originals auch bey weitem nicht erreicht; doch erhält man durch dasselbe einen noch richtigern Begriff von Rafaels Meisterstück, als durch das gegenwärtige Blatt von Müller. Mag die Zeichnung, nach welcher dasselbe gestochen worden, fehlerhaft gewesen, oder vielleicht gar des Künstlers Talent für Gegenstände aus den höheren Regionen der Kunst nicht so gut wie für andere geeignet seyn? Rec. will hierüber sich keines entscheidenden Urtheils anmassen; so viel aber ist gewiss, dass der Ruhm, den sich Hr. *Müller* durch das Bildniss von Ludwig XVI. und durch die Schlacht bey Bunkeershill rechtmässig erwarb, durch seine *Madonna della Sedia* nicht wird vermehrt werden. — Die 22 Lieferung enthält unter ihren Blättern: *die Musen mit dem Apollo tanzend*, nach *Julius Romanus*. Dieses Werk steht von Seiten der Erfindung und Anordnung betrachtet, hoch unter dem Heitersten und Lebenvollesten, was neuere Kunst geboren hat. Schade, dass der Kupferstecher *M. Guerin*, *Professeur de gravure à Strasbourg*, der Arbeit nicht besser gewachsen war. — Die 23 Lieferung: Geschichte der Thebanerin *Timoclea*, nach *Domenichino*. Treffliche Darstellung, und mit Aus-

nahme einiger verfehlt scheinender Köpfe auch gut von *Delignon* gestochen. Ein weit geistreicher und besser gearbeitetes Blatt ist jedoch in eben dieser Lieferung, *der Schatzpfening* nach *Valentin* von *Claesseus*. Ebenfalls zeichnet sich eine Landschaft nach *Nic. Poussin*, sehr zart und reinlich von *Desaulx et Bovinet* gestochen, als ein vorzüglich bemerkenswerthes Blatt aus. — 24 Lieferung: *Mars und Venus*. Schöner Stich von *Blot*, nach einem Gemalde von *Nic. Poussin*, welches in Hinsicht auf Erfindung, nach Maßgabe einiger Theile unter die schwächsten, nach andern aber unter die besten Werke von Poussin zu zählen seyn dürfte. Mars hat mehr den Charakter eines gemeinen Fechters, als eines Gottes. Die Venus erhielt zwar bessere Formen; allein man erkennt an ihr den Marmor der Statuen, nach welchen der Künstler studirte, zu deutlich. Ferner ist es ein unverzeihlich geschmackloser Einfall, sie hinter dem Haupt des Mars die Hand erheben, und Hörnerchen machen zu lassen: womit bedeutet werden soll, dass jetzo nicht mehr Mars, sondern Adonis der eigentlich in Gunst stehende Liebhaber sey, den man auch in der Ferne auf einem Hügel sitzend entdeckt, wo ein Amor ihm den Liebesbrief von der Venus überreicht. So schwachen Stellen nun gegenüber zeigt sich einer der geistreichsten Scherze, wozu die Attribute der Gottheiten Künstlern je Anlass gegeben haben mögen. Von mehreren auf dem Bilde sich befindenden kleinen Liebesgöttern, reitet nemlich einer auf den Wolf des Mars; andere Amorinen aber begegnen dem scheu gewordenen Thiere mit dem Schild und mit Fackeln. Die Schwäne der Venus wollen entfliehen, ein Amor ist in dem Gewirre zu Boden gestürzt, ein anderer fällt eben über den einen Schwan hin. Noch ein anderer Amor hat sich des Helms und des Schwerdtes vom Kriegesgotte bemächtigt, und ruhet damit unbekümmert um alles was vorgeht auf den Rasen; den Helm auf dem Haupt, bespiegelt er sich kindlich froh und selbstgefällig in der klaren Quelle. Diese liebliche Gruppe ist nicht weniger vortrefflich geordnet als erdacht. — Die 25 Lieferung prangt vornehmlich mit *drey Musen* nach *Le Sueur*; welche von *Audouin* ungemein schön gestochen sind. — In der 26 Lieferung sind bemerkenswerth: *Tancrede blessé* nach *P. F. Mola*, Landschaft und Figuren vereinigen sich in diesem Bild zu einem sehr gefälligen Ganzen. Eine *Landschaft* nach *Wilhelm Heus*, im Geist von Joh. Both gedacht. — 28 Lieferung: *Die Ruhe auf der Flucht nach Egypten*, ein edles Werk von *Guido* und durch *Gandolfy* vortrefflich gestochen. *Die Frau des P. P. Rubens* mit 2 Kindern. Hr. *Schmuzer* in Wien leistete hier, was den Stich betrifft, in der That sehr viel. Geist und Geschmack von Rubens sind getreu dargestellt; ja man erkennt sogar, dass das Original-Gemälde nur skizzenhaft behandelt ist. Ungeachtet dieses Aufwandes von Kunst thut das Blatt des Hn. *Schmuzer* doch keine angenehme Wirkung, weil gerade diejenige Eigenschaft, wodurch das Musterbild sich als vortrefflich auszeichnet, nämlich das schöne Colorit nachzuahmen, ausser den Grenzen der Kupferstecherkunst liegt. Wie lange wird es noch dauern, bis Kupferstecher und Unternehmer von Kupferwerken, die ihrem Fach geeigneten und für ihre Zwecke vortheilhaften Gegenstände werden wählen lernen. — 29 Lieferung: *Le Faune Chasseur*, nach einem herrlichen antiken Basrelief von *Massard* sehr gut ausgeführt. Wir bemerken dieses Blatt um so mehr, weil es sich vor den übrigen antike Werke darstellenden Blättern vortheilhaft auszeichnet. Jene sind zwar durchgehends auch fleissig und kräftig behandelt, aber meistens etwas steif, und geben, besonders was die Köpfe betrifft, keinen zureichenden Begriff von der hohen Schönheit der plastischen Originale. — 31 Lieferung; *Paysage* nach *Orizzonte* (J. F. Bloemen) edel und gross, in C. Poussins Geschmack erdacht. — 32 Lieferung: die *Fortuna* nach *Guido* von *Morace* zart gestochen. Der Kopf dieser Figur ist indessen im Kupferstich nicht ganz befriedigend ausgefallen. — 36 Lieferung: *die Verklärung* nach *Rafael*, mit grossem Fleiss von *Girardet* gestochen. Einige Köpfe geriethen sehr gut; doch bemerkt man in den Formen überhaupt manche Unrichtigkeit. Auch erscheinen die Lichter etwas zu schimmernd, und stören die Harmonie des Ganzen. — 37 Lieferung: Das berühmte Bildniss der *Mona Lisa* nach *L. da Vinci* von *Massard* zwar fleissig und zart gestochen, aber doch nicht in dem Masse gelungen, dass der Beschauer daraus einen genügenden Begriff von einer der seelenvollesten Arbeiten des L. da Vinci fassen könnte. — 38 Lieferung: eine schön gedachte *Landschaft* nach *H. Swaneveldt*, sehr gefällig von *Duparc* in Kupfer gebracht.

Da die Lieferungen schnell hinter einander folgen, so hoffen wir bald weitere Nachrichten von diesem Werke ertheilen zu können, welches der Aufmerksamkeit der Kunstliebhaber allerdings höchst würdig ist.

W. K. F.

PALÄSTINA: *Der deutsche Don Quixote*, oder *Einer der Zwölfe*. Eine Geschichte neuen Inhalts. 5766 oder 1806. 220 S. 8. (20 gr.)

Der Vf., welcher an den Lehrsätzen und Gebräuchen der katholischen Kirche ein grosses Aergerniss nimmt, läst einem Landedelmann die Einbildung in den Kopf fahren, er sey der Evangelist Johannes, und berufen, die Protestanten durch apostolische Reden und Ermahnungen in den Schooss der allein seligmachenden Kirche zurückzuführen. Der Schwärmer läst auf der Stelle seinen Wagen anspannen, und er predigt nun dem Volke und den Vornehmern, wie die Gelegenheit es giebt, vom und am Tische; trotz dem Widerspruche, den er findet, trotz aller bitteren Widerlegung seiner Lehren, und Verspottung seines Apostelamts, und trotz den derbsten Mishandlungen, beharrt er in seinem heiligen Eifer; er kommt zuletzt in katholische Länder, wird für einen halben Heiligen gehalten, und macht sich, mit dem Empfehlungsschreiben eines Bischofs an den heiligen Vater versehen, auf den Weg nach Rom und zwar zur See. Eine heftige Krankheit überfällt ihn

hier, und als er eines Tages aus einer langen Ermattung erwacht, sind plötzlich seine apostolischen Grillen verschwunden, und er kehrt auf seine Güter zurück, zur Freude seiner Bedienten, und zum Herzeleid seines Kutschers Jacob, den er überredet hatte, er sey der Apostel Jacobus. Zwischen den Bekehrungsreden sind allerley nützliche Gespräche eingemischt, als über die nöthige Reform des deutschen Militärs, über das Verbot der Getreideausfuhr. u. s. w. Die gute Absicht des Vfs. ist nicht zu verkennen, aber eben so wenig, dass es ihm ganz und gar an Witz und Laune fehlt. Um die Verspottung recht gründlich zu treiben, lässt er seinen Don Quixote die Hauptlehrsätze seines Glaubens der Reihe nach vertheidigen, und sie werden dann einer nach dem anderen mit derben Spässen und zugleich mit ernsthafter Widerlegung der citirten Bibelstellen so heftig angefallen, dass vor der Erbitterung, die sich nicht zu verbergen weiss, das Lachen gar nicht nachkommen kann. Die Erfindung des Ganzen ist armselig; die plötzliche Schwärmerey des Landedelmanns muss dem Vf. aber doch kühn geschienen haben, und er giebt daher am Schlusse folgenden psychologischen Aufschluss über seinen Helden, woraus man zugleich die unbehülfliche Schreibart ersehen mag. „Der Herr von Rübsamen hatte viele Jahre als Offizier gedient. In dieser ganzen Zeit hatte er aber enge Kleidung, und besonders einen sehr engen Gürtel getragen. Dadurch waren die feinen Gefässe des Unterleibes gedrückt worden, hatten sich verstopft, und der Keim der Hypochondrie war entstanden. Dieser hatte schleichend fortgewirkt, hatte sich vermehrt, und mit religiösen Ideen vermischt." u. s. w. C. f. r. z.

AUSLÄNDISCHE SPACHKUNDE.

WEIMAR b. Hoffmann, *Coleccion de varias piezas en prosa y en verso, sacadas de los mejores Autores Españoles.* — oder *Spanisches Lesebuch mit einem erklärenden Wortregister begleitet* von *E. A. Schmid.* 1805. VIII u. 488 S. gr. 8 (2 Thlr.)

Hr. Bibliothekar *Schmid* zu Weimar, welcher sich dadurch, dass er der Erste war, der sich der Ausarbeitung eines spanisch - deutschen und deutsch-spanischen Wörterbuchs unterzog, um die Erleichterung des Studiums der castilianischen Literatur ein nahmhaftes Verdienst bereits erworben hat, erwirbt sich ein neues durch dieses spanische Lesebuch, welches zwischen den voluminösen Sammlungen von *Bertuch* und *Buchholz*, glücklich die Mitte hält, und nicht sowohl für den Liebhaber und Kenner, als vornehmlich für den Anfänger zur Vorübung bestimmt ist, wiewohl auch jene in demselben manches finden werden, das bey der Schwierigkeit, spanische Werke sich zu verschaffen, ihnen als neu willkommen seyn möchte. Auch für das besondere Interesse derer, die mit Spanien in mercantilischen Verhältnissen und Correspondenz stehn, ist zugleich auf eine zweckmässige Weise gesorgt durch 17 kaufmännische Briefe aller Art, welche aus dem *Secretario de Banco Español y Frances* entlehnt sind.

Die Auswahl der Stücke ist überhaupt lobenswerth, und die Anordnung im Ganzen so getroffen, dass vom Leichtern zum Schwerern fortgeschritten wird. Die grössere Hälfte des Lesebuchs enthält prosaische Erzählungen, Beschreibungen, und einige dramatische Scenen; unter andern: zwey artige Novellen, deren Verfasser nicht genannt sind, — Beschreibung der Stadt Mexico, aus der Geschichte von der Eroberung Mexico's von Solis — die Geschichte der Dorotea aus dem Don Quixote — und einige Auftritte aus Moratin's Lustspiel: *El Café.* — Um der Liebhaber willen, setzen wir die Dichter her, aus deren Werken hier Proben und von denen auch zum Theil kurze biographische Notizen sich finden. Es sind folgende: Yriarte, Villegas, Melendez-Valdes, Arriaza, Frias, Figueroa, Balbuena, D. Francisco de Borja y Aragona, Garcilaso, Gongora, Boscan, Quevedo, Herrera, Castillejo, Vega Carpio, und Mendoza. Was das angehängte Wörterbuch betrifft, so ist es mit Fleiss und Genauigkeit ausgearbeitet, und nur hin und wieder möchte der Anfänger nicht die nöthige Auskunft finden. So ist z. B. die Bedeutung von *coche* und *colleras* zwar angegeben; aber es fehlt die Erklarung von *coche de colleras*, die man auch in des Hn. S. grossem Wörterbuche vergebens sucht. Dieser Ausdruck bedeutet eine mit sechs Maulthieren bespannte Landkutsche. — Bey *hermano* fehlt *Kamerad* — bey *Salir, sich woraus ergeben* — *Camino* und *real* sind einzeln erklärt, aber es ist nicht angegeben, dass *Camino real Chaussée* und figürlich *der gerade Weg* heisst. — Bey *proporcionar* vermisst man die alltägliche Bedeutung von *verschaffen*, ohne welche der Anfänger die S. 49 vorkommende Redensart *proporcionar el conocimiento*, nicht verstehen wird. — Wir hoffen, dass dieses zweckmässig eingerichtete Lesebuch bald eine zweyte Auflage erleben werde, wo dann diesen geringen Mängeln sich leicht wird abhelfen lassen. — Auf die Correctheit des Drucks ist eine rühmliche Sorgfalt verwendet, so dass ausser den wenigen angezeigten Druckfehlern uns nur einige unbedeutende aufgestossen sind: S. 12 Z. 10 statt *desde mi — mis* — S. 35. Z. 13 für *tenis - teneis.*

C. f. r. z.

KURZE ANZEIGEN.

Wien, b. Schmidt: *Kasperl's neuerrichtetes Kaffehaus oder der Hausteufel. Eine komische Oper in drey Aufzügen*, nach einem Manuskripte für die k. k. privil. Schaubühne in der Leopoldstadt frey bearbeitet von *Joachim Perinet*, Dichter und Mitgliede dieser Schaubühne. Die Musik ist von Hn. *Wenzel Müller*, Kapellmeister. 1803. 90 S. 8. (5 Gr.). Wenn Hr. P. ein solcher Schauspieler ist, als er sich hier als Schauspieldichter zeigt, so wird er sich nicht weit aus der Leopoldstadt verlaufen dürfen, wenn er nicht seinen Beyfall verlaufen will. Gemeines drängt sich an Gemeines: schlechter Witz an schlechten Witz. Das Beste ist noch S. 55 die Arie:

Dem Hupf Hupf laufen d' Madeln nach
Doch d' Schuldner noch viel mehr.
Ich bin halt nach der Modesprach
Ein recht galanter Herr.
Kurzum vom Kopf bis zu dem Knie
Bin ich galant und cher.
Ich bin ein wirkliches Genie,
So à la Mode derniere.

12 x 5.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 OCTOBER, 1806.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Leipzig, b. Gerh. Fleischer: *Aphorismen vom Verfasser der Betrachtungen über die Kriegskunst, über ihre Fortschritte, ihre Widersprüche und ihre Zuverlässigkeit.* 1805. 14½ S. 8. broschirt. (16 gr.).

Der Werth der gehaltvollen Schriften des Vf. ist, sobald nur das erste Befremden über die Neuheit und Kühnheit seiner Gedanken sich gelegt hatte, von dem Publikum mit allgemeiner Achtung anerkannt worden. Ausgerüstet mit ächtphilosophischem Geiste, mit seltener Schärfe des Urtheils und mit genauer Kenntniss der Menschen und der Nationen, drang er vielleicht tiefer, als einer seiner Vorgänger, theoretisch in das Wesen seines Gegenstandes ein. Hatten sie vor ihm einzelne Ansichten eröffnet, so umfasste sein Blick das Ganze; sein Scharfsinn entkleidete es von allen Zusätzen, welche Gewohnheit, Vorurtheil, Verfassung, die Praxis von Jahrhunderten und der Glanz hoher Verdienste geheiligt zu haben schienen; ihm wurde im grossen Zusammenhange mit dem Geiste der Völker und des Zeitalters klar, was praktischer Sinn zwar wohl geahndet aber nur unvollkommen und stückweise angedeutet hatte; und so entwarf er in den *Betrachtungen* etc. das nur zu wahre Gemälde der Mängel unserer militärischen Systeme. Im gegenwärtigen kleinen Werke legt er gleichsam eine Nachlese seiner historischen Untersuchungen, seiner Erfahrungen und seines Nachdenkens nieder. Es sind bloss Resultate, die er aufstellt; sie bedürfen keiner Empfehlung, und müssen in dem Buche selbst gelesen werden. Denn die gediegene Kürze des aphoristischen Vortrags leidet keinen Auszug. Rec. wird daher nur einiges, vorzüglich der Beherzigung werthes, herausheben, und da, wo er dem Vf. nicht unbedingt beypflichten zu können glaubt, bescheiden seine Zweifel äussern.

Schön ist, was über die Religion der Soldaten, schön, und eben so einfach als wahr, was über die Behandlung der Gemeinen und den Umgang mit ihnen gesagt wird S. 10—13). Warum ist es doch so schwer, darin die Mittelstrasse zu treffen? Warum springt man doch stets von einem Extrem zum andern? Als vernünftige Menschen wollen die Soldaten behandelt seyn, nicht als Maschinen, aber auch nicht als durch die Erziehungsbegriffe der höheren Stände verfeinerte Menschen. Beide Abwege fand auch Rec. häufig eingeschlagen, selten den geraden in der Mitte. Vor zwey Jahrzehenden wurde besonders der letzte, und zwar von den besseren unter den Officieren betreten. Wenn dann aber die Mittel nicht ausreichen wollten; wenn verschrobene Begriffe von einer Art Ehre, die zu den Verhältnissen und den Erhaltungsquellen deutscher Soldaten nicht passt, in den Köpfen spukten, und sie den andern Ständen verhasst gemacht hatten; wenn endlich daraus Uneinigkeit, Mangel an Disciplin und mannichfacher Verdruss entstand: dann hörte man die Klage, dass der Soldat immer noch als Maschine behandelt seyn wolle. — Wessen aber war die Schuld? — Mit Recht weiset der Vf. (S. 17 ff.) auf die Vorzüge der deutschen Cavallerie hin. Möchte doch beym Entwurf der Operationsplane darauf, und auf das, was späterhin (S. 109) über die Wahl eines Schlachtfeldes bemerkt wird, auch strategisch mehr Rücksicht genommen werden! Möchten wir überhaupt (S. 21 ff.) bey unseren Verbesserungen und neuen Einrichtungen den Charakter deutscher Soldaten mehr in Betrachtung ziehen! Die militärische und politische Strategie (wie der Vf. des Feldzuges von 1805 sie unterscheidet) fremder Nationen können wir uns eher aneignen, als eine, ihrer Individualität allein, angemessene Taktik. Manchen Sieg dankten die alten Weltbeherrscher dem Missgriff der Völker, die sich ihrer eigenthümlichen Vortheile begaben, um die Römer mit Römerwaffen zu bekämpfen, und nur die Parther, indem sie der Art zu fechten, worin sie sich überlegen fühlten, getreu blieben, setzten zuerst den Eroberern Schranken. Indem jedoch der Vf. gegen blinde Nachahmung warnt, empfiehlt er ja nicht etwa steifes Beharren beym Alten. Er erkennt die militärischen Vorzüge anderer Nationen an; aber er meynt, die Contrelection müsse auch für die Deutschen zu finden seyn, und thut dazu sehr praktische Vorschläge (S. 22—51). Ob aber sein Wunsch, nur eine Probe damit gemacht zu sehen, wohl erfüllt werden sollte? Ward es uns je gegeben, die Mittel von dem Zwecke zu sondern, und sind es nicht unaufhörlich bald Anzugsproben, bald Verschönerungen, bald künstlich simplificirte Handgriffe und Wendungen, die wir mühsam in Systeme bringen, und durch welche wir grosse Fortschritte gemacht zu haben uns einbilden? — — Die letzten Bogen enthalten ein Gespräch zwischen A und B über den Zweykampf, gegen welchen der Vf. sich mit Recht erklärt; auch dürften seine Vorschläge zur Abschaffung desselben, wenn er gleich den Fehler, dass sie Feigherzige begünstigen würden, selbst einräumt, noch immer die zweckmässigsten

seyn: aber in dem Raisonnement glaubt Rec. nicht durchgängig die gewohnte Bündigkeit gefunden zu haben. Wenn z. B. (S. 12) B. behauptet, es sey bey einem Kampf auf Pistolen weder angeborne noch durch Kraft des Willens erregte Tapferkeit thätig: so widerlegt er dieses selbst, indem er (S. 125) meynt, man dürfe sich zu dieser kalten Ruhe nur auf wenige Minuten spannen; denn wie kann dieses anders, als durch Kraft des Willens geschehen? Die (S. 124) von A. angeführten Gründe, dass der Duellant, (es versteht sich dass hier überall nur vom entscheidendsten Zweykampf die Rede seyn kann), ohne durch die Begeisterung des Schlachtgewühls exaltirt zu seyn, den Tod, viel eigentlicher für ihn bestimmt, vor sich sehe, werden durch die Antwort (S. 126), dass ein Zweykampf den vollen Beweis kriegerischer Tapferkeit nicht führen könne, keinesweges entkräftet; auch hat ja dieser Beweis nicht geführt werden sollen, sondern nur der, dass der Beleidigte nicht feig war. Die ältere Geschichte ist schon oft bey Gelegenheit der Duelle angeführt worden; sie kann aber bey so ganz veränderter Lage der Dinge nicht entscheiden. Wie manche jetzt bestehende gute Einrichtung würde verworfen, wie manche für uns nicht passende eingeführt werden müssen, wenn man den frühen Ursprung der Einen im Mittelalter, oder die Observanz der Griechen und Römer bey der Anderen zum untrüglichen Massstab annehmen wollte! — Rec. ist weit entfernt, durch diese Bemerkungen eine Apologie des Zweykampfs aufstellen zu wollen; sie sind nicht gegen das Resultat des Vf., sondern nur gegen die nicht stets überwiegenden Gründe des Interlocutoren B. gerichtet. Dieser giebt auch (S. 135) selbst zu, dass die Sache nicht mehr so arg sey, als vormals, und dass achtungswerthe Officierscorps bereits der zu eisernen Herrschaft des Vorurtheils sich zu entziehen beginnen. Seltsam ist es übrigens, dass ein Gelehrter, *Sangerhausen* in Aschersleben, (in seinen Vorlesungen über militärische Gegenstände, wenn anders Rec. sich des Titels genau erinnert), den Gesichtspunct der minder gefährlichen Duelle auf den Degen richtiger gefasst zu haben scheint. Er sieht darin eine Art von Zunftstrafe, vom Gesellschaftskörper der Officiere auf jeden öffentlichen Verstoss gegen die gute Lebensart gesetzt. Betrachtet und behandelt man aber den Zweykampf als eine Genugthuung — nicht für den Beleidigten, denn gewöhnlich haben sich beide Theile vergessen, sondern — für die Societät, deren Rechte durch die Uebertretung der Gesetze der Urbanität verletzt sind, und fahren gebildete Officierscorps fort keine entschiedenen Schläger oder durchaus rohe Mitglieder unter sich zu dulden: so müssen ja die Duelle immer seltener werden. Warum wollte man also einen letzten Zaum der Sittlichkeit abwerfen, ehe man etwas anderes an die Stelle gesetzt hat? Mit den Fortschritten einer besseren Kultur wird er von selbst abfallen, und ehe man es darauf wagt, die Feigheit zu begünstigen, lasse man ihm doch lieber die bisher gewährte stillschweigende Duldung ferner angedeihen!

Kf.

Dresden, b. Herausgeber und in Commission b. Hartknoch in Dresden und Leipzig: *Karl Gottlieb Richters Abbildungen der kursächsischen Armee-Uniformen.* 1 Heft. 1805. Klein Folio. (4 Thlr.)

Unter mehreren Unternehmungen dieser Art zeichnet sich die gegenwärtige sehr vortheilhaft aus. Die Figuren sind gut gezeichnet, rein und richtig illuminirt, und entsprechen ganz dem Zweck, eine genaue und treffende Darstellung der verschiedenen Uniformen der kursächsischen Armee zu geben. Jedes Blatt bildet eine wohl gewählte und sehr gut zusammen gestellte Gruppe, die gemeiniglich einen militärischen Sinn ausdrückt. Das 1 Blatt zeigt 4 Officiere der Kavallerie (die Pferde sind besonders gut gezeichnet), und deutet auf eine Recognoscirung. Die Hauptfigur ist ein Staabsofficier des dermaligen Chevauxlegers Regiments Prinz Johann, dem zunächst ein Officier des Chevauxlegers Regiments Prinz Albrecht, vor beiden Einer vom Chevauxlegers Regiment Polenz, und etwas hinter jenen zurück ein Officier vom Kürassierregiment Kochtitzki hält. An der Pistolenhalfter des ersten ist vermuthlich aus Versehen beym Illuminiren der mittlere Theil der Decke auch gelb überzogen worden, da er vielmehr roth seyn sollte. Auf dem 2 Blatte stehen vorn 3 Officiere und 1 Unterofficier vom Ingenieurkorps, in Unterredung mit einander; hinten sieht man ein im Marsch begriffenes und zum Lagerabstecken ausgesandtes Kommando vom Infanterie Regiment Prinz Xavier. Der an der Spitze befindliche Officier ist zu Pferde, im Oberrock, mit Feldbinde; der Unterofficier und die Gemeinen sind in über die Montirung gezogenen grauen Leinwandkitteln, haben die Tornister um, und letztere tragen, ausser ihren Gewehren, die zum Abstecken des Lagers erfoderlichen Flaggen oder Fähnlein. Das 3 Blatt enthält den Platzadjutanten der Residenzstadt Dresden; einen Officier von der Leibgrenadiergarde, welcher die Wache zu haben scheint, in gestickter Montirung, schwarzen Kamaschen, und mit Grenadiermütze und Patrontasche; einen anderen gleichfalls in gestickter Uniform, mit weissem Federhute, weissen Kamaschen und Feldbinde; einen dritten in Interims-Uniform, ohne Stickerey, und schwarzem Hute. Diese vier examiniren einen sehr natürlich gezeichneten kaiserlichen Deserteur, den ein Grenadier des Garde-Regiments überbracht hat; ein zweyter Grenadier desselben Regiments steht Schildwache, sollte aber vorn am Degenkoppel eine Kartouche haben, da er, wie nach dem Schnurbarte zu urtheilen, von einer der beiden Flügelkompagnien ist. Das 4 Blatt bildet eine Gruppe Infanterie von verschiedenen Regimentern, mit zwey Officieren an der Spitze: es scheint ein auf dem Marsche begriffenes Kommando zu seyn; doch sind die Officiere in Montirungen und Kamaschen, welche sie sonst bey dieser Gelegenheit nicht zu tragen pflegen.

W.

NATURGESCHICHTE.

Leipzig, b. Jacobäer: *H. Sanders oekonomische Naturgeschichte für den deutschen Landmann und die Jugend in den mittleren Schulen, fortgesetzt von F. G. Leonhardi.* Fünfter und letzter Theil. Auch unter dem Titel: *Oekonomische und technologische Naturgeschichte des Mineralreichs.* Herausgegeben von *F. G. Leonhardi.* 1803. 600 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Diess Werk entspricht nach des Rec. Urtheile durchaus nicht seinem Zwecke. Denn wenn der deutsche Landmann auch viel gebildeter wäre, als er es leider nicht ist: so würde er doch eine solche Mineralogie, wie diese, weder verstehen noch benutzen können. Für die Jugend in den mittleren Schulen ist das Werk auch nicht geeignet, und wenn wir es, wie der zweyte Titel besagt, blofs als ökonomische und technologische Naturgeschichte des Mineralreichs nehmen, und aus der Vorrede des Vf. hinzusetzen, „dafs es vorzüglich solchen Lesern bestimmt sey, welche keine eigentlichen Mineralogen sind, und mit Aufsuchung der Mineralien im strengen Sinne (?) sich nicht beschäftigen, vielmehr daraus nur eine richtige Uebersicht der Fossilien und ihrer allgemeinen Nutzbarkeit sich verschaffen sollen — weshalb bey der Beschreibung der äufseren Kennzeichen auch *nur so viele* davon angeführt sind, als *zur deutlichen Erkenntnifs* und Unterscheidung der Fossilien von einander *unumgänglich* nöthig waren:" so können wir von dem hart scheinenden Urtheile der Unzweckmäfsigkeit und Mangelhaftigkeit dennoch nicht abgehen. Wir sind weit entfernt, dem Vf. mineralogische und technologische Kenntnisse absprechen zu wollen; aber es gehört mehr als blofse Sachkenntnifs dazu, um Gegenstände ungebildeten Anfängern auf eine zweckmäfsige Art anschaulich zu machen. Schul- und Volksschriften sind ungleich schwerer abzufassen, als Schriften, worin man von Seiten des gebildeten Lesers so manches voraussetzen darf. Gröfste Bestimmtheit der Begriffe und des Ausdrucks, klare und fafsliche Darstellung, Sichtung des Unwesentlichen, Berücksichtigung der nöthigen Vorkenntnisse, das sind Foderungen, welche für eine Volks- und Belehrungsschrift unerläfslich bleiben. Wir wollen an einigen Beyspielen sehen, wie unser Vf. sie erfüllt habe.

In der Einleitung sucht der Vf. zuerst den Begriff von Mineral oder Fossil festzusetzen. S. 1 heifst es: wenn „wir die *Materialien* und *Fossilien*, oder die *rohen festen Erzeugnisse*, oder die *zusammengesetzten Körper des Mineralreichs* genauer betrachten, so findet sich an denselben kein *eigentlicher Röhrenbau*" u. s. w. — Man weifs nicht, ob jene Benennungen *Fossilien*, *rohe feste Erzeugnisse*, *zusammengesetzte Körper* verschiedene, oder dieselben Subjecte bezeichnen sollen. *Material* für Mineral kommt öfter vor, und hätte gar nicht einmal erwähnt werden sollen: denn man nennt ja Pflanzen und Thiertheile eben so gut Materialien. S. 2 *Die ungebauten Körper des Mineralreichs* — ein sehr unpafslicher Ausdruck, eben so, als wenn man Thiere und Pflanzen *gebaute Körper* nennen wollte. S. 3 „Diese gröfstentheils festen unorganisirten Körper (die Mineralien) hängen in ihren Theilen stärker zusammen, als die meisten Gewächse und alle Thiere — wie unbestimmt, wie viel zu allgemein ist das behauptet! Wie manche Thon und Mergel - Talkarten und selbst metallische Fossilien machen hier nicht eine Ausnahme! Ein grofser Mangel ist der, dafs von den Kennzeichen der Fossilien, aufser den in der Einleitung mit wenigen Worten erwähnten Unterschiede der äufseren und inneren Kennzeichen gar nichts gelehrt wird; da doch in der Folge bey jedem Fossil Kennzeichen angegeben werden, von welchen der Anfänger gar keinen Begriff hat. Der geognostische Theil der Einleitung ist höchst mager, und begreift fast nur die bergmännischen Benennungen. Von S. 20 fängt die Beschreibung der einzelnen Fossilien an, welche nach *Werners* neuesten dem Vf. bekannt gewordenem Systeme geordnet sind. Zuerst ist die Rede von den erdigen Fossilien und zwar als Einleitung von der Auffindung der erdigen Bestandtheile in einem Fossil auf dem nassen und trockenen Wege. Vitriolöl möchte schwerlich als Reagens auf die salpetersaure Kalkauflösung, wohl aber Vitriolgeist anzuwenden seyn, um genaue Resultate zu erhalten. Die alte Terminologie hat der Vf. wahrscheinlich der Popularität wegen beybehalten. Wenn er das für rathsam fand, so hätte er aber auch consequent bleiben und nicht einmal z. B. S. 81 *Eisenoxyd* und das anderemal S. 163 *Eisenkalk*; oder einmal *Natron* S. 160 ein anderesmal *mineralisches Laugensalz* S. 27 schreiben sollen, welches zumal ungebildete Anfänger nur verwirren mufs." Wie der Anfänger übrigens durch Beschreibungen der Fossilien wie die folgenden, zur *deutlichen Erkenntnifs und Unterscheidung derselben von einander*, — welche doch der Vf. seiner eigenen Aussage zufolge beabsichtiget — gelangen könne, mögen die Leser selbst beurtheilen; Rec. will die Beschreibung des Tremoliths ganz hersetzen, und mit den nöthigen Bemerkungen begleiten.

Der Tremolith — *Sil. Tremolithus*; franz. *Tremolithe*, engl. *Tremolite* scheint blofs dem *Urgebirgen* eigen zu seyn, (von Urgebirgen spricht der Vf. S. 5 in zwölf Zeilen; aber er sagt darin sehr unbestimmt und viel zu allgemein: *sie bestehen aus Granit* und S. 6 *ihre Substanz der Granit selbst*; als ob nicht Gneis, Glimmerschiefer u. s. w. eben so gut Urgebirge bildeten;) und hauptsächlich im körnigen Kalksteine vorkommen. Er ist zuerst durch Hn. *Höpfner* in der Schweiz und den verstorbenen *von Fichtel* zuerst in Siebenbürgen (das kann wohl weder den Landmann noch die Jugend der mittleren Schulen interessiren) unter dem Namen Säulen - und Sternspath entdeckt und beschrieben worden; den Namen *Tremolith* hingegen hat er vom Thale *Tremola* in der Schweiz erhalten, und enthält bis jetzt drey Arten. (Bey dieser Gelegenheit mufs Rec. bemerken, der mit Dolomieu an Ort und Stelle war,

dafs im Val Tremola gar kein Tremolith vorkomme, sondern nur auf den noch mehrere Stunden davon entfernten Gipfeln von Campo longo).

1) *Der gemeine Tremolith* (die übrigen Benennungen läfst Rec. der Kürze wegen weg) bricht theils *derb* und *eingesprengt*, theils *kryſtalliſirt* als *Säulen* (geschobene vierseitige) und *Tafeln* (platte länglich vierseitige) im Bannat, in Siebenbürgen, Mähren, Schlesien, Böhmen, Sachsen, Bayreuth, Hessendarmstadt, Salzburg, Kärnthen, Krain, Tyrol, Schweiz, am Vesuv, Norwegen, Island (ist noch nicht ausgemacht) Sibirien, vorzüglich im körnigen Kalksteine, Kalkspath, gemeinen Granat (nicht in sondern mit) Glimmer u. s. w. zuweilen auch im verhärteten Talk, und im Quarz (es hätte angegeben werden sollen, an welchen von den genannten Orten und Ländern das Fossil mit anderen genannten Fossilien vorkomme; überhaupt hätten diese empirischen Kennzeichen nebst den Fundörtern erst weiter unten angegeben werden sollen, weil die äufsere Beschreibung dadurch zersplittert wird, denn nun folgt:) von einer grünlich- gelblich- graulich- milch- und röthlichweifsen Farbe, welche zuweilen aus dem grünlichweifsen ins gelblich- perl- und rauchgraue, aus dem röthlichweifsen aber ins blafsfleischrothe übergeht. Er ist meist von einem vollkommenen Perlmutterglanze, nur durchscheinend, halbhart und theils 2,780 nach *Schmidt*, theils 3,000 nach *Wiedemann* (nicht *Wiedenmann*, wie der Vf. schreibt, der vielleicht an *Wiedenmann* den Stuttgardter Mineralogen dachte) specif. schwer und seine Bestandtheile sind — (sie werden nach *Lowitz* und nach *Schmidt* angegeben;) dann folgt das Verhalten vor dem Löthrohre, und im Kohlentiegel, und das physikalische Kennzeichen des Phosphorescirens. Der gemeine Tremolith scheint zwischen der Harnblende und dem Strahlsteine inne zu stehen (Rec. würde lieber sagen, der Strahlstein stehe zwischen Harnblende und Tremolith inne) und geht zuweilen vollkommen in Feldspath und dieser in Tremolith über. — Diese Beschreibung ist, wie sachkundige Leser leicht einsehen werden, eine blofse Verstümmelung der in den gewöhnlichen Lehrbüchern der Mineralogie wiederholt aufgetischten Beschreibungen dieses Fossils, die aber weder für den Landmann noch für mittlere Schulen pafst. — S. 33 heifst es bey der Einleitung zum *Zirkongeschlechte: Nach des Herrn Bergrath Werners Vermuthung scheint der Zirkon einer der allerneuesten Flötzgebirgsformationen und zwar der Trappformation zuzugehören.* Nirgends aber wird im ganzen Buche erklärt, was Trappformation sey. Von manchen Arten werden gar keine Beschreibungen gegeben, so z. B. von den Tellurgattungen. Vom Schrifterze heifst es: es sey von seinem natürlichen Zustande benannt; was soll sich der Anfänger wohl dabey denken? Bey dem Technologischen wäre auch manches zu erinnern; aber *jam satis!*

WD.

KLEINE SCHRIFTEN.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN. *Berlin*, b. Himburg: *Mars. Eine allgemeine Zeitung für Militärpersonen und Freunde des Militärs.* I Bandes I, II, III, IV Heft. 1804. 404 S. und II Bandes I, II, III, IV Heft. 1805. 390 S. 8. (Jedes Heft broschirt 8 Gr.) Zeitungsnachrichten, die man aber hier alt erfährt, abgeschriebene Artikel von dem verschiedenartigsten Inhalt aus Reisebeschreibungen, Anekdotensammlungen, Memoiren und selbst aus anderen alten und neuen Journalen, Lebensläufe, Abhandlungen, kurzweilige Geschichtchen, Tableaus aller Art, von europäischen Heeren, wie vom maroccanischen Stalle, Reglements, Ankündigungen von Büchern und Erfindungen, u. s. w. das alles bringt *Mars* hier in buntem Gemische nebst einigen Recensionen zu Markte. Bey der Wahl ist er eben nicht strenge verfahren: doch findet sich unter dem Ausgeschriebenen natürlich manches Gute; und da es ihm nicht an Beharrlichkeit fehlte, so mufste es ihm wohl von Zeit zu Zeit gelingen, auch von besseren Schriftstellern einen Beytrag zu erhalten. Diefs scheint z. B. bey der Beurtheilung des *Scharnhorstischen* Handbuches, und bey einigen anderen Recensionen der Fall gewesen zu seyn: im Ganzen genommen stehen jedoch die Original-Aufsätze den erborgten nach. So ist die Biographie des General *Dieskau* (2 B. 3 H.) bis zum Possierlichen verunglückt; die Widerlegung einer Stelle aus dem Schweizerischen Archiv begründet (2 B. 3 H. S. 258. No. 2) was sie bestreiten will, und so wird Jedermann die Auszüge aus dem Journal der Militär-Akademie zu Mayland mit Vergnügen lesen, über den Commentar im Mars aber nur lächeln. — Wenn (1 B. 4 H. S. 333) unbedingt versichert wird, dafs „in Schottland die Leute keine Beinkleider tragen," wenn ein anderer Vf. (2 B. 1 H. S. 6) Constantins *Labarum* unter die *Signa* der früheren Legionen setzt, oder wenn (ebend. S. 27) Yemen als das Vaterland Mahomets angegeben wird: so sind das Verstofse, die man einer Sammlung, wie diese, zu Gute halten mufs; zu loben ist an ihr die grammatisch richtige Schreibart und der deutliche, correcte Druck mit lateinischen Lettern. Hier und da sind Zeichnungen, und jedem einzelnen Heft ein Verzeichnifs der Todesfälle, Beförderungen u. s. w. in der preussischen Armee beygefügt. Kf.

Giefsen u. Darmstadt, b. Heyer: *Unterricht für die Unter-Officiere der Infanterie, zugleich als Belehrung für junge Soldaten, welche sich zu Unterofficiers bilden wollen.* Nebst einer Erklärung der vornehmsten militärischen Kunstausdrücke und Wörter aus fremden Sprachen. Herausgegeben von *J. C. Ferd. Meyfarth.* 1805. 148 S. 8. (8 Gr.). Enthält eine Menge guter und brauchbarer Vorschriften über das Verhalten des Unterofficiers sowohl im Allgemeinen, als gegen seine Vorgesetzten und Untergebenen insbesondere. Vieles ist jedoch schon in den Reglements enthalten, wie das, was über die Subordination S. 16, über die Dressirung des Rekruten S. 49, über den Dienst in der Garnison S. 59, gesagt wird. Am besten haben Rec. die Abschnitte gefallen: über die sittlichen Eigenschaften des Soldaten S. 14; von dem Quartiermachen S. 74. Die Feldverrichtungen sind zu oberflächlich abgehandelt; mit Nutzen hätte hier Hr. M. einige über den kleinen Krieg geschriebenen Werke gebrauchen können, um bestimmteren und mehr ins Detail gehenden Unterricht über die, sehr häufig, ja fast gröfsten Theils unter dem Commando von Unter-Officieren stehenden Sleichpatrouillen, Parteyen etc. zu geben. Den Beschlufs machen einige Beyspiele von Meldezetteln, und die Erklärung militärischer Worte, die jedoch theils mangelhaft, theils nicht immer bestimmt genug ist. Z. B. *Anciennetè* heifst nicht „*Rang, Vorzug nach dem Alter*" sondern nach den Dienstjahren; *Cornet* trägt in keinem Dienst mehr die Standarte, dazu sind die Standartjunker und Fahnenkadets bestimmt. *Bastion* ist ein geradlienichtes Festungswerk, das *allezeit* aus zwey Facen und zwey Flanken besteht. *Colonne* ist eine Stellung der Truppen, wo ihre Tiefe der Front gleich oder gröfser ist, als diese. Kannte der Vf. die Hauptbestimmung der *Faschinen* zu Bekleidung der Batterien und Verschanzungen nicht? Bey der *General-Decharge* wird nicht allezeit *hoch an geschlagen*; denn es giebt Fälle, wo man sich dieses Feuers auch mit Nutzen gegen den Feind bedient. *Haubitzen* sind Kanongeschütze, die *nie als Kanonen* dienen, sondern blos Granaten und Kartetschen schiefsen, und sich durch ihre Kürze von jenen unterscheiden.

N. M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 OCTOBER, 1806.

GESCHICHTE.

PARIS, *Oeuvres posthumes de Marmontel, Historiographe de France* cc. *Régence du Duc d'Orléans.* Tome V et VI. Auch unter dem Titel: *Régence du Duc d'Orléans*, par *Marmontel* T. I et II. 1805. 248 und 244 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Diese Geschichte der merkwürdigen Regentschaft des Herzogs Philipp von Orleans, unter Ludwigs XV Minderjährigkeit, ist die einzige von *Marmontel's* historischen Arbeiten, die er völlig geendigt hat. Er beschäftigte sich damit fast ausschliesslich seit 1784, und im Jahr 1788 war das Manuscript ganz druckfertig. Um ein Werk zu liefern, das eines Historiographen von Frankreich würdig wäre, wandte er sich an die angesehensten Männer in Frankreich, und erhielt von ihnen, was er verlangte, mit unerwarteter Leichtigkeit. Der Graf von *Maillebois* überliess ihm alles, was sein Vater und er selbst zur Geschichte jener Zeit verzeichnet hatten. Der Marquis von *Castries* theilte ihm die Memoiren des Marschalls von *Belle-Isle* mit; der Graf von *Broglio* vertrauete ihm die Geheimnisse seiner Staatsunterhandlungen an, und der Marschall von *Contades* zeichnete ihm mit eigener Hand den Plan seines Feldzugs und der unglücklichen Schlacht bey Minden. Auch der Marschall von *Richelieu* war so gefällig, dass er ihm den freyen Gebrauch seiner Papiere verstattete. Mit solchen Materialien versehen, ging der geistreiche *Marmontel* an die Arbeit, und lieferte das vorliegende Werk, eines der schönsten und belehrendsten historischen Producte, die seit 100 Jahren in Frankreich erschienen sind. Vorzüglich hat er aus den Memoiren des Hn. von *St. Simon*, des Vertrauten des Hzg's. von Orleans, geschöpft. Dass er auch die Memoiren des Marschalls von *Richelieu* benutzt habe, ergiebt sich deutlich bey der Vergleichung des Werks mit den von *Soulavie* herausgegebenen Memoiren des Marschalls von *Richelieu*. Doch ist *Marmontel* in der Verarbeitung seiner Materialien mit weit mehr Sorgfalt und Kritik zu Werke gegangen; er ist vollständiger, zuverlässiger und unparteyischer, als Soulavie.

Das Ganze ist in acht Kapitel getheilt. Das *erste* handelt vom Testament Ludwigs XIV und von den Hof-Cabalen wider den Herzog von Orleans. Recht meisterhaft, wie man es von dem Vf. erwarten kann, sind hier die Charakterschilderungen Ludwigs XIV und der ihn beherrschenden Frau von Maintenon, des Herzogs von Burgund, des Herzogs von Orleans und des schamlosen Abbé Dubois. Auch *Marmontel* lässt, wie *Soulavie*, dem Hzg. von Orleans die Gerechtigkeit wiederfahren, dass er so manche achtungswerthe Eigenschaften, Geistesstärke, Scharfsinn, Ueberblick des Ganzen, ungemein viel Fassungskraft, hinreissende Beredsamkeit, ein sehr treues Gedächtniss und mannichfaltige Kenntnisse besessen habe. Die Talente eines heroischen Kriegers entwickelte er, wie Heinrich IV, dem er nacheiferte, sehr früh; und vielleicht wäre er ein grosser Mann geworden, wenn er nicht, nach dem Verlust seines guten und weisen Lehrers *St. Laurent*, in die Hände des verabscheueten *Dubois* gerathen wäre, der fast alle gute Eindrücke des würdigen Vorgängers wieder verwischte, und seinen Geist, wie sein Herz, auf die unverantwortlichste Weise verdarb, aber dennoch keinen Böswicht, keinen Giftmischer, sondern nur einen höchst leichtsinnigen, sittenlosen, ausschweifenden Prinzen aus ihm bilden konnte. Wer die scheinheilige, intriguante Maintenon und ihre Cabalen wider den Hn. von Orleans noch nicht gekannt hat, kann sie hier kennen lernen; er wird sie verabscheuen. Um den Herzog von Orleans, zum Vortheil ihres Zöglings, des Herzogs von Maine, von der Regentschaft zu verdrängen, hatte sie, nach dem Tode des dritten Dauphins, die Frechheit, den Herzog von Orleans für den Giftmischer auszugeben. Der Vf. glaubt, alle drey Dauphins, wenigstens die zwey letzten, wären an den Masern gestorben. Ludwig XIV selbst sahe voraus, dass man nach seinem Tode auf sein Testament eben so wenig, wie auf den letzten Willen seines Vaters, achten würde. „Man hat es mir abgedrungen," sagte er zur Königin von England, der Wittwe Jacobs II, in Gegenwart der Frau von Maintenon; „es wird ganz unwirksam und unnütz seyn; aber man hat mir keine Ruhe gelassen, es zu machen; ich habe nachgegeben, und man wird mich deshalben nicht mehr quälen." Bey diesen Worten richtete er seine Augen auf die Maintenon. Noch auf dem Todtenbette liess er den Hg. von Orleans rufen, umarmte ihn zweymal, und versicherte ihn, dass er ihm in seinem Testamente nicht unrecht gethan habe. Und zu den Hof-Officianten sagte er: „Befolgt die Befehle, die mein Neffe euch geben wird." So hätte Ludwig nicht handeln, so nicht sprechen können, wenn er den Herzog damals noch für den Vergifter seiner Descendenten gehalten hätte. Dem eilfjährigen Könige Ludwig XV sagte der elende Marschall *Villeroi*, indem er ihm, nach seiner Genesung von einer schweren

Krankheit 1721, aus dem Pallast der Thuilerien die im Garten versammelte ungeheure Volksmenge zeigte: „*Voyez, mon Maitre, voyez ce peuple: tout cela est à vous; vous êtes le maitre de tout cela.*“ Und diesen niederträchtigen Schmeichler hatte Ludwig XIV zum Hofmeister des jungen Königs ernannt. Das *zweyte* Kapitel handelt von der Parlementsversammlung nach Ludwigs XIV Tode, den 2 Sept. 1715, worin der Hg. von Orleans zum Regenten erklärt wurde. Das *dritte* enthält den Administrationsplan des Hgs. von Orleans bey dem Antritt der Regentschaft. Dieser Plan war vormals für den Herzog von Burgund von dessen Erzieher, dem Herzoge von Beauvilliers, entworfen worden. Der Herzog Regent bestimmte sich für dessen Annahme auf den Rath seines vornehmsten Günstlings, des Hn. von *St. Simon*, der die Absicht hatte, zuförderst den Adel ins Ministerium zu bringen, und die Bürgerlichen von allen höheren Stellen zu entfernen. Das *vierte* Kap. betrifft den Zustand der Finanzen im Jahr 1715. Das *fünfte* handelt von den Finanzoperationen des Hgs. v. Orleans, von der Tilgung der Kronschulden und von Law's Actiensystem, und ist sehr belehrend. Am meisten verbreitet sich der Vf. im sechsten Kap. über die politischen oder auswärtigen Angelegenheiten dieser Zeit, von S. 127 bis zum Ende dieses Bandes. Das *siebente* Kap. handelt von mancherley inneren Angelegenheiten, besonders von den jansenistischen Streitigkeiten und der Bulle *Unigenitus*, und von den Machinationen der Jesuiten bey diesen Händeln. Das achte und letzte Kap. betrifft die Reise des Zaren Peters I nach Paris, und die Pest zu Marseille. Diese wurde im May 1720 durch ein Schiff aus der Levante dahin gebracht, und war fürchterlicher als der Verfall der Bankbillets, der in demselben Jahre erfolgte. Die Schuld der Verbreitung lag in der Nachlässigkeit und Sorglosigkeit der Aerzte. Besonders thätig erwies sich bey den Gegenanstalten der Commandant *Laugeron* und der Chevalier *Rose*. Die Contagion dauerte bis zur Mitte des Jahres 1721. Die geflüchteten Einwohner kehrten allmählich zurück, und die Communication mit der übrigen Welt wurde wieder geöffnet. Wie viel Menschen dabey weggerafft worden seyen, hat der Vf. nicht angegeben. G. v. F.

FRANKFURT a. M., b. Guilhauman: *Geschichte des Feldzuges der holländischen Armee in dem Jahre* 1793. Mit beständiger Rucksicht auf die Operationen der combinirten österreichischen und englischen Armee in den Niederlanden. Nebst einer *Abhandlung über die Vertheidigung von Holland*, und einer *Einleitung*, enthaltend eine *Skizze der Geschichte aller Kriege der vereinigten Niederlande*, von der Gründung der Republik bis auf den französischen Revolutionskrieg. *Erste Abtheilung*. 1806. VIII u. 230 S. 8. (1 Rthlr. 16 gr.)

Dieser erste Theil enthält bloss die Einleitung, oder die Skizze der niederländischen Kriege, von welcher der Vf. in der Vorrede sagt: „sie dürfte wohl etwas zu lang und weitläufig ausgefallen seyn, aber nach seinem Gefühl habe er sie nicht abkürzen können, um nicht ein trockenes chronologisches Verzeichniss von Schlachten, Belagerungen und Friedensschlüssen zu geben; und so wie sie jetzt sey, könne sie manchem Leser als eine kurze militairische Geschichte der vereinigten Niederlande dienen, und auch von dieser Seite betrachtet nützlich seyn.“ — Wer sollte nicht diese Aeusserung fur sehr bescheiden halten? und doch ist sie, mit dem Buche selbst verglichen, im höchsten Grade anmassend. Denn 1) enthält dieses weiter nichts als eine weitschweifige, magere, ohne Kritik, ohne Vorkenntnisse und ohne Geist aus anderen Werken zusammengeschriebene, in einem Zuge fortrennende Aufzählung von Begebenheiten aus den Kriegen, an welchen die Holländer Antheil genommen haben, ohne Rücksicht, ob ihre Truppen gerade bey den einzelnen Vorfällen mitwirkten, oder nicht; und 2) hätte der Vf. erst Geschichte, Geographie und deutsche Grammatik lernen sollen, ehe er es unternahm als historischer Schriftsteller aufzutreten. Er will (S. 4 Vorr.) durch sein Buch die Siege der Franzosen mässigen, (als ob Er das könnte!!) er lässt (S. 35) fremde Truppen in einer Graffschaft einfallen, weiss nie, welchen Casus er setzen soll, spricht vom Prinz Alenson wie vom Prinz Rupert (S. 12) als ob eins so gut als das andere ein Vorname wäre, und *verbrennt* (S. 28) *eine Insel*. Wenn er beym Abschreiben findet, dass Ludwig XIV durch die Herzogin von Orleans eine Unterhandlung mit Carl II von England einleitete, so setzt er gleich, ohne zu ahnden, dass hier von Bruder und Schwester die Rede war, eine Liebesintrigue voraus, und lässt (S. 31) „die Reize der Herzogin von Orleans den schwelgerischen König dahin bringen“ etc. etc.; *der Texel* endlich ist ihm (S. 33) eine *Stadt* oder *Vestung, vor welcher sich eine Flotte zeigt, um daselbst zu landen*.

Nach solchen Proben bedarf das Publikum wohl keiner weiteren Warnung, um sich vor dem Ankauf dieses Machwerks zu hüten. Kf.

1) LEIPZIG b. Barth: *Erzählungen des Interessantesten und Nützlichsten aus der Geschichte der Deutschen für die Jugend*. Erstes Bändchen. 1806. 228 S. 8. (14 gr.).

2) REGENSBURG, WETZLAR, FRANKFURT bey allen Reichsbuchhändlern: *Fragen an Kinder über die deutsche Geschichte, und Darstellung der Ereignisse seit* 1792-1806. 292 S. 8. (1 Rthlr.)

3) LEIPZIG b. Dyk: *Regenten-Geschichte der an itzt chursächsischen Lande, für Schulen*. 1806. 130. S. 8. (10 gl.).

Der uns unbekannte Vf. von No. 1 wollte unbemittelten Schullehrern ein Buch in die Hände geben, nach welchem sie, ohne grossen Geldaufwand, ihren Zöglingen das Wichtigste und Brauchbarste aus der Geschichte der Deutschen beybringen könnten, und wählte zu diesem Vortrage die Form der Erzählung, als die beste und zweckmässigste, junge Kinder in beständiger Aufmerksamkeit zu erhalten. An dergleichen Lehrbüchern fehlt es nun zwar nicht; doch wird das vor-

liegende, wenn der Vf. fortfährt und endigt, wie er angefangen hat, mit zu den besseren gerechnet werden können. Die besten vorhandenen Werke der deutschen Geschichte, namentlich die von *Schmidt*, *Heinrich*, *Anton* und *Posselt*, (Vorr. S. XI.) sind fleissig benutzt und mit geschickter Wahl ausgezogen worden; die Schreibart ist, wenn auch nicht durchgängig rein, doch sehr fasslich für Kinder. Neue Bemerkungen wird man hier nicht suchen, aber desto mehr Genauigkeit und historische Treue; denn das Buch ist fur den Schul-Unterricht geschrieben. Rec. ist im Durchlesen auf manche Unrichtigkeiten gestossen, wovon er nur einige anführen will. Nach S. 13 soll Germanien in älteren Zeiten eine Provinz von Gallien gewesen seyn. Wie kann der Vf. diess behaupten? Das Schiesspulver (S. 23) ist vor dem J. 1354 in Deutschland nicht bekannt gewesen, und nicht schon im 12ten Jahrhundert zum Sprengen des Gesteins in den Bergwerken bey Goslar gebraucht worden. *Teutobach* (S. 47) fur Teutoboch ist wohl nur ein Druckfehler. Ob die *Irminsul* dem berühmten Herrmann zu Ehren errichtet worden sey (S. 61), ist sehr zweifelhaft. S. 69 werden die Gothen die *Stammväter* der Deutschen genannt. Ueberhaupt ist die Erzählung von Germaniens Hauptvölkern seit dem markomannischen Kriege nicht gut gerathen. Nicht *Sygarius*, (S. 86) sondern *Syagrius* hiess der römische Statthalter zu Soissons. S. 88 werden 5000 Franken angegeben, die sich mit Chlodwig hätten taufen lassen. Die fränkischen Annalisten sprechen nur von 3000. S. 95 steht das Jahr 571 für 531. Der fränkische König Theodorich I. starb nicht 504, sondern 534. S. 109 citirt der Vf., wider seine Gewohnheit, *Hegewisch's* Geschichte Carls des Grossen vom J. 1777. Warum nannte er nicht lieber die umgearbeitete Ausgabe von 1791? Auch ist die erste Ausgabe nicht zu Leipzig, sondern, wie die zweyte, zu Hamburg herausgekommen. Dem Kaiser Ludwig dem Frommen gibt der Vf. den unanständigen und nicht einmal historisch richtigen Beynamen: *die fromme Einfalt*; er war schwach und gutherzig, aber nicht einfaltig. Uebrigens geht dieser erste Theil bis zum Tode Heinrichs II. 1024. Mit dem vierten Bändchen gedenkt der Vf. das Ganze zu beendigen.

Der Vf. von No. 2 wünscht, „dass man die Schulkinder diese Fragen und Antworten zuerst lesen lasse, und ihnen dabey die nöthigen Erläuterungen gebe; dadurch würden sie bald dahin gelangen, die Fragen auch aus dem Kopfe zu beantworten.“ Sein Hauptzweck bey dieser Schrift war, deutschen Sinn zu wecken, und den kleinlichen Provinzialgeist bey der Jugend zu beschränken. Diess macht seinem Herzen Ehre; auch blickt seine patriotische Denkart durch die ganze Schrift deutlich hervor. Aber es gehört viel dazu, ein bewährtes Buch dieser Art aufzusetzen. Der Vf. scheint die dazu nöthigen historischen Kenntnisse nicht im hinreichenden Grade erlangt zu haben; und im Katechisiren ist er auch kein Meister; manche Fragen sind zu dunkel, andere wieder so gestellt, dass die Antwort schon darin liegt. Voran geht 1) eine kurze Charakteristik der Deutschen, die manches Gute enthält; 2) ein chronologisches Verzeichniss der Kaiser aus dem Hause Oesterreich, mit Bemerkung einiger Hauptbegebenheiten unter ihrer Regierung; 3) eine chronologische Uebersicht des Anwachses der brandenburgisch-preussischen Ländermasse; 4) eine statistische Tabelle von den Staatskräften der europäischen Mächte. Sodann folgen die Fragen über die deutsche Geschichte, wobey freylich alles nur kurz abgehandelt ist; ausführlicher und nur mit seltener Unterbrechung durch Fragen sind die Ereignisse seit 1792 dargestellt; auch hat hier der Vf. manche sehr treffende Bemerkungen mit eingewebt.

Dass der Vf. mit der deutschen Geschichte nicht hinreichend bekannt sey, wird dem sachkundigen Leser an sehr vielen Stellen in die Augen leuchten. Rec. will nur einige Unrichtigkeiten auszeichnen. Die Schweiz und die vereinten Niederlande sonderten sich nicht schon 1508 und 1579 vom deutschen Reiche ab (S. 9); erst durch den westphälischen Frieden erhielt Helvetien seine völlige Exemtion vom Reich, und die Republik der vereinten Niederlande wurde erst im münsterschen Frieden vom 30 Jan. 1648 gleichsam stillschweigend vom Kaiser und Reich als unabhängiger Staat anerkannt. Der Ausdruck *Erneuerung* des fränkischen (französischen) Kaiserthums im Jahr 1804 (S. 10) ist nicht historisch richtig. Wann ist vormals Frankreich ein Kaiserthum gewesen? Der Todestag des röm. Königs Albrecht II war nicht der 24ste, sondern der 27ste Oct. 1439. Der E. H. Albrecht, Kaif. Friedrich III Bruder, starb nicht am 4. sondern am 2 Dec. 1463. Carl V wurde nicht am 23. sondern am 28 Jun. 1519 zum Kaiser gewählt. Durchgängig schreibt der Vf. *Ungarn*; es sollte *Ungern* heissen. Nicht Missvergnügen über den abgedrungenen Religionsfrieden, sondern ganz andere Ursachen bewogen Carl V zur Resignation. S. *Heinrichs* deutsche Reichsgesch. Th. V. S. 740 ff. Auch starb Carl V nicht am 1sten, sondern am 21sten Sept. 1558, und nicht zu *San Just*, sondern im Kloster *Juste*. Johann Sobieski kam zum Entsatz von Wien nicht mit 23,000, sondern nur mit 15,000 Mann. Die Achtserklärung der Churfursten von Bayern und Kölln 1706 geschahe von Joseph I nicht eigenmächtig, sondern mit Beystimmung des Churcollegiums. Carl XII (S. 21) kam nur mit 16,000 Mann nach Sachsen, verstärkte aber hier seine Armee bis auf 40,000. Unter den spanischen Ländern, die im rastadt-badenschen Frieden an Oesterreich abgetreten wurden (S. 21), fehlt Sardinien. Carl VI starb nicht am 29, sondern am 20 Oct. 1740. Nicht Joseph II, sondern Maria Theresia zog die Grafschaft Zips ein (S. 23). Eben diess gilt auch von den österreichischen Ansprüchen auf Niederbaiern 1778. Die Allianz zwischen Leopold II und Friedr. Wilhelm II wurde nicht am 19 Febr. (S. 24), sondern am 7 Febr. 1792, und zwar zu Berlin geschlossen. Ganz falsch ist es, dass Leopold II das Bücherlesen und Bücherschreiben durch drückende Censurvorschriften beschränkt habe (S. 24). Von seinen edeln Aeusserungen über Publicität und Pressfreyheit s. *Jaup*

und *Crome* Journ. für Staatskunde und Politik, 1792. St. IV. S. 622. 624. f. Der Vf. schreibt immer *Herrmann* für *Hermann*. Die Slaven läfst er S. 49 aus dem *nordlichen Asien* ins nordliche Deutschland einwandern. Sehr wahrscheinlich kamen sie zugleich mit den Lechen oder Polen, von der Donau her nach der Weichsel, trennten sich nachher von den Lechen, und setzten sich im nordlichen Deutschland. Der Ausdruck *General-Staaten* (S. 50) ist unrichtig; *Assemblée des Etats-Généraux* war in Frankreich nichts anderes, als der Reichstag, oder die Versammlung der drey Reichsstände. Nicht in Kursachsen (S. 54), sondern im Meifsnerlande wohnten die Sorben. Das Herzogthum Sachsen (S. 59) war unter Otto I noch nicht erblich. Dafs der Pabst Johann XII das römische Kaiserthum unter Otto I für unzertrennlich vom deutschen Reich erklärt habe, ist unerweislich. Erst seit den Zeiten Conrad II war die Verknüpfung Italiens und der Kaiserwürde mit der deutschen Krone fest und unzertrennlich. Den Kindern vorzusagen, dafs man den Namen *Hildebrand* (Gregor VII) in *Höllenbrand* verwandelt habe (S. 61), ist unschicklich; wenigstens hätte beygefügt werden sollen, dafs einige vom Pöbel ihn so genannt haben. Doch diefs mag genug seyn, unser Urtheil zu begründen. Angehängt ist ein Auszug aus der bekannten Schrift: Attila, der Held des fünften Jahrhunderts.

Der Vf. von No. 3 endlich, der mit dem Hn. Verleger wohl einerley Person ist, hat sein Buch nur zum ersten Unterricht solcher Kinder bestimmt, die von Geschichte noch gar nichts wissen. Wie der Lehrer es anzufangen habe, das hier aufgestellte Skelet zu bekleiden, soll er nöthigen Falls aus *Dolz's* Leitfaden zum Unterricht in der sächs. Gesch. für Bürgerschulen lernen. Das Ganze zerfällt in zwey Haupttheile: I. Aeltere Geschichte bis 1127. II. Neuere Geschichte, a) bis 1422, b) bis auf unsere Zeit. Als Anhang ist beygefügt: 1) Geschichte der Oberlausitz bis 1635, 2) Geschichte der Niederlausitz. Chursachsens Verbindung mit Polen, 1697—1763, 4) Geschichte der ausgestorbenen chursächsischen Nebenlinien, Weifsenfels, Merseburg und Zeitz. Eine Wiederholung der Hauptmomente aus der kursächsischen Geschichte macht den Beschlufs.

Das Büchlein enthält manches Gute und Brauchbare, aber auch verschiedene Mängel und Unrichtigkeiten. Rec. will nur etwas davon bemerken. Die Thüringer waren nicht gothischer Abkunft (S. 6), sondern mit den Hermundurern einerley Volk, das seine Grenzen nie verlassen hat. Der Name *Herman-Durer* sagt nichts anderes, als germanische Durer oder Bergbewohner; und der spätere Name *Thüringer* oder *Thoringer* bedeutet auch nichts anderes. Diefs hätte der Vf. aus *Adelungs* Director. der sächs. Geschichte lernen können. Zu Erfurt ist nie ein Bisthum errichtet worden; den Plan dazu hatte man wohl, er kam aber nicht zur Ausführung. Die Sachsen, Angeln und Jüten (S. 7.) stifteten in Britannien nicht ein, sondern sieben kleine Königreiche. Die Unterwerfung der Sachsen unter Carln dem Grofsen erfolgte nicht 804 (S. 7), sondern 803. Vom K. Heinrich I. heifst es S. 9, er habe die Ungern bey Merseburg geschlagen, und mit ihnen einen 9jährigen Stillstand geschlossen, habe sich darauf wider die Wenden gewandt, und deren Hauptveste Gana erobert; noch in demselben Jahre 922 sey die Stadt Meifsen angelegt worden. Dief alles steht in verkehrter Ordnung. Heinrich I legte 922 den Grund zur Burg Meifsen. Zwey Jahre darauf nöthigte er den Ungern einen 9jährigen Stillstand ab, wandte sich 928 wider die Daleminzier im Meifsnischen, und eroberte ihren Hauptort Gana. Die Niederlage der Ungern bey Merseburg erfolgte erst im Anfange des Apr. 933. So erzählt es der gleichzeitige *Witichind*. S. 10 hätte wenigstens etwas von den Feindseligkeiten des H. Boleslav von Polen gesagt werden sollen, der nicht nur die Stadt Meifsen an sich brachte, sondern auch Strehla verbrandte, und eine Menge Landvolks gefangen wegführte. Der erste Anfang der freybergischen Bergwerke (S. 14) fällt, nach *Gmelin's* Untersuchungen, in das Jahr 1168 oder 1169. Die Gemahlin des Landgrafen Albrechts des Unartigen (S. 17) hätte wohl genannt werden sollen. Albrechts Vermählung mit Cunigunde von Eisenberg gehört nicht in das Jahr 1272, sondern in das Jahr 1270. Ueber des Landgrafen Albrechts Länderverkauf (S. 17) hat sich der Vf. nicht bestimmt ausgedrückt. Albrecht verkaufte nicht nur Thüringen, sondern auch seine Ansprüche auf die von seinem Brudersohne Friedrich Tuta hinterlassenen meifsnischen Länder an Adolf von Nassau, für 12,000 Mark, behielt sich aber höchst wahrscheinlich den Besitz von Thüringen auf Lebenszeit vor; wie er dann wirklich auch nach dem Verkauf im Besitz blieb. Nicht wegen des röm. Königs Albrechts I. Ermordung 1308 entsagte der Landgraf Albrecht der Regierung (S. 18); sondern weil sein Lieblingssohn Apitz schon vor 1305 gestorben war, verglich er sich mit Friedrich dem Gebissenen 1307, räumte ihm unter gewissen Bedingungen die Wartburg ein, und lebte seitdem in Ruhe zu Erfurt. Damals war er schon 67 Jahre alt. Der Anfang der leipziger Oster- und Michaelismessen gehört nicht in das Jahr 1190 (S. 120), sondern in das Jahr 1497; der leipziger Neujahrsmarkt war schon 1466 zur Messe erhoben worden. Was Otto der Reiche anordnete, waren nur zwey Jahrmärkte, keine Reichsmessen, und Otto der Reiche starb 1189. S. 17 steht *Palestina* für *Palästina*; S. 128 *Superindent* für *Superintendent*. Die beygefügte Charte enthält die kursächsischen Lande, aber nur einen Theil der Ober- und Niederlausitz.

G. v. F.

NEUE AUFLAGEN

Salzburg, in der May'schen Buchhandlung: *Lesebuch für studirende Jünglinge zur Bildung ihres Herzens.* Von P. *Aegidius Jais.* 3te ansehnlich verm. u. verb. Aufl. 1806. XVI u. 317 S. 8.

Ebendas. Lehr- und Beth-Büchlein für die lieben Kinder, das wohl auch Erwachsene brauchen können. Von P. *Aegidius Jais.* 8te verbesserte, einzig rechtmäfsige Ausgabe. 1805. 142 S. 8.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 OCTOBER, 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Strassburg, b. d. Zweybrücker Gesellschaft: ΑΘΗΝΑΙΟΥ ΝΑΥΚΡΑΤΙΤΟΥ ΔΕΙΠΝΟΣΟΦΙΣΤΑΙ. *Athenaei Naucratitae Deipnosophistarum lib. XV.* Ex optimis codicibus nunc primum collatis emendavit ac supplevit, nova latina versione et animadversionibus cum Is. Casauboni aliorumque tum suis illustravit commodisque indicibus instruxit *Johannes Schweighäuser* cet. *Tom. I.* lib. I—III. Anno IX (1801) pag. CXX et 502 *Tom. II.* lib. IV—VI. A. X. 1802) pag. 557. *Tom. III.* lib. II—IX. A. XI. (1803) pag. 509. *Tom. IV.* lib. X—XII A. XII. (1804) pag. 575 *Tom. V.* lib. XII—XV. A. XIII (1805 pag. 581. 8.

Ebendaselbst: Animadversiones in Athenaei Deipnosophistas post Isaacum Casaubonum conscripsit *Johannes Schweighäuser* cet. *Tom. I.* Animadverf. in lib. I et II Anno IX. (1801) pag. 515. *Tom. II.* Animadverf. in lib. III et IV. A. X (1802) pag. 686. *Tom. III.* Anim. in lib. V et VI. A. X. (1802) pag. 619. *Tom. IV.* Anim. in lib. VII et VIII. A. XI. (1803) pag. 690. *Tom. V.* Anim. in lib. IX et X. A. XII. (1804) pag. 605. *Tom. VI.* Anim. in lib. XI et XII. A. XII. (1804) pag. 542. *Tom. VII.* Anim. in lib. XIII et XIV. A. XIII (1805) pag. 704. *Tom. VIII.* Anim. in lib. XV. cum addendis ad libros superiores. A. XIII. (1805) pag. 518. 8. (Es fehlen noch die Indices).

Nur wenigen Schriftstellern verdanken wir so viele Schätze antiquarischer Belesenheit, die uns theils durch ihre gelehrte Zusammenstellung so manches Wissenswürdige aus der griechischen Sprache und dem ganzen Alterthum aufklären, theils schon an sich als ehrwürdige Rudera der grössentheils für uns verlorenen Monumente griechischer Dichter eben so interessant als lehrreich sind, als uns *Athenäus von Naukratis*, der griechische Varro oder Plinius, wie ihn Casaubon nannte, in seiner gelehrten Tischgesellschaft geliefert hat. Aber auch nur wenige Werke der Alten sind so verstümmelt und entstellt auf uns gekommen, als eben das, wovon wir endlich die so lange vergebens gewünschte verbesserte Ausgabe vor uns haben. Bekanntlich war *Aldus Manutius*, welchem so viele griechische Schriftsteller ihre Erhaltung zu verdanken haben, nach einem schon früher geschehenen Versuche, der erste, welcher das gelehrte Werk des Athenäus ans Licht zog (Venedig 1514 fol.); aber weder er, noch sein Gehülfe *Musurus* waren wegen des Mangels guter Handschriften im Stande, eine brauchbare Ausgabe des griechischen Textes, worin sich überdiess noch grosse Lücken fanden, zu liefern. Nicht viel mehr konnten die beyden jungen Deutschen, *Jacob Betrot und Christian Herlin*, leisten, welche ohne alle Unterstützung besserer Handschriften 21 Jahre später die Baseler Ausgabe besorgten. Noch weniger klärte die lateinische Uebersetzung des *Natalis* auf (Venedig 1556 fol.), bis der französische Arzt, *Jacques Dalechamp*, fast 30 Jahre seiner müssigen Stunden auf eine kritische lateinische Uebersetzung verwandte (Lyon 1583 fol.). Doch erst dessen jüngerer Zeitgenosse, *Isaac Casaubon*, stellte theils durch den Gebrauch besserer Handschriften, theils durch gelehrte und sinnreiche Conjecturen die meisten der bisher kaum lesbaren Stellen in ein helleres Licht, und ergänzte mehrere Lücken. Die erste, und eigentlich die einzige, Ausgabe von *Casaubon* erschien zu Heidelberg (1597 fol.), wozu die Anmerkungen zu Lyon (1600 fol.) besonders herausgegeben wurden. Bequemer zum Gebrauche waren die Ausgaben von 1612—21 und 1657—64, wiewohl sie sich im Wesentlichen von der ersten Ausgabe durch nichts auszeichnen, vielmehr noch einige Druckfehler mehr enthalten. Seit *Casaubon* hatte sich in einem Zeitraum von anderthalb Jahrhunderten niemand weiter an eine Ausgabe des Athenäus gewagt, bis *Villebrune* mit Hülfe zweyer Handschriften den griechischen Text in die französische Sprache übertrug (Paris 1789—91. 5 Bde in 4), und ihn besonders durch Bemerkungen aus der Naturgeschichte erläuterte, worin *Casaubon* nur wenig geleistet hatte. So wenig seit *Casaubons* herkulischer Arbeit für Athenäus geschehen war, wenn man die zerstreuten Verbesserungen und Erläuterungen einer langen Reihe von Gelehrten abrechnet: so sehr sehnten sich alle Philologen nach einer neuen kritischen Ausgabe dieses Schriftstellers, welcher aus ungefähr 800 Autoren und 2500 Werken in Versen oder Prosa nicht nur eine grosse Zahl der schätzbarsten Bruchstücke aus der griechischen Literatur, sondern auch eine ansehnliche Menge sonst unbekannter Details aus der ganzen Geschichte und Alterthumskunde der Vergessenheit entrissen hat. Diese Wünsche stiegen um so höher, da sich die Zahl der Verbesserungen und Erläuterungen einzelner Stellen in kleineren und grösseren Werken gelehrter Philologen der neuern Zeit so ansehnlich vermehrten, dass es einem Einzelnen fast unmöglich war, sie wegen ihrer Zerstreutheit gehörig zu benutzen. *Beck* und *Villoison* liessen uns eine neue Ausgabe des gelehrten Griechen

hoffen, und im J. 1796 trat *Gottfr. Heinr. Schäfer* mit dem ersten Bande einer Ausgabe auf (Leipz. b. *Schäfer* gr. 8), wovon ein Theil den griechischen Text nach der letzten *Casaub.* Ausgabe, ein anderer *Villebrunes* französische Uebersetzung mit dessen Anmerkungen, und ein dritter *Casaubons* und anderer Gelehrten gedruckte oder ungedruckte Bemerkungen oder Verbesserungen enthielt. Aber mit der Beendigung der ersten fünf Bücher trat *Schäfer* von seinem Unternehmen wieder ab, und Hn. *Schweighäuser* blieb der Ruhm vorbehalten, die gelehrte Welt zuerst wieder mit einer vollendeten kritischen Ausgabe des Athenäus zu beschenken. Nur ein Gelehrter, welcher sich schon lange in der Kritik versucht hatte, in allen Theilen der griechischen Literatur bewandert war, eine Kenntniss von allem besass, worüber sich die gelehrte Tischgesellschaft des Athenäus bespricht, und Musse und Gelegenheit hatte, alles zu sammeln, was sich in einer zahllosen Menge philologischer Werke zur Verbesserung oder Erläuterung des Athenäus zerstreut findet, durfte, auch bey dem Besitze der besten Handschriften und anderer Hülfsmittel, eine glückliche Beendigung des Unternehmens hoffen, welchem sich Hr. *Schweighäuser* unterzog. Dieser Gelehrte liess sich durch alle die vielen Schwierigkeiten, welche mit einer neuen Bearbeitung des Athenäus verknüpft waren, nicht abschrecken, und vollendete sie auch dann noch, als auf einmal alles zu verschwinden schien, was ihn zu jenem Unternehmen aufgemuntert hatte, mit solchem ausdauernden Eifer, dass wir endlich besitzen, was lange heiss gewünscht, aber kaum erwartet worden war.

Diese reich ausgestattete Ausgabe besteht bis jetzt aus 13 Bänden, wovon *fünf* ausser der 120 Seiten langen Vorrede des Herausgebers den griechischen Text mit den wichtigsten Varianten und Conjecturen und mit einer ganz neuen lateinischen Uebersetzung, und die übrigen *acht* die Anmerkungen mit zahlreichen Zusätzen und Verbesserungen enthalten. Noch fehlen die Register, worin wir unter anderen ein sehr vermehrtes und verbessertes Verzeichniss aller von Athenäus angeführten Schriftsteller und ihrer Werke, mit einer kleinen Nachlese des noch Uebergangenen, zu erwarten haben. Die Vorrede des Herausgebers giebt uns in 13 Abschnitten schätzbare Nachrichten und Aufklärungen über den Vf. des griechischen Werkes, über das Werk selbst und dessen Schicksale, über den Auszug, welchen ein Unbekannter geraume Zeit vor Eustathius verfertigte, über die ältesten Ausgaben und lateinischen Uebersetzungen, über die Benutzung besserer italiänischer Handschriften und die Verbesserungen der Gelehrten vor *Casaubon*, über *Casaubons* Verdienste um den Athenäus und die Handschriften, welche er benutzte, über die Conjecturen späterer Gelehrten und die französische Uebersetzung, endlich über des Herausgebers eigenes Unternehmen, welches durch die Sehnsucht der Gelehrten nach einer neuen Ausgabe, wiewohl nur mittelbar, veranlasst, und durch die Auffindung besserer Handschriften, sowohl von dem Auszuge als dem grösseren Werke des Athenäus, und durch andere Hülfsmittel, welche sich darboten, unterstützt wurde. Wir heben aus diesen vielfachen Nachrichten nur das Wichtigste aus, und fügen einiges Dahingehörige aus den Anmerkungen hinzu.

Athenäus (Ἀθήναιος, nicht Ἀθηναῖος) blühte um das J. 220 nach C. G., da der Vf. der *Halieutica*, *Oppianus*, bereits gestorben, und *Aelian* mit seinen vermischten Erzählungen noch nicht aufgetreten war. Sein Werk, das er selbst in 15 Bücher abtheilte, wiewohl einige Handschriften deren 30 zählen, beendigte er um das J. 228, als der bekannte Jurist *Ulpianus*, welcher unter den redenden Personen darin mit aufgeführt wird, getödtet wurde. Der Titel des Buches ist nicht δειπνοσοφιστής, wie ihn zu Anfange des Buches der Epitomator, und ihm zufolge hin und wieder Eustathius angiebt, sondern δειπνοσοφισταί oder *die gelehrte Tischgesellschaft*, mit deren Personen uns Hr. *Schweighäuser* in den Anmerkungen zum zweyten Kapitel des Epitomators näher bekannt macht. Ausser einigen Lücken, welche sich auch nach der Ausfüllung der grössern Lücken durch *Petrus Victorius* und *Wilh. Canter*, und einiger kleinern durch den jungen *Gottfr. Schweighäuser* hin und wieder noch finden, besitzen wir die beyden ersten Bücher mit dem Anfange des dritten nur *im Auszuge*. In diesem Auszuge ist ungefähr nur der vierte Theil des Athenäus abgekürzt, aber der Epitomator gesteht schon selbst, dass er manches habe weglassen müssen, weil es in seinem Exemplare des Athenäus unleserlich geschrieben sey. Die beyden ersten Kapitel des Epitomators sind nicht von ihm allein aufgesetzt, wie *Casaubon* glaubte, sondern eben so, wie alles übrige, der Auszug aus des Athenäus Vorrede selbst, worin er den Plan seines Werkes darlegte. Athenäus fand nicht nur sogleich in Aelian einen Plagiarius, und später in Makrobius einen Nachahmer, sondern war auch für alle Grammatiker und Lexikographen der folgenden Jahrhunderte eine reiche Fundgrube, aus welcher sie auch da schöpften, wo sie seinen Namen nicht nennen. *Eustathius* kannte nur noch den Auszug, aber der venetianische Patricius, *Hermolaus Barbarus*, von dem noch eine Abschrift des Athenäus in der Pariser Bibliothek vorhanden ist, welche *Villebrune* gebrauchte, benutzte gegen das Ende des 15 Jahrh. wieder das grössere Werk. Alle *Handschriften*, welche sich noch von dem grösseren Werke des Athenäus finden, sind nur trübe und mittelbare Abschriften eines einzigen Exemplares, welches Hr. *Schweighäuser* so glücklich war in dem Pariser Codex zu entdecken, welcher während der Revolution von Venedig nach Paris gebracht war. Dieser Codex, welcher aus dem 10 Jahrh. zu seyn scheint, gehörte vormals dem Cardinal Bessarion, und als dieser im J. 1472 starb, kam er mit dessen Bibliothek vermöge eines Vermächtnisses in die Markusbibliothek zu Venedig, wo er über 3 Jahrh. in einem Winkel so versteckt lag, dass niemand ihn zu sehen bekam. Durch des jungen *Gottfr. Schweighäuser* sorgfältigste Vergleichung desselben mit der Casaubon. Ausgabe, sah sich Hr.

Joh. Schweighäuser im Stande, ihn eben so zu benutzen, wie wenn er ihn selbst vor Augen gehabt hätte. Wir heben aus den Bemerkungen *Schw.* über diesen Codex dasjenige aus, was für jeden, welcher aus den Lesarten desselben die noch unverbesserten Stellen des Athenäus durch Conjecturen herzustellen sucht, höchst wichtig seyn muss: „Das sogenannte *Jota subscriptum* ist darin zuweilen ausgelassen, aber meistens dem Vokale an die Seite gesetzt, und niemals darunter geschrieben. Die Accente und Spiritus sind grösstentheils genau bezeichnet, doch fehlen sie auch oft, zumahl in unverständlichen Wörtern. Fast alle Wörter sind ganz ausgeschrieben, und selten ist ein Vokal elidirt, in den Versen auch da oft nicht, wo das Metrum es verlangte. Die Abtheilung der Wörter aber ist häufig unrichtig, so wie die Interpunction, und durchgängig finden sich Verwechselungen der Vocale und Diphthongen nach dem Jotakismus." Rec. setzt noch hinzu, dass ausser einigen Verwechselungen ähnlicher Buchstaben in der Cursivschrift des Mittelalters, wie des η und κ, oder in der Aussprache, wie des σ und ξ, nichts gewöhnlicher ist, als die Verwechselung ähnlicher Uncialbuchstaben, wie des K und X, O und Θ, H und N, besonders aber des A, Λ und Δ, woraus man sieht, dass schon die ältesten Handschriften schlecht geschrieben waren.

Ausser dem beschriebenen Codex war Hr. *Schw.* so glücklich, auch die von *Hermolaus Barbarus* im J. 1482 gemachte Abschrift benutzen zu können, welche die ersten neun Bücher des Athenäus enthält, und noch eine vollständige Abschrift des Auszuges auf der Pariser Bibliothek zu entdecken, aus welcher *Ruhnkenius* unter andern die Fragmente des *Antiphanes* genommen hatte, die *Koppiers* im J. 1771 zu Leyden in seinen *Observatis philologicis* bekannt machte. Diese Abschrift, welche kaum bis in die Mitte des 14 Jahrh. hinaufreicht, enthält ausser dem vollständigen Auszuge des Athenäus noch einige Fragmente, welche der Epitomator aus dem zweyten Buche des grösseren Werkes dem Auszuge vorgesetzt hatte; und man findet darin nicht nur die Supplemente, welche H. *Stephanus*, *Höschel*, *Andr. Schott*, und *Koppiers* bekannt gemacht haben, sondern auch noch manches andere bisher Ungedruckte, welches Hr. *Schw.* zuerst an seiner Stelle eingeschaltet hat. Sie ist nett und zierlich geschrieben, wiewohl mit flüchtiger Hand und vielen Abbreviaturen, deren unbequemen Gebrauch noch eine Menge von Schreibfehlern vermehrt.

Diess waren die vorzüglichsten *Hülfsmittel*, auf welche Hr. *Schw.* bey der Uebernahme der neuen Bearbeitung des Athenäus sich stützte; ausserdem stand ihm der Gebrauch der *Brunckischen* Bibliothek und Gelehrsamkeit offen, und ein junger Naturforscher, *Joh. Herrmann*, versprach ihm seine Hülfe in der Erläuterung so vieler dunkeln Stellen, welche sich auf die Naturgeschichte beziehen. Das Unglück fügte es aber, dass nach der Vollendung des ersten Entwurfs *Brunck* nichts mehr mit der griechischen Literatur zu thun haben wollte, und seine Bibliothek zum öffentlichen Verkauf ausstellte, und dass *Joh. Hermann* durch einen frühzeitigen Tod der Welt entrissen ward. Dazu kam, dass der Gelehrte, welcher seit 30 Jahren den Athenäus zu seinem Lieblingsschriftsteller gemacht, und alles aufgesammelt hatte, was zur Correction dieses Autors beytragen konnte, nachher dem Hn. *Schw.* seine gemachten Bemerkungen eben so unerbittlich verweigerte, als er vorher gegen den Hn. *Exter* die schon zugesagte Bearbeitung einer neuen Ausgabe des Athenäus wieder abgelehnt hatte. Viele Bücher aus der *Brunckischen* Bibliothek hatte Hr. *Schw.* zwar schon vor ihrer Ausstellung zum öffentlichen Verkaufe benutzt, aber manche andere entgingen ihm durch den von *Brunck* gefassten Entschluss; und selbst aus den schon benutzten Büchern konnte er das nicht mehr ersetzen, was er in Hoffnung des ferneren Gebrauches nur kurz und obenhin excerpirt hatte. So blieb ihm ausser den aufgefundenen Handschriften, und ausser den von *Brunk* erhaltenen Büchern, worunter ein Exemplar der *Casaubon.* Ausg. mit *Bruncks* und anderer Gelehrten Noten am Rande das wichtigste war, nichts übrig, als was ihm die Strassburger Universitäts-Bibliothek, und die damit vereinigte *Schöpflinische*, darbot, worin er unter anderen seltenen Werken auch ein Exemplar der zweyten *Casaub.* Ausg. mit *Ludolf Küster's* Noten am Rande fand. Andere Bücher schickten ihm seine Freunde aus Paris, und *Heyne* von der Göttinger Bibliothek: in Ansehung des letzteren befremdet es jedoch, dass dem Hn. *Schw.* nicht nur die in Leipzig bey *Schäfer* erschienenen Theile des Athenäus und einige Werke von *Gottfr. Hermann* fehlten, sondern auch einige von Göttinger Gelehrten, ja selbst von *Heyne* herausgegebene Schriften, z. B. *Huschke's Analecta critica* und die Fragmente des *Stesichorus* von *Suchfort.* Vom *Horaz* hatte Hr. *Schw.* meistens nur die Ausg. von *Jani*, selten die von *Mitscherlich* im Gebrauche; und bis fast an das Ende seiner Arbeit vermisste er *Heyne's* neueste Ausgabe des *Pindar* mit der vermehrten und verbesserten Sammlung der *Schneiderischen* Fragmente, und mit der Commentation *de metris Pindari* von *Gottfr. Hermann.* Den Verlust der Bemerkungen, welche ihm der ungenannte Gelehrte verweigerte, ersetzten ihm einigermassen *Dutheil* und *Coray* aus Paris, und einige andere Gelehrte, welche späterhin ihm entweder einige schriftl. Verbesserungen zuschickten, wie *Boissonade, Jacobs* und *Grotefend*, oder durch Recensionen der zuerst erschienenen Theile und durch gedruckte Bemerkungen, dergleichen *Fiorillo* herausgab, manche Verbesserungen mittheilten. — Es bleibt uns noch anzuzeigen übrig, wie Hr. *Schw.* die angegebenen Hülfsmittel benutzte, und das eben so verstümmelte und durch Schreibfehler entstellte, als lehrreiche Werk des Athenäus behandelte.

Wir haben schon oben bemerkt, dass Hr. *Schw.* seine *Anmerkungen* in acht Bänden besonders herausgegeben hat, worin er nebst anderen Bemerkungen älterer und neuerer Philologen, welche ihm zu Gesichte kamen, alles was *Casaubon* zur Erläuterung oder Verbesserung seines Schriftstellers bekannt ge-

macht hat, aufnahm, und deſshalb auf den Titel die Worte ſetzte: *poſt Iſaacum Caſaubonum.* In dieſen faſt ganz kritiſchen Anmerkungen wird von jeder vorgezogenen oder in den Text bloſs aufgenommenen Lesart, ſo wie von zweifelhaften Stellen der lateiniſchen Ueberſetzung, genaue Rechenſchaft gegeben, und durch ſorgfältige Bezeichnung der verſchiedenen Handſchriften und Ausgaben, die irgend eine beachtenswerthe Verſchiedenheit in der Lesart darboten, alle Dunkelheit vermieden, wodurch der Leſer in ſeinem eigenen Urtheile gehindert werden könnte. Die Bemerkungen und Vermuthungen Anderer werden treu und mit der jedesmaligen Anzeige ihrer Namen angeführt, wodurch zwar eine gewiſſe Weitſchweifigkeit entſteht, aber auch jedem Gelehrten ſein gebührendes Lob gelaſſen wird. Den Fehler deſſen ſich *Caſaubon* zuweilen ſchuldig macht, Unverſtändliches oder noch nicht völlig Aufgeklärtes mit erhabenem Stillſchweigen zu übergehen, als ob dem Herausgeber dabey nichts unerklärbar geweſen ſey, hat Hr. *Schw.* ſorgfältig vermieden; und er iſt ſo weit entfernt, ſich das eitle Anſehen einer Allwiſſerey zu geben, daſs er vielmehr überall, wo er anſtieſs, ſeine gelehrten Zweifel oder auch ſeine Unwiſſenheit gewiſſenhaft bekennt. Dagegen wäre zu wünſchen, er wäre weniger in den entgegengeſetzten Fehler gefallen, bey ſchwierigen Stellen zwiſchen allerley Conjecturen, wovon keine befriedigt, hin und herzuſchwanken, wodurch nichts weiter gewonnen wird, als Verworrenheit des Vortrags und Vergröſserung des Buches. Wir rügen dieſen Fehler um ſo mehr, weil Mancher darin ſogar einen Ruhm ſetzt, wenn er da, wo er nichts durchſchauet, durch die Angabe aller Möglichkeiten der Erklärung ſich als einen vielgewandten und tiefblickenden Mann darſtellt. Wenn es ſich Hr. *Schw.* zum Geſetz macht, alle Bemerkungen und Vermuthungen Anderer, auch da, wo ſie durch beſſere Conjecturen verdrängt werden, mit gewiſſenhafter Treue anzuführen: ſo iſt dieſes zwar eine Folge von ſeinem ernſtlichen Streben nach Wahrheit, mit der Beſcheidenheit verknüpft, ſich bey ſchwierigen Stellen kein abſprechendes Urtheil zu erlauben. Allein zuweilen verräth ſich dabey auch eine zu leichte Behandlung des Schriftſtellers, ohne welche viele eigene und fremde Conjecturen ganz unterdrückt, oder höchſtens nur mit wenigen Worten angeführt ſeyn würden. Die zum Gebrauche ſo ſehr unbequemen Supplemente, welche ſich nicht nur am Ende des letzten, ſondern auch des erſten, dritten und fünften Bandes finden, laſſen ſich zwar bey einer Arbeit, wo ſo vieles anzuzeigen iſt, entſchuldigen; und niemand wird um dieſes Uebelſtandes willen gern ſo vieles Schätzbare in den gelieferten Nachträgen vermiſſen. Aber auch von den Nachträgen hätten nicht wenige unterdrückt zu werden verdient, welche entweder zu flüchtig aufgenommen ſind, oder nicht befriedigende, ja gar verwerfliche, Conjecturen enthalten. *Fiorillo's* Emendationen z. B. und unerklärte Versabtheilungen würde Rec. nicht nachgetragen haben, wo ſie offenbar falſch ſind, oder doch keine neue Aufklärung geben, da es bekannt iſt, daſs dieſer angehende Philologe ſelbſt nicht von der Richtigkeit ſeiner Verbeſſerungen überzeugt war. Dahin gehören, um nur einige Beyſpiele anzuführen, alle die Emendationen, welche Hr. *Schw.* auf der 452 Seite des letzten Bandes ſeiner Animadverſionen anführt. Kurz vor dieſen findet ſich der Nachtrag zur 159 Seite des 3 Bandes oder 7 Buches: *Alcaei fragmentum ex Alcaici metri ratione ſic ſcriptum oportuiſſe monuit Vir doctus:*

— ἔδω δ' ἐμαυτὸν
ὡς πολύπους. —

Aber was hat das alkaiſche Metrum mit dem Dramatiker Alkäus zu thun, welchen der gelehrte Obſervator mit dem Lyriker gleiches Namens verwechſelte? Beym Durchblättern der Nachträge im erſten Bande fällt dem Rec. die bey den Worten Ulpians *τήμερον ἐγὼ πράγματα ἔξω ἐξ ἀπραξίας* pag. 49 *a. ed. Caſaub.* gemachte Bemerkung in die Augen: *Verba iſta juſtum facient ſenarium, ſi modo primam in πράγματα corripere liceat:*

Τήμερον ἐγὼ πράγματ' ἔξω ἐξ ἀπραξίας.

Metrik war freylich die ſchwächſte Seite des Herausgebers, wiewohl deren Kenntniſs bey der Bearbeitung des Athenäus, welcher durch die vielen Bruchſtücke alter Dichter am intereſſanteſten, aber auch gerade darin am corrupteſten iſt, am allerwenigſten vermiſst werden ſollte. Von dieſer Seite bietet Hn. *Schw.* Ausgabe noch eine reiche Ausbeute für diejenigen dar, welche mit *Jacobs* ein *Spicilegium obſervationum et emendationum in noviſſimam Athenaei editionem* auszuarbeiten Luſt und Beruf fühlen.

Ueber keine Stelle iſt ſo viel nachgetragen, als über die Verſe des *Epicharmus* II, 32 pag. 49. c. Sie mag zum Belege alles deſſen dienen, was Rec. über die Behandlung des Athenäus geurtheilt hat. Im Texte iſt hier nicht beſtimmt genug angegeben, was bloſse Conjectur und was Lesart der Handſchriften ſey, und aus den Anmerkungen ſcheint zu erhellen, daſs alle Handſchriften ſowohl als Ausgaben mit *Euſtathius* das Wort πόδας, welches Hr. *Schw.* hinter τέτ]αρας (ſic) geſetzt hat, vor τέτ]αρας (ſic) haben. Nach einer etwas verworrenen Anzeige der handſchriftlichen Lesarten und der Correction des Grotius, zu welcher eigentlich die unter dem Texte gelieferte lateiniſche Ueberſetzung gehört, ſchwankt nun Hr. *Schw.* zwiſchen mancherley Conjecturen, welche nicht befriedigen, oder gar gegen das Versmaſs verſtoſsen, und liefert in den Supplementen des erſten Bandes den Nachtrag: *In Epicharmi vſ. 1. quod τίμαιον habent mſpti noſtri, id ex τι μὰν ων corruptum videtur: ὦν Dorice pro οὖν.* Οὖν ſteht im Texte, worauf auch eher die Vergleichung der Lesart in der Ald. Ausg. τιμὰν οὖ, und der Caſ. Ausg. τι μὰν οὐκ führte.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 OCTOBER, 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Fortsetzung der Recension von Athenaei Deipnosophistae, ed. Joh. Schweighäuser.

Am Ende des dritten Bandes hat uns Hr. *Schw.* mit den noch fehlerhaftern Verbesserungen seines Recensenten in der alten A. L. Z. bekannt gemacht, und dann die ihm von *Grotefend* mitgetheilte Verbesserung angezeigt, dessen Name hier zufällig in *Stefens* verdreht ist. Nachdem dessen Verbesserung des vierten Verses, als die einzig wahre angegeben ist, wird auch die Verbesserung der ersten Verse geprüft, und nun erst bestimmt angedeutet, dass das Wort πόδας in den Handschriften nach τέτορας (sic) stehe. Weil aber das Versmass einer solchen Stellung zu widerstreiten scheint, so wirft Hr. *Schw.* nach der Einschaltung des überflüssigen γε und ὤν vor und nach μὰν das kaum entbehrliche Wort πόδας ganz heraus, und findet noch eine besondere Grazie darin; wiewohl nichts leichter war, als mit Versetzung des ἐστὶν den zweyten Vers so zu messen:

τέτταρας πόδας, οὐ τρίπους, ἀλλ'
ἐστὶν οἶμαι τετράπους.

In den Corrigendis des letzten Bandes kehrt Hr. *Schw.* noch einmal zu diesen Versen zurück, und vertheilt die redenden Personen auf eine Weise, welcher derjenige schwerlich Beyfall geben wird, der Sinn für den wahren Gebrauch der Partikeln und die dialogische Einkleidung hat. So wird man von einer Seite zur anderen geworfen, ohne vollkommene Befriedigung zu erhalten, indem sich die angeführten Verse mit noch grösserer Annäherung an die handschriftliche Lesart herstellen lassen. Wenn in der Handschrift das Wort πόδας wirklich *hinter* τέτταρας steht, woran Rec. noch zweifelt: so könnte man mit Einschaltung des ὅτι nach οὖν also lesen:

A. Τί δὲ τάδ' ἐστί; B. Δηλαδὴ τρίπους·
τί μὰν οὖν; A. [Ὅ τι] ἔχει
Τέτταρας πόδας, οὐ τρίπους, ἀλλ'
ἐστιν οἶμαι τετράπους.

Wo nicht, so wäre folgende Lesart vorzuziehen:

A. Τί δὲ τάδ' ἐστί; B. Δηλαδη τρίπους·
τι μάν; A. Ὡς ἔχει πόδας
Τέτορας, οὐκ ἔστι τρίπους, ἀλλ' [ἐστίν]
οἶμαι τετράπους.

Dass man τί μήν, dorisch τί μάν, für πῶς γὰρ οὔ, *quidni?* sagte, zeigt *Koen* zu *Gregor. Dialect.* p. 109.

Es verdient noch bemerkt zu werden, dass durch die Corrigenda nicht alle Schreib- und Druck-Fehler, besonders in der Accentuation, verbessert sind; dass diess jedoch der Fall vorzüglich gegen das Ende des Buches ist. So ist im zweyten Skolion XV, 50 στεφανοφόροις verdruckt für στεφανηφ. Im vierten Skolion wollte Hr. *Schw.* der lateinischen Uebersetzung zufolge Νύμφαις Γλαυκίαις, Ἰὼ schreiben. Im eilften Skolion steht φίλτατ' für φίλταθ', und im dreyzehnten sind κλαυέτον und ἐποιησάτον falsch accentuirt. Auch finden sich in den Addendis und Corrigendis neue Schreib- und Druckfehler. So findet Rec. in den Zusätzen zum dritten Bande die trochäischen Verse des Menander als anapästische angegeben, und in den Zusätzen zur Vorrede im letzten Bande wird wegen des *Codex Palatinus* auf die Anmerkungen zu XIII, 560. a. verwiesen, wo Rec. nichts dergleichen hat finden können. Um die nach der Casaub. Ausgabe citirten Stellen in der Schweighäuserischen leicht finden zu können, sind über den Animadversionen sowohl, als über dem Texte, die Casaub. Seitenzahlen und am Rande die Buchstaben jeder Seite a — f beygefügt. Ueber dem *Texte*, zu dessen Beurtheilung wir nun übergehen, stehen zur Linken auch noch die Kapitel, in welche *Casaubon* seine Animadversionen abgetheilt hatte.

Zunächst unter dem Texte stehen die Varianten und Conjecturen, und drunter die neue lateinische Uebersetzung. Am Rande ist mit wenigen Worten der Inhalt angegeben, unabhängig von den griechischen Titeln, welche sich nach Anleitung der Handschriften in den älteren Ausgaben finden, und von Hrn. *Schw.* am Ende jedes Bandes angehängt sind. Mit Recht führte Hr. *Schw.* nicht alle Varianten der Handschriften und älteren Ausgaben unter dem Texte an; sondern nur da, wo er zweifelhaft war, welche Lesart in den Text aufgenommen zu werden verdiente, setzte er die abweichenden Lesarten und Conjecturen darunter. Da, wo zwar der Text unzweifelhaft corrupt war, aber keine befriedigende Conjectur sich darbot, liess er die verdorbene Lesart stehen, und fügte unter dem Texte die Conjecturen oder Zweifel hinzu; wo aber eine Conjectur mehr Wahrscheinlichkeit für sich hatte, als der corrupte Text, nahm er die Conjectur in den Text auf, und setzte die corrupte Lesart darunter, um Anderen Gelegenheit zu einer besseren Conjectur zu lassen. Dass Hr. *Schw.* dabey oft in Verlegenheit kam, welcher Lesart er den Vorzug geben sollte, um in den Text aufgenommen zu werden, und noch mehr verlegen

war, welchen Sinn derſelben er in der beygefügten Ueberſetzung wiedergeben ſollte, glauben wir ihm gerne. Aber das hätte man wenigſtens erwarten ſollen, daſs er, er mochte nun eine Lesart in den Text aufnehmen, welche er wollte, ſeine Ueberſetzung der aufgenommenen Lesart anpaſste, und nicht ſo oft abſichtlich etwas ganz anders ausdrückte, als in dem griechiſchen Texte ſteht. Er konnte ja die zweifelhaften Stellen ſeiner Ueberſetzung durch irgend ein Merkmal vor den übrigen auszeichnen, und er war dieſs zu thun um ſo mehr verpflichtet, da er in der Vorrede ſelbſt auf die Nachtheile aufmerkſam macht, welche aus einer falſchen, für richtig gehaltenen, Uebertragung bey denen entſtehen, welche, um den Inhalt ſchneller zu faſſen, nur die lateiniſche Ueberſetzung leſen. Die Behandlung des Textes iſt im Ganzen dieſelbe, wie bey den übrigen Autoren, welche Hr. *Schw.* edirt hat; über einzelne Abweichungen von ſeinem ſonſtigen Verfahren hat er in den Anmerkungen Rechenſchaft gegeben. Gleichheit in der Schreibart griechiſcher Wörter hielt er bey Athenäus mit Recht für fehlerhaft, wo die Bruchſtücke der verſchiedenſten Schriftſteller aus verſchiedenen Zeitaltern und Gegenden angeführt werden. Doch wäre es allerdings von Nutzen geweſen, wenn er geſucht hätte, in den Bruchſtücken der wichtigſten Schriftſteller eine gleichförmige Schreibart beyzubehalten oder einzuführen. Wenigſtens iſt es ſonderbar, in den pag. 41 lib. 1 ed. *Schw.* aus Homer citirten Verſen unmittelbar nach einander einmal ἐντύνοντ' ἄριςον, und das andere Mal ἐντύνοντο ἄριςον zu ſchreiben, da die Vernachläſsigung der Eliſion, welche Hr. *Schw.* in anderen Dichterfragmenten, wo man weniger irren kann, oder wo ſie fehlerhaft iſt, wie in dem Bruchſtücke des *Alkman* p. 681 a., ſo ſorgfältig einführt, hier nur zu einer falſchen Meſſung des Wortes ἄριςον verleiten kann, welche zu verhüten, *Clarke* in der von Hrn. *Schw.* gebrauchten Ausgabe zu Il. ω, 124 ſich ſo ſehr angelegen ſeyn lieſs. Warum ſchrieb Hr. *Schw.* pag. 86. c. ed. Caſ.

Ἄρχιππος δ' ἐν Ἰχθύσι·
Λεπάσιν — — κλένεσί τε;

hingegen pag. 91 f.

Ἄρχιππος ἐν Ἰχθύσιν·
Λεπάσιν — — κλένεσίν τε;

Für eine Schreibart hätte er entſcheiden ſollen. Hätte er mehr nach Gleichheit in der Schreibart derſelben Gattung geſtrebt, ſo würde er ſich nicht ſo häufig ſelbſt widerſprochen, manche Corrigenda gleich vermieden, und bey ſeinem Schwanken mehr Feſtigkeit gewonnen haben. So aber iſt er ſich in der Behandlung ſeines Schriftſtellers gar zu ungleich geblieben. Pag. 286. b. ed. Caſaub. ſchreibt er λαγῷ ohne *jota ſubſcriptum*, welches er pag. 400. b. gegen die gewöhnliche Lesart unterſetzt. Während er an einigen Stellen alles auf doriſche Schreibart zurückzuführen ſucht, ſträubt er ſich an anderen Orten gegen die Einführung der Dorismen; und während er bey einigen Worten weitläuftig über die Accentuation ſpricht, läſst er in anderen die falſchen Accente ſtehen. So ſchiebt er pag. 416. d. dem *Alkman* die Form ὀπώρα unter, während er pag. 648. b. ὀπώρα unverändert läſst; und indem er pag. 430. d. b. bey dem *alkaeiſchen* Gedichte viele Worte über den Circumflex auf dem Participe κιρναὶς verliert, denkt er weder hier, noch pag. 481 a. daran, λαθικαδέα für λαθικάδεα oder λαθικήδεα zu ſchreiben, und löſt ſogar gegen den Rhythmus λαθικάδεα in ληθικήδεα auf. Warum ſollte ferner aus pag. 92. f. nur der Hexameter des *Kratinus* pag. 86. e., nicht auch das Hemiſtichium des *Epicharmus* pag. 85. d. geändert werden? Würde Athenäus ſo albern geweſen ſeyn, zu behaupten, die alten Dichter, wie *Kratinus* und *Epicharmus*, hätten nie ὄςρεον, ſondern ὄςρειον geſagt, wenn er ſelbſt kurz vorher eine Stelle citirt hätte, welche das Gegentheil zeigte? Doch hier machte Hn. *Schw.*, wie ſeinen Recenſenten in der leipziger Zeitung, das Metrum irre. Die Verſe ſind alſo zu ſchreiben:

— — — — Ἄγει δὲ παντοδαπὰ κογχύλια·
Λεπάδας, ἀσπέδους, κραβύζους, κηκιβάλους,
τηθυνάκια.
— ν βαλάνους, πορφύρας, ὄςρεια σύμπεφυκότα.

Die Behutſamkeit des Herausgebers, ſeinem Schriftſteller, ſoviel möglich, keine falſche Lesart aufzudringen, iſt durchgängig ſichtbar; doch ſind der Stellen nicht wenige, wo er, wie in den weiter oben angeführten Verſen des *Epicharmus*, ſeine Vermuthungen viel zu dreiſt in den Text aufnahm, und dagegen wieder viele andere Stellen, wo er eine offenbar falſche Lesart nicht dreiſt genug mit einer Conjectur vertauſchte, welche augenſcheinlich richtiger war. So hätte er pag. 638. f. mit *Caſaubon* Σοφοκλέει ſchreiben, und pag. 694. a. die *Brunckiſche* Verbeſſerung κ' Ἀνακρέοντος, deren Richtigkeit keinen Zweifel leidet, gleich in den Text aufnehmen ſollen. Die meiſten Verſtöſse gegen die Kritik zeigen ſich in den Bruchſtücken der Dichter, worin häufig auch da, wo die Unrichtigkeit leicht in die Augen fällt, gegen die erſten Regeln der Proſodie und Metrik gefehlt iſt. Es iſt in der That ein groſser Nachtheil bey dieſer Ausgabe, daſs der gelehrte Herausgeber nicht eben ſo bewandert in der Meſſung griechiſcher Verſe, als in der Kenntniſs der Sprache und des Alterthums war. Wie viele Stellen würden ſogleich verbeſſert ſeyn, wie viel kürzer wären manche Anmerkungen geworden, und welche Feſtigkeit hätte manches Urtheil des Herausgebers gewonnen, wenn er nur etwas mehr Kenntniſs von der Metrik gehabt hätte, wodurch es [a] allein möglich iſt, die zahlreichen noch unverbeſſert und zum Theil ſogar unlesbar gebliebenen Dichterfragmente verſtändlich zu machen, und in ihrer möglichſten Correctheit darzuſtellen. Die *anakreontiſchen* Verſe machen ihm faſt überall zu ſchaffen, weil er ſie noch als Jamben, nicht als ioniſche Verſe behandelt. Er hat daher manche anakreontiſche Verſe für falſch oder verdächtig erklärt, welche ganz richtig waren, z. B. pag. 427. a. b. Durch ſeine Geneigtheit, daktyliſche Verſe, welche nicht ſehr gewöhnlich ſind, für anapäſtiſch zu erklären, oder gar daktyliſche und anapäſtiſche Verſe zu ſechsfüſsigen Jamben zu machen, hat er oft alles Angenehme des

Rhythmus zerstört, z. B. pag. 471. c. wo *archilochische* Verse mit solchen abwechseln, die um eine Sylbe länger sind:

Τῆς τρυφερᾶς ἀπὸ Λέσβου
σεμνοπότου ςαγόνος
πλῆρες, ἀφρίζον, ἕκαςος
δεξιτερᾷ δ' ἔλαβεν.

Eben so werden die *alkmanischen* Verse zu anapästischen gemacht, wovon wir weiter unten noch reden werden. Unnöthiger Weise stöfst er sich sehr oft an die Daktylen in der ersten Stelle des trochäischen Metrums; dagegen scheint er fast keine Regel zu achten, wenn er daktylische und anapästische Verse zu sechsfüsigen Jamben machen will. Ein Paar Beyspiele aus dem fünften Bande mögen zum Belege dienen, wie gewaltsam er dabey mit den lieblichsten Bruchstücken verfährt. Auf der 476 Seite dieses Bandes ed. *Schw.* stehen zwey Bruchstücke des *Eubulus*, wovon das letzte in Jamben geschrieben ist; aber man sehe, welche Mühe Hr. S. sich giebt, auch das erste Bruchstück in sechsfüsige Jamben zu bringen, dessen wahren daktylischen und anapästischen Rhythmus *Fiorillo* schon bekannt gemacht, wenn er gleich im letzten Worte nicht die wahre Lesart traf. Auf eine ähnliche Weise verfährt Hr. *Schw.* p. 317 desselben Bandes, wo in dem Bruckstücke der Heloten, wenn man nur ἀρχαίου (*sic enim legendum*) als eine Glosse zu Σιμωνίδου betrachtet, Anapästen mit Jamben auf folgende Weise abwechseln:

Τὰ Στησιχόρου τε καὶ Ἀλκμᾶνος
Σιμωνίδου τ' ἀείδει.
Κεῖνος νυκτερίν' εὗρεν μοιχοῖς
ἀείσματ' ἐκκαλεῖσθαι
γυναῖκας ἔχοντας ἰαμβύκην
τε καὶ τρίγωνον. — —

Doch da der Herausgeber die Beschränktheit seiner metrischen Kenntnisse selbst eingesteht, so wollen wir darüber nicht die grosen Verdienste des eben so bescheidenen als kenntnisreichen Mannes um alles Uebrige herabsetzen, und, wenn er hin und wieder irrte, nicht vergessen, dafs, wie er selbst sagt, die Schwäche seines Körpers zuweilen auch Kränklichkeit des Gemüthes nach sich zog. Wir wollen ihm vielmehr für die sinnreichen Conjecturen danken, wodurch er den gröfsten Theil der bisher noch unverbesserten Dichterfragmente theils glücklich hergestellt, theils der Verbesserung fähig gemacht hat. Um aber den künftigen Bearbeitern des Athenäus einige Beyträge zu liefern, wollen wir noch die Bemerkungen hersetzen, welche sich bey dem Durchlesen des Buches, besonders in metrischer Hinsicht, darboten. Den Anfang mögen die Bemerkungen über die *Verse der lyrischen Dichter* machen, unter denen *Alkman* der älteste und corrupteste ist.

Die gröfseren Bruchstücke dieses Lyrikers bestehen aus alkmanischen Versen oder *dactylicis tetrametris acatalecticis et catalecticis alternis.* Das eine steht pag. 416. c. ed. Cas. das andere pag. 499. a. Jenes liest Rec. also:

Καί ποκά τοι δώσω τρίποδος κύτος,
ᾧ κ' ἔνι λεῖα γ' ἐντὶ τριήρης·
ἀλλ' ἔτι νῦν γ' ἄπυρος, τάχα δὲ πλέος
ἔτνεος, οἷον ὁ παμφάγος Ἀλκμὰν
ἠράσθη χλιερὸν πέδα τὰς τροπάς·
οὔτι γὰρ ἠῢ τετυγμένον ἔσθει·
ἀλλὰ τὰ κοινὰ γάρ, ὥσπερ ὁ δᾶμος, ὁ
ζατεύει. — — — — — — —

Im zweyten Verse ist die handschriftliche Lesart also abgekürzt: ὧκ' ενι λεα γειρης, welches wahrscheinlich so viel heifsen soll, als ᾧ κ' ἔνι λεῖα γ' — τριήρης; das ἐντὶ wurde wegen des folgenden ἔτι, wofür die Ausgaben ἐντι haben, oder wegen des vorhergehenden ἔνι übersehen. Τριήρης ist eine Art von Trinkgeschirr, wie pag. 500. f. 497. b. ἠῢ im sechsten Verse verlangt der Rhythmus und Sinn, als Gegensatz von τὰ κοινὰ im siebenten Verse, an dessen Ende noch der Artikel eingeschaltet ist. Das Uebrige liest Rec. so, wie es Hr. *Schw.* hat abdrucken lassen. Das andere Fragment des Alkman in demselben Rhythmus liest Rec. folgendermafsen:

Πολλάκι δ' ἐν κορυφαῖς ὀρέων, ὅκα
θεοῖς ἅδῃ πολύφανος ἑορτά,
χρύσεον ἄγγος ἔχοισα, μέγαν σκύφον,
οἷά τε ποιμένες ἄνδρες ἔχουσιν,
χερσὶ λεόντειον γάλα θεῖσα [τε,
καὶ τόδε πησσόμενον παλαθεῦσα],
Τυρὸν ἐτύρησας μέγαν, ἄτρυφον,
ἀργύφεον τε. — — — — —

Der Dichter scheint in diesen Versen die Cybele anzureden, und also ἑορτὰ auf kein Bacchusfest bezogen werden zu müssen, worauf *Fiorillo's* die von *Aristides* angeführte Stelle leitete. Θεοῖς ist einsylbig zu lesen, und kann, anders accentuirt, auch der äolische Accusativ seyn. Bey den Worten λεόντειον γάλα θεῖσα, welche offenbar in der handschriftlichen Lesart liegen, gerieth das Auge des Abschreibers auf das ähnliche Wort des folgenden Verses, und so entstand die Lücke, deren Ergänzung blofs ein Versuch ist. Weder das Versmafs, noch der Sinn der nebenstehenden Worte erlaubt die Einschaltung der Redensart λεόντων γάλα ἀμέλγειν, welche man nach der von Fiorillo aufgefundenen Stelle des Aristides hier vermuthen möchte. Rec. hat sich an die Glosse des *Hesychius* gehalten: ἄτροφος, τυρὸς ὁ πησσόμενος ὑπὸ Λακώνων, welche sich auf dieses Bruchstück zu beziehen scheint. Es ist daher wohl die Schreibart ἄτροφον dem ἄτρυφον vorzuziehen, welches mit dem homerischen πηγὸς schon wegen der Verbindung mit ἀργύφεον synonym zu seyn scheint. Wie in diesem Bruchstücke die Lücke durch die Aehnlichkeit zweyer Wörter entstand, so in mehreren anderen Fragmenten, z. B. pag. 685. a., wo in den früheren Ausgaben nach σέλινα die Worte γελῶν δ' ἱπποσέλινα fehlten. Rec. findet in diesen von Hn. *Schw.* aus den Handschriften eingeschalteten Worten nichts Corruptes, wenn man die Hemistichien nur so abtheilt:

γελῶν δ' ἱπποσέλινα, καὶ
κοσμοσάνδαλα βαίνων.

Γελῶν verstöfst weder gegen den Sinn, wenn man das vorhergehende προσσεσηρὼς vergleicht, noch gegen

das Versmaſs, wenn man weiſs, daſs in der Baſis dieſer Priapeen der Iambus ſo gut, wie jeder andere zweyſylbige Fuſs, Statt hat; wie z. B. in dem folgenden Bruchſtücke:

κύπειρον τε δροσώδη.

Doch, um wieder auf *Alkman* zu kommen, dieſer Dichter ſang auch in logaödiſchen Verſen, in welchen ſich der daktyliſche Rhythmus in Trochäen auflöſt. So beſteht das kleine Fragment pag. 682. a. aus einem alkmaniſchen Verſe mit zwey Trochäen:

χρύσεον ἔρμον ἔχων ῥαδινᾶν πετάλοισι καλχᾶν.

Hingegen ein anderes Fragment pag. 390. a. erhält durch Verſetzung zweyer Worte den obigen Rhythmus:

— — ἔπη γε δὲ καὶ μέλος Ἀλκμὰν·
εὗρέ τε κακκαβίδων γλωσσάμενον

oder iſt zu leſen γλῶσσαν? μένον für παραμένον)
manens nomen ſibi comparans.

σύνομα συνθέμενος. — — — —

Aus logaödiſchen Verſen beſteht auch das Bruchſtück p. 681 a., welches aber auf zweyerley Art gemeſſen werden kann. Die handſchriftliche Lesart führt auf drey Daktylen und vier Trochäen:

— — — — — — — καὶ τιν εὔχομαι φέροισα
τόνδε ἑλιχρύσω πυλέω κ' ἀκηράτω κυπείρω.

In Τόνδε durfte das ε nicht elidirt werden, weil ἑλιχρύσω bey den Aeoliern mit einem f geſprochen wurde. Πυλέω kann der contrahirte Accuſativ ſeyn, wie Ἀπόλλω für Ἀπόλλωνα. Durch das abgekürzte καὶ wird die erſte Sylbe in κ'ἀκηράτω nicht verlängert; ſo ſtand oben κ' ἔνι. Vielleicht aber lauteten die Verſe alſo:

— — — — — — καὶ τεῖν εὔχομαι φέροισα
τόιδε ἑλιχρύσω πυλέωνα κ' ἀκηρατω κυπείρω.

Dann wären es alkmaniſche Verſe mit drey Trochäen. Drey Trochäen lieſs Alkman auch auf drey Daktylen folgen, wie in dem folgenden Bruchſtücke, welches uns in dem homeriſchen Lexikon des *Apollonius* pag. 408 (cf. Heyne ad Virg. A. VIII, 26 ſqq.) erhalten iſt:

Εὕδουσιν δ' ὀρέων κορυφαί τε καὶ φάραγγες
πρώονές τε καὶ χαράδραι·
φῦλά τε ἑρπετά θ', ὅσσα τρέφει μέλαινα γαῖα,
* * *
θῆρες ὀρεσκῷοι θ' ἅμα καὶ γένος μελισσῶν,
καὶ κνώδαλ' ἐν βένθεσσι
πορφυρέας ἁλός· εὕδουσιν δὲ κ' ὠϊωνῶν
* * *
φῦλα τανυπτερύγων — — — — —

Ἅμα iſt um des Versmaſses willen eingeſchaltet; οἰωνῶν in ὠιωνῶν verändert, indem dieſes Wort vom äoliſchen ὠιον (vid. pag. 58. d. ed. Caſ.) zu ſtammen ſcheint. Doch iſt vielleicht ὀϊωνῶν nur eine Diäreſis, wie πάϊς für παῖς, und κ'ὠϊωνῶν ſteht für καὶ οἰωνῶν, wie pag. 516. d. κ'ωπώραν für καὶ οπωραν, wovon weiter unten. Rec. hat dieſes Bruchſtück ganz hergeſetzt, weil ein Fragment bey Athenäus pag. 601. a. einen ähnlichen Rhythmus hat, bloſs daſs der jambiſche Vers um eine Sylbe kürzer iſt:

Τοῦτο [δὲ] ἀδειᾶν Μουσᾶν ἔδειξε δῶρον
μάκαιρα παρθένων,
ἁ ξανθὰ Μεγαλοστράτα — — — — — —

Die letzte Sylbe wäre kurz geworden durch einen folgenden Vokal; ἀδειᾶν hat ein Digamma, und läſst keine Eliſion des vorhergehenden Vokales zu. Das vor dieſem Fragmente kurz vorhergehende Bruchſtück pag. 600. f. beſteht aus verkürzten dreytaktigen Jamben, dergleichen *Alkman* viele gemacht hat:

Ἔρως με δ' αὖτε, Κύπριδος ἕκατι,
γλυκὺς κατείβων καρδίαν ἰαίνει.

Die letzte Sylbe in Κύπριδος wird durch das Vau lang, mit welchem ἕκατι bey den Aeoliern geſprochen wurde, daher auch ſelbſt noch bey Homer der vor ἕκητι hergehende Vokal nie elidirt wird. Derſelbe Rhythmus findet ſich pag. 648. b.

Ἤδη παρέξει πυάνιόν τε πόλτον,
χίδρον τε λευκόν, κηρίναν τ' ὀπώραν.

Ferner III. 75 pag. 111 a:

Κλίναι μὲν ἑπτά, καὶ τόσαι τραπέσδαι
μακωνίδων ἄρτων ἐπιστέφοισαι,
λίνω τε σασάμω τε, κὴν πελίχναις
παίδεσσι χρυσόκολλα. — — — —

Für παίδεσσι leſen die Handſchriften πέδεσσι, wie umgekehrt pag. 416. c. παῖδα für πέδα. Soll χρυσόκολλα noch zu den Worten *Alkmans* gezogen werden, ſo muſs der Accent auf der drittletzten Sylbe ſtehen, damit die letzte Sylbe kurz bleibt; wie Athen. pag 466. a. Aus lauter zweytaktigen Jamben beſteht das Bruchſtück pag. 416. d:

Ὥρας δ' ἔσηκε τρεῖς, θέρος,
καὶ χεῖμα κὠπώραν τρίταν·
καὶ τέτρατον τὸ ἦρ, ὅκα
θάλλει μέν, ἐσθίεν δ' ἄδαν
οὐκ ἔντι. — — — — —

Die Schreibart χιὠπάραν kann aus zwey Urſachen nicht Statt finden, weil ὀπώραν pag. 648. b. weder den Hauchlaut hat, noch mit einem α in der Mitte geſchrieben iſt. Wenn Alkman ὀπάρα geſprochen hätte, würde er auch ἄρα für ὥρα geſagt haben. Ueberhaupt kann das α für ω wohl nur da Statt finden, wo dieſes aus αο entſtanden iſt. Der Artikel vor ἦρ durfte weder herausgeworfen, noch das ο elidirt werden, weil ἦρ in der Bedeutung von *ver* ein Digamma hat. Σάλλειν, wie Hr. *Schw.* ſchreibt, iſt weder griechiſch, noch dem Sinne angemeſſen; bey θάλλει, welches imperſonaliter gebraucht zu ſeyn ſcheint, kann entweder das folgende ἄδαν oder auch παντα ſupplirt werden. Ἐσθίει für ἐσθίειν ſchien dem Rec. in der handſchriftl. Lesart ἐσθίει ἐν zu liegen. Nach demſelben Rhythmus müſſen auch wohl die Worte pag. 39. a. abgetheilt werden:

— — τὸ γέντας ἔδμεναι
αὐτούς. — — — — — —

Die Verbeſſerung der kleineren Bruchſtücke, worin ein trochäiſcher (pag. 140. e.) oder anapäſtiſcher (pag. 114. f. 31 c. d.) Rhythmus zu herrſchen ſcheint, überläſst Rec. anderen Gelehrten, und geht zu den Bruchſtücken des *Alkäus* über. Die meiſten ſtehen im 10ten Buche pag. 430 ed. Caſ. und ſind gröſstentheils ſchon von *Grotefend* und anderen verbeſſert worden. Rec. will hier nur noch einiges anmerken.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 OCTOBER, 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Fortsetzung der Recension von Athenaei Deipnosophistae, ed. Joh. Schweighäuser.

In dem ersten Fragmente des *Alkäus* widerstreitet ὡραῖῳ dem Versmaſse; man schreibe ὠράιῳ. Die Aeolier und Böotier sprachen das ου wie die Lateiner auch kurz aus. Κιρναῖς für κιρναίς weiſs Rec. durch keine Analogie zu rechtfertigen; die Aeolier sprachen vielmehr κίρναις. Für κιρνᾶτε ist κιρνατε zu schreiben, wie es das Metrum und die Grammatik verlangt. Ἀπεκαμμένοις ist der äolische Accusativ, und bedarf der Aenderung in ἀπεκαμμένους nicht. In dem Fragmente pag. 430 d. cf. pag 481. a. hat *Grotefend* den Sinn der Worte δάκτυλος ἀμέρα richtig gefaſst, aber sich in der Uebersetzung und Herstellung der folgenden Verse sehr geirrt. Man schreibe also:

> Πίνωμεν· τί τὰ λύχν' ἀμμένομεν; δάκτυλος ἀμέρα.
> καδδ' ἄειρε κυλίχναις μεγάλαις, αἶτα, ποικίλαις·
> οἶνον γὰρ Σεμέλας καὶ Διὸς υἱὸς λαθικαδέα
> ἀνθρώποισιν ἔδωκ'. Ἔγχεε κίρναις ἕνα καὶ δύο
> πλείαις κὰκ κεφαλᾶς· δ' ἀ ἑτέρα τὰν ἑτέραν κύλιξ
> ὠθείτω. — — — — — —

Porson's Verbesserung τὰ λύχν' verdient vor der anderen λύχνους mit einer willkührlichen Anfangssylbe bey weitem den Vorzug. Denn eines Theils ist es wahrscheinlicher, daſs die Abschreiber das ungewöhnlichere τὰ λύχνα (cf. p. 701 a.) als das gewöhnlichere λύχνους, wofür *Alkäus* λύχνοις gesagt haben würde, in τὸν λύχνον veränderten; anderen Theils fleht an beyden verglichenen Stellen der Artikel. Κυλίχναις, μεγάλαις und ποικίλαις sind, wie das bald darauf folgende πλείαις äolische Accusative. Ἀῖτα ist der Vokativ von ἀΐτης, und soviel als ἑταῖρε: αἴταις läſst weder die handschriftliche Lesart, noch das Versmaſs zu. Λαθικαδέα muſs accentuirt werden, wie Hom. Il. XXII, 83. Pag. 481. a. hätte Hr. *Schw.* die fehlenden Worte υἱὸς und δύο ergänzen, und sich nicht auf eine andere Erklärung der verdorbenen Lesart πλείους einlassen sollen.

So wie das eben verbesserte Bruchstück einen Skolien-Rhythmus hat, so scheint eine andere Ode des *Alkäus* in dem bekannten phaläcischen Skolien-Rhythmus gedichtet zu seyn, pag 85. f.

> Πέτρας καὶ πολιᾶς τέκνον θαλάσσας.

Bey χαύνοις, wofür *Casaubon* ἰαίνοι σε vermuthete, könnte man an χλιαίνοι denken; doch möchte, mit des *Bakchylides* pag. 39. e. θάλπησι θυμὸν verglichen, θαλύνοι vorzuziehen seyn. Die Verwechselung des θ und χ ist nichts ungewöhnliches, und das λ verlor sich in dem nebenstehenden α. Betrachtet man θαλάσσια als einen erklärenden Zusatz aus dem Anfange der Ode, um das letzte λεπάς von dem vorangehenden λεπάδων zu unterscheiden: so enthalten die angeführten Worte die beyden letzten Verse des besagten Skolien-Rhythmus:

> ἐκ λεπάδων θαλύνοι
> φρένας ἁ λεπάς.

Das Bruchstück pag. 674 d. hat *Jacobs* auf sapphischen Rhythmus zurückgeführt, aber alsdann muſs τις stehen bleiben, und θυμια zweysylbig gelesen werden:

> Ἀλλ' ἀήτω μὲν περὶ ταῖς δέραισι
> παρθέτω πλεκτὰς ὑποθυμιάδας τις.

Πλέκτας ist äolische Sprechart; ἀήτω darf hier so wenig, wie in dem folgenden Bruchstücke der *Sappho*, mit doppeltem ν geschrieben werden, wovon weiter unten der Beweis gegeben werden soll.

Der alkäische Vers p. 481 a. erhält sein choriambisches Maſs, wenn man nach ποτέονται noch eine Sylbe einschaltet:

> Λάταγες ποτέονται δὲ κυλιχνᾶν ἀπὸ Τηΐαν.

Der Vers p. 687 d. kann als Priapeus geschrieben werden:

> Καδδ' ἐχεύατο ἄδυ μύρον
> καττῶ στήθεος ἄμμι.

Vergleicht man aber *Plutarch. Sympos.* III, 1. extr. so scheinen noch die Worte καττᾶς πολλὰ παθοίσας κεφαλᾶς zu fehlen. Ein ähnlicher Rhythmus herrscht übrigens in dem Verse pag. 460 d., welcher vielleicht so zu schreiben ist:

> Ἐκ δὲ ποτηρίων πιῶν,
> ἰσδομένη παρίσδων.

Das ι in πιῶν war vom Abschreiber vergessen, und an den Rand geschrieben, daher es ans Ende zu stehen kam. Nur etwas verschieden ist der Rhythmus p. 38. e.

> Ἄλλοτε μὲν μελιαδέος, ἄλλοτε δ' ὀξυτέρου
> τριβόλων ἀρυτόμενοι. — — — —

Das gröſsere Fragment pag. 627 a. b. besteht aus zwey Glykoneen mit einer jambischen Dipodie:

```
   υ
— — | — υ υ — | υ —
   υ                   υ    υ
— — | — υ υ — | υ — | — — υ —
```

Nach dieser Abtheilung der Verse bedarf es nicht der Aenderungen ἵππιοι in ἵππειοι, ἀγάλματα in τ' ἀγάλματα, δὲ πασσάλοις in δ' αὖ πασσάλοις, und πὰρ δὲ in πὰρ δ' αὖ. Anstatt κοῖλαί τε in καὶ κοῖλαι δὲ umzuändern, könnte man κολλαταί τε lesen. Πρώτιστ' ὑπὸ ἔργον ist

ganz richtig, weil ἔργον mit einem Digamma gesprochen wurde. Πρώτιςα ὑπ᾽ ἔργον zu schreiben, und um einen Hiatus zu vermeiden, den andern zuzulassen, wäre sonderbar.

Wir gehen nun zu den Bruchstücken der *Sappho* über, die nicht minder corrupt als die von *Alkman* sind. Um gleich mit dem corruptesten Fragmente anzufangen, machen wir auf folgende Bemerkung aufmerksam. So wie der *sapphische* Hendekasyllabus aus dem *alkäischen* entsteht, wenn man die erste Sylbe ans Ende setzt: so hat *Sappho* aus den Glykoneen und Asklepiadeen durch Versetzung der ersten Sylbe an das Ende der Verse neue Rhythmen gebildet. So entsteht aus dem Glykoneus ein dem anakreontischen Verse ähnlicher Rhythmus, mit einem Choriambus in der Mitte:

Δέδυκε μὲν ἁ σελάνα cet. Hephaest. p. 38.

Eben so aus den Asklepiadeen mit zwey Choriamben:

Κρῆσσαί νύ ποθ᾽ ὧδ᾽ ἐμμελέως πόδεσσιν
ὤρχεῦνθ᾽ ἀπαλοῖς ἀμφ᾽ ἐρόεντα βωμόν.
Hephaest. pag. 37.

Drey Choriamben enthalten die Verse, welche Hephästion um des häufigen Gebrauches von der *Sappho* willen äolische nennt, aber wie alle ähnliche Verse als *ionicos a majore* behandelt. Aus solchen Versen besteht das Fragment pag. 674 e., welches wir nach unseren Kräften verbessern wollen:

Σὺ δὲ ςεφάνοις, ὦ λιπαρά, θέσθ᾽ ἐραταῖς φόβαισι,
ὄρπακας ἀνήτω γε συνέρρισ᾽ ἀπαλαῖσι χερσίν.
εὐανθέα γὰρ δὴ πέλεται καὶ χάριτες μάκαρσι
μᾶλλον προτ᾽ ἐρᾶν. ἀστεφανώτοισι δ᾽ ἀπυςρέφονται.

Ὤικα hat keinen Sinn, und Δωρίχα oder ὦ Δίκα zu schreiben, verbietet das Metrum: durch Wegwerfung der Sylbe κα, und Trennung des Infinitivs παρθέσθ᾽, welcher an der Stelle des Imperativs steht, in παρὰ und θέσθ᾽ hat Rec. den Vokativ ὦ λιπαρὰ herausgebracht. Ἀνήτω mit zwey ν zu schreiben verstöſst gegen das Metrum; das darauffolgende γε war vom Abschreiber übersehen, und übergeschrieben, wodurch es an eine falsche Stelle in die Mitte des Wortes ἀπαλαῖσι kam. Den dritten Vers construirt Rec. also: εὐανθέα γὰρ δὴ καὶ χάριτες πέλονται μακαρσι μᾶλλον προτὶ ἐρᾶν; wie es der von Athenäus angegebene Sinn verlangt. Πέλεται προτὶ ἐρᾶν ist so viel als das Pindarische Olymp. 1, 121 sq. ἐς χάριν τέλλεται; für πρὸς χάριν wählte aber *Sappho* den Ausdruck πρὸς ἐρᾶν, weil χάριτες schon mit εὐανθέα im Subjecte stand. So wie εἰς χάριν τέλλεται so viel ist als χαρίεν oder κεχαρισμένον ἐςί, so ist πρὸς ἐρᾶν πέλεται so viel als ἐραςόν ἐςιν. Beyde Redensarten sind aber völlig gleichbedeutend. Daher der alte Scholiast die angeführte Stelle Pindars so erklärt: εἰ τὰ τῆς Ἀφροδίτης δῶρα ἐραςά σοι καὶ εἰς χάριν γίνεται cet. Ob ἀποςρέφεσθαι auch den Dativ bey sich haben könne, wagt Rec. nicht zu entscheiden; der Accusativ ἀςεφανώτοις widerstreitet wenigstens der handschriftlichen Lesart und dem Versmaſse zugleich. Ein ähnlicher Sinn liegt in dem Bruchstücke des *Eubulus* pag. 680 d. welches also zu lesen ist:

Αἰγίδιον. σὺ δὲ τόνδε φορήσεις
ςέφανον πολυποίκιλον ἀνθέων,
γευπρέπατον, χαριέςατον, ὦ Ζεῦ.
τί γὰρ αὐτὸν ἔχουσα φίλη ἔσει;

quid h. e. quantopere enim sub illo gestamine amabilis eris?

Nach demselben Rhythmus, welchen wir eben erläutert haben, lesen wir das Bruchstück pag. 687 a. in welchem wir der vorangehenden Erklärung des Athenäus gemäſs die Worte καὶ τὸ καλόν γε einschalten:

Ἐγὼ δὲ φίλημ᾽ ἀβροσύναν [καὶ τὸ καλόν γε], καί μοι
τὸ λαμπρὸν ἔρως ἀελίω καὶ τὸ καλὸν λέλογχε.

Sappho hat aber auch, wie *Alkäus*, choriambische Verse mit zweysylbiger Basis und Katalexis gemacht: daher sie von einigen *Sapphici*, von andern *Alcaici* genannt werden. Ein solcher war vielleicht der Vers pag. 554. b. extr.

Εὖσαν ἄνθε᾽ ἀμέργουσαν ἐγὼ παῖδ᾽ ἀπαλὴν ἄγαν.

Auf einen solchen Vers lieſse sich auch der Hexameter 571 d. zurückbringen: Λατὼ καὶ Νιόβα μάλα μὲν φίλαι ἦσαν ἑταῖροι. Doch findet man auch einen Hexameter der *Sappho* pag. 54. f. Nach demselben Rhythmus ordnete *Bentley* den Vers pag. 564 d.

Στᾶθι κἄντα φίλος, καὶ τὰν ἐπ᾽ ὄσσ᾽ ἀμπέτασον χάριν.

Da aber τὰν eine lange Sylbe ist, und die Handschrift ὄσσοις liest, so scheint das Bruchstück einen Phaläceus zu enthalten:

Στᾶθι κἄντα φίλος καὶ τὰν ἐπ᾽ ὄσσοις
ἀμπέτασον χάριν.

Wenn die Ode im bekannten Skolien-Rhythmus geschrieben war, so lautete der letzte Vers: πέτασον χάριν als Anfang des dritten Verses. Ein Choriambicus scheint auch der letzte Vers in dem Bruchstücke pag. 21 c. zu seyn:

Οὐκ ἐπιςαμένη τὰ βράκε᾽ ἕλκειν ἐπὶ τῶν σφυρῶν.

Die vorhergehenden Worte aber, mit dem verglichen, was *Casaubon* aus *Maximus Tyr.* anführt, bilden einen trochäischen Vers:

Τίς δ᾽ ἀγροιῶτιν ἐπιειμένα ςολὴν θέλγει νόον;

Es fragt sich also, ob auch das Folgende trochäisch geordnet werden soll:

Οὐκ ἐπιςταμένη τὰ βράκεα ἑλκέμεν ἐπὶ τῶν σφυρῶν;

oder ob sich das ganze Bruchstück in anapästischen Rhythmus bringen lasse, wie z. B.

Θέλγει νόον, οὐδὲν ἐπιςαμένα τὰ βράκε᾽ ἕλκειν ἐπὶ τῶν
σφυρῶν;

In diesem Rhythmus scheint wenigstens das Bruchstück pag. 39 a. und pag. 425 d. gedichtet zu seyn:

υυ—υυ Κἀδ᾽ ἀμβροσίας μὲν κρατὴρ ἐκέκρατ᾽. Ἑρμᾶς δ᾽ ἑλὼν
ὄλπιν θεοῖς οἰνοχόησεν. — — — —

Θεοῖς ist einsylbig zu lesen, wie bey *Alkman* pag. 499 a. οἰνοχόησεν ist dem ὠνοχόησεν auch darum vorzuziehen, weil bey den Aeoliern οἶνος mit einem *Vau* gesprochen wurde, und also nur ein *Augmentum syllabicum* gestattet.

Pag. 460 d. ist ein päonischer Vers, wie es scheint, und also zu lesen:

Πολλὰ δ᾽ ἀνάριθμα ποτήρια καλᾶφιν.

Καλᾶφιν ist der Dativus für καλῇ, und καλὸς, καλὴ wurde die Person betitelt, welcher man den Trunk weihete. Im gewöhnlichen sapphischen Rhythmus ist das Fragment pag. 571 d. gedichtet:

— — — — τάδε νῦν ἑταίραις
ταῖς ἐμαῖσι τερπνὰ καλῶς ἀείσω.

Eben so pag. 463 e. wenn man nur τοῖς ἑταίροις τοῖςδεσ' für τεύτεισι τεῖς ἑταίροις schreibt. Priapeische Glykoneen hingegen enthält das Bruchstück pag. 674 d.

Καὶ πολλαῖς ὑποθυμιάδας
πλεκταῖς ἀμφ' ἀπαλᾶ δέρᾳ.

Ob θυμιάδαις in der dritten Declination, wo das α kurz ist, geschrieben werden könne, zweifelt Rec. und θυμια liest er, wie bey *Alkäus*, nur zweysylbig. Für ἀντὶ liest Rec. ἀμφὶ, weil jenes Wort nur den Genitiv regirt. In demselben Rhythmus ist das Fragment pag. 410 e. gedichtet, welches unter allen für das corrupteste gehalten wird, Rec. aber, ohne fast einen Buchstaben zu ändern, auf folgende Weise abtheilt:

χειρόμακτρα δὲ καγγόνων
πορφυρᾶ, καὶ ταῦτα μὲν, ἃ
τιμάσεις, ἔπεμψ' ἀπὸ Φω-
κάας, δῶρα τίμια.

Καγγόνων, von κάγγονος für κατάγονος, kann eben so viel bedeuten als πλαγγόνων, welches man allgemein vorgeschlagen hat; oder wer das Wort καγγονος nicht anerkennen will, der schreibe κἠγγόνων für καὶ ἐγγόνων, von ἔγγονα für ἔκγονα abgeleitet. Ἀπὺ steht für ἀπὸ, wie pag. 674 e. ἀπυςρέφονται für ἀποςρέφονται; und ἀπὸ Φωκάας für ἐκ Φωκαίας, wie pag. 451 a. ἀπὸ Θρᾴκης. Am Ende möchte man lieber κάας, τίμια δῶρα als Phaläkaus lesen, und dann könnte man auch den zweyten Vers:

πορφυρᾶ, τὰ μὲν, ἄττα

schreiben, wenn man auf die handschriftliche Lesart ατατιμασεις etwas bauen zu müssen glaubt.

Die Rhythmen der übrigen Lyriker sind nur wenig corrumpirt, und auf *Anakreons* Verse werden wir nächstens bey der Beurtheilung der *Botheschen* Ausgabe zurückkommen. Wir wollen daher nur noch einige lyrische Fragmente hersetzen, deren wahrer Rhythmus bisher noch nicht erkannt worden ist. Das erste sey von *Bachchylides* pag. 39 e. f. welches aus drey Strophen nach folgendem Schema besteht:

⏑⏑–⏑⏑–⏑⏑– | ⏑–⏑–⏑
–⏑⏑–⏑⏑– | ⏑–⏑–⏑
–⏑⏑–⏑⏑– | ⏑–⏑–⏑
–⏑–– | –⏑–– | –⏑–

Der Anfang ist in der Mitte des zweyten Verses:

— — — — Γλυκεῖ' ἀνάγκα
σευομένα κυλίκων θάλπησι θυμόν.
Κύπριδος δ' ἐλπὶς διαιθύσσει φρένας,
ἀναμιγνυμένα Διονυσίοισι δώροις·
ἀνδράσι δ' ὑψοτάτω πέμπει μερίμνας·
Αὐτὸς μὲν πολέων κρήδεμνα λύσειν,
πᾶσι δ' ἀνθρώποις μοναρχήσειν δοκεῖ.
Χρυσῷ δ' ἐλέφαντί τε μαρμαίρουσιν οἶκοι·
πυροφόροι δὲ κατ' αἰγλήεντα πόντον
νῆες ἄγουσιν ἀπ' Αἰγύπτου μέγιστον
πλοῦτον. Ὣς πίνοντος ὁρμαίνει κέαρ.

Der trochäische Vers am Ende jeder Strophe ist bekannt genug; dass aber auch die anderen Verse mit einer jambischen Katalexis bey den Lyrikern der Griechen nicht ungewöhnlich waren, sollen einige Beyspiele zeigen. Der mittlere Vers findet sich bey *Ibykus* pag. 681 a, dessen Rhythmen, wie die des *Stesichorus*, meistens anapästisch und daktylisch waren:

Μύρτα τε καὶ ἴα καὶ ἑλίχρυσος
μᾶλά τε καὶ ῥόδα, καὶ τέρεινα δάφνα.

Will man ja diesen letztern Vers für logaödisch halten, so wird man doch den Bacchylideus nicht bey *Simonides* pag. 513 c. verkennen:

Τίς γὰρ ἁδονᾶς ἄτερ θνητῶν βίος
ποθεινὸς, ἢ ποία τύραννις;
τᾶς δ' ἄτερ οὐδὲ θεῶν ζηλωτὸς αἰών.

Die beyden ersten Verse sind trochäisch und jambisch, *Brunck* sowohl, als *Fiorillo*, scheinen die zweyte Sylbe in ποία für kurz gehalten zu haben; aber schon die Accentuation widerspricht. Den ersten Vers des *Bakchylides* finden wir nur um einen Anapästus abgekürzt bey *Pindar* wieder pag. 427 d.

Χάριτάς τ' Ἀφροδισίων ἐρώτων,
ὄφρα σὺν χειμάρρῳ μεθύων
Ἀγάθωνι δὲ καλῷ κότταβον.

Den Rhythmus der beyden ersten Verse werden wir sogleich in einem anderen Fragmente des Pindar wieder finden, und darum glaubt Rec. nichts darinn abändern zu dürfen. Das Verbum zu ὄφρα hat Rec. in dem Participe μεθύων gesucht, in καλῷ konnte es nicht liegen, wegen der vorhergehenden Partikel δέ. Wir haben schon oben erinnert, dass man mit dem Zusatze καλῷ die Personen nannte, welchen man den Trunk weihete. Das Verbum zu dem ersten Satze lag im Vorhergehenden; zu dem letzten Satze ist es leicht zu suppliren; σὺν χειμάρρῳ ist ein tropischer Ausdruck, *veluti cum torrente*, des Pindar nicht unwürdig. Das Bruchstück, wodurch wir den Rhythmus der beyden ersten Verse erweisen wollen, steht pag. 782 d. ed. Cas. oder Lib. XI. c. 33. ed. Schw. Bey diesem Fragmente scheint es sonderbar, dass es durch die Worte εἶτ' ἐπάγει unterbrochen ist; aber εἶτ' gehört noch zu den Worten Pindars, und das Wort ἐπάγει schaltete Athenäus ein, um anzudeuten, dass mit dem Worte εἶτ' die Antistrophe beginne. Wenigstens entsprechen die Worte von εἶτ' an ganz dem Versmasse der Strophe zu Anfange, nach folgendem Schema:

–⏑ | –––
⏑⏑–⏑⏑– | ––⏑––
–⏑ | ––– | –⏑⏑–
–⏑⏑– | –––
–⏑ | ⏑⏑⏑⏑– | ––⏑––
–⏑⏑– | –––
–⏑⏑– | ––⏑–⏑

Man wird leicht bemerken, dafs Moloffen und diefen ähnliche Choriamben im Rhythmus herrfchen, welche gleich den Phaläkeen am Anfange der Verfe eine zweyfylbige Bafis und am Ende die Abänderung in den jambifchen Rhythmus zulaffen. Der zweyte und dritte Vers find eben die, wonach wir das obige Bruchftück beurtheilt haben; der vierte und fechfte find fich völlig gleich, daher Rec. an den Lesarten, welche Hr *Schw.* in den Text aufgenommen hat, durchaus nichts ändert, als die Abtheilung der Verfe. Aufser diefem Bruchftücke ift aber noch in einem anderen der Rhythmus von *Hermann* ganz verfehlt worden; wefshalb wir deffen Verbefferung noch herfetzen. Es fteht pag. 574 a. b. ed Caf. Die Worte von πολύξεναι bis παγκαλον find nicht als Strophe, fondern als Proodos anzufehen; die Worte von ἀλλὰ bis γυναιξὶ hingegen find der Anfang der erften Strophe, welchem die von Athenäus zuerft angeführte Stelle von ὦ Κύπρου bis ἰανθεὶς im Rhythmus völlig entfpricht, wenn man nur einige kleine Aenderungen vornimmt. Man fchreibe:

Ὦ Κύπρου δέσποινα, τεὸν
δεῦτ' ἐς ἄλσος Φορβάδων
κορᾶν ἀγέλαν ἑκατον γυί —
ον Ξενοφῶν τελέαις
ἐπήγαγ' εὐχωλαῖς ἰανθείς.

In demfelben Metrum:

Ἀλλὰ θαυμάζω, τί με λε-
ξοῦντιν Ἰσθμοῦ δεσπόται,
τοιάνδε μελίφρονος ἀρχὰν
εὑράμενον σκολιοῦ,
ξυνάορον ξυναῖς γυναιξίν.

Die folgenden Worte ἐδιδάξαμεν cet. hat *Hermann* in *Heyne's* neuer Ausgabe des Pindar als Antiftrophe von πολύξενοι angegeben, welchem aber die Ungleichheit des Rhythmus widerftrebt. Sie find vielmehr die Fortfetzung der von uns angegebenen erften Strophe, worin *Cafaubon's* Conjectur Ἰσθμοῦ für ὁμοῦ durch das Metrum beftätigt wird.

Nach diefer Verbefferung der lyrifchen Fragmente mögen die übrigen Bemerkungen nach der Ordnung der Bücher ihren Platz finden, wobey wir zugleich die Cafaub. Seitenzahl bemerken wollen. *I*, 14 *p*. 8 *a*. Wenn die unter dem Namen des *Kratinus* angeführten Verfe zweyen Dichtern angehören, wie die Handfchrift andeutet: fo fcheinen fie alfo gefchrieben werden zu müffen:

— — — — — — Πῶς ἂν Ἰσχομάχου γενώς
Μυκωνίου Φιλέδωρος εἴης; — — — — — —
Ἀγαθοὶ πρὸς ἀγαθοὺς ἄνδρας ἑστιασόμενοι
[αὐτόματοι] ἥκουσ'· κοινὰ γὰρ τὰ τῶν φιλῶν.

Die erften Verfe find Trochäen, die letzten Jamben. Die beyden Sprichwörter, welche in den Jamben enthalten find, erläutert *Erasmus Adag. init. et Chil.* I, 10, 35. Eben diefer *Erasmus* fchreibt überall, wo er die Stelle des Athenäus citirt, *Chil.* IV, 8, 24. III, 6, 39. II, 1, 7: Μυκόνιος, ob er gleich an anderen Orten Μυκώνιος fchreibt, und fonft ganz abweichende Lesarten hat. — *I*, 19. *p*. 11. *c*. Rec. wurde die in dem aus Homers *Od*. π, 2, angeführten Verfe fehlenden Worte ἅμ' ἠοῖ, welche fo nothwendig waren, und wegen der Aehnlichkeit mit den Endfylben des folgenden Wortes leicht vom Abfchreiber überfehen werden konnten, mit den Zeichen der Ergänzung in den Text aufgenommen haben. Im zweyten Verfe des *Kantharus* mufs ἐν fehlen, und vielleicht Ἰσθμοῖ gefchrieben werden. — *I*, 30. *p*. 17. *d*. *e*. Dafs die Verfe des *Eupolis Jambici tetrametri catalectici* find, hat Hr. *Schw.* richtig bemerkt; wie fie aber herzuftellen feyen, bleibt ungewifs. Der erfte und die beyden letzten Verfe find richtig; aber der vierte ift durch die Aufnahme der *Cafaub.* Verbefferung ἐπίξαισθ' unrichtig geworden. Die verftümmelten Verfe möchte Rec. mit Hinficht auf die Aehnlichkeit der nebenftehenden Wörter alfo lefen:

Πολλὰς δὲ νῦν οἴμαι βεβινῆσθαι [συνεπιπιούσας].
Ὅστις δὲ πρῶτος εὑρὺπρωκτὸς εὗρε τοὐπιπίνειν,
Πολλὴν γε λακκοπρωκτίαν ἠπίξασθ' ἡμῖν εὑρών.

I, 49. *extr*. *p*. 28. *a*. Nach Φοινίκη mufs nicht nur das δ', fondern auch αὖ herausgeworfen werden. Hingegen *I*, 51. *p*. 28. *e*. mufs in den Verfen des *Alexis* nach ἡδὺς die Partikel δ' eingefchaltet, und ἂν nach ὃς δ' herausgeworfen werden. — *I*. 56, *p*. 30. *f*. In dem Difitchon des *Archilochus* beharrt Hr. *Schw.* auch nach der Rüge feines Rec. in der alten A. L. Z. bey feiner Verbefferung δ' ὑφὶ, weil er die zweyte Sylbe in κεκλιμένος fur lang, und den Pentameter für einen abgekürzten Hexameter hält. — *I*, 58. *p*. 32. *b*. Im Verfe des *Pofidippus* mufs der erfte Artikel fehlen. — *II*, 3. *p*. 36. *d*. Die trochäifchen Verfe des *Epicharmus* nennt Hr. *Schw.* aus Verfehen jambifch, und theilt fie im Anfange unrichtig ab. Sie fcheinen alfo gelautet zu haben:

— — — — — — A. Ἐκ μὲν θυσίας θοίνη [φίλη].
ἐκ δὲ θοίνης πόσις ἐγένετο. B. Χαρίεν, ὥς γε μοι [δοκεῖ].

II, 18. *p*. 43. *c*. Am Ende der Verfe des *Antiphanes* mufs umgekehrt gefchrieben werden πίνων ὕδωρ. Das Folgende glaubt Rec. durch folgende Verbefferungen aufzuklären: Τὸ ὕδωρ, ποταμοῦ σῶμα, φησὶ τον Εὔβουλος ὁ κωμῳδιοποιός· [ὁμοίως] εἴρηκέναι Χαιρήμονα τὸν τραγικὸν [λέγει] fcil ὁ Ἀθήναιος. Nun folgen die beyden Verfe des Eubulus, und dann heifst es weiter: καὶ [Χαιρ]ήμων δὲ· Πᾶσα δύναμις cet. Die eingefchalteten Wörter gingen wegen der Aehnlichkeit mit den nebenftehenden verloren. Wie hier καὶ Χαιρήμων δὲ gefagt wird, fo pag. 47 c. καὶ Νικόστρατος δέ. — *II*, 33. *p*. 49. *e*. Der Vers des Hipponax, in deffen Metrum fich Hr. *Schw.* nicht finden konnte, ift ein gewöhnlicher Hipponacteus, wenn man nach dem erften Worte μὲν fupplirt. Das bald darauf folgende zweyte Bruchftück des *Alexis* lieft Rec. alfo:

Ὄρακας ἥνυσρόν τότ' ἐσκευασμένον,
ἢ σπλάγχν' ὀπτὸν τόν μεμοθυλευμένον,
ἢ κοκκυμήλων σπυρίδα πεπόνων; — — —

II, 78. *p*. 68. *c*. Hr. *Schw.* hat in der Verbefferung der Verfe des *Kratinus* abermals einen Fehler begangen, indem er die erfte Sylbe in Λαέρτου kurz gebraucht. Man ergänze blofs vor diefem Worte die ähnlichen Buchftaben δα und interpungire auf folgende Weife:

Πώποτ' εἶδές μοι τὸν ἄνδρα, παῖδα Λαέρτα φίλε
ἐν Πάρῳ σικυὸν μέγιστον σπερματίαν ὠνούμενον.

(*Die Fortfetzung folgt im nächften Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 OCTOBER, 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Fortsetzung der Recension von Athenaei Deipnosophistae, ed. Joh. Schweighäuser.

Denselben Rhythmus haben die Verse des *Epicharmus* II. 83. p. 70. f.

Μὴν μάραθοι, τρηχέες τε κάκτοι, τοῖς μετ' ἄλλοις μὲν φαγεῖν
ἐντὶ λαχάνοις εἰς τὸ πῖον' αἴκα τις ἐκθλίψας καλῶς
παρατιθῇ νιν. ἀδὺς ἐς' αὐτὸς δ' ἐπ' αὐτοῦ χαιρέτω.

Das Ganze ist ein einziges zusammenhängendes Bruchstück, wie nicht nur die Handschrift andeutet, sondern auch aus dem vorhergehenden μετὰ τῶν ἰδωδίμων λαχάνων erhellet, woher das μετ' zwischen τοῖς ἄλλοις zu ergänzen ist. Wenn nach κάκτοι ein neues Bruchstück anfinge, so würde der Epitomator nicht sowohl κἀν ἄλλοις gesagt haben, wie Casaubon vermuthete, als καὶ πάλιν, wie gleich darauf folgt. Die folgenden Bruchstücke sind keine Verse mehr, bis auf den Anfang des letzten, welcher durch die Einschaltung eines einzigen γ' nach ἀγρόθεν seinen Rhythmus wieder erhält. In den Supplementen zum zweyten Buche des Epitomators aus Athenäus grösserem Werke ist das erste Fragment des *Antiphanes* am Ende vielleicht so zu lesen: εἰ καί τι ὄψεται. — — — —

Die drey letzten Verse des Bruchstücks von *Epicharmus III*, 30. *p.* 85. *d. e.*, dessen Anfang wir schon oben verbessert haben, liest Rec. auf folgende Weise:

Θάτεραι δὲ ταὶ κόγχοι τε, ταὶ ἀμαθίτιδες τε καὶ
ἀδόκιμοί τε κηρυκοί τε, τὰς μὲν ἀνδροφυκτίδας
πάντες ἄνθρωποι καλεῦντ', ἄμμες δὲ λεύκας τοὶ θεοί.

Das äolische ἄμμες hat Hr. *Schw.* mit Brunck und dem Codex des Hermolaus Barbarus in das dorische ἁμές abgeändert; aber dann musste auch das τ in dem vorhergehenden Worte καλέοντ' oder besser καλεῦντ' in θ verwandelt werden. Ob es besser sey, in dem vorletzten Verse ἀδόκιμοι, κηρυκοί und ἀνδροφυκτίδας zu lesen, überlassen wir dem Urtheil anderer. Den bald darauf folgenden Vers III, 31. p. 86. a. stellt Rec. also zu seinem wahren Rhythmus wieder her:

Κἤτι τελλινᾶν τ' ἀναριτᾶν θ' ὅσαι δὴ, καὶ λεπὰς
ὅσσαι — — — —. Bey ὅσαι ergänze man κόγχαι.

III, 32. *p.* 86. *e.* Da die erste Sylbe in κάραβον lang ist, so brauchte kein τ' eingeschaltet zu werden. Die Verse des *Aristophanes III.* 49. *p.* 96. *d.* sind nach den drey kleineren Versen: Ἅλις ἀφύης μοι παρατέταμαι γὰρ, τὰ λιπαρὰ κάπτων, lauter Cretici, in welchen häufig die letzte Sylbe in zwey kurze aufgelöset ist. Nur muss man für ἀπόβλεπειν lesen ἠπίαλον oder ein ähnliches Wort, in τινα das α elidiren, und σπλῆνος scil. τι unverändert lassen. — *III*, 50. *p.* 96. *e.* Das Orakel der Pythia scheint also gelautet zu haben:

Ἢν ξενίοις πρώτον τιμηθῇς, τοὺς πόδας αὐτῶν
σοὶ καὶ τὴν κεφαλὴν ἐπὶ τῷ δείπνῳ παραθέντων.

III, 52. *p.* 97. *a.* Παῖ λεῦκε hätte Hr. *Schw.* besser durch *Lucipor*, als *puer*, *Leuce*, übersetzt. — *III*, 54. *p.* 98. *f. sq.* Das angeführte Beyspiel von Sophisterey soll beweisen, dass das, was wird, nicht existirt, da es weder ist, was es war, noch ist, was es werden soll: und die Sophisterey liegt, wie bey Cic. Tusc. Q. 1, 6 sq., in der Verwechselung der Copula *seyn* mit dem Verbo *seyn* oder *existiren*. In den letzten Versen scheint etwas ausgefallen zu seyn, was der Abschreiber wegen der Aehnlichkeit der Worte übersah. Rec. ergänzt die Lücken also:

Κ' εἶποι δέ πώ τις· εἴποθεν γενήσεται
τὸ οὐκ ὂν [ἤ ποι δήποτ' αὖ γενήσεται]
εἰς οὐκ ὄν; εἰς οὐκ ὂν γὰρ οὐ δυνήσεται.

Der Sophist hatte vorher gezeigt, dass das, was wird, nothwendig aus dem, was ist, entstanden und also nicht mehr sey; nun folgert er dasselbe aus der Frage, ob es jemals in das, was nicht ist, übergehen könne. — *III*, 92. *p.* 121. *b.* Das Metrum macht die Einschaltung des zweyten Artikels nicht nothwendig, wenn man hier keine Jamben, sondern Trochäen sucht, wie sie bey Epicharmus gewöhnlich sind:

— — — — — — Ποτιφόριμον τὸ τέμαχος ἧς
ὑπομελανδρυώδεος. — — — — — — —

III, 95. *p.* 122. *d.* Die Verse des *Timotheus* werden zu gleichförmigen Anapästen, auf folgende Weise:

Οὐκ ἂν ἀείδω τὰ παλαιά· τὰ καινὰ γὰρ ἐσθ'
ἅμα κρείσσω.
Νέος ὁ Ζεὺς βασιλεύει· τὸ παλαιὸν δ' ἦν Κρόνος ἄρχων.
Ἀπίτω μοῦσα παλαιά. — — — — — — — —

IV, 17. *p.* 140. *e.* Der Vers aus den Kyklopen des *Kallias* oder *Diokles* ist, wie die pag. 286 b. und pag. 306 a. angeführten Verse desselben Gedichtes, ein gewöhnlicher Trochaicus:

Φυλλὰς, ἡ δείπνων κατάλυσις, ἡ δὲ καθάπερ σχημάτων.

Was φυλλὰς ist, zeigt Hr. *Schw.* in den Anm. zu pag. 685. e. und p. 133. f. cf. Animadv. ad pag. 66. d. *IV*, 81. *p.* 183 *b.* Der zweyte Vers des *Anaxilas* verstösst gegen das Metrum; zum wenigsten müsste er also lauten:

Κιθάρας τε, σκινδαψοὺς, λύρας ἐξηρτυόμαν.
VI, 81. *p*. 262. *d*. Τί γὰρ ist das Ende des ersten Verses.— *VII*, 26 *p*. 286 *b*. Wenn die Verse des Eupolis vollständig angeführt sind, so müssen sie als *Ionici a minore* gemessen werden, worin nach drey *Ionicis* ein Jambus den Vers schliefst, und die *Ionici* die bekannten Veränderungen zulassen: *Hermann* scheint in seiner Verbesserung vergessen zu haben, dafs die erste Sylbe in κάραβοι lang ist. Der zweyte Vers schliefst mit den Worten καὶ λαγώ. In dem bald folgenden Bruchstücke des *Epicharmus* verlangt das trochäische Metrum μὲν nach τὰς πλευρὰς einzuschalten. — *VIII*, 27 *p*. 342 *a*. Um auch einen kleinen Beytrag zu den Versuchen so vieler Gelehrten zu geben, welche die Verse des *Timokles* vom Redner Hyperides zu erläutern suchten, wagt es Rec. folgende Verbesserung vorzuschlagen, welche sich so genau als möglich an die Lesarten der Handschriften hält:

Τὸν τ' ἰχθυόῤῥουν ποταμὸν Ὑπερείδην πέρα,
ὅς σ' ἢ 'πὶ αἷς φωναῖσιν ἔμφρονος λόγου
κόμποις παφλάζων, ἢ 'πὶ οἷς πυκνώμασι
πρὸς πᾶν ἄυσας [πρός τε πᾶν ῥύσας] ἔχει·
μισθωτὸς ἄρδει πεδία τοῦ δεδωκότος.

Hier stehen die φωναὶ ἔμφρονος λόγου den πυκνώμασι entgegen, und alle übrigen Ausdrücke sind vom Flusse hergenommen, womit Hyperides verglichen wird. Der Sinn ist: Beseitige den Redner Hyperides, welcher dich mit seiner strömenden Beredsamkeit in die Enge treibt (ἔχει σε, *te urget, premit*): gegen einen Lohn wird er dem Geber nützlich werden. So haben wir in den Lesarten der Handschriften fast nichts zu ändern nöthig gehabt. Wem aber ἐπὶ ἅις und ἐπὶ οἷς, *in suis*, bey einem späteren Dichter nicht gefällt, der schreibe dafür ἐπὶ ταῖς und ἐπὶ τοῖς. Die folgenden Anapästen des *Axionikus* liest Rec. also:

Ἄλλον δ' ἰχθὺν μεγέθει πίσυνον
τίνα τοῖσδε τόποις
ἥκει κομίσας ὁ Γλαῦκος;
τίνος ἐν πόντῳ γαλεοῦ σῖτον,
ὀψοφάγων καὶ λίχνων ἀνδρῶν
ἀγάπημα, φέρων κατ' ὤμων;
τίνα τῷδ' ἐνέπω τὴν σκευασίαν;
πότερον χλωρῷ τρίμματι βρέξας,
ἢ τῆς ἀγρίας
ἅλμης λιάσμασι σῶμα λιπάνας
πυρὶ παμφλέκτῳ παραδώσω;

Ἔφη τις, fährt Athenäus fort: ὡς
ἅλμῃ θερμῇ τοῦτο φάγοι γ' ἑφ-
θον ἀνὴρ Μοσχίων ὁ φίλαυλος.

Mit den Worten βοᾷ δ' ὄνειδος ἴδιον führt nun Athenäus wieder die Worte des *Kallias* mit etwas verändertem Rhythmus an:

Ὦ Καλλία, ἢ σὺ μὲν ἀμφὶ σῦκα
κ' ἀμφὶ τάριχ' ἀγάλλῃ·
τοῦ δ' ἐν γ' ἅλμῃ παρεόντος οὐ γεύ-
ῃ χαρίεντος ὄψου.

In dem Worte λιάσμασι wird, wie in dem Namen Μοσχίων, das Jota als eine *vocalis muta* behandelt. Μοσχίων ὁ φίλαυλος, wie pag. 176 c. Θέων ὁ μουσικός. — *VIII*, 57. *p*. 358. *d*. Rec. läfst die beyden ersten Verse des *Antiphanes* bis auf die Wegwerfung des τι unverändert, und ergänzt das Ende des dritten Verses durch Wiederholung zweyer ähnlicher Sylben auf folgende Weise:

ὡς ἄν τις ἄλλως ἐξενεχθεὶς ἰχθύσιν
πότου διαλάθοι κραιπάλην Ἑλληνικῶς.

Der Sinn ist: Ich habe mich bey dem Fischtractamente zwar nicht sehr angegriffen, aber auch nicht allzuviel abgeknapst, dafs einer, dem der Wein zu Kopfe gestiegen wäre, durch die Fische nach griechischer Weise den Weinrausch wieder vertriebe. — VIII, 63 p. 362 b. Die Verse des *Epicharmus* werden ohne grofse Abweichung von der handschriftl. Lesart schwer herzustellen seyn. Die bereits gemachten Versuche zu ihrer Verbesserung vermehrt Rec. mit einem neuen, ob er vielleicht der Wahrheit näher führen möchte:

— — — τοῖς γ' ἅμ' ἀνύποδες ἀλτικοὶ
καλῶς τε βαλλίζοντες, ὅσσον χρῆμα δή.

ἀνύπους i. q. ταχύπους *Hesych*. Bey der von *Casaubon* vorgeschlagenen Verbesserung ὑπὸ δεταῖς καὶ λωτῷ, wofür man eben so gut αὐλῷ τε vermuthen könnte, würde man eher einen Genitiv wünschen, wie bey Anakreon pag. 177 a. ὑπ' αὐλῶν ὀρχεῖσθαι.—IX. 65 p. 401 f. Das Fragment des *Dionysius* ist vielleicht so zu lesen:

Νυμφᾶν ὑπὸ σπήλυγγα τὰν αὐτόσεγον
σύαγρον ἔκηλον εἶδον εὔθηρον δύειν,
ὦ πλεῖς' ἀπαρχὰς ἀκροθινιάζομαι.

X, 34 p. 429 c. In der handschriftlichen Lesart ἀπωλλύοντο scheint das Wort ἀπωλλύοντο zu liegen.—X, 36 p. 430 d. Wer auf die Steigerung des alkäischen ἕνα καὶ δύο in den folgenden Beyspielen achtet, wird leicht einsehen, dafs man in den Versen des *Anakreon* ἕν τε καὶ τρὶς für πέντε καὶ τρεῖς lesen muss. Alkäus hatte das Masculinum ἕνα καὶ δύο scil. κυάθους gebraucht, aber dafs auch das Neutrum und Adverbium ἕν τε καὶ τρὶς gebraucht wurde, lehren die, pag. 426 sq. angeführten Beyspiele, z. B. *Alexis* pag. 426 c:

Καί τοι πολύ γ' ἐσθ' ἥδιον. οὐ γὰρ ἄν ποτε
ἔπινον ἐγὼ τρὶς ὕδατος, οἴνου δ' ἕν μόνον.

Die Verse des *Anakreon* sind Ionici, in welchen auch Trochäen Statt finden; man schreibe:

Καθαρῇ δ' ἐν κελέβῃ [μὲν]
ἕν τε καὶ τρὶς ἀναχεῖσθω.

Die Partikel μὲν mufs man einschalten, wenn man hier gewöhnliche anakreontische Verse finden will; kann aber wegbleiben, wenn man den ersten Vers als das Ende, und den zweyten als den Anfang eines *Ionici a minore tetrametri catalectici* betrachtet. In den Versen des *Pherekrates* gehören die ersten Worte ἀπόθες, ὦ γλύκη, oder welches der handschriftl. Lesart näher kömmt, ἄποτ' ἐς, ὦ γλύκη, ans Ende des ersten Verses. Es treten in diesem Bruchstücke drey Personen auf, nämlich eine Alte, welche durch μάμμη angeredet wird, mit ihrer Wärterin, womit die Alte

zuerst, und einem Sklaven, womit sie zuletzt spricht. Die redenden Personen sind also zu vertheilen;

— — — — — — M. Ἄποτ, ἐς', ὦ γλύκη.

Γ. Ὑδαρῆν ἔχειν σοι. M. Παντάπασι μὲν οὖν ὕδωρ.

— Τί εἴργασω; πῶς, ὦ κατάρατε, ἐνέχεας;

Π. Δύο ὕδατος, ὦ μάμμη. M. Τί δ' οἴνου; Π. Τέτταρας

M. Ἔρρ' ἐς κόρακας· βατράχοις χέειν οἶνον σε δεῖ.

Die Worte τρεῖς πρὸς τέτταρας, womit Hr. *Schw.* die 77 Seite anfängt, sind Worte des Athenäus, und einerley mit dem, was der Dichter durch τρία καὶ τέτταρα ausdrückt. Wenn die Unerklärbarkeit der Verse nicht auf diese Bemerkung führte, so hätte schon die Analogie mit den vorher angeführten Beyspielen darauf hinleiten können. Man schreibe:

Ἔφιππος δ' ἐν Κίρκῃ, τρεῖς πρὸς τέτταρας

scil. λέγων ὧδε·

A. Οἶνον πίεις ἂν ἀσφαλέστερον πολὺ

ὑδαρῆ. B. Μὰ τὴν γῆν, ἀλλὰ τρία καὶ τέτταρα.

A. Οὕτως ἄκρατον, εἰπέ μοι, πίῃ; B. Τί φής;

X, 49 p. 437 e. Οὐκ ἀδείπνων ἐν τρυφῇ ist das zweyte Attribut zu χοῶν, wie es die vorangeschickten Worte des Athenäus andeuten. Der Sinn ist: Du verlangst nach dem Feste, welches Dir als einem Sophisten Geschenke und Gelder einbringt, damit Du wieder mit Deinen Freunden in Schwelgerey schmausen kannst. — X, 57 p. 441 d. Im Bruchstücke des *Alexis* müssen die beyden letzten Worte umgekehrt werden: λέγει αἰνίγματα. — X, 65 extr. p. 446 d. Βάλλ' ἐς κόρον für βάλλ' ἐς κόρακας scheint durch kein ähnliches Beyspiel gerechtfertigt werden zu können. Vielleicht müssen die Verse so geschrieben werden:

Ἀλλ' ἐς κόρον εἰ δὴ πώποτ' ἔπιες, Σωσίλα,

Ἅπασι τουὶ πῖθι· μαίνει γὰρ κακῶς.

X, 71 p. 450 a. b. Die Auflösungen der beyden Räthsel können also dem Versmasse angepasst werden:

1. Ἐκεῖνος Ἰχνεύμων μὲν ἐς' Αἰγύπτιος.

2. Πάππος ἀπ' ἀκάνθης οὗτός ἐςιν· οὑτοσί

X, 77 ed. *Schw.* Ob die räthselhaften Vorschriften des Pythagoras Jamben waren:

Τὸ πῦρ μαχαίρᾳ μὴ σκαλεύειν,

καρδίαν μήτ' ἐσθίειν.

ἐλθόντας ἐφ' ὅρους μὴ ςρέφεσθαι,

μήθ' ὁδοὺς λεωφόρους

ςείχειν· ἐπὶ χοίνικα μὴ καθῆσθαι,

μήθ' ὑπερβαίνειν ζυγόν,

überlassen wir anderer Urtheile; wir bemerken nur, dass die Redensart καρδίαν ἐσθίειν aus Hom. Il. ω, 129 cf. Cic. Tusc. Q. III, 26. und die Redensart ἐπὶ χοίνικα μὴ καθῆσθαι aus Hom. Od. τ, 27 sq. entlehnt ist. Mehr dergleichen Vorschriften findet man beysammen in Erasm. Adag. init. Auch die ältesten Verstandesräthsel im folgenden Kapitel scheinen jambische Verse zu seyn:

1. Τί πάντες οὐκ ἐπιςάμενοι διδάσκομεν;

2. Τί ταὐτόν ἐςιν οὐδαμοῦ καὶ πανταχοῦ;

3. Τί ταὐτόν ἐς' ἐν οὐρανῷ τε (κἀν θαλάττῃ) κἀπὶ γῆς;

Im alphabetischen Prolog des grammatikalischen Drama's cap. 79 muss man statt σίγμα (Zischlaut) τὸ σὰν lesen, wie der Buchstab eigentlich heisst. cf. p. 454 f. ed. Cas. und pag. 466 f. Vor φῖ braucht kein τῷ eingeschaltet zu werden, wenn man nicht υ παρὸν τῷ φῖ, χῖ τε τῷ ψῖ, sondern also construirt: φῖ χῖ τε παρόντα τῷ ψῖ. Schiebt man noch das fehlende ζῆτα ein, so bilden die angeführten Buchstaben folgende viertaktige Jamben:

εἰς τ' ἄλφα, βῆτα, γάμμα, δέλτα,

ζῆτα, ἦτα, θῆτά τε·

θεοῦ γάρ εἶ γ'· ἰῶτα, κάππα,

λάβδα, μῦ, νῦ, ξῦ, τὸ οὖ

πῖ, ῥῶ, τὸ σάν, ταῦ, ῦ, παρὸν φῖ

χῖ τε τῷ ψῖ εἰς τὸ ὦ.

Da aber ein Prolog schwerlich in viertaktigen Jamben geschrieben war, und noch weniger mit εἰς τ' ἄλφα anfangen konnte: so ist zu vermuthen, dass nach εἰς τ' ἄλφα, womit die Erklärung des Athenäus endigte, die ähnlichen Worte ἔστ' ἄλφα ausgefallen seyn, und die ganze Stelle so gelautet habe: Πρόλογος μὲν αὐτῆς ἐςιν, ἐκ τῶν ςοιχείων, ὃν χρὴ λέγειν (ἐκ τῶν ςοιχείων) διαιροῦντα κατὰ τὰς παραγραφάς, καὶ τὴν τελευτὴν καταςροφικῶς ποιουμένον εἰς τ' ἄλφα·

Ἔστ' ἄλφα, βῆτα, γάμμα, δέλτα, ἦτα, θῆτα· θεοῦ γάρ εἶ γ'· ἰῶτα, κάππα, λάβδα, μῦ, νῦ, ξῦ, τὸ οὖ, πῖ, ῥῶ, τὸ σάν, ταῦ ῦ, παρὸν φῖ χῖ τε τῷ ψῖ εἰς τὸ ὦ. Ἔστ' ἄλφα, βῆτα, γάμμα, δέλτα, ἦτα, θῆτα· θεοῦ γάρ εἶ γ'· ἰῶτα, κάππα, λάβδα, μῦ, νῦ, ξῦ, τὸ οὖ, πῖ, ῥῶ, τὸ σάν, ταῦ, ῦ, παρὸν φῖ χῖ τε τῷ ψῖ εἰς τὸ ὦ. Ἔστ' ἄλφα, βῆτα, γάμμα, δέλτα, ἦτα, θῆτα· θεοῦ γάρ εἶ γ'· ἰῶτα, κάππα, λάβδα, μῦ, νῦ, ξῦ, τὸ οὖ, πῖ, ῥῶ, τὸ σάν, ταῦ, ῦ, παρὸν φῖ χῖ τε τῷ ψῖ εἰς τὸ ὦ.

Wir haben diese Spielerey vollständig hergesetzt, um deutlich zu machen, wie wir nicht nur die vorangeschickte Erklärung des Athenäus, sondern auch das verstehen, was Athenäus bald darauf von Sophokles sagt. Kallias hatte sich die Freyheit genommen, die Namen der Buchstaben am Ende der Verse, nach der Andeutung durch gewisse Zeichen (παραγραφαί), zu trennen, und hatte auch *versus hypermetros* zugelassen, worin der Endvokal durch Elision mit dem folgenden Anfangsvokale verschwindet. Dieses Trennen der Wörter, wodurch die Verse sogenannte *concatenati* werden, scheint Athenäus durch das Wort διαιρεῖν zu bezeichnen, indem er aus des Klearchus Werke, woraus er diese ganze Notiz genommen hat, zugleich bemerkt, dass auch Sophokles, sobald er diess von Kallias hörte, es gewagt habe, die Worte seines Gedichtes durch das Metrum zu trennen, und sich *versus hypermetros* zu erlauben, wie im Oedipus dem Könige (v. 332 sq.):

ἐγὼ οὔτ' ἐμαυτόν, οὔτε σ' ἀλγυνῶ. τί ταῦτ'

ἄλλως ἐλέγχεις; — — — — — — — —

Die Nachahmung des Euripides in der Medea scheint man darin gesucht zu haben, weil er eine Wärterin und einen Pädagog mit den Kindern, und einen Chor von Weibern darin auftreten läſst, welche meistens in anapästischen Strophen singen: denn auch der Chor der Weiber bey Kallias scheint in anapästischen Strophen aufgesetzt gewesen zu seyn, z. B.:

Strophe: Βῆτ' ἄλφα βα, βῆτ' ε̄ βε, βῆτ' η̄ βε, βῆτ' ἰωτα βι, βῆτ' ο̄ βο, βῆτ' ῡ βυ, βῆτ' ω̄ βω.

Antistrophe: Γάμμ' ἄλφα γα, γάμμ' ε̄ γε, γάμμ' η̄ γη, γάμμ' ἰῶτα γι, γάμμ' ο̄ γο, γάμμ' ῡ γυ, γάμμ' ω̄ γω.

und so fort durch δέλτα, θῆτα, κάππα, λάβδα, μῦ, νῦ, cet. Den auf den Chor der Weiber folgenden Sermon eröffnete Kallias mit den Worten: Ἄλφα μόνον, ὦ γυναῖκες. Vergleicht man diese sieben dreytaktigen Jamben mit dem, was Athenäus sagt, so scheint der Dichter in ihnen den Chor zu instruiren, wie die Vokale nach dem Metrum gesprochen werden sollen, nämlich ungefähr also:

Τὸ ἄλφα, εῖ τε, ἦτ', ἰῶτα, οῦ, τὸ ῦ,
τὸ ω̄· τὸ ἄλφα, εῖ τε, ἦτ', ἰῶτα, οῦ,
τὸ ῡ, τὸ ω̄· τὸ ἄλφα, εῖ τε, ἦτ'. ἰῶ-
τα, οῦ, τὸ ῡ, τὸ ω̄· τὸ ἄλφα, εῖ τε, ἦ-
τ', ἰῶτα, οῦ, τὸ ῡ, τὸ ω̄· τὸ ἄλφα, εῖ
τε, ἦτ', ἰῶτα, οῦ, τὸ ῡ, τὸ ω̄· τὸ ἄλ-
φα, εῖ τε, ἦτ', ἰῶτα, οῦ, τὸ ῦ, τὸ ω̄.

Nur hierauf scheint sich die vorangehende Erklärung des Athenäus zu beziehen, nicht auf die Instruction des Dichters: Καὶ μετὰ τὸν χορὸν εἰσάγει πάλιν ἐκ τῶν φωνηέντων ῥῆσιν, οὕτως (nämlich auf die angegebene Weise) ἣν δεῖ κατὰ τὰς παραγραφὰς ὁμοίως τοῖς πρόσθεν λέγοντα διαιρεῖν (oder wie es oben hieſs, λέγειν διαιροῦντα), ἵνα ἡ τοῦ ποιήσαντος ὑπόκρισις σώζηται κατὰ τὴν δύναμιν (i. e. *secundum versuum quantitatem*). Am Ende der Instruction (ὑπόκρισις) des Dichters scheint das zweyte ἑπτὰ zu μέτροις zu gehören, und μέτρα soviel als στίχη, Verse, zu bedeuten. Der Chor sollte nämlich nach seiner Angabe und nach seinem eigenen Beyspiele die bloſsen Vokale zuvor in sieben dreytaktigen Jamben sprechen, ehe er den Dialog für sich selbst begönne. — X, 81. *pag.* 454 *f.* In dem Epigramme des *Thrasymachus* muſs wohl χῖ mit dem Circumflex geschrieben werden: das ι wird kurz *hiatu*, wie das ω in ἐῶ. Damit aber das υ in μῦ nicht kurz werde, muſs wohl noch ein τ' eingeschaltet, oder ῡ τε. μῦ geschrieben werden. — *X*, 87. *p.* 458 *a.* Zu verwundern ist es, daſs dem Athenäus hier, wo er die Verse mit gleichen Anfangs- und Endbuchstaben anführt, nicht sogleich der erste Vers in Homers Odyssee beyfiel:

Ἄνδρα μοι ἔννεπε, Μοῦσα, πολύτροπον, ὃς μάλα πολλά.

XI, 25. *p.* 73 *e.* Die Worte οὐ χρὴ πολλὰ ἔχειν θνητὸν ἄνθρωπον cet. lassen sich nicht ohne groſse Freyheiten in einen lyrischen Rhythmus bringen; dagegen sie mit Weglassung des überflüssigen θνητὸν bequem ins jambische Versmaſs passen. Man theile die Verse nur also ab:

— — A. Αὔλει μοι μέλος. B. Σὺ δ' ᾆδε πρός·
A. τήνδ' ἐκπίομαι δ' ἐγὼ· τέως αὔλει σύ μοι,
καὶ τὴν ἄμυσιν λάμβαν'. B. Οὐ χρὴ πολλ' ἔχειν
ἄνθρωπον, ἀλλ' ἐρᾶν τε καὶ κατεσθίειν.
A. Σὺ δὲ κάρτα φείδῃ. — — — — — —

Ἆδε πρός scil. τὸν αὐλόν· Auf ähnliche Weise steht πρός *adverbialiter* Euripid. Phoeniss. v. 619. ed. *Brunck.* — *XI*, 38. *pag.* 469 *f.* Wenn man XI, 16. p. 781. d. vergleicht, so scheint unter παῖς Διὸς Herkules zu verstehn zu seyn. Das bald darauf folgende Bruchstück des *Aeschylus* scheint aus dreytaktigen Anapästen zu bestehen:

Ἔνθ' ἐπὶ δυσμαῖς εἴσει σοῦ πατρὸς ἡφαιστοτυχὲς
δέπας, ἐν τῷ διαβάλλων πολὺν οἰδματόεντα δρόμου
φέρεται πόρον, οὐδ' εἰς μελανίππου προφυγὼν ἱερᾶς
νυκτὸς ἀμολγόν. — — — — —

Die beyden letzten Sätze bestreiten die kurz vorher angeführte Dichtung des Stesichorus. Φέρεται für φέρει schien schon der Sinn zu verlangen; ob aber εἴσει σοῦ oder εἴσεισ' οὗ, wovon das doppelte εἰ nur einfach geschrieben und nach dem Iotacismus in ει übergegangen war, zu lesen sey, muſs der gedachte Zusammenhang entscheiden. — *XI*, 48. *p.* 474. *b.* Das Bruchstück des *Phrynichus* ist nicht jambisch, sondern trochäisch; man vergleiche die Verse des Pherekrates pag. 481 b. Im Anfange des ersten Verses muſs daher εἶτα unverändert bleiben, und im Anfange des zweyten nur die Sylbe ἀν' vor ἑκατέρ gesetzt werden. — *XI*, 57. *p.* 479. *b.* Hr. *Schw.* hat mit Recht in κεραμευομέναις das Substantiv κεράμιον gesucht: um aber auch die beyden letzten Sylben des falsch geschriebenen Wortes beyzubehalten, könnte man die beyden letzten Verse also schreiben:

ἐν ταῖς κοτύλαις μεγάλαις χέον ἐς
σφέτερον δέμας οὐδένα κόσμον,
ἐς ἄκοσμον ἔρωτι βιαζόμεναι
μέλανος γ' οἴνου ἀκράτου.

XI, 64. *p.* 482. *d.* Die Verse des *Anaxandrides* werden also zu Senarien: Δός δὴ τὸν χοᾶ,
σύγκωμε, τούτῳ καὶ τὸ κυμβίον φέρων,
Εὐριπίδης τις σήμερον γενήσεται.

XI, 73. *p.* 486. *f. et p.* 487 *b.* Φυστηιγνεὺς ist vielleicht aus φύστη μὴν εἰς verdreht, und das Ganze lautete wahrscheinlich also:

Τράπεζα φύστη· ἀλλὰ μὴν εἰς δαίμονος
ἀγαθοῦ μετάνιπτρον ἐντραγεῖν· σπονδή, κρότος.

XIII, 74. *p.* 601 *d.* Man muſs mit Stobäus ἔρωτα δ' ὅστις oder wenigstens ὅστις δ' Ἔρωτα lesen — *XIV*. 3. *p.* 614 *c.* Im ersten Verse des *Anaxandrides* braucht man nur eine Sylbe nach πολὺ einzuschalten, um ihm sein volles Maſs zu geben z. B.

καίτοι πολὺ μὴν γε πονοῦμεν.

(*Der Beschluſs folgt im nächsten Stücke.*)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 OCTOBER, 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Beschluss der Recension von Athenaei Deipnosophistae, ed. Joh. Schweighäuser.

Lib. XIV, 7. p. 616 f. Die Worte λίαν Ἀθανᾶν δυσοφθαλμον αἶσχος ἐκφοβηθεῖσαν, welche den Rhythmus völlig unterbrechen, sind offenbar aus vorhergehenden Versen des Dichters hier eingeschaltet: warum brauchte sonst Athenäus bey Anführung dieser Verse noch die Worte voranzuschicken: ὁ δὲ λόγος ἐστὶ περὶ τῆς Ἀθηνᾶς? Da nach dem Worte κλέος das Versmass sich beständig verändert, so könnte man die folgenden Verse auf lyrische Weise so abtheilen:

τί γάρ νιν εὐηράτοιο
κάλλεος ὀξὺς ἔρως ἔτειρεν,
ᾇ γὰρ παρθενίαν ἄγαμον
καὶ ἄπαιδ' ἀπένειμε Κλωθώ.

Der erste Vers ist dem ähnlich, womit Pindars zweyter olympischer Hymnus anfängt. cf. pag. 624 f. *e Lasi Hymno in Cererem:*

Δάματρα μέλπω Κόραν τε

Im letzten Bruchstücke des *Telestes* widerspricht αὐδὰν dem Versmasse, welches *Grotefend* richtig aufgefunden hat. Wenn Hr. *Schw.* αὐδὴ mit αὐλὸς verbinden wollte, so konnte er im ersten Verse αὐδᾶν, im zweyten αὐλὸν lesen. In den Versen des *Pratinas*, welche das folgende Kapitel enthält, wechselt das Metrum. Den Anfang machen Dipyrrhichien, welche im Anfange auch eine lange Sylbe, oder am Ende die Zusammenziehung zweyer kurzen zulassen.

Τίς ὁ θόρυβος ὅδε; τί;
τίνα τάδε τὰ χορεύ-
ματα; τίς ὕβρις ἔμολεν
ἐπὶ Διονυσιάδα
πολυπάταγα θυμέλαν;
Ἐμὸς, ἐμὸς ὁ Βρόμιος·
ἐμὲ δεῖ κελαδεῖν,
ἐμὲ δεῖ παταγεῖν,
ἀν' ὄρεα θύμενον
μετὰ Ναϊάδων·

Dann folgen daktylische und trochäische Verse durch einen kretischen, und wieder zwey andere trochäische Verse durch einen jambischen unterbrochen:

οἷά τε κύκνον, ἄγοντα
ποικιλόπτερον μέλος.

Τὰν ἀοιδὰν κατέστασ' σὺ Πιε-
ρὶς βασίλεια· ὁ δ' αὐλὸς
ὕστερον χορευέτω.

Ἄγειν μέλος ist eben so gut griechisch wie ἀνάγειν ἁρμονίαν ὕμνων pag. 624 f.

καὶ γάρ ἐσθ' ὑπηρέτας κώμων μόνον,
θυραμάχοις τε πυγμαχίαισι νέων θέα,
εἰς πάροινον ἔμμεναι ςρατηλάτας.

στρατηλάτας ist der Acc. plur. mit ausgelassenem ὥστε vor dem Infinitiv, und mit Beziehung auf νέων nach folgender Construction: θέα τε θυραμάχοις πυγμαχίαισι νέων. Wenn *Mitscherlich's* Conjectur zu Horaz Od. II, 19, 7. 8. wo übrigens der Sinn dieser Stelle nicht richtig gefasst ist, Φρυνίου für Φρυναίου, gegründet ist: so beginnt das Folgende wieder mit einem kretischen Verse, worauf zuerst Dipyrrhichien folgen, und dann ein anapästischer Vers, welcher sich mit Jamben endigt:

Παῖε τὸν Φρυνίου ποικίλου πνοανέχον-
τα, φλέγε τὸν ὀλοσιαλον κάλαμον,
λαλοβαρυπαραμελορυθμοβάταν,
θ' ὕπαὶ τρυπάνῳ δέμας πεπλασμένον.

Λαλοβαρὺ μέλος wie βαρύβρομος ἁρμονία pag. 624 f. Auf einen kretischen und trochäischen Vers folgen endlich noch zwey jambische:

ἠν' ἰδοῦ; ἅδε σοι λυξιὰ
καὶ ποδὸς διαστροφά,
θριαμβοδιθύραμβε κισσοχαῖτ' ἄναξ,
ἄκουε τὰν ἐμὰν χορείαν Δωρίαν.

Der Sinn dieser Verse ist: *En ecce! haec est tibi luxatura quaedam et pedis distortio, triumpho-dithyrambe hedericome Rex, audi meam potius choream Doricam.* — *XIV, 19. p. 624. f.* Die handschriftliche Lesart kann bequem in zwey trochäische Verse geordnet werden, welche ein jambischer unterbricht; die anderen Verse sind anapästisch:

Μήτε σύντονον δίωκε, μήτε τὰν ἀνειμέναν
Ἰαστὶ μοῦσαν, ἀλλὰ
τὰν μέσαν νεῶν ἄρουραν, αἰόλιζε τῷ μέλει.

* * *

Πρέπει τοι πᾶσιν ἀοιδὰ
λαβράκταις αἰολὶς ἁρμονία.

XIV, 21. p. 626. a. Des *Telestes* Verse kann man, ohne ein Wort zu verändern, in anapästische und trochäische Verse abtheilen:

— — — — Πρῶτοι παρὰ κρατῆρας Ἑλλήνων ἐν αὐλοῖς
συνοπάδοι Πέλοπος Ματρὸς ὀρείας Φρύγιον ἄεισαν νόμον· τοὶ δ'ὀξυφώνοις
πηκτίδων ψαλμοῖς κρέκον
Λύδιον ὕμνον.

XIV, 16. *p.* 622. *c.* Für ποιεῖτε τῷ θεῷ würde man eher τῷ θεῷ ποιεῖτε als Ithyphallicus erwarten; aber beffer ift es, die erften beyden Verfe als Senarius zu fchreiben:

Ἄγετ', εὐρυχωρίαν ποιεῖτε τῷ θεῷ.

XIV, 24. *p.* 628 *a.* In den Bruchftücken des *Archilochus* mufs man um des Metrums willen Διωνύσου fchreiben, wie Pindar Ol. XIII, 25. — *XIV*, 27. *p.* 630. *e.* Der griechifche Blumentanz, für welchen *Hermann* in feiner Metrik und *Vofs* in der Zeitmeffung der deutfchen Sprache einen ganz eigenen Rhythmus angenommen haben, fcheint aus abgekürzten viertaktigen Jamben zu beftehen. Im zweyten Verfe mufs nur ποῦ μοι herausgeworfen werden, dafs er die Antworten auf die vorangehenden Fragen enthält. Mit ποῦ μοι fangen auch die Jamben des *Aefchylus* pag. 499. a. an. — *XIV*, 39. *p.* 636 *d.* Von dem Gefange der Diana fcheint nur der erfte Vers angeführt zu feyn; das übrige find Worte des *Athenäus* oder vielmehr des *Dikäarchus*, worin man nichts als *disjecti membra poëtae* zu fuchen hat. Was man auf den folgenden Seiten des Buches öfters bemerkt, dafs einzelne Wörter überfehen find, fcheint auch hier der Fall zu feyn. Rec. glaubt alfo in dem υ. welches in der Handfchrift nach ὕμνον fteht, das Wort ὕδωμεν zu entdecken, und liefs die ganze Stelle auf folgende Weife: Δηλοῦσθαι δ' ἐν τῷ τῆς Ἀρτέμιδος ᾄσματι, οὗ ἐστιν ἀρχή·

Ἄρτεμι σοί γε μελίφρον' ἐφ' ἵμερον ὕμνον ὕδωμεν· ἐν ᾧ τε, ἕως μὲν ᾄδε τις, ἄλλα χρυσοφανέα κρέμβαλα χαλκοπάραα χερσὶν [ἔκρουεν].

XIV, 48. *p.* 641. *d.* Das Versmafs verlangt in *Pindars* Verfen ἄπορα für ἄπορον. — *XIV*, 50. *p.* 642 *f.* Im Bruchftücke des *Ephippus* mufs zu Anfange des dritten Verfes εἶτ' heraus, wenn man es nicht etwa aus Ende des vorhergehenden Verfes ftellen will. Das Bruchftück des *Alexis* auf derfelben Seite kann alfo in fechsfüfsige Jamben gebracht werden:

— — — τράπεζαν ἀρτέον,
[ὕδωρ] ἀπονίψασθαι δοτέον, προσοιστέος
στέφανος, μύρον, σπονδή, λιβανωτός, ἐσχαρίς,
τραγήματα δωτέον, ἔτι πλακοῦντος ἁπτέον.

XIV, 60. *p.* 649 *a.* Die Verfe des *Sopater* find abgekürzte viertaktige Jamben:

— — Τίς δ'ἀναρίθμου μήκωνος εἶχε κοττάς,
ἢ κνηκοπύρους ἡδονὰς τραγημάτων ἔμιξεν;

XIV, 52. *p.* 644 *e.* Im dritten Verfe des *Evangelus* verlangt das Versmafs γενέσθαι für γίνεσθαι; eben fo *pag.* 666 *e.* βαλόντα für βάλλοντα. — *XV*, 53. *p.* 697 *e.* Das Lokrifche Lied fcheint aus *Ionicis a minore* zu beftehen, deren zehn ein Syftem ausmachen:

Αἴ κεν ἠδέων τι πάσχεις, μὴ προδῷς ἄμμ', ἱκετεύω.
Πρὶν μολεῖν κεῖνον, ἀνίστω· μὴ κακόν μέγα ποιήσῃ
σέ τε κἀμὲ τὴν δειλάν.
Ἀμέρα κ'ἤδη· τὸ φῶς διὰ τᾶς θυρίδος οὐκ ἐσορῇσθα;

Jam clarum mane feneftras intrat. Perf. Sat. III. 1. *XV*, 47. *p.* 693 *c.* Liest man in dem Bruchftücke des *Eriphus* πρῶτα für πρῶτον, fo find die Verfe reintrochäifch:

Ἐκπιεῖ δέπας, πρὶν Ἀγαθοῦ πρῶτα δαίμονος λαβεῖν,
πρὶν Διὸς σωτῆρος. — — — — — — —

F—G.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

1) Leipzig, b. Crufius: *Anleitung zum Ueberfetzen aus dem Deutfchen ins Lateinifche:* von *M. Joh. Gottlob Gräfse*, Tertius an der kurf. Landfchule zu Grimma. 1 Th Materialien aus der alten Geographie und Gefchichte Griechenlandes, und deffen Staatenbewohner, mit Rückficht auf das verftändliche(*verftändige*) Lefen der claffifchen Auctoren. 1805. XIV und 229 S. in 8. (14 gr.)

2) Züllichau b. Darnmann: *Hülfsbuch zu Stylübungen nach Cicero's Schreibart, für die obern Klaffen auf gelehrten Schulen.* Nebft einem Anfange einiger Stylaufgaben, mit untergelegten unlateinifchen und verbefferten Ueberfetzungen von M. *Karl Heinr. Sintenis*, Director emeritus des zittauer Gymnafiums. 1805. XVI und 367 S. in 8. (1 Rthlr.)

In einer *Anleitung* zum Ueberfetzen a. d. D. ins L. ift man berechtiget zu fuchen 1) eine Beftimmung des Begriffs vom Ueberfetzen im Allgemeinen; 2) Regeln aus dem gegebenen Begriffe entwickelt; 3) befondere Regeln, welche aus der Befchaffenheit der deutfchen Sprache in Beziehung auf die lateinifche bey folchem Ueberfetzen zu beobachten find. Hiezu 4) annoch (weil es *Anleitung* ift, nicht blofs *Regeln*, oder dergl.) einige deutfche Originale von verfchiedener Art, nebft *a*) der lat. Ueberfetzung und *b*) Erinnerungen, warum diefes und jenes Wort gewählt, weggelaffen, dahin oder dorthin geftellt ift, und dergl., wobey auch von den Hülfsmitteln, befonders von Wörterbüchern und deren behutfamen Gebrauch etwas gefagt werden mufs, wenn es nicht in einem befonderen Abfchnitte eben vorher gefchehen ift. Diefe 4 Punkte find wefentlich. Der Vf. von No. 1 erklärt fich in der Vorrede nicht genau, warum er fich nur auf den letzten eingefchränkt, und auch diefen nur einfeitig und mangelhaft behandelt hat. Denn fein Buch enthält nur profaifche, und zwar hiftorifche, Auffätze, von ihm felbft (vielleicht zu mehrerer Erleichterung) nicht von Anderen verfertiget; und zu diefen in einigen, wie es fcheint, willkührlich gewählten Stellen die zu gebrauchenden lateinifchen Wörter, nebft hin und wieder beygefügten Erinnerungen, wie von dem Deutfchen abgegangen, und in welcher Wendung der Gedanke auf Lateinifch gegeben werden folle. Doch

vielleicht erweitert sich der Plan seiner in dieses Fach gehörenden Unternehmungen unter seinen Händen, so dass sich der vielversprechende Titel am Ende rechtfertigt. Er berichtet nämlich in der Vorrede, dass er bey seiner 1800 und 1801 herausgekommenen *praktischen Anweisung zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische* in der ganzen Anlage den Zweck gehabt habe, die, welche das Lateinische lernen wollen, von dem Leichtern zum Schwerern zu führen. Er habe daher in diesem Bändchen sich an die griechische Geschichte und Geographie gehalten, und das zweyte werde Materialien aus den griech. Alterthümern enthalten. Wahrscheinlich also folgt dann noch ein drittes und vielleicht auch ein viertes. Denn der Styl möchte wohl zu wenig Geschmeidigkeit erhalten, wenn der zu übende Lateiner nicht auch Abhandlungen aus dem philosophischen Gebiete, Gespräche und Reden, wenigstens theilweise, unter die Hände bekommt. Da wird er auch die sehr nöthige Erinnerung mit einfliessen lassen, dass, und wie man sich in Zeiten gewöhnen müsse, seine eigenen Gedanken sogleich lateinisch zu fassen und niederzuschreiben, ohne sie erst deutsch gedacht zu haben. Es bleiben uns indessen für folgendes oder folgende Bändchen die Wünsche übrig: 1) dass der Vf. den gehörigen Fleiss auf seine deutschen Aufsätze wende, und natürlich sich darbietende Germanismen nicht vermeide; 2) dass er schwer zu übersetzende Stellen nicht übergehe, sondern in den anleitenden Noten Ausdrücke, die das Original fodert, vorschreibe: 3) dass er sich über die Anwendung dieser Ausdrücke deutlich erkläre. Rec. kann sich hier nur auf wenige Erinnerungen einschränken. S. 2 steht: *einen Namen in Anwendung bringen:* warum nicht, *anwenden*? Die Benennung ist Γραικός. Von dieser ... *glauben andere, dass man, nach dem Suidas, sie von einem Distrikte dieses Namens gebildet habe.* Es sollte vielmehr heissen: . . . *glauben andere nach dem Suidas, dass m.* etc. Weiter heisst es: *das kann nicht geleugnet werden* (zu lateinisch, st. *es ist nicht zu leugnen*), *dass eine Kolonie . . . die Veranlassung gegeben haben mag.* Dieses zweifelnde *mag* widerspricht der *nicht zu leugnenden* Sache. *Veranlassung geben* wird übersetzt *aperire occasionem*, welches schwerlich lateinisch ist. — S. 3. Der pelasgische Stamm musste vor den Hellenen flüchten. Da wird unter *flüchten* gesetzt *defugere a.* Der richtige Ausdruck aber ist *fugere Hellenas*, oder besser *fugere arma Hellenum.* — S. 4 ist die Rede von dem macedonischen Könige Philipp, *welcher zuerst im Senate der Amphiktyonen Sitz und Stimme zu erhalten wusste, und dadurch den Bund der eigentlichen 12 griechischen Staaten aufhob und zerstörte.* Da wird bey *erhalten*, *locum cum suffragio capere* gesetzt. Aber soll das *wusste* nicht ausgedrückt werden? Hier war dem Anfänger zu helfen: man muss es genau nehmen. Es kann, den Worten gemäss, etwa heissen: *callida ratione perfecit, ut locum . . . caperet.* Zu *aufhob* wird gegeben *foedus frangere;* wider den Gebrauch; st. *f. tollere* oder *rescindere.* *Bis dahin sind die Griechen vom Peloponnes . . . . als Ein Volk anzusehen.* Hier wird das Wörtchen *vom* mit der Erinnerung begleitet: „durch ein schickliches Particip." Da mag Apollo errathen, welches und wie es anzuwenden sey. — S. 6. *Die ersten Bewohner waren Wilde und Barbaren, welche neue, gebildete Kolonisten vertrieben, und durch Einfälle zum Ausziehen zwangen.* Besser und deutlicher wäre: *welche von neuen . . . gezwungen wurden.* Aber *Einfälle* sollen durch *impetus* gegeben werden. *Impetus* ist das unrechte Wort, und der Ablativ im Plur. davon ist ungewöhnlich. *Irruptiones* oder *Incursiones* war zu setzen. — S. 7 sagen die Sieger den Ueberwundenen alles, *was schändet*, nach: und die Note giebt dazu *alicui in sermonibus male dictitare.* Diese Redensart passt wohl im Plautus Trinum. I, 2, 62: aber hier? Eben daselbst: *welche* (Halbinsel) *vorher vom Könige Pelops viele Jahrhunderte hindurch der Peloponnes genannt wurde.* Hierzu: *nomen invenire ab aliqua re.* Da muss also der Uebersetzer schreiben: *quae ante a Pelope rege per multa secula nomen Peloponne* - (vermuthlich) *sum invenit*, oder wohl *inveniebat.* Diese Landschaft musste demnach lange suchen, ehe sie ihren Namen fand. Da sollte nichts stehen, oder ein blosses *verbum appellari, vocari.* Gleich darauf *nimmt* Oenomaus den Pelops *günstig auf.* Aber nach der Note *nimmt* er ihn *mit prächtigen Anstalten herrlich auf:* es heisst *magnifice aliquem recipere*, statt *comiter a. r.* — S. 98: *Diese Gesetze Drakons wurden gerade nicht abgeschafft; aber sie verloren* etc. Da wird bloss *legem abrogare* empfohlen. Aber *gerade* ist hier das schwere Wort. Es kann etwa durch *utique* gegeben werden, oder das Ganze durch *ipsa abrogatione sublatae sunt.* — S. 99: *mit grosser Ehrfurcht aufnehmen*, Dabey: *reverentiam adversus aliq. adhibere.* Warum nicht *magna cum rev. al. excipere?* — S. 100: *die zu nennen hier der Ort nicht ist.* Dabey etwas falsches und unbequemes: *Operae pretium est, si:* — Wenn es S. 103 heisst: *er hat das Schicksal mit vielen grossen Männern gemein*, was will man da mit *accidit, ut* anfangen? Dunkel und matt ist dann der Gedanke von dem Solon: *man kann nicht sagen, wodurch er der Weise geworden ist.* Ebendas. wird eine Stelle vom Cicero sehr unschicklich angewendet — S. 194 wird der Wahrheit gemäss gesagt: *Pelopidas führte* (in der Leuktrischen Schlacht) *die heilige Schaar:* aber unten *alterum tenere cornu.* Dieses ist aus Nep. Pelop. 4 aufgegriffen. Da wird von seinem Feldzuge gegen Sparta gesprochen. Es sollte das vorherige *delecta manus* (*quae sacra dicebatur*) statt des *alt. cornu* genommen seyn. Den Ursachen mehrerer Missgriffe nachzuspüren, wäre schon der Mühe werth. Da unter sehr guten Ausdrücken eine grosse Menge verwirrender, unstatthafter und unlateinischer Redensarten vorkommt, so liegen die Ursachen gewiss zum Theil in der Ferne. Manches rührt wohl auch von der Vernachlässigung des Druckes her. Auf solche Schriften wird nicht viel Mühe verwendet, ob sie schon den geringen Aufwand hinlänglich belohnen. S. 16 wird z. B. zu *Landschaft caput regni* gesetzt: es gehört aber zu dem vorherigen die *Hauptstadt.* Und *herrlichen Thälern* wird bloss

umbrosus gegeben, wo nothwendig ein grober Druckfehler zum Grunde liegt. Zu jenem hätte der Vf. gewiss *amoenissimus* oder dergl. gesetzt. Vielleicht hiess das Deutsche *waldichte Th.* oder *herrlich beschattete Thäler.*

Die gute Absicht des Hn. *S.* in No. 2 ist unverkennbar. Auch die Grundsätze sind gut, nach welchen er deutsche zum Uebersetzen ins Lateinische bestimmte Schriften ausgearbeitet wünscht. Die wichtigsten derselben sind: 1) *Es müssen ächtdeutsche Originalaufsätze seyn.* 2) *Die beygefügten Bemerkungen müssen die Schreibart Cicero's vorzüglich zum Grunde legen.* Aber sie sind nur in der Vorrede angegeben; in dem Buche selbst findet man sie fast nirgends angewendet. Die Aufsätze sind grösstentheils von ihm selbst, und denen in seinem vor einigen Jahren erschienenen *Versuch einer praktischen Anleitung zu Cicero's Schreibart* nicht unähnlich. Von dieser sagt er: „Weil ich damals mehr im Lateinischen, als (im) Deutschen, geschrieben hatte, so ist die Sprache in den Aufgaben, besonders was die Länge vieler Perioden betrifft, nicht selten auch etwas undeutsch." Was den anderen Grundsatz anlangt, so macht Cicero zwar gern Perioden; aber meistens leichte, geschmeidige Perioden, und an ihrem Orte. Die hingegen nach Hn. *S.* sind hart und unnatürlich und allzu gehäuft. Ueberdiess soll doch hier *übersetzet* werden, und zwar in solches Latein, wie wir es in den Schriften Cicero's und seiner Zeitgenossen finden. Aber — gleich auf der ersten Zeile wird den Schülern dictirt: *sine omni partium studio*, statt *sine ullo* etc. wie Cicero allezeit und, der Sache nach, richtiger sagt; denn durch das *sine omni* wird nicht ausgeschlossen *cum aliquo.* Durch Beyspiele haben es vorlängst Vorstius, Cellarius und andere bestätiget. Gleich darauf: „eine genanere und sorgfältigere Vergleichung": *subtilior solertiorque comparatio.* Die rechten Wörter sind vielmehr *diligentior et accuratior c.* S. 2 „liegt die erste Ursache in" etc. *latet in;* und doch wird diese nach dem Worte *latere verborgene* Ursache angegeben. S. 3 *non tam ... quam potius.* Was soll hier der ganz unlateinische (im Grunde auch nur deutsche) Pleonasmus *potius?* S. 6 „so viel Macht beweisen" *opes tantopere ostentare*, ganz unrichtig, st. *tantas opes ostendere* oder *tantum opibus praestare* (*valere* etc.). S 9 wird erinnert: „*quoniam*, nicht *quia*, weil es die Periode anfängt." Dieses ist zweydeutig, und auf alle Weise falsch. Die letztere Partikel sowohl als die erstere kann Perioden anfangen; aber ihr wesentlicher Unterschied will dort *quia.* Solche Fehler, und wesentlichere anderer Art, welche sich fast auf jeder Seite finden, machen den Gebrauch des Buches sehr bedenklich. — Noch etwas aus dem Anhange. Da fängt sich das erste Exercitium so an: „Der kennt die Welt nur halb, wer immer glücklich ist". Neben der unlateinischen Uebersetzung (*Is mundum modo dimidium cognoscit, qui semper felix est*) lautet die verbesserte also: *Qui secundae fortunae constantia fruitur vitamque sine omni luctu transigit, is alteram naturae rerumque humanarum conditionem ... ignorat.* Welch eine rednerische Tirade in dem dogmatischen Styl! und wieder *omni* st. *ullo.* Aber, was schlimmer ist, *sec. f. constantia* ist ein abgekürzter ganz falscher Gedanke. Uebrigens ist das unlateinisch seyn sollende *qui f. f. est* ungleich besser, als *Qui sec. ... transigit.* Eben so ist die angeblich fehlerhafte Uebersetzung S. 338 u. f. weit lateinischer, als die besser seyn sollende. — Papier und Druck ist fein.

W. Amb.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jugendschriften. *Berlin*, b. Gädicke: *Mythologische Erzählungen mit Erläuterungen aus der ältern griechischen Geschichte. Ein lateinisch - deutsches Lesebuch für junge Leute.* 1805. VIII u. 121 S. 8. (8 Gr.) Den höchst dürftigen Erzählungen geht jedesmal eine lateinische Uebersetzung voraus, um, wie der Vf. sagt, den jungen Leser sowohl zu einer nützlichen Vergleichung des Genius beider Sprachen zu reizen, als auch um ihn zu ermuntern, zu seiner eigenen Uebung bisweilen einen Abschnitt aus einer Sprache in die andere überzutragen, und dann seine Arbeit nach dem vorliegenden Texte sorgfältig zu prüfen und zu verbessern. Ob aber der junge Leser, wenn er sich dort reizen, und hier ermuntern lässt, einen grossen Vortheil davon haben werde, möchte Rec. nicht eben behaupten: in der lateinischen Uebersetzung wenigstens ist nicht viel lateinischer Sprachgenius anzutreffen. Man lese z. B. nur No. 64. „*Quum Thetis et Peleus, rex Phthiae in Thessalia, nuptias celebrarent, dii omnes invitati venerant ad convivium, excepta Discordia, quae vindicta quadam ob contemtum compulsa* (??——) *sensim adrepens pomum aureum submittit in mensam, cui haec erat inscriptio: „detur pulcherrimae." Iuno igitur, Minerva atque Venus, de potiori pulchritudine inter se certantes, Paridem, Trojanorum regis filium, statuebant arbitrum, quippe qui* (welcher denn) *Veneri malum illud aureum adjudicabat.*" So erbaulich wie das Latein, wo möglich noch erbaulicher, sind die Erläuterungen aus der ältern griechischen Geschichte. So z. B. findet man bey der eben angeführten Erzählung, folgende Erläuterung. „Die Erdichtung, dass Paris zum Schiedsrichter der Schönheit dreyer Göttinnen erwählt ward, scheint nichts, als seine Kenntniss in Beurtheilung der Schönheit des weiblichen Geschlechts, so wie seinen Hang zur Liebe und zu Vergnügungen anzuzeigen." Das heisst erläutern!

D. D.

Frankfurt a. M., b. Wilman's: *Sittenlehre für Kinder. Ein Lesebuch zum Gebrauch in deutschen Schulen.* Gesammlet und herausgegeben von *I. P. L. Snell*, Insp. und Pfr. zu Dachsenhausen. 1804. 216 S. 8. (10 Gr.) Einige besonders gedruckte Worte (8 S.) über diese Sittenlehre geben von der Abfassung derselben Rechenschaft. Der in diesem Fache viel verdiente Vf. giebt in diesem Buche einen unterhaltenden Stoff von Erzählungen, Liedern, Sentenzen, Verschen und Sprüchen, welche in der Hand eines geschickten Lehrers die Sittlichkeit der Jugend vorzüglich befördern können. Dass man hier schon anderwärts bekannte Erzählungen findet, ist kein Fehler; nur sollte in den Sentenzen (als Sprichwörter), und den Verschen mehr Plan und Auswahl seyn. Den rechten Plan setzt nämlich Rec. in dem Fortgehen vom Fasslicheren zu dem Höheren, welches in der Poesie schon ausgesprochen wird. Der Vf. hat es nach den Materien einer Sittenlehre, so weit sie den Kindern fasslich ist, geordnet. Auch zur Privatlektüre ist das Buch fasslich. Ueber die Eintheilung der für Schulen nöthigen Lesebücher stimmt übrigens Rec. nicht ganz mit dem Vf. überein. Aus Gründen, die er hier nicht entwickeln kann, glaubt Rec., sie seyen für den früheren Unterricht *noch mehr* zu vereinfachen, für den weiteren dagegen sey eine ganz andere Abtheilung nöthig, als der Vf. angiebt. Die ganze Idee von Lesebüchern für Schulen scheint noch nirgends aus dem richtigen Gesichtspunkte gefasst zu seyn.

F. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 OCTOBER, 1806.

PHYSIK.

Leipzig, b. Richter: *Handwörterbuch der Naturlehre, insonderheit für Ungelehrte und für Liebhaber dieses Faches*, von *C. P. Funke* 1805. I Theil 532 S. II Theil 431 S. gr. 8. (3 Rthlr.).

Bekanntlich waren die Franzosen die ersten, welche das Publikum mit wissenschaftlichen Wörterbüchern jeder Art, auch im Fache der Naturwissenschaften, beschenkten. Der deutsche Dilettant fand sie zu seinem Gebrauche bequem, und der deutsche Gelehrte ertheilte denselben bey der Nachahmung einen hohen Grad der Gründlichkeit, und versah sie mit einer ausgebreiteten Literatur. Welchem Freunde der Naturkunde sind die vortrefflichen physikalischen Wörterbücher von *Gehler* und *Fischer* nicht bekannt, und welcher Naturforscher weiss es nicht, wie weit diese deutschen Werke ihre französischen Vorgänger an Vollständigkeit, Gelehrsamkeit und Richtigkeit der Erklärungen hinter sich lassen! — Der Vf. des vorliegenden Wörterbuchs gestehet in der Vorrede, dass er bey dessen Ausarbeitung die ähnlichen Werke von *Gehler* und *Fischer* zum Grunde gelegt, dabey aber, weil er bloss für Liebhaber der Naturlehre und für Ungelehrte schrieb, alles, was ohne weitläuftige mathematische Rechnungen nicht verstanden werden kann, weggelassen habe. Eben diese Rücksicht machte aber auch die Erklärungen der Kunstwörter und die ausführlichere Behandlung der gemeinnützigsten Gegenstände nothwendig, aus welchem Gesichtspunkte denn auch der Vf. beurtheilt zu werden wünschet.

Das Werk vereiniget das Nachtheilige und Vortheilhafte, welches überhaupt dergleichen Wörterbücher haben. Das Nachtheilige bestehet darin, dass die Dilettanten mit grosser Bequemlichkeit zwar einige Hauptmomente der einzelnen Gegenstände eines Faches historisch auffassen, aber mit dem Geiste des Ganzen unbekannt bleiben, und doch dabey in den Wahn gerathen, das Wesentlichste und Wichtigste einer Wissenschaft, wo nicht erschöpft, doch grösstentheils inne zu haben. Setzt man aber voraus, dass der Leser eines solchen Wörterbuches mit dem Umrisse und den Theilen seines Faches, so wie mit den Momenten der Beweise und dem Geiste der Wissenschaft, schon auf einen gewissen Grad bekannt ist: so haben diese Wörterbücher auch ihren mannichfaltigen Nutzen. Wenn sie auch nur einigermassen ausführlich und gründlich behandelt sind, und nicht bloss Nomenclatur enthalten: so wird der Leser nicht nur mit der kurzen Geschichte der wichtigsten Entdeckungen in ihren bedeutendsten Theilen, sondern auch durch die summarische Zusammenstellung mit den wichtigsten Resultaten derselben auf einen Blick bekannt; und wenn die bedeutenderen Artikel auch mit einer zweckmässigen Literatur versehen sind, so vereiniget sich das Wesentliche, um das Mangelhafte des einzelnen Fachwerks mit Leichtigkeit auszufüllen, systematisch zu ordnen, und den Vorrath der dahin gehörigen Kenntnisse wirklich zu bereichern. Dem Gelehrten werden dadurch zugleich Zeit und Kosten erspart, dasjenige in mehrerern Büchern mühsam zusammen zu suchen, was ihm, in den einzelnen Artikeln zusammengestellet, zur schnellen Uebersicht vor Augen lieget. Selbst der Docent, dem es in den gewöhnlichen Schulanstalten einmal obliegt, Allerley vorzutragen, und dem es an Musse gebricht, sich aus den Quellen selbst vorzubereiten, wird ein solches Wörterbuch mit Vortheil gebrauchen können. Das gegenwärtige von Hn. *Funke* ist besonders für die erste Classe von Lehrern und für Dilettanten berechnet, welche sich über die wichtigsten Gegenstände der Naturlehre selbst unterrichten wollen. Aber auch die letztere Classe wird dabey ihre Ausbeute unter den angegebenen Bedingungen finden, obschon das Werk durch einige Kupfertafeln und einige Anwendungen der gemeinen Geometrie eine noch grössere Anschaulichkeit und Brauchbarkeit würde erhalten haben. Besonders verdient dasselbe Schullehrern an Gymnasien empfohlen zu werden. Viele wird die reichhaltige Uebersicht des Inhalts reizen, sich mit den Quellen dieser Wissenschaft und ihren vollständigern Werken über einzelne Gegenstände bekannter zu machen. Auch Künstler, Fabrikanten und Oekonomen werden eine nutzliche Belehrung finden, obschon für diese mancher Artikel zu kurz, und andere vermöge der Natur der Sache ganz unverständlich seyn werden; für beyde ist besonders der chemische Theil zu unvollständig. Die Schreibart ist deutlich und der Sache angemessen, wiewohl Rec. bey manchen Erklärungen eine grössere Präcision in der Darstellung wünschte. Auf alle Fälle hat der würdige Vf. seine Verdienste um den jugendlichen Unterricht durch dieses Werk vermehret.

Man findet in diesen beyden Bänden mehr als 600 alphabetisch geordnete, und nur mit deutschen Benennungen bezeichnete Artikel, welche grösstentheils nach Massgabe ihres Inhaltes mit einer verhältnissmässigen Ausführlichkeit behandelt sind. Ueber das bey den Erklärungen zum Grunde liegende System

hat sich der Vf. nicht bestimmt geäussert, obschon bey verschiedenen Artikeln bald die eine, bald die andere Vorstellungsart angeführt, und überdiess bey vielen Phänomenen die neuesten Hypothesen über deren Erklärungsart berührt werden. Im Ganzen scheint Hr. F., mehrere chemische Erklärungen ausgenommen, der *Gehlerschen* Vorstellungsart gefolgt zu seyn. Bey dem Artikel *Materie* aber geht seine Meinung dahin, dass wohl die *Kantische* Vorstellungsart, nach welcher das Wesen der Materie in anziehenden und zurückstossenden Kräften bestehe, unseren bisher über diese Sache gemachten Erfahrungen am angemessensten sey. Der neuesten Hypothesen der Naturphilosophie geschieht keiner Erwähnung, um so weniger der davon abgeleiteten Erklärungsarten. Mit Recht: denn für die beabsichtigte Classe der Leser würden alle Anwendungen der naturphilosophischen Hypothesen unbrauchbar gewesen seyn. Diesem Zwecke gemäss, und da selbst die zum gründlichen Beweise in der Naturlehre unentbehrliche Mathematik ausgeschlossen ist, sind auch die Erklärungen der Phänomene meistens historisch aufgestellt, und bey den verschiedenen Vorstellungsarten der berühmtesten Physiker dem Leser gleichsam die freye Wahl der Entscheidungsgründe überlassen worden: welches freylich nicht die Sache eines Jeden seyn dürfte. Manche, besonders astronomische, optische und chemische Artikel sind zu kurz abgefasst, um den beabsichtigten Lesern verständlich zu seyn. Der Grund davon liegt in der Sache selbst, nicht in der Darstellung, gegen welche nur wenig zu erinnern seyn dürfte. Rec. begnügt sich, noch einige Bemerkungen über einzelne Artikel hinzuzufügen.

Bey dem historisch gutbearbeiteten Artikel *Aërostat* wäre eine kurze Beschreibung der Füllungsart mit Wasserstoffgas nicht überflüssig gewesen. Bey der Erklärung des *Athmens* ist die Zersetzung des Sauerstoffgases in den Lungen, dessen Verbindungen und Wirkungen nicht deutlich genug entwickelt. In dem zu kurz abgefassten Artikel *Attraction* scheint die Anwendung der *Kästnerschen* Aeusserung auf den Gegensatz des atomistischen und dynamischen Systems nicht ganz passend; überhaupt findet Rec. die Aufstellung dieses Gegensatzes in neueren Schriften dieser Art nichts weniger als befriedigend entwickelt. Bey der Erklärung des *Sehens* sind einige bedeutende Momente weggelassen worden, die hier ihre zweckmässige Stelle gefunden hätten; dagegen sind einige sehr nützliche Regeln zur Conservation dieses Organs mitgetheilt. *Barometerveränderungen*, blosse Zersetzung der Dünste in der Atmosphäre kann wohl keine Veränderung ihres Druckes bewirken; einige Beobachtungsregeln in dieser Hinsicht würden hier am rechten Orte gewesen seyn. Die Artikel *Blitz* und *Blitzableiter* verdienten ausführlicher dargestellt zu seyn, und bey dem Artikel *Brechung* hätte der Unterschied zwischen mechanischer Deviation und optischer Brechung mit mehr Bestimmtheit angegeben werden sollen. Die Phänomene der *Ebbe* und *Fluth* sind nicht vollständig aufgeführt, und die Erklärungen derselben nicht mit der gehörigen Genauigkeit entwickelt. *Elektricität*. Der Nichteinfluss derselben auf den Organismus der Pflanzen ist noch nicht so erwiesen, als der Vf. anzunehmen scheint. Rec. hat eigene Beobachtungen in dieser Hinsicht angestellt. Den *Erdfernröhren* wird S. 222 eine zu grosse Wirkung im Allgemeinen beygelegt, und S. 224 ist durch einen Druckfehler *Richter* statt *Richer* gesetzt. Bey der Erklärung der Gründe von der *Figur der Erde* hat die Kürze der Deutlichkeit Abbruch gethan. Der Gedanke, dass der Grund der täglichen Rotations-Bewegung der Erde in den Kräften der Elemente der Erdmasse enthalten sey, ist eine blosse Hypothese, und dass sie von der Sonne und deren Rotation abhänge, unerweislich. Der Artikel *Gas* verdiente eine grössere Ausführlichkeit, und mit Aufführung einiger künstlicher Erzeugungsarten derselben begleitet zu seyn. Zur Definition des Schwerpunktes S. 351 fehlt der Zusatz: „wenn der Hebel für sich in Ruhe oder im Gleichgewichte ist." Die Erklärung des Grundes der *blauen Farbe* des *Firmamentes* ist nicht befriedigend. Das wahrscheinlichste enthalten immer noch die newtonianischen *vices* auf die Grösse der Luftkügelchen angewendet. Bey dem Worte *Kalender* sollte wohl heissen: das wahre Sonnenjahr ist um einige Sekunden kleiner als das gregorianische. Dass das *Licht* gar keine Schwere habe, ist so wenig zu erweisen, als dass andere imponderable Stoffe desswegen ohne Schwere angenommen werden können, weil sie unwägbar sind. Alles kommt dabey auf den Grad der Repulsionen und der Expansibilität an. Im Ganzen ist dieser, so wie der Artikel *Luft*, mit vieler Deutlichkeit behandelt. Bey der Erklärung des Druckes der Luft auf das Quecksilber im Barometer kommen die gewöhnlichen Begriffe in Beziehung der specifischen Elasticität der Luft vor; worüber noch so Manches zu berichtigen wäre. In Ansehung des Ursprungs der Luftelektricität ist es wohl zu viel gesagt, wenn es heisst, dass wir noch nicht im Stande sind, eine Erklärung darüber zu geben: Freylich noch nicht adäquat. Der Fehler der *Hahn-Luftpumpen*, dass sie einen schädlichen Raum mit sich führen, kann sehr unbedeutend gemacht werden, und die Hahnpumpen behalten immer den Vorzug. Der Vf. redet von dem *thierischen Magnetismus* mit der eines Physikers würdigen Missbilligung; allein bey den dahin gerechneten Erscheinungen kommen Umstände vor, die noch lange nicht so erörtert sind, als sie es zu verdienen scheinen. Die crasse und unschickliche Benennung einer Ursache wird oft Veranlassung, die Erscheinungen selbst zu verwerfen, besonders wenn sie mit einer Art von Charlatanerie begleitet werden. Für den kaltblütigen Arzt und Naturforscher scheint hier noch ein weites Feld zu neuen Untersuchungen zu liegen. Auch über den *Galvanismus* finden ähnliche Bemerkungen Statt. Man erwartete Anfangs zu viel von seinen Wirkungen, übertrieb die Hoffnungen, und fiel aus dem gelehrten Aberglauben in einen ähnlichen Unglauben. Den wahren Nutzen dieser und ähnlicher Entdeckungen ärndtet immer erst die unparteyische Folgezeit. *Meer*. So ganz wahrscheinlich dürfte es doch wohl nicht seyn, dass das *salzige* Meer so, wie es ist, geschaffen worden. S

482 ist durch einen Druckfehler das Seewasser 45 Mal schwerer als süsses angegeben; es soll wohl 0,45 oder wie 1,45: 1,00 heissen. Das fortwährende Zuströmen der Polarwasser nach dem Aequator ist unter andern auch vorzüglich der grösseren Ausdünstung in der heissen Zone zuzuschreiben. Zwischen Wasser- und Luftwirbeln findet doch eine grosse Verschiedenheit Statt. S. 514 steht 28 St. statt 8 St. Dass die *Nordscheine* bloss von der Elektricität herrühren, ist noch lange nicht entschieden. Die Hypothese über den Ursprung und die Entwickelung der sonst gut beschriebenen *Organisation* enthält eigentlich keine Erklärung, sondern nur einige Phänomene, verbunden mit schon älteren Dichtungen im neuen Gewande. Aus den wellenförmigen Bewegungen oder *Pulsus* der elastischen Luft um den schallenden Körper folgt, dass der *Schall* sich in jeder, auch krummen Richtung verbreitet, und die Parität, dass wir auch dann noch Licht sehen, wenn auch eine Wolke die Sonne verbirgt, ist auf den Fall nicht anwendbar, da sonst von einem Schalle hinter dem Berge nur gleichsam das Echo gehört würde. Der Artikel *Steinregen* ist mit einer dem Gegenstande angemessenen musterhaften Bescheidenheit behandelt. Die bey Gelegenheit der *Thermolampe* gemachten Bemerkungen unterschreibt Rec. völlig aus eigenen Erfahrungen. Die gewöhnlichen *Thermometer* und *Metallthermometer* sind zu unvollständig, und nicht mit hinreichender Bestimmtheit behandelt. Die Begriffe von den *chymischen Wahlanziehungen* scheinen nicht scharf genug entwickelt zu seyn, und die Beyspiele vom Anziehen polirter Glasplatten, in einanderlaufender Wassertropfen, etc. gehören, auch nicht als Paritäten, gar nicht dahin. S. 531 Thl. II. sollte *Kohlensäure* statt *Sauerstoffgas* stehn. Dass die *freye Wärme* durch Schwere nicht afficirt werde, und, ohne Verwandtschaftswirkungen anderer Stoffe, sich ins Unendliche ausdehnen würde, ist nicht erwiesen, und nicht einmal hypothetisch anzunehmen, wenn auch der Wärmestoff noch so imponderabel wäre. Auch lässt sich über die Art, wie der Wärmestoff den Raum erfülle, sehr wenig sagen; und wenn er als *Stoff* den Raum gänzlich ausfüllt, so kann von dessen verschiedener Dichtheit nicht mehr die Rede seyn. Bloss durch die Erfahrung wissen wir, dass jeder Körper einer gewissen Temperatur fähig ist; aus Begriffen *a priori* kann hierüber nichts entschieden werden. Der Artikel *Wärme* ist eigentlich aphoristisch abgefasst, und Rec. wünschte dabey einen höheren Grad von Deutlichkeit und Vollständigkeit. Durch eine kurze Darstellung der Gesetze, nach welchen Wärme frey und gebunden wird, würde dieser Artikel um vieles gewonnen haben. Uebrigens erklärt sich der Vf. mit Recht für das Daseyn eines eigenthümlichen Wärmestoffs. Der thierischen Wärme ist gleichsam nur im Vorbeygehen gedacht worden. Dass bey der Bewegung des Wassers in dessen kleinsten Theilen *gar keine* Reibung vorgehe, S. 364, kann Rec. nicht unterschreiben. Ueber den Artikel *Winde* bemerkt Rec., dass die Umdrehung der Erde allein so wenig als die Erwärmung zwischen den Wendekreisen allein die adaequate Ursache des beständigen Ostwindes um die Linie ist. Die Gründe lassen sich leicht umkehren, und auf ähnliche Weise auch auf die gemässigte Zone anwenden. — Doch diesen und ähnlichen Mängeln wird ohne Zweifel bey einer zweyten Auflage abgeholfen werden.

Max. H.

GÖTTINGEN, b. Dietrich: *Ideen zur Naturerklärung der Meteor- oder Luftsteine*, von *C. I. Diruf*, Arzt beym Kurprinzen von Bayern, 1805. 153 S. 8. (12 gr.)

Der Vf. sucht die Meteorsteine aus Processen in unserer Atmosphäre zu erklären; eine Idee, die nichts weniger als neu ist. Man findet sie schon in einem Briefe des Prof. *Lampadius* an den Hn. von Trebra, der in der M. C. abgedruckt ist, sehr schön vorgetragen. Hr. *Diruf* scheint ein junger Mann zu seyn, der mit seinem Style noch nicht einig ist. Wenigstens ist ihm die klare schlichte Sprache, welche die Frankline und Lichtenberge redeten, noch völlig fremd. In der Einleitung findet man etwas über Metaphysik der Natur, wo der Vf. mit grosser Weitläuftigkeit und Bestimmtheit über Dinge redet, von denen die grössten Naturforscher nur selten ein Wort als Vermuthung zu sagen wagten. Man fragt sich verwundernd: woher Hr. *D.* das alles weiss, und wie er zu den ausgebreiteten Kenntnissen von Gott, der Natur, dem All und den Eigenschaften der Materie kommt, besonders da er in einigen anderen Punkten, worin wir Empiriker einige Kenntnisse besitzen, eine so grosse Unwissenheit verräth. Im ersten Abschnitt, wo er beweist, dass die Meteorsteine nicht aus dem Monde können gekommen seyn, und den La Placeschen Calcul bestreitet, druckt er sich so aus, dass man sieht, er wisse in mehreren Punkten nicht, wovon eigentlich die Rede ist. S. 50 sagt er unter andern: dass der Mangel hinreichender Kenntnisse der eigentlichen Natur unseres Planeten uns verhindere zu entscheiden, „ob nicht scheinbar kleinere Planeten, wegen Uebermacht des intensiven Gehaltes ihrer Masse, und ihrer grösseren Entfernung vom Monde unerachtet, übermächtige Gravitation, vor unserer näheren und scheinbar grösseren Erde, auf den Mond zu äussern vermögen, so dass ein mit geeigneter Kraft, aus dem Schoosse des Mondes, über dessen Gravitationssphäre hinausgeschleuderter Körper, eher seine Richtung nach einem solchen Planeten als nach der Erde nehmen müsste." Der Vf. weiss also gar nicht, dass die Massen der Planeten schon genau bekannt sind, er weiss nicht dass La Place seine ganze *Mechanique coeleste* auf diese bekannten Planetenmassen gebaut hat; er weiss nicht, dass Bürg keine Mondtafeln hätte berechnen können, die bis auf 10 Secunden mit dem Himmel übereinstimmen, wenn andere Planeten stärkere Attractionskräfte auf den Mond ausübten als unsere Erde, wobey es noch ausserdem sehr merkwürdig wäre, dass der Mond so lange bey unserer Erde geblieben ist, wenn er von jenen stärker angezogen würde. S. 57 erklärt er die Entstehung der Sternschnuppen. „An den heitersten Abenden sehen wir die sogenannten Sternschnuppen am häu

figsten, sie sind die Erscheinung, die einen schleimichten und compakten Niederschlag der Atmosphäre, die, in dem Augenblicke seiner Coagulation, mit phosphorischem Lichte leuchtet, begleitet." Der Vf. hält also halbverdaute Frösche und Sternschnuppen für eins und dasselbe, gerade wie dieses der gemeine Mann vor hundert Jahren glaubte, spricht aber nichts destoweniger an einer anderen Stelle von den grofsen Fortschritten der Naturkunde. Er kannte also die Beobachtungen über die Sternschnuppen nicht, welche *Brandes* und *Benzenberg* im Jahr 1798 bey Göttingen auf einer Standlinie von 47000 Fuss anstellten, und die sie später auf einer Standlinie von 15 Meilen zwischen Ekwarden und Hamburg wiederholten. Er weiss also nicht, dass die Sternschnuppen 6, 8, 12, 18, 22, und 25 Meilen von der Erde entfernt sind, und dass die galertartige Masse, welche aus der Luft fallt, (am Niederrheine Leversee genannt) ein Auswurf der Wasservögel ist, welches unter anderen ein schönes Exemplar in Spiritus beweist, das Dr. *Persoon* dem Göttinger Museo schenkte, ehe er nach Paris ging. Wenn man solche Beweise von Unkunde der Natur in einer Schrift findet, die Naturkunde fördern soll: so hat man eben keine Lust weiter zu lesen, und Rec. gesteht gerne, dass, nachdem er an einigen Perioden angeklopft hatte, und kein Geist darin zu vernehmen war, er das Buch mehr durchblättert als gelesen habe, und dass er es nicht über sich habe erhalten können, durch das beständige Potentiiren, Differentiiren und Polarisiren der Materie sich hindurch zu arbeiten. — In der metaphysischen Kunstsprache eines Systems kann man immer sehr lange blinde Kuh spielen, bis man einen ergreift. Kommt man aber ins Feld der Mathematik, oder der Astronomie, oder der bakonschen Physik: so sieht man gleich, ob der Vf. sich bey dem etwas gedacht hat, bey dem er dem Leser zumuthet, etwas zu denken. Hätte der Vf. *Olbers* Abhandlung über die Meteorsteine gelesen, so würde er die Meynung, dass diese aus dem Monde kommen, noch mit viel stärkeren Gründen haben bestreiten können. Bey dieser Gelegenheit sey Rec. folgende Bemerkung erlaubt. Es ist nicht zu leugnen, dass die Voraussetzung, die vom Himmel gefallenen Steine seyen Auswürfe von Mondvulkanen, ihre Schwierigkeiten hat; aber eben so wenig ist zu leugnen, dass die andere, die sie als Niederschläge in unserer Atmosphäre betrachtet, auch die ihrigen habe. Es ist bey der Annahme: dass Eisen und andere Körper in der Atmosphäre in Gazgestalt aufgelöst seyen, schwer zu erklären, woher es komme, dass man von diesen verschiedenen Gazen noch nie bey allen Untersuchungen der Atmosphäre etwas gefunden hat. Die Analysen, welche in Europa und Amerika unter verschiedenen Längen und Breiten an der Meeresfläche und bey 20,000 Fuss Höhe angestellt sind, lassen vermuthen, dass unsere Atmosphäre ein völlig gleichförmig gemischtes Fluidum sey. Nimmt man an, dass die Natur aus Oxygen, Azot und Carbonne, durch Processe die uns noch unbekannt sind, Steine erzeugen könne, die Eisen, Schwefel, und Kieselerde enthalten, — (so wie sie nach uns bekannten Processen aus Oxygen- und Hydrogen-Massen, und in Verbindung mit Elektricität, Hagelsteine erzeugen kann, die grösser sind, als manche bey Aigle gefallene Aerolithen, und die oft eine Hagelsteinschicht über eine Gegend legen, die mächtiger an Masse ist, als alle bis jetzt gefallenen Aerolithen zusammengenommen) — — so muss man nicht vergessen, dass bey allen Veränderungen der Körper ihre Masse und folglich ihr Gewicht sich immer gleich bleibt, und dass daher eine Cubikmeile Luft eben so viel wiegt, wenn sie aus Oxygen, Hydrogen und Carbonne besteht, als wenn sie, durch uns noch unbekannte Processe, in Eisen und Kieselerde verwandelt ist, und als Aerolithe oder Meteorsteine vom Himmel fällt.

Und was wiegt eine Cubikmeile Luft in der Region, wo wir Sternschnuppen und Feuerkugeln beobachten? — Sehr wenig, und ungleich weniger, als mancher glaubt. Am Ende der Abhandlung: *Ueber geographische Längenbestimmung durch Sternschnuppen* (Hamburg 1802) hat Dr *Benzenberg* einen Brief vom sel. Lichtenberg über diese Materie abdrucken lassen, der vielleicht das beste ist, was noch darüber ist geschrieben worden. In einer Note zu diesem Briefe heisst es: „Es ist schwer zu bestimmen, wie in einer Höhe von 25 Meilen, wo wir Sternschnuppen beobachtet haben, Barometer und Thermometer stehen. Nach dem mariottischen Gesetze, das wenigstens ungefähr richtig ist, ist in dieser Höhe die Luft 1200 Billionenmal dünner als an der Erde, und die Cubikmeile Luft, die an der Erde noch 10,000 Millionen Centner wiegt, (den Cub. Fuss zu 2¼ Loth) wiegt in einer Höhe von 25 Meilen nur noch $\frac{1}{30}$ Loth." Gesetzt nun auch, dass mehrere Körper in Gazgestalt in unserer Atmosphäre wären, so können diese 1) kein grösseres Gewicht haben, als die Luftschicht, in der sie schwimmen, und 2) die in ihnen sich bildenden Meteorsteine können nicht mehr Masse und folglich nicht mehr Gewicht haben, als die Gazarten, aus denen sie erzeugt wurden. Soll nun in einer Höhe von 25 Meilen ein Aerolith durch uns unbekannte Processe erzeugt werden, der so schwer ist wie der Ensisheimer, nämlich 200 Pf., so gehören hiezu 192000 Cub. Meilen Gaz. Man begreift nicht, wie ein chemischer Process sich in so kurzer Zeit durch einen so grossen Raum verbreiten, und wie so sehr entfernte Materie sich so schnell zu einem neuen Körper vereinigen könne. Und alle bis jetzt beobachteten Feuerkugeln kamen aus sehr grossen Höhen gegen die Erde, und gingen so, wie die Sternschnuppen, mit einer Geschwindigkeit von 5 Meilen in der Secunde. — — Das beste vielleicht ist, über die Meteorsteine zu schweigen, bis man noch mehrere Beobachtungen über die Feuerkugeln und Sternschnuppen hat, und besonders correspondirende Beobachtungen bey ziemlich grossen Standlinien, damit man immer ihre Entfernung, ihre Grösse, ihre Bahn und ihre Geschwindigkeit berechnen könne. Diese Beobachtungen sind etwas schwieriger, als das Potentiiren und Differentiiren der Materie. Sollte man daher auf letzterem Wege die Natur der Aerolithen ergründen können, so wollte Rec wohlmeinend gerathen haben, diesen Weg vorzuziehen.

—e—e—t.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 OCTOBER, 1806.

MATHEMATIK.

Heidelberg, b. Gutmann. und in Commission b. Schwan u. Götz, u. bey Löffler zu Mannheim: *Die Zahlenrechnung als Wissenschaft.* In zwey Theilen. Erster Theil. 1804. X. u. 336 S. 8. (16 Gr.).

Der Plan des Vf. konnte, nach dem Titel zu urtheilen, kein anderer seyn, als die arithmetischen Lehren nach einer neuen Methode so darzustellen, dass diese Darstellung den Namen einer *Wissenschaft im vorzüglicheren Sinne* verdiente. Leider aber erhebt sich dieses Buch so wenig über die gewöhnlichen, in systematischer Form abgefassten, Anleitungen zur Arithmetik, dass es nicht einmal zu den mittelmässigen Schriften dieser Art gezählt werden darf. Präcision und Fasslichkeit im Vortrage fehlt gänzlich. So sagt er §. 2. „die innerlichen Eigenschaften eines Dinges sind sein *Werth* und seine *Grösse*; die äusserlichen sein *Stand* (?), *wo* und *wann* es sich einfindet," und §. 11 „Eine Einheit setzen, heisst: ein gedachtes Ding anzeigen;" ferner: §. 18 „nur gleichartige Dinge werden in der Rechnung anerkannt," und §. 14: „Eine Einheit heisst *vollkommen*, oder *ganz*, wenn an ihren inneren Eigenschaften nichts mangelt." Die Erklärung der *Null* wird durch §. 25 und §. 26 ohne Noth undeutlich. Die Lehre des Decimalsystems ist nicht weniger undeutlich. Nur eine Probe. In §. 34 heisst es zuerst: „Stehet daher die Null bey einer geltenden Ziffer in der ersten Stelle von der Rechten zur Linken, so erhöht es (?) diese geltende Ziffer um ihr zehnfaches;" und am Ende wird gesagt: „Also (!) dient die Null nur zur Anzeige: dass keine geltende Ziffer in der Stelle, wo sie stehet, Platz greife." — Was für ein Schluss! Die Null zeigt ja *nicht nur* an, dass in der Stelle, wo sie steht, keine Einheiten vorhanden sind, *sondern auch*, dass die Ziffer, die sich zur Linken neben ihr befindet, wegen ihrer Stelle, einen zehnfach höheren Werth erhält. In §. 42 ist der Vf. der Meynung, es sey natürlicher, die Zahlen so auszusprechen, dass man von ihrer *niedrigsten* Ziffer anfange, und so bis zur *höchsten* fortschreite. Nach diesem müsste man z. B. die Zahl 736 so aussprechen: sechs, dreyssig und siebenhundert. Diese Meynung ist aber offenbar unrichtig. Denn ein solches Aussprechen hat den grossen Nachtheil, dass man erst mit dem Aussprechen der letzten Ziffer die Stelle weiss, in welche sich die höchste Ziffer derselben erstreckt; da hingegen bey der gewöhnlichen Methode, mit der Benennung der höchsten Ziffer zugleich auch die Stelle gegeben ist, bis auf welche die ganze Zahl emporsteigt. Schicklicher wäre hier die Bemerkung gewesen, dass die Deutschen darin von der natürlichen Aussprache abweichen, dass sie vorstehende Zahl mit: *siebenhundert, sechs und dreyssig* ausdrücken, da sie eigentlich, wie es andere Nationen thun, richtiger: *sie en hundert dreyssig und sechs* lesen sollten. — §. 58. beginnt die Addition. Warum ist aber §. 63 nicht sogleich mit von den Fällen die Rede, wo die Summe aus einer addirten Reihe der gleichartigen Stellen der zu addirenden Zahlen die 9 übersteigt, und sich in höhere Stellen erstreckt, da dieses doch bey dem gemeinsten Additionsexempel eintritt? und warum handelt der Vf. erst §. 73 von diesem Falle? — Die mancherley Arten, ein und dasselbe Beyspiel aufzulösen, welche unter No. 1, No. 2 und No. 3 dieses §. angeführt sind, dienen allerdings dazu, den Anfänger mit dem Wesen der Addition bekannt zu machen. Dagegen kann Rec. der Methode des Vf., fast zu jeder Ziffer einen besonderen Buchstaben zu setzen, desshalb nicht beypflichten, weil er überzeugt ist, dass diese Bezeichnung *nur in wenigen Fällen* zur wirklichen Erläuterung dient, und die Anfänger meistens mehr verwirren, als zu ihrem leichteren Studium etwas beytragen wird. Auf die Addition folgt sogleich die Multiplication. Rec. hat sich noch nicht überzeugen können, dass die Multiplication *einfacher* und für den ersten Anfänger *leichter* sey, als die Subtraction. Er hält daher die gewöhnliche Methode für die beste, und glaubt, dass die Ordnung des Vf. nichts zu den schnelleren Fortschritten der Anfänger beytragen werde. Sehr unbestimmt drückt sich übrigens der Vf. aus, wenn er §. 85 sagt: „dass das Product seinen Factoren gleich (?) sey, so wie umgekehrt die Factoren dem Producte gleich (?) sind." Eine sehr unschicklich gewählte Benennung kömmt §. 92 vor. Der Vf. nennt Einheiten, woran sich zur rechten Hand eine oder mehrere Nullen befinden, *aufgewachsene Einheiten* (!), und eine Ziffer, an welcher auf eben diese Art eine oder mehrere Nullen angehängt sind, nennt er eine *aufgewachsene Ziffer*. — Mit §. 124 beginnt die Subtraction. Sehr unwissenschaftlich heisst es §. 126: „Das Subtrahiren wird verrichtet, wenn man von einer gegebenen Zahl eine andere beliebige (?) hinwegnimmt, sodann (!?) durch die Grösse einer zu suchenden Zahl bestimmt, wie viele Einheiten weit (!!) beyde gegebene Zahlen von einander abstehen." Im folgenden §. heisst es:

„Die Zahl, von der etwas (?) genommen werden soll, heifst *Minuend*, die Zahl, welche von dieser abgenommen (!) werden soll, *Subtrahent* (!!), und jene die gefundene wird: der Unterschied oder Rest, oder die *Differenz*.“ Dieses fehlerhafte Lieblingswörtchen des Vf. (Subtrahent) nach welchem sich *die kleinere Zahl selbst abziehen müsste*, kömmt auch in der Folge sehr häufig vor. §. 153 geht der Vf. zur Lehre von der Division über, und zum Schlusse der Rechnungsarten folgen §. 209—225 die sogenannten Rechnungsproben, welche auf die gewöhnliche Weise dargestellt sind. §. 226 folgen die Vorbegriffe von entgegengesetzten Zahlen, wobey die Erklärungen vom Positiven und Negativen, sammt den daraus herfliessenden Folgerungen, richtig angegeben sind. Weniger mathematisch ist die Ausführung der einzelnen Rechnungsarten. §. 242 heifst es: „Entgegengesetzte Zahlen werden also addirt: Man subtrahirt die positiven Einheiten gegen (?) die negativen, was übrig bleibt, ist die verlangte Summe.“ — §. 247 enthält den bekannten Satz in Ansehung der Zeichen bey der Multiplication zweyer entgegengesetzten Zahlen, vermöge dessen einerley Zeichen ein positives, und verschiedene ein negatives Product geben. Der Vf. versucht einen *neuen* Beweis hievon, und legt in dem Beyspiele: (7—5) × (4—2), die Idee zum Grunde, dass das *Positive* die *Einnahme* und das *Negative* die *Ausgabe* sey. Rec. muss diesem Beweise seinen Beyfall versagen, weil er Niemand von der allgemeinen Gültigkeit des Lehrsatzes überzeugen wird, der nicht schon durch andere strenge Beweise die Wahrheit desselben eingesehen. — Auf die Rechnung mit entgegengesetzten Zahlen folget §. 270 die in benannten Zahlen. Nach §. 273 und die vorzüglichsten Sorten (?), welche bey der Rechnung mit benannten Zahlen vorkommen, das Geld, Gewicht und Mass, welches letztere S. 163 sehr unvollständig in das *cubische*, *Linien*- und *Zeit-Mass* eingetheilt wird. Die philosophische Untersuchung der Zeit gehört in keinem Falle in ein Lehrbuch der arithmetischen Anfangsgründe. §. 290 geht der Vf. zu den einzelnen Rechnungsarten in benannten Zahlen über, welche S. 179 bis S. 226 mit ermüdender Weitläuftigkeit dargestellt werden. Dass auch hier wieder unbestimmte Ausdrücke vorkommen, beweiset unter andern §. 297, wo gesagt wird: „Mit benannten Zahlen multipliciren heifst: den Werth mehrerer Einheiten unter einer gewissen Benennung finden, wenn der Werth einer Einheit unter bedungener Benennung gegeben ist.“ — Mit §. 320 beginnt ein neuer Abschnitt von den Eigenschaften der Zahlen. Hier wird „das Sonderbare (?) einer einzelnen Zahl, was dieselbe nicht mit allen übrigen gemein hat, ihre *besondere Eigenschaft* genannt; hingegen das, was sie mit mehreren Zahlen gemein hat, heifst ihre *gemeinschaftlichen Eigenschaften*“ Den Anfang dieser Materie macht die *Theilbarkeit der Zahlen* (§. 322—365), wobey Rec. dem Vf. das Lob einer deutlichen Darstellung nicht absprechen kann, obgleich er auch hier eine gröfsere Kürze lieber gesehen hätte. Auch der folgende Abschnitt von den *Primzahlen und zusammengesetzten Zahlen* zeichnet sich vor den vorhergehenden vortheilhaft aus. Bey der Lehre von den *geraden und ungeraden Zahlen* (§. 404—420) wird der Vf. durch irrige Anwendung des Satzes: eine ungerade Zahl weniger 1 gibt vier gerade Zahlen, zu der sinnlosen Behauptung verleitet, dass 0 eine gerade Zahl sey. Der Abschnitt *von den Kennzeichen der Zahlen* fängt mit einem gleich paradoxen Satze an: „0 *ist durch jede Zahl theilbar*.“ Wie kann denn die Null, welche die Abwesenheit aller Zahlen ausdrückt, ein Gegenstand der Arithmetik werden, die sich gerade nur mit den Veränderungen der Zahlen beschäftigt? — Δ

Giessen und Darmstadt b. Heyer: *Leichtes Lehrbuch der Arithmetik, Geometrie und Trigonometrie für die ersten Anfänger*, von *Fried. Wilh. Daniel Snell*, Prof. der Philos. zu Giefsen. Zweyte verbesserte Ausgabe. Erster Theil. *Arithmetik*. 1805. 156 S. nebst einem Anhang von 28 S. — Zweyter Theil. *Geometrie*. 1805. 177 S. Mit 6 Kpf. 8. (20 gr.)

Der Vf. bestimmt dieses Lehrbuch *für den ersten Cursus* der Arithmetik und Geometrie, sowohl in Bürgerschulen, als Gymnasien, und Rec. gesteht, dass es auf den Namen einer leichten und fasslichen Anleitung zu diesem Studium Anspruch machen dürfe. Die Darstellung hält zwischen einer blofs praktischen Methode und einem streng bewiesenen System ein glückliches Mittel. Der junge Anfänger wird hierdurch weder zum mechanischen Empiriker gebildet, noch in ihm, wegen einer zu weit getriebenen Strenge im Beweisen, ein Ekel erregt, der zu entstehen pflegt, wenn zu scharfe Demonstrationen seine Fassungskräfte übersteigen. Das Buch wird um so mehr nützen, wenn ein geschickter Lehrer bey dem Gebrauche das Kurze erweitert, das Allgemeine durch belehrende Beyspiele erläutert, und das Unbestimmte durch gröfsere Deutlichkeit näher bestimmt.

Die Arithmetik trägt in 4 Abschnitten die Rechnung mit ganzen (benannten und unbenannten) Zahlen, die Lehre von (gemeinen und Decimal-) Brüchen, die Ausziehung der Quadrat- und Cubikwurzel, und die Verhältnisse und Proportionen vor. Der Anhang enthält 107 praktische Aufgaben, nebst ihren gut gewählten und berechneten Auflösungen. Dieser neuen Auflage wurde auch noch ein fünfter Abschnitt von den Reihen und ihrer Anwendung auf die Logarithmen beygefügt, dessen Vf., Hr. *Ludwig*, Lehrer der Mathem. an dem Gymnas. zu Darmstadt, ist. Der bündige Vortrag dieser Materie gefällt dem Rec., und der Anfänger wird hier auf eine höchst einfache Art mit der Lehre von den Logarithmen vertraut.

Hier noch einige Bemerkungen, welche bey einer dritten Auflage des Buchs von dem Vf. benutzt werden können. Es würde systematischer gewesen seyn, wenn die vier Rechnungsarten in benannten Zahlen erst *nach* den gewöhnlichen vier Species vorgetragen worden wären. Bey der Addition heifst es,

man verwandle die Summe der niederen Sorten, wenn es nöthig ist, in Einheiten der nächst höheren, und rechne sie zu diesen letzten. Diese Operation setzt schon die gewöhnliche Division zum voraus, welche aber erst in dem folgenden achten § vorgetragen wird. Eben diess gilt von der Multiplication benannter Zahlen im §. 17. Bey §. 22 vermisst man die Methode, das grösste gemeinschaftliche Mass zweyer gegebenen Zahlen zu finden, welche hier schicklicher als unten § 37 hätte beygebracht werden können. Da bey den Brüchen die Benennung *ächt* und *unächt* durchgehends gleichbedeutend mit dem Ausdrucke *eigentlich* und *uneigentlich* ist, so ist die Eintheilung in §. 24 dem arithmetischen Sprachgebrauch zuwider. §. 39 sollte die Verschiedenheit der Fälle, unter welchen das Product zweyer Brüche kleiner oder grösser als jeder der beyden multiplicirten Brüche wird, genauer aus einander gesetzt seyn. Zur Vollständigkeit des Vortrags hätte bey Ausziehung der Quadratwurzel kurz gezeigt werden sollen, dass das doppelte Product nie so viel in die vorhergehende Classe bringen könne, dass dadurch die Wurzel, welche in dieser Classe enthalten ist, um eine Einheit verringert werden dürfe. Der Beweis, dass es Irrationalzahlen geben müsse, ist durch den Lehrsatz §. 62. gewiss nicht evident bewiesen, und hätte genauer dargestellt werden sollen. Dasselbe gilt von den Irrationalzahlen, welche aus der Ausziehung der Cubikwurzeln entspringen. Der Begriff des *Verneinten* §. 78, gehört nicht in diese ersten Anfangsgründe, und es ist auch nicht nöthig, ihn beyzubringen. Die Proportion 4 — 12 = 10 — 18 läfst sich dem Anfänger sehr gut erklären, wenn man sagt, das erste Glied 4 sey hier um 6 Einheiten kleiner, als das zweyte 12; so wie auch das dritte Glied 10 um 6 kleiner, als das vierte 18 ist. Was der Rest 4 — 12 gebe, braucht hiebey gar nicht erwähnt zu werden. Bey der Regel de Tri hätte Rec. gewünscht, dass die Auflösung der hiehergehörigen Fälle aus Einem allgemeinen Satze wäre abgeleitet worden, indem hier der Unterschied zwischen der *geraden* und *verkehrten* Regel de Tri ganz und gar zu entbehren ist, und dem Anfänger die Sache nicht erleichtert.

Die *Geometrie* theilt sich in fünf Kapitel, welche von den Erklärungen der Triangel, der Ausmessung der Flächen, der Aehnlichkeit der Dreyecke, und der Körpermessung handeln. Der Vortrag ist auch hier fasslich und zusammenhängend. Wer aber an etwas schärferes Denken gewöhnt ist, wird sich mit einigen Darstellungen nicht so leicht befriedigen. Rec. nennt hier nur die Parallel-Theorie, wo der Vf. die Euklidische Erklärung mit Unrecht verläfst; die Auflösung der Aufgabe im §. 141, welche schon voraussetzt, dass durch die drey gegebenen Puncte eine Kreislinie möglich sey; den Beweis des Lehrsatzes in § 258. von der Gleichheit des senkrechten und schiefen Parallelepipedums, nebst der Anmerkung im §. 262 und dem Satze in §. 275, der offenbar unzulänglich ist, u. s. w. Auch missfiel es Rec., dass fast immer anstatt *Kreis* das Wort *Cirkel* gesetzt ist, welches doch bekanntlich nur von dem Werkzeuge sollte gebraucht werden, womit man die Kreislinie beschreibt.

Dieser Bemerkungen ungeachtet, verdient das vorliegende Buch günstige Aufnahme und schnellen Abgang. Δ.

GIESSEN b. Tasche und Müller: *Sammlung von sechs und sechzig Uebungsaufgaben aus der Lehre vom Gröfsten und Kleinsten, nebst ihrer Auflösung für Anfänger in der Differential-Rechnung.* Herausgegeben von *F. W. D. Snell*, Professor der Philosophie in Giessen. 1805. 124 S. und 2 Kupf. 8. (18 gr.).

Hr. *S.* sagt in der Vorrede, dass die Aufgaben in dieser Sammlung meistens anders woher entlehnt sind; also ist nur die Auswahl, die Anordnung und die Darstellung Hn. *S.* Eigenthum, und nur hierüber wird Rec. einige Bemerkungen mittheilen. — Die meisten dieser Aufgaben sind nicht uninteressant; indess würde es noch angenehmer seyn, wenn Hr. *S.* mehrere geliefert hätte, die in der angewandten Mathematik vorkommen; dagegen konnten manche weniger interessante, z. B. No. 40. 41 u. a. wegbleiben. Nach welchem Princip die Anordnung der Aufgaben gemacht sey, darüber sagt Hr. *S.* nichts; doch sieht man, dass diejenigen Aufgaben zusammengestellt sind, welche Linien und ebene Flächen, welche Zahlen, und welche Körper und ihre Oberflächen betreffen. Besser aber würde es gewesen seyn, die leichteren z. B. No. 34. 35 voran zu stellen, und die schwereren folgen zu lassen; auch hat jene Anordnung zuweilen Aufgaben weit von einander entfernt, die nahe verwandt sind, wie z. B. No. 16. und 37, welche eben so, wie No. 9 und 39, zusammen hätten stehen sollen. Ferner würde es den Anfängern nützlich gewesen seyn, wenn Aufgaben, die nur einen speciellen Fall einer anderen allgemeineren Aufgabe enthalten, nicht als besondere Aufgaben aufgeführt, sondern aus der allgemeinen Aufgabe hergeleitet wären. Wenn man in der Aufgabe No. 35 $a = b$ setzt, so wird aus der Ellipse ein Kreis, und man findet das Resultat von No. 34; eben so ist No. 2 ein specieller Fall, der in der Aufgabe No. 1 mit enthalten ist. Was endlich den Vortrag betrifft, so sind zwar die meisten Aufgaben deutlich ausgedrückt; manche aber so dunkel, dass man nicht recht weiss, was verlangt wird. So z. B. hat Rec. die Aufgabe No. 27 erst verstehen können, nachdem er auch die Auflösung mit las; denn nach den Worten der Aufgabe sollte man glauben, $EF - BD$ solle ein Maximum seyn, welches unmöglich ist. — Die Auflösungen sind vollständig ausgerechnet, aber die Gründe der Rechnung als bekannt vorausgesetzt; Rec. hat diejenigen Auflösungen, welche er nachgerechnet, nicht nur richtig, sondern auch frey von erheblichen Druckfehlern gefunden. Bds.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Arnstadt* und *Rudolstadt* b. Langbein und Klüger: *Prüfung der von Hn. Prof. Wagner vorgeschlagenen Reform der Mathematik* von *Dr. Schön*, ehemaligem Prof. der Philos. und Mathematik zu Würzburg. 1804. 74 S. 8. (6 gr.).

Es ist ein verdienstliches Unternehmen des Vf. dieser kleinen Schrift, gegen Hn. Wagners Neuerungen in der Mathematik aufzutreten, wenn es gleich mit etwas wenig äusserer Eleganz geschehen ist, und daher wohl nicht sehr bemerkt werden wird. Zu einer anderen Zeit wäre es nur lächerlich geworden, wenn ein junger Mann, welcher der Wissenschaft fast gar nicht mächtig ist, sich zum Reformator der Mathematik aufwerfen wollte, und das noch dazu nur dadurch, dass er die gute Sache der Mathematik mit an die Begriffs-Verwirrungen der Philosophie verrathen will. Jetzt aber stehen die Sachen anders, und es lohnte wohl der Mühe die Mathematiker in Masse gegen ein so freches und frevelhaftes Unterfangen aufzubieten; denn das Studium der Mathematik wird unter unseren Studierenden überhaupt sehr vernachlässiget; sie glauben jedem gern aufs Wort, der nur gegen die herkömmliche Mathematik spricht, und man darf, ohne ausgelacht zu werden, öffentlich behaupten, Newton habe der Astronomie nur Schaden zugefügt, die Perturbationsgleichungen aber seyen leere Erdichtungen der Mathematiker. Bey dieser Lage der Dinge verdient freylich auch der unbedeutendste Einfall gegen die Mathematik eine ernsthafte Beurtheilung. Hiedurch hat Rec. die Sache des Vfs. gegen Hn. *Wagner* zu seiner eigenen, und diesem dabey Vorwürfe gemacht, welche der Erfolg rechtfertigen mag. Vorläufig nur noch die Bemerkung. Was würde wohl aus W's ganzer Reform werden, wenn ihm die Worte Synthesis, Totalität, Maximum und Minimum u. s. nur nach ihrer Bedeutung, und nicht mit dem Glanze zu Gebote stünden, den die neue philosophische Sprache auf sie wirft?

Der Vf. fängt damit an, durch das Beyspiel von Pythagoras, Plato, Grotius, Leibnitz, Kästner und anderen die Mathematiker gegen Hn. W's Beschuldigung zu rechtfertigen, dass ihr Studium einseitig mache, und geisttödtend sey, dann kommt er S. 12 auf W's Vorschlag der Umwandlung der Mathematik in Philosophie. H. W. lässt diess geschehen, „indem ihre Sätze in Begriffe übersetzt, und aus Begriffen abgeleitet werden," und Hr. Schön erinnert dagegen, dass er damit ja ganz gegen den Geist der neuern Philosophie, die intellectuelle Anschauung verlasse, und sich wieder nach der kantischen Definition der Philosophie auf die Reflexion werfe, wobey dann nothwendig der Mathematik eben ihr grosser Vorzug der Evidenz verloren gehen müsse. W. lässt so nicht nur, wie ehedem der Philosophie, sondern noch dazu der Mathematik alle Construction ihrer Wahrheiten fehlen, und kommt mit beyden auf ein leeres Begriffsspiel zurück, dagegen die Wahrheit nach dem Begriff nur sehr wenig zur Mathematik thut, deren ganzes Wesen auf der Anschauung der productiven Einbildungskraft beruht. Mit dieser Reduction auf Begriffe können wir also nur verlieren: wie aber wenn die Mathematik durch ihre innere Mangelhaftigkeit zur Reform aufforderte: diess soll die Geometrie nach W. durch den Unzusammenhang ihrer Sätze thun. Allein eben dieser Unzusammenhang und Mangel an System findet in der Geometrie nur für den Mathematiker Statt, welcher sie bloss mit seinen Begriffen vom logischen System überhaupt vergleicht, ohne zu bedenken, dass diese logische Form mit ihren Begriffen nur ein beyläufiges Hülfsmittel für den Verstand sey, der sich über Mathematik mittheilt, der wahre Zusammenhang aber nur in der Anschauung und dem System der Constructionen liege. Ferner Hr. W. will der euklidischen Geometrie sogar Inconsequenzen nachweisen, z. B. indem er sagt: „Figuren sind gleich gross, wenn sie sich decken. Der Begriff — sich decken — gehört aber gar nicht in die Geometrie; und umgekehrt muss, dass Figuren sich decken, eben daraus bewiesen werden, dass sie gleich gross sind. Der Empiriker hat ein Recht vom Geometer zu erwarten, dass er die gleiche Grösse beweise; und siehe da, der Geometer bittet den Empiriker, erst seinen Versuch zu machen. Wärlich eine grosse Demüthigung für die stolze Mathematik!" — Welche Unkunde in den gemeinsten mathematischen Dingen zeigt hier Hr. W.! Weiss er denn nicht, dass aus der Gleichheit der Figuren ihre Congruenz noch gar nicht folgt? und meint er in der That die Congruenz werde durch ein blosses Probieren, ob zwey Figuren auf einander passen, ausgemittelt? Ist denn die Congruenz nicht eine rein anschauliche Vorstellung ohne alles empirische Versuchen, so dass wir die geometrischen Lehrsätze an falsch gezeichneten Figuren eben so streng demonstriren können, als an den richtigsten? Nur wer, wie Kästner sich ausdrückt, sich einbildet, man beweise die mathematischen Sätze durch Ansehn, Abmessen und Abwägen, kann der Mathematik im Ernste solche Vorwürfe machen.

Eben so sehr belegt W. seine Unkunde durch andere Vorwürfe. Er fragt: wie mag denn der Geometer zu einer unendlichen Linie kommen"? — und kann die Antwort: *durch reine Anschauung*, nicht finden. Eben so erklärt er sich gegen den Satz, dass die Peripherie des Zirkels als ein Unendliches nur mit einem kleinen Fehler dargestellt werden könne.

Hr. W. wiederholt also hierin nur die bekannte Einwendung, welche so oft Philosophen gegen die Mathematik gemacht haben, die sich mit dem Unendlichen nicht zurechtfinden können, indem sie eben die Mathematik aus Begriffen und nicht aus der Anschauung begreifen wollen. Hr. W. muss sich hier noch belehren lassen, dass in der That der Kreis *ohne allen Fehler* einem Unendlichen gleich sey, auch wie es sich mit der Theilbarkeit der Grössen ins Unendliche, das heisst, in jede bestimmte Anzahl Theile verhalte, und wie er z. B. in jeder Elle, die er in die Hand nimmt, die wirkliche Summe der unendlichen Reihe $\frac{1}{2} + \frac{1}{4} + \frac{1}{8} + \frac{1}{16}$ u. s. w. vor sich habe.

Die bisherigen Bemerkungen gingen gegen W's Buch von der Erziehung; nun kommt der Vf. noch auf einige Stellen aus seiner Schrift: *über die Natur der Dinge*, wo auch wieder von einer Uebersetzung der Mathematik in Begriffe gesprochen wird— „z. B. $x^n = v$ heisst philosophisch ausgedrückt. Eine Potenz niederer Ordnung ist gleich einer einfachen Grösse höherer Ordnung; diess ist dasselbe mit dem Satze: das Maximum einer niederen Stufe wird zum Minimum einer höheren, z. B. das Maximum der Declamation zum Minimum des Gesanges." Damit haben wir nichts gethan, als dass wir den bestimmten construirten Begriff der mathematischen Potenz mit vage Vorstellung von höherer Ordnung unterschieben, mit der sich leichter spielen lässt; wir gewöhnen uns an eine Sprache, bey der wir selbst so genau nicht wissen, was wir denken, und können dann freylich mit *W*. Linien und Flächen durch die Multiplication von Puncten und Linien entstehen lassen.

Hr. *Wagner* hat in der That Ursache, dem Vf. dieser kleinen Schrift zu danken, dass er ihn lieber hat ernsthaft widerlegen, als durch Aufdeckung mehrerer Blössen lächerlich machen wollen, wozu das, was W. auf wenigen Blättern über Parallellinien, Kreis, den pythagorischen Lehrsatz, das Kräfteparallelogramm und das Pendel sagt, den reichsten Stoff anbietet.

I. F.

Fortsetzungen.

Erfurt, b. Rudolphi: *Sammlung moralischer Erzählungen* oder *Wahrheit und Dichtung zur Beförderung wahrer Lebensweisheit und Sittlichkeit*, 3s Bdchen, (ohne Jahrzahl) 222 S. 8. (16 Gr.) S. Rec. der beiden ersten Bdchen 1805 No. 257.

Lemgo, in der Meyerschen Buchhandl.: *Das gelehrte Teutschland* oder *Lexicon der jetzt lebenden deutschen Schriftsteller*. Angefangen von *Georg Christoph Hamberger*, Prof. der Gelehrten Geschichte zu Göttingen. Fortgesetzt von *Joh. Georg Meusel*, königl. preuss. Hofrath, ord. Prof. der Geschichtkunde zu Erlangen, 12 Bd. 5te durchaus vermehrte Ausgabe. 1806. CIV u. 723 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.) S. Rec. der ersten 10 Bde. 1804. No. 234.

Ebendas. Achter Nachtrag zu der vierten Ausgabe des Gelehrten Deutschlands, welcher noch mehr Nachträge zu der fünften Auflage des Herrn Hofraths u. Prof. Meusel enthält. 1803. VIII u. 756 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.) S. Rec. des 6 u. 7 Nachtrags 1804. No. 234.

JENAISCHE ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 OCTOBER, 1806.

NATURGESCHICHTE.

PARIS b. Plassan, u. MONTPELLIER b. Renaud: *Histoire naturelle des Mollusques terrestres et fluviatiles de la France.* Ouvrage posthume de J. *Ph. R. Draparnaud*, Prof. d'hist. nat. à l'école de Médecine de Montpellier etc. Avec XIII Planches. (1806) 164 S. 4.

Leider wieder ein Prachtwerk über leere Schneckenschalen! Wann werden doch die Naturforscher einsehen, dass ihnen der Kern, und die Schale den Dilettanten geziemt! Ungeachtet die traurende Wittwe des wirklich vortrefflichen *Draparnaud* in der Vorerinnerung und in der Zueignung an die Kaiserin zum Mitleiden bewegt, und die Commissarien des Nationalinstituts, *Lamark*, *Lacépède* und *G. Cuvier* alles anwenden, die grossen Fehler, den Mangel an Vergleichung anderer Schriftsteller, Vernachlässigung der Thiere und am meisten deren Zerlegung zu verdecken: so kann ein unparteyischer Beurtheiler diese Ausgabe doch nur in der Hinsicht durchgehen lassen, dass sie der Familie D's zum Vortheil gereichen, und sein Andenken erhalten möge. Wie die Commissarien dieses Werk damit zu entschuldigen sich getrauen, dass die Schneckenhäuser (denn mehr heisst *Coquillages* nicht) des trocknen Bodens und des süssen Wassers mehr vernachlässigt worden seyen, als die anderen, wird niemand einsehen, der die Werke von *Klein*, *Geoffroy*, *O. Müller*, *Martini und Schröter*, nicht studirt, sondern nur aufmerksam durchblättert hat. *Draparnaud* hat zwar manche neue Art entdeckt, hat neue Gattungen aufgestellt; aber alles dieses hätte in einem ganz kurzen Verzeichnisse geschehen können, das sich zu *Schröter* wie ein Nachtrag verhalten hätte. Doch das Werk ist nun einmal da; wir wollen sehen, wie es ist.

Vor drey Jahren gab der Vf. ein *Tableau des mollusques terrestres et fluviat. de la France* heraus, von dem dieses die Ausarbeitung ist, und noch mehrere neue Arten enthält. In der Vorrede sagt er, die Conchyliologen hätten bisher bloss auf die Schale und nicht auf das Thier gesehen, er aber habe auch die Structur dieser Thiere, ihre physiologischen Phänomene, Sitten, Reproduction, Nahrung, die Rolle, die sie in der allgemeinen Oekonomie der Natur spielen, und endlich ihren Hausgebrauch sorgfältig untersucht. Von allem diesen ist nun kaum ein Wort im ganzen Werke, ausser bey der Classification, die wirklich nach den Thieren entworfen ist, wofür wir dem Vf. danken müssen, wenn er der erste wäre. Es ist zwar äusserst leicht, nach *Adanson*, *O. Muller* und *Geoffroy* die einhäusigen Schnecken, nach der Form und Zahl der Tentakeln und nach der Stellung der Augen zu entwerfen; aber es ist schon verdienstlich einzusehen, dass *hierinn* die Wahrheit liege, und dieses durch seinen Beyfall bey unseren hiefür so tauben Zeiten zu bekräftigen. Nächstdem hat *D.* auch von seinem Eigenen hinzugethan.

Was er von dem Werthe der Figuren sagt, ist nicht zu verkennen; sie sind meisterhaft gezeichnet und gestochen, die Charaktere schneidend herausgehoben, und alle in der nämlichen Lage abgebildet, um die Vergleichung möglich zu machen. Alle Arten sind abgezeichnet, und zwar manche von verschiedenen Seiten, so dass für 173 Arten nicht weniger als 385 Figuren auf den 13 Quarttafeln vorkommen, welche alle mit der Spitze unten, und der Mündung oben und vorwärts gestellt sich so folgen, dass man die Uebergänge deutlicher als in jedem anderen Werke wahrnimmt, welches eigentlich der einzige Vorzug dieses Werkes ist. Das Herrlichste und ganz allein Würdige, nämlich die Anatomie von *Helix*, *Planorbis*, *Limneus*, *Cyclostoma* und *Unio*, Thiere, deren jedes aus einer besonderen Abtheilung dieses Werkes genommen ist, ist weggeblieben, und zwar durch die Klugheit des Vollenders *Clos*, Arztes zu *Sorèze*, weil die hinterlassenen Zeichnungen aus Mangel der Erklärungen unnütz seyen, als wenn dergleichen Zeichnungen niemand verstände, wenn sie *Clos* nicht versteht. Möchte doch das Nationalinstitut darauf dringen, dass diese bekannt werden! Er habe darum nicht alle Thiere aller Arten abgebildet, weil sie zwar gute Haupteintheilungs- aber keine Artcharaktere geben, worinn *D.* zum Theil recht hat, denn oft bestimmt die Schale die Art, aber die Schale bestimmt auch *nur* die Art und nie die Gattung .... *Helix* und *Limax* unterscheiden sich ohne Zweifel nicht bloss durch die Schale; aber *D.* hat nicht einmal die Art abgebildet, welche der Typus der Gattung ist. Uebrigens tadelt er zu rechter Zeit die Franzosen, dass sie die Synonymen, welche dem linneischen Werke so vielen Vorzug geben, ganz vernachlässigen, indem sie dem *Buffon* nachäffen, ohne sein Talent der genauen Bezeichnung zu besitzen. — Nach der Vorrede zu urtheilen, hat *D.* einen vortrefflichen Plan entworfen, aber bey seinem Tode war nur das gegenwärtige Schalenskelet in Ordnung geschrieben, das Uebrige von den Thieren lag sicher noch in anderen Papieren, aus denen er es noch eintragen woll-

te. *Clos* gab uns das erste ohne sich um das zweyte zu bemühen, und so werden wir gezwungen seyn, jetzt das Skelet, nach einigen Jahren aber den Leib zu kaufen.

Das Werk zerfällt in zwey Theile, den allgemeinen und besonderen. Der erste geht nur bis S. 21, der zweyte bis S. 134, das Uebrige nimmt die Erklärung der Kupfer ein.

Das Allgemeine ist gar nichts werth; sowohl dieses, als die sparsamen Synonymen im besonderen Theile geben nicht den besten Begriff von der Bibliothek zu Montpellier. Die Mollusken theilt er in zwey Ordnungen, in *Gasteropoden* und *Akephalen*, was aber nur von den Schnecken wahr ist, die nicht im Meere wohnen. Ob aber unsere *Gasteropoden* eher einen Kopf haben als die *Bivalven*, möchte vor der Hand noch zu beweisen stehen, obgleich diese Benennungen von *Cuvier* herstammen.

Von den Geschlechtstheilen und der Begattung der *Gasteropoden* werden alle Mährchen aufgetischt, die eigentlich in die Zeiten der fliegenden Drachen und Basilisken gehören; doch ist dieser Weiberglaube dem *D.* nicht allein angeerbt, selbst angesehene Naturforscher beten ihn geduldig nach. Der Liebespfeil soll nämlich in der weiblichen Scheide liegen, aus dieser in die Scheide der anderen Schnecke dringen und so wechselseitig — wie dieses zugehen mag? — Erst nach der Begattung soll er losfallen; wenn man zwey sich begattende Schnecken aus einander reifse, soll sich der Pfeil in einen borstenförmigen, langen Faden ziehen, weil er während der Begattung weich sey, und endlich wird gar die witzige Frage gemacht: *Seroit-ce un clitoris caduque?* Der Vf. muss seine Schnecken sonderbar anatomirt haben, dafs er den Pfeilsack für die Vagina ansah. Wer ihm aber das wechselseitige Eindringen der Pfeile in die Vagina und ihre Ziehbarkeit in lange Fäden mag erzählt haben, will Rec. nicht rathen; nur ist er ganz überzeugt, dafs es *D.* nicht selbst gesehen habe, dafs er aber auch hätte wissen sollen, dafs Laien, die dergleichen zu sehen mehr Gelegenheit als wir haben, hierüber nicht referiren können, und dafs man den Schleimfaden, der beym Auseinanderziehen entsteht, nicht für einen gezogenen Pfeil halten müsse, da dieser auch *vor* der Begattung schon knorplicht hart ist.

Wer steht auf, und sagt: „ich habe es gesehen, dafs die Ruthen der Wegschnecken sich spiralförmig um einander drehen." Seit *Swammerdam* sich einbildete, die langen Ruthen, welche er beym Anatomiren gefunden, rollen sich ganz heraus, und wickeln wie ein Zapfenzieher sich um einander, und seit er diese Einbildung vor seiner Abhandlung: *De Respiratione*, abbildete, schwatzt ihm dieses jeder, der einzige *Lister* ausgenommen, gutmuthig nach, obschon es, blofs anatomisch genommen, der baarste Unsinn ist, wenn es auch die Beobachtung nicht widerlegte.

Von den *Limneen* (*Helix auricula* und *stagnalis L.*) sagt *D.*, ihre Ruthe sey platt, dreykantig und enthalte einen dünnen Stylus; welche drey Charaktere sämmtlich falsch sind. Indessen ist die Bemerkung über den Pfeil, dafs er durch sein Abfallen sich mit den Geschlechtstheilen der Pflanzen vergleichen lasse, nicht ungerathen, eben so bringt er hieher die *Salamandra palustris Laur.*, deren Hinterfüfse nach seiner Beobachtung zur Laichzeit eine Schwimmhaut bekommen, die gemeine Kröte (wollte Frosch sagen) deren Vorderdaumen, und *Bufo rubeta*, deren sämmtliche Vorderzehen eine schwielichte Anschwellung erhalten, welche Organe wieder nach der Begattungszeit verschwinden.

Die übrigen äufseren Theile des Leibes und der Schale der *Gasteropoden* werden kurz beschrieben, insoweit sie als Terminologie nöthig sind. Etwas Eigenthümliches kömmt nicht vor. Der Vf. meint auch, die Luft in den Kiemen der Wasserschnecken diene ihnen, wie den Fischen die Schwimmblase, zum Aufsteigen und Niedersinken im Wasser; aber beides thun sie entweder kriechend an festen Gegenständen oder wenn diese fehlen, rudernd: nur wenn sie erschreckt werden, ziehen sie sich in die Schale, drücken die Luft aus und sinken so zufällig; aber nie thun sie dieses absichtlich. Woher sie endlich unter dem Wasser die Luft bekommen, um aufzuschwimmen, wird bey ihnen eben so wenig jemand begreifen, als bey der Schwimmblase der Fische, der man diese Bestimmung auch nur darum angedichtet, weil man noch keine mechanischere hat auffinden können. Ist etwa die Lunge auch darum erschaffen, damit der Schwerpunkt im Menschen unter sie falle, und man leichter geben, der Frosch aber leichter auftauchen könne? Diese Frage ist nicht weniger unverständig, als die über die Schwimmblase.

Der Streit, ob die Schale organisch sey oder nicht, worüber besonders *Réaumur* und *Poli* sich widersprechen, mag hier unberührt bleiben. *D.* meint auch, sie müsse belebt seyn, und zwar aus dem Grunde, weil sie nach dem Tode des Thieres bald erbleiche, worüber wir uns aber nicht wundern, obschon sie der unorganische malpighische Schleim ist.

Die zweyte Ordnung, die *Akephalen*, werden auf drey Seiten abgefertiget. Es wird erklärt, was man unter Mantel, Kiemen, Fufs etc. verstehe, und endlich wird wieder eine neue Nomenclatur der Theile der Schale gegeben, die aber so ideenlos als alle bekannten ist. Das Ende, wo der Mund ist, heifst das *Hintere;* wo die sogenannten Tracheen mit dem After sind, heifst das *Vordere;* der quere, schmälere Theil heifst *Länge*, und die Richtung von vorne nach hinten *Breite* der Schale. Statt *Vulva Lin.* setzte er *Corcelet*, statt *Anus* aber *Lunule*. Man blicke doch einmal eine Muschel mit Verstand an, und frage sich, ob das Mundende nicht das Vordere, das Afterende aber das Hintere müsse genennt werden; wird aber dann nicht der vordere Schliefsmuskel zur Schulter, der hintere zur Hüfte und die sogenannten Tracheen zum Schwanze? Hat nach dieser Betrachtungsweise eine Muschel noch einen Körperbau, der sich mit den Thieren mit Rückensäule nicht vergleichen läfst?

Freylich muſs man das Thier und nicht die Schale *allein* mit den Thieren vergleichen!

Der beſondere Theil des Werkes iſt wieder geſchieden, in Beſchreibung der Gattungen und der Arten. Der Gattungen ſind 19, worunter 16 *Gaſteropoden*. Erſte Abtheilung mit 2 Tentakeln, Augen an ihrer Baſis. Erſte Section mit gedeckelter Schale: 1 *Nerita*, 2 *Cycloſtoma* (*Hel. vivipera etc.*) 3 *Valvata*. Zweyte Section; Schale ohne Deckel: 4 *Planorbis*; 5 *Ancylus*, 6 *Limneus*, 7 *Phyſa* (*Bulla font.*) 8 *Auricula* (*Carychium M.*). Zweyte Abtheil. mit 4 Tentakeln. Erſte Sect. Leib getrennt vom Fuſse, in einer Schale: 9 *Succinea* (*H. putris*), 10 *Pupa* (*Turbo muscorum. Vertigo etc.*) 11 *Clauſilia* (*H. bidens etc.*), 12 *Bulimus* (*H. ſepium, decoll. etc.*) 13 *Helix*, 14 *Vitrina* (*H. pelluc.*). Zweyte Sect. Leib mit dem Fuſse vereinigt: 15 *Teſtacella*. 16 *Limax*. Die *Akephalen* ſind: 17 *Cyclas* (*Tellina cornea*), 18 *Unio*. 19 *Anodonta*.

Es iſt zwar lobenswerth, daſs die Gattungen meiſtentheils nach Organen des Thieres eingetheilt, auch um einige vermehrt, und dieſe Kennzeichen ſchärfer angegeben ſind, als bey *O. Müller*; aber dennoch ſcheint eine andere Anordnung natürlicher gemacht werden zu können, worüber Rec. ſich hier nicht weiter verbreiten kann. Die Namen *Succinea*, *Auricula* und *Clauſilia* ſind nicht glücklich getroffen; ſtatt *Bulimus* ſollte man lieber *Heiſshunger* ſetzen, als den von *Bruguière* verderbten Namen *Bullinus*, welchen zuerſt *Adanſon* aus *Bulla* gemacht hat, der Pathologie rauben; ohne Zweifel ſchwebt auch darum ſo viel Unheil über dieſem Worte, da bald keine Schneckengattung mehr iſt, die bey den Franzoſen nicht ſchon hat *Bulimus* heiſsen müſſen. Die Gattung *Helix* möchte wohl noch weiter zerfallen können, wenn man einmal ein Recht zu haben glaubt, andere davon zu trennen.

Die Beſchreibung der Arten nimmt den gröſsten Theil des Werkes ein, von S. 31 bis zu Ende. Auſser der Vollſtändigkeit und der Beſchreibung der Schalen iſt nichts daran auszuzeichnen. Weder *Swammerdam*, noch *Liſter*. *Redi*, *Harder*, *Cuvier* ſind benutzt, kurz, es iſt ein Schneckenregiſter, welches zu Excurſionen gut wäre, wenn es Taſchenformat, eine etwas tabellariſchere Einrichtung, kleinere Lettern und engeren Druck hätte.

Um ein Beyſpiel von dem zu geben, was *D.* den Arten beyſetzt, will Rec. die wichtigſten auswählen: *Lymneus* (*Hel.*) *ſtagnalis. Descr. Animal fauve ou rouſsâtre plus pâle en deſsous.* Die Schale iſt ausführlicher beſchrieben. Alſo nichts von *Swammerdams*, *Hanovs*, *Friſchs* etc. trefflichen Beobachtungen. *Unio pictorum. Animal griſâtre, pied court et arrondi.* Weiter kein Wort aus *Poli*. Eben ſo fehlen bey *Cycloſtoma* (*Hel.*) *vivipara Swammerdams* intereſſante Entdeckungen. Bey *Limneus* (*Hel.*) *auricularius* werden die vier feinen Halsfaden gar für Tracheen gehalten, da doch die wirkliche Athmungsöffnung im Mantel iſt, und ſie ſicher nichts ſind als Naiden, die ſich häufig an dieſe Schnecke ſetzen. Warum heiſst die Gattung *Auricula* nicht lieber *Carychium*? — Das Intereſſanteſte des Werkes ſind die Kupfer, und unter dieſen vorzüglich *Helix algira*, das Thier, und *Teſtacella*, von *Clos* hinzugethan, aber ohne den After und die Mündung der Geſchlechtstheile zu bezeichnen. Vergleichen wir dieſes Werk mit *Schröters* Fluſsconchylien, ſo dürfen wir uns freuen, nicht Franzoſen zu ſeyn. Wir alle werden *Schröters*, er aber allein *Draparnauds* Werk brauchen können! O.

Nürnberg, auf Koſten des Vf.: *Deutſchlands Fauna in Abbildungen nach der Natur mit Beſchreibungen* von *Jacob Sturm*. V. Abtheilung; die Inſecten — Auch unter dem Titel: *Deutſchlands Inſecten* von *J. Sturm*, I Bändchen; Käfer; mit 20 illuminirten Kpft. 1805. X, XXXXIV und 271 S. 8.

In der Vorrede ſetzt Hr. *St.* den Plan des Werkes auseinander, der ſchon aus dem Titel erhellt; nur mit der Einſchränkung, daſs nicht von *allen* deutſchen Inſecten, ſondern nur von den neuentdeckten und von denen, die eine Abbildung erfodern, Abbildungen geliefert werden ſollen. Auf dieſe Weiſe hofft er nicht mit anderen Werken, beſonders nicht mit der *Fauna Inſectorum Germ.* von Hn. *Panzer*, in Colliſion zu kommen. Der Vf. mag indeſs ſagen, was er will, ſo muſs dieſs am Ende doch geſchehen, je mehr ſich die Panzerſche Fauna ihrer Vollendung nähert. Es wäre daher ſehr gut, wenn Hr. St ſich bloſs darauf einlieſse, die Gattungs- und Familienmerkmale, überhaupt nur ſolche Inſekten vorzunehmen, die von Nebenarten im ganzen äuſseren Charakter (*Habitus* oder in einzelnen weſentlichen Merkmalen abweichen, und von dieſen die Zergliederung aller Theile zu liefern. Dieſe würde ohnſtreitig, bey der äuſserſten Sorgfalt, die der Vf. in dieſem, wie in allen ſeinen übrigen, Werken, durch die gelieferten Abbildungen zeigt, ein ſehr verdienſtliches Unternehmen ſeyn. Und dann würde das Werk nicht nur neben der Panzerſchen Fauna ſehr gut beſtehen können, ohne damit in Colliſion zu kommen, ſondern es würde mit derſelben ein vortreffliches Ganzes bilden, indem es dasjenige ergänzte, was jener an Vollkommenheit mangelt, oder was nicht in ihrem Plane liegt. Wenn aber Hr. St. gar von Inſekten, die er nicht ſelbſt unterſuchen kann, die Beſchreibungen aus anderen Werken entlehnt, ſo iſt dies noch weniger zu billigen. Eher wäre noch anzurathen, daſs er bloſs eine Fauna von der Gegend um Nürnberg liefern möchte, die er dieſem Werke einſchaltet, indem er diejenigen Thiere, die ſich in dem Umfange einer Meile von Nürnberg ab befinden, mit einem Sternchen bezeichnet hat. — In der Einleitung wird im Allgemeinen von den Käfern, von ihrer Fortpflanzung, von den verſchiedenen Epochen ihres Lebens im Larven und - Puppen - Zuſtande (die erſten Stände der Inſekten), und von ihren Theilen gehandelt. Letzteres iſt beſonders deſshalb ſehr gut, weil es durch Abbildungen erläutert wird. Und dieſe Ueberſicht iſt für Anfänger in der Entomologie, die ſich beſonders mit den Käfern beſchäftigen, und keine

Gelegenheit haben, sich von anderen unterrichten zu lassen, von grossem Nutzen. — In diesem ersten Bändchen sind folgende Gattungen enthalten: I. *Lethrus;* 1 Art. II. *Geotrupes;* 1 Art. III. *Scarabaeus;* 6 Arten. IV. *Onitis;* 1 Art. V. *Copris;* 18 Arten, worunter mit Recht der *Ateuchus ovatus Fabr.* mit aufgeführt ist. VI. *Ateuchus;* 5 Arten. VII. *Gymnopleurus Illiger;* 1 Art., *Ateuchus pilularius Fabr.* VIII. *Aphodius;* 65 Arten, worunter n. 20 *punctato-sulcatus St.* n. 27 *putridus Creutz.* n. 42 *rufus Creutz.* n. 64 *vulneratus St.* neue Arten sind; indess möchte n. 20 wohl nur eine Abänderung des *sphacelatus Pz.* seyn. IX. *Hister;* 41 Arten. — Auf den 20, von Hn. St. selbst sehr sauber und genau gezeichneten, gestochenen und illuminirten Kupfertafeln sind theils neue Arten, theils solche, die eine Abbildung erfoderten, theils aber auch die einzelnen Theile verschiedener Arten vorgestellt.

M. F.

LATEINISCHE SPRACHKUNDE.

HALLE, b. Hemmerde und Schwetschke: *Anleitung zur feinern Latinität in Uebungen und Anmerkungen* von *M. Benj. Friedr. Schmieder,* Rector des lutherischen Stadtgymnasiums zu Halle. Zweytes Bändchen. 1805. XIV u. 466 S. in 8. (1 Rthlr.).

Das Eigene und Sonderbare, wodurch sich diese Uebungen (die ins Lateinische zu übertragenden deutschen Aufsätze) auszeichnen, ist dieses, dass durchaus über den deutschen Wörtern durch Zahlen die Ordnung angezeigt ist, in welcher die ihnen entsprechenden lateinischen Wörter auf einander folgen sollen. Hr. *Schm.* versichert, dass diese seine Methode (er nennt es *Versuch*) bey vielen gelehrten Schulmännern eine günstige Aufnahme gefunden habe; und er hofft daher, dem Publikum durch Lieferung dieses zweyten, dem ersten ähnlichen Bändchens einen nicht unwillkommenen Dienst zu leisten. Unseres Bedünkens aber wird durch diese Zahlen der Druck entstellt, das Papier verschwendet, und, was das Uebelste ist, der Anfänger zu einer Uebersetzmaschine gemacht. Fände dieser zu Anfange des Werkes die Hauptregeln, nach welchen die römischen Prosaiker ihre Wörter stellen: wahrlich, es würde ihm die Anwendung derselben nicht den hundertsten Theil der Mühe kosten, die ihm Hr. *Schm.* zumuthet.

Die zur Uebung gegebenen Stücke sind 1. *Tacitus* (über dieses Schriftstellers Leben und Schriften), 2. *Ueber Augusts Familie*, 3. *Galba*, *Otto*, *Vitellius*, 4. *Plautus* (dessen Leben, Schriften etc.) 5. *Quintilianus*, 6. *Florus*, 7. *Kampf zwischen Europa und Asia* (Unternehmungen der alten Perser gegen Griechenland, Alexanders und der Römer gegen jene), 8. *Kampf zwischen Europa und Afrika* (die Geschichte des 2ten punischen Krieges), 9. *Anfang einer Umschiffung Europens* (die Schifffahrten der Alten auf dem mittelländischen Meere). Hinter jedem Stücke folgen, wie in dem ersten Bändchen, Anmerkungen, wo die in der Uebersetzung anzubringenden lateinischen Wörter angegeben, und in einige Betrachtung gezogen werden. Uebrigens giebt Hr. *Schm.* wohl zur *feinern* Latinität Anleitung, aber nicht zur *feinsten*. Es wird durch die Anwendung der von ihm vorgeschriebenen lateinischen Wörter vieles ungeschmeidig und holpericht. Auch verführt er öfter zur Untreue gegen das Original, woraus dem künftigen Gelehrten mehr Nachtheil erwächst, als er vielleicht vermuthet. S. 21 wird z. B. *nichts als zuverlässig behaupten* übersetzt (nach dem Tacitus) „*nihil sibi comperti affirmare*" Genau genommen, wäre das Deutsche „*nihil tamquam certum*" oder „*exploratum affirmare.*" S. 41 *ich träume mir,* „*videtur mihi;*" ganz unrichtig. Anderswo *der Meynung seyn,* „*contendere;*" nicht viel besser. Wollen also Schullehrer diese Arbeit benutzen, so müssen sie ihre Zöglinge mit Hinsicht auf dieselbe erinnern, dass sie die lateinischen Wörter nach den ihnen zu gebenden Regeln und nach dem Gefühl, das sich ihnen durch das Lesen der alten Römer selbst eingeprägt hat, ordnen, und nur da, wo sie zweifelhaft bleiben, die Zahlen zu Hülfe nehmen. So werden auch, wegen der sehr dringend zu empfehlenden Genauigkeit im Uebersetzen, einige Erinnerungen über die gegebenen Wörter nöthig seyn. — Aus dem Anhange noch folgendes. In Horazens erster Ode zu Ende will Hr. S. ohne alles Bedenken schreiben: *Tu si me l.* statt *Quodsi etc.* welches prosaisch oder hart sey. Dieses und was er weiter dabey erinnert, lässt sich hören. Nur ist schwer zu begreifen, wie ein Abschreiber aus *Tu* gemacht haben könne *Quod.* In der 11ten Ode liesst er nach Aldus und andern: *diffugit invida aetas:* denn *fugerit,* welches die meisten vorziehen, erkläre man durch *fugiat licet per nos!* Aber man muss nur dieser Erklärung nicht Beyfall geben. *Fugerit* heisst eigentlich: *sie* (die Lebenszeit) *möchte entflohen seyn.* Durch dieses *perf. conjunctivi* wird die Schnelligkeit des dahinschwindenden Lebens sehr nachdrücklich angezeigt; st. *es möchte entfliehen.* Das langweilige Fragment aus einer Rede war des Abdrucks weniger werth.

W. Amb.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Erfurt*, b. Knick: *Mar-Hanna, oder die Pilgerinnen aus Yemen. Eine heilige Kunde aus dem Buche der Menschheit vom Verfasser der Amita.* 1806. 585 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) Die Windharfe, mit deren Tönen das Buch beginnt, stürmt und lispelt abwechselnd durch das ganze Buch hindurch. Mitunter tritt auch wohl der Mensch mit seiner Stimme dazwischen, und spricht eben so angenehm zum Verstande, als die Harfe zum Gefühle. Die Erinnerungen an Jean Paul sind nicht unfreundlich, und die ganze Manier der Darstellung hat etwas Reinliches.

J.

Leipzig an der Ecke des Besengässchens: *Neue Heringe, gefangen auf den pommerschen Küsten, geböckelt zu Berlin, und zu Markte gebracht von Tobias Schmalle.* 1805. Erste Tonne 300 S. Zweyte Tonne 264 S. 8. (2 Thlr.) Man wird es bald an dem Titel merken, dass das Buch satirischen Inhalts seyn soll. So ist es auch in der That. Man hat aber hier nichts Ausserordentliches zu erwarten: es steht ganz in der gewöhnlichen Klasse solcher Machwerke. Unter sehr vielen schlechten Einfällen läuft manchmal ein guter mit unter: denn nach dem Sprichwort findet ja auch eine blinde Taube bisweilen eine Erbse.

Mr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 OCTOBER, 1806.

NUMISMATIK.

Paris, in der kaiserl. Druckerey: *Description des Médailles chinoises du Cabinet Impérial de France*, precedée d'un Essai numismatique chinoise, avec des Eclairciss mens sur le Commerce des Grecs avec la Chine, et sur les vases precieux qu'on y trouve encore. Par *J. Hager*. An XIII. 1805. 188 S. gr. 4. (14 Rthlr.).

Wir finden zwar in Reisebeschreibungen, in Abhandlungen verschiedener gelehrter Gesellschaften, auch in anderen historischen Werken manches über chinesische Münzen, wie man aus *Lipsii Bibliotheca numaria* unter dem Artikel *China* sehen kann; aber ein eigenes Werk über diese Art von Münzen hat man bisher noch nicht besessen. Liebhaber dieser Wissenschaft werden daher dem Vf. diese glücklich ausgeführte Unternehmung sehr danken. Einige behaupten, dass man in alten Zeiten in China gar nichts von Münzen gewusst, und dass Griechen und Römer eher geprägtes Geld gehabt hätten, als die Chineser (dass auch *Eckhel* in seiner *Doctrina Numorum vett. Vol. I. Proleg. p.* 10 dieses behauptet, thut uns leid); Andere hingegen gehen auf der anderen Seite zu weit, wenn sie den chinesischen Münzen ein Alterthum zuschreiben, das die Kritik nothwendig verwerfen muss. Diess letztere thut *Pauw* in seinen *Recherches philosophiques sur les Egyptiens et les Chinois T. II. p.* 311, und die Chineser selbst. In dem vorliegenden Werke wird die richtigere Mittelstrasse eingeschlagen, und zwar von einem Gelehrten, der das berühmteste und auch in dieser Art von Münzen reichste Kabinet von Europa benutzen konnte.

Die Ordnung, nach welcher der Vf. dieses Werk bearbeitet hat, ist folgende: Er untersucht zuerst, welches die erste Münze in diesem Reiche war, ob man sich dazu einer Art Metall, oder irgend einer anderen Masse bedient habe, und wenn man davon Gebrauch zu machen anfing. Dann bemüht er sich, die Form der ersten metallenen Münzen, und die Zeit aufzusuchen, in welcher man anfing Charaktere darauf zu setzen. Hierauf erklärt er alte Münzen, die von Japan nach Stockholm kamen, so wie das, was auf anderen Münzen steht, die sich in Petersburg, London, und an anderen Orten befinden; dann handelt er von der Papiermünze in China, und von einem anderen Artikel, der die Stelle des Geldes daselbst vertritt, und einen Haupt-Handelszweig ausmacht. Sodann nimmt er Gelegenheit, die Verbindung zu zeigen, die wenigstens seit 2000 Jahren zwischen den Griechen und Chinesen bestanden, und dass China fast seit eben so langer Zeit von griechischen Kaufleuten besucht wurde. Zuerst spricht er von den höchst kostbaren Gefässen, deren sich die Regenten von China von den ältesten Zeiten her bedient haben und noch bis jetzt bedienen, um an gewissen Festen daraus zu trinken, und behauptet, dass dieses die *Vasa murrhina* der Alten, wenigstens der Masse nach, waren. Den Beschluss macht eine Beschreibung der im pariser Münzkabinet befindlichen chinesischen Münzen. Die Quellen, welche der Vf. benutzte, waren, ausser dem *Chou-king* und anderen classischen Werken, worin man die älteste und bewährteste Geschichte von China findet, und ausser den Nachrichten der französischen Missionarien, eine chinesische Abhandlung über Münzen, wovon sich zwey Abschriften in Paris befinden, eine in der kaiserlichen Bibliothek, die andere in der Sammlung des Abbé *Terson*. Die chinesische Abhandlung ist eigentlich kein Werk für sich, sondern nur ein Theil eines grösseren, das nach *Fourmonts* Zeiten nach Europa gebracht wurde, und daher nicht mit in seinem Katalog angegeben ist. Die Münzen dieser Abhandlung fangen von der ungewissen Zeit des grossen *Yu* an (nach der gemeinen Meynung 2200 Jahre vor der christl. Zeitrechnung), und gehen bis auf die Familie der unter dem Namen *Song* bekannten Kaiser, die sich des chinesischen Throns im 10 Jahrhunderte der christl. Zeitrechnung bemächtigten. Mit Hülfe dieser Abhandlung übersetzt der Vf. Charaktere, welche *du Halde* und *d'Hancarville* für unerklärbar hielten, und bestimmt, was bisher nicht möglich schien, bey verschiedenen Münzen die Zeit, in der sie geprägt wurden. Doch wir wollen dem Vf. in diesem interessanten Werke Schritt für Schritt folgen. I. *Anciens marchés de la Chine.* Der Tauschhandel ist auch hier, wie bey allen Völkern, der älteste. Hunde scheinen die erste Nahrung der Chineser gewesen zu seyn, Hundefelle ihre erste Bekleidung, und vermuthlich dienten ihnen auch diese Thiere, die sie in grossem Ueberfluss besassen, zum Tausch gegen Bedürfnisse, die sie von Ausländern bekamen. Was sich gegen diese Behauptung sagen lässt, wird hier mit vieler Gründlichkeit widerlegt. II. *Première monnoie de la Chine.* In den ältesten Zeiten bediente man sich im ganzen südlichen Asien kleiner Muscheln als Münzen. Es sind vermuthlich dieselben, die man in Bengalen Cauris nennt, und die noch heut zu Tage in dem eigentlichen Indien, besonders in Surate und

Siam, als Scheidemünze gelten, und zu dem nämlichen Gebrauche auch auf der ganzen Küste Guinea in Afrika verbreitet sind. Bey den maldivischen und philippinischen Inseln werden sie am häufigsten gefunden. Wie gering aber ihr Werth sey, kann man daraus schliessen, dass gegen 5000 (bisweilen etwas mehr oder weniger) auf eine Rupie gerechnet werden. III. *Première monnoie de métal.* Ob es gleich ausgemacht ist, dass man schon in sehr frühen Zeiten Münzen von Metall in China gehabt hat, so läst sich doch die Zeit ihrer Entstehung in diesem Lande eben so wenig bestimmt angeben, als man es von Griechenland und Italien bestimmen kann. Nach dem ältesten Geschichtschreiber von China hatte man in diesem Reiche schon 2000 Jahre vor der christl. Zeitrechnung Münzen. *Mailla* setzt die Zeit ihrer Entstehung ohngefähr in das J. 2600 vor Chr., und nach alten Traditionen, die P. *Premare* gesammelt hat, soll man schon bey der Entstehung der chinesischen Monarchie Münzen gehabt haben. Aber wenn es wahr ist, dass man in der ganzen Geschichte der ersten Dynastie den Charakter nicht findet, der das Wort *Münze* ausdrückt, so wird die letztere Behauptung sehr verdächtig. Aus der Münze selbst, die man für die erste hält, läst sich nichts schliessen, denn diese hat keine Schrift, und besteht blos aus einem runden Stückchen Metall mit einem Loche in der Mitte. Das sicherste ist, anzunehmen, dass China vor der dritten Dynastie keine metallene Münze gehabt habe. IV. *Première forme de la monnoie chinoise.* Es kann immer seyn, dass die *runden* Münzen in den Zeiten der dritten Dynastie ihren Anfang genommen haben; es folgt aber daraus noch nicht, dass dieses auch die ersten Münzen überhaupt in China waren. Man findet im pariser Kabinet chinesische Münzen, welche die Gestalt von Messern haben. Bemerkt man nun, dass es unter den asiatischen Völkern sehr gebräuchlich ist, ein Messer im Gürtel zu tragen, und dass auch unter den in unseren Zeiten entdeckten Bewohnern der Inseln des Südmeeres Messer zu ihren liebsten Besitzungen gehören: so könnte man ja wohl annehmen, dass ein so nothwendiges Geräthe die erste Art von Geld in China gewesen sey, besonders, da es noch jetzt gebräuchlich ist, dass Völker, die den Chinesen zinsbar sind, ihnen kleine Messer bringen. V. *Autres formes d'anciennes monnoies chinoises.* Es gab auch Münzen in China, die ohngefähr eine Aehnlichkeit mit den *Tesseris* der Alten hatten. Sie waren lang, hatten zwey gleiche Seiten, und unten einen Einschnitt, der ein längliches Quadrat bildete; der obere Theil, der noch nicht den vierten Theil des Ganzen ausmacht, bildet fast ein regelmässiges Viereck, in dessen Mitte sich ein Loch befindet, das mit erwähntem länglichen Quadrate des unteren Theils der Münze durch eine Linie verbunden ist. Es giebt auch Münzen dieser Art, wo die Seiten nach Verhältniss des oberen Theils kürzer und nicht gerade, sondern etwas eingebogen sind. Alle Stücke dieser Art sollen in die Zeiten des berüchtigten Usurpators *Ouang-mang* gehören, der in dem ersten Jahrhunderte der christlichen Zeitrechnung, zu den Zeiten des Kaisers *Augustus*, lebte. VI. *Premières inscriptions sur la monnoie.* Die ersten chinesischen Münzen hatten eben so, wie die ältesten griechischen und römischen, keine Aufschriften. Diese findet man zuerst unter dem Kaiser der dritten Dynastie, *King-ouang*, einem Zeitgenossen des *Confucius*; aber seine Nachfolger folgten seinem Beyspiele nicht, und wir finden in dem ganzen Zeitraume von 200 Jahren, so lange diese Dynastie thronte, weiter keine Münze mit Aufschrift. Erst unter der folgenden Dynastie fangen die Aufschriften an, die aber noch weiter nichts, als das Gewicht oder den Werth, bezeichnen. Bemerkenswerth ist, dass die alten Chineser nicht blos perpendiculär schrieben, sondern auch von der Rechten nach der Linken, wie die Phönicier, Aegyptier, Etrusker und Griechen. Das französische Kabinet besitzt mehrere Münzen dieser Art. VII. *Première monnoie avec date.* Die Chineser kennen keine andere Art die Zeit zu bestimmen, als die Bemerkung des Regierungsjahres ihres Kaisers; und zwar war es *Ouenti*, 163 Jahr vor der christl. Zeitrechnung, der zuerst die Jahre zu bestimmen anfing. Von dieser Zeit an nimmt jeder Kaiser, beym Antritt seiner Regierung, einen anderen Namen an; (oft hat auch ein Kaiser seinen Namen fünf bis sechsmal verändert, und bey jeder solchen Veränderung hat man eine neue Zeitrechnung angefangen). Wir sehen also, dass die chinesischen Münzen mit Bemerkung der Zeitrechnung ziemlich spät entstanden sind, und dass sie nur ein sehr geringes Hülfsmittel für die alte Chronologie abgeben können. Man findet zwar Münzen ohngefähr von dieser Zeit, auch wohl noch viel ältere, mit vier Charakteren; aber zwey davon drücken den Namen der Münze aus, und zwey ihren Werth. VIII. *Epigraphes modernes.* Die Aufschriften, wie man sie heut zu Tage auf chinesischen Münzen findet, nämlich mit dem Namen des Kaisers von oben nach unten zu, und mit dem Worte *Toung-pao* auf beyden Seiten, fangen erst mit dem 7 Jahrhundert an. IX. *Medailles en or modernes.* Ob gleich die Chineser im Handel und Wandel blos Münzen von Bronze haben, so fehlt es doch bey ihnen nicht an eigentlichen sogenannten Medaillen, oder an öffentlichen Denkmälern in Münzform, wodurch sie merkwürdige Vorfälle zu verewigen suchen; und diese Medaillen sind von Gold. Ursprünglich waren sie auch nichts als gangbare Münzen; aber jetzt nennt man sie Medaillen, weil sie nicht mehr im Cours sind. Solche goldene Medaillen pflegt der Kaiser auch jedem Statthalter in den verschiedenen Provinzen zu geben; und wenn der Kaiser stirbt, so schicken sie ihre alten Patente, die theils ihre Instructionen enthalten, theils sie in ihrer Würde bestätigen, nebst den Siegeln und goldenen Medaillen, die sie von dem verstorbenen Kaiser erhalten hatten, an die Behörde ein, und erbitten sich von dem neuen Kaiser neue Siegel, neue Patente, und eine andere Medaille, welche letztere, wie P. *Amiot* sagt, dazu dienen sollen, einem solchen Manne Achtung, Ansehen und Gehorsam zu

verschaffen. X. *Médailles religieuses, astrologiques, superstitieuses.* Diese Münzen stellen Gegenstände dar, die auf die Religion oder auf den Aberglauben der Chineser Bezug haben. Man findet z B. im französischen Cabinet eine solche Medaille, auf welcher drey Personen auf drey Erhöhungen vorgestellt sind, mit noch zwey anderen oben drüber. Dieses scheinen die drey Stifter der ersten chinesischen Religion zu seyn, von welcher derjenige, der den höchsten Platz einnimmt, vermuthlich *Fou-hi* seyn soll, mit den beyden Philosophen *Laotsé* und *Koung-tsé* (Confucius) auf beyden Seiten. Die beyden anderen scheinen Anhänger der alten Lehre zu seyn, die ihnen opfern. In *Kirchers China* findet man ohngefähr eine ähnliche Gruppe. Graf *Ostermann* besitzt auch eine solche religiöse Münze, die man aber fast mehr eine astrologische nennen könnte, und *Bayer* hat sie in seinen *Horis sinicis* (Petersburg 1735) Tab. VI, bekannt gemacht. Auf derselben umgeben drey Kreise eine Kugel; im ersteren und gröfsten sind die zwölf Thiere des Cyklus angebracht, dessen sich, ausser den Chinesern, auch die Tibetaner, die Mogolen, die Bewohner von Siam, von der Buckarey und von Turkestan bedienen, und der von den Babyloniern seine Entstehung zu haben scheint. Im zweyten Umkreise, der, so wie der erstere, von zwölf Abtheilungen durchschnitten ist, sieht man eben so viele Verzierungen, die *Bayer* nicht erklärt, der Vf. aber für Vorstellungen des Mäanders hält, womit sie auch in der That einige Aehnlichkeit haben. Im dritten Kreise sind zwölf chinesische Buchstaben angebracht, die auf den ersten Cyklus Bezug haben, aber im Originale so undeutlich ausgedrückt sind, dass man Mühe hat, sie zu erkennen. Auf der Rückseite dieser Münze steht eine aus vier Charakteren bestehende Aufschrift, die auch sehr schlecht erhalten ist. *Bayer* übersetzt sie: *das vermehrte Glück eines erhöhten Mandarins*, und glaubt, dass diese Medaille einem Mandarin, nach überstandener Prüfung, als Zeugniss seiner Würde, gegeben worden sey. Der Vf. hingegen hält sie für ein astrologisches Stück und übersetzt die Schrift: *Que le bonheur rentre selon les douze maisons célestes!* sagt aber selbst zu *Bayers* Entschuldigung, dass das chinesische Wort, das er durch *maisons célestes* übersetzt hat, eine sehr grosse Aehnlichkeit mit dem Worte habe, das von *Bayer* durch *Mandarin* ausgedrückt worden wäre. Uebrigens scheint allerdings des Vf. Erklärung die richtigere zu seyn, da nach derselben die auf der Münze befindlichen Bilder mit der Schrift wirklich in Beziehung stehen. XI. *Papier-monnoie des chinois.* Der Gebrauch des Papiergeldes wurde in China eingeführt während der 19 Dynastie, (Song) oder im 25sten Jahr der Regierung des Kaisers *Tchao-hing*, welches in das J. 1155 der christl. Zeitrechnung fällt. Diese Angabe passt sehr gut in die Geschichte der damaligen Zeiten. Denn damals bemächtigten sich die mongolischen Tataren des nördlichen Theils von China, nöthigten dessen Beherrscher, sich in den südlichen Theil zurück zu ziehen, und eine grosse Summe Geldes zu erlegen. Unter solchen Umständen wurde das baare Geld selten; man musste, um diesem Mangel abzuhelfen, auf andere Mittel denken, und man fing an, sich des Papiers statt des Metalls zu bedienen. XII. *Autres signes des Valeurs chez les Chinois.* Oft vertritt in China auch die Seide die Stelle des Geldes; und man hat, nach *Amiots* Erzählung, Beyspiele, dass die chinesischen Kaiser bisweilen zwey bis dreytausend Stück Seide einem Grossen oder einem Gelehrten gegeben haben, so wie ein Souverain in Europa tausend oder zweytausend Thaler in dergleichen Fällen geben würde. Ein anderes Beyspiel ist, dass der Kaiser *Kang-hi* mehr als einmal unter die armen Greise seines grossen Reichs Seide austheilen liess, und zwar jedem ein, zwey oder drey Stück, je nachdem einer 80, 90 oder 100 Jahr alt war. Wenn man diese und andere vom Vf. angeführten, hierauf bezüglichen Dinge erwägt, besonders, dass vom Kaiser bis auf den gemeinen Soldaten alles in Seide gekleidet ist: so wird der Ausdruck des P. *du Halde*, welcher China *das Land der Seide* nennt, passend, und man sieht sich gleichsam genöthigt, die *Serica regio* der Alten für China, und *Sera* für die Hauptstadt davon zu erkennen. XIII. *La Chine connue des Grecs.* Der Hauptbeweis hievon ist, dass der erste griechische Schriftsteller, bey dem wir diesen Namen finden, zu gleicher Zeit mit demjenigen Fürsten von China, lebte, der zuerst den Titel eines Kaisers führte. Dieses war *Eratosthenes* von Cyrene; ihm vertraute *Ptolemäus Evergetes* die Aufsicht über die Bibliothek von Alexandrien an, und er lebte lange genug, um auch ein Zeitgenosse des *Tsin-chi-houng-ti* seyn zu können. Denn er erreichte ein Alter von 80 Jahren, und starb erst zu Anfange des zweyten Jahrhunderts vor der christl. Zeitrechnung. Das Merkwürdigste hiebey ist, dass *Eratosthenes* nicht allein ohngefähr die geographische Länge von China (oder wie er es nannte, *Thina*) bestimmte, sondern auch die Breite. Dass aber auch Thina, die Hauptstadt, oder wenigstens eine der berühmtesten Städte von China schon in den früheren Zeiten war, kann man daraus schliessen, weil ein griechischer Kaufmann von Alexandrien, der ohngefähr 300 Jahr nach *Eratosthenes* nach Indien schiffte, sagt: dass an dem östlichen Ende von Asien, nach Norden zu, eine sehr grosse Stadt läge, die *Thina* hiesse, und aus welcher man zu Lande viel Seide brächte. XIV. *Voyage d'une caravane Grecque à la Sérique.* *Marinus* der Tyrier, den wir nur aus dem *Ptolomäus* kennen, erzählt, dass die Commis eines macedonischen Kaufmanns eine Reise in jene Gegenden gemacht hätten. Die Beschreibung der Länder, Gegenden und Städte ist genau genug, um ohngefähr einen Begriff von der ganzen Marschroute zu bekommen, welche auch unser Vf. hier genau verfolgt. XV. *Arrivée de la caravane Grecque à Sera.* Nach einer Reise von 7 Monaten kam diese Caravane in Sera an, welches das Ziel ihrer Reise war. Nach allem, was schon vorher gesagt worden ist, um zu beweisen, dass die *Serica regio* der Alten *China*, und

Sera die Hauptſtadt davon war, ſcheint eine genauere Auseinanderſetzung dieſer Sache, wie ſie der Vf. hier vorlegt, überflüſſig zu ſeyn. XVI. *Limites orientales de la Sèrique.* XVII. *Limites occidentales de la Serique.* Dieſe beyden Kapitel gehören freylich auch noch hieher, in Abſicht auf die genauere Beſtimmung der Gröſse und des Umfangs jener Gegenden, die dieſen Namen führten; indeſſen werden auch ſie mehr den Geographen, als den Numismatiker intereſſiren. XVIII. *Des Vaſes murrhins.* Nach einer kurzen Ueberſicht von den Schriftſtellern, die über die *vaſa murrhina* der Alten geſchrieben haben, und von ihren verſchiedenen Erklärungen, bringt der Vf. auch ſeine Meinung vor. Er behauptet, daſs die Maſſe, woraus jene Gefäſse beſtanden, eine Art von Kieſel geweſen ſey, den er *la pierre de Yu* nennt. Die ſchönen Steine dieſer Art ſollen noch einmal ſo ſchwer wie Kieſel, und ſo hart ſeyn, daſs man ſie bearbeiten und poliren kann, wie Achat und Edelſteine; auch ſoll man ſie in allen Farben haben. Je feiner ein ſolcher Stein iſt, deſto ſchwerer iſt er; die härteſten und ſchwerſten ſchätzt man am meiſten; dieſe haben auch das feinſte Korn, und nehmen die ſchönſte Politur an. Etwas beſonderes iſt, daſs dieſer Stein, der faſt die Härte des Diamanten hat, ſehr leicht zerbricht, wenn man ihn fallen läſst, welches auch *Plinius* von den *Murrhinis* bemerkt. (H. N. XXXIII, 2. Man findet ihn übrigens gewöhnlich klein; die gröſsten, welche der chineſiſche Kaiſer beſitzt, ſind nicht über 3½ Fuſs lang. Dieſe und viele andere vom Vf. erwähnten Umſtände machen es zwar ſehr wahrſcheinlich, daſs die *Vaſa murrhina* bey den alten Römern von einer Maſſe waren, die mit dem Steine *Yu* eine ſehr groſse Aehnlichkeit hatte; aber anzunehmen, daſs man dieſen Stein, oder die daraus verfertigten Gefäſse, aus China ſelbſt erhalten habe, möchte wohl zu gewagt ſeyn. Denn in China war und iſt dieſer Stein, und alles, was daraus verfertigt wird, höchſt ſelten und theuer, wie der Vf. ſelbſt aus der Reiſebeſchreibung des portugieſiſchen Jeſuiten *Gorz* erzählt: wie theuer müſste er nun nicht erſt durch den Transport geworden ſeyn! — Könnte es aber nicht in Rom oder Griechenland einen Steinbruch gegeben haben, aus dem man ähnliche Steine erhalten hätte, die aber eben deſswegen ſo theuer und koſtbar geworden wären, weil man nicht viele Steine, und nicht lange Zeit, daraus hätte gewinnen können? Den Beſchluſs macht ein Verzeichniſs der im pariſer Cabinet befindlichen chineſiſchen Münzen, welche aus 64 Stück beſtehen. Sie ſind eingetheilt 1) in alte Münzen, bey denen ſich die Zeit nicht beſtimmen läſst, in der ſie geſchlagen worden ſind; ihre Zahl iſt 6 Stück. 2) in ſolche, auf welchen die Dynaſtie angegeben iſt; 43 Stück. 3) in beſondere Münzen, auf welchen entweder der Name der Provinz, wo ſie geſchlagen worden, bemerkt iſt, oder der Name eines Generals u. ſ. w. 4 Stück, 4) in ungewiſſe; 11 Stück. Hätte es dem Vf. gefallen, von allen dieſen Münzen treue Abbildungen in Kupfern dieſem Werke beyzufügen, ſo würde er den Werth deſſelben dadurch ſehr erhöht haben. Wa.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Prag*, b. Haaſe und Widmann: *Theorie der Wellen ſammt einer daraus abgeleiteten Theorie der Deichprofile* von *Franz Gerſtner*, Prof. d. höh. Math. zu *Prag* etc. 1804. 65 S. 8. 2 Kupfert. fol. (9 gr.). Nach einer kurzen Erwähnung des Hauptgrundes der allgemeinen Schwierigkeiten, welchen analytiſche Unterſuchungen über die Bewegung flüſsiger Körper unterworfen ſind, und einer eben ſo kurzen Darſtellung der Vorausſetzungen, auf welche ſich die Theorieen Newton's und Laplace's über die Bewegung des Waſſers in Wellen gründen, geht der Vf. zu der näheren Auseinanderſetzung ſeiner ſehr faſslichen und deutlichen Erklärung dieſer Erſcheinung über, indem er die Eigenſchaften der Linie zu beſtimmen ſucht, in welcher alle diejenigen Waſſertheilchen liegen, die unterhalb ſeiner Oberfläche gleichen Druck erleiden. Bey ſtillem Waſſer iſt dieſes unſtreitig eine gerade Linie; bey bewegtem findet der Vf. eine völlige Uebereinſtimmung ihrer Eigenſchaften mit denen der Radlinie oder der Cykloide, und leitet daraus Folgeſätze für die Eigenſchaften der Wellen her, die beyläufig mit den nach Newton's Theorie folgenden verglichen werden, mit denen ſie zum Theil völlig übereinſtimmen. Nachdem der Vf. nun noch die Uebereinſtimmung ſeiner Theorie mit der durch die Erfahrung der Taucher beſtimmten Erſcheinung dieſer Bewegung des Waſſers, daſs ſie nämlich an der Oberfläche am ſtärkſten iſt, bey wachſender Tiefe immer mehr und mehr abnimmt, und endlich ganz unmerklich wird oder aufhört, gezeigt, und erwieſen hat, daſs die Durchmeſſer der Kreiſe, welche die Cykloiden beſtimmen, durch welche das Geſetz der Bewegung des Waſſers in Wellen dargeſtellt wird, in einer geometriſchen Progreſſion abnehmen, wenn die Tiefen des Waſſers nach einer arithmetiſchen wachſen: ſo erwähnt er noch den Fall, wenn die Tiefe negativ wird, oder die Bewegung des Waſſers oberhalb der gemeinen Cykloide fällt, oder wenn die kreisförmige Bewegung der Waſſertheilchen gröſser wird, als ihre fortſchreitende Bewegung, und das Brechen oder Branden der Wellen veranlaſst, welches der Vf. das *Kräuſeln der Wellen* nennt, und erklärt ihn für auſserhalb der Grenzen ſeiner Theorie. Beſondere Fälle, welche andere gleichzeitige Bewegungen des Waſſers, z. B. deſſen Fortſtrömen veranlaſſen, Anwendungen der gefundenen Formeln zur Auflöſung von Aufgaben, z. B. aus der gegebenen Zeit der Dauer einer Welle, oder der Zeit, die ein ſchwimmender Körper zubringt von dem Gipfel der nächſtvorhergehenden Welle, den der nächſtfolgenden zu erreichen, die Breite der Wellen und den Raum den ihre Gipfel in gegebenen Zeiten zurücklegen, und umgekehrt zu beſtimmen; Erklärung der Verſchiedenheit der Bewegung der einzelnen Elemente des Waſſers an der Oberfläche und unterhalb derſelben bey den Wellen, und die Uebereinſtimmung anderer Erſcheinungen bey dieſer Bewegung des Waſſers mit der ſie erläuternden Theorie, denen auch noch zuletzt eine ſchmeichelhafte Beurtheilung derſelben des Hn. Direct. *Woltmann* zu Ritzebüttel beygefügt iſt, machen den Beſchluſs dieſes Theiles der Abhandlung.

Der angehängten Theorie der Deichprofile glaubt Rec. keine ſo umſtändliche Auseinanderſetzung ihres Inhalts ſchuldig zu ſeyn, wie dem Weſentlichen der bisher erwähnten ſo ſinnreichen als faſslichen Theorie der Darſtellung der ungeſtörten Bewegung des Waſſers in Wellen, da eines Theils der Vf. ſelbſt erklärt, daſs es bey den Deichprofilen, insbeſondere in Rückſicht der Stärke ſolcher Anlagen, auf eine Vergleichung ſchon vorhandener ähnlicher Bauwerke ankömmt, und anderen Theils die wellenförmige Bewegung des Waſſers, ſo weit ſie der Vf. für einen Gegenſtand ſeiner Theorie erklärt, wenn ſie gleich groſse Rückſichten verdient, für ähnliche Anlagen doch bey weitem ſo ſchädlich und zerſtörend nicht iſt, als eine andere nach des Vf. eigener Erklärung auſserhalb der Grenzen ſeiner Theorie liegende Bewegung der Wellen, wenn ſie nämlich gegen ſolche Anlagen brechen oder branden.

Die Abhandl. iſt aus den Abhandl. der königl. *böhmiſchen* Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu *Prag* beſonders abgedruckt.

. . . l. r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 OCTOBER, 1806.

LITERATURGESCHICHTE.

GÖTTINGEN b. Vandenhoek u. Ruprecht: *Geschichte der Literatur von ihrem Anfang bis auf die neuesten Zeiten*, von *Johann Gottfried Eichhorn*. Zweyter Band. 1805. 522 S. 8.

Dafs wir nicht ohne Grund die Eintheilung des Vf., nach welcher er bey dem J. 1050, oder um diese Zeit, die neue Literatur ganz gegen die Gewohnheit seiner Vorgänger anfängt, in der Recension des ersten Bandes (1806. n. 171) getadelt haben, davon sind wir durch den gegenwärtigen überzeugt worden. Wäre der Abschnitt an der rechten Stelle gemacht, so würde der Vf. sowohl die Uebersicht der Literatur im Allgemeinen, als auch die Geschichte der einzelnen Zweige der Wissenschaften bis auf die neuesten Zeiten, ohne sich weiter einen Ruhepunct zu erlauben, ausgearbeitet haben. Er hat aber sowohl das eine als das andere Stück nur bis 1450 beschrieben, und da bey dem Ende jedes einzelnen Theils bemerkt worden ist, dafs seit 1450 ein neues Licht demselben aufgegangen, und da das, was in der Literatur um die Mitte des eilften Jahrhunderts geschehen ist, sich gegen die unmittelbar vorhergehenden Zeiten nicht sehr auszeichnet, indem nach der Bemerkung des Vfs. ungefähr 100 Jahre nachher die Wissenschaften wieder in Verfall gerathen sind, welches wohl nicht hätte seyn können, wenn sie um 1050 bedeutend vorgerückt wären: so lasse man es immer bey der alten Abtheilung, nach welcher die mittlere Literatur mit 1450 schliesset, und von dieser Zeit die neuere anhebt. Wenn also gleich dem Columnentitel nach die *neue* Literatur in diesem Bande enthalten ist, so ist es doch eigentlich die letzte Periode der mittleren. Statt dreyer Abschnitte hat der Vf. *vier* eingeführt. Denn diesen Theil von 1060—1450 handelt er auf dieselbe Art und nach dem nämlichen Plane ab, wie die beyden vorhergehenden Perioden der alten und mittleren Literatur. Der Verleger hatte also vollkommen Recht, nach der Nachricht, welche man auf der Rückseite des Titels liefet, dafs er keinen Anstand nahm, diesen Band, eigentlich die erste Hälfte dieses Bandes, schon jetzt herauszugeben, ohne auf die zweyte Hälfte desselben zu warten, welche nach dem Verlangen des Vfs. mit dem dritten Bande zugleich erscheinen sollte. Denn man mag nun das, was man in dem vorliegenden Buche liefet, *mittlere* oder *neue* Literatur nennen, so ist gewifs, es schliesset mehr an den ersten Band an, als es sich an den noch zu erwartenden Theil anreihen wird. Der Leser, welcher gewohnt ist, den Anfang des Tages in der Literatur in oder um das Jahr 1450 zu setzen, der besitzet an dem abgedruckten Theile nun schon ein Ganzes; und voll Dankes gegen den Vf., dafs er ihn durch die dunkele Nacht zu der aufgehenden Morgenröthe geführt hat, kann er die Erscheinung des noch rückständigen Theils von dem ganzen Werke desto ruhiger und geduldiger abwarten. Die gleich nach dem Titel auf der ersten Seite vorkommende Ueberschrift A. *Europa* läfst erwarten, dafs in der folgenden Hälfte dieses Bandes von dem Morgenlande die Rede seyn wird, insofern dasselbe in dem ersten Bande nicht schon abgehandelt ist. Die allgemeine Uebersicht der Schicksale der Literatur beschreibt das erste Fortschreiten und Zurückfallen der Cultur und der Wissenschaften von 1050—1450, das zweyte von 1450—1650, das dritte seit 1650 (S. 1—30). In der ersten Periode zeigten sich die ersten unreifen Versuche der neu erwachten unteren und oberen Seelenkräfte; in der zweyten wurden fremde Kenntnisse und Erfahrungen mit untermischten eigenen Versuchen gesammelt; in der dritten arbeitet der allmählich durch fremde und eigene Erfahrungen reifer gewordene Verstand noch beständig fort, und vermehrt seine geistigen Erwerbungen. *Erste Regeneration der Wissenschaften vom Anfang der Scholastik bis zur Erwachung der alten Literatur um die Zeit der Eroberung von Constantinopel von 1060—1450* — ist eigentlich der Gegenstand, der in dieser Hälfte des zweyten B. 1) überhaupt (S. 30—142) 2) nach den besonderen Theilen der Wissenschaften, in der Ordnung, wie in dem ersten Bande abgehandelt wird. In der allgemeinen Betrachtung werden folgende Abschnitte gemacht. 1) *Die Wissenschaften erweitern und schmücken sich von 1050—1150*, (S. 30—62), durch neue Belebung der Grammatik und Rhetorik, der Philosophie und Theologie, und den Anfang zweyer bisher ungewöhnlichen Wissenschaften der Medicin und Jurisprudenz in Italien, Frankreich und England, durch Theilnahme des Adels an der Geistesbildung, durch Fortsetzung der Bildung bey Geistlichen und Laien, von edler und unedler Geburt. Die vom Pabst Gregor VII. der Denkfreyheit angelegten Fesseln scheinen dem Vf. so wenig bedeutend zu seyn, dafs er das Jahrh. 1050—1150 ein *glückliches* Jahrhundert nennt, S. 52. Ein glückliches, möchte man hier ausrufen, wo der Pabst eine Gewalt über die Kirche und die Fürsten ausübte, die vorher unerhört war, wo die Kreuzzüge ihren Anfang nahmen, neue Mönchsorden gestiftet, die

Mönche für unabhängig von ihren Landesherren erklärt, Ketzer verbrannt wurden u. d. m.!!! 2) *Die Wissenschaften verfallen in Barbarey von* 1150—1340 (S. 63—118). Wenn man aber das erwägt, was der Vf. selbst §. 322 und 323 von dem glücklichen Fortgang der Wissenschaften, durch einzelne glückliche Ereignisse und die innere Lage der europäischen Reiche, gründlich und beredt ausführt: so möchte man ihm Unrecht geben, wenn er diesen Fortgang für scheinbar glücklich erklärt, und behaupten, dass, des Nachtheils ungeachtet, den der von ihm sogenannte Gildenzwang der entstandenen literarischen Institute nach sich gezogen haben mag, doch der ganzen Periode (denn davon, nicht von einem Theile, ist die Rede) von 1150—1340 der Charakter, dass die Wissenschaften in Verfall gerathen sind, nicht beyzulegen sey. Kann man das von einer Periode sagen, in welcher ein *Roger Baco*, ein *Dante*, ein *Petrarca*, vieler anderer, die hier genannt werden könnten, nicht zu gedenken, gelebt haben? Nach den vorzüglich grossen Männern, und nach dem Einflusse, den sie auf Mit- und Nachwelt gehabt haben, ist das Eigentliche eines Zeitraums zu bestimmen. Es scheint auch, dass der Vf. die ursprüngliche Einrichtung der Universitäten, die Einschränkung, unter welcher die Erlaubniss zu lehren ertheilt wurde, die Ehrfurcht der Lernenden gegen die Lehrer, und die Abhängigkeit jener von diesen, mit zu grellen Farben schildert, wenn er dieses von ihm sogenannte gelehrte Gildenwesen unter die Ursachen des erfolgten Rückfalls obenan setzet, §. 319, 324. Bekamen denn die Universitäten in den folgenden Zeiten eine andere Verfassung, liegt nicht bis auf den heutigen Tag bey jeder noch bestehenden der alte Plan zum Grunde, und kann es wohl geleugnet werden, dass Gelehrsamkeit und Aufklärung von Universitäten ausgegangen und am meisten verbreitet sind? Der Vf. gestehet auch selbst, dass bey der Stiftung der ältesten Universität in Deutschland, der prager, Paris zum Muster genommen, und Prag ein Muster der übrigen im 14 und 15ten Jahrh. geworden ist. Diese Universitäten trugen nicht wenig dazu bey, dass *die Wissenschaften sich aus der Barbarey erhoben* von 1340—1450, welches der dritte Abschnitt der allgemeinen Uebersicht der Periode ist, die der Vf. die erste Regeneration der Wissenschaften genannt hat (S. 119—141). Dass Tübingen sich nicht sowohl nach Prag, als nach Bologna formirt, und dass Wittenberg und Helmstadt Copien von Tübingen sind, wie S. 133 behauptet wird, hat der Vf. auf Glauben des Hn. *Ruhkopf* angenommen, der in seiner *Geschichte d. Schul - und Erziehungs-Wesens in Deutschland* S. 185. schreibt: *Unter diesen Universitäten bildete sich Tübingen allein nach der Universität in Bologna und nach ihr wiederum Wittenberg und Helmstädt.* Was Hr. *E.* auf den beyden vorhergehenden Seiten von der Stiftung der Universität Prag sagt, stimmt mit dem, was *Ruhkopf* davon erzählt S. 179—184, so genau überein, dass wir gar nicht zweifeln, jener habe diesen vor Augen gehabt. Doch finden wir ihn weder hier, noch anderswo, von Hn. *E.* citirt. Hr. *E.* scheint sich auch aus dem Grunde auf eine beyläufig gefundene Nachricht, Tübingen betreffend, verlassen zu haben, weil er, ob er gleich Schriften über andere von ihm erwähnte Universitäten anführt, doch keiner, die von Tübingen insbesondere handelt, gedenket. Dem Hn. *Ruhkopf*, so schätzbar übrigens sein Buch, und so sehr die Fortsetzung desselben zu wünschen ist, war aber um so weniger zu trauen, da er sich in dem Stiftungsjahre der Universität Tübingen irret, welches nicht 1482, wie er angiebt, sondern 1477 ist. Was den Hn. *Ruhkopf* zu dem Urtheile bewogen haben kann, dass Tübingen sich *allein* nach Bologna gebildet habe, ist uns unbekannt. Von Wittenberg wissen wir, dass mehrere Lehrer bey der Stiftung der Universität aus Tübingen geholt worden sind, nicht aus *Grohmann's Annalen der Universität Wittenberg*, sondern aus *Schnurrer's Erläuterungen der würtembergischen Kirchen-Reformations- und Gelehrten Geschichte* S. 289. 290. Der Stifter der Universität Helmstädt, Herzog Julius, bediente sich bey der Einführung der protestantischen Religion in seinem Lande des Beystandes eines würtembergischen Theologen, *Jacob Andreä*, und bey der Stiftung der Universität vorzüglich des Rathes des rostockischen Theologen, *David Chyträus*. Man sehe *Henke's Kirchengesch.*, 3ter Th. S. 339, 340. 3te Ausg. Aber folget denn daraus, dass Wittenberg und Helmstadt die Universität Tübingen mehr als andere oder gar ausschliessungsweise zum Muster genommen haben?

Nach der allgemeinen Uebersicht kommt der Vf. zu den einzelnen Wissenschaften, 1) *Schöne Redekünste in den neueren Länder - Sprachen* (S. 142—232) während und nach den Ritterzeiten, sowohl in Versen, als in Prosa. Dass die Provenzalsprache den Anfang, und die deutsche den Beschluss mache, versteht sich von selbst. Der plattdeutschen Gedichte, den *Reineke Fuchs* ausgenommen, geschiehet keine Erwähnung. Eine Nachweisung auf *Kinderling's Geschichte der niedersächsischen Sprache*, wo sie registrirt sind, würde den Vf., der sich auch der Kürze befleissigen muss, der Mühe enthoben haben, sie und ihre Herausgeber namhaft zu machen. Vor den S. 194 citirten Nachrichten von *Fr. Adelung* 1799 gab dieser Gelehrte heraus *Nachrichten von altdeutschen Gedichten, welche aus der heidelbergischen Bibliothek in die vatikanische gekommen sind. Nebst einem Verzeichnisse derselben und Auszügen. Königsberg*, 1796. Jene Nachrichten sind eine Fortsetzung dieser. Das Niebelungen - Lied ist nicht von *J. J. Bodmer*, sondern von *C. H. Myller* in seiner Sammlung, die S. 194 u. f. angeführt wird, vollständig abgedruckt. Ein Stück davon, Chriemhilden - Rache und die Klage, wurde vorher von *Bodmer* herausgegeben. Darnach ist die S. 197 gegebene Notiz zu verbessern. Von der *Myller* - oder wie Hr. *E.* schreibt, *Müllerschen* Sammlung ist noch ein 3ter Band heraus, aber ohne Titelblatt und Vorrede des Herausgebers, der vielleicht nicht in den Buchhandel gekommen ist. Er enthält 1) *Conrad von Wuerzburg vom trojanischen Kriege* in

25245 Versen auf 184 Seiten. 2) Fragmente und kleinere Gedichte S. I — XLVIII. Eine nähere Anzeige gehört nicht hieher. — Dass *Nicol. Baumann* für den Vf. des Reineke Fuchs *bis auf den Abdruck der lubecker Ausgabe von Hackmann* gehalten worden, S. 228, möchten wir nicht sagen. Denn obgleich *Hackmann* in der Vorrede zu dieser Ausgabe den *N. Baumann* um die Ehre der Autorschaft zu bringen gesucht hat, so sind doch in neueren Zeiten andere, vorzüglich *Tiaden* gleichfalls der Meinung gewesen, welche Hr. *E.* zu leugnen scheint, dass *Baumann* das Gedicht verfertiget habe. Was von einer früheren Uebertragung des Gedichtes in Prosa, Gonda 1479 und Delft 1483 gesagt wird, ist nur in Ansehung der ersten Ausgabe richtig. Die delfter, wenn man statt 1483, 1485 lieset, ist in Versen, und die älteste, von *Suhl* in Lübeck 1783 wieder aufgelegt. 2) *Philologische Wissenschaften* (S. 233—266), oder wie das Studium der lateinischen, griechischen und morgenländischen Sprachen getrieben ist. Die in den Schulen gelesenen Bücher S. 239 werden völlig in der Ordnung und fast mit denselben Worten angeführt, wie bey *Ruhkopf* S. 138. 139. Dass man ausser diesen Büchern auch *Maximianus* mit den Knaben gelesen habe, sagt *Alexander de villa Dei* selbst zu Anfang seines Doctrinale. Nichts beweiset mehr die Unwissenheit und Unsittlichkeit der damaligen Schullehrer, als diese Auswahl. Ein Schreib- oder Druckfehler ist es, wenn S. 239 *Roger Baco* der gelehrteste Mann im *vierzehnten* Jahrhundert genannt wird. Er lebte und starb im *dreyzehnten*. — Von *Brunetto Latini Tresor de toutes choses* hat *Molter* einen Auszug gegeben, in den *Beyträgen zur Geschichte und Literatur*, *Frankf. am Mayn* 1798. — Zu den Kennern der griechischen Sprache, im zweyten Jahrhundert, S. 256, hätte noch einer aus dem 13ten, ein Dominikaner, *Wilhelm* von Brabant, aus *Bruns Beyträgen zur kritischen Bearbeitung alter Handschriften*, 1 St. S. 44 hinzugesetzt werden können. An einer anderen Stelle sagt der Chronikenschreiber *Henric. de Hervordia*, aus welchem *Bruns* obige Nachricht genommen hat, dass, obgleich einige von Galen's Schriften aus dem Arabischen ins Lateinische übersetzt sind, andere jedoch unmittelbar aus dem Griechischen übersetzt seyen. — Da der Vf. *Colomesii Gallia orientalis* anführt S. 263, so verdiente auch das Gegenstück dazu, seine *Italia et Histor. Oriental. Hamburgi* 1730 Erwähnung. Von *Gallia oriental.* ist auch eine spätere Ausgabe heraus, als die citirte von 1665; nämlich eine von 1709, die *J. A. Fabricius* besorgt hat. — Des berühmten *Raymundus Martini* weltbekannter *Pugio fidei* ist nicht in hebräischer und lateinischer Sprache, sondern bloss in lateinischer geschrieben, wenn gleich viele Stellen aus hebräischen Schriften darin angeführt werden; der nämliche Irrthum kommt S. 316 wieder vor. — 3) *Historische Wissenschaften*, S. 267—346. Nachdem der Gang der Historiographie nach Jahrhunderten gezeigt ist, werden die Geschichtschreiber in Italien, Spanien, Frankreich, England, Deutschland, Scandinavien, im lettischen und slavischen Norden, in Ungarn, nicht bloss dem Namen nach angeführt, sondern auch nach ihrem Werthe gewürdiget, denen die Legenden- und die Biographien-Schreiber nachfolgen. Von den geographischen Entdeckungen, denen, welche sie beschrieben, und den Reisenden. Das Urtheil, das S. 333 über *Benjamin von Tudela* gefällt wird, widerspricht dem, das wir im 1 Bande S. 674 lesen. Nach diesem brachte seine 13 *jährige Streiferey manche wichtige Nachricht über mehrere europäische, asiatische und afrikanische Länder in Europa in Umlauf*; nach jenem ist er *von allen Reisebeschreibern der entbehrlichste, und was er von aussereuropäischen Ländern, von Palästina, Mesopotamien, Aethiopien und Aegypten hat, erzählt er bloss nach dem Hörensagen.* Rec. ist überzeugt, dass hierin dem Juden zu viel geschieht, indem sich namentlich in seinen Nachrichten von Mesopotamien Spuren zeigen, dass er dieses Land aus eigenen Ansichten hat kennen gelernt. Die Erläuterungen des gelehrten *M. F. Beck*, die *Nagel* in 14 Programmen, worin die jährliche Feyer der trewischen Schenkung zu Altdorf angekündigt wurde, 1774—1787, aus der nachgelassenen Handschrift, mit eigenen Anmerkungen herausgegeben hat, sind dem Vf. unbekannt geblieben. *De Rossi*, ein Italiäner, übergeht sie nicht in dem 1 Th. seines *Dizionario degli autori Ebrei* pag. 73, ein Beyspiel des Fleisses, das in Deutschland nachgeahmt zu werden verdient. — Unter die Sammlungen von älteren Reisen S. 338, ist gleich nach der ersten einzuschalten: *Reyssbuch des heiligen Landes* etc. *Frankf.* 1629. 2 Theile fol. — Der S. 351 angeführte *Johann de Halifax* hiess *Holywood*, und kommt unter diesem rechten Namen vor S. 340. Beyläufig merken wir an, dass die Seitenzahlen 349—352 aus Versehen des Setzers zweymal vorkommen. — Wenn bey 4) den *mathematischen Wissenschaften* S. 347—357 in dem der Astronomie gewidmeten §. 374. S. 353. *Paul Toscanellus* vor 1482 der Einzige genannt wird, der über die Astrologie erhaben war: so ist zu erinnern, dass sein Zeitgenosse, *Johann Picus von Mirandula*, mit ihm die Ehre theilt. 5) *Philosophische Wissenschaften* S. 358—S. 400. 6) *Physikalische* S. 401—415. 7) *Anthropologische*, wohin Politik und Pädagogik gerechnet werden, S. 399. 400. (Hätten diese aber nicht einen Theil der philosophischen ausmachen, oder, wenn man sie trennen wollte, gleich nach den philosophischen gesetzt werden sollen?) 8) *Medicinische* S. 416—447. 9) *Juristische* S. 449—493 Unter den Sammlungen deutscher Rechte stehen *Dreyer's Abhandlungen und Nebenstunden* S. 484 oben an. Aber jene sowohl, als diese, enthalten wenige deutsche Rechte, nur als Anhang und nicht als Hauptsache. Oder es hätten noch andere Bücher von *Dreyer* z. B. *monumenta anecdota* citirt werden müssen. — Von den Statuten werden S. 484 auch einige ausgehoben, aber warum diese und keine andere, würde sich schwerlich bestimmen lassen. Das von Freyburg ist nicht von Freyburg in der Schweiz, sondern im Breisgau. Das von Lübeck ist nicht aus dem 12ten sondern 13ten Jahrh. Dass man annehme, der Sachsenspiegel sey ursprünglich lateinisch, nachher von dem Vf. selbst ins Deutsche übersetzt worden, ist uns nicht bekannt.

Eine Nachweifung der Seerechte, welche in mehreren Landern im 13ten Jahrh. publicirt wurden, vermiffen wir ungern. 10) *Theologifche Wiffenfchaften* S. 494—582. — Mit Sehnfucht erwarten wir die Fortfetzung. B—dt.

GESCHICHTE.

Berlin, b. Quien: *Lectures Hiftoriques, ou Précis de l'hiftoire de France. — avec des obfervations grammaticales*, par *G. Mila.* 1804. 252 S. 8. (16 gr.)

Hr. *Mila*, der an einem öffentlichen Lehrinftitut zu Berlin als franzöfifcher Sprachlehrer angeftellt ift, wollte den Schülern einer der oberen Claffen ein nützliches Lefebuch in die Hände geben, um fich in der franzöfifchen Sprache zu üben, und wählte dazu einen gedrängten Auszug der Gefchichte von Frankreich, von der Grundung der Monarchie an bis auf unfere Zeiten. Das Unternehmen des Vf. verdient Beyfall und Aufmunterung; denn man weifs, wie fehr es an zweckmäfsigen Buchern diefer Art fehlt. Zwar gefteht er felbft, dafs ihm bey diefer Arbeit kein weiteres Verdienft gebuhre, als die Materialien von *Velly*, *Villaret* und *Garnier*, *Millot*, *Rabaut de St. Etienne*, *la Cretelle* und *Fantin - des Odoards* benutzt und zufammengeftellt zu haben; doch hat er diefs mit gefchickter Auswahl und vieler Unparteylichkeit gethan, und der verftändige Lefer wird fich bald uberzeugen, dafs das Werkchen für öffentliche Schulen, wie für den Privatunterricht, fehr brauchbar fey. Unter dem Text jeder Seite ftehen grammatikalifche Bemerkungen in franzöfifcher und deutfcher Sprache, und Zurückweifungen auf vorhergegangene Noten; denn der Hauptzweck des Vf. fcheint auf die Grammatik gerichtet zu feyn. Freylich kommen da zuweilen fehr unnöthige Bemerkungen vor, z. B. S. 137 d, wo befchrieben wird, was ein Segel fey; und die Nachweifungen find zu fehr gehauft. Mit der Sprachrichtigkeit und der Orthographie des Vf. wird der Kenner fehr zufrieden feyn; doch möchte man es für eine kleine Affectation halten, dafs er immer *jeter* für *jetter*, *appeler* fur *appeller*, *renouveler* für *renouveller* fchreibt. Die Erzählungsart ift lebhaft und anziehend. Manche Begebenheiten find etwas zu umftändlich, andere zu kurz, einige auch unrichtig vorgetragen. Die bekannte Gefchichte des *Franz Damiens* nimmt über 2 Seiten ein; auch der kleinfte Umftand bey feiner Hinrichtung ift nicht vergeffen worden. Die Maitreffen *Ludwigs* XV (S. 135) ftehen nicht in chronologifcher Ordnung. Die *Pompadour* war fchon ziemlich veraltet, als die *du Barry* an den Hof kam; und doch fteht hier diefe vor jener. S. 139, wo von der berüchtigten Halsbandsgefchichte die Rede ift, gefchieht der unglucklichen, fchändlich verläumdeten *Marie Antoinette* Unrecht. Von der Verfammlung der Notablen im J. 1787 ift zu wenig gefagt. Der Friede zu Lüneville ift S. 227 auf den 9 Febr. 1800 gefetzt; es foll 1801 heifsen. Die Gefchichte geht bis zum Frieden zu Amiens v. 25 März 1802. Zur Wiederhohlung ift ein chronologifches Verzeichnifs der Hauptmomente der franzöfifchen Gefchichte beygefugt. Darauf folgt ein alphabetifches Verzeichnifs der im Buche enthaltenen grammatikalifchen Bemerkungen. Ein kleines, aber zweckmäfsiges, Vocabularium macht den Befchlufs.

G. v. F.

KURZE ANZEIGEN.

Kinderschriften. *Magdeburg*, b. Heffenland: *Bibelftellen und Liederverfe uber die vorzüglichften Lehren der chriftlichen Religion zum Auswendiglernen für Kinder*, erklärt durch Katechifationen und Umfchreibungen von *J. C. F. Baumgarten*, Vicarius und Lehrer der Erwerbfchule in Magdeburg. 1806. 148 S. 8. (12 Gr.) Bibelftellen und Liederverfe find gefammelt zum Auswendiglernen für Kinder. Und da man Kindern nichts zur Gedächtnifsübung geben foll, was fie nicht verftehen: fo find kurze Katechifationen über die mehreften zu erlernenden Bibelfprüche beygefügt, in welchen man aber keine weitläuftige Entwickelung der einzelnen Ausdrücke und Begriffe, nach des Verfaffers eigenem Geftändniffe, fuchen darf. „Diefe Entwickelung der Begriffe (fagt er in der Vorrede) gehort zu dem eigentlichen Religionsunterricht, den ich überhaupt hier bey den gelieferten Katechifationen vorausfetze." — Setzen aber diefe Katechifationen eine anderweitige Entwickelung der Begriffe und der zu erklärenden Ausdrücke voraus: fo find fie für den, welcher fchon diefe deutliche Entwickelung der Begriffe hat, überflüfsig, und für den, welcher im entgegengefetzten Falle fich befindet, unzureichend und unzweckmäfsig. Rec. kann überhaupt diefe Katechifationen, da fie alle nach einerley Manier abgefafst find, am beften dadurch charakterifiren, wenn er von irgend einer einen Theil hier abdrucken lafst. S. 60. läfst fich unfer Vf. über den Spruch 1 Mof. 2, 7. auf folgende Art vernehmen. „Fr. Da nun Gott Schöpfer aller Dinge ift, fo müffen auch wir Menfchen Gott, als was betrachten? Ant. Als unfern Schöpfer. Fr. Wie viel Menfchen fchuf aber Gott zuerft? A. Einen Menfchen. Fr. Wie hiefs er? A. Adam. Fr. Woraus machte Gott der Herr den erften Menfchen? A. Aus einem Erdenklofs. Fr. Gott bediente fich alfo zur Erfchaffung der erften Menfchen der Erde; aber erinnert ihr euch wohl noch, wodurch der liebe Gott nach feiner Allmacht, ohne alle Mühe alles hervorbringen kann? A. Durch feinen Willen. Fr. So bald nun Gott wollte, dafs ein Menfch werden follte, was gefchahe fogleich? A. Es war ein Menfch da. Fr. Welchen Theil unferes Wefens erfchuf nun Gott aus Erde? A. Den Leib. Fr. Wodurch wird aber unfer Leib belebt? A. Durch die Seele. Fr. Auch diefe theilte nun Gott den Menfchen mit, wie heifst es davon in unferm Spruche? A. Gott blies ihm den lebendigen Oden in feine Nafe. — Oe. m. r.

Bayreuth, b. Lübecks Erben: *Nützliche und angenehme Schule zum Unterrichte fur Stadt - und Land - kinder. Erfter Theil* VIII und XXVIII und 236 S. *Zweyter Theil* 144 S. *Dritte verbefferte mit Lefe - Declamir - Sing- Rechen - und Schreibubungen vermehrte Auflage.* 1804. 8. Das Buch entfpricht dem Titel; es enthält nützlichen Stoff, angenehm vorgetragen in einer Sammlung von Erzählungen, Liedern, Unterredungen etc. zum Theil fchon vielfach bekannt — kurz es find Lefereyen, aber darum noch kein nach einer richtigen Idee abgefafstes Lefebuch. Der Vf. verfteht die Katechifirkunft gut mit dem Schulhalten zu verbinden, wie die vorangefchickte Probeunterhaltung über die Unfchuld beweifet; nur findet Rec. das Durchkatechifiren eines Liedes dem äfthetifchen Eindruck eines Liedes widerfprechend, wenn es nämlich, wie hier, nach der beliebten Manier gefchieht, wo es mehr ift, als ein Hindeuten auf den Inhalt. Solche Bücher find einmal in den jetzigen Lefezeiten nöthig; aber darum müffen die Vff. noch nicht verlangen, dafs fie defshalb fchon zum Schulgebrauch geeignet feyen: dazu wird noch fehr viel erfodert. Das vorliegende ift unter andern zu weitläuftig. Auch follte der Vf. weniger wortreich feyn. Indeffen gehört fein Buch immer unter die befferen, und hat viel Aehnlichkeit mit den *Glazifchen*. — F. S.

Monatsregister

vom

October 1806.

Verzeichnifs der im Monat October in der J. A. L. Z. recenfirten Bücher.

(Die erfte Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des October.

Bemerkungen über Literatur und Kunst.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Den Theilnehmern an der Jenaischen A. L. Z.

Wir haben zwar, nachdem die Ruhe nur einigermassen bey uns hergestellt war, nicht verabsäumt, die noch schuldigen Antwortschreiben an unsere Herren Mitarbeiter und andere Interessenten zu besorgen; vorzüglich sind vom 31 October an, da die Expedition unserer Zeitung die in No. 98 des Intelligenzblattes enthaltene Nachricht über den unbehinderten Fortgang unseres Instituts und den Zustand der hiesigen Universität an die Hn. Recensenten fast in alle literarisch-bedeutende Städte Deutschlands versendete, die rückständig gebliebenen Antworten zugleich mit expedirt worden: so dass wir nunmehr keinen Brief unbeantwortet gelassen zu haben glauben. Indess könnte es wohl seyn, dass, während der seitherigen Kriegsunruhen, mancher Brief nicht an uns, und mancher von uns erlassene nicht an die Behörde gekommen wäre. Den Herren Buchhändlern insbesondere müssen wir die Nachricht geben, dass seit dem 4 October von Leipzig aus kein Paquet, kein Brief, kein Bestellungs-Zettel *zur Fracht* an uns gelangt ist. Wir bitten daher ergebenst sowohl diejenigen, welche Briefe an uns auf die Post gegeben haben, deren Beantwortung sie noch erwarten, uns davon nochmals mit der Post gefälligst zu benachrichtigen, als auch die, welche durch ihre Leipziger Commissionäre, mittelst unseres dortigen Commissionärs, des Hn. Buchhändler *Rein u. C.*, von dem angegebenen Zeitpunkt an, uns irgend etwas zugeschickt haben, entweder noch einige Zeit in Geduld zu stehen, oder, wofern die Sache dringend war, uns ebenfalls *mit der Post* Nachricht davon zu ertheilen. Jena, den 9 Nov. 1806.

Das Directorium der Jen. A. L. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 NOVEMBER, 1806.

THEOLOGIE.

Stuttgardt, b. Steinkopf: *Benedikts von Spinoza theologisch-politische Abhandlungen*, neu übersetzt mit den von Hn. *von Murr* herausgegebenen Anmerkungen des Vf. zu diesem Tractat, einer einleitenden Vorrede und einigen Anmerkungen begleitet, von *C. P. Conz*, ordentl. Prof. in Tübingen. 1805. LXXVI. u. 424 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Spinoza's Werke sind es, aus welchen so viele theologische und philosophische Schriftsteller unseres Zeitalters geschöpft haben, ohne uns ihre Quelle zu nennen. Sie haben vielmehr erborgte Gedanken mit grosser Zuversicht und hoher Mine für ihre eigenen, selbstständigen Gedanken, und Andersdenkende für Nachbeter und Schwachköpfe ausgegeben. Manches philosophische System ist nichts, als sublimirter, neueingekleideter und mit den Kenntnissen des Zeitalters ausgerüsteter Spinozismus, und ein Kenner der Werke Spinoza's kann alle Hauptsachen selbst bis auf gewisse Lieblingsausdrücke nachweisen. Aber auch die Keime der Untersuchungen der höheren Kritik über die biblischen Bücher, der historischen Schriftauslegung, der neuen Ansichten des Judenthums und des Geistes der ebräischen Propheten, der sogenannten natürlichen Erklärung der Wunder, die in der Bibel erzählt werden, des Accommodationssystems in der Dogmatik etc. liegen in dem *theologisch-politischen Tractate*, von welchem wir hier eine Uebersetzung anzeigen. Es ist nur der Unterschied zwischen Spinoza und manchen spinozistischen Philosophen unseres Zeitalters, dass jener seine Untersuchungen ruhig, klar und einfach anstellt und mittheilt, und dass bey ihm die wirklich unsittliche Tendenz seines Systems nicht so sehr hervortritt, dass hingegen diese mit Leidenschaft verfahren, alles in Wolken hüllen, durch Wortprunk und poetische Prosa imponiren wollen und nicht nur im Systeme, sondern auch in der Art und Weise, wie sie es vertheidigen, den unsittlichen und gegen die menschliche Freyheit und Würde feindseligen Geist desselben offen hervortreten lassen. Was aber die Theologen und die biblischen Orientalisten betrifft, welche von Spinoza's Untersuchungen Gebrauch gemacht haben: so wäre wenigstens vielen unter ihnen zu wünschen gewesen, dass sie sich auch Spinoza's philosophischen Geist möchten zu eigen gemacht, und uns so viel von der Göttlichkeit und Heiligkeit der Bibel übrig gelassen haben, als dieser Weltweise wirklich gethan hat. Damit nun alles dieses bekannter werde, als es wirklich ist, damit es auch denjenigen bekannt werde, welche den theologisch-politischen Tractat im Lateinischen nicht lesen können oder wollen, aber ihn deutsch verstehen können und lesen werden, halten wir es für recht gut, dass eine deutsche Uebersetzung von demselben geliefert ist, welche in der Hauptsache treu und richtig ist, und sich noch ausserdem dem Tone des Originals glücklich nähert. Diesen Grund halten wir für wichtiger, als was der Vf. der Uebersetzung im Vorberichte anführt, dass er nämlich bey den gegenwärtigen Gährungen in der Philosophie und Theologie die Aufmerksamkeit wieder auf einen so grossen Denker habe lenken wollen, weil das hier übersetzte Werk nicht viel mehr gelesen werde und selten sey. Was übrigens die Richtigkeit der Uebersetzung betrifft, so sind uns doch nicht selten Fehler der Uebereilung und Nachläsigkeit vorgekommen, z. E. S. 101 ist *Primo - Deinde - Denique* übersetzt durch: Erstens - Endlich - Endlich - S. 165 ist eine Stelle des *Maimonides*, welche Spinoza ganz richtig so giebt: „*Scito, quod non fugimus dicere mundum fuisse ab aeterno propter textus, qui in scriptura occurrunt de creatione mundi*" so übersetzt: „Wisse, dass wir ohne Wank behaupten, die Welt sey von Ewigkeit her gewesen wegen der Beweisstellen, die in der Schrift über die Schöpfung der Welt anzutreffen sind." Der Sinn ist aber, wie man sowohl aus den Worten selbst, als auch aus dem Nachfolgenden sieht, der, dass die Stellen, welche in der Schrift von der Weltschöpfung vorkommen, den Maimonides nicht abhalten würden, die Ewigkeit der Welt zu behaupten, wenn er nicht andere Gründe hätte, diese zu leugnen. Spinoza sagt Cap. VII. zu Ende: *Cum igitur summum jus libere sentiendi etiam de religione penes unumquemque sit, nec possit concipi aliquem hoc jure decedere posse, erit ergo etiam penes unumquemque summum jus summaque authoritas de religione libere judicandi et consequenter eandem sibi explicandi et interpretandi. Nam nulla alia de causa summa authoritas leges interpretandi et summum de rebus publicis judicium penes magistratum est, quam quia publici juris sunt: adeoque eadem de causa summa authoritas religionem explicandi et de eadem judicandi penes unumquemque erit, scilicet quia uniuscujusque juris est.* Diess ist S. 171 so übersetzt: „Da demnach jeder das höchste Recht, frey zu denken, auch über die Religion, hat, und es undenkbar ist, wie einer dieses Recht veräussern

könne: so wird demnach jeder auch das höchste Recht und die höchste Vollmacht haben, frey über die Religion zu urtheilen, und sonach dieselbe sich auszulegen und zu erklären. Denn aus keiner anderen Ursache ist das höchste Recht, die Gesetze zu erklären, und die höchste Erkenntniss über öffentliche Angelegenheiten bey der Obrigkeit, *als weil jeder ein Recht auf sie hat:* Folglich wird auch eben daher die höchste Vollmacht, die Religion zu erklären und über dieselbe zu urtheilen, bey jedem seyn, *weil nämlich ein jeder ein Recht auf sie hat.*" Diese Uebersetzung ist gerade in dem Hauptpuncte unrichtig, und der Unterschied zwischen *juris publici* und *juris uniuscujusque esse* ist in derselbigen nicht ausgedrückt. Spinoza will sagen: die Religion sey eine Privatsache, sie könne jeder frey beurtheilen und sich erklären, sie sey *juris uniuscujusque*, die bürgerlichen Gesetze aber seyen eine öffentliche Sache, sie dürfe nur die Obrigkeit erklären und anwenden, sie seyen *juris publici*. S. 172 ist „*non tantum pauciora*" unrichtig übersetzt durch: „was nicht eben das Geringere ist." Es ist aber in dieser Stelle überhaupt in dem Texte des Spinoza ein Schreib- oder Druck-Fehler, eine fehlerhafte Versetzung der Worte, welche nur durch Conjectur verbessert werden kann. Spinoza behauptet, das Fundament der Erklärung der heil. Schrift sey die Geschichte derselben, klagt aber darüber, dass die Alten sie vernachlässiget haben, und setzt darauf noch hinzu: *Quod adhuc tolerandum esset, si posteri intra veros limites se continuissent et pauca, quae acceperant aut invenerant, bona cum fide successoribus suis tradidissent, nec nova ex proprio cerebro excussissent: quo factum est, ut Scripturae historia, non tantum imperfecta, sed etiam mendosior manserit.* — Bis hieher ist alles klar; nun heisst es aber weiter: *hoc est, ut iis integra superstrui possit, sed etiam vitiosa sint. Haec emendare fundamenta cognitionis scripturarum, non tantum pauciora, ut et communia Theologiae praejudicia tollere, ad meum institutum spectat* Man kann leicht vermuthen, dass das: *non tantum pauciora*, welches den ganzen Sinn stört, nicht hieher, sondern weiter oben zu: *sed etiam vitiosa sint*, gehört. Wahrscheinlich ist die wahre Lesart folgende: *hoc est, ut iis integra superstrui possit, quae non tantum pauciora, sed etiam vitiosa sint. Haec emendare fundamenta cognitionis scripturarum ut et communia Theologiae praejudicia tollere, ad meum institutum pertinet.* Cap. XIII. bald zu Anfang sagt Spinoza: *Non satis mirari possum eorum ingenia, qui in religionem tot res philosophicae speculationis introduxerunt, ut Ecclesia, Academia et Religio scientia vel potius altercatio videatur.* Diess übersetzt Hr. *Conz*: „Ich kann mich nicht genug über solche Köpfe wundern, die so viel Dinge von philosophischer Speculation in die Religion eingeführt haben, dass es scheint, Kirche, hohe Schule und Religion seyen eine Wissenschaft oder vielmehr eine Kampfübung." Statt: die Kirche sey eine hohe Schule und die Religion eine Wissenschaft etc.

Diese Beyspiele mögen hinreichend seyn, um zu zeigen, welche Arten von Fehlern in dieser Uebersetzung angetroffen werden. Voran steht ein Vorbericht des Uebersetzers, statt einer Einleitung, darauf folgt ein Fragment über Spinoza's Lehre. Beyde Stücke enthalten zwar einige glückliche und nicht gemeine Bemerkungen; aber sie sind ziemlich rhapsodisch und flüchtig abgefasst, und man vermisst Schärfe, Ordnung und tiefes Eindringen. Und warum ist nicht aus beyden Ein Ganzes gemacht? Auch der Vorbericht enthält ja schon viel über Spinoza's Lehre. Nach S. XXXVI. scheint er erst nach dem Fragmente, einem Wunsche des Verlegers gemäss, geschrieben zu seyn. Wir würden für besser gehalten haben, wenn der Vf. statt der Untersuchungen über die Philosophie des Spinoza, wozu er keinen besonderen Beruf zu haben scheint, sich nur auf diesen merkwürdigen theologisch-politischen Tractat eingeschränkt und über die Veranlassungen und den Ursprung, den Geist und die Tendenz, die Folgen und Wirkungen, auch das Verhältniss desselben zu anderen Schriften Spinoza's, worüber sich viel Neues und Interessantes sagen liess, Forschungen angestellt und dem Publikum mitgetheilt hätte. Der Anmerkungen des Uebersetzers sind wenige, und sie betreffen meist die von Spinoza aus der Bibel angeführten Stellen. PQR.

TÜBINGEN b. Herbrandt: *Historische Bemerkungen über die Taufe, von M. Christ. Fried. Eisenlohr*, Repet. am kurfürstl. Stift zu Tübingen. 1804. 133 S. in 8. (9 gr.)

Diese lesenswerthe Schrift wurde zunächst durch die: *Freymüthige Untersuchung über die Taufe* (Leipzig 1802) veranlasst. Hr. E. bekennet selbst, dass er dieser Schrift in mehreren Punkten Belehrung und Aufklärung verdanke; allein in Ansehung ihrer Ansicht der Taufe konnte er überhaupt nicht einstimmen, und desswegen entschloss er sich, seine abweichende Meinungen, so weit sie das Historische betreffen, in diesen Bemerkungen mitzutheilen. Der Vf. thut dieses mit einer solchen Anspruchlosigkeit, Bescheidenheit und ruhigem Untersuchungsgeist, dass sich schon dadurch seine Bemerkungen jedem unbefangenen Leser empfehlen. Ganz richtig sagt er in der Vorrede: „Es muss schon Werth haben, die entgegengesetzten Meinungen mit ihren Gründen übersehen zu können, weil diess auch, ohne die Sache zur völligen Gewissheit zu bringen, wenigstens den Prüfungsgeist weckt, und das zu schnelle Entscheiden und Absprechen, und — was die Folge davon ist — das unzeitige und unbefugte Reformiren verhindert". Auch hat der Vf. auf die Meinungen anderer neuerer, genannter und ungenannter Gelehrten über diesen Gegenstand, wiederum nur in so weit sie das Historische betreffen, Rücksicht genommen. Die Schrift selbst besteht aus drey Abschnitten, und der letzte ist wieder in 5 Kapitel abgetheilt. Der erste Abschnitt ist überschrieben: *Taufen vor Johannes.* Es wird überhaupt bemerkt, dass das Waschen mit Wasser bey den Juden vorzüglich zu religiösen Zwecken gebraucht wurde, und dass

bey den Essenern auch ein gemeinschaftliches tägliches Waschen in kaltem Wasser Sitte war. Ganz richtig wird aber gegen *Stäudlin* und *Paulus* erinnert, dass die Stelle bey Joseph. d. B. J. L. II. C. 8 §. 7 nicht vom Waschen der Essener als Receptions- oder Initiations-Gebrauch könne verstanden werden. Hierauf kommt der Vf. auf die Proselyten-Taufe der Juden. Die verschiedenen Meinungen darüber werden nur kurz angeführt. Rec. hätte sehr gewünscht, dass die Meinung neuerer Gelehrten, nach welcher die Proselytentaufe ein späteres Institut der Juden seyn soll, bey dieser Gelegenheit genauer und gründlich wäre untersucht worden. Der Vf. erklärt sich, wie Rec. glaubt, mit Recht für die Meinung, dass zur Zeit Johannes die Proselytentaufe schon im Gebrauch gewesen sey, und dass die Frage, die man dem Johannes vorlegte, warum taufest du? nicht dem höheren Alter der Proselytentaufe widerspreche. Rec. würde aber doch lieber die Frage des Sanhedrins darauf beziehen, dass Johannes Juden taufte. Diess war allerdings ein neuer Ritus, dessen Einführung auffallend war, und wesswegen das Sanhedrin den Johannes befragen konnte. Dass es in der Frage hätte müssen ausgedrückt werden, warum er Juden taufe, folgt gar nicht. Wozu war dieses nöthig, da Johannes wirklich Juden taufte? Die Sache selbst lehrte ja, worauf die Frage ginge; denn Johannes taufte keine Heiden. Der 2 Abschnitt handelt *von der Taufe des Johannes*. Ganz richtig wird bemerkt, dass man aus dem Ausdruck des Johannes Matth. 3, 11 nicht schliessen könne, dass Johannes das Taufen als ein nicht-messianisches Geschäft betrachtet habe; aber Rec. kann die Erklärung nicht wahrscheinlich finden, dass sich βαπτίζειν ἐν πνεύματι bestimmt auf die Wirkung des Geistes Gottes auf den Apostel beziehe, und das ἐν πυρί die Beschreibung der sichtbaren Erscheinung bey den Aposteln war. Noch weniger kann er aber die Erklärung billigen, nach welcher der Vf. ἐν πυρί als blossen Gegensatz des ἐν ὕδατι betrachtet, womit Johannes das ἐν πνεύματι amplificire, und den Sinn also bestimmt: *Mein Wirken ist in Vergleichung gegen die geistvolle Wirksamkeit des Messias wie Wasser.* Der Ausdruck ἐν πυρί muss nach dem Sprachgebrauch und Zusammenhang nothwendig von Strafgerichten erklärt werden. Er beziehet sich auf die Personen, die Johannes nach Matth. 3, 7—9 hart anredete und bestrafte. Eben desswegen, weil Markus Kap. 1, 6. 7 dieses übergehet, und nichts von der Ankunft dieser Personen bemerkt, lässt er auch V. 8 ἐν πυρί, das sich auf jene Personen bezog, weg. Es ist wirklich auffallend, dass man so wenig auf diesen Grund geachtet hat. In dem dritten Abschnitt wird *von der Taufe Jesu und der Apostel* gehandelt, und zwar im 1 Kap. *von der Anordnung der Taufe.* Der ungenannte Vf. der Abhandlung über die Taufe hatte den Satz aufgestellt: das Christenthum sollte mit der Taufe nichts zu thun bekommen, und sucht überhaupt zu zeigen, dass die Taufe nicht von Christo eingeführt und verordnet sey. Die Gründe, welche er aufstellt, werden von Hn. E. kurz zusammengestellt, und darauf beantwortet. Zuförderst wird überhaupt bemerkt, dass das Argument *ex silentio* höchst trüglich sey, und bey einer Sache, die einen herrschenden Gebrauch betreffe, keine Anwendung leide; darauf werden die einzelnen Gründe nach der Reihe durchgegangen und widerlegt. Auch wird richtig auf die aufgeworfene Frage geantwortet: ob die Apostel nicht das Beyspiel des Johannes bloss nachgeahmt haben könnten? Hiebey äussert nun Hr. *E.* den Gedanken, dass Jesus, der anfangs taufte oder taufen liess, vielleicht nachher das Taufen nicht fortgesetzt habe; theils, weil er während seines Lebens nur eine Schule, ein Seminar von Lehrern, bilden wollte; theils, weil er so viel als möglich alles öffentliche Aufsehen zu vermeiden suchte. Vielleicht liege daher in diesem Aussetzen des Taufens der Grund, warum Jesus kurz vor seiner Trennung von seinen Jüngern den Taufbefehl wiederholt und förmlich promulgirt habe. Der Verf. kommt nun auf die Ächtheit des Taufbefehls, welche er gegen den Vf. der Untersuchung über die Taufe und gegen *Teller* und *Schmidt* vertheidiget. Da es bey der Streitfrage hauptsächlich darauf ankommt, ob die Stelle ächt sey: so hätte dieses hier etwas ausführlicher und genauer können aus einander gesetzt werden. Das 2 Kap. handelt *von dem Gebrauch des Wassers beym Taufen.* Der Vf. führt die verschiedenen Bedeutungen des Worts βαπτίζειν an, und wirft die Frage auf: Sollte das βαπτίζειν durch Untertauchen oder Abwaschen oder Besprengung geschehen? Die Meinung *Lightfoots*, die Besprengung mit Wasser sey der ältere Gebrauch, wird mit Recht bestritten. Die christliche Taufe war von der Taufe Johannes, die im Untertauchen bestand, übernommen, auch die Apostel gebrauchten die Untertauchung und betrachteten diese als Symbol; die Praxis der alten Kirche bestätiget es ebenfalls, und von der Allgemeinheit des Untertauchens zeugen die besondern Taufgebäude oder *baptisteria*. In Ansehung der Abänderung des ursprünglichen Ritus des Untertauchens wird erinnert, dass die Taufe mit Aspersion noch immer das Wesentliche des angeordneten Instituts habe, und dass man mit Gewissheit behaupten könne, Jesus habe die Hauptsache der Taufe nicht an das Äussere der Ceremonie gebunden. In dem 3 Kap. redet der Vf. *von der Taufformel.* Er behauptet, dass in dem Taufbefehl keine Formel für die Taufhandlung, weder für den Täufer, noch für den Täufling vorgeschrieben sey, und dass auch die gewöhnliche Formel in den ersten Zeiten des Christenthums unbekannt gewesen. Die Gründe gegen und für diese Meinung werden angeführt und erwogen. Was gegen die Stelle aus *Justin dem Mart.* Apolog. C. 61 erinnert wird, ist nicht befriedigend. Der Vf. gesteht es selbst ein, dass man aus Justin sehe, dass die in dem Taufbefehl erwähnten Worte als Formel beym Taufen damals seyn gebraucht worden, erinnert aber bloss gegen die Ausdehnung des Beweises, dass die Angabe nicht weit unter die Mitte des zweyten Jahrhunderts herabreichen könne. Justin redet aber nicht von einem neuentstandenen Gebrauch, sondern wie er schon vorher gewesen sey, und als von einer ganz bekannten und ein-

geführten Sache. Die Frage, wie es komme, daſs von keinem der früheren Väter der Taufformel erwähnt werde, iſt hier von gar keinem Gewicht. Der Vf. hält ja ſelbſt das *Argumentum e ſilentio* für unſtatthaft, und wie viel iſt uns denn von früheren Vätern übrig, wo wir gerade dieſes erwarten könnten? Auch unter den S. 77—85 angeführten poſitiven Beweiſen, daſs der Gebrauch der Taufformel zur Zeit der Apoſtel nicht gewöhnlich geweſen ſey, iſt mehreres, welchem Rec. nicht ganz beyſtimmen kann. Z. B. daſs die Worte Jeſu Matth. 28 ganz gegen die gewöhnliche Vorausſetzung ſeyn, weil es alsdann *ἐν* oder *ἐπι τῳ ὀνοματι* heiſsen müſſe. Wer ſich die Worte Jeſu in der Sprache denkt, worin er den Befehl ertheilt, der wird dieſen Grund nicht gebrauchen. Auch die Stelle 1 Kor. 1, 13 iſt ſo entſcheidend nicht, wie der Vf. glaubt. Die Frage *ἠ εις το ὀνομα Παυλου ἐβαπτισϑητε* zeigt doch an, daſs ſie *εἰς ὀνομα τινος* ſind getauft worden; und der Sinn des folgenden iſt offenbar: Ich freue mich, daſs ich nur den Krispus und Gajus getauft habe, damit niemand ſagen könne, ich habe mir durch die verrichtete Taufe zugleich einen Anhang zu machen geſucht. Das 4 Kap. unterſucht die Frage: *Sollte die Anordnung der Taufe für immer gelten?* Der Vf. erklärt die Meinung für die wahrſcheinlichere, welche die immerwährende Fortdauer der Taufe, oder die Taufe als einen für alle künftige Zeiten der Kirche gültigen Gebrauch, wo nicht von einem Befehl, doch wenigſtens von der Abſicht Jeſu ableitet, und die Ausdehnung deſſelben für eine apoſtoliſche Anordnung erkennt. In dem 5 Kap. werden die beyden Fragen beantwortet: *ob nur für Proſelyten oder auch für Nachkommen chriſtlicher Eltern; und ob bloſs für Erwachſene oder auch für Kinder die Taufe beſtimmt ſey?* Bey der Beantwortung der erſten Frage werden gegen den Hauptgrund des Vfs. über die Taufe, die Taufe ſollte eine Feyerlichkeit beym Uebergang von der jüdiſchen und heidniſchen Religion zur chriſtlichen ſeyn, dieſer Uebergang finde aber bey gebornen Chriſten nicht ſtatt, gute Erinnerungen gemacht. Ganz richtig wird unter andern geſagt: der Begriff des Uebergangs oder Uebertritts von einer anderen Religion iſt nicht das Weſentliche bey der Taufe, ſondern das Annehmen der chriſtlichen Religion und die Einweihung dazu. Bey den Stellen Röm. 11, 16. und 1 Kor. 7, 14 wird gezeigt, daſs ſie, unparteyiſch unterſucht, nicht beweiſen, daſs Kinder chriſtlicher Eltern nicht erſt zum Chriſtenthum brauchen eingeweiht zu werden. In der letzteren Stelle, ſagt der Vf., heiſst *ἁγια* entweder rechtmäſsig im Gegenſatz von unrechtmäſsig; oder zur chriſtlichen Kirche gehörig, zu ihr gerechnet, Glied der Gemeinde, ohne übrigens, was erſt durch die Taufe als Einweihungsmittel geſchehe, ein wirklicher Chriſt zu ſeyn. Auch der Beweis, den der Vf. der Unterſuchung über die Taufe durch eine Parallele, die er zwiſchen der Taufe und den neuteſtamentlichen Vorſtellungen vom Tode Jeſu ziehet, zu führen ſucht, um zu zeigen, daſs die Taufe ein temporärer Gebrauch ſeyn ſollte, wird gut gewürdiget. Bey der Beantwortung der anderen Frage: ob die Taufe auch für Kinder beſtimmt ſey, wird die Behauptung, daſs der Taufbefehl ein offenbares Verbot der Kindertaufe enthalte, mit Recht beſtritten, und es werden überhaupt gute Bemerkungen über dieſe Sache, in ſo weit ſie hiſtoriſch iſt, gemacht. S. 129 theilt uns der Vf. das allgemeine Reſultat ſeiner Privatunterſuchung über die Kindertaufe mit. Er ſagt: „So gewiſs es iſt, daſs uns manche Streitigkeiten der erſten Jahrhunderte unbekannt geblieben ſind: ſo muſs doch über die Kindertaufe kein Streit geweſen ſeyn. Dieſs ergiebt ſich ſowohl aus dem wirklichen Stillſchweigen darüber, als aus der Art des Streits über die Vernunftmäſsigkeit derſelben, bey welchem die kirchliche Praxis, ja ſogar die Tradition vorausgeſetzt wurde. Ich behaupte nun nicht, daſs der Gebrauch wirklich von der Tradition der Apoſtel hergerührt habe; aber es gab unter den Gegnern deſſelben doch keinen, der ſie leugnete, oder eine entgegengeſetzte behauptete. Wahrſcheinlich kam demnach die Kindertaufe ſchon im apoſtoliſchen Zeitalter hie und da auf, ohne übrigens allgemeine Sitte zu ſeyn; ſie wurde es aber nach und nach immer mehr, theils aus Rückſicht auf die Analogie der Beſchneidung, theils durch die herrſchende Vorſtellung von den herrlichen Kräften der Taufe, die gewiſs bald nach dem Abſterben der Apoſtel ins Magiſche und Hyperphyſiſche geſetzt wurden." Der Vf. verſpricht, am Ende der Vorrede, Beyträge zur älteren Geſchichte der Liturgie. Wir ermuntern ihn zur Herausgabe derſelben, und wünſchen zugleich, daſs er mehrere Sorgfalt auf ſeinen Styl wenden möge.

T. D.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. *Zittau* und *Leipzig*, b. Schöps: *Kurzer Abriſs der chriſtlichen Glaubens- und Sittenlehre zur Belehrung und Wiederholung für Katechumenen*. von M. *Joh. Heinr. Cramer*, Diaconus und Frühprediger an der Kreuzkirche zu Dresden. 1806. 56 S. 8. (3 Gr.) Dieſe Bogen ſind nach der ausdrücklichen Erklärung ihres Vf. bloſs für den kleinen Kreis ſeiner Bekannten beſtimmt, und Rec. glaubt auch nicht, daſs ſie bey dem gröſseren Publicum viel Eingang finden werden, da ſich dieſer in Fragen und Antworten eingekleidete Unterricht durch nichts, als durch ſeine Kürze empfehlen kann.

Oe. m. r.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Halle*, b. Hemmerde und Schwetſchke: *Kirchenlieder* von *G. W. Ch. Starke*. 1804. 34 S. 8. (6 gr.). Von den hier zuſammengedruckten 42 Kirchenliedern ſind, laut der Vorrede, nur einige wenige ſchon anderwärts erſchienen, und in neue Geſangbücher aufgenommen. Die übrigen ſind vom Vf. neu gedichtet. Diejenigen, welche neue Geſangbücher ſammeln wollen, werden ihm für ſeine Beyträge Dank wiſſen. Denn der Inhalt athmet überall reine geläuterte Moral und Religion; der Ausdruck iſt richtig, deutlich, herzlich, ſo viel als es in Geſängen für *Alle* ſeyn darf, dichteriſch genug, nur ſie berückſichtigen überall die dringendſten kirchlichen Bedürfniſſe. Nur ſind die meiſten zu kurz.

S. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 NOVEMBER, 1806.

IURISPRUDENZ.

1) Göttingen b. Schneider: *Lehrbuch des deutschen Staatsrechts* von *Justus Christoph Leist.* 1ste Aufl. 1803. 2te Aufl. 1805. 792 S. nebst einem Anhange von Urkunden 83 S. 8. (2 Rthlr. 12 gr.).

2) Erlangen b. Palm: *Einleitung zu einem neuen Lehrbegriff des deutschen Staatsrechts*, von Dr. *Joh. Lud. Klüber.* 1803. 176 S. gr 8. (15 Gr.)

3) Landshut b. Krüll: *Deutsches Staatsrecht* von *Nic. Thadd. Gönner.* 1804. 844 S. 8 (3 Rthlr.).

4) Halle in der Rengerschen Buchhandl.: *Handbuch des deutschen Staatsrechts.* Zum Gebrauch akademischer Vorlesungen. Von *Theodor Schmalz.* 1805. XII und 331 S 8. (1 Rthlr. 8 gr.).

5) Jena b. Seidler: *Lehrbuch des deutschen Staatsrechts* von *Andr. Jos. Schnaubert.* 1ster Band 1806. 318 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.). *)

Die blutigen Tage bey Ulm und Austerlitz entschieden über das Schicksal der deutschen Reichsverfassung. Schon längst glich dieses Gebäude einer ehrwürdigen Ruine des Alterthums. Die Macht des Hauses Oesterreich und das Interesse der mindermächtigen Reichsstände, und mehr als beydes, der Vortheil des Besitzstandes — hielt noch so eben das Ganze zusammen. So wie jene Macht geschwächt, die Anzahl der deutschen Reichsstände vermindert, und das Vorurtheil, welches Besitz und Herkommen doch noch einigermaßsen für sich hatten, bekämpft wurde: so muſste auch die deutsche Constitution von selbst fallen; ohne einen Gewaltstreich, bloſs durch einige Staatsschriften, nachdem sie beynahe ein Jahrtausend lang (Vertrag zu Verdün 843) — dem Namen nach unverändert — bestanden hatte. Aus ihren Trümmern erheben sich neue Gebäude. Ob diese für die Bewohner bequemer, ob sie dauerhafter seyn werden? — dieſs zu entscheiden, gehört für die Zukunft.

Die Zeichen der Zeit verkündeten schon längst die letzte entscheidende Stunde, die jetzt für die deutsche Verfaſsung geschlagen hat. In dem presburger Friedens-Instrumente (v. 26 Decbr. 1805) geschah weder eines deutschen Kaisers, noch eines deutschen Reiches weiter Erwähnung. Vielmehr erhielten durch diesen Frieden einige deutsche Reichsstände, Bayern und Wirtemberg, Würden und Vorrechte, die mit der Fortdauer der deutschen Reichs-Verfassung nicht wohl vereinbar waren. Und, was mehr als Alles dieses war, die politischen Verhältnisse der europäischen Mächte (der eigentliche Geist des deutschen Staatsvereins) hatten sich mit jenem Frieden in dem Grade verändert, daſs an das fernere Bestehen jener Verfassung weiter nicht zu denken war. Schon seit der Reformation war Deutschland doch im Grunde mehr ein Staatenbund, als ein einziger Staat; anfangs, im 16ten und 17ten Jahrhundert, ein Verein zwischen den katholischen und den protestantischen Reichsständen, sanctionirt durch den Religions- und den westphälischen Frieden — insbesondere durch die *Itio in partes*; in der Folge, im 18 Jahrh., ein Verein zwischen dem südlichen und nördlichen Deutschland, zwischen Oesterreich und Preussen und den mit ihnen durch ausdrückliche Verträge oder durch Staats-Interesse vereinigten Reichsständen. Noch der lüneviller Friede und der Deputationshauptschluſs (v. 9. Febr. 1801 und v. 25 Febr. 1803) schienen auf diese Basis die Fortdauer der deutschen Verfassung zu gründen. Als aber der letzte Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich und die darauf erfolgten Begebenheiten und Verträge die Verhältnisse Oesterreichs und Preussens zu Frankreich gänzlich umgeändert hatten — — da konnte man, ohne ein Seher zu seyn, schon mit Gewiſsheit voraussagen, daſs der siegreiche Napoleon, der sich bey seiner Krönung mit dem Schwerdte Karls des Groſsen umgürtet hatte, den deutschen Staatenbund eine neue, mit dem von ihm aufgestellten Conföderationssystem übereinstimmende Gestalt annehmen lassen würde. Das längere Verweilen der französischen Heere auf deutschem Grund und Boden, die Unterhandlungen, die in Paris mit den Abgeordneten der deutschen Reichsstände gepflogen wurden, die Ernennung des Cardinals Fäsch zum Coadjutor des deutschen Reichs-Erz-Kanzlers, die Unthätigkeit des deutschen Reichstages, die Stille, die einer groſsen Erschütterung voranzugehen pflegt — diese und andere Umstände verkündigten den Schlag, der endlich am 1sten August 1806 die deutsche Reichs-Verfassung traf. An diesem Tage übergab der französische Gesandte zu Regensburg (Bacher) dem Reichstage eine Note, aus welcher Rec. hier nur diejenigen Stellen aushebt, die unmittelbar die in Frage ste-

*) Die Recension ist bereits den 1 Sept. bey uns eingelaufen. Zufällige Umstände verzögerten den Abdruck, nachdem diese staatsrechtlichen Lehrbücher schon vorläufig von einem anderen Recensenten in No. 197 angezeigt worden waren.
Das Directorium der Jen. A. L. Z.

benden That-Sachen betreffen, so interessant auch die darinne aufgestellten Entscheidungsgründe dieses Endurtheils an sich sind. „Ihre Majestäten, die Könige von Bayern und Wirtemberg, die souveränen Fürsten von Regensburg, Baden, Berg, Hessen-Darmstadt, Nassau und die übrigen vornehmsten Fürsten des südlichen und westlichen Deutschlands, heisst es in dieser Note, haben den Entschluss gefasst, unter einander eine Conföderation zu stiften, welche sie vor allen Ungewissheiten der Zukunft in Sicherheit setzen kann, und sie haben aufgehört Reichsstände zu seyn." Nachdem hierauf die Gründe dieses Entschlusses, und der Zustimmung Frankreichs zu demselben ausführlich auseinandergesetzt worden sind, wird folgende Erklärung des Kaysers der Franzosen der bisherigen Reichsversammlung mitgetheilt: „Se. Majestät, der Kayser und König ist daher verbunden zu erklären, *dass er die Existenz der deutschen Constitution nicht mehr anerkenne*, nichts desto weniger aber die volle und uneingeschränkte Souveränität eines jeden der Fürsten, deren Staaten das heutige Deutschland ausmachen, anerkannt und mit ihnen die nämlichen Relationen, wie mit den übrigen unabhängigen Mächten von Europa beybehält. *S. Majestät, der Kaiser und König hat den Titel eines Protectors der Rheinconföderation (Protecteur de la Confédération du Rhin) angenommen.*" — Unter demselben Datum wurde eine mit dieser Note ganz übereinstimmende Erklärung von den bisherigen Comitial-Gesandten der Könige von Bayern und von Wirtemberg etc. dem Reichstage übergeben, aus welcher Rec. nur folgende Stelle hier auszeichnet: „Dass diese Ruhe der Hauptzweck des rheinischen Bundes ist, davon finden die bisherigen Reichs-Mitstände der Souveräns, in deren Namen die gegenwärtige Erklärung geschieht, den deutlichen Beweis darin, *dass jedem unter ihnen, dessen Lage ihm eine Theilnahme daran erwünschlich machen kann, der Beytritt zu demselben offen ist.*" (Die Conföderation ist am 12ten July 1806 zu Paris unterzeichnet worden. Mitglieder des Bundes sind: die Könige von Bayern und Wirtemberg, die Grossherzoge von Baden, Cleve und Hessendarmstadt, der Fürst Primas, (Erzkanzler), Herzog von Nassau-Usingen, Fürst von Nassau-Weilburg, Hohenzollern-Hechingen, H. Siegmaringen, Salm-Salm, Salm-Kyrburg, Isemburg, Aremberg, Lichtenstein, und der Graf v. d. Leyen). Diesen Staatsschriften folgte bald eine Erklärung des bisherigen römischen Kaisers deutscher Nation, Franz II, (unterzeichnet, Wien, den 6 August), worinne dieser auf einen Thron Verzicht leistete, auf welchem seine Vorfahren beynahe vier Jahrhunderte hindurch (Albrecht II gewählt 1437) geherrscht hatten. — So gäbe es also keine deutsche Reichs-Verfassung mehr, keinen deutschen Kaiser, keine deutschen Reichsstände, keinen deutschen Reichstag u. s. w. (Eine deutsche Nation, in wiefern Einheit der Staatsverfassugg die Bedingung der Einheit der Nation ist, existirte schon längst, nur in den wohlmeinenden Träumen deutscher Patrioten.) An die Stelle des deutschen Reichsverbandes tritt ein rheinischer Bund. Die bisherigen deutschen Landesherren sind von nun an in ihren Ländern souverän. Der Zweck des rheinischen Bundes bezieht sich nur auf die äusseren Staatsverhältnisse.

Mit Recht gedenkt man an dem Grabe eines berühmten Mannes (eines Helden oder — Staatsmannes) der Verdienste, die er sich um seine Nation oder um die Menschheit erwarb, der Fehler, die er verschuldete, der Besorgnisse, die sein Tod erweckt. Das: *de mortuis nil nisi bene*, mag die unpartheyische Stimme der Geschichte nicht bestechen. Eine würdige Todtenfeyer ist nur die, die für die Lebenden Belehrung oder Warnung ist.

Fragt man nun zuförderst: Was verdankte Deutschland seiner bisherigen Verfassung *in Beziehung auf seine äussere Sicherheit und Integrität?* so nennt uns zwar die Geschichte mehr als einen Zeitpunct, wo die Deutschen, vereiniget durch die Verfassung des deutschen Reichs, ihr Vaterland siegreich vertheidigten, und selbst die Retter des übrigen südwestlichen Europens gegen eindringende rohe Völkerstämme wurden. Denn was wäre wohl aus Europa geworden, auf welcher Stufe würde jetzt seine Cultur stehen, wenn nicht der deutsche König Heinrich den Streifzügen der Ungarn (im J. 934) ein Ziel gesetzt hätte, wenn nicht durch deutsche Kraft die slavischen Nationen zurückgedrängt worden wären, wenn nicht, in späteren Zeiten, an deutscher Kriegskunst und Tapferkeit das Kriegsglück der Türken gescheitert wäre? Doch diese Zeiten waren längst vorüber. Längst waren Reichskriege nur für diejenigen gefährlich, von welchen sie geführt wurden. Zuletzt hatten wir sogar einen Reichskrieg, ohne Reichsarmee. Die deutschen Reichs-Kriegs-Gesetze waren nur *a contrario* belehrend. — Dennoch blieb der deutschen Reichsverfassung auch bis auf die neuesten Zeiten das Verdienst, dass sie unter den verschiedenen Staaten, in welche Deutschland selbst zerfiel, wenigstens bis zu einem gewissen Grade den Frieden erhielt — dass sie, als der Mittelpunct des europäischen Gleichgewichts, für den Ruhestand dieser Staaten, so wie des übrigen Europa, von hoher Wichtigkeit war. Jedoch dieser letztere Gesichtspunct ist zu umfassend, als dass er hier genugsam verfolgt werden könnte. Mit der französischen Revolution wurde jenes System der europäischen Politik in dem Grade erschüttert, dass man auch in dieser Hinsicht der baldigen Auflösung des deutschen Reichsverbandes mit Gewissheit entgegensehen konnte.

Die *innere Organisation* dieses Bundes war ohnehin von der Art, dass weit eher die lange Dauer, als die Auflösung desselben befremden kann. Das deutsche Reich hatte schon längst aufgehört als ein einziger Staat zu existiren. Denn was ist ein Souverain ohne Macht? Die deutsche Staatsverfassung, als Lehnsverfassung, auf das Grundeigenthum gestützt, hatte schon ursprünglich, so wie eine jede Lehnsverfassung, den Keim zu ihrer Auflösung, die Tendenz zur Aristokratie, in sich. Dass sich dieser Keim in Deutschland vollständig entwickelte, davon lag

der Grund hauptsächlich darin, dass der deutsche Königsthron (durch das zufällige baldige Erlöschen der ersteren Dynastieen), nicht erblich wurde. Allein der Staatenbund, der an die Stelle eines einzigen Reiches trat, hatte nicht weniger, als dieses, den Keim seiner Auflösung in sich. Da suchte man vergeblich nach einem gemeinschaftlichen Interesse; es gab weder eine Centralmacht, für die Vernichtung der übrigen Bundesglieder ohne Nutzen, noch eine solche politische Gleichheit unter den Mitgliedern des Bundes, bey welcher die Unterdrückung des einen durch das andere unmöglich gewesen wäre. Nur durch das Princip der Opposition fristete der Bund sein Daseyn.

Für die Handhabung der Gerechtigkeit und für die Aufrechthaltung bürgerlicher und politischer Freyheit in den einzelnen deutschen Staaten hatte jedoch dieser Bund, ungeachtet seiner Unvollkommenheiten, unleugbar die heilsamsten Folgen. Bey den Reichsgerichten fand der Unterthan Schutz gegen Willkühr und Partheylichkeit. Diese Gerichte waren die Garants für die Verfassung, insbesondere für die landständischen Rechte in den einzelnen deutschen Ländern. Freylich war der Weg Rechtens oft ein langer mühevoller Weg. Freylich fehlte es den Aussprüchen der Reichsgerichte oft an einem Arme, der sie vollstreckt hätte. Ihr Ansehn sank immer mehr und mehr, seitdem das Gesetz der Politik unterthan geworden war. — Aber der Grundsatz der deutschen Constitution, dass kein deutscher Unterthan willkührlich besteuert werden könne, ferner der Grundsatz, dass die hergebrachte Religionsverfassung ungekränkt verbleiben solle, konnte doch wenigstens in den kleineren deutschen Ländern durch constitutionsmässige Mittel aufrecht erhalten werden, mithin gerade in denjenigen Ländern, in welchen er am meisten gefährdet war. Ueberdem blieb auch in den grösseren deutschen Ländern der Geist der Constitution in dieser Rücksicht nicht ohne Einfluss.

Weit nachtheiliger dürfte hingegen das Urtheil über den Werth der deutschen Verfassung ausfallen, wenn man die Folge in Berührung zieht, die sie *für den Wohlstand der Nation*, für Handel und Gewerbe, hatte. Dass sie nichts für die Beförderung des Handels, für die Belebung des Kunstfleisses, für die Aufnahme des Ackerbaues that, möchte noch an seinen Ort gestellt bleiben. Denn man befreye nur die Thätigkeit der Unterthanen von allen willkührlichen Fesseln, und Fleiss und Wohlstand werden sich von selbst finden. Aber eben dazu gab die deutsche Constitution Veranlassung und Gelegenheit, Handel und Gewerbe mit den drückendsten Einschränkungen und Fesseln zu belasten. Verleitet durch ein eben so falsches, als blendendes System der Staatswirthschaft, glauben die meisten deutschen Landesherren den Wohlstand ihres Landes nur durch Beschränkung der Einfuhr, nur durch Isolirung des Handelsinteresse ihres Landes, nur auf Kosten anderer Länder befördern zu können. Verbote und Privilegien und Sperren aller Art waren die lähmenden Folgen dieses Systems. Zölle und Abgaben, die auf den Handel gelegt wurden, häuften sich um so mehr, je willkommener diese Art der Einnahme den Regierungen, bey der Beschränktheit des Besteuerungsrechtes, war. Die gegen diese Missbräuche gerichteten Reichsgesetze blieben ohne Kraft, bey gemeinsamer Schuld. Endlich, die beträchtlichen Kosten, die eine so zusammengesetzte Staatsverwaltung erheischte, die vielen Klöster und geistlichen Gemeinheiten, die in der Constitution eine nicht unkräftige Stütze gegen den Geist der Zeit hatten, nahmen einen nicht geringen Theil des Nationalvermögens weg, der besser zu anderen Zwecken hätte verwendet werden können.

In einem desto glänzenderen — und wohl in dem glänzendsten Lichte erscheint die deutsche Reichsverfassung, wenn man als Kosmopolit die Folgen betrachtet, die sie *für die Cultur der Deutschen* gehabt hat. — In *dieser* Rücksicht wird man fragen: Verdiente jene Verfassung Lob, das höchste Lob? Ist nicht der Vorwurf, dass die Deutschen keinen Nationalcharakter, keinen Patriotismus, keinen Gemeinsinn haben, mit Einem Worte, dass sie nicht eine Nation sind, eben so gerecht, als schwer? und trägt nicht die Verfassung allein die Schuld von diesem Vorwurfe? — Allerdings muss man diesen Vorwurf zum allergrössten Theile einräumen. Und dennoch besteht jenes Lob! Das Eigenthümliche und Vorzügliche der deutschen Cultur liegt eben darinne, dass sie nicht einseitig, sondern allseitig, nicht auf politische Zwecke berechnet, sondern für sich bestehend, nicht durch Vorurtheil beschränkt, sondern nur auf das an sich Wahre und Gute gerichtet ist. Nur der Deutsche lässt allen anderen Nationen die vollkommenste Gerechtigkeit wiederfahren; nur Er hat sich das Gute, das sich bey Anderen findet, anzueignen gewusst. Wollte man es bezweifeln, dass eine solche Cultur einer nationalen Bildung vorgehe, so müsste man auch daran zweifeln, dass der Mensch mehr, als der Bürger sey. Freylich ist eine solche Cultur noch immer unvollkommen, sobald sie den Patriotismus ausschliesst oder erkalten lässt. Aber Gemeingeist und Vaterlandsliebe ist nichts weniger, als unvereinbar mit einer Bildung, deren Basis Kosmopolitismus ist. Nur in Deutschland mussten dieselben Ursachen, die der Cultur diese weltbürgerliche Richtung gaben, auch die Erkaltung des Patriotismus herbeyführen. Die vornehmste unter diesen Ursachen war die Beschaffenheit der deutschen Reichsverfassung. Einheit des Staates, eine National-Erziehung, eine Hauptstadt des Reiches, als Mittelpunkt der Cultur und der öffentlichen Meinung — mit Einem Worte, alle die Bedingungen, von welchen die Möglichkeit eines Nationalcharakters abhängt, fehlten in Deutschland. Aber eben diese Verfassung, ein Staatenbund, zusammengesetzt aus so vielen und so verschiedenartigen Staaten, verwickelt auf die mannichfaltigste Weise in die politischen Händel des übrigen Europa, in sich enthaltend den Saamen der Zwietracht und Nacheiferung — war für eine vielseitige, allgemein verbreitete Bildung in einem hohen Grade vortheilhaft. Auch mittelbar wirkte die Verfassung auf diesen Zweck.

Entscheidend für die Cultur der Deutschen wurde die Reformation und der daraus hervorgehende Religionszustand in Deutschland. Aber hätte wohl in einem anderen Lande, als in Deutschland, die Reformation Fortgang gewinnen können? hat sie in einem anderen Lande zu diesem Resultate,— zu der Aufnahme *zweyer* Staatsreligionen — geführt?

Insbesondere für *den Zustand der Rechtswissenschaft* und *des juristischen Studiums* war die bisherige deutsche Reichsverfassung von der höchsten Wichtigkeit. So lange diese Verfassung bestand, gab es zuförderst ein *deutsches Reichsstaatsrecht*, eine Wissenschaft, die mit sehr vielen anderen Wissenschaften, als Hülfskenntnissen, z. B. mit der Geschichte und Politik in der unmittelbarsten Verbindung stand. Diese Wissenschaft (und mit ihr so viele tausend Schriften!) gehört jetzt unter die Gattung der Rechtsalterthümer; das europäische Völkerrecht hat sich mit dem Interesse derselben bereichert. Es gab ferner ein *gemeines deutsches Privatrecht*, einheimisches und fremdes, dessen Studium, bis auf die neueren Zeiten für alle Deutschen interessant, die mannichfaltigsten Vorerkenntnisse erfoderte. Von nun an hat dieses Recht höchstens noch eine historische Allgemeinheit, daferne nicht, wie wohl zu erwarten ist, die Staaten des rheinischen Bundes das französische bürgerliche Gesetzbuch annehmen! Das einheimische deutsche Privatrecht war ohnehin schon längst und von jeher in einer sehr kritischen Lage. Jetzt kann es nur noch als Einleitung in das einheimische Recht einzelner Länder des bisherigen Deutschlands betrachtet werden. Eben so ist das römische und longobardische Recht nur noch für viele dieser Länder, und vermöge der Constitution eines jeden einzelnen, ein Hülfsrecht. Endlich — wie viele Veränderungen stehen nicht dem *deutschen Kirchenrechte* bevor? einer Wissenschaft, deren Einheit ohnehin schon längst auf sehr schwachen Gründen ruhte. — Mit Einem Worte, es ist kein Jurist in Deutschland, den nicht die Staatsveränderung vom 1 August 1806 träfe, der nicht der aufgelöseten deutschen Reichsverfassung ein: *Sit illi terra levis!* mit banger Erwartung der Zukunft nachrufen sollte! Am lebhaftesten wird diese Erschütterung der akademische Jurist fühlen. Wird es in Zukunft in dieser Hinsicht noch Universitäten geben, die mehr, als bloſse Landesuniversitäten sind?

Und — was bietet uns die Zukunft für das Verlorene? Wird die Bundesverfassung, die an die Stelle der bisherigen Reichsverfassung tritt, die Fehler vermeiden, die man der letzteren vorwerfen konnte? für die Vortheile entschädigen, die wir dieser verdankten? — Es wäre mehr, als voreilig, wenn man schon jetzt diese Frage beantworten wollte. Aber wünschen darf man, daſs die neue so theuer erkaufte Bundesverfassung endlich einen dauerhaften Friedenszustand für Deutschland und für Europa überhaupt herbeyführe; daſs die den einzelnen deutschen Landesherrn anheimgefallene Souveränetät, besonders in kleineren Ländern, nicht zum Despotismus verleite; (was allein durch Bundesgesetze und *Bundesgerichte* verhindert werden kann); daſs wenigstens die Mitglieder eines und ebendesselben Bundes, ihren Unterthanen gegenseitig einen völlig freyen Verkehr verstatten mögen; endlich, daſs Patriotismus bey dieser Verfassung mächtiger auflebe, ohne den weltbürgerlichen Sinn der deutschen nur noch in ihrer Sprache und Literatur fortdauernden Nation abzustumpfen. Fragen kann man: was müssen die deutschen Regierungen thun, damit die Organisation und Verwaltung des Staates dem Geiste der neuen Verhältnisse entspreche, in die sie getreten sind? Eine sinnvolle, vielumfassende Frage!

Indem Rec. unter diesen Betrachtungen die *Leistische* Schrift (No. 1) durchlas, fiel ihm mehrmals die Stelle des Tacitus (Hist. 1, 29) ein: *Ignarus interim Galba et sacris intentus, fatigabat alieni jam imperii deos.* Der Vf. scheint kaum eine Ahndung der Zukunft gehabt zu haben. (Die Vorrede ist vom 28 October 1805.) Eher der Verleger, der, laut der Vorrede, so sehr mit dieser Auflage eilte, daſs es dem Vf. unmöglich wurde, dem Werke den Grad von Vollkommenheit zu geben, welchen er ihm zu geben gewünscht hätte. — Der Plan, der dem Werke zum Grunde liegt, ist im Allgemeinen derselbe, den *Pütter* und andere bey ähnlichen Arbeiten befolgt haben; ein Plan, der sich aus der Idee eines Staatsrechts von selbst ergiebt. Nachdem der Vf. in der Einleitung von dem Begriffe, den Quellen und Hülfsmitteln der Wissenschaft gesprochen hat, handelt er im ersten Theile des Werkes das Constitutions - und dann im zweyten Theile das Regierungs - Recht ab. Im ersten Theile trennt er das Territorial - und Reichs-Staatsrecht von einander, so daſs das erste dem letzteren vorausgeht; in dem zweyten Theile wird ein jedes einzelne Regierungsrecht in der einen und in der anderen Beziehung abgehandelt. Die Eintheilung dieser Regierungsrechte ist ohngefähr dieselbe, wie bey *Pütter*. Das Kirchenstaatsrecht hat der Vf. von seinem Werke ganz ausgeschlossen. Unter dem Texte werden überall die einschlagenden Reichsgesetze, die wichtigsten Stellen wörtlich, so wie die Schriftsteller, die den Gegenstand ausführlicher abgehandelt haben, sehr vollständig angeführt. — Am besten kann man wohl den Charakter des Werkes so bestimmen, daſs es ein ziemlich vollständiges historisches Gemälde der deutschen Reichsverfassung ist, so wie sie den Reichsgesetzen nach damals, als der Vf. schrieb, hätte seyn sollen. Durch die Sorgfalt, womit darinne Gesetze und Literatur angeführt werden, ferner dadurch, daſs nicht leicht ein Theil der Verfassung oder ein Recht der Staatsgewalt unberührt gelassen wird, zeichnet es sich vortheilhaft vor allen älteren Werken dieser Gattung aus. So wird z. B. die Lehre von der Succession in die (weiland) deutschen Länder, ferner die Lehre von der Polizeygewalt von dem Vf. weit ausführlicher behandelt, als von *Pütter* und anderen. —

(Der Beschluſs folgt im nächsten Stücke.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 NOVEMBER, 1806.

JURISPRUDENZ.

Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Beurtheilung der neuesten staatsrechtlichen Lehrbücher.

Verlangt man aber von einem Schriftsteller über das deutsche Staatsrecht, dass er das philosophische Staatsrecht mit jener Wissenschaft hätte in Verbindung setzen, oder die deutsche Verfassung auch in Beziehung auf Praxis und Politik darstellen sollen: so dürfte man weniger vortheilhaft über das *Leistische* Handbuch zu urtheilen geneigt seyn. Die Grundsätze des philosophischen Staatsrechts werden von dem Vf. nur zur Eintheilung der Wissenschaft benutzt. Ihm ist Deutschland (S. 55) noch ein einziger Staat, nicht ein Staatenbund; die Regierungsform monarchisch u. s. w. Zwar kann sich der Vf. gegen diesen Tadel auf mehr als eine Weise vertheidigen. Aber doch hätte er wohl mehr hindeuten sollen auf den Unterschied zwischen dem Geiste und dem Buchstaben der Verfassung.

Das sehr vollständige Register, das dem Werke beygefügt ist, hat ein Zuhörer des Vfs., *v. Zwohl*, gefertiget. Der Anhang enthält: den Frieden von Lüneville, und von Campo Formio; den Deputations-Hauptschluss vom 25 Febr. 1803 (nur deutsch,) nebst mehreren sich darauf beziehenden kayserl. Decreten.

Der Vf. von No. 2., Hr. *Klüber*, hatte bey Abfassung dieser Schrift für seine Wissenschaft noch eine ziemlich heitere Zukunft vor sich. Den *Lehrbegriff* selbst glaubte er auf die *Einleitung*, welche die Grundlage zu jenem machen sollte, bald folgen lassen zu können; es brauche nur noch, so schien es damals, das Ende des Säcularisations- und Entschädigungs-Wesens abgewartet zu werden. Die Ereignisse aber haben die Wissenschaft ganz wo andershin fortgeleitet, als wohin sie der Vf. eingeleitet hatte, so dass man nunmehro fast sagen möchte, der Vf. habe angefangen, ohne endigen zu können. Es ist Schade um den schönen Anfang, dass er unvollendet bleiben soll. Er besteht aus folgenden 6 Kapiteln: Begriff, Abtheilung, Hülfswissenschaften und Methode des deutschen Staatsrechts. — Culturgeschichte und Literatur. — Quellen, sowohl des Reichs- als Territorial-Staatsrechts. — Deutschland in geographischer und politischer Beziehung. — Regierungsform und Hoheitsrechte. — Unterschied der Stände und Staats-Subjections-Verhältniss. — Staats-Religionsverfassung. — Allenthalben wird man in diesen Kapiteln den Fleiss und die Geschicklichkeit des Vfs. gewahr, sowohl die staatsrechtlichen Data mit Rücksicht auf den Geist der Zeit und die jetzige Lage der Wissenschaft zu wählen und zu sammeln, als auch bey jedem derselben das Bessere mit Einsicht auszuzeichnen, was die juristische Literatur darüber aufzuweisen hat. In grossen rationellen Verhältnissen und Beziehungen erscheinen bey dem Vf. die staatsrechtlichen Materialien nicht; sein Plan geht nach alter Sitte und Weise mehr dahin, über diese Materialien einen guten Rotulus von Zeugnissen, theils aus dem buchstäblichen Inhalte der Quellen, theils aus der doctrinellen Cultur derselben zu liefern. Er scheint es anderen überlassen zu wollen, den gefertigten Rotulus, ungefähr in der Art, wie es im bürgerlichen Processe in den Deductions-Schriften der Anwälde zu geschehen pflegt, bald nach diesem oder jenem Princip, bald für dieses oder jenes Interesse, künstlich zu verarbeiten. Das deutsche Staatsrecht ist dem Vf. keine rationelle, sondern eine theils historische, theils rein positive Wissenschaft, in der nur einige Lücken aus dem natürlichen Staatsrechte ausgefüllt werden. „Es sind also die rationalen Formen speculativer Wissenschaften hier nicht ganz anwendbar, bey einem so verschiedenartig zusammengewachsenen Stoffe; wie überhaupt im positiven Rechte, sogenannte höchste Principe misslich sind (S. 10)." Es ist nur schlimm, dass es bey einer Rechtswissenschaft keine andere Wahl giebt, als sie entweder an höchste Principe, oder an Kanonenlauf und Flintenschloss zu hängen. Von dem letzteren Haken tritt auch beym Vf., ohne dass er daran gedacht hat, wirklich etwas hervor, indem S. 116 u. f. der *politische* Charakter Deutschlands so treffend geschildert wird, dass dadurch ein tiefer Schatten auf das *Recht* des deutschen Staats fällt, ein Schatten, in welchem jene eben genannten Attribute der martialen Politik nur desto mehr hervorblitzen. Wir wiederholen es aber nochmals, dass der Vf. hieran gewiss nicht gedacht hat. Ein Publicist muss ja wohl so fern als möglich von der in den letzten Tagen des deutschen Staatsrechts aufgekommenen Lehre geblieben seyn, wonach man in dieser Wissenschaft das Verhältniss zwischen Recht und Politik gern dahin festgesetzt hätte, dass jenes in seinen papiernen Monumenten blos gute und hinlängliche Patronen für diese zu liefern, und solchergestalt die Politik nichts besseres zu thun habe, als je eher je lieber das ganze Staatsrecht zu verschiessen. Wie ungeheuer viel es an solchem papiernen Rechtsmateriale zu verschiessen giebt, lässt sich aus gegenwärtiger *Einleitung* nebenher mit ersehen, da sie sich

auch durch Reichhaltigkeit der Literatur besonders auszeichnet. Zu §. 70 und zu dem der Einleitung beygegebenen *Anhange* sind dem Vf. einige Aufsätze, in *Girtanner's politischen Annalen* entgangen, die bey dieser Gelegenheit, oder nie, einen Schuss Pulver werth sind.

In einem mehr systematischen Geiste, als die angezeigten Werke, scheint Rec. das *Gönnersche* (No. 3) abgefasst zu seyn. — Es zerfällt in 2 Theile. Der *erste* handelt von Deutschland im inneren Verhältnisse, und begreift wiederum das Constitutions- und Regierungs-Recht, als Unterabtheilungen, in sich. Der *zweyte*, Deutschland im auswärtigen Verhältnisse, handelt im ersten Buche von dem völkerrechtlichen, und in dem zweyten von dem nachbarlichen Verhältnisse. Endlich das dritte Buch dieses 2ten Theils enthält die Lehre von den Mitteln zur Verfolgung der im Staatsverhältnisse begründeten Rechte. — In dem Constitutionsrechte geht der Vf. von dem Grundsatze aus: Deutschland ist ein einziger Staat — zur Regierung der Theile in Particularstaaten getheilt — eine Wahlmonarchie — eine durch Stände beschränkte Monarchie. Die Eintheilung des deutschen Staatsrechts in Reichs- und Territorial-Staatsrecht verwirft der Vf. ganz. Denn, sagt er S. 6., „die deutschen Territorien dürfen nur als integrirende Theile des Ganzen betrachtet werden, und es ist unmöglich, die Staatsgewalt, welche die Theile beherrscht, von der Regierung des Ganzen hinwegzudenken." Daher betrachtet er auch die Landeshoheit als eine von der Reichs-Staatsgewalt abgeleitete und dieser — auch im Collisionsfalle — untergeordnete Gewalt; und eben so sucht er andere Institute, z. B. die Reichskreise und das *Corpus Catholicorum et Evangelicorum* mit der Einheit der Staatsgewalt in eine unmittelbare Verbindung zu setzen. — Dem Regierungsrechte ist eine systematische Eintheilung der Rechte der Staatsgewalt vorausgeschickt, wobey der Vf. es sich vorzüglich zum Verdienste anrechnet, dass er den Zweck des Staates nicht blos auf die Sanction des Rechtsgesetzes beschränkt, sondern auf die Wohlfahrt der Unterthanen überhaupt ausgedehnt habe. Uebrigens versteht es sich nach dem Obigen von selbst, dass der Vf. bey der Bearbeitung eines jeden einzelnen Regierungsrechtes zugleich von der Reichs- und Territorial-Verfassung spricht.

Wäre das Vaterland, um mit dem Vf. S. V der Vorrede zu reden, aus dem letzten harten Kampfe eben so mit Erhaltung seiner politischen Integrität getreten, als aus dem vorigen Reichskriege: so würde Rec. bey der Beurtheilung des vorliegenden Werkes, als eines Systems des deutschen Staatsrechts, länger zu verweilen verbunden und berechtiget seyn, als unter den jetzigen Zeitumständen. Also nur einige Bemerkungen: Was 1) die Eintheilung des Werkes betrifft, so hätte wohl das 3te Buch des 2ten Theiles zu einem besonderen Theile des Ganzen, unter dem Namen eines praktischen deutschen Staatsrechtes, gemacht werden sollen. Wenn man auch ferner mit dem Vf. die Eintheilung des deutschen Staatsrechts in das Reichs- und Territorial-Staatsrecht verwerfen wollte, (obwohl die Sache am Ende, nach dem Systeme, von welchem der Vf. ausgeht, mehr auf einen Wortstreit hinausläuft): so dürften sich doch desto erheblichere Bedenklichkeiten gegen die Eintheilung der Regierungsrechte, so wie sie der Vf. geliefert hat, erheben lassen. Z. B. gehört nicht die anordnende Gewalt theils zur gesetzgebenden, theils zur vollziehenden Gewalt? — 2) Auch gegen die staatsrechtlichen Principien des Vfs. liessen sich mehrere nicht unwichtige Zweifel aufstellen. So hat uns z. B. der Beweis für die Einheit des deutschen Reiches, als eines monarchischen Staates, keineswegs befriediget. Ferner: die Landeshoheit ist zwar allerdings, ihrem Rechtsgrunde nach, sobald man von dem Systeme des Vf. ausgeht, aus der Reichsstaatsgewalt abzuleiten; aber das charakteristische Merkmal dieser Landeshoheit, da sie als ein Eigenthum an Grund und Boden betrachtet wird, hätte doch wohl mehr herausgehoben werden sollen, als es von dem Vf. geschehen ist. Noch bemerkt Rec., dass der Vf. die Rechte der Reichsvicarien eben so sehr zu begünstigen, als den Antheil der Landesstände an der Landesregierung zu beschränken scheint. Ueber die Rechte der Reichsritterschaft urtheilt er mit vieler Circumspection. Endlich 3) wollen wir zwar mit dem Vf. nicht darüber rechten, dass er die Politik so wenig berücksichtiget hat. Indessen hätte er doch wohl, wenigstens in besonderen Anmerkungen, auf die wichtigsten Streitfragen, die im deutschen Staatsrecht vorkommen und auf die politischen Ansichten derselben, aufmerksam machen sollen.

In Rücksicht auf Vollständigkeit der Materien kann das Werk dem *Leistischen* Handbuche füglich an die Seite gesetzt werden. Jedoch hat dieses, was die historische Bearbeitung der einzelnen Gegenstände betrifft, so wie in Rücksicht auf die angeführte Literatur, den Vorzug. Unser Vf. bringt nur sparsam literarische Notizen an, vorzüglich aus der neuesten Literatur. Die Veränderungen, die der neueste Reichs-Friede in dem deutschen Staatsrechte gemacht hatte, sind grösstentheils gehörigen Orts eingeschaltet. Jedoch vermissen wir eine genaue Darstellung der Rechte des Landesherrn in den Entschädigungs-Ländern nach dem luneviller Frieden. Das Kirchen-Staatsrecht, das von Hn. *Leist* ganz mit Stillschweigen übergangen worden ist, hat unser Vf. in seinen Plan aufgenommen. Nur schien uns der Vf. hiebey nicht genugsam den Geist des neuesten Reichsfriedens (namentlich den §. 63 des Deputations-Hauptschlusses, dessen Gültigkeit der Vf. S. 698 gegen die von den Subdelegirten erklärte Meynung, auf die Entschädigungs-Lande beschränkt), berücksichtiget zu haben.

Was das *Schmalzische* Werk (No. 4) anlangt, so ist, wenn man den üblichen Unterschied zwischen *Handbuch* und *Lehrbuch* anerkennt, dasselbe eher dieses, als jenes. Durch die Kürze ist es besonders zu einem Leitfaden für akademische Vorlesungen geeignet. Gewissermaßen sind es nur die Summarien

des deutschen Staatsrechts, welche darinn in einen zusammenhängenden Vortrag gebracht sind. Die Nachweisung der Quellen ist sparsam; noch sparsamer die Literatur. Das Princip, wonach hier der Vf. Schriftsteller nachgewiesen hat, dort nicht, und wonach er unter den Schriftstellern ausgewählt hat, ist oft schwer zu entdecken. Hin und wieder ist es dem Vf. gelungen, den Schulstaub mit Glück wegzublasen, der auf manchen Lehren des deutschen Staatsrechts noch etwas dick liegt, und den Gegenständen eine gemeinnützlichere Seite abzugewinnen. An neuen Ansichten fehlt es auch nicht; sie pflegen mehr staatswissenschaftlich, als historisch zu seyn. Dasselbe gilt von der Anlage des Ganzen. Der *erste Theil* enthält die allgemeinen Grundsätze: Übersicht der Verfassung, namentlich in Hinsicht der Fundamental-Normen, des Gebiets und der Nation. — Personal der Regenten, sowohl in den Territorien als im Reiche. — Von der Regierung, und zwar wieder zuerst von der Territorial- und dann von der Reichs-Regierung. — Der *zweyte* und letzte *Theil* begreift die besonderen Grundsätze über die einzelnen Regierungsrechte, und zerfällt wieder in drey Bücher. *Erstes Buch:* von den Staatsgewalten, der aufsehenden, der gesetzgebenden und der vollziehenden. *Zweytes Buch:* von den inneren Hoheiten, deren der Vf. nur zwey annimmt, nämlich Justiz- und Cameral-Hoheit. *Drittes Buch:* von den äusseren Hoheiten. Alle diese einzelnen Regierungsrechte werden zuerst auf die Territorien und dann erst auf das Reich bezogen. Unter Cameralhoheit versteht der Vf. das Recht der höchsten Gewalt, zu bestimmen, was jeder aus gemeiner Bürgerpflicht für das Ganze des Staats zu leisten habe. Sie zerfällt, je nachdem die Leistungen in *faciendo* (*vel omittendo*) oder in *dando* bestehen, in die Polizey- und Finanz-Hoheit. Unter die Polizey bringt der Vf. dreyerley: eigentliche Polizey, Staatswirthschaft *und Volksbildung*, unter letztere wieder den Unterricht und die Kirche. Die Finanzhoheit hat drey Zweige: Domainen, Regalien und Steuern, wozu noch ein eigener Abschnitt über Staatsschulden hinzu kommt. — Bey dieser Anordnung der Dinge wird man am meisten überrascht, die Volksbildung durch Unterricht und Kirche, im Departement der Polizey zu erblicken. Und wie kommt sie dahin? Weil die Menschen desto mehr verdienen, folglich auch desto mehr geben können, je cultivirter sie sind. Je mehr aber der Staat nehmen, oder sich geben lassen kann, desto mächtiger ist er, desto mehr kann er folglich auch für die Sicherheit seiner Bürger sorgen. In eben diesem Geiste war es, als man kürzlich der kranken österreichischen Monarchie das Specificum der wissenschaftlichen Cultur vorschrieb, als das einzige Mittel, solche Blutflüsse, wie bey Ulm und Austerlitz, nicht wieder zu erleben. *Hippel* wunderte sich, dass bey den Cammern auch Justiz getrieben werde. Wie würde er sich noch mehr wundern, zu erfahren, dass bey ihnen auch Kirche und Schule gehalten werden solle! Historisch liegt dergleichen sicherlich nicht in der Verfassung des Reichs und dessen Gesetzen; auch nicht philosophisch und philanthropisch. Man muss den modernen Geist der Staatswissenschaft, nach welchem alles Heil der Staaten darin gesetzt wird, reich und mächtig zu seyn, um *geniessen* zu können, und beym Genusse *sicher* vor Ueberfall und Ueberwältigung zu seyn, in die Reichsgesetze hineintragen oder vielmehr hineinzwängen, nach Mustern, die unter den Augen des deutschen Publicisten liegen, wenn Kirchen und Schulen einen solchen Platz im deutschen Staatsrechte, neben Steuerrecepturen und Zollbuden, bekommen sollen. Eben so werden viele, welche die neuesten Schicksale Deutschlands vor Augen haben, nicht eben zufrieden seyn mit dem Platze, den die Territorial-Gewalt in ihrem Verhältnissen zur Reichsgewalt bey dem Vf. angewiesen erhalten hat. Jener Publicist, im Dienste eines Vicariatshofes, hat dieses Verhältniss ganz anders angesehen. Natürlich! Denn es ist nun einmal im deutschen Staatsrechte nicht anders, als dass die Wahrheit hier, mehr als sonst irgendwo, nach dem Lande oder Boden schmeckt, wo sie gewachsen ist, als wäre es Wein, oder als wären es Rüben.

Von dem *Schnaubertschen* Lehrbuche endlich (No. 5) ist bis jetzt nur der erste Theil erschienen, welcher das Verfassungsrecht enthält. Das Regierungsrecht sollte in einem 2ten Theile das Ganze beschliessen. In dem ersteren Theile wird die Reichs- und Territorial-Verfassung, eine jede besonders abgehandelt. Die Behandlungsart nähert sich mehr der in dem Lehrbuche des Hn. *Leist* beobachteten Methode; und Rec. wagt es nicht, dem einen Werke vor dem anderen einen entschiedenen Vorzug, in Beziehung auf historische Vollständigkeit, beyzulegen. Jedoch hat Hr. *Schnaubert* schon den pressburger Frieden benutzen können, dessen Resultate in dem L. Lehrbuche noch nicht beygebracht werden konnten. Uebrigens werden auch in diesem Lehrbuche die wichtigsten Stellen der Reichsgesetze wörtlich unter dem Texte angeführt. Die Literatur ist weniger reichhaltig als bey *Leist*, vollständiger, als bey *Gönner*. Bemerkenswerth ist noch, dass sowohl *Gönner*, als *Schnaubert*, ihre Werke dem Kaiser *Alexander I* zugeeignet haben.

Ein neues Feld ist jetzt dem Publicisten durch die neuesten Staatsveränderungen in Deutschland eröffnet. Wie dieses Feld zu bearbeiten, in wie fern dabey das bisherige deutsche Staatsrecht noch immer als eine Hülfswissenschaft zu betrachten seyn dürfte? — davon vielleicht bey einer anderen Gelegenheit.

G. d. T. T. c. S.

HANNOVER, b. Hahn: *Friedrich von Bülow's* und *Dr. Theodor Hagemann's*, königl. grossbritann. und kurfürstl. braunschw. Lüneb. Ober Appellations-Räthe, *praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit, hin und wieder mit Urtheilssprüchen des Zelleschen Tribunals und der übrigen Justizhöfe bestärkt.* Erster Band. Zweyte Auflage. 1806. 386 S. 4. (1 Rthlr. 8 Gr.).

Es ist eine in unseren Tagen sehr seltene Erscheinung, dass Sammlungen juristischer Abhandlungen und Rechtsfälle eine zweyte Auflage erleben. Die

zweyte Auflage dieser Sammlung, welche doch nur für einen Juristen in den kurbraunschweigischen Landen von einer besonderen Wichtigkeit ist, beweiset daher die Brauchbarkeit und das Bedürfnifs derselben eben so sehr, als sie dem juristischen Publikum dieser Lande Ehre macht. Diese Auflage unterscheidet sich indessen von der ersten eben nicht, und Rec., der sich die Mühe gegeben hat, beyde mit einander ziemlich genau zu vergleichen, hat die nicht ganz unbedeutenden Zusätze, von welchen die Vorrede spricht, nicht finden können; vielmehr schränken sich die wenigen Zusätze, auf die man stöfst, auf einige Citate und auf Beyfügung neuerer Fälle ein, in welchen von dem Ober-Appellationsgerichte dieselben Grundsätze befolgt worden sind. Auch rührt die gröfsere Seitenzahl — die neue Ausgabe ist um 24 Seiten stärker als die erste — nicht von den Zusätzen, sondern vorzüglich davon her, dafs mit dem Papiere noch verschwenderischer umgegangen ist, als bey der ersten. Denn es ist nicht nur mit jeder neuen Erörterung eine neue Seite angefangen, sondern oft ist, wie z. B. S. 47, 99, 118 u. a., mehr als eine halbe Seite oben leer gelassen worden. Da der Werth dieser Sammlung hinlänglich beurkundet ist, so würde es zweckwidrig seyn, jetzt noch in eine genauere Beurtheilung einzugehen. Leid thut es inzwischen dem Rec., dafs nach der Vorrede eine weitere Fortsetzung dieses nützlichen und interessanten Werkes nicht Statt finden wird.

PN.

KLEINE SCHRIFTEN.

Jurisprudenz. *Glogau*, b. Günter: D. *Carl Wilhelm Friedrich Grattenauer's Abhandlungen und Auffätze über verschiedene Gegenstände der Rechtswissenschaft, die für gebildete Leser aus allen Ländern interessant sind.* 1 Theil. 1805. VI und 138 S. 8. (16 gr.) Der Vf. erzählt uns in der Vorrede, dafs Unmuth über ein unverdientes Schicksal, verbunden mit einer grofsen Körperschwäche, ihn bestimmt habe, von dem Geschäftsleben abzuscheiden, und nur den Wissenschaften und der Beobachtung ihrer Fortschritte zu leben. Zugleich will er seine zerstreuten literarischen Arbeiten sammeln, und sie, *wenn sie sich des gewohnten Beyfalls erfreuen sollten, in einer Reihe von Bänden (!!) dem Druck übergeben.* Rec. wünscht Hn. G. alles mögliche Glück dazu, zweifelt auch nicht, dafs er den *gewohnten* Beyfall wiederum einerndten werde. Der gegenwärtige erste Band enthält vier Abhandlungen, deren *Gegenstände* interessant genug sind, die es aber für gebildete Leser *aller* Stände schwerlich seyn werden. Von der Behandlung dieser Gegenstände darf man nicht zuviel erwarten. Die Aufsätze sind folgende: I. *die neuen sibyllinischen Bücher. Eine Processgeschichte aus dem vorigen Jahrhunderte.* Der Ordens-Rath St*** stirbt, und hinterläfst mehrere Bände aus den Archiven und Registraturen des Ordens gesammelter Manuscripte, welche sehr interessante Nachrichten über den Orden enthalten. Dieser verlangt dieselben von dem Erben ausgeliefert. Der Erbe verweigert die Extradirung, bis er für Schreibmaterialien und Einband mit 175 Rthlr. entschädiget sey. Hierüber kommt es zum Processe. Es wird erkannt, dafs Verklagter zur unentgeltlichen Extradition der Manuscripte nicht verbunden, *jedoch in sofern über die Erstattung der 175 Rthlr. kein gütliches Abkommen Statt finden sollte, solche in Gegenwart eines von der Ordens-Regierung zu ernennenden Deputirten gänzlich zu vernichten gehalten sey.* — Nun steigert der Erbe aber seine Entschädigungs-Foderung bis auf 1000 Rthlr. (wie dieses möglich gewesen sey, wird nicht angegeben); der Orden bietet 200 Thaler, aber die Manuscripta werden verbrannt. Der Vf. tadelt das Erkenntnifs, und meynt, es habe auf unentgeltliche Herausgabe der Mspte an den Orden erkannt werden müssen; doch möchten sich die Gründe, welche er für seine Meynung anführt, so wenig nach allgemeinen Rechtsgrundsätzen, als nach positiven Entscheidungen rechtfertigen lassen. Die Anwendung der von einigen Rechtslehrern aufgestellten Grundsätze zur Beurtheilung der Rechtmäfsigkeit des Bücher-Nachdrucks ist sehr unglücklich. Selbst der Vf. oder der rechtmäfsige Verleger eines Buches kann von dem Nachdrucker desselben nicht die Herausgabe der Exemplare des Nachdrucks fodern. Nur so viel kann er verlangen, dafs die letzteren nicht zu seinem Nachtheile gebraucht, d. i. verkauft werden. Zu dem Ende wird ja auch gewöhnlich auf Vernichtung der Exemplare und Ersatz des bereits zugefügten Schadens, soweit dieser erweislich ist, erkannt — Vielleicht war der OrdensRath St*** nicht befugt, die in den Mspten enthaltenen Nachrichten aus den Ordens-Archiven zu sammeln; allein diese unbefugte Handlung berechtigte den Orden keinesweges, einen positiven Vortheil zu verlangen, welchen er doch durch die unentgeltliche Herausgabe der Mspte offenbar beabsichtigte. Er mufste zufrieden seyn, wenn er gegen Nachtheile gesichert wurde, die mit der Aufzeichnung der Ordens-Nachrichten für ihn wahrscheinlich verknüpft waren. Soweit und nicht weiter ging sein *Recht.* — Die Behauptung des Vfs, es könne überhaupt einem Staatsbürger nicht von den Gerichtshöfen gestattet werden, nützliche Gegenstände, weil er einen damit beabsichteten Vortheil nicht erlangt habe, zu vernichten, ist ungereimt. Ein Richter darf den Eigenthümer in keiner Disposition über sein Eigenthum hindern, sofern die Disposition nicht andere in ihren wohlerworbenen Rechten stört. II *Die Trunkenheit, als Milderungs-Grund der Criminalstrafe.* Eine Defensions-Schrift zweyter Instanz. Manche gute Ausführung längst anerkannter Grundsätze ohne Auswahl und Anordnung, verbunden mit einem zwecklosen Herbeyziehen gar nicht hieher gehöriger Gedanken. — Wenn der Inculpat, der sich der Wache thätlich widersetzt, und einen Grenadier geschlagen hatte, statt mit der zuerst erkannten neunmonatlichen Festungs-Arrest-Strafe, nur mit achttägigem Civil-Arreste belegt ist: so verdankt er diese Herabsetzung wohl mehr den in den revidirten Acten liegenden Umständen, welche sein Defensor aus Lust zum Deduciren kaum berührt hat, als der Defension selbst. III *Ueber die Rechtsgültigkeit des Versprechens einer fremden Handlung und des Vertrages zum Vortheile eines dritten.* Diese Abhandlung ist der Auszug aus einer Revisions-Haupt-Schrift. Sie ist unstreitig die reichhaltigste und beste unter allen. Es würde zu weitläuftig seyn, sie im Einzelnen durchzugehen. Der Advocat sieht seine Sache nur aus dem vortheilhaftesten Gesichtspuncte an. Rec. zweifelt, dafs die Revidenten viel ausgerichtet haben werden, und wundert sich, dafs der Vf. sich nicht mehr der Ausführung des *doli* und der Wirkungen desselben beflissen hat. Uebrigens ist kein Extract der Acten erster Instanzen beygefügt, und dadurch die Beurtheilung der Sache sehr erschwert. Schon die Unterschrift der Abhandlung zeigt, dafs der Vf. den Fall nicht aus dem richtigen Gesichtspuncte betrachtet hat. Am Schlusse des Aufsatzes zeigt Hr. G. selbst wenig Zutrauen zu seiner Ausführung, indem er gegen den Gegner seiner Clienten — einen Juden — auf seine bekannte Art apostrophirt. IV. *Ueber die Literatur des Gemeinheits-Theilungs-Geschäftes mit besonderer Rücksicht auf die Mark Brandenburg.* Die in diesem Aufsatze mitgetheilte Literatur des Gemeinheits-Theilungswesens ist ziemlich vollständig, könnte aber doch noch mit einigen guten Schriften vermehrt werden. Rec. will ihm noch folgende zusetzen: *Von der Gemeinheits-Aufhebung und Verkoppelung in den kurbraunschweigischen Landen* (von Joh. Fried. Meyer) Göttingen 1784. 8. *Chr. Ludw. Reinhold, Welche Grundsätze sind bey der Theilung der Gemeinheiten die vortheilhaftesten? Mit mathematischen, physikalischen und ökonomischen Gründen beantwortet.* Münster 1780. 8. *Reglement von Aufhebung der Gemeinheiten und Gemeinhütungen in Schlesien.* Breslau 1771 fol. *W.* Stühle, *über Marktheilungen und die dabey vorkommenden Hauptrücksichten. 2 Thle.* Münster 1801. 8. *Vorschläge zu Einrichtung der hinterpommerschen Landgüter, nach aufgehobener Gemeinheit, in vier Schlägen etc.* Berlin 1781. 8. *Reufs repertor. commentationum a societatibus literariis editarum Tom. VI. Oeconom.* Gott. 1806. p. 136. *Annals of agriculture. By Arthur Young.* Vol. XXXXVI. *The communications to the board of agriculture, relative to the husbandry and internal improvement of the country.* Vol. IV.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 NOVEMBER, 1806.

MEDICIN.

Berlin, b. Oehmigke d. J.: *Neues Archiv für medicinische Erfahrung*, herausgegeben von *Ernst Horn* (Prof. zu Berlin). Erster Bd. Mit d. Bildn. des geh. R. *Fritze*. 393 S. Zweyter Bd. Mit d. Bildn. d. GChir. *Göricke*. 397 S. 8. (4 Rthl. 16 gr.)

Mit Vergnügen zeigt der Rec. die Fortsetzung einer Zeitschrift an, welcher er den Vorzug vor allen jetzt bestehenden medicinisch-praktischen Journalen giebt. Folgendes ist der Inhalt: 1) *An das Publikum*, die fernere Herausgabe des A. betreffend. ' Wir wünschen, dass der Vf. seinen Plan nur nicht allzu weit, nicht auf Chirurgie und gerichtliche AW., sogar nicht einmal auf die eigentliche Theorie ausdehnen möge. Je enger der Kreis einer Zeitschrift gezogen wird, desto bestimmter weiss der Käufer, was er zu suchen hat. Auch den kritischen Abschnitt wünschen wir möglichst kurz zu sehen. Zwey Worte im Allgemeinen von dem Werth oder Unwerth eines Buches sind für die Leser, welche Hn. Hs. Unparteylichkeit vertrauen, hinreichend. 2) *Darmgicht von einer verengerten Stelle des Grimmdarms*, vom verst. *Thomann* in Würzburg. Fiel tödlich aus. Nach dem Tode fand man an der verengerten Stelle 3 Kirsch- und 1 Pflaumenkern, und eine vernarbte Stelle. Die Frau des Verstorbenen versicherte, dass derselbe binnen 4 Monaten gar keine Pflaumen gegessen habe. 3) *Typhus mit beträchtlicher Hämorrhagie der Lungen, und Auswurf polypöser Concretionen*, vom HR. *Sternberg* zu Marburg. Voran gehen Zweifel eines medicinischen Denkers, welche der Aufmerksamkeit eines jeden Lesers höchst werth sind. Sie zeigen, dass wir uns mit den Lehrsätzen der Erregungstheorie noch nicht begnügen können. Der Vf. vertrauet auf die Naturphilosophie, dass sie manche Lücke ausfüllen werde. Die Krankheitsgeschichte selbst ist ein wenig breit erzählt. Die nothwendigste Untersuchung wäre, ob man die Krankheit auch wirklich für einen Typhus zu halten habe. 4) *Merkwürdiges Beyspiel von der heilsamen Wirksamkeit einer beharrlichen Anwendung der neueren klinischen Maximen bey Behandlung der mit Desorganisationen im Innern verbundenen, gemeiniglich tödlichen Abzehrungen*, von D. *Henke* in Braunschweig. Unausgesetzt behandelte der Vf. den Kranken mit reizenden Mitteln. Die *Digitalis* brachte hier die vom Rec. oft beobachteten Wirkungen, aussetzenden Puls, Zittern, Schwindel etc. hervor. Auch diese Geschichte ist, obgleich gut erzählt, doch allzu weitläuftig. Der Herausg. hat die lehrreiche Bemerkung hinzugefügt, dass man sich nicht durch vermeinte Unheilbarkeit einer Krankheit abschrecken lassen soll, dieselbe nach einem festen Kurplan zu behandeln, und dass bey solchen Krankheiten bald die Desorganisation, bald das dynamische Totalbefinden überwiege, beyde aber immer im Wechselverhältnisse stehen. Der Herausg. (und der Rec.) empfiehlt bey solchen langwierigen Krankheiten besonders warme Bäder. 5) *Klinische Aphorismen über die Hämorrhoidalkrankheit*, vom *Herausg.* Jede Hämorrhoidalexcretion ist Krankheit, häufig Begleiterin des leichteren Grades hypochondrisch-hysterischer Uebel, leider aber auch oft bey Schwindsüchtigen den Tod verkündend. 6) *Ueber die sogenannten Milch- und Kindbetterinnenfieber*, von D. *Winiker*. Das erste entstehe nicht von der Milchsecretion, sondern von anderen asthenischen Schädlichkeiten, und sey eine directasthenische Krankheit. (Der Vf. erlaube uns, diess zu bestreiten. Es giebt allerdings, unserer vielfältigen Erfahrung zu Folge, ein Milchfieber von plötzlich erwachender Milchsecretion, einschiessender Milch. Es entsteht gewöhnlich urplötzlich mit heftigem Frost, Hitze und Schweiss, und weicht dem Gebrauche des Salpeters eben so bald. Vielleicht machte der Vf. seine Beobachtung bloss im Hospitale?) Auch das Kindbettfieber hält er für eine directe Asthenie. Die ganze Abhandlung halten wir für einen nicht völlig gelungenen Versuch, die Röschlaubische Erregungstheorie auf die Praxis anzuwenden. 7) *Miscellen für die praktische Medicin und Klinik*, Ueberficht der Krankheiten in der Charité zu Berlin, von *Fritze*. Der würdige Veteran nimmt den praktischen Werth der neuen medicinischen Grundsätze mit Unbefangenheit in Schutz. Nach denselben seyen die Kranken durchgängig behandelt worden. (Was mag aber Hr. *Hufeland* dazu sprechen?) Klinische Fragmente, von D. *Schmidt* im Hanöverschen, unbedeutend. Er gebe vielen Kindern statt des *Moschi orient.* den *Artific.* (Der Geruch und Geschmack ist so abscheulich, dass nur wenige Kinder denselben nehmen werden.) Nutzen des Terpentinöls äusserlich bey Verbrennungen angewandt, von D. *Horlacher* in Ansbach, aus englischen Schriften schon bekannt. Der Vf. bestreicht die gebrannten Stellen mittelst eines Federbartes damit. Bey Eiterung passt es nicht. Literarische Nachrichten.

I Bd. 2 Hft. 8) *Ueber die Verbindung der peruvianischen Rinde mit gebrannter Magnesia bey der*

Infusion, von D. *Kopp* in Hanau. Die Auffchrift ift zweydeutig. Der Vf. hält fürs befte, die China im Aufguffe mit Magnefia folgendermafsen zu geben: Man reibt 1 Unze Chinapulver und 2 Quent. calcinirte Magnefia mit fo viel warmen Waffer, als zum Reiben nöthig ift ¼ bis ½ Stunde lang, und giefst nach und nach 1 Pfund warmes Waffer hinzu. Diefs läfst man 12 Stunden lang digeriren, und feihet es durch. Ohne Zweifel übertreibt der Vf. die Wirkfamkeit diefes Präparates! 9) *Ueber die häufigften Krankheiten zu Furth*, von D. *Solbrig*. Um über den medicinifchen Charakter einer Krankheit etwas Richtiges und Beftimmtes zu fagen, gehört eine bey weitem längere, als dreyjährige, (S. 229) Erfahrung und Beobachtung dazu. Der Vf. ift aber auch fo befcheiden, nur einige der allerhäufigften Krankheiten auszuheben, Lungenfucht, Luftfeuche, Bley- und Queckfilberkrankheiten. Der ganze Auffatz hat etwas Unreifes an fich! 10) *Ueber das Wechfelfieber und deffen Heilung*, von D. *Erdmann*, Prof. zu Wittenberg. Der Vf. erklärt es nach Erregungsgrundfätzen; uns fcheinen aber diefelben, obgleich fcharffinnig angewandt, dennoch nicht ausreichend zu feyn, um das Periodifche und Beftimmte in den Paroxysmen und das Mannichfaltige im Typus zu conftruiren. Zur Heilung empfiehlt er Narcotica, Belladonna etc. mit interpolirten anhaltend ftärkenden Mitteln, Karyophyllata, Eichen-Kaftanienrinde etc. 11) Nachtrag zur Abhandlung *über die Heilung der Klumpfufse*, von Demf. mit 1 Kupf. 12) *Klinifche Aphorismen über die Hämorrhoidalkrankheit*, vom *Herausg.* Wir find nicht einerley Meynung mit dem Vf., wenn er die allgemeine Hämorrhoidal- und afthenifche Anlage für diefelbe nimmt. Wir glauben aus vielfältiger Erfahrung an örtliche Afthenie des Unterleibes bey allgemeiner fthenifchen Anlage, als Urfache mehrerer Hämorrhoidalkrankheiten. Der Vf. hält diefen Fall S. 293 für äufserft felten, obgleich er S. 284 ff. fehr fchön und wahr gefchildert wird. Es findet gleiche Bewandnifs Statt, wie beym Nafenbluten in Pyrexien. Diefem trefflichen Auffatze fehlt der therapeutifche Theil. 13) *Merkwürdige Desorganifation der Luftröhre mit tödlichem Ausgange*, von D. *Schmidt* in Neuwied. Die Luftröhre war mit beträchtlichen, glatten, knolligen Auswüchfen von gelblichter Farbe befetzt, entartete Bronchialdrüfen, mit der bekannten fpeckartig-eiterichten Maffe im Inneren. Das Merkwürdige ift eigentlich, dafs der Verftorbene im Leben fo gar wenig Befchwerden im Athmen davon hatte. Die Gefchichte ift fehr gut erzählt, wie man von dem gelehrten Vf. erwarten konnte. 14) *Ueber die Natur und Behandlung der Hundswuth*, von D. *Jonas* zu Montjoye. Diefelbe Idee, welche der Vf. hat, dafs die Urfache der Wuth im Mangel an Schweifs zu fuchen fey, hat vor kurzem auch D. *Zincke* geäufsert. 15) *Ueber die Urinverhaltung der Kindbetterinnen*, von D. *Rau* in Schlitz. Sie entfteht am öfterften von Entzündung der Harnröhre, von Atonie und von Krampf derfelben, feltener von zurückgebliebener Nachgeburt. Nach diefen Urfachen richtet fich die Kur. Eins der beften Mittel für mehrere diefer Umftände gedenkt der Vf. nicht, des Queckfilbers. 16) *Mifcellen für die praktifche Medicin und Klinik.* Fragmente über Berlin und Wien. In Wien wird jetzt nach ftollifchen Grundfätzen gehandelt und gelehrt. Berechnung der Abnahme der durch die Pocken veranlafsten Sterblichkeit in England. Im J. 1803 ftarben 1173 Menfchen, im J. 1804 nur 586 dafelbft an den Blattern.

II Bdes 1 St. enthält: 1) *Beytrag zur Gefchichte der evacuirenden Methode*, von D. *Loos* in Heidelberg. Mehrere Citaten aus älteren Schriftftellern, die Warnungen gegen das übertriebene Purgiren enthalten. 2) *Medicinifch-klinifche Beobachtungen*, von D. *Schneider* in Fulda. Niemand ift fruchtbarer an klinifchen Bemerkungen, als die jungen Aerzte, und grade diefe follten am zurückhaltendften damit feyn! Diefs Convolut von Beobachtungen enthält a) die Empfehlung eines draftifchen Purgirmittels in der Gelb- und fogar auch Schwarzfucht! b) plötzlicher Todesfall von einem Polypen in der Aorta. c) Gefchichte eines Kindbettfiebers, welches die Thaten des Vfs. preifet! Auch hier finden fich wieder die ungeheuren Gaben von Arzneymitteln, welche wir fchon anderwärts an dem Vf. getadelt haben. d) Beftätigung der Wirkfamkeit in Effig getauchter und aufs Perynäum gelegter Schwämme bey unwillkührlichem Saamenabgang. 3) *Bemerkung über die Hundswuth*, von *Jonas*. Fortf. Aller Wahrfcheinlichkeit nach läfst fich der Ausbruch der Krankheit nach dem Biffe verhüten; aber nur durch äufserliche Mittel. Diefe fchaffen entweder das Gift weg, oder zerftören es. Das alsbaldige Auswafchen der Wunde, oder Scarificiren ift dem fpäteren Ausbrennen und Aetzen vorzuziehen, letzteres jedoch nie zu unterlaffen. Alle innerlichen Mittel, die Belladonna vielleicht allein ausgenommen, find unzuverläffig. 4) *Bemerkungen über die häutige Bräune*, von D. *Gutfeldt* in Altona. Scharfe, trockne Nord- und Oftwinde mit wechfelnden Südweftwinden brachten die Krankheit. Brechmittel leifteten nichts, doch rettete ein anderer Arzt ein zweyjähriges Kind nach dem erften Anfalle durch ein wiederholtes Brechmittel. Für den grofsen Nutzen der gleich Anfangs gefetzten Blutigel fprechen auch manche dortige Beobachtungen. Den Nutzen der Queckfilbereinreibungen bezweifelt der Vf. aus (feichten) theoretifchen Gründen. Vor warmen Bädern fürchtet er fich (aus Mangel an Erfahrung); am meiften hält er auf Einathmungsmittel und wünfcht eine Gasart, welche die umgekehrte Wirkung der oxygenirten falzfauren Dämpfe äufsere; er fchlägt das Einathmen der Effignaphtha vor. Unter den innerlichen Mitteln zieht er den Kampher und das Hirfchhornfalz vor, die Anwendung des Queckfilbers fchreibt er (aus Vorurtheil) einem Vorurtheile zu. 5) *Befchreibung einer feltenen allgemeinen Mifsfärbung der Hautoberfläche*, von Demfelben. Eine Art von Blaufucht bey

einem armen Schneider. Erst ward die Haut erdgrau, dann dunkel bleyfarb, die Lippen und Zunge schwarzblau. 6) *Klinische Beyträge zur speciellen Fieberlehre*, von D. *J.* Gut gemeint, aber auch ziemlich gemein! 7) *Ueber die Wirkung der Lungenprobe*, von D. *Schmidtmüller*, Prof. zu Landshut. Der Vf. nimmt sie mit seiner Unterscheidung der Begriffe von (vegetativem) Leben und selbstständigem Leben in Schutz. Wir wünschen, dass der Vf. seine Neigung zur gerichtlichen AW. immer mehr cultivire! 8) *Fragmente für die praktische Heilkunde*, vom *Herausg.* Ueber einige intermittirende Localleiden (periodische Krankheiten). Der Vf. war so glücklich, durch bloss äusserliche Reizmittel dergleichen Krankheiten zu bezwingen. Merkwürdige Todesart eines typhösen Fieberkranken. Unter heftigem Schreyen und Rufen starb der Kranke. Die Section zeigte eine Blutansammlung von 8 bis 12 Unzen in der Brust. 9) *Miscellen*, über *Galls* physiologische Anatomie des Gehirns (ohne Zweifel die wichtigste Seite der Gallschen Lehre; wird sie keiner unserer Anatomiker streng und genau prüfen?) Ueber Bamberg und Würzburg. Das erste wird in Absicht auf Zweckmässigkeit vorgezogen, an Würzburg fand der Vf. vieles zu tadeln. (Vielleicht lag es mit an den Zeitläuften!!)

II Bdes 2 St liefert: 10) *praktische Miscellen*, von D. *Seiler*, Prof. zu Wittenberg. Ueber die blaue Krankheit oder Blausucht. (Es ist besonders, dass man diese Krankheit neuester Zeit öfter, als vorher, zu beobachten bekommt). Sie ist, nach dem Vf., in normalwidriger Bildung des Herzens und des Anfangs der grossen Gefässe begründet. Der Kranke hatte schon in gesunden Tagen ein blaurothes Ansehen, wenn er sich erhitzte, bewegte, anstrengte; so auch die Hände und Füsse. Von Jugend an hatte er Beschwerde im Athmen. Nach dem Tode fand man das Herz dreymal so gross, als bey anderen Menschen, die Klappen verknöchert, das eyförmige Loch ganz offen, den arteriellen Gang nicht geschlossen, die Lungenarterien sehr eng, die Aorta sehr weit, die Lungen klein, dunkel, dicht; auch im Unterleibe manche Abweichungen. 11) *Klinische Aphorismen über den sogenannten Bluthusten*, vom *Herausg.* Die Ansicht des Vfs, dass der Bluthusten am öftersten und allgemeinsten zu den Asthenien gehöre, hat viel Wahrheit, fodert aber in der Klinik, in Absicht auf Auswahl und Gaben der Heilmittel, viel Vorsicht. Wir hätten gewünscht, der treffliche Vf. hätte vorzüglich denjenigen Bluthusten herausgehoben, welcher bey sthenischen Pneumonieen zugegen ist, und die lauteste Foderung an starkes Blutlassen macht. Als Heilmittel empfiehlt der Vf. besonders Mohnsaft, aber mit den kleinsten Gaben anfangend. 12) *Ueber den Fothergillschen Gesichtsschmerz*, von D. *Jonas*. Mit dem besonderen Umstand, dass, wenn der Kranke den sogenannten *Pes anserinus* reibt, ihm allzeit eine Menge Blähungen aufsteigen und abgehen. 13) *Etwas über die Brüche*, von Ebend. gehört in ein anderes Journal, 14) *Von der Natur bewirkte Wendung der Leibesfrucht*, nebst Bemerkungen, von D. *Rau* in Schlitz. Gehört abermals nicht in dieses Archiv. 15) Bemerkungen und Belege *von der Unzulänglichkeit der Theorien in der Heilkunde*, von D. *Solbrig* in Fürth. Viel Geschrey und wenig Wolle! Die Pneumonie, von welcher die Rede ist, hatte wahrscheinlich tief in der rechten Lunge ihren Sitz, dadurch wurde consensuell das Gallensystem afficirt u. s. w. Die zweyte Krankheit ward nach der allerrohesten Empirie *feliciter* curirt. Bescheiden genug erklärt der Vf. selbst, S. 323) sein Verfahren für ein gewagtes Unternehmen! Aber solche zufällige Ereignisse können doch nicht für rationelle Belege ausgegeben werden? Eben so wenig beweiset die Geschichte, (S. 327) im geringsten etwas anderes, als dass die Erscheinungen der Krankheiten oft so in einander fliessen, dass man aus ihnen, was ja auch *Brown* lehrt, nicht mit Grund auf das ursachliche Verhältniss zurückschliessen kann. Dann ist ja wohl das natürlichste, wenn man auf dem Einen Wege, mit der Einen [sthenisirenden] Methode nicht fortkommt, umzuwenden, und die andere, entgegengesetzte [asthenisirende] zu wählen. Die Kranken des Rec. haben übrigens beym Einreiben der Naphtha nie über Kälte, sondern vielmehr über Hitze und Brennen geklagt. Alle diese Beobachtungen gehören nicht in diese Zeitschrift, sondern in *Struve's* sogenannten *Triumph der Heilkunst*. 16) *Neuere Beobachtungen und Erfahrungen über die Bleykolik und deren Behandlung*, von D. *Burger* zu Wolfsberg in Kärnthen. Ganz anders spricht dieser Arzt! Seine Erzählung ist einfach und schmucklos, seine Beobachtung ruhig und kalt, seine Heilart vernünftig und kunstmässig! Als vorzüglich wirksam empfiehlt der schätzbare Vf. Quecksilber und Mohnsaft, Klystire aus Oel und Milch, und eine ausgedehnte Milchdiät. 17) *Miscellen*, über die Wirksamkeit des Kalmus in Wechselfiebern, über den (gewöhnlich gefahrlosen) *morbus maculosus Werlhofii*, über Kuhpocken. D. *Osthof* impfte ein Kind fruchtlos; nach 8 Wochen wiederholte er die Impfung, und schon am zweyten Tage dieser letzten Impfung belebten sich die alten Stiche, und bildeten Pusteln; die neuen hafteten nicht.

Fj.

Duisburg und Essen, b. Bädeker und Comp.: *Untersuchungen über die Natur und Behandlung der Lungenschwindsucht* von *J. J. Busch*. Aus dem Französischen übersetzt. 1805. XIV und 128 S. 8. (12 gr.)

Die Lungenschwindsucht zerfällt nach dem Vf. in zwey Zeiträume. 1) Die *Entzündungsperiode*. Sie besteht in einer tauben chronischen Entzündung an einer so kleinen Stelle der Lungen, dass dadurch keine allgemeinen Zufälle, kein acutes Fieber erzeugt werden kann, mit krankhaften, hartnäckigen aber leichten Zusammenschnürungen der aushauchenden und einhauchenden Gefässe in der Nervenhaut der Lungen. Die Indicationen sind daher a) Heilung

der krampfhaften Zusammenziehung der Gefäfse. Hiezu sind Mittel nöthig, welche die Reizbarkeit vermindern, und die Empfindlichkeit der Nerven abstumpfen, also diejenigen Narcotica, welche in gebrochenen Dosen nicht zu sehr erhitzen, und die Spannkraft der Fibern nicht zu sehr erschlaffen. (Man sieht aus dieser Stelle, wie das medicinische Glaubensbekenntnifs des Vfs. beschaffen sey, und was man in *theoretischer* Hinsicht von ihm verlangen dürfe). Er empfiehlt dazu kleine, behutsam gesteigerte Gaben des Akonits in Substanz und bis zum Entstehen einer prickelnden Empfindung auf der Zunge u. s. w. gegeben. Schierling, Bilsenkraut, Bitterfüfs sind zwar auch brauchbar, aber minder kräftig. Finden sich Sordes, so schafft man diese erst durch süfse (? *doux* heifst auch *gelinde*) Abführungsmittel weg, ehe man mit dem Akonit fortfährt. b) Damit verbinde man eine spärliche Diät, und belebe die Hoffnung des Kranken nicht zu sehr. Nöthigenfalls wende man die (ehemals sogenannte) antiphlogistische Methode an, gebrauche ableitende Mittel u. s. w. c) Widersteht allem diesen die durch die Krankheit erhöhete Atonie (oben war es Reizbarkeit und Empfindlichkeit) der Gefäfse: so befördere man die Reaction der Gefäfse, und unterstütze deren Secretion und den Auswurf, welches theils die unter a) genannten Mittel, theils, nach Mafsgabe der Umstände, Ipecacuanha, Spiefsglanzmittel, Meerzwiebel, Queckfilbereinreibungen, Ammoniakgummi, Thee von Bitterfüfs, Arnika und Huflattich, Molken, laue Bäder bewirken. Bey Congestionen von Unthätigkeit der Fibern ist der Schwefel, den man in Oblatenform (?) so wie alle Mittel in Pulver geben soll, „um die mechanische Reizung, die das Pulver im Halse erregen würde, zu vermeiden.“ Vermuthlich meint der Vf in Oblaten *gewickelt*, und der ungenannte, sehr nachläfsige Ueberfetzer, hat ihn falsch verstanden. Hat der Schmerz aufgehört, so giebt man China, Polygala amara u. dergl. mit schleimigen Mitteln verbunden, um der Schleimschwindsucht vorzubauen. 2) Die *Eiterungsperiode*. Die beständigen Hindernisse der Heilung dieses Zustandes, sind die immerwährende Thätigkeit der Lungen, die Berührung des Geschwürs mit der Luft, die leichte (i. e. gelinde) Entzündung der Ränder des Geschwures. Aufser diesen giebt es noch zufällige Hindernisse der Heilung. Sehr treffend finden wir hier die Bemerkung, dafs die in den Lungen vorhandene Eiteransammlung mit Unrecht für ein *Geschwür* gehalten werde, da sie zu Anfang (mehrentheils) nur ein *Abscefs* sey. Dem Eiter werde eine Schärfe angedichtet, welche es wirklich nicht habe, auch seiner Bestimmung nach nicht haben kann. Findet sich dergleichen Schärfe, so ist sie zufällig. Die Indicationen zur Heilung im Allgemeinen sind: a) Körperliche und geistige Ruhe. Der Kranke mufs *liegen* oder *sitzen*. b) Bewahrung des Geschwürs vor dem Einflusse der Luft. Da dieses nun wegen der Nothwendigkeit des Athmens nicht geradezu möglich ist, so mufs man den *schädlichen* Bestandtheil der Luft abhalten. Dieses ist der Sauerstoff, theils wegen seines Einflusses auf die verwundete Stelle der Lungen, theils wegen der durch ihn hervorgebrachten Zersetzung des Eiters. Da nun alle nach *Beddoes* gemachten Versuche, diesen Einflufs durch das *Einathmen* von des Sauerstoffs beraubten u. a. ähnlichen Gasarten zu hindern, fehlgeschlagen sind: so sucht Hr. B. den Oxydationsprocefs durch eine Wirkung auf die *Gefäfse* aufzuhalten, welche sich in dem Geschwüre ausmünden. Das Eiter mufs weniger oxydabel gemacht werden. Dazu pafst kein Mittel so gut als der Schwefelkalk, wegen der grofsen Menge von Schwefelwasserstoffgas, welches sich daraus entbindet, und den Sauerstoff abhält. Er zieht ihn dem schon von *Garnett* vorgeschlagenen Schwefelkali vor. c) Zertheilung der entzündlichen Geschwulst. Hiezu sind wiederum Schwefelkalk, Akonit und tägliche laue Bäder empfohlen. Vermindert sich der Appetit, kommen Koliken, Erbrechen u. s. w. so mindert man die Gabe des Schwefelkalks, z. B. von Ji auf grvj, alle 2 Stunden zu nehmen. Entsteht Blutspeyen, so mufs man ihn ganz aussetzen, bis dieses gehoben ist. Oft ist es zweckmäfsig, statt des Schwefelkalkes *Hahnemanns* Weinprobe oder reines Schwefelwasserstoffgas haltendes Wasser zu geben. Als Nachkur ist Eichenkaffee, China u. dergl. zu gebrauchen. Die Diät ist gemischt; man belebe die Hoffnung des Kranken. Die Schleimschwindsucht verlangt die nämliche Behandlung.

Schon ehe Rec. von der Erscheinung dieser Schrift etwas wissen konnte, hat er mit Nutzen den Schwefelkalk und das Schwefelkali in Lungenvereiterungen, welche sich im ersten Zeitraume befanden, angewendet. In späteren Zeiträumen erleichterten sie wenigstens den Zustand des Kranken. Wenn der Grund davon in einer Desoxydation der Lungen, (oder vielleicht richtiger des ganzen Körpers?) gesucht werden mufs: so sollte dieser Satz wenigstens strenger erwiesen seyn, als Hr. B. es gethan hat. Ob aber dabey gar keine Rücksicht auf die durch dieses starke Reizmittel hervorgebrachte Aenderung in der Quantität der Lebensverrichtungen genommen werden mufs, ist eine Frage, worauf der Vf. bey seiner Ansicht der Medicin gar keine Rücksicht nehmen konnte. Wir müssen uns darüber um so mehr wundern, da er auch deutsche Aerzte kennt, wenn nämlich, wie wir aus der Abwesenheit aller Hinweisungen darüber glauben müssen, die Allegate aus diesen *nicht* von dem Ueberfetzer sind. Dieses Obsolete in der Schrift wird manchen jüngeren Leser, besonders von der Partey welche nur das Neue für gut hält, davon abschrecken, welches wir nicht wünschen. Denn ungeachtet nicht alles, was hier gesagt ist, gebilligt werden kann, bey weitem nicht alles, was zu erweisen war, auch nur wahrscheinlich gemacht worden ist, und der Vf. in vielen Fällen keck abspricht, wo er sehr behutsam hätte fortschreiten sollen: so empfehlen wir doch diese Schrift unseren Lesern, und bitten mit dem Vf., einmal alle bisherigen Theorien, Meinungen u. s. w. zu suspendiren, und seine Methode zu beherzigen und zu versuchen.

Aud.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 NOVEMBER, 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dresden, b. Gärtner: *Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur*, gehalten zu Dresden, im Winter 1806, von *Adam H. Müller.* 218 S. 8.

Es ist uns sehr erfreulich, ein Buch anzuzeigen, dessen Vf. ein jeder, wie er auch von dem Buche urtheilen mag, hochschätzen und lieben muss. Ein freyer Geist beseelt ihn, ein reiner Wille ist ihm eigen; sein tiefer Sinn weiss das Gute und Schöne überall, wo es sich findet, anzuerkennen und zu schätzen. Die Bildung des Vfs. muss von der Geschichte ausgegangen seyn, ohne dass er über ihr, wie es wohl zu geschehen pflegt, die Gediegenheit des eigenen Geistes verloren hätte. Daher die Toleranz, die so lebendig anspricht, und die heilsamste Polemik ist; daher die Liberalität, die sich Alles aneignet, und sich Allem hingiebt; daher das Bestreben, Alles im Gange der Welt aus der Weltgeschichte zu deuten und zu erklären; daher wiederum die Gewissheit seiner selbst, die sich nicht fortreissen lässt mit den Erscheinungen des Lebens, die sich ihnen gegenüber stellt, und sich nur dem Leben, nicht den Erscheinungen, mit Freyheit hingiebt, um dienend zu herrschen, und herrschend über die letzten dem Gesetz des ersten Gehorsam zu leisten. Nicht versunken in sich selbst, ist Hr. *M.* im Anschauen seiner selbst kalt geworden gegen das Unglück der Zeit; aber die Trauer darüber hat ihm auch nicht die Fröhlichkeit des Herzens geraubt: er verkennt nicht Deutschlands Werth und Würde, und giebt über die Sehnsucht nach der Vergangenheit nicht die Zukunft verloren. In der That, der Wunsch, mit welchem er schliesst, ist erfüllt, „der Eindruck der Gerechtigkeit, des reinen Willens, der Bescheidenheit, welchen die Vorlesungen hinterlassen, ist bleibend;" wie mag er es gewesen seyn bey denen, die sie lebendig und lebenswarm von seinen Lippen empfingen!

Dieser Geist des Vfs., der sich in dem Buche darstellt, ist mehr als das Buch. Reich ist es an Ideen, reich an treffenden Urtheilen; Scharfsinn und Witz geben Leben und Neuheit; die Sprache ist vortrefflich, nicht selten rednerisch, in einem gediegenen Stil, oft reich verziert: aber die eigentliche *Grundidee* des Buchs ist weniger, als der Vf. von ihr zu halten scheint. Philosophen vom Fache würden in ihr vielleicht nichts erkennen als eine Art von Eklekticismus, nur etwas veredelt, nur in einer anderen Gestalt. Die Idee der *Vermittelung* ist eine Idee, die einen jeden anspricht, darum weil sie in einer jeden Ansicht liegt; an und für sich aber kann sie nicht selbst eine Ansicht begründen. Vielleicht ist das nicht gut ausgesprochen; wir meynen so. Wenn irgend jemand etwas als allein wahr und gewiss zu erkennen glaubt, wenn er irgend ein Princip aufstellt als höchstes, als allem Uebrigen zum Grunde liegendes: so ist damit zugleich aufgestellt die Idee einer allgemeinen Versöhnung. Wer alles Uebrige aus diesem Princip ableiten zu können behauptet, der will ja das Uebrige nicht vernichten, sondern es darstellen in seinem eigentlichen Wesen. Was sich früher etwa als Höchstes oder Einziges gab, das soll jetzt nicht gänzlich verworfen werden, sondern nur untergeordnet, und weil Alles untergeordnet werden soll, so wird eben Alles erfasst aus dem Einen, und folglich durch dieses mit einander vermittelt. Aber an sich ist die Idee der Vermittelung nichts, wenn sie nicht ein Princip des Vermittelns, als den Mittler, aufzustellen weiss. Das letzte thut Hr. *M.* nicht; und eben darum kann er denen nicht genügen, die, an energisches Denken gewöhnt, nicht etwa nach dem Gefühl, wie es eben trifft, sondern nach einem festen Grundsatz richten und schätzen wollen. Jedes unverdorbene Gemüth wird ihm, wie er mit Recht glaubt, beystimmen; aber, wenn es zugleich mit einem philosophischen Kopfe verbunden ist, nur insofern, als seine Idee in der höchsten Idee liegt, nicht insofern sie etwas an und für sich seyn will, was sie nicht ist. Hr. *M.* sagt nur: Auf dem höchsten Standpuncte steht man nicht *über* dem Leben, sondern in der Mitte des Lebens, so dass alle Erscheinungen des Lebens — Wissenschaft, Kunst oder was es seyn mag — nur Strahlen sind, die von dieser Mitte als ihrem gemeinschaftlichen Brennpuncte ausgehen, und wiederum in ihn zurückfallen, und sich in ihm durchdringen; aber er zeigt nicht, welches denn dieser Punkt ist, und wenn er sich auch bemüht, die Einheit zwischen der grössten Geistesspaltung zu zeigen, so geschieht das mehr im Gefühl, dass es möglich seyn müsse, als durch die Kraft der Einsicht, wie es möglich sey. Er weiss, dass Alles ein Ganzes machen müsse; aber das wissen viele; nur ist die Frage: *wie* macht alle Verschiedenheit ein Ganzes? Wenn z. B. Hr. *M.* behauptet, *Friedrich Nicolai* sey nothwendig gewesen für das Ganze der deutschen Literatur: so ist einem Kinde deutlich zu machen, dass, wenn die deutsche Literatur, nachdem sie vor und um Nicolai war, wie sie war, wer-

den sollte, wie sie geworden ist, sie schlechterdings ohne Nicolai nicht so werden konnte. Aber *das* wäre zu zeigen: warum sie so werden sollte? Warum das *so* seyn zu ihrer Ganzheit gehört? Warum sie ohne Nicolai kein Ganzes bilden konnte? Das hätte ein Princip gegeben in unserem Sinne, welchem die Idee der Versöhnung beygeordnet ist. Hr. *M.* aber leitet aus den vielfachen Geistesbestrebungen in Deutschland, aus den mannichfaltigen einseitigen Tendenzen nach allen Richtungen, aus jenem Anspruch, der in Deutschland nie unterdrückt, durch keine Gesetze einer Akademie gebunden, durch keine Schranke der Sprache gehemmt wurde, — jenem Anspruch, dass ein jeder das Recht habe, selbst eine eigene Ansicht von Wissenschaft, von Kunst, von Geschichte, von Allem zu haben, und dieser Ansicht zu folgen — daraus leitet Hr. M. die Behauptung her, dass der deutsche Geist nach Vermittelung aller Erscheinungen und Bestrebungen strebe. Offenbar ist dieser deutsche Geist nichts anders, als das Product des Verlangens, alle deutschen Köpfe unter Einen Hut zu bringen; ihre sämmtlichen Meynungen zusammenzuwerfen, und wohl zu mischen, um so zu einer Gesammtmeynung zu gelangen, die, weil sie aus lauter Meynungen von Deutschen entstanden *ist*, nur die deutsche Meynung genannt werden mag. Auf dieselbe Art, wie zu *deutschen* Begriffen, könnte man auch zu scandinavischen, ciscaucasischen Begriffen kommen, je nachdem man seiner Betrachtung der Menschen Grenzen setzte; ja auch zu Weltbegriffen, wenn man die Operation gehörig erweitern und den Hut um ein Erkleckliches vergrössern wollte. — Alles dieses aber raubt dem Buche seinen Werth nicht; und wenn der Mangel, den wir darin zu finden glauben, ihm bey Philosophen vom Fache zum Nachtheile gereichen sollte, so wird ein jeder andere denkende Leser nicht ohne Freude und Belehrung den Vf. begleiten, und, wenn er auch oft anderer Meynung seyn sollte, doch gern die seinige vernehmen, die nie ohne Geist und Sinn ist. So viele Vermittelung, so viele Toleranz wird er wenigstens von ihm lernen! — Wir wollen ihm jetzt etwas im Einzelnen folgen; nicht ganz begleitend, sondern zuweilen ihn abhaltend.

Am natürlichsten erwartet man in der *ersten Vorlesung* zunächst eine genaue Bestimmung der Wissenschaft und Literatur überhaupt. Mag man bey dem Titel: deutsche Wissenschaft und Literatur, gedacht haben, Wissenschaft und Literatur, wie sie unter den Deutschen sind und leben, oder mag man geglaubt haben, das Wort *deutsch* solle eine eigene Art von Wissenschaft und Literatur anzeigen: so war doch auf jeden Fall die Bestimmung des Objects, worüber geredet werden soll, zu erwarten. Aber jene erste Frage nach der Wissenschaft fällt dem Vf. gar nicht einmal ein: er scheint vorauszusetzen, es verstehe sich von selbst, dass jeder Zuhörer oder auch Leser, Wissenschaft von der Wissenschaft habe. Der Begriff *Literatur* wird dagegen zur Sprache gebracht, aber nicht ins Reine. Es wird nur gesagt, der Begriff sey lange unnatürlich beschränkt gewesen; hier werde dieser beschränkte, durch französische Kritik aufgebrachte Begriff von Literatur an die Seite gesetzt, weil er für den Zweck einer Charakteristik der deutschen Literatur viel zu enge sey. Denn das Wesen einer Nationalliteratur lasse sich nur im Verhältnisse zur Geschichte der Literatur und Bildung überhaupt beurtheilen. Ganz gut! Aber eben weil sie im *Verhältnisse* zur Geschichte der Literatur und Bildung überhaupt beurtheilt werden soll: so muss ja zuerst bestimmt werden, was Literatur überhaupt sey, ehe von ihrer Geschichte die Rede seyn kann, dann aber auch, was Nationalliteratur sey, weil sie ja in dem Verhältnisse ein eigenes Glied ausmachen soll. Keines von beyden geschiehet; es wird nur gesagt: „Bildung und Literatur liessen sich nur *als unendlich fortschreitende Wesen* denken:" dennoch wird von diesem Standpuncte behauptet, dass auf ihm nicht die Rede vom Untergange der Literatur seyn könne u. s. w. Wäre nur der Standpunct nachgewiesen! Der Vf. behält ihn im Gemüthe; das ist sein Fehler, und darum sagten wir, er sey mehr als sein Buch; wenn er auch einmal von der Menschheit spricht, so läst er doch unbestimmt, was ihm Menschheit ist. Im Einzelnen geistvolle Bemerkungen über den grossen, gemeinschaftlichen Gang aller; über das Streben jeder Sprache und Literatur, sich zu universalisiren, über deutsche Geistesherrschaft und Geistesgehorsam, über die deutsche *Vermittlerrolle* in Europa. „Auf einem schwierigen Wege allein vorauslaufen hilft nichts, aber gemeinschaftlich ihn mit weise vereinigten Kräften überwinden, diess sey das Geheimniss *unserer* Herrschaft, wie sie sich auch unwiderstehlich in dem bisherigen Gange unserer Literatur offenbart. Ueber sein Zeitalter erhaben seyn, ist wenig; dazu gehört, wie die Erfahrung lehrt, nichts mehr, als höhere Virtuosität in dem Egoismus, der Kälte, der Einseitigkeit desselben Zeitalters; aber sein Zeitalter zu sich hinaufzuziehen, das ist wahrhafte Grösse!" Folgender Satz ist uns unverständlich: vorher ist gesagt, wenn die Weltgeschichte ein Ganzes sey, so folge daraus nicht, dass wir sie nicht in zwey durchaus verschiedene Zustände getrennt denken dürften: „Ferner, soll in allen Puncten der Gegenwart die Vergangenheit als zusammenhängendes Ganze erscheinen, so muss in jedem Augenblicke eine vollständige Scheidung der Geschichte in zwey getrennte Erscheinungen möglich seyn, deren Vereinigung im Mittelpuncte die grosse Aufgabe der Gegenwart ist." Von Puncten der Gegenwart, die nur Ein Punct als Zeit ist, läst sich nur in Beziehung auf den Raum reden, da aber *erscheint* die Vergangenheit nicht als ein zusammenhängendes Ganzes. Ueberhaupt ist uns auch das Folgende nicht klar! Artig und sinnreich ist die folgende Allegorie, wodurch die Geschichte an dem Leben eines einzelnen Menschen anschaulich gemacht wird; auch ist sie den meisten, wie den Hauptzügen nach wahr.

Vieles ließe sich über die *zweyte Vorlesung* sagen: *Fortsetzung der Betrachtung der Geschichte.* Ob wohl *ein flüchtiger Blick* auf den Boden und die Geschichte von Asien zeigte, dass der Begriff des Adels asiatischer Abkunft sey? In Asien das monarchische, in Europa das republicanische Princip; jenes im Uebergewicht in der griechischen, dieses in der germanischen Welt. Beständiger Kampf beyder Principe, sich zu durchdringen: daher Hauptereignisse der Geschichte, wo die Wechselwirkung zwischen Asien und Europa sichtbar wird. Was Deutschland in Europa, das spielt Europa in der Welt, die *Vermittlerrolle*; das ist seine Herrschaft. In Frankreich hielt sich das germanische Princip am längsten gegen das wiederauflebende des Alterthums; im Verhältnisse zu dem übrigen Europa wurde die ganze Nation in Masse geadelt; die Begriffe Adel und Bürgerstand wurden zur Opposition des vornehmen und gemeinen Lebens. In Frankreich einseitige Concentration, in Deutschland einseitige Spaltung.

Eine besondere Offenbarung des Kampfes zwischen dem antiken und modernen, dem griechischen und germanischen Princip ist es — *dritte Vorlesung* —, dass man, was man hat und ist, Sache und Person, stets als geschieden betrachtet. Die Klage der Meisten kommt daher, dass sich ein Widerspruch zeigt zwischen dem, was sie zu seyn, und dem, was sie zu bedeuten glauben, zwischen ihrem Wesen und ihrer Lage. Daher Kampf zwischen Talent und Reichthum. Wir haben dieses angedeutet, um den Uebergang zu zeigen, der hier, sehr gut, zur deutschen Literatur gemacht wird. Nirgend nämlich ist dieser Widerspruch zwischen dem Wesen des Menschen und seinem Wirkungskreise so allseitig ausgesprochen, als in Deutschland. „Man betrachte die hervorragenden Autoren der Deutschen; sie scheinen mehr zu *seyn*, als sie *haben*, ihre Werke mehr zu *bedeuten*, als sie *geben*. Fragment, Torso scheint Alles, was sie hervorgebracht: wer sie außer Beziehung auf das Ganze betrachtet, findet an ihnen wenig zu brauchen." *Schlegels* Verdienste werden, nach des Rec. Ansicht, vortrefflich dargelegt; was er gewollt, herrlich gezeigt, was er entbehrt, nicht verschwiegen. Er würdigte die griechische und germanische Zeit vortrefflich, aber einzeln; darum war nur eine Auffrischung ihres Gedächtnisses möglich. Die beyden Perioden der Weltgeschichte in der Mitte zu erfassen, und in der Durchdringung beyder, wobey sie untergehen, eine neue Auferstehung der Schönheit zu erkennen, vermochte er nicht. Es wurde ein undurchdringlicher Zauberkreis um einige Zustände der Menschheit gezogen; die alten Grenzen wurden zerbrochen; die Festung aber wurde zu groß, als dass sie haltbar wäre. „Ich gebe Euch die französische Literatur mit allen ihren Dependenzen für die Griechen, die Minnesinger, Shakespear, Cervantes und Calderone, so wie ihr sie mir gezeigt habt, hin. Sobald ihr aber von mir verlangt, ich soll jene mit ihren Genossen für absolut und ewig einzige Dichter halten; so bald ihr mir auf einer weiten Wüste einzelne Gärten und Paradiese der Poesie absteckt, und mich in diese verbannen wollt: so seyd ihr mir um nichts weniger lästig, als jene Häupter des neuen Alexandrien. Wenn ich über den einzelnen Dichter, den ich in sich und im Ganzen zu schauen strebe, den größeren Dichter, die Menschheit; wenn ich über das kunstreichste Werk des Einzelnen das große Gedicht, die Weltgeschichte, vergessen, wenn ich im Kampf gegen das Unwürdige meiner Zeit den Frieden mit meiner Zeit verlieren soll, so ist mir wenig gedient." Es wird vieles Vortreffliche gesagt, was wir aber nicht ausziehen können. Die kritische Revolution in Deutschland habe keine unmittelbare Wirkung auf die deutsche Nationalität haben können, weil sie in das Wesen der gleichzeitigen Bewegungen der Gesellschaft thätig einzugehn, aus einem gewissen ganz unziemlichen Stolze verschmäht. Es unterblieb aber wohl nicht sowohl aus Verschmähen und Stolz, als weil man keinen Punct zu finden wusste, wo dieser Eingang thätig und fortgesetzt hätte geschehen können! In einem deutschen Roman aber, „für den es in der ganzen Geschichte der Literatur nur im Don Quixote einen einzigen, weltumfallenden Pendant giebt," in Wilhelm Meisters Lehrjahren war ein unvergängliches Bild jener großen Hauptdissonanz unserer Zeit zwischen den Ansprüchen des inneren und denen des äußeren Lebens aufgestellt! Davon nachher.

Wenn unsere Anzeige dieses Buches etwa keine wahre Recension wäre, so wird Hr. M. uns, nach der *vierten Vorlesung*, leicht entschuldigen; für das literarische Gewerb kann sie in dieser Communicationsanstalt wenigstens nützlich werden. Von unserem Kampfe mit dem Buche haben wir in der That wenig zu erzählen: „eine wahre Recension (aber) ist die Geschichte unseres Kampfes mit einem Buche, deren Resultat nothwendig die Aufnahme dieses neuen Bürgers in dem Staate unserer Literatur seyn muss." Zu dieser Aufnahme geben wir ihm unsere Stimmen gern, und um so lieber, je gewisser wir seine Erscheinung vorausgesehen und darauf gerechnet haben. Nachdem das unaufhörliche selbstgefällige Lobpreisen unserer Literatur, wie wir es vor allen Nationen der Erde, in recht kurzer Zeit, so herrlich weit gebracht, den höchsten Gipfel erreichte, und allen Verständigen zum Eckel geworden war: da musste sich eine Opposition bilden, die diesem unziemlichen Stolz keck widersprach; ohne sie würde der deutsche Geist in dem Weyhrauch, den er sich selbst streuen zu müssen glaubte, gänzlich aufgeflogen seyn. Aber weil diese Opposition sich zu schneidend widersetzte; weil sie so weit ging, dass sie nicht nur die Flecken an dem gepriesenen Objecte zeigte, sondern sogar sein Daseyn leugnete: so konnte die Wirkung unmöglich heilsam seyn. Weil beyde Parteyen nicht um die Oberherrschaft kämpften, sondern um sich gegenseitig zu vernichten, keine aber stark genug war — der einen fehlte es an Geist, der anderen an Zahl — den Zweck zu erreichen: so

muſsten ſie ſchroff und unnahbar ſich gegenüber ſtehen bleiben. Sollte nicht alle durchgreifende Kraft des Geiſtes vernichtet, und eine beſtändige, unſelige Spaltung erhalten werden: ſo muſste ein dritter Punct hervortreten, der jeder der feindlichen Parteyen eine Seite bot, der ſie ſich anſchlieſsen konnte. Dadurch war nur eine Vereinigung und eine allſeitige Durchdringung, wonach die Wiſſenſchaft, wie die Kunſt ſtrebt, möglich; und es war zu erwarten, daſs die junge Generation, die nur dem Kampfe, mit Unwillen, zugeſehen, aber keinen Theil genommen hatte, die Rolle der Vermittlung übernehmen würde; — wenigſtens wird nur ſie das Getrennte zu vereinigen ſuchen; die eigentlichen Mitkämpfer dürften ſchwerlich die Hand zum Frieden bieten. — Es wäre, wie überall, ſo auch hier, Vieles zu loben; daſs es aber Hr. *M.* mit dem Ausdrucke ſo genau nicht nimmt, konnte ebenfalls aus dieſer Vorleſung bewieſen werden. Wenn der Charakter der deutſchen Kritik *vermittelnd* iſt: ſollte da wohl *Leſſing* der Vater der *deutſchen* Kritik ſeyn? Und *Friedrich Schlegel* ein *deutſcher* Kritiker? (Auch hat dieſer Leſſings *Andenken* nicht hergeſtellt —: bey wem war es denn erloſchen? — ſo wenig als er deſſen Manen ſich ſelbſt und ſein Leben zum Opfer gebracht). *Fichte's* Buch: *Nicolai's* Leben und Meynungen, ſoll, trotz ſeiner cyniſchen Ungebundenheit und Härte, das Meiſterſtück deutſcher Polemik ſeyn. Das iſt von einer Seite ganz richtig: aber, wie kann es für Nicolai's literariſche Exiſtenz (S. 67) vernichtend ſeyn, da es ja (nach S. 61) unmöglich iſt, einen Gegenſtand zu vernichten; da ja, ihn abſolut verdammen, nichts heiſst, als ſich zu einem ewigen Kampfe mit ihm verdammen? Auch möchten wir wiſſen, wodurch *Fichte* jemals gezeigt habe, daſs er für die *vermittelnde* Kritik beſtimmt ſey? — Wo mag die deutſche Kritik wohl ſeyn, die ſich zu leichter Ironie erhebt? Leichtigkeit, beſonders in der Ironie, iſt wohl ſelten die Sache der Deutſchen geweſen! Ganz recht: „*in der Unbeſangenheit und Schuldloſigkeit*" der Kritik „liegt von ſelbſt die Grazie eines ganz unentweihbaren Anſtandes;" aber war denn die Kritik der Deutſchen, die Hr. *M* hier beſonders im Auge gehabt zu haben ſcheint, ſo unbefangen und ſchuldlos?

Was in den folgenden Vorleſungen vorkommt, iſt nicht das Beſte in dem Buche; es betrifft einen Gegenſtand, der auſserhalb der Sphäre des Hn. *M.* zu liegen ſcheint. Es ſoll nämlich gezeigt werden, daſs auch die deutſche Philoſophie hinarbeite auf Vermittelung; und ſogar die gröſste und furchtbarſte Geiſtesſpaltung, welche die Geſchichte kennt, ſoll ausgeglichen werden — die, zwiſchen *Fichte* und *Schelling*. Es iſt nicht zu leugnen, auch hier kommen im Einzelnen ſchöne Bemerkungen vor, aber auch oft nur *words, nothing but words.* Hr. M. ſcheint zuweilen in dem bekannten Tone, der ſeit einigen Jahren vieler jungen Männer Beyfall erhalten hat, einen eigenen Reiz gefunden zu haben; und dann mit ſcheinbaren Paradoxien oder wunderlichen Gegenſätzen ſich ſelbſt über den Gehalt ſeiner Meynung getäuſcht zu haben. Bey der Redlichkeit ſeines Willens, die überall hervorblickt, iſt nichts anders zu erwarten, als daſs er ſelbſt wichtige Dinge zu ſagen geglaubt haben muſs. Manches kommt uns auch ſehr bekannt vor. Es würde aber die Grenzen überſchreiten, die uns durch die Natur dieſer Blätter geſteckt ſind, wenn wir uns auf eine genaue Prüfung deſſen einlaſſen wollten, was über Dogmaticismus und Skepticismus, über Realismus und Idealismus, über Phyſik und Ethik, über Platon und den heil. Auguſtinus, über Fichte und Schelling geſagt iſt. Und wir übergehen dieſs um ſo lieber, je gerner wir noch ſpäter bey einigen anderen Stellen verweilen möchten, die mehr aus dem Gemüthe des Vfs. hervorgegangen ſind. Um aber zu zeigen, wie liebenswürdig auch hier ſeine Individualität erſcheint, wollen wir ein paar Sätze anführen, die den Uebergang zu dem neuen Gegenſtande ausmachen. „Ich glaube den beiden Unſterblichen, der Philoſophie und der Poeſie auf meine Weiſe zu dienen, und ihnen das Höchſte zu opfern, was ich mit meinem Leben gewinne. Aber was ſind denn dieſe Allmächtigen, und wo iſt ihre zauberiſche Kraft, wenn ſie es verſchmähen, die Penaten unſeres Hauſes zu werden? Kann ich denn unbeſchränkt und ewig lieben, was mich dem Vaterlande, gleichviel, wie erniedrigt es auch ſey; was mich den Banden der Familie, die im peinlichſten Drucke mir noch heilig ſind; was mich meiner Zeit und ihren, wie mein Herz ſagt, keinesweges unheilbaren Gebrechen entführt: was mich buhleriſch in eine hoffnungsloſe Ferne lockt? Philoſophie und Poeſie ſollen gemeinſchaftlich den Frieden meines Lebens ſtiften: dieſelben Weſen können und dürfen mich in mir ſelbſt nicht wieder ſo feindſelig zerſplittern, u. ſ. w." —

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Frankfurt am Mayn: Poetiſche Verſuche.* Auf Velinpapier mit einem prächtig geſtochenen Titel und einer Vignette. 1805. 159 S. gr. 8. (2 Thlr.). Wir wollen den Vf. in ſeiner Freude, ſeine Gedichte ſo ſchön gedruckt zu ſehen, nicht ſtören. Er nennt ſie ja ſelbſt nur Verſuche, und fühlt die Erhabenheit ſeiner Gegenſtände ſo ſehr, daſs er gleich anfangs in dem Gedichte an die Liebe in die Verwunderung ausbricht:

> Harfe, wagſt du's auch zu ſingen?
> Fühlſt du deine Schwäche nicht?

Seine Freunde werden ſchon wiſſen, was ſie an ihm haben, und ſeine Verwandte und Brüder dürfen ihm den herzlichſten Dank nicht verſagen, wenn er mit zärtlicher Theilnahme ſingt:

> Auch dein, du Sohn der Rebenhügel, an
> des Neckars Ufern! dein denkt meine Liebe;
> O Peter! zur Tonſur, zum heil'gen *Wahn*
> Biſt du zu groſs, zu menſchlich deine Triebe.
> Auch Dank und Abſchied, frommer Martin, *Dir*,
> Mann Gottes, den zum edelſten der Zwecke
> Die Vorſicht ſich erkor, daſs Liebe *für*
> Die Tugend er in jungen Seelen wecke.

Was ſollen wir bey ſolchen Geſinnungen noch tadeln? Etwa Reime wie dieſe: *Vater* und *Hader*, *Millionen* und *Sonnen*, *ſchluge* und *entwiche*; oder Ausdrücke wie dieſe: *Siechelager*, *bis willkomm uns*, *errungene Leiden*, *leichtgeſchürzten Sinn*, *Thränenliebe* und dergleichen? Nein, das mag alles ſeinem Herzen und dem Titel zu Gute kommen! T. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 7 NOVEMBER, 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Dresden, b. Gärtner: *Adam H. Müllers Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur. etc.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Literatur.)

In der 8 und 9 *Vorlesung* wird von der deutschen Ansicht der Geschichte und Politik geredet. Es soll gezeigt werden, dass das Gesetz der Politik nicht anders bestehen und begriffen werden könne, als in der Natur der Weltereignisse, die die Geschichte aufstellt, dass Politik und Geschichte als Eins, oder als zwey in ewiger Vermählung begriffene Geschlechter anzusehen sind. Nach dem, was im Vorigen gesagt ist, wird man über die Geschichte viel Herrliches erwarten. In der That: man erwartet nicht umsonst, wiewohl wir nicht einsehen — trotz der Versicherung des Vfs., dass ihn der deutsche Geist gelehrt habe, was er sagt, — warum dieses die deutsche Ansicht genannt wird. Historische Werke von Deutschen weiss er ja nicht als Belege seiner Behauptung anzuführen. Sie soll aus der Totalität des wissenschaftlichen und politischen Deutschlands nothwendig hervorgehen; *alle* Extreme der historischen Ansicht sollen in deutscher Sprache aufgestellt seyn. Ist das wahr? wir wünschten, es wäre nicht bloss gesagt. Indess haben wir Alles mit Interesse gelesen, wiewohl wir vieles einzuwenden hätten. So heisst es: „die Geschichte soll zeigen, woher die Menschheit komme; die Jugendzeit des ganzen Geschlechts, die grosse Kindheit des Menschen, in welchem wir leben und sind, und dessen reifes, männliches Alter als gegenwärtig vor uns dasteht, soll gefühlt und begriffen werden in ihr." Wie kann aber die Geschichte zeigen, woher die Menschheit komme? Wird nicht das Daseyn der Menschheit vorausgesetzt, ehe es Geschichte geben kann? Die Frage: woher die Menschheit komme, überhaupt schwer zu beantworten, gehört am wenigsten für die Geschichte, als Geschichte. Oder soll der Ausdruck nur etwa heissen: Die Geschichte soll den Weg zeichnen, den das Menschengeschlecht in seiner Entwickelung genommen hat? Dann aber durfte es nicht wahr seyn, dass die Geschichte „in sofern sie lehrt, woher wir kommen, auch lehre, wohin wir gehen." Diess lehrt die Geschichte nur in sofern, als sie Belege liefert für eine, unabhängig von ihr, erkannte Einsicht des Ganges der Menschheit. Verbürgt sie die philosophisch erkannte Vergangenheit, so verbürgt sie eben damit die philosophisch erkannte Zukunft. Wer bloss Geschichte studirt, nur aus dem folgert, was Buchstabe und Tradition aus früheren Zeiten zu uns gebracht haben, dem ist es nicht zu verargen, wenn er in ihr nichts als ein beständiges Steigen und Sinken gewahrt. Ja selbst die, die nur Tod, Rückschritt, Verderbniss in der Geschichte sehen, verdienen keinen Tadel, oder es müsste tadelnswerth seyn, dass man eine philosophische Einsicht nicht hat, weil man sie nicht haben kann. Hr. *M.* selbst sagt: Staat und Wissenschaft ständen immer auf einer Stufe (ein Satz, dessen Wahrheit wir nicht verbürgen wollen); wenn das aber wahr ist, so konnte Tacitus, bey dem damaligen Zustande des Staats, nicht zu der Wissenschaft gelangen, die ihn etwas anders hätte erblicken lassen müssen. Daher verdient er nicht, dass von ihm gesagt werde: „wenn ihn das Gefühl eigener Thatkraft nicht über den Untergang Rom's beruhigen konnte, so war seine Ansicht kleiner als Rom; weit entfernt über Rom erhaben zu seyn, geht er selbst mit Rom unter." — Sollte wohl das reife, männliche Alter des Menschengeschlechts vor uns stehen? An welchen Zeichen der Zeit mag *der Historiker* das bemerken? —

Das Schönste in dem Buche ist, nach des Rec. Gefühl, unstreitig das, was über die deutsche Poesie vorkommt. Ein herrliches Wort über den grossen Meistersänger, *Hans Sachs!* Was über *Goethe* gesagt wird, haben wir mit inniger Freude gelesen. Hr. *M.* muss diesem Dichter ein tiefes Studium geweihet haben. Wenige sind eingedrungen in den Geist des reichsten, ersten, vollendetsten Dichters Deutschlands, wie er. Seinen schönsten Dichtungen ist eine Deutung beygelegt, die Hn. *M.* berechtigt, zu sagen: er habe über den Dichter gedichtet; und wie gern er über ihn dichtet, beweiset das oftmalige Zurückkommen auf ihn. Mit unendlicher Verehrung sieht Hr. *M.* hinauf zu dem reichsten unserer Zeitgenossen; mit kindlicher Liebe giebt er sich hin an den gewaltigen Geist, und mit sinniger Andacht verweilt er in dem Tempel, der mit den Kunstwerken dieses Geistes geziert ist. Dennoch findet sich nichts von jener widerlichen Vergötterung, wodurch manche einen tiefen Sinn auszusprechen glauben, aber nur die eigene Geistesarmuth zeigen! Ob der Sinn, den Hr. *M.* in den Goetheschen Dichtungen — er ist am schönsten im Tasso nachgewiesen — zu finden weiss, der richtige, der eigentlich wahre, d. h. der sey, den der Dichter selbst durch sie hat offenbaren wollen: darnach wird keiner fragen, der von der Unendlichkeit eines ächten Kunstwerkes eine Idee hat. Wie die Wer-

ke der Natur dastehen, nur um ihrer selbst willen, nur in sich vollendet, ohne einen anderen Zweck als die Freudigkeit ihres Daseyns, und wie es einem jedem überlassen bleibt, in ihnen dieses zu erblicken oder jenes: so leben die Schöpfungen des himmlischen Genius nur sich selbst, in sich selbst und für sich selbst; jeder mag sie verstehen auf seine Weise, nach eigenem Sinn und eigener Kraft, sie aber bleiben ewig jung und ewig frisch, beständig dieselben. Das Vollendete ist unerschöpflich. Was auch der Dichter gewollt haben mag — wenn man anders sagen könnte, er habe gewollt —: es müsste ihn freuen, viele solcher Leser gefunden zu haben. Uns aber thut es wehe, dass wir nicht weitläuftiger zeigen dürfen, wie Hr. *M.* dichtet über den Dichter, um unsere Leser noch mehr zum Lesen des Ganzen zu reizen, um so mehr, da manches so ganz mit dem übereinstimmt, was wir in den Goetheschen Dichtungen gefunden zu haben glaubten. — Eins können wir indess nicht unerwähnt lassen. Es ist bekannt, wie man Goethen, seitdem eine gewisse Liebhaberey zum Katholicismus, eine Art von Frömmeley, die sich christlich und religiös nannte, um sich griff, den Vorwurf gemacht, er habe das Christenthum nicht begriffen, oder keinen Sinn dafür, oder was man sonst gesagt haben mag. Wir sind weit entfernt, behaupten zu wollen, dass diese christliche Andacht — dafür wollte sie gelten — bey Allen Affectation gewesen sey. Die hohe Redlichkeit, die sich z. B. in *Novalis* zeigt, würde uns diess schon verbieten. Dieser Mann war gewiss im tiefsten Inneren von dem, was er sprach, durchdrungen; eine Religiösität, fremd den Zeitgenossen, offenbarte sich in ihm; er stand da, wie eine wunderbare Erscheinung aus einer anderen Zeit. Aber gewiss ist es auch, dass bey Vielen, die sich ihm anschlossen, nur schnöde Nachäfferey, wozu freylich die Ruchlosigkeit der Umgebung reizen mochte, zu seiner Sprache verleitete. Hr. *M.* ist gegen den Mysticismus; wenigstens erklärt er sich dagegen, wiewohl einige, nicht aufs beste angebrachte, christlich-andächtige Tiraden beweisen, dass er einem kleinen Anflug von jener Sucht nicht hat entgehen können. Aber das hat uns gewundert, dass auch bey ihm „von Goethen's Ruhm abgezogen wird, dass er den Verehrern des Christenthums den Zugang erschwert habe;" dass auch von ihm behauptet wird: „die Allgegenwart des Christenthums in der Geschichte und in allen Formen der Poesie und Philosophie sey selbst Goethen verborgen geblieben." Was berechtigt zu einer solchen Behauptung? Fände Rec. sie wahr, er würde nicht widersprechen; aber ohne Beweis lässt er auf den Genius seiner Bildung nichts kommen, was Tadel seyn soll. Wenn auch hinter dem +, welches Goethen so sehr zuwider ist, als Tabaksrauch und Wanzen, wie einige vermuthen, etwas stecken sollte, was vielleicht nicht dahinter steckt: was wäre es weiter! Braucht man denn gerade das Wort zu nennen, das Zeichen auszusprechen? Muss man denn gerade in dem gewöhnlichen Kleide erscheinen, um der zu seyn, der man ist? Es liegt offenbar ein Widerspruch in der ganzen Behauptung. Wenn von Goethen gesagt wird, dass er das heiligste Wesen der Menschheit ausgesprochen; dass er die innigsten Verhältnisse des Lebens dargestellt; dass er das Geheimniss des Lebens offenbart; dass er die Einheit der Welt und des Ideals anschaulich gemacht u. s. w.: wie kann ihm denn das Christenthum verborgen geblieben seyn, insofern es in der Geschichte und in allen Formen der Philosophie und Poesie allgegenwärtig ist? Von dieser Allgegenwart des Christenthums kann nur in sofern die Rede seyn, als die eigentliche Grundidee, unabhängig von aller Form, ewig wie die Welt, und Eins mit der Welt, darunter verstanden wird. Sie aber ist es ja gerade, was in Goethens Poesien ausgesprochen seyn soll! Und wäre sie ihm *verborgen* geblieben, hätte er nichts von ihr gewusst, und sie doch ausgesprochen; so würde das seine herrliche Natur nur noch mehr verherrlichen; er wäre freylich vielleicht kein *Bekenner* des Christenthums, aber gewiss ein desto besserer *Christ*. — Nicht minder vortrefflich, als, was über Goethe, ist das, was über *Schiller* gesagt ist. Aber wir dürfen nicht dabey verweilen! — Was die letzte Vorlesung über das Theater, und über die beyden Hauptführer des deutschen Theaterwesens, *Iffland* und *Kotzebue*, enthält, wird keiner ohne Vergnügen lesen.

Der Verfasser schliesst sein Buch mit der Anzeige, dass der Schluss dieser Arbeit zugleich Anfang einer grösseren sey; dass die aufgestellte Idee, mit näherer Rücksicht auf die einzelnen Autoren und Werke der Deutschen, in einem nächstens erscheinenden *Journale für die vermittelnde Kritik*, durchgeführt werden solle. Wir sehen diesem Journale mit freudiger Erwartung entgegen, und wünschen, dass die Erschütterungen, die jetzt auch das nördliche Deutschland erleiden muss, seine Erscheinung nicht unmöglich machen mögen! Δϑ.

LOBENSTEIN b. Ilgen: *Der frohe Landprediger, beglückt und erheitert durch sich selbst, vorzüglich aber belebt und aufgemuntert vom Staate*, von *Gottfried Benjamin Eisenschmidt*, Prediger zu Schwaara und Trebing mit Laasen bey Gera. 1804. XII und 118 S. (9 Gr.)

Der Vf. sucht mit dieser Schrift besonders denjenigen Landpredigern, welche vorher Hofmeister gewesen sind, und vom Landleben ihre ganze Glückseligkeit erwarten, zu Hülfe zu kommen, und ihnen eine auf Erfahrung gegründete Anleitung zu geben, wie sie ihr Leben im Umgange mit ihren Pfarrkindern angenehm machen können. Rec. schätzt zwar den überall hervorleuchtenden edlen Eifer des Vfs. für Beförderung des frohen Lebensgenusses seiner Amtsbrüder sowohl, als auch für Erhöhung ihrer amtlichen Wirksamkeit, hat aber in dieser Schrift nichts gefunden, was nicht schon unzähligemal, und zwar gründlicher und besser, gesagt worden wäre. Im ersten Abschnitte werden dem Landgeistlichen folgende Regeln ans Herz gelegt: 1) Beym Antritte seines Amtes beobachte er genau, ob ihn die Gemeinde mit Liebe auf-

nimmt. (Und wenn er auch das Gegentheil wahrnähme, so müsste der gerade auf diese Stelle designirte Prediger dieselbe auch antreten, wenn er anders nicht vorher, ehe er sich um dieselbe bewarb, von dem Hasse oder der Abneigung der Gemeinde gegen ihn überzeugt war. Diese Abneigung möchte aber nur in Fällen zu befürchten seyn, wenn der neue Pfarrer im Rufe eines notorisch unsittlichen oder unfähigen Menschen steht; denn wenn er ein rechtschaffener und geschickter Mann ist, so kann er sich in der Folge die Achtung und Liebe der Gemeinde gewiss versprechen.) 2) Er arbeite die zu haltenden Religionsvorträge sorgfältig aus, und halte sie mit Anstand und Würde. 3) Er nehme sich der Bildung der Jugend an. (Der Vf. hätte hier beherzigen sollen, dass unsere in der Regel so geistarmen Schullehrer das wichtigste Hinderniss der Jugendbildung seyen, dass für die Besuchung der Schule, so wie besonders für die Fortbildung derjenigen, welche dem Schulzwange schon entwachsen sind, und namentlich für die Cultur und Sittlichkeit des in das Dorf gekommenen, äusserst verdorbenen Gesindes, so schlecht gesorgt wird. 4) Der Landprediger muss einen exemplarischen Wandel führen. 5) Im Umgange mit Landleuten beweise er die grösste Vorsichtigkeit. Was hier gegen die auch in den neuesten Zeiten öfters angepriesenen *Visitationes domesticas* gesagt wird, ist Rec. ganz aus der Seele geschrieben. Wiederholt der Pfarrer seine Besuche: so wird er gewiss übelaufgenommen. Die mannichfaltigen Nachtheile derselben werden treffend geschildert. Der Prediger halte sich auch keine Vertraute, und sey kein Possenreisser. 6) Er behandle Irrende und Verführte nachsichtig. 7) Er mische sich nicht in Streitigkeiten der Landleute mit ihren Vorgesetzten. 8) Er dulde in seinem Hause keine Zuträgereyen. 9) Verklage seine Pfarrkinder gar nicht, oder nur im grössten Nothfalle. 10) Er sey nicht zu streng bey der Einnahme seiner Gebühren. 11) Beweise doch in gewissen Fällen ernsthafte Strenge. Tändelnde Höflichkeit gegen die Bauern schadet immer. 12) Er mache nicht den eigentlichen Arzt.

Man überzeugt sich aus dem flüchtigen Anblicke dieser Regeln, dass der Vf. bey allgemeinen Erfahrungssätzen stehen geblieben ist, wobey es leicht gewesen wäre, die benannten zwölf Regeln mit noch eben so vielen zu vermehren. Aber mit Regeln und Vorschriften allein ist überhaupt nichts gethan. Diese Wahrheit fühlte der Vf. selbst, und lässt daher im 2ten Abschnitte Wünsche und Bitten an den Staat folgen, das Landleben des Predigers angenehm zu machen. Er wünscht, dass den Predigern, nach Abnahme der beschwerlichen und sorgenvollen Landwirthschaft, eine anständigere Besoldung ausgemittelt, ihr Thätigkeitstrieb zur Erhöhung ihrer Geisteskräfte, z. B. durch literarische Polizeyanstalten, durch Aufgabe gelehrter, öffentlich zu beurtheilender Arbeiten, durch Predigerbibliotheken, erweckt, ihre Autorität durch Festsetzung eines angemessenen Ranges und durch humane Behandlung von Seiten der oberen Behörden erhöht, und die Würdigen unter ihnen durch die sichere Hoffnung einer weiteren Beförderung aufgemuntert würden. Hätte doch der Vf., um den Werth seiner Schrift zu erhöhen, im 2ten Abschnitte die Gebrechen des geistlichen Standes sowohl als die dumpfsinnige Unthätigkeit des Staats, denselbigen abzuhelfen, mit edler Freymüthigkeit gerügt, und zur Berichtigung des Wie durch überdachte, zweckmässige Vorschläge, mit welchen er sich überhaupt auch da, wo sie der Leser ohnfehlbar erwartet, nicht befassen mochte, das Seinige eifrigst beygetragen! — Endlich ist auch der wichtige Punct über das gesellschaftliche Leben der Landprediger mit Stillschweigen übergangen. Wahres, menschliches Frohseyn gedeiht nur unter dem Schutze reiner geselliger Mittheilung, als das beste Gegengift für einschleichenden Missmuth und Gram. Auch über die häuslichen Verhältnisse des Predigers vernimmt man hier nicht einen Laut. Unter den Wünschen und Bitten an den Staat für die Erhöhung der Nutzbarkeit des Geistlichen und die daraus fliessende Verschönerung seines Daseyns hätte der Darstellung der Nothwendigkeit einer zweckmässigen Sittenpolizey, ohne deren Mitwirkung Predigten, Katechisiren und alle Ermahnungen zum Besserwerden als leere Töne verhallen, eine vorzügliche Stelle eingeräumt werden sollen. PB.

Görlitz, b. Anton: *Auserlesene Geschichten, Erzählungen und Beyspiele, sowohl für Bürger und Landleute als auch für ihre Schulen.* Von *J. G. Rätze.* 1805. 270 S. 8. (18 Gr.)

Eine Compilation; was zwar der übrigens sehr breite Titel verschweigt, was aber in der tautologischen Vorrede von der 2ten Abtheilung des Buches, die Gespenstergeschichten aus *Wagners* bekanntem und vielgelesenem Gespensterbuche enthält, eingestanden, und durch das ganze Machwerk auf jedem Blatte sichtbar wird. Die erste Abtheilung führt die Aufschrift: Moralische und religiöse Beyspiele, und ist aus *Lienhard und Gertrud*, aus Romanen, Beyspiel-Sammlungen, aus der *Nation. Zeit.* u. d. gl. zusammengelesen, ohne dass eine einzige Quelle genannt wird. Erdichtete und wahre Erzählungen finden sich hier bunt zusammen; fast alle sehr bekannt und oft schon der Lesewelt aufgetischt. Sollen dergleichen Sammlungen einen Werth haben, so müssen sie aus lauter wirklichen und wenig bekannten Thatsachen bestehen, und lehrreich und interessant vorgetragen werden. Den lehrreichen und interessanten Vortrag wollen wir dem Vf. nicht ganz absprechen. Er hat die Geschichten zwar im Wesentlichen gelassen wie er sie fand, aber kleine belehrende Züge und zu beherzigende Moralien, oft am rechten Orte, für sein Publikum eingemischt. Aber die Auswahl sollte im Ganzen und besonders in der 2 Abtheil. sorgfältiger seyn. So sehen wir nicht ein, was das Fragment aus einem bekannten Romane, womit das Buch anfängt, sonderlich nutzen soll. Der Compilator scheint sich keinen anderen Zweck bey dem Werkchen gedacht zu haben, als den — ein Buch zu machen. J. J.

PHILOSOPHIE.

Hamburg und Mainz, b. Vollmer: *Populäre Logik zur Einleitung in die Schulwissenschaften.* Ein Handbuch für Bürgerschulen, so wie für alle Freunde der Wissenschaften, die zu Schulstudien keine Gelegenheit haben. Von *Villaume.* 1805. XXXII und 334 S. 8. (22 Gr.)

Nur zu oft verleitet das Streben nach Popularität zur Vernachläsigung der Ordnung und Bestimmtheit des Vortrages, indem man durch das Laxe und Schwankende die Fasslichkeit zu befördern vermeint. Auch die vorliegende Schrift, obgleich von einem Meister in der Kunst der fasslichen Darstellung, zeigt Spuren jenes Irrthums. Den Mangel der strengen Ordnung gesteht der Vf. selbst ein; aber auch in Hinsicht auf die Richtigkeit und Bestimmtheit des Vortrages bleibt Manches zu wünschen übrig. Erklärungen wie folgende: die Logik ist die Kunst, uns vor Irrthum zu schützen und richtig zu denken (§. 1; Beschaffenheiten, welche das Wesen eines Dinges ausmachen, heissen das Wesen (49); die Ueberzeugung ist ein nothdürftiges Fürwahrnehmen in Ermangelung der Gewissheit (106); die Philosophie ist eine allgemeine raisonnirte Wissenschaft, Philosophiren heisst räsonniren, worüber es auch sey (328); — oder Eintheilungen wie folgende: die Vorstellungen werden abgehandelt nach *a* Ursprung, *b* Quantität, *c* Qualität, (u. s. w. §. 3), — sollten in keiner Logik, auch in einer populären nicht, anzutreffen seyn. Noch weniger kann die Verwechslung des Satzes des zureichenden Grundes mit dem Satze der Causalität (70) entschuldiget werden. Dagegen erfodert die Gerechtigkeit anzuerkennen, dass einige Theile der Logik, besonders die Lehren von den Urtheilen und Schlüssen, gut vorgetragen sind.

Eine andere Frage betrifft den Zweck und Nutzen dieser Schrift. Titel und Vorrede bestimmen sie für Bürgerschulen und für die Liebhaber der Wissenschaften. Diese beiden Bestimmungen sind wohl zu unterscheiden. Dem Knaben, der weder Beruf noch Musse haben wird, sich wissenschaftlich zu beschäftigen, kann die Logik nichts nützen. Ja, wenn sie, wie Hr. *V.* sagt, die Kunst wäre, richtig zu denken! Aber da sie nichts mehr noch weniger ist, als die Entwickelung der formalen Gesetze des Denkens: so wird sie in der Bürgerschule die Zeit verderben, oder höchstens in einzelnen Knaben einen Hang zum Klügeln und Sophistisiren erzeugen, der nichts weniger als wünschenswerth ist. Wollte man sie nur als Geistesübung betrachten, so gibt es andere Uebungsstoffe, die ohne Zweifel zweckmässiger sind. — Keinesweges aber läst sich bestreiten, dass diese Schrift dem Freunde der Wissenschaften, oder, wie er in der Vorrede genannt wird, dem Liebhaber der Logik nützlich werden könne. Denn der Liebhaber giebt es so mancherley Arten, dass sich ohne Zweifel auch einige unter ihnen finden werden, für deren Fähigkeit und Fortschritte diese Schrift zweckmässig eingerichtet ist. Um sie ihnen recht nützlich zu machen, theilt der Vf. in dem zweyten Theile, als eine Zugabe, viele brauchbare Lehren mit, welche freylich, z. B. die Kapitel vom Rath — geben und nehmen, von der Kenntniss des Menschen, von der Selbstkenntniss, mit demselben Rechte in jedem anderen Buche einen Platz finden konnten.

F.

KLEINE SCHRIFTEN.

Philosophie. *Weissenfels* und *Leipzig* b. Böse: *Heydenreichs*, gewesenen Professors der Philosophie zu Leipzig, *philosophische Gedanken über den Selbstmord, freymüthig geprüft von einem seiner Freunde.* 1804 56 S. 8. (6 gr.). In seiner *Philosophie über die Leiden der Menschheit* hatte der verst. *Heydenreich* den Selbstmord nicht nur für keine *schon an sich* unerlaubte Handlung, sondern sogar, unter gewissen Umständen, für Pflicht erklärt. In seinen Augen muss die Maxime: ein Mensch, welchen die Beschaffenheit und der Zustand seiner körperlichen und geistigen Kräfte zur vernünftigen Wirksamkeit in dieser Welt für immer unfähig macht, trete selbst aus diesem Kreise der Dinge, — *ein Gegenstand des allgemeinen Willens*, mithin *einer allgemeinen Verpflichtung* seyn. Durch einen solchen Selbstmord, meint er, entheilige sich der Mensch nicht als Selbstzweck, sondern er rette sich vielmehr vor dem unwürdigen Loose einer Existenz, wo er bloss *als Sache* daure. Ein ungenannter Freund H's bewies ihm nun in diesen Briefen, dass jener vermeintliche Urtheilsspruch eines allgemeinen Willens, wenigstens keinesweges die Maxime *seines* Willens sey. Wer sich sein Leben nicht selbst gegeben hat, darf sich dasselbe auch unter keinerley Umständen selber nehmen, wer ferner nie mit Zuverlässigkeit behaupten kann, dass ihn die Kränklichkeit seines Geistes und Körpers, *für immer* zur Sache herabwürdigen werde, darf diese unerweisliche Voraussetzung niemals der unnatürlichen Handlung des Selbstmordes als moralische Triebfeder, in irgend einem haltbaren Sinn, unterlegen; und obgleich der Selbstmörder manchmal zu entschuldigen seyn möchte, so ist doch der Selbstmord *an sich* nie zu entschuldigen, viel weniger dem Menschen zur Pflicht zu machen, — diess sind die Erinnerungen dieses Briefstellers gegen die Heydenreich'sche Apologie des Selbstmordes. Das scheinbarste Argument, womit Heydenreich seinen Satz unterstützt, ist auch wirklich ein blosses Sophisma, das mit dem Gegensatze zwischen *Person* und *Sache* ein willkührliches Spiel treibt. Nur Unsittlichkeit macht den Menschen, wenn er will, zur *Sache*: aber keine unverschuldete physische und geistige Schwäche; sonst dürfte und müsste man mit Blödsinnigen eben so verfahren, wie mit Verbrechern. Aus Heydenreichs Prämissen würde überdiess folgen, was weder er noch irgend ein Vernünftiger zugeben könnte, dass nämlich in einem policirten Staate, diesem das Recht zukäme, ja die Verbindlichkeit obläge, ein fortdaurend und unheilbar zur blossen *Sache* gewordenes Glied wegzuschaffen, nicht aber diesem Gliede selbst. Ein an Leib und Seele kranker Mensch kann, *als solcher*, über das Loos seiner Existenz kein gültiges Urtheil fällen: und kann also am allerwenigsten über Fortsetzung oder gewaltsame Beendigung seines Daseyns mit Fug und Recht entscheiden. Der Staat müsste ins Mittel treten, bey der Behörde der Aerzte die nöthigen Erkundigungen darüber einziehen, und wenn denn diese gesprochen hätten: *allerdings würde der Patient als Selbstzweck nicht mehr entheiliget, im Falle man ihn vom Leben zum Tode brächte:* so wäre sowol das Leben desselben in die Hände des Staats, der es ihm bisher sicherte, — niemals aber *in seine eigenen* gelegt. So, dächte Rec., richtete die Vernunft über einen Fall, den *Heydenreich* unter einer sophistisch erborgten, moralischen Triebfeder, durch den individuellen Ehrgeiz eines hypochondrischen Grillenfängers entschieden werden liess. Die lächerliche Verwickelung, mit welcher *der grosse Kant*, wie es in diesen Briefen heisst, bey den Begriffen des *Selbstmords* und der freywilligen *Aufopferung für das Wohl der Menschheit*, Liebhaber unterhielt, bekame dadurch noch nebenher wiederum *einige* Entwickelung, die darin bestände, dass sogar ein zum Selbstmorde entschlossener Mensch, wenn er den Staat vorher über die beschlossene That *erkennen*, oder sie im *Gehorsam gegen seinen erlassenen Befehl* an sich vollziehen liesse, die Schuld des Selbstmordes nicht mehr tragen würde. Wie viel weniger also ein Mann von gesunder Kraft und unverwelktem Lebenstriebe, der das Beste und Liebste, was er hat, dem Besten *Vieler* oder *Aller* zum Opfer bringt.

Cr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 NOVEMBER, 1806.

PÄDAGOGIK.

HALLE, b. Renger: *Einzige Grundregel der Unterrichtskunst nach Pestalozzi's Methode.* Von *Johann Ernst Plamann.* I Theil. Auch unter dem Titel: *Einzige Grundregel etc. angewandt auf Naturgeschichte, Geographie und Sprache.* 1805. VI und 234 S. 8. (1 Thl.)

Indem diese Schrift, durch die Aufstellung eines allgemeinen formellen Grundgesetzes der P. Methode und seine Anwendung auf den Realunterricht, über dessen formelle Organisation P. selbst bisher nur Winke gab, die Sphäre derselben in ein neues Gebiet hinüberspielt, erhält sie schon dadurch, unter den über diesen Gegenstand erschienenen Schriften, eine ausgezeichnete Bedeutung. Mit Recht nennt der Vf. die Schwierigkeiten, die eigentlichen Unterrichtsgegenstände oder die historischen Kenntnisse nach P. Formen einzurichten, unglaublich gross. Ihr vollständiges Gelingen fodert nicht nur eine unbedingt freye Ansicht von P. Grundsätzen, die nur noch in Bruchstücken ausgesprochen sind, und eine freye Herrschaft über den Unterrichtsstoff, sondern auch eine eben so genaue Sonderung der subjectiven und objectiven Standpuncte, von denen aus der Unterricht, als solcher, pädagogisch ins Auge gefasst werden muss. Diese Schwierigkeiten im Auge, hat Hr. *Plamann* mit eben so viel Muth als Ausdauer die Bahn in einer Unternehmung zuerst vor dem Publikum gebrochen, die nothwendig dahin führen muss, auch die Form des *Realunterrichts* in dem ganzen Umfange des letzteren gänzlich umzuwandeln, und sie auf etwas Nothwendiges und Festes zu bauen. Denn auf nichts Geringerem beruht das Wesen und der Mittelpunct der neuen praktischen Pädagogik, als durch die Construction des Ursprünglichen, nur sich selbst Gegenwärtigen, im Menschen, eine selbstständige Vernunftbildung zu begründen, die die menschliche Natur in allen ihren Kräften als Eins und in sich selbst vollendet darstelle, alle empirische Kenntnisse ordne, ihnen Einheit, Nothwendigkeit und Zusammenhang gebe, und die zügellose Sophisterey sowohl, als geistige Impotenz organisirende Willkühr des Wissens vernichte, „damit dem ewigen Kreislauf ein Ende gemacht werde, in welchem sich die Masse des Menschengeschlechts immer zwischen den Uebeln der Barbarey und denen der Erschlaffung herumtreibt."

Im Allgemeinen ist Rec. dieser Schrift das Zeugniss schuldig, dass sie niemand, dem es um Pädagogik zu thun ist, ohne wichtige Aufschlüsse und Winke über dieselben und noch mehr über P. Methode aus der Hand legen wird. Der Vf. hat beyde gründlich durchdacht, und beweist sich überall als einen Denker, der, was so selten ist, über Selbsttäuschung in seinem Fache hinaus, den Schein vom Wahne trennt, und sich nur im Wahren und Vollendeten genügend, das Nothwendige und Rechte zu erfassen strebt. Dieser Geist trieb ihn zu P., bewog ihn mit seiner Schrift nicht zu erscheinen, bis ihm die Einrichtung der Unterrichtsmittel nach seinen Formen, wie er sich ausdrückt, gelungen, und tritt endlich überall in ihr selbst hervor, als ein gründliches Wissen mit eben so humanem als richtigem Blick auf die Bedürfnisse der menschlichen Natur, als ein heiliger Ernst des Lebens und der Wissenschaft, dem es um die Hauptsache und um sie allein zu thun ist. Ihrer besonderen Sphäre nach muss diese Schrift vorzüglich dem praktischen Erzieher eine willkommne Erscheinung seyn. Es ist dem Vf. um keine auffallenden Ansichten, keine Geniesflüge, und eben so wenig um eine wissenschaftliche Construction der Pädagogik zu thun. Er hält sich vielmehr oft fast zu ängstlich am Gegebenen, in dessen inneren Zusammenhang er zu dringen, das er überall in Harmonie zu bringen strebt. Was ich hier gebe, sagt er selbst Vorr. V, ist nicht die Frucht eines eiteln flüchtigen Hirngespinstes, es ist die Frucht eines zweyjährigen Studiums, das sich nicht einseitig auf Theorie, sondern auf Ausübung bezog." Und diese Frucht, setzt Rec. hinzu, ist vorzüglich geeignet, die Kluft zwischen P. Genialität und dem *gelehrten* wie dem *gesunden* Verstande auszufüllen, und in den Erzeugnissen der ersteren Realität, logische Consequenz und selbstständiges Leben zu enthüllen, das Viele so wenig darinn zu erkennen vermögen.

In Hinsicht auf den Zweck der Schrift selbst war es bekanntlich ein längst aufgeworfenes Problem, in wie fern *P.* Methode mit dem Realunterricht zusammenhänge, und ob letzterem wirklich eine förmliche Umwandlung bevorstehe, oder ob durch die bisherigen Methodiker in diesem Fache alles geleistet sey. Sah man auf keine Einheit des Stoffs, keine höhere Ansicht der Natur, des Wissens, des Lebens, auf keine Identität der Kenntnisse mit dem menschlichen Geist und dem Handeln: so schien freylich das pädagogische Gebiet von dieser Seite praktisch erschöpft. Es liessen sich höchstens Uebergänge und Anknüpfungen suchen zwischen dieser und der *P.* Elementarbildung, die von hier aus als

Lückenbüſser ins Auge fiel. Da ſich indeſs dieſe bald als Entwicklungskunſt zu einer eigenen, in ſich abſolut gegründeten und bisher nicht aufgeſtellten Sphäre ausbildete: ſo muſste nothwendig die Ahndung entſtehen, daſs, was bisher *Unterrichtskunſt* hieſs, z. B. die ſogenannte Sokratik, die ſynthetiſche, die analytiſche Methode u. ſ. w., das Gebiet des Wiſſens, pädagogiſch betrachtet, bloſs fragmentariſch, zerſtreut, und in einzelnen Erſcheinungen durchdringe, und daſs daher auch eine ſelbſtſtändig in ſich gegründete Unterrichtskunſt mangeln durfte. Hr. *Pl.*, anſtatt ſich auf theoretiſche Beweiſe einzulaſſen, hat den Knoten praktiſch gelöſt, indem er die einzige Grundregel der *P.* Unterrichtskunſt in der Bearbeitung der Naturgeſchichte und Geographie ausführte. Den Unterricht umformen, iſt wohl der gültigſte Beweis, daſs er umgeformt werden könne.

Daſs er es müſſe, rechtfertigt der Vf. an vielen Stellen ſeiner Schrift, beſonders S. 1—22, und in dem, was er S. 37 und 52 über die Katechetik vortrefflich ſagt. Ob aber das Princip dieſer Umformung in *P.* Methode enthalten ſey, und ob es Hr. *Pl.* rein und vollſtändig ausgeſprochen habe, darüber glaubt Rec. ſich hier beſonders ausbreiten zu müſſen. Denn die einzige Grundregel von *P.* Verfahren ausſprechen und begründen heiſst nichts Geringeres leiſten, als das Weſen ſeiner Verſuche ins Licht ſetzen, und den Geiſt derſelben in ſeiner Wurzel ergreifen.

Die einzige Grundregel der Unterrichtungskunſt iſt hier nach *Kants Anthropologie* ausgedruckt S. 23 und 24 als die *logiſche* Eintheilung in obere und untergeordnete, und die *reale* in Haupt- und Nebenvorſtellungen deſſen, was an den Dingen erkennbar iſt. In dieſem gedoppelten Eintheilungsſchema ſey nicht nur die Kunſtform der Anſchauung, ſondern auch die der Abſtraction und Reflexion gegeben. Innerhalb ihrer Schranken entwickele ſich aus der Nothwendigkeit die Freyheit des Geiſtes. Denn durch ſie entſtehe (S. 25) wahre Anſchauung d. i., was *P.* eigentlich bezwecke, Selbſtthätigkeit des Geiſtes, die (S. 26) an ſich in der Verbindung des in einem Gegenſtand gegebenen Mannichfaltigen beſtehe. Durch ſie gehe (S. 27) vermittelſt der Sprache das empiriſche in freyes Selbſtbewuſstſeyn über. Dieſes (S. 28) zur höchſten Deutlichkeit zu erheben, oder vielmehr die innere Anſchauungskraft zu ſtärken, müſſe die Kunſtform zuvor das empiriſche Bewuſstſeyn verdeutlichen, und daher (S. 29) die ſinnliche Wahrnehmung denſelben Regeln unterwerfen, denen die innere Anſchauung unterworfen iſt. In dieſer conſigurire die Einbildungskraft den Gegenſtand durch Syntheſis des in der Sinnlichkeit gegebenen Mannichfaltigen, welche Verknüpfung der Verſtand alsdann unter die Regel der Einheit bringe. Die Kunſtform müſſe bey der empiriſchen Anſchauung nicht nur dieſer Syntheſis folgen, um dem empiriſchen Begriff durch lückenloſe Aneinanderreihung der Merkmale Vollſtändigkeit zu geben, ſondern da jedes dieſer Merkmale ſelbſt eine verwickelte Anſchauung ſey, und wir dieſer nur durch die Reproduction ihrer einfachen Grundtheile in der Imagination deutlich bewuſst werden, ſo müſſe die Kunſt dieſe Reproduction durch Analyſis der Merkmale in ihre einfachen Grundtheile auflöſen und ihren Stoff für die innere Anſchauung disponiren. *Als Syntheſis* habe ſie daher die Merkmale jedes empiriſchen Objects einander unterzuordnen, d. i. logiſch abzutheilen, als Verdeutlichung hingegen in ihre Beſtandtheile aufzulöſen d. i. real abzutheilen. Die nämliche Regel erhebe (S. 30) durch ſich ſelbſt den Geiſt zur Abſtraction, die, ihrem Weſen nach, eine Abſonderung des Gleichen (S. 31) nach zwey Richtungen der inneren und äuſseren Verwandtſchaft der Merkmale ſey, und ſich auf die durch das Vorhergehende gereifte innere Anſchauung nothwendig ſtützen müſſe, ſo wie endlich die Reflexion (S. 36 u. 37) nach der gleichen Regel aus der gereiften Abſtraction ſich erzeuge, und dadurch deutliche Erkenntniſs bewirke." Nach dieſer übrigens gut durchgeführten Deduction lieſse ſich alſo die aufgeſtellte Grundregel auch ausdrücken als = abſolute Vereinigung der Syntheſis und Analyſis, oder organiſche Verbindung der bisherigen ſynthetiſchen und analytiſchen Methode.

Dieſe Regel iſt allerdings in der Natur des Unterrichts gegründet. Allein ſie hat auch nur eine beſtimmte d. i. beſchränkte Sphäre in ihm. Sie deutet zwar auf eine groſse Anſicht, nämlich, daſs wie die Entwickelung und Bildung des Menſchen, objectiv als Kunſtwerk aufgeſtellt, allen Entwickelungsſtoff in einem organiſchen Leben vereinigen, und daher in ſeiner Einheit und Totalität umfaſſen müſſe, ſo müſſe die einzige Grundregel der Unterrichtskunſt, d. i. die abſolute Form des Unterrichts, alle einzelnen Formen deſſelben, in einem organiſchen Gebilde vereinigt, in ihrer Einheit und Totalität darſtellen. Dieſe Anſicht ſpricht die *P.* Methode aus, das will ſie. Schon dadurch aber, daſs Hn. *Pl.* Regel nur die Syntheſis und Analyſis, nicht das in der Anſchauung ſich als gegenſeitig durchdringend erſcheinende Wiſſen und Handeln, Erzeugen und Anſchauen, Auffaſſen und Darſtellen zugleich umfaſst, nicht für das Wiſſen die aus der nothwendigen Wechſelwirkung des Lehrers und Zöglings entſpringende Fragform (Katechetik) als ein urſprüngliches Element der Grundregel zugleich mit ihr entwickelt u. ſ. w., ſondern nur ſpäter als Zuſatz beyfügt, zeigt ſich letztere als durch eine höhere bedingt und unvollſtändig. — Jede Entdeckung über das Weſen der Dinge, bringt nicht nur alles Zerſtreute in Zuſammenhang, ſondern ſie ſteigert auch die Begriffe vom Einzelnen, und ſtellt die Anſicht des Ganzen auf einen höheren Standpunct. Daher das Bedürfniſs, neue Verhältniſſe auszudrücken, den alten Worten einen edleren Sinn zu geben, oder neue Ausdrücke zu ſchaffen. Dieſs iſt bey *P.* Erfindung durchaus der Fall. Sie kann nicht durch Abſtraction, ſondern nur durch Conſtruction, nicht durch Uebertragung fremder Formen auf ihr Gebiet, ſondern nur durch elementariſche Entwickelung deſſen, was aus ihr hervorgeht, erkannt werden. Alle aus der Logik, der Methodik, der Mathematik ab-

strahirten und auf sie angewandten Begriffe sind daher einseitig, und beschränken ihre herrliche Freyheit und ihren absolut inneren Zusammenhang, insofern sie sich nicht aus ihr selbst erzeugen. Ihr Stoff, ihre Form und ihre Darstellung bedingen einander wechselsweise. Diese unaufhörliche Wechselwirkung ist in obiger Grundregel ebenfalls keinesweges bestimmt ausgesprochen. Ursprünglich beruht überdiess die P. Methode, als solche, auf dem mit dem Daseyn gesetzten Gegensatz des Inneren und Aeusseren, des Reinen und Empirischen, und des wiederum in beyden ursprünglich erscheinenden entgegengesetzten Idealen und Realen. Ihr wesentlichstes Verdienst ist, diese Gegensätze in ihren ursprünglichen Elementen aufzustellen, zu sondern und von ihrer Wurzel aus selbstständig zu construiren, um das innere und äussere Daseyn, welches das Bewusstseyn nur in der Entgegensetzung anschaut und ergreift, allseitig darzustellen. Aus dieser ursprünglichen Entgegensetzung allein kann dort das specielle Princip der Entwickelung, hier das des Unterrichts abgeleitet werden. Allein beydes erscheint in Hrn. *Pl.* Grundregel nach der ganzen Ansicht, in der er sie darstellt, vermischt, indem er überdiess selbst sehr bedeutend (S. 109) bekennt, „dass die Formen des Buchs der Mütter ihn auf den inneren Zusammenhang des ganzen *P.* Unterrichtssystems und zunächst auf die Gesichtspuncte geführt haben, aus welchen seine arithmetischen und mathematischen Tabellen zu betrachten sind."

In dieser Vermischung des Empirischen (*des Buchs der Mütter*) und des Rationalen (*der Zahl und Massverhältnisse*) liegt die Quelle einer bisher noch allgemeinen irrigen Ansicht der *P.* Methode und mehrerer nach des Rec. Ueberzeugung beschränkter Vorstellungen des vorliegenden Werkes. Es ist darum nothwendig, weil bey der fortdauernden Entwickelung der Sache das Ganze noch nicht systematisch aufgestellt werden kann, wenigstens durch historische Sonderung ins Licht zu setzen, was denn wirklich bis jetzt in *P.* Methode Reines und Empirisches gegeben sey, und wie beydes gegenwärtig aufgefasst werde. Diese historische Nachweisung, wie es sich bey *P.* selbst entwickelte, mag als reines Factum denen zeugen, die in allen Principien bloss theoretische Hirngespinste erblicken. Die *P.* Methode ist nämlich besonders von Seiten einer wesentlichen Eigenschaft verkannt worden, von Seiten ihres Strebens, das Unbedingte in der Ansicht der Dinge und des Lebens darzustellen. Man hat, statt sie von daher zu fassen, sie als willkührlich mit allem möglichen Willkührlichen verglichen. Es ist das Erbübel der Pädagogik, so wie eines jeden nicht absolut gegründeten Wissens und Handelns des Menschen, dass es sich im Wandelbaren und Willkührlichen fort bewegt. Die Pädagogik musste letzteres, so lange sie von der Anschauung der objectiven Natur als Princip ausging. Der wahrhaft wissenschaftliche Geist sucht das Absolute, worauf er seine Erkenntniss baue. Das praktische Genie, das das Handeln der Menschheit, den Zustand und die Bedürfnisse der menschlichen Natur im individuellen und gesellschaftlichen Daseyn umfasst, sucht für eben dieses Handeln gleichfalls das Unbedingte, wenn nicht aus deutlicher Erkenntniss, doch aus Naturnothwendigkeit. Der Mensch will sich schützen vor seinem eigenen Irrthum, der Gute die Menschen vor der Verwirrung in ihren Angelegenheiten retten. Er strebt durch das Gesetz seiner inneren Natur nach dem, das ewig fest ist, weil es ist und bleibt wie es ist, um sein und anderer Daseyn in Harmonie mit sich und mit der Natur zu bringen.

P. sah sein *ihn umgebendes* Zeitalter im Wissen und Handeln in gedanken- und kraftloser Willkühr leben. Als praktisches Genie entsagte er dem Wissen, um das Nothwendige des Daseyns und Handelns für die Menschheit desto gewisser aufzustellen, ohne sein Ziel zu erreichen. Vom Schicksal selbst auf den Punct, wo der Mensch als ursprünglich erscheint, und das Nothwendige von allen Verhältnissen des Lebens am nächsten liegt, auf die Pädagogik getrieben, suchte er nun nach der Individualität seines Geistes das Unwandelbare, nur in sich selbst Gegründete, in der Erziehung und für sie. Von der Anschauung des Gegebenen in der Natur ging er aus. Aber die objective Natur, wie sie den Sinnen erscheint, ist eine ewig fliessende. *P.* erkannte bald, dass sie in der Anschauung nur bestimmt durch die Zahl, in Schranken gefasst durch die Form, begriffen wird durch das Wort. In diesen löst sich alle Erkenntniss der Sinnenobjecte auf, über sie liegt nichts hinaus für das ursprüngliche d. i. elementarische Erkennen. Als existirend im Aeusseren, oder für die Anschauung traten sie also hervor als das positive Fundament aller Erkenntniss. Allein, obgleich alle logischen Verhältnisse der Dinge in ihnen liegen, und alle realen durch sie aufgefasst und ausgedrückt werden: so sind sie doch selbst in der empirischen Anschauung in einem ewigen Fluss begriffen. Wenn man die Sinnenwelt als positiv betrachtet, so erscheinen sie nur als das negative, die Wechselwirkung zwischen der Wirklichkeit und dem Menschen vermittelnde Princip der Anschauung. So unaufhörlich ihre Gestalt und Verhältnisse wechselnd, fand *P.* eben so bald, dass sie, um sie zum positiven Princip der Erkenntniss zu erheben, von den Dingen getrennt, und durch diese Trennung in ihrer selbstständigen Natur aufgefasst werden mussten. Empirisch abstrahirt und getrennt sprechen sie sich zwar als rein selbstständige Naturen aus. Aber auch so sind sie ein Chaos und der Wandelbarkeit unterworfen; für das Wesentliche war nichts gebessert. Es musste in ihre innere Natur gedrungen, in ihnen selbst das Mittel aufgesucht werden, sie in ihrer Nothwendigkeit darzustellen. *P.* erkannte es in ihrem gesetzmässigen lückenlos fortschreitenden Zusammenhange. Aber eben dieser foderte ein erstes Glied der Kette, ein rein Gegebenes, das die Nothwendigkeit alles Uebrigen trage, bedinge und begründe. *P.* suchte dieses in den ursprünglichen Anfangspuncten aller drey Elementarmittel auf, Diese Anfangspuncte fasste er in der Idee von Urtypen für die Form alles Wissens und

Handelns ins Auge. Und hier war es zuerst, wo der Empirismus eine, zwar bald wiederum verschwindende, Macht über seinen Geist gewann. Bey der unerschöpflichen Zeugungskraft seiner Phantasie, in der das Ideale und Reale unaufhörlich in einander fliessen, ist es ihm um so schwerer, ihre Erzeugnisse durch Abstraction zu sondern. Er pflanzt sie hin, wie die ewig schaffende und ewig vernichtende Natur; individualisirt, gestaltet und nothwendig. Aber der Geist, der sie schaut, muss sie auch sondern und ordnen, um sie zu erkennen. Das Empirische und Reine vermischend, stellte er als Typus der Sprache und der Anschauung des Sichtbaren überhaupt bekanntlich den menschlichen Körper, als den der Form, das Quadrat auf. In diesem ist allerdings ein Mannichfaltiges gegeben, und die Regel der logischen und realen Eintheilung passt darauf vollkommen. Allein, dass P. Sinn ursprünglich anders war, davon zeugt nicht nur sein beständiges Suchen des ursprünglich Einfachen, sondern auch eine reine Thatsache: die der Aufstellung der absoluten Einheit und seines aus ihr geschaffenen Zahlensystems. Hier ist keine weitere Zerlegung des Urelements, als welche in sich selbst unmöglich ist, da sie gar keine äusseren Merkmale besitzt, sondern sich gleich und unwandelbar in sich selber ruhet. Diese Einheit erscheint durchaus nicht in der empirischen Anschauung gegeben, denn jede empirische Einheit ist ein Mannichfaltiges, bestimmbar durch Merkmale, sie kommt dem Geiste von Innen heraus, sie ist sein reines absolutes Erzeugniss. Mit diesem Begriffe des Erzeugens ging für P. Methode eine neue Welt auf.

Das erste, was sich durch ihn concentrirte, war die Ansicht des Eigenthümlichen der menschlichen Anlagen im Kinde. Die Uranlage der Humanität, die zugleich mit dem Daseyn ihre Wirksamkeit äussert, erschien ihrer Natur nach als geistige Zeugungskraft. Ursprünglich den Charakter der Gattung ausmachend, ist sie in allen Individuen gleich. Sie stellt die Pädagogik nothwendig auf den Standpunkt, diese ursprüngliche Gleichheit aller Individuen anzuerkennen, und von ihm, als ihrem Fundamente, auszugehen: denn mit der Humanität d. i. mit dem Charakter der Gattung hat sie es ausschliessend zu thun. Dadurch allein wird sie Kunst. Sie überläst das Zufällige dem Zufall. Nicht die Anlage ist also verschieden, was Hr. Pl. S. 12 zugesteht, sondern der Grad der Anlage, die Intensität der Kraft und die Willkühr ihrer Richtung. Es ist Ein Gesetz der Bewegung und der Thätigkeit bey allen, aber sie kann schneller oder langsamer, beschränkter oder umfassender seyn. Wer der P. Methode vorwirft, dass sie allen das gleiche Gesetz aufdringe, dem mangelt entweder der Begriff der menschlichen Gattung, oder der Blick auf das wesentliche Gebiet, auf das sie die Pädagogik zurückführt. Wenn letztere bisher nicht auf diesem Fundament der ursprünglichen Gleichheit der Anlagen und Gesetze ihrer Entwickelung bestand: so beweist diess nur, dass sie sich selbst nicht verstanden. Wer hingegen eine nachtheilige Gleichheit der Neigungen und Kräfte oder der bürgerlichen Ansprüche dadurch befürchtet, der kennt eben so wenig die Macht der sich aus gleichen Elementen dennoch nothwendig *individuell* gestaltenden Natur (S. 30—33), noch die eben so unabhängig von der Kunst und Willkühr des Menschen ihre Herrschaft behauptenden Verhältnisse der äusseren Existenz. Gleich anfangs schon hatte P. die positive und negative Richtung der ursprünglichen Zeugungskraft durch einen glücklichen Tiefblick in den Elementen der Erkenntniss und denen der religiösen Bildung aufgestellt. Jene giebt sich nämlich als Thätigkeit, diese als Trieb (Sympathie nach S. 8) kund. Und hier stossen wir auf eine, so viel Rec. weiss, pädagogisch noch gar nicht erörterte Ansicht des Verhältnisses zwischen Geist und Gemüth. Wie nämlich jene, als Thätigkeit, ein unaufhörliches Realisiren der Selbstständigkeit und der Erkenntniss ist: so strebt diese unaufhörlich, die Erkenntniss und Selbstständigkeit zu vernichten. Dieses entgegengesetzte Streben zieht sich durch alle Aeusserungen des Geistes und Gemüthes hin. In den Vorstellungen und Begriffen geht Ersterer darauf aus, sich das Objective anzueignen und es dadurch, gleichsam aufhebend, in sich aufzunehmen. In welche Gefühle der Demuth oder des Vertrauens, der Ergebung oder der Liebe Letzteres ausströme, es strebt sich selbst verlierend, im Objecte aufzulösen. Der absolute Wille, das positive Princip der absoluten Freyheit des Vernunftwesens, als die geheimnissvolle Urkraft dieser beyden Richtungen, verbreitet sich auf alle Erscheinungen derselben hin, und ist auf jeder Stufe des Daseyns im Einzelnen und Ganzen vorhanden. Daher es völlig sinnlos ist, auf ihn als eine besondere Kraft in der Erziehung wirken zu wollen.

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

KLEINE SCHRIFTEN.

Pädagogik. *Schwelm* b. Scherz und in Commission b. Bädeker und Comp. in Duisburg: *Fibel, oder Elementarbuch für den ersten Unterricht in deutschen Schulen.* 1806. 74 S. 8. (8 gr.). Diese Fibel ist eigentlich eine zweyte, umgearbeitete und erweiterte, Ausgabe von den *Anfangsgründen der Buchstabenkenntniss und Zeichenkunst des Prediger Mallars in Schwelm.* Das Büchelchen verdient bekannter zu seyn, als es vielleicht ist. Es enthält auf wenig Seiten, mit einer sehr feinen Auswahl des Zweckdienlichen, die ersten Uebungen im Zählen, im Massen und im Zeichnen: dann Vorübungen zum Lesen, Leseübungen und endlich fortgesetzte Uebungen im Zeichnen. Man findet also alles hier beysammen, was bey der Elementarunterweisung der Jugend nöthig ist, und zwar so, dass sich der Gebrauch desselben beynahe von selbst ergiebt. Doch geht auch zum Ueberfluss noch eine kurze Anleitung voraus, wie das Buch in jedem seiner einzelnen Theile mit Nutzen gebraucht werden kann. R. D.

Fortsetzungen.

Magdeburg, b. Keil: *Magazin neuer Fest- und Casualpredigten, Tauf- und Traureden, Beichtermahnungen und anderer kleinerer Amtsvorträge.* Von C. G. Ribbeck. 1806. 8r Th. VI u. 360 S. (1 Rthlr. 8 Gr.) Zweyte Aufl. 2r Th. VIII u. 368 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.) S. Recens. des 6ten Th. 1804. No. 306.

Leipzig, b. Seeger: *Urach der Wilde.* 2r Bd. 1804. 332 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.) S. Recens. des 1 Thls 1804. No. 249.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 NOVEMBER, 1806.

PÄDAGOGIK.

Halle, b. Renger: *Einzige Grundregel der Unterrichtskunst nach Pestalozzi's Methode.* Von *Johann Ernst Plamann.* I Theil etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Aus dieser äusserst wichtigen Ansicht ergab sich erstens eine nähere Bestimmung des Anfangs und Endpuncts der Erziehung und mit ihr der wesentlichen Aufgabe der Pädagogik. Die Erziehung erschien nun als da anfangend, wo Trieb und Thätigkeit in ihrem ursprünglichen Reflex, der Anschauung, durch Reiz und Nothwendigkeit *Eins* sind, d. i. mit dem ersten Moment des äusseren Daseyns. Diese ursprüngliche Einheit des Positiven und Negativen der Anlage ist auch in der Sprache durch den Thätigkeitstrieb empirisch ausgedrückt. Sie ist vollendet, wo die freye, ihrer bewusste Selbstständigkeit in eben so freye Hingebung an das Unbedingte, wo die rein selbstständige in sich gegründete Erkenntniss in eben so reine Triebe, und umgekehrt, übergegangen; mit anderen Worten: in dem Anschauen und Erkennen der Natur der Dinge oder Ideen. Rec. weiss, was er voraussetzt. Aber es ist hier bloss um Resultate zu thun, die als Thatsachen ihm vor Augen liegen. Die philosophische Construction kann den Beweis darüber führen, und es eröffnet sich ihr hier ein Standpunct, der ein frappantes Licht auf die Urbegriffe einer wahren Pädagogik wirft. Der unstreitig interessanteste und wichtigste Punct war, aus jenem oben angegebenen ursprünglichen Verhältniss des Positiven und Negativen der Anlage das Verhältniss zwischen der Geistes- und Gemüths-Bildung abzuleiten. *P.* hatte anfangs es nur in seinen entgegengesetzten Endpuncten, den Elementen der Geistesthätigkeit und der Gefühle, aufgefasst, und es in dieser Entgegensetzung stehen lassen. Ihr Wechselverhältniss konnte darum ebenfalls nur factisch auf dem Wege der Aufstellung und Ausführung des Positiven der Geistesbildung hervortreten. Allein indem *P.* das Letztere rein auffasste, und mit den Zöglingen richtig durchführte: so musste sich das Negative davon, die Gemüthsbildung, nothwendigerweise zugleich selbst als Thatsache darstellen. Es musste sich enthüllen, wie sich die Geistesthätigkeit in sich selbst beschränke, und mit jener zusammenfalle. — Und hier zeigte sich nun wirklich als Factum bey den Zöglingen, dass das negative Princip auf jedem Punct des Positiven zugleich wirkt, oder dass die ausströmende Selbstthätigkeit und Energie des Geistes, in ihren Producten sich selbst anschauend, überall wiederum als Reiz auf das Gemüth zurückwirkt. Wie *P.* Methode die Selbstthätigkeit des Zöglings rein und harmonisch erregte und übte: so nahm sie zugleich, ohne weiteres Zuthun, auch die Triebe in Anspruch, und erzeugte Freude, Dank, Liebe, Hingebung. Mit tiefem innigem Sinne hat Hr. *Pl.* diese Seite der *P.* Methode S. 224—228 ins Licht gesetzt. Man sehe *Kants kleine Schriften.* Königsberg und Leipzig 1797. 2ter Band. S. 193 u. ff. Wahrlich im Wesen, in der Tiefe der Dinge und in der Anschauung ihrer Gesetze und Verhältnisse liegt der Reiz, das Erstaunen, alles, was das Gemüth erfüllt, und nicht in Farbenspielen, nicht in poetischen Floskeln.

Was aber weiter aus dieser Ansicht hervorging, ist die ursprüngliche Identität der Geistes- und Herzens-Bildung, in der die Factoren der Einen die der Anderen nothwendig zugleich sind. — Es giebt nach dieser Ansicht also nicht, wie Hr. *Pl.* S. 228 zu äussern scheint, positive Elemente des an sich Negativen der menschlichen Bildung. Es ist ein Irrthum, der *P.* Methode eine Unterdrückung des Gemüths vorzuwerfen, weil die an sich negative Natur des Letzteren durch den positiven Factor im Daseyn und in der Erziehung nothwendig während der ganzen Epoche der Bildung zugleich gesetzt ist. Allein eben diess beleuchtet die Nothwendigkeit einer wahren geistigen Entwickelung, die nicht bloss auf Unterricht und Begriffe, sondern auf die absolute Construction der ursprünglichen Geistesthätigkeit sich gründet. Denn der Unterricht, da er auf Abstraction und nicht auf Production beruhet, da er ferner nur in der Mittheilung vereinzelter Begriffe und zerstückelter Kenntnisse besteht, und da er endlich die Selbstthätigkeit des Zöglings der Beschränktheit des Lehrers und dem empirischen Stoffe unterwirft, macht es dem Zögling unmöglich, das Spiel des inneren Lebens in seiner Freudigkeit und Fülle anzuschauen und zu ergreifen. Er fesselt den Geist seiner Natur nach, und diese Sclaverey, wie das unreine Verhältniss zur Individualität des Kindes, das er beym Lehrer zu Folge hat, unterdrückt und zerrüttet sein Gemüth unvermeidlich zugleich. Nur in dem freyen und unbeschränkten Spielraum der Thätigkeit des Geistes nach den unwandelbaren Gesetzen seines Wesens kann das Gemüth ergriffen werden, und sich zur Gesinnung, zur Fülle inneren Lebens ausbilden; die blosse Vorstellung ist leer. Der blosse Begriff, wie sich durch die geistige Existenz ganzer Nationen darthun lässt, führt zur Vernichtung seines eigenen Objects. Je conse-

quenter von ihm aus der Unterricht betrieben wird, je mehr er aufs Einzelne, Nützliche geht; desto unvermeidlicher treibt er an sich zur Gemüthlosigkeit, in der Moral zum Egoismus, in der Religion zum Atheismus, im bürgerlichen Leben zur Anmaſsung und Treulosigkeit. Er brächte, wenn die Natur nicht durch unwiderstehliche Mächte den Menschen aus dem Leeren und Verkehrten ins Nothwendige (S. *Pl.* S. 4) zu reiſsen vermöchte, allem Sinn und aller Kraft den Tod. — Das positive Princip der Vernunftbildung, oder die Geistesthätigkeit an sich, erhielt nun dadurch in *P.* Ansicht eine wesentliche Steigerung. Es konnte nicht mehr, nach S. 26, als eine bloſse Verbindung des Mannichfaltigen eines Objects zur Einheit, sondern muſste als der Schöpfer des nothwendigen Erkenntniſs- und Thätigkeits-Stoffs begriffen werden. Es trat selbst als die ursprüngliche dynamische Einheit der Anlagen hervor, deren mannichfaltig sich bildende Kräfte aus den aus ihm selbst erzeugten Gegensätzen und Richtungen hervorgehen. In ihm erschien der Geist als ursprünglich frey nach unwandelbaren in seinem Wesen ruhenden Gesetzen; in ihm daher das Organische auf alles sich verbreitende Centrum des Wissens und Handelns; die Quelle aller Kraft, Selbstständigkeit und Vernünftigkeit. Im inneren, unvergänglichen und ewigen Charakter der Menschengattung, hatte sich in diesem Begriff *P.* praktisches Bildungsprincip befestigt. Mit ihm gewann der ursprüngliche Bildungsstoff selber, der in Zahl, Form und Sprache vorläufig aufgestellt war, einen positiven Charakter oder innere Haltung und Realität. Als abstrahirt von den sichtbaren Gegenständen, wesentlich nur die negative Seite, d. i. die Grenze derselben vorstellend, und daher von diesem Standpuncte aus leer und ohne alle Realität; als Wechselwirkung zwischen der Natur und der Intelligenz, den Indifferenzpunkt beyder ausdrückend, konnte dieser Stoff nur dadurch einen positiven Charakter annehmen und reelles Fundament der Entwickelung werden, daſs er als ein rein selbstständiges geistiges Erzeugniſs aufgefaſst und behandelt wurde. Praktisch war natürlich das erste Geschäft die Aufsuchung seiner Urelemente selbst. Das Quadrat, als Urform, und der menschliche Körper, als Typus der Sprache, konnten, theils als empirische theils als beschränkte Anschauungen, die weder zur Erkenntniſs des Wesens der Form noch der Sprache führten, nicht mehr genügen. Als ursprüngliches Element stellte sich für jene der einfache Punct dar, von dem die selbstthätige Construction des Raumes und seiner Verhältnisse in ihrer ganzen Ausdehnung ausgeht, für diese, wie auch Hr. *Pl.* S. 210 und 211 richtig construirt, der articulirte Laut, als der materielle und formelle Anfangspunct der Sprache und aller durch sie dargestellten Vernunftgesetze und Verhältnisse. Der Punct, der articulirte Laut, die absolute Einheit, als Urelement der Zahl selber wieder, konnten nicht mehr als in sich selbst leer, und als bloſse Grenze der Construction der Zahl der Form und der Sprache betrachtet werden, in dem *nichts* nichts bleibt, und kein Reales begründen kann. Als Product der Geistesthätigkeit und ursprüngliche Elemente aller Construction nahmen auch sie vielmehr einen realen positiven Charakter an. So erschien die ins Reale, d. i. in die äuſsere Anschauung hervortretende Productivität des Geistes, von ihrer ursprünglichen Einheit aus, eben so ursprünglich in drey Factoren zerfallen, in deren Umfang der Umfang jener zugleich erschöpft seyn muſs.

Intellectuell, d. i. in Beziehung auf deutliche Erkenntniſs, enthüllte sich nun *P.* Methode immer vollständiger als die reale Construction der Selbstthätigkeit, in Zeit und Raum, und der beyde organisch zu einem Daseyn vereinigenden Sprache. Eine Construction, in der Stoff, Form und Darstellung eine unzertrennliche Einheit ausmachen. Dem Stoffe nach thut sie sich kund als das reine Geisteserzeugniſs des Zöglings; der Form nach als objective Darstellung der inneren Verhältnisse des Seyns und Denkens, überhaupt der unwandelbaren Gesetze der geistigen Zeugung und Bewegung; der Darstellung nach, 1) als harmonische Uebung der körperlichen Organe, unter der Herrschaft des Geistes; 2) als harmonische Uebung der in der Psychologie aufgestellten förmlichen Functionen des Geistes in nothwendiger Stufenfolge; 3) als ein immerwährendes aus sich selbst Erzeugen und Vernichten der Anschauung, wobey der Zögling als eine freye Natur in volle Unabhängigkeit sowohl vom Lehrer als von der körperlichen Natur gesetzt ist, und wobey jener nur der Erreger und Leiter der Geistesthätigkeit, oder nach Sokrates die Hebamme, dieser das Werkzeug und der materielle Gegenhalt derselben ist. Und hier stellte sich das Bildungsprincip factisch und mit anschaulicher Evidenz als positiv und negativ wirksam, sowohl in reinem Wechselverhältniſs des Geistes und Gemüths bey der Anschauung und Erzeugung, als in dem zwischen dem Zögling und Lehrer dar.

Allein es ist der Menschheit von der Natur als nothwendig angebildet, das Universum nach allen Gegenden anzuschauen. Dieser nothwendigen Anschauung gemäſs, zerfällt das positive Princip der geistigen Anlage bey der Steigerung seiner Thätigkeit wiederum in die intellectuelle und moralische, die ästhetische und die religiöse Richtung. Diese erscheinen gleichfalls schon in den Elementen vorgebildet, in deren Erzeugung die Thätigkeit sich in ein Wissen und Handeln, die Anschauung in eine reale und ideale trennt, (das Richtige und Schöne, die Anschauung und der Begriff, das Sinnliche und Uebersinnliche.) Jede dieser Richtungen muſs nothwendig an sich wiederum als positiv und negativ, als Geist und Gemüth, erscheinen; denn für die Moral und für die Wissenschaft, für die Kunst und für die Religion giebt es Erkenntniſs und Hingebung, und das Vollendete und Rechte liegt überall nur da, wo die Selbstständigkeit Begeisterung, und die Erkenntniſs durch ihre innere Reinheit, Unschuld und Vollendung Liebe geworden. Rein ausgehend vom Geiste und in ihrem Wesen und ihrer Fülle angeschaut, wird sie

es aber nothwendig. Die Religion wie die Kunst, die Sittlichkeit wie das Wissen, kann nicht aus Abstraction und erlernten Begriffen, sie muss aus Freyheit und Selbsterzeugung entspringen. Die Natur selbst erzeugt ihre Elemente im Geiste durch nothwendiges Verhältniss zu ihm in Daseyn. Aber die Erziehung entwickelt eben das, was jene hervorbringt, durch ihn selbst aus dem Menschen. Wie und wodurch diess geschehe, das ist die Aufgabe. Diese lässt sich in intellectueller und ästhetischer Hinsicht als völlig gelöst betrachten. Was sittlich und religiös mehr als durch Selbstbeherrschung, Liebe und Glaube, oder Hingebung an das Uebersinnliche geschehen könne und müsse, werden die, welche P. Principien die Einseitigkeit verschiedener philosophischer Systeme, oder vielmehr der nach ihnen die Erziehung modelnden Pädagogen vorwerfen, besser selbst aufstellen, sollen ihre Vorwürfe nicht leeres Geschwätz seyn. Sie sind aufgefodert, ehe sie sie geltend machen, erst kennen zu lernen, was *P.* in dieser Hinsicht will und thut, und dann zu erklären, wie denn Religion und Tugend in den Menschen komme.

Rec. musste, um nicht einseitigen Urtheilen neuen Vorschub zu leisten, auf diese Ansicht hinweisen. Er kehrt zur Darstellung der bloss intellectuellen Bildung zurück. Diese erhielt nun durch die völlige Ausscheidung des reinen und nothwendigen vom empirischen Wissen einen völlig veränderten Begriff. Es war keine Rede mehr davon, die Freyheit (nach S. 24) des Geistes aus der Nothwendigkeit zu entwickeln, sondern vielmehr jener den Stoff zu unterwerfen, um sie zur Herrschaft zu erheben; nicht die innere Anschauung durch die äussere (nach S. 20) zu stärken und zu verdeutlichen, sondern diese durch jene zu ordnen, mit einem Wort das Empirische durch das an sich Intellectuelle zu begründen, welches nothwendig erst construirt seyn muss, wenn man nicht gezwungen seyn soll, bey jeder einzelnen empirischen Anschauung die Form, die Zahl und die Sprache wiederum selbst zu analysiren. Darinn liegt eben die Gehaltlosigkeit der bisherigen sogenannten Sokratik, dass sie nicht nur die Begriffe und Verhältnisse, die sie anschaulich machen will, sondern auch jedes einzelne Wort, in die sie sie fasst, zu zergliedern bedarf. Ihr Stifter suchte durch seine Kunst das Unbedingte zu erzeugen. Seine geistlosen Nachahmer setzen das Wesen derselben in die einseitige und äusserliche Fragform, und sind so ganz der blinden Willkühr Preis gegeben, dass sie nicht einmal von ferne zu ahnden vermögen, dass in der vollständigen elementarischen Anschauung und Construction des ursprünglichen Erkenntnissstoffs auch das Problem der Sokratik vollständig gelöst, und dass eine Methode, die die erstere aufstellt, der letzteren wahre Vollendung ist. — Und so sonderte sich denn bey *P.* auch das Princip der Entwickelung vom Princip des Unterrichts, wovon das erstere als Geistesthätigkeit im Erzeugen und Vernichten des Elementarstoffs und seiner nothwendigen Verhältnisse, das zweyte ebenfalls als Geistesthätigkeit in der Reproduction des in der empirischen Beschauung, d. i. in der objectiven, der Selbstthätigkeit ursprünglich entgegengesetzten Natur, Gegebenen besteht. Von dem ersteren Princip werden wir noch unten bey *P.* Grössenlehre zu sprechen haben. Wir kommen auf den Unterricht von Hn. *Pl.* selbst zurück. Wie *P.* Methode in der Entwickelung vom ursprünglich Einfachen ausgeht, und diess wesentlich zu ihrem Begriff gehört: so fodert sie im Unterrichte nicht nur eine Sonderung des empirischen Anschauungsstoffs nach logischer und realer Eintheilung, sondern auch nothwendige Anfangspunkte desselben; die Aufstellung empirischer Einheiten, in denen das Allgemeinste, die ganze Fülle des objectiv Wahrnehmbaren enthalten ist. Ihr Urbegriff dort ist Selbstanschauung; ihr Urbegriff hier: Weltanschauung.

Wie die Elemente der Selbstanschauung in drey Factoren zerfallen, so zerfällt die der Weltanschauung in die der Natur, der Gesellschaft und in das verbindende Mittelglied beyder, die empirische Ichheit, oder den Menschen in dem, was er ist, kann, will, soll, hat und bedarf, d. i. in seinem Verhältnisse zum Daseyn, zur Natur und zur Gesellschaft. An die Naturanschauung knüpft sich alles naturhistorische, an die Gesellschaft alles bürgerliche und welthistorische Wissen. In der Ichheit liegt der Exponent zu allem. Der Mensch findet nichts ausser sich, was er nicht in sich selbst anschaut.

Hieraus ist denn auch die wahre und wahrhaft erhabene Idee des Buches der Mütter herzuleiten. Ausgeführt würde sich der Kreis des Volksunterrichts mit demselben schliessen. Weder in die Wissenschaft der Natur, noch in die Wissenschaft der Gesellschaft kann und soll das Volk in den Schulen eingeführt werden. In jener beschränkt sich sein Kreis nothwendig auf die Erfahrung seines Berufes, und alles Wissen darinn muss ihm das praktische Erlernen und Ueben dieses Berufes *selbst* verschaffen. In dieser beschränkt er sich eben so nothwendig auf sein bürgerliches Leben und auf die in seinem Kreise darinn existirenden Verhältnisse. Aber das Volk muss durch die Elementarbildung zum geistigen Bewusstseyn und zur geistigen Kraft gelangen, damit es wisse, was es in seinem Kreise thut, und könne, was es in ihm bedarf. Der Schulunterricht muss sein intellectuelles und sittliches Selbstgefühl erregen, es für Beobachtung und Erfahrung empfänglich machen, und das Genie in Stand setzen sich auszusprechen. Weder die Physik noch die Mathematik, weder die Naturgeschichte noch die Geographie, weder die theoretische Moral noch die theoretische Religion, sind ihm möglich. Aber es bedarf nothwendig einer verständigen, ästhetischen, sittlichen und religiösen Ansicht der Dinge, einer Kraft, in allen Richtungen und Verhältnissen des Daseyns zu leben, die ihm kein in den vorhandenen Unterrichtsbüchern zugestückeltes Wissen, sondern nur das aus seiner Existenz selbst entwickelte Bewusstseyn des Seyns und Strebens der individuellen Menschheit giebt; denn dieses gehört zum Wesen der Menschheit, und zur unerlässlichen Bedingung eines vollständigen menschlichen Daseyns. Dazu ist die

Anschauung der Verhältnisse der menschlichen Natur an sich, gegen die Natur und gegen die Gesellschaft unentbehrlich. Nur in ihr schaut der Mensch die Würde der Menschheit, diese Anschauung soll, indem die reine Entwickelung dem Kinde Kraft giebt, eine Anschauungslehre dieser Verhältnisse ihm geben. Sie muss das Nothwendige der Gesammtexistenz des Menschen darstellen, wie die Grössen- und Sprach-Lehre das Nothwendige der Geistesthätigkeit darstellt. In seinem ganzen Umfange wird dieses Buch freylich den Müttern aus der Hand gerückt, aber mit ihnen muss es anfangen; denn es wurzelt in der häuslichen Existenz und in des Kindes ersten Umgebungen und Erfahrungen. Es muss an der Hand des Lehrers selbstthätig von jenem aus seinem Kreise construirt werden, und mag dann zugleich später als Lesebuch dienen. Hiezu bedarf es nicht, wie Hr. *Pl.* S. 67 fodert, Abbildungen, denn die Namenlehre ihres Hausgeräthes, die zwar eine hieher gehörige Uebung ist, wird doch, so Gott will, jeder Mutter geläufig, oder von ihr zu erfragen seyn. Seine von einem solchen Buche (S. 66) entworfene Idee ist daher für Mütter allerdings zweckmäsig, nur keinesweges erschöpfend. Die Wahrheit ist in der 7ten Uebung des *P.* Buchs ausgesprochen.

Was nun noch die Anwendung der aufgestellten Grundregel auf Naturgeschichte und Geographie betrifft, so ergiebt sich aus dem Gesagten, dass sie weder aus dem Princip des Unterrichts rein entwickelt ist, noch dieses Princip erschöpfend ausdrückt. Indessen beschränkt sich Rec. auf folgende Bemerkungen: In der Naturgeschichte hat sich Hr. *Pl.* zu sehr an das System gehalten. Dadurch entstand in seinem Gange eine merkliche Disproportion, die am sichtbarsten bey der Vergleichung zwischen der Analytik, wie er es nennt, des äusseren und des inneren Baues, und zwischen der äusseren Lebensthätigkeit der Thiere hervortritt. Bey der ersten ist gleich anfangs schon auf Gattungen und Arten Rücksicht genommen, für welche einzelne Hauptmuster aufgestellt worden. Bey der letzten erklärt er selbst S. 120 eine solche Classification als unzweckmäsig. Rec. glaubt, dass bey jeder Art von Naturgeschichte überhaupt nicht, wie in *P.* Buch der Mütter, von der Analytik irgend eines gegebenen Körpers ausgegangen werden dürfe. Die Thiergeschichte hebt weit mehr mit der freyen selbstthätigen Construction des thierischen Körperbaues, wie dieser in allen Gestalten vor dem Zögling in seinem Anschauungskreise erscheint, an. Ist ihm dadurch die Anschauung und das Bewusstseyn des Allgemeinbegriffs „Thier" so vollständig als möglich gegeben: so werden die Theile desselben, nach der in jener Construction gegebenen Reihenfolge auf die gleiche Weise in's Auge gefasst, und ihre Mannichfaltigkeit nach allen Kategorieen gleichfalls aufgestellt. Aus dieser Zusammenstellung folgt dann die Vergleichung und Absonderung von selbst, deren Werk jede Classification seyn muss, welche dadurch ebenfalls das Werk des Zöglings selbst wird. Dieser Gang, wodurch letzterer die Natur gleichsam construirt, und alle ihre Erscheinungen ordnet, ist der einzig zweckmäsige, und, so grosse Umwege er zu nehmen scheint, wirklich der kürzeste. Er ist im Grunde nur eine Steigerung der S. 110 angeführten aristotelischen Regel. Ihre Ausführung fodert aber wirklich neue Fächer in dem Unterrichte. Einen vortrefflichen und auf im Ganzen sehr richtige Ansichten gegründeten Beweis davon hat Hr. *Pl.* S. 152 u. f. durch seine Bearbeitung der Geographie gegeben, in der Analytik der natürlichen Gestalt der Erdoberfläche. Nur ist auch hier zu tadeln, dass er mit der Analytik des Globus anhebt. Ohne vorhergegangene Synthesis giebt es nichts zu analysiren. Diese Synthesis kann aber wiederum nichts anders seyn, als eine Construction des Globus durch alle in dem Anschauungskreise des Zöglings, d. i. dem Horizonte seines Wohnorts gegebene Elemente. Die Sonderung der natürlichen und politischen Gestalt der Oberfläche muss gegen S. 155 vollständiger, und jene nicht durch letztere bestimmt, sondern ganz selbstständig seyn. Denn sie ist ihrer Natur nach vollkommen durch sich selbst bestimmbar.

Wenn Hr. *Pl.* S. 152 die Geographie als blosse Hülfswissenschaft der Naturgeschichte betrachtet: so thut er eben so sehr sich selbst Unrecht, als dem Wesen der *P.* Methode Gewalt. Die naturhistorische, mathematische, physische, politische Geographie u. s. w. setzen allerdings Kenntniss dieser einzelnen Wissenschaften voraus, und bilden als ihre specielle Topographie einen Zweig derselben. Die reine Geographie hingegen ist die Basis der räumlichen empirischen Weltanschauung selber, obgleich erstere noch in keinem Handbuche existirt. Der Naturgeschichte, wie der Menschengeschichte, kurz allem historischen Wissen geht sie voraus, weil in ihr der Typus derselben in einer gewissen Beziehung vorgebildet ist und überschaut wird, was für die allgemeinste sinnliche Wahrnehmung den Raum erfüllet.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

TECHNOLOGIE. *Königsberg*, b. Göbbels und Unzer: *Einige Bemerkungen über die holländische Ziegel-Fabrication mit besonderer Rücksicht auf ihre Anwendung in Preussen*, von F. J. C. Schulz. 1805. VI u. 31 S. M. 1 K. 8. (6 Gr.) Um diejenigen Bauliebhaber, die sich die kostbarere *Berliner Sammlung nützl. Aufs. die Bauk. betreffend* nicht anzuschaffen im Stande sind, hat der Vf. sich durch den besonderen Abdruck dieser Abhandlung aus dem 1 Bande des 6 Jahrgangs ein wahres Verdienst erworben. Sehr wahr sagt er S. IV. „Bey der genauesten Nachahmung jenes (des holländischen) Verfahrens, würde es indessen doch immer nicht möglich seyn, eben solche Ziegel zu erhalten, weil die Beschaffenheit der Ziegel eben so sehr, und vielleicht noch mehr, vom *Materiale*, als von der Bearbeitung abhängt. Allein auch hiebey lässt sich dadurch eine Verbesserung zu Stande bringen, dass man, wie in jenen Gegenden, jede Erdart nur zu einer Art Steine, und zwar zu den Steinen braucht, die daraus am vorzüglichsten bereitet werden können" u. s. w.

K. j. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 NOVEMBER, 1806.

PÄDAGOGIK.

HALLE, b. Renger: *Einzige Grundregel der Unterrichtskunst nach Pestalozzi's Methode.* Von *Johann Ernst Plamann.* I Theil. etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Es ist überhaupt für den Unterricht, wenn er mehr als blosse Nomenclatur seyn soll, von der höchsten Wichtigkeit, dass er nicht nur aus Selbstthätigkeit entspringe, sondern auch dem Stoffe nach unter die Einheit gebracht werde. Nichts ist hinderlicher dem Fortschritte der Zöglinge, aber auch nichts nachtheiliger für das reine Auffassen der Natur und ihrer Verhältnisse, als jene Unordnung der einzelnen Kenntnissfächer, wo, um das eine zu erklären, auf das Gebiet des anderen unaufhörlich hinübergegangen werden muss. Eine Verwirrung, die dem Geiste alle Besonnenheit und allen Ueberblick raubt, und ein wahres Kunstmittel ist, ihn zu ersticken. Ist die Anschauung des Erdballs physisch vollendet, wie leicht ist es dann nicht, die thierische Organisation oder die Vegetation und das Metallreich klimatisch und nach den Gesetzen des höheren inneren Zusammenhanges zu betrachten! Wer will es wagen zu bestimmen, zu welcher Höhe der Mensch gebracht werden kann, der, durch keine Vermischung aufgehalten, die reinen Thatsachen der Natur und des Lebens in einer unermesslichen Reihenfolge überschaut, und, des Stoffes mächtig, durch ihre Vergleichung zur Anschauung der ewigen Gesetze der Dinge und zu den unvergänglichen Ideen übergeht! In dieser Organisation liegt die wahre Gedächtnisskunst, wie sie die Mutter der Erfindungen ist. *P.* Methode ist praktisch auf diesem Wege. Ihre Fortschritte sind mächtig, aber zu ihrer Würdigung scheint noch nicht einmal eine wissenschaftliche Propädeutik der Pädagogik vorhanden.

Ins Einzelne des Anwendungsunterrichts will Rec. nicht weiter eintreten, da von Seiten *P.* und seiner Gehülfen an seiner Ausführung gearbeitet wird, die interessante Resultate der Vergleichung darbieten dürfte. Desto mehr muss er der Darstellung der äusseren Hülfsmittel desselben für Geographie und Naturgeschichte (S. 191 u. f.) Beyfall geben, und kann seinen Wunsch nach der Fortsetzung des vorliegenden Werkes nicht unterdrücken.

Als Anhang zu *Plamanns Unterrichtskunst* erschien

HALLE b. Renger: *Pestalozzi's Grössenlehre, als Fundament der Arithmetik und Geometrie betrachtet und weiter angewandt auf Dreyecke, Vielecke und Zirkel,* von *J. F. Schmidt.* 1805. 188 S. 8. (20 Gr.)

Nichts würde mehr gegen *P.* Methode beweisen, als wenn sie, gleich einem unorganischen Flickwerk, Zusätze und Lückenbüsser als äusserer Gerüste bedurfte, um ihr Inneres zu stützen. Rechtfertigt sie sich hingegen als ein selbstständiger Ansatz zu unendlichen Bildungen: so kann es auch keinen gültigeren Beweis ihres wesentlichen Gehaltes geben.

Letzteres konnte sie nur dadurch zeigen, dass sie, im Wesen ganz die nämliche, sich selbst zum Reichthum einer inneren Vielseitigkeit und gesetzmässigen Freyheit erhoben hat, in der die im Publicum erschienenen Formen, als nothwendige und organische, aber als beschränkte Theile gleichsam verschwinden. Diess geschah wirklich, und zwar nicht nur fast ganz unabhängig von der Cultur und der Wissenschaft des Zeitalters, sondern auch von den einzelnen Individualitäten ihres Urhebers und seiner Gehülfen. Die Natur hat *P.* den Faden aus der Hand genommen. Wie sie ihn zwang, nicht was *er*, sondern was *sie* wollte, nicht was Willkühr verlangte, sondern was mit Nothwendigkeit seyn musste, zu thun: so wirkte sie in seiner Unternehmung fort, über seine Erwartungen so sehr, als über seine individuellen Ansichten und Bestrebungen. — Diess Phänomen verdient Aufmerksamkeit, nicht nur an sich als psychologisch merkwürdig, sondern besonders von den Beurtheilern und Theilnehmern der *P.* Sache. Wo lebendige Fortbildung ist, da ist auch beseelte Natur. Einseitige Begriffe und todte Stoffe bringen nie selbstständiges Leben hervor. Erscheint hingegen dieses, so ist es auch über jede Persönlichkeit erhaben, die sich umsonst bemüht, seinem Wirken beschränkte Zwecke aufzudringen, und ihm Resultate vorzuschreiben. Aller Geist und alle Wahrheit der Ansicht entspringt in einem solchen Falle nur aus dem bildenden Mittelpuncte, der allein das einzelne Zufällige und sich zu widersprechen Scheinende erklärt, und in dem das reine rücksichtlose Interesse der Wissenschaft sich ausspricht, das weder sich noch andere Einseitigkeiten und Blössen verbirgt, und allein geeignet ist, durch die freyeste unbefangenste Mittheilung, was der Menschheit frommt, zur vollen Reife zu bringen.

Hr. *Sch.* hat im Geiste dieser Gesichtspunkte *P.* Grössenlehre aus ihrem Princip praktisch zu entwickeln gesucht. Indem er sie ihrem Wesen nach als unerschütterlich, ihrer Form nach als nothwendig bildend, und ihrem Objecte nach als den Foderun-

gen der Wissenschaft entsprechend, oder vielmehr letztere in Zahl und Form begründend darstellte, füllte er zugleich mehrere wichtige Lücken dabey aus. Wenn er bey der Ansicht, die er dabey an den Tag legte, dem ganzen Geiste der *P.* Grundsätze, oder vielmehr der Pädagogik nicht in allen Rücksichten entsprach: so kam diefs daher, dafs er zu bescheiden, zu ängstlich sich an *P.* Formen haltend, verfahren ist, und dafs er ferner von den theoretischen Grundsätzen oben beurtheilter Schrift ausging, die ihn zum Empirismus verleiteten.

Was die erörternde Darstellung der *P.* Zahl- und Mafsverhältnifslehre in den Elementarbüchern selbst betrifft: so ist in praktischer Rücksicht etwas so Befriedigendes darüber bisher nirgends erschienen. Mit der musterhaftesten Klarheit des Vortrags, mit einer Einfachheit und Deutlichkeit der Begriffe, die Jedem schlechterdings verständlich seyn müssen, dem Zahl und Form nicht selbst fremde Naturen sind, mit verständigem Blick auf das Ganze und genauer Abwägung des Einzelnen und seines eigenthümlichen Charakters, ist jede Uebung der Zahl- und Mafsverhältnisse durchgegangen und gewürdigt. Besonders ist eben so neu als auffallend die vortrefflich durchgeführte Darstellung der Functionen des Verstandes, der Urtheilskraft und der Vernunft in *P.* Einheitstabelle. Hier ist die in letzterer aufgestellte Behandlungsart der Zahl als in dem Wesen der geistigen Natur unerschütterlich begründet, und ihr pädagogischer Gehalt wird aufs anschaulichste ins Licht gesetzt. Rec. mufs daher aus Ueberzeugung erklären, dafs diese sachkundige Erläuterung nicht nur in der Hand eines Jeden zu seyn verdient, der *P.* Elementarbücher besitzt, sondern dafs sie dem, der davon Gebrauch machen will, wenn er nicht durch sich selbst im Geist von *P.* Methode lebt, unentbehrlich ist.

In wissenschaftlicher Hinsicht verdienen die von Hrn. *S.* aufgestellten Additions- und Subtractionsübungen vorzüglichen Dank, indem sie den Zusammenhang zwischen *P.* Zahlverhältnissen und der bisherigen Rechenkunst darstellen, und dadurch jeden Lehrer in den Stand setzen, nach der Form der ersteren seine Zöglinge auch in letzterer vollständig zu unterrichten. Betrachtet man überhaupt die Elementarbildung nicht in organischem, absolut innerem Zusammenhange mit der wissenschaftlichen Bildung, sondern blofs als die Geisteskräfte zu letzterer prädisponirend, und daher die Zahlverhältnisse nach S. 95 als die Elemente der Arithmetik und die Mafsverhältnisse als die der Geometrie: so läfst sich gegen die jetzige Form der *P.* Elementarbücher nichts einwenden, und noch weniger gegen Hn. *S.* Ergänzung derselben. Allein aus der vorhergehenden historischen Deduction von *P.* gegenwärtiger Ansicht und der jetzigen Umarbeitung seiner Entwicklungsformen ergiebt sich ein gesteigerter Begriff derselben, in dem zwar das bisher Aufgestellte dem Wesen nach gänzlich unangetastet und als ein nothwendiger Theil des Ganzen stehen bleibt, aber zugleich höher gefafst und geordnet erscheint.

Wie nämlich ein bildendes Gröfsensystem in einer lückenlosen Stufenfolge alle Functionen der Geistesthätigkeit, sie mögen in der Zeugungs-, der Anschauungs-, der Fassungs- und der Erinnerungs-Kraft, oder im Verstande, in der Reflexion, in der Vernunft liegen, an sich ausdrücken, und dadurch die Geisteskraft vollständig üben und stärken mufs: so mufs es eben so auch alle Elemente der Gröfsenwissenschaft ursprünglich auffassen, entwickeln, und so das System selbst durch Construction bis an die Grenzen, die objectiv der Wissenschaft, und subjectiv der Individualität des zu Entwickelnden gesetzt sind, aufstellen. Beydes ist identisch; denn es ist ein falscher Grundsatz, die Elementarconstruction dem wahren Wissen entgegenzusetzen, indem jene an sich das nothwendige und ursprüngliche Wissen darstellt, und nur in pädagogischer Rücksicht als elementarisch ins Auge fällt; und eben so falsch ist es, zwischen der Geistesübung und dem objectiven Stoffe derselben einen Gegensatz aufzustellen. Denn das wahre selbstständige Wissen druckt an sich die Geistesthätigkeit in allen ihren Modificationen aus, wie letztere durch sich selbst ein systematisch geordnetes, vollständiges Wissen hervorbringt.

Die wahre Elementarmethode kann daher nicht nur mit keinem richtigen mathematischen Grundsatze und Verfahren im Widerspruche stehen, sondern es ist vielmehr ihre eigentliche Aufgabe, dafs der Zögling, indem er sich entwickelt, mit und durch seine Entwickelung die Gröfsenwissenschaft selbstthätig und rein mathematisch erzeuge. Hier hängt aber alles davon ab, dafs das erste Fundament nicht nur an sich unerschütterlich, sondern vollständig und in dem ganzen Umfange, den das Gebäude erhalten soll, gelegt sey.

Bey der Zahlenlehre beruht das Ganze auf der Anschauung und dem Bewufstseyn der Absolutheit ihres ursprünglichen Elements der Einheit. Dieses wird dadurch erreicht, dafs der Zögling in den Fall gesetzt wird, sie zu produciren, und *objectiv* darzustellen. Beym ursprünglichen Act der Fixirung, als nächster Folge der Darstellung, ist schon eine dreyfache Ansicht der Einheit gegeben, als sich selbst erzeugend, in sich bestehend oder sich vernichtend, in der Sprache durch Einmal Eins; Eins in Eins; Eins von Eins ausgedrückt. Dann folgt der Act der Combination, Eins und Eins, oder Eins zu Eins in der Darstellung mehrerer Einheiten. Dann der Act des Urtheils Eins ist Eins. Auf diesem Wege allein ist es möglich, die Anschauung und das Bewufstseyn der einfachsten Operationen des Geistes, die Bedeutung der feinsten abstractesten Begriffe der Sprache, und endlich die Rechnungsarten in ihrer Ursprünglichkeit zu construiren. In den Acten der ursprünglichen Fixirung und Combination sind die Elemente der Species, in dem des Bewufstseyns der absoluten Identität der Einheit die Begründung der Vergleichung und Absonderung gegeben. Dadurch wird ferner die Namenlehre der Zahlen selbst ein Act des Urtheils, und jede Erweiterung der Uebungen in der Zahlenlehre erscheint wiederum nach allen jenen Ansichten

der vier Species sowohl, als der geistigen Functionen, die sich zugleich mit erweitern, und in ihrem Wesen immer deutlicher hervortreten, bis zuletzt das Resultat einer vollen Herrschaft über den Stoff und seine möglichen Anschauungen und Verhältnisse beym Zögling hervorgeht. Die Probe einer wahren organischen Construction eines gegebenen Erkenntnisstoffes wird immer die seyn, dass sie alle Elemente und alle Operationen vollständig in sich aufnimmt, und jedem seine ursprüngliche und im Zusammenhange des Ganzen nothwendige Stelle anweisst. Rec. glaubt, dass auf diesem Wege ein wahrhaft philosophisches Rechenbuch (S. 94) zu Stande komme.

Die Formenlehre hat keinen anderen Gang. Sie darf nichts als den Punct, das ursprünglich Gegebene, voraussetzen; sie muss aber auch diesen vom Zögling selbst erzeugen und darstellen lassen, damit er ihn als ein Positives an sich, und nicht als ein Negatives ins Auge fasse, das unvermeidlich die Vermischung des an sich in den Linien und Formen Enthaltenen mit dem Aeusseren und Zufälligen zur Folge hätte. Die ganze reale Begründung der Formenlehre hängt schlechterdings davon ab, dass der Zögling den Punct, die Linie, die Form an sich, unabhängig vom Aeusseren ins Auge fasst, damit er die nothwendigen Bestimmungen und Verhältnisse, die für die Construction und aus ihr hervorgehen, in ihrer Reinheit und Nothwendigkeit zu erkennen fähig sey. Diese Elemente und Formen muss er bis auf einen gewissen Punct, in ihrer organischen Totalität construiren, und di[e] aus ihrer Construction hervorgehenden Gesetze und Verhältnisse eben so vollständig aufsuchen, bestimmen, vergleichen. Dadurch verschwindet jede Einseitigkeit, die durch das Auffassen einer einzelnen, noch so reichhaltigen Form entspringen müsste. Jede Ansicht und jedes Gebiet scheidet sich genau und scharf von dem anderen. Jede neue Benennung eines Verhältnisses, einer Form u. s. w. tritt dabey erst da ein, wo die Natur der Sache sie unerlässlich fodert, und das Wesen ihrer Bedeutung in der Anschauung dieses Verhältnisses dem Zögling sich aufdringt. Alle Willkührlichkeit der Annahme und Voraussetzung fällt weg. Die Probleme und bey willkührlichem oder mechanischem Gange unauflöslichen Erscheinungen der Gesetze der höheren Formenlehre lösen sich in der Uebersicht der Gesetze des Ganzen. So wird z. B. die Anschauung des Kreises als eines Viel- oder Unendlichecks durch die Construction der Linie begründet, in der zwey Puncte immer eine gerade Linie bilden. Diese ursprüngliche Anschauung gibt den Erkenntnissgrund des nothwendigen Grössenverhältnisses der Kreise zu einander nach dem gegenseitigen Verhältniss ihres Durchmessers, als ein allgemeines Gesetz aller eckigen Figuren, wobey nicht, wie S. 162 geschieht, empirisch das Quadrat an das Rund gelegt werden muss, sondern nur das allgemeine Gesetz bey der Messung der Dreyecke bis zum Unendlicheck d. i. zum Rund mit Erkenntniss seiner inneren Nothwendigkeit durchgeführt wird. Eben so werden die Schwierigkeiten irrationaler Verhältnisse der schiefen Linien und der Winkel, die Hr. S. S. 132 u. 133 unberührt lässt, u. s. w. dadurch gehoben. Der Zögling erkennt mit höchster Deutlichkeit, was sich auf seinem jedesmaligen Standpuncte bestimmen lässt, und was er bis zur Entdeckung neuer höherer Verhältnisse unberührt lassen muss. Er gelangt dahin, die mathematischen Beweise selbst zu entdecken und zu construiren. Sein Lernen ist zugleich Erfindungskunst. — Durch diese Behandlung wird denn auch der Vorwurf von Mechanismus (S. 4) allein entscheidend und auf immer widerlegt. Die Construction der Form erhält ein selbstständiges Gebiet, von dem aus sie theils in die Geometrie, theils in die Massverhältnisse, als die zeitliche Bestimmung räumlicher Grössen, in die Zeichnungslehre, die Perspective, die Mechanik u. s. w. in denen jeder dieser Puncte sowohl für sich bestehend und aus seinem ursprünglichen Anfangspuncte entwickelt, als ein gemeinschaftliches Ganzes mit dem übrigen bildend, übergehet. Der Zögling kann auf jedem Puncte, was er weiss, zugleich anwenden. Seine Sprache ist nichts anders, als das Product seiner in sein Bewusstseyn übergegangenen Thätigkeit. Er hat lebendige Erkenntniss ohne wissenschaftliche Anmassung.

Nur auf einige Grundlinien der Entwickelungskunst konnte Rec. bey Veranlassung dieser Schrift hindeuten. Mögen dem Philosophen wie dem Geschäftsmanne, dem Volke wie den gebildeten Ständen, genugthuende Thatsachen und Erfahrungen sie rechtfertigen, oder, was er lieber wünscht, übertreffen.

L. M. N.

HOMILETIK.

Leipzig, b. Hertel: *Homiletisches Handbuch zum leichtern und nützlichern Gebrauch der gewöhnlichen evangelischen und epistolischen Perikopen aller Sonn- und Festtage des ganzen Jahres*, für angehende Prediger und Candidaten des Predigtamts, von M. *Traugott Leberecht Kämpfe*, Pastor zu Langenberg bey Gera. II B. 2 Th. 1stes Heft. 1805. 191 S. 8. (12 Gr.)

Der Vf. bleibt seiner, bey Beurtheilung des vorhergehenden Heftes Jen. A. L. Z. 1804. Nr. 115 angezeigten Methode treu, und wir billigen es, dass er sich nicht zu einer Kürze hat bereden lassen, bey welcher es ihm unmöglich gewesen seyn würde, den Reichthum seiner Gedanken zu entfalten, und zugleich denen, welche sein Werk gebrauchen wollen, durch die vorangeschickte gründliche Exegese der Perikopen eine allwöchentlich erneuerte Ermunterung zum Studium des bibl. Grundtextes zu geben. Indess bestätigt auch dieses Heft, dass Manches hätte wegbleiben können, ohne die Brauchbarkeit dieser Schrift im Geringsten zu vermindern. Z. E. über λίαν πρωΐ S. 115, über οἰδατε S. 164 u. m. a. Hieher gehört auch manche schwer zu erweisende, und, wenn sie erwiesen werden könnte, doch wenig Frucht bringende Erklärung, wie, dass רוח bey den LXX πνεῦμα

mit angestrengter Aufmerksamkeit in's Auge fassen, bedeuten, und προαγειν Marc. 16, 7. nach Grotius zu Matth. 26, 32, *praeire more pastoris*, zugleich eine Zusicherung neuer und fortdauernder Sorge für das Beste seiner Freunde enthalten soll. — Auch der eigentlich homiletische Theil hat uns Gelegenheit zu einigen Bemerkungen dargeboten. Manche Themata sind zu gekünstelt und in dem Text nicht sattsam begründet, oder es läuft auf ein allegorisches Spiel des Witzes hinaus, wie S. 83 VIII *vom Gehorsam gegen Gott*, über die Epistel am 1sten Ostertage, weil die Juden den Befehl Gottes, kein gesäuertes Brod zu essen, befolgt hätten — S. 128 XV aus den Worten: Wer wälzt uns den *Stein* von des Grabes Thür — der Gedanke: Oft ist das, was unsere Fortschritte zur Aehnlichkeit mit Gott und Jesu hindern will, nur ein in der Vermuthung vorhandener *Stein* u. s. w. S. 141 XXVI über die Worte: Er ist nicht hier — die Bemerkung, dass man Jesum oft da suche, wo er nicht zu finden sey. Doch die Schuld solcher Künsteleyen und allegorischer Benutzungen des Textes fällt weniger auf die Bearbeiter desselben, als auf die, welche es in ihrer Macht haben, von Zeit zu Zeit neue, oder wenigstens statt der mageren Perikopen, fruchtbare zu geben, und dadurch eine Versündigung an Predigern, Volk und Bibel wieder gut zu machen. Einige zu Predigten gegebene Sätze scheinen ferner gar nicht dazu geeignet zu seyn, wie wenn es S. 30, ohne Weiteres heisst: *Vom Tode, desgleichen vom Tode und Begräbnisse Jesu*, welches, wenn keine nähere Bestimmung angegeben wird, nur den Stoff zu einer *Erzählung* und nicht zu einer Predigt enthält. Der Entwurf S. 143 scheint uns gänzlich verfehlt zu seyn, und zwischen S. 147. III. 2, und 149 f. ein Widerspruch obzuwalten.

S. R.

KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. *Mannheim* b. Löffler: *Ueber den Geist unseres Zeitalters*, in Fastenpredigten, von *Franz Pazzi*. 1804. 126 S. 8. (9 gr.). Der *Geist des Zeitalters* ist zwar in diesen Predigten von seiner düstern Seite aufgefasst, und wird S. 12, 13 von dieser sehr treffend geschildert; doch ist er ohne Bitterkeit und Uebertreibung, selbst ohne viel Polemik und weinerliche Klagen, mit Wahrheit und Mässigung dargestellt, und mit überzeugenden Gründen, welche vorzüglich die kritische Philosophie darbot, bekämpfet. Der Vf. hielt, wie er selbst in der Vorrede sagt, seine Predigten vor einem gebildeten Auditorio, und macht daher mit Grund auf Entschuldigung Ansprüche, wenn er ihnen nicht jene Popularität gab, die man vor einem gemischten fodert. Jeden Gebildeten aber werden sich diese Vorträge durch Eindringen in die Wahrheiten, gehörige Entwickelung der Begriffe, gründliche Beweisführung, so wie durch rednerische Würde, warmes Gefühl und eine oft hinreissende Kraft empfehlen. Nur selten verliert sich der ruhige Untersuchungston ins Subtile und Trockene, und die rednerische Eleganz ins Dichterische. — Am meisten hat Rec. die zweyte, die dritte am wenigsten gefallen. In dieser hat der Vf. die Fehler nicht ganz vermieden, in welche der philosophische Redner so leicht verfallen kann. Es herrscht darin zu viel Speculation, der Ton ist weit weniger rednerisch und zu aphoristisch. Wir billigen es im Allgemeinen, dass der Vf. bey seinen Vorträgen sich durch keine zu künstliche Disposition Fesseln anlegte, sondern sich mit einer natürlichen Gedankenfolge begnügte; der Vortrag wird durch jene leicht steif, und der Redner wird, wenn er eine gewisse Gleichförmigkeit behaupten will, oft gehindert, manchen Gedanken, der einer weiteren Ausführung fähig und werth war, gehörig zu entwickeln. Indessen wünschen wir doch, dass er die Haupttheile besser hervorgehoben, und nicht in einander verschmolzen hätte. Was den Vortrag selbst betrifft, so ist er, aller Eleganz und Würde ungeachtet, doch nicht frey von manchen Flecken, welche selbst die Entschuldigung mit Beschränktheit der Zeit (S. 8 der Vorrede) nicht entschuldiget. So finden wir Provinzialismen, z. B. seine *Kräften* für Kräfte, *gebe uns*; *Ehle bemessen* st. ermessen; *Entschöpfung* st Erschöpfung. S. 112 *Ich hielt es für innerhalb der Grenzen meine Pflicht*. Zuweilen fremde Worte: *Legalität*, *Humanität*, *Sphäre des Wirkens*. Hin und wieder auch Schulsprache: *Unbedingt*, *Idee*, *Tendenz*. Gesetzt auch, dass das Auditorium solche Worte versteht, so passen sie doch nicht auf die Kanzel. Am wenigsten aber billigen wir die dem Vf. beliebte Anrede an die Zuhörer durch *Sie*. Vorzüglich wenn es S. 64 heisst: *Verzeihen Sie, wenn ich* u. s. w. Auch hasche der Vf. nicht zu sehr nach neuen Wendungen und Ausdrücken: sie verlieren sich oft ins Lächerliche oder in Schwulst, z. B. S. 32. S. 45. ff.

— rf. —

Leipzig, b. Hinrichs: *Morgen-Betrachtungen auf alle Tage im Jahre für die Jugend zur Beförderung früherer Religiosität und Sittlichkeit* von *Johann Christoph Friedrich Baumgarten*, Vicarius und Lehrer der Erwerbschule zu Magdeburg. Mit einer Vorrede von D. *Joh. Georg Rosenmüller*, Superintendent in Leipzig. 1806 XVI und 368 S. gr. 8. *Abend-Betrachtungen auf alle Tage* u. s. w. wie vorher. 380 S gr. 8. (zusammen 3 Rthlr.). Der ehrwürdige Vorredner, dessen Vorbetrachtung einen Beytrag zur Apologie der moralischen *Glückseligkeitslehre* gibt, und der hiedurch zugleich eine Apologie der in der *Baumgartenschen* Schrift befolgten sittlichen Grundsätze aufzustellen sucht — empfiehlt diese Andachten von Seiten der Kürze, der Mannichfaltigkeit und Fruchtbarkeit des Inhalts. Sie sind im Allgemeinen dieser Empfehlung nicht unwerth. Noch viel häufiger enthalten sie Naturbetrachtungen, als Entwickelung moralischer Lehren. Durch jene soll vornehmlich frühzeitige Religiosität, durch diese Sittlichkeit befördert werden. Diese Wirkung möchte indess nach des Rec. Dafürhalten eher zu wünschen, als zu erwarten seyn. Mindestens wird durchaus ein herzvoller Lehrer, es werden fromme und verständige Eltern erfoderlich seyn, welche durch die Manier ihrer angeknüpften Unterredung der Lectüre dieser Andachten täglich neues Interesse zu geben, den oft trocknen Stoff, den das Buch darbietet, in Saft und Blut zu verwandeln, und den beygefügten Reflexionen Eingang in das zarte jugendliche Gemüth zu verschaffen wissen. Das Eingehen in das Leben, die Ansprache des Herzens vermissen wir. Die Betrachtungen über Gegenstände *der Natur* sind nicht genug teleologisch behandelt, sondern in dem gewöhnlichen beschreibenden und verwundernden Ton abgefasst, häufig keine, oder doch nur eine in wenigen Exclamationen bestehende Anwendung beygefügt. Die moralischen Betrachtungen sind zu mager, auch spricht der Eudämonismus stark daraus hervor. Man vergleiche z. B. die Betrachtung über den Neid, Th. 1 S. 292. In den Gebeten liebt der Vf. den gewöhnlichen fodernden Ton — „lass, gieb, schenke" u. dgl. — Sie werden dadurch einförmig und verlieren an Kraft — Dieser Ausstellungen ungeachtet wollen wir diesem (auf weissem Papier, gut gedruckten) Buche seine Brauchbarkeit unter den vorher angeführten Bedingungen, die mit den von dem Vf. selbst in der Vorrede geäusserten Wünschen übereinstimmen, nicht absprechen.

HA.

Bamberg und *Würzburg* b. Göbhardt: *Jacob Archers Predigten für Katholiken*, aus dem Englischen übersetzt von *Ildephons Schwarz*, Prof. zu Banz, und nach dessen Tode herausgegeben von *Otmar Frank*, Prof. in Bamberg I, II Band. Neue Auflage. 1804. zusammen 938 S. 8. (2 Thlr.) Die erste erschien 1794; an der zweyten ist nichts geändert. Sonst sind die Predigten der Uebersetzung und einer wiederholten Auflage nicht unwerth; die Uebersetzung liest sich wie das Original.

F.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 NOVEMBER, 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Darmstadt u. Giessen, b. Heyer: *C. Krönche* Landgr. Hess. Kammerraths u. Ober-Rheinbau-Inspectors, *Das Steuerwesen nach seiner Natur und seinen Wirkungen untersucht.* 1804. 440 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.).

Die Materie über *Steuerwesen* ist in den neueren Zeiten nach verschiedenen Rücksichten bearbeitet worden; historisch von *Lang*, juristisch durch *von Ulmenstein*, cameralistisch von *Strelin*. Am meisten bleibt noch immer für die der Anwendung am nächsten gelegene und dabey schwierigste Behandlung in cameralistischer oder staatswirthschaftlicher Rucksicht übrig. Entweder verlor man sich in das Für und Wider des physiokratischen Systems und der misslungenen Josephinischen Steuerregulirungen, oder gab die blosse Anschauung der zum Theil aus Zufall und Willkühr entstandenen Provinzial-Steuer-Verfassungen. Allmählich weckt das classische Werk von *Smith* den Gedanken, sein tiefes Raisonnement, das er meist nur von grossbritanischen National-Gegenständen abgezogen hat, auch auf deutsche überzutragen. In diese Reihe tritt jetzt Hr. *Krönche*, jedoch mit der Eigenthümlichkeit, dass er seine Sätze und Resultate in algebraischen Formeln auszudrucken sucht. Ob wir nun gleich dem Vf. mit unserem Zuruf darinn noch nicht beystimmen können, wenn er glaubt, er wäre nun mit der Theorie des Steuerwesens ganz aufs Reine gekommen: so müssen wir ihm doch auch Gerechtigkeit gegen diejenigen widerfahren lassen, die in der vermeintlichen Weisheit ihres auswendig gelernten Schlendrians die Schwierigkeiten und grossen Verwickelungen gar nicht ahnden, mit denen man hier zu kämpfen hat, und bey denen der Vf. nicht gemeine Kenntnisse und einen nicht gemeinen Scharfsinn bewiesen. Eine solche ausführliche Prüfung seines Systems, wie sie der Vf. von seinem Recensenten fodert, ist für diesen Ort und diesen Raum nicht möglich; aber das wird man sich bemühen, in Kürze eine möglichst fassliche Darstellung zu geben, wie hier folgt:

Die Quellen des National-Einkommens sind gewisse Naturkräfte, oder die Producte dieser Kräfte. Die Steuern sind nicht willkührlich von den Producten dieser Kräfte zu nehmen, sondern müssen zu ihnen in einem gewissen Verhältniss stehen. Hiezu ist erfoderlich, zuförderst das Verhältniss auszumitteln, in welchem die Werthe der *Kräfte* zu den *Producten* selber stehen. Die Kräfte, organische, d. i. thierische oder menschliche, und unorganische, d. i. mechanische oder chemische, theilen sich in *gleichartige* und *ungleichartige*. Gleichartige Kräfte äussern sich entweder an *demselben* Ort, oder an *verschiedenen* Orten. Aeussern sich mehrere gleichartige Kräfte an demselben Ort (z. B. Äcker, Gärten in derselben Markung): so bestimmt sich ihr Werth durch die *Quantität der Producte*. Producirt also die Kraft a die Quantität b, die Kraft c die Quantität d: so verhalten sich die beyden Kräfte wie b:d. a ist gleich $\frac{c+b}{d}$. Wird nun d um m mal grösser als b angenommen, das ist, wird d gleichgesetzt mb: so ist $a = \frac{c}{m}$ d. i. die Kraft c dividirt mit der Zahl, um die das Product von a eine grössere Quantität hat. Nach dieser Formel ist Grund und Boden von verschiedener Bonität zu schätzen. Sollten gleichartige Kräfte an demselben Ort *verschiedene Producte* hervorbringen, z. B. der eine Acker Getreide, der andere Kräuter: so kommt es auf die Grösse der Kraft und die *Geschwindigkeit* der Production an. Wirken gleichartige Kräfte an *verschiedenen Orten*, so entscheidet die *Entfernung* der Kraft von dem Ort, wo das Product gesucht wird. Je mehr also der Kraftaufwand des Transports gemindert und die Communication erleichtert werden kann: um so viel mehr steigt der Werth des Productes selbst. Der Uebergang zur Vergleichung der *ungleichartigen* Kräfte geschieht durch Entwickelung der Begriffe von Capital und Zinsen. Capital ist eine Masse vorräthiger Producte. Die Zinsen werden bestimmt nicht durch die Natur der erzeugenden Kraft, sondern durch die *Concurrenz*. Was den Preis der Concurrenz übersteigt, ist *Assecuranz-Prämie*. Auch die thierischen Kräfte lassen sich als Capital berechnen; nämlich als Werth der darauf verwendeten Producte, bis das Thier erwachsen ist, als Zins und Assecuranz dieses Producten-Capitals, und allmählicher Ersatz des wahrscheinlichen Verlusts. Hiernächst folgt die Betrachtung des Werthes der edlen Metalle. Geld dient eigentlich bloss dazu, den Werth aller übrigen Sachen unter sich zu vergleichen. *Gold* soll eigentlich für uns Deutsche kein wahres Geld mehr seyn. Es ist kein Zweifel, dass die Beschwerung mit Abgaben den ursprünglichen Werth der Kräfte oder ihrer Producte verändern, Einschränkung des Wohllebens nöthig machen, den Absatz der Luxusartikel vermindern kann. Es fragt sich nur bey der Anwen-

dung: in welchen Fällen findet dieses Statt, und wem bleibt eine solche Abgabe zur Last, dem Eigenthümer zur Zeit der gemachten Auflage, oder dem nachfolgenden Käufer? Ist eine Abgabe momentan, und macht sie keine Einschränkung des Wohllebens nöthig: so ändert sie gar nichts im Werth der Kräfte. Ist die Abgabe zwar daurend, steht aber mit dem Werth der Producte im richtigen geometrischen Verhältniss, z. B. so, dass sich die Summe aller Werthe zum Werth einer einzelnen Kraft verhält, wie die Summe aller Beyträge zum Beytrag einer einzelnen Kraft: so wird die Auflage, da sich die Concurrenz nicht mindert, den Werth der Kräfte vielleicht nur im ersten Augenblick etwas herabsetzen. Auch wenn die Abgabe in keinem richtigen geometrischen Verhältniss mit den einzelnen ungleichartigen Kräften, z. B. einer chemisch-unorganischen und einer menschlich-organischen steht, so lange nur das Minimum jedes dieser Werthe übrig bleibt, ändern sich die relativen Werthe nicht. Alle Prägravationen treffen hier bloss den Eigenthümer im Augenblick der entstehenden Abgabe, indem anzunehmen ist, dass er hiedurch auf einmal soviel an Capital verliere. Der Nachfolger bringt die Abgabe beim Kaufpreis in Abzug. Findet die Prägravation bey Anwendung ungleichartiger Kräfte Statt: so wird der Eigenthümer zuförderst suchen, der prägravirten Kraft eine andere Anwendung zu geben. Kann er dieses nicht, und wird es ihm unmöglich, mit dieser Prägravation die Concurrenz mit dem Auslande zu erhalten: so geht die Kraft zu Grunde. Hat er aber keine Concurrenz des Auslandes zu besorgen, so kann er die Producte so lange steigern, bis das Gleichgewicht wieder hergestellt ist. Da der Nachfolger beym Kauf die Abgaben in Abzug bringe, so habe er eigentlich kein Recht, die Aufhebung früherer Prägravationen zu verlangen, so wie es im umgekehrten Fall ungerecht sey, den Nachfolgern Erleichterungen und Exemtionen zu nehmen, die ihnen im Kaufpreis angerechnet worden. Blosse historische Argumente sollten desshalb auf Aufhebung alter Steuerbefreyungen keinen Einfluss haben. Nur zu *momentanen* und zu *neuen* Steuern könnten Eximirte mit Billigkeit beygezogen, und in dieser Rücksicht mit andern katastrirt werden. Es entsteht ferner die Frage, in wie weit kann man sich schmeicheln, durch die Steuer-Ansätze die Cultur besonderer Gewerbszweige zu befördern? — Bezweckt man durch Imposten irgend einer Kraft eine andere Anwendung zu geben, indem man die bisherige Anwendung der einen Kraft entweder erschwert, oder jene der anderen erleichtert: so wird die Absicht verfehlt werden, wenn die Möglichkeit dieser Anwendung dem Eigenthümer vorher schon bekannt war. Nicht der Eigenthümer, sondern der letzte Verbraucher, welcher sogar ein Ausländer seyn kann, wird den Vortheil aus der begünstigten neuen Kraftanwendung ziehen. Die alte Kraftanwendung würde auch Geld erworben haben. Die Absicht durch neue Kraftanwendungen das Geld im Lande erhalten zu wollen, sey also unrichtig. Ein anderes sey es, wenn die Anwendung einer begünstigten Kraft vorher noch nicht gehörig bekannt oder beachtet gewesen; hier könne der Staat eine Zeit lang ins Mittel treten, bis die wirklichen Handwerks-Vortheile gemeiner geworden; aber dann müsse die Begünstigung im Steueransatz aufhören. Sey eine Kraft, deren Anwendung man begünstigen wolle, bisher ganz unbekannt und müssig: so könne sie auch die Begünstigung im Steueransatz nicht haben, sondern sie bleibe *Null*. Eine Ausnahme machen die *menschlichen Kräfte*. Diese dürfe der Staat nie auf Null herabfallen lassen, sondern müsse sie durch alle möglichen Aufopferungen und Begünstigungen bey einem gewissen Minimum erhalten, unter welchem Minimum sonst Betteley, Hunger und Diebstahl stehe. Ferner Arten der Culturbegünstigung zum Vortheil der Inländer gegen die Ausländer sind die *Zölle* und zwar *Transito-Zölle*. Diese dürfen nicht so hoch seyn, dass das Land lieber vermieden wird, wodurch sich das Maximum derselben bestimmt. Die *Ausfuhrzölle* seyen gerade die unschädlichsten, weil Prägravationen dieser Art nicht den Eigenthümer, sondern den letzten Verbraucher, also den Ausländer treffen; nur müssen sie ihr Maximum darinne haben, dass die Concurrenz des Ausländers noch immer ausgeschlossen bleiben kann. Die *Einfuhrzölle* seyen nur da zu rechtfertigen, wo sie die Absicht hätten, die Erzeugung im Lande selbst zu befördern; denn übrigens fallen sie nicht dem Ausländer, sondern gerade dem Inländer, als letztem Verbraucher, zur Last. *Inländischer Zoll* von inländischen Producten zum Verbrauch innerhalb Landes bestimmt, (Lizent, Accise etc.) sey nicht in die Classe der Culturbeförderungsmittel zu setzen, sondern eine eigentliche Besteurung der Kräfte. Hiermit bahnt sich der Vf. den Weg zur weiteren Untersuchung, welches denn nun die beste Verfahrungsart zur Steuerbelegung sey. Steuern müssten den Kräften und ihren Producten angemessen seyn. Bey unorganischen Kräften komme also der Werth des Grundes und Bodens in Betrachtung. Dieser bestimme sich aus dem *reinen Ertrag*, also nach Abzug der Culturkosten, worunter auch die eigene Arbeit des Eigenthümers begriffen. Sey der reine Ertrag gleich E, so sey der Werth $\frac{E.\ 100}{m.}$ und sey hierzu Land gewöhnlich zu $2\frac{1}{2}$ bis 3 anzunehmen. Ständige Beschwerden seyen in demselben Verhältniss zum Capital zu erhöhen und vom Kapital abzuziehen. Zehnten oder Gülten könnten gleich vom Brutto-Ertrag abgezogen werden. Die Culturkosten seyen nach Classen, entweder als $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{2}$ oder $\frac{2}{3}$ des Brutto Ertrags anzunehmen; folglich sey der reine Ertrag in der ersten Classe $\frac{20}{30}$ Brutto oder nach Abzug des Zehnten $\frac{17}{30}$, in der zweyten Classe $\frac{15}{30}$ zehntbar, $\frac{12}{30}$, in der dritten Classe $\frac{10}{30}$ zehntbar $\frac{7}{30}$, das Stroh nicht mit in Anschlag gebracht. Die Entfernung der Grundstücke vom Hof sey wieder nach 3 Classen zu beurtheilen, so dass diese Entfernung anzunehmen zu $\frac{1}{2}$ Stunde, 1 Stunde, über 1 Stunde. Ein Grundstück erster Classe, das über $\frac{1}{2}$ Stunde entfernt sey, wäre nur einem Grundstück zweyter Classe gleich zu halten, und so verhältnissmässig weiter. Aber nur der Werth des Grundes und Bodens lasse sich also durch den reinen Ertrag aus-

mitteln. Der Werth eines *Capitals* (Capital heisse eine Summe aufgesparter Producte) z. B. der Häuser, Anlagen, Maschinen, der Mobilien, des Viehes, sey *in Geld* auszudrücken, nach dem mittleren *Kaufpreis*. Die Meubles, oder in ihnen den Genuss der Bequemlichkeit zu besteuern, und sie den Interessen des darauf verwendeten Capitals gleich zu schätzen, sey an sich wohl nicht ungerecht; wegen der unendlichen Schwierigkeiten thue man jedoch besser, diese Schätzung bey Seite zu setzen. Der Capitalwerth der menschlichen Kraft sey anzuschlagen, auf das 8, 5 . . . fache des jährlichen Ertrags. Erwäge man, dass der Staat nicht bloss Sicherheit des *Vermögens*, sondern auch Sicherheit des *Lebens* gewähre: so lasse sich daraus nach mathematischen Gründen ausser den Auflagen auf das Eigenthum noch eine Auflage wegen der Sicherheit des Lebens, und da das Leben für jeden einen gleichen Werth hat, auch eine durchaus gleiche Abgabe — das *Kopfgeld* rechtfertigen. Allein Schutz des Lebens sey eine Bedingung, unter welcher eine Kraft angewendet werden könne, und es sey unbillig, diese persönliche Kraft selbst und die nothwendige Bedingung derselben auch noch einmal zu besteuern. Indem der Werth der menschlichen Kräfte nach ihrem Lohn berechnet werde, so frage es sich, ob die Unterhaltungskosten von diesem Lohn eben so abgerechnet werden müssten, wie die Culturkosten vom Brutto-Ertrag der Grundstücke. — Der Vf. leugnet dieses; die Culturkosten seyen nur Mittel zum Zweck, die Unterhaltungskosten seyen selbst Zweck. Müsste nun ein Bauer besteuert werden, so wäre anzuschlagen der Werth seiner *Länderey* — seines *Capitals* d. i. der Gebäude, des Viehes, Inventars — seiner *eigenen Kräfte* — und der *Kräfte seiner Dienstboten*. Ob der Staat diese Abgaben von den Eigenthümern der Kräfte, den Dienstboten, oder dem Miether einziehe, mache bey dauernden Abgaben keinen Unterschied, weil sich hiernach die Preise fixirten. Bey *momentanen* Abgaben müssten sie aber von den Eigenthümern der Kräfte selbst erhoben werden, weil diese der Miether auf seine Preise nicht repartiren kann. Hieraus erledige sich auch die Frage, ob man von Besoldungen der Staatsdiener Steuern fodern solle. Es sey dieses eine unnöthige Weitläuftigkeit, weil man hernach grössere Besoldungen geben muss. Aber zu momentanen Steuern seyen auch Staatsdiener, desgleichen *Capitalisten* zu ziehen. Dagegen müsse man bey momentanen Steuern die Schulden in Abzug bringen lassen; sonst werden die Capitalien doppelt beschatzt. Die beständige Besteuerung des *baaren Geldes* sey übrigens unendlichen Schwierigkeiten und Prägravationen ausgesetzt, also gänzlich zu unterlassen. Unbenutzt sey das Geld bloss Möbel. Ausgeborgt komme es schon unter den geliehenen Kräften vor, wo der Entleiher eine Abgabe dafür zu bezahlen hat, weil er bey dem Anschlag seines Guts und seiner vermietheten Kräfte keine Schulden in Abzug bringen darf. Es sey wohl in gewisser Rücksicht unmöglich, eine *einzige* auf einzelne Classen der Steuer-Objecte zu gründende Steuer ausfindig zu machen, wie ehedem die Physiokraten intendirten. Aber einfacher und consequenter könnten unsere Steuersysteme allerdings werden. Alle Zölle, (ausgenommen die Transito-Zölle) und die Accisen sollte man allmählich ganz abkommen lassen, und den Ausfall auf dem *directen Weg* erheben. Allein wir erlauben uns dabey folgenden Zweifel. Die Accise zahlt der letzte Verbraucher. Wird sie nun in eine bleibende directe Abgabe verwandelt, so fällt sie dem *Eigenthümer* im Augenblick dieser Operation zur Last, und wird also eine allgemeine Herabsetzung des Eigenthums veranlassen. — Dem *wahren Gehalte* nach, zahlten die Unterthanen heut zu Tage weit weniger Steuern, als vor hundert Jahren. Dem Vf. scheint es noch nicht ganz scharf bestimmt, was man eigentlich unter directer und indirecter Abgabe verstehen solle. Ihm scheint *directe Steuer* diejenige zu heissen, die dem zur *Last bleibt*, von dem der Staat sie unmittelbar erhebt, *indirecte Steuer* aber die, welche dem unmittelbaren Bezahler nicht zur Last bleibe, sondern von ihm auf die Preise geschlagen werden könne. Aber dieser Unterschied sey nicht passend. Wir glauben, unter directen Auflagen seyen diejenigen zu verstehen, welche der Eigenthümer und Producent zu *bezahlen* hat, ohne weitere Rücksicht, wem diese Auflage im Verfolg zur Last fällt; *indirecte* heissen die, welche vom *Empfänger* und *Verbraucher* gefodert wird. Dass an manchen Orten die indirecten Auflagen gleich von der Niederlage des Eigenthümers und Producenten bezogen werden, ist mehr eine zur besseren Controlle und schnelleren Perception entstandene spätere Handelsoperation, die sich der Eigenthümer aus eigener Convenienz hat gefallen lassen. Eine weitere specielle Anwendung seiner Sätze giebt der Vf. nicht, indem er bemerkt, dass sich eine solche Anwendung nur für ein bestimmtes Land machen lasse. Auf alle Fälle hat der scharfsinnige Vf. hier eine grosse Masse tiefen Räsonnements zusammengestellt, die einen nicht gewöhnlichen Geschäftsmann veranlassen kann, nunmehr über die Steuerverfassung seiner Provinz Betrachtungen anzustellen. D. d. u. n.

1) Hof, b. Grau: *Staatswirthschaftliche Abhandlungen über ältere und neuere Magazin- und Versorgungsanstalten in ökonomisch - physikalischer und historisch - politischer Hinsicht.* Nach dem gegenwärtigen Zeitbedürfniss entworfen von *Fr. Chr. Franz*, verschiedener gel. Gesellschaften Mitgliede. Nebst vier Tabellen. 1805. XXIII und 212 S. 8. (1 Thl. 4 Gr.)

2) Dresden, b. Arnold: *Vorschläge zu Erhöhung des Nationalwohlstandes und Völkerglücks.* Ein Versuch zur allgemeinen Beherzigung und zur Veredlung der unteren Volksclassen, in besonderer Hinsicht auf Landescultur und Nationalindustrie anwendbar, von *Fr. Chr. Franz.* 1806. LX und 256 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Bey Büchern, die mit einer so ungeregelten Phantasie geschrieben sind, als die beyden vor uns liegenden, bleibt dem Rec. nichts übrig, als über den schriftstellerischen Charakter und die Manier des Vfs. seine Meynung zu sagen. Den Inhalt derselben

mittheilen, oder sich darüber weiter erklären zu wollen, wäre vergebens: da der Vf. keinen einzigen Gedanken verfolgt, sondern fast auf jeder Seite über alle Welt, durch alle Zeit auf den verschiedenartigsten Gegenständen umher flattert.

Hr. *Franz* ist uns schlechterdings nicht anders, als aus den oben genannten Büchern bekannt. Wir können uns in unserem Urtheile also wohl an ihm irren; aber Parteylichkeit gegen ihn leitet uns dabey gewiss nicht. Wir nehmen ihn so, wie er nach unserer Ansicht sich selbst giebt; und wir beurtheilen ihn so, wie er uns noch erscheint, nachdem wir seine Schriften schon einige Wochen aus den Händen gelegt haben. Verkennen läfst es sich nicht, dafs es seinem Geiste weder an Talente noch an wissenschaftlicher Bildung fehlt: aber seine Phantasie ist zu lebhaft und zu reizbar; und er thut nichts, diesen ihren krankhaften Zustand zu heilen, sondern braucht vielmehr die wirksamsten Mittel, ihn noch zu verschlimmern — flüchtige Lectüre, besonders von Zeitschriften und eigene Schriftstellerey mit der unglücklichen Sucht, sich immer und immer als den Mann zeigen zu wollen, der Alles weifs, Alles zu beurtheilen vermag, und über Alles entscheiden kann. Anstatt einen Gedanken festzuhalten, denselben nicht blofs von Einer Seite, sondern auch von mehreren zu betrachten, vollständig und gründlich zu combiniren, und erst nach hinlänglicher Prüfung zu urtheilen, überläfst er sich seiner Phantasie, die ihn, wenn sie die eine Blume kaum berührt hat, schon wieder auf die andere führt, und hier und da zwar etwas Blumenstaub, aber selten Honig mit wegnehmen läfst. Nichts ist nun auch sonderbarer, als die Gedankenfolge in seinen Schriften. Er geht von dem einen Puncte aus; wie vom Sturme weggeführt, befindet er sich mit einem Male an dem entgegengesetzten; gleich darauf an einem ganz anderen; und dann vielleicht wieder an dem ersten. Zum Beweise möge folgende Inhaltsanzeige von einigen Seiten dienen, so wie solche er selbst angiebt. Ohne Wahl fällt uns bey dem Aufschlagen die von S. 188 bis 193 in den *Vorschlägen* p. 1 auf. Sie ist: S. 183. „Die Letten und Ehsten ertragen Gutes und Böses gefühllos und schreiben Alles dem Zufalle und einer höheren Bestimmung zu.“ S. 188—189. „Von ihrem Eigennutze schliefsen sie eben so auch auf den Staat.“ S. 189. „So lange der Mensch nicht unabhängig ist, wird er keine Anhänglichkeit an den Staat haben — sich keiner Bürgerpflichten aus reinen Absichten unterziehen.“ S. 189. „Gegenseitige Harmonie — des Bürgers und Staats.“ S. 189. „Der Nationalrusse jeden Standes — als Patriot im strengsten Sinne.“ S. 191. „Seine wesentlichen Vorzüge vor anderen Nationen.“ S. 191—192. „Schlözers Urtheil darüber.“ S. 192. „Glückliche Wendung des Schicksals dieser Nation.“ S. 192. „Freyheit, Eigenthum und Schutz u. s. w. können sie auf die höchste Stufe der Cultur bringen.“ S. 192—193. „Werth der Vaterlandsliebe durch Ausübung seiner Pflichten als Mensch und als Bürger.“ S. 193. „Wo jenes eben so schwer zu realisiren, als zu vereinigen ist.“ S. 193. „Wie könnte es jene Nation durch die neuere Organisation und Veranlassung in jeder Hinsicht am allerweitesten bringen?“ Wie unnatürlich und unzusammenhängend diese Gedankenreihe ist, mag der Vf. selbst gefühlt haben; wenigstens scheint es uns, dafs er nur, um dem Leser die Verbindung bemerklich zu machen, der kleinen Schrift von 256 Seiten „*Vorschläge*“ eine Inhaltsanzeige von 48 S. vorgesetzt hat. Wenn es ihm gefallen sollte, sich künftig sowohl bey seinem Studiren als bey seinem Schreiben statt des *multa* das *multum* angelegen seyn zu lassen: so könnte mit der Zeit noch ein sehr guter Schriftsteller aus ihm werden.

s.

KLEINE SCHRIFTEN.

Staatswissenschaften. *Posen*, b. Kühn: *Ueber den Einflufs der Colonistenansetzungen in Südpreussen auf das Wohl der Provinz.* 1805. VIII u. 94 S. 8. (9 Gr.). Die Ansetzung der Colonisten in Südpreussen hat an dem Vf. einen Vertheidiger gefunden, dessen sanfte Rede man — wenn auch nicht immer, mit Ueberzeugung — doch nie ohne Beyfall und Vergnügen hört. Wirklich vertheidiget er aber auch für Südpreussen unter den Verhältnissen, worunter es jetzt steht, die gute Sache. Wenn gleich die Erweiterungen der Landescultur, die man der Ansetzung der Colonisten verdankt, auch durch die Eingebornen hätte zu Stande gebracht werden können, und wohlfeiler zu Stande gebracht werden können: so wäre es wahrscheinlich doch nicht geschehen. Auch mag es seyn, dafs die Production der Colonisten durch ihre Consumtion wieder aufgehoben wird; dennoch ist nun die gröfsere Summe der arbeitenden Hände da, und davon der Ueberschufs der Production über die Consumtion wenigstens in der Zukunft gewifs zu erwarten. Erwägt man dabey, dafs diese Leute gerade aus der arbeitenden Classe sind, woran es Südpreussen so sehr fehlt; dafs sie so gesetzt sind, dafs sie, wenn sie ihre Grundstücke nicht gartenmäfsig cultiviren wollen, sich ihrer Hände Arbeit nähren müssen: so kann man die Wohlthat, die dem Lande durch ihre Ansetzung widerfahren ist, nicht mehr in Zweifel ziehen. Der Abgang an Walde, der durch die Anlegung der Colonien entsteht, kann einem Lande nicht empfindlich seyn, in welchem das Holz noch keinen Werth hat, das seine Forsten schlecht bewirthschaftet, sein Holz verschwendet und dabey mit Torfe in Ueberflufs versehen ist. Unter den guten Folgen von der Colonistenansetzung wird die Verbesserung der Viehzucht, die in Südpreussen unglaublich schlecht betrieben wird, eine der ersten und wichtigsten seyn; indem die Colonisten aus den Reichsländern, woher sie kommen, darüber die besten Grundsätze mitbringen. Durch sie wird das Land mit Gartengewächsen, die es bisher noch nicht gebauet hat, mit zweckmäfsigeren Culturarten, mit neuen Geräthen, mit Gewerben, mit dem Flachsbaue, mit dem Spinnen und Weben, in welchen allen es noch so sehr zurück ist, bekannt werden. Die Colonisten werden ihren Sinn für Reinlichkeit und Schönheit, sie werden ihren besseren Geschmack den Eingebornen mittheilen. Die niedliche Einrichtung der Colonistenhäuser wird den Eingebornen immer fühlbarer werden, und sie bey ihrem eigenen Bauen zur Nachahmung reizen. Der Geldumlauf, den der Vf. von den nun eingewanderten 440 Familien, zu 1500 Rthlr. für jede, auf 660,000 Rthlr. berechnet, wird auf die Nationalindustrie seine Wirkung thun. Aufser diesen Vortheilen von der Colonistenansetzung mufs aber der preussische Staat bey Südpreussen noch ganz besondere Zwecke haben. Die Nation ist undeutsch; und sie mufs doch nun eine deutsche werden, wie es gegenwärtig die ganze altpreussische ist. Die Pohlen müssen die deutsche Sprache annehmen; sie müssen mit den Deutschen vermenget und verschwistert werden. Bey den höheren Classen fehlt es dazu zwar wohl nicht an Mitteln, aber bey der niedern Classe — welches Mittel könnte wohl schneller und sicherer wirken, als die Ansetzung von Colonisten?

Diefs sind die Betrachtungen, womit der uns unbekannte Vf., der sich unter der Vorerinnerung *Johann Friedrich Krüger* nennt, und im Buche S. 58 als ehemaligen Aufseher und Lehrer des pommerschen Landschulhalterseminariums in Stettin bezeichnet, die Tadler des Colonistenwesens eines Besseren zu belehren sucht. Am Schlusse fügt er nur noch den doppelten Wunsch hinzu, 1) dafs man bey der Colonistenwerbung noch mit mehr Vorsicht zu Werke gehen, und 2) die Baue mit mehr Rücksicht auf das gemeine Beste ausführen möge.

s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 NOVEMBER, 1806.

OEKONOMIE.

Göttingen, b. Röwer: *Grundrifs der Landwirthschaft nach den neuesten Entdeckungen bearbeitet, und zum Gebrauche der Vorlesungen entworfen*, von *D. Joh. Karl Fischer*, der Philosoph. Professor zu Jena u. f. w. 1806. XII und 739 S. in 8. (1 Rthlr. 20 Gr.).

Dieser Grundrifs stimmt in Ansehung des Begriffs und des Umfanges, den er der Wissenschaft giebt, des Plans, nach welchem dieselbe abgehandelt wird, der meisten Lehren, die vorgetragen werden, der Manier der Behandlung, und sehr oft selbst der Worte mit den *Beckmannschen* Grundsätzen der deutschen Landwirthschaft so genau überein, dass man ihn für dasselbe Buch, und höchstens nur für eine neue, von einem Anderen etwas umgearbeitete Ausgabe halten sollte. Wenn nun gleich Rec. der Meinung ist, dass man sich bey einem, blofs zum Leitfaden für Vorlesungen bestimmten Buche der Arbeit eines Anderen mit denjenigen — vielleicht nur wenigen, und nicht sehr bedeutenden Veränderungen, die man nach seinen besonderen Zwecken bey dem Unterrichte für nöthig hält, mit Erwähnung des Originalschriftstellers gar wohl bedienen könne, indem man dadurch dem Originalschriftsteller, da man ihn nennt, von seinem Ruhme nichts entzieht, und auch seinen und seines Verlegers pecuniären Vortheil nicht schwächt: so muss er doch von diesem *Fischerschen* Unternehmen darum anders urtheilen, weil Hr. F. sein Werk ganz für seine eigene Arbeit ausgiebt, und zur Entschuldigung seiner Ausschreibung des *Beckmannschen* sich auch nicht ein einziges Wort entfallen läfst. Doch genügt uns hier, dieses Plagiat dem gelehrten Publico nur anzuzeigen, und dabey dahingestellt seyn zu lassen, wie es Hr. *Beckmann* und sein Verleger selbst aufnehmen wollen.

Den Vorzug, den Hr. F. seinem Lehrbuche vor anderen Büchern dieser Art zuschreibt, setzt er darinn, dass es die neuesten Entdeckungen in den Naturwissenschaften mit der Landwirthschaft in eine genauere Verbindung gesetzt, wichtige Folgen daraus gezogen, und dadurch der Anwendung näher gebracht habe. Gewissermasen ist diefs in dem 2ten, 3ten, 4ten, und 5ten Kap. des ersten Th. geschehen, worinn die chemischen und physischen Grundsätze, die Hr. B. nur kurz, und ohne eben von der neueren Chemie Gebrauch zu machen, berührt hat, etwas umständlicher aus einander gesetzt sind. Uns dünkt jedoch nicht, dass durch diese Entfernung des Hn. F. von des Hn. B. weiser Enthaltsamkeit viel gewonnen sey. Jene schweren Lehren lassen sich aus einem so kurzen Vortrage und ohne sinnliche Darstellung so leicht nicht begreifen, dass der Lehrling die Anfangsgründe der Landwirthschaft aus dem *Fischerschen* Buche nun besser möchte verstehen können, als aus dem *Beckmannschen*. Wie wenig auch die Ausführung selbst dem Hn. F. gerathen sey, wird derjenige sehr bald finden, der sie mit der Belehrung von den chemischen Grundsätzen des Ackerbaues, und mit der Abhandlung vom Boden im Hermbstädtschen Archive vergleichen will. Als Beyspiel einer aus chemischen und physikalischen Grundsätzen entstandenen besseren Belehrung über das landwirthschaftliche Verfahren nennt H. F. besonders seinen Unterricht von der Düngung. Dabey geht er von den an sich ganz richtigen Grundsätzen aus, dass es zum Behuf der zweckmäfsigsten Behandlung des Düngers hauptsächlich darauf ankomme, die Faulung (nicht Fäulnifs) des Düngers so viel möglich zu beschleunigen, und die sich dabey entwickeln den Düngungsstoffe zu binden, damit sie nicht verfliegen. In der Anwendung des letzten Satzes geht er aber offenbar zu weit, wenn er daraus nun gleich die Unnützlichkeit der Düngerstätten folgert, und (S. 94) den Mist, so wie er aus dem Stalle gebracht wird, auf die Felder gefahren, und bis zum Einbringen (Unterpflügen) mit Erde bedeckt liegen gelassen haben will. Er bedenkt nicht, dass bey dieser Verfahrungsart erstlich nur eine sehr unvollkommene Mischung des Auswurfs von dem Vieh mit dem Stroh, worinne dieser aufgefangen worden, entstehen, und zweytens, dass, wenn etwas zu viel Erde aufgelegt worden wäre, die Faulung ungemein verzögert, und wäre der Erde zu wenig aufgelegt worden, nur eine zweckwidrige Verwesung (eine Zersetzung bey zu wenig Feuchtigkeit, und zu viel Luft), nicht aber die wirklich erfoderliche Faulung eintreten würde. Rec., der Hn. Fs. Theorie wohl zu verstehen meint, muss also dagegen die alte Methode der Praktiker noch immer in Schutz nehmen. Nach dieser bleibt der Mist in Haufen, worein er aus dem Stalle gebracht wird, etwa acht Tage liegen, damit sich die Faulung bey hinlänglicher Einwirckung der Atmosphäre geschwind anfangen und verbreiten kann; hierauf wird er auf der Miststätte aus einander gezogen und geebnet, damit sich die Faulung langsam fortsetze, und mit weniger Erhitzung und Verflüchtigung der Düngungsstoffe nach und nach endige. Diese Methode gewährt unstreitig eine bessere Faulung und vollkommnere Mischung;

und die Mistſtätte iſt alſo ſchon ohne alle die übrigen Vortheile, die ſie verſchafft, nicht zu entbehren. Daſs einige Düngungsſtoffe dabey verfliegen, läſst ſich nicht in Abrede ſtellen; dieſer Verluſt kann aber gegen die übrigen Vortheile nicht in Betracht gezogen werden. S. 96—97 verwirſt H. F. jetzt die grüne Düngung, die er ſonſt vertheidiget hat, auſser in dem Falle, wenn der Boden noch nährende Theile beſitze. Wir ſehen die Theorie, die ihn hier wieder hinreiſst, nicht ein; halten dagegen aber die Praxis der Toſcaner, die, ſo ſehr ſie auch den Werth des Menſchendüngers zu ſchätzen wiſſen — der grünen Düngung daneben ſich doch auch noch immerfort bedienen, für einen groſsen Beweis für die Güte von dieſer. Wenn Hr. F. S. 83 ſeine Erklärung der Wirkung des Düngers mit den Worten beſchlieſst, daſs ſie nicht allein darinne beſtehe, daſs der Dünger die Beſtandtheile für die Pflanzen hergebe, ſondern auch darinne, daſs *er die Wärme und die Beförderung des Umlaufs der Nahrungsſäfte erzeuge, die ganze Kraft des vegetabiliſchen Bildungstriebes entwickele, und die möglichſt gröſste Fruchtbarkeit hervorbringe:* ſo möchte er theils zum beſſeren Verſtändniſs der Sache nicht viel beygetragen haben, theils möchte es ihm auch ſchwer werden, darzuthun, daſs der Dünger als Wärme erzeugend wirke, indem ja der ausgefaulte Dünger, der keine Wärme mehr erzeugt, eben auch noch fruchtbar macht. S. 84 redet Hr. F. dem Einweichen des Samens in düngende Waſſer vorzüglich aus dem Grunde das Wort, weil ſich dabey düngende Stoffe an den Samen anlegen, und das Wachsthum der jungen Mutterpflanze befördern mögen. Aber ſollte ſich das wirklich wohl glauben laſſen? Sollten die Wurzeln der jungen Pflanze wohl durch den Balg des Samenkorns noch Nahrung an ſich ziehen? S. 86 nimmt Hr. F. an, daſs die ſaftreichen Pflanzen einen kräftigeren Dünger geben, als die weniger ſaftreichen oder die ſchon ausgedörrten. Nimmt Hr. F. dieſs nur nach anderen Oekonomen an, oder hat er dafür Beweiſe, und welche? S. 105 beſtreitet Hr. F. den Werth der künſtlichen Düngungsmittel, die ſchon in kleinen Quantitäten als Ueberdünger groſse Wirkung thun. Auch Rec. verkennt den Miſsbrauch nicht, der bisher ſo oft damit getrieben worden iſt; aber ſo ganz verwerfen kann er ſie nicht, da die Erfahrung für viele ſo laut ſpricht. Ruſs, Aſche, pulveriſirter Auswurf des Federviehes, Menſchenkoth, Oelkuchen, Gyps haben unſtreitig oft, in kleinen Mengen aufgeſtreuet, eine groſse Fruchtbarkeit verurſacht.

Doch wir verlaſſen dieſe Materie, und erlauben uns nur noch einige andere Bemerkungen. S. 373 ſagt Hr. F., daſs ſich durch das Pfropfen und Oculiren ſehr ſchöne Sorten Kirſchen zuwegebringen laſſen. Wahrſcheinlich iſt dieſe Aeuſserung dem Vf. nur unvermerkt entfallen. Durch dieſe Operation wird nur ein Auge auf einen anderen Boden verpflanzt: nur dieſes Auge kann zum Baume werden, es kann ſich aber nicht in eine andere Sorte verwandeln. S. 483 drückt ſich Hr. F. ſo aus, als ob in Schlaghölzern die Loden nur aus den Wurzeln der gehauenen Stämme entſtünden; wirklich entſtehn aber eben ſo viel und mehr Loden aus den abgehauenen Stöcken der Stämme. S. 485 verweiſet Hr. F. das Fällen des Holzes in den März und April. Wäre hier allein vom Schlagholze die Rede: ſo wäre es der Theorie mehrerer Neuerer allerdings gemäſs. Das Baumholzhauen bis dahin auszuſetzen, wäre aber ohne Nutzen; und dabey für die Oekonomie ungemein inconvenient. S. 536 giebt Hr. F. für Gegenden, worinn die Weide des Viehes wegen Mangels an Fütterung in den Holzungen noch Statt finden möchte, den Rath, daſs man hier, was weit gröſseren Nutzen bringe, künſtliche Futterkräuter anpflanzen, und dagegen die Grasnutzungen in den Wäldern verpachten möge. — Aber ſoll der Pachter die Grasnutzung in den Hölzern auch noch durch die Abweidung nutzen: ſo iſt ja im Weſentlichen Nichts damit gewonnen, ſondern nur die Perſon des Nutznieſsers verändert; und wenn in den Hölzern einmal geweidet werden muſs, warum ſoll es der Eigenthümer nicht ſelbſt thun, als es durch einen Dritten thun laſſen? Pflanzt er die Futterkräuter noch dazu an: ſo iſt es ja für ihn deſto beſſer; er kann dann entweder mehr Vieh halten, oder es beſſer pflegen. Soll der Pachter das Gras in den Hölzern ausſchneiden, um es grün oder trocken im Stalle zu füttern: ſo iſt die Gefahr wegen Beſchädigung des Holzes für den Forſt gröſser, als bey der Abweidung. Die Nützlichkeit des Raths iſt alſo gewiſs ſehr zweydeutig. S. 659 wird das kleine Buch von *Höuert:* „Etwas von der Deicharbeit. Bremen 1764." unter den Schriften von der Fiſcherey genannt; es enthält aber davon nichts. Deiche ſind Dämme unten an den gröſseren Flüſſen. S. 510 werden unter den Schriften von der italiäniſchen Pappel *Reichards* ſtatt *Reinhards* vermuthlich nur durch einen Druckfehler genannt. S. 568 wird *Schreyer* für den Vf. des Lehrbuches der populären Thierarzneykunde angegeben: es iſt aber Hr. Prof. *Schreger.*

Ungeachtet dieſer Erinnerungen gegen den Fiſcherſchen Grundriſs ſtellen wir ihn doch als eine ſehr gute Ausgabe der Beckmannſchen Grundſätze auf.

a.

Erfurt, b. Keyſer: *Einleitung zum landwirthſchaftlichen Handel;* oder *über den mancherley Gebrauch, Aufbewahrung und Handel ökonomiſcher und anderer Producte der Erde.* Für Stadt- und Landwirthe, von *Carl Chriſtian Adolph Neuenhahn,* herz. ſächſ. weimar. und eiſenach. Commerzienrathe u. ſ. w. Erſter Band. A — E. 1806. XXVIII. und 822 S. in 8. (2 Thl. 12 gr.)

Hätte unſer gelehrter bedächtlicher *Beckmann,* als er in allen ſechs Auflagen ſeiner Grundſätze der deutſchen Landwirthſchaft die Schriftſteller darauf aufmerkſam machte, daſs es uns an einer gründlichen und vollſtändigen Anleitung zum landwirthſchaftlichen Handel noch fehle, nur irgend ahnen können, daſs einſt ein Schriftſteller dieſen ſo wohlgemeinten Aufruf zum Vorwande brauchen werde, die ökonomiſche Literatur mit einer ſo inconſequenten Com-

pilation zu belasten, als die oben genannte ist: er hätte, um den Mann von der, sein Talent und seine Kenntnisse übersteigenden Arbeit abzuschrecken, wenigstens den Plan eines solchen Werkes gleich mit vorgezeichnet. Indem er auf das, was Eckhart vom Negotiiren in ökonomischen Dingen sagt, auf die Abhandlung vom Verkaufe des Getreides in den ökon. Nachrichten; und besonders auf Ungers Ordnung der Fruchtpreise hinweiset: hat er zwar schon genug zu verstehen gegeben, wie er meint, dass so eine Anleitung beschaffen seyn müsse; aber noch ist er nicht verstanden worden. Hr. *N.* glaubt das Beckmannische Ideal recht gut in die Wirklichkeit übergetragen zu haben, indem er ein bändereiches Werk angefangen hat, worin von allen Erzeugnissen der Natur, die sich in Deutschland nur finden, Nachricht gegeben, und der Gebrauch derselben nach theoretischen Grundsätzen (was mag er sich gedacht haben?) gelehrt werden soll.

Warum sich der Vf. nur auf die Erzeugnisse der Natur einschränken will, da doch auch so viele Erzeugnisse der Kunst in den ökonom. Handel kommen, wäre nicht zu begreifen, wenn man nicht bald wahrnähme, dass er diese in der Vorrede mit zu nennen, nur vergessen habe. Denn wirklich dehnt er sich im Werke selbst auch mit auf mehrere von diesen aus, als z. B. *Axt*, *Achse*, *Barometer* u. d. m. Aber von den Werken der Natur will er alle umfassen, selbst die Mineralien nicht ausgenommen. Die Artikel sollen so vollständig als möglich werden. Auf Cultur der Pflanzen und Erziehung der Thiere will er sich jedoch nicht einlassen, sondern es soll nur von dem Nutzen und Gebrauche der Producte gehandelt werden. Die gute Gelegenheit, sich durch Ordnung der Materien in systematischer Form nach den drey Reichen der Natur ein gelehrtes Ansehen zu geben, will er aufopfern, um seinen Lesern durch die Beobachtung der alphabetischen Ordnung mehr Bequemlichkeit zu verschaffen. Wir erhalten also ein Wörterbuch, hauptsächlich der Naturproducte, das nun freylich aus den tausend vorhandenen nicht sehr schwer zu machen war.

Da in dem Wörterbuche nach diesen Aeusserungen des Vfs. die Anleitung zum ökonom. Handel selbst nicht gesucht werden darf: so glaubten wir sie in der vorhergehenden Einleitung zu finden, sahen uns aber bald sehr getäuscht; indem hier auf 18 Seiten nur einige alltägliche Bemerkungen vorgetragen werden.

Damit die auf Belehrung vom ökonom. Handel begierigen Leser wissen mögen, was sie hier zu suchen haben, wollen wir die Rubriken der Artikel der ersten Lage hersetzen. Sie sind *Aal*, *Aalraupe*, *Abschaum von kochenden Speisen*, *Acacienbaum*, *Achse*, *Acker*, *Ackerbau*, *Ackerbefriedigung*, *Ackererbse*, *Ackergeräthe*, *Ackerginsel*, *Ackerklee*, *Ackerkohl*, *Ackerkrummhals*, *Ackerlauch*, *Ackerlöwenfuss*, *Ackermaus*, *Ackermauseohr*, *Ackermünze*, *Ackeraigelle*, *Ackerpreis*, *Ackerranunkel*, *Ackerscabiose*, *Ackerscharte*, *Ackereisenkraut*, *Ackersenf*, *Ackerspark*, *Ackersteinsame*, *Ackertäschelkraut*, *Ackerthymian*, *Ackerwachtelweitzen*, *Ackerwagen*, *Ackerwinde*, *Adonis*, *Aehrenlesen*, *Affodile*, *Agat*, *Agleis*, *Agrest*, *Ahorn*, *Alabaster*. Wie viele dieser Artikel für sie überflüssig seyen, und wie viele wichtige sie gleichwohl noch darunter vermissen werden, bedarf unseres Fingerzeiges nicht.

Billig ist es aber, dass wir nun auch bemerken, wie die Artikel abgehandelt sind; und wir wollen daher den Inhalt von einigen hersetzen. Es seyen die, von denen am meisten zu erwarten ist: *Ackerpreis* und *Alabaster!* Von dem *Ackerpreise*, welcher doch wohl einen Hauptgegenstand des ökonom. Handels ausmachen muss, führt der Vf. zuerst fast nur mit einem Worte an, dass er durch die Beschaffenheit des Bodens und der Lage bestimmt werde; hierauf erzählt er auf 3 Seiten, wie hoch die jetzigen Preise gegen die ehemaligen seyen, und macht dann die Bemerkung, dass sie wohl nie wieder fallen werden. Unter *Alabaster*, wovon der Vf. wohl unterrichtet seyn musste, weil in der Nähe seines Wohnorts beträchtliche Alabasterbrüche sind, giebt er zuerst einige Kennzeichen des Steins auf eine populäre Weise an; nennt dann einige Brüche und die Kunstsachen, die man hier und da aus Alabaster verfertiget; sodann giebt er von einigen Bereitungen aus Alabastergypse Nachricht; fügt darauf Recepte zum Weissen und Poliren des Alabasters hinzu; und schliesst endlich mit Anweisungen zum medicinischen Gebrauche, wovon wir aber hoffen und wünschen, dass er nirgends mehr Statt finde. Vom Handel selbst also kein Wort — weder Belehrungen, wie derselbe geführt werden muss, noch Notizen zum Behuf des Einkaufs oder Verkaufs, noch Klugheitsregeln! Und so wie diese Artikel sind, sind sie fast alle — die meisten aber noch schlechter.

Was die Anführung des medicinischen Nutzens der Producte betrifft: so hat der Vf. selbst gefühlt, dass sie hier nicht an ihrer Stelle stehe. Er entschuldigt sie aber mit seiner Verpflichtung zur Vollständigkeit; und dass er keinen Schaden damit anrichten könne, weil er den Gebrauch nicht auch gelehrt habe. Inwiefern diese Entschuldigung hinreichend sey, mögen unsere Leser selbst beurtheilen: wir erwähnen nur noch, dass der medicinische Nutzen hier so angegeben ist, wie man ihn vor hundert Jahren in der *Materia medica* lehrte.

B. S.

KURZE ANZEIGEN.

ÖKONOMIE. *Stuttgardt*, in d. Ehrhardschen Buchhandlung: *Anleitung zu Einsammlung, Aufbewahrung, Kenntniss, in Rücksicht auf Güte und Aussaat des Saamens, von den vorzüglichsten deutschen Wald-Bäumen.* Verfasst von C. F. *Graf von Sponeck*, kurfürstl. - wirtemberg. Oberforstmeister zu Neuenburg. 1804. 106 S. 8. Mit 1 Kupfert. (10 Gr.)

Obgleich die Lehre von den Samen unserer Waldbäume in keinem unserer Forstbücher ganz übergangen ist: so erinnern

wir uns doch auch keines, worin sie so vollständig abgehandelt wäre, als in vorliegender Anleitung. Freylich ist diese Lehre auch hier noch nicht erschöpft; aber es ist doch alles gesagt, was der ausübende Forstmann, für den der Vf. nur hat schreiben wollen, davon zu wissen braucht. Von jedem Samen ist nämlich angegeben: 1) von was für Bäumen in Hinsicht auf ihr Alter, wenn und wie derselbe gesammlet; 2) wie er bis dahin, dass er auf das Lager kommen kann, behandelt; 3) was für Vorsicht bey der Aufbewahrung desselben angewandt werden muss; 4) wie die Güte desselben zu erkennen; 5) unter welchen Umständen die Herbst- und unter welchen die Frühlings-Aussaat eines jeden am zweckmässigsten ist; 6) wie der Boden zur Aufnehmung desselben vorbereitet, und wie das Aussäen selbst verrichtet werden muss. Der Vf. gesteht, dass er die Bemerkung bewährter Schriftsteller bey dieser Arbeit benutzt; versichert aber zugleich, dass er sie immer erst mit seiner eigenen Erfahrung verglichen, und nur insofern, als er sie damit übereinstimmend gefunden, hier aufgenommen habe. Im Ganzen können wir dem Vf. unseren Beyfall nicht versagen; über die eine und andere seiner Aeusserungen sind wir aber nicht mit ihm einig. So empfiehlt er z. B. die Aufbewahrung der Eicheln in verpichten Tonnen mit Eichenlaube geschichtet an einem bloss trockenen Orte. Ist dieser Ort nicht für die Veränderungen der Temperatur der Atmosphäre unzugänglich: so ist es nach unserer Erfahrung nicht wahrscheinlich, dass sie sich an solchem halten können. Von dem Birkensamen behauptet der Vf., dass solcher nach seinen neuesten Erfahrungen am besten gedeihe, wenn er in die Erde gebracht werde; wir müssen dagegen nach der unsrigen dabey bleiben, dass dieser Samen eine eigentliche Bedeckung mit Erde nicht verträgt. Bey der Anweisung zur Aufbewahrung des Buches sagt der Vf., dass dabey die Aufbewahrungsarten der Eicheln anwendbar seyen. Da aber dem Buche fast nichts schaden kann als Nässe: so wäre es sehr vergebene Mühe, die Aufbewahrungsarten der Eicheln dabey anzuwenden. In sehr winterigen Gegenden will der Vf., dass das Buch im Herbste ausgesäet werde. Unserer Meynung nach wird dadurch nie etwas gewonnen; die Saat aber immer in die grösste Gefahr gesetzt, von den vielen Feinden, die ihrer warten, beschädiget zu werden. Zwar säet die Natur auch im Herbste; aber so reichlich, wie sie auf den tausendfältigen Abgang mit säet, kann es die Kunst nicht. Die Mittel zur Verscheuchung des Wildes von der jungen Saat, auf die der Vf. noch zu rechnen scheint, sind nach einer fast allgemein anerkannten Erfahrung gänzlich unwirksam. Wenn übrigens der Vf. die mehrere oder mindere Güte des Samens nach dem Alter des Baumes, der ihn getragen hat, bestimmt: so müssen wir dahin gestellt seyn lassen, ob die Natur dieser Bestimmung entspricht; noch haben wir uns nicht davon überzeugen können.

Als eigenthümliche Erfindungen gibt der Vf in dieser kleinen Schrift 1) eine Methode, Weisstannensamen aufzubewahren, und Lerchensamen auszuklängeln; 2) eine Sonnendarre für Rothtannensamen und ein Instrument zum Abmachen der Tannenzapfen. Bey der neuen Methode der Aufbewahrung des Weisstannensamens setzt er die Hauptsache darein, dass die Trocknung geschwinder und besser bewirkt, und die Anklebung der Körner an den Boden verhindert werde; und diesen Zweck sucht er dadurch zu erreichen, dass er den Boden, ehe der Samen darauf gebracht wird, mit feinem Sande bestreuen, und den Samen, nachdem er einige Tage hier gelegen hat, und oft gerührt worden ist, wieder auf einen frischen eben so bestreuten Platz bringen lässt. Die Ausklängelung des Lerchensamens veranstaltet er auf diese Weise, dass er die Zapfen schon zu Anfange des Märzes, ja noch früher brechen, und in offene Kasten stellen, diese denn aber bey hellem Wetter und Sonnenschein unter einen schiefen Winkel in die Sonne setzen, und so, wie diese nicht mehr scheint, in ein warmes Zimmer, jedoch in einige Entfernung vom Ofen bringen lässt, wobey sich die Zapfen nach 6 bis 8 Tagen öffnen, und den Samen fallen lassen. Die Sonnendarre ist uns nicht neu; ob wir gleich nicht in Abrede stellen wollen, dass der Vf. sie sich selbst ersonnen habe. Das Instrument zum Abmachen der Tannenzapfen ist ein an einer Stange befestigter Meissel mit einem krummen Messer an der Seite, um die gerade in die Höhe stehenden Zapfen abzustossen und die hängenden abzuschneiden. — Uebrigens ist der Vortrag des Vf. nicht immer ganz deutlich, und hier und da wird er durch Sprachunrichtigkeiten etwas entstellt.

a.

Wittenberg: Kurzer Unterricht vom Hopfen und dessen Erbauung von *Joh. Christoph Jugert*, Past. zu Radis im Kurkreise 1805. 38 S. in 8. (3 gr.). Bey der Wahl, die uns zusteht, ob wir ein schlechtes Buch, als der Aufmerksamkeit des Publicums nicht werth, gar nicht anzeigen, oder ob wir es als ein schlechtes ausdrücklich namhaft machen wollen, glauben wir diesesmal doch das Letztere thun zu müssen, sowohl um die Industrie des Vf. dadurch vielleicht auf ein Geschäft zu leiten, wozu er mehr Fähigkeit und Geschick hat, als unsere Leser vor dem Ankaufe dieses schlechten Buches zu warnen. Das Verdammungsurtheil soll sich der Vf. gleichwohl selbst sprechen; denn dazu bedarf es nur der Anführung einiger von den vielen fehlerhaften Stellen des Buches. Dergleichen sind z. B. S. 8. Uebrigens kommt beym Hopfen in Ansehung der Fruchtbarkeit nichts auf das Geschlecht an. Beyde, Männchen und Weibchen, sind fruchtbar, und tragen ganz einerley und gleiche Köpfe. Daher ist auch der Unterschied des Geschlechts äusserst schwer zu entdecken — S. 11 Kaiser Karl V verstattete im J. 1364 dem Bischofe von Lüttich und Utrecht Johann etc. — S. 16 Böhmisches Gelege ist in Sachsen nicht gut anwendbar. — S. 17 die Hopfengrube belegt man mit 12 bis 16 Sprossen. — S. 33 Zuweilen werden die H. blätter durch Dünste entzündet, dass sie ganz schwarz werden. — S. 37. der H. wird in Deutschland unter die Lebensmittel gerechnet. Von S. 35 bis 58 beweisst der Vf., dass der Hopfenbau eigentlich nur für Städte und solche Güter auf dem Lande, die Brauereyen haben, nicht aber für das platte Land überhaupt ein Gewerbe sey, und dass Sachsen zwar keine Ausfuhrverbote des H., wohl aber Einfuhrverbote desselben haben möchte (!!). Die Quelle der Weisheit des Vf. scheint allein die Bauernempirie von Radis gewesen zu seyn.

a.

Meiningen, b. Hanisch's Wittwe: *Der Safthieb nach seinen Wirkungen*, von *Wilhelm Heinrich Kaepler*, Herz. S. Weimar. und Eisenach. Wildmeister zu Ostheim u. s. w. 1804. 67 S. 8. (6 gr.). Diese wohlgemeynte Vorschrift eines praktischen Forstmannes, den Hieb der Laubhölzer, deren Reproduction besonders durch Stockausschlag erhalten werden soll, nicht in den Herbst- und Wintermonaten, sondern im Frühling, wenn der flüssige Saft die schlummernden Knospen bereits wieder angeschwellt hat, vorzunehmen, hat bereits vielen Beyfall gefunden, und verdient allerdings berücksichtiget zu werden, wenn gleich der aufmerksame Pflanzenphysiolog nicht durchgängig dadurch befriediget werden dürfte. Es ist auch keineswegs anzunehmen, dass die einseitigen Erfahrungen, welche *Kaepler* auf seinem Revier machte, geradezu für den Vorzug des sogenannten Safthiebs entscheiden, indem zu deren Vollgültigkeit zunächst noch *gleichzeitige* Winterschläge hätten geführt werden müssen, durch deren Vergleichung mit jenem, man erst der Wahrheit näher gekommen wäre. Die angeführte ältere Bewirthschaftung des Ostheimer Reviers, wobey allein der Winterschlag Statt fand, und wodurch die Bestände angeblich sehr zurückgekommen seyn sollen, kann nicht im Allgemeinen zum Vortheil des Safthiebs entscheiden, da jene schlechte Beschaffenheit des Wiederwuchses auf den Winterschlägen eben so wohl in einer sonstigen fehlerhaften Behandlung, z. E. dem Uebermass des übergehaltenen Oberholzes u. s. w. ihren Grund haben mochte, so wie die Vortrefflichkeit der neueren Bestände unter Zusammentreffung mehrerer günstiger Umstände, zunächst auf Rechnung des Locals und eines sehr wüchsigen Bodens zu schreiben seyn möchte. Uebrigens kennen wir Gegenden, wo der Winter-Abtrieb in der Regel ist, und mit dem besten Erfolg beobachtet wird. Auf alle Fälle bedarf es noch einer längeren Reihe genauer Versuche, um zu entscheidenden Resultaten in dieser Angelegenheit zu gelangen. Es wäre zu wünschen, dass ein neuerer, mit den nöthigen Naturkenntnissen versehener Forstmann (etwa *Carl Slevogt*) eine nach Grundsätzen geleitete Untersuchung deshalb anstellen, und die hervorgehenden Aufschlüsse zur Belehrung seiner Amtsbrüder bekannt machen wollte.

KKW.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 NOVEMBER, 1806.

GESCHICHTE.

Nürnberg, b. Lechner: *Diplomatische Geschichte der Benedictinerabtey Banz in Franken, von 1050 bis 1251*, mit 61 Beylagen und einer Kpft. 1804. 399 S. 8. (3 fl. rh.)

Der Verfasser dieser gründlichen und für die Erweiterung der fränkischen Geschichts- und Geschlechts-Kunde der mittleren Zeiten ungemein wichtigen Schrift ist, wie wir aus der Vorrede sehen, der ehemalige *Pater prior* der Abtey Banz, *Placidus Sprenger*, dessen Verdienste um die Literatur allgemein bekannt sind. Von einem Manne, dem das Archiv und der Gebrauch aller diplomatischen Hülfsmittel offen stand, und der diese schätzbaren Denkmale der Vorzeit mit Auswahl und Kritik zu benutzen wusste, kann man zum Voraus erwarten, dass er seinen Gegenstand mit aller erfoderlichen Gründlichkeit behandelt haben werde; und in der That zeigt die Bearbeitung des vorliegenden *ersten* Theils dieser Geschichte unverkennbar das Bestreben, überall Licht und Wahrheit zu verbreiten.

Nach einer kurzen Abhandlung von denjenigen Schriftstellern, die vor ihm von der Abtey Banz geschrieben haben, liefert der Vf. im *ersten Abschnitt* eine *Topographie von Banz und dem Banzgau*. Er beschreibt die geographische Lage der Abtey, und schildert die vortreffliche Aussicht, die sich besonders an der südöstlichen Seite dem Auge sehr vortheilhaft empfiehlet. Rec., der diese Gegend zum öftern bereiset hat, kann versichern, dass die Schilderung des Vfs. ganz der Wahrheit gemäss sey; man muss sie aber auch selbst gesehen haben, um dem Vf. in seinen Empfindungen nachfühlen zu können. — Wichtig für die Erweiterung der mittleren Geographie ist die Beschreibung des *Banzgaues*. Er machte einen Theil der grossen Provinz des östlichen Grabfeldes aus, die sich in dieser Gegend bis an den Mainfluss ausdehnte, und zum Theil — wie Rec. aus einer bey Schannat befindlichen Urkunde Nr. 489 bemerkt — über den Main hinüber zog. In diesem Bezirk lag der Banzgau, nebst dem sogenannten Lichtenfeser Forst, und — nicht wie Hr. *Spr.* angiebt, ein Theil, sondern das ganze Fürstenthum Coburg. Da der Banzgau eher nicht als 1014 in einer Urkunde vorkommt: so ist sehr wahrscheinlich, dass derselbe erst zu der Zeit entstanden ist, als die deutschen Kaiser die Erblichkeit und die Theilung der Gauländer zugelassen hatten. Die Grenzen dieses, von Grabfeld abgerissenen, Banzgaues dehnt der Vf. bis Ratelsdorf aus; wie weit sich aber solche gegen Norden und Osten erstreckt haben, wusste er nicht anzugeben. Nach unserer Meynung dürften die Gauorte, die, als solche, in Urkunden des Mittelalters vorkommen, den sichersten Massstab abgeben, um die Grenzen dieser Untergauen zu bezeichnen. Wir hätten also gewünscht, dass Hr. *Sp.* bey dem Verzeichnisse der Dörfer, die (S. 36—44) zum Banzgau gerechnet worden, die Urkunden bemerkt hätte, worin solche als Zubehör desselben angegeben sind.

Der II Abschn. handelt von den Grafen von Banz, als Stiftern dieses Klosters. Sie waren ursprünglich Gaugrafen in Grabfeld, und hatten mit den Grafen von Henneberg einen gemeinschaftlichen Stammvater. Die Geschlechtsreihe derselben wird von 950 bis 1058 und zwar von Otto I, Graf in Selzgau, bis zu Otto III, Graf in Banzgau, diplomatisch entwickelt, und die Herkunft ihrer Gemahlinnen, welchen das Kloster Banz sein Daseyn zu verdanken hat, kritisch untersucht. Bisher hat man nur *eine Albarad*, nämlich die Gemahlin Marggr. Hermanns von Vohburg, als Stifterin angenommen, ohne die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche bey dieser Angabe, durch die Zeitrechnung, entstehen mussten. Der Vf. beweisst aber mit vielem Scharfsinn, dass *zwey* Gräfinnen dieses Namens, Mutter und Tochter, existirt haben, die man irrig für eine und dieselbe Person gehalten. Die *erste Albarad* war die Gemahlin Graf Ottos III. von Banz, die 1058 zu diesem Kloster den eigentlichen Grund legte. Die *zweyte*, gleiches Namens, war ihre Tochter, die sich mit Marggraf Hermann von Vohburg vermählte, welcher auch in einem Siegel v. J. 1071 mit dem Charakter: *Hermannus Marchio de Banza* erscheint. Sie war die Erbin der Grafschaft Banz, und brachte den von ihrer Mutter angefangenen Klosterbau im Jahre 1701 zur Vollkommenheit. Mit gleicher Gründlichkeit untersucht Hr. *Spr.* die Herkunft, Verwandtschaft und Schicksale Marggr. Hermanns, und verbreitet dadurch manches Licht, dessen die Genealogie und Geschichte der damals blühenden ostfränkischen Grafen so sehr bedurfte. Vorzüglich empfiehlt sich S. 78 die Darstellung der Abkunft und Folge des *Schweinfurtischen Hauses*, von welchem uns der Vf. ein merkwürdiges Siegel v. J. 1049 mit der Umschrift: *Otto Marchio dux orientalis*, mittheilt, und daraus beweisst, dass Otto von Schweinfurt, nachdem er Herzog von Schwaben geworden,

dennoch die marggräfliche Würde in Ostfranken beybehalten habe.

Der III Abschn. beschäftigt sich mit der Erzählung des Verfalls und der Wiederherstellung des Klosterstifts durch den heil. Bischof Otto zu Bamberg, dessen Herkunft und Lebensgeschichte hier kürzlich aus ächten Quellen vorgetragen wird.

Am interessantesten für die Aufklärung der fränkischen Geschichte damaliger Zeiten sind ohne Zweifel die Nachrichten, die der Vf. im IV Abschn. von den Schutz- und Schirm-Vögten über Banz mittheilet. Nach einer allgemeinen Bemerkung über die Ober- und Unter-Vögte geistlicher Stiftungen überhaupt, werden nun diejenigen Herrn-Familien namhaft gemacht, welche diese Stelle zu Banz bekleidet haben. Der erste war Graf, *Rapoto* von Abonberg, dessen Daseyn und Amtsführung die beygefügten Urkunden ausser Zweifel setzen. Ihm folgte sein Sohn Graf Friedrich I, und nach dessen Tod (1185) ging die Würde eines Schutzvogts auf seinen gleichgenannten Sohn über, der sich in Urkunden auch zuweilen einen Grafen von *Frensdorff* nannte, und seit 1199 nicht weiter vorkommt. Nach ihm kam die Schutzvogtey über Banz, durch die Vermählung einer Abonbergischen Erbtochter mit einem hier nicht genannten Grafen von *Andechs*, an das Andechsische oder Meranische Haus. Diese Veränderung giebt dem Vf. Anlass, die Geschichte und Genealogie dieser mächtigen Familie, welche zu Ende des 12ten Jahrhunderts unter den Namen der Herzoge von Meran auftritt, etwas ausführlicher zu bearbeiten, als seither geschehen ist. Er fängt zwar mit einem Graf Arnulf an, setzt aber seine Existenz in den Anfang des 12ten Jahrhunderts, da doch gleichwohl derselbe in einer Urkunde von 1030 als Gaugraf im *Südgau*, und in der Eigenschaft eines Schutzvogts des Klosters *Buren*, vorkommt. (*Mon. boica* Vol. VII. p. 38.) Die eigentliche Geschichte dieses Geschlechts beginnt, nach Rec. Meynung, mit Berthold I, der im Jahr 1067 namentlich als *comes de Andechs* auftritt (*dipl. in Hund. metrop. Salisb.* T. II. p. 81), und durch dessen Gemahlin, Sophia von Aromerthal, in Franken ansässig wurde. Ueberhaupt ist die Geschichtsreihe, die der Vf. aufstellt, nicht ganz fehlerfrey; indem manche Verwechselungen zwischen Vater und Sohn mit untergelaufen sind. So lässt er z. B. Graf Berthold IV irrig bis in das Jahr 1188 leben, obgleich derselbe schon 1154 aus der Welt ging (*Oefele S. R. Boic.* T. II. p. 663). Nicht dieser Berthold, sondern sein Sohn gleichen Namens war derjenige, der die Herrschaft Neuburg und Schardingen an sein Haus brachte, und 1188 starb. Es ist freylich schwer, zwischen Vater und Sohn, die einerley Namen haben, richtige Grenzlinien zu ziehen; aber desto strenger und behutsamer muss der Geschichtschreiber in solchen Fällen zu Werke gehen; denn wenn einmal ein Stammglied verfehlt ist, so geräth nicht nur das ganze genealogische Gebäude, sondern auch die Geschichte selbst in Verwirrung. Uebrigens ist der Fleiss und Forschungsgeist, den der Vf. auf die Geschichte der Herzoge von Meran verwendet hat, unverkennbar, und man sieht überall, dass er seine Data aus guten Quellen geschöpft und sie nicht ohne Prüfung benutzt hat. S. 247 wird die Frage: woher die Herzoge von Meran so viele Güter in Oberfranken hatten, mit vieler historischen Wahrscheinlichkeit kürzlich aufgelösst, und das Vorgeben einiger Geschichtschreiber, dass dieses Fürstengeschlecht von der, im Schönburgischen gelegenen, Stadt Meran den Namen geführt, mit Recht verworfen. Bey der S. 250 vorgetragenen Theilung, welche mit den Meranischen Ländern nach Verlöschung dieser Familie vorgenommen wurde, hätten wir gewünscht, dass der Vf. zuförderst die sämmtlichen Meranischen Besitzungen unter einen Gesichtspunct zusammengestellt, und dann erst ihre Vertheilung aus einander gesetzt haben möchte. Auch ist derjenige Theil, den er den Grafen von Truhendingen davon zuschreibt, sehr unvollständig, und Rec. fügt aus einer ungedruckten Urkunde von 1318 hinzu, dass diese Grafen die Markt Schesslitz, die Schlösser Gugel, Neuhauss, Arnstein und Staufenberg mit ihren Dörferdistricten aus der Meranischen Verlassenschafft bekommen, und 1318 dem Stifte Bamberg um 5000 Mark Silbers verkauft haben. Auch die Stadt Baunach, in deren Bezirk das Castrum Staufenberg lag, war eine Meranische Besitzung (Friesens Würzb. Chron. S. 365), und wurde den Grafen von Truhending zu Theil, die sie noch im Jahr 1328 inne hatten (*dipl. de a. 1328 in Gruneri Opusc.* T. I. p. 271). Von dem Schicksale der Schutzgerechtigkeit über Banz bemerkt der Vf. S. 261 aus ungedruckten Quellen, dass selbige dem Hause Sachsen, wiewohl mit Widerspruch des Stifts Bamberg, übertragen, in der Folge aber (1568) vom Herzog Joh. Wilhelm dem Kloster um 6000 fl. verkauft worden. Den Beschluss dieser Schrift macht eine Erklärung einiger alten vornehmen Familien, welche in den Urkunden dieses Zeitraums vorkommen. Die Beylagen zur Stiftungsgeschichte der Abtey Banz bestehen aus 61 Urkunden vom J. 1050 bis 1250, welche grösstentheils hier zum erstenmal im Druck erscheinen. Sie erhöhen den Werth dieses Werks ungemein, und jeder Freund der Vaterlandskunde wird dem Vf. für die Mittheilung derselben um so mehr Dank wissen, weil sie über den ehemaligen Zustand dieser Gegend manche Aufklärung geben.

Der Vorrede zufolge haben wir noch zwey oder drey Theile zu erwarten, welche die klösterliche, kirchliche und politische Verfassung, das Lehnwesen, die Merkwürdigkeiten und Schicksale von Banz, ingleichen die Lebensbeschreibungen der Aebte und berühmter Conventualen, nebst den nöthigen Urkunden in sich fassen werden. A. S.

Kopenhagen und Leipzig b. Schubothe: *Christian II. König von Dännemark, Norwegen und Schweden*, von *Heinrich Behrmann*, Lehrer an des Herrn Hofpred. Christiani's Erziehungs-Institut bey Kopenhagen, Mitgliede der lat. Gesellschaft in Jena. Auch unter dem besonderen Titel:

Geschichte Christian II. Königs von Dännemark etc. während seiner Regierung. Erster Theil. Mit dem Bildnisse des Königs. 1805. XIV und 430 S. gr. 8. (2 Rthlr. 12 gr.).

Die Geschichte dieses Königs hat bis daher nicht wenige Federn beschäftiget. So vielseitig ihr Interesse ist, so verschieden sind auch ihre Darstellungen, bald durch erbitterte Gegner, bald durch Vertheidiger, sowohl in Rücksicht des Ganzen, als der einzelnen Begebenheiten. Aus so verschiedenen Ansichten ein vollkommeneres Gemälde zusammenzustellen, war keine leichte Anfgabe. Hr. B. hat diess gefuhlt, als er den Vorsatz hatte, bloss für das gewöhnliche lesende Publicum eine Biographie dieses Königs zu liefern (Vorrede). „Er fand erst während der Arbeit, (wie das oft geschieht), dass vieles noch einer gründlichern Untersuchung bedürfe. Er änderte daher seinen Plan, und unterwarf diese ganze Geschichte einer neuen Bearbeitung. Dadurch hat er sich das Verdienst erworben, nicht allein für sich selbst, sondern auch für das gelehrte Publicum etwas Befriedigendes geleistet zu haben. Voraus geht eine kritische Anzeige der benutzten Quellen; etwas, das kein gründlicher Geschichtschreiber unterlassen sollte. Der Vf. hat sich Mühe gegeben, nichts aus der Acht zu lassen, was mit Recht unter die Quellen gerechnet werden konnte. Seine beygefügten Beurtheilnngen, die er bescheiden genug nur *seine* Ansichten nennt, zeigen, dass er sie sorgfältig gelesen und verglichen hat. Unter 54 grosstentheils seltenen und vorzuglichen Werken wird des Hn. *von Archenholz* Gustav Wasa, wie es scheint, nur deswegen genannt, um das Urtheil des Hn. *Rühs*, der dieses Werk in dieser Rucksicht für völlig unbrauchbar erklärt hat, mit sehr auffallenden Beweisen zu belegen; vergl. S. 419 die Anmerkungen. Hr. B. hat sich zugleich durch die Vorlegung seines Apparats mehr als entschuldigt, dass er auf das — später erfahrene — gleiche Vorhaben des Hn. *Rühs*, eine Biographie Christians II zu geben, keine Rücksicht mehr genommen hat. Hr. *Rühs* wird nicht unterlassen, im Fall seine Forschungen auf andere Resultate gefuhrt haben, sie uns mitzutheilen.

So schätzbar aber diese kritische Anzeige an sich ist, so wenig kann Rec. zufrieden seyn, dass der Vf. in dem Werke selbst bey den einzelnen Thatsachen die dahin gehörigen Quellen nie namentlich angeführt hat, dass er überhaupt aus Schonung gegen manche Leser keine Noten unter dem Text setzen wollte. Die Anmerkungen, die er am Ende der Schrift gibt, werden zwar in Ansehung der meisten wichtigeren Begebenheiten auch den forschenden Leser befriedigen; aber in dem Texte selbst kann dieser nie wissen, was aus den Quellen selbst, oder was blosser Zusatz oder Urtheil des Vf. ist.

Die Biographie selbst, der noch eine allgemeine Einleitung aus der nordischen Geschichte vorangeht, folgt nicht sowohl der chronologischen Ordnung, als den Hauptbegebenheiten. Eine Methode, die in mancher Rücksicht Vortheile gewährt, die insbesondere, was hier nöthig war, über verwickelte, noch nicht genug ins Licht gesetzte, Staatsveränderungen am leichtesten auf zusammenhängende Entwickelung führen kann. Sie passt aber eben deswegen mehr für den zweyten, als für den ersten Titel, indem sie mehr eine Regierungsgeschichte, als eine eigentliche Biographie gibt, bey welcher der Charakter des Mannes, und die daraus herzuleitende Erklärung seiner Handlungen der Hauptgegenstand seyn sollte. Diesen Charakter lernen wir erst dadurch näher kennen, dass der Vf. Gelegenheit nimmt, die Seiten, von welchen K. Christian am meisten verkannt wurde, in ein helleres Licht zu stellen. Bey diesem Geschäft konnte jedoch kaum vermieden werden, dass der Geschichtschreiber nicht unvermerkt auf die Seite der eigentlichen Vertheidiger übertrat. Der Raum gestattet uns hier nicht, nähere Belege zu geben. Dieser erste Theil enthält, wie der zweyte Titel angibt, die Geschichte Christians II. während der Zeit seiner Regierung. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen die Reformations-Versuche, theils an sich, theils wegen ihrer Folgen, welche nach ihm auch für Deutschland daraus entstanden sind. Zwey Abschnitte aus seiner Regierungs-Periode sind für den zweyten Theil aufbehalten worden, die Verbesserungen im Handel, und im Justiz- und Polizey-Wesen.

Mit Gründlichkeit in den Untersuchungen und sorgfältiger Prüfung der Thatsachen verbindet der Vf. eine leichte und gefällige Erzählung, ohne Kunst oder Affectation. Die Schicksale eines in mancher Rücksicht ausserordentlichen Königes werden den Leser von selbst anziehen. Wenige Ausdrücke haben wir zu tadeln gefunden. Wir brauchen daher kaum zu bemerken, dass Hr. B. auf diesem erst von ihm betretenen Wege Dank und Aufmunterung von Seiten des Publicums verdient. Auch das Aeussere der Schrift empfiehlt; Papier und Druck sind schön; letzterer ist weitläuftig gegen die heutige Sitte, lässt aber doch auch grössere Sorgfalt in Berichtigung der Druckfehler zu wünschen übrig. Das Bildniss des Königs ist nach Albrecht Dürer.

— C. —

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. *Leipzig* b. Schödel: *Petri Mosellani, litterarum graecarum in Saxonia instauratoris, memoria, ex ipsius scriptis aliisque monumentis fide dignis renovata.* Edidit *Joannes Fridericus Koeler*. A. L. Mag., ad aedem Mauritii Tauchae prope Lipham Pastor. 1805. 72 S. 8. Dank verdient der schon durch andere ähnliche literarische Arbeiten rühmlich bekannte Vf., dass er das Andenken eines Mannes erneuerte, welcher den ersten festen Grund zum Anbau der griechischen Literatur in Sachsen, vorzüglich auf der Universität Leipzig, wo sie bis auf unsere Zeiten herab so viele herrliche Früchte getragen hat, im 16ten Jahrhunderte legte. Gewiss bedarf kein Zeitalter solcher Wiedererweckungen mehr, als das unsrige, welches die Verdienste gelehrter Männer der Vorwelt zu verkennen anfängt. Sie waren freylich das noch nicht, was jetzt die sind, welche in den angebauten und blühenden Gefilden Griechenlands umherwandeln; aber waren sie es denn nicht, welche den unfruchtbaren Boden derselben urbar machen und vom scholastischen Unkraute reinigen mussten, ehe solche herrliche Früchte auf demselben gedeihen konnten? *Conr. Celtes*, *Herm. Buschius*, *Rhagius Aesticampianus* und *Rich. Crocus* versuchten zuerst in Leipzig die Barbarey zu verdrängen; aber so weit konnten sie mit allen ihren Versuchen noch nicht vordringen, als der vom Herzog Georg, und doch wohl auch durch die Reformation begun-

stigte *Petr. Mosellanus.* Sein Andenken war daher auch der Leipziger Universität immer heilig; Joh. Burkard Menken, Leich, Böhme, Kühnöl und andere haben dasselbe von Zeit zu Zeit wieder unter ihren Zeitgenossen gefeyert. An diese schliesst sich nun Hr. Past. *Köhler* an, und sucht dasselbe aus Liebe zur Literatur und aus Achtung gegen diesen grossen Mann jetzt zu erneuern. Wer *Petr. Mosellan.* schon kannte, wird ihn in dieser Gedächtnissschrift gewiss wieder erkennen, und wer ihn noch nicht kannte, wird hier seine Lebensgeschichte, seinen intellectuellen, moralischen und literarischen Charakter hinlanglich kennen lernen. Kenner werden zwar in derselben nicht mehr finden, als was der Fleiss früherer Gelehrten schon gesammelt und verarbeitet hatte; aber befriedigen wird sie doch die lichtvolle Ordnung, mit welcher das Bekannte wiedergegeben ist, und die ruhige und simple Darstellung desselben. Auch für das Schriftenverzeichniss, welches chronologisch geordnet noch nie so vollständig gemacht worden war, werden sie ihm Dank wissen. Obgleich das Latein des Vf. nicht durchaus classisch ist, denn selbst *Petr. Mosellan.* würde hin und wieder einzelne Wörter und Redensarten anders gewählt haben, so erhebt es sich doch weit über das Latein vieler seiner Amtsbrüder.

Der erste und grösste Abschnitt, welcher die Geschichte des Lebens erzählt, enthält nichts, was nicht schon mehrere, die sie vor ihm beschrieben haben, erzählt hätten, und was nicht *Petr. Mosellan.* fast mit den meisten Restauratoren der classischen Wissenschaften des 15ten und 16ten Jahrhunderts, wo Licht mit Finsterniss, und ächte Gelehrsamkeit mit barbarischer Sophisterey kämpfte, gemein hätte. Der Vf. giebt alles treu wieder, was es empfangen hatte, und folgt nie unsicheren Muthmassungen; doch versucht er auch bisweilen einige Widersprüche zu vereinigen, welche damals in historischen Schriften, wo die Kritik noch nicht wachsam genug war, herrschten. Aber nicht immer glücken ihm diese Versuche. Rhagius Aesticampianus ging nicht unmittelbar von Leipzig, als er durch Sophisterey 1511 aus dieser Stadt auf 10 Jahre verbannt wurde, wie der Vf. S. 19 vermuthet, nach Freyberg. Noch drey Jahre irrte er herum, ehe er in Freyberg einen festen und ruhigen Sitz von 1514 bis 1517 fand; besonders aber scheint er während dieser Zeit sich in Wittenberg aufgehalten zu haben, da er sich von da aus, wie die Acten des Leipziger Universitätsarchivs in *causa universitatis contra Aesticampianum* No. LVI. beweisen, gegen die Leipziger Sophisten vertheidiget hat. Nicht weniger irrt der Vf., wenn er *Petr. Mosell.* S. 20 von Cöln gleich nach Freyberg versetzt; und es ist zu verwundern, dass er diesen Irrthum nicht gefühlt hat, da er selbst S. 20 erzählt, dass *Petr. Mosellan.* 1515 unter die Bürger der Leipziger Universität von dem Rector *Jo. Boggius* aufgenommen worden wäre. Von *Casp. Borner* empfohlen, ging er nicht von Cöln, sondern von Leipzig, wo er damals nur eine sehr kurze Zeit sich verweilt zu haben scheint, nach Freyberg, um bey dem vom *Rhag. Aesticampianus* neu organisirten Gymnasium das Amt eines Lectors (nicht Professors) der griechischen Sprache zu übernehmen. Dieses bestätigen die Freyberger Schulmatrikel, *Moller* in *Theatr. Friberg* Chron. L. 1 S. 287, auch *Ernesti* in *Elogio Borneri* S. XI. *Julius Pflug* der Redner, in *Orat. Funebr.* in *mortem Petri Mosell.* S. 11, aber nicht der Geschichtschreiber, scheint den Vf auf diesen Abweg verführt zu haben. Eben so gewiss ist es, dass *Petr. Mosell.* in Freyberg von 1515 bis 1517 gegen Michaelis die griechische Sprache gelehrt habe: s. *Georg. Fabricii Freybergi descriptio Fol. B.* 4 und *Moller* a. a. O. woran aber auch der bedachtsame, und von dem ersten Irrthume zu diesem zweyten verleitete Vf. S. 20 zu zweifeln scheint. Bey der Schilderung des intellectuellen Charakters gehet unser Vf. auch nicht weiter, als seine Vorgänger. Sie spricht nur im Allgemeinen von demselben, drängt sich nicht nahe genug an ihren Helden, ist nicht individuell genug, und macht ihn also nicht kenntbarer, als er schon ist. Eben dieses möchte Rec. auch von *Petr. Mosell.* Denkungs- und Handlungsweise sagen. Sollte die Heftigkeit gegen seine unwissenden Gegner nicht mehr *aetatis*, als *hominis* gewesen seyn? Auch werden viele wünschen, dass der Vf., wo er *Petr. Mos.* als Lehrer schildert, nicht nur erzählt haben möchte, welche Schriftsteller, sondern auch, wie er sie erklärt habe, wozu viele einzelne Data in Schriften des 16ten Jahrhunderts zerstreut herum liegen, und gesammlet zu werden verdienen. Ganz hat er zwar diesen Punct nicht liegen lassen, aber auch, wie Rec. glaubt, durch sein *grammatice interpretari* nicht genug hervorgehoben. Die Verdienste *Petr. Mosell.* um die Wiederherstellung der alten Literatur würden in einem noch grössern Glanze erschienen seyn, wenn der Vf. den Kreis seiner scholastischen und akademischen Wirkungen genauer bestimmt, und besonders angegeben hätte, wie viel Leipzig, und überhaupt die alte Literatur durch ihn gewonnen hatte. Hätten nicht auch ausser Camerarius und Jul. Pflug noch mehrere Schüler *Petri Mosell.* besonders *Jan. Cornarus*, *Christophor. Carlwitz*, u. a. als bewährte Zeugen seiner Gelehrsamkeit und seiner Lehrart genannt zu werden verdient? Doch über das Mehr und das Weniger wollen wir mit dem würdigen Vf. nichts rechten. Wir gehen zu dem Verzeichnisse der Schriften über, wo noch einiges zu erinnern übrig ist. Schriften, welche der Vf. selbst besass, beschreibt er mit der grössten diplomatischen Genauigkeit, und berichtiget sogar bisweilen *Panzeri Annal. typogr.*; bey denen aber, welche er nicht aus eigener Ansicht kannte, und selbst zu vergleichen Gelegenheit hatte, ist es gar sehr verzeihlich, wenn er mit anderen Literatoren irrte. Rec. freuet sich, ihm einige Verbesserungen mittheilen zu können. S. 56, 2) *Tabulae — tropis* fehlt *rhetoricis.* Auch in Nürnberg 1527 u. 1536. 8. Cöln 1528 8. Antwerpen 1529, Strassburg bey Argenolph 1529 8. ist dieses Buch herausgekommen. *Aristophanis Plutus* n. 3) ist nicht 1516, sondern 1517 zu Hagenau gedruckt worden. S. 57 n. 4 (*Paedologia in puerorum usum*) auch Hagenoae 1522. 8. Cracoviae 1528 8. und Paris 1529 und 1538. kam diese Schrift heraus. In Strassburg ist sie nicht ap. Knobleuch, sondern *in aedibus Schurerianis* 1522 gedruckt worden. No. 5) ep. *Jo. Froben. eodem* (anno 1515), wofür 1519 gesetzt werden muss. Panzer setzt in *Annal. typogr.* VII 182, 453 die erste Leipz. Ausgabe, von Thotts Catalog verleitet, in das Jahr 1513. Vielleicht ist es ein Druckfehler! aber er wird auch im allgemeinen Register wiederholt. S. 58 n. 6) Der Titel heisst: *D. Gregorii, cognom. Theologi, Episcopi Nazianzeni, in Natalitia — Petro Mosellano interprete*; also muss das Wort *interpretat.* abgeändert werden. No. 7) *Isocratis — laudatur et edit. Basil.* Sie findet sich in *Libanii Declamatt. per Erasmum lat. factis.* No. 8) *Luciani* — auch in Leipzig sind diese Dialogen 1518. 4. bey Schumann gedruckt worden. S. 59. n. 10) *Greg. Nazianzeni de Theologia liber primus, Petro Mosellano interprete, Hagenoae s. a.* 4. In der Leipziger vom Vf. aufgeführten Ausgabe heisst es auch nicht, *de theologia libri*, sondern *de theologia liber unus.* Ein ganz von diesem verschiedenes Buch aber, oder zum wenigsten eine ganz verschiedene und vollständigere Ausgabe scheint zu seyn: *Divi Greg. Nazianzeni — de theologia libri quinque, nuper e graeco sermone in latinum a Petro Mosellano Protegense traducti, Basil.* 1523. *fol.*, welche dem Erzbischof von Trier Richard dedicirt ist. S. 60. n. 11) ist der Titel so umzuändern: *De rat. disp. praesertim in re theologica Petri Mos. oratio, quam — ducis, principis sui nomine, in — conventu die XXVII Junii dixit Lipsiae, Martino Luthero, Andrea Carolostadio et Ioanni Eccio disputaturis. Hagenoae ap. Anshelm* 4. *s. a.* Es fehlt auch die Augspurger Ausgabe 1519. 4. Die *Responsio Cellarii* S. 62, 1) scheint der Vf. auch nicht gehabt zu haben. Der Titel heisst: *Ad Volfgangum Fabritium Capitonem resp. ironica Ioannis Cellarii Gnostop. — de vera et constanti serie theologicae disputationis Lipsiacae epistola — Suauenii Epistola* aber ist überschrieben: *Epistola Petri Suauenii, Mosellani discipuli. Cum apologia sua Ioanni Cellario pro defensione sui praeceptoris missa s. l. et a.* Ob das Druckjahr 1520. S. 64. No. 13) *de Concordia* — richtig sey, ist nicht zu bestimmen, da dieses Jahr nur am Ende der *Epist. dedicatoria ad Nicol. Demudt*, aber weder auf dem Titelblatt, noch am Ende stehet. Die Dedication konnte ja eher geschrieben seyn. No. 15) muss der Titel so abgeändert werden: *Praeceptiuncula — a Petro Mosellano adolescentulis disciplinae suae commissis tradita.* No. 16) *Aur. Prudentii* — wurde auch in Leipzig 1533. 8. wieder aufgelegt. S. 65. No. 17) *De primis* — Eben dieses Buch wurde auch in Cöln 1529. und zu Ingolstadt 1532. 8. mit dem Titel: *Progymnasmata* — mit *Conr. Celtis Epitome in Rhetor. Ciceronis utramque* gedruckt. No. 18) *Annotationes* — fehlen beyde Pariser Ausgaben 1528. und 1553. fol. ap. Ascens. S. 66. No. 19) *Animadversiones* (*Observationes*) *in Quintil.* kamen auch schon in Basel 1525. 4. heraus. No. 20) *Georg. Vallae* — auf dem Titel steht das Jahr 1529, aber am Ende 1530, *mense Martio*, welches das eigentliche Druckjahr ist.

H. i. k.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 NOVEMBER, 1806.

PHYSIK.

LEIPZIG, b. Reclam: *Handbuch der Physik*, für den Elementarunterricht in den französischen National-Lyceen ausgearbeitet von *R. F. Hauy*, Mitgl. des Nat. Instituts. Aus dem Französischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt von *Christian Samuel Weiss*, Dr. der Philos. und Privatdoc. in Leipzig. Zweyter Band. Mit Kupfern. 1805. 687 S. 8. (3 Thlr. 4 Gr.)

Von der Uebersetzung dieses zweyten Bandes gilt dasselbe Urtheil, das wir (1805. No. 94) vom ersten Theil gefällt haben, dass sie nämlich im Ganzen (und wir setzen gern hinzu, hier auch im Einzelnen) gut gerathen sey, und die eigenthümliche Manier des Werkes mit Treue und Haltung ausdrücke. Was den Anhang des Hn. *W. über Licht, Wärme, Elektricität und Magnetismus* anlangt, so finden wir Folgendes zu erinnern. In der Recension des ersten Theils äusserten wir vom Uebersetzer, er werde in der Folge eine grössere Freyheit des Geistes erlangen, und eine höhere Realität als die der verständigen Reflexion anerkennen. Diese Erwartung ist bestätigt, zu nicht geringem Nutzen der Wissenschaft. Hr. *W.* hat nun die Absicht, auch den Empirikern den Werth höherer Ansichten begreiflich zu machen, klar und bestimmt ausgesprochen. Was er dieser Absicht gemäss vom Licht, von der Wärme, der Elektricität und dem Magnetismus sagt, ist grösstentheils wohl gerathen, und beweiset aufs neue den schnellen und kräftigen Fortschritt des menschlichen Geistes, sobald nur die Hüllen von ihm abfallen, welche seinen Blick trübten und verzogen. Nicht zu heilen ist die Blindheit desjenigen, welcher auf dem hier eingeschlagenen Wege nicht zu jenen höheren Ansichten fortgeführt wird. Bemerkungen, wie die von dem regen Leben des Lichts, seinen Verwandlungen und Verkörperungen auf der Erde, seinem Rücktritt in die Freyheit beym Verbrennungsprocess, von den Beziehungen des Lichts auf das System und den Bildungsprocess der Erde, von der Innerlichkeit der Wärmeerzeugung und deren unmittelbarem Verhältniss zur Einheit und Beschlossenheit des Erdkörpers in sich, von der Art, wie hieraus die grössere erwärmende Kraft der senkrechten Sonnenstrahlen zu begreifen u. s. w. — müssen auch dem Physiker, welcher in Ideen lebt, willkommen seyn. Hie und da zeigen sich allerdings Aeusserungen, welche beweisen, dass die Allanschauung noch nicht ganz festgehalten werde. Diess ist z. B. der Fall bey den Einwendungen des Hn. *W.* gegen den Begriff des Magnetismus aus den Gesetzen der Linie. Tieferes Studium wird den wackeren Mann gewiss weiter führen, und über das Unverständniss und Missverständniss hinaussetzen. Diese aus Liebe zur Wissenschaft ausgesprochene und wohlgemeinte Bemerkung nehme Hr. *W.* auf, wie jene über den Anhang des ersten Theils. Sie wird alsdann die Achtung, welche er in der Vorrede zum zweyten Theil gegen den Rec. an Tag gelegt hat, sicherlich nicht verringern. K. I. W.

HAMBURG, b. Bachmann u. Gundermann: *Grundriss der Experimentalnaturlehre nach den neuesten Entdeckungen.* Zum Leitfaden akademischer Vorlesungen und zum Gebrauch für Schulen, entworfen von *Johann Gottlieb Friedrich Schrader*, ausserord. Prof. zu Kiel. *Zweyte Auflage*, verbessert, ergänzt und grossen Theils umgearbeitet von *Ludwig Wilhelm Gilbert*, ordentl. Prof. der Physik und Chemie zu Halle. 1804. 308 S. gr. 8. mit eingedruckten Holzschnitten (1 Thl.)

Ein kurzer Lehrbegriff der Experimentalphysik, dessen Vf., mit dem instrumentalen Apparate der Naturforscher bekannt, sich begnügt hat, die von ihnen gemachten Versuche und Beobachtungen nebst angenommenen Erklärungsarten zusammenzustellen, kann zwar manchen angehenden Freund der Wissenschaft nützlich seyn; aber nur gründliche und angeeignete Einsicht ist im Stande, in ein solches Werk Bestimmtheit und guten Zusammenhang zu bringen. Hr. *Gilbert*, als Herausgeber dieses Grundrisses, hat letzteres geleistet, so weit sich diess billigerweise fodern lässt, wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, die er zu überwinden hatte. Die ursprüngliche Anlage eines Werkes lässt sich bey einer Ueberarbeitung doch nicht verbessern, und übrigbleibende Unvollkommenheiten dürfen nicht durchgängig als übersehen betrachtet werden. Die Berichtigungen, welche der *Schraderische* Grundriss erhalten, sind so mannichfaltig, dass sie in einer Recension sich gar nicht nachweisen lassen; der beschränkte Raum aber scheint nicht erlaubt zu haben, die Vervollständigung seit dem Zeitpuncte der ersten Ausgabe gleichförmiger zu machen, zumal da der Herausgeber ein neues Kapitel über die galvanische Elektricität hinzufügen musste. Warum in der etwas zu kurzen Lehre vom Magnete Hr. *G.* die tägliche Aenderung der Abweichung der Magnetnadel noch als problematisches Factum anzusehen scheint, weiss Rec. nicht. Die Inclinatorien haben in Frank-

reich keine befondere Verbefferung erhalten; fie find nur, feitdem fie unter Borda's Anweifung auch in Paris verfertiget worden, bekannter, und werden mehr als ehedem angewandt. Borda aber hat das Verdienft, die Inclinationsnadeln zu Meffung des Verhältniffes der magnetifchen Kraft an verfchiedenen Orten der Erde als befonders zweckmäfsig empfohlen zu haben. Die von Coulomb zuerft befchriebene und ausgeführte Art, die Inclination der Magnetnadel und der Beobachtung des Verhältniffes der dirigirenden Kräfte in horizontaler und verticaler Richtung zu finden, welche wohl die genauefte und am meiften fehlerfreye feyn dürfte, ift noch nicht erwähnt; auch feine Methode, Stahlftäbe zu magnetifiren, übergangen.

Da unter der Hand eines mit dem dermaligen Zuftande der Naturkunde fo bekannten Gelehrten, als Hr. *G.* ift, das Schraderfche Lehrbuch ungemein gewonnen, und fchon im erften Zuftande feine Liebhaber gefunden hat: fo ift von diefer Umarbeitung um fo mehr zu vermuthen, das Publicum werde fie nicht unbenutzt laffen. Allein wenn Hr. *G.* ein eigenes Werk ausarbeitet, fo läfst fich von feinen Einfichten noch etwas befriedigerendes erwarten. (H.)

C H E M I E.

Jena b. Mauke: *Materialien zur Erweiterung der Naturkunde* von *K. G. W. Kaftner* (jetzt Prof. zu Heidelberg). Erfter Band 1803. VIII und 392 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.).

Hr. *Kaftner* läfst es fich fehr angelegen feyn, das Winterlfche Syftem der Chemie zu empfehlen, und will auch hier Beyträge zur Kenntnifs der Winterlfchen Anficht der Chemie liefern. Eigentlich erhalten wir aber nur einen Auszug aus W's Schriften, befonders aus deffen Prolus. 1, mit einigen Nachweifungen übereinftimmender Verfuche, und am Ende mit einigen von dem Vf. felbft angeftellten Verfuchen, über die Darftellung abgeftumpfter Säuren und Alkalien. Es war lächerlich, wenn ein Rec. die Chemiften von dem Studium der Winterlfchen Schriften abrieth, und die geringe Aufmerkfamkeit, welche man im Anfange auf W's Angaben hatte, verdiente allerdings eine Rüge. Jede neue Anficht zeigt unbeachtete Seiten, und kann den denkenden Kopf zu den wichtigften Unterfuchungen führen. Aber ein Syftem mit leeren Declamationen empfehlen, und ftatt zu prüfen, preifen und commentiren, verdient eben fo fehr eine Rüge. Rec. ift überzeugt, dafs eine genaue Unterfuchung der Kaufticität der alkalifchen Stoffe zu neuen Bemerkungen und Entdeckungen führen wird; er ift überzeugt, dafs W's zum Theil genaue, zum Theil flüchtige Beobachtungen Winke zu wichtigen Erörterungen geben; aber eben fo fehr ift er auch von der Nichtigkeit der ganzen Theorie überzeugt. Es gehört zum Kindesalter der Philofophie, mit W. eine todte Materie anzunehmen, welche durch immaterielle Principien allein befeelt wird, und welche fogar eines Bandes bedarf, wodurch diefe begeifternden Wefen den todten Stoff in die Verbindungen mitfchleppen. Die Erfahrung verleugnet diefe Theorie, da es ihr unmöglich ift, die Immaterialität irgend eines Stoffes darzuthun. Immaterialität beruhet nur auf negativen Charakteren, deren entgegengefetzte einer unendlichen Abnahme fähig find, und daher immer die Vermuthung einer geringeren Stufe übrig laffen. Die gereifte Speculation verfchmäht einen todten Stoff; es war ihr erfter glücklicher Schritt, die träge, unwirkfame Materie in zwey Kräfte zu verwandeln, und die neuefte höchfte Speculation hat nur die Einheit diefer beyden Kräfte darzuthun gefucht. Unfer Vf. wiederholt es oft genug, unfere bisherige Chemie habe das Lebendige in der Natur geflohen, bis es endlich *Winterl*, der Glückliche, wiedergefunden habe. Das Lebendige? Vielleicht, weil W. von begeifternden, immateriellen Principien redet? Das heifst doch wahrlich nach dem Buchftaben hafchen, da auf der anderen Seite W. mit einer todten Materie die Chemie belaftet, welche vorher die Wirkfamkeit der Materie gar nicht zu erklären fuchte, oder fie mit derfelben innig vereinigt, ja eins zu feyn glaubte. Vielleicht, weil W. dem Bande einen Inftinct zufchreibt? Eine folche Behauptung ift nur ein Deckmantel der Unwiffenheit; fie heifst weiter nichts, als Gefetzlofigkeit zum Gefetz erheben, und fich in inneren Widerfprüchen verlieren. Die Annahme eines Inftinctes im Thierreiche war Verzichtleiftung auf Erklärung. Was unfer Vf. unter Leben fich denkt, fagt er nirgends. Seine Philofophie fpricht fich S. 8 deutlich genug aus (um einen Ausdruck zu gebrauchen, den Hr. K. bis zum Eckel wiederholt). Er fagt: „Wenn Erfahrungswiffenfchaften an extenfivem und innerem Gehalte gewinnen, und fo cultivirt werden follen, fo ift unbedingt bey der Bearbeitung, welcher fich ihre Bekenner unterwerfen, als nothwendig die Einung der fpeculativen Seite mit der experimentellen und beobachtenden gefetzt. Beyde müffen fich wechfelfeitig unterftützen, die erftere darf der anderen nicht zu weit voreilen, fondern nur das, was diefe liefert, darf fie zu ihrem Vortheile nutzen; aber letztere mufs fich auch nicht durch ftumpffinniges in fich Zurückziehen der Pflege ihrer Gehülfin entziehen, wenn das Ziel des beyderfeitigen Strebens erreicht werden foll." Diefs zugleich als Beyfpiel von dem verfchrobenen Ausdrucke, fobald der Vf. philofophifch feyn will. Wenn er doch nur den Grund ahnen liefse, wodurch eine folche Einung als nothwendig gefetzt wird! Wahrhafte Speculation kann und mufs und wird der Erfahrung voreilen; denn fie fängt von dem Höchften an, welches fie zu erreichen im Stande ift, alfo an der völlig entgegengefetzten Seite der Erfahrung, und erft durch langes Herabfteigen kann fie zu der Vereinigung mit diefer gelangen. Eine Gehülfin der Erfahrung kann nur die Reflexion feyn, die Ährenleferinn auf dem Felde der Verfuche, welche die Thatfachen behutfam auffammelt und verknüpft. W's Theorie eilt aber mehr, als irgend eine andere, der Erfahrung vor, fie hüpft rafch zu den immateriellen Principien der Acidität und Bafıcität, wohin

ihr die Erfahrung nie folgen kann, und läſst einen todten Stoff zurück, den die Erfahrung nie finden wird. Als rüstiger Sachwalter sucht unser Vf. alles auf, was für W's. Theorie sprechen kann; er nennt sogar *de Luc* einen der tiefdenkendsten Forscher der Natur, weil dieser oft eine *matière grave* annimmt, welcher nur ein *fluide deferent* Thätigkeit giebt, und dadurch eine der Winterlschen entfernt ähnliche Theorie liefert. Wahrlich man muſs *de Luc's Philosophie de Bacon*, das Werk eines der seichtesten Köpfe, nicht gelesen haben; man muſs die Gründe nicht wissen, warum *de Luc* ein Gegner von Lavoisier's Theorie wurde; man muſs den Mann nicht kennen, welchem la Sage's Cartesianische Spielerey das Höchste ist, wenn man *so* über *de Luc* urtheilt. Rec. hat bey dieser Stelle, so wie bey allen, wo sich der Vf. in die Geschichte der Chemie wagt, herzlich gelacht. — Doch wenn man Winterls allgemeine Ansicht der Chemie bey Seite setzt, die nur Unphilosophie verräth: so sind die einzelnen Untersuchungen, wozu sie einladet, sehr interessant. Ueber zwey derselben hat der Vf. Versuche angestellt. Kann in den kaustischen Alkalien Kohlensäure entstehen, ohne daſs sie von auſsen hinzukommt? Die hier von Hn. *Kastner* angeführten Versuche scheinen dieses zu beweisen, und Rec. ist ebenfalls der Meinung, daſs ein Bestandtheil in den kaustischen Alkalien nur das Hinzukommen eines anderen Stoffes, vielleicht des Sauerstoffes, erfodert, um zur Kohlensäure zu werden. Man findet das kaustische Kali, wenn man es mit kieselartigen Mineralien, worin sich keine Kohlensäure entdecken läſst, geglüht hat, oft kohlensauer, ungeachtet es so schnell geprüft wurde, daſs keine Anziehung aus der Atmosphäre geschehen konnte. Giebt es einen eigenen Stoff der Acidität? Als Lavoisier den Sauerstoff für den Stoff der Säurezeugung angab, berief er sich auf die Zunahme des Gewichts bey einigen Säuren, und bewies dadurch allerdings den Zutritt des Sauerstoffs zu ihnen. Die Analogie vermochte ihn, dieses auf alle Säuren auszudehnen, und zu behaupten, daſs der Sauerstoff sie zu Säuren mache; eine Behauptung welche allerdings nur Hypothese ist, und keine gröſsere Achtung verdient. Wodurch beweiset W. den Stoff der Acidität? Dadurch, daſs er die Säuren in einem abgestumpften Zustande darstellte, und unser Vf. erzählt hier Versuche, wodurch ihm die Abstumpfung der Schwefelsäure und Kohlensäure, aber keinesweges der Salzsäure und anderer Säuren, gelang. Man vermiſst aber sowohl bey W. als hier eine sorgfältige Untersuchung der abgestumpften Säuren, ob nicht diese Abstumpfung von einem veränderten Verhältnisse der Basis zum Sauerstoffe, oder auch von einer genaueren Verbindung desselben mit der Basis herrühre. Dadurch, daſs W. diesem Princip alles Gewicht absprach, entging er freylich allen Prüfungen, welche sein System niederschlagen konnten, Prüfungen, deren sich Lavoisier's Sauerstoff unterwarf; aber er verwickelte sich auch dadurch in die groſsen Schwierigkeiten, einen solchen Stoff zu beweisen. Genaue Prüfer, welche noch nicht die Methode der neueren sogenannten philosophischen Physiker, rasch beweisen zu können, gelernt haben, werden gestehen, daſs W. von einem solchen Beweise noch weit entfernt sey. Uebrigens zweifelt Rec. nicht, daſs die Prüfung der Winterlschen Chemie zu wichtigen Resultaten führen könne, und hofft, daſs der Vf. seine Versuche darüber fortsetzen werde, indem er ihm zugleich die Freyheit des Geistes wünscht, überall vorurtheilsfrey den richtigen Gesichtspunct zu wählen. LR.

Berlin b. Fröhlich: *Von den chemischen Processen, den dabey sich darbietenden Erscheinungen, nebst Darstellung der sie bewirkenden Mittel und Ursachen.* Von *Ferdinand Giese*, der WW. Doctor. 1804. 262 S. 8. (1 Thlr.).

Der Vf. bemüht sich in dieser Schrift nach rein dynamischen Principien die Art und Weise darzuthun, wie ein chemischer Proceſs erfolgen könne; dann untersucht er in welchen Zustand dadurch die Körper, richtiger Materie, gesetzt werden, und sucht zu zeigen, wie die dabey Statt findenden Erscheinungen erklärt werden müssen. Da die Wirkungen der Wärme einen groſsen Einfluſs haben: so war es sehr zweckmäſsig, die Wärme zuerst einer Betrachtung zu unterwerfen, und zu zeigen, wie dieselbe entstehe. Nachdem der Vf. überhaupt den ganzen Erfolg eines chemischen Processes nach dynamischen Grundsätzen erklärt hat, untersucht er, ob die gegebenen Erklärungen in der Chemie allgemeine Anwendung finden können, und zeigt alsdann, was auch schon andere gethan haben, daſs die dynamische Erklärungsart nicht wohl in dem Gebiete der Chemie selbst anwendbar sey, und daſs es der deutlichen Versinnlichung wegen besser seyn würde, bey den chemischen Erklärungen die atomistischen Grundsätze zum Grunde zu legen. Es scheint freylich sonderbar zu seyn, eine Erklärungsart anzurathen, die auf falschen Grundsätzen beruhet; aber mit Recht bemerkt der Vf., daſs dieser Schein wegfalle, sobald man in Erwägung ziehe, daſs die Chemie nicht als eine reine, sondern als eine Erfahrungs-Wissenschaft betrachtet werden könne, und daſs sie also, wenn sie nicht ihre Grenzen überschreiten will, alles nur so darstellen und erläutern dürfe, als es ihr die Erfahrung an die Hand giebt. Deſshalb wird aber die dynamische Erklärung nicht überflüssig, ob sie gleich nicht überall im Gebiete der Naturwissenschaft anzuwenden ist. Sie hat allerdings einen sehr bedeutenden Nutzen, sobald sie nur in dem ihr angemessenen Theile derselben angewendet wird, und ist für jetzt, wie man mit Recht behaupten kann, die einzig mögliche, durch welche wir uns auf die befriedigendste Weise von der wahren Ursache der Bildung der unzählbaren verschieden gearteten Körper belehren können, durch welche wir ferner den unmittelbaren Grund erkennen lernen, von dem die gegenseitige Wirkung der Körper auf einander herrührt. Den Schluſs dieser interessanten Schrift macht eine Entwickelung der *Berthollet'schen* Affinitätslehre. CE.

KLEINE SCHRIFTEN.

Physik. *Düsseldorf* b. Dänzer: *Ueber die Natur der festen und flüssigen Körper;* von *J. P. Brewer*, Prof. der phys. und math. Wissensch. in Düsseldorf. 1805. 38 S. 8. und 1 Kupf. Hr. B. äussert in der Vorrede, es sey zu verwundern, dass wir in der Physik so weite Fortschritte haben machen können, ohne dass man genau anzugeben wisse, was eigentlich den Unterschied in der Natur der festen und flüssigen Körper bestimme. Nach Rec. Meynung haben wir unsere Fortschritte in der Physik dem richtigen Auffassen der Phänomene zu danken; — das innere Wesen der Körper hingegen, wobey wir doch immer nur bis zu gewissen Grenzen mit unserer Untersuchung gelangen können, geht uns dabey nur wenig an. Hr. B. sagt ferner, man solle anfangen den Calcul aus physikalischen Werken zu verbannen. — Rec. kann dieses nicht wünschen. Ohne Hülfe der Mathematik würde der Physiker oft aus dem verwirrten Anblicke der Phänomene sich nicht herausfinden; er würde selten mit Gewissheit die Hauptsache von Nebenumständen unterscheiden können, und es würde ihm eines der sichersten Mittel, um seine Hypothesen zu prüfen, fehlen. Umfassen auch die Voraussetzungen, welche der Mathematiker der Rechnung zum Grunde legt, nicht alle in der Natur mitwirkenden Umstände: so zeigen sie ihm doch, ob jene Voraussetzungen und Hypothesen in der Hauptsache richtig sind, und lehren ihn die Gesetze der Abweichung kennen, wodurch er denn leicht weiter geleitet wird, und Vermuthungen über die mitwirkenden Nebenumstände festsetzen kann. — Rec. geht jetzt zu einer Darstellung des Inhalts dieser Schrift selbst fort, welche er mit einigen Bemerkungen begleiten wird.

1 Kap. Von dem Unterschiede der festen und flüssigen Körper. — Der Mangel der Cohäsion ist nicht das Einzige und Wichtigste, was den flüssigen Körper vom festen unterscheidet; sondern wir müssen, um die Phänomene zu erklären, den Fluidis Elasticität zuschreiben. Dass die tropfbaren Flüssigkeiten diese nicht auf die Weise zeigen, wie die Luft, rührt davon her, weil sie nicht fähig sind, eine erheblich kleinere Dichtigkeit anzunehmen, als sie auch bey einem mässigen Drucke erlangen. (*Euler* betrachtet in seinen hydraulischen Abhandlungen ebenfalls das Wasser als elastisch, obgleich er den Ausdruck vermeidet; Hr. Br. scheint diese Abhandlungen nicht gekannt oder sich nicht an sie erinnert zu haben). Der Mangel der Cohäsion im Inneren des flüssigen Körpers rührt daher, weil jedes Theilchen nach allen Seiten gleich stark gezogen wird; und die eigentliche Wirkung des Wärmestoffs auf flüssige Körper scheint darin zu bestehen, dass er nicht so sehr den Zusammenhang der einzelnen Theilchen schwächt, als den Zusammenhang der Masse; es könnte nämlich Fluida geben, von denen schwer ein Theilchen zu trennen wäre, wo aber die Bewegung der Theilchen im Inneren ganz leicht von Statten ginge. (Was Hr. B. in diesem Abschn. ferner über die Ausdünstung sagt, will dem Rec. nicht einleuchten. Wie es zugehe, dass Feuer und Wasser, wenn sie sich vereinigen, ein vom Wasser gänzlich verschiedenes Fluidum, den Wasserdampf, bilden, wird sich schwerlich je genügend erklären lassen; nach Hr. Bs. Erklärung müsste der Dampf bey gleicher Temperatur immer elastischer werden, je mehr er sich schon ausgedehnt hat.)

2 Kap. Ueber die festen Körper. — Zur Bindung der flüssigen Körper ist eine Kraft nöthig, die den Zusammenhang der Theile nach allen Richtungen zu trennen strebt, (aber bey den tropfbar flüssigen Körpern durch die Cohäsion der Theile gleichsam im Gleichgewichte gehalten wird); zur Bildung der festen Körper ist eine entgegengesetzte (coercirende) Kraft nöthig. Diese ist verschieden von der Kraft der allgemeinen Schwere; dann sonst müsste die Cohäsion bey den dichtesten Körpern am grössten seyn, und es wäre unerklärlich, wie eine Saite durch ein Gewicht ausgedehnt werden könnte, ohne zu zerreissen. — Die Attractionskräfte scheinen bey der Annäherung nicht immerfort zuzunehmen, sondern bey einer gewissen Entfernung ein Maximum zu erreichen, dann abzunehmen, und bey noch grösserer Annäherung in Repulsivkräfte überzugehen; und zwar scheint die Repulsivkraft bey Abnahme der Entfernung um so langsamer zuzunehmen, je langsamer die Attraction bey Zunahme der Entfernung abnahm. So kann also z. B. diejenige Attraction, welche die Cohäsion bewirkt, da der Kreis ihrer Thätigkeit sehr beschränkt ist, schon bey einer kleinen Annäherung der Theile in Repulsion übergehen, wie dieses bey den spröden Körpern der Fall ist, welche zerspringen, wenn man ihre Theilchen einander nähert. — — — Die besondere Attraction scheint sich von der Schwerkraft in Folgendem zu unterscheiden: 1) Die Theile eines zertrennten festen Körpers hängen nach der Trennung gar nicht wieder zusammen, auch wenn man sie einander sehr nähert. — Die Attraction der Theilchen, die zusammen einen Körper ausmachen, scheint sich gegenseitig so zu beschäftigen und zu binden, dass sie auf keinen anderen Körper mehr wirkt. (Rec. muss gestehen, dass er hiemit keinen klaren Begriff verbinden kann. — Was Hr. B. hier von der Ebbe und Fluth sagt, ist unrichtig). 2) Die Schwerkraft wirkt nur nach der Richtung derjenigen Linie, welche die Schwerpuncte der beyden auf einander wirkenden Körper verbindet, die Cohäsion hingegen widerstehet jeder Trennung der verbundenen Theile. (Hr. B. scheint, nach seinen Aeusserungen S. 25 zu urtheilen, sich unrichtige Vorstellungen von der Wirkung der Schwerkraft zu machen. Nicht der Mittelpunct der Erde allein, sondern jeder Punct ihrer Masse wirkt anziehend. Daher wird ein frey bis an den Mittelpunct der Erde fallender Körper nicht mit immer stärkerer Kraft getrieben, je mehr er sich dem Mittelpunkte nähert, sondern mit immer schwächerer, weil die Attraction der über ihm liegenden Theilchen ihn immer mehr aufwärts zu ziehen strebt, und im Centro selbst ist die beschleunigende Kraft = 0. Hieraus erklärt sich auch die von Hn. B. angeführte Aeusserung *Kants*.) 3. Die Schwerkraft bleibt ungeändert, die Körper mögen längere oder kürzere Zeit in derselben Nähe bleiben; hingegen findet man, dass Körper, die lange Zeit an einander gepresst worden, wohl endlich zusammenhängen bleiben, wenn auch die Pressung aufhört. Diese Erscheinung erklärt Hr. B. durch Folgendes. Der Zustand eines Körpers wird bestimmt durch das Gleichgewicht der Expansivkraft des Wärmestoffes, und der Attractionskraft der Theilchen. Wird nun bey der Zusammendrückung Wärme frey, so ist die Ursache, welche den Körper zu seiner vorigen Ausdehnung bringen konnte, verloren gegangen. Hr. B. gehet hierauf zur Betrachtung der verschiedenen Eigenschaften der Körper über. Hart sind diejenigen Körper, in welchen die Attractivkraft bey der geringsten Dehnung verschwindet, und bey der geringsten Zusammenpassung in die stärkste Repulsivkraft übergehet, wo aber zugleich die Attractivkraft sehr stark ist. — Bey geringerer Stärke derselben würde der Körper spröde seyn, hingegen dehnbar, wenn die Attraction bey etwas grösserer Entfernung der Theilchen erst ihr Maximum erreicht. — — — Die Wärme vermindert bey einigen Körpern die Härte, sie bewirkt nämlich, dass die Anziehungskraft eines Elements nicht mehr so vollkommen durch die das ihm zunächst liegende gebunden wird; — der Körper nähert sich dem flüssigen Zustande — — u. s. w. Die folgenden Kap. handeln 3) von den halbflüssigen Körpern; 4) von der Einwirkung der festen und flüssigen Körper auf einander; 5) vom Stosse der festen und flüssigen Körper. Es würde aber die Grenzen einer Recension überschreiten, wenn Rec. mit der umständlichen Mittheilung des Inhalts weiter fortfahren wollte; auch wird das Angeführte hinreichen, um von den Meynungen und Vorstellungsarten des Vf. einen Begriff zu geben. Rec. ist zwar nicht in Allem mit Hn. B. einverstanden; indess sind auch unter den Sätzen, die ihm unrichtig scheinen, manche recht artig und nicht ohne Beweise von Scharfsinn. Die Darstellung hat Rec. zuweilen etwas dunkel gefunden: es ist oft der Hauptgedanke nicht gehörig hervorgehoben, sondern man muss ihn aus den (oft unrichtig gewählten) Beyspielen und Erörterungen erst mühsam hervorsuchen; auch kommen sonst noch manche Irthümer vor: dessen ungeachtet kann man das Talent des Vf. nicht verkennen.

Bds.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 NOVEMBER, 1806.

MATHEMATIK.

1) Berlin, in der Realschulbuchhandlung: *Die Rechenkunst*, abgehandelt von *Franz Christian Lorenz Karsten*, Prof. der Oekonomie zu Rostock. Aufs neue bearbeitet von seinem Sohne, *Jacob Christian Gustav Karsten*, Dr. der Philosophie. Dritte Auflage 1805. 380 S. 8. (22 Gr.).

2) Bamberg und Würzburg, b. Göbhardt: *Die Zifferrechnung oder Rechenkunst zum Gebrauche für Schulen und im bürgerlichen Leben*, von *Johann Schoen*, der Philos. Dr. und ord. Prof. am kurfürstl. Gymnasium und Privatlehrer derselben Wissenschaft an der Julius-Maximilians-Universität zu Würzburg. 1805. XII und 288 S. 8. (20 Gr.).

3) Halle, b. Dreyssig: *Anfangsgründe der Rechenkunst* von *J. G. Meyer*. (Ohne Jahrzahl.) X und 277 S. kl. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Hr. *Karsten* hatte sein Werk (No. 1) zum Unterrichte in dem herzogl. Pädagogium im J. 1775 entworfen, nicht sowohl nach einem streng wissenschaftlichen Vortrage, als vielmehr um dem Lehrling ein Lehrbuch in die Hände zu geben, aus welchem er die gesammte praktische Rechenkunst gründlich erlernen, und die nöthigen Kenntnisse erhalten könnte, er möchte nun künftig ein Gelehrter werden, oder sich der Handlung und anderen Beschäftigungen des bürgerlichen Lebens widmen wollen. Nach Rec. Urtheile hat Hr. K. diesen Zweck meisterhaft ausgeführt. Sein Vortrag ist äusserst deutlich, weder zu kurz noch zu weitschweifig, und mit den nöthigen Gründen unterstützt. Sein würdiger Sohn hat ausser anderen kleinen Zusätzen in einem besonderen Abschnitte die Lehren von den Quadraten und Würfeln nebst der Ausziehung ihrer Wurzeln und den Logarithmen hinzugefügt, um davon weitere Anwendungen auf Zins- und Leibrenten-Rechnungen zu machen. Rec. kann daher Jedem, der sich in der praktischen Rechenkunst eine gründliche Kenntnifs erwerben will, dieses Buch vor allen anderen empfehlen.

Der Vf. von No. 2, welcher bey der neuen Organisation des Gymnasiums zu Würzburg kein seinem Zwecke beym Unterricht ganz entsprechendes Lehrbuch fand, hat in diesem von ihm selbst entworfenen seinen Gegenstand schulgerecht und nach einer streng mathematischen Methode behandelt; allein sein synthetischer Vortrag ist erstaunend weitläuftig und ermüdend, welches die Uebersicht des Ganzen ungemein erschwert, und beym ersten Unterrichte Undeutlichkeit nothwendig zur Folge haben muss. Ueberdiess ist seine Schreibart schwerfällig, und oft mit Provincialismen vermischt. Zum Beweis hier nur Eine Stelle. Um die Regeln bey der Ausziehung der Quadratwurzel aus einer Quadratzahl zu beweisen, drückt der Vf. sich so aus (S. 91): „Wie die Regeln der Division einer mehrziffrigen Zahl durch eine andere ein- oder mehrziffrige Zahl darauf hinleiteten, die Hauptproducte, woraus der Dividend zusammengesetzt betrachtet wird, auf eine kurze aber gesetzmässige Weise nachzubilden, nach deren Subtraction demnach nothwendig entweder Null, oder ein kleinerer Rest, als der Divisor selbst ist, blieb: — eben so können die zur Ausziehung der Wurzel, als dem Umgekehrten der Erhebung zur Dignität, gegebenen Vorschriften nur anleiten, die einzelnen Bestandtheile einer Potenz nachzubilden, oder nachzuconstruiren, welche dann von der gegebenen Potenz abgezogen, nothwendig entweder Null, oder irgend eine Zahl als Rest lassen.“ Uebrigens hat Hr. S. dafür gesorgt, dass der Lehrling mit denjenigen Sachen, welche zu den nothwendigen Geschäften im bürgerlichen Leben gehören, als den verschiedenen Massen, Gewichten, Münzen u. dergl., eine genaue Bekanntschaft erhalte, und in dieser Absicht sind mehrere Vergleichungstafeln nach den zuverlässigsten Bestimmungen beygefügt.

No. 3. ist ein gewöhnliches Rechenbuch, das blofs die Regeln ohne alle Gründe aufstellt, und nur bis zur ordentlichen Regeldetri gehet. Der Vortrag selbst ist leicht und deutlich; aber schwerlich wird der Lernende dadurch zu einem gründlichen Rechner gebildet werden. RF.

Erfurt, b. Keyser: *Theoretisch - praktischer Selbstunterricht in den ersten Anfangsgründen der Messkunst.* Ein Stück Feld, Wald etc. aufzunehmen, zu berechnen und zu theilen, für Forstwissenschaftbeflissene, empirische Landmesser, Gerichtsschöppen, Dorfschulzen, Oekonomen und Freunde der Messkunst, zur Beförderung richtiger Messungen und zur Ueberzeugung der Unzuverlässigkeit der gewöhnlichen empirischen Vermessungsmethoden entworfen von *Carl Christian Rommerdt*, Fürstl. Hohenloh. Cammer-Assessor und Provinzial-Geometer in der Grafschaft Obergleichen. Mit trigonometrischen und 4 Kupfertafeln. XLV u. 528 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.).

Rec. wunderte sich, in der Einleitung eine so vollständige Tafel der Theile der angewandten physischen und angewandten technischen Mathematik zu finden, als man kaum in dem weitläuftigsten Systeme der gesammten Mathematik antrifft. Offenbar ist diess dem Plane des Vf. entgegen. Der empirische Feldmesser, und alle diejenigen, für welche diese Schrift geeignet ist, werden daraus nie einsehen, dass ihnen zu genauen Vermessungen mechanische, astronomische und physische Kenntnisse nöthig sind, welche auch der Vf. nicht mittheilen wollte. Es wäre daher hinreichend gewesen, in der Einleitung bloss die Begriffe der reinen und angewandten Mathematik festzusetzen, und von der ersten die Theile anzuführen. Die vier Species in ganzen Zahlen sind viel zu dürftig abgehandelt; denn, leider! sind die gewöhnlichen Forstbedienten, Gerichtsschöppen, Dorfschulzen und Oekonomen noch viel zu weit zurück, als dass sie diese aus einem einzigen Blatte ohne weitere Beyhülfe gehörig erlernen könnten. Sonst muss Rec. dem Vf. zugestehen, dass er die gemeine Arithmetik und die Geometrie mit gehöriger Präcision auseinander gesetzt hat, so dass diejenigen, welche sich zu brauchbaren Feldmessern bilden wollen, aus diesem Buche die nöthigen Vorkenntnisse sich erwerben können. Besonders hat der Vf. die von Hn. Silberschlag in seiner vernunftmässigen Rechenkunst aufgestellte Methode, alle Rechnungsaufgaben auf zwey Hauptsätze zurückzubringen, sehr einleuchtend dargestellt, ob sie gleich im Grunde nichts weiter ist, als die gewöhnliche Kettenregel. Nur hat Hr. R. nicht immer die deutlichsten Ausdrücke gewählt. Z. B. S. 11 sagt er: *Wenn die Querreihen des Zählers und Nenners eine jede 3e oder ein Product von 3en aufsummirt enthalten: so ist 3 der zuverlässige Divisor.* Bestimmter und deutlicher läfst sich diess so ausdrucken: Wenn die Summe der Ziffern des Zählers, und die Summe der Ziffern des Nenners durch 3 theilbar, oder ein Product aus der Zahl 3 ist: so ist etc. Uebrigens fallen noch die Ausdrucke, *Sachangemessen* statt der Sache gemäss, *Productensumme* statt Summe des Productes, *Beruchsichtigung* statt Hinsicht oder Rücksicht, *Allegationsrechnung* statt Alligationsrechnung, *der Hausgleichgültige* statt der Genauigkeit liebt u. d. gl. auf.

Was die praktische Messkunst betrifft, so schränkt sich Hr. R. bloss auf die Aufnahme und Vermessung von Feld- Wiesen - Gartenstücken, Wald u. d. g. mit Kette, Stäben und dem Messtische ein. Er beschreibt einige Arten dieses für die praktische Geometrie sehr brauchbaren Werkzeuges, zieht aber allen anderen den Mayerschen, von ihm wesentlich abgeänderten Messtisch vor. Nach seiner Einrichtung ist nämlich eine messingene Regel um einen konischen Zapfen in der Mitte des Tisches beweglich, unter dem ein Fuss, der Centralfuss, befestiget ist, dessen Spitze in die verlängerte Axe des konischen Zapfens fällt, und auf dem Boden den Punct angiebt, welcher den Scheitel des aufzunehmenden Horizontalwinkels bestimmt. Ueber der Regel ist ein mit Dioptern oder einem Fernrohre versehener vertikal stehender und in Grade abgetheilter Halbkreis mit einem Nonius befestiget, wodurch die Höhen- und Tiefenwinkel gemessen werden können. Die Füsse des Stativs sind so eingerichtet, dass sich durch Auf- und Zuschrauben derselben der Messtisch sehr sanft in eine völlig horizontale Lage bringen lässt. In Ansehung des Holzes und der Zusammensetzung desselben hat er besonders auf Hofr. Tabors Bemerkungen Rücksicht genommen, und sie erprobt gefunden. Dieses Werkzeug dient ihm auch, die gemessenen Winkel in Graden und Theilen davon zu bestimmen. Diess geschieht nämlich mittelst der Sehnen, wozu er eine Sehnentafel besonders berechnet, und als Anhang mit beygefügt hat. Diese Sehnentafel nebst ihrem Gebrauch ist auch besonders abgedruckt worden. Rec. ist von der Brauchbarkeit dieses Messtisches überzeugt, und kann ihn jedem ausübenden Geometer um so mehr empfehlen, da er auch als Zollmannische Scheibe gebraucht werden kann. — Die Manipulation dieses und des gewöhnlichen Messtisches bey der Aufnahme der Winkel, Feld- Wiesenstücke u. d. g. hat übrigens Hr. R. ganz gut gezeigt; allein über das Verhalten, wenn bey den Messungen Fehler sich eingeschlichen haben, über die Standpuncte, die man wählen solle, um die wenigsten Fehler zu begehen u. d. gl. findet man hier keinen Unterricht.

RF.

BERLIN, b. Lange: *Verzeichniss der geraden Aufsteigung und der Abweichung von 5505 Sternen, nach den Beobachtungen des Hrn. D. Piazzi in Palermo, und von 372 der vornehmsten Nebelflecken und Sternhaufen nach den Beobachtungen verschiedener Astronomen für den 1sten Januar 1800*, zusammengetragen von *J. E. Bode.* 1805. 132 S. 8. Auch unter dem französischen Titel: *Catalogue des ascensions droites* etc. und franz. Vorr. (1 Rthl. 18 gr.)

Piazzi's grosses Werk: *Praecipuarum stellarum inerrantium positiones mediae etc.*, wovon das vorliegende Verzeichniss ein guter Auszug ist, kam 1803 zu *Palermo* auf königl. Kosten heraus. Da die Anschaffung desselben nicht Sache jedes Freundes der Astronomie ist: so hat Hr. *Bode* eine verdienstliche Arbeit unternommen, das Wichtigste seines Inhaltes gemeinnütziger zu machen, und schneller zu verbreiten. Dabey hat er manche Sterne der 8ten und geringeren, unbestimmt gebliebenen, Grösse, und die hundert oder tausend Theile von Secunden des Piazzischen Verzeichnisses zur Ersparung des Raumes weggelassen, da ohnehin die grösste Geschicklichkeit des Beobachters mit den vollkommensten Instrumenten kaum eine Genauigkeit auf eine halbe Raum-Secunde erreichen kann. Die Sterne selbst folgen, wie bey *Piazzi*, nach der Ordnung der geraden Aufsteigung in Zeit- und Kreistheilen, wobey erstere nur in Minuten, letztere aber in ganzen Secunden angegeben ist. Voran geht das Verzeichniss der 86 Sternbilder, zu welchen die bestimmten Fixsterne

gehören. Im Kataloge selbst steht in der 1sten Columne die Numer, in der 2ten der Charakter und die Benennung des Sternes, mit Beziehung auf Hrn. *Bodes* grosse Uranographie, sammt dessen scheinbarer Grösse nach *Piazzi*; in der dritten die gerade Aufsteigung in Zeit bis zu Minuten, in der 4ten aber in Kreistheilen bis zu ganzen Secunden, und in der 5ten deren jährliche Veränderung mit Decimal-Secunden. Die 6te Columne enthält die Abweichung der Sterne, und die 7te deren jährliche Veränderung auf Decimal-Secunden. S. 124 folgt das Verzeichniss der vornehmsten Nebelflecken und Sternhaufen, welches Hr. *B.* aus D. *Herschels* mit sehr vollkommenen Spiegelteleskopen entdeckten grossen Anzahl von 2500 ausgezogen, und von den in 8 Classen getheilten nur die fünf letzten, und aus diesen nur die kenntlichsten aufgeführet hat. Bekanntlich nennt Hr. *Herschel* diese Gestirne der 4ten Classe *planetarische Nebelflecke*, die der 5ten *sehr grosse Nebelflecke*, der 6ten *gedrängtstehende reichhaltige Sternhaufen* der 7ten *dichte Haufen grosser und kleiner Sterne*, der 8ten *ungleich zerstreute Sternhaufen*. In der 1sten Columne des *Bodischen* Verzeichnisses stehen wiederum die Zahlen derselben, und in der 2ten die Classe nach *Herschels* Kataloge, mit Bezug auf die Sternbilder der Uranographie, und die Numer, unter der sie daselbst und bey anderen Astronomen vorkommen. Die Nebelflecke sind durch N und die Sternhaufen durch H bezeichnet. Die 3te, 4te und 5te Col. enthalten die gerade Aufsteigung in Zeit und Bogen, nebst ihrer jährlichen Veränderung, und die 6te und 7te die Abweichung sammt ihrer jährlichen Veränderung. Rec. hätte übrigens gewünscht, dass dieses Werk nur noch mit einigen, für den Gebrauch dieses Sternverzeichnisses unentbehrlichen Hülfstafeln begleitet worden wäre: wenn solche nicht ohnehin schon in den Händen derjenigen sind, die von denselben praktische Anwendungen zu machen wissen. Max. H.

Berlin, b. Himburg: *Allgemeine Betrachtungen über das Weltgebäude*, von *J. E. Bode*. Zweyte vermehrte Auflage. 1804. 214 S. 8. (1 Thl.)

Bekanntlich hatte Hr. *Bode* schon bey der 2ten Ausgabe seiner Anleitung zur Kenntniss des gestirnten Himmels Betrachtungen über das Weltgebäude beygefügt, und diese bey den folgenden Editionen (von 1772 an) durch eingeschaltete Zusätze über die neuen Entdeckungen erweitert. Ein unberufener Nachdruck dieser Betrachtungen veranlasste die Himb. Buchhandlung, dieselben 1801 besonders herauszugeben; nach dem schnellen Absatze entstand diese 2te Auflage, bey welcher die neueren Entdeckungen in der Planetenwelt, und manche andere astronomische Lehren aufgenommen und erweitert worden sind. Dabey befinden sich 2 Kupfertafeln, wovon die eine die Lage der bekannten Planetenbahnen, und die andere den gestirnten Himmel in 2 Hemisphären auf schwarzem Grunde darstellt. So macht dieses kleine Werk ein sehr interessantes Ganzes aus, welches die allgemeinen Resultate der jetzigen Astronomie, verbunden mit manchen wahrscheinlichen Vermuthungen über den Bau und den Zweck der Welten, für Leser enthält, welche von Gegenständen dieser Art nur im Allgemeinen einige Kenntnisse besitzen, und eine nähere Erläuterung dieser Erscheinungen wünschen. Von den allgemeinen Begriffen über unsere Erde geht der Vf. zu der Darstellung des Sonnensystems und der Verhältnisse der Planeten, Nebenplaneten und Kometen, in Beziehung ihrer Abstände, Grössen, Atmosphäre, Umlaufs, Tag- und Jahreszeiten und sonstigen Erscheinungen über; und zeigt dabey im Allgemeinen, wie es möglich war, dergleichen Bestimmungen anzugeben. Diess führt ihn natürlich auf die Bewohnbarkeit der Himmelskörper, die er besonders aus den Endursachen höchstwahrscheinlich macht. Hierauf handelt er von den Fixsternen, ihrer ausserordentlichen Entfernung, Grösse und Zahl, und sucht den Satz zu beweisen, dass jeder Fixstern eine eigene Sonne sey, um die sich mehrere Wandelsterne bewegen mögen, die eben so, wie die Fixsterne, selbst bewohnbar seyen. Bey der scheinbar unordentlichen Lage der Fixsterne gegen einander entsteht die Frage, ob diese Regellosigkeit nicht bloss davon herrühre, dass unser Sonnensystem sich weit ausserhalb dem Mittelpuncte des Universums befindet, woraus sich die besondere Erscheinung der Milchstrase erklären lässt. Die Fixsterne selbst sind so wenig als unsere Sonne in völliger Ruhe; vielmehr bewegt sich das gesammte Heer derselben um eine gemeinschaftliche ungeheure Mittelpuncts-Sonne, welche vielleicht der Sirius ist. Nach der Beantwortung der Einwürfe gegen die Bewohnbarkeit aller Himmelskörper, wagt Hr. *B.* die Vermuthung, dass vielleicht die Thätigkeit der Geisteskräfte der verschiedenen Weltenbewohner desto rascher von Statten gehe, je weiter dieselben von der Centralsonne entfernt sind. Hierauf folgen Betrachtungen über die Nebelflecken und die unerreichbaren Grenzen des Universums; „schwindeln kann der Mensch an diesem Hange des Abgrundes, aber nichts in seinen Tiefen sehen!" Es sey wohl möglich, dass Himmelskörper, selbst ganze Systeme untergehen, aber nicht wahrscheinlich. Den Beschluss machen einige Betrachtungen über den Standpunct des Menschen hienieden, und die erhabenen Aussichten die ihm für die Zukunft offen stehen. Max. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

Mathematik. *Regensburg*, b. Rotermund: *De longitudine et latitudine geographica urbis Ratisbonae observationibus astronomicis determinata a P. Placido Heinrich*, S. S. Theol. et Philos. Doctore Benedictino et Mathes. Professore ad S. Emeramum: tentamen primum. Cui accedunt *theses selectae ex Physica et Mathesi*, quas III Non. Dec. publice propugnabit *F. Josephus Diller*, ejusd. ordinis et monasterii. 1801. XII und 60 S. 4. (Mit 1 Kupfertafel). Der gelehrte Vf. hatte, laut der Vorrede, bey der Wahl dieses Thema, den Zweck, theils einen Beytrag zur Geographie unseres deutschen Vaterlandes durch die nähere Bestimmung der Lage von Regensburg zu liefern, einer in politischer und astronomischer Hinsicht so merkwürdigen Stadt, theils aber auch, den Liebhabern der Astronomie, und besonders seinen Ordensbrüdern in Baiern, ein

aufmunterndes Beyspiel zu geben, wie man mit wenigen, und nicht sehr vollkommenen Instrumenten dennoch die geographische Lage eines Orts ziemlich genau bestimmen könne. Aufmunternd muss es allerdings seyn, wenn man hier lieset, wie viel Hr. H. mit solchen Werkzeugen leistete, und es bestätiget sich an ihm aufs neue, dass nicht so viel auf das Werkzeug, als auf die Hand ankomme, die es führt.

Zuerst beschreibt der Vf. das Verfahren, wie er sich in dem zu astronomischen Beobachtungen bestimmten Zimmer seines Klostergebäudes einen 12 Fuss hohen Gnomon errichtete, und von diesem eine Mittagslinie in der ganzen Länge des Zimmers ableitete. Alle dabey zu beobachtenden Handgriffe und Cautelen werden so genau beschrieben und durch Zeichnungen erläutert, dass auch der Unerfahrenste, wenn er diese Vorschriften nur befolgt, sich sehr leicht eine eben so genaue Mittagslinie verschaffen kann. Hr. H. bekam seinen Meridian nach fortgesetzter Prüfung und Berichtigung so genau, dass er den aus correspondirenden Sonnenhöhen abgeleiteten Mittag zuletzt bis auf Theile einer Secunde übereinstimmend angab. Nachdem der Vf. den Gang seiner Uhren, deren ihm 4 zu Gebote stehen, und die Methode, die er zu deren Prüfung anzuwenden pflegt, dargelegt hat, geht er §. 19 zu der Beschreibung über, wie er die Polhöhe seiner Wohnung des Stifts St. Emeram bestimmte. Hiezu bediente er sich dreyerley Methoden, wovon die erste in der Beobachtung der Mittagshöhe der Sonne am Gnomon besteht. Umständlich beschreibt er das ganze Verfahren hiebey, und sehr lobenswerth ist es, dass er auch eben so ausführlich die Berechnungen hinsetzt, sogar die Refractions- und Logarithmustafeln nennt, deren er sich dabey bediente. Eine solche Ausführlichkeit und Treue kann bey erheblichen Beobachtungen nicht genug empfohlen werden, und sie wird zur unerlässlichen Pflicht, wenn man sich darauf verlassen soll. Dem Kenner ist mit blossen Resultaten nichts gedient; er muss die Beobachtungen, so wie sie gemacht wurden, vor sich haben, um darnach ihren Werth beurtheilen, und sie nöthigenfalls durch schärfere Berechnungen verbessern zu können, wozu dem Beobachter selbst die besten Hülfsmittel nicht immer zu Gebote stehen, und der daher seine gelungensten Beobachtungen zu verderben nicht selten Gefahr läuft. — Eine beobachtete Höhe der culminirenden Sonne am 19 Aug. 1801 gab die Polhöhe des Stifts St. Emeram = 49° 0′ 32″. Wiederholte Beobachtungen an diesem Gnomon gaben jedoch an den folgenden Tagen immer ein fast um eine halbe Minute kleineres Resultat; daher der Vf. jene erste Beobachtung von dem Mittel der anderen ausschliesst, die auch wirklich einander näher kommen. Allein spätere Messungen, mit den besten Werkzeugen angestellt, haben gezeigt, dass gerade jene erste Beobachtung der Wahrheit näher komme, als das Mittel der 5 übrigen, welches = 49° 0′ 3″, mithin 30″ zu wenig gab. — Die zweyte vom Vf. angewandte Methode zur Bestimmung der Polhöhe ist die bekannte *Horrebow'sche*, durch *Hell* weiter ausgeführte und angewandte (*Ephemerid. Vienn.* 1771, und *Bohslers* Handbuch der prakt. Astron. 1 Th. S. 511 etc.), wobey der Vf. eine Aenderung anbringt, die die Rechnung merklich abkürzt. Wird nämlich P die Polhöhe genannt, welche sich aus der gemessenen Höhe a eines südlich vom Zenith abstehenden, und π die aus der Höhe α eines nördlich vom Zenith entfernten Sterns ergiebt: so ist $P =$ Decl. $+ 90° - a$; und $\pi =$ Decl. $- 90° + \alpha$, und das Mittel aus P und π giebt die wahre Breite des Orts. Aus mehreren Messungen des Polarsterns und α des Adlers, die mittelst eines kleinen von *Brander* verfertigten Quadranten von 1 Fuss rheinl. erhalten wurden, durch dessen Mikrometerschraube sich 12″, 96 unmittelbar messen, und 3″, 24 schätzen lassen, ward die Breite von St. Emeram 48° 59′ 47″, 6 gefunden, womit die Angaben des Gnomons bis auf 15″ übereinstimmen. — Nachdem Hr. H. noch verschiedene praktische Bemerkungen über die Behandlung seines kleinen Quadranten beygebracht hat, wendet er sich zu der 3ten Art, die Polhöhe zu bestimmen, nämlich mittelst Spiegelsextanten. Als der Vf. diese Abhandlung schrieb, war er noch nicht im Besitze eines solchen von Englischen Künstlern verfertigten Werkzeugs, sondern hatte in früheren Jahren, bloss zur Uebung, nicht aber eigentlich in der Absicht, die Polhöhe zu bestimmen, mit einem von *Brander* verfertigten Goniometer, Sextanten und gedachtem Quadranten verschiedene Mittagshöhen der Sonne gemessen. Mit dem Goniometer erhielt er aus 5 tägigen Beobachtungen = 48° 59′ 37″; der Quadrant gab = 49° 0′ 0″ und späterhin 48° 59′ 11″. Das Mittel sämmtlicher mit den verschiedenen Instrumenten und nach den 3 gebrauchten Methoden erhaltenen Resultate giebt endlich für die Polhöhe des Stifts St. Emeram = 48° 59′ 47″. Freylich weicht dieses noch um eine ganze Minute von der Wahrheit ab, da die neuesten Beobachtungen, die sowohl unser Vf. selbst, mit einem 10 zölligen Sextanten von *Troughton*, als auch Prof. *Schiegg* mit einem Multiplicationskreise, angestellt haben (*v. Zach Mon. Corresp.* XI Bd. S. 24 etc.) und wodurch die Frage über Regensburgs Polhöhe nunmehr völlig entschieden ist, selbige 49° 0′ 53″ gegeben haben. Allein wenn man bedenkt, wie wenig man von solchen Instrumenten, deren Hr. H. sich bis dahin zu dieser Untersuchung bedienen konnte, zu erwarten berechtiget ist: so findet man noch immer Ursache genug, sich von seiner Geschicklichkeit und Gewandheit im Observiren schon hieraus die vortheilhafteste Vorstellung zu machen, wenn diese sich auch nicht durch spätere Beweise so vollkommen bewährt gezeigt hätte.

Der zweyte Theil dieser Schrift ist den Untersuchungen der geographischen Länge von Regensburg gewidmet. Auch diese wird aus dreyerley Phänomenen, nämlich aus Verfinsterungen des Mondes, der Jupiterstrabanten, und aus Bedeckungen der Fixsterne und Planeten vom Monde, so wie aus Sonnenfinsternissen hergeleitet. Beobachtungen der Mondfinsterniss vom 10ten Sept. 1783, 28ten April und 22ten Octob. 1790, verglichen mit Pariser, Kopenhagener, Wiener, Ofener und Kremsmünsterischen Beobachtungen, geben den Meridianunterschied zwischen Paris und Regensburg im Mittel = 58′ 49″. 5. Drey Verfinsterungen von Jupiterstrabanten, mit gleichzeitigen zu Marseille, Kremsmünster und Ofen angestellten Beobachtungen verglichen, geben in schöner Uebereinstimmung den Längenunterschied zwischen Paris und Regensburg = 58′ 52″, 7, wobey die grösste Differenz nur eine halbe Zeitsecunde austrägt. Ueberraschend ist dieses Resultat, da es so genau mit demjenigen übereintrifft, welches Bedeckungen von Fixsternen und Planeten, Sonnenfinsternisse, und ein Merkurdurchgang durch die Sonne gegeben haben. Nach *Triesneckers* Berechnung 5 solcher Phänomene, ergiebt sich nämlich, ebenfalls in sehr schöner Uebereinstimmung, dieser Meridianunterschied = 58′ 53″, 0 und aus allen angeführten Phänomenen ein Mittel = 58′ 52″, 52, welches daher der Vf. als Endresultat aufstellt, und die geographische Länge des Stifts *St. Emeram* in Regensburg zu 29° 43′ 8″ festsetzt. Durch die Bemühungen unseres Vf. ist mithin die geographische Lage dieser Stadt so genau bestimmt, wie es wohl nur wenige Orte seyn durften, selbst solche nicht ausgeschlossen, wo schon längst berühmte, und mit ungleich vollkommenern Instrumenten ausgerüstete Sternwarten etablirt waren. — Zuletzt giebt Hr. H. noch eine Tafel von dem Meridianunterschiede zwischen Regensburg und 15 der berühmtesten europäischen, meistentheils deutschen, Sternwarten, und beschliesst diese schöne Abhandlung, die gewiss jeder Liebhaber der vaterländischen Geographie mit wahrem Vergnügen lesen wird, mit einer genauen Beschreibung der Lage und Ausdehnung der Stadt Regensburg. Ihre Länge von Westen nach Osten beträgt 5580 und die Breite von Norden nach Süden 2265 rheinl. Fuss. Hieraus ergiebt sich die Ausdehnung der Stadt in der Länge zu 1′ 25″, 7 im Bogen; oder 5″, 73 in Zeit. Was der Vf. von dem Puncte sagt, wo die Polhöhe gerade 49° 0′ 0″ ist, leidet freylich eine Aenderung, da man jetzt weiss, dass die von *St. Emeram* = 49° 0′ 53″ ist, und mithin jener Punct nicht an der nördlichen Stadtmauer, sondern einige tausend Fuss südlich ausserhalb der Stadt liegen muss.

Der Anhang dieser Schrift enthält aus der Mathematik die Haupteigenschaften und Definitionen der Parabel, Ellipse und Hyperbel, und aus der Physik einige Erklärungen und Sätze aus der Lehre vom Falle der Körper, vom Lichte, der Elektricität, und der magnetischen Kraft, deren Vertheidigung Hr. *Diller* übernommen hatte.

HDLL.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 18 NOVEMBER, 1806.

NATURGESCHICHTE.

BERLIN, b. Schüppel: *Geognostische Untersuchungen über die südbaltischen Länder, besonders über das untere Odergebiet;* nebst einer Betrachtung über die allmähliche Veränderung des Wasserstandes auf der nördlichen Halbkugel der Erde und deren physische Ursachen. Von *E. F. Wrede*, Prof. der Mathem. und Naturwiss. am königl. Friedrich-Wilhelms Gymnas. zu Berlin. Mit einer Kupfertafel. 1804. XX u. 132 S. 8. (16 Gr.)

Der Hauptgegenstand dieser Untersuchungen sind die an den Küsten der Ostsee, besonders an der Mündung des Oderstroms, so reichlich vorkommenden Granitgeschiebe und Blöcke, und die Kraft, welche sie dorthin geführt hat. Die Schrift selbst ist die weitere Ausführung einer Abhandlung über denselben Gegenstand in *Zachs monatlicher Correspondenz*, (1802 Bd. V.), der es für manchen Leser an Ausführlichkeit fehlte. Es sind neue Thatsachen beygebracht, zum Beleg, dass ehedem in den Gegenden, wo die Geschiebe jetzt gefunden werden, kein Granitgebirg existirte; dass sie also blofs durch Höhenwasser dorthin versetzt worden seyn mussen. Zuletzt erklärt der Vf. die Abnahme des Wassers in der Ostsee, und das allgemeine Zurücktreten des Wassers von der nördlichen Halbkugel der Erde aus der Excentricität des Schwerpunctes der Erde, gleichfalls als weitere Ausführung einer Abhandlung über denselben Gegenstand im dritten Bande der *neuen Schriften der Gesellschaft naturforschender Freunde in Berlin.*

Da diese Schrift unleugbar allgemeinere und weit umfassendere Blicke verräth, als sie in unseren Theorieen über die Bildung der Erdfläche gemeinhin gefunden werden: so verdient sie eine nähere Betrachtung.

Wahrscheinlich um dem Vorurtheil zu begegnen, das der Anblick des Titels: geognostische Untersuchungen über die *südbaltischen Länder*, veranlassen könnte, beginnt der Vf. mit der Beschwerde, dass die flachen Länder von den Geognosten, unter dem Vorwande, dass sie zu einförmig und uninteressant sind, mit Unrecht vernachläfsigt werden. Die Klage ist nicht ganz ungegründet; inzwischen muss man auch gestehen, dass gerade bey den Untersuchungen, welche die Geognosten bisher am meisten beschäftigten, die genauere Kenntnifs der aufgeschwemmten Landstriche am leichtesten entrathen werden konnte. Der Vf. sagt: Es sey den Alpenbeobachtern blofs desswegen nicht gelungen, eine consequente Theorie von den Umwandlungen der Erdoberfläche zu entwerfen, weil sie sich zuerst um die *Bildung der Gebirgsmassen* bekümmerten, statt dass sie die Untersuchung mit der Aufgabe hätten anfangen sollen, wie die Gebirge *ihrer äusseren Form* nach entstanden. Das leuchtet Rec. nicht ein. Beyde Untersuchungen gehen gröfstentheils ihren eigenen Gang, und sind zwar nicht ganz abhängig von einander, aber doch auch nicht so unabhängig, dass man nicht mit Glück in jeder für sich fortgehen könnte, sobald man bey jeder nur die allgemeinen Thatsachen der anderen berücksichtigt. „Diese Verwechselung, heifst es, hatte den Nachtheil, dass dadurch verhindert wurde, das grofse Ganze der Erdkugel in seinen hydrogeostatischen Verhältnissen zu überschauen, das Auge nämlich zugleich auf beyde entgegengesetzte Seiten der Erde zu richten.“ Aber dieser Mangel an Ueberblick lag nicht am Gange der Untersuchung, sondern an den Untersuchern. Man kann auf jedem Wege einseitig seyn. So nothwendig ein Ueberblick des Ganzen ist, so leicht können auch blofs allgemeine Blicke ohne detaillirte Kenntnifs des Einzelnen, woran es in der südlichen Halbkugel noch sehr fehlt, irre führen; eben so sehr irre führen, als die beschränkte Ansicht, welche die Beobachtung einzelner Puncte ohne Berücksichtigung des Ganzen giebt. Der Vf. konnte, wie man bald sehen wird, weder diese Scylla noch jene Charybdis vermeiden. Dadurch, dass er die in einem sehr eingeschränkten Beobachtungskreise gesammleten und daher einseitigen Erfahrungen mit Beobachtungen combinirt, die das Ganze betreffen, aber deren Gültigkeit keinesweges durch hinlängliche Erfahrungen bestätigt, und auf ihren wahren Werth beschränkt ist, verfällt er auf beyde Abwege, den, auf welchen zu angestrengte Beobachtung eines Punctes, und den, auf welchen zu flache Ansicht des Ganzen leitet.

Dass man Hoffnung hat, mit der äufseren Bildung der Erdfläche früher fertig zu werden, weil hier alle Data näher liegen, beweist nicht, dass diese Untersuchung ihrer Natur nach die erste seyn müsse. Auch kann ein solches Gesetz der Priorität nur für den Forscher *in Abstracto* gültig seyn. Ein Naturforscher *in Concreto*, wie wir es alle sind und seyn müssen, leitet nicht seine Untersuchung, es ist Täuschung, wenn er sich das einbildet; die Beobachtung, die Folge der Gegenstände, welche die Erfahrung uns zeigt, und wie zufällig ist die! muss allein unsere Untersuchungen leiten. Auch dem Vf. ging es so. Die Gegenstände, die ihm vor Augen lagen,

leiteten den Gang feiner Unterfuchung, und weil er mit ihren Refultaten zufrieden ift, fo fchliefst er nun zu voreilig, dafs jeder ihn hätte gehen follen. Würde er auch fo urtheilen, wenn er in den Alpen wohnte?

Die Beobachtung eines einzigen Thales, und zwar ehe er Granitgebirge beftiegen hatte, führte den Vf. auf ein Refultat, das er nachher überall beftätigt fand, das mehrere Beobachter eben fo fanden, und auf das er einen grofsen Werth legt. Das ift der bekannte Satz: „Das ftrömende Höhenwaffer, alfo der wäfferige Niederfchlag aus der Atmofphäre, hat unter Mitwirkung der Wellenfchläge des Meers bey der Bildung der Bergzüge, oder welches eben foviel fagt, bey der Eintiefung der Thäler, fie mögen trockenes Land oder vom Waffer bedeckt feyn, faft alles gethan.“ — So wichtig und ficher der Vf. diefs Refultat findet, und mit fo vielen Autoritäten es auch unterftützt feyn mag: fo liegt nichts deftoweniger eine fo unheilbare *petitio principii* darin, dafs nicht einmal geognoftifche Kenntniffe erfoderlich find, um die Falfchheit deffelben einzufehen. Blofses Regenwaffer, das auf eine Fläche fällt, die im Niveau ift, ift noch kein Höhenwaffer; damit Höhenwaffer und ihre Wirkungen möglich werden, find Höhen und fchiefe Flächen nothwendig, auf denen es fich fammlet, und von denen es herabftürzt. Wenn die ftrömenden Höhenwaffer bey der Bildung der Bergzüge *faft alles* thaten: fo müffen fie doch wohl die Hauptfache, die Berge felbft, und nicht blofs ihre jetzige äufsere Verflächung und Abgleichung an einigen Stellen gemacht haben. Da die Urfache nothwendig der Wirkung vorhergehen mufs, fo mufsten alfo die Höhenwaffer früher dafeyn, als die Berge, d. h. es mufste Waffer von den Bergen fliefsen, ehe es Berge gab. Die Freude über diefen Fund kann Rec. unmöglich theilen, und die Sicherheit, mit welcher der Vf. feinen Satz als *nothwendig objectiv wahr* aufftellt, nimmt fich, von diefer Seite angefehen, fonderbar aus. Die Art, wie es mit der Bildung der Bergzüge durch Höhenwaffer zugegangen feyn foll, ift folgende: Das ganze Continent, fetzt der Vf. voraus, war ehedem weit höher, und eine grofse Gebirgstafel, die Thalbildung fing an den Seeküften an, wo das Regenwaffer zuerft Ravinen bildete, dann breitete fie fich durch Vergröfserung und allmähliche Auswafchung diefer Ravinen in das Continent aus, und vollendete fo die Thalbildung. Diefe wenigen, einfach fcheinenden Sätze enthalten, wenn man fie analyfirt, eine folche Menge unrichtiger Vorausfetzungen, dafs ihre Widerlegung ein Buch verlangte. Rec. will nur einige wenige andeuten. Wenn von der Thalbildung auf der Erde die Rede ift, fo mufs doch auch wohl von der Bildung des allergröfsten und wichtigften Thals auf demfelben, von dem *Meeresbecken*, die Rede feyn. Indem der Vf. die Thalbildung von den Meeresküften anfangen läfst, fetzt er gerade diefes grofse Thal fchon als gebildet voraus, und nun geht es freylich mit feiner Theorie fchnell fort, da er die Hauptfache fchon fertig da feyn läfst. Aber felbft hievon abgefehen, und zugegeben, dafs die Continente als grofse Plateaus neben den tiefen Thälern des Meeres ftanden, woher denn der Wafferzug, und ein fo reifsender Wafferzug, auf einer Fläche, die im Niveau ift? Woraus konnten die angenommenen Bergtafeln beftehen? Etwa aus aufgefchwemmtem Gebirge, wie das untere Odergebiet? Das wäre wieder eine *petitio principii*, da der Vf. felbft und alle Geognoften der Meynung find, dafs das Aufgefchwemmte erft ein Werk der Ströme ift, alfo vor ihnen nicht da feyn konnte. Dennoch mufsten die Gebirgstafeln nothwendig aus folchen, und noch weit beweglicheren Stoffen aufgefchichtet feyn, wenn das Regenwaffer fo entfetzlich darin um fich wühlen, und Stromthäler, nicht wie die der Oder und des Rheins allein, fondern wie die des Miffifippi, Ob und Jenefei hineinarbeiten, und weit über die Hälfte der Maffe des ganzen Continents fortfchwemmen follte. Aber auch diefs, das Unmögliche, zugegeben, fo conftruire man einmal, nach der bekannten Ordnung, in der die Gebirgslager gefchichtet zu feyn pflegen, eine folche Bergtafel, und gravire die Ravinen und Flufsthäler hinein: wie ftimmt das, was da herauskommen kann, mit dem wirklichen Schichtungsverhältnifs der Gebirgsarten und ihrem Vorkommen in Abficht der Höhe überein? Offenbar müffen, wenn eine folche Bergtafel nach den Seiten zu, durch blofses Wegnehmen der Maffen, abgeflächt wird, alle Gebirgsarten in einer Ordnung an der Oberfläche zum Vorfchein kommen, die alle unfere Erfahrungen geradezu umkehrt. Das jüngfte Flötzgebirg kann dann nur auf den Spitzen der höchften Berge, an denen nichts weggefchnitten wird, liegen bleiben, auf den niedrigeren Puncten, fo wie man fich dem Meere nähert, müffen allmählich die älteren Gebirgsarten zum Vorfchein kommen, und die niedrigften Puncte am Meere müffen blofs Grundgebirgsarten zeigen. Bekanntlich ift in der Wirklichkeit alles gerade umgekehrt. Ferner: das Meer, dem der Abraum von den Continenten zugeführt wurde, mufste dadurch eben foviel, als diefe Maffe betrug, erhöht werden, und über feine alten Küften hinaustreten; nun bekennt man aber im Gegentheil, dafs das Meer zurückgetreten ift, weil man die Spuren der Meeresfluthen und alte Meeresbetten auf dem gegenwärtig trockenen Lande nicht leugnen kann: wie hängt das wieder mit der Bildung der Berge durch Höhenwaffer zufammen? Dem Vf. mag bey feiner Vorftellung von der inneren Structur der Erdrinde fo etwas möglich fcheinen; wer die Sache kennt, wie fie ift, wird hier nur ein Gewebe von unauflöslichen Widerfprüchen erblicken.

Inzwifchen hat der Vf. ein Mittel gefunden, das Waffer wenigftens auf einer Halbkugel der Erde zum Rückzuge zu nöthigen, indem er ihm die innere Hälfte Preis giebt. Diefs Mittel ift die Annahme einer Excentricität des Schwerpunctes der Erde. Die darauf gebaute Theorie ift, nach des Rec. Urtheil, die finnreichfte und fcheinbarfte von allen bisher bekannten; allein das ift auch alles, was fich von ihr

sagen läſst. Daſs der Schwerpunct der Erde excentrisch sey, ist allerdings, bey einem aus so heterogenen Stoffen bestehenden Körper als unser Erdball, eher als das Gegentheil zu vermuthen. Rec. für seinen Theil findet diesen Satz sehr wahrscheinlich, und wäre von der Seite in der besten Stimmung, um der *Wredeschen* Theorie beyzupflichten, wofern nicht überwiegende Thatsachen entgegenständen. Mit den ersten allgemeinen Folgerungen, die aus der Verrückung des Schwerpunctes für einen veränderten Wasserstand auf der Erde gezogen werden, hat es auch seine vollkommene Richtigkeit, und mittelst einer sehr leicht zu begehenden Verwechselung zweyer Begriffe (wovon weiter unten) gewinnt die Sache anfangs einen sehr täuschenden Schein. Schade! daſs er bey genauerer Betrachtung verschwindet. Rec. würde mit Vergnügen die Lösung eines lange gesuchten Problems dem Leser angekündigt haben; da er das nicht kann, so ist er, um sein Urtheil zu stützen, wenigstens die Hauptgründe desselben schuldig.

Nimmt man eine Excentricität des Schwerpunctes im festen Sphäroid an: so ist es ausgemacht, daſs der flüſsige Theil des Erdsphäroids ein zweytes von jenem unabhängiges Sphäroid um den wahren Schwerpunct bilden würde, (wofern nämlich der freyen Bewegung des Flüſsigen keine Hindernisse im Wege stehen), daſs also bey einer Veränderung des Schwerpunctes der Wasserstand auf der Erde verändert werden müſste. Die Oberflächen der beyden Sphäroide würden sich irgendwo schneiden, und das feste Sphäroid in zwey Halbkugeln getheilt werden, von denen die eine einen erhöhten, die andere einen erniedrigten Wasserstand bekommen würde. Es giebt auf unserer nördlichen Halbkugel viele Beweise, daſs das Meer sich von den Küsten zurückgezogen hat; eine Verminderung des Wassers ist nicht wahrscheinlich, wahrscheinlicher, daſs es nur seinen Stand geändert habe, und dieſs konnte durch nichts leichter, als durch eine Veränderung des Schwerpunctes bewirkt werden. Die beobachtete Abnahme der nördlichen Meere kommt also der an sich schon wahrscheinlichen Vermuthung einer Excentricität des Schwerpunctes ausserordentlich zu Statten. Es kommt nur darauf an, die Lage dieses Schwerpunctes einigermaſsen zu bestimmen, und zu sehen, ob sich die Lage der Dinge um diesen Schwerpunct her der Theorie gemäſs ordnet. Setzt man den Schwerpunct ausserhalb der Axe des festen Sphäroids, so daſs der Montblanc der Pol des gröſsten Kreises wird, welcher die Halbkugel mit erhöhtem und die mit erniedrigtem Wasserstande scheidet, und trägt diese Linie auf den Globus: so ordnet sich alles wunderbar glücklich für die Theorie; denn die eine Halbkugel, und zwar die nördliche, begreift fast die sämmtlichen Continente, und die andere besteht fast ganz aus Wasser. Es ist wahr, eine bessere Uebereinstimmung kann man nicht wünschen, und wenn man bey dieser allgemeinen Ansicht stehen bleibt, so ist die Sache so gut als ausgemacht. Allein ist die Theorie wahr, so muſs sie auch eine etwas nähere Prüfung vertragen; und da zeigen sich denn mancherley wichtige Anstände. Zuerst die Existenz des atlantischen Oceans. Der Vf. hat diese Unbequemlichkeit gefühlt, und giebt sich Mühe zu beweisen, daſs der atlantische Ocean sehr seicht sey, daſs bey einer veränderten Tagesbewegung der Erde ein groſser Theil desselben trockenes Land werden würde. Damit kann der Vf. seinen Feind wohl herabsetzen, aber nicht vernichten; die Austrocknung des atlantischen Oceans könnte doch nur einen kleinen Theil zwischen den Wendekreisen treffen, und was die Continente hier an Ausdehnung gewönnen, müſsten sie durch eben die veränderte Tagesbewegung in Norden, z. B. an den Küsten Siberiens, verlieren. Der atlantische Ocean und alle Meere der nördlichen Halbkugel werden ferner der Theorie zu Liebe ihrer Würde als eigentliche wahre Meere entsetzt, sie sollen nur ausgewaschene Thäler seyn. Ausgewaschen oder nicht; sind denn alle Meere etwas anderes als Thäler? Um seine Behauptung glaublich zu machen, ist dem Vf. selbst die von ihm an einem anderen Orte und mit Recht verworfene Theorie der gewaltsamen Ausbrüche gut genug; er beruft sich darauf, daſs Humboldt es ein von Wellen ausgewaschenes Thal nennt. Das konnte Humboldt nur vermöge seiner Vorstellung von der Entstehung aller Meere sagen; es ist darin nichts, was den atlantischen Ocean ausschlieſsend charakterisirt, und der Vf. muſs entweder auf diese Autorität, die überhaupt für die Beurtheilung der Beschaffenheit des atlantischen Oceans von keiner Bedeutung ist, fahren lassen, oder die ganze Theorie, aus der jener Ausspruch floſs, in Schutz nehmen. Gelegentlich wäre es auch gut, wenn man sich einmal darüber erklärte, wohin denn endlich aller der Schutt gekommen ist, der bey diesen Theorien von Auswaschungen und Fortschwemmungen gemacht wird. Die Berge haben abgenommen, und sehr abgenommen; das ganze Continent hat abgenommen, und sehr viel abgenommen; die Meeresbecken endlich selbst sind durch Auswaschungen entstanden: wohin ist nun in aller Welt dieser Abraum gekommen? Irgendwo muſs man ihm doch ein Plätzchen gönnen.

Der Theorie gemäſs müſsten, wenn man den Montblanc zum Pol der einen Halbkugel mit vermindertem Wasserstande annimmt, nicht allein um diesen Pol die höchsten Berge seyn, sondern billig müſsten auch von diesem Pol an die Höhen in einem gewissen Verhältniſs abnehmen, und um seinen Aequator herum müſsten, wenn alles in der Ordnung wäre, nur flache Länder liegen, die sich wenig über die Meeresfläche erhüben. Eine solche stufenweise Abnahme ist nun keinesweges bemerklich, im Gegentheil fallen die höchsten Gebirge der Erde in den Aequator des Montblanc selbst, und der gröſste Theil der Cordillere der Andes fällt sogar in die entgegengesetzte Halbkugel. Die Schweizergebirge, meynt der Vf., haben ungeheuer abgenommen, und zwar, weil sie in einem rauheren Klima liegen, weit mehr als die Cordillere, es sey daher kein Wunder, daſs diese jetzt höher sey. Diese Ausflucht reicht nicht hin;

denn sie sollte nicht allein nicht höher, sie sollte gar nicht da seyn; auch kann die schnellere Verwitterung der Alpen nicht in dem Masse zugegeben werden, da alle sehr hohen Gebirge, unter welcher Breite sie auch liegen mögen, eigentlich nur *ein* Klima, das arktische, haben, also die Verwitterung der Gipfel ziemlich gleichförmig seyn muss. Die hohen Spitzen der Cordillere, sagt der Vf., sind über dem Vulkane. Soll das heissen, sie verdanken ihre Höhe dem Umstande, dass sie Vulkane sind: so nimmt er abermal, um seine Theorie zu stützen, eine fremde zu Hülfe, die er an einem anderen Orte verwirft.

Auf dem dem Montblanc entgegengesetzten Puncte der Erde endlich, also am Pole der Halbkugel mit erhöhtem Wasserstande, sollte nun der Theorie nach gar kein Land seyn, am wenigsten können hohe Berge da seyn. Der Vf. sagt selbst ausdrücklich: „nur auf den Continenten, Halbinseln und Inseln der erhabenern Halbkugel können Höhen vorkommen, welche zu mehreren tausend Füssen über die Meeresfläche ausragen. Auf der südlichen Halbkugel ist diess *unmöglich*, denn es widerstreitet allen Gesetzen der Hydrostatik u. s. w." Angenommen also, die Sache wäre nach der Theorie des Vf. *unmöglich*, es wären aber solche Höhen und zwar an den schlimmsten Puncten wirklich vorhanden; der Montblanc z. B. hätte einen Antipoden, der eben so hoch wäre als er selbst: so — müsste die Theorie wohl unrichtig seyn. Ein solcher Antipode ist denn, wenn wir einen Längenunterschied von 12 bis 13 Graden, der hier in der That ganz unbedeutend ist, nicht achten wollen, wirklich vorhanden, und Rec. muss es den sel. Forster verantworten lassen, dass er auf Neuseeland eine Gebirgskette von etwa 150 deutschen Meilen in der Länge setzt, und die eine von ihm gemessene Spitze, Cap Egmont, zu 14,373 Fuss Höhe angiebt, das heisst, noch einige Toisen höher, als der Montblanc nach de Luc ist.

Was der Vf. über die Plattheit der übrigen Länder im Südocean sagt, kann auch nicht genügen. Wer mag behaupten, dass um den Südpol kein Land sey? — Dass die Seefahrer des Eises wegen sich dem Südpole nicht nähern konnten, daraus lässt sich unmöglich folgern, dass es kein Südpolarland gebe. Wer mag ferner behaupten, dass Neuholland keine hohen Gebirge habe? Kennen wir denn mehr davon als die Küsten? Wer Europa an den Küsten von Holland beträte, würde nicht errathen, dass es Alpen hat; eben so geht es uns mit Neuholland. Die höchsten Gebirge sind in einer für den Durchmesser eines solchen Continents ganz unbedeutenden Entfernung unsichtbar, und Neuholland könnte Gebirge haben, die weit höher als die Cordillere sind, ohne dass man ihr Daseyn an den Küsten ahndet.

Rec. übergeht eine Menge anderer Einwürfe, die sich machen liessen. Das allgemeine Zurücktreten des Wassers auf der nördlichen Halbkugel ist z. B. ohne hinlänglichen Beweis angenommen; wenigstens sind die dieser Annahme gerade entgegenstehenden Thatsachen ganz mit Stillschweigen übergangen; der Beweis, dass auf der südlichen Halbkugel die Herrschaft des Meeres eben so zu- wie in Norden abgenommen hat, fehlt ganz; er wird sich auch wohl nicht führen lassen, da die südamerikanischen Savannen, die Corallenriffe und Inseln der Südsee eine ähnliche Abnahme des Meeres in Süden wie in Norden andeuten. Diese Wurmgehäuse wurden von ihren alten Bewohnern gewiss nicht über die Oberfläche des Elements, das sie bewohnten, hinausgebaut; wie kommt es, dass sie jetzt in so grosser Zahl hervorragen, wenn der Wasserstand nicht auch hier niedriger geworden ist? —

Genau besehen, bleibt dem Vf. zur Stütze seiner Theorie nichts übrig, als die grössere Wasserfläche der südlichen Halbkugel, und diese allein beweist nichts. Rec. sieht die Sache so an. Der Satz, dass der Schwerpunct der Erde excentrisch sey, ist von der äusseren Gestalt der Erde unabhängig; auf der anderen Seite ist die Vertheilung der hohen und tiefen Puncte auf der Erde von der Lage des Schwerpunctes unabhängig; da aber die *Vertheilung* des Wassers auf der Erde stets von der Lage der hohen und tiefen Puncte abhängig ist, obgleich sein *Stand* durch die Lage des Schwerpunctes bestimmt wird: so folgt daraus, dass die *Vertheilung* des Wassers und der hohen und tiefen Puncte der Erde, die überhaupt gegen ihre Masse verschwinden, nicht hinlängliche Data sind, um die Lage des Schwerpunctes auszumitteln. *Vertheilung* des Wassers und *Wasserstand* sind zwey durchaus nicht zu verwechselnde Dinge. Die Aufgabe: eine Ordnung der Dinge zu erfinden, wo der Schwerpunct in die trockene Halbkugel fällt, wird niemand für unmöglich zu lösen erklären; eine solche Hypothese liesse sich für die Erde vollkommen so gut durchführen als die vorliegende: das dürfte doch aber nicht seyn, wenn sie Ansprüche auf Gültigkeit machen will. So wenig also die Theorie dem Zustande der Dinge auf der Erde Genüge leistet; so wenig sie, besonders in geognostischer Hinsicht, befriedigt, wo eine Menge von Irrthümern zu berichtigen wären: so wenig kann man ihr das Verdienst absprechen, dass sie gedacht ist, und zu denken giebt; und das ist immer kein kleines Lob. Es war nützlich, den Gegenstand auch von dieser Seite anzusehen, und nur durch verunglückte Versuche können wir uns zu einer haltbaren Theorie erheben.

Gg.

KURZE ANZEIGEN.

NATURGESCHICHTE. *Erfurt*, b. Müller: *Möglichst vollständige Naturgeschichte für Bürger- und Landschulen. Säugthiere*, I Bandes 1 Abtheilung. Mit Abbildungen. 1803. 204 S. 8. (8 Gr.) Nach einer Einleitung in die gesammte Naturgeschichte, die wir jedem Freunde dieser Wissenschaft empfehlen können, classificirt der Vf. die Säugthiere nach den linneischen Unterscheidungs-Kennzeichen in sieben Ordnungen, und stellt dieses System im Allgemeinen S. 85 dar, worauf er die Kennzeichen der Gattungen, welche von der Bildung der Zähne u. s. w. hergenommen werden, angiebt. Wir finden das Bekannte gut ausgeführt.

HP.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 NOVEMBER, 1806.

BOTANIK.

Halle b. Kümmel: *Anleitung zur Kenntniſs der Gewächſe.* In Briefen von *Kurt Sprengel*, Prof. der Botanik zu Halle. I Sammlung: Von dem Bau der Gewächſe und der Beſtimmung ihrer Theile. Mit 4 Kpf. 1802. 421 S. — II Sammlung: Von der Kunſtſprache und dem Syſtem. Mit 4 Kpf. 1802. 366 S. — III Sammlung: Einleitung in das Studium der kryptogamiſchen Gewächſe. Mit 10 Kpf. 1804. 374 S. 8.

Das Studium der Botanik war bisher mit Sammlung methodiſcher Unterſcheidung und Benennung der Gewächſe beſchäftigt. Ein Unternehmen, welches man auf den erſten Blick für unbedeutend und leicht erreichbar halten könnte, das aber, als unerläſsliche und allſeitig von einem tief verborgenen Hinderniſs umgebene Foderung, die erſte und faſt einzige Aufgabe der Botanik geworden iſt. Die gelehrte Mühe, welche bisher mit einer ſeltenen Ausdauer darauf gerichtet war, iſt ſchon zu ſolchen Maſſen herangewachſen, daſs ſie ſelbſt das zu ordnende Pflanzenreich an Umfang und Verwirrung zu übertreffen anfängt, und das davon errungene Reſultat iſt jetzt das allgemeine Geſtändniſs eines noch unvollendeten und vielleicht nur in ungewiſſer Annäherung ausführbaren Unternehmens. Der Botaniker weiſs ſich nur mit der Hoffnung, daſs es einmal beſſer werde, die Sache nur durch den Entſchluſs, ſie auf jede Gefahr ohne Seitenblick fortzuſetzen, zu erhalten; und gleichwohl tritt in dieſer Lage eine groſse Zahl von Schriften auf, welche aus eben dieſer Botanik dem kindlichen Alter, dem weiblichen Geſchlechte und überhaupt dem gebildeten Publicum Belehrung und Unterhaltung verſprechen. Ein ſonderbarer Widerſpruch! — Liegt es an der reichgeſchmückten ſchöpferiſchen Natur des Gewächsreiches, welche das weibliche Gemüth zur ſtrengen Schule zog? — Oder iſt es der Miſsgriff der Gelehrten, daſs ſie ihr Beſtreben, die Botanik von der bisherigen Beſchränktheit und Plage zu löſen, durch Ausbreitung dieſer Beſchränktheit und den äuſseren Schein der Allgemeinheit zu erreichen meinten? — Führt ſie vielleicht die durch den Zeitgeiſt verminderte Theilnahme an ihrem Werke auf den Entſchluſs, bey dem anderen Geſchlechte ein friſches Publicum zu ſuchen? — Oder iſt es eine Spur der alten Barbarey, welche jeden Fortſchritt der Schule wieder mit der allgemeinen Bildung verwirren muſs, und in jedem Fache das für das populärſte erklärt hat, was an ihm das trivialſte iſt? —

Die Leſer werden ſich hierüber durch nähere Anſicht eines ſolchen Verſuchs der populären Botanik am beſten unterrichten, und dazu geben vorliegende, zunächſt an das weibliche Geſchlecht geſchriebene, Briefe vielſeitig belehrenden Anlaſs.

Der zweyte Theil, welcher den Unterricht über die botaniſche Sprache und die Unterſcheidung der Gewächſe nach Linné enthält, ſchlieſst ſich zunächſt an das herrſchende Studium, und führt uns alſo gleich auf den entſcheidenden Moment des ganzen Unternehmens. In der Vorrede wird darauf ſchon vielverſprechend hingedeutet. Es heiſst: „Die Botanik ſey bisher zur Wortklauberey herabgewürdiget; man habe die botaniſche Kunſtſprache irrig für den weſentlichen Theil der Botanik gehalten, und durch ihre Erlernung das gebildete Publicum, beſonders das weibliche Geſchlecht, abgeſchreckt.“ Wie muſs es aber den Leſer befremden, ſchon beym Durchblättern Entdeckungen wie folgende zu machen: „S. 30. *Blattlos* ſind Stengel, wenn ſie keine Blätter haben“ — „S. 33 *Aufwärtsgebogen* iſt der Stengel, wenn der untere Theil auf der Erde liegt, und der obere gerade ſteht.“ — S. 21 daſs „das klebrige vom ſchmierigen,“ — S. 15 „das zirkelrunde vom rundlichen“ unterſchieden werden müſſe; daſs borſtig, weichhaarig, ſeidenartig u. dergl., ſo wichtige Unterſcheidungen ſind, daſs man z. B. die ſilberblättrige Potentille leicht mit anderen Potentillen verwechſeln würde, wenn nicht die Ausdrücke zottig und filzig die Entſcheidung gäben. S. 6. — Wer wird denn wohl im Ernſte meinen, daſs die Leſerinnen auf die Unterſcheidung der ſilberblättrigen Potentille von den anderen einen Werth legen können? — Wir — werden ſie erwiedern — lieben die Pflanzen, und pflegen ſie gerne; wir erfreuen uns an dem unerſchöpflichen Keimen und wundervollen Blühen; Alles iſt an den Pflanzen ſo fein und abgemeſſen ausgebildet, ſogar die letzten Spitzen und Härchen kommen, wie wir erfahren, ſo beſtimmt hervor, daſs darauf die botaniſche Gelehrſamkeit gegründet werden kann. — Das wird wohl nur bey den Pflanzen ſeyn, und es würde uns freuen, wenn uns ein erfahrener Mann über dieſes eigene Weſen belehren wollte; auch müſste es nicht unintereſſant ſeyn, zu ſehen, wie die Gelehrten ſo ungefähr mit jenem künſtlichen, durch ſtrenge Worte mühſam erreichten Unterſcheiden umgehen, wenn es uns in einem Beyſpiel gezeigt werden könnte. Wir wollten ihnen gern alsdann das Geſchäft, die unzähligen Namen zu unterſcheiden, überlaſſen, und zufrieden ſeyn, von ihnen bey einer ſchönen Pflan-

ze auch den Namen erfahren zu können. Es gefällt uns sehr, dass bey den Pflanzen so strenge auf den rechten Namen gehalten wird; aber unmöglich können wir an allem, was die Erde wachsen läst, so besonderen Antheil nehmen, wie die Botanik, welche allein aus der Namenkenntniss ein eigenes Studium errichtet hat. — Diese Bemerkungen scheinen auch den Vf. beunruhigt zu haben! Wenigstens hat er die botanische Kunstsprache und das Unterscheidungssystem des Linné in ausgezeichneter Oberflächlichkeit abgehandelt. Dadurch ist aber nichts gewonnen. Denn sollen einmal die Leserinnen in die botanische Schule kommen, so muss man ihnen doch zutrauen, dass sie eben so wenig, als die Männer, mit halbem Unterrichte zufrieden seyn werden. Hier hat es aber an einigen Stellen das Ansehen, dass sie ernstlich belehrt werden sollen, an anderen, dass die Sache für sie zu gelehrt sey, und in der Hauptsache des Unterscheidungssystemes werden andere Bücher vorausgesetzt. Der ganze Unterricht vom Linneischen Systeme ist misslungen. Denn für diejenigen, welche die Sachen, wovon hier geredet wird, schon kennen, ist es überflüssig; die Lernenden erfahren aber nur, dass in der Botanik von vielen Dingen die Rede sey, wovon sie noch nichts wissen, und zu deren Erlangung sie hier keine Auskunft finden. Hätte der Vf. nur aus *Willdenow's* Grundrisse die Kupfertafeln beyfügen lassen, und dabey den Leserinnen einige allgemein bekannte und vorhandene Gewächse zur anschaulichen Grundlage beschrieben: so würde er seiner Absicht näher gekommen seyn. Hier muss aber immer vorausgesetzt werden, dass die Leserinn noch einen Lehrer zum mündlichen Unterricht finden werde. Diess muss der Vf. selbst geahndet, und ihn in Unzufriedenheit mit seinem Werke gebracht haben. Denn im dritten Theile wird der unglückliche Versuch mit dem weiblichen Geschlechte aufgegeben, und der Unterricht an die Männer gerichtet. Dass darauf zu Anfange des Buches nicht gerechnet war, sieht man aus dem ersten Briefe des ersten Theiles, worin der Vf. seiner Schwester schon die Freuden dieses letzten Theiles preiset, „die zartesten Kinder, welche im Herbst die Geheimnisse ihres Baues enthüllen, zu sehen, und die verborgene Pracht der Moose wahrzunehmen." Gewiss würde der Vf. seine zartesten Kinder im Pflanzenreiche vorzugsweise bey den Leserinnen eingeführt haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, das Missfallen möge bey den ledernen Flechten, einförmigen Moosen und übrigem Schmutz der Kryptogamie nicht den zärtlichsten Ausgang nehmen, und die Botaniker könnten dem halbgelehrten Balancement des zweyten Theils, bey diesen ihren Lieblingen, eine üble Deutung geben.

Sehen wir nun auch auf den ersten Theil dieser Briefe, so werden wir der Quelle des missglückten Unternehmens näher geführt. Der erste Theil ist mit sogenannter Zergliederung und mit dem Bau der Gewächse beschäftigt. Damit muss nach des Vf. Meinung „ein liberales, für das Gemüth jedes gebildeten Menschen, besonders des weiblichen Geschlechts, vortheilhaftes Studium der Botanik anfangen." Das Resultat dieser Zergliederung besteht im Allgemeinen darin, dass, wenn man die Fasern, welche mit dem feinsten Messer aus einem Pflanzentheile geschnitten werden, bey einer auf viele tausend Mal gebrachten Vergrösserung ansieht, doch immer noch, so lange etwas gesehen wird, auch einiges bestimmt zu unterscheiden ist; z. B. am Holze Schrauben und Treppengänge, auf den glatten Flächen regelmässige Figurationen, in den Flüssigkeiten Kügelchen u. d. m. Aus diesen mikroskopischen Entdeckungen bauet der Vf. nun das Gewächs zur natürlichen Grösse wieder heran. Wenn nämlich nach seiner Meinung die Fasern so viele und so und so zusammenkommen: so wird daraus ein solches, und wenn sie anders zusammenkommen, so wird es gewiss auch anders. Diese mikroskopischen Entdeckungen (deren Richtigkeit wir bald umständlicher prüfen werden) einmal mit eigenem Auge zu sehen, könnte für die Leserinnen nicht ohne Belehrung seyn; allein der Vf. will das mikroskopische Zerlegen als das Hauptstudium der Botanik empfehlen, und behandelt es viel strenger als die Kenntniss der Gewächse im zweyten Theile. Er giebt sogar im 2 Briefe der Fr. von Gr. den ausführlichsten Unterricht, wie sie das Vergrösserungsglas zwischen die Finger nehmen, die Nadel und Lanzette anfassen und scharf halten müsse! — Aber diese eigene Beschäftigung mit dem Mikroskope und Nachsuchen der Schraubengänge u. s. w. an allen Gewächsen ist ein durchaus leeres Spiel. Denn wer einmal den Schraubengang unter dem Mikroskope oder in einer Zeichnung gesehen hat, der kennt ihn hinreichend, und wird den Vf. richtig verstehen, wenn erzählt wird, der Schraubengang sey hier weiter oder enger, fehle dort u. s. w. Der Vf. meint zwar durchs Mikroscop den Bau des Gewächses beobachtet zu haben; allein das werden ihm die Leserinnen so wenig zugeben, als dass der Strumpf, weil er aus Maschen besteht, von den Maschen gemacht sey, oder dass das Studium des Strumpfes in mikroskopischer Betrachtung der unzähligen Flachsfasern, woraus der Faden jeder Masche gesponnen ist, bestehe.

Ausser dem Mikroskope hat der Vf. noch die Chemie auf diese populäre Botanik angewendet, doch mit grösserer Nachsicht. „Da Sie, meine verehrte Freundin, sich schwerlich mit chemischen Versuchen selbst beschäftigen werden, so müssen Sie sich freylich mit Zergliederungen begnügen" S. 22. — Dagegen wird man aber einwenden, dass die chemischen Versuche, wenn sie zur Botanik gehören, nothwendiger als die mikroskopische Zergliederung seyn müssen. Denn Treppen und Schraubengänge kann man sich leicht vorstellen, aber wohl nicht Sauerstoff, Kohlensäure, Ammoniak, Soda u. s. w. Man muss hier bedauren, dass keine von den Leserinnen, welche diese an sie gerichteten Briefe in der Handschrift gelesen und über den Vortrag ihre Zufriedenheit bezeigt haben sollen (*Vorrede* I. etc.), dem gelehrten Professor bemerklich machte, dass hier doch wohl die Leserinnen mit den Zuhörern seines Collegiums verwechselt wurden. Er verweiset sie sogar auf chemische Zeitschriften, welche sie lesen! — (S. 165) Be-

denklich scheint es dem Vf. selbst gewesen zu seyn; wenigstens giebt er dem chemischen Unterrichte einen besonderen Nachdruck. S. 165: „Sie sagen sehr schön mit der edlen Prinzessin Eleonore in *Goethes Tasso*:

Ich freue mich, wenn kluge Männer sprechen,
Dass ich verstehen kann, wie sie es meinen,
Es sey von einer Wissenschaft die Rede,
Die durch Erfahrung weiter ausgebreitet
Dem Menschen nutzt, indem sie ihn erhebt.
Wohin sich das Gespräch der Edlen lenkt
Ich folge gern, denn mir ist leicht zu folgen."

In diesem Vertrauen meint er denn, nicht fürchten zu dürfen, dass er trocken oder dunkel werde, und so folgt gleich der Nachsatz: „Kohlensaures Wasser ziehen die Gewächse an!!"

Unter solchen chemischen und mikroskopischen Bestrebungen ist nun der eigentlich botanische Unterricht gänzlich umgekommen. Ueberall streicht er an der Oberfläche der Vegetation fort, jedesmal das erwählend, was nur in untergeordneter und entfernter Beziehung am Gewächse Bedeutung hat. Das Wichtigste an den Blättern ist hier die Aushauchung, an dem fortgehenden Keimen und Zeugen der Vegetation die Vergleichung mit dem thierischen Leben, am Wachsthume das Aufsteigen des Saftes, u. s. w. Ueberhaupt sieht man überall die Verlegenheit über das, was denn hier von dem Gewächsreiche gelehrt werden soll, desto eifriger aber das Bestreben, äussere und zufällige Beziehungen herbey zu suchen, um damit vor dem Gegenstande, wo der Unterricht nicht eindringen will, so viel hin und her zu spannen, dass es das Ansehen gewinnt, er sey wirklich gefangen. Dieses vergebene Drängen, den Leserinnen die populäre Botanik, ohne zu wissen was das sey, und wozu, vorzutragen, kommt schon im 1 *Briefe* zum Vorschein. Hier soll das botanische Studium empfohlen werden; es wird von allen Seiten gehoben und gewendet, aber immer fällt es hart und kalt zurück. Kein äusseres Mittel der Empfehlung bleibt unversucht, aber umsonst, bis sich endlich der Unwille, dass die Botanik in ihrem wahren Werthe nicht erscheinen will, an anderen Studien abkühlt, und der Vf. so ohne weitere Umstände an die Sache kommt. Damit wir dem Buche nicht Unrecht gethan zu haben scheinen, wollen wir noch diese Empfehlung in ihren einzelnen Motiven verfolgen. S. 4: „Das eigentliche Studium der Pflanzen oder die Erforschung ihres Baues und die genaue Unterscheidung der Arten, setzt alle Kräfte des Geistes in Bewegung, und gewährt einen so leichten Ueberblick des Spiels unserer Thätigkeit, dass dadurch das lebhafteste und reinste Vergnügen entsteht." — Also zuerst Spiel mit sich selbst, Vergnügen, auch vollkommen so, wie es in den psychologisch-ästhetischen Compendien beschrieben wird, und zwar von dem langweiligsten Geschäfte, dem mikroskopischen Zergliedern und dem Unterscheiden der Arten. Darauf folgt nun: S. 5 „dieses Vergnügen könne der Botaniker in jeder Jahreszeit geniessen; sogar im Winter sehe man noch die Pracht (!) der Moose, und wenn auch alles aufgehe, so habe man die Sammlung getrockneter Pflanzen zu betrachten; auch komme dann der Austausch; mit freudigem Herzklopfen werde jedes Päckchen, welches der entfernte Freund schickt, geöffnet u. s. w." Also nicht allein Vergnügen, sondern auch als zweytes Motiv voll auf! — Winter und Sommer. Nun folgt unmittelbar der Nachsatz: „die Vortheile, die der gebildete Mensch aus der Kenntniss der Pflanzen zieht, sind so beträchtlich, dass sie *kaum leise* angedeutet werden dürfen." Ein kluger Ausweg, das Einverständniss lieber vorauszusetzen, und das Zutrauen des wissbegierigen Lesers geradezu in Anspruch zu nehmen; obgleich Rec. sehr bedauert, dass der Vf. ihm nicht aus seiner Fülle etwas kräftig angedeutet hat. Doch er kommt zurück: S. 7. „In der Natur sey nichts umsonst, jedes um des anderen Willen da, u. s. w. Wenn solche Betrachtungen nicht auf Geist und Herz wirken, so wisse der Vf. nicht, wodurch die Bildung noch stärker befördert werden könne. Der Scharfsinn, der Witz und der Verstand werden in Thätigkeit gesetzt, die Einbildungskraft gehe nicht leer aus, werde aber doch gemässigt; das Gemüth werde zur Sanftheit gestimmt, und durch Entzifferung der Schriftzüge im Buche der Natur werde Bescheidenheit, die Krone aller Tugenden, ausgebildet. Man lerne die Absichten des Urhebers der Natur besser ahnden, sehe die Spuren seiner Macht, Weisheit, Güte. So entstehe Religiosität u. s. w." Also pädagogische und fromme Motive! — Es fehlt nur noch, dass der Sorites bis an den ewigen Frieden fortgeführt, und die Botanik allen edlen Fürsten als Arzeney des Staats und der Religion ans Herz gelegt würde. Indess scheint der Vf. noch besorgt zu seyn, dass die böse Welt auch diese Universalmotive verkennen werde. Denn er wendet sich plötzlich sich selbst befragend S. 11.: „Und diese treffliche Wissenschaft, meine theure Friderike, sollte zur Bildung des weiblichen Geschlechtes nicht nützlich, nicht nothwendig seyn? — *Nein* du bist gewiss mit mir vom Gegentheil überzeugt." — Aber doch setzt der Vf. noch einmal an, und zwar mit einem diätetisch-medicinischen Motive, welches alle Mütter rühren muss: S. 12. „Alle Kunstfertigkeiten, die sich das Mädchen erwerben muss, untergraben ihre Gesundheit, schwächen ihre Augen, (das Mikroskop nicht?) machen Trübsinn u. s. w. Wenn sie gelehrt würden, auf Bergen und in Wäldern Gewächse zu suchen, ihren Garten selbst zu bearbeiten: so würden ihre Sinne besser, und man würde nicht mehr so viele unglückliche Geschöpfe sehen, die durch Lesen geschmackloser Bücher eine romantische Verzerrung erlitten haben u. s. w." — Doch scheint dem Vf. die Frage vom botanischen Studium noch bedenklich zu seyn, er nimmt sie noch einmal vor, und da kommt denn die Hauptsache zum Vorschein: „Endlich weisst du, wie nothwendig und angenehm der Unterricht in den Naturkenntnissen bey der Bildung des kindlichen Verstandes ist. Wer anders als die Mutter hat die Pflicht, dem Kinde die ersten Begriffe beyzubringen? — Wie könnte also eine Mutter gleichgültig gegen Naturkenntnisse seyn? u. s. w." — Das erschöpft freylich alles, und so kommt der Schluss: „alle diese Gründe scheinen mir wichtig genug zu

feyn, um Beherzigung zu verdienen. Sie überzeugen, wie mich dünkt, von der Nothwendigkeit, deinem Geschlechte Kenntnisse mitzutheilen, die *gemeinnütziger und wenigeren Missbräuchen unterworfen sind, als so viele andere gepriesene Wissenschaften und Sprachen*, womit die Weiber nur zu glänzen suchen, ohne sich um einen Schritt ihrer wahren Bestimmung zu nähern." —

Wir werden durch diese Belege unser Urtheil, dass das vorliegende Buch ohne Idee und Plan unternommen sey, hinreichend beurkundet haben. Der Vf. hat gegen seinen Beruf den Entschluss gefasst, eine populäre Botanik zu schreiben; er hat sich zuerst hineingeredet, und dann mit eigener Erwartung vom guten Erfolge bestens aufgeschraubt, als „Geheimnisse der Natur errathen" — „mit frohem einfachem Sinne an der Schönheit der Formen hängen" — „Gefühl für die Wunder der Schöpfung haben" und dergleichen herrliche Dinge mehr. Er hat durch die Briefform, durch eingewebte Stellen aus Virgil, Haller und anderen Dichtern, durch fromme Sentenzen von der Weisheit und Güte Gottes, die Popularität zu gewinnen, und das langweilige Geschäft der mikroskopischen Betrachtung zu würzen gehofft. Der Briefform hat er die vollkommenste Wirklichkeit eines Postbriefes zu geben, und diese durch Particularitäten und Privatangelegenheiten anschaulich zu machen gewusst, z. B. dass er der Tante die Pflanze geschickt habe, weil sie sie gegen die Gicht brauchen wollen (S. 71) — dass er seine Schwester schon als Knabe von 8—9 Jahren in der Botanik unterrichtet habe (S. 3.) u. dgl. m. Dadurch, dass er die bisherige Botanik, welche Wortklauberey heisst, zur mikroskopischen und chemischen Klauberey gesteigert hat, meinte er eine neue und würdigere Seite an der Botanik entdeckt zu haben. Als aber diese Mittel erschöpft waren, kam alsbald im zweyten Theile aus der ersten Abspannung die alltägliche Schulbotanik wieder hervor. Damit war der unglückliche Versuch gebüsst, und im dritten Theile der Rückgang zur Bekehrung eingeschlagen.

Möge dieser Vorgang dem Publicum eine allgemeine Warnung seyn gegen die Menge von Scribenten, welche in der Unfähigkeit, ein Studium weiter zu führen, das erlernte und kaum verstandene Werk der Schule schon auf öffentlichen Markt zu tragen, und die ernstliche Beschäftigung in eine geschmacklose Tändeley zu verkehren eilen!

Wir kommen jetzt zur Prüfung des botanischen Inhalts dieser Briefe. Im *vierten* sucht der Vf. zu zeigen, dass man von der Pflanze keine Erklärung geben könne; er meint damit, dass sie durch kein einzelnes Merkmal, als Wurzel, Ausdünstung u. dgl. vom Thiere zu unterscheiden sey. Das ist ganz richtig, aber nicht, wie es hier vorgetragen wird. Es soll nämlich (S. 39) durch Vergleichung der einzelnen Merkmale „*bey allen Pflanzen und Thieren*" gezeigt werden, dass durch kein Merkmal feste Grenzen beyder bestimmt werden. Nun ist hier die Vergleichung nur von einigen solcher Merkmale geschehen; es könnte demnach immer noch irgend einmal das feste Merkmal aufgebracht werden; und wenn der Vf. sie auch zu hunderten widerlegte, so wäre doch auf diesem Wege noch dieselbe Gefahr von dem nächstfolgenden zu erwarten. Der Vf. wird nie dazu gelangen, alle Merkmale möglicher Vergleichung zwischen Thier- und Pflanzenwelt gefunden zu haben. Zudem ist bey Aufstellung der beliebten Merkmale der Vegetation, als Wurzel u. s. w., nie die Meinung gewesen, sie damit, wie durch numerirte Kleiderknöpfe, gestempelt zu haben, vielmehr dachte man z. B. in der Wurzel das Organ zu sehen, worin der Begriff des Gewächses seinen unmittelbaren Ausdruck gefunden. Halten wir aber den Vf. bey obiger Behauptung, dass Thier- und Pflanzen-Welt keine wirkliche Grenze haben, fest: so giebt er uns dadurch das beste Mittel, ihm die gesammte Arbeit der gegenwärtigen Botanik, welcher auch er sich angeschlossen hat, zu verderben. Denn unmöglich wird er behaupten dürfen, dass noch zwischen den Pflanzengeschlechtern feste Grenzen durch botanische Merkmale möglich sind, wenn er sie schon vom Pflanzen- und Thier-Reiche aufgegeben hat. Wird aber diess zugestanden, so ist nicht abzusehen, wie man es ferner mit der Linneischen Botanik wagen könne.

Im 5 *Br.* nimmt der Vf. die entgegengesetzte Meinung. Er sagt: S. 55 „zur gründlichen Kenntniss gehöre die Bestimmung der Merkmale", und er versucht dann ein Merkmal der Unterscheidung des Pflanzenreichs vom Mineralreiche zu geben, obgleich schon S. 56 dieser Vorzug dem Mineralreiche abgesprochen und gesagt ist, dass es sich ins Pflanzenreich allmählich verliere. Solche Widersprüche kommen in diesem Buche nicht selten vor. Das unterscheidende Merkmal ist aber (S. 58): „dass die Gewächse das Vermögen haben, durch ihren Bau das Ueberflüssige und Schädliche auszuscheiden, sich das Fremdartige anzueignen, und eine viel mannichfaltigere Mischung zu erhalten. Hier wäre es doch dem Vf. viel leichter, als beym Thierreiche gewesen, den Unterschied auf seine Weise zu widerlegen. Denn in Ansehung der mannichfaltigen Mischung erzählt er selbst, dass die Moose nur aus gummösen Stoff bestehen. (3 Thl. S. 14); und auf die Function, dass die Pflanzen was Schädliches und Unnützes machen und wieder ausscheiden, hätte er um so weniger halten sollen, als eine solche Function selbst ganz unnütz ist, und seiner Behauptung zufolge „in der Natur nichts umsonst, nichts ohne Nutzen ist" (S. 7. 1 Thl.). Zuverlässiger soll indess das Merkmal vom zelligen Bau der Pflanzen seyn (S. 60); allein da der Vf. diesen nur als mikroskopische Entdeckung kennt, so ist er doch nicht gewiss, ob nicht die fortschreitende Vergrösserungskunst auch an den Steinen das Zellgewebe in höchster Feinheit darstellen werde. Lustig ist es übrigens, dass dem Merkmal zufolge sogar die Ceder erst unter dem Mikroskope als Pflanze erkannt würde! —

(*Die Fortsetzung folgt im nächsten Stücke.*)

Druckfehler. In No. 253. S. 172. Z. 6 u. 7. von oben st. *vier gerade Zahlen*, l. *eine gerade Zahl.* S. 173. Z. 24 u. 26. von unten st. 6 l. 8. In No. 267. S. 283. Z. 5 von oben st. *Jagert* l. *Ziegert.*

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 NOVEMBER, 1806.

BOTANIK.

HALLE, b. Kümmel: *Anleitung zur Kenntnifs der Gewächse.* In Briefen von *Kurt Sprengel* etc. I — III Sammlung.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der 6 *Brief* enthält Beyspiele von den verschiedenen Familien der Gewächse, als Schwämme, Flechten, Moose, Farrnkräuter, Gräser, Palmen u. f. w., fo oberflächlich aufgefafst, dafs dem Vf. für fich Recht gegeben werden mufs, wenn er den Verfuch zu einem natürlichen Syfteme für fruchtlofe Anmafsung erklärt. So hat er z. B. für die Familie der Gräfer das Zufälligfte in ihrer Vegetation ausgewählt, und fie befchrieben als „Gewächfe, die mit langen fchmalen Blättern verfehen find, farbenlofe Blumen tragen, und mehrentheils auf 2—3 Befruchtungswerkzeuge in jeder Blüthe eingefchränkt find.“ Da wären ja auch Juniperus, Thefium, Salix, Ofyris u. v. a. zu den Gräfern zu zählen! — Der 7 *Br.* von der klimatifchen Verfchiedenheit des Gewächsreiches hätte der letzte des ganzen Werkes feyn follen; die Lefer follen ja erft Pflanzen kennen lernen! — Das mag auch der Grund feyn, warum der Vf. hier die wichtigften Gegenftände diefes Abfchnitts überging. — Im 8 *Br.* fängt die mikroskopifche Beobachtung an. Man mufs dem Vf. darin beyftimmen, dafs bisher „unrichtig eine Aehnlichkeit in Bau und Verrichtung der Thiere und Gewächfe vorausgefetzt fey“ — allein das Zergliedern der Pflanzen ift nicht weniger eine unrichtige Anwendung der thierifchen Anatomie. Beym Thiere ift jedes Organ in feiner Haut einfam verfchloffen, und nur durch das allgemeine Gewebe mit den anderen verbunden; hier, wo wirkliche Glieder find, wird das Meffer gefodert. Aber die Pflanze ift Ein Wachsthum, und hat fich gleichfam felbft fo weit hervoranatomirt, dafs der Vf. fich vergeblich bemühen wird, *ohne Fiction* etwas neues herauszufchneiden. Diefe ift, wie wir zeigen werden, immer dazu nöthig, und der Vf. felbft drückt fich fehr fein darüber alfo aus: „Wer auch, mit den beften Werkzeugen verfehen, diefelben noch fo gefchickt zu gebrauchen verfteht, wird doch *beftändig* finden, dafs die feinften Theile fich nicht ganz dem Blicke enthüllen. Man mufs alfo immer den Verftand und die Einbildungskraft zu Hülfe nehmen, um Schlüffe aus den Beobachtungen zu ziehen, und in diefen Schlüffen kann man fich nur gar zu leicht irren“ (S. 87.) — Die Zergliederung des Vf. fängt mit dem Zellgewebe an, welches mit Bienenzellen am beften zu vergleichen fey. In Fig. 1 zeichnet der Vf. einen Haufen kleiner Blafen aus einer keimenden Bohne. Diefs foll der Anfang des Zellgewebes feyn, ift aber auch der Anfang der oben befchriebenen Einbildungskraft; denn die Beobachtung zeigt nur Blafen. Darauf könnte die Bildung des Zellgewebes nachfolgen; dafs aber diefes aus jenem Anfang wirklich entftehe, kann nicht gefehen werden. Fig. 2 foll eine weitere Ausbildung des Zellgewebes feyn; man erkennt aber darin nur einen auf dem Schieber des Mikroskops aus einander gefloffenen fchleimigen Saft. Eine andere Beobachtung ift Fig. 14 aus dem feften Holze genommen, allein man fieht hier keine Bienenzellen; zudem hat das gezeichnete Stuck durch den Schnitt ins Holz fein Anfehen erhalten. Die Fig. 5 a foll das Zellgewebe der Rinde zeigen; man fieht hier aber nur aus einander gereihete Kügelchen. Fig. 7 und 8 follen das Zellgewebe auf der Oberfläche der Blätter zeigen; man fieht aber Fig. 7 nur einen zufammenhängenden Zickzack, und Fig. 8, Fig. 9, Fig. 5 b die regelmäfsige *Figuration* einer Fläche, aber keine Bienenzellen. Diefe Figuration fieht man befonders auf der Oberhaut der Gewächfe, wovon im *zehnten* Briefe gehandelt wird. Der Vf. meint hier, jene Figuration der Oberhaut werde von den Zwifchenwänden des Zellgewebes gebildet; diefs folge daraus, dafs in faftigen Gewächfen das Zellgewebe eben fo fechseckig wie auf dem Oberhäutchen fey. Eine Folgerung, welche nicht zugeftanden werden kann. Denn das Innere des Blattes zeigt wohl, *wenn es in der Fläche ausgefchnitten wird*, diefelbe Figuration der Oberhaut; dafs aber fowohl die innere als äufsere Figuration durchs Gewebe fey, kann an fich keine Beobachtung beweifen; vielmehr zeigt das Vorkommen derfelben Figuration auf der Fläche der Oberhaut ihre Unabhängigkeit vom inneren Gewebe. Der Vf. giebt zwar eine Zeichnung von der Tradescantia Fig. 18, um die Fortfetzung des Gewebes in die äufsere Figuration zu zeigen; hier ift aber nur das *unter* der Oberhaut liegende Blattgewebe zu fehen, deffen Mafchen, weil es diefelbe Fläche hat, mit der äufseren Figuration zufammenfallen. Hätte der Vf. die Oberhaut des Stengels und anderer Theile genommen, fo würde er das untere Gewebe nicht immer in derfelben Form gefunden haben, wie Rec. bey öfterer Beobachtung gefehen hat. Richtig widerfpricht der Vf. der Meinung, dafs die Züge der Figuration aus Gefäfsen der Oberhaut beftehen; allein die Hauptfache ift auch

ihm entgangen. Schon an den hier gegebenen Zeichnungen Fig. 8, 18, 19, 27, 28, und noch besser bey eigener Beobachtung und Vergleichung der Oberhaut in gröſseren Stücken und an verschiedenen Gewächsen, wird man bemerken, daſs die einzelnen Vielecke der Fläche nicht immer, wie der Vf. sagt, Sechsecke sind; sie wandeln oft auf derselben Oberhaut zwischen 4, 5, 6, 7, 8, 9 und mehreren Seiten, immer mehr oder weniger ungleichseitig. Verfolgt man nun diese Vielecke von den Puncten aus und um sie herum, welche der Vf. für Ausdünstungsorgane hält: so wird man eine allgemeine Form der fortgehenden Ausbreitung, Vermehrung und Abänderung der Figuration entdecken. Man muſs sagen, daſs hier das lebendige Weben der Fläche zu sehen ist. Auf gleiche Weise sieht man beym *flachen* Schnitte in Holz, Mark u. s. w. die Fasern und die Marksubstanz in dieser Figuration. Bienenzellen sind durchaus nicht zu sehen, auch nicht, daſs jene Figuration durch die Fasern, das Mark u. s. w. gebildet werde, oder daſs sie eine eigene Substanz habe. Man sieht dieselbe Figuration ohne Mikroskop in der Anastomose auf getrockneten Blättern von *Iris*, *Lysirinchium*, *Ruscus*, *Leucojum*, *Allium* u. v. a., und in dem *Hydrodyction* unter den Conserven wird sie ein eigenes Gewächs.

Im 9 *Br.* versucht der Vf. den Uebergang des vermeinten Zellgewebes in Schraubengänge zu zeigen. Er sagt, die Beobachtung lehre, daſs in der in den Zellen enthaltenen Feuchtigkeit ein Vermögen sey, regelmäſsige Bildung anzunehmen. Welche Verworrenheit über das Beobachten! — Der Vf. mag noch so wachsam seyn, so kann er doch nur beobachten, daſs die regelmäſsige Bildung in der Umgebung von Säften geschehe; das Vermögen in den Säften gehört der Fiction an. Er hätte auch auf dieselbe Weise dem Zellgewebe das Vermögen zu Säften und den Schraubengängen das Vermögen zum Zellgewebe geben können: denn daſs die Säfte früher sind, ist, wie wir bald zeigen werden, eine willkührliche Beobachtung. Jene Bildung in den Säften ist aber nach dem Vf. nicht bloſse Krystallisation, sondern „eine Bildung, die die Naturforscher organische nennen, und die ich Ihnen bey anderer Gelegenheit zu erklären die Ehre haben werde." — Wenn sich die Fr. von G., an welche der Brief geschrieben ist, die Gelegenheit vielleicht gefallen lassen sollte: so werden doch die anderen Leserinnen daraus um so mehr einen schlimmen Verdacht ziehen, als der Vf. in dem neunzehnten Briefe, wo die Gelegenheit kommt, wohl von einer organischen Kraft in Bewegung der Säfte redet, aber an der versprochenen organischen Bildung aus den Säften vorübergeht, und im ganzen Werke nicht wieder dazu kommt. Die Schraubengänge (eine unrichtige Benennung; sie sind nur spiral gewundene Fasern, Schrauben erinnern an das Körperliche) sollen aus dem Zellgewebe gebildet werden; denn dieses sey schon im keimenden Würzelchen, ehe sich eine Spur von Schraubengängen entdecken läſst. Allein das Würzelchen ist mit gleichem Rechte später als die Schraubengänge. Denn man könnte auch sagen, auf den Stengel folgt die Blüthe, auf diese der Saamen, und zuletzt auf den Saamen folgt das keimende Würzelchen. — Oder hat der Vf. die mosaische Schöpfungsgeschichte also ausgelegt, daſs der Himmel am ersten Frühlingstage der Erde auch die Saamen ausgesäet habe? — Richtig ist die Bemerkung, daſs die Schraubengänge nicht mit Gefäſsen verglichen werden können; allein die Meinung, daſs sie als Spiralfasern zur Beschleunigung des Triebes dienen, worin die Weisheit der Natur bewunderungswürdig sey, hat der Vf. nicht einmal zu beweisen versucht. (Es scheinen überhaupt viele Naturforscher der Meinung zu seyn, daſs sie für ihre Weisheit den sichersten Freybrief gefunden haben, wenn sie bescheiden der lieben Natur damit ein Compliment machen können.) Die Schraubengänge sollen in Holz und Treppengänge, welche aus Kanälen mit Queröffnungen bestehen, verändert werden. Allein an den dazu gegebenen Zeichnungen ist weder ein Canal, noch das sich Verlieren der Treppengänge in Holz zu sehen. In der gerühmten Fig. 15 sieht Rec. und Jeder, dem er sie zeigte, nur eine Reihe auf einander folgender kleiner Striche.

11 *Br.* vom Haar der Pflanzen. Sehr oberflächlich für eine Schrift, welche das Mikroskop zur Grundlage der Botanik macht. Hätte der Vf. nur *Guettard's* Abhandlungen über diesen Gegenstand benutzen wollen, und dabey auf die Aehnlichkeit des Haares mit den Vegetationen der Confervenfamilie geachtet: so würde er an dem Haar schon mehr als durch die Zergliederung gefunden haben. Das Haar soll zur Ausdünstung dienen, aber auch zur Einsaugung. „Warum — sagt der Vf. S. 136 — sollte auch nicht ein und dasselbe Gefäſs entgegengesetzte Verrichtungen ausüben können?" Freylich! warum sollte man nicht auch die Sache mit Fragezeichen abthun können? — 12 *Br.* Von den Drüsen. Der Vf. nennt sie so „weil man zwischen ihnen und den Drüsen des thierischen Körpers eine gewisse Aehnlichkeit bemerkt". Worin diese Aehnlichkeit und das *Gewisse* an ihr bestehe, erfährt man aber nicht. Gleichwohl wagt der Vf schon darauf zu bauen und zu sagen, daſs die Drüsen, wie beym Thiere, die eigenthümlichen Säfte zuzubereiten *scheinen*, weil man bey Zitronenfrüchten das eigenthümliche Oel aus den drüsigen Stellen beym Schneiden hervorquillen sehe. Das Scheinen hebt freylich den Satz ziemlich wieder auf; und war wohl um so nöthiger, als die angeführte Beobachtung dem Vf. selbst nicht hinzureichen scheinen muſste; denn der Saft der Zitrone ist doch nicht weniger eigenthümlich, und das Oel quillt auch bey abgeschälter Oberhaut aus der Rinde. — 13 *Br.* Von Dornen und Stacheln. Der Vf. meint, daſs der Dorn ein vertrockneter Zweig sey; dieſs widerspricht seiner eigenen Behauptung, daſs er noch wachle. Nachher wird er ein verkrüppelter Zweig genannt. Allein aus dem angegebenen Mangel an Nahrung allein würde nur ein kleinerer, schwacher, leicht abster-

bender Zweig erfolgen, nicht die ausgezeichnete Festigkeit und Spitze, noch weniger das vom Vf. gesehene Durcheinandergehen von Holz, Splint und Mark. Dass ein sogenannter guter Boden die Dornen vertreibe, ist richtig; es folgt aber nicht daraus, dass der Nahrungsmangel Dornen erzeuge. Rec. hat davon folgende Ansicht: Die Dornentragenden Gewächse zeichnen sich durch eine im Verhältniss zum Wachsthum des Stammes überwiegende Neigung zu ausserordentlich vielen kleinen und in grossem Winkel stehenden Zweigen aus, worauf auch die Fruchtbarkeit unserer Obstbäume beruhet. Erhält nun das Gewächs viel Nahrung, so wird die Verzweigungsgewalt zu wirklichen Zweigen herausgebildet. Im Gegentheile tritt sie selbst im Dorn als in sich verhärtete Spitze hervor. Diess geht nach Rec. Erfahrung noch weiter fort, und in Verletzungen, Spaltungen der Rinde über. Rec. hat sogar in solchen Spalten an Pflaumbäumen kleine abwärts gekehrte Dornen gesehen. — Der Vf. sagt, man erzähle von der Alpenrose, sie habe, ungeachtet sie in dürrem Boden wächst, keine Dornen, und von einem Rosenstocke, der im sandigen Erdreich seine Dornen verloren habe. (S. 145) Er nennt diess eine ganz widersprechende Erfahrung, da Dornen sonst im guten Erdreich verschwinden. Es ist hier demnach kein Druckfehler, sondern ein arger Schnitzer, dass der gelehrte Vf. die Dornen mit den Stacheln der Rose verwechselt, welche er selbst zu Anfange des Briefes unterschieden hat. Auch reden *Reynier* und *Dusey*, welche mit jener Erzählung gemeint seyn werden, von *Stacheln*. — 14 und 15 *Br*. Die vegetabilische Chemie. Die sogenannten Bestandtheile werden oberflächlich, und mit falschen Behauptungen untermischt, aufgezählt. So soll sich z. B. die Kieselerde im Wasser, das Kohlensäure oder Laugensalz enthält, auflösen lassen! (S. 162) der Wasserstoff einen üblen Geruch haben! (S. 151) Phosphor ein Bestandtheil der Gewächse seyn, *weil* Weidenholz im Finstern leuchtet! (S. 162) Die Anwendung der Chemie tritt überall als dreiste Fiction auf; so heisst es ohne weitere Umstände: „Diese Stoffe (Wärme- Sauer- Wasser- Kohlen Stick-Stoff sind es, aus denen alle Gewächse zusammengesetzt sind, *durch die sie wachsen, und aus welchen man jede Veränderung derselben zu erklären sucht*" (S. 152). 16 *Brief*. Die Wurzelfasern sollen im Anfange feine Saugwarzen haben (S. 173), deren Saugen auch zu den Fictionen gehört. Die Säfte sollen sich in der Rinde abwärts bewegen, weil ein Schnitt in der Rinde abwärts vernarbt, ein umgelegtes Band über sich eine Geschwulst erregt, und beym flachen Schnitte in Stengel von Mohn und Lactuke der obere Theil länger als der untere tröpfelt. Rec. kann diese schon von anderen angeführten Gründe nicht gelten lassen; denn: 1) ist bekannt, dass eine Beschränkung oder ein Aufenthalt im fortgehenden Triebe des Wachsthums an Stämmen und Zweigen einen vermehrten Seitentrieb setzt. Schon durch das Beugen, noch mehr durch das Beschneiden der Zweige, folgt Vermehrung der Zweige; hingegen werden schlank fortwachsende hochstämmige Bäume spät, selten und immer wenig veraftet, je weiter sich aber die Krone ausbreitet, desto kürzer ist verhältnissmässig der Stamm. Jenes Schneiden und Binden setzt also erst da, wo es geschieht, den abwärtsgehenden Trieb, und beweiset nicht, dass er vor dem Experimente schon vorhanden war. 2) Wie die Beschränkung des fortgehenden Wachsthums Seitentrieb und Entwickelung der Vegetation setzt, so bringt auch umgekehrt der Aufenthalt der Entwickelungen den fortgehenden Trieb, welcher sich als ein von unten Kommen der Vegetation zeigt. Es ist bekannt, dass der Baum desto mehr wächst, je weniger er grünet und blühet, dass viele Gewächse, wenn die Blüthe genommen wird, dafür von unten neue Sprossen geben u. s. w. Auch hier ist der aufgehende Trieb erst durch Blüthenmangel und Aufenthalt gesetzt. 3) Im Stamme ist also weder eine aufwärts, noch eine abwärtsgehende Richtung der Säfte vorhanden; er ist vielmehr gleichgültig gegen beydes, und läfst das eine oder das andere geschehen, wie er zu diesem oder jenem determinirt wird. 4) Den obigen Versuch mit dem Tröpfeln der Lactuke hat Rec. oft und auch an anderen Saftpflanzen wiederholt, ohne aus der oberen Stelle des Schnittes mehr als aus der unteren zu erhalten; ungeachtet ein etwas schnelleres Hervortröpfeln an der oberen Stelle, wo der Saft ohne Aufenthalt unter dem Schnitte aus der Rinde herabfällt, erwartet werden könnte: denn der untere Tropfen muss erst anschwellen, und durch diese Beschwerung fallen. — Dass „die Luftfeuchtigkeiten den ersten Stoff zu den eigenthümlichen Säften hergeben", wird ohne Beweis gesagt. „Die eigenthümliche Organisation des Zellgewebes soll die Eigenthümlichkeit der Säfte geben; die Gewächse von demselben Geruch und Geschmack sollen dieselbe Organisation ihres Zellgewebes, die milchgebenden Pflanzen dieselbe Zellenform, und eben so die harzgebenden haben". Hier finden wir des Vf. Erklärungs- und Beobachtungs-Kunst in ihrem ganzen Lichte! Die Gewächse haben eigenthümliche Säfte; was das heisse, will nicht zum Begriffe kommen. Es ist finster, sonderbar, es soll klar werden, und das geschieht am besten dadurch, dass die Beobachtung unter der Hand bey Seite geschoben und todt geschlagen wird. Man sagt, es ist nicht so, fürchtet euch nicht; sie haben zwar eigenthümliche Säfte, aber es glaube niemand, dass sie ihnen eigen sind, das Zellgewebe hat sie ihnen ja gegeben. Kommt nun die Reihe an das Zellgewebe, so wird ihm die Ehre wieder genommen; denn es ist durch eine organische Kraft so gemacht, dass es so ist, und was diese gemacht hat, mag der Himmel selbst am besten wissen. „Der Geist des Menschen ist arm, aber unendlich reich ist die Natur" (Vorrede III Thl.). Achten wir nun auch auf die Manier, wie der Vf. das Ansehen nimmt, seine *Erklärung wieder durch Beobachtung zu beweisen*: so kommt die wahre Kunst, *Beobachtungen zu machen*, zum Vorschein. Er sagt: „Milchgebende Pflanzen haben dieselbe Form der Zellen, harzgebende gleichfalls". Zeichnungen werden dafür nicht gegeben; aber wozu auch das? —

Denn zeigten wir dem Vf. bey zwey milchgebenden Pflanzen z. B. Asclepias und Euphorbia die verschiedene Form des Gewebes: so braucht er nur zu erwiedern, die Milch sey auch verschieden. Zeigten wir ihm Verschiedenheit bey zwey Arten von Euphorbia: so braucht er nur zu bemerken, wie verschieden die Säfte bey den Arten, sogar bey den Varietäten zu seyn pflegen, und dass es ja noch feine Modificationen gebe, welche die Chemie nicht entdecken kann u. dgl. m. Man sieht also, wie des Vf. Scharfsinn hier eine Beobachtung machen konnte, wovon er sicher ist, dass sie keiner widerlegen kann. So weit bringt es diese ihr Beobachten und Erklären rühmende Physik immer, dass sie, von der Beobachtung lange geängstigt und gepeinigt, ihr endlich eine andere gewiss eigene entgegenstellet. — „Die eigenthümlichen Säfte gelangen auch in die Blüthen und Früchte, denn die Blüthenknospen entstehen vorzüglich (?) in der Rinde". Der Vf. wird aber vergebens den Saft der Pfirsche, den Honig der Blumen in der Rinde zu schmecken versuchen. — „Dass der Zutritt der Luft die Zeitigung der Früchte *am meisten* bewirke, könne man daraus abnehmen, weil keine Frucht geräth, wenn man ihr die freye Luft nimmt" (S. 186). Hat etwa der Vf. eudiometrische Versuche im Verhältniss zu den anderen Einflüssen über die Reife angestellt? — Sonst wird ihm jeder Gärtner am Treibhause zeigen, dass Wärme, Licht und andere Einflüsse eben so sehr, ja wohl mehr als die Luft, zur Reife gehören.

17 *Br.* Das Holz soll aus verwachsenen Schraubengängen bestehen; allein die hier beygebrachten Zeichnungen zeigen nur, dass beydes oft nahe neben einander liegt. Das Holz ist kein Schraubengang, und dass eins aus dem anderen entstehe, kann nicht gesehen werden. — „Die Festigkeit des Holzes hänge von Anhäufung der Stärkemehlkörnchen ab." (S. 202) Soll das Mehl vielleicht als Buchbinderkleister dienen? — 18 *Br.* „Das Mark sey von der Rinde nur durch Lockerheit des Zellgewebes und Mangel der grünen Farbe verschieden; schon daraus könne man abnehmen, wie wenig eigenthümliche Thätigkeit es habe." Diess steht mit dem früher Gesagten im Widerspruch. Die Rinde soll nämlich (S. 185) die eigenthümlichen Säfte bereiten, mithin müsste das von ihr nicht wesentlich verschiedene Mark dasselbe thun. Indess haben wir schon beym Haare gesehen, dass es dem Vf. nicht so genau darauf ankommt, und so könnte er auf gleiche Weise hier sagen: „Warum sollte das Zellgewebe nicht auch das Entgegengesetzte thun?" — Die Scheidewände sollen, „wie leicht zu begreifen, von Anhäufung und Concentration der Säfte herkommen, die hier einen längeren Aufenthalt haben S. 210." Ein Muster des Erklärens! die Scheidewände machen Aufenthalt dieser Anhäufung, und die Anhäufung Scheidewände. — Gegen *Medicus* sagt der Vf., das Mark sey in den Wurzeln nur gedrängter, dichter, weniger zu unterscheiden. Dieser hat aber nie vom mikroskopischen Marke geredet, und der Einwurf vom *Polypodium medullare* ist ungültig, weil, wenn hier wirkliches Mark ist, bey dem Mangel am Begriffe von Wurzel, der Gegner dasselbe Recht hat, diesem Theile die Wurzelnatur abzusprechen. — „Das Mark sey nicht überflüssig, es zeichne sich als ein thätiger, wenigstens nicht träger und unnützer Theil aus (S. 213)." — Der Vf. scheint überhaupt das nützlich und nicht träge seyn für gleichbedeutend zu nehmen; auch S. 122 heisst es von den Spalten der Oberhaut: „sie sind keine unnützen, sondern sehr thätige Werkzeuge." — Die Beschreibung der Wurzeln, als der unter der Erde verlängerte *Stamm*, gilt nur von astigen Wurzeln. Die dafür angezeigte Bemerkung, dass der abgeschnittene Stamm in der Erde Wurzeln schlage, ist sehr oberflächlich aufgefasst. Der Stamm giebt in der Luft auch Blätter und Blumen, aber darum wird sie keiner als aufgeblätterten Stamm unterschieden zu haben meynen. An dem in die Erde gebrachten Stamme keimen die Wurzeln aus der Rinde, wie in der Luft die Blätter, er wird nicht als ganzer Stamm in Wurzeln verlängert. — 19 *Br.* „Die erste Ursache der Bewegung der Säfte" sey die Erregbarkeit, das Vermögen eben so in Thätigkeit gesetzt zu werden, als man bey thierischen Fasern bemerkt. (Hier soll das *eben so* die Foderung des Begriffs abwenden.) Dieses Vermögen habe aber keine Realität, sondern sey eine Vorstellung des Verstandes, soll aber doch unaufhörlich mit einer bestimmten Form und Mischung verbunden seyn, Veränderungen bewirken u. s. w. Bey solchen Zeichen von Mangel an Uebung im Denken hätte der Vf. die Erregbarkeit besser in seinem Vorstellungsvermögen zurückgehalten; indess wird man doch diesem Bestreben, mit der Zeit fortzuschreiten, Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen; und so hoffen wir, dass der Vf. nächstens auch die Pole, die Weltgegenden, Potenzen und das übrige Handwerkszeug der neueren Naturforschung zweckmässig benutzen wird.

Der 20 *und* 21 *Br.* von den Knospen und Zwiebeln zeichnen sich vor den anderen Briefen durch eine ruhige, weniger von der Erklärungssucht unterbrochene Darstellung aus. Dass die Holzaugen durch den aufsteigenden, die Fruchtaugen durch den absteigenden Saft gebildet werden (S. 247), ist durch die dafür angeführte Bemerkung, dass ausländische Bäume selten zu Blüthe und Frucht kommen, weil sie sich in den kleinen Kübeln nicht genug bewurzeln können, nicht erwiesen: denn umgekehrt erhalten wir auch durch das Verpflanzen in engere Kübel Blüthe und Frucht. — Die Entwickelung der Knospen ist übergangen; hier hätte der Vf. aus *Malpighi* viel lernen und vortreffliche Zeichnungen benutzen können. —

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

FORTSETZUNGEN.

Oekonomie. *Hannover*, b. Hahn: *Vermischte landwirthschaftliche Schriften*, aus den Annalen der niedersächsischen Landwirthschaft, drey ersten Jahrgängen, ausgewählt und auszugsweise, in Ansehung der eigenen Arbeiten verbessert herausgegeben von *Albrecht Thaer*. 1805. 2 Bd. 803 S. 8. (2 Thlr.) S. Recens. des 1 Bdes 1806. No. 195.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 NOVEMBER, 1806.

BOTANIK.

Halle, b. Kümmel: *Anleitung zur Kenntniſs der Gewächse.* In Briefen von *Kurt Sprengel* etc. I — III Sammlung.

(Beschluſs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenſion.)

Der 22, 23, 24 *Brief* handelt von den Blättern. „Jede grüne mehrentheils breite und dünne Fläche eines Gewächſes nennen wir Blatt" S. 258. Nun haben wir aber doch Blätter, beſonders ſaftige, von der Dicke eines ſtarken Aſtes, rundlich und von körperlichen Formen, andere ſo ſchmal, daſs von keiner Breite mehr die Rede ſeyn kann, grüne Fläche auch an Zweigen u. ſ. w. Der Vf. hätte alſo dieſe Beſtimmung leicht widerlegen können, aber es iſt der Geiſt des ganzen Buches, durch das Zuſammenzählen einzelner Dinge den Begriff erſetzen zu wollen. — Das Mikroſkop wird wieder auf den Rippenbau der Blätter angewendet, dagegen wird von dieſem, was das einfache Auge zeigt, übergangen; ein Zeichen, daſs bey habitueller Vergröſserung der Augen der Umfang des Blickes auſserordentlich geſchwächt werden kann. Gegen die Meinungen anderer vom Abfallen der Blätter bringt der Vf. vor, daſs es in der eigenthümlichen Lebenskraft gegründet ſey. Auch eine Form des Erklärens, wo man die Sache erſchöpft zu haben meint, wenn man ſagt, ſie beſtehe in einem Eigenthümlichen, einem Normalen, einem Gewiſſen, einem Beſonderen in Beſchaffenheit, Kraft, u. ſ. w. — Ueber die Farbe der Blätter lieſt man ein verworrenes optiſch-chemiſches Raiſonnement. — Daſs die Blätter am Sonnenlichte Lebensluſt geben, und die Atmoſphäre verbeſſern, wird auch noch vorgetragen. Unſere Wälder und Gewächſe ſtehen doch aber nicht unter Waſſer, und es iſt noch kein Verſuch bekannt geworden, daſs die Blätter ohne Waſſer am Sonnenlichte die Luft verbeſſern; denn die wenigen in eingeſchloſſener Luft angeſtellten Verſuche geſchahen entweder mit ſaftigen Blättern, oder mit Glasglocken, die durch Waſſer geſperrt waren. — „Der Sauerſtoff in Dampfgeſtalt", welchen die Blätter aushauchen ſollen (S. 297), gehört zu den oben ſchon angeführten Belegen, daſs der Vf. in der Chemie nicht ſehr zu Hauſe iſt.

25 *Br.* Von dem ſogenannten Pflanzenſchlaf. Hier werden die Schraubengänge, reizbare Faſern (S. 307), die ſich verkürzen, erſchöpft werden u. ſ. w. Hat der Vf. das auch unter dem Mikroſkope beobachtet? — 26, 27, 28 *Br.* Von der Blume und den Blüthen. Zum Eingange Declamation von Wundern der Schöpfung, von Ueberſehen der Naturgeſetze, welches der Vf. mit Salzmann für einen Vorgeſchmack des Himmels halte (ungeachtet im ganzen Buche kein Geſetz aufgebracht iſt), von der Pracht, worinn die Blumen durch die Zergliederung gewinnen ſollen, und die endlich darinn beſteht, daſs der Kelch auf ſeiner Oberhaut Spaltöffnungen habe, die Blume aber nicht! (S. 317). — Der Nutzen der Farben iſt, die Inſecten zur Befruchtung anzulocken! — In Erzählung von der Befruchtung der Inſecten übertrifft der Vf. noch den Onkel, denn er hat ſogar den Kolibri und die Certhia wegen der Befruchtung in Verdacht, weil ſie den Honig ſaugen! — Beſſer hätte der Vf. ſtatt Aufzählung der Inſecten, welche ſich auf den Blumen finden, einen einzigen unzweydeutigen Verſuch (den Rec. noch immer vergebens geſucht hat) für dieſe Befruchtung vorgebracht, und z. B. ein Gewächs gezeigt, welches nur durch ſein Inſect, und auſserdem nicht, befruchtet werde. Er hat ſich lieber daran gehalten, die Sache auszumahlen, und die Wunder zu bewundern. Von den Feigen ſagt er zwar, ſie tragen bey uns nie guten Samen, weil die Gallweſpe fehlt; aber ſie tragen doch fruchtbaren Samen, und daſs der Stich der Inſecten die Reife befördert, ſehen wir jährlich an unſerem Obſt. Dieſs bedarf alſo nicht der Fiction, die Weſpe krieche ein, um die Narbe zu bepudern. — 29, 30, 31, 32 *Br.* Die Verſuche *Spallanzani's*, welche der Anſicht von einer thieriſchen Befruchtung widerſprechen, werden damit abgefertigt, der Vf. ſey darüber von den Hanfbauern ausgelacht, und habe ſie bey eigener Wiederholung nicht beſtätigt gefunden. Beſſer hätte er ſeine Verſuche beſchrieben, und gezeigt, wie er ſich über die Weisheit der Hanfbauern unterrichtet habe. Wenn auch auf das Abbrechen der männlichen Kürbisblüthen bey uns keine reife Frucht folgt, ſo iſt *Spallanzani's* Verſuch damit nicht widerlegt. Nie werden bey uns alle Fruchtanſätze des Kürbis reif; bricht man nun noch die Blüthen ab, ſo muſs die dadurch, wie oben gezeigt, erfolgende Umkehrung der Vegetation, die Reife völlig hindern, was in einem wärmeren, der Reife gebietenden Klima mit weniger Gefahr verbunden iſt. Die Fortſchritte in der inneren Ausbildung des Samens hat der Vf. gut dargeſtellt, aber die Unterſcheidung von Eyweis und Dotter hätte er dem Thierreiche laſſen können. — Die Nothwendigkeit der Luft zum Keimen recht anſchaulich zu machen, ſagt der Vf.: „Auf der Spitze der höchſten Berge muſs das Keimen gehindert wer-

den, theils wegen der gröfseren Verdünnung der Luft, theils wegen Mangel an Luftstoffen." Hat der Vf. das auch beobachtet? — Die Beförderung des Keimens durch Säuren wird geradehin angenommen, und der Sauerstoff zur Hauptbedingung des Keimens gemacht. Es ist freylich der leichteste Ausweg, eine auf einzelnen Fällen beruhende Wahrnehmung gleich als Gesetz zu behandeln, aber von kurzer Dauer. Will der Vf. seine Versuche vorurtheilsfrey fortsetzen: so wird er, besonders bey frischen und wenig Oel enthaltenden Samen, finden, dafs das Keimen vielmehr verdorben als befördert wird.

Der Theil endet damit: „dafs wir Erdenbürger die Allmacht des Schöpfers nicht begreifen werden, so lange wir an diesen Staub gefesselt sind" (S. 420), und davon ist das ganze in mikroskopischen Staub versenkte Buch ein redender Beweis.

Der *zweyte Theil* ist mit der Linne'schen Botanik beschäftiget, und, wie schon oben bemerkt worden, um der Leserinnen willen sehr oberflächlich gehalten. Wir werden uns daher auf diejenigen Aeufserungen beschränken, welche die botanische Bildung des Vf. von dieser Seite aufs beste bezeichnen. — Die *botanische Kunstsprache* wird dadurch motivirt: „dafs, um anderen verständlich zu werden, solche Worte gebraucht werden müssen, mit welchen jedermann dieselben Begriffe verbindet" (S. 5). Ein Irrthum, welchen der Vf. mit vielen neueren Botanikern gemein hat, dafs die herrschende Unbestimmtheit und Verwirrung der Systeme der Unbestimmtheit des Wortes zuzuschreiben sey. Die Worte sind leicht verstanden; die Hauptsache ist nur, wie weit überhaupt an den Gewächsen das Wort reiche, und ob Unterscheidungen, wie das zirkelrunde und rundliche, das schmierige und klebrige u. s. w. am Gewächse noch unterscheidenden Werth erhalten. Der Vf. gesteht selbst, dafs man meist das Wörtchen: *fast*, *beynahe*, hinzusetzen müsse (S. 8), meint aber auch hier, es sey zu bedauern, dafs unsere Sprache nicht reich genug ist, um jede mögliche Abstufung zu bezeichnen. Man bedenke aber nur, was aus der Sprache werden müfste, wenn sie z. B. nur für alle Abstufungen vom Runden Worte hätte! — Das ist eben die Zwietracht der Botanik, dafs man immer noch etwas mehr sieht, als auszusprechen ist, und dafs das Wort an der Pflanze noch auf unzählig variable Weise ausgedrückt, aber nie in einer vorkommenden Einzelnheit gegeben werden kann. Die Botanik hat bisher die Miene angenommen, die Gewächse zu beschreiben, als könnten sie darnach gezeichnet werden; und jetzt fehlen nur noch die Worte für alle Namen der Farbe, des Umrisses u. s. w.! — Besser hätte man Linne's Terminologie nicht als Wortsache, sondern als Lehre vom *Terminus ad quem* seiner Botanik aufgenommen, und es kommt nun für ihre fernere Bildung darauf an, ob dieser zur allgemeinen Einsicht gelangen, oder ob die Botanik in dem vergebenen Versuche ihn zu benagen sich selbst verzehren soll. — *Ueber Art und Gattung* meint der Vf. folgendes: „Art soll der Inbegriff aller der Pflanzen heifsen, die sich immer und zu jeder Zeit durch Samen wiedererzeugen" (S. 72). Das umgeht aber den Begriff von *Art im Systeme*. Denn durch jenes Experiment wird keine von den vielen hundert Arten, die wir noch jährlich erhalten, bestimmt. Von der Gattung sagt der Vf., sie existire „nicht wirklich, sondern wir bilden uns eine allgemeine Idee, um unserem Gedächtnifs zu Hülfe zu kommen" (S. 87). Auch ein Zeichen des gegenwärtigen Zustandes der Botanik, dafs man, da das Gedächtnifs eine Zeitlang geplagt, und alle Arbeit nur hierauf gerichtet war, jetzt auch die Sache selbst in ein Mittel des Gedächtnisses zu verwandeln anfängt, und vergifst, dafs die subjective Seite des Gedächtnisses von der Gattung selbst gegeben wird. — Von *Jussieu's Systeme* wird sehr dreist und ohne Beweis niedergeschrieben, dafs es weit entfernt sey natürlich zu seyn (S. 101). Des Vf. Einwendung, dafs mehrere Gruppen wenig gemein haben, ist so lange ungültig, bis er diese angezeigt, und sich über das viel oder wenig gemein haben in natürlichen Familien erklärt hat. Es ist bekanntlich bey *Jussieu* nicht der Unbestimmtheit und Willkühr des Ansehens überlassen, sondern zur Methode geworden; diese hätte der Vf. beurtheilen sollen. Die einzelnen Einwendungen von der Cyrilla, Jasione, Fumaria, Reseda u. s. w. gehen die Ausführung des Systemes an, welche, wie bey Linné, ein Werk der Zeit ist. Des Vf. Vorschrift: „natürlich kann nur dann eine Gattung und Familie seyn, wenn alle Merkmale harmoniren" (S. 102), besteht aus unbestimmten Worten; denn unter dem All der sinnlichen Wahrnehmung kommt es darauf an, was das All von Merkmalen des Natürlichen und Harmonirenden sey. Vom künstlichen Systeme sagt der Vf., es entlehne die Charaktere von wesentlichen beständigen Merkmalen; das ist schon oft und leicht geschrieben, allein was das Wesentliche sey, hat noch keiner nachgeliefert, und vergebens bemühet man sich, diefs auf ein allgemeines Ding zu bringen. Die Botaniker sagen ja selbst, dafs in jeder Familie oft jedem Geschlechte ein anderer Theil das wesentliche Merkmal gebe; hier ist es die Frucht, dort die Blume, dort der Kelch u. s. w. Die Unterscheidung der Akotyledonen, Monokotyledonen und Dikotyledonen will der Vf. nicht zugeben S. 119: „zwar ist diese Art zu keimen nichts zufälliges, sondern etwas sehr wesentliches" (!) — allein es mache sie verdächtig, dafs auch Farrnkräuter und Moose Samenlappen haben. Diefs wäre aber nur ein Fehler der Beobachtung, und ohne Nachtheil jener Unterscheidung durchs Versetzen der Moose und Farrnkräuter in die anderen Classen gehoben; zudem giebt der Vf. die Kotyledonen der Moose im dritten Bande selbst auf, und von den Farrnkräutern werden wir bald zeigen, dafs der Verdacht auf ihre Kotyledonen ungegründet ist. Alsdann wendet der Vf. ein, dafs *Jussieu's* System sich weiter vom idealisch natürlichen entferne als das Linne'sche, worauf man aber keine Rücksicht nehmen kann, so lange der Vf. nicht von seinem Ideal des Natürlichen einen Begriff gegeben hat. Was er gegen die Monokotyledonie sagt, dafs Palmen, Gräser, Binsen, Lilien, *Hyacinthen*, Narcissen, Orchideen wenige Gemeinschaft haben, beruhet wieder darauf, was er gemeinschaftlich nennt.

Für den rohen Anblick hat die alte Abtheilung von Kräutern, Sträuchern und Bäumen die gröfste Gemeinschaft! — Der Vf. macht noch den Einwurf, es erschwere die Bestimmung der Gewächse, wenn man erst immer das Keimen beobachten will; ist es denn nicht eben so beschwerlich, wenn man in America und unter wilden Völkern keine Leiter findet, und sich die Beinkleider zerreissen muss, um auf hohen Bäumen die Blüthen zu sehen? — *Die Uebersicht des Linne'schen Systemes* ist nicht in der Form gegeben, um die Pflanzen methodisch aufzufinden, sondern der Vf. erzählt von den Geschlechtern jeder Classe, bey vielen nur die Namen nennend, andere ganz übergehend und andere umständlich beschreibend. Für diesen Zweck hätte der Vf. besser die Linne'schen Classen ganz verlassen. Denn mit der Erzählung haben nun die Classen, welche keine natürliche Familie bilden, nicht mehr Zusammenhang als die Seitenzahl mit dem Buche.

Dritter Theil. Einleitung in das kryptogamische Studium. Von den Farrnkräutern, Pteroiden, Laubmoosen, Aftermoosen und Flechten; die Wasseralgen und Schwämme fehlen. 1 *Br. Allgemeine Charaktere kryptogamischer Gewächse.* Unnöthiges Erschrecken vor dem „heiligen Dunkel der geheimnissvollen inneren Hallen", welcher sich der eintretende junge Freund bisher unwürdig gehalten, der jetzt „die schauerlichen Adyta des grossen Tempels betreten" will!! — Im ersten Theile war der Staub mühsam und nur durchs Mikroskop gefunden, unter den Kryptogamen tritt er haufenweis und sichtbar hervor; da nun die Pflanzenwelt durch des Vf. Hülfe aus ihm gebildet ist, so muss allerdings unter dem sichtbaren Staube das Allerheiligste dieser Botanik, oder die absolute Leere und Endlichkeit, verborgen liegen. — 2—12 *Br. von Farrnkräutern.* Die Unterscheidung von Wurzel, Knollen und Strunk ist hier sehr verworren, woran wohl die im ersten Theil (18 Br.) gegebene Bestimmung der Wurzel als Verlängerung des Stammes unter der Erde grossen Antheil hat. Rec. hat über diesen Gegenstand folgendes zu bemerken. Bey vielen Farrnkräutern ist ein unter der Erde horizontal fortkriechender Stamm, welcher unmittelbar über sich die Blattwedel und unter sich feine Haarwurzeln treibt. Will man diesen Stamm als Wurzel ansehen, so muss man jeden Wedel als ein Gewächs betrachten, und sagen, dass die Vegetation, anstatt sich zu erheben, in die Ablegerbildung gefallen ist. Nun haben wir aber zugleich Farrnkräuter mit palmähnlichem Strunke, wie Cyathea arborea u. a.; demnach muss man umgekehrt die unter der Erde fortgehende Vegetation als den horizontal fortgehenden Stamm, und die Menge der Wedel als einem Gewächs angehörend betrachten. Dagegen giebt es indess Farrnkräuter, wo dieser unterirdische Stamm in eine Reihe von Wurzelknollen zerfallen ist, mithin jeder Wedel auf seiner eigenen unterschiedenen Wurzel steht. Aber von der anderen Seite haben wir auch solche Knollenreihen, welche einem gegliederten Stamme gleichen, und solar Falle, dass der erhobene Strunk und der Wedel wieder Knollen tragen. Daraus folgt: dass der Unterschied von Stamm und Wurzel bey den Farrnkräutern aufgehoben ist, und nur von jeder Art die besondere Darstellung des Ueberganges ausgedrückt werden kann. In der eigenthümlichen Blüthe dieser Gewächse ist derselbe Fall im Allgemeinen vorhanden: jeder Wedel trägt die Reife; in der reichen Bedeckung mit eigenem Samen ist seine Individualität dargestellt; es ist aber zweydeutig, ob der einzelne Wedel für sich gekeimt sey, er kommt vielmehr aus dem gemeinsamen Stamme. Bey anderen Gewächsen treibt ein Zweig andere Zweige, ein Blatt aus seiner Axille andere, aber eben dadurch kommen sie in die Gemeinschaft des ganzen Gewächses; an den Farrnkräutern steht umgekehrt jedes Blatt in sich aufgerollt, oft für sich selbst in der Erde Platz nehmend und sich vermehrend, aber gleichwohl gehen alle Blätter aus einer zeugenden in der Erde verborgenen Gemeinschaft hervor. — Vom Athyrium filix femina giebt der Vf. Fig. 17, die Zeichnung einer keimenden Pflanze; er sagt: „*mir* erscheinen die Samenlappen getheilt, so dass ich eher zwey als einen annehmen kann." (S. 62.) Rec. findet aber beydes nicht räthlich; in der Zeichnung sieht man einen knolligen Körper, welcher nach oben in den Blattstengel, nach unten in die Wurzeln fortgeht. Um diesen Knollen liegen zwey Lappen, so dass sie mehr unter ihm und in dem Uebergange zur Wurzel befestigt sind, er aber deutlich über den Lappen steht. Diess findet man bey keinem dikotyledonischen Gewächse, dass es sich oberhalb der Kotyledonen wieder zum Wurzelknollen verdickt. Darum hält Rec. die hier gezeichnete knollige Verdickung für das akotyledonische Samenkorn, welches sich unmittelbar (ablegerähnlich) wieder in das Gewächs verlängert, den daranhängenden Lappen aber für die zerplatzte Samenhaut oder Decke. — Bey den Geschlechtern der Farrnkräuter folgt der Vf. mit geringer Abweichung der Anordnung, welche *Schwartz* in *Schraders* botanischem Journale 1800 B. 2 gegeben hat. Ueber die Unterscheidung und Verwandtschaft der Geschlechter werden die Leser eine Menge einzelner Bemerkungen finden, welche von dem Fleisse, den der Vf. auf diese Familie verwendet hat, einen löblichen Beweis geben. — 13—14 *Br. Pteroiden.* Eine Abtheilung von sehr verschiedenartigen Gewächsen, theils den Farrnkräutern, theils den Moosen verwandt, die aber doch in der äusseren Bildung ausgezeichnete Ausnahmen von ihnen machen, und zugleich so beschränkt sind, dass sie nicht als allgemeine Classen angenommen werden können. Dergleichen Abtheilungen sind bey jedem Versuche der einseitigen Classification nach einzelnen äusseren Merkmalen nothwendig, und es ist zu wünschen, dass sie, anstatt die unverträgliche Abweichung einzuzwängen, überall mit Absicht eingeführt werden. — Die Früchte von Pilularia, Marsilea, Salvinia, Isoetes und Equisetum vergleicht der Vf. mit der Feige, und er meint, dass Samen und Pollen in einer Capsel eingeschlossen sind, weil man in der Capsel der Pilularia neben den Samenkörnern Beutel mit gelben

Körnern, in den Nebenfächern der Capfel von Marfilea ähnliche Beutel u. f. w. findet. Man bedenke aber doch, dafs diefe Beobachtungen mikroskopifch find, und dafs das Mikroskop uns in den mehreften, befonders gefärbten, Pflanzenfäften Kugelchen zeigt. Wollen wir diefe für den befruchtenden Pollen ausgeben, da wird er gewifs nirgends fehlen, aber keiner wird von diefer Befruchtung einen Beweis geben können. Rec. ift geneigter, jene Beutelchen für unausgebildete Samen und ihre erften Saftanfätze zu halten. — Die Blätter der Pilularia rollen fich nicht, wie S. 188 gefagt wird, beym Ausfchlagen fpiralförmig auf, denn diefs fetzet voraus, dafs fie unaufgerollt hervorkommen; fie keimen vielmehr aufgerollt hervor. — Bey Salvinia ift dem Vf. die eigenthümliche Vegetation diefer Pflanze entgangen. Auf der Oberfläche des Waffers vertheilen fich mehrere Haupt- und Nebenäfte, diefe tragen in gleich fortgehenden Intervallen zwey gegenüberftehende horizontal-entfaltete Blätter. Jedem diefer Blattpaare fteht auf der unteren Wafferfeite ein kleiner Zweig gegenüber, welcher fich in einen Wurzelzopf ausbreitet, in deffen Mitte der Zweig die Frucht bringt. Jedes Blattpaar hat feine eigene Wurzel und eigene Frucht, und doch wachfen viele diefer Paare von einem Afte, diefe von anderen Aeften, die gefammte Vegetation hängt als ein Rafen zufammen. — 15—21 *Br. Laubmoofe.* Die Hedwig'fchen Antheren hält der Vf. für Knospenkeime; er fagt, es fey offenbares Vorurtheil, *um der Analogie willen*, die Gedoppeltheit des Gefchlechtes zu fuchen (S. 236). Ein Geftändnifs von grofsen Folgen — welches dem Vf. Ehre macht, obgleich Rec. im vorliegenden Falle dafür hält, dafs die Knospenkeime auch mit den Antheren beftehen können. Dafs der in den Kölbchen enthaltene Staub hier nicht, nach der herrfchenden Anficht, befruchten könne, hat der Vf. gut gezeigt; könnte aber nicht der Pollen auch eine andere innere Beziehung zum Gewächfe haben? — dann würde man der Befruchtung widerfprechen, aber darum nicht der fichtbaren Antherenbildung in diefen Kölbchen. Diefe (und wie Rec. bey einer anderen Gelegenheit zeigen wird, die einzige) Beziehung ift durch die Verftäubung felbft ausgedrückt. Wie wir durch Befchneiden, Binden u. f. w. den Fortfchritt des wachfenden Stammes hemmen, ihn in die Vielheit aus einander zu treten nöthigen, und dadurch Blüthe und Frucht befchleunigen: fo ift für den Gewächsorganismus derfelbe Moment die Verftäubung. Erft nachdem die Individualität frey geworden, kann die Gattung eintreten, und die Zeugung der Frucht wiederkehren. Vielleicht wird diefe Anficht für viele unferer Lefer auf folgende Weife leichter begreiflich. Es ift bekannt, dafs der wachfende Trieb beym Befchneiden nicht fortgeht, fondern dafür mehrere Triebe, aber im Verhältnifs zum Mutterftamme von geringerem Wachsthum, giebt. Nun denke man fich eine den Trieb befchränkende Gewalt, welche noch einmal fo ftark als das Befchneiden wirkt: fo werden der jungen Triebe doppelt fo viel, aber auch von defto fchwächerem Wachsthum, feyn. Das fetze man in Gedanken weiter fort, fo kommt man endlich auf einen Punct, wo die Vielheit der Triebe das Wachsthum derfelben aufhebt, wo unzählige Stillftände des Fortfchritts, alfo für die Anfchauung unzählige Puncte und vegetabilifch ftaubige Körnerchen zum Vorfchein kommen. Diefe Gewalt, den Trieb mit einem Male zu befchränken, hat das Gewächs von Natur, und fie zeigt fich im Pollen. Nun ift ferner bekannt, dafs das Befchneiden einzelner Triebe nicht auf fie befchränkt bleibt, fondern auf das ganze Gewächs Einflufs zeigt; eben fo darf man von dem Pollen fagen, dafs er im Allgemeinen für die Fruchtbildung nothwendig ift, darum aber nicht auf denfelben Fruchttriebe zu ftehen braucht. — Bey den Moofen fehen wir nun, dafs die fortwachfenden Spitzen oder ausbrechenden Triebe fich verdicken und feft umhüllen, anftatt den Trieb herauszulaffen, dann abfallen, und in der inneren Einwickelung Staubkügelchen enthalten. Dadurch, dafs der Trieb hier in fruchtlofe Vermehrung (die inneren mit Staub gefüllten Körperchen und Faden) übergeht, verliert er den Zufammenhang mit der Knospe, und diefe fällt ab, denn der Zufammenhang ift überhaupt nur durch gemeinfames Wachsthum. Die aufser den Knospenkeimen auf der Spitze der Stiele und Blätter vorkommenden, fich in Pulver auflöfenden körnigen Knöpfchen können demnach auch für die an anderen Stellen kommenden Früchte die Antheren feyn, ungeachtet fie — was der Vf. einwendet — lange vor dem Auftreten der Früchte abfallen. — *Die Hedwig'fchen Mooskotyledonen* (S. 253) hält der Vf. für Conferven, und er führt mehrere Bemerkungen vom Zufammenleben der Moofe und Conferven an, welche näher verfolgt zu werden verdienen. Die Hedwig'fchen Kotyledonen kann man indefs nur eine den Conferven analoge Bildung nennen, wie ihnen auch die Saftfaden und Pflanzenhaar ähnlich find. Sie für *wirkliche* Conferven zu halten, ift auf empirifchem Wege zu voreilig. Man könnte dann auch das der Confervenbildung ähnliche Zellengewebe des Vf. in den Moosblättern eine Aggregation von Conferven in die Blattform nennen: man vergleiche nur das Blatt Fig. 45. c mit den Saftfaden Fig. 44. und den Moosconferven Fig. 58. — 22 *Br. Aftermoofe.* Die körnigen Knöpfchen bey Jungermannia hält der Vf., weil fie die gröfste Aehnlichkeit mit den Knöpfchen verfchiedener Laubmoofe haben follen, für nackte Knospenkeime. Diefe Aehnlichkeit wird aber noch eine aufmerkfame Beobachtung beftätigen müffen. Dafs diefe Knöpfchen bey ungemein verftärktem Triebe der Pflanze hervorkommen, und bald darauf die Früchte folgen, weifet auf die oben bemerkte, mit Evolution der Antheren gefetzte Wendung der letzten Gewalt des Wachsthums, und feiner Erfchöpfung, auf die Bildung der Frucht. — Die Bläschen voll ftaubiger Maffe bey Jungermannia epiphylla u. a. macht der Vf. wohl zu voreilig zu Knospen. — Von den drüfenartigen Körperchen im Blattnetz der Targionia fagt der Vf.: „Man kann fie für die *befruchtenden* Werkzeuge, *oder für blofse Niederfchläge des Ueberfluffes der eigenthümlichen Säfte des Gewächfes anfehen*" (S. 317): hier kommt er alfo felbft auf unfere oben bemerkten Zweifel über Verwechfelung der ausgebildeten Säfte mit dem Pollen. — 23. 24. 25 *Br. Von den Flechten.* Das Hedwig'fche Befruchtungspulver hält der Vf. für Keimpulver; hier möchte man aber daffelbe dem Vf. erwiedern, was er gegen Hedwig fagt: „eine Meinung, die er mit keinen triftigen, fondern nur von misverftandener Analogie entlehnten Gründen unterftützt hat". Der Vf. fagt zwar, man fahe viele Flechten, die fich offenbar durch diefes Keimpulver vervielfältigen; er hat aber die allmähliche Ausbildung von diefem Pulver nicht dargeftellt. Dafs mehrere Flechten keine eigentlichen Früchte haben, macht das Pulver nicht zu Früchten, und die aus *Micheli* von dem Samen angeführte Zeichnung ift unbrauchbar. Man fieht bey Micheli Tab. 41. Fig. 1. Q. auf einem Steine liegende Körnchen und Blättchen; davon fagt er S. 74: „*genuina femina a nobis obfervata germinare et incrementum capeffere deprehendimus*, ut *oftendimus in tab. 41. tum fuper lapillum Q. tum in tubi dorfo R*"; diefer R ift aber ein anhängendes Blättchen der Flechte, mithin fehlt auch jenem Q noch fehr viel, um das *Vf. Keimpulver zu feyn.* Die Beobachtung, dafs bey den alten Flechten eine Menge junger Pflänzchen in der Richtung aufkeimt, wie der Regen oder Luftzug das Pulver abfpült, ift richtig, beweifet aber nicht, dafs es ein Keimpulver fey, und ift auch auf andere Weife begreiflich. — Bey Anordnung der Flechten hat der Vf. das Syftem des *Acharius* zum Grunde gelegt, welches aber im Verhältnifs zu den übrigen Abtheilungen diefes Buches fehr eilig behandelt ift.

F. J. S.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 NOVEMBER, 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

Hamburg, b. Perthes: *Die Gedichte von Ossian, dem Sohne Fingals*, nach dem Englischen des Hn. Macpherson ins Deutsche übersetzt von *Friedrich Leopold Grafen zu Stollberg.* Erster Band. 326 S. Zweyter Band. 344 S. Dritter Band. 271 S. 1806. 8. (4 Thlr. 12 Gr.).

Bis der Streit über die Aechtheit des Ossian entschieden ist, und das Publicum von der englischen Gesellschaft, die sich jetzt mit dieser Untersuchung beschäftigt, die wirklich vorhandenen alten Volksgesänge über Fingal und dessen Kampfgenossen in der Ursprache erhalten hat, kann bey einer Uebersetzung nur vom Macphersonschen Ossian die Rede seyn, und gefragt werden, ob der darinn herrschende Geist und das Colorit desselben treu und wirksam wieder gegeben ist. Man kann nicht leugnen, dass diese lyrischen Heldengedichte bey allem Anschein von moderner Sentimentalität, die im Verhältniss gegen den Inhalt derselben eine Fremdartigkeit in den einzelnen Theilen mussten befürchten lassen, dennoch eine ganz bestimmte Physiognomie an sich tragen, die nach innen eine düstere, sanfte Schwermuth, und nach aussen die harmonirende Umgebung von nebelvollen Gründen, Felsen und Stürmen bezeichnet, so dass das menschliche Gemüth in den finsteren Stunden, wenn ihm alle Dinge nur in ihrer Vergänglichkeit erscheinen (die tragische Ansicht der Welt!), keine Gegend lieber besuchen wird, als eben diese. Hier fühlt der Mensch bey den einfachen Gegenständen, die unmittelbar zu seiner Seele sprechen, im Angesicht der Wälder, der Hügel, des Mondes, beym heulenden Sturm und den rauschenden Bächen, deutlicher als irgendwo, dass er der Natur angehört, und ihr seinen Tribut bezahlen muss. Und dieses Schauerliche, das von dort herüberweht, hat selbst in den Stunden des Genusses auf Augenblicke Reiz für das fröhlichere Gemüth, so dass man mit Sicherheit behaupten kann, dass die Gesänge des Ossian zu allen Zeiten aufmerksame Zuhörer finden werden. Aber so wie es von Macpherson unrecht war, einzelne trauervolle Geschichten so an einander zu reihen, dass sie Ansprüche auf ein grosses Ganzes machen: so würde es von einem Leser noch weit tadelnswerther seyn, wenn er den Ossian zu einer fortgesetzten, oder wohl gar zu seiner Lieblingslectüre wählen wollte, da der Mensch, so wohlthätig auch zuweilen für ihn der Ernst der Schwermuth ist, nicht der Finsterniss und den Gräbern, sondern dem Licht und Leben angehört. — Indess fragt es sich, zu welcher Uebersetzung der Leser nun greifen solle, ob zu der von *Denis*, zu der von *Rhode*, oder zu dieser von *Stollberg*. — Die erstere verdient schon desshalb, weil sie durch ein antikes Versmass, durch Hexameter, den romantischen Charakter vermischt, und überdiess die Sätze zu lang ausdehnt, keine Empfehlung. Aber die zweyte kann allerdings mit der Stollbergschen wetteifern, weil sie, wie diese, rhythmisch abgefasst, und in einer ungezwungenen Kürze dem Original treu nachgebildet ist. Indem sie mit einer gewissen lieblichen Natürlichkeit mehr die Sprache des Herzens giebt, und darüber ein wenig ins Zierliche, auch wohl ins Matte verfällt: tritt die von Stollberg mit mehr Heldenwürde und mit dem Drange einer erfüllten Phantasie, aber zugleich auch mit mehr Steifheit auf. Wenn jener übersetzt: *du bist vom Geschlecht der Berühmten*, so sagt dieser: *Geprief'nem Geschlecht entsprossest du;* und sagt jener dagegen: *ich kann's nicht hören, wenn mein Geliebter ruft*, so übersetzt dieser: *ich höre die Stimme des Geliebten nicht!* Rhode, der immer fast wörtlich übersetzt, behält daher an solchen Stellen, wo mehr das Gefühl spricht, den Vorzug; er hätte nur noch wörtlicher seyn sollen; z. B. in folgender Stelle, wo wir das suchende Mädchen bey Macpherson ganz natürlich also sagen hören: Ruh eine kleine Weile, o Wind; Strom, sey still eine Weile, lasst meine Stimme schallen über die Haide, lasst meinen Wanderer mich hören. Salgar, ich bin's, die ruft. Hier ist der Baum und der Fels; Salgar, meine Liebe, ich bin hier. Warum verziehst du dein Kommen? Rhode giebt diess fast ganz unverändert durch: Schweig, o Wind, ein Weilchen; still ein Weilchen, o Strom! u. s. w. Dafür heisst es bey St., zwar mit mehr Kraft und Fülle, aber nicht so jungfräulich-lieblich:

> Lass nach, ein weniges lass nach, o Wind!
> Sey still ein Weilchen, du Strom!
> Es werde meine Stimme gehört umher!
> Es höre mein irrender Waller mich!
> Salgar! es ist Kolma, die dich ruft!
> Hier ist der Baum!
> Und hier ist der Fels!
> Ich bin, o Salgar, meine Liebe, hier!
> Was säumst du zu kommen?

Man würde aber diesem Uebersetzer, der schon an jenem einen würdigen Vorgänger hatte, gross Unrecht thun, wenn man dabey seine Hauptabsicht, alles in besseren Rhythmen, wohlklingender und stärker zugleich, ertönen zu lassen, und es dem wohlgeordne-

tem Recitativ näher zu bringen, überfehen wollte. Welchen mufikalifch-fchönen Gang hat nicht diefe Strophe:

Dunkel ift
In den Gebirgen der Herbft,
Es ruhn auf den Hügeln
Graue Nebel;
Auf der Haide braufst der Wirbelwind,
Und durch fchmale Ebne
Wälzet fich dunkel der Strom.

wo in jedem einzelnen Verfe völlige Einheit der Empfindung zum Ausdruck für die Harfe gegeben ift. — Wie matt und eintönig klingt diefs dagegen bey Rh., der überhaupt am Schluffe der Verfe immer zu viel weibliche Endungen hat, und nicht gehörig für Tonfall und mufikalifchen Wechfel forgt.

Auf den Bergen dunkelt der Herbft,
Graue Nebel find auf den Hügeln,
Der Wirbelwind brauf't auf der Haide,
Dunkel rollt der Strom
Durch die niedre Flur.

Von *diefer* Seite mufs man auch die Stollbergfche Ueberfetzung betrachten: fie ift eine Uebertragung der Profa in eine halb fprechende, halb tönende Mufik, und macht in ihrem ritterlichen Anfehn den Uebergang zwifchen der Rede und dem Gefange. In dem erzählenden Theile hat er daher den fünffüfsigen, aber aus Jamben, Daktylen und Anapäften gemifchten Vers als herrfchend angenommen, und in den lyrifchen Stellen kurze, ungleiche, rhythmifche Reihen gewählt, die in einer Strophe mit einander ein mufikalifches Wohlverhältnifs bilden. Erfteres ift nicht ganz zu billigen, nicht wegen der Unregelmäfsigkeit und der eingemifchten Daktylen, die bey den oft vorkommenden activen Beywörtern, rollend, lebend u. f. w. doch unvermeidlich find, fondern wegen der zu grofsen Fülle und Ausdehnung. Die Sätze bey Macpherfon bieten in der Regel nur einen vierfüfsigen Vers dar. Auch in der beygedruckten Probe, die er von dem (vorgeblichen oder wirklichen) galifchen Grundtexte giebt, finden wir meiftens nur drey- und vierfüfsige, aber fehr wenig fünffüfsige Verfe. Und wenn auch diefe gröfsere Fülle, Deutlichkeit und Gediegenheit, manchem Lefer, wie wir glauben, willkommen feyn follte: fo entfteht durch diefe Aenderung oder Verbefferung doch ein anderer Ton und ein anderer Geift, als, ftreng genommen, im Offian herrfcht. Man fieht auch, wie der Ueberfetzer, um diefe Länge zu erhalten, oft wirkliche Zufätze hat machen muffen. Da bekommt der Hain das Prädicat *jung*, und der Sohn von Comhal heifst Sohn des *mächtigen* Comhal; zu *fiel* wird noch *ftürzend* hinzugefügt, und ftatt des englifchen: *der wilde Jäger des Ebers* fteht hier: der *hochgebildete*, kühne Keulerjäger, durch welche Beftimmungen und Befchreibungen der einfylbige nordifche Dichter offenbar den griechifchen und lateinifchen Dichtern angenähert wird. Auch Wortftellungen, wie folgende:

Der Bewohner Hoda's fandte Starno *einen*;

fo wie Trennungen und Auffparungen folgender Art;

einfam in ihrem Herzen
Warft, wagenlenkendes Haupt von Atha, *Du*,

erinnern zuweilen an die Ueberfetzung antiker Verfe, oder auch an einen Odenfprung, der der Einfachheit Offians fremd ift. — In den kurzen Verfen lyrifcher Stellen hat der nachbildende Dichter fich zuweilen zu fehr nach dem blofs äufseren Verhältniffe und dem Klange, und nicht genug nach der inneren Verbindung des Sinnes gerichtet, z. B. wenn er fetzt:

Was bauft du die Halle, Sohn
Der geflügelten Tage?

wo Schubart in feinen Abtheilungen: *du Sohn der geflügelten Tage* weit natürlicher zufammennimmt; doch find dergleichen Spuren der blofsen Willkühr felten, und die meiften lyrifchen Ergiefsungen ftrömen bey St. fo leicht und fo melodifch dahin, dafs man wirkliche, bedeutungsvolle Mufik zu vernehmen glaubt. — Da er auf diefe Weife den Offian, wenigftens an folchen Stellen, wo das Gefühl vorherrfcht, dem Gefange fo nahe gebracht hat: fo wundert es uns, warum er nicht noch einen Schritt weiter gegangen ift, und nach dem Mufter feiner eigenen vortrefflichen Romanze: *In der Väter Hallen ruhte* aus dem Offian mit Beyfügung des Reimes nicht einzelne, wirklich fingbare Lieder geliefert hat. Schon Macpherfon that etwas Widerfprechendes, indem er eine Ueberfetzung in Profa gab, und uns doch von Volksgefängen vorerzählte. Ja, in feinen beygefügten *galifchen Verfen* fehen wir fogar, dafs viele Stellen gereimt find. Warum richten wir uns nicht nach *diefen*, und ftellen, wenigftens durch einzelne gereimte Strophen, das Gefangmäfsige wieder her, das man fich doch einmal bey Offian denken foll? Auch ift die nähere Betrachtung des galifchen Textes in mehr als einer Hinficht nothwendig, wenn wir die Befchaffenheit diefes Bardengefanges, mag er nun aus früheren oder aus fpäteren Zeiten herrühren, näher kennen lernen, und in der Ueberfetzung nachahmen wollen. Zuerft leitet unfer Ohr fchon die kernhafte Kürze und der bezeichnende Klang der galifchen Wörter, wie z. B. *carric*, der Felfen, *fruth*, der Strom (zugleich *gerollt*), *o ofua gu ofua*, von Wirbel zu Wirbel, zur Bildung ähnlicher klangvoller Verfe. Sodann können wir wegen der Wahl und Länge der Verfe nicht weiter in Zweifel bleiben, weil wir hier, wir mögen meffen, wie wir wollen, gröfstentheils drey und vierfüfsige Jamben finden, z. B.

Chuinic is' é, na fialin chruai
wörtlich: Sie fah ihn in der Waffen Mitte.
Cur fon ta u, a m'aslin fein?
Warum bift du in meinem Traum?
Ni n'aslin do chodal u-fein.
Du nicht der Traum in feiner Ruh.
Thionta i a h'aighai ri Cathmor.
Sie wandt' ihr Antlitz gegen Cathmor.

Ferner müffen wir hier, wenn's recht ift, in der Sprache, in der Bildung, Fügung und dem Gebrauch der Wörter den nämlichen Geift wahrnehmen, der im Volksgefange herrfcht, — und diefer ift kein anderer, als der Geift der hebräifchen Poefie. Armuth an Worten, ihre Vieldeutigkeit, Bildung des Subftantivs und Verbums von einem Stamm (z. B. *fehen* von *fuillin*, die Augen), der häufige Gebrauch zweyer

Substantiven, wo wir eins gern in ein Adjectiv verwandeln (z. B. bey Rhode: der windige Hügel; eigentlich: der Hügel des Windes), die Unbehülflichkeit in der Bildung der *pronomina possessiva*, wo z. B. wie oben, aus *sein* durch Hinzufügung eines Buchstabens *mein*, *dein*, *sein* gemacht wird, besonders aber der öftere Gebrauch eines Substantivs statt einer Präposition, z. B. *Mitte* statt *in* (in der Waffen Mitte — in der Rüstung) und *Antliz* statt *auf* (auf dem Antlitz der Wolke — auf der Wolke), welche Wörter überall und beständig vorkommen: alles diess sind Spuren der ersten Kindheit einer Sprache, die uns an die Einfachheit der hebräischen Poesie erinnern, und in der Beschaffenheit und der öfteren Wiederkehr der Bilder (der Mond wie ein Schild, das Mädchen wie ein Stern, der Held wie ein Fels) aus dem Zusammenhange denselben Geist zurückstrahlen lassen. Nach allen diesen Eigenheiten muss sich der Uebersetzer bald mehr, bald weniger richten, wenn er in den Ossian nicht zu viel von der neueren Bildung hinübertragen, und ihm ein modernes Ansehen geben will. Man kann behaupten, dass dies Letztere bisher von allen ohne Ausnahme geschehen ist, die den Ossian übersetzt und bearbeitet haben. Indem man seine Rohheit und Unvollkommenheit vermied, und sich aus ihm, soviel wie möglich, einen recht köstlichen Genuss zubereitete, hat man das Volksmässige an ihm ganz verwischt. Näher beleuchtet möchte das Ganze wohl wieder in abgerissene Volkslieder, Traditionen und eintönige Romanzen zerfallen, die keinen Ausleger mehr verleiten können, sie an die Helden und den Geist einer Iliade zu halten. Schon das Gesangmässige allein, das durch solche zu freye, fessellose Uebersetzungen grösstentheils verloren ging, muss diesen Gedichten einen ganz anderen Ton und ein ganz anderes Ansehen geben. Um diess durch eine *Andeutung* einem Jeden fühlbar zu machen, wollen wir versuchen, eine Stelle durch den Reim in die Gesangweise wieder hinuber zu bringen. Bey unserem Uebersetzer lautet sie also:

. . . Wer kommt, wie der Hirsch der Wüste, sammt
der ganzen folgenden Heerde? Ja, es ist,
O Frothal, ein Feind! er beugt die Lanze vor!
Es ist vielleicht der König von Morven, Fingal,
Der erste der Männer! wohlbekannt in Lochlin
Sind seine Thaten! in Starno's Hallen ist
Das Blut von seinen Feinden! wie? soll ich gehn,
Von ihm der Könige Frieden fodern? furchtbar,
Ein Wetterstrahl von dem Himmel ist sein Schwerd!

O du Sohn der schwachen Hand! so sagte Frothal,
Umwölket sollen beginnen meine Tage?
Wie, weichen soll ich, bevor ich siegte, Fürst
Des beströmten Tora? sagen würde dann
das Volk in Sora: Frothal flog in die Höh'
Wie ein Meteor, doch Finsterniss umfing
Ihn bald, sein Ruhm ist dahin! Nein, Tubar, nein,
Ich weiche nicht, des beströmten Tora Fürst!
Umwallen soll mich der Ruhm, mit Lichtes Strahl!"

Er ging mit dem Strome seines Volks daher,
Sie begegnen einem Fels! unwandelbar
Steht Fingal, getrennet wollen sie zurück
Von seinen Seiten, gefahrdet in der Flucht,
Des Königes Speer verfolget ihren Schritt.
Bedeckt mit Streitern wird das Gefild, den Feind
Beschirmt ein steigender Hügel vor Verderben.

Gereimt und zum Theil mehr nach den Worten würde diess etwa also lauten:

'Wer kommt wie ein Hirsch des Gebirges daher?
Eine wandelnde Heerd' im Rücken?
Frothal, ich seh's am gehobenen Speer,
Ein Feind ist's, den wir erblicken.

Es ist wohl der König von Morvenland,
Auf Erden der Erste von Allen;
Seine Thaten sind in Gormal bekannt,
Man sieht in Starno's Hallen
Das Blut seiner Feinde bis diese Stund';
Soll ich nicht fodern den Friedensbund?
Er gleichet dem Donner des Himmels.

Und Frohthal: du Sohn der schwachen Hand,
Ich sollte die Tage mit Nacht beginnen,
Und fliehn, eh' ich möchte die Schlacht gewinnen?

O König des strömigen Tora,
Dann spräche das Volk in Sora:
Frothal wie Feuer in Lüften erschien,
Eine dunkle Wolke stiess auf ihn,
Da war er verschwunden.

Nein, Tubar, ich weiche nimmermehr,
Wie Licht soll mich kleiden des Helden Ehr',
Ich flieh nicht, so lang' ich Leben hab',
König des strömigen Tora.

Da kam er gezogen
Mit des Volkes Wogen.
Gleich sind sie auf einen Felsen gerannt,
So unbeweglich Fingal stand,
Sie rollten gebrochen von seinen Seiten,
Doch liess er sie nicht so ruhig gleiten;
Ihre Flucht verfolgt des Königs Speer,
Ein Hügel noch rettet das fliehende Heer.

So oder auf eine ähnliche Weise behandelt — welch' eine ganz andere Gestalt müsste da Ossian gewinnen! T. Z.

BERLIN, in der Vossischen Buchhandlung: *Graf Eugen von Rosenau.* Ein Roman von *K. Woyda*, Verfasser der vertraulichen Briefe über Frankreich und Paris. Erster Theil. IV u. 363 S. Zweyter und letzter Theil. 334 S. 1805. 8. (2 Thlr. 12 Gr.).

Nachdem Rec. diesen Roman mit vieler Aufmerksamkeit vom Anfange bis zum Ende durchgelesen hatte: so war ihm ohngefähr so zu Muthe, als habe er einen sehr ausführlichen genauen Bericht gelesen, den irgend ein verständiger Geschäftsmann über den Inhalt, die Charaktere und Situationen eines sehr künstlich intriguirten französischen Romanes, z. B. des Faublas, gutachtlich *ad acta* erstattet hätte. Rec. erinnert sich hiebey, einen Dichter gekannt zu haben, der allen Leuten fast mathematisch demonstriren konnte, dass und warum seine Gedichte schön wären; der Kraft seiner Beweise liess sich nichts Gründliches entgegensetzen, die Gedichte waren ganz regelrecht, und doch konnte Niemand bey ihrer Anhörung das Gefühl verleugnen, etwa dem analog, wenn mann einen ausgelernten, mit Flinte, Pulver, Bley und Waidetasche wohl versehenen, Schützen ein Wild richtig aufs Korn nehmen, abdrücken, und — immer die Pfanne versagen sieht.

Diese hier keinesweges müssigen Bilder werden hinreichen, den richtigen Standpunct obigen Romans zu bezeichnen, der in anderen Zeitschriften zu gün-

ftig angezeigt ist, um hier nur oberflächlich berührt werden zu können. Er ist im eigentlichsten Verstande die Leiche eines französischen Intriguen-Romans, mit einem weiten deutschen Leichenhemde bis zur Nasenspitze verhüllt. Was man in einem solchen Roman gewöhnlich Charaktere nennt, d. h. die nach den verschiedenen Verhältnissen der Handlung modulirten, mehr oder minder emphatischen oder trivialen, Phrasen der Handelnden — verräth eine mehrjährige Beobachtung der rein prosaischen Welt, die der Vf. darstellt. Mit dem Talente, die Intrigue glücklich auszuspinnen, verbindet er das, seine Situationen grösstentheils ungesucht herbey zu führen, und die Begebenheiten zu retardiren. Was ihn besonders auszeichnet, ist seine grosse Herrschaft über die Phantasie, nicht sowohl des Lesers, als seine eigene. Wenn man es mehreren neueren Romandichtern vorwirft, dass sie ihrem Phantasus zu ungehindert den Zügel schiessen lassen: so bindet ihm Hr. W., um jenen Fehler zu vermeiden, die Füsse, und läst ihn solchergestalt auf einer so wäsrigen als kühlen Ideenwiese, bis ans lang ersehnte Ende des Romans, grasen, oder vielmehr er füttert ihn selbst, hauptsächlich mit psychologischem Heu und einigen sentimentellen Gänseblümchen, bey jedem Schritte, den er vorwärts thut: woher es denn kommt, dass man das gute Thier nie gewahr wird, ohne zugleich die Fäuste oder doch wenigstens die Manschetten des Autors zu erblicken. Nicht genug, dass in allen Gesprächen, die von den handelnden Personen gepflogen werden, immer nur der Vf. hörbar ist, so darf auch keine seiner Personen eine Visite abstatten, einen Spazierritt thun, einen Kuss geben, oder einen witzigen Einfall sagen, keine darf lieben, lachen, scherzen oder weinen, und der Vf. tritt gleich in derselben Minute ganz unmaskirt neben sie höflichst auf die Bühne, und erklärt mehrere Seiten lang eben so klar als verständig, wie und warum es psychologisch unmöglich war, dass obbesagte Person die Visite nicht hätte erstatten, den Ritt nicht vornehmen, den Kuss nicht geben, den Einfall, oder welche Gemüthsbewegung sie sonst hatte, nicht haben sollen. Eben so die Situationen. Hr. W. läst seinen Helden, einen eiteln jungen deutschen Grafen, der von der Mama nach Strassburg geschickt wird, um französische Dienste zu nehmen, den ganzen Roman hindurch von Weibern und Freymäurern, im neu französischen Wortsinne mystificiren, bis er endlich nach allerhand gewöhnlichen Fatis, Rendezvous, Ordens-Aufnahmen, Verhaftungen etc. zu Paris aus den Mauern der Bastille in die Arme einer verständigen, schönen und tugendhaften, aber fast leblosen Prude eilt, die (nach beliebter Manier seit den frühesten Kinderjahren von ihm geliebt) ihrerseits nach tausend Entführungen, Reisen und Tugend-Blokaden, durch die engen Pässe der Salpetrière in den Hafen des Eheglücks segelt. Das ist der Grundstoff dieses, durch zwey lange Theile durchgesponnenen vielknotigen Gewebes, der, so abgenutzt auch die Charaktere, so verbraucht auch die Intriguen von geheimen Oberen, wollüstig eifersüchtigen Marquisen wie Julie, tugendhaften Coquetten, wie die Gräfin Ducastel, ränkevollen Müttern, wie des Grafen Mutter, oder polternden Feldwebels, wie der höchst unfranzösische Gouverneur; so total gemüthlos auch der Hauptheld und seine von ihm pflichtmäsig geliebte Bildsäule sind, dennoch dem Vf. zu mehreren Tableaux Veranlassung gegeben hat, die mitunter — wie die Scenen im Park zu Frohenau und die nächtliche Aufnahme-Scene in den Orden der Weltverbesserer — Darstellungsgabe verrathen. Doch auch bey den gelungensten Parthieen kann es der Vf. nicht lassen, sie sogleich durch moralisch anthropologische Schleusen unter Wasser zu setzen, und wenn er irgend eine überraschende, ans Poetische grenzende Scene darstellt, die die Phantasie des Lesers erhitzen könnte, diesen gutmüthigerweise sogleich mit einer prosaischen Erklärung derselben, wie mit einem Glase kalten Wassers, zu begiessen.

Was den Stil des Vfs. betrifft, so würde die Relation dieses Romans — denn anders kann man ihn füglich nicht nennen — selbst im jetzigen gebildetern Geschäftsstile schwerlich Epoche machen; von französischer Feinheit und zarter Flüchtigkeit des Dialogs constirt aber vollends hier gar nichts *ex Actis*, und vom Aufenthalte des Vfs. an der Seine sieht man im Gange dieses Romans wahrhaftig nicht die Fussstapfen. Nicht nur, dass er selbst mit einer entsetzlichen, seinen französischen Vorbildern nie eigenen, Breitheit erzählt, der Dialog ist auch grösstentheils so, dass man die Sprechenden eher für schwerfällige Schulmeister, Feldwebel oder kleinstädtische deutsche Mamsells, als für Standes-Personen aus den ersten Classen der feinsten flüchtigsten Nation halten sollte. Wir können getrost den Lesern überlassen, die überall sich darbietenden Belege zu diesem Urtheil selbst aufzusuchen, sind aber auch, auf die erste Aufforderung, erbötig, so viele Beweise, als man billigerweise verlangen kann, noch besonders mitzutheilen.

S. d. Th.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Leipzig*, b. Hinrichs: *Alphonsine oder der Zögling unterirrdischer Liebe*; von der Frau *von Genlis* für Deutsche bearbeitet von *K. L. M. Müller.* 1806. Drey Bändchen. v. 219, 220 u. 181 S. 8. (2 Thlr. 16 Gr.) „Der gegenwärtige Roman der *Madame de Genlis* hat die so beliebte Eigenschaft, durch ungewöhnliche Begebenheiten und eine die Neugier immer neu erregende Verknüpfung derselben, die Phantasie in steter Spannung zu erhalten, und den Leser recht in die Geschichte selbst mit hineinzuziehen. Er verspricht und löst Geheimnisse. Er stellt eine grosse Menge zum Theil recht interessanter und liebenswürdiger Charaktere auf, und befriedigt das Herz auf die angenehmste Weise durch seinen Ausgang. Auch erkennt man an der Darstellung die geübte, gebildete, zartempfindende Schriftstellerin, welche selbst unbedeutenden Dingen durch das ihnen umgeworfene Gewand eine angenehme und interessante Gestalt zu geben versteht. In dem vorliegenden Romane giebt es besonders eine nicht kleine Anzahl äusserst lieblicher Situationen“. Wenn man von diesem Lobe, das Hr. M. vermöge seiner Function diesem Romane in der kurzen Vorrede angedeihen läst, etwas mehr als den gewöhnlichen Buchhändler-Rabat abzieht: so bleibt doch immer noch so viel übrig, dass Fr. *von Genlis* und Hr. *Müller* damit zufrieden seyn können.

12x27.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 NOVEMBER, 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

Wien, b. Camesina: *Beyträge zur Topographie des Königreichs Ungarn.* Herausgegeben von *Samuel Bredetzky*, Prediger der vereinigten evangel. Gemeinden A. C. zu Krakau und Podgorze u. s. w. *I Bändchen.* (Auf das J. 1802.) Mit Korabinszky's Bildnisse. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1805. XII und 186 S. 8. (1 fl. 30 kr.) *II Bändchen.* (Auf das J. 1803.) Mit (2) Kupfern und einer Charte. 1803. XXII und 165 S. 8. (1 fl. 30 kr.) *III Bändchen.* Mit Schwartner's Bildnisse und (4) Kupfern. 1804. XII und 252 S. 8. (2 fl. 15 kr.) *IV Bändchen.* Mit Engels Bildnisse und 2 Kupfern. 1805. IV und 296 S. 8. (1 fl. 30 kr.)

Hn. *Bredetzky*, einem in der zipser Gespannschaft gebornen Ungar, gebührt der Ruhm, seit einigen Jahren durch die Herausgabe dieser Beyträge nicht nur eine künftige vollständige und zuverlässige Chorographie Ungarns mit begründet, sondern auch unter seinen Landsleuten das Interesse für die nähere und richtige Kenntniss des heimischen Bodens geweckt zu haben. Mit patriotischem Enthusiasmus umfasst Er sein Fach, und liefert nach und nach eine Reihe interessanter topographischer Gemälde Ungarns und Charakterschilderungen der Einwohner einzelner Gegenden. Es gelang ihm auch, mehrere treffliche Mitarbeiter zu erhalten. Mit Vergnügen sieht daher Rec. diese *Beyträge* in jährlichen Lieferungen auf einander folgen, da der Beyfall des Publicums das Vorhaben unterstützt. Denn schon hat das erste Bändchen, das im J. 1802 unter dem Titel: *Topographisches Taschenbuch für Ungarn* (Oedenburg b. Siess kl. 8.) erschien, im J. 1805 eine 2te verbesserte und vermehrte Ausgabe erlebt, und das zweyte Bändchen soll nächstens auch aufs neue herausgegeben werden.

Indess hat doch dieses Werk, bey vielen Vorzügen, auch bedeutende Mängel. Ausser manchen Unrichtigkeiten der topographischen Beschreibung, sowohl in den Aufsätzen des Herausg., als seiner Mitarbeiter, finden wir namentlich Hn. B's. Darstellungsart oft fehlerhaft. Heterogene, mit abschreckender Weitschweifigkeit vorgetragene Nebenbemerkungen und räsonnirende Excurse leiten oftmals den Leser vom Hauptzweck ab; das Bestreben des Herausg., durch einen blühenden Stil zu gefallen, ist zu sichtbar, und sein Vortrag wird nicht selten zu poetischer Prose. Man lese nur z. B. die novellenmässig ausgeschmückte Sage von dem ödenburger Bindergesellen, III Bdchn. S. 67—78. Doch wir gehen zur Anzeige der *vorzüglichsten* Aufsätze über: die Aufzählung *aller* erlaubt der Zweck dieses Instituts nicht.

Erstes Bändchen. I. *Briefe über die Karpaten*, von drey Verfassern. Obgleich *Townson* in seinen *Travels in Hungary in the year* 1793 (London 1797) von den merkwürdigen Karpaten in topographischer und naturhistorischer Hinsicht viel Interessantes gesagt hat: so ist doch dieser Gegenstand noch nicht erschöpft worden, und diese Briefe über den Theil des karpatischen Gebirges, der die zipser Gespannschaft begrenzt, enthalten eine schätzbare Nachlese. — Mit Recht ereifert sich der erste Vf., *Gregor von Berseviczy* (*Berzeviczy*) in Lomnitz, über die Verwüstung der Waldungen am Fusse der Karparten, die er von dem Compossessorats-Egoismus, und den daraus folgenden Unordnungen ableitet. Wahrlich, bey dem in einem grossen Theile der zipser Gespannschaft eingerissenen Holzmangel, sollten die Zipser sich sehr angelegen seyn lassen, eine bessere Forstverwaltung einzuführen. Am Ende des Aufsatzes erwähnt der Vf. des merkwürdigen Umstandes, dass am Fusse der Karpaten Torf gegraben werde. Die folgenden Briefe von *Johann von Asbóth* (Prof. zu Keszthely) sind gehaltvoll und unterhaltend. Vorzüglich interessant ist die Beschreibung des *grünen Sees*, der seinen Namen von seinem, die grüne Farbe reflectirendem Wasser führt, welches geschöpft vollkommen rein und ungefärbt erscheint. Hr. von *A.* glaubte zur Erklärung dieses Phänomens eine mittelst Vitriolsäure geschehene äusserst verdünnte Kupferauflösung annehmen zu müssen, hat aber in der Folge diese Hypothese selbst zurückgenommen. Sehr überzeugend hat neuerlich dieses Phänomen Hr. *von Toboldt* (Zeitschrift von und für Ungarn 1 H. vom J. 1804) aus den Gesetzen der Optik und Dioptrik erklärt. S. 53 scheint der Vf. Steinböcke mit Gemsen zu verwechseln. Steinböcke (*capra ibex*) sind auf den Karpaten sehr selten, wie überhaupt in Europa; wohl aber sind die Gemsen (*antilope rupicapra*) in beträchtlicher Anzahl dort anzutreffen, und diese zeichnen sich durch ein durchdringendes Pfeifen aus, das der Vf. den Steinböcken zuschreibt. In der zipser Gespannschaft nennen die Deutschen gewöhnlich, aber sehr unrichtig, die Gemsen *Steinböcke.* Diese Briefe sind im J. 1800 geschrieben. — Der Herausg. selbst verbreitet sich in seinen Briefen hauptsächlich über die *zipser Deutschen.* Der zipser Deutsche ist von Natur lebhaft, stark vom Körperbau, dabey nicht

unbehülflich, sehr emsig, von einfachen Sitten (nur in den letzten Jahren hat sich in manchen Städten der Luxus eingeschlichen), sein Verstand ist natürlich, die Zipser haben viel Einbildungskraft, sind aber dabey auch zu ernsthaften Studien geneigt, und können aus ihrer Mitte viele bekannte Gelehrte aufweisen.

II. *Oedenburg.* Vom Herausgeber. Dieser gut verfasste Artikel enthält a) *Literatur über Oedenburg* (ungarisch Soprony). Der Herausg. führt eine im Manuscript vorhandene *Flora Sopronienſis* und eine Oedenburger Chronik von 1529 bis 1611 an. Schade, dass aus diesen interessanten Handschriften noch nichts in Druck mitgetheilt worden ist! b) *Beyträge zu einer künftigen Lithographie der ödenburger Gegend.* Der Vf., der in Ansehung dieser Gegend dem Neptunismus huldiget, lässt sich nicht durch *Fichtel* verleiten, in Ungarn überall ausgebrannte Vulcane und vulcanische Producte zu finden. Für jenen entscheiden vorzüglich die hier häufigen Petrefacten. Interessant, in mineralogischer und statistischer Rücksicht, sind die *Nachrichten von dem Steinkohlenbergwerk bey Oedenburg.* Erst im J. 1793 ward diese wichtige Entdeckung recht benutzt, als die k. k. Steinkohlen- und Canalbau-Actiengesellschaft in Wien dieses Bergwerk von der Stadt Oedenburg in Pacht nahm. Die Gesellschaft zahlt für jeden gewonnenen Centner Steinkohlen an die Stadtkammer nur 1¾ Kr., und doch kamen schon im J. 1800 dadurch 2301 fl. 54 Kr., im J. 1804 aber über 5000 fl. ein. Die Ausbeute bestand im J. 1800 schon in 138114 Centnern, nach neuerlich getroffenen Einrichtungen aber sollen von 1805 an alle Jahre ½ Million Centner Steinkohlen gewonnen werden. Schade, dass man jetzt den gut angelegten Stollen verfallen liess, und die Steinkohlen aus Gruben gewinnt, durch die ein grosser Theil des schönen Waldes, der auf dem Brennberge wächst, unnöthigerweise verdorben wird!

V. *Schovar* (*Sóvár*). Aus einem vom Hrn. *Patzovſzky* (Hüttenmeister an der Schóvárer Saline) dem Herausg. mitgetheilten Manuscript über die Salzsiederey zu Schóvár in Oberungarn. (Nach dem Zeugniss des *Anonymus Belae Regis Notarius* war Schóvár schon im 9ten Jahrhundert zu Arpad's Zeiten als eine feste Burg bekannt).

Zweytes Bändchen. In der langen Vorrede, die für eine eigene Abhandlung gelten kann, stellt der Herausg. das Ideal eines guten Chorographen Ungarns auf. Dann folgen:

I. *Ueber die Salzsiederey zu Sóvár,* von *Patzovſzky.* Sehr interessant ist die Schilderung des gegenwärtigen Zustandes der sehr ergiebigen Saline daselbst, die uns hier ein Sachkenner liefert. In älteren Zeiten ward zu Sóvár Steinsalz gewonnen, gegen das Ende des 17ten Jahrhunderts brach aber, in einem neu abgeteuften Schacht, Wasser von einem beträchtlichen Salzgehalt ein, und 1752 wurde die ganze Grube durch häufig eingebrochene Wasser ersäuft, so dass der Salzsud ausschliesslich eingeführt werden musste. Die saturirte Sole erhielt sich bis auf den heutigen Tag in gleicher Güte und Menge. Sie giebt 27 von 100, und wird, weil sie so gesegnet ist, nicht gradirt, sondern man lässt sie bloss einige Tage in Cisternen abliegen, damit die fremdartigen Theile sich vollends zu Boden setzen. Zuletzt theilt der Vf. die wenigen Mineralogen bekannte Nachricht mit, dass die ungarischen edlen Opale nicht bloss bey dem Dorfe Czerwernitza oder Veres-vágás brechen, sondern auch auf den zum Kammergut Sóvár gehörigen Bergen Hoivisz, Simonka, Dubova und Iedlovetz. —

IV. *Ueber die Lage und Benennung der Bergstadt Topſchau.* Von *M. Gotthard,* Prediger zu Igló. Sehr gut beschreibt Hr. *G.*, ein geborner Topschauer, die Lage dieser kleinen, von deutschen Kolonisten bewohnten, Bergstadt in der gömörer Gespannschaft, und sehr richtig leitet er den Namen derselben von dem Bache Dopschina ab. Hätte es ihm doch gefallen, auch die merkwürdigen Bergwerke bey Topschau, vorzüglich die Kobaltgruben, zu beschreiben, und von dem eigenen deutschen Dialekt der Einwohner, die, gegenwärtig von Slaven umringt, dennoch die alte deutsche Mundart ihrer alten Vorfahren beybehalten, zu handeln!

V. *Reise von Keſzthely im Szalader Comitate nach Veſzprim.* Von *Joh. von Asbóth.* Rec., der auch diese Reise vor einigen Jahren machte, kann die schätzbaren Nachrichten des Vfs. aus Erfahrung bestätigen. Er beschreibt unter anderen die kegelförmigen Berge unweit des Sees Balaton, z. B. den Berg Badatson, Chobantz u. s. w. Er verweist in Ansehung ihrer Figur auf Zeichnungen, die jedoch der Herausg. nicht in Kupfer stechen liess. Auf mehreren dieser Berge und in ihrer Nähe fand der Vf. Basaltsäulen, Basaltstücke und ein lavaartiges, poröses, graues Gestein. Rec. fand sie auch in entfernteren Waldungen. Das poröse graue Gestein charakterisirt Hr. von *A.* nicht näher; wahrscheinlich ist es aus verwittertem Basalt entstandene Tuffwacke, die auf Basaltbergen gewöhnlich gefunden wird.

VI. *Oedenburg.* Vom Herausg. Es sollte heissen: „Von der Gegend um Oedenburg;" denn von der Stadt Oedenburg selbst führt der Vf. nur die Zahl der Häuser (775) und der Einwohner (12319) nach der Zählung vom May 1802 an. Die Gegend um Oedenburg, die Rec. aus eigener Ansicht kennt, ist richtig beschrieben; auch der Statistiker findet in dem Aufsatz einige Ausbeute, doch sehr oft schweift der Vf. auf heterogene Gegenstände ab. Mit Recht klagt er darüber, dass jetzt in Oedenburg die Weintrauben in der Lese nicht mehr so sorgfältig, wie ehedem, sortirt werden: was dem bisherigen Ruhme dieser Weine bald sehr nachtheilig werden dürfte.

IX. *Das Kolonie-Weſen in Ungarn.* Vom Herausg. Der Hauptgegenstand sind die alten deutschen Kolonieen der zipser Gespannschaft. Der vorausgeschickte Satz, „der Ursprung der zipser Deutschen sey ungewiss" befriediget nicht: gründliche historische und philologische Forschungen können über den Ursprung derselben noch immer Auskunft geben. Die Behauptung des Verf.: „Die jetzigen Zipser kamen später als die siebenbürger Sachsen nach Ungarn" ist unerwiesen und sehr unwahrscheinlich. Schon

vor dem Einfall der Tataren in Ungarn unter der Regierung des Königs Bela IV waren nach historischen Documenten im zipser Comitate deutsche Kolonisten, und König Stephan V erwähnt in seinem Diplom vom J. 1271 ältere Privilegien, die den Deutschen in der Zips ertheilt wurden, was der Herausg. selbst nicht verschweigt (S. 131). Besser ist die Vergleichung der zipser und siebenbürger Deutschen nach ihrem Charakter und nach ihrer Mundart. Hr. *B.* hält es für das wahrscheinlichste, dass die zipser Deutschen aus norddeutschen Gegenden, z. B. aus dem Erzgebirge, aus Thüringen u. s. w. gekommen sind. Rec. ist überzeugt, dass die zipser deutschen Kolonisten zwey verschiedenen Gegenden Deutschlands ihren Ursprung verdanken, und beruft sich auf die zwey verschiedenen deutschen Mundarten in der Zips (eine herrscht in den zwey Freystädten, den 16 königl. Städten und in den benachbarten Dörfern, die andere ist die sogenannte gründnerische), und auf die verschiedenen Sitten und Gewohnheiten der Einwohner; er hält einen Theil der Zipser für sächsische Kolonisten, den anderen für rheinländische: und dafür stimmt auch die Geschichte, z. B. die vom Vf. aus *Hans Thurnschwamb* angeführte Stelle (S. 141 u. 142). Die siebenbürger Deutschen hält Rec. mit dem Herausg. grösstentheils für Luxemburger, Namurer, Trierer u. s. w., was durch Vergleichung der Dialekte sehr wahrscheinlich gemacht werden könnte.

X. *Sammlung einiger zipser Idiotismen.* Vom Herausg. Allzukurz! Der Vf. unterscheidet nicht die durch Verderbung der guten Schriftsprache entstandenen Ausdrücke und die eigentlichen Provincialismen; auch zeigt er nicht an, welche zipser Ausdrücke von den Ungarn und Slaven entlehnt sind; die Unterscheidung der vorhin erwähnten zwey verschiedenen deutschen Mundarten in der Zips und die Hinweisung auf andere deutsche Dialekte z. B. den plattdeutschen fehlt ganz. So sind z. B. die Wörter *Enzelt* (Unschlitt), *Onben* (Ofen), *Pittel* (Buttel), *Schkotel* (Schachtel) bloss corrupte Ausdrücke; *Kloutsch* (eine Art Gebäck aus Waizenmehl) kommt von dem ungarischen und slavischen Kaláts, Kolac, *Zap* (der Ziegenbock) ist ein slavisches Wort, die Wörter *Almerey*, *Fasel*, *Kau*, *Maid* kommen auch in einigen anderen deutschen Dialekten vor u. s. w. Vollständiger sind: Der Versuch eines Idiotikons der zipser Sprache von *Johann Genersich*, und die Beyträge zu einem Idiotikon der sogenannten gründnerischen deutschen Sprache in der zipser Gespannschaft von *K. G. Rumi*, in der *Zeitschrift von und für Ungarn* Jahrg. 1804.

Drittes Bändchen. I. *Uebersicht der topographischen Literatur vom Königreiche Ungarn in den Jahren* 1801. 1802. 1803. Vom Herausg. Diese Uebersicht, die in dem folgenden Bändchen No. VII fortgesetzt wird, beweist, dass Hr. B. mit der topographischen Literatur von Ungarn gut vertraut ist. Er beurtheilt sowohl die in dem erwähnten Zeitraume über Ungarn von Inn- und Ausländern herausgegebenen grösseren und kleineren topographischen Schriften, als auch die von Ungarn und einzelnen Theilen dieses Königreiches erschienenen Charten.

II. *Ueber den Neusiedler-See oder Fertö.* Vom Herausgeber. Hr. B. vertheidiget die Meinung der Neueren, dass dieser See fälschlich lateinisch Peiso genannt werde, und behauptet mit Bombardi und Pray gegen Hn. Schönwisner, dass der Peiso des Plinius zwischen St. Georgen (Hr. B. schreibt nach der gemeinen Aussprache St. Girgen) und Landsitz oder Csekles gelegen habe, wo das Bette eines ehemaligen Sees noch jetzt sichtbar ist. Nicht alle von Hn. B. auseinandergesetzten Gründe sind neu, und einigen kann Rec. keine Beweiskraft zuschreiben; aber seine historischen Untersuchungen und die genaue Kenntniss des Locals, welche er sich verschaffte, erhöhen die Wahrscheinlichkeit seiner Behauptung, und seine Resultate sind eine gute Nachlese zu Bombardi's, Pray's und Schönwisner's Forschungen und Muthmassungen. Er erinnert zuerst gegen Hn. Schönwisner, dass der Pelso des Aurelius Victor mit dem Peiso des Plinius ein und derselbe See sey, aber nicht der Neusiedler-See seyn könne, vorzüglich aus dem Grunde, weil Aurelius Victor deutlich sagt: Der Kaiser Galerius habe den Pelso in die Donau leiten lassen, wovon nicht die geringste Spur vorhanden ist. Sehr wahrscheinlich macht es der Vf., dass der Neusiedler-See späteren Ursprunges sey. Denn die Römer, welche in diesen Gegenden lange lebten, erwähnen diesen See nicht; die Stellen des Plinius und Aurelius Victor passen nicht auf denselben; kein altes Itinerarium, selbst nicht die Peutingerischen Tafeln deuteten seine Existenz an; in den alten Urkunden, welche sich in dem ödenburger Archive vorfinden, wird der Neusiedler-See nie Peiso, sondern immer Fertö genannt, ja in einer Urkunde von 1339 kommt der Fertö noch als ein Fluss vor. Wegen dieser und ähnlicher Thatsachen vermuthet der Vf., „dass der Neusiedler-See ungefähr im 10 oder 11 Jahrhundert durch den gehemmten Abfluss des Fertö, der ohnehin in diesen Morästen bey der Plane (*Ebene*) der ganzen Gegend keinen Fall haben konnte, gebildet worden sey." Beantworten muss hier noch Rec. folgende Frage des Vf. S. 64: „Und woher hiesse Valiera (*Valeria*) gewöhnlich *ripensis*, wenn sie von der Donau entfernt in der Mitte des Landes zu suchen wäre?" Rec. will zwar nicht mit Schönwisner Valeria in der Mitte Pannoniens suchen; allein *ripensis* heisst sie nicht von der Nähe des Donauufers (wie Hr. B. glaubt), sondern von dem rechten Donauufer, eben so wie Noricum *ripense* durch die *dextra ripa* bestimmt war. — Hierauf beschreibt Hr. B. die physische Lage und Beschaffenheit des Neusiedler-Sees (S. 85 ff.), der zwischen dem ödenburger und wieselburger Comitat liegt, und dessen Umfang ungefähr 10 Meilen beträgt. Die Bestandtheile des Wassers gibt der Vf. nach keiner chemischen Analyse an, sondern sagt nur, dass es mit einer Säure innig vermischt sey, und als ein Purgirmittel wirke. Die Seeproducte zählt er nicht vollständig auf. Aus dem Mineralreiche gehört dahin vorzüglich das mineralische Laugensalz, welches man an den Ufern, wenn die Fluthen des Sees etwas zurücktreten, häufig findet, und wovon der See wahrscheinlich den salzigen

Geschmack erhalten hat. Von den Seeischen führt der Vf. unter anderen *Scheiden* an. Unter diesem Provincialismus ist der Wels (*Silurus glanis*) gemeint.

III. *Ueber die Steinsalzerzeugung in Rhonaseck* (Rhonaszék), einem Bergorte in Ungarn, von *Karl Anton von Gruber.* Hr. v. G. hat sich vier Jahre zu Rhonaszék in der marmaroscher Gespannschaft aufgehalten; er hatte daher Gelegenheit das Wichtigste der Manipulation einzusehen, und Beobachtungen anzustellen. Für die hier mitgetheilten Resultate ist man ihm Dank schuldig. Wenn aber der Vf. behauptet (S. 133), „dass wir noch keine Nachricht von der Erzeugung des Steinsalzes haben; dass selbst jene Schriftsteller, welche von den siebenbürger und gallizischen Bergwerken sprechen, uns keinen befriedigenden Begriff von der Erzeugung desselben geben u. s. w.": so müssen wir ihn an die Schriften Fichtel's, Hacquet's und Townson's über die Salinen in den österreichischen Staaten und die Erzeugung des Steinsalzes erinnern. Aber auch andere Behauptungen des Vf. bedürfen in mineralogischer und bergmännischer Rücksicht einer Berichtigung. Z. B. nach Hn. von G. hat das natürliche Kochsalz nur zwey Arten, blätteriges und faseriges; das in Würfeln krystallisirt vorkommende scheint er nicht zu kennen. Den Schwaden, der in den rhonaszéker Salinen vorkommt, definirt er sehr unrichtig S. 151: „ein in sich erstickender, mephitischer Hauch aus schweflich-arsenicalischen Theilen bestehend". S. 151 behauptet er ohne Grund: „Ueberhaupt ist jede Erschütterung für eine Saline höchst schädlich. Eine Flinte oder Pistole, in der Salzhalle losgeschossen, und auf Waldhörnern blasen, ist ein für alle mal schon eine Erschütterung, die zu verhüten ist." Hr. von G. weiss also nicht, dass zu Wieliczka das Steinsalz mit Pulver ohne Nachtheil gesprengt wird.

V. *Fragment einer Reise von Oedenburg nach Stein am Anger, nebst einigen Bemerkungen über die Lage der Römer in Pannonien* (Pannonien). Vom Herausg. Ein lehrreicher Aufsatz. Stein am Anger (lat. *Sabaria*) hatte unter den Römern schon einen bedeutenden Namen, und wurde neuerlich durch die Untersuchungen des ungarischen Gelehrten, Hn. Schönwisner, zu einer Bedeutenheit erhoben, die Hn. B. bestimmte, durch neue Untersuchungen etwas hinzuzuthun, und manches zu berichtigen. Dass die Römer in der Gegend um Oedenburg waren, schliesst Hr. B. vorzüglich aus den weitläufigen Kastanienwaldungen in dieser Gegend (aber ein so hohes Alter der Kastanienwälder kann ja nicht erwiesen werden), ferner aus den römischen Münzen, Urnen, Thränengläsern und Steinen mit alten römischen Inschriften, die hier ausgegraben werden. Jordan setzt an die Stelle, wo jetzt Oedenburg steht, *Scarabantia*, welcher Meynung auch Hr. Schönwisner beytritt. Diese Behauptung widerlegt Hr. B. aus folgenden Gründen: Die genannten Alterthümer findet man nur auf einem kleinen Raume, auf dem zwar ein römisches *castrum*, aber kein *oppidum* stehen konnte; ferner ist es sehr unwahrscheinlich, dass die Römer, die besonders Ebenen liebten, sich in diesem engen, zum Theil wasserarmen Pass angesiedelt haben sollten; endlich setzt Hr. Schönwisner willkürlich voraus, dass die Römer den nämlichen Weg von *Sabaria* nach *Vindobona* nahmen, dessen man sich jetzt bedient, wenn man von Stein am Anger nach Wien reiset. Was Hr. B. von der Lage der Römer in Pannonien sagt, verdient nachgelesen zu werden. In der Beschreibung von Stein am Anger führt der Vf. einige römische Monumente an, die man daselbst findet. Ein historisches Versehen ist es, wenn S. 218 gesagt wird: „In diesem Rechte wurde Harkau im J. 1674 vom Könige Matthias, wie es die vor mir liegende Urkunde sagt, auf Bitten des ödenburger Raths, als ihrer Grundobrigkeit, bestätigt"; denn im J. 1674 war kein Matthias auf dem ungarischen Thron, sondern Leopold I.

Viertes Bändchen. I. *Daniel Cornides Bruchstücke zur Geschichte der städtischen Cultur und des Gewerbfleisses in Ungarn.* Herausgegeben und mit einer kurzen Vorrede begleitet von *Johann Christian von Engel.* Gelehrten Technologen, z. B. einem *Beckmann*, werden die in diesen Bruchstücken enthaltenen Nachrichten höchst willkommen seyn. In der Vorrede zeigt Hr. von E. in einem kurzen historischen Gemälde, dass in Ungarn die technologische Ausbildung frühzeitig angefangen, unter Vladislaus II aber und Ludwig II gesunken sey, worauf Oesterreichs starker Arm Ungarn wieder herausgerissen hat. Aus dem Aufsatz selbst erhellt deutlich, dass auch im alten Ungarn Künste und Handwerke seit vielen Jahrhunderten einheimisch waren, und im Mittelalter sich in einem blühenden Zustande befanden, dass die Ungarn sich einiger merkwürdigen technologischen Erfindungen rühmen können, und dass sie im Stande sind nachzuweisen, dass die Erfindungen anderer Nationen auch in Ungarn bald bekannt und benutzt, ja oft eher als in anderen Ländern nachgemacht und angewendet worden. Z. B. die Ungarn haben sich vor Alters auf den Handel mit Rauchwaaren und auf das Kirschnerhandwerk mehr gelegt, als andere Nationen in Europa; ja die Deutschen machten im Mittelalter den ungarischen mit Pelzwerk gefütterten und gebrämten Talarrock, *Suba* (Schaube) genannt, zu ihrem liebsten Modekleide; in Ungarn waren viel eher Glasfenster im Gebrauch, als in Frankreich; das Lumpenpapier ist in Ungarn schon seit 1300 üblich; keine europäische Nation kann ein so altes Beyspiel vom Gebrauche der Kanonen aufweisen, als die Ungarn, (nach einer alten Chronik von 1358 haben die Ungarn schon im *J.* 1073 Belgrad's Stadtmauern mit Kanonen beschossen), u. s. w.

III. *Physisch-topographische Uebersicht des zipser Comitats*, vom Prediger *Christian Genersich.* Diese Uebersicht ist keinesweges vollständig, der Vf. verspricht sie aber fortzusetzen. Er beschreibt namentlich die Gegend um Käsmark, Leibitz, Poprad, Teplitz, Fillendorf, Johannsdorf, (wo ein heilsames Kalkbad ist), den Berg *Lapis refugii* genannt u. s. w. Einige Beobachtungen des Vf. bedürfen einer Berichtigung. Sehr gut erinnert er gegen Hn. von Fichtel und Hn. Brodeczky, dass der Kalkstein in der zipser Gespannschaft häufig vorkomme, bemerkt aber dabey, dass seines Wissens in der Zips kein Kalk gebrannt werde, da diess doch auf dem Gebiet der Bergstadt Igló und auch an anderen Orten in der Zips häufig geschieht. Den Königsberg giebt er S. 182 für ein Thongebürge aus, ob er gleich selbst gesteht, dass die Grundlage dieses Berges Granit, und seine Art schon karpatisch (mithin ein Urgebirge) sey. Hr. G. wird sich zu seiner Bestimmung durch gemengte Gebirgarten, die durch Thoncäment zusammengekittet sind, haben verleiten lassen. S. 168 führt er einen Granit an, dessen Bindungsmittel Thon seyn soll. Eine solche Granitart giebt es nicht; wahrscheinlich verwechselt der Vf. damit eine Art von Bresche, deren Grundmasse durch Thoncäment verbunden ist, z. B. Grauwacke, oder das sogenannte Rothe todte liegende. S. 182 kommt der zipser Provincialismus, Wollbeersträuche, statt Haidelbeersträuche vor.

VI. Versuch einer igloer entomographischen Fauna, von *Karl Georg Rumi*, Prof. zu Käsmark. Hier werden bloss die Schmetterlinge verzeichnet und charakterisirt. Der Vf. führt einige neue Arten und Abarten an, die er sonst noch nicht beschrieben fand. In der Vorrede fodert der Vf. ungarische Entomologen auf, noch unbekannte ungarische Insecten, die besonders in den südlichen, sumpfigen Theilen Ungarns häufig sind, bekannt zu machen, und verspricht in Zukunft auch eine Lithographie der Gegend um Igló zu liefern. Eine ähnliche specielle entomographische Fauna der Gegend um Oedenburg hat Dr. *Joseph Conrad* im Ungarischen Magazin, II B. von 1782 geliefert. Sonst erschienen keine ungarische Faunen, ausser den *Conspectus ornithologiae hungaricae auctore Schönbauer*, Professore Pesthinensi (1804. 8.) Durch Floren und Lithographieen aber ist Ungarn schon von mehreren guten Botanikern und Mineralogen aufgeklärt worden.

VIII. *Nachtrag der durch den Landtag* (Reichstag) von 1802 *veranlassten topographischen Veränderungen in Ungarn.* Vom Herausg. Die Nachrichten sind aus der authentischen Urkunde „*Articuli diaetales Anni MDCCCII* (Presburg b. Landerer)" gezogen.

Wir bemerken zum Schluss noch einige Provincialismen, z. B. im 3 Bändchen das Wort *Hatter*, das die zipser Deutschen von den Slaven und Ungarn entlehnten, und womit sie sowohl das Gebiet als die Grenze bezeichnen; im 4ten Bändchen S. 143 *Salbiter* für Salpeter. Auch auf Vermeidung von Schreib- und Druckfehlern hätte der Herausg. mehr achten sollen. Z. B. im 1 Bändchen S. 99 Anmerk. lese man *poetischen* statt *poetrischen* Arbeiten; im 2 Bändchen S. 3. Z. 2 v. u. *Waldstein* l. *Wallenstein*; S. 54. Z. 2. *Széchényi* st. *Zecheny*; S. 161. Anmerk. *mineralogischen* Freunden st. *mineralischen*; im 3 Bändchen S. 63 *Baranyer* st. *Baranyen*; S. 129 *Flötz* st. *Flöss*; S. 182 Z. 9 1524 st. 1542; im 4 Bändchen S. 168 Z. 2 v. u. l. *Bindungsmittel* st. *Bildungsmittel*, S. 273 Z. 5 von unten l. *Weimar* st. *Wien* u. s. w. Uebrigens hat die Verlagshandlung für schönes Papier und guten Druck gesorgt.

— i.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 25 NOVEMBER, 1806.

GESCHICHTE.

Lobenstein, b. Illgen: *Geschichte unseres deutschen Vaterlandes von seinem Entstehen an bis auf unsere Zeiten.* Ein Lesebuch zunächst für den Bürger und Landmann (,) dann auch für Schulen brauchbar; von *Ernst Bornschein.* Erster Theil. XXIV und 232 S. Zweyter Theil. VIII und 256 S. Dritter Theil. 236 S. 1803. 8. (1 Thl. 18 Gr.)

Es ist eine traurige Erfahrung, dass öfters Leute, denen ihre Untauglichkeit zur Schriftstellerey in anderen Fächern sattsam dargelegt ist, sich endlich zu Volksschriftstellern aufwerfen, und als solche sich jede Vernachlässigung schriftstellerischer Erfodernisse erlauben zu dürfen meinen. Was man von Hrn. *B.* bey diesem Buche zu erwarten habe, wie wenig gesunde und deutliche Begriffe und richtiger Ausdruck ihm am Herzen liegen, läfst schon der Titel ahnden, wenn er uns die Geschichte unseres Vaterlandes „von seinem Entstehen an" zu erzählen verspricht. Wie der Titel, so die Ausführung selbst. Alle drey Bände sind voll irriger Angaben, unerwiesener Behauptungen, Uebertreibungen, Widersprüche, dunkeler Vorstellungen, unrichtiger und schiefer Begriffe, unverständlicher, unschicklicher und sinnloser Ausdrücke. Eben so wenig möchte die Auswahl der erzählten Begebenheiten Beyfall verdienen. — Das Mittel übrigens, wodurch der Vf. sein Buch populär zu machen gedachte, ist, dass er einen Landpfarrer im Kreise seiner Bauern und einiger Bürger in einer Reihe von Abenden die Erzählung beginnen, und von seinen Zuhörern durch Fragen fleissig unterbrechen läfst. Wie fern der Vf. diese Absicht erreicht habe, wird sich mit aus folgenden Belegen unseres Urtheils ergeben. Irrige Angaben, unerwiesene Behauptungen, Uebertreibungen, Widersprüche: Th. 1. S. 53 setzt der Vf. 10 Zeiträume für die deutsche Geschichte fest, welche er in die alte und neue Geschichte zerfallen läfst. Die erste Periode (der *deutschen* Geschichte nicht zu vergessen!!) fängt, nach ihm, von Erbauung Roms an; wobey er aber doch das Jahr für diese Epoche anzugeben vergifst. Die zweyte Periode läfst er mit Carls des Gr. Regierungsantritt endigen, und setzt diesen ins J. 752 (st. 768). Bey der dritten: das deutsche Reich *unter den Carolingern*, erklärt er diesen Ausdruck von Carls des Gr. Nachkommen, und fängt dennoch diesen Zeitraum mit Carls Vater Pipin im J. 752 an. S. 12 soll Skandinavien allein Schweden seyn. Die S. 30 so gewiss behaupteten Menschenopfer bey den Deutschen hat neulich noch Hr. *Delius* (Bragur 7 Bd. 1 Abth.) mit guten Gründen bezweifelt. S. 20 wird der Charakter der alten Deutschen von falschem Ehrgeitz freygesprochen, welches aber S. 22 der Vf. vergessen hat; denn er tadelt ihren Stolz und ihre Ruhmsucht. S. 33 sagt er von Deutschlands Boden und Klima: „keine Blume, *keine Pflanze* gedieh in dem eisigen, starren Boden." S. 49 heifst es von ihren Kriegesliedern: „Diese Gesänge, von denen *viele auf unsere* Zeiten gekommen sind" etc. und gleich darauf: „*Ausser diesen* würden wir keine vollständigen Nachrichten besitzen." etc. Hier, wie an manchen anderen Stellen, möchte man fast glauben, der Vf. habe sein Publicum zum Besten gehabt. Wenn wir diese Gesänge hätten, wozu würde man Preise auf die Auffindung der von Carl dem Gr. veranstalteten Sammlung derselben aussetzen? — oder ist der Vf. bereits im Besitz derselben? S. 77 sollen die Sachsen bey ihren Zügen *ohne* König und *Anführer* gewesen seyn! Th. 2 S. 5 sollen die nach Heinrichs II Tode zur Königswahl in Vorschlag gebrachten beyden fränkischen Conrade *Gebrüder* gewesen seyn! Die S. 26 angegebene niedrige Abkunft Gregors VII ist doch wohl längst als Fabel anerkannt. Ronaro bey Soana (nicht Sloana, wie es hier heifst) war sein Geburtsort. S. 64 ist Irnerius zu Bologna noch immer ein Deutscher! — S. 66 f. soll Gregor VII besondere Aufmerksamkeit auf den Kirchengesang gewandt, des Guido von Arezzo musikalische Zeichen mehr ausgebildet, den Stufenort des Tons mit Puncten, und hernach mit durchgehenden Strichen bezeichnet; diese Striche Guido selbst in 5 Linien verwandelt, und auf denselben die Töne, statt der Buchstaben, durch Puncte ausgedrückt haben. Welche Verwechselung von Zeiten und Personen, welches Chaos! S. 164 wird immer noch erzählt, dass Conradin „das abgehauene Haupt seines Waffenbruders (Friedrichs von Oesterreich) mit herabrollenden Thränen geküsst habe", dieser also zuletzt enthauptet sey. Nach *Jägers* Geschichte Conrads ist diese Angabe längst als falsch verworfen worden. Viele, wo nicht die meisten, Erzählungen verunstaltet der Vf. bald durch unschickliche Auslassungen, bald durch überflüssige Einschiebsel; z. B. die Th. 2. S. 16 von Otto von Nordheim, wo er vergifst zu melden, dass ihm nebst dem Herzogthum das Leben durch ein Fürstenrecht abgesprochen wurde; aber wohl erwähnt, dass seine „Leibeigenen (eigentlich, nach Lambert von Aschaffenburg, seine Dienerschaft und Bauern) von seinen

Feinden getödtet wurden." Auch hiefs der Nichtswürdige, welcher fich zum Zeugen gegen jenen aufwarf, nicht Egenus, fondern Egino. — Die Erfindung der Buchdruckerkunft wird Th. 3 S. 67 geradezu ins J. 1440 gefetzt; nichts von Guttenbergs früheren Verfuchen feit 1434; keine Sylbe davon, dafs die früher erfundene Holzfchneidekunft den Weg dazu gebahnt habe; vielmehr heifst es auf der folg. S.: „Auf eben die Art, wie die Buchdruckerkunft, entftanden die Holzfchnitte." Wer follte nicht meinen, dafs diefe fpäter erfunden worden! S. 67 führt der Vf. fort: „Joh. Faufts (richtiger Fufts) *fcharffinnige Unterfuchungen* (davon weifs man nichts: wohl aber von feinem Gelde, womit er den Guttenberg unterftutzte) follen die Erfindung nicht wenig befördert haben." Ebend. fagt Hr. *B.* von der Erfindung der Musketen und der *Windbuchfen*, „welche fur Jagd und Krieg von hohem Werthe waren, da fchon im J. 1354 ein Franziscaner-Mönch Barth. Schwarz das Schiefspulver erfunden hatte." Wie konnte er Windbüchfen und Pulver verbinden? und die letztere Erfindung fo beftimmt ins J. 1354 fetzen?! S. 69: „zu Ende des 15 Jahrh. kamen die *erfteren* Strahlen einer befferen Aufklärung in den Wiffenfchaften aus Italien nach Deutfchland, hauptfächlich zeichnete fich *R. Agrikola* — aus. *Diefs Beyfpiel* wirkte fo mächtig auf den Geift der Zeit, dafs man mehrere hohe Schulen z. E. 1386 die Heidelbergifche, 1409 die Leipziger etc. errichtete. Doch genug hievon! — Undeutliche und fchiefe Begriffe: Th. 1. S. 14, „die Sprache der Deutfchen war wahrfcheinlich eine erborgte." Wahrlich etwas Neues! Waren denn die älteften Deutfchen fprachlos, — dafs fie eine Sprache erborgen mufsten? doch dem Vf. hat vielleicht eine dunkle Idee von den Schriftzeichen vorgefchwebt; aber welches Chaos! — S. 46: „Da fie Reuterey und Fufsvolk unterhielten" etc. Wer follte nicht auf den Gedanken gerathen, die alten Deutfchen hätten bereits ftehende Heere, wie wir, gehabt! — Rec. mufs auch die Lefer bitten, ja nicht die glücklichen etymologifchen Erklärungen des Hrn. *B.* zu überfehen. Nur eine z. B. Th. 1 S. 30 in der Note: „*Wallfahrten* heifst fo viel, als in den Wald fahren (waldfahrten)." Rec. fiel dabey jene Erklärung bey, welche ein Bierbrauer in einer niederfachf. Stadt von dem Worte: *Candidat* machte: es heifse foviel, als: „*Kann he dat?* —" Uebrigens läfst es Rec. unentfchieden, ob Hr. *B.* auf jene Erklärung durch fein eigenes Genie geführt worden fey, oder ob er fie *Oetters* Wappenbeluftigungen 3 St. S. 36 abgeborgt habe. — Th. 2 S. 200 findet man auch in der Note eine treffliche Erklärung, was Skepticismus fey u. dgl. m. Unverftändliche, unfchickliche, finnlofe Ausdrücke: Th. 1 S. 25: „Die Mutterliebe *würzte* die Milch *mit füfser Nahrung*." S. 33: „Die Feuchtigkeiten *begatten* fich mit den Blättern." S. 44: „Die Natur felbft heiligte diefe mündlichen Gefetze." Gerechtigkeit und Billigkeit können nicht den Gefetzen Anfehen geben; aber was foll fich der gemeine Bürger, der Bauer, der Schulknabe unter: *Natur — heiligen* denken? — S. 65: „Der Empörung den Geift der Ordnung einhauchen." S. 78 werden die Wohnfitze der Franken in Deutfchland, in welche K. Probus eindrang, ganz unfchicklich *Staaten* genannt. S. 121: Die Franken „hiengen mit *füfser* Bewunderung an der weifen Regierung Pipins." S. 122: „er fchlug feine Hülfe aus" ft. er verfagte ihnen feine Hulfe; jenes würde heifsen: er lehnte den ihm angebotenen Beyftand ab. Ebend.: „*Diefen* (den Erzbifchof Bonifacius) machte der Pabft Zacharias — mit allen den Vorzügen vertraut (?) die Pipin auszeichnete" (n). Das verhielt fich gerade umgekehrt! Alle diefe Beyfpiele find nur einzelne Tropfen aus einem Eimer; doch ift der zweyte und noch mehr der dritte Theil etwas erträglicher; vielleicht weil Hr. *B.* treuer feinem Originale folgte und fein Genie in Zügel hielt. — Um die unzähligen, bald ärgerlichen, bald lächerlichen Druckfehler (z B. Th. 1 S. 177 bey den Beluftigungen in der Carolinger Periode „das Schiefsen mit *eifernen Stofsvögeln* nach entfernten Zielen;" Th. 3 S. 220 liegt das Bisthum Fulda im „*Oberöfterreichifchen Kreife*") zu bemerken, fehlt uns der Raum. Das in der Vorrede des 2 Th. verfprochene Druckfehler-Verzeichnifs zum dritten Bande finden wir nicht; ob diefe Zurückhaltung etwa ein treuherziges Bekenntnifs feyn foll, dafs das ganze Opus ein Druckfehler ift? — δ.

PRESSBURG, in der Belnayfchen Druckerey: *Hiftoria regni Hungariae e probatiffimis fcriptoribus fynoptice deducta.* 1804. IV. u. 426 S. nebft 32 S. Anhang. gr. 8. (1 Thlr.)

Der Vf. diefer Gefchichte ift Hr. *Georg Aloys Belnay*, Prof. der Gefchichte zu Prefsburg, fchon durch andere hiftorifche Werke und durch die Herausgabe einer lateinifchen Zeitung bekannt. Er charakterifirt diefs Werk in der Vorrede felbft als ein Compendium, welches er zunächft für feine Zuhörer herausgebe, um fie von dem zeitverderbenden Nachfchreiben zu befreyen. Diefer Zweck war fehr löblich, da die Ungarn noch kein gutes lateinifches Compendium ihrer Gefchichte befitzen; allein der Vf. hätte ein vollkommeneres Werk liefern follen. Als feine Hauptführer nennt er in der Vorrede *Palma*, *Pray* und *Katona*, wobey er auch die Quellen der ungarifchen Gefchichte felbft benutzt zu haben verfichert. Rec. fand, dafs er gröfstentheils dem Palma folgt, welchen er oft ausfchreibt, und nur hie und da, gröfstentheils nach Pray, berichtigt. Benutzung der Quellen fand Rec., mit Ausnahme der vorangefchickten Abhandlung über den Urfprung der Ungarn oder Magyaren, nur felten. Des Vf. eigenes Raifonnement ift oft einfeitig und feicht. Eine wahre Bereicherung hat alfo die ungarifche Gefchichte durch diefs Werk gar nicht erhalten. Ueberhaupt ift daffelbe nicht fowohl eine *Hiftoria regni*, als *regum Hungariae*. Den grofsen Unterfchied zwifchen beyden, den freylich auch die Gewährsmänner des Vf., Palma und Pray, nicht einfahen, fcheint er gar nicht zu ahnden. Ja felbft die Gefchichte der Könige geht nur bis zu Ferdi-

nand I aus dem österreichischen Hause. Ueberdiefs schreibt der Vf. nicht sowohl pragmatisch als chronikenmäsig. Man findet bey ihm keine Epochen angegeben, sondern die Geschichte wird unter den verschiedenen ungarischen Herzögen und Königen hinter einander bis auf die Könige aus dem Hause Oesterreich, denen er ein besonderes Werk bestimmt hat, forterzählt. Schon diefs gehört zu den bedeutenden Mängeln; aber es sind nicht die einzigen. Der Vf. zeigt sich besonders in Religionssachen als einen sehr einseitigen, parteyischen, unaufgeklärten Katholiken. Seine in dieser Hinsicht aufgestellten Behauptungen scheinen gleichwohl oft nicht aus Ueberzeugung zu fliessen; denn manchmal findet man bessere, ihm gleichsam aus Uebereilung entschlüpfte Urtheile. Z. B. S. 6 im Anhang gesteht er, dafs der Pabst Nicolaus IV nicht das Recht gehabt habe, gegen den Willen der Ungarn Carl Martell zum ungarischen König zu krönen. — Sehr oft beruft er sich in kirchenhistorischer Hinsicht auf sein fehlerhaftes Machwerk: *Fragmenta ad historiam ecclesiasticam Hungariae* (2 Theile, Presburg 1800 und 1803). Das dem Kloster S. Martini in Monte Pannonio von Stephan I im J. 1001 ertheilt seyn sollende Stiftungs-Diplom hält er für ächt (S. 71), da doch die Unächtheit desselben *Benzur* überzeugend erwiesen hat. S. 78 f. nimmt er die unächte von dem Mönch *Raphael Levakovics* unterschobene Bulle des Pabstes *Sylvester* II in Schutz, da *Gottfried Schwarz, Kerchelich* u. a. ihre Unächtheit dargethan haben. S. 4 des Anhangs lehrt uns der Vf. von dem berüchtigten Pabst *Gregor* VII: „*Gregorius* VII *et in Hungaria, et alibi spiritualia tantum* (!) *jura requirebat, sive reverentiam et devotionem erga visibile caput Ecclesiae, quam eo ipso tempore Henricus* IV *ei denegaverat!!*“ S. 5 sucht er gar zu beweisen, der Pabst Nicolaus III habe, vermöge seines *juris spiritualis*, den Befehl ertheilen können, den König von Ungarn *Ladislaus* IV in den Kerker zu werfen. — Ferner schaltet der Vf. vieles zur ungarischen Geschichte gar nicht gehörige ein, z. B. S. 254 und f. die Geschichte des *Dschingisschan*. — In den Anmerkungen führt er Hauptwerke und Quellen der ungarischen Geschichte an. Allein mehrere sind übergangen worden. Z. B. S. 206 des *Coruides vindiciae anonymi Belae Regis Notarii* (*ed. Engel Budae* 1802.); S. 261 *Commentatio de initiis et maioribus Jazygum et Cumanorum eorumque constitutionibus a Petro Horvath e probatis scriptoribus et authenticis documentis depromta* 1801 (1803). *Engel's* „Geschichte des Königreichs Ungarn und seiner Nebenländer,“ bekanntlich ein Hauptwerk in der ungarischen Geschichte, wird auch nicht genannt. Mit Lob verdient jedoch erwähnt zu werden die von dem Vf. als Einleitung vorausgeschickte *Disquisitio historico-critica de Hungarorum origine, et cum aliis gentibus affinitate*. Wenn gleich in dieser Abhandlung nichts neues, manches zu weitläuftig, anderes zu unvollständig dargestellt ist: so ist doch die kurze Uebersicht, in die der Vf. die von neueren Historikern angeführten Gründe der Verschiedenheit der Hunnen und Magyaren und der Verwandtschaft der Magyaren mit den Finnen zusammengestellt hat, für diejenigen, die nicht die besonderen Werke jener Historiker besitzen, sehr willkommen. Die beygefügte Literatur ist nicht ganz vollständig. So hätten z. B. über die Verwandtschaft der ungarischen und finnischen Sprache (S. 24 f.) ausser den Schriften des *Sajnovics*, *Gyarmathi*, *Högström* und *Hager* noch andere Werke angeführt werden sollen, z. B. *Ihre's Glossarium Suiogothicum* (II Tomi Upsal. 1769. f.: Praef. p. XXXIX — LI. Die Zweifel über die einst von Ungarn bewohnte, jetzt in den Ruinen liegende, Stadt *Magyar* am Caucasus (S. 7) hätte sich der Vf. durch die Nachrichten des Hn. von *Orlay* in der *Zeitschrift von und für Ungarn* IV B. 2 H. heben können.

Der lateinische Stil des Vf. ist zwar nicht classisch, aber doch besser, als in gewöhnlichen ungarischen Compendien. Wegen der Druckfehler entschuldigt sich der Vf. in der Vorrede auf eine sonderbare Weise durch seine vielfältigen Geschäfte. Wer hiefs ihn denn mit dem Druck so sehr eilen? Da Hr. B. zugleich Verfasser, Buchdrucker und Verleger ist: so ist er um so weniger zu entschuldigen, und es ist sehr zu wünschen, dafs die Fortsetzung dieses Werkes, das ungeachtet seiner Mängel wahrscheinlich in mehreren Schulen eingeführt werden wird, von mehr Kritik und weniger Uebereilung zeuge. — i.

Bamberg u. Würzburg, b Göbhard: *Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte.* Neue, verbesserte Ausgabe, von D. *Joh. Caspar Müller*, Prof., Canonicus u. kathol. Pfarrer in Marburg. 1806. 549 S. 8. (20 Gr.).

Dieses Buch ist eigenlich der von Hn. *Schröckh* ganz umgearbeitete *Hilmar Curas*, nur zum Gebrauch für katholische Schulen, (nicht für Studirende, wie auf dem Titel steht, denn diese verlangen wohl etwas Kräftigeres,) eingerichtet. Es wurde zu diesem Zweck mehrmal verändert. Die letzte Ausgabe erschien zu Würzburg 1799, aber so fehlerhaft abgedruckt, dafs eine neue und verbesserte Auflage bald nöthig ward. Der Verleger übertrug die Arbeit dem Hn. *Müller* zu Marburg, und dieser versichert in der Vorrede, „einiges in der Geschichte der ältesten Reiche ausführlicher dargestellt, manche Stellen durch Zusätze erläutert oder ergänzt, und einige berichtigt, oder bestimmter ausgedrückt zu haben; verschiedenes sey für Katholiken gemildert, oder geniefsbarer gemacht, einiges für die Unverdauliche ganz weggelassen, jedoch der historischen Treue nicht das Mindeste vergeben worden.“ Die neueste Geschichte bis zum Ende des Jahres 1805 hat er, wie billig, etwas ausführlicher bearbeitet. Die Zusätze und Verbesserungen in der älteren Geschichte bestehen gröfstentheils nur darin, dafs hin und wieder aus *Schlözers* und *Becks* trefflichen Handbüchern etwas entlehnt worden ist. Das Ganze ist in zwey Hauptabtheilungen und jede in 6 Perioden

getheilt. Nach der Geſchichtserzählung jeder Periode folgen einige vermiſchte Anmerkungen, die gröſstentheils ſehr unbedeutend ſind. Die an die Kinder gerichteten Fragen unter dem Text hat Hr. *M.* beybehalten, ſo ſehr auch die Unnöthigkeit derſelben in die Augen leuchtet. Zuweilen hat er erläuternde Anmerkungen eingeſtreuet, die zum Theil recht gut und zweckmäſsig ſind, z. B. von der Geſchichte des Seſoſtris S. 103; vom trojaniſchen Kriege S. 114; von der Ankunft des Aeneas in Italien S. 131; von den Völker-Namen Scythen und Celten S. 140.

Für die Jugend in katholiſchen Schulen mag das Buch allerdings brauchbar ſeyn. Doch hätte auch für dieſe etwas beſſer geſorgt werden ſollen. S. 48 ſteht *Hypocrates* für *Hippocrates*; ebendaſ. *Dacius* Codomannus für *Darius* Codomannus; S. 61 *Mogolen* für *Mongolen*. Der erſte Zeitraum (S. 62) hebt ſo an: „Faſt 4000 Jahre vor der Geburt Chriſti ſchuf Gott unſere *Welt*. Er brachte innerhalb *ſechs Tagen* das Licht, die Luft, die feſte Erde und das Meer, Gewächſe und Früchte, Sonne, Mond und Sterne zur Erleuchtung der Erde, auch alle Arten von Thieren hervor, u. ſ. w." Das kann freylich denen nicht behagen, die *Schlözers* Weltgeſchichte geleſen haben. Zwar ſetzt Hr. *M.* in einer Anmerkung hinzu: daſs „einigen Natur- und Geſchichtforſchern vom erſten Range hier gemeine Tage von 24 Stunden des Unendlichen unwürdig ſcheinen, und Tage des erſchaffenden Gottes ihnen groſse Revolutionen nach Jahrtauſenden ſeyen." Doch hält er ſich überhaupt ſehr ſtreng an den Buchſtaben der bildlichen moſaiſchen Erzählung von der Schöpfung und dem ſogenannten Sündenfall. Daſs er auch eine Allgemeinheit der Sündfluth annimmt, verſteht ſich von ſelbſt; alle Menſchen und Thiere auſserhalb Noah's Schiffe, ſagt er S. 66, verluren durch dieſe Waſſerfluth das Leben. Wenigſtens hätte er die Fiſche ausnehmen können. Es war nicht das rothe Meer, in welchem das, den Iſraeliten nachſetzende, ägyptiſche Heer „erſoff," (S. 87) ſondern der heroopolitiſche Meerbuſen, der auch das Schilfmeer heiſst. *Aeugland* (S. 257) iſt das ſüdliche Britannien nie genannt worden. Hr. *M.* weiſs recht gut, daſs man nicht *Mahomed*, ſondern *Mohammed* ſchreiben muſs (S. 270); und doch heiſst er hier durchgängig *Mahomed*. In ſeinen Bemerkungen über Luther und deſſen Reformation S. 374 ff. iſt Hr. *M.* noch tolerant genug. Die Jeſuiten hingegen nimmt er ziemlich in Schutz, S. 282 f. Die wohlthätigen Wirkungen der lutheriſchen Reformation auf Geiſtescultur und Gelehrſamkeit verkennt der Vf. nicht (S. 385), bedauert aber die ſchlimmen Folgen, welche die von den Proteſtanten eingeführte Freyheit, über die Religion zu lehren und zu ſchreiben, gehabt habe. G. v. F.

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Königsberg* b. Goebbels und Unzer: *Darſtellungen nach dem Leben. Aus einer Skizze der Sitten und des Nationalcharakters der ehemaligen Pohlen, entworfen während ſeines Aufenthaltes in dem jetzigen Neu-Süd- und Oſt-Preuſſen von Johann Friedrich Baumann.* 1803. VIII. und 186 S. 8. (14 Gr.). Der Vf., der ſich in der Vorrede Criminal-Aſſeſſor zu Bielsk unterſchreibt, wünſchte von einem Lande, das ſo manche ſeiner Landsleute noch ſo wenig als Kamtſchatka und Sibirien kennen, mehr Kenntniſs zu verbreiten, und den preuſſiſchen Miniſtern zur Erleichterung der Cultur dieſer Provinzen gewiſſe Winke zu geben, die Menge von Schwierigkeiten, die ſich bisher der beſſeren Organiſation entgegen geſtellt haben, zur Rechtfertigung derer, die dabey intereſſirt waren, dem Auge der Leſer darzuſtellen, und ſeinen Vortrag mit Witz und Laune zu würzen. Das Ganze beſteht aus zuſammengeſetzten Fragmenten, deren Inhalt in 24 Rubriken angegeben iſt. Hier nur einige davon: die adelige Hochzeit, der ketzeriſche Leichenzug, das Schulweſen, Unmenſchlichkeit aus Aberglauben, die Gefängniſſe, der polniſche Adel, die Städte, u. ſ. w. Dieſe Rubriken ſpannen die Erwartung, aber ſie erfüllen ſie nicht. Doch vielleicht war es auch hier der Fall, der jetzt zum Nachtheil der Literatur ſo oft vorkommt, daſs der Verleger den Titel fabricirte. So war das ganze erſte Kapitel: Sonntagsbeſchäftigungen der Einwohner zu Warſchau zur Winterszeit, von 6 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends, nicht bloſs auf Warſchau, ſondern auf jede andere groſse Stadt paſſend, ob gleich die darinnen herrſchende Laune für den Vf. einnimmt. Da dieſe Schrift bey allen Mängeln, die nicht zu verkennen ſind, dennoch Leſer finden wird, weil man allerdings von ſo bedeutenden Provinzen immer noch zu wenig weiſs: ſo wäre wohl zu wünſchen, daſs der Vf. auf den Ausdruck mehr Sorgfalt gewendet hätte. So wird z. B. *der Sachwald* S. 33, *die jagdluſtige Zunge* S. 62, *ich jug davon* S. 90 manchem Leſer auffallend ſeyn. Die in einigen Kapiteln vorkommenden *privatiſirenden Mädchen*, das *Einhauen in den kalten Braten* S. 18 und *den Weg alles Fleiſches gehen*, nicht zu erwähnen. MGZ.

München, b. Lindaner: *Vorarbeiten zur Beleuchtung der baieriſchen Kirchengeſchichte überhaupt, und der voragilolfingiſchen Periode insbeſonders* (insbeſondere). von *Vitus Ant. Winter*, Pfarrer bey St. Jodeck, und Prof. an der Ludw. Max. Univerſität zu Landshut. 215 S. 8. Der Anlage des Vf. nach werden dieſe Vorarbeiten ein ziemlich weitläufiges Werk werden. Er verſpricht nämlich, wie man aus der Inhaltsanzeige erſieht, 7 Abhandlungen über folgende Gegenſtände: I über den apoſtoliſchen Urſprung der Kirche zu Lorch und der chriſtlichen Religion in Bayern; II über das Wunder der donnernden Legion; III über das Apoſtelamt des Lucius in Vindelicien, Noricum und Rhätien; IV über das Biſthum und den harten Tod des h. Maximilians zu Lorch; V über das Biſthum und den Martertod des h. Quirins; VI über die Legende von der h. Afra von Augsburg; VII über das Leben des h. Severins, Apoſtels von Noricum. Vorliegende Schrift, bey welcher weder der Titel noch eine Vorrede Auskunft darüber geben, ob und wann eine Fortſetzung erſcheinen werde, enthält nur die I und III Abhandlung; die II wird vermuthlich mit den übrigen folgen. Das Reſultat ſeiner Unterſuchungen beſteht darin, daſs die von den älteren Schriftſtellern über beide genannte Gegenſtände angenommenen Hypotheſen durchaus unhaltbar ſeyn. Obwohl hiedurch nichts Neues für den gründlichen Geſchichtsforſcher geſagt wird, ſo verdient der Vf. doch Aufmunterung, ſeinen Eifer in Aufräumung der Fabeln, die nur zu lange im Gebiete der Geſchichte geduldet waren, noch ferner thätig zu zeigen, und ſich dadurch wenigſtens ein negatives hiſtoriſches Verdienſt zu erwerben. Mehr Correctheit in der Sprache und im Ausdruck iſt ihm ſehr zu empfehlen. AEZ.

Fortſetzungen.

Theologie. *Hannover*, b. Hahn: *Magazin für Religions- Moral- und Kirchengeſchichte.* Herausgegeben von D. *Carl Friedrich Stäudlin.* 1804. 3 Bd. 1 St. 1805. 2 St. 551 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) S. die Recenſion der beiden erſten Bde. 1804. No. 262.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 NOVEMBER, 1806.

STATISTIK.

ALTONA, b. Hammerich: *Rasmus Nyerup's*, Prof. der Literargeschichte und Bibliothekars der Univ. zu Kopenhagen, *historisch-statistische Schilderungen von Dänemark und Norwegen.* Aus dem Dänischen übersetzt und herausgegeben von *H. Gardthausen.* Erster Band 1804. 492 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) (Auch unter dem Titel: *Culturgeschichte von Dänemark und Norwegen, mit besonderer Rücksicht auf den Bürger- und Bauerstand).*

Ein wahres Quodlibet, aus welchem der Leser schwerlich des Vf. Absicht errathen wird. Geschichte, Gespräche, Träume, Gedichte, Anekdoten, alte Gesetze sind bunt durch einander gemischt.

Die 1 Abth. handelt von dem Entstehen des dänischen Staats. Der Vf. fängt mit dem Jahr 800, und dem dänischen Könige Godfred an. In diesem Jahrh. regierten viele kleine Unterkönige in Laland, Fühnen, Bornholm, Alsen u. m., welchen mächtigere vorstanden, bis 883 ein König von Seeland ganz Dänemark unter sich brachte; und von dieser Zeit an gab es nur einen Oberkönig, aber noch einige Zeit Unterkönige. Im 9 Jahrh. ging diese Veränderung auch mit Norwegen vor. Alle kleinen Staaten wurden unter Ein Oberhaupt vereinigt. Bey diesem Sturme wurde Island von Norwegen aus zuerst mit Einwohnern besetzt, und an den Küsten angebaut. Es blieb aber nicht lange unabhängig. Drey Viertel der Insel ergaben sich 1261, und das östliche 1264 an Norwegen. Und von dieser Zeit an blieb Island eine norwegensche Provinz. Schon vorher 1026 waren die färöer Inseln unter norwegensche Herrschaft gekommen. Lappland, vorher unabhängig, wurde von Schweden und Norwegen unterjocht. Nach 1459 kam die Königswürde an die Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, wodurch diese Grafschaft, Schleswig und Holstein an Dänemark kamen. Dagegen gingen die orkadischen Inseln verloren, die an Schottland für 50,000 Gulden 1468 verpfandet wurden; und durch den bremsebröer (1645) und rothschilder Frieden (1658) trat Dänemark: Jemteland, Herjedalen, Gothland, Ösel, und im zweyten: Schonen, Blekingen und Halland an Schweden ab. Dagegen vereinigte Dänemark im vorigen Jahrhundert das noch Uebrige von Holstein mit dem Hauptlande.

Die zweyte Abth. enthält eine Uebersicht der Fortschritte der Volkscultur besonders in Rücksicht auf die Lage und den Zustand der nährenden Stände. S. 44—52 steht ein aus Gräters Bragur entlehntes Gedicht, blos um Platz auszufüllen. S. 58—60 wird eine blos auf Hypothesen gebaute, alte Volkszahl von Dänemark aus jenem Zeitalter angeführt, die der Vf. auf 1,400,000 rechnet. Der Beweis fehlt gänzlich; denn die ganze Zählung beruhet auf einer gegebenen Zahl von 600 Schiffen. Eben so unsicher ist die Berechnung der Volksmenge von Norwegen, die auf 200,000 angegeben wird. — S. 70 wiederum Erzählungen von alten Gesetzen, die nicht zur Sache gehören, und wieder eine auf Schiffe gegründete Rechnung der Volksmenge. Wie fehlerhaft würden unsere Volkssummen ausfallen, wenn wir England, Holland, Frankreich, Schweden nach ihren Schiffen berechnen wollten! Von S. 80 steht — statt der Culturgeschichte, wovon der Abschn. handeln sollte — eine alte Beschreibung Dänemarks und Norwegens, Islands und Grönlands. S. 88 nimmt der Vf. eine fabelhafte Erzählung in allem Ernste auf, dass in dem nördlichen Ocean eine Insel gefunden worden sey, das Weinland genannt, wo Wein von selbst, auch Korn wachse, ohne dass man es säe. Von der eigentlichen Culturgeschichte erfährt man wenig.

Der dritte Abschn. enthält das 12 Jahrhundert, welches der Vf. das Jahrhundert der Städte nennt. Unter den ältesten Städten nennt er Schleswig, Wisby, Ripen, Aarhus, Odensee, Rothschild, Tönsberg und Drontheim, beyde letztere in Norwegen. Von S. 122—27 steht ein Auszug aus dem schleswiger Stadtrecht, und S. 127 aus einem alten norwegenschen Gesetzbuche; dann handelt der Vf. von den Gilden, von einigen Reisenden, von den Kreuzzügen, woran fünf Dänen Antheil genommen. Diese Reise giebt Gelegenheit zur Beschreibung der Städte Tönsberg und Bergen; und mit dieser höchst unwichtigen Begebenheit, die hier gar keine Stelle verdient, werden 18 Seiten angefüllt. Nun folgt wieder ein Gespräch.

Der 4 Abschn. enthält das 13 Jahrh., welches der Vf. das Jahrh. der Gesetzgebung nennt, weil in demselben vortreffliche Gesetze gegeben worden seyn sollen. Anstatt nun diesen Plan auszuführen, mischt er wieder eine fremde Arbeit, Saxo's Beschreibung Dänemarks und Norwegens ein. S. 170—184 folgt schon wieder eine fremde Arbeit aus dem sogenannten Königsspiegel, welcher allerhand Sittenlehren und Anständigkeitsregeln — in einer Culturgeschichte! — enthält. S. 185 einige Bemerkungen über die Cultur und Bienenzucht, aber nur auf einer Seite gegeben; denn S. 186 kommt der Vf. wieder auf die Gesetzgebung, dann wieder auf etwas Landwirth-

fchaft 189. wieder auf Gefetzgebung S. 191—199, wo der Vf. abermals nur ausfchreiben durfte, und viele diefer Gefetze wörtlich anführt. S. 199 werden etliche Stadtrechte und 201 Auszüge aus diefen Stadtrechten — abermals Compilationen — bis 211 befchrieben.

Wir find müde, diefs bunte Gemälde durch die übrigen Abfchnitte der Schrift zu verfolgen. Offenbar verdient weder der Vf. noch der Ueberfetzer den Dank des Publicums, indem nicht einzufehen ift, welche Lücke der Literatur durch diefe Schrift ausgefüllt werden könnte. Ein Auszug daraus, mit Weglaffung des Ueberflüffigen, würde eher einigen Nutzen geftiftet haben. — H.

1) Ofen, in der königl. Univerfitäts-Buchdruckerey: *Schematismus inclyti regni Hungariae partiumque eidem adnexarum. Cum fchematismo litterario eiusque indice fubnexo pro anno* 1805. 430 und 96 S. 4. (1 fl.)

2) Waitzen, b. Gottlieb: *Adrefs-Kalender der königl. Freyftadt Pefth*, auf das Jahr 1805. Herausgegeben von *Paul Rath*, Dr der Medicin und Augenarzte. 132 S. 30 S. Kalender. kl. 8. (40 Kr.)

3) Pesth, b. Patzko: *Wegweifer durch Pefth. Oder Nachweifung aller Gaffen, Märkte, Plätze, Kirchen, öffentlicher Gebäude und anderer Denkwürdigkeiten von Pefth, wie folche nach dem befonders dazu eingerichteten Grundriffe diefer Stadt bequem aufzufinden find.* Ein Anhang zu dem Adrefsbuche von Pefth. 1804. 30 S. 8. (Mit dem Grundrifs von Pefth 24 Kr.)

Diefe drey Schriften find für die ungarifche Staatskunde von Wichtigkeit, und verdienen eine Anzeige in diefen Blättern.

Der ungarifche Staats-Titularkalender (no. 1), der fchon feit mehreren Jahren erfcheint, hat folgende Einrichtung. Zuförderft werden die *geiftlichen Würden* der Katholiken und nicht unirten Griechen in Ungarn aufgezählt. Darunter find feit 1804 drey kath. Erzbisthümer, 35 kath. Bisthümer u. f. w. Auf die geiftlichen Würden unter den Proteftanten in Ungarn wird gar keine Rückficht genommen. Hierauf folgen die *weltlichen Würden: Barones regni* (Erzbeamte, an der Zahl 12). *Supremi Comites Comitatuum* (Obergefpänne an der Zahl 52). *Dicafteria politica*, namentlich *Cancellaria regia hungarico-aulica* (kön. ung. Hofkanzley), *Confilium regium locumtenentiale hungaricum* (kön. ung. Statthalterey-Rath), *Camera regia hungarico-aulica* (kön. ung. Hofkammer). *Res montanae Dicafteria judiciaria*, namentlich *Tabula feptemviralis, tabula regia, tabulae diftrictuales, Dicafteria in regnis Dalmatiae, Croatiae et Sclavoniae (Slavoniae). Suprema armorum caefareo-regiorum praefectura. Infignis ordo S. Stephani primi regis apoftolici. Status perfonalis nobilis turmae praetorianae. Aulae regiae familiares. Res poftalis. Res tricefimalis* (Dreyfsigftwefen). *Res falinaris. Series familiarum Comitum, Baronum, Indigenarum.* (Gräfliche Familien find aufgezeichnet 95, freyherrliche 82, ausländifche Magnatenfamilien, die den ungarifchen Indigenat erhalten haben 297.) *Series comitatuum.* (Noch immer kommen in dem Verzeichnifs der Comitate von Ungarn S. 456 fehr unrichtig *Comitatus Bodrogienfis Krafznenfis* und *Zarandienfis* vor.) *Series liberarum regiarum, ac montanarum civitatum.* (In Ungarn, Croatien und Slavonien an der Zahl 49.) Der Schematismus ift übrigens mit viel Genauigkeit eingerichtet. Der *Schematismus literarius* ift ein Adrefskalender des gefammten Perfonals der Schuldirectoren, Profefforen und Schullehrer des *katholifchen*, (nicht auch, wie der Titel vermuthen läfst, des proteftantifchen) Ungarns, der feit 1796 jährlich von der Univerfitäts-Buchdruckerey in Ofen veranftaltet, aber erft feit 1804 dem ungarifchen Staats-Titularkalender beygefügt wird. Die Zahl der kathol. Lehrer überfteigt die Zahl 900. Der katholifche Schulbeftand ift folgender: die dem königl. ungarifchen Statthalterey-Rath untergeordnete *Studien-Commiffion* mit einem Präfidenten (deffen Stelle jetzt vacant ift), einem Vice-Präfidenten, 7 Beyfitzern und 2 Actuarien. Die *königliche ungarifche Univerfität zu Pefth* mit ihrem *Rector magnificus*, 3 Facultäts-Decanen und 3 Facultäts-Senioren (erft im J. 1805 wurde die feit Jofeph II vacante *theologifche Facultät* wieder hergeftellt), einem Univerfitäts-Prediger, einem Actuar und einem Cancelliften, welche zufammen den Univerfitäts-Magiftrat ausmachen; dann in der juridifchen Facultät 6 Profefforen, in der medicinifchen 10 mit 2 Adjuncten und 4 Affiftenten, famt einem Prof. und Adjuncten der Thierarzneykunde; in der philofophifchen 14 Profefforen, famt zwey Profefforen der ungarifchen und deutfchen Sprache und einem Adjuncten der Aftronomie auf der Sternwarte zu Ofen. Den im J. 1805 dem Prof. der Oekonomie und Technologie beygefügten Adjuncten konnte der Herausg. des Schematismus noch nicht anführen. Die theologifche Facultät, die mit dem neuerrichteten theologifchen General-Seminarium in Verbindung ftehen wird, hat gegen das Ende 1805 8 Profefforen und 1 Adjuncten erhalten. Das übrige Schulwefen der Katholiken im Königreiche Ungarn ift unter fünf literarifche Diftricte (den Cafchauer, Raaber, Prefsburger, Grofswardeiner und Agramer) vertheilt, deren jeder feinen Studien-Director und eine Akademie von zwey Facultäten (die juridifche und philofophifche) hat. Ein Prodirector beforgt die äufsere und ein Exhortator die religiöfe Difciplin der akademifchen Jugend. Jenen fünf Diftricten find die Archigymnafien, Gymnafien, Elementar-lateinifchen und Nationalfchulen (*fcholae vernaculae*) untergeordnet. Zum Cafchauer Diftrict gehört überdiefs ein bifchöfliches (jetzt erzbifchöfliches) Lyceum zu Erlau, das ganz die Einrichtung einer Akademie hat, zum Grofswardeiner das königl. praktifch-ökonomifche Inftitut zu Szarvas, das unter der Leitung feines verdienftvollen Stifters, des evangel. Predigers Thefchedik fteht, zu dem Prof-

burger District die wohl eingerichtete Forst- und Industrieschule zu Hradek unter der Leitung ihres Stifters des Hrn. Wiesner von Morgenstern. Die Gesamtzahl aller katholischen Gymnasien im Königreich Ungarn beträgt 60, die der Nationalschulen (welchen die Dorfschulen nicht beygezählt sind) 94. Ungern vermisst Rec die Angabe der jährlichen Anzahl der Schüler, sowie der wissenschaftlichen Hülfsanstalten auf den grösseren Schulen und der von den Lehrern herausgegebenen Schriften. Die Protestanten in Ungarn könnten sehr füglich einen ähnlichen literarischen Schematismus herausgeben. Um Absatz dürfte der Herausg. nicht verlegen seyn. — (S. 28 und im alphabetischen Register sollte statt Stelier *Steller* stehen.)

Was no. 2 und 3 anlangt, so gab Hr. D. *Rath* im J. 1804 das erste Adressbuch von Pesth heraus. Die neue Ausgabe ist sehr verbessert und vermehrt, und hat auch einen Kalender beygefügt. Die grosse Freystadt Pesth verdiente allerdings ein Adressbuch, da sie ihrer immer mehr aufblühenden Industrie, ihrer politischen Wichtigkeit als Sitz der höchsten ungarischen Gerichtsstellen, ihres literarischen und mercantilischen Einflusses auf Ungarn und anderer Rücksichten wegen ein vorzügliches Interesse hat. Auch der *Wegweiser durch Pesth* ist ein nützlicher Anhang. Voran geht eine kurze Uebersicht des Umfangs der Stadt Pesth und Angabe der Entfernung derselben von den übrigen vorzüglicheren Städten Ungarns. Der beygefügte Grundriss ist nach einem von Hn. *Anton von Balla*, Ingenieur des Pesther Comitats, entworfenen Plane von Hn. *Witsch* verkleinert, und in Hinsicht auf die vorgefallenen Veränderungen (der Plan ward nämlich schon vor einigen Jahren entworfen) berichtiget worden. Hoffentlich wird Hr. *Rath* auch diesen Wegweiser von Zeit zu Zeit verbessert herausgeben. —i.

NÜRNBERG, b. Stein: *Statistische Aufschlüsse über das Herzogthum Baiern, aus ächten Quellen geschöpft.* Von *Joseph Hazzi*, baierschem Landesdirectionsrath. Vierter Band. Erste Abtheilung 1805. 526 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.).

Diese Abtheilung eines schon in No. 73 d. J. ausführlicher beurtheilten Werkes enthält einen Theil des Rentamtes Straubing. Das Gericht *Bärnstein*, an der passauischen Grenze, enthält auf 9½ □ Meilen 384 Menschen, die in 140 Örtchen, in elenden schmutzigen Hütten, wohnen, weder lesen noch schreiben können, doch fruchtbar sind, und ein hohes Alter erreichen. Die Hälfte des Bodens ist ungebaut, das Holz aber sehr wohlfeil, so dass die Klafter an den Wäldern nur etliche Kreuzer kostet. Die Abschaffung eines Pfaffenbetrugs, das unterfagte Haarwachsen eines Crucifixes in Grafenau, hat den Verfall des Städtchens nach sich gezogen. — Das Gericht *Diessenstein* enthält auf nicht 1 □ Meile 1989 Seelen, durchaus in kleinen Örtchen. Auch hier ist nur die Hälfte angebaut. Das Gericht *Regen* enthält auf 5½ □ M. 539 Einwohner, in 94 Örtchen. Zwey Drittel des Bodens sind angebaut, allein keine Schule bildet die Menschen. Das Gericht *Zwisel* enthält 5 □ M. 2685 Einw. in 26 Örtchen, und in einer sibirischen Gegend, an der böhmischen Grenze, die eher einem Aufenthalt der wilden Thiere, als der Menschen gleicht. Mädchen werden hier öfters im 15ten Jahre Mütter, hingegen Lesen und Schreiben gehört unter die Seltenheiten. Nur der 9te Theil des Bodens ist angebaut, das Uebrige liegt wüste, oder ist Wald, von welchem über 50,000 Tagwerke da sind, und 3 Glashütten und eine Potaschensiederey unterhalten werden. Der Viehstand ist beträchtlich, hingegen der Schullehrer-Dienst bloss Nebensache; die Wege sind abscheulich. Das Gericht *Weissenstein* hat 1½ □ M. mit 1753 Einwohnern. Die 43 Örtchen dieses Gerichts sind so klein, dass eines mit 3 Häusern, und eben so viel Familien, ein Markt genannt wird. — Das Gericht *Viechtach* und *Linden*, an der böhmischen Grenze, enthält 8½ □ M. 17,203 Seelen, 392 Örtchen. Das Klima ist schon böhmisch rauh, und es fällt ein 6 bis 12 Fuss tiefer Schnee, in besseren Gegenden, in Thälern und an den Flüssen 3—6 Fuss tief, und schmilzt auf den Bergen erst gegen Pfingsten. Baierscher Aberglaube und Fanatismus ist auch in diesem Gerichte gross. In Bodenmais ist, ausser einem Vitriolwerk und einer Rotherdenbrennerei, ein *Jungfernbund*, dessen Zweck ist, im ledigen Stande keusch und andächtig zu leben. Die Wege sind erbärmlich, zum Theil lebensgefährlich. Auf dem Walde sind Pfarrhöfe, wo die Kaplane unter den Mägden spinnen; der Cooperator kartätscht, und der Pfarrer haspelt das Gespinnste. Durch diese Industrie werden in diesem Gerichte 20,000 Stück Leinewand, jedes zu 30 Ellen, jährlich fabricirt. Unter diesen 17,000 Seelen sind in 392 Örtchen nur 14 Schulen, deren Lehrer weder correct schreiben, noch lesen können. Auch ist nicht ein Arzt zu finden. Dagegen hat jedes Dorf 2—3 Kapellen. — Das Gericht *Kötzing* hat 12 □ M. — hier heisst es im Umfang, was soll das seyn? — 16,612 Einwohner, in 286 Örtchen und 1878 Häusern, die ganz von Holz, mit kleinen Fensterchen, voll Schmutz, mit Rindsblut angestrichen sind, so dass man nicht weiss, wer ekelhafter wohne, der Bauer, oder sein Vieh. Nur der 4te Theil ist angebaut, das Klima ist sehr rauh, die Lage an der böhmischen Grenze, fast ewiger Schnee an den Bergen, und Spuren von Bären, welche die Felder verwüsten. Unter diesen 16,600 Menschen sucht man vergeblich Schulen; Pfaffensinn leuchtet überall hervor. S. 302. Die Gerichte *Furth*, *Eschelkam* und *Neukirchen* enthalten auf nicht gar einer □ M. 2408 Menschen, ein Städtchen und 17 Örtchen. Der Vf. wollte in dem Städtchen Furth bessere Ordnung einführen, wurde aber durch den geh. Rath *Lippert* daran gehindert. So stehen selbst die Baiern ihrer Cultur, Industrie und der Vernunft im Wege! Das Gericht *Cham* enthält auf 7 □ M. 20,214 Seelen, die in dem Städtchen Cham, in 210 Örtchen und 2403 Häusern wohnen. Nur die Hälfte des Bodens ist angebaut. Das Städtchen Cham hat 306 Häuser, 301 Familien, ist alt, schmuzig und herabgesunken. Auch hier ist Mangel an

Schulen. Das Gericht *Mitterfels* enthält auf 13 □M. 27,195 Menschen, welche in 942 Örtchen vertheilt sind. In diesen vielen Ortchen sind keine Schulen: daher allgemeiner Aberglaube und Fanatismus, welcher noch durch die Klöster befördert wird. Das Gericht *Schwarzach* enthält 2 □M. 2735 Seelen in 150 Örtchen zerstreut. Die grosse Zahl der unehlichen-Kinder in diesem Gericht veranlassten das Consistorium in Regensburg, die Pfarrer um die Ursache dieses Sittenverderbnisses zu fragen, welche das heftige Tanzen, die kurzen Röcke und geöffneten Busen als die Ursache angaben. Nur der 4te Theil ist angebaut, und fast keiner der Einwohner kann lesen oder schreiben. Die Bettelmönche treiben ihr Unwesen aufs höchste; auch Jäger, Abdecker, Bettler und anderes Gesindel belästigen die Einwohner. — Das Gericht *Deggendorf* enthält 3 □M. 6432 Menschen in 121 Örtchen, unter welchen das Städtchen Deggendorf mit 367 Häusern, und 435 Familien enthalten ist. Höchst traurig sind die Bemerkungen, die der Vf. über die Mirakel zu Deggendorf und den dortigen Ablass aufgezeichnet hat, unter welchem, um nur eines auszuheben, der Ablass an Mariae Reinigung 555,293 Jahre und 285 Tage beträgt. Aber unverzeihlich ist es, dass der Vf. mit diesem Unsinn 26 Seiten anfüllt! Vor kurzer Zeit wollte ein Pfarrer dieses Gebet abändern; er fiel aber der Inquisition in die Hände, verlor die Pfarre, und musste aus dem Lande fliehen. Ein Wirth kam wegen Reden gegen diese Thorheiten ins Zuchthaus, worinn er starb. Solche Dinge würden in unseren Zeiten unglaublich scheinen, wenn sie nicht von einem Augenzeugen bestätiget, und in Baiern geschehen wären. Und diese Finsterniss desto sicherer zu erhalten, ist in diesen 121 Örtchen des Gerichts nur *eine*, und zwar schlechte Schule, in Deggendorf, obgleich eine einzige kleine Kirche in Deggendorf 40,000 fl. Kapital besitzt. — Das Gericht *Hengersberg*, *Winzer* und Herrschaft *Hilgartsberg*, enthält 5 □M. 12,267 Menschen in 339 Örtchen; von dem Boden ist nur der 3te Theil angebaut, aber es finden sich Spuren, dass ehemals weit mehr angebaut gewesen ist. Eben so schlecht ist das Sittliche cultivirt. In diesen 339 Örtchen ist weder eine Schule, noch Gesundheits - oder Polizey - Anstalt, nicht einmal eine Hebamme zu finden. Hingegen findet man darinn das reiche Kloster Niederalteich, in welchem 50 Mönche vegetiren.

Aus diesen Berichten eines aus den besten Absichten schreibenden Mannes erhellet leider, wie wenig das Geschrey der Zeitungsschreiber von den weit gediehenen Reformen in Baiern zum Theil gegründet sey; und jeder Patriot muss wünschen, dass die aufgeklärte baierische Regierung in ihren wohlthätigen Anstalten für allgemeine Cultur immer schneller und weiter fortschreite.

H.

KURZE ANZEIGEN.

Statistik. *München* b. Strobel: *Statistischer Ueberblick der Pfarreyen, Benefizien, Curatien etc. in den Herzogthümern Baiern, der oberen Pfalz, Neuburg und Sulzbach.* Nebst überall beygesetzter Anzeige der Bisthümer, Rentämter, Regierungen, Gerichten und Patronatsrechte, nach alphabetischer Ordnung. 1804. XVI u. 135 S. 4. Durch eine officielle Bekanntmachung in dem baierischen Regierungsblatte ist diese Schrift als mangelhaft und irrig angegeben worden. Daher nur ein Wort über die Einleitung, die einer besseren Compilation vorgesetzt zu seyn verdiente. Der Vf. äussert sich darin sehr freymüthig über den Missbrauch der Pfarrvicariate, über die Pfarreyen der Klöster und Collegiat - Stifter, über die Patronatsrechte, über die zu grosse Menge der Geistlichen, über Concordate, die Schulen, und den Religionsunterricht. Viele seiner Winke verdienen von der Regierung beherzigt zu werden.

Rtn.

Verm. Schriften. 1) *München* b. Strobel: *Ueber Vertheilung der Pfarreyen und Besoldung der Geistlichkeit in Baiern.* 1803. 94 S. in 8.

2) *Ohne Druckort: Die Rumfordische Suppenanstalt für Seelsorger*, oder *erläuternde Gedanken über die Flugschrift: Ueber Vertheilung der Pfarreyen etc.* von *Jeremias Schwarzrock*, Pfarrer zu Harthausen. 1804 155 S. gr. 8.

Unter den vielen wohlgemeinten Vorschlägen, die seit der gegenwärtigen Regierung die Pressen in Baiern beschäftiget haben, ist No. 1 einer der durchdachtesten und (wenige Missgriffe abgerechnet) ausführbarsten. Der Vf. besitzt alle zur Beurtheilung eines so verwickelten Gegenstandes nöthigen Kenntnisse, und verbindet mit denselben eine seltene Mässigung. In 3 Abschnitten handelt er von dem Personal - und Local - Etat der baierischen Geistlichkeit, ihrem Besoldungsstande, und der Einführungsart des vorgeschlagenen Organisationsplanes, welcher darin besteht; 1) die zu grossen Pfarreyen so zu vertheilen, dass die entferntesten Pfarrgenossen nicht weiter als ¾ Stunden zur Pfarrkirche zu gehen haben, und dass die Seelenanzahl nie über 2400 steige (grosse Städte jedoch ausgenommen): 2) vier Classen von Pfarreyen nach der Anzahl der Seelen festzusetzen; 3) die Zahl der Priester zu bestimmen; 4) eine Anstalt für ausgediente, und 5) eine für vorzubereitende Geistliche zu errichten: 6) die Pfarreyen in Verbindung mit den Landgerichten, die Bisthümer im Verhältnisse mit den Hofgerichten zu behandeln; 7) aus den in den Klosterbibliotheken zurückgebliebenen Sammlungen öffentliche Landesbibliotheken in jedem Landgerichte anzulegen; 8) den Geistlichen eine fixirte Besoldung zu ertheilen, und zwar von 1000 fl. für die erste, 800 für die zweyte, 600 für die dritte, und 500 für die vierte Classe: 9) die Naturalzehenten und Stollgebühren ganz aufzuheben; 10) die Baumaterialien und Dotationscapitalien der entbehrlich werdenden Kirchen, Pfarrhäuser u. s. w. für eine zu errichtende Baucasse zu bestimmen; 11) die neue Organisation, welche durch genaue geographische und statistische Beschreibungen vorbereitet werden muss, zwar nach und nach, aber in kurzer Zeit zu vollziehen. Rec. bedauert, nicht weitläufiger über diese mit gründlicher Einsicht verfasste Schrift werden zu können, und empfiehlt sie Jedem, der in diesem Fache zu arbeiten hat.

Der Vf. von No. 2. findet die Besoldungen der Pfarrer in No. 1 zu gering angesetzt, und macht sowohl dagegen, als gegen andere dort gethane Vorschläge verschiedene Einwendungen, von welchen einige nicht ungegründet sind. Aber welche höchst unanständige, pöbelhafte Sprache! Und schämte sich der Vf. nicht, aus einer Vermuthung, die er zuletzt selbst als irrig zurücknimmt, den würdigen Prof. *Socher* zu Landshut auf die beleidigendste Art anzugreifen? Den Geist des Werkleins kann man am besten aus den Motto's auf der Rückseite des Titelblattes beurtheilen, welche sämtlich darauf abzielen, die gegenwärtigen Reformen in Baiern einer Secte von Atheisten zuzuschreiben, welche die Absicht haben soll, das Volk *aufzuwickeln* (aufzuwiegeln). Dieser Sprachschnitzer ist übrigens nicht der ärgste von den vielen Hunderten, welche der Vf. sich zu Schulden kommen liess. Im Druckfehler - Verzeichnisse, worin er verschiedene factische Behauptungen, die er im Eifer hingeschrieben hatte, ohne sich um die Richtigkeit derselben erkundigt zu haben, berichtigt, gesteht er indess, in einer Anwandlung von Selbstgefühle, dass der grösste Druckfehler, in den Augen der meisten Leser, wohl die Schrift selbst seyn werde.

Rm.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 NOVEMBER, 1806.

HOMILETIK.

Rastatt, b. Sprinzing: *Auswahl von Predigten über einen ganzen Jahrgang der im Kurfürstenthum Baden, evangelisch-lutherischen Antheils, gnädigst vorgeschriebenen neuen Texte.* Besonders für häusliche Erbauung. Von *Christoph Friedrich Rinck*, evangel. luth. Stadtpfarrer zu Gernsbach unweit Rastatt. Erste Hälfte. Vom Ersten Advent bis Pfingsten 1805. VIII und 488 S. kl. 8. (2 Thlr. 8 Gr.)

Die Veranlassung zur Herausgabe dieser Predigten gab dem Vf. die schon vor zehn Jahren in den Baden'schen Landen erfolgte lobenswerthe Einführung neuer biblischer Texte für die sonn- und festtäglichen Predigten. Sie stehen nun für den Prediger, der sich ihrer bedienen will, an der Stelle der vorherigen Evangelien, und da christliche Familien zu ihrer häuslichen Erbauung gern Vorträge über diejenigen Texte lesen, über welche in den Kirchen gepredigt wird: so wollte der Vf. zunächst seinen Mitbürgern einen Jahrgang Predigten über solche Texte in die Hände geben, über welche wir noch keine gedruckten Vorträge besitzen. Ausdrücklichen Aeusserungen der Vorrede zufolge hat der Vf. die Predigten dieser Sammlung nur aus solchen gewählt, welche er über vorgeschriebene Geschichts-Texte hielt; allein wir begreifen nicht, wie er so viele, z. B. Haggai 2, 7—20. Maleach. 3, 1—5. Micha 5, 1—3. Psalm 8, 2—7. Luc. 17, 20—30. Johann. 17 — und noch manche andere zu jenen rechnen will. Die Arbeiten selbst sind nun zwar nicht für ein sehr gebildetes Publicum, das tiefere Blicke in das menschliche Herz, höhere Ansichten des Lebens, ergreifende Wahrheiten, lebendige Darstellung und eine durchaus reine, veredelte Sprache fodert; aber für die grosse Classe derer, die auf einer der Mittelstufen religiöser Bildung stehen, werden sie sehr belehrend und erweckend sich erproben. Der Vf. besitzt geläuterte Religionsansichten, wenn er sich gleich nicht immer auf den höheren Standpunct moralischer Ansichten zu erheben vermag, und bisweilen, wie es auch manchem berühmten Prediger zu geschehen pflegt, durch das zu grosse Gewicht, welches er auf das Historische des Christenthums legt, mit sich selbst in einen Widerspruch geräth, den kein Lehrer der Wahrheit sich sollte vorwerfen lassen dürfen. Wie kann z. B. der Vf., der in einer sehr guten Predigt am Sonntage Estomihi zeigt, dass wir durch willige Annahme und Befolgung der Lehre Jesu an uns selbst den *besten* Beweis von ihrer *Göttlichkeit* erfahren, in der Ostermontags Predigt davon reden: Wie ganz anders und neu alles durch den Glauben an den Auferstandenen werde? Und wie kann er in dieser Predigt folgende Sätze vereinen: „S. 367. Nun (nachdem er auferstanden ist) wird auch seine ganze Lehre *lichtvoll*, und alle seine Verheissungen sind als wahr und göttlich bestätigt. Zwar *an sich* schon ist seine Lehre *lauter Licht*, (kann sie dann erst durch die Lehre von seiner Auferstehung *lichtvoll* werden? —) stimmt mit der Vernunft völlig überein, ist Gottes höchst würdig etc. Alles diess aber ist nun göttlich versiegelt." Wozu bedarf es dieses, wenn sich nach obiger Predigt am Sonntage Estomihi, gemäss dem Ausspruche Jesu, Johann. 7, 17, der *beste* Beweis für die Göttlichkeit seiner Lehre schon gefunden hat? — Der Vortrag des Vfs. ist anziehend durch den natürlichen Ausdruck achtungswerther Wärme für das Gute und tiefer Religiosität: er versteht, seine, bisweilen unzweckmässig gewählten, vorgeschriebenen Texte gut zu behandeln, zieht aus ihnen interessante Hauptsätze, und benutzt sie oftmals sehr glücklich, lässt sich aber wieder bisweilen durch diese Sorgfalt für seinen Text zu Abschweifungen verleiten, die ihn aus dem Gebiete seines Gegenstandes führen. Sieht man bey diesen Predigten nur auf die praktische Behandlung der Religion im Allgemeinen, und auf die vielen nützlichen Lehren, die in ihnen mit Wärme vorgetragen werden: so hat man Ursache, mit ihnen zufrieden zu seyn; betrachtet man sie aber als ein Ganzes, von welchem Ebenmass der Theile, befriedigende Entwickelung der Materien, überzeugende Beweisführung, fester Zusammenhang und Bewirkung eines ernsten Totaleindrucks gefodert wird: so möchte die specielle homiletische Kritik manches zu rügen finden. Der Vf. scheint bey manchen dieser Vorträge nicht sowohl nach einer reifen Meditation und genauen Disposition, als nach einer zufälligen Association der Ideen und Gefühle gearbeitet zu haben; er ist öfters seines Gegenstandes nicht mächtig; manche gute Belehrungen und Rathschläge scheinen zufällig da zu stehen; man vermisst hier und dort nicht bloss Gründlichkeit und Vollständigkeit, sondern findet wirklich in mancher Predigt gerade das nicht, was in ihr abgehandelt werden soll. So liess sich wohl z. B. in der 2 Christtagspredigt über den Satz: Die *grossen Thaten Gottes geschehen nicht nach Menschenurtheil, sind aber um so herrlicher*, nach Luc. 2, 46—55, zuerst eine Entwickelung dieses Haupt-

gedankens erwarten, und was der Vf. am Ende des ersten Theils aus der Geschichte Jesu darüber anführt, hätte zum erläuternden Beleg zu jener Entwickelung dienen sollen. Allein so schreitet der Vf. sogleich zur Eintheilung: Dieser Gedanke soll uns dienen zur *Demuth* gegen Gott, und zum *Vertrauen* auf ihn. Nur im weiteren Sinne mag man die Gesinnung, welche der Vf. hier befördern will, Demuth nennen: es ist eigentlich die beschiedene Anerkennung unserer Unfähigkeit, über die Leitungen der Vorsehung entscheidend zu urtheilen, und der Entschluss, vor dieser Vermessenheit das Herz zu bewahren, was aus jenem Hauptgedanken hervorgehen soll. Was ferner im zweyten Theile im Allgemeinen über menschliche Hoffarth und den Mangel an Vertrauen auf Gott geklagt wird, gehört nicht hierher, und schwächt, wie so manche andere Abschweifung, wo der Vf. sein Thema nicht fest im Auge behält, den Eindruck des Ganzen. Am auffallendsten zeigt sich dieser Mangel einer gründlichen Behandlung der Materie in der siebenten Predigt. Das Thema: *Aufrichtige und ernstliche Selbstprüfung: ob wir Gott bisher durch ächte Frömmigkeit und Rechtschaffenheit verehrten*, ist für den Schluss des Jahres aus dem Texte, Luc. 2, 68—79 gut gewählt; nur Schade, dass die Ausführung beynahe nichts darüber enthält. Im ersten Theile wird bewiesen: Wir seyen heilig dazu verpflichtet, fromm und rechtschaffen zu leben, weil Gott unser Schöpfer, Vater und Wohlthäter durch Jesum ist; und im zweyten Theile wird untersucht: Was wir zu thun haben, wir mögen so gelebt haben, oder nicht. Wie der Vf. zu dieser Eintheilung kommt, sieht man nicht ein, so wie auch im ersten Theile die matte Stelle (S. 87) nicht an ihrem Orte steht.

V. Pf.

GOTHA, b. Ettinger: *Praktische Bibliothek für Prediger, die ihr Amt in und ausser der Kirche zweckmässig verwalten wollen.* Zweyter Band. 1804. 201 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Der uns unbekannte Vf. fängt mit der Bemerkung an, dass das Ganze einer öffentlichen Andacht Einheit haben, insbesondere alles, was vor der Predigt geschiehet, sich zweckmässig auf diese beziehen müsse. Schlimm genug, dass diese Bemerkung, die von jedem Geschäfte gilt, das mit Vernunft gethan wird, in Absicht der öffentlichen Andacht als eine besondere Regel aufgestellt werden muss! Um diese Einheit in Absicht der Vorlesungen vor dem Altare zu bewirken, werden hier, statt der Episteln, mit den Evangelien der Sonn- und Fest-Tage übereinstimmende Abschnitte der h. S. in einer anderen als der lutherischen Uebersetzung mitgetheilt. Es lässt sich leicht denken, dass diese zum Vorlesen bestimmten Pensa nur mit dem Gesichtspuncte des Herausgebers, und meistens nur mit dem Hauptgedanken eines Evangelii, übereinstimmen. Für Prediger, die genöthigt sind, einer evangel. Perikope eine neue Ansicht abzugewinnen, oder die über freye Texte predigen, ist diese Arbeit natürlich ganz unnütz. Sollten denn ferner Prediger, die so viel Vernunftgefühl haben, dass sie der öffentlichen Andacht, die sie als Liturgen leiten, den Charakter der Einheit zu geben streben, nicht selbst ein ihrem Vortrage angemessenes Pensum finden können? Welcher vernünftige und — *freye* Prediger thut dieses nicht ohnehin? Wo aber der Prediger von dem Rituale des Hofceremoniels nicht abweichen darf, wo auch der innerlich Freye sich dem äusseren Mechanism fügen muss, was helfen da des Herausgebers Pensa? Den Geistesarmen muss aber auf anderen Wegen geholfen werden, als auf dem hier eingeschlagenen, wenn Vernunft und Einheit in die Anordnung der öffentlichen Andacht kommen soll. Am besten ist es wohl, wenn strengere Obere das *ignavum fucos pecus a praesepibus arcent.* — Besser sind die *Unterhaltungen mit Leidenden* verschiedener Art, S. 107—145; auch die *prakt. Bemerkungen* über Stellen des N. T. sind zum Theil fruchtbar und neu gedacht. Die *Taufrede* S. 183. f. zeichnet sich weder durch Gehalt noch Gestalt aus, und die beschliessende Busspredigt über Sprüchw. 14, 12: *Die Erfahrung, dass sich die traurigen Folgen des Lasters zuweilen erst spät äussern*, gehört mehr in die Klugheits- als in die Sitten-Lehre; und da die üblen Folgen des Lasters nur *zuweilen* sich spät äussern, und der Bösewicht *oft* durch den Tod den üblen Folgen des Lasters entgeht: so trifft dieser Satz das Herz derer, die nur durch die Folgen ihrer That vom Bösen zurückgehalten werden, nicht stark genug. Ueberdiess hätte der Vf. die Erfahrung als solche aus Beyspielen der h. S. und des Lebens zuvor anschaulich überzeugend rechtfertigen müssen, ehe er zu den Warnungen und Ermunterungen, die daraus fliessen, übergegangen wäre. Wenn daher der Herausgeber sich ferner über die Geistesarmen in dieser *Bibliothek* erbarmen will: so möge er es auf eine andere Art thun, damit diejenigen, die hier ein mildes Allmosen suchen, befriedigter von dannen gehen können.

Mc.

DUISBURG u. ESSEN, b. Badecker: *Beyträge zur Verbreitung edler und beruhigender Grundsätze unter den Mitgenossen eines versuchungsreichen Zeitalters.* Eine Predigtsammlung von *Johann Wilhelm Reche.* 1805. 466 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Diese Religionsvorträge sollen, wie der etwas unbestimmte und gezierte Titel sagt, für die Mitgenossen eines versuchungsreichen Zeitalters geeignet seyn. Ohne nun zu fragen, ob es wohl je ein versuchungsarmes Zeitalter gegeben habe, so lässt jener Titel befürchten, der Vf. werde in den gewöhnlichen Fehler der wirklichen Mahler und der Sittenmahler verfallen seyn, dass jene die menschlichen Portraits zu gut, diese immer zu schlecht mahlen. Denn beydes, ungerecht und selbst irreligiös ist es, ein Zeitalter zu tief herabzusetzen und alle Fehler demselben κατ' ἐξοχὴν Schuld zu geben. Ungerecht, weil die Geschichte aller Zeiten uns Sittenverderbniss aufstellt, und nichts Neues unter der Sonne geschieht. Irreligiös aber auch ist es, weil nichts so sehr mit dem religiösen Glauben streitet, als die Meinung von einer immer grösser werdenden Verschlimmerung unseres Geschlechts. Und was gewinnen wir denn am Ende

durch so grelle Schilderung der Sitten unserer Zeitgenossen? Dem einen, der das Uebertriebene fühlt, nöthigen wir ein Lächeln ab, und dem anderen benehmen wir allen Muth, sich zu bessern. Man kann dem Vf. vorliegender Predigten eine solche Inconsequenz nicht füglich Schuld geben. Er will durch diese Vorträge besonders denen entgegenarbeiten, die in ihren Verhältnissen Gelegenheit und Antrieb fanden, über die niederen Stufen der Verstandesbildung hinaufzurücken, ohne jedoch in der Religion selbst gründlichen Unterricht genossen zu haben. Bringen diese, tief in das gesellige Leben verflochten, nur der Sinnlichkeit Opfer, und spotten sie über das, was sie nicht kennen: so ist ihr Beyspiel für die auf sie hinsehenden niederen Stände um so ansteckender, je mehr sie sonst in anderer Rucksicht Zutrauen und Achtung zu verdienen scheinen. Nichts sey daher nöthiger, meint der Vf. mit Recht, als in solchen Menschen das Geistige aufzuregen, damit es dem Sinnlichen Widerstand leiste, und sie für die Religion besonders dadurch zu gewinnen, dass man ihnen überall die praktische Seite derselben vorhält, und ihr moralisches Gefühl in Anspruch nimmt. Den angegebenen Zweck können allerdings diese Predigten erreichen, wiewohl sie schon oft abgehandelte, jedoch immer noch fruchtbare, Themata behandeln, z.B. Wozu sind wir da? Erdenglück kann unser höchstes Gut nicht seyn; Quellen der Religionsverachtung; über die bessernde Kraft des Gebets; Einfluss der Liebe zur öffentlichen Gottesverehrung auf die Erhöhung unserer Menschenwürde u. s. w. Nur sollte auf genaue logische Eintheilung und lichtvolle Absonderung der Begriffe Rücksicht genommen worden seyn. So soll, um nur Ein Beyspiel anzuführen, der Einfluss der Liebe zur öffentlichen Gottesverehrung auf die Erhöhung unserer Menschenwürde darin sich äussern, dass sie unseren Gedanken eine höhere Stimmung, unseren Empfindungen eine höhere Reinheit, unseren Bestrebungen eine höhere Richtung giebt. Nicht zu gedenken, dass es statt *Stimmung* wohl *Inhalt* heissen sollte: so sind reinere Empfindungen von reineren Bestrebungen wohl in der Ausführung nicht gut zu unterscheiden. Dieser Einfluss hat ja auch nicht die Liebe zur öffentlichen Gottesverehrung, sondern die würdige Theilnahme an derselben. Endlich ist damit nicht sowohl der Einfluss auf Menschenwürde, sondern auf unsere Tugend gezeigt. Die Ausführung musste ganz anders ausfallen, wenn gezeigt werden sollte, wie die öffentliche Gottesverehrung uns zum Gefühl unserer Menschenwürde bringt. L. M. H.

LEIPZIG u. ELBERFELD, b. Büschler: *Reden an gebildete Menschen, über die heiligsten Angelegenheiten des Geistes und Herzens in unseren Zeiten.* Zur Weckung und Belebung des moralisch-religiösen Sinnes. (Auch unter dem Titel: *Reden über wichtige Gegenstände der höheren Lebenskunst*). Von *Friedrich Ehrenberg*, evang. reform. Prediger zu Iserlohn in der Graffschaft Mark. Dritter Band. 1804. 355 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 Gr.).

Die Gegenstände der zwölf Reden, die dieser Band enthält, sind: Das Wesen und der Werth der Aufklärung. Wann wird Aufklärung gefährlich? Wie soll man sich und andre aufklären? Der Obscurantismus. Das ächte Verdienst. Die Ruhe. Die Ideale. Die Einsamkeit. Die Bestimmung des Lebens. Schätzung des Lebens. Die Würde der Freundschaft. Die Seltenheit wahrer Freundschaft. Der Vf. zeigt durchgängig geläuterte moralische Grundsätze, Menschenkenntniss, die seine Schilderungen treffend und anziehend macht, und eine gebildete Sprache. Um so strenger rügt die Kritik die Nachlässigkeiten dieser Schrift, die von der Eilfertigkeit unserer Schriftsteller, ihre Geisteswerke zu Tag zu fördern, ebenfalls Beweise liefert. Dahin sind zu rechnen die ohne Noth hineingezogenen lateinischen Worte als *sublimirte* Natur, einsame *Contemplation*, *Disposition* der Seele, *Introductionsmittel.* Auch nichtssagende Zusammensetzungen, wie folgende: „Die Anstrengung führt zur Ermattung *und* auf die Spannung folgt immer Erschlaffung, geistige *Anlagen und Dispositionen*, Kinder meines *schwebenden* (?) ahndungsvollen Gefühls, eine *überfirnisste* Unruhe, der Ort, wo in *unsichtbarer Majestät* der *königliche* Wille thront," werden jedem gebildeten Leser auffallen. Auch matte und unedle Stellen wie folgende: „Zudem wird der *arme Mensch immerfort* von einem harten Schicksale *angefochten*; der *thätige* Geschäftsmann *zerquält* sich unter seinen Arbeiten. Die Weisheit muss um so *sublimer* werden, je näher sie dem Magen, dem *Centralpuncte* aller Lebenszwecke kommt, und die *allersublimste* in den Kochbüchern stehen," werden unmöglich gefallen können. Auch Härten wie in folgender Stelle: *wohl oft* wird die Sehnsucht nach Ruhe verkannt, *wohl oft* von Begierden überwältigt, *wohl oft* nachgesetzt u. s. f. müssen dem Leser und noch mehr dem Zuhörer beschwerlich fallen. Mehrere neugestempelte Worte, als: *Fehlsamkeit*, *Befürchtungen*, sich *ermuthiget* finden, und die statt Aufklärung vorgeschlagene *Aufgeklärtheit* oder *Gebildetheit*, möchten schwerlich von unseren Sprachforschern das Bürgerrecht erhalten. Z.

GÖTTINGEN, b. Röwer: *Neue Sammlung christlicher Religionsvorträge*, von *Gottlob Wilhelm Meyer*, Professor der Theologie zu Altdorf. 1805. VIII und 456 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Besteht der Werth einer Predigtsammlung in einer fliessenden Diction, in einer gewählten Sprache, in der Aufstellung geläuterter religiöser Begriffe und in dem hervorleuchtenden Bestreben, Gutes zu wirken: so verdient diese Sammlung allerdings Beyfall, wiewohl noch manches in Absicht auf die Wahl der Themata sowohl als auf ihre Behandlung ihnen fehlt, um den vollendetern Mustern der neueren Zeit beygesellt zu werden. Zwar bekennt der Vf. in der Vorrede, absichtlich solche Themata vermieden zu haben, welche zu speculativ scheinen, oder für den grösseren Theil der Zuhörer ein zu geringes Interesse haben möchten. Doch dürften für eine Universitätskir-

che, wo die Predigten gehalten wurden, nicht speculative, wohl aber interessantere Themata geeignet seyn, als sich zum Theil in dieser Sammlung finden. Materien, wie folgende: wie sollen wir die heilsamen Wirkungen der christlichen Lehre befördern? von der würdigen Feyer der Leiden Jesu und ihrer Wichtigkeit für den denkenden Menschen; einige Regeln der Weisheit im Reden, und andere mehr dergleichen, sind schon zu oft da gewesen, um einen Abdruck der darüber gehaltenen Reden für nöthig zu achten. Wenn Hr. M. sagt: „in einzelnen Fällen glaubte ich auch ein weniger seltenes und öfter behandeltes Thema in diese Sammlung aufnehmen zu dürfen, wenn ich die Behandlung desselben den Zeitbedürfnissen angemessen fand, oder wenn ich hoffte, durch die Form und die Art der Behandlung das zu sehr Triviale zu vermeiden": so verdient in dieser Hinsicht die Predigt über das Verdienst des Christenthums um die Veredelung der Freundschaft Auszeichnung. Um einen Beweis von der Manier des Vfs. zu geben, wollen wir, eingedenk der engen Schranken unseres Instituts, sie nur in etwas beleuchten. Das Verdienst des Christenthums um die Veredelung der Freundschaft soll sich zeigen: 1) in Rücksicht auf die Stiftung der Freundschaft (sollte wohl heissen: wenn wir Freundschaft anknüpfen, denn es gab ja schon vor dem Christenthume zärtliche Freundschaften. Ueberdiess gehört dieser ganze Theil nicht hieher; denn eine Sache kann nicht veredelt werden, wenn sie nicht schon da und gestiftet ist.) In dieser Hinsicht nun soll das Christenthum Verdienste haben, indem es die Gemüther in eine solche Stimmung versetzt, welche sie für die edelste Art, Freundschaft zu stiften, empfänglich macht, und indem es unsere Zuneigung auf die würdigsten Gegenstände hinlenkt. Beydes aber, wovon das letzte wohl nur Wirkung des ersten ist, und also mit jenem zusammenläuft, kann Folge eines natürlich guten weichen Sinnes und guter Erziehung seyn; hier sollten aber Wirkungen berührt werden, die dem Christenthume eigenthümlich sind. 2) in Rücksicht auf die wechselseitigen Verhältnisse der Freunde, wobey es gegenseitiges Wohlwollen und weder zu grosse noch zu geringe Nachgiebigkeit gegen Fehler bewirkt. (Auch hier ist nicht auf das vorzüglich Rücksicht genommen, was darin das Christenthum voraus hat.) 3) in Rücksicht auf ihre gemeinschaftlichen Pläne, Beschäftigungen, Wünsche und Hoffnungen. Wir sollten meinen, eben dieses gemeinschaftliche knüpfte erst Freundschaft und gehörte daher unter No. 1. Immer bleibt beym Lesen dieser sonst schönen Predigt die doppelte Frage übrig: was wird denn nun eigentlich in der Freundschaft veredelt? und was trägt das Christenthum vorzugsweise dazu bey? L. M. H.

Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Predigten über die Evangelien aller Sonn- und Festtage des Jahres 1805.* Von *Jacob Christian Wieland*, Abt zu Amelunxborn, Generalsup. im Weserdistricte, und erstem Prediger zu Holzminden. 1806. 1 Th. 280 S. 2 Th. 314 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 Gr.).

Hr. Abt W. hat sich schon durch mehrere Arbeiten als einen mit Ordnung, Ruhe und Herzlichkeit, in einer edel-populären Sprache, belehrenden und erbauenden Prediger gezeigt. Auch die vor uns liegenden Predigten haben diesen Charakter. Die Kunst eines Reinhard, aus den Evangelien minder bekannte, frappirende Themata aufzufinden, finden wir freylich nicht in ihnen; es sind gröfstentheils bekannte Hauptsätze, die er bearbeitet hat; aber alle sind der öfteren Bearbeitung werth und nicht selten durch glückliche Wendungen, und überhaupt durch beständige Anwendung aufs Leben, sehr interessant gemacht. Zu den weniger bekannten und gelungen ausgeführten Materien rechnen wir im 1 Th. — Eine Vergleichung der geistigen Freuden mit den sinnlichen, am 2 S. n. Epiph.; und — Von dem beständigen Streite mit uns selbst, am S. Invoc.; im 2 Th. — Von den Hindernissen der Freude über anderer Glück, am Feste der Heims. Mar.; und Warnung vor Lieblosigkeit unter Begünstigung des Rechts, am 22 S. n. Tr. — Diess ist eine besonders vortreffliche Predigt, deren Thema aber wohl etwas deutlicher hätte ausgedrückt werden können. Nicht alle diese Predigten sind ganz ausgearbeitet; mehrere sind theils längere, theils kürzere, aber nicht trockene, skelettirte Entwürfe. Prediger im Gedränge von Arbeiten, Candidaten, die oft verlegen sind um ein passendes Thema oder um die Ausführung desselben, werden hier Hülfe und guten Rath, und diejenigen, die jetzt noch bey ihrer häuslichen Andacht dergleichen brauchen, eine sehr vernünftige Erbauung finden. I. I.

KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. *Prag* b. Widmann: *Christus unter den Menschen.* Ein Gebet- und Erbauungsbuch für aufgeklärte Christusverehrer, von *Michael Kajetan Herrmann*, Pfarrer zu Dohlau. 1803. — 241 S. 8. (1 Rthlr.). Der Vf., ein katholischer Geistlicher, wünscht durch seine Schrift etwas dazu beyzutragen, dafs eine wahre, thätige Frömmigkeit jene falsche verdränge, welche ihr Wesen in viele und lange Gebete setzt. Zu dem Ende *sollten* hier mehrere Scenen aus dem Leben Christi bearbeitet werden — sind es aber eigentlich nicht. Denn anstatt nur an dem Leben des Erlösers zu zeigen, wie er überall nur immer seine Frömmigkeit in einer heiligen Thätigkeit bestehen liess, und daran eine vielseitige, in die jetzigen Verhältnisse eingehende, ergreifende Anwendung zu machen; bleiben die kurzen Betrachtungen des Vf., ohne Ausnahme, dürftig, matt und oberflächlich. Führt ihn sein Text auf dogmatische Gegenstände: so vermisst man bey ihm Einsichten, welche selbst einem Geistlichen *seiner* Confession nicht fehlen sollten. So liest man S. 6. von der Geburt Christi folgende Stelle: „Endlich kam er denn, der Weltheiland, den du, o Gott schon dem ersten Menschenpaar verheissen hast. An ihm haben wir den Weibessamen, den Samen Abrahams, den Schilo u. s. w. S. 95. Ohne ihn, nämlich Jesum, müsste ich ein Thor oder ein Teufel seyn, ohne ihn müsste ich meiner Mutter fluchen! Die Welt wäre voll Teufel, wenn Jesus sie nicht ausgetrieben hätte!!" Hin und wieder trifft man auch auf einen falschen moralischen Grundsatz, auf eine ganz verunglückte Anwendung, wie S. 45 und 121. Die am Schluss angehängten Morgen- und Abend- Mess- Beicht- und Communion-Gebete mögen wohl, ob sie sich gleich gar nicht über das Gemeinste erheben, unter das Bessere gehören, wenn man sie nur mit *dem* vergleicht, was in der katholischen Kirche gäng und gäbe ist. Angenehm ist es dem Rec. noch schlüsslich bemerken zu können, dafs der Vf. sehr duldsame Gesinnungen äussert, die seinem Herzen Ehre machen. — Druck und Papier sind schön; aber auf der Vignette ist die Stellung der Jünger ganz verfehlt, und das Gesicht Christi nicht Ideal genug. S. K.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 NOVEMBER, 1806.

JUGENDSCHRIFTEN.

Hamburg, b. Bachmann und Gundermann: *Unterhaltungen und Erläuterungen über Gutmann, oder den sächsischen Kinderfreund des Hrn. M. K. T. Thieme.* Ein nützliches Handbuch für Eltern und Erzieher. Von einem praktischen Erzieher (H. *Gerdthausen*). Erster Band. 1802. 244 S. Zweyter Band. 356 S. Dritter Band. 1803. 373 S. 8. (2 Thl. 8 gr.)

Thieme's sächsischer Kinderfreund hat sich durch seine zweckmässige Einrichtung auch ausserhalb Sachsen ein grosses Publicum erworben, und ist zu dem Besitze des wohlverdienten Glückes gelangt, in sehr vielen Schulen Deutschlands als Lesebuch gebraucht zu werden. Er enthält einen Schatz nützlicher Kenntnisse, gleichsam *in nuce*, welche, wenn das Buch seine volle Brauchbarkeit haben soll, enucleirt werden müssen. Ein geschickter und kenntnissreicher Lehrer hat hiebey keine Mühe; den anderen aber, die bey gutem Willen gern das Versäumte nachholen möchten, liefert hier Hr. *G.* ein Hülfs- und Methodenbuch. „Ich habe, sagt er S. IX, theils Materialien zur Erläuterung der Lesestücke geliefert, theils in Katechisationen gezeigt, wie man sich über das Gelesene auf eine für Kinder fassliche und nützliche Art unterhalten könne." Das Buch bietet also eine doppelte Seite zu betrachten dar. Als Materialiensammlung zur Erklärung des sächsischen Kinderfreundes ist ihm das Verdienst der Vollständigkeit nicht abzusprechen. Man wird nicht leicht etwas finden, zu dessen Erklärung irgend eine Kenntniss aus der Natur oder aus dem Menschenleben nöthig ist, das nicht durch Beybringung derselben das nöthige Licht erhalten hätte. Vielleicht ist der Vf. hie und da nur etwas zu freygebig gewesen, z. B. beym Herzählen der Knochen Thl. 1 S. 18 ff. — Im ersten Theile, um doch den Inhalt der Schrift kurz anzugeben, handelt der Vf. von dem Menschen, von den Theilen seines Körpers, den Bedürfnissen des menschlichen Lebens, den Sinnen, geistigen Vermögen u. s. Der zweyte Theil beschäftiget sich im ersten Abschnitte mit den Thieren, im zweyten mit den Pflanzen, und betrachtet beyde von Seiten des Nutzens, den sie für den Menschen haben. Im dritten Theile hat er es mit einigen Mineralkörpern, und den Gegenständen der Naturlehre zu thun. Ueberall leuchtet das Bestreben des Vf. nach Deutlichkeit hervor, so wie auch die Absicht desselben nicht zu verkennen ist, „die Kinder nicht bloss mit sich selbst und der sie umgebenden Natur bekannt zu machen, sondern sie auch zugleich auf das daraus hergeleitete Betragen zur Verhütung von Nachtheilen und zur Erlangung gewisser Vortheile aufmerksam zu machen." Die zweyte Ansicht, die das Buch darbietet, als Methodenbuch, ist ihm nicht minder rühmlich. Der Vf. zeigt recht gut, wie man mit Kindern umgehen müsse, um entweder neue Begriffe in ihnen zu entwickeln, oder die schon vorhandenen zu verdeutlichen und zu berichtigen. Wir können daher das Buch mit guter Ueberzeugung Allen denen empfehlen, die über Thieme's Kinderfreund zu lehren angewiesen sind, und einer solchen Hülfe bedürfen. Einige kleine Nachlässigkeiten in der Sprache z. B. Thl. 2. S. 25 *unendlich grosse Liebhaber*, wird der Vf., wenn sein Buch eine neue Auflage erleben sollte, schon selbst vertilgen. D. D.

Leipzig, b. Gräff: *Robinson der jüngere.* Ein Lesebuch für Kinder, von *Joachim Heinrich Campe.* Fortgesetzt von *C. Hildebrandt*, Prediger zu Weferlingen. 1806. VIII und 294 S. 8. (18 Gr.)

Rec. kennt aus Erfahrung das grosse Interesse, welches die Jugend an *Robinson* dem jüngern von *Campe* genommen hat, und versichert, dass sie ein gleiches Interesse an dieser Fortsetzung nehmen wird. Hr. *H.* hat sich ganz die Manier zu erzählen von *Campe* zu eigen gemacht, und knüpft den Faden der Erzählung da an, wo der Campische Robinson ihn abgeschnitten hatte; — er beschreibt die Schicksale der Kolonie auf der Robinsons-Insel. Der nicht jugendliche Leser überzeugt sich bald, dass es bey dem Vf. nicht bloss auf die Unterhaltung seiner jungen Leser abgesehen ist, sondern dass auch der Jugend unbekannte Begriffe entwickelt, und dass vorzüglich der Begriff eines Staates, und die mit demselben zusammenhängenden und ihm untergeordneten Begriffe durch Geschichte anschaulich dargestellt werden sollen. Der junge Leser aber wird belehrt, ohne in dem Gange der Geschichte aufgehalten zu werden; die Geschichte selbst giebt jedesmal die Merkmale und Kennzeichen des Begriffes, welcher deutlich gemacht werden soll. Und hierin besteht die Kunst des Vf., Unterhaltung und Belehrung so genau an einander zu knüpfen, dass die letzte eine nothwendige Folge von der ersten werden muss. Der Stil ist im Ganzen genommen rein; nur einige Ausdrücke und Wendungen sind dem Rec. unangenehm auf-

gefallen, z. B. S. 8 sagt der Vater zu seiner kleinen Tochter, welche Furcht vor den Wilden hatte: „aber *sey nur nicht angst*, sie thun dir nichts.“ S. 57: „Ich habe es *nicht probirt*.“ S. 28: „Soll es gut mit einer Familie gehen; so müssen Einigkeit und *Vertrag* zum Grunde liegen,“ statt *Verträglichkeit*. S. 22: „Widerspenstigkeit ist für Soldaten ein *todeswerthes* Verbrechen“ statt ein Verbrechen, das den Tod verdient. S. 87: „Ich habe nicht nöthig zu erinnern, dass die unter sich wiederfindenden Freunden erste Frage,“ statt: dass die erste Frage unter sich wieder findenden Freunden. S. 247: „Aus beyden (Kindern) kann man die brauchbarsten Menschen ziehen, so wie man beyde zu unnützen dummen Geschöpfen *verhunzen* kann.“ S. 283: „Ja Vater ruhe *dich* nur erst aus. Oe. m. r.

Schnepfenthal, in der Erziehungsanstalt: *Vater Traumann.* Ein Lesebuch zunächst für Bürgerschulen; auch bey dem Privatunterrichte brauchbar. Seitenstück zu Thiemens Gutmann, von *Jakob Glatz*. 1804. XVI und 271 S. 8. (18 Gr.)

In der Vorrede macht Hr. *G.* auf die Eigenschaften eines Lesebuchs für Bürgerschulen aufmerksam, und spricht zugleich von dessen Materialien und Form. Wenn er indess ein solches Lesebuch für ein Buch hält, welches Aufsätze in sich fasst, die von dem Leseschüler zur Uebung laut, richtig, rein und mit dem gehörigen Ausdrucke gelesen werden sollen, und so beschaffen seyn müssen, dass diese Uebung so viel als möglich erleichtert werde: so glauben wir wirklich, dass wenigstens nach den neuesten Ansichten und Foderungen der Begriff zu enge gefasst seyn möchte, weil man von allen sogenannten Lesebüchern jetzt zugleich auch Unterricht in *Sachen* erwartet. Uebrigens kommt auf den Lehrer, der ein solches Buch lesen lässt, alles an; er muss demselben erst den eigentlichen Geist einhauchen. — Die in diesem Lesebuche befindlichen Gegenstände sind durch Erzählung einer Geschichte an einander geordnet. Bey dieser Gelegenheit werden über das Verhalten bey Gewittern, über die Furcht vor denselben, über die Art der Hülfe bey Feuersbrünsten, über den Gebrauch rechtmässiger Aerzte, über Quacksalber, über die Pflichten gegen andere, über die Liebe und Achtung gegen Lehrer, über den pflichtmässigen Gebrauch eines zweckmässigen Unterrichts, über die Veredlung der Landescultur, z. B. der Baumzucht, über den Unterschied der verschiedenen Giftarten u. dgl. gute Erinnerungen mitgetheilt. Vorzüglich verdient das Bestreben, das religiöse Gefühl der Jugend zu erwecken und zu befestigen, allen Beyfall. Die Sprache ist im Ganzen rein, edel und natürlich. EΦ.

Görlitz b. Anton: *Hebe. Eine Vierteljahresschrift für das jugendliche Alter*; herausgegeben von *H. Grosse* mit Musik. Erstes Vierteljahr. 1806. 182 S. kl. 8. (16 Gr.).

Der Vf. bestimmt, laut der Vorrede, diese Schrift „zu einem angenehmen Weihnachts- oder Geburtstagsgeschenke für die Jugend, und hofft, derselben mit diesem und den künftigen Bändchen ähnlichen Inhalts kein unangenehmes Geschenk zu machen; auch glaubt er für die Belehrung und Unterhaltung der Jugend durch die Herausgabe dieses Büchleins hinlänglich gesorgt zu haben.“ — Wir glauben, dass dieser Zweck ganz und gar verfehlt worden ist, und wir bedauren die arme Jugend, die mit diesem Büchlein beschenkt werden soll. Einige Proben mögen unser Urtheil rechtfertigen. Aus dem Aufsatze „*über die körperliche Verschiedenheit der Völker des Erdbodens*“ soll die liebe Jugend nach S. 24 lernen, „dass ein grosser Theil der körperlichen Verschiedenheit von natürlichen und künstlichen Ursachen herrühren mag, d. h. dass sich bey vielen Merkmalen, wodurch sich ein Volk von anderen unterscheidet, bald die Natur, bald die Kunst als Urheberin dieser Verschiedenheit entdecken lasse; dass die Wärme und Kälte in der Natur eine grosse Verschiedenheit bewirkt; dass der Grönländer aus dem Genusse seiner fetten Seehunde und Wallfische eine ihm eigene Leibesbeschaffenheit bekömmt, dass sein Schweiss ganz klebricht ist, und wie Thran riecht u. s. w.!! — Nach S. 175 erlaubt sich die Natur zuweilen Ausnahmen von den Gesetzen, nach welchen sie gewöhnlich wirkt, und macht eine der beträchtlichsten Ausnahmen bey den Mondsaugen-Menschen, Kakerlaken, Albinos u. s. w.!! Wenn der Vf. sich vorher selbst gründliche Kenntnisse über diese Gegenstände erworben, und z. B. nur *Liebsch's Grundriss der Anthropologie* studirt hätte: so würde er im Stande gewesen seyn, die Jugend besser zu belehren. Nach S. 176 haben die Römer eine Art Honig gehabt, die aus einem süssen Salze bestand, welches sich von selbst aus einer rohrartigen Pflanze erzeugte, die vielleicht unser jetziges Zuckerrohr war, doch war er sehr rar!! Nach S. 86 ist der Grundstoff der Vulcane Schwefel, Salpeter, Bernstein, Erdharz oder Erdpech!! Aus den angeführten Stellen lässt sich zugleich der *Stil* des Vfs. beurtheilen. Die zur *Unterhaltung* der Jugend bestimmten Aufsätze sind um nichts besser; die *poetischen Stücke* sind unter aller Kritik. Aρχ.

Leipzig, b. Schödel: *F. W. Hempels fasslicher Unterricht für die aufkeimende Jugend.* Ein Buchstabier- und Lesebuch, dem ersten Alter gewidmet. 1804. 199 S. 8. (8 Gr.).

Dieser kurze Unterricht beschäftigt sich mit den Buchstaben und ihrer Eintheilung; mit dem Buchstabieren und Lesen; mit der Orthographie oder der Fertigkeit, richtig zu schreiben, und mit den Anfangsgründen im Rechnen. Hierauf folgen zur Uebung im Lesen mancherley kurze der Fassungskraft des ersten Alters angemessene Erzählungen. Der Vf. wollte durch diese Anweisung sowohl die Aufmerksamkeit seiner jungen Leser gespannt erhalten, als auch ihren geistigen Fähigkeiten zu Hülfe kommen. Er suchte daher alle überflüssigen und ermüdenden Regeln, so viel als möglich, zu entfernen, und die höchst nöthigen dem kindlichen Verstande mehr anzupassen. — Nach

unserem Dafürhalten möchte dessen gute Absicht, die Aufmerksamkeit der Kleinen fest zu halten, durch die vielen vorausgeschickten Regeln z. B. über die richtige Aussprache der Selbst- und Mitlaute schwer erreicht werden, weil das erste Jugendalter für alles, was Regeln ähnlich sieht, noch zu wenig Sinn hat, und die richtige Aussprache erst durch lange Uebung im Lesen und deutliches Vor- und Nachsprechen gebildet und gegründet werden kann. Eben das gilt auch von der Orthographie, die nicht minder durch sehr viele einzelne Fälle und öftere Verbesserung derselben zu einer gewissen Fertigkeit gebracht werden kann. Noch immer zieht Rec. *die* Methode des ersten Unterrichts im richtigen Aussprechen, im Syllabiren und Lesen vor, wie dieselbe z. B. auf der Freyschule zu Leipzig durch die seitdem auch auswärts bekannt gewordene *Lesemaschine* betrieben wird, wobey die Seelenkräfte der Jugend auf so vielfache Weise in steter Thätigkeit erhalten werden können. — Bey den Anfangsgründen im Rechnen, wenn einmal die Jugend mit dem Rechnen an der Tafel oder auf dem Papiere anfangen soll, hat dem Rec. besonders das Dividiren mit einfachen Zahlen seiner Leichtigkeit wegen gefallen. Das Dividiren mit mehreren Zahlen hingegen scheint etwas schwerer gerathen zu seyn. Die kurzen Erzählungen sind für dieses Alter leicht, deutlich und zweckmäsig. ЗФ.

HOF, b. Grau: *Lehrbuch der Religion und Moral für die mittleren Classen der Schulen und für die gebildetere Jugend überhaupt*, von *Lorenz Heinrich Wagner*, Adj. Collegii Professorum am Gymnasium zu Bayreuth. 1803. 166 S. 8. (8 Gr.).

Der Vf., welcher jungen Leuten von 10—14 Jahren Unterricht in der Religion und Moral zu ertheilen hatte, fand unter den vielen vorhandenen Lehrbüchern keines zweckmäsig genug für seinen Gebrauch, und machte sich daher selbst einen Entwurf, wie er glaubte, dass er den mittleren Classen der Schulen und der gebildeten Jugend überhaupt am angemessensten seyn könnte. Sein Lehrbuch gehört nun zwar nicht zu den schlechteren; es enthält vielmehr fast durchaus gereinigte Religionsbegriffe, und eine vernünftige Moral; dennoch getraut sich Rec. nicht, dessen öffentliche Erscheinung zu rechtfertigen. Der Jugend kann es schon deswegen nicht wohl als Katechismus in die Hände gegeben werden, weil hie und da mitten in dem Text Anmerkungen stehen, die bloss für den Lehrer bestimmt sind, z. B. S. 26, S. 41, S. 51, S. 53. Dann dürfte auch für Kinder von 10—14 Jahren noch vieles zu abstract und zu schulgerecht ausgedrückt seyn, als dass es ihrer Fassungskraft entspräche, z. B S. 84 *der Effect* des moralischen Verdienstes ist Belohnung, so wie der Verschuldung Strafe; S. 71 in Ansehung *der Subjecte* etc; S. 90 der Selbstmord ist unmoralisch, *weil sich der Mensch dabey nicht als Zweck, sondern als Mittel behandelt*. S. 121 behandle jeden als *Selbstzweck*. — Wenn auch Kindern solche Terminologieen erklärt werden, so gehört doch noch immer ein schon geübtes Abstractionsvermögen dazu, um sich auch nach der gegebenen Erklärung etwas deutliches dabey zu denken. Ueberhaupt soll ja der Jugendunterricht nicht den Zweck haben, zu einem philosophischen Raisonnement über die moralische Natur des Menschen Anleitung zu geben; sondern er soll vielmehr bloss darauf ausgehen, die in den jugendlichen Herzen vorhandenen Anlagen zur Frömmigkeit und Tugend zu wecken und zu bilden. Von dieser Seite muss sich ein religiös-moralischer Katechismus von einem wissenschaftlichen Compendium der Theologie und Moral vorzüglich unterscheiden. Deswegen sollte auch billig alle Polemik daraus entfernt bleiben, und Rec. kann daher auch das, was in diesem Lehrbuch z. B. S. 41, 54, 55, 62 davon vorkommt, nicht billigen. Endlich vermisst er in demselben, trotz seiner oft zu kunstmäsigen Definitionen und Distinctionen, doch nicht selten die nöthige Bestimmtheit der Begriffe, z. B. S. 7: Religion im weitesten Sinne bedeutet *jede Belehrung* über Gott und dessen Verehrungsart. Die Unsterblichkeit des Menschen wird S. 63 bewiesen, 1) aus dem Begriff der Tugend und *Religion*, und 2) aus dem *Glauben* an die Gerechtigkeit, Güte, Weisheit und Allmacht *Gottes*. S. 25 wird noch die Wahrhaftigkeit als eine besondere Eigenschaft Gottes aufgestellt, da sie doch bloss eine Modification seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit und eigentlich gar keiner bestimmten praktischen Erklärung, als besonderes Prädicat der Gottheit, fähig ist. S. 53 sagt der Vf. „ich habe hier (in der Lehre von der Versöhnung) einen Mittelweg zwischen der neueren und älteren Theorie gewählt. — Die einzige Bedingung, unter welcher wir von der Herrschaft und Strafe der Sünde befreyet werden können, sagen sie (die neueren Religionslehrer) *ist Besserung*"; und eben diess sagt doch auch der Vf. S. 32 etc. S. 71: welches ist denn also der Mittelweg, dessen er gedenkt? Eben so könnte der Rec. auch aus der Sittenlehre noch manches Unbestimmte und Schwankende anführen. So wenig also dieses Lehrbuch der Jugend empfohlen werden kann: eben so wenig dürften auch die Lehrer durch dessen Erscheinung gewonnen haben. Denn so wie es in formeller Hinsicht nicht musterhaft ist: so können sie auch die Materien ihres Unterrichts aus anderen schon vorhandenen Lehrbüchern der Religion und Moral eben so gut, und aus manchen noch befriedigender, schöpfen. D. K. N.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *Anleitung zur gesitteten und feinen Lebensart mit der nöthigen Gesundheitslehre für die Jugend beyderley Geschlechts, auch zur Beherzigung für Erwachsene*, von *Joh. Heinrich Martin Ernesti*, Instructor der Durchl. Prinzen, der Philos. Doctor, u. öff. ord. Professor an dem herzogl. akad. Collegio zu Coburg. 1805. 192 S. 8. (14 gr.).

Nach den Erfahrungen des Rec. ist es, um jungen Leuten eine Anleitung zur gesitteten Lebensart zu geben, viel wirksamer, nebst einem guten *Beyspiel*, worauf hiebey ein vorzüglicher Werth zu le-

gen ist, ihnen einfache und allgemeine *Principien* für den gesellschaftlichen Umgang mitzutheilen, und hierauf ein richtiges Gefühl für das Wohlanständige, Gefallende und Schickliche in ihnen zu begründen, — als eine Menge von Regeln, die sich auf das Einzelne erstrecken, vorzuschreiben. Höchstens bringt man durch solche Regeln eine abgezirkelte und geschliffene Feinheit hervor, die, wenn sie gleich die groben Verstöfse gegen die angenommene Sitte vermeidet, doch nie ohne bemerkbare Aengstlichkeit ist: schwerlich aber wird man jemals die liberale und zugleich bescheidene Umgangsweise bewirken, die den wohlerzogenen gebildeten Jüngling empfiehlt. — In der vorliegenden *Anleitung* sind dem Ungeübten viele nützliche Regeln mitgetheilt; auch hat der Vf.: die einfachen Principien, wovon Rec. redete, zum Theil angedeutet (S. 4. 9. 11). Dafs aber die Aufstellung und Entwickelung derselben genauer und befriedigender ausgefallen seyn möchte, wäre um so mehr zu wünschen gewesen, da sich der Vf. mit ermüdender Ausführlichkeit in einzelne Verhaltungsregeln einläfst, bey denen nach der Natur der Sache und nach dem S. 30 angegebenen Grundsatz: — „Alles, zu (in) und aufser dem Hause, wie es sich schickt und *eingeführt* ist" — nie eine absolute Vollständigkeit erreicht werden kann.

Die *Gesundheitslehre* enthält zweckmäfsige Auszüge aus *Hufelands*, *Hildebrands* und anderen hieher gehörigen Schriften, und wird nach der Art ihrer Bearbeitung besonders *jungen* Lesern lehrreich werden. — Indefs wunderte Rec. sich nicht wenig, dafs S. 105 einem bekannten Aberglauben, dafs man den Todten keine Kleidungsstücke, welche noch lebende Personen kurz zuvor getragen haben, mitgeben dürfe, weil die Dünste aus dem Grabe Verderben und Tod bringen, in allem Ernste das Wort geredet wird. — N. A.

Salzburg b. Mayr: *Legende der Heiligen für Kinder.* Ein Christenlehr- und Prüfungsgeschenk 1804. 12 Bog. 8. (12 Gr.)

Wir können den Zweck dieses nützlichen Kinderbuches nicht besser als mit des Vf. (M. Rumplers) eigenen Worten angeben. In der *Voranmerkung* zu seinem Buche sagt er: „Diese Legende, wie ich sie nenne, hat die Absicht, Kindern Beyspiele von heiligen Kindern und Kinderfreunden vorzustellen, und sie durch diese die Pflichten und Tugenden ihres Alters desto besser kennen und ausüben zu lehren. Insbesondere ist auf Schulen Rücksicht genommen worden. Sie ist gröfstentheils nur Auszug oder Nachahmung der 366 Lebensbeschreibungen der Heiligen Gottes von *J. Lauber*, Wien 1795, oder sie ist doch überall nach den nämlichen Grundsätzen bearbeitet". Und wahr ist es, die Erzählungen der ersten Monate schon empfehlen auf eine herzliche Art den Fleifs in der Schule, fleifsigen Besuch der Kirche, heilsame Benutzung eines Unfalles, woran man nicht Schuld war, Arbeitsamkeit den Mädchen, Fassung und Geduld in Leiden, Sorgfalt für die Gesundheit, Folgsamkeit in der Jugend, Tugendliebe bey Reichthum, Geduld unter Bedrückungen, thätiges Christenthum, Empfehlung nützlicher Handthierungen, Umgang mit guten Menschen u. s. w. Lobenswürdig ist es auch noch, dafs anstatt der Strenge in der Einsamkeit eine gehörige Pflege für den Körper christlich genannt wird. Gegen die Orthographie und den Stil sind uns mehrere Verstöfse vorgekommen. e.

KURZE ANZEIGEN.

Jugendschriften. *Lübben* b. Gotsch: *Moralische Kinderbibliothek, oder die menschlichen Pflichten in Erzählungen für die erwachsenere Jugend*, von *M. Friedrich Herrmann*, Conrector am Lyceum zu Lübben. Zweyter Theil, welcher die erste Abtheilung der Pflichten gegen uns selbst enthält. 1804. XIV u. 463 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 Gr.). In jeder Hinsicht wirken die Lehren der Moral, in Erzählungen wirklicher Begebenheiten eingekleidet, auf junge Herzen stärker und dauerhafter, als in der Form des wissenschaftlichen Vortrags. Seyen es Tugenden oder Fehler, so greifen sie tiefer ein, wenn wir sie gleichsam *handelnd* erblicken, als wenn sie blofs künstlich geschildert werden. Daher werden die hier gelehrten Pflichten der Enthaltsamkeit, Mäfsigkeit, Nüchternheit und die Warnungen vor Trunkenheit, Leckerhaftigkeit, Faulheit u. s. w., welche in lebhaft und ziemlich richtig gezeichneten Charakteren sichtbar sind, ihren Endzweck gewifs nicht verfehlen. Nur scheinen uns die Erzählungen, Gespräche, dramatischen Stücke u. s. w., denn durch diese wird hier die Moral für die Jugend gelehrt, mehr für Kinder von 10—12 Jahren, als für Leute von 16—19 Jahren, unter welchen letzteren man gewöhnlich die erwachsenere Jugend versteht, geeignet zu seyn. Denn dafs z. B. in der *gebesserten Neugierde* die junge Gräfin *Ulrike*, die Geliebte und Gattin *Steinbrücks* wird, thut zur Sache nichts, indem deren Denk- und Handlungsweise mehr einem Mädchen von 10—11 Jahren, als einer schon etwas gereiften Tochter angemessen ist. Aufserdem ist die Erzählung selbst leicht und angenehm, die Charakterzeichnung aber nicht durchgehends richtig, so wie die Sprache nicht überall rein. So giebt es z. B. keine Nelken*flur*, sondern nur einen Nelken*flor*, und zwar in doppeltem Verstande, nämlich als *Zeit*, wenn die Nelken blühen, und als *Zustand* der sich aufschliefsenden Blumen. Man sagt ferner nicht, wie S. 270 die Schnü*ren* befestigen oder lösen, sondern die *Schnüre* lösen, weil durch die erste Form nur die *Schwiegertöchter* bezeichnet werden. So ist es auch S. 295. falsch gesprochen: der Augenblick *lernt* mir jemand kennen, für *lehrt*; wiewohl hier die Sprechart: der Augenblick *macht mich mit jemand bekannt*, vielleicht besser seyn würde Z4.

Erbauungsschriften. *Hannover* b. d. Gebr. Hahn: *Reden bey der Confirmation der Jugend.* Herausgegeben von *Johann Heinrich Schultze*, Prediger zu Salms im Herzogthum Lauenburg 1806. 148 S. 8 (9 gr.). Diesen 7 vom Herausgeber und einigen anderen hannöverischen Predigern gehaltenen Reden, liegen biblische Texte zum Grunde. Sind sie gleich keine Meisterstücke, so ist doch auch keine des Druckes ganz unwürdig. Der Herausgeber fodert von solchen Reden, dafs sie „nicht zu lang, analytisch und rührend seyn." Er fühlt es indefs selbst, dafs diese zu lang sind, und entschuldigt sich damit: dafs am Confirmationstage in den dortigen Kirchen nicht gepredigt werde. Bey einem guten äufserlichen Vortrage mögen sie auch rührend gewesen seyn; besonders die zweyte, die zugleich eine Art von Abschiedsrede ist. Was der Herausgeber von biblischen Denksprüchen, den Confirmanden gegeben, sagt, unterschreibt Rec. aus eigener Erfahrung. Finden diese Reden Beyfall, so sollen noch zwey Bändchen folgen, weil, wie der Herausg. meint, wir solcher Arbeiten überhaupt und der zweckmäfsigen besonders nicht viel haben. Rec. dächte, es wäre eben kein Mangel daran; doch des sich auszeichnenden Guten können wir auch hier nicht zu viel haben. Die detaillirte Beurtheilung dieser Reden müssen wir theologischen Journalen überlassen. J. J.

Monatsregister

vom

November 1806.

Verzeichniss der im Monat November in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des November.

Literariſche Nachrichten.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 1 DECEMBER, 1806.

THEOLOGIE.

Lübeck, b. Bohn: *Philologisch-kritischer und historischer Commentar über das Evangelium des Johannes — von Heinrich Eberhard Gottlob Paulus*, Consistorial-Rath und Professor der Theologie zu Würzburg. Erste Hälfte. 1806. 586 S. 8.

Wie mächtig doch die Kraft der Wahrheit wirkt! Das Urtheil, welches vor zwey Jahren in diesen Blättern über diesen Commentar gefällt worden, ist gegenwärtig das Urtheil der ganzen theologischen Welt. Zwar hat sich der Herr Consistorialrath dagegen sehr ungebährdig benommen: erst schickte er seine Waffenträger gegen dasselbe aus, welche ein halbes Jahr lang politische und literarische Blätter mit Vermuthungen und Klagen über die Recension erfüllten, aber doch sich nicht die Wahrheit ihres Inhalts anzufechten getrauten; darauf schüttete er selbst seinen ganzen theologischen Ingrimm in einer sogenannten Antikritik aus, welcher zuerst in der Hallischen Literaturzeitung erscheinen sollte, aber nachher der zweyten Ausgabe des zweyten Bandes dieses Commentars beygefügt wurde; zuletzt liess er seinen Verleger in allen Zeitungen ausrufen, wie in dem genannten Buche in die Länge und Breite erwiesen sey, dass der Recensent des Commentars in der Jenaischen A. L. Z. nur *imponirt* habe. Seiner guten Sache gewiss hat sowohl der Recensent, als auch (nach seinem Wunsche) die Redaction der Jenaischen A. L. Z. nichts, gar nichts, auch nicht ein armes Wort allen diesen Operationen einer beleidigten Autoreitelkeit entgegengesetzt; er hat dem Wort der Wahrheit und der Unparteylichkeit zu wirken überlassen, was es zu wirken vermöge. Und wie hat es gewirkt? zum Vortheil des Verfassers? oder seiner Recensenten? Einstimmig und von freyen Stücken haben die Urtheile über den zweyten Band seines Commentars nach der zweyten Ausgabe ausgesprochen: „Er habe gegen seinen Jenaischen Recensenten nichts gerechtfertiget." Ein anderer, dem Hn. *Paulus* wahrscheinlich näher als uns bekannter, Recensent seines Commentars über den Johannes hat ihm (diess sind seine Worte) „im Namen, wo nicht aller, doch der meisten unbefangenen und unparteyischen Exegeten erklärt, dass er mit seiner (exegetischen) Methode auf dem unrechten Wege sey." „Das richtige Verständniss der Urkunden des Alterthums (fährt dieser Recensent fort) ist ganz ausgemacht durch die liberalere Interpretationsmethode der neueren Zeit ausserordentlich befördert worden. Die classischen Philologen haben diese Methode eingeführt, und die biblischen Philologen sie auf die Bibel angewandt, wenn gleich erst nach langem Entgegenstreben. Während nun der grösste Theil bewährter Exegeten auf diesem Wege fortschreitet, befolgt der Vf. die ältere Methode, und frappirt zwar dadurch, überzeugt aber nicht, welches sehr natürlich ist. Es ist für die Philologie kein Weg schlüpfriger, als derjenige, worauf man, in der Bedeutung der Worte und der Angabe des Sinnes, mehr der Etymologie als dem Sprachgebrauche und dem Zusammenhange folgt. Der Sprachgebrauch macht sich gewöhnlich frey von der Etymologie, und liefert ganz andere Bedeutungen als die Etymologie angiebt; der Zusammenhang aber entscheidet über den Sinn und bewahrt uns vor Zweydeutigkeiten, oder willkührlichen Annahmen, die sonst noch immer nach dem Sprachgebrauche Statt finden könnten. Blickt man auf den Commentar des Hn. Vfs., so findet man diese Rücksichten nicht so genommen, wie man wünschen möchte" — „Die psychologische Erklärungsart (sagt ein anderer Recensent in demselben Journal), worauf Hr. *Paulus* einen sehr hohen Werth legt, scheint oft sehr willkührlich und gekünstelt zu seyn. Die erzählten Begebenheiten erscheinen dadurch nicht selten in einer sehr lächerlichen Gestalt, wobey die Evangelien nothwendig sehr verlieren müssten." (*Gabler's* theolog. Journal B. II. St. 2. S. 371. 385.). Endlich die Erinnerungen gegen die Kritik des Hn. *P.* fand Hr. *Griesbach* so richtig und gegründet, dass er für nöthig erachtete, im Intelligenzblatt der Hallischen Literaturzeitung zu erklären: „Die kritischen Urtheile, für welche (nicht der Recensent, sondern) Hr. *Paulus* seine Ausgabe des N. T. im Commentar über die Evangelien angeführt habe, beruhen auf Missverständnissen der von ihm gebrauchten kritischen Zeichen; er (Hr. *Griesbach*) theile daher nicht gleiche Mängel und Gebrechen in der Kritik mit Hn. *Paulus*." Diese Griesbachische feyerliche Verwahrung war zugleich (so wenig sie es seyn sollte) die feyerlichste Bestätigung des Urtheils, welches der Recensent gefällt, und eine feyerliche Verdammung der Kritik, welche Hr. *Paulus* geübt hatte. Kein Theil der Recension, welche diese Blätter vor zwey Jahren enthielten, ist ohne den Beytritt der Sprecher im deutschen Publikum geblieben, obgleich Hr. *Paulus* alles aufgeboten hat, dieselbe verdächtig zu machen, obgleich der Recensent auch nicht das Mindeste zu ihrer Vertheidigung gethan, und dem Wimmern und Weheklagen auf der einen Seite und den Invectiven auf der anderen nichts, gar nichts erwie-

dert hat. Die gute Sache hat für sich selbst triumphirt: diess ist die schönste Apologie jener Recension, die beredteste Rechtfertigung ihrer Wahrheit, Gerechtigkeit und Unparteylichkeit.

Sollte nun der Recensent nach allem dem erst ihre Vertheidigung führen? Er könnte es nur dann thun, wenn er je die Absicht gehabt hätte, Hn. *Paulus* wehe zu thun; denn seine nun öffentlich geführte Vertheidigung seines Commentars gegen jene Recension würde der Schadenfreude den reichsten Stoff geben, ihn recht öffentlich zur Schau auszustellen, und ihm die Folgen einer Autoreitelkeit, die nichts als unverdiente öffentliche Huldigungen verlangt, recht fühlbar zu machen. Die Anzeige des zweyten und dritten Bandes der neuen Ausgabe dieses Commentars bleibe daher noch ausgesetzt: vielleicht ist der Vf. seitdem mehr zur Besinnung gekommen. In diesem Falle soll ihm die Demüthigung einer förmlichen Zergliederung seiner Antikritik mit Freuden erlassen seyn. Demselben Geiste der Mässigung und Schonung hat Hr. *Paulus* es allein zuzuschreiben, dass keine Folgerungen aus den in *Gabler's* theologischem Journal (II. 2. S. 371. 372) enthaltenen Nachrichten gezogen werden. Der Recensent hat sich (wie die Redaction dieser Literaturzeitung ihm wird bezeugen können) zur Anzeige dieses Commentars nichts weniger als zugedrängt; seine Absicht war die reinste, und keine andere als die, den Pflichten eines unparteyischen Recensenten Genüge zu thun, und von der biblischen Exegese den Schaden abzuwenden, den ein nach völlig unrichtigen Grundsätzen und mit mangelhaften Sprachkenntnissen ausgearbeiteten Commentar hätte anrichten können. Diese ist erreicht; und das genüget.

Mit Voraussetzung dessen, was nun allgemein zugestanden ist, und keines Beweises mehr bedarf, verweilt sich diese Anzeige billig bloss bey den Eigenthümlichkeiten dieses Bandes über den Johannes, ohne weiter die Mängel zu berühren, die er mit den drey übrigen gemein hat.

Die Uebersicht der Erklärungen ist darinn den Lesern etwas schwer gemacht. Man muss immer, um sie nur aufzufassen, drey verschiedene Orte zugleich nachsehen, die vorausgeschickte Inhaltsanzeige sammt der ihr häufig eingeschalteten Paraphrase, den hinter ihr abgedruckten Text, und die Anmerkungen über jeden einzelnen Vers: dadurch wird schon die Geduld des Lesers stark auf die Probe gesetzt. Dazu kommt aber noch ein dunkler Styl, der mit so vielen Parenthesen durchflochten ist, dass man zuweilen mehrmals das Zusammengehörende überlesen muss, um nur den Sinn desselben zu fassen und fest zu halten.

Eine grosse Hülfe zur Aufhellung der Dunkelheiten des Johannes hat der Vf. in neuen Interpunctionen gesucht: wir sind aber auf keine einzige gestossen, welche einen Vorzug vor der gewöhnlichen verdiente; entweder sind die vorgeschlagenen ganz unnöthig, oder gar sprachwidrig. Nach der gewöhnlichen Interpunction hat man bisher Joh. I, 19. 20. zusammen gelesen: „Dieses Zeugniss legte Johannes ab, als die Juden aus Jerusalem Priester und Leviten (zu ihm) abgesendet hatten, um ihn zu fragen: wer bist du? Er bekannte und leugnete nicht; er bekannte: ich bin nicht der Messias." Was wäre an Sinn und Interpunction zu tadeln? was wäre darinn nicht ganz Johannes Styl angemessen? Nun sollen wir aber interstinguiren: *καὶ αὕτη ἐςὶν ἡ μαρτυρία τοῦ Ἰωάννου· Ὅτε ἀπέςειλαν οἱ Ἰουδαῖοι ἐξ Ἱεροσολύμων ἱερεῖς καὶ Λευΐτας, ἵνα ἐρωτήσωσιν αὐτόν· σὺ τίς εἶ; καὶ ὡμολόγησε καὶ οὐκ ἠρνήσατο, καὶ ὡμολόγησεν· ὅτι ἐγὼ, οὐκ εἰμὶ ὁ Χριςός·* „(Ueberschrift) Diess ist das Zeugniss des Johannes. Als die Juden aus Jerusalem Priester und Leviten (zu ihm) abgesendet hatten, um ihn zu fragen: wer bist du? so bekannte er und leugnete nicht, so bekannte er: was mich anlangt, ich bin nicht der Messias." Das Periodische ist nicht Styl des Evangelisten; er braucht nicht das *καὶ*, nach der Weise der Hellenisten und der Hebräer, zum Zeichen des Nachsatzes. Die Ueberschrift wäre überdiess falsch, und würde weniger anzeigen als der Abschnitt enthält, da er nicht bloss das erzählt, was der Täufer von Jesus lehrte, und wie er ihn als Messias erkannte, sondern auch, wie des Täufers Schüler Jesum als einen ausserordentlichen Mann kennen lernten, und wie einer von ihnen dem anderen die an Jesus gemachte Entdeckung mittheilte. Und wozu die letzte Textänderung mit der neuen Interpunction? *ὅτι ἐγὼ, οὐκ εἰμὶ ὁ Χριςός* statt des vulgaren *ὅτι οὐκ εἰμὶ ἐγὼ ὁ Χριςός*? Um die Rede stärker zu machen? das wird sie durch den *nominativus absolutus* nicht: und darf er überhaupt da angenommen werden, wo er nicht zur Erläuterung der Construction nöthig ist? Und wie kann der Vf., der sonst ein gläubiger Anhänger des sogenannten Recensionensystems ist, gegen dessen Entscheidung die Wortstellung ändern? Geschieht es nicht, um nur das *ἐγὼ* für seinen *nominativus absolutus* voranzubringen? — V. 23 hatten unsere Ausgaben bisher richtig interpungirt: *ἐγὼ Φωνὴ βοῶντος ἐν τῇ ἐρήμῳ· εὐθύνατε τὴν ὁδὸν κυρίου κ. τ. λ.*, weil die Stelle des Propheten auf den Täufer, der in der *Wüste* auftrat, angewendet worden ist. Der Vf., um etwas zu neuern, kehrt zu der Abtheilung in dem Propheten zurück: *ἐγὼ Φωνὴ βοῶντος· ἐν τῇ ἐρήμῳ εὐθύνατε τὴν ὁδὸν κυρίου·* „nicht den Städter (wie er seinen Text umschreibt), vielmehr Landleute, die Hirten, die Reisenden in unbesuchten Gegenden fodere ich laut auf, dass sie bey sich dem Jehova, wenn er ihnen seinen Stellvertreter, den Messias, sendet, Bahn machen, den Zugang zu sich öffnen sollen" — gleich als ob bey der Citirart des N. T. gefragt würde, was in dem Zusammenhang des A. T. eine Stelle für einen Sinn haben müsse. — Bisher glaubte man Joh. I, 28 werde erzählt: Johannes sey zu Bethabara, jenseits des Jordans, von den Abgesandten des Synedriums über die Neuerung, die er mit der Taufe vorgenommen, befragt worden, wie es nach den bisherigen Worten und ihrer Interpunction schien: *ταῦτα ἐν Βηθαβαρᾷ ἐγένετο πέραν τοῦ Ἰορδάνου, ὅπου ἦν Ἰωάννης βαπτίζων.* Aber nach dem Vf. soll Βηθανία (in

der Nähe von Jerusalem, dem Wohnort des Lazarus) gelesen und die Stelle übersetzt werden: „Diess geschah zu Bethanien, jenseits (*westlich*) von den Jordan, wo (nämlich am Jordan *östlich*) Johannes taufte, so dass πέραν zugleich *diss*- und *jenseits*, (die *westliche* und *östliche* Seite des Jordans) anzeigte. Etwas Seltsameres ist wohl schwerlich von einem Philologen noch behauptet worden, dass ein Wort alle seine möglichen, wenn gleich völlig verschiedenen, Bedeutungen zugleich in einer und derselben Stelle habe. Der Vf. fühlte selbst die Seltsamkeit seiner Behauptung, und würde es sich auch gefallen lassen, wenn man interpungiren wollte: ταυτα εν Βηθανια εγίνετο. Πέραν του Ἰορδάνου, ὅπου ἦν Ἰωάννης βαπτίζων, τῇ επαύριον βλέπει τὸν Ἰησοῦν ἐρχόμενον πρὸς αὐτὸν, „diess geschah zu Bethanien. Jenseits des Jordans aber, wo Johannes taufte, sah er am folgenden Tage Jesum zu sich kommen.„ In diesem Falle müsste es πέραν δὲ τοῦ Ἰορδάνου heissen, weil ein wahrer Gegensatz (diss- und jenseits der Gegenden am Jordan) dawäre. Die Auslassung der Partikel δὲ kann der Vf. nicht, wie er thut, mit den gleich darauf folgenden Worten, die auch kein δὲ haben, (τῇ ἐπαύριον βλέπει τὸν Ἰησοῦν ἐρχόμενον), da ein grosser Unterschied zwischen einem Satze ist, der eine neue Periode anfängt, und zwischen Worten, die mit einander im Gegensatze stehen. In alle diese Sonderbarkeiten verwickelte sich der Vf. dadurch, dass er dem Text ἐν Βηθανίᾳ statt ἐν Βηθαβαρᾶ aufdringt, „weil seine Griesbachischen Recensionen es so wollen, und es wahrscheinlicher sey, dass sich eine *Synedriumsdeputation* eher in das nahe Bethanien, als in die entferntere Gegend jenseits des Jordans bis zu dem Täufer in Bewegung gesetzt habe, die überdiess ausserhalb Judäa's wenige Autorität gehabt haben würde." Dieser ganze Grund bezieht sich auf die unerwiesene Vorstellung des Vf., dass der Täufer von den Abgeordneten des Synedriums zu Protocoll vernommen worden, (weshalb er V. 19 das ἐρωτᾷν sehr prägnant erklärt, „von einem Befragen durch förmliche protocollartige Quästionen"). Wo steht aber ein Wink von einem so feyerlichen Vernehmen *ad protocollum*? Sieht das, was wir von dieser Sendung lesen, einem förmlichen Verhör ähnlich? Geschieht nicht schon den Worten Genüge, wenn einzelne Juden von Ansehen, seyen es Mitglieder des Synedriums oder andere vornehme Männer gewesen, heimlich den an den Jordan reisenden Priestern und Leviten den Auftrag gegeben haben, den Täufer disputirend auszuforschen? Und sagen nicht die anderen Evangelisten, dass Juden aus Jerusalem mit dem Täufer über seine Religionsneuerung disputirt haben? Wo ist überhaupt eine Spur, dass je der Täufer sein Amt in der Nähe von Jerusalem betrieben? dass er nach Bethanien sich begeben habe? Selbst bey seiner Gefangennehmung hielt er sich jenseits des Jordans auf, und wurde daher auch auf das Schloss Monhärus abgeführt. — An allen den unhaltbaren Hypothesen, Interpunctionen und Uebersetzungen ist die mechanische Kritik nach den berühmten Recensionen Schuld, die für Βηθανία stimmt: eine von den vielen Stellen, die da beweisen, dass eine solche blos mechanische Kritik beym N. T. nicht hinreiche, sondern noch andere Entscheidungsgründe hinzukommen müssen, die hier für Βηθαβαρᾶ stimmen, welches in Zukunft eine richtigere und unparteyischere Kritik schon wieder in seine Rechte einsetzen wird. — Lange genug hat die theologische Welt V. 36 gelesen: οὗτος ἐςι, περὶ οὗ ἐγὼ εἶπον· ὀπίσω μου ἔρχεται, ἀνὴρ, ὃς ἔμπροσθέν μου γέγονεν· ὅτι πρῶτός μου ἦν. Der Vf. heisst sie nun interpungiren: ὀπίσω μου ἔρχεται· ἀνὴρ, ὃς ἔμπροσθέν μου γέγονεν, ὅτι πρῶτός μου ἦν· und die Stelle nehmen: „dieser ists, von dem ich gestern sagte: er kommt der Zeit nach hinter mir; ein Mann, der nun mir vorgelaufen ist; denn er ist gegen mich bey weitem der erste." Allerdings originell: nur auch natürlich, und wahrscheinlich? Schwerlich wird sich ausser dem Vf. noch Jemand überreden können, dass die einander offenbar entgegengesetzten Redensarten ὀπίσω τινὸς ἔρχεσθαι und πρὸ τινός γεγονέναι nicht *beyde* auf die *Zeit* gehen sollten. — Um es wegzuschaffen, dass Jesus keinen 38jährigen Kranken gesund mache, soll man interpungiren: Joh. V, 5. ἦν δέ τις ἄνθρωπος ἐκεῖ, τριάκοντα καὶ ὀκτὼ ἔτη ἔχων, ἐν τῇ ἀσθενείᾳ αὐτοῦ· Wäre doch für diese Interpunction dem Text nicht αὐτοῦ aufgedrungen worden! Und sollte nicht für die gewöhnliche Interstinction das Folgende γνοὺς, ὅτι πολὺν ἤδη χρόνον ἔχει entscheiden? — Der durch die gebrauchten figürlichen Ausdrücke etwas dunkeln Stelle Joh. V, 27 hat man in neueren Zeiten dadurch zu helfen gesucht, dass man υἱὸς ἀνθρώπου für υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου nahm: „Gott ist im Besitz der höchsten Weisheit, und hat sie auch seinem Gesandten mitgetheilt, und ihm, *als seinem Gesandten*, den Auftrag gegeben, die Welt von dem, was recht und unrecht ist, zu belehren. Weil aber anderwärts υἱὸς ἀνθρώπου schlechthin einen *Menschen* bedeutet, so hat man zwar, um ihm diese Bedeutung zu lassen, versucht ὅτι υἱὸς ἀνθρώπου ἐςὶ zum Folgenden zu schlagen, aber auch diesen Versuch als unnatürlich verworfen. Der Vf. nimmt ihn nicht blos an, sondern hat ihn auch mit einem ähnlichen vermehrt, durch den ein folgendermassen interpungirter Text entsteht: καὶ ἐξουσίαν ἔδωκεν αὐτῷ (τῷ υἱῷ) καὶ κρίσιν ποιεῖν. Ὅτι υἱὸς ἀνθρώπου ἐςὶ, μὴ θαυμάζετε τοῦτο. ὅτι ἔρχεται ὥρα, ἐν ᾗ παντες οἱ ἐν τοῖς μνημείοις ἀκούσονται τῆς φωνῆς αὐτοῦ, καὶ εἰσπορεύσονται οἱ τὰ ἀγαθὰ ποιήσαντες, εἰς ἀνάςασιν ζωῆς, οἱ δὲ τὰ φαῦλα πράξαντες εἰς ἀνάςασιν κρίσεως, οὐ δύναμαι ἐγὼ ποιεῖν ἀπ' ἐμαυτοῦ οὐδέν· Καθὼς ἀκούω, κρίνω, κ. τ. λ., wovon er folgende paraphrasirende Uebersetzung giebt: „Der Vater hat mich, als Sohn, auszeichnend bevollmächtiget, auch Gericht zu halten. Nicht etwa, weil eben dieser Sohn Gottes ein Menschenkind ist, dürfet ihr euch hierüber so verwunderungsvoll bezeugen. (Dennoch ist meine Behauptung wahr und möglich.) Weil eine Zeit kommt, zu welcher alle Begrabenen Gottes Stimme hören und hervorkommen werden, und zwar, wer gut gehandelt hat, in einer Auferstehung zu einem ächten Leben, wer aber böse gehandelt hat, zu einer Auferstehung zum Gericht: so kann ich, (wenn ich jetzt meine göttliche Vollmacht Gericht zu halten

ausübe), doch nicht etwa aus eigener Willkührlichkeit etwas thun (ich kann nicht etwa dem einen Junger einen Vorzug geben, der es doch nicht verdiente, oder dem anderen, wenn er mir nach menschlicher Rücksicht missiele, zurückweisen. Da künftig bey der Todtenauferweckung es sich entscheiden wird, wer wahrhaft, oder wer zu seinem Unglück wiederlebe, so muss auch mein jetziges Urtheil über meine Zeitgenossen nicht ein aus Nebenrücksichten, Partheylichkeit oder Laune willkührlich bestimmtes, sondern ein solches seyn, wie es sich künftig bey der Todtenauferstehung bestätigen kann). „Mein jetziges Gerichthalten gründet sich auf das, was ich von jedem irgend mit Gewissheit erfahren kann.“ Die neu versuchte Interpunction hat nicht nur das τοῦτο gegen sich, welches andeutet, dass das, worüber man sich nicht wundern soll, erst folge, sondern auch den völlig unbedeutenden und unannehmbaren Sinn, der herauskommt, wenn mit ὅτι ἔρχεται ὥρα (V. 28) der Vordersatz anfängt, und mit οὐ δύναμαι ἐγὼ ποιεῖν ἀπ' ἐμαυτοῦ οὐδέν (v. 30) der Nachsatz folgen soll: „darum, weil ein allgemeines Weltgericht bevorsteht, so kann ich (als göttlicher Gesandter) jetzt (da ich unter den Menschen lebe) nicht parteyisch seyn, dass ich einen unter meine Schüler aufnehmen, den anderen abweisen sollte.“ Konnte das allgemeine Weltgericht für Jesus der Beweggrund seyn, sich gegen seine Zeitgenossen ohne Ansehen der Person zu betragen? Floss es nicht vielmehr aus seiner Bestimmung überhaupt? Und wie unnatürlich und gegen den Mann wäre alles ausgedrückt, wenn Jesus hätte sagen wollen: „weil am jüngsten Tag ein neues glückliches oder unglückliches Leben (nach dem jedesmaligen Betragen des Menschen) zu erwarten ist, das ich durch meinen Richterausspruch anzukündigen habe: so muss ich jetzt schon gegen jeden meiner Schüler über seinen moralischen Zustand so herausgehen, dass mein gegenwärtiges Urtheil über ihn mit meinem künftigen übereinkommt, und daher das letzte nur Bestätigung des ersten ist oder werden kann.“ Ueberhaupt ist in der ganzen Stelle die Sprache des Evangelisten nicht richtig aufgefasst, wie wir noch unten bemerken wollen. — Wir übergeben mehrere Vorschläge zu neuen Interpunctionen und Sätzeverbindungen, die, wenn sie auch die Sprache nicht gegen sich haben, doch nicht dem Styl des Evangelisten gemäss sind, der das Periodische nicht liebt, wie v. 38. 39. 42. 44. Aber (um nur noch Ein Beyspiel von vielen auszuheben) wie kann VI. 13, wo die Wortfolge συνήγαγον οὖν καὶ ἐγέμισαν δώδεκα κοφίνους ἐκ τῶν πέντε ἄρτων τῶν κριθίνων, ἃ ἐπερίσσευσε τοῖς βεβρωκόσιν auf den Sinn führt, dass zwölf Körbe von Brodstücken übrig geblieben wären, interpungirt werden: συνήγαγον οὖν (καὶ ἐγέμισαν δώδεκα κοφίνους κλασμάτων ἐκ τῶν πέντε ἄρτων τῶν κριθίνων) ἃ ἐπερίσσευσε τοῖς βεβρωκόσι? wie lässt sich dieser Interpunction der Sinn unterschieben: „sie brachten in Eins zusammen, was von Brodstücken übergeblieben war, (denn sie hatten (vor dem Essen) 12 Körbe mit Brodstücken von den 5 Gerstenbroden gefüllt)? Um das Unnatürliche dieser Erklärung voll zu machen, wird dem ἦραν τὸ περισσεῦον τῶν κλασμάτων δώδεκα κοφίνους πλήρεις (Matth. XIV, 20) der Sinn aufgedrungen: „denn die Apostel hatten (dem Volke) von Brodstücken einen Ueberfluss (so viel, dass noch übrig blieb), *hingetragen*, zwölf Körbe.“ Wer kann nach der Wortfolge αἴρειν in einer anderen Bedeutung als der des *Wegtragens* nehmen? Und wenn der Vf. fordert, dass der Sinn, in welchem bisher alle Leser des Johannes seine Worte genommen haben, dass 12 Körbe voll Brodstücken übrig blieben, die Wortstellung erfordere: ἃ ἐπερίσσευσε τοῖς βεβρωκόσι ἐκ τῶν πέντε ἄρτων τῶν κριθίνων, ist diese Forderung nicht hyperexegetisch?

Die Reden Jesus sind der schwierigste Theil im Evangelium Johannes. Eine Ursache ihrer Dunkelheiten liegt darinn, dass der Evangelist nur wenig von den Fragen und Antworten der Juden beybringt, durch welche sie veranlasst und unterbrochen worden, an welche sie sich anschlossen, und im Fortgang hielten. Der Ausleger ist daher mehrmals nothgedrungen, solche ausgelassene Reden der Juden zur Erläuterung zu ergänzen; und der Vf. hat auch von dem Recht, das man jedem Commentator des Johannes einräumen muss, häufig Gebrauch gemacht. Doch muss es auch seine Grenzen haben, damit man nicht in die Gefahr komme, zu dieser Hülfe zu greifen, wo kein Grund für ihren Gebrauch vorhanden ist, und wo man durch genaue Spracherläuterung sich schon durchhelfen kann. Die Ergänzungen müssen deutlich in Jesus Reden liegen. Man findet, dass hierinn der Vf. zu viel und zu wenig gethan hat. So viele Einschiebsel er sich z. B. bey der Unterredung Jesus mit Nicodemus erlaubt, die man grösstentheils für entbehrlich halten möchte: so ist doch eine Hauptauslassung in der Anrede des Nicodemus an Jesus vergessen, welche aus der Antwort Jesus deutlich hervorgeht. Da Jesus in seiner Antwort davon spricht, wie man ein würdiger Bürger des neuen Reiches Gottes werden könne: so muss auch Nicodemus in seiner Anrede an Jesum gefragt haben: πῶς δυνάμεθα ἰδεῖν τὴν βασιλείαν τοῦ θεοῦ? Wir wollen aber über solche Stellen mit dem Vf. nicht rechten, da eine genaue grammatische Erklärung des Textes dieses allein ins Licht stellen könnte, welches weder die Obliegenheit bey einer Anzeige eines Commentars seyn kann, noch auch der Raum verstattet.

(*Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.*)

KURZE ANZEIGEN.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Landshut*, b. Attenkofer: *Kurze Volkspredigten zur Beförderung einer reinen Glaubens- und Sittenlehre.* Zum Druck befördert von *D. Lorenz Kapler*, und besonders den Freunden und Abnehmern des kleinen Magazins für katholische Religions-Lehrer gewidmet. I Bändchen. 1804. 186 S. II Bändchen. 1804. 186 S. III Bändchen. 1805. 187 S. IV Bändchen. 1806. 188 S. 8. (Jedes Bändchen 16 gr.). Diese Volks-Predigten sind leicht und fasslich, in einer natürlichen Ordnung gearbeitet, und zwecken auf Verbreitung der praktischen Religion, auf Beförderung reiner Tugend ab. Die eigenthümlichen Kirchen-Lehren sind nur selten berührt, und da, wo sie nicht umgangen werden konnten, leuchtet doch das Bemühen hervor, ihnen eine moralische Ansicht abzugewinnen. Der Vf. spricht häufig concret; dadurch gewinnen sie an Interesse. Wörter, wie Unbild, Verdemüthigung u. dgl. hätten wohl vermieden werden können.

B..G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 2 DECEMBER, 1806.

THEOLOGIE.

Lübeck, b. Bohn: *Philologisch-kritischer und historischer Commentar über das Evangelium des Johannes — von Heinrich Eberhard Gottlieb Paulus* etc. Erste Hälfte.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Eine andere Ursache der Dunkelheiten in den Reden Jesus liegt in den ganz eigenen Bedeutungen, welche Johannes mit einzelnen Worten und Redensarten verbindet. Es ist daher eine der ersten Pflichten eines Auslegers derselben, den eigenthümlichen Sinn solcher Worte und Ausdrücke auszumitteln, welches so schwer nicht ist, wenn man nur darauf Acht hat, wie im Fortgang einer Rede Wort mit Wort und Ausdruck mit Ausdruck vertauscht wird. Der Vf., gewohnt der Etymologie und dem Wörterbuch bey der Bestimmung der Bedeutungen zu folgen, kommt mit seiner philologischen Manier nirgends ärger, als im Johannes ins Gedränge. Was dunkel ist, wird nun von ihm nicht aufgehellt; das Helle dagegen wird unter seiner Hand dunkel: vergebens sucht man daher in diesem Commentar an vielen Stellen eine deutliche Darstellung des Sinnes des sich bey aller Simplicität der Sprache doch oft so räthselhaft ausdrückenden Johannes. Man müsste ein Buch schreiben, wenn man dieses durchweg zeigen sollte; der Raum beschränkt uns nur auf einige Beyspiele. Joh. V, 22 (um auf die oben schon berührte Stelle in einer anderen Hinsicht zurückzukommen) sagt der Vf. κρίνειν sey *Gericht halten*, d. i. beurtheilen, wer in die messianische Theokratie Jesu mit Recht aufzunehmen und zuzulassen sey oder nicht. Nach dieser Worterklärung sagt Jesus: (V. 22) „sogar ist der Vater jetzt nicht selbst Richter der Menschen (zur Annahme und Abweisung von mir). Er hat all' dieses Richten dem Sohne (dem Messias) übertragen." Diess ist ganz gegen die Vorstellungen im Johannes. Nach dieser führt Gott dem Messias seine Schüler zu; jeden, den ihm Gott zum Schüler beschert, nimmt Jesus gern und willig an; er weisst niemand ab (VI, 37 πᾶν, ὃ δίδωσί μοι ὁ πατήρ, πρὸς ἐμὲ ἥξει, καὶ τὸν ἐρχόμενον πρός με, οὐ μὴ ἐκβάλω ἔξω). Wie könnte nun Jesus hier sagen: *Gott beurtheile* bey niemand, ob er in die messianische Theokratie zuzulassen sey, oder nicht? Wie könnte er sagen, dass er Abweisen und Zulassen dem Sohn überlassen habe? Ist nun die Wörterbuchsbedeutung von κρίνειν im 22 V. nicht passend, so kann sie auch V. 24 nicht Statt haben, wo durch sie ohnehin nur ein sehr matter Sinn herauskäme; noch weniger im 28 und 30 V. Wenn καθὼς ἀκούω, κρίνω heissen sollte „mein jetziges Gerichthalten gründet sich auf das, was ich von jedem irgend mit Gewissheit erfahren kann," und diese Worte den Sinn hätten: „nach dem, was ich von jedem erfahren kann, entscheide ich, ob er in meine Schule soll aufgenommen werden oder nicht" — wie sonderbar, wie wunderlich wäre der Ausdruck! Und wäre der Inhalt der Geschichte gemäss? Hat nicht Jesus Jeden aufgenommen, von welcher Gemüthsart er war, in der Hoffnung, auch die böse Gemüthsart würde durch seinen Unterricht veredelt werden? Der Vf. vertausche doch sein *Gericht halten* mit dem, was auch κρίνειν heisst, *für recht und unrecht erklären*. Nun steht V. 30 οὐ δύναμαι ἐγὼ ποιεῖν ἀπ' ἐμαυτοῦ οὐδέν, und diesem entgegen καθὼς ἀκούω, κρίνω, woraus folgt, dass das ποιεῖν in einem κρίνειν bestehe, d. i. in einem Erklären, was recht und unrecht ist. Nach dieser einfachen Bemerkung ist die ganze Stelle hell. Es stehe nun zum Beweis davon die Darstellung des Sinnes, den sie giebt, neben dem, der des Vf. *Gericht halten* verdunkelt.

Hr. Paulus.	
(V. 19) Dem Sohn des göttlichen Vaters ist es innerlich unmöglich, irgend etwas aus eigener Willkühr zu thun, alsdann, wenn er nicht einsieht, dass auch der Vater, die Gottheit, es thue. Wenn jener etwas zu thun pflegt, so handelt dieser sein Sohn hier ganz ähnlich. (20) Und dass mir die Gottheit so viele Einsicht in ihre Handlungsweise gewährt, diess erkenne ich als Liebe des Vaters gegen mich: Der Vater aber, der mich sendet, wird noch zu viel wichtigeren Ausführungen mir Einsicht geben. Moget ihr auch noch so sehr darüber erstaunen. (V. 22) So gar ist der Vater jetzt nicht selbst Richter der Menschen (zur Annahme und Abweisung von mir). Er hat all' dieses Richten dem Sohne (dem Messias) übertragen u. s. w. (30) Ich kann (wenn ich jetzt meine Vollmacht, Gericht zu halten. als Messias ausübe) doch nicht etwa aus eigener Willkührlichkeit etwas thun (d. i. in meine Schule aufnehmen und	(V. 19) Dem Messias ist es moralisch unmöglich, nach eigener Willkühr etwas für recht oder unrecht zu erklären, wenn es nicht Gott für recht oder unrecht erklärt. Denn was Gott für recht oder unrecht erklärt, das erklärt auch der Messias dafür. (20) Voll Liebe zu dem Sohne (dem Messias) hat Gott ihn belehrt, was er für recht und unrecht halte; und er wird ihn noch über wichtigere Dinge, die euch in Erstaunen setzen werden, Belehrung ertheilen. (22) Denn Gott belehrt niemand (unmittelbar) von dem, was recht und unrecht ist, sondern davon die Menschen zu belehren, hat er dem Sohn (Messias) übertragen u. s. w. (30) Ich kann nichts nach eigener Willkühr für recht oder unrecht erklären: wie ich von Gott belehrt worden, so erkläre ich dieses für recht und jenes für unrecht. Mein Urtheil über das, was recht oder unrecht ist, ist daher wahr. Denn ich folge nicht etwa meinem Gutdün-

abweisen). Mein jetziges Gerichthalten gründet sich auf das, was ich von jedem mit Gewissheit erfahren kann; und Parteylichkeit hat in dasselbe keinen Einfluss, weil überhaupt ich nicht etwa irgend einen Eigenwillen von meiner Seite durchzusetzen suche; vielmehr einzig der Wille Gottes mein Streben ist. ken, sondern dem Willen Gottes, dessen Gesandter ich bin.

Man lese in dem Commentar nach, was der Vf. zur Aufklärung der folgenden Rede, die von der Speisung der 5000 Mann ausgehet, (Joh. VI) von S. 321—324 wortreich genug geschrieben hat, und ziehe die dazu gehörige sogenannte philologische Erläuterung zu Rathe; und frage sich dann, ob man deutliche Begriffe erhalten und den Text grammatisch erklären gelernt habe. Nur Eine Probe daraus, (denn wie liesse sich hier das Ganze analysiren?) Wenn Jesus Joh. VI. 26. 27. sagt: ihr wäret nicht zu mir gekommen, wenn ihr nicht umsonst von mir wäret gesättiget worden, und fortfährt: ἐργάζεσθε μὴ τὴν βρῶσιν τὴν ἀπολλυμένην, ἀλλὰ τὴν βρῶσιν τὴν μένουσαν εἰς ζωὴν αἰώνιον, ἣν ὁ υἱὸς τοῦ ἀνθρώπου ὑμῖν δώσει· τοῦτον γὰρ ὁ πατὴρ ἐσφράγισεν ὁ θεός: wer hätte wohl erwartet, dass noch jetzt jemand übersetzen würde: „*erarbeitet* vielmehr die unvergängliche, ewig belebende Nahrung, welche ich, dieser vor euch stehende Mensch, euch gewähren kann und will, dieser (auf sich deutend) ist der von der väterlichen Gottheit ausgezeichnete und *gleichsam gestempelte*." Die Wörterbuchsbedeutung von ἐργάζεσθαι führt gleich darauf V. 30 bey τί ποιεῖς σὺ σημεῖον, ἵνα ἴδωμεν καὶ πιστεύσωμέν σοι; τί ἐργάζῃ; zu der Uebersetzung: „was thust du uns zum Zeichen, dass wir dir treu ergeben zu seyn Ursache haben? was *erarbeitest du für uns*? Wer hätte nicht glauben sollen, dem ἐργάζεσθαι sey durch das ποιεῖν, mit dem es wechselt, seine Bedeutung deutlich genug bestimmt? Wie Vocabularartig: *was erarbeitest* du für uns? V. 51 wird ἐγώ εἰμι ὁ ἄρτος ὁ ζῶν, ὁ ἐκ τοῦ οὐρανοῦ καταβάς· ἐάν τις φάγῃ ἐκ τούτου τοῦ ἄρτου, ζήσεται εἰς τὸν αἰῶνα· καὶ ὁ ἄρτος δὲ, ὃν ἐγὼ δώσω, ἡ σάρξ μου ἐστιν, ἣν ἐγὼ δώσω ὑπὲρ τῆς τοῦ κόσμου ζωῆς· in der Paraphrase S. 321 ausgedruckt, „ich bin das *selbstlebende* Brod, dessen jetzt im Körper sich äussernder Geist bey Gott im Himmel in einer grossen Vorzüglichkeit gewesen ist. Wer von diesem Brod isst (wer die Einsichten aufnimmt, mit denen mein sich jetzt im Körper äusserender Geist vom Himmel gekommen ist), dessen Gemüth lebt ewig selig: und das Brod, das ich zu essen gebe, ist mein Fleisch, das ich zum Besten der Welt hingeben werde (d. i. mein ganzes Betragen als Mensch muss von den Menschen zu ihrem Besten aufgefasst und angewendet werden.") Ist hier auch die mindeste Rücksicht auf Zusammenhang der Rede mit sich selbst und auf Sprachgebrauch genommen? Was soll heissen: „ich bin das *selbstlebende* Brod?" und ist nicht ὁ ἄρτος ὁ ζῶν nach V. 35 ὁ ἄρτος τῆς ζωῆς, oder ζωοποιῶν, oder wie V. 50 sagt: ὁ ἄρτος ὁ ἐκ τοῦ οὐρανοῦ καταβαίνων, ἵνα τις ἐξ αὐτοῦ φάγῃ καὶ μὴ ἀποθάνῃ? Wie kann σάρξ „das irrdische Daseyn Jesus", oder wie auch variirt wird, „das ganze Betragen Jesus als Mensch „seyn?" wie kann δοῦναι τὴν σάρκα ὑπὲρ τῆς τοῦ κόσμου ζωῆς heissen: „sein ganzes Betragen (als Muster) aufstellen, damit es von den Menschen zu ihrem Besten aufgefasst werde", (denn anders kann man den Vf. schwerlich verstehen). Wie kann φάγειν τὴν σάρκα τοῦ υἱοῦ τοῦ ἀνθρώπου heissen: „das irrdische Daseyn des Messias auffassen." Wie kann in den Worten (V. 63) τὸ πνεῦμά ἐστι τὸ ζωοποιοῦν· ἡ σάρξ οὐκ ὠφελεῖ οὐδέν der Sinn rechtfertigen, dass Jesus sagte: „der vom Himmel gekommene Geist bleibt das Belebende (nach meinem Tode, mittelst meiner Reden) mein irrdisches Daseyn nützt (nach meinem Tode) euch nichts mehr?" Wie hätte Jesus dieses behaupten können? Sein irrdisches Daseyn äusserte ja auch nach seinem Tode noch Nutzen für die Welt; es fuhr fort zu nützen, so lang die Lehren vorgetragen wurden, die er während seines irrdischen Daseyns bekannt gemacht hatte. Und kann οὐκ ὠφελεῖ οὐδέν heissen „es nützt *euch nichts mehr*?" Die ganze Rede Jesus würde einen neuen Commentar zu ihrer Aufhellung nöthig haben, wenn sie nicht schon von anderen hinlänglich aufgeklärt wäre, deren Hülfe der Vf. im Vertrauen auf seine eigenen Kräfte verschmäht hat. Hätte der Vf. doch nur die Aufklärungen eines *Nösselt* sorgfältig benutzt, so würde er auf den rechten Weg der Erläuterung des Johannes geführt worden seyn: haben Wir über mehrere von ihm bereits erklärte Stellen des Evangelisten von diesem Gelehrten besondere und belehrende Programmen; wir erinnern uns aber nicht, sie jemals von Hn. *P.* angeführt gefunden zu haben. Er citirt überhaupt die Quellen, aus denen er schöpft, zu wenig; und der Mangel an Nachweisungen gehört zu den mangelhaften Parthien dieses Werkes. So ist z. B. Joh. 11. 19 *Henke's* Erklärung aufgenommen, aber ihres Urhebers mit keinem Worte erwähnt.

Auch in diesem Bande sind manche Gegenstände, besonders antiquarischen Inhalts, die berührt werden mussten, ausführlicher, als es nöthig gewesen wäre, erörtert worden, da der Leser nichts weiter, als das Resultat zu erwarten gehabt hätte. So ist z. E. bey ἀμνὸς τοῦ θεοῦ (Joh. 1. 29) alles beygebracht worden, was vom Lamm, als Opfer, im A. T. vorkommt, um den Begriff *Opferlamm* bey diesem Ausdruck wegzuräumen. Die ausführlichste Abhandlung der Art ist die über λόγος zur Erläuterung von 1. 1—18, oder (wie der Vf. sagt) der „*Ouverture des Evangeliums*." Ob sie gleich für den Zweck des Commentars zu vieles einsticht und mitnimmt, was entbehrlich wäre: so wird sie doch jeder als Zugabe gern und dankbar annehmen, und ihr nur mehr Klarheit in der Darstellung wünschen. Aber eben der Wunsch, über den λόγος viel und gelehrt zu schreiben, ist dem Vf. selbst schädlich gewesen; er hat sich nun auf den Abweg verirrt, alle die Begriffe, welche Philo vom λόγος giebt, in den Johannes hineinzuspinnen, und dem Evangelisten die ihm fremdesten Ideen aufzudringen. Zur Erklärung des λόγος beym Johannes gehört nur wenig von der Diatribe des Vfs., nur das Allgemeinste, was man sich dabey in Palästina und unter den

Hellenisten dachte — die personificirte Wirksamkeit der Kräfte Gottes. Dieser Begriff liegt fast bey allen Schulen, die von einem λόγος sprechen, zum Grunde. Wie nun jede Schule den Begriff anwendete und näher bestimmte, das muss aus den Schriften der Schule selbst, folglich was Johannes für Begriffe damit verband, das muss aus Johannes Schrift ausgemittelt werden. Es bringt nichts als Verwirrung in die Schriftsteller, die von λόγος sprechen, wenn man die Vorstellung des einen in ihrem ganzen Umfang in den anderen überträgt.

Diese erste Hälfte des Commentars über Johannes reicht bis zu Kap. XI. 53.

ﻗﺶ

Nürnberg, b. Stein: *Die Lebensgeschichte Jesus nach den drey ersten Evangelien*, oder *erklärende Uebersetzung der christlichen Urkunden des Matthäus, Marcus und Lucas im Zusammenhange*, mit exegetischen, historischen, geographischen und antiquarischen Anmerkungen für gebildete Freunde der Religion. Von *Georg Leonhard Horn*, Erster, Zweyter, Dritter Th. 1803—1805. XXIV und 1138 S. 8. (3 Thlr.).

Was für eine Bewandnifs es mit diesem Buche habe, läfst sich am besten durch einige Beyspiele anschaulich machen. Wir wählen zuerst die Erzählung von der Taufe Jesu. Sie ist aus den verschiedenen Berichten der drey ersten Evangelisten zusammengesetzt, weil der Vf. da, wo sich Nachrichten von einem Vorfalle oder einem Abschnitte der Lehre Jesu in zwey oder drey Evangelien vorfinden, das Abweichende, wenn es anging, zu vereinigen suchte, oder wenn er diefs nicht möglich fand, die ihm wahrscheinlichste Erzählung in dem Texte vorzog, der oder den anderen aber ihren Platz in den Noten anwies. „Während der Taufhandlung, heifst es S. 115 bat Jesus Gott, dafs er zu seiner eigenen und des Taufers Ueberzeugung *entscheiden möchte, ob er auf sich selbst als Messias eingeweihet würde*, (es heifst aber bey Lucas nur προσευχομένου; wer berechtigt denn Hn. H. den Inhalt des Gebetes so speciell anzugeben, und ihn ohne hinreichenden Grund gerade so zu bestimmen? Nach Lucas fafste Jesus nur betend fromme Vorsätze) und stieg dann aus des Jordans Fluthen. *Und siehe sein Gebet ward erhöret.* (willkührliche Einschaltung des Vfs.!) „*Blitze* theilten unvermuthet die Wolken," (kein Wort von Blitzen kömmt bey den Evangelisten vor; sie sagen nur, dafs die Wolken sich theilten), „und eine *Lichtmasse* (wovon nichts im Texte steht) senkte sich schnell und doch so sanft wie der Flug einer Taube auf ihn herab, so dafs es dem Johannes vorkam, als wenn sich Gottes Geist sichtbar herabsenkte auf ihn, *wobey es stark donnerte.* (Wer sagt diefs? Kein Evangelist, sondern unser Hr. H.) „Diese plötzlich entstandene Natur-Erscheinung war für Jesus und Johannes eine redende Stimme Gottes, welche beeden (beyden) laut und vernehmlich erklärte: Ja, dieser ist der Messias, mein vorzüglicher Liebling." Auf diese Erklärung läfst der Vf. noch eine sogenannte wörtliche Uebersetzung folgen; dann kommen erst noch die Noten, die sich nicht selten auf mehrere Seiten ausdehnen, so dafs der Raum für den eigentlichen Text gar sehr beengt wird. Nach S. 209 nimmt der Vf. an, Jesus habe das blutflüssige Weib erkannt, *noch ehe sie* sich ihm zu erkennen gegeben habe; allein diefs widerspricht geradezu der Erzählung des Lucas, nach welcher Jesus (VII, 46) immer noch nicht weifs, wer sein Kleid angefafst hat, als er sagt: ἥψατό μου τις· ἐγὼ γὰρ ἔγνων δύναμιν ἐξελθοῦσαν ἀπ᾿ ἐμοῦ. Nach S. 243 soll es *wörtliche* Erklärung von Matth. V, 18 seyn: „Es soll kein Jota oder ein kleines Häckchen vom Gesetze zu Grunde gehen, bis alles geschehen ist, *was durch mich geschehen soll*". Aber sind nicht die letzten Worte von dem Vf. eingeschaltet, und fallen diese nicht bey einer anderen Erklärung dieses Verses weg, die Hn. H. wohl bekannt seyn wird? Solcher Ausstellungen wären noch *sehr viele* in allen drey Theilen zu machen. Unstreitig kömmt aber auch manche gute Erklärung in diesem Buche vor, und Rec. lobt gerne den Fleifs und die mannichfaltigen Kenntnisse des Vfs, eines Landpredigers (zu Kerkhofen, in der kurpfalzbayerschen Reichsherrschaft Sulzburg); aber angelegentlich möchte er ihn bitten, seinem Tone künftig mehr Würde zu geben, den Leser nicht durch profane Behandlungen der einen und anderen evangelischen Geschichte zu ärgern, den kirchlichen Lehrbegriff mehr zu schonen, seine Arbeiten sorgfältiger zu feilen, selbst seinen Styl noch mehr zu vervollkommnen. Gewifs hat er nicht gemeine Anlagen, die ausgebildet zu werden verdienen; aber wenn er die häufigen Spuren von *Unreife*, die man an vorliegender Schrift wahrnimmt, in der Folge nicht aus seinen Aufsätzen auslöschen würde, so hätte er immer das Mifsvergnügen, von unparteyischen Kunstrichtern im Ganzen mehr getadelt, als gelobt zu werden; und diefs thäte dem Rec. leid, indem er überzeugt ist, dafs die Schuld nur an Hn. H. liegt, wenn er nicht in der Folge etwas Vorzüglicheres leistet.

Sf.

KURZE ANZEIGEN.

Theologie. *Hadamar*, in der Gelehrten-Buchhandlung: *Corpus omnium veterum Apocryphorum extra Biblia.* Edidit *Carol. Christian Lud. Schmidius.* Pars prima 1804. 107 S. in 8. Ueber den Plan dieses nützlichen Unternehmens erklärt sich der Herausgeber ausführlich in seinem *Repertorium für die Literatur der Bibel, der Religions-Philosophie, Kirchen- und Dogmen-Geschichte*, 1 Thls. 2 Heft. Die gegenwärtige Sammlung soll blos den Original-Text der Apokryphen, wo er noch vorhanden ist, mit den bekannten Versionen, und in Ermangelung dessen, eine lateinische oder griechische Version, das Repertorium hingegen die Anmerkungen über den Text enthalten. Wir erhalten hier: 1) *Evangelium de Nativitate S. Mariae, latine.* 2) *Evangelium Infantiae ex Arabico versum, Henrico Sikio interprete.* 3) *Evangelium Nicodemi, latine.* Von dem Nutzen der Vergleichung dieser Apokryphen mit den in unseren Kanon aufgenommenen Evangelien ist schon oft und vielfältig die Rede gewesen, und wir wollen das Bekannte nicht wiederholen, wohl aber wünschen, dafs jene Auffoderungen auch beherziget, und diese Apokryphen mit den kanonischen Evangelien verglichen werden möchten. Das Ansehen unserer gewöhnlichen Evangelien wird in jeder Hinsicht dabey gewinnen. Das *Evangelium de Nativitate S. Mariae* ist ganz in dem erbaulichen Legenden-Ton abgefafst, und wird, besonders jetzt, seine Leser finden. Ueber einzelne anstöfsige Stellen muss man hinwegsehen. Von dem Besuch des Engels Gabriels bey der Maria heifst es unter andern: „*His vero dictis — — missus est ad eam Angelus Gabriel a Deo, qui ei conceptum dominicum narraret et conceptionis vel mo-*

dum vel ordinem exponeret. Denique ingressus ad eam, cubiculum quidem, ubi manebat, ingenti lumine perfudit, ipsam vero gratantissime salutans dixit: Ave Maria, virgo Domini gratissima, virgo gratia plena u. s. w." S. 11 finden sich einige Lücken, und die Anmerkung des Herausgebers: *„longum forte et quibusdam taediosum erit, si cuncta huic opusculo inserere voluerimus, quae nativitatem Dominicam vel praecessisse vel subsecuta fuisse legimus. Unde his omissis, quae in Evangelio plenius scripta sunt, ad ea quae minus habentur, narranda accedamus.*" Wir können solche Auslassungen nicht billigen, da es hier nicht auf Befriedigung des Zartgefühls der Leser, sondern auf genaue Kenntniss des Geistes dieser Apokryphen ankommt. Möge uns daher der Herausgeber künftig den ganzen Text ohne Lücken mittheilen! Mehrere Stellen dieses Evangeliums gleichen einer frömmelnden Paraphrase über unsere gewöhnlichen evangelischen Erzählungen. — Das *Evangelium Infantiae* ist ein Gewebe von Erzählungen unserer Evangelien mit vielen abenteuerlichen Erdichtungen. Die Ankunft der Magier hat auch *Zoradascht* (Zoroaster) geweissaget. Wunder werden auf Wunder gehäuft. Hier erfährt man auch die Namen der mit Jesu gekreuzigten Missethäter. Der eine hiess *Titus* und der andere *Dumachus.* Beyde waren Strassenräuber. *Titus* suchte Jesum nebst Maria und Joseph vor den Anfällen seiner Mitränber zu verwahren. „*Vidensque* (heisst es nun) *Domina diva Maria hunc latronem ipsis benefacere, ait illi: Dominus Deus te ad dextram suam recipiet, et remissionem peccatorum tibi largietur. Et respondet Dominus Jesus, et dixit matri suae: Post triginta annos, o Mater, crucifigent me Judaei Hierosolymis, et duo isti latrones mecum una in crucem tollentur, Titus ad dextram meam, et Dumachus ad sinistram: et ab illo die praecedet me Titus in Paradisum.*" — — Ein vom Teufel, in Gestalt eines grossen Drachen, geplagtes Mädchen wird durch ein wenig Waschwasser von Jesu und eine Binde desselben, die dem Drachen vorgezeigt werden musste, von seinen Angriffen befreyt. Viele andere der hier erzählten Wunderthaten Jesu fallen ins Kleinliche und zum Theil ins Läppische, noch andere sind eines gutartigen Knaben, was doch Jesus gewesen seyn soll, durchaus unwürdig, wie z. B. folgende: *„Alio tempore, cum vesperi Dominus Jesus cum Josepho domum reverteretur, obviam habuit puerum, qui cursu rapido concitatus, impellebat ipsum, ut caderet. Cui Dominus Jesus: Quemadmodum me impulisti, ita cades, neque surges, eademque hora corruit puer et exspiravit.*" Hier erfährt man auch den ganzen Inhalt der Unterredung des zwölfjährigen Jesu mit den jüdischen Lehrern im Tempel zu Jerusalem, seine astronomischen, medicinischen u. a. Kenntnisse. Von gleichem innerem Gehalt ist nun auch: *Nicodemi Discipuli de Magistri et Salvatoris nostri Jesu Christi Passione et Resurrectione Evangelium.* Hier lieset man die Namen aller Ankläger Jesu beym Pilatus. Unter andern werfen die jüdischen Aeltesten Jesu vor: *„Nos primum de te vidimus quod ex fornicatione natus es. Secundo, quod pro nativitate tua in Bethlehem infantes interfecti sunt.*" u. s. w. Auch hier ist die evangelische Geschichte gleichsam der Faden, woran diese Legenden angereihet werden. S. VIII heisst es: *„Post haec quidam nomine Centurio (!) dixit; Ego in Capharnaum vidi Iesum,*" u. s. w. Hier haben die beyden mit Jesu gekreuzigten Uebelthäter andere Namen, der eine heisst *Dimas*, und der andere *Gestas.* Der Soldat, der Jesu die Seite durchsticht, heisst *Longinus.* Auch nach diesem apokryphischen Evangelium wurden die Wächter am Grabe Jesu bestochen, um auszusagen, die Schüler Jesu hätten seinen Leichnam gestohlen. Die Unterredung des Pilatus mit Hannas und Kaiphas im jüdischen Tempel verdient, ihrer Sonderbarkeit wegen, nachgelesen zu werden. Liesse sich das Zeitalter der Entstehung dieser Apokryphen mit völliger Gewissheit bestimmen: so würden sie, als Beyträge zur Kenntniss der Meinungen und Vorstellungsarten jenes Zeitalters, einen noch bedeutenderen Werth haben. Wir sehen den Anmerkungen und Erläuterungen des gelehrten Herausgebers mit Verlangen entgegen. Kw.

HOMILETIK. *Frankfurt u. Leipzig: Schreiben an einen guten Freund über den Herrn Kanonikus Fabritius zu Bruchsal, nebst einer kurzen Abfertigung seines Buches: über Gebet, Gebetbücher etc.* 1804. 136 S. 8. (36 Kr.). Hr. Kanonikus *Fabritius* zu Bruchsal hatte ein weitläuftiges Buch geschrieben unter dem Titel: *Ueber Gebet, Gebetbücher, und die Nothwendigkeit einer geschärften Staats- und Kirchenpolizey in Hinsicht asketischer und anderer auf die Religion und sittliche Bildung des Volks Einfluss habender Schriften* 1803. 8. In diesem Buche werden die verdientesten Theologen des katholischen Deutschlandes mit den Prädicaten *literarische Spitzbuben, tonsurirte Stiere, die um Aufhebung des Cölibats brüllen, Lügenpropheten, Volksbetrüger, Majestätsschänder, Falschmünzer, Kartouche, Mameluken, Atheisten*, u. s. w. belegt, und die Fürsten aufgefodert, für die sogenannten Aufklärer einen *eigenen Galgen* zu errichten. Besonders zieht dieser Ritter *Fabritius* wider das *Gebetbuch* zu Felde, welches Dr. *Brunner*, kurbadischer Pfarrer und Schulrath, mit Approbation des bischöflichen Vicariats zu Bruchsal herausgegeben hat. Der Zweck dieses Gebetbuchs soll kein anderer seyn, als den Glauben an die Gottheit Christi zu untergraben, und die katholische Religion, die der Vf. den *protestantischen* Fürsten, als die *allein haltbare* empfielt, aus Deutschland zu verdrängen. Dieses von ultramontanischem Unsinne und von pöbelhaften Schimpfwörtern strotzende Buch wird nun in diesem Schreiben beleuchtet und widerlegt, und das von D. *Brunner* herausgegebene Gebetbuch wider die ihm gemachten Vorwürfe gerechtfertiget. Man sieht daraus, dass Hr. *Fabritius*, wie Sancho Pansa, mit Windmühlen gekämpft, und durch seine Schrift bloss seine Unwissenheit oder Bosheit beurkundet hat. Rec. ist der Meinung, dass ein solcher Gegner, wie Hr. *Fabritius* ist, keiner Widerlegung werth sey, und dass man *schimpfende und verketzernde* Schriftsteller durch Verachtung strafen müsse. Hat nicht die *Eudämonia*, wie der Vf. S. 36. selbst bemerkt, den Lärmen wider die Aufklärer eben so toll getrieben, und nach den um Kirche und Staat verdientesten Männern, selbst nach einem *Dalberg*, mit Koth geworfen? Das zu seiner Zeit so viel Aufsehen erregende Journal modert nun im Staube; und die darin gelästerten Männer, die es keiner Antwort würdigten, sind dagegen nach wie vor geehrt, geachtet und in reger Thätigkeit. Möchten die Religionslehrer der katholischen Kirche durch das Heulen der Nachteulen sich nicht stören lassen, und desto muthiger fortfahren, Licht und Wahrheit unter ihren Glaubensgenossen zu verbreiten, je hartnäckiger ihren rühmlichen Bemühungen die Freunde der Finsterniss und des Aberglaubens sich entgegen stemmen! M.

1) *Nürnberg* b. Bauer und Weichs: *Beicht- und Communionbuch für christliche Landleute.* Herausgegeben von *Valentin Karl Veillodter*, Pfarrer zu Walkersbrunn und Gibern im Nürnbergischen. 1803. 152 S. 8. (6 Gr.).

2) Ebendaselbst: *An junge Christen bey der ersten Feyer des Abendmahls.* Von *Valentin Karl Veillodter.* Dritte vermehrte Auflage. 1805. 39 S. 8. (4 Gr.).

In Nr. 1, wovon nur ein Theil der Auflage den besondern Zusatz *für christliche Landleute* hat, giebt der Vf. in theils längeren, theils kürzeren Abschnitten das in Büchern dieser Art Gewöhnliche. Ohne sich über das Gemeine zu erheben, ist doch alles recht wahr, vollkommen fasslich, ohne Schmuck, rein biblisch, und mithin dem Zwecke, welchen sich der Vf. vorsetzte, veralterte Beicht- und Communionbücher bey der gemeinen Classe verdrängen zu helfen, angemessen. Aber nicht wohl kann sichs Rec. erklären, wie man, anstatt hier *Betrachtungen* eines Beichtenden oder Communicanten zu finden, *Anreden* eines Dritten an eine Versammlung findet, wie sie sich im Munde eines Predigers an seine versammelten Beichtkinder geziemen. Das Vertraulichernste einer prüfenden Ansprache des Menschen an sein eigenes Herz und ihre schönen Wirkungen sind auf diese Art vernichtet, und nur, wenn das Buch überschrieben wäre: *Materialien zu Anreden an Beichtende und Communicanten, zum Gebrauch für Prediger*, würde recht seyn, was man bey dem wirklichen Titel des Buchs nicht reimen kann.

In Nr. 2 sagt der Vf. zunächst einigen seiner Schülerinnen, die er fast galant einmal *lieblich blühende* nennt, bey der auf dem Titel angegebenen Gelegenheit, manches wahre beherzigenswerthe Wort, welches freylich kürzer als auf 39 Seiten, durch einige weislich angebrachte biblische Sentenzen (womit er in Nr. 1 fast allzu freygebig ist) mehr verstärkt, und in einer minder gekünstelten Sprache hätte gesagt werden können und sollen. Ob nun die Nothwendigkeit einer neuen Auflage mehr dem darinnen getroffenen Tone der Herzlichkeit und Rührung, wie der Vf. meint, als dem Bedürfniss vieler Lehrer und Prediger, solcherley Schriften zu besitzen, zu geschrieben werden müsse, mag an seinen Ort gestellt bleiben.

S. R.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 DECEMBER, 1806.

IURISPRUDENZ.

Tübingen b. Cotta: *Allgemeine deutsche Justiz- und Polizey-Fama*, herausgegeben von *Dr. Theod. Konrad Hartleben*, kurfalzb. Landes-Directions-Rathe und Prof. zu Würzburg etc. 1804. II Bände 1294 S. 4. (3 Thlr. 4 Gr.).

Rec. verkennt keinesweges den Werth und die Gemeinnützigkeit dieser Zeitschrift, von welcher die seit dem Anfange unseres Instituts erschienenen Jahrgänge allmählich beurtheilt werden sollen; nur scheint es ihm, als ob der Herausg. in dieser Rücksicht zu grosse Foderungen mache, und zu hohe Erwartungen errege. Die Abhandlung: *die Polizey-Fama vor dem Richterstuhl des Publicums bey dem Beginnen der dritten Epoche ihres Wirkungskreises*, giebt zu einigen Bemerkungen dieser Art die nächste Veranlassung. Der Herausg wirft sich selbst die Frage auf: Was hat diese Zeitschrift geleistet, und was wird sie noch für die Zukunft leisten? Er weisst zuerst sehr richtig auf den krankhaften Zustand der Polizey in den meisten deutschen Ländern hin; er zeigt ihre Wichtigkeit, ihre Unentbehrlichkeit für Ruhe und Glück der Staatsbürger, besonders in den Ländern, wo ein vieljähriger Krieg die Einwohner zur Zügellosigkeit hingerissen hatte. Dann giebt er den Gesichtspunct der Polizeyfama so an: „Sie sucht der Gegenwart zu nützen, und für die künftige Errichtung eines schönen Gebäudes Materialien zu sammeln. Der Gegenwart leistet die Fama dadurch ihre Dienste, dass sie auf jedes entstehende Uebel aufmerksam macht, Vorschläge zu deren Unterdrückung vorlegt, die Möglichkeit der Verbesserung der Anstalten und der Anwendung der Gesetze untersucht, auf schädliche Sitten und Gebräuche hinweisst, zugleich aber auch jeden, dem Staate gefährlichen, Menschen entschleyert, und mit ihrem ausgedehnten Arme kraftvoll verfolgt. Für die Zukunft sammlet die Fama die Grundsätze über alle einzelnen Theile der Polizey. Sie werden dereinst nicht nur ihr System als Wissenschaft fest begründen, sondern auch einen obersten Grundsatz erzeugen, welcher der erste, der einzig wahre, der zureichende und der nächste seyn muss. Die Fama wird nach mehreren Jahren eine Verbindung unter den Anstalten der Polizey, nebst einem Polizey-Gesetzbuche, herstellen, von ihr sollen die wahren Grenzlinien zwischen Justiz und Polizey gezogen, von ihr soll Einheit in das Ganze gebracht werden". Rec. gesteht, dass er dem Herausg. in dieser Prophezeihungen nicht folgen kann. Von einer Zeitschrift, wie die vorliegende, die nur über einzelne Gegenstände, meistens auf die Localität anwendbare Abhandlungen liefert, kann man nicht sagen, dass sie unmittelbar zur systematischen Cultur der Wissenschaft beytrage, am wenigsten aber erwarten, dass sie den einzig obersten Grundsatz erzeugen, und dass diese bunte Mannichfaltigkeit Einheit in die Wissenschaft bringen werde. Nimmer könnte diess auch für ein ausschliessendes Verdienst dieser Zeitschrift gelten; andere Zeitschriften, z. B. die Blätter für Polizey und Cultur, würden mindestens gleich grossen Antheil haben; denn in Rücksicht der Allgemeinheit — Rec. wird sich gleich darüber näher erklären — gehen sie völlig gleichen Schritt mit der P. F. Uebrigens scheint es uns, die J. und P. F. habe einen doppelten Zweck, einen allgemeinen und einen speciellen. In Rücksicht des ersten, sammelt sie Abhandlungen aus allen Theilen der Wissenschaft, rügt bestehende Mängel, und wirkt dadurch für Zukunft und Gegenwart zu deren Verminderung und Abhelfung. In Rücksicht des letzten, ist sie Intelligenzblatt des Landes, in dem sie herauskömmt, der angrenzenden Länder, und allenfalls eines grossen Theils von Süd-Deutschland. Rec. hält es überhaupt für ein Unding ein allgemeines Intelligenzblatt dieser Art für ganz Deutschland zu schreiben. Solche Blätter können nur dann Dienste leisten, wenn der Kreis, auf den sie berechnet sind, nicht zu gross ist, weil sie sonst ihre Wirksamkeit, die in der schnellen Verbreitung liegt, ganz verlieren. Dauert es 3 bis 4 Wochen, ehe das Intelligenzblatt nach entfernten Orten hinkömmt: so ist es ohne Nutzen. Gewiss, durch die P. F. ist in ganz Norddeutschland noch kein einziger Verbrecher ergriffen worden; ja, es ist vielleicht keinem Richter und Polizeybeamten eingefallen, sie als allgemeines Intelligenzblatt, zum Zweck der Ergreifung eines Verbrechers, in die Hand zu nehmen. Der Herausg. fühlt diese Mängel auch hinlänglich. Daher hat er für Salzburg und Oesterreich einen eigenen oberdeutschen Polizey-Anzeiger, bey seinem Weggange nach Würzburg, veranstaltet. Aehnliche Intelligenzblätter für Norddeutschland, in Verbindung mit der Polizeyfama, würden allerdings dieser Zeitschrift mehrere Vollkommenheit geben können, obgleich der Schlummer der Polizey und die Trägheit der Polizeybeamten in diesen Gegenden jedem ähnlichen Unternehmen Schwierigkeiten in den Weg legen würden, die in dem in aller Rücksicht glücklichern Süddeutschland nicht existiren. —

Jetzt zur Beurtheilung der einzelnen Abhandlungen. Dem Herausg. fällt dabey der Mangel an Auswahl zur Last. Es sind der unerheblichen und gehaltleeren Aufsätze zu viele, wie diess eine nähere Anzeige lehren wird. Denn, um diess Urtheil zu belegen, müssen wir diessmal auch der unbedeutenden Aufsätze kurz erwähnen; dagegen wird uns der Herausg. bey der Anzeige künftiger Bände hievon dispensiren, und samt den Lesern der A. L. Z. um so eher geneigt seyn, uns aufs Wort zu glauben. — *Das Georgikon in Ungarn, eine öffentliche Wirthschafts- und Lehranstalt.* Der Graf Georg von Festetits hat zu Kosthelg, einem Flecken der salader Gespannschaft in Ungarn, eine Wirthschaftsanstalt und Oekonomieschule errichtet. Vier Professoren lehren die dahin gehörigen Wissenschaften. Jeder, der die nöthigen Vorkenntnisse hat, kann diesen Unterricht unentgeldlich benutzen. Sechs Jünglinge werden auf Kosten des Grafen erhalten, und zu Beamten seiner Güter gebildet. Das Georgikon hat dabey ein kleines Landgut, wo die Landwirthschaft unter Leitung der Professoren, die zugleich die Beamten der Wirthschaftsanstalt sind, praktisch getrieben wird. Auch soll eine unbestimmte Anzahl von Bauerburschen unterrichtet und zu geschickten Knechten, Gärtnern, u. s. w. gebildet werden. Rec. wünscht, dass die zugleich mitgetheilte Nachricht, dass auf Veranstaltung des berühmten Ministers von *Kretschmann* im Coburgischen nächstens eine eben so heilsame Anstalt eröffnet werde, sich bestätigen möge. — *Armenanstalten in Helvetien.* Diese Armenanstalten zeichnen sich besonders dadurch aus, dass sie insgesamt Privatanstalten sind. 1) Die älteste ist *die Armenverpflegungsanstalt in Bern.* Sie entstand im J. 1795. Ihr Zweck war, dem unzeitigen Almosengeben, dem Müssiggange und der Strassenbetteley ganz abzuhelfen, und besonders der Verarmung vorzubeugen. Zu diesem Zwecke gab sie ordentliche Unterstützungen an Geld, Kleidungsstücken, Lebensmitteln, Bettzeug, Feuerung, Aussaat, Arbeitswerkzeugen und Materialien. Sie gab ferner Geldvorschüsse, bezahlte Lehrgelder für Knaben und Mädchen, errichtete eine weibliche Arbeitsschule, und unterzog sich der Kranken-Besorgung. Im ersten Jahre unterstützte sie 40, im zweyten 60, im dritten 80 Familien. Auf 5 Familien wurde ein Armenpfleger angeordnet. Eine vortreffliche Einrichtung! Auf diese Weise allein ist es möglich, dass der Armen-Vater sich um die innere Oekonomie der Armen bekümmert, dass er sie in genauer Aufsicht haben, auf ihre Moralität wirken, und im eigentlichen Sinne ihr Vater und Rathgeber seyn kann. Unmöglich ist diess, wenn ein Mann bey anderweitigen Geschäften die Aufsicht über 100 oder 150 Menschen zu führen, gezwungen ist. — Das J. 1798 drohte dieser Gesellschaft den Untergang; indess Muth und Thätigkeit der Vorsteher erhielten sie unter allen äusseren Stürmen. Schon im J. 1800 wurden wieder 65 Familien verpflegt, zugleich eine Rumfordsche Suppenanstalt eröffnet, und ein Versuch mit dem Kartoffelbau gemacht. — Es wäre zu wünschen, dass mehrere Armenanstalten diesem Beyspiele folgten. Nach neueren Erfahrungen haben Naturallieferungen Vorzug vor Speiseanstalten. — Im J. 1801 wurden 64 Familien verpflegt, und zugleich Kinder, die bey ihren Eltern übel aufgehoben waren, anderswo untergebracht. Im J. 1802 erhielten 59 Familien Unterstützung. Leider erhält man noch hier die traurige Nachricht, dass diese wohlthätige Anstalt sich ihre Fortdauer und ihr Daseyn nur erkämpfen musste. 2) *Die Hülfsgesellschaft zu Zurich* ward im October 1799 zur Unterstützung der im Kriege ausserordentlich Beschädigten im Kanton Zürich errichtet. Im J. 1800 betrug ihre Einnahme 14649 fl. Ausgegeben hatte sie 12876 fl., nachdem eine Rumfordsche Kochanstalt errichtet, und Kleidungsstücke aller Art vertheilet. Nach einem ähnlichen Plane ist 3) *die allgemeine Hülfsgesellschaft für die durch den Krieg verheerten Schweizer Kantone zu Bern* 1800 entstanden. Den Gedanken dazu hat Lavater angegeben. Ueber ihre Fortdauer ist nichts bekannt. — Gegen diese interessanten historischen Nachrichten, finden sich nun auf den ersten 66 S. fast nichts, wie unbedeutende, werthlose und sich kaum über das Mittelmässige erhebende Abhandlungen; z. B. *Ueber die Kosten der nächtlichen Beleuchtung der Städte, nebst Nachrichten von den neuen Erleuchtungsanstalten in Berlin; über das Singen der Nachtwächter und Bretzel-Ausrufer in einigen Provinzen des nördlichen Deutschlands; über die Bestimmung des Wirkungskreises der sogenannten (?!) Chirurgen und Bader; über die Art, durch welche Gewerbe zu einem Wohlstande gelangen möchten.* — Die in dieser letzten Abhandlung berührte Frage ist eben so undeutsch als unrichtig gestellt, und sollte wohl eigentlich heissen: Durch welche Mittel wird der Wohlstand der Gewerbe befördert? Der Vf. schlägt, um die Hindernisse, die sich der Aufnahme dieses oder jenes Gewerbes entgegen stellen, kennen zu lernen, Tabellen vor, von denen die Rubriken angegeben sind; er giebt ferner die Mittel an, die der Staat seiner Meinung nach ergreifen soll, um den Gewerbgeist und Kunstfleiss zu wecken und in Thätigkeit zu erhalten, und zählt dahin: sittliche Bildung der Staatsbürger, Erhaltung des Gefühls für Ehre und Schande, und gute Leitung der Ein- und Ausfuhr. Alles sehr unvollständig und wenig erschöpfend! Es folgen zwey bessere Abhandlungen: *Zusammenstellung mehrerer das Einstandsrecht aufhebenden und einschränkenden Verordnungen, von dem Regierungsrath von Zangen.* — *Ueber die geschwornen Gerichte in der Rechtspflege.* — Mit Recht misbilligt sie der Vf.: denn sie sind wahre Mörderhölen für Ehre, Leben und guten Namen der Menschen. — *Misshandlung der Rumfordschen Suppenerfindung, ein wahrer Polizeygegenstand.* Ein Wort zu seiner Zeit. So häufig hört man klagen, dass es mit dieser oder jener Suppenanstalt nicht fort wolle, so manches Vorurtheil dagegen wird bestärkt; und doch hat nicht die Suppe, sondern die Art der Zubereitung und die Zubereitenden, Schuld. Man denkt nur immer an Rumford, Suppe und Armuth, ohne Rumfords eigentlichen Sinn, ohne Alter, Geschlecht, Krankheit oder Handthierung des armen Subjects zu bemerken, ohne Art, Quantität und Qua-

lität der Nahrungsproducte, ihre seltene Erzeugung, oder ihren Ueberfluss, oder das Verhältniss derselben, des einen Landes zu dem anderen, genau und bestimmt anzugeben. Allgemeine Recepte taugen hier nichts, die Rumfordsche Suppe kann allenthalben den Namen Rumfords tragen, aber sie muss bald wohlfeiler, bald theurer, bald auf dieses, bald auf jenes Nahrungsproduct, beschränkt werden. — *Wie wäre das fast allgemeine Vorurtheil gegen alles, was Polizeyanstalt heisst, zu heben?* — *Auf was soll bey Abfassung eines Polizeygesetzbuches Rücksicht genommen werden?* — *Die Polizeyanordnungen müssen mit unabbittlicher Strenge, jedoch ohne Widerwillen erregende Particulareinmischungen, ausgeübt, und Achtung der Gesetze erhalten werden.* — Diese letzte Abhandlung enthält die beste Beantwortung der beyden vorstehenden Fragen. Sie ist gut geschrieben und sagt beherzigungswerthe Wahrheiten, ohne deren Befolgung die Polizey nicht im Stande seyn wird, sich der Vollkommenheit zu nähern. — *Ein Paar Worte über die sogenannten deutschen Advocaten.* — *Merkwürdiges Gesuch der Advocaten zu N.* — Unter dem Namen „*deutsche Advocaten*," versteht der Vf. eine Classe Menschen, die ihre oberflächlichen juristischen Kenntnisse weder gehörig auf Akademieen, noch aus wissenschaftlichen Büchern, sondern allein durch tägliche Erfahrung und durch verdorbenen juristischen Schlendrian, erlangen. Rec. ist diese Kategorie: *Deutsche Advocaten* zwar nicht bekannt; darin aber muss er dem Vf. beystimmen, dass unwissende und schlechtgesinnte Advocaten die grösste Landplage für einen wohl organisirten Staat sind, und dass in manchen Ländern, z. B. in Mecklenburg, jeder ehrliche Mann die Einschränkung der grossen Anzahl der Advocaten sehnlichst wünschen müsse. — *Ein Paar Worte über das Pensioniren der Staatsdiener im Civil- und Militairstande.* — Sonderbar genug hat sich diese Abhandlung unter die Rubrik: *Armenpolizey*, verirrt. Im Ernste wird der Herausg. wohl nicht die Staatsdiener den Armen beyzählen. — *Ideen zum Behufe richtiger Beweisauflage und der Feststellung eines sicheren Beweisprincips in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten.* Eine kleine, sehr schätzbare Abhandlung des würdigen *Weber* in Rostock. Der Vf. spricht zuerst von der Wichtigkeit des Interlocuts und von den unnennbaren Verwirrungen im Process, die dann entstehen, wenn der Richter dasselbe nicht mit gehöriger Umsicht abfasst. Sehr richtig sagt er, dass die Unkunde systematischer Rechtsgrundsätze und Mangel einer vollständig durchdachten Rechtstheorie, so wie schlechte Beschaffenheit der praktischen Beurtheilung des Richters, sich fast nie deutlicher an den Tag lege, wie bey Abfassung eines Interlocuts. Das römische Recht enthält zwar manche richtige Grundsätze darüber, doch sind diese nicht hinlänglich. Der Vf. versucht es daher, die ausreichenden Grundsätze anzugeben. In Rücksicht der Frage, was zu beweisen? stellt er den Grundsatz auf: es müssen nur factische und auf die Entscheidung der Streitsache wesentlich einfliessende Umstände, worüber dem Richter die rechtserfoderliche Gewissheit noch abgeht, erwiesen werden. Sie müssen, sagt er, nach einer richtigen Logik als wahre Prämissen betrachtet werden können, durch die und deren vorgängige Feststellung der Schluss, nämlich der richterliche Spruch, nothwendig bedingt ist. In Rücksicht der Frage, wer beweisen müsse, wird zuerst die Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Regel: *affirmanti incumbit probatio* gezeigt, und dann der Grundsatz aufgestellt: dass derjenige, welcher Sätze oder Thatsachen für sich anführt, wovon der Richter die rechtserfoderliche Gewissheit noch nicht hat, aber zum Behufe seines Vortheils sich nothwendig verschaffen muss, und welche entweder Rechtsvermuthungen oder natürlichen Gründen der Wahrscheinlichkeit entgegen laufen, diese Sätze oder Thatsachen zu beweisen habe. Rec. gesteht, dass er diesen letztern Satz nicht ausreichend und präcis genug findet; vielmehr würde er folgenden Grundsatz aufstellen: Derjenige muss beweisen, der von einer factischen Behauptung sein streitiges Recht abhängig macht; diess scheint allgemein umgreifender zu seyn. Der Vf. hat sich indess nachher über seine Grundsätze weitläuftiger in dem schätzbaren Werke: *über den Beweis im Civil-Process* erklärt. — *Junge Leute, die sich verehelichen wollen, sollen sich einem Unterrichte der Gerichtsärzte unterziehen.* Einen solchen Unterricht auf Kosten der Sittlichkeit hält Rec. sehr gefährlich. Belehrungen über das Verhalten während der Schwangerschaft bleiben dem Ehemanne und dem Hausarzte überlassen. — *Noch einige Ansichten über die Frage: steht es dem Verbrecher frey, die ihm angebotene Gnade des Regenten abzulehnen?* — Die Frage ist: ob es einem Verbrecher frey stehe, die ihm vom Regenten angebotene Abänderung der Todesstrafe in eine ewige Gefängnissstrafe abzulehnen. Die aufgestellten Grundsätze sind nicht erschöpfend, und der in einem weitschweifigen Tone geschriebene Aufsatz erhebt sich kaum über das Mittelmässige. *War die Aufhebung der landesfürstlichen Forstverwaltung in Inner-Oesterreich auch dem Waldstande vortheilhaft?* — Diese, bloss ein locales Interesse habende Abhandlung, ist eine der gründlichsten. — *Sollte wirklich der in der höchsten Noth begangene Diebstahl als keiner rechtlichen Zulassung fähig, als unbedingt anzunehmen seyn? Auch ein Wort über §. 107 des Kleinschrodischen Entwurfs* etc. — Der Vf., O. A. R. *Steiger*, glaubt, dass, wenn von der reinrechtlichen Imputation die Rede ist, diese Frage allerdings zu bejahen sey, weil bey einer jeden Handlung dieser Art Willkühr und verständiges Bewusstseyn bey dem handelnden Subjecte wahrnehmbar wären. Rec. kann dem Vf. hierin nicht beypflichten. Auch im reinrechtlichen Sinne fehlt es im gegebenen Falle an der Willkühr, und dieser Grundsatz ist es, der den Gesetzgeber von jeher bestimmte, einen solchen Diebstahl ungestraft zu lassen. Der *Kleinschrodischen* Theorie kann Rec. übrigens nicht beypflichten, so sehr sie auch der Vf. erhebt. — *Ueber die Achtung der Gerichtsdiener, Scharfrichter und Abdecker.* — *Ueber Bann- und Zwangsrechte.* — *Aphorismen über politische Reformen.* — *Oeffentliche Leihbibliotheken sollen unter der genauesten Aufsicht stehen.* — *Keiner der in Gütergemeinschaft lebenden*

Ehegatten darf in der Regel ohne Vorwissen des Anderen von dem Gemeingut etwas veräussern, und sich in Absicht dessen in eine einseitige Verbindlichkeit gegen einen Dritten einlassen, noch sonst einseitig darüber disponiren. — *Einige Bemerkungen über die vortheilhafteste Lage der Landgüter.* — *Ueber den Eid als Nothmittel zur Verminderung und Abkürzung der Processe.* — Alle diese Abhandlungen hätten ungedruckt bleiben können. Das darin Vorgetragene ist theils schwankend, theils unrichtig, theils so unbestritten, dass es keiner weiteren Ausführung in weitläuftigen Abhandlungen bedurfte. Sonst finden sich in diesem Bande einige interessante Nachrichten von merkwürdigen Polizeyanstalten, z. B. *obrigkeitliche Belehrung in Ungarn über die Verfertigung des Kartoffelbaues.* — *Plan und Einrichtung einer Aussteuerung und Versorgungsanstalt zu Furth bey Nürnberg.* — *Armenanstalt in dem Fürstenthum Fulda.* — *Neue Artikel und Ordnung für die Gesellen des Schreinerhandwerks zu Frankfurt a. M.* — *Errichtung eines Zuchthauses in Lausanne, nach dem Muster desjenigen, welches sich in Philadelphia befindet.* — Die Zusammenstellung solcher Notizen, von denen man sonst vergebens Nachricht zu erhalten sucht, ist einer der schätzbarsten Gesichtspuncte, die der Herausg. der P. F. haben kann. Rec. wünscht daher, dass er künftig solchen Nachrichten mehr Raum schenken, und dagegen lieber manche unbedeutende raisonnirende Aufsätze weglassen möge. Am Schlusse des ersten Bandes findet sich die Anzeige einer Erweiterung dieser Zeitschrift, durch einen eigenen oberdeutschen Iustiz- und Polizey-Anzeiger, der ausschliesslich die Iustiz- und Polizey-Anzeigen der K. K. Staaten, des Kurfürstenthums Salzburg und der älteren kurpfalzbaierischen Erbstaaten liefern soll. Er wird eine ordentliche Anlage der Fama, und soll zweymal wöchentlich erscheinen.

Der zweyte Band zeichnet sich bey weitem durch strengere Auswahl der Aufsätze aus. Gleich im Anfange finden sich mehrere interessante Abhandlungen. Besonders rechnet Rec. dahin folgende: *Neues Gesetzbuch für schwere Polizey-Uebertretungen in den K. K. Erbstaaten. Gesichtspuncte desselben, Strafarten.* — Man erhält hier eine genügende Uebersicht; und da jenes Gesetzbuch wohl nur von wenigen Geschäftsmännern wird angeschafft werden können, so ist der mühevolle Auszug um so verdienstlicher. — *Auch ein Wort über rechtliche und moralische Imputation, als Beytrag zur Theorie des Strafrechts, von Weber.* — Der Vf. sagt selbst, dass die bemerkten Grundsätze der Zurechnungsgrade nicht neu sind; indess verdienen sie immer eine Zusammenstellung, besonders da der Vf. zu zeigen sucht, dass sie alle aus dem richtig aufgefassten Begriff der Strafe sich einfach entwickeln. — *Ueber Trennung der Polizey von den Justiz-Aemtern in Baiern.* — Der Vf., so wie der Herausg., stimmen für die Trennung. Rec. muss im Ganzen das Gesagte als wahr unterschreiben; nur glaubt er, dass bey dem beständigen Ineinandergreifen der Justiz und Polizey diese Trennung nicht zu scharf seyn müsse, sondern vielleicht am besten erreicht werde, wenn jedem Justizamte ein eigener Polizey-Beamter beygegeben wird, wie diess in einigen Ländern in Rücksicht des Cameralfaches geschieht. — *Ideen über die Frage: ob die Wirkung der Präclusion bey entstandenem Concurse der Gläubiger in dem Verluste der Foderung, oder in der Abweisung von der Concurs-Masse bestehe?* — *Als Beytrag zur Berichtigung der Praxis bey der Erlassung der Edictalfoderung abwesender Gläubiger.* — *Einige Ideen über das Ceremoniel bey Vollziehung der Todesstrafen.* — Das Ceremoniel soll besonders durch das Feyerliche und Ernsthafte auf den sinnlichen Menschen wirken; auch ist es der Zweck jeder für die feyerliche Vollziehung der Todesstrafen vorgeschriebenen Formalität. Eine ästhetische Ansicht, die der Vf. zu berücksichtigen scheint, kann Rec. übrigens der Sache nicht abgewinnen: noch weniger wäre diese als Richtschnur des Gesetzgebers wünschenswerth. In Rücksicht der geheimen Hinrichtungen, die gleichfalls vorgeschlagen werden, kann Niemand beypflichten. — *Was versteht man unter Theurung? und durch welche Anstalten möchte diesem allgemeinen Uebel mit Wirkung entgegen gearbeitet werden?* Die Grundsätze sind fasslich und umfassend dargestellt. — *Was sind Priesterhäuser gemeiniglich, und was sollten sie seyn?* Für das katholische Deutschland ist dieser Aufsatz richtig; er enthält Wahrheiten, die mit einer seltenen Freymüthigkeit und Bescheidenheit vorgetragen sind. — *Eingriffe in fremde Gewerbszweige sind unerlaubt, und der Handwerksmann soll auch nicht zugleich Kaufmann seyn.* — *Polizeyanstalt, vereitelt durch Cameralinteresse, ein Beytrag zu der Behauptung, dass Polizey-Behörden nie Camern untergeordnet seyn sollen.* — Diese Abhandlung verdient wahrlich Beherzigung. Das alte Sprichwort: *in camera non est justitia* lässt sich auch hier anwenden, besonders in den Ländern, wo die Camer ganz allein die Beamten einsetzt. — *Plan einer Registratur-Einrichtung für kleinere Landgerichte.* — Dieser Aufsatz und der Entwurf einer systematischen Einrichtung der neu organisirten baierischen Landgerichte sind wahre Meisterstücke, und Rec. wünscht herzlich, dass der Herausg. bald Gelegenheit haben mag, die Realisirung derselben anzuzeigen. — Für die Armen-Polizey enthält dieser Band treffliche Winke in dem Aufsatz: *Warum unterhält die Stadt Salzburg 900 Bettler?* — Für die Medicinalpolizey finden sich gleichfalls mehrere schätzbare Aufsätze. Rec. rechnet hieher Nr. 104: *Ueber die Bildung künftiger Apotheker.* Nr. 113. *Unterricht über die Wiederbelebung der Todtscheinenden.* Nr. 115. *Ueber die graduirten Pfuscher.* Nr. 116. und folgende: *Ueber die medicinische Bade-Polizey.* — Die letzte Abhandlung, die mit besonderer Rücksicht auf Bocklet in Franken geschrieben ist, zeichnet sich vorzüglich durch Gründlichkeit aus. Auch findet ein sehr wichtiger Gegenstand der Forstpolizey, die Untersuchung der Ursachen der Holzfrevel, seine Erörterung in diesem Bande, der überdiess eine Menge interessanter Notizen von merkwürdigen Polizeyanstalten enthält. Die Nachrichten über die Polizey in Nürnberg; über die Bilderhändler in Süddeutschland; über das Schulwesen in Ungarn; über die Bettelhaufen in der Oberpfalz; über das Lottospiel in Nürnberg; über die Spinnanstalt zu Aeydlingen im Würtenbergischen; über die milden Stiftungen in Passau; über das neue Verbesserungshaus zu Achen; über die heiligen Schauspiele im nördlichen Tyrol; über die weiblichen Erziehungsanstalten in Ungarn u. s. w. gewähren nicht nur eine angenehme Lectüre, sondern die Zusammenstellung derselben verschafft auch eine interessante Ansicht des Polizey-Zustandes von den einzelnen Ländern und von ganz Deutschland. — Auf dieselbe Art, wie sich im Anfang dieses Bandes eine Anzeige des Polizey-Gesetzbuches für Oesterreich befand, enthält er auch eine gut gerathene Kritik des neuesten Entwurfs einer Processordnung für Kursachsen; ferner eine Anzeige der Sachsen-Gothaischen Verordnungen über fleischliche Verbrechen und den Kindermord, von dem berühmten *Kleinschrod.* Eine Abhandlung, über die Uniformen der Civilbedienten, verdient hier Erwähnung, weil sie auf eine überzeugende Art die Nachtheile der Uniformirung darlegt. Das schwarze Kleid bleibt für den Civilbedienten in Amtsgeschäften der anständigste und passendste Anzug. — *Die Betrachtungen über Polizey-Organisation und Verbesserung der Landes-Polizey überhaupt,* die sich so ganz für die P. F. eignen, ist eine der besten im 2ten Bande. — Eine Abhandlung, die das Justizwesen betrifft, ist gegen Hn. *Feuerbach* gerichtet, und sucht das Unzureichende der Principien desselben in Rücksicht der Criminalgesetzgebung darzulegen. Rec. wünscht, dass der Vf. diesem Gegenstande eine ausführlichere Abhandlung widmen möge. Sie muss nach dieser Skizze zu urtheilen, interessant werden, da sie die *Feuerbachischen* Grundsätze von einer neuen Seite als unzureichend darstellt. — Am Schlusse dieses Bandes befinden sich einige Abhandlungen *über das Gelbe-Fieber und die Gefahr seiner Verbreitung in Deutschland.* Die Vorschläge, die geschehen, wird gewiss Jeder realisirt wünschen. Da sie aber hauptsächlich auf Einheit im deutschen Reiche berechnet sind: so werden sie freylich in der angegebenen Art fromme Wünsche bleiben.

R — DT.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 4 DECEMBER, 1806.

MEDICIN.

Paris, b. Mequignon: *Essay sur les propriétés médicales des Plantes comparées avec leurs formes extérieures et leur classification naturelle* par *A. P. Decandolle*, Docteur en Medecine, Prof. de Zool. a Geneve etc. etc. 148 S. 4.

Diese Abhandlung ist den Erfindern des natürlichen Systems in der Botanik gewidmet, oder, wie der Vf. sie bezeichnet, *Tournefort*, der es vorhersah, *Bernhard Jussieu*, der es erwies, *Adanson*, der es entwickelte, *Antoine Laurent de Jussieu*, der es bestimmten Gesetzen unterwarf, und *Desfontaines*, der es mit der vegetabilischen Anatomie verband. Die Absicht der Schrift geht dahin, die medicinischen Eigenschaften der Pflanzen mit ihrer äusseren Gestalten oder vielmehr mit der natürlichen Classification zu vergleichen. *Camerarius* im J. 1699, und nach ihm *Isenflamm*, *Wilke*, *Gmelin*, *Linné*, *Jussieu* glauben an diese Uebereinstimmung innerer Kräfte mit äusserer Form; *Vogel*, *Plaz*, *Gleditsch*, und *Cullen* leugnen oder bezweifeln sie. Die Sache ist aus mehreren Gründen wichtig genug, um nach unseren jetzigen Kenntnissen der natürlichen Ordnungen, der Chemie, und der *Materia medica*, von neuem untersucht zu werden. Die Untersuchung kann sowohl aufs Substituiren fremder Gewächse, so wie auf neue Versuche führen, und besonders Reisenden nützlich seyn. Die Indier suchen z. E. in den *Rubiaceis* ein Substitut der China und der Borke, so wie andere Substitute der *Ipecachuana*. Auf der anderen Seite gewinnt gewissermassen auch die Botanik durch solche Zusammenstellungen, und die Fiebervertreibende Kraft des *Menianthes* zeigt den Platz, den es unter den Gentianen einzunehmen hat, so wie das Giftige der Wurzel der *Gloriosa* auf die Stelle unter den *Colchieis* deutet, und so wie die *Nymphaea* nach dem Vf. zu den *Dicotyledonen* ganz nahe der Familie des Mohns zu setzen ist. So viel zur Einleitung. Was die Schrift selbst betrifft, so zerfällt sie in 2 Theile: der erste enthält die Grundsätze, nach welchen die Vergleichung zwischen der Gestalt und den Eigenschaften der Pflanze anzustellen ist, der 2te die Anwendung dieser Grundsätze durch alle Familien. Was die Grundsätze anlangt, so steht die Theorie der Analogie der Wirkung und Organisation nicht entgegen: die Beobachtung lehrt, dass Thiere aller Art (und selbst die Wucherpflanzen) gewisse Gewächse verwerfen, die zu Einer Familie gehören, und endlich lehrt die Erfahrung, dass die wirksamsten Mittel von verwandten Gewächsen, wie z. E. das Opium von allen Mohnarten, China von allen Cinchonaarten, Rhabarber von allen Rhabarberarten gezogen werden kann; die Pinkneya, die mit dem Cinchonageschlecht verwandt ist, wird auch nach *Michaux* als *febrifugum* angewendet: überhaupt giebt es viele Beyspiele, wo Medicamente, die in den entferntesten Gegenden mit Nutzen gegen eine Krankheit gebraucht werden, botanische Familienverwandschaft zeigen. Wenn man indessen die Analogie sucht, so muss man nicht auf den Saft der Pflanze überhaupt, sondern bloss auf die Organe Rücksicht nehmen, die ihn absondern; denn die verschiedenen Organe einer und derselben Pflanze geben oft die verschiedensten Wirkungen, und sonderbar wäre es, die Kartoffeln mit den Beeren anderer Solanumarten vergleichen zu wollen. So ist z. E. das *Perispermum* der Euphorbia süss und gesund, und das *Embrion* sehr scharf und stark purgirend, und es muss demnach als Grundsatz angenommen werden, dass wenn ein Organ von bestimmter Eigenschaft sich in einer gewissen benachbarten Familie nicht befindet, auch die Wirkung fehlen werde. Die *Pulpa* der Vanilla befindet sich z. E. nicht in den benachbarten Orchideen; eben so fehlt der süsse Saft der *Cassia* und Tamarinden in anderen *Leguminosis*. Andrerseits sind *Tubercula* an den Wurzeln der verschiedensten Familien oft Anzeigen derselben Eigenschaft, und die Kartoffeln, die Knollen der Pataten, der *Filipendula* geben alle ein süsses nahrhaftes Mehl. Rührt dagegen die Wirkung eines Stoffs von einem wesentlichen Organ, welches den Familiencharakter bezeichnet, her, so ist die Eigenschaft wohl in allen benachbarten Pflanzen bemerkbar, alle *Graminea* enthalten z. E. ein nahrhaftes Mehl im Perispermum, so wie der Same der *Umbellifera* ein wesentliches Oel enthält. Oft zeigen Pflanzen, die verwandt sind, gewisse gleiche Eigenschaften in verschiedenen wesentlichen Organen, und da käme es darauf an, die *Verwandtschaft der Organe* in der Pflanzenphysiologie aufzusuchen. Der *Bulbus* verschiedener Liliaceen liefert z. E. ein Mehl, wie der Stamm mancher Palmen, andere Wurzelknollen machen purgiren, wie der Saft, den der Stengel und die Blätter der Aloë enthalten; allein der *Bulbus* ist, wie der Vf. meint, als ein wahrer Stengel anzusehen, daher auch wohl unter den *Dicotyledonibus* keine einzige Pflanze existiren mag, die man eigentlich *acaulis* nennen könnte, und es erklärt sich, wie *Plantagines cichoreae* und *leguminosae* einerley Eigenschaften haben können.

Was nun den Boden betrifft, auf dem eine Pflanze wächst, so hat kürzlich *Saussure* gezeigt, dass dieser allerdings die Natur der Pflanze zu verändern im Stande ist. Der Sellerie z. E. wird in feuchtem Boden oder in sehr regnigten Jahren scharf und giftig, und giebt, in trocknen Boden gepflanzt, eine gute Nahrung; viele *Umbelliferae*, wie das *Phellandrium*, sind in demselben Falle. Daher erklärt sich, warum viele dieser Familien in kalten und mäsigen Zonen giftig vorkommen, statt dass die der wärmeren Gegenden aromatisch und stimulirend sind, und mit Nutzen angewendet werden können. Von ähnlichem Einflusse, wie die Feuchtigkeit, ist die Sonne und das Alter. Auch die chemische Analyse liefert Anomalieen, die von der Verschiedenheit der Mischungsstoffe in verschiedenen *Perioden* herrühren; und die Giftigkeit verschiedener nahrhafter sonst verwandter Species liegt wohl ebenfalls in diesen Combinations-Verhältnissen, so wie in der vollkommenen oder minder vollkommenen Entwickelung eines Bestandtheils derselben. Ausser diesen Betrachtungen kommen, wie natürlich, auch noch die Veränderungen in Anschlag, die alle diese Stoffe durch die Bereitungsart in der Pharmacie erleiden, und endlich kommen auch noch bey der Untersuchung eines Medicaments die verschiedenen menschlichen Organe in Betrachtung, an welchen man sie anwendet, um ihre Wirkungsart zu bestimmen; im letzteren Fall sieht man wohl, dass die Anomalieen, die die Anordnung nach Familien darbietet, dem physiologischen Zustande des *Menschen* zuzuschreiben sind. Auch muss noch die *Dosis* des gereichten Medicaments berücksichtigt werden. Aber wir wollen dem Vf. nicht weiter folgen, da man aus diesem schon ersehen wird, dass ihm die meisten Fragen, die die Untersuchung seines Gegenstandes darbietet, nicht entgangen sind. Man sieht auch, dass noch unzählige andere Rücksichten aufgefunden werden können, die bey dem Versuche eines Medicaments in Anschlag kommen müssen, ehe dessen Wirkungsart begrenzt werden kann; und insofern liegt etwas Missliches und Verwickeltes in jeder Anordnung der Arzneymittel. Indessen hat der Vf. von S. 41 bis zum Ende seine Untersuchung durch alle Familien durchgeführt. Die Familie *Algae* liefert nichts als geniessbare Species, dagegen liefert schon die 2te Familie *Fungi* nichts als Anomalieen. Die *Hypoxylae* sind unbekannt. Die *Hepaticae* scheinen den *Lichenibus* an Wirkung ähnlich. Die *Musci* liefern nichts sonderlich anwendbares u. s. w. Die *Monocotyledones* sind schon besser gekannt, und haben bey aller Verschiedenheit vieles gemein. Stengel und Wurzel enthalten viel Schleimiges, die Samen viel *feculum*, die *Epidermis* und die inneren Knoten liefern Kieselerde, und keine Pflanze der Classe enthält fixes Oel, oder milchigen Saft; auch nur wenige enthalten Säure; elastisches Harz, Kork, Wachs, und Campher, die Familie *Drymyrhizae* oder *Cannae* des *Ventenat* und *Jussieu* ausgenommen, sind bis jetzt in keinem derselben gefunden worden. Die meisten sind süss, nahrhaft und gelinde auflösend. Der Vf. geht die einzelnen Familien alle nach der Reihe durch. Das Wurmmittel in *filix mas* liegt nur in einem Theile, welcher ein eigenes Organ bildet, und ebenfalls mit viel Schleim umwickelt ist, daher es dem Vf. keine Ausnahme von der Regel darzubieten scheint; auch das Giftige der Raden und Trespe (*ivroi*) scheint übertrieben worden zu seyn. — In den Palmen kündigt die Unbeständigkeit eines Organs ebenfalls die der Wirkung an, sie haben bekanntlich Beeren, Steinfrüchte, Nüsse u. s. w. Auch ist daher die *pulpa*, die den Samen umgiebt, im *Eleis* öhligt *Calamus Zalacca* säuerlich, *C. rotang* sleptisch, *Caryota urens* kaustisch, und die Arecapalme süss, wogegen der gleichmässige Stengel in allen gleiche Sago giebt u. s. w. — Auf diese und ähnliche Weise weiss der Vf., mit Hülfe obenbemerkter Principien, manche Schwierigkeit aus dem Wege zu räumen, die sich seinen Ideen entgegenstellte, aber jede Familie giebt doch Veranlassung zu interessanten, zumal für Pflanzenphysiologie wichtigen Bemerkungen. — Was die *Dicotyledones* betrifft, so lässt sich nichts allgemeines über ihre Bestandtheile sagen. Denn es befinden sich alle nur möglichen in dieser Classe, (das Gluten etwa ausgenommen) sonst aber Oele, Säuren, Campher, Gummata, Harze, so wie Gerbestoff in der Rinde. Nachdem der Vf. auch hier alle *Genera* berührt, und die etwanigen seiner Theorie entgegenzusetzenden Anomalieen aus dem Wege zu räumen sucht, unternimmt er am Ende, die Thatsachen nach der Zahl zu ordnen, um die Wahrscheinlichkeit seiner Behauptung berechnen zu können. Es ergiebt sich, dass von den 108 von Botanisten unterschiedenen Familien 23 keine, oder unbekannte Eigenschaften besitzen, 15 Analogieen zwischen Familien-Verwandtschaft und Wirkung *vermuthen* lassen, ob man gleich nur die Eigenschaften weniger Individuen kennt, 19 Familien das Gesetz der Analogie nur in *einigen* Ordnungen und Geschlechtern erkennen lassen, indem sich dagegen andere durch wichtige Eigenschaften von der Familie entfernen. In 12 ist das Gesetz der Analogie *sehr sichtbar*, obgleich noch einige Ausnahmen Statt finden; in 23 Familien ist das Gesetz *vollkommen* anwendbar, und in 7 ist es durchaus unstatthaft. *85 Familien lassen demnach das Gesetz der Analogie zwischen äusserer Gestalt und Eigenschaften als wahr ansehen, und 7 widersprechen ihm*, woraus der Vf. den Schluss zieht: dass 1) dieselben Theile und Säfte der Pflanzen eines Geschlechts ähnliche medicinische Eigenschaften besitzen; dass 2) dieselben Theile und Säfte von Pflanzen einerley Familie analoge Eigenschaften besitzen; dass 3) die Ausnahmen dieser beyden Gesetze von der wirklichen Entfernung der Species oder Geschlechter, die man bis jetzt in einer Familie zusammengereiht hat, oder von der falschen Vergleichung der Organe analoger Pflanzen, oder von den zufälligen nicht permanenten Zuständen, in welchen sich die analog angewendeten Pflanzen befinden, oder von verschiedenen ungleichen chemischen Mischungsverhältnissen sonst gleicher Bestandtheile analoger Pflanzen, oder von der verschiedenen Gewinnungs- und Bereitungsart, oder von der zu grossen Wichtigkeit, die man den

zufälligen Eigenschaften zuschreibt, oder endlich von dem Umstande, dass man ihre Wirkungsart auf die Körper nicht genau genug untersucht, und die Anwendungsart nicht sorgfältig genug vergleicht, herrühren. Wahrscheinlich werden die 7 Familien, die eine völlige Ausnahme von der Regel machen, sich künftig bey genauerer Kenntniss der Medicin, Chemie und Botanik ebenfalls unter dieselbe bringen lassen — Wer den Zustand der Arzeneymittellehre als praktischer Arzt zu prüfen Gelegenheit hat, und die mannichfaltigen so widersprechenden Erfahrungen kennt, welche die systematische Ansicht, so wie unsere Receptirkunst, nothwendig hervorbringen musste, wird einsehen, dass wir noch zu wenige Mittel aus dem Pflanzenreiche nach ihrer Wirkungsart zu bestimmen im Stande sind, um eine so grosse und allgemeine Uebersicht, wie die, die der Vf. unternimmt, vorläufig mit Sicherheit wagen zu können. Die Kenntniss des Einzelnen muss hier der des Allgemeinen, in der Kindheit, in der wir uns noch in Rücksicht dieser Wissenschaft befinden, vorangehen; auch hat die Botanik eigentlich durch vorliegende Arbeit mehr gewonnen, als die *Materia medica* selbst; doch haben wir keinesweges die Absicht dieses dem trefflichen Vf. dieser Schrift zum Vorwurf zu machen. Stets bleibt es ein schöner Gedanke, die gesammelten, auch unsicheren, Erfahrungen von neuem unter Principien irgend einer Art durch Approximation bringen zu wollen, wobey den Resultaten der Grad von Gewissheit zukömmt, der ihnen eigentlich gebührt, und ihre Wichtigkeit und Werth wenigstens zum Theil mathematisch bestimmt wird. Wir erinnern uns aber keiner Schrift von gleichem Umfang, in welcher dieses mit mehr Sachkenntniss, mit mehr Gelehrsamkeit und mit mehr Scharfsinn und Urtheilskraft geschehen wäre, als in dieser, welche wir dem Leser hiemit empfehlen.

M. F. in P. . . s.

Leipzig, b. Crusius: *Ueber die Brüche.* Preisabhandlungen des von *Johannes Monikhoff* gestifteten Legats. Aus dem Holländischen. 1ster Theil. 1805. 288 S. 8. (1 Thl. 6 gr.)

Der rühmlich bekannte Wundarzt *Johann Monikhoff* setzte einen beträchtlichen Fonds aus, welcher zur Beförderung der Chirurgie und zur Aufmunterung der Wundärzte, vorzüglich aber zur Verbreitung und Vervollkommnung der Kenntniss von den Brüchen, angewendet werden sollte. Vermöge dieses Vermächtnisses sind bisher in 3 Bänden 9 Preisabhandlungen über verschiedene Puncte der Lehre von den Brüchen erschienen, welche dieser Stiftung ihr Daseyn verdanken, und von welchen der deutsche Herausgeber zwey von den Jahren 1794 und 1796 in diesem ersten Theil mittheilt. Beyde verdienen diese Uebertragung ins Deutsche. Sie führen folgenden Titel: I. *Wilhelm Leurs Abhandlung über die Gattung und die verschiedenen Arten der Brüche.* II. *J. Loggers*, Stadtchirurgus zu Leiden, *Beantwortung der Frage: Welches sind die unterscheidenden Kennzeichen der verschiedenen Brüche, sofern sie sich aus Beobachtungen ergeben?* —

Der Vf. der ersten Abhandlung (ehemaliger Regiments-Wundarzt bey der *Garde du Corps* des Erbstatthalters) scheint viele kritische Belesenheit zu besitzen; denn er hat einen grossen Theil in- und ausländischer Schriftsteller über seinen Gegenstand benutzt. Man darf von ihm nichts vorzüglich neues erwarten, aber das schon Bekannte ist mit vielem Fleisse gesammlet und in eine systematische Ordnung gebracht. Seine Eintheilung der Brüche in *gewöhnliche*, als: Leisten- Schaam- Hodensack- Schenkel- und Nabel-Brüche, 2) in *mindergewöhnliche*, als: Brüche des Bauches, des eyrunden Loches, Mittelfleisches und der Scheide, 3) in *seltene*, als: Rücken- Lenden- und Heiligenbein-Brüche, ist in der Praxis durchaus nicht von dem Nutzen als die alte Eintheilung 1) nach ihrer Stelle, 2) nach den in ihnen enthaltenen Theilen. Indess ist obige Eintheilung in der ganzen Abhandlung zum Grunde gelegt. Sie zerfällt ausser der Einleitung in 2 Abtheilungen, wovon die erste von der Deflection eines Bruchs, und die 2te von den möglichsten Verschiedenheiten der Brüche nach anatomischen und chirurgischen Gründen handelt. Der S. 97 angenommene Bruch durch das Heiligenbein lässt sich aus anatomischen Gründen nicht wohl annehmen; überhaupt findet Rec. diesen Fall in anatomischer Rücksicht zu nachlässig beschrieben. Die sogenannten inneren Brüche sind gar nicht erwähnt; z. B. wenn durch eine widernatürliche Oeffnung des Zwergfells Theile des Unterleibes in die Brust treten, dergleichen Oeffnungen im Gekröse und Netz nicht zu gedenken, wo Einklemmungen der Gedärme Statt gefunden haben. Auch die Gebärmutter-Brüche sind nicht angeführt, so wie auch die ausführliche Beschreibung der sogenannten kleinen Brüche (*hernia lateralis s. parva*) fehlt. —

Die 2te Abhandlung hat nicht die aphoristische Kürze der ersten; allein der praktische Geist spricht sich in ihr mehr aus, und sie ist in dieser Rücksicht ein nicht unwichtiger Beytrag zu den Erörterungen über die Brüche. Sie zerfällt in drey Theile. 1 Abtheilung: Hier werden die allgemeinen Kennzeichen der Brüche, mittelst welcher man die Art der Bruchgeschwulst erkennen, und von anderen Geschwülsten unterscheiden kann, angegeben. 2 Abth. Von den Kennzeichen, welche von der Stelle der Brüche hergenommen werden. Die 3 Abth. verbreitet sich über die Kennzeichen der Verschiedenheit der Theile a) ausserhalb des Bruchsacks und in der Nähe der Bruchgeschwulst; b) die man in dem Bruch selbst wahrnimmt; c) innerhalb des Bruchsacks.

— d —

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. *Magdeburg*, b. Keil: *Ueber die Aehnlichkeit der Salzsoole mit dem Seewasser und den Nutzen der Soolbäder.* Nebst Nachricht von einer auf (bey) dem Gradirwerke der Schönebecker Saline eingerichteten Badeanstalt im Salzsoole; von *Joh. Wilhelm Tolberg*, der Arzneyk. Dr. und königl. Salinen-Arzt. Erstes Heft. 1803. XII u. 56 S. 8. (4 Gr.) Der Zweck des Vf. war, nicht bloss die hier beschriebene Anstalt bekannt zu machen, sondern die allgemeine Aufmerk-

samkeit auf die Salzsoole, als ein sehr wirksames aber bisher vernachläfsigtes Heilmittel, wieder zu erregen. Er ist so sehr von der Wichtigkeit der Bäder überzeugt, dafs er behauptet, die Aerzte würden sich vergebens bemühen, Gicht, Rheumatismen, Krämpfe, Hautausschläge, und alle die Uebel, welche als Folge einer vernachläfsigten Hautcultur zu betrachten sind, gründlich zu heilen, so lange nicht jeder Ort ein reinigendes Bad aufzuweisen habe. Rec. ist derselben Meinung, und es wäre gewifs sehr zu wünschen, dafs jeder bedeutende Ort die Einrichtung zu einem Bade, wäre es auch nur ein einfaches Flufsbad, welches als warmes und kaltes Bad gebraucht werden könnte, träfe! Uebrigens ist es ein sehr verdienstliches Unternehmen, die den *Seebädern* in so vieler Hinsicht ähnlichen *Soolbäder* möglichst zu vervielfältigen, da der gröfsere Theil von Deutschlands Bewohnern von den so entfernt liegenden Seebädern so selten Gebrauch machen kann.

Die ganze, in der Vorrede beschriebene, Einrichtung der Schönebecker Soolen-Badeanstalt ist zwar noch sehr einfach, doch so bequem eingerichtet, als es der Fonds und die übrigen Umstände erlaubt haben. Das Badehaus enthält zwey Cabinette mit Badewannen, in welche sich Jeder die kalte Soole und das heifse gemeine Wasser, (wozu das Wasser der dasigen Dampfmaschine benutzt wird,) in dem Verhältnifs, wie es die Umstände erfodern, einzapfen kann. Um dem Bade eine noch höhere Temperatur zu geben, als das warme Wasser von der Dampfmaschine zu geben im Stande ist, ist ein eingemauerter Kessel angebracht, aus welchem das heifse Wasser durch Röhren gleichfalls in die Badewanne geleitet werden kann. Den Grad der Löthigkeit, oder vielmehr der Stärke des Bades an salzigen Bestandtheilen zu bestimmen, sind genau abgerichtete Kugeln angebracht, welche durch ihr Schwimmen oder Untersinken anzeigen, ob noch mehr Soole oder gemeines Wasser zugelassen werden mufs. (Nach §. 12 sind es wirkliche, vom Obergradirmeister *Schlönbach* verfertigte, Soolenspindel, und diese möchten wohl vor den blofsen Kugeln grofse Vorzüge haben.) Die ganze Badeanstalt ist bis jetzt noch zunächst für die dasigen Salinen-Arbeiter bestimmt, dürfte aber in der Folge, nach der Intention des Salinen-Chefs, eine weitere Ausdehnung erhalten. Angehängt ist der Vorrede ein empfehlendes Gutachten des preufs. Ober-Collegii medici et Sanitatis über die Zweckmäfsigkeit dieses Soolbades. Das Heft selbst ist in drey Abschnitte eingetheilt: I. *über den Nutzen und von den Bestandtheilen des Seewassers und dessen Aehnlichkeit mit der Salzsoole.* II. *Von der Beschaffenheit und dem Nutzen einer Soolenquelle auf der Schönebecker Saline.* III. *Von den Vorzügen des Soolenbades.* Die Ausführung enthält viel Bekanntes, das wir, des Zweckes dieser Blätter eingedenk, mit Stillschweigen übergehen, so sehr wir auch eine weitere Verbreitung dieser bekannten Wahrheiten bey dem nicht ärztlichen Publikum wünschen. Wir verweilen hier nur bey Einigem, das uns Stoff zu eigenen Bemerkungen darbietet. §. 5 handelt von der Aehnlichkeit der Salzsoole mit dem Seewasser, und erwähnt zugleich einige der bekannten Theorieen über den Ursprung der Salzquellen. Rec. glaubt, dafs man keiner Salzquelle in Deutschland einen *unmittelbaren* Ursprung aus salzigen Meeren zuschreiben könne, indem der bey weitem gröfste Theil dieser Quellen einen unverhältnifsmäfsig gröfseren Gehalt an salzigen Bestandtheilen enthält, als die gesalzenen Seen; nicht zu gedenken, dafs manche Salzquellen z. B. die *Hallische*, 18 und mehrere Procent salzige Bestandtheile enthalten. Weit eher läfst es sich aus diesen und anderen Gründen denken, dafs die Salzquellen ihre mehr oder minder reichen Salz-Bestandtheile aus unterirdischen Salzstöcken oder Steinsalzlagern erhalten. *Diese* können allerdings *unmittelbaren* Ursprungs von ehemaligen gesalzenen Seen seyn, daher denn auch die Salzquellen, sie mögen auf ehemaligem Meeresgrunde, wie z. B. die *Schönebecker* u. m. a., oder auf anderm Boden entspringen, nur *mittelbaren* Ursprungs seyn können, wofür die Analogie der Bestandtheile spricht. — Nachdem der Vf. die heilsamen Bestandtheile der Schönebecker Salzquelle ausführlicher beschrieben hat, folgert er, (§. 10) und mit Recht, dafs dieses Wasser, als *muriatisches*, alles das leisten müsse, was *Vogel* und andere vom Seewasser gerühmt haben, und führt zugleich mehrere Krankheiten an, in denen man ein solches Soolenbad mit Nutzen gebrauchen würde. Mit dem Trinken des Wassers hat er noch keine Versuche anstellen lassen, glaubt indefs, sich auch hier Nutzen davon versprechen zu können. Rec. hält dafür, dafs der innere Gebrauch eines solchen Wassers nur in sehr wenigen Fällen anwendbar sey, bey weitem aber das nicht davon zu erwarten seyn dürfte, was man von dem Gebrauch dieses Wassers *als Bad* nach Theorie und Erfahrung erwarten kann. — Gegen die von Hn. T. beschriebenen Vorzüge des Soolenbades läfst sich nichts einwenden; auch läfst sich das heilsame der täglichen Ausdünstung nicht leugnen, der man an den Seeküsten wegen der Seeluft, womit die allgemeine Atmosphäre angeschwängert wird, grofse Wirkung zuschreibt. Sie entsteht während der Gradirung, wo mit den Wasserdünsten auch eine Menge wirksamer Gasarten in die Atmosphäre geführt werden, wozu bey der Schönebecker und anderen Brunnensoolen noch der beträchtliche Antheil geschwefeltes Wasserstoffgas kommt. Wenn aber der Vf. S. 46 behauptet, dafs bey den 41000 Kubikfufs Brunnen-Soole, welche täglich auf das dasige 5838 Fufs lange Gradirgebäude gebracht werden, und wovon mit jedem Tage 22130 Kubikfufs durch die Gradirung verdunstet würden, mit dieser Verdunstung zugleich 46000 Pfund Salz in die Luft geführt, und die Atmosphäre mit einer so ungeheuren Salz-Menge täglich angeschwängert werde: so gibt derselbe dadurch nur zu grofse Beweise von seiner Unkunde in der Chemie und Physik und von seinen falschen Begriffen über die Gradirung selbst. Bekanntlich wird durch die Gradirung die Soole nicht selbst, sondern ihre Wassertheile mehr oder weniger verdunstet oder in der Luft aufgelöst, und dadurch die zurückbleibende Soole einzig und allein veredelt. Denn obgleich ein nicht unbedeutender Theil des Salzgehalts einer jeden Soole bey der Gradirung verloren geht: so geht dieser Verlust doch keinesweges chemisch oder durch Auflösung von Salztheilen in der Atmosphäre vor sich, sondern er geschieht vielmehr mechanisch durch Ueberwerfung der Soole aus den Gradirwänden etc. über die Borte der Soolen-Bassins. Und zugegeben, dafs ein geringer Theil von Salz in der ausdünstenden Wassermasse gleichsam mechanisch mit fortgerissen werden könne, so ist doch die Atmosphäre keinesweges geeignet, auch nur einen geringen Theil Salz länger als momentan aufgelöst zu enthalten. Wie gesalzen müfste auch nicht die Atmosphäre in der Nähe jeder Soolengradirung schmecken, wenn sie eine so ungeheure Menge Salz aufgelöst in sich enthalten könnte? Und da sich solches, wäre es auch mechanisch mit fortgerissen, gar bald wieder niederschlagen würde, mit welcher entsetzlichen Salz-Cruste würde nicht die Gegend um die Schönebecker u. a. Salinen überzogen seyn, da ein Quantum von täglich 46000 Pfund Salz — jährlich über 16 Millionen Pfund Salz betragen würde. Und in so einer reichlich gesalzenen Atmosphäre, womit Hr. T. den Dunstkreis auf ½ deutsche Meile um die Schönebecker Gradirung angefüllt seyn läfst, möchten wohl weder Gesunde noch Kranke einen erträglichen Aufenthalt finden, nicht zu gedenken, dafs bey solchen Gradirungsprincipien wenig Salz mit der Soole in die Pfannen kommen dürfte. — Dieses Irrthums unbeschadet, läfst es sich nicht leugnen, und Rec. kann es durch mehrere Erfahrungen bestätigen, dafs die Ausdünstung in der Nähe der Gradirung bey Salinen für viele Menschen und für manche Kranke insbesondere von sehr wohlthätiger Wirkung ist, und dafs selbst bey vielen Badeanstalten, besonders bey Schwefelbädern, der Aufenthalt in einer, mit solchen Gasarten angefüllten, Atmosphäre für manche Kranke von unverkennbaren Folgen ist, und die Wirkung der Bäder selbst gar sehr unterstützt.

Rec. hofft, dafs der in dieser Schrift behandelte Gegenstand bald für die Heilkunde noch wichtiger werden wird, und wünscht, dafs nicht blofs die hier beschriebene Anstalt ihrer Vervollkommnung und Gemeinnützigkeit immer näher gebracht werde, sondern dafs man auch bey mehreren Salinen Deutschlands ähnliche Badeanstalten zum Wohl der leidenden Menschheit einrichte.

S. i. S.

425 Num. 285. 426

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 DECEMBER, 1806.

MEDICIN.

Berlin, b. Schmidt: *Archiv der Staatsarzneykunde.* Von *F. L. Augustin*, der A. W. und W. A. K. D., ordentl. Prof. der Kriegs-Arzneykunde am königl. Collegio medico-chirurgico zu Berlin, u. f. w. *Erster Band.* (In 3 Stücken mit fortlaufender Seitenzahl.) 1804. 443. S. *Zweyter Band* (in 3 Stücken) 1805. 1 Alph. 4 B. *Dritter Band*, 1 Stück 1806. 9 Bogen. in 8. (Jedes Stück 12 Gr.)

Die Absicht des Vfs. bey dieser neuen Zeitschrift ist, dem gerichtlichen Arzte, der zugleich auch gewöhnlich in vielfältige praktische Arbeiten verwickelt ist, und dem es meist an Zeit und Musse zum Lesen vieler Schriften über seine Wissenschaft fehlt, die neuesten und wichtigsten Belehrungen über den Zustand der Staatsarzneykunde mitzutheilen. Unter die medicinische Polizey rechnet er zu seinem Zwecke auch die Sorge für die Erhaltung und Versorgung einzelner Stände, die man bisher unter besonderen Rubriken, z. B. als Kriegsarzneykunde, *medicina nautica*, u. f. w. abhandelte, so wie öffentliche Bildungsanstalten der Medicinalpersonen, die Anzahl dieser in einem Lande, ihre Pflichten, und die Art, die Heilkunde durch sie zu vervollkommnen. In der That um so zweckmäfsiger, je mehr z. B. die Kriegsarzneykunde versäumt zu werden scheint, so dafs viele Civilärzte in Verlegenheit gerathen möchten, wenn sie ein Attestat über die Dienfttüchtigkeit eines Recruten u. f. w. abgeben sollten. Nur würde das Publicum Ursache haben, zu wünschen, dafs der Vf. sich dabey bestimmte Grenzen setzte, und immer nur das, was wirklich zur eigentlichen Staatsarzneykunde gehört, auswählte, damit man z. B. nicht vielleicht auch pathologische und therapeutische Excursionen über die Ruhr oder das Faulfieber im Felde u. dgl. hier finde. Rec. findet sich zu dieser Aeufserung durch den Umstand veranlafst, dafs schon in dem ersten Bande Vieles vorkömmt, was in der That in einer solchen Sammlung weder erwartet, noch gesucht wird, und in ganz andere Fächer schlägt. Freylich sind diese Fächer gröfstentheils Hülfswissenschaften der Staatsarzneykunde; aber dann würde der Vf. auch mit eben so vielem Rechte einzelne Theile der Philosophie, die Physik, die Naturgeschichte, Botanik, Materia medica, Mineralogie, Chemie, Pharmacie etc. in ihrem ganzen Umfange mit aufnehmen müssen. So ist der Artikel: *medicinisches Personale an öffentlichen Unterrichtsanstalten*, den wir in den ersten beyden Stücken dieses Archivs (St. I. Nr. 6 St. II. Nr. 2 S. 244 f. Nr. 3 S. 283 f. Nr. 5) mehrmalen finden, hier durchaus heterogen. Eben so findet man in den *wissenschaftlichen Uebersichten der für die Staatsarzneykunde und den gerichtlichen Arzt wichtigsten und interessantesten Literatur des neunzehnten Jahrhunderts*, für die Jahre 1801 und 1802 (St. II. Nr. 1 und St. III. Nr. 1) eine Menge Sachen, für die Mancher, an diesem Orte, sein Geld bereuen wird. Schon die Anordnung der Rubriken, unter denen man: Naturgeschichte des Menschen, Anthropologie, Anatomie, Physiologie, Pathologie, (von der die Therapie hier eine Unterabtheilung ausmacht,) und Diätetik findet, könnte diefs einigermafsen beweisen. Allein Rec. ist für sein, anscheinend hartes, Urtheil den Lesern specielle Beweise schuldig, und er legt sie ihnen in folgenden Citaten vor. St. II. S. 169—180 alles, was die Anatomie, Physiologie etc. betrifft; S. 180—197 die Pathologie, (wo man u. a. umständliche *bibliographisch-praktische* Nachweisungen über das Scharlachfieber, die Pest, das gelbe Fieber, die Pians, den Scheintod, erhält); S. 201—205 der ganze Artikel von der Geburtshülfe, bis auf fünf Zeilen; S. 207 ff. Gegenmittel gegen Arsenik, Opium, Conium maculatum, Barbeneier etc.; S. 210 ff. die Behandlung der Wasserscheu; St. III. S. 312—323 Anatomie und Physiologie, bis auf sechs Zeilen; S. 323—355 Pathologie, (Cretinismus, Hydatyden, Hunger, Contagien, Pest, Scharlachfieber, Kuhpocken, Scheintod etc.); S. 355—361. der gröfste Theil des aus der Diätetik hier beygebrachten; S. 361—366. Geburtshülfe, bis auf eilf Zeilen; S. 368. Vergiftung durch Salpetersäure, (wobey der Vf. eine Seite voll mit *Tartra's* Versuchen in praktischer Rücksicht anfüllt, und seine eigentlichen Leser, die Staatsärzte, für die er schreibt, am Schlusse mit den Worten abspeiset: „Zuletzt untersucht der Vf. noch die Vergiftung durch die Salpetersäure aus den Gesichtspuncten der gerichtlichen Arzeneywissenschaft" !!); S. 370—376 Zooiatrie, bis auf etwa zwölf Zeilen. Sogar aber auch in der Literatur der Haupttheile der Staatsarzeneykunde selbst stöfst man auf Gegenstände, die am wenigsten hieher gehören, wie St. II. S. 216 die Geschichte der anatomischen Anstalten etc. zu Wittenberg und der medicinischen Einrichtungen zu Göttingen und Leiden; S. 218 die Lehrbücher für Hebammen; St. III. S. 379 f. der Artikel von den Universitäten überhaupt; S. 385 und 387 f. vom Verfall mineralischer Wasser und von deren Gebrauch. Noch kann

2) *Neueste Einrichtungen und Ereignisse in den Medicinalangelegenheiten der königlich dänischen Staaten*: Errichtung des medicinisch - chirurgischen Gesundheitscollegium zu Kopenhagen, durch Vereinigung des Collegium medicum, der chirurgischen Akademie, der Hebammencommission und der Quarantainecommission, Verpflegungsanstalt für arme Kinder, Sanitätscollegium zu Kiel, für die deutschen Herzogthümer, die Herrschaft Pinneberg, die Grafschaft Ranzau und die Stadt Altona, Vereinigung aller Quarantaineanstalten. 8) *Die neuesten Einrichtungen und Ereignisse im Medicinalwesen der kurbayerschen* (auf den Umschlage steht durch einen Druckfehler: kurbraunschweigischen) *Staaten*. Verbot des Beerdigens der Leichen in den Kirchen. Einsetzung von funfzig Landgerichtsärzten, und General - Instruction für dieselben, über welche letztere wir uns aller Bemerkungen enthalten, da sich ihrer genug denjenigen von selbst darbieten werden, die jemals längere Zeit hindurch Physiker gewesen sind, zumal an kleinen Oertern. — Verbreitung der Kuhpockenimpfung durch Vermittelung der Landgerichte, Pfarrer, Aerzte, Chirurgen und Schulmeister. Anordnung einer Medicinalsection bey der Landesdirection in Schwaben; ein nachahmungswürdiger Ausweg für alle Länder, wo die Errichtung einer eigenen obersten Medicinalbehörde durch wichtige Schwierigkeiten verhindert wird. Eben dergleichen in Würzburg. 9) *Beytrag zur Organisirung des Medicinalwesens in Deutschland überhaupt. In einigen aphoristischen Bemerkungen zu der Instruction für die angestellten und besoldeten Landärzte im Fürstenthum Bamberg*. Ein vortrefflicher, ganz aus mehrjähriger eigener Erfahrung geschöpfter Aufsatz voll wahrer und treffender Bemerkungen über Staat, Publikum und Aerzte, von welchem wir der Fortsetzung begierig entgegen sehen. Ein Auszug daraus ist beynahe unmöglich, ohne ihn ganz abzuschreiben. Möchte er von den competenten Behörden menschenfreundlich erwogen werden, und bald die erspriesslichsten Folgen haben!

Druck und Papier sind untadelhaft. Typographischer Fehler sind wenig, und die wenigen nicht von Bedeutung. Unter ihnen ist der auffallendste B. I. St. 3 S. 359 wo es statt: königl. *kurf*. Hofmedicus, heisst: königl. *Kunst* - Hofmedicus.

I. π. o.

LEIPZIG, b. Crusius: *Einleitung in die Bücherkunde der praktischen Medicin*. Zum Gebrauche praktischer Aerzte und zu Vorlesungen bestimmt von D. *Ch. Fr. Ludwig*, Prof. in Leipzig. 1806. XXIV. und 508 S. 8. (2 Thlr. 8 Gr.).

Die gewöhnliche Vernachlässigung der medicinischen Literatur, welcher mit Recht viele Aerzte in unseren Tagen beschuldigt werden, macht allerdings eine neue, gründliche Empfehlung derselben sehr nothwendig. Von dem Fleisse des Vfs., dessen Belesenheit einige frühere Schriften von ihm beweisen, liess sich etwas Vorzügliches, so gross auch jetzt der Umfang dieser Literatur ist, erwarten. Auch verdient in Wahrheit das Ganze, das er hier zusammengestellt hat, besonders von Lehrern auf Universitäten zu Vorlesungen benutzt zu werden. Am vollständigsten ist der 22te Abschnitt von der Wundarzneykunst, der 23te von der Geburtshülfe, und der 27te von der Staatsarzneykunde bearbeitet worden. *Richter*, *Hebenstreit* und *Froriep* waren bey diesen Disciplinen seine vornehmsten Führer. Bey jedem Abschnitte sind die meisten Bücher in chronologischer Ordnung angezeigt worden. Wäre es aber nicht besser, wenn der Vf., ohne auf die Jahrzahl eines Buches Rücksicht zu nehmen, bey jedem Satze zuerst die vorzüglichsten Werke mit grösseren Lettern, dann die weniger bedeutenden Schriften mit kleineren angeführt hätte? Rec. wünscht diess desto mehr, da den Bücheranzeigen, ausgenommen *Gutfelds* Untersuchungen über verschiedene Sätze der herrschenden medicinischen Lehrgebäude, (welche der Vf. für sehr gut erklärt), leider! keine kritischen Urtheile beygefügt worden sind. Auch könnte man fragen: warum erwähnte der Vf. manche populare Arzneyschriften, z. B. *Krügelsteins* Noth - und Hulfsbüchlein für Ruhrkranke in dem 21sten Abschnitte von der besonderen Therapie, nicht in dem 26ten Abschn. von der Volksarzneykunde? Der Vf. hofft zwar gute Schriften nicht leicht übergangen zu haben: Rec. aber vermisste hier und da einige z. B. S. 62. Beyträge zur praktischen Arzneywissenschaft von *D. L. G. T. Kortum*. Göttingen 1796. S. 63. *M. Stoll* Vorlesungen über einige langwierige Krankheiten. Wien 1788. S. 115. *Medical Reports on the Effects of Water, Cold and Warm, as a Remedy in fever and other Diseases, by James Currie M. D. Liverpool.* 1798. ins Deutsche übersetzt. Leipzig 1801. S. 118. *J. E. Wichmann* über die Wirkung mineralischer Wässer, besonders des Wildunger. Hannover 1797. S. 175. *D. S. G. Vogels* Handbuch zur Kenntniss und Heilung der Blutflüsse. Stendal 1800. S. 285. *A. G. Richters* Anfangsgründe der Wundarzneykunst. 3tes B. Göttingen. 1795. S. 414. Winke zur Verbesserung öffentlicher Brunnen - und Badeanstalten von *D. J. L. H. Ackermann*. Posen und Leipz. 1802. Verdienen diese Schriften von praktischen Aerzten nicht eher gelesen zu werden, als z. B. der Roman: *Elisa*, oder *das Weib, wie es seyn sollte*, und viele unbedeutende Dissertationen, die der Vf. hier aufgeführt hat?

—E—a.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. *Leipzig*, im Comptoir für Literatur: *Die Kunst, sich jung und schön zu erhalten*. Ein Beytrag zur Toilette, dem schönen Geschlechte gewidmet von *D. G. W. Becker* in Leipzig. 1806. IV. u. 203 S. (1 Thlr.). Ein leicht geschriebenes, mit Stellen aus Dichtern und Prosaikern vielleicht zu reichlich durchwebtes, übrigens seinem Endzweck entsprechendes Werkchen, welches gute Vorschriften der Lebensordnung und eine ziemliche Menge, besonders aus *Trommsdorf*, wie auch der Vf. in der Vorrede dankbar bekennt, entlehnte Recepte enthält. Neues erinnern wir uns nichts gefunden zu haben; es müsste denn der Vorschlag S. 56 einer Art Capseln von chinesischem Harze seyn, als Nachahmung derer, womit die *Bejadiren* (Bajaderen; dergleichen Druckfehler kommen hin und wieder vor) ihren Busen bedecken. Die Erzählung S. 54 aus *Retif de la Bretonne* hätten wir weggewünscht.

Ks.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 DECEMBER, 1806.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Supprian: *Ueber die Natur und Bestimmung des menschlichen Geistes.* Ein Versuch von *A. B. Kayssler*, Dr. und Prof. der Philosophie. 1804. XVI und 216 S. 8. (16 Gr.)

Der Vf. bestimmt seinen Gegenstand in der Vorrede genauer, als die *natürliche* Ansicht des menschlichen Geistes und seiner Bestimmung, im Gegensatz gegen die philosophische oder die Kunstansicht. Durch diese werde die Frage beantwortet: was ist der menschliche Geist als Kunstwerk, oder wie muss ich ihn in seiner Allgemeinheit *anschauen?* — Durch jene die Frage: wie ist das Kunstwerk in der Natur möglich, oder wie *lebt* das Kunstvermögen, die Anschauung in der Natur des Geistes? Diese Frage lösst er dann in folgende drey auf: „Wie entwickelt sich die allgemeine Natur zur Anschauung, oder wie wird die Natur, als Mensch, ideale Kraft? Wie bildet sich diese Kraft, als Kunstvermögen, zur Wissenschaft, zum Kunstwerk des Geistes? Und wie besteht neben der anschauenden allgemeinen Vernunft noch die besondere lebende Vernunft und mit ihr die ganze Natur, als Wirklichkeit, als Leben, als Daseyn?" — nach welchen drey Fragen auch die vorliegende Schrift in drey Hauptabschnitte zerfällt.

Man sieht leicht, dass der Vf. Unrecht hat, seine Aufgabe der Aufgabe des Philosophen entgegen zu setzen, da ja nur durch Philosophie — freylich nicht in der Beschränkung, wie Er sie zu nehmen scheint — nicht allein die allgemeine Natur und Bestimmung, sondern auch die besondere Natur und das Leben des menschlichen Geistes wahrhaft erkannt werden kann, indem es nur in ihr und durch sie möglich ist, die Stufe, welche der Mensch als besondere Darstellung des Absoluten im Universum als der allgemeinen Offenbarung desselben einnimmt, abzuleiten und zu bestimmen. Jedoch die Besorgniss, welche aus jener Entgegensetzung entstehen musste, dass der Vf. die Lösung seiner Aufgabe von dem gemeinen Standpuncte aus versucht, und so einen unnützen Beytrag zu der Menge der Schriften geliefert habe, welche durch all' ihr Räsonniren und Reflectiren die Einsicht in das Wesen des menschlichen Geistes um keinen Schritt befördern, verschwindet bald durch die Schrift selbst, welche auf jeder Seite den Beweis des höheren Bestrebens nicht allein, sondern auch des nicht gemeinen philosophischen Talents ihres Vfs. vor Augen legt. Eben deswegen aber unterwirft sie sich auch von selbst der Beurtheilung aus dem Standpuncte des Philosophen. Rec. will die Ansicht des Vfs. vom Menschen im Allgemeinen, und, so sehr sich's bey einem so reichhaltigen Werke thun lässt, in der Kürze darlegen, und sie mit einigen Bemerkungen verbinden. So wird sich am leichtesten beurtheilen lassen, ob dieser Versuch einer Auflösung der dem Menschen wichtigsten Aufgabe für befriedigend, oder, wenn auch im Einzelnen für vortrefflich, doch im Ganzen für misslungen zu halten sey.

Als rein objectives Wesen hat der menschliche Geist einen zwiefachen Charakter, den wir durch die Ausdrücke *Anschauung* und *Leben* bezeichnen. Er ist nämlich Offenbarung der ewigen Vernunft, die sich als Allgemeinheit oder nothwendiges Wesen mittelbar (als Natur), als Besonderheit oder freyes Wesen unmittelbar (als Freyheit) offenbaren muss. Die geoffenbarte Allgemeinheit, der allgemeine Naturgeist, tritt erst im Menschen in seiner Allgemeinheit, als *anschauender Geist*, hervor, und heisst, in wiefern er sich als objectiv selbst anschaut, *Idee*. Die geoffenbarte Besonderheit oder das freye Wesen der ewigen Vernunft ist der besondere göttliche Geist, der unmittelbar im Menschen sich offenbart; der *freye, lebendige, sittliche Geist*, dessen eigenes Leben *Vernunfthandlung* heisst. Dieser freye sittliche Geist ist ganz unabhängig von der allgemeinen Natur, und der Geist, der in dieser herrscht, verhält sich zu dem freyen, göttlichen wieder nur, wie das Organ zum Leben selbst. — (Diess sind die Grundzüge der Vorstellungsart des Vfs., der Text, wozu die vorliegende Schrift den Commentar enthält. Man sieht schon hier, dass sein Versuch, die Natur und Bestimmung des menschlichen Geistes darzustellen, darum misslingen musste, weil er die Identität des göttlichen und des Naturgeistes aus den Augen verliert, und dadurch die Identität des menschlichen Geistes selbst aufhebt. Diess war freylich nothwendig, da der Vf. selbst in die ewige Vernunft, die er als das Höchste Allem zum Grunde legt, durch das nothwendige und das freye Wesen derselben einen Gegensatz einführt, obgleich er sie an einem Orte auch eine an sich für uns verschlossene Einheit nennt.) — Von der Natur wird dem Menschen die Aufgabe, ihre Allgemeinheit, die sonst überall im Besonderen verborgen liegt, zur Erscheinung zu bringen. Er soll sich, ihr zu Folge, von dem Besonderen befreyen; er kann es nur vermöge der hier noch verborgenen Wirksamkeit der Freyheit, durch welche die Aufgabe dahin bestimmt wird, *das Besondere als ein Reales zu idealisiren.*

Hierbin fällt die *Subjectivität* des Menschen, welche im Gegensatz gegen die Objectivität (das Fürsichselbstseyn) als ein Nichtfürsichselbstseyn erklärt wird, und nichts anderes seyn soll, als das Loslösen, das Herausheben des allgemeinen Naturgeistes aus dem Besonderen, aus der Materie, um ihn in seiner eigenen Gestalt, als Anschauung, als Idee und damit zugleich als Wesen der Natur und als nothwendiges Wesen der ewigen Vernunst darzustellen. Diese Aufgabe wird ihrer Lösung nahe gebracht, durch die stufenweise Organisation des Ichs im Denken, Erkennen und Handeln. Die Analyse dieser Organisation ist der Gegenstand des *ersten Abschnittes*, welcher *der Mensch* überschrieben ist.

Der Punct, in welchem die Natur zum Geiste übergeht, um sich als solcher selbst anzuschauen, der das wirkliche individuelle Leben anfängt, die Pforten der Vernunftwelt und das Reich der Wahrheit öffnet, dieser absolut negative Punct, auf dem noch weder die Natur noch der Geist herrscht, ist dem Vf. das — *Ich.* — Rec. kann sich nicht überzeugen, dass diese neue Bestimmung des Wortes „*Ich*," als Bezeichnung des blossen Ueberganges aus dem Realen zum Idealen, eines bloss Negativen, eines Nichts, richtig, oder auch nur für die deutlichere Darstellung zweckmässig sey, indem sie weder dem philosophischen noch dem gemeinen Sprachgebrauch angemessen ist, nach welchem vielmehr unter dem Ich der Mensch selbst, insofern er sich im Selbstbewusstseyn als Subject setzt, mit allen Bestimmungen der Subjectivität zu verstehen ist. Auch sieht sich der Vf. selbst in der Folge öfters genöthigt, das Ich als etwas Positives, nämlich als die Naturthätigkeit selbst, insofern sie ideal geworden, zu setzen. — Darauf wird gezeigt, wie dieser negative Punct hauptsächlich in drey Zuständen des menschlichen Lebens, nämlich, wo der Mensch aus dem Stande der Thierheit sich zum Bewusstseyn erhebt, wo ein äusserer Gegenstand in uns zur Vorstellung kommt, und wo eine Vorstellung zur Zweckvorstellung wird, als Erscheinung hervortritt. Dann folgt die Erörterung des Denkens, Erkennens und Handelns selbst.

Das *Denken* erklärt der Vf., subjectiv betrachtet, als das Positivwerden des Ichs; objectiv betrachtet, als das Idealwerden der Natur. Der reine Denkact, sagt er, wovon die Philosophen sprechen, ist die allgemeine Form, in welcher die Naturthätigkeit, wie in ihrem Organ, als ideal erscheint. Diese Form ist objectiv, in wiefern dieselbe Thätigkeit, welche in der anderen Natur sich zeigt, hier als ideal erscheint, und sie ist subjectiv, in wiefern sie nur im Ich als ideal erscheint. Diese Wechselbestimmung des Subjectiven und Objectiven in der Denkform ist selbst die bestimmte Art des Ueberganges der Naturthätigkeit aus dem Realen in das Ideale, d. i., das, was wir Denkgesetze nennen. Das Objective der Denkform ist der Gegensatz, das Subjective die Synthesis, der Satz des Widerspruchs aber, als höchster durch Abstraction von den Denkgesetzen gefundener formaler Grundsatz des Denkens, drückt die nothwendige Coexistenz des Objectiven und Subjectiven in der Denkform aus. Der Vf. erläutert und beweisst diese Sätze, indem er zugleich wiederholt erinnert, dass es die Natur selbst ist, die im Menschen Ich wird, und dass nur die Wendung, welche die als real geschlossene Natur auf diesem Puncte nimmt, den Schein erzeugt, als sey das Ich die dem Menschen eigenthümliche und der Natur entgegengesetzte Kraft. Er entwickelt die Natur der einzelnen Denkformen, des Begriffes, Urtheiles und Schlusses, und unterscheidet das Denken als eine natürliche, nothwendige Aeusserung des Menschen, von dem Reflectiren oder Nachdenken als einer Handlung der Freyheit. —

Das *Erkennen* ist die zweyte Organisation des Ichs. Die Form derselben ist wie die der ersten, denn es giebt nur eine Form der das Ewige im Zeitigen darstellenden Natur, die des zur Einheit strebenden Gegensatzes. Das Denken tritt jetzt aus seiner Verborgenheit hervor, es wird objectiv, es tritt aus der lebendigen Wirklichkeit, aus der realen Hülle heraus in die ideale Sphäre, welche nun, vom Denken belebt, als Möglichkeit der realen Sphäre, als Wirklichkeit, entgegen steht. Dieser neue Gegensatz ist das Objective der Erkenntnissform und die Synthesis, welche immer zugleich mit dem Gegensatze, als Brennpunct, gegeben ist, das Subjective; die einzelnen auf die besonderen Denkformen sich beziehenden Synthesen der Möglichkeit und Wirklichkeit aber sind die besonderen Erkenntnissformen. — Die allgemeine Form der Erkenntniss wird auf folgende Weise ausgedrückt: das Wirkliche ist nur durch die Möglichkeit und das Mögliche nur durch die Wirklichkeit nothwendig, oder das Wirkliche wird nur durch seine Möglichkeit, und das Mögliche nur durch die ihm entsprechende Wirklichkeit erkannt. Hierauf folgt eine bündige Entwickelung der einzelnen Erkenntnissformen mit steter Hinsicht auf die einzelnen Denkformen. — Die Formen der Wirklichkeit, Möglichkeit und Nothwendigkeit werden für die subjective Erkenntnissform, für die Formen der Reflexion erklärt, wodurch das Ich erst zum Selbstbewusstseyn gelange, indem es durch die Erkenntniss nicht zum Bewusstseyn seiner selbst als Ichs, sondern als Gegenstandes komme.

Mit dem Puncte der Reflexion schliesst sich die eine Hälfte der Erscheinungswelt, und von ihm geht die andere Hälfte aus; die Erscheinung, welche aus der Objectivität in die Subjectivität leuchtet, heisst Erkenntniss, die, welche aus der Subjectivität in die Objectivität übergeht, *Handlung*. Das Wollen ist es, worin sich das wenige Streben der Subjectivität zur Objectivität offenbaret, und den Uebergang vom Erkennen zum Handeln macht; es ist das, was das Erkannte als Zweck setzt, um es durch Handlung objectiv zu fixiren, zu realisiren. In der Handlung erscheint der Gegensatz ohne die Synthesis. Diese liegt dem Triebe zum Grunde, der das Hervordringen des Subjects zur Objectivität, aber eine unbefriedigende Nothwendigkeit und nicht selbst Synthesis, sondern vielmehr Eröffnung des Gegensatzes ist. Denn mit

ihm erwacht der Widerspruch im Menschen, und erscheint der Gegensatz seiner praktischen Natur. — Daraus, dass der Trieb ein an sich ganz leeres Treiben ist, entsteht der Schein von Freyheit in der Handlung. — In dem Handeln treten die Objecte als ideale, als Zwecke aus dem Ich heraus; aber der letzte Stoff des Besonderen bleibt noch als Trieb übrig. Daher ein neuer Act der Freyheit, welcher als *Einbildungskraft* in die Erscheinung tritt, mit der Bestimmung der Aufgabe, den Trieb zu idealisiren. Hiedurch wird der Uebergang gemacht von der Subjectivität auf die Objectivität.

Dieser Uebergang wird weiter erörtert in dem II Abschnitte: *der allgemeine oder Naturgeist.* — Hätte sich die ewige Vernunft nur als Schauen und für das Schauen, hätte sie sich nur als nothwendige Natur offenbaren wollen und können: so hätte das Naturleben des Menschen, das Leben in der Wahrheit, wo das Ich noch nicht aus der Natur hervorstrebte, ewig dauern müssen. Aber die ewige Vernunft musste sich auch als freyes Wesen im Leben und für das Leben, musste sich in der endlichen Vernunft, als dem lebendigen Gegenbild der ewigen darstellen; dadurch wurde ein Zwischenzustand nothwendig, der das Naturleben in der Anschauung des Nothwendigen zerstören musste, um das Vernunftleben in göttlicher Freyheit herbeyzuführen, und so gleichsam den zweyten Act der Offenbarung zu eröffnen. Dieser Mittelzustand des menschlichen Geistes ist seine Subjectivität. Durch sie wird er vom Naturleben getrennt, und die Kraft in ihm geweckt, welche die allgemeine Natur, in der er zuvor lebte, jetzt in ihm selbst enthüllt. Diess ist nämlich die Einbildungskraft, die Blume des menschlichen Geistes, die den Samen der Wahrheit trägt, die aber nichts anderes, als die bildende organische Kraft der Natur selbst ist, von der sie sich nur in der Richtung unterscheidet. Zuerst erscheint sie im Menschen als Spielkraft, und macht sich nur dann als allgemeine Naturkraft geltend, wenn sie mit vorzüglicher Energie durch das Besondere hindurch dringt. In dieser Energie heisst sie *Genie*, d. i. der Genius der Natur, der die in der realen Natur verschlossene Allgemeinheit hervorzaubert und als Idee darstellt. Das Genie erzeugt die Kunst, welche den allgemeinen Naturgeist als *Schönheit*, d. i. im Besonderen offenbaret. Aber er stellt sich auch als *Wahrheit*, d. h. im Allgemeinen dar.

Hiermit wird der Uebergang gemacht zu dem III Abschnitt: *Vernunft und Bestimmung*. Gleich im Anfange desselben tritt das Charakteristische der Ansicht des Vf. vom Menschen und zugleich der Widerstreit, den er in sein Wesen einführt, am klärsten vor Augen. Es muss, sagt er, in der endlichen Vernunft eine *zwiefache* Wesenheit unterschieden werden: die Offenbarung der nothwendigen Natur in ihrer Totalität, und die Realisirung der freyen Natur in ihrer Ewigkeit, oder in ewiger Zeit. Jene heisst *Vernunfterkenntniss*, und in Beziehung auf diese Totalität heisst die endliche Vernunft die *allgemeine* oder *speculative, beschauende*. Diese heisst *Vernunfthandlung*, und da sie nicht da ist, sondern erst durch die Handlung selbst realisirt wird, auch *endliche Freyheit*, oder ewige göttliche *Bestimmung* zu ewiger Realisirung. — Hiernach zerfällt dieser Abschnitt in zwey Theile. — Nachdem der Vf. in dem ersten, von der *allgemeinen Vernunft* oder *Wissenschaft*, nochmals die Grundzüge einer Theorie der Einbildungskraft bestimmt und deutlich aufgestellt, kommt er auf das Wesen der *Wahrheit*. In ihr ruhe das Allgemeine, das in der Schönheit noch auf dem Besonderen ruhe, und sich daher nur im Bilde darstelle, auf sich selbst, sey Grund und Erscheinung zugleich. Sie werde dem Ich weder gegeben, noch aus dem Ich erzeugt, sondern sey das Ich selbst als Naturgeist. In der Wissenschaft werde nämlich der allgemeine Naturgeist, der in der Kunst noch seinen Naturcharakter behalte, eigentlich menschlicher, und zwar allgemeiner menschlicher Geist, oder allgemeine Vernunft. Die Frage: wie ist Wissenschaft möglich, und welches ist der Grund ihrer Nothwendigkeit? sey also gleichbedeutend mit folgender: wie kann der allgemeine Naturgeist allgemeine Vernunft, und warum muss er es werden? — Diese Frage hält der Vf. für den Gegenstand der wissenschaftlichen Philosophie, und jedes philosophische System für einen Versuch, dieselbe zu beantworten. — Bey der Voraussetzung der Identität der Natur und Vernunft verwandele sich diese Frage in die: wie wird die besondere Naturform allgemeine Vernunftform? Diese Aufgabe werde durch die Wissenschaft gelöset, und mit ihr trete zugleich die Identität des Wesens und der Form, d. h., Wahrheit, subjectiv angesehen, hervor. Diese Wissenschaft, d. h., die Philosophie, sey, nach ihrem Object bezeichnet, die *Wissenschaft der Natur*, oder die Erkenntniss der ewigen Wesenheit der Natur, der nothwendigen Natur Gottes. Ihren Zweck könne sie nur dadurch erreichen, dass sie die wesentliche und ursprüngliche Identität der Vernunft und der allgemeinen Natur wenigstens als Wissenschaft aufstelle, da sie aus dem Leben verschwunden sey. Ihre Aufgabe könne also auch so bestimmt werden, *dass sie die Natur und Vernunft trennende Subjectivität für die Speculation aufheben solle.*— Nachdem der Vf. hierauf nochmals die Doppelform des Besonderen und des Allgemeinen in der Subjectivität erörtert und gelegentlich die Lockische und Leibnitzische, die Kantische und Fichtische Philosophie charakterisirt und im Allgemeinen kritisirt hat, kommt er auf die Frage: ob es dem Menschen aber auch vergönnt sey, die absolute Identität und mit ihr die objective Wahrheit zu erkennen? Die Beantwortung derselben ist zum Theil verwirrt und im Ganzen unbefriedigend. Diess hat seinen Grund in der willkührlichen Beschränkung der Philosophie, welche wieder eine Folge von dem Mangel an der klaren Erkenntniss des Absoluten, oder von dem ursprünglichen Gegensatz ist, welchen der Vf. in der ewigen Vernunft stehen läfst. Hätte er das Absolute selbst erkannt, und die Philosophie als Wissenschaft des Absoluten gedacht: so hätte er die Ei-

telkeit dieſer ganzen Unterſuchung eingeſehen. Denn indem der Menſch im Abſoluten iſt, und in ihm das Abſolute zur Offenbarung kommt, oder ideell erſcheint, ergiebt ſich die Möglichkeit der Philoſophie von ſelbſt. — In dem zweyten Theile dieſes Abſchnittes ſucht der Vf. deutlich zu machen, was er *beſondere Vernunft* und *Beſtimmung* nennt. Durch die Wiſſenſchaft nämlich ſoll die Natur ganz als Geiſt und der Geiſt ganz als Natur, und in dieſer Identität die Wahrheit erkannt werden. Durch ſie wird die Frage beantwortet, was die Welt an ſich ſey. Auſſer dieſer Frage aber ſtelle die Vernunft noch die zweyte auf: *wozu Alles da ſey*, oder, *welches der Endzweck alles Daſeyns ſey*. Hiedurch macht er ſich den Uebergang zur Erörterung der Beſtimmung des Menſchen. — Dieſe zweyte Frage iſt nach des Rec. Urtheil ein Beweis oder vielmehr ein Ueberbleibſel von einer unphiloſophiſchen Anſicht der Natur und des Menſchen. Denn dem Philoſophen fällt ſie in die erſte Frage zurück. Alles iſt im Abſoluten und in Allem iſt das Abſolute — dieſs iſt das Seyn und zugleich der Endzweck der Dinge. Warum und wozu ſich das Abſolute offenbart habe, läſst ſich nicht fragen. Der Vf. kann nicht ſagen, daſs ſeine Anſicht des Menſchen überhaupt nicht die philoſophiſche ſeyn ſolle. Denn dadurch würde er ſeine ganze Unterſuchung auſserhalb des Bezirkes der Wahrheit ſetzen, und ihr allen Werth benehmen; auch widerſpricht dem gröſstentheils die Ausführung, durchaus die höhere Tendenz der vorliegenden Schrift. Noch weniger kann er ſagen, daſs er ſich durch dieſe Frage über die Anſicht des Philoſophen *erhebe*, da er vielmehr dadurch in der That auf den Standpunct der Reflexion zurückfällt. Er ſelbſt beſchränkt zwar die Philoſophie auf die Wiſſenſchaft der Natur, um Raum für ſeine andere, auſser oder über der Philoſophie liegende, Anſicht zu gewinnen. Aber eben jene Beſchränkung nebſt dieſer Entgegenſetzung der philoſophiſchen und der ſittlichen Anſicht des Menſchen iſt ein Beweis, daſs der Vf. das Weſen der abſoluten Identität nicht begriffen hat, und eine Folge des Gegenſatzes der nothwendigen und der freyen Natur, den er in ſeinem Höchſten, der ewigen Vernunft, ſtehen läſst. — Doch zum Vf. zurück! — Um jene Frage zu beantworten, kommt er wieder auf die doppelte Offenbarung der ewigen Vernunft und bemerkt, daſs ſie ſich nur in der Vernunft darſtelle in Anſchauung und Leben. Die anſchauende Vernunft ſey *Idee*, in ihr *ſehe* ſie das Weſen der Welt als Allgemeines im Beſonderen; die lebende Vernunft ſey *Handlung*, und als ſolche *gebe* ſie allem Beſonderen einen allgemeinen Endzweck. Die Vernunfthandlung ſey eben ſo beſonderes Weſen, beſondere Vernunft, *Beſtimmung*, wie die Anſchauung, allgemeines Weſen, allgemeine Vernunft, *Seyn*. Unter Vernunfthandlung verſteht der Vf., was Kant als die Stimme der Pflicht, als kategoriſchen Imperativ u. ſ. w. geltend gemacht hat, die Aufgabe eines nothwendigen allgemeinen Endzwecks. Sie, meint er, ſey das wahre Weſen des Menſchen. In der Anſchauung ſey der Menſch nicht Weſen für ſich, ſondern Weſen der Natur, der allgemeine Naturgeiſt; habe keine Beſtimmung. Dieſe erhalte er erſt durch die an ihn ergehende *Aufgabe*, ſich ſelbſt zum Weſen zu machen, und ſein Weſen *entſtehe* erſt mit der Vernunfthandlung. Wie iſt aber die Entſtehung eines Weſens, das nicht Natur iſt, wie das Sollen, die Aufgabe, die Beſtimmung zu begreifen? fragt er weiter, und antwortet: Nur durch die Offenbarung der ewigen Vernunft als Vernunfthandlung, als *freye Natur*. —

(Der Beſchluſs folgt im nächſten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

PHILOSOPHIE. *Göttingen*, b. Dietrich: *Syſtematiſche Einleitung in die Religionsphiloſophie.* Von *Joſua Stutzmann*, Doct. d. Philoſ. *Erſter Theil.* 1804. 124 S. 8. (10 Gr.) Ein Geiſt, welcher durch die Ideen der neueſten Philoſophie ſich erhoben fühlt, ſpricht hier allerdings, aber die Lehrform vermiſst man durchaus. Es ſind Herzensergieſsungen des Begeiſterten mit Anführung vieler Stellen aus alten und neuen Büchern, und mehr Anklang der Poeſie als logiſche Bündigkeit. Hiemit hängt eine gewiſſe Nachläſſigkeit des Vortrags, beſonders in vielen allzulangen Perioden, zuſammen. Viele Gedanken und einige ausführliche Stellen ſind aus den *Reden über Religion* etc. womit Hr. St. zuſammenſtimmt. Zweckmäſsiger wäre es indeſſen geweſen, wenn der Vf. manches einer gründlichen Prüfung unterworfen, und, ſeine Lehren tiefer begründend, alles in einen logiſch-ſyſtematiſchen Zuſammenhang geſtellt hätte. So bedarf z. B. das Philoſophem von der Unſterblichkeit als eines Hinſchwindens der Individualität noch einer ſcharfen Kritik, indem eine ſolche Unſterblichkeit, ſo wie ſie daſteht, ſich ſchwer von der Vernichtung unterſcheiden, und eben ſo ſchwer mit dem raſtloſen Streben nach ſittlicher Vollkommenheit vereinigen läſst. Auch redet Hr. St. der Phantaſie zu unbedingt das Wort, als der Quelle der Religion; gerade hier war der Ort durch Schärfe und Beſtimmtheit der Begriffe theils Beweiſe zu führen, theils die bekannten kläglichen Misdeutungen zu verhüten. Die Gegeneinanderſtellung von Gedicht und Gebet, von Poeſie und Religion, ſo wie ſie hier verſucht wird, und die Angabe der Vereinigung von beiden, wird der Vf. bey nochmaliger Anſicht ſelbſt nicht befriedigend finden. Er ſagt (S. 6): „Tritt aber in der Vereinigung des Vermögens für Wahrheit mit dem für Schönheit die erſtere Thätigkeit des Geiſtes (die des Gewiſſens oder der praktiſchen Vernunft) in einem Uebergewichte mit der letzteren, ihr verbundenen, hervor, ſo daſs von dem Charakter jener überwiegenden Thätigkeit das aus der Verbindung beider reſultirende Product den Charakter des Wahren, des Guten, Pflichtgemäſsen, d. h. einen praktiſchen Charakter, bekömmt, das Schöne zwar mit ihm innigſt verbunden, aber doch der Darſtellung des abſolut Wahren und Guten untergeordnet erſcheint, und das abſolut Wahre und Gute daher als der einzige und höchſte Zweck für das Product betrachtet wird: ſo heiſst das Product *Gebet*, die Thätigkeit ſelbſt *Religion*, und die ſyſtematiſche Entwickelung und Darſtellung dieſer Geiſtesthätigkeit iſt *Philoſophie der Religion* oder *philoſophiſche Dogmatik*." — Hat denn die Philoſophie nicht auch die Darſtellung des abſolut Wahren zum Zweck? Nach dieſer Definition weiſs man alſo nicht, ob das vorliegende Buch ſelbſt mehr Gebet oder mehr Religionsphiloſophie heiſsen ſoll.

Rec. zweifelt übrigens nicht, daſs dieſe Einleitung in die Religionsphiloſophie, wegen der darin enthaltenen Winke und Geiſtesblicke, unter dem mündlichen Vortrage des Vf. lehrreich werden könne; aber betrachtet er ſie als Buch an ſich, ſo muſs er der Fortſetzung mehr ſyſtematiſche Haltung wünſchen.

Ngr.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 DECEMBER, 1806.

PHILOSOPHIE.

Leipzig, b. Supprian: *Ueber die Natur und Bestimmung des menschlichen Geistes.* Ein Versuch von *A. B. Kayssler* etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Hierauf geht der Vf., nach der Bemerkung, dass das Kantische Moralgesetz, als blosse allgemeine Form der Handlung, dieselbe nicht bestimme, sondern nur aufnehme, und dass deswegen in der Kantischen Moral die Freyheit keine Stelle finde, zur Erörterung der Freyheit über. Die Frage: ob der Mensch von Natur frey sey, enthalte, behauptet er, einen Widerspruch, da ja die Freyheit Unabhängigkeit von der Natur sey. Da nun die Natur den *ganzen* Menschen beherrsche, und er nichts als Natur sey, so sey er nicht frey. Die menschliche Natur in die nothwendige und freye theilen, heisse nichts anderes, als in der allgemeinen Natur selbst ein Doppeltes unterscheiden; Etwas, das wirklich Natur, und Etwas, das nicht Natur ist. — (Widerspricht sich der Vf. nicht? Nimmt er nicht eine Offenbarung der *freyen Natur* der ewigen Vernunft im Menschen an, und wird sie nicht zur freyen *Natur des Menschen?*) — Er beweisst darauf, dass nicht allein im Denken, sondern auch im Erkennen, ja selbst im Wollen und Handeln nur ein *Schein von Freyheit* Statt finde, wobey er zugleich die Unterscheidung der Handlungen in mechanische und moralische, als ohne objectiven Grund, verwirft. Den Einwurf, dass man doch gegen die deutliche Erkenntniss durch Lüge, und gegen die Lockung des Angenehmen durch Aufopferung handeln könne, sucht er auf eine zwar lesenswürdige, aber uns nicht befriedigende Weise zu beseitigen, und schliesst damit, dass es nur der Kampf der idealen Natur im Menschen, nur das Anstreben des Allgemeinen gegen die Schranken der Besonderheit sey, wodurch der Schein der Freyheit erzeugt und unterhalten werde. — Im Ganzen ist diese Erörterung vortrefflich, in so fern nur von der ideellen Freyheit, von der Freyheit, die nur im Gegensatze des Ichs gegen die Natur besteht, die Rede ist. Der Vf. übersieht aber dabey die wahre Freyheit, die dem Menschen zukommt, in so fern er in seinem Daseyn das Absolute offenbaret, und durch die Harmonie des Ideellen und Reellen in ihm eine Selbstständigkeit und eine Unabhängigkeit von den einzelnen Umgebungen behauptet, die sich auf keinen Kampf und Widerstreit, sondern vielmehr auf die Einheit seines Wesens gründet, eine Freyheit, in welche die Naturnothwendigkeit mit dem Wollen zusammenfällt, und die freylich in dem einzelnen Menschen niemals vollkommen seyn kann, weil der Einzelne jene Identität und Harmonie immer nur unvollkommen darstellt, und durch seine Angehörigkeit an die Erde oft in seinem ruhigen freyen Daseyn gestört wird. — Der Vf. sucht dagegen die Freyheit und Bestimmung des Menschen auf einem Wege zu retten, auf welchem, nach des Rec. Ueberzeugung, die Einheit seines Wesens verloren geht. — Soll der Mensch nicht, schliesst er nämlich weiter, als ein unendlich kleiner Theil des Ganzen, als ein Strahl des allgemeinen Naturgeistes in das Allgemeine, in das unendliche Lichtmeer zurücksinken: so muss er auch Wesen für sich seyn. Diess sey nur unter der Bedingung denkbar, dass die Natur zwar ein absolutes in sich selbst geschlossenes Ganzes sey, aber sich als dieses Ganze nicht *offenbaren* könne, ohne die *besondere* eigene *Wesenheit* des Menschen. Nachdem der Vf. diesen Satz durch ein Raisonnement zu beweisen gesucht hat, das seiner Gedrängtheit und Dunkelheit wegen keinen Auszug verstattet, stellt er folgendes als das höchste Resultat der Philosophie und die höchste Ansicht des menschlichen Geistes und seiner Bestimmung auf. „Der Endzweck der allgemeinen Natur offenbart sich in der allgemeinen Vernunft, als absolute Erkenntniss, der Grund des besonderen Daseyns in der besonderen Vernunft, als absolute Wirklichkeit, Vernunfthandlung, Freyheit. Der Endzwek der allgemeinen Natur, (die Idee, die absolute Erkenntniss, die Offenbarung der nothwendigen Natur Gottes) wird in der menschlichen Vernunft, als der Einen Offenbarung Gottes, Endzweck der besonderen Vernunft, der Freyheit, der Vernunfthandlung; der Grund des besonderen Daseyns (die Vernunfthandlung die Offenbarung der freyen Natur Gottes) Grund der allgemeinen Vernunft, der Nothwendigkeit der Vernunfterkenntniss. Wollen wir also unseren Endzweck, unsere Bestimmung erreichen, so müssen wir an Allgemeinheit der Vernunfthandlung glauben, und die Vernunfterkenntniss, die Wahrheit zu unserem Führer wählen; suchen wir aber das letzte, höchste und einzig Wahre an sich, so müssen wir an eine Vernunfthandlung in ewiger Zeit, an Gott, als den ewigen Schöpfer der Welt, als den realen Grund aller Wahrheit glauben." — Deutlicher wird diese Ansicht durch die zehn Bestimmungen, die hieraus gefolgert werden, unter welchen folgende, sowohl an sich als zur Charakterisirung der Vorstellungsweise des Vf., die wichtigsten sind: Die wahre Philosophie

ruht, auch als absolute Wissenschaft, auf dem Glauben an Gott als Schöpfer der Welt, ohne dass durch diesen Glauben die Absolutheit der Vernunfterkenntniss aufgehoben würde. — Der Mensch ist durchaus Natur und mit ihr das Eine, nothwendige Wesen, d. i. das Streben zu Einem Endzwecke, dieser ist die absolute Erkenntniss, und in ihr wird nicht der Mensch, sondern die Natur, folglich der Mensch nur als *anschauendes Wesen frey*. Aber indem die Natur ihren Endzweck in ihm erreicht, offenbart sich in ihm zugleich die freye Handlung Gottes unmittelbar; er ist nicht bloss geschaffenes Bild der göttlichen Freyheit, sondern selbst Schöpfer der erscheinenden Vernunftwelt; in ihm offenbart sich nicht bloss der Schöpfer, sondern selbst die Schöpfung. So wie die allgemeine Vernunft, als Wissenschaft, den Endzwek der Natur demonstrirt, und ihn für die Anschauung als Grund und Wesen der Natur aufstellt: so offenbart die besondere Vernunft, als Vernunfthandlung, den wahren Grund der Natur, die göttliche Freyheit. — (Der Mensch ist also als Natur nicht frey, und doch offenbart sich in ihm die *freye Natur* der ewigen Vernunft. Wird diese nun aber in dieser Offenbarung nicht zur freyen Natur des Menschen? oder ist der Mensch bloss als ihr Instrument oder Organ anzusehen? Aber er soll doch dadurch frey werden!) — — Die Moral ist in ihrem Grunde und Wesen Religion. Denn ihr Grund und Wesen ist Freyheit, diese aber ist Offenbarung Gottes im Menschen, ist selbst, als Vernunfthandlung, der unmittelbare lebendige Glaube an Gott. — Die Form der Vernunfthandlung ist *objective Wahrheit*; der göttliche Funke, das Wesen der Vernunfthandlung ist *allgemeine interessenlose Liebe*, die mit dem Princip des subjectiven Lebens, dem Triebe, der sich zur Eigenliebe bildet, im nothwendigen Kampfe liegt. Die wesentliche *Natur* des menschlichen Geistes ist also *allgemeine objective Wahrheit*, und seine *Bestimmung*, *allgemeine objective Liebe*, durch die er sich als Menschgewordenen Gott beweiset, und den Endzweck der Natur realisiret. —

Originell ist die Ansicht des Vf. und mit Scharfsinn ausgeführt; aber schon das Mühsame und zum Theil Unverständliche des letzten und wichtigsten Theiles seiner Schrift würde sie dem unbefangenen Wahrheitssinne verdächtig machen, wenn sich auch der Grund, warum sie unbefriedigt läfst, nicht gleich bestimmt angeben liesse. Doch auch dieser ist nicht schwer zu finden. Vortrefflich nämlich hat zwar der Vf. in den ersten Abschnitten seiner Schrift die Identität des Realen und Idealen im Menschen dargethan; aber dann führt er selbst, indem er den menschlichen Geist theils als allgemeinen oder anschauenden Naturgeist zur Offenbarung der nothwendigen, theils als besonderen, lebenden oder handelnden Geist zur Offenbarung der freyen Natur der ewigen Vernunft oder Gottes macht, einen Widerspruch oder wenigstens eine Duplicität in denselben ein, die weder von ihm selbst in Identität aufgelöst ist, noch auch nach seinem Princip aufgelöst werden konnte. Es ist wohl offenbar, dass die Furcht des Vf., den Menschen im Absoluten untergehen zu sehen, und das aus ihr hervorgehende Bestreben, die besondere Wesenheit desselben zu retten, ihn von der Unbefangenheit der philosophischen Ansicht abgeleitet und zu einer Theorie geführt habe, der sich nur mit Mühe, und mit Verzichtleistung auf die Einheit und Einfachheit des Princips wie des Systems, einiger Schein geben läfst. Dessen ungeachtet ist diese Schrift, sowohl im Besonderen wegen der vorzüglichen Entwickelung des Idealen und Realen, der Subjectivität und Objectivität des Menschen, und mancher anderer trefflicher Erörterungen und Bemerkungen, als auch im Allgemeinen, als ein Product eines originalen Denkers, sehr schätzenswerth, und erregt den Wunsch, dass es dem Vf. gefallen möge, die Früchte seiner ferneren Meditationen überhaupt, besonders aber über den so wichtigen Gegenstand, den er in der vorliegenden Schrift behandelte, dem Publicum mitzutheilen. Der Schluss der Vorrede giebt einige Hoffnung der Erfüllung dieses Wunsches.

Die Sprache des Vf. ist bestimmt, richtig und edel. Die häufigen Wiederholungen, besonders der Analyse der Subjectivität des Menschen, mögen hauptsächlich der Form des Ganzen zur Last fallen.

Z.

SCHÖNE KÜNSTE.

GLÜCKSTADT, b. Schneider: *Komische Erzählungen aus den Kreisen guter Menschen.* Vom Verfasser des Lieutenants. Mit einem Kupfer. 1806. 192 S. 8. (20 Gr.).

Diese zwey kleinen Erzählungen sind mit einer geruhigen Laune und ehrlichen Einfalt geschrieben, die dem genugsamen Leser, der mit seiner Phantasie nicht gern über die Nachbarschaft hinausgeht, ganz gut behagen; und ihn in der Zufriedenheit mit der Welt bestärken können. Es ist alles einfach und klar vor die Augen gestellt, nach Art solcher Leute, die uns mit vergnügtem Sinne gern etwas aus Familien mittheilen, und denen wir wegen ihres freundlichen Tones, worin sie Alles erzählen, wohl zuhören mögen, wenn uns auch ihre Geschichten selbst nicht sehr interessiren. Wir werden dabey in den Kreis guter Menschen versetzt, deren Sonderbarkeiten wir belächeln, unter denen uns aber wohl ist.

Die erste Geschichte macht uns gleich mit einem Verhältnisse bekannt, das uns leicht zur willigen Aufmerksamkeit gewinnt. Ein Bräutigam will durchaus einen Process *gegen* seine Braut führen, und sie muss ihn noch dafür loben. Drey Brüder, die sich unter einander gegen alle Verehelichung verschworen haben, wollen deshalb ihre verheyrathete Schwester von der Erbschaft ihres Vermögens ausschliessen, und eine hingenommene Tochter zur Universalerbin einsetzen, kommen aber dabey mit ihrem System ins Gedränge, da diess Mädchen einen Advocaten liebt, der so ehrlich ist, beym ersten Todesfall unter ihnen sich der Sache der armen Schwester zum Nachtheil seiner Braut

anzunehmen. Ein anderer Advocat erbietet sich ihnen zwar zum Sachwalter, und verspricht ihnen sogar den Process zu gewinnen, aber an diesem erkennen sie gerade, wie brav jener ist; und so hart sie sich auch anstellen, um nicht von ihrem Vorsatz zu weichen, so können diese sonderbaren ehrlichen Menschen doch endlich nicht umhin, sich mit allen zu vertragen, und die hingenommene Tochter auch in Gottes Namen heyrathen zu lassen.

In der zweyten Geschichte giebt sich der Vf. selbst als einen Gegenstand des Lächelns preis, indem er erzählt, wie ihm der Besuch eines Doctors, der doch nicht seiner Frau, sondern ihrer Freundin galt, eifersüchtig machte. Hier ist aber gar zu wenig anziehende Mannichfaltigkeit, das Missverständniss ist leicht gelöst, und da die Sache den Erzähler selbst betrifft, der doch dadurch seine Laune nicht verliert, so sieht man gleich, dass dabey gar nichts auf dem Spiele steht. Von einem dritten würde man diesen Argwohn eher geglaubt haben.

Uebrigens hat der Vf. wohl gethan, nur bey der gutmüthigen Laune stehen zu bleiben, und nicht nach Witz zu haschen; ein Paarmal, wo ihm dazu die Lust ankommt, schlägt es ihm damit fehl. T. Z.

Berlin, b. Sander: *Scenen aus der Erinnerung* geschildert von *Friedrichsen*. Erstes Buch: Weiber. Zweytes Buch: Männer. 1806. 342 S. 8. (1 Thlr. 10 Gr.).

Eine geistreiche Laune, Anmuth und Leichtigkeit im Vortrage, und Feinheit in den eingestreuten Bemerkungen geben diesen kleinen Erzählungen, die wirkliche und, wie es scheint, nur ein wenig ausgeschmückte Vorfälle auf Reisen enthalten, einen ganz vorzüglichen Reiz, und empfehlen diese Buch einem Jedem, der sich angenehm und nützlich zugleich zu unterhalten wünscht. Der Vf. erzählt in dem Ton einer gebildeten Gesellschaft, mit Munterkeit und Kraft, und immer raschen Ganges, bald Auftritte in dem kleinen Bezirk weniger Personen, denen er durch lebendige Auffassung und nahe Verknüpfung des Geringfügigen ein besonderes Interesse zu geben weiss, bald wichtigere Ereignisse, die er entweder selbst erlebte, oder sich von anderen erzählen liess, und deren Inhalt er mit Ernst und Theilnahme begleitet. Beides thut er mit vorzüglicher Rücksicht auf Sitte, Gemüth und Charakter der Menschen; in der ersten Abtheilung mit mehr Aufmerksamkeit auf das weibliche Geschlecht, und in der zweyten mit mehr Würdigung des männlichen. Von jenem zeigt er sich als einen ziemlich erfahrenen Kenner; doch darf man es nicht verschweigen, dass er bey aller Galanterie und gesellschaftlichen Feinheit, mit der er die Frauen behandelt, und bey allem Schein der grossen Achtung, sie nicht nach ihrem grösseren Werthe würdigt, sondern an ihnen gleichsam nur den Blüthenstaub berührt, daher er auch an einigen Stellen, mit heimlichem Triumph über ihre Schwäche, in den schlüpferichen Ton verfällt, welches man bey allem geistreichen Anstrich unmöglich billigen kann. Die Männer erscheinen dagegen, ob er sie gleich öfters zu ihrem Nachtheil den Frauen gegenüberstellt, doch würdiger und achtungswerther, besonders wenn man auf die mannichfaltigen Seiten sieht, mit welchen sie hervortreten.

Sehr löblich hat sich der Vf. vor zu grosser Ausschmückung bey seinen Erzählungen gehütet, und die Sache meistens durch sich selbst sprechen lassen, wiewohl man nicht leugnen kann, dass er bey seinen Darstellungen mehr zu dem Anziehenden des äusseren, sinnlichen Reizes, das gerade die Situation darbietet, als zu dem geheimen Zauber einer gemüthvollen Tiefe, der das Bedeutende aus dem Menschen hervorhebt, mit Herz und Seele hinneigt, und bey fortgesetzten schriftstellerischen Arbeiten ähnlicher Art, die man von ihm sehr wünschen muss, leicht der Gefahr des Zeitalters und ihrer beliebten Schriftsteller ausgesetzt ist, bey äusserer Anmuth und sinnlicher Ergötzung den Sinn für das Gehaltvolle zu verlieren. Desshalb verdient die letzte Mittheilung des Vfs. von den Tagen, die er unter Klosterleuten verlebte, vor den anderen bey weitem den Vorzug, weil hier die einzelnen Erzählungen, die an sich schon interessant sind, in Verbindung mit einander einen poetischen Hintergrund, eine Ansicht des Lebens für einen ganzen Stand eröffnen, so dass sich von dem Klosterleben erfahrner und würdiger Männer ein Bild vor die Seele des Lesers stellt, das einem erwünschten Ideale davon sehr nahe kommt. Die eingemischten Verse sind leicht, einfach und gesellig heiter, nur die ernsteren Hexameter zu unregelmässig.

T. Z.

Jena, b. Stahl: *Scenen aus dem akademischen Leben*. I Theil. 1803. VIII und 361 S. II Theil. Auch unter dem besonderen Titel: *Die Margarethenhöhle*, oder *das unglückliche Mädchen im einsamen Waldthale*. 1804. XIV. und 251 S. kl. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)

„Jüngling (schreibt der Vf., der sich *Pf.... L... Sp...* unterzeichnet, in der Vorrede) der noch ist, was ich einst war, dir weihe ich diese Blätter; nicht in eine idealische Welt sollen sie dich führen, nein! die wirkliche, wie sie ist, die wunndervollen Verkettungen menschlicher Schicksale dir zeigen, dein Herz mit allen seinen Schwachheiten, die Jugend mit allen ihren ach! nur so liebenswürdigen Thorheiten dich kennen lehren." Wir zweifeln nicht, dass der Vf. diese Absicht erreichen werde. Ein warmes und erwärmendes Gefühl, eine lebhafte Darstellung, ein natürlicher Vortrag machen diese Erzählungen zu einer angenehmen Lectüre. Die Charaktere sind zwar nicht neu, aber wahr, grösstentheils interessant und glücklich gehalten. — Die Handlungen schreiten rasch fort, und werden, aller moralischen Tendenz ungeachtet, nie durch schale Tiraden und Reflexionen unterbrochen.

Der erste Theil enthält zwey Erzählungen: *der alte Pfarrer im Gebirge* und *die Bekanntschaft im Bade* (in Briefform). Diese letzte behauptet an überra-

schenden, oft erschütternden Situationen, an rührenden Scenen und treffenden Charakterzeichnungen vor der ersten den Vorzug. Ein Hauch sanfter Rührung wehet über das Ganze, und ein richtiger Blick in das menschliche Herz, eine genaue Bekanntschaft mit dem gebildetern Conversationstone, eine liebenswürdige Bravheit, und ein seltenes Zartgefühl für Anstand und Sittlichkeit, welches auch nicht durch Eine anstöfsige Aeufserung das schöne Ganze zu entweihen wagt, giebt ihm seinen Werth.

Was den zweyten Theil anlangt, so bemerkt man leicht, dafs *Rousseau's Heloise* das Muster war, nach welchem der Vf. arbeitete. Seine Louise bleibt, wie Julie, auch nach ihrem Falle, interessant, bemitleidenswerth, tugendhaft. Sie ist aber auch, wie jene, zu sehr ideal. Sein Albert ist, wie St. Preux, ein lieblicher Schwärmer, dessen Feuer gleichfalls durch eine unbefriedigte Liebe gemildert wird. Juliens Elysium ist das Margarethenthal. Beyalledem aber finden wir weder in den Charakteren, noch in der Handlung sclavische Nachahmung. Ja glücklich vermied der Vf. eine Klippe, an welcher Rousseau scheiterte, nämlich die doppelte Handlung. Denn wenn bey R. Claire's glückliches Temperament und jugendlicher Frohsinn und heitere Tugend oft Julien selbst in Schatten stellt, und jener natürliche Liebesgeschichte mit dieser ihrem Liebesleiden fortläuft, ohne dafs beyde fester in einander eingreifen: so ist hier Zieglers Liebe zu Ida nicht blofs weit mehr als Nebensache behandelt, sondern greift zuletzt so fest und überraschend in die Haupthandlung ein, dafs sie zur Entwickelung unumgänglich nöthig wird. —

Was den Vortrag des Vfs. betrifft, so finden wir eine gute Darstellungsgabe, sittsamen Ton und edle Sprache; nur hin und wieder einen etwas zu schwerfälligen und verwickelten Periodenbau; seltener Sprachfehler (wie S. 118). Manche Schilderungen sind nicht blofs zu üppig, sondern gewähren auch, bey aller Fülle, keine lebendige Anschauung, z. B. die Beschreibung des Margarethenthals und der Margarethenhöhle S. 11 ff. Wäre der Vf. *Gefsnern* holder, als es nach S. 31 scheint, so würde er in ihm auch die grofse Kunst gefunden haben, nicht blofs in Worten zu malen, sondern auch zu unterscheiden, was durch die Sprache darzustellen ist, und wogegen sie sich sträubt. Ohne die Grenzen seiner Kunst überschreiten zu wollen, liefere er uns künftig lieber Gemälde des menschlichen Lebens, Gemälde der Seele, worin er, nach dem bisher gelieferten, sich wirklich auszeichnen kann!

— rf —

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhard: *Der Bund der Liebe*, von *Franz Axter*. 1806. 320 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Man mufs sich durchaus an die höhere Ansicht des Lebens vom Standpuncte des Idealen ausgewöhnt haben, um ein Buch, wie das vorliegende, mit Wohlgefallen zu lesen. Alles wird hier aus dem Kreise des Alltäglichen, Gewöhnlichen und Trivialen herausgenommen, und mit dem Heiligenscheine der idealen Verklärung umgeben. So ist die Jagd z. B. dasjenige, in dem alles Leben aufgethan ist. Alles Grofse und Erhabene blüht sichtbar auf zwischen den Bäumen des Waldes, eine neue rege Welt steigt wundersam hervor aus den stolzen Tönen des Waldhorns, und schlingt sich in Jubel und Ergötzlichkeit um die fröhliche, rasche Musik; ein höheres Wesen dünkt der Jäger sich während der Jagd immer selbst zu seyn, und fühlt unaussprechliches Wohl über alle seine innersten Empfindungen ausgegossen. Und wo die Gedanken nicht genug emporkommen können, da wird die Sprache fürs erste nur in Prosa angespornt, und zum Laufen oder Fliegen gebracht. „Gern wohnte der Mensch daheim unter dem warmen schützenden Dache; getrennt von der freundlichen Natur, sucht das gesellige Gemüth nach dem inneren Freunde, vertraulich wiegten sich die Herzen, und schlossen einen gefälligen Zirkel um den heimischen Heerd, der wie die wilden Geheimnisse der Jugendlust in schönen flüsternden Flammen-Spielen um die Sitzenden aufbraunte. Fröhlich schlug die röthliche Glut ihre neigliche Arme gegen das Zimmer, lange Schattengestalten jagten sich an den Wänden umher, die das goldene Licht bald umsäumte, bald verschlang; und heimliche Ahndungen erkohren sich in der Brust der Umherlagernden, und ihre innersten Töne gewannen Sprache, und süfse Worte lächelten sie sich zu, von einer wundersam reichen Zukunft.“ Treten bisweilen Fälle ein, wo auch die Prosa nicht mehr fort kann, wo ihre Kräfte dem unnendlichen Drange nach dem Höchsten erliegen: so werden einige Verse vorgespannt, die schlechterdings nicht eher nachlassen, bis man an Ort und Stelle ist. Z. B.

Der Mühen letztes Ziel hat sich erschlossen,
Des Lebens Baum die strenge Frucht getragen,
Der Liebe süfses Weh hast du genossen;
Was suchet noch dein Herz nach solchen Tagen?
Ein hohes Götterwort hat sich beschlossen,
Die Hoffnung redet mit ihr alle Klagen;
Und was sich noch entringt dem spröden Leben,
Das ist der Zeit verloren hingegeben.

In dem, was hie und da über Kunst und verwandte Gegenstände gesagt ist, hat sich der Idealismus am verständigsten ausgesprochen.

Lg.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. Berlin b. Litfas: *Die arme Waltern. Ein ländliches psychologisches Gemälde vom Maler Treu.* 1806. 220 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.). Mit mehr Treue ist wohl nicht leicht die Einfalt der ländlichen Natur dargestellt worden, als hier. Ohne Uebertreibung, weder von der einen noch von der anderen Seite, läfst der Vf. jede der auftretenden Personen nach dem Grade ihrer Bildung in jedem Verhältnisse denken und handeln. Führt er uns in eine Bauernhütte, so erinnert uns Alles, von der Einrichtung des Ganzen an bis auf die geringste Verzierung, an den Ort, wo wir uns befinden; nimmt er uns mit sich in den Kreis des versammelten Landvolks, so hören wir in den Gesprächen, so sehen wir in den Manieren, so fühlen wir in den Aeufserungen, dafs wir es mit Menschen zu thun haben, denen der Städter zwar an äufserer Bildung überlegen ist, die ihm aber von der anderen Seite an Natürlichkeit, Offenheit und Wahrheit des Herzens weit vorgehen. Doch ist auch das Verderben, von dem auch selbst das Land nicht verschont geblieben ist, mit ästhetischer Gewissenhaftigkeit geschildert. Der Ton der Erzählung ist freundlich einfach, und die Begebenheiten liegen ganz in der Sphäre der ländlichen Welt.

C.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 DECEMBER, 1806.

PÄDAGOGIK.

Olivier's neue Methode im Lesenlehren.

Das ganze Erziehungs- und Unterrichts-Wesen würde sich sehr belehrend unter die Frage begreifen lassen: Wie machen wir auf die zweckmäſsigste Weise, und ohne aus dem natürlichen allmählichen Fortschreiten ein unnatürliches und gewaltsames Ueberspringen, oder aus der Entwickelung eine verkrüppelnde äuſserliche Anbildung zu machen, und mit der Natur auch die Individualität aufzuopfern, den *werdenden* Menschen *unseres schon gewordenen Culturgrades* theilhaftig? — In dieser Frage ist die gröſste Schwierigkeit des ganzen Unternehmens einer gedachten Erziehung, und das Steigen derselben mit dem Wachsthum der Cultur bezeichnet; und wer ihre Bedeutung anerkennt, befindet sich auf dem Standpuncte, von welchem aus die neueren originellen und durchgreifenden Bemühungen um das Erziehungs- und Unterrichts-Wesen geschätzt werden müssen.

Dieser allgemeine Gesichtspunct kann hier nicht näher erörtert werden. Wenn man ihn aber zu finden sucht: so bemerkt man bald, daſs und wie in unserem ganzen intellectuellen Thun und Wirken vermöge der Culturstufe, auf welcher wir uns befinden, eine Art von Verkürzung, eine gewisse *Abbrevirung der Operationen* Statt hat, welche *wiederum aus einander zu legen*, in das Abbrevirte *seinen Gehalt* zu bringen u. s. w. vormals gar sehr versäumt wurde, und in Zukunft nicht mehr versäumt werden soll. Denn in Hinsicht dessen, was in dem Abbrevirten enthalten ist, und in der Kunst, es wiederum zu entfalten, liegt gerade ein groſser Theil der Erziehungs- und Unterrichtskunst. Dringen wir dem Zöglinge das Abbrevirte unentfaltet auf: so lähmen und betäuben wir die geistige Kraft, statt sie zu beleben; wir beladen den Zögling mit einer rohen Masse, statt ihn in den Besitz eines inneren bewuſsten Eigenthumes zu bringen. Soviel vom Allgemeinen.

Der Uebergang zu dem vorliegenden besonderen Gegenstande ist sehr leicht, und wer unseren allgemeinen Gesichtspunct gefaſst hat, sieht auch jenen sogleich in seinem wahren Lichte. Zu den Besitzthümern unseres Culturgrades gehört nämlich nicht nur eine Schrift *überhaupt*, sondern eine Buchstabenschrift. Und für diese Buchstabenschrift gilt nun, als untergeordnet unserer allgemeinen Frage, die besondere: *Wie bringen wir dem Zöglinge am zweckmäſsigsten* (und unter der angegebenen allgemeinen Bedingung aller und jeder Einwirkungen durch Erziehung) *in den Besitz unserer Buchstabenschrift?* Denn so muſs die nähere Frage lauten statt der ersten: *Wie lehrt man lesen?* Das Lesen ist nämlich eine sehr bedeutende und vielfache Abbrevirung. Wer sie am vollständigsten und bis auf den letzten Inhalt zerlegt, der muſs auch nothwendig das Lesen am natürlichsten, leichtesten und sichersten lehren.

Wie dieses nun nothwendig auf die *Realisirung* der Buchstabenfiguren *als Lautzeichen*, und zuletzt auf *Bewuſstmachung der Laute* selbst führe, im Lesenlehren aber die Operation natürlich von dem letzten Inhalt, von den Lauten anfangen müsse, ist in der bereits von einem anderen Gelehrten gelieferten Kritik des *Olivier'schen orthoepographischen Systems* (J. A. L. Z. 1805. N. 276 und 277) gezeigt, und damit die Nothwendigkeit und Naturgemäſsheit dieses letzteren anerkannt worden. Wenn man hiebey noch einen Rückblick auf die bisherige Methode werfen will: so findet man zwar, daſs sie der Nothwendigkeit nicht entweichen konnte, die einmal vorhandene Buchstabenschrift (nicht Bilder- oder Wortzeichen-Schrift) auch wo möglich in einzelne Bestandtheile zu zerlegen. Wie unglücklich dieses aber mit den Buchstaben*namen* versucht sey, und wie, bey noch ermangelndem Fundamente der ganzen Operation, das eigentliche Reale durchgehends verfehlt und niemals erhalten, vielmehr das Unentbehrliche, ohne Aufstellung einer deutlich gedachten *Regel*, nur durch *Belastung mit einer Menge von Fällen*, zur Gewinnung eines *blinden Tactes*, demnach überhaupt auf eine durchaus rohe und unserem Culturgrade keineswegs geziemende Weise geleistet worden, ist schon anderer Orten hinlänglich erwiesen, auch von Anderen vor *Olivier* oft gefühlt, wie dieses die manchmal versuchte Annäherung der Buchstabennamen in die realen Laute und dgl. mehr beweist. Mit den Versuchen letzterer Art befand man sich wenigstens mehr auf dem rechten Wege, als wenn man, im gleichen Gefühl der Beschwerung durch jene falsche oder vielmehr blinde Methode, eine Zuflucht z. B. darin suchte, daſs man ihre Anwendung, und damit das Lesenlehren überhaupt, nur auf das spätere Alter der Kinder verschob, wodurch man zwar die frühere Kindheit von einer unnatürlichen Belehrung frey erhielt, dagegen aber Kinder, die nach ihrer übrigen Entwickelung schon des *Inhalts* des Gelesenen bedurften, noch auf die mechanische *Einübung der Zeichen* zurückwarf; ein Versuch, den die Erfahrung wohl ziemlich allgemein als verwerflich gezeigt hat.

Wann mit dem Unterricht im Lefen angefangen werden foll, ift im Allgemeinen wohl nicht ganz leicht zu beftimmen. Gewifs ift aber, dafs das Kind die ganze abbrevirende Operation *dann fchon in feiner Gewalt haben*, oder *fertig* zu lefen wiffen follte, *wenn* es zu feiner weiteren Ausbildung nützlich ift, dafs es lefen *könne*. Auch mag zu jener Zeitbeftimmung die Bemerkung gehören, dafs Kinder um das fünfte Jahr häufig ein Spiel mit allerley eigener Wortbildung treiben, worin fich im nun ganz beherrfchten Gebrauche der Sprachorgane ein gewiffes Gefallen auszudrücken fcheint, welches wohl zur Bewufstmachung der einzelnen Laute, als dem Aufang des Lefenlehrens, ein natürliches Zeichen geben möchte. — Das Befchwerliche und Hemmende, welches übrigens bey allen niemals gehörig durchgefetzten Verfuchen, und welche Zeit man auch zum Lefenlehren anfetzte, für die wahre Entwickelung in einer folchen eigentlichen Nichtmethode blieb, wurde vormals nicht klar genug gefühlt, weil man überhaupt die oben angegebene Bedingung jeder Erziehung, die eine Entwickelung feyn foll, nicht gehörig zu beherzigen wufste. Ohne bedeutende Schwierigkeiten ift der Gegenftand allemal keinesweges; und derjenige verdient daher den wärmften Dank der Zeitgenoffen, der ihrer beftmöglichen Ueberwindung zum erftenmale einen fo angeftrengten Fleifs gewidmet hat, als es von Hn. *Olivier* unleugbar gefchehen ift. Denn nur durch einen folchen Fleifs konnten jene Schwierigkeiten, indem fie *völlig aufgeklärt* wurden, auch befeitigt werden. So z. B. mufste vorzüglich die Analyfe der in der Sprache lautenden Tonelemente erft vollftändig geleiftet feyn, um die Darftellung derjenigen Laute, welche von unferer Buchftabenfchrift wirklich vorgeftellt werden, mit Sicherheit zu Stande zu bringen, und diefelben alle bey dem Unterricht dem Kinde *in ihrer Abfonderung producirbar* zu machen; eine Schwierigkeit, bey welcher fo manche Verfuchende umgekehrt find. Erft aber wenn Jenes geleiftet war, liefs fich die Löfung der damit zufammenhängenden zweyten Schwierigkeit: *die Unregelmäfsigkeit und Willkührlichkeit der Lautzeichen in unferer Sprache in eine gewiffe Ueberficht und Anordnung zu bringen*, einigermafsen überfehen; einer Schwierigkeit, welcher Hr. *Olivier* durch die Idee und Anlage feiner Tablatur fo mufterhaft abzuhelfen fucht.

Uebrigens will nun freylich diefe Methode, *gerade weil fie eine Methode* und kein blinder Mechanismus ift, nach ihrem Fundamente, und gerade nach den, in den itzt bemerkten Schwierigkeiten beruhenden zwey Hauptgefichtspuncten *ftudirt* feyn, um vollkommen eingefehen und angewandt werden zu können. Und da ein folches Studium nicht Sache eines Jeden ift, und viele nur mit fremden Augen zu fehen, und mit fremden Ohren zu hören gewohnt find: fo werden fürs erfte folche Schriften über den Gegenftand noch von entfchiedener Bedeutung feyn, die zuförderft an gründlicher Wegräumung entgegenftehender Vorurtheile arbeiten, und dagegen eigene günftige Erfahrungen zur allgemeinen Kunde bringen. Solchen Inhalts ift folgende Schrift:

Leipzig, b. Gräff: *Pädagogifch amtliche Berichte an das Publicum über die Lautmethode des Hn. Prof. Olivier.* 1805. 202 S. 8. (16 Gr.)

Diefe Schrift trägt nicht blofs das für die Fortfchritte der Menfchheit unfchätzbare Wort: πάντα δοκιμάζετε als Motto des Titels an der Stirn; fondern diefes Wort ift auch ihr Geift, und fondert fie von den unrühmlich genug bekannten *„Amtlichen und gutachtlichen Berichten und Abhandlungen etc. Berlin etc.“* gänzlich ab. Ja, fie mufste fich vielmehr diefen letztgedachten Berichten, gerade um jenes Geiftes willen, entgegenftellen; was jedoch mit einer der guten Sache würdigen Mäfsigung überall gefchehen ift, wo es nur die unedle Denkart, welche fich in der That in manchen Arten des Angriffs geäufsert hatte, irgend zulaffen wollte. In folcher Art eröffnet zuerft Hr. *Tillich* diefe Schrift mit einer *Einleitung*, in welcher das Wefen der Methode in kurzem klar und überfchaulich dargeftellt, dann aber den Hauptgegnern derfelben, und zwar Hn. *Pöhlmann* und *Stephani* mit verdienter Achtung, dem Hauptverfaffer derjenigen *„amtlichen Berichte“* aber, welche nicht, wie die vorliegenden, zugleich *pädagogifch* weder find noch heifsen, mit gleicher Angemeffenheit geantwortet wird. Die Berichte felbft find von den Hn. *Schulz, Perfchke, Hilfcher, von Vieregg,* und *Urbach* verfafst, und von dem zweyten der genannten Berichtfteller, Hn. *Perfchke*, Kirchenrath und Schul-Ephorus zu Weiffig am Bober, mit einer befonderen Vorrede begleitet. Unter diefen Berichten hat *No.* 1 vorzüglich das Verdienft, die Schiefheiten und Umzüge, welche in den *amtlichen* Berichten vorkommen, gehörig aufzuzählen, und der Reihe nach zu rügen. *No.* 2 fafst fich dabey mehr zufammen, und bringt die Unrichtigkeit der Anficht und des Verfahrens auf ihre erften Quellen zurück; wobey die bisherige Buchftabirmethode, die Hr. *Herzberg* noch immer als eine Lautmethode (nicht Nominalmethode) geltend machen will, in ihrer fteten Verfehlung des Zwecks fehr treffend als eine Unmethode dargeftellt wird. Rec. ift der Meynung, dafs für denjenigen, der fich von *Olivier's* Methode aufrichtig belehren läfst, dergleichen Charakterifirungen der alten Methode ganz überflüffig find, und diefe in ihrer Untauglichkeit unverkennbar erfcheint, fobald nur jene einigermafsen eingefehen ift. Aufmerkfam auf diefe Untauglichkeit wurden viele fchon früher. Und wer hätte es nicht werden follen, der fich nur einmal erinnerte und vorbuchftabirte, dafs er z. B. aus den zufammenbuchftabirten Emeeneazeha das Wort *Menfch* habe lefen follen. So erinnert Hr. *Perfchke* mit Recht an den Taubftummenlehrer *Heinicke*, der fchon 1785 in der Schrift: *Metaphyfik für Schullehrer und Plarmacher* nicht nur beweifen *wollte*, fondern, wenigftens *a pofteriori*, auch wirklich bewiefs: *„dafs, fo lange die Welt fteht, nie ein Menfch durch Buchftabiren lefen gelernt hat, und dafs auch kein Menfch*

er sey wer er wolle, durch Buchstabiren lesen lernen könne." Man quäle sich, nach einem von ihm angeführten Beyspiele, nur einmal wieder aus den *sechs und dreyssig* alten Buchstabirsylben das *fünfsylbige* Wort *Widerspenstigkeit* zusammen zu bringen (S. 126), um zu fühlen, wie viel völlig verlorne Mühe der alte Gebrauch im Lesenlehren kosten muss. Aber nicht allein verlorne Mühe war es, sondern, wie auch *Heinicke* schon fand, „Verlust der Aufmerksamkeit, des Denkens, welches die Kinder durch das *leere* Tonleyern eingebüsst hatten; Stumpfheit oder Verkehrtheit im Anreihen der Begriffe, wodurch der Dummheit und allen aus ihr entspringenden Unarten und Lastern die Thore geöffnet worden." — *Das* wurde schon *vor* Olivier gefühlt und begriffen. *Jetzt* kommt es aber auf etwas an, was unmöglich ist; nämlich: dass man diejenigen sehen lehre, die ihre Augen absichtlich verschlossen halten. Damit aber Schulmänner, die allerdings sehen wollen, nicht von Vorgesetzten, die *nicht* sehen wollen, irregeleitet werden, ist es nützlich, dass glaubwürdige Berichte der Männer ihres Standes, so wie es in der vorliegenden Schrift geschehen, gesammelt werden. — Der Darstellung der alten Unmethode fügt nun Hr. P. noch kürzlich das Resultat der ihm vorliegenden Erfahrungen über den Gehalt und Erfolg der Olivierschen Methode hinzu. — In Hn. *Herzbergs* Ausdruck: „Oliviers Buchstabirart sey ein *gezerrtes Lesen*" — wogegen Hr. P. protestirt, möchte Rec. eher eine wirkliche unbewusste Anerkennung des Werthes der neuen Methode finden. Man bewirke nur, dass, statt im alten Buchstabiren die Wörter in Bestandtheile zu zerlegen, die seine Bestandtheile nicht sind, durch ein kurzes, die Bestandtheile nicht entstellendes Verweilen bey diesen (wahren) Bestandtheilen die Wörter sich hörbar zusammensetzen, indessen es sichtbar geschieht und so die Erscheinung eines gezerrten Lesens erfolge. Ein Ausdruck, der etwa an jenes „Mechanisiren" der Erziehung erinnert, womit ein Franzose die Tendenz der Pestalozzi'schen Ideen (obgleich gewiss mit besserem Willen) bezeichnen zu können glaubte, und durch diesen etwas harten Ausdruck in Wahrheit etwas Treffendes und Charakterisirendes herausschnellte. Anstatt dass nunmehr durch dieses (wenn man will) gezerrte Lesen unsere Schrift als eine *Buchstabirschrift* wirklich dargestellt wird, möchte Rec. fest behaupten, dass die alte Unmethode, ohnerachtet ihrer blutsauren, jedoch das Einzelne niemals zu Tage bringenden Zerlegungsarbeit, dadurch, dass sie doch am Ende die ganzen und ungetheilten Wörter auf einmal erkennen zu lernen zwang, diese unsere Buchstabirschrift in eine Art chinesischer Wortschrift verwandelte und ihre Lehrlinge mit der mühsamen Erlernung einer solchen Vorschrift um so mehr beschwerte, da sie ihre Anlage dennoch immer obendrein auf Beybringung einer Buchstabirschrift zu machen suchte und vermeynte. Mit einem Worte: man kann behaupten, dass wir alle, die wir nach der alten Methode lesen lernten, im Lesen nicht etwa mit einer geträumten Fertigkeit die einzelnen Laute zusammenlesen, sondern vielmehr die alten endlich gewonnenen und eingeprägten *Wortbilder* wieder erkennen; und dass die alte Methode, wenn man ihr recht auf den Grund sieht, höchstens nur auf eine gewisse geringe Erleichterung der ungeheuren Operation durch ein vergeblich versuchtes — nicht Auflösen, sondern — *stückweises* Zerlegen dieser unzähligen Wortbilder hinauslief. Daher denn auch, dass so viele vollkommene Buchstabirschüler, wenn nicht die langwierigst fortgesetzte Lectüre hinzutrat und den Vorrath der Wortbilder fast erschöpfte, dennoch vor jedem neuen Worte stutzten, und das *eigentliche* Lesen, d. h. das Zusammensetzen *jeglichen möglichen* Wortes aus den bekannten Lautzeichen bey ihnen niemals zu Stande kam; ein verfehlter Erfolg des Lesenlehrens, der sich u. a. bey der Schwierigkeit, das Volk zur wirklichen Lesung auch der fasslichsten und zweckmässigsten Schriften zu bringen, deutlich genug darlegte. Was hingegen die Oliviersche Methode betrifft, so meldet auch Hr. *P.* bestätigend von ihr, „dass sie lebe und wirke, ohne die mindeste Schwierigkeit, weder bey ihrer Einführung noch in ihrem Fortgange — in einer Elementar- oder Volks-Dorfschule, die aus 80 Kindern aus den niedrigsten Volksclassen bestehe, in dieser Schule die schönsten Früchte bringe u. s. w." Auch tritt Rec. Hn. *P.* darinn völlig bey, und hält es für keine gehässige Insinuation, sondern für die trockene, aus den amtlichen Berichten selbst nach ihrer ganzen Demonstrir-Methode hervorgehende Wahrheit: „dass Hr. *Herzberg* selbst, indem er die Richtigkeit der einen Methode keinesweges sich ganz wegzuleugnen vermag, nur „ihr wohlerworbenes Eigenthum zum Besten der Buchstabirmethode (*sub titulo* einer Verschmelzung) confisciren wolle." — Hr. *P.* berührt (S. 154) im Vorbeygehen noch die Frage, wie *alt* wohl die Buchstabirmethode eigentlich sey, und welche Methode, das Lesen zu lehren, wohl *vor* derselben gegolten haben möge; dass die hebräischen und griechischen Buchstaben-Namen nur für den Gebrauch der Lautfiguren im Zählen ertheilt seyn dürften, die lateinischen Buchstaben dergleichen Eigennamen gar nicht hätten, die jüdische Jugend das Hebräische nicht buchstabiren, sondern durch eine Art des Olivierschen Elementirens lerne u. s. w. Eine Erörterung, welche, mit Fleiss und Sachkenntniss näher angestellt, jetzt ihren historischen Werth haben dürfte. Rec. ist der vorläufigen Meynung, dass das Mangelhafte und Unzweckmässige einer Lehrart, welche durch den Verkehr mit Buchstabennamen lesen lehren wollte, unter jedem, auch alten cultivirten Volke wohl oft gefühlt seyn muss, dass aber eine Art von Buchstabirmethode oder stückweisem Wortzerlegen, als das Leichtere, was ohne tiefe Erforschung für die Sache geleistet werden konnte, wohl auch vormals unter Griechen und Römern Statt gefunden haben mag, und es unserer Zeit, wo eine unablässige Aufmerksamkeit und Consequenz auf das Erziehungs- und Unterrichts-Wesen verwandt wird, solchergestalt vorbehalten geblieben ist, die Bemü-

hungen um eine planmäfsige natürliche und darum einzig richtige Methode endlich und für immer wirklich durchzusetzen, und zu einem ficheren Refultate zu bringen.

Hr. Cantor *Hilfcher* zu Weiffig am Bober, der Vf. des *dritten* Berichts, ein hellfehender und thätiger Schullehrer, hatte, wie er fagt, fich bis dahin aller in die alte Methode gebrachten Erleichterungskünfte bedient, ohne fich dabey beruhigen zu können, und natürlich und zweckmäfsig zu finden, was dennoch immer natürlich und unzweckmäfsig blieb. Demnach erregte die erfte Nachricht von der Olivierfchen Methode feine ganze Aufmerkfamkeit, und da er durch die derfelben ertheilten wichtigen Zeugniffe darin beftätigt wurde, fo begab er fich im Februar 1803 nach Berlin, wo Hr. *Olivier* fich damals aufhielt, und lernte bey Hn. *Herzberg* nichts als deffen *Vorurtheile* wider die Sache kennen, gewann aber die Sache *felbft* bey Hn. *Olivier* in fo kurzer Zeit, dafs er nach 8 Tagen durch Unterricht in einigen öffentlichen Schulen fchon felbft für ihre Leichtigkeit und Sicherheit den Beweis ablegen konnte, Berlin nach 14 Tagen völlig unterrichtet verliefs, und die Methode in feiner Schule fogleich und mit folchem Erfolge gebrauchte, dafs ganz ungebildete Kinder aus der unteren Claffe, in 16 Stunden, binnen 4 Wochen, fertig auflöfen und zufammenfetzen lernten etc., wie fich diefe Methode ihm denn auch in der Folge immer mehr bewährt hat. Zur Ehre feines Vorgefetzten, des Hn. KR. *Perfchke*, und als ein Beyfpiel zur Nachahmung verdient bemerkt zu werden, dafs derfelbe mit feinem Sohne für die Zeit, welche Hr. H. auf die Reife zur Erlernung der neuen Methode verwandte, den Schulunterricht felbft übernahm. Wenn von den Schullehrern der natürliche gute und offene Sinn für die Benutzung neuer Lehrarten, der fich gewifs bey Vielen findet, wirklich bewiefen werden foll: fo mufs ihnen auch Zeit und Ruhe vergönnt werden, fich mit denfelben bekannt zu machen; was fonft den Meiften nach ihrer bekannten bedrängten und abftumpfenden Exiftenz ganz unmöglich ift.

Im *vierten* Abfchnitt wird in dem Berichte der befriedigende Erfolg gemeldet, welchen die neue Lehrart auch zu Naumburg, fowohl in der Bürgerfchule, als Garnifonfchule, unter der Beförderung des Schul-Infpectors, Hn. Mag. *Kraufe*, und des Premierlieutenants Hn. *von Vieregg* gehabt hat. Letzterer zeigt in dem von ihm felbft verfafsten Berichte auch an feinem Beyfpiele, wie es dem blofsen gefunden Verftande und guten Willen fo viel leichter wird, die eigentliche Befchaffenheit naturgemäfser Lehrarten in ihrem wahren Geifte aufzufallen, als den auf die mechanifche Künftlichkeit leerer Formen ftolz gewordenen gelehrten Vorurtheile. In beyden genannten Schulen unter den Lehrern *Urbach* und *Geifenheiner* zeigte fich nicht nur die Leichtigkeit und Anmuth, womit durch die neue Methode das Lefen gelehrt, und zugleich die gute Ausfprache und Rechtfchreibung, auch durch die befriedigende Art der Befchäftigung eine merklich beffere fittliche Haltung gewonnen wird; fondern auch die Beförderung intellectueller Fortfchritte liefs fich, unter Anwendung der Tillichfchen Schrift: *der erfte Unterricht* — fo vollkommen und wirkfam damit verbinden, als es überall gefchehen wird, wo der Unterricht im Lefen, der zur Benutzung fernerer Unterrichtsmittel erft in Stand fetzen foll, fo eingerichtet wird, dafs er nicht mehr, wie es bisher der Fall war, fchon zum Voraus dem Emporftreben der geiftigen Kraft geradezu in den Weg tritt, fondern felbft vielmehr eine Uebung geiftiger Kräfte ift. — Ueber das Refultat einer in der Bürgerfchule zu Naumburg angeftellten Prüfung ift noch von einem Hn. *N—r.* ein mit Wärme und Einficht entworfenes Zeugnifs hinzugefügt.

Wir wünfchen diefen Berichten mehrere nachfolgende, worin insbefondere noch genaue, nach Zeit- und Orts-Verhältniffen gehörig detaillirte Angaben über den Erfolg der verfuchten Durchfetzung und Anwendung der neuen Methode mitgetheilt werden.

Ml.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. *Altenburg*, b. Schnuphafe: *Liederlefe für die Jugend, zur Ermunterung zur Tugend, zum Fleifse und zur Beförderung ihres (des) Frohfinns.* Zunächft für die allgemeine Erziehungs- und Lehranftalt in Erfurt. 1804. 192 S. 12. (8 Gr.). Diefe Sammlung enthält 128 theils fchon bekannte, theils neugedichtete Lieder, und verdient im Allgemeinen zu dem angegebenen Behufe den Schulen empfohlen zu werden. Folgende Ausftellungen wird der Herausgeber gegründet finden. In vielen Liedern wird Gott in dem orientalifchen Coftume des A. T. aufgeführt; wodurch bey der Jugend unwürdige Begriffe veranlafst werden. Auch Anmahnungen, wie folgende im erften Liede: *Thu', lieber Gott, o thu' es doch*, müffen unwürdige Vorftellungen erzeugen. Ferner find in manchen Liedern die Ideen mehr an einander gereihet, als eine aus der anderen gefloffen. Im dritten Liede *frolockt* z. B. erft der Dichter für feine Perfon *im Glanz der Morgenfonne zu Gott;* dann läfst er *die ganze Natur* durch diefen Glanz erwachen und frolocken; hierauf führt der Dichter fich felbft ein durch ein doppeltes „*Auch ich*": Und wie pafst die Idee „*ich lebe allein auf dein Gebot*" zu den vorhergehenden Strophen, in welchen blofs die Wirkungen der Morgenfonne auf die lebende Schöpfung gefchildert werden? Nur der Reim hat hier, wie in anderen Stellen, den Gedanken erzeugt. Dabey ift der Reim oft nichts weniger, als rein. *Gott* und *Noth*, *keit* und *freut*, *nieder* und *Brüder*, *fchliefsen* und *Küffen*, es *locke her* und *zufriedener* u. d. gl. mehr wird zufammen gereimt. Endlich fehlt es auch nicht an anderen profodifchen Licenzen (z. B. *Froh eil'n wir nun in die Reih'n*), und an Incorrectheiten.

ft.

Berlin, b. Quien: *La petite Morale en Sentences pour tous les jours de l' annee. Kleine Sittenlehre in kurzen Ausfprüchen auf alle Tage des Jahres.* 1806. 154 S. 8. (8 Gr.) Ein gutgemeintes Büchelchen, das aber fchwerlich auf die in der Vorrede angegebene Art grofsen Nutzen ftiften wird. Das zehnjährige Kind foll alle Tage eine folche Sentenz auswendig lernen! Das giebt am Ende ein eilfjähriges Kind mit dreyhundert und vier und fechzig Sentenzen, oder eine kleine moralifche Mifsgeftalt. Hiezu kommt, dafs mehrere diefer Sentenzen fehr fchielend und unbeftimmt ausgedrückt find, z. B. S. 104. „die Ruhe des Schlafens ift unferer Natur unentbehrlich. — Verkürzt man ihn, fo fchafft er die Kräfte wieder, fo giebt er neue Thätigkeit. — Verlängert man ihn aber, fo befchwert er die Glieder, fo fchwächt er und zerrüttet die Natur." Oder S. 121. „Schlafe nicht eher ein, als bis man mit dir ausgeredet." Auch möchten manche derfelben wenig zur Moralität beytragen.

Ah.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 DECEMBER, 1806.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

Erlangen, b. Palm: *Urgesetze des Staates und seiner nothwendigen Majestätsrechte.* Systematisch bearbeitet von *Joh. Mich. Vinc. Burkardt.* 1 Theil. 1 Heft. — Auch unter dem Titel: *Metaphysik der Organisation des Staates im Allgemeinen* von *Joh.* u. s. w. 1806. XXVI und 154 S. 2 Heft; mit dem besonderen Titel: *Metaphysik der Criminalgesetzgebung im Staate.* XXII und 131 S. 8. (Jedes Heft 12 Gr.)

Man bekommt eine seltsame Idee, obwohl keine unrichtige, von diesem Buche, sobald man es eröffnet. Es ist *der Menschheit und ihren biederen Vätern* gewidmet. In dieser Zuschrift ist der Charakter des ganzen Buchs ausgesprochen. Wäre es freylich genug gethan, wenn wir bieder und natürlich sind, so würde man auch hier zufrieden seyn; aber da es Menschen giebt, denen das nicht genug gethan ist, so ist es eine schlimme Sache. Einige bedeutende Wörter, wie Menschheit, Recht, Moral machen wenig gut; selbst ein (unterstrichenes S. 9) *Absolute* thut es nicht. Alles ist in der höchsten Flachheit genommen, und wie die Väter der Menschheit ausser der Menschheit zu stehen scheinen, so scheint fast überall der Staat verschieden von den Bürgern zu seyn. Aber es ist für den Rec. kein erfreuliches Geschäft, dem Publicum seine Meynung über ein solches Buch zu sagen, das der Verf. in der besten Absicht geschrieben zu haben versichert. „Was meine Absicht betrifft, mit welcher ich diese meine wissenschaftliche Arbeit dem gelehrten Publicum in die Hände gebe; so erkläre ich hiermit: dass dieselbe einzig in der bestmöglichen Wirklichmachung meines innigsten Wunsches bestehet, der dahin gehet, auch das Meinige zur Befriedigung der heiligsten Bedürfnisse der Staaten und der Menschheit überhaupt beyzutragen, die reine Wahrheit immer mehr zur Erkenntniss zu bringen, und somit auch desto eher die Realisirung derselben zu bewerkstelligen." Es ist für den Rec. um so weniger ein erfreuliches Geschäft, da zu befürchten ist, er möge von dem Vf. zu „den selbstsüchtigen Menschen gezählt werden, die sich bey den biederen Gelehrten eingeschlichen haben, und die, wie aus einem Hinterhalte, den Vorübergehenden, der sich seiner guten Sache bewusst ist, zu beschimpfen bemüht sind," zu „diesen verkrüppelten Menschen, deren neidvolle und schmähsüchtige Charaktere das Publicum schon kennt." Dass aber zwischen ihm und dem Vf. schlechterdings kein „persönliches Verhältniss" ins Spiel komme, kann dieser aufs Wort glauben. Rec. erinnert sich nicht, jemals nur des Vf. Namen gehört oder gelesen zu haben; selbst von seinem hier oft angeführten Buche: *Philosophie des Lebens für erwachsene Jünglinge,* hat er erst aus diesen Anführungen Kunde erhalten. Die Arbeit des Vf. — und „die Arbeit empfiehlt immer am besten ihren Meister" S. XXI — hat eine theilliche Prüfung der kurfürstl. Landesdirection erhalten, und deren gnädigsten Beyfall auf eine ausgezeichnete Art. Davon will Rec. ihr in der That nichts entziehen. Die kurfürstl. Landesdirection betrachtet solch ein Werk natürlich aus einem ganz anderen Gesichtspuncte. Für die Anwendung in wirklich bestehenden, mit Fehlern behafteten Staaten, mag hier, wie in vielen anderen Büchern, Manches gefunden werden, was realisirt erfreulich seyn würde: darauf mag sie sehen. Wir aber sehen darauf, ob die Wissenschaft weiter gebracht, ob eine neue Ansicht gegeben, oder eine ältere, verkannte mit Consequenz und Scharfsinn vertheidigt worden ist; und von dergleichen Dingen findet sich hier nichts. Wenn es auch zugegeben würde, „dass eine Philosopheme in die Reiche der Phantome gehört, welche (Philosopheme) nicht im Leben angewendet werden kann:" so fragt sich doch, *was* denn angewendet werden kann? Für das dermalige Leben zu schreiben, ist auch gut; aber dann ist von keiner Metaphysik der Staatsorganisation die Rede, von keinen *Urgesetzen* des Staats. Auch will der Vf., wie er bestimmt erklärt, den Staat *a priori* organisiren. — Der Stil ist schlecht: wir haben Proben gegeben; nicht einmal die Sprache ist richtig: zu den Gründen z. B. steigt der Vf. hinauf, in die Höhe senkt er sich hinab. Aber so bescheiden er sich auch bereit erklärt, gute Lehre anzunehmen, so wenig fühlen wir uns geneigt, sie ihm zu ertheilen. Es fehlt in der That nicht an Werken, die zu seiner Belehrung dienen können. Etwas müssen wir jedoch wohl hinzufügen, damit uns nicht vorgeworfen werde, wir hätten unser Urtheil nicht begründet.

Das erste Heft soll sich auf die nothwendige Staatsform beziehen, oder die Metaphysik der Organisation des Staats innerhalb seiner Grenzen enthalten. Zuerst in der Einleitung wird die empirische Veranlassung des Staats beschrieben. Ein allgemeiner Krieg waltete. Es war ein schrecklicher Zustand. Als aber die Barbarey gar zu arg wurde, da wurde das *Menschengeschlecht* („wie es gemeiniglich zu geschehen

pflegt **) genöthigt, auf Mittel zu sinnen, dem Unwesen zu steuern. Das ist nun klar. §. 1. Die Einrichtung des Universums kam dabey *dem* Menschen zu Hülfe. §. 2. Allerley christliche Pharisäer haben dazu beygetragen, dass „die Cultur ächt religiöser Principien zu einer solchen Höhe (freylich!) gediehen ist", und die hierarchischen Eingriffe der höchsten Vorsteher der Kirche („welche, statt dem Geiste ihres grossen Mandaten gemäss, durch die Allmacht ihrer Lehren das Reich Gottes zu begründen, ehemals wie der Götze *Zeus* die Blitze des Bannes in ihrer schauerlichen Rechte führten"), haben die Majestät der Nation zu dem Glanze ihrer absoluten Souveränität gebracht. §. 3. (Diess scheint der Beweis für §. 1. zu seyn.) „Das wachsende Elend des Menschen im Naturzustande war *somit* die Veranlassung des nachherigen Staatsvereines" (und welch' ein herrlicher Staat!), in welchem ein allgemeiner Rechtszustand festgesetzet, einem Jeden sein unverletzlicher Wirkungskreis angewiesen, und jedem Stöhrer der Ruhe der Widerstand der sämmtlichen physischen Kräfte aller Verbündeten nachdrucksamst gedroht wurde" §. 4. „Da nun die Natur *das objective Reale* ist (wie nicht zu bezweifeln), und dieses der durch die Intelligenz bestimmten Kategorie der Einheit nothwendig entsprechen muss: so folgt, dass der Gang der Natur den Zweck der Intelligenz nothwendig befördern müsse." §. 5. Folglich wird die Natur, auch der Anfoderung der Intelligenz gemäss, den Staat dem absoluten Rechtsstande näher bringen. Gegen welche biedre Absicht jeder Machiavell nur ein verbrecherisches Vorhaben äussern kann. §. 6. Zuerst war der Zweck des Staats nur negativ: Gewaltthätigkeit vorzubeugen. §. 7. Nachher fielen viele Fehler vor §. 8—19. (Der Vf., ein Jurist, muss von den Geistlichen vieles erlitten haben.) Aber „wenn doch nur ein jeder Staatsmann einmal einsähe, oder vielmehr einsehen *möchte*, dass einzig in der strengen Einhaltung desjenigen Weges, welchen uns das *Absolute* vorschreibt, die sicherste Erreichung eines jeden Guten, folglich auch desjenigen erzielet werden könne, wodurch sich die Menschen *glückselig* finden können." Der Kriticismus hat zuerst gezeigt, wie der Staat seyn soll. §. 11. Die Erkenntnissquelle des Staats ist die Apriorität oder die reine Intelligenz. §. 12. Die Principien des Staats dorther sind die allgemeine Staatslehre. §. 13. Sie sind streng systematisch *a priori* (versteht sich.) §. 14. Folgendes ist der 15 §: „Der Staat ist das Object der Staatslehre; denn derselbe soll durch die Staatslehre wirklich gemacht werden. — Der Begriff des Staats ist also schlechthin kein anderer als eines Vereines von Intelligenzen in der Sinnenwelt zu einem gemeinschaftlichen Zweck." Der letzte Zweck des Staats ist die totale Vervollkommnung des Menschengeschlechts. Daraus wird nun sogleich im 1 Hauptstück, *von der Organisation des Staats im Allgemeinen*, im 1 Abschnitt, von den Urgesetzen des Staats, gefolgert das höchste Princip der Staatslehre: „Der Staat ist ein Verein von Personen, welche ihre sämtlichen Kräfte zur bestmöglichsten Sicherstellung des höchsten Urrechtes der Personalität, in Betreff der totalen Vervollkommnung aller Anlagen des Menschen, verbinden."

Besondere Urrechte, im höchsten Urrechte enthalten, sind: das physische Leben; das moralische Leben: 1) Freyheit zu denken (worauf der Vf. viel hält) 2) Freyheit des Willens. — Aber wir haben wohl genug gesagt, um zu zeigen, dass wir unser Urtheil mit vielen Gründen rechtfertigen könnten. Wir würden so weitläuftig nicht gewesen seyn, wenn dieses Buch nicht das erste Heft wäre, dem noch 5 folgen sollen. Die besonderen Zweige der Gesetzgebung, „welche sofort die Seele des Staats ist", samt ihren allgemeinen Modificationen sollen in den 4 nächsten Heften enthalten seyn; das 6te aber soll „endlich das System der Urgesetze des Staats mit der wissenschaftlichen Darstellung des Staaten- und Weltbürgerrechts beschliessen." —

Nachdem wir diese Anzeige schon geendigt hatten, erhalten wir das zweyte Heft des ersten Theils. Von dem doppelten Wunsche, welchen der Vf. am Ende der Vorrede äussert, wollen wir den einen recht gern erfüllen: „sein Streben nach Wahrheit anerkennen"; den zweyten hegen wir mit ihm gemeinschaftlich: „dass das Gute, welches er vortrug, zum Heil der Menschheit mit wahrem Eifer zur Wirklichkeit gebracht werden möge." Im Uebrigen aber halten wir nicht für nöthig, weitläuftig zu seyn, und können es dem Urtheile unserer Leser überlassen, was sie nach unserem Urtheile über das erste Heft von uns hören und in dem Buche finden dürften.

Δ9.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Ueber den Verfall des Nahrungsstandes in den Landstädten, die Theurung der Lebensbedürfnisse u. s. w. und die zweckmässigsten Mittel, diesen Uebeln abzuhelfen.* Als wohlgemeinte Winke zur Beherzigung für Patrioten von D. *Johann Andreas Garn.* 1805. VIII. 104 S. in 8. (10 Gr.).

Der Vf. handelt vorzüglich von dem Verfalle der sächsischen Landstädte, von ihrer Nahrlosigkeit und dem gesunkenen Flor ihrer Gewerbe, und leitet daraus die Muthlosigkeit der bürgerlichen Stände her, die bey Mangel an Absatz ihrer Gewerbserzeugnisse bittere Klage führen, und kaum die erfoderlichsten Lebensmittel für sich und die Ihrigen herbeyschaffen können. Er hält es, wie billig, für jedes Mitbürgers Pflicht jenem abzuhelfen, und will durch dieses Schriftchen einen Beweis geben, wie er der Sache ernstlich nachgedacht, die Quellen jener Versiechung aufgesucht, und daraus den Verfall der städtischen Gewerbe abgeleitet habe. In dem 1sten Aufsatz: *Ueber die Ursachen des Verfalles des Nahrungsstandes in den Landstädten*, geht der Vf. vom Wohlstande Sachsens von Anfang des vorigen Jahrhunderts, besonders vor dem 7jährigen Kriege, aus, und zeigt, wie das Land nachher in Verfall gekommen, theils durch Kriegsverheerungen und daraus

erfolgte Schuldenlasten, Viehseuchen und viele andere widrige Ereignisse; wie aber auch eben dieses so gebeugte Land sich so schnell unter den günstigen Auspicien eines *Friedrich August* kraftvoll wieder emporgeschwungen, und Alles in die erwünschteste Reihe der vorigen Ordnung zurückgekehrt sey. (Zur drückenden Schuldenlast und zu dem Herabkommen der öffentlichen Staatscassen, ist auch die Pracht und der horrende Aufwand des vorigen königl. Hofes mit seinen Umgebungen zu rechnen). Wenn der Vf. S. 3 von Wiederherstellung des bürgerlichen Wohlstandes sagt, dass derselbe die drückende Theurung v. J. 1772 habe überstehen helfen, so möchte Rec. hier nicht geradezu einwilligen, indem solche das Land, und besonders einige Provinzen z. B. das Voigtland und Erzgebirge, wo so viele Tausende den Hungertod starben, — so mächtig herunterbrachte, und auch ausserdem die Viehseuche entsetzlichen Schaden anrichtete. Hierauf geht der Vf. zur französ. Revolution und ihren Folgen über, wie sie eine Stockung im Handel und Wandel veranlasst, wo aber doch der Tuchhandel sich ungestört erhalten habe. Die Getreide- und Naturalbedürfnisse wären zu unerhörten Preisen gestiegen. Auch habe die englische Regierung durch ihren Alleinhandel zur See, während jenes Krieges, Deutschland und besonders Sachsen sehr geschadet, und hauptsächlich die rohe Wolle aus letzterm an sich gezogen, wodurch es den Fabrikanten an einem Material gefehlt habe. Rec. glaubt von dem Grundsatz, wenn gleich nicht unbedingt, abgehen zu müssen, dass es ausgemacht schädlich sey, die Producte ins Ausland zu überlassen, wo sie, wie bey den enormen Wollpreisen der Fall war, dem Producenten ein großer Gewinn für seine darauf gewandte Mühe und, als fernere Aufmunterung zum Landbau und zur Schafzucht, nicht geradezu getadelt werden kann. Durch das Verbot der Wollenausfuhr ist die Schafzucht in der Mark gesunken, was auch Mauvillon behauptet. Rec. glaubt hier einer unparteyisch geführten Handelsbilanz huldigen zu müssen, welche das Zuviel oder Zuwenig einer Sache, das Ab- und Hinzuthun bestimmen müsse. — S. 6—7 den Stillstand so vieler deutscher Fabriken möchte Rec. vielmehr a) der totalen Sperre solcher Waaren in den meisten deutschen und europäischen Ländern; b) der großen Naturalientheurung und dem ausser Verhältniss ungleichen Zustand des Bürger- und Bauerstandes u. f. vorzüglich beymessen. Der Vf fährt S. 9 u. f. fort, die Beeinträchtigung des bürgerlichen Nahrungsstandes den Eingriffen verfassungswidriger Händler und Weinschenken, — dem bürgerlichen Luxus, — den veränderten Sitten u. s. zuzuschreiben, worauf er auf die Ursachen des bürgerlichen Nahrungsverfalles in den Provinzialstädten selbst übergeht. Allein die hier aufgezählten Uebel, welche der Vf. als Ursachen davon anführt, möchte Rec. nicht durchgängig für neu ausgeben. So war z. B. *die Völlerey* sonst weit gewöhnlicher, als jetzt. Und wenn der Hang zu Lesung schlechter Schriften, ingleichen der stärkere Eigennutz und die (niedere) Gewinnsucht, die anjetzt offenbar mehr als jemals herrschend sind, zugestanden werden möchten: so finden dagegen das überhand genommene Hausiren, die abergläubischen Gebräuche u. s. w. nicht mehr so, wie ehemals, Statt. Auch giebt der Vf., sich widersprechend, dieses S. 15 selbst zu. II. *Etwas über die Mittel, wodurch dem Verfalle des Nahrungsstandes in den Landstädten abgeholfen werden dürfte.* Der Vf. stellt das Missverhältniss des baaren Vermögens zwischen den Land- und Stadtbewohnern auf, wie sich jene beynahe alles selbst erzeugen, und fast ohne letztere bestehen könnten, wodurch ein Verfall entstehen, und das Gleichgewicht beyder Stände durchaus gestört werden müsse. Hierinnen stimmt Rec. vollkommen mit dem Vf. überein, zumal dem Landmanne dabey das Geld allein zufällt, von diesem unangetastet zurückbehalten wird, und der Städter ausser Verdienst und Absatz bleibt. S. 76 kommt der Vf. in drey besonders aufgestellten Fragen auf den Gegenstand seiner Abhandlung. Es fragt sich nämlich: 1) wie dem Missverhältnisse ohne Nachtheil des Landbewohners abgeholfen werden, 2) wie der Theurung der Lebensbedürfnisse gesteuert, 3) durch welche Mittel der gesunkene Nahrungsstand der Städter wieder aufgehoben, und der Verkehr mit dem Landmanne zu verbessern und zu vergrößern sey. — Der Vorschlag, dass die Stadteinwohner auf mehrere Erzeugnisse der Lebensmittel möglichsten Fleiss verwenden möchten, kann Rec. nicht gut heissen; wenigstens kann er ihn nur auf Provincial- und Kleinstädter, in Ermangelung eines Professionsverdienstes, beschränken. Zur Aushülfe des Städters rechnet der Vf. S. 82 noch die Anlegung von Bedürfniss-Magazinen in Städten, und die Verhinderung des Ver- und Aufkaufes der ländlichen Erzeugnisse, wodurch er der Theurung derselben gesteuert wissen will.

Z. Dn.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, b. Heinr. Frölich: *Repositorium für die Geschichte, Staatskunde und Politik.* Herausgegeben von *A. F. Lueder*, Hofrath und Prof. der Geschichte und Staatskunde zu Braunschweig. *Zweyten Bandes 1 Heft.* 1805. 150 S. 8 (12 Gr.).

Dieses Heft enthält zwey Stücke: I) *Beytrag zur Geschichte der Finanzen der Republik der vereinigten Niederlande, vorzüglich der Provinz Holland. Vom Herausgeber.* In einer lesenswerthen Einleitung zeigt der Herausg. die Schwierigkeiten, welchen unter allen statistischen Angaben am meisten die Darlegung der Finanzen unterliege, theils durch die Oberflächlichkeit vieler statistischen Schriftsteller, theils durch die Unmöglichkeit in der Sache selbst. „Nur die Regierung, sagt Schlözer, nicht der Privatmann, kann die wichtigsten statistischen Data schaffen". Man könnte hinzusetzen, diess gilt nicht bloss der Statistik, sondern eben so sehr der Geschichte, selbst gerade in den wichtigsten Gegenständen. Wie wenige Schriftsteller, ob sie es gleich versuchen, sind vielleicht in der Lage, Aufschlüsse zu geben, wo die

wahren Aufschlüsse nur im Dunkel der Kabinete liegen? Die, die könnten, dürfen nicht; die, die wollen, können nicht. In Republiken sollte diess weniger der Fall seyn; aber hier haben die Regierungen gewöhnlich noch andere Gründe der Verheimlichung, die nur bey ihrem Sturz wegfallen. So in den vereinigten Niederlanden. Durch die Revolution, die so vieles andere zu Tag gebracht hat, wurde auch hier der Zustand der Finanzen aufgedeckt. Ein in Haag gedruckter weitläuftiger Bericht der darüber niedergesetzten Commission ist für den Herausgeber die Grundlage, aus der er uns eine gedrängte Uebersicht von den Finanzen der vereinigten Niederlande von 1781 bis 1794 actenmäsig, wie es seyn soll, vorlegt, und vieles beyläufig aus anderen gründlichen Schriftstellern erläutert. Eine solche Darstellung hätte mit Recht mehr als ein *Beytrag* genannt zu werden verdient.

Hiezu kömmt noch, dass, was noch im vorigen Jahr bloss für den Statistiker wichtig war, durch die kürzlich erfolgten Veränderungen für jeden Leser an Interesse gewonnen hat. Wir machen deswegen nur noch auf die Schlussbemerkungen, die aus dem angeführten Bericht genommen sind, und die der Herausg. noch mit eigenen Anmerkungen vermehrt hat, aufmerksam.

II. *Beytrag zur Culturgeschichte der Deutschen. Von Ebend.* Unter diesem allgemeinen Titel erhalten wir hier einen Auszug aus einer Sammlung von Canzelreden, welche im J. 1699 in Merseburg unter folgendem Titel erschien: „Blasse Furcht und grünende Hoffnung bey schlaflosen Nächten der bedrängten Christen zwischen Himmel und Hölle. Allen blöden Gewissen und frechen Sündern der ungezäumten Welt aus dem Trost- und Berichtsbuche Jesu Christi vorgerückt von *Johann Riemern*, vormals Prof. zu Weissenfels, jetzo aber Superintend. und Assess. im Consist. zu Hildesheim, 1297 S. in 4to.“ Solche Predigten, sagt der Herausg., welche für das öffentliche, wie für das Privatleben nicht selten die interessantesten Züge enthalten, sind noch nicht gehörig benutzt worden, da, wenige Ausnahmen abgerechnet, unseren Historikern der Fürst alles, die Nation gar wenig gilt; da alles, Gutes und Böses, von oben herab geleitet wird. — Freunde von Kraftsprüchen in Luthers Manier werden hier manche gut und treffend gesagte Sentenzen finden. Was die *Zeit*schilderung betrifft — den Werth dieses Auszugs für die Culturgeschichte, — so könnte manches, was 1699 gesagt wurde, auch noch 1799 eben so wahr gefunden werden; (man sehe den Abschnitt über Schriftsteller, Gelehrte, Geistliche.) Nur die Sprache macht es bemerklich, dass von dem gegenwärtigen Zeitalter nicht die Rede ist.— Wir können uns kaum enthalten, einiges hier auszuheben. S. 138. „Der Mensch verändert sein Kleid alle Monat, so mannichfaltig, dass sich der allerklügste Kopf nicht unterstehen wird, die vielerley Wundertrachten zu beschreiben — und wie einerley Menschen sogar vielerley Meynung seyn können! Der Spanier spannt sich in enge Hosen. Der Franzose zieht sein liederlich auf, und präsentirt in einem Monat die ganze Metamorphosin Ovidii. Der Pohle — bleibt bey seinem grossen Bart. Der Moscowiter brüstet sich in seinem Zobel. Nur allein der Deutsche hat sich der Wahnsucht ergeben, und ein auswärtiges Volk zum Spiegel sich gestellt, dem er alles nachäfft“ u. s. w.

Wenn dieses Repositorium fortfährt, hauptsächlich documentirte Stücke zu geben, so wird sein Werth im Gegensatz gegen solche historische Zeitschriften, die nur allgemeine (und doch oft nur einseitige) Abhandlungen liefern, bald entschieden seyn.

— C. —

KURZE ANZEIGEN.

VERM. SCHRIFTEN. Ohne Druckort: *Verbotene Schriften*, mit zwey colorirten (satyrischen) Kupfern. Zwey Theile. 1805. 270 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.) Der Inhalt dieser Schrift besteht theils aus allgemeinen abgerissenen Gedanken über mehrere, vorzüglich politische Gegenstände, als: über geheime Polizey, Krieg, Afterpolizey, Pressfreyheit u. s. w., theils aus Herzausergiessungen über das Sittenverderbniss, über Liebe und Wollust, über des Vfs. unglückliche Ehe im Allgemeinen, über den unseligen Zwang der katholischen Ehegesetze u. s. w., theils aus kurzen satyrischen Porträts von sittenlosen unfähigen Männern in hohen Aemtern, deren Namen aber bloss durch die Anfangsbuchstaben angedeutet werden. Die Räsonnements sind grossentheils richtig, freymüthig und gut ausgedrückt, aber enthalten lauter bekannte Dinge; das Uebrige ist zu allgemein abgefasst, um recht zu interessiren, und für den nördlichen Deutschen unverständlich. Denn aus allem erhellet, dass der Vf. in Süddeutschland und sehr wahrscheinlich im Oesterreichischen lebt, woraus sich auch erklärt, dass er über Vieles die bittersten Klagen führt, wovon ein Norddeutscher nur historische Kunde hat.

C. f. r. Z.

SCHÖNE KÜNSTE. *Berlin* u. *Leipzig*, b. Schmidt u. Mittler: *Ignaz von Jalenski*, oder *die Liebenden in der Tiefe der Weichsel.* Eine wahre Geschichte aus den Zeiten der polnischen, französischen und Neger-Revolution in St. Domingo, erzählt von *Julius von Voss.* 1806. 2 Thle. v. 464 u. 452 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.) Eine solche Masse wunderbarer Begebenheiten und Schicksale, wie wir sie hier um den Helden dieser Geschichte zusammengedrängt finden, wird man nicht leicht in eines anderen, selbst merkwürdigen, Menschen Leben vereinigt antreffen. Abenthauer aller Art wechseln hier in der sonderbarsten Mischung, und treiben den Leser nicht selten an die Klippen des Unglaubens. Aber auf einmal sieht er sich wieder in seiner bekannten Welt, umgeben von seiner Zeit und ihren Ereignissen, mitten unter Freunden und Bekannten, und nun erscheint ihm die Geschichte so wahr, als seine eigene. Möchte es nur dem Erzähler gefallen haben, etwas mehr Fleiss auf seine Erzählung zu wenden, um ihr diejenige Leichtigkeit zu geben, die man als eine nothwendige Würze solcher Vorträge anzusehen hat. Dann würde auch der Ton des Ganzen mehr Natürlichkeit und die einzelnen Parthieen mehr gefällige Schattirung erhalten haben. — Besonders interessant ist Ignazens Selbstbekenntniss nach der ersten Schlacht, Thl. I. S. 135 ff. Auch sind einige politische Bemerkungen nicht ohne Werth; mit den Anmerkungen aber, die Literatur betreffend, ist Rec. weniger zufrieden.

Ls.

Fortsetzungen.

Jena, in Commiss. der Crökerschen Buchhandlung: *Die Familie Leblanc* oder *die Waldhöhle bey Bougenais.* Ein Roman von *Ferdinand Müller.* 1805. 2r Th. 258 S. 3r Th. 271 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.) S. Rec. des 1 Thls 1805. in No. 62.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 DECEMBER, 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

1) BERLIN, b. Sander: D. *Feſslers Anſichten von Religion und Kirchenthum.* Drey Theile. 375. 449 u. 471 S. 1805. 8. (4 Thl. 8 gr.)

2) BERLIN, b. Maurer: *Abälard und Heloiſa*, von D. *J. A. Feſsler.* Zwey Theile. 1806. 70 Bogen, nebſt 2 Kupfern und 2 Titelvigneten. (Velinp. 5 Thl. 8 Gr. Schreibp. 4 Thl.)

Zuerſt durch die merkwürdigen Schickſale ſeines Lebens den Zeitgenoſſen bekannt geworden, hat *Feſsler* ſich in der Schriftſtellerwelt als ein Mann von achtungswerther Gelehrſamkeit und von entſchiedenem Scharfſinne gezeigt, der vielumfaſſenden Beobachtungsgeiſt mit der ruhigſten Würdigung zu verbinden, und als religiöſes Genie die höhere Deutung des Lebens mit rhetoriſcher Gewandheit vorzutragen verſteht. Schon in den *actenmäſsigen Aufſchlüſſen über den Bund der Evergeten in Schleſien* (Freyberg b. Craz und Gerlach 1804) gab er in dem Anhange, neben ſeinen übrigen Welt- und Menſchen-Anſichten, auch die Reſultate ſeiner Anſichten von Religion und Kirchenthum. Dieſe Reſultate waren: 1) Religion kann, wie Philoſophie und Poeſie, nicht gelehrt und nicht gelernt werden: denn ſie iſt der Centralpunct, in welchem Philoſophie und Poeſie zuſammenſchmelzen, und durch ſie ſpricht ſich das Reich Gottes aus, welches kommen ſoll, aber nur aus dem Innerſten des Menſchen, durch ſeine eigene innere vollſtändig entwickelte Kraft, hervorgehen kann. 2) Dieſem zu Folge iſt Religion vom Kirchenthum durchaus verſchieden, da die Kirche das Unendliche der Religion nur in endlichen Formen und Dogmen verſinnbildet, um dadurch ihren noch religionsloſen Genoſſen erſt den Weg zur Religion, wo möglich, zu bahnen. 3) Zum Weſen alles Kirchenthums gehört Uebereinſtimmung aller Kirchengenoſſen in den vornehmſten Formen und Dogmen, und zu dieſer Uebereinſtimmung kann und muſs jede Kirche, wenn ſie als Geſellſchaft beſtehen will, ihre Glieder nach der Autorität entweder einzelner zu Synoden vereinigter Menſchen, oder des Buchſtabens ſymboliſcher Bücher verpflichten. 4) Nur ein auf ſolche obervormundliche Autorität gegründetes, und auf Uebereinſtimmung in Formen und Dogmen ſtreng haltendes, nicht aber ein vernünftelndes und ſchwankendes Kirchenthum iſt geſchickt, zur Religion zu leiten. 5) Der einzige ächte Proteſtantism iſt der innere; iſt die erwachende freye Selbſtthätigkeit des Gemüths, welche nur das einfache Wort der neuteſtamentariſchen Offenbarung anerkennend, ſich gegen jede andere Autorität in Sachen der Ueberzeugung und des Gewiſſens auflehnt; iſt eine Mündigkeit des Verſtandes, die ihre Rechte gegen alle Bevormundung behaupten, und aus eigener Prüfung annehmen und verwerfen will; iſt eine Antitheſe alles Kirchenthums, indem es immer nur für Einzelne geeignet iſt, und Proteſtanten, die ſich zu Gemeinden vereinigten, eben dadurch aufhören würden, Proteſtanten zu ſeyn, und anfangen würden, Kirche zu werden. 6) Um Religion und religiöſen Sinn zu befördern, muſs man das Kirchenthum befördern, und um dieſes zu thun, muſs man, nächſt der oben erwähnten ſtrengen Verpflichtung zur Uebereinſtimmung in Formen und Dogmen, auch beſonders einen auf Phantaſie und Empfindung mehr wirkenden Cultus einführen. — Dieſe Reſultate noch vollſtändiger zu entwickeln, und auf die Geſchichte des chriſtlichen Kirchenthums und auf das Weſen ſeiner jetzigen Hauptparteyen weiter anzuwenden: nichts mehr, aber auch nichts Geringeres, als dieſs, iſt der Zweck der unter No. 1 angeführten drey inhaltreichen Bände.

Das Ganze iſt in 21 „Briefen aus Kleinwall an F. P. M., und an alle Menſchen, die guten Willens ſind," abgefaſst; und wirklich war für dieſe religiöſen Anſichten die Briefform, welche eine freyere und lebendigere Mittheilung verſtattet, zweckmäſsig gewählt. Sie haben auch alle, dieſe Briefe, den Stil und die Darſtellungsfolge wirklich geſchriebener lehrender Freundesbriefe, die etwa noch einmal durchgeſehen und gefeilt, hier und da abgekürzt und ergänzt wären.

Der erſte Theil entwickelt die oben aufgezählten Reſultate im Allgemeinen, und ihre Anwendung auf die vornehmſten Puncte in der chriſtlichen Kirchengeſchichte. Nachdem Hr. *F.* im erſten Briefe den Anfang mit der Erklärung deſſen, was er ſich unter Anſicht denkt, gemacht hat, geht er in eine Erzählung des Ganges ſeiner religiöſen Studien von den ſchönen Schwärmereyen ſeiner nach dem Ideal eines Heiligen ringenden Jugend bis zur Epoche, wo Spinoza in ihm das volle Licht der Religion weckte, über, welche Erzählung, durch den 2 Brief fortlaufend, erſt im dritten ihr Ende gewinnt, und als Bildungsgeſchichte eines religiöſen Genies ſchon an ſich ſehr gehaltvoll, als vorläufiges zum Hauptgegenſtand des Werks, wie nämlich Religion im Menſchen werden könne, gehöriges Beyſpiel, aber ein nicht unweſentlicher Theil des Ganzen iſt. Von der letzten Hälfte

des 3 Briefs, wo der Vf. seine Ansichten von den Grundanschauungen aller Religion, oder seine Glaubensbekenntnisse offen vorlegt, bis zum Schlusse des sechsten folgen sodann die allgemeinen Erörterungen und Vertheidigungen der oben aus den Aufschlüssen über den Evergetenbund angeführten Resultate von dem Wesen der Religion und ihrer Unlehrbarkeit, vom Kirchenthume u. s. f. Den Endertrag aller dieser Ideen auf die Ereignisse im christlichen Kirchenthume anwendend, liefert der 7 und 8 Brief eine urtheilvolle Zusammenstellung der gesamten Kirchengeschichte; und der 9 beschliesst den ersten Theil mit einer Verpflichtung jedes religiösen Mannes, alles Kirchenthum zu achten und theilnehmend zu unterstützen, weil es ihm selbst fromme, seinen religionslosen Kirchengenossen noch Noth thue, und weil es das einzige Mittel sey, das Kirchenthum selbst allmälich zur wahren Kirche Gottes zu bilden.

Der zweyte und dritte Theil beschäftigt sich mit der Anwendung aller Ansichten des ersten Theils auf die jetzigen Hauptparteyen des christlichen Kirchenthums. Der zweyte Theil hat es lediglich mit dem Katholicismus zu thun, und setzt das charakteristische Merkmal desselben in die *Consequenz*, da alles mit einem obersten Grundsatze im folgerichtigen Zusammenhange stehe: und zwar im 10 Briefe in die Consequenz des Dogmensystems, gegen welche nach dem 11 die Streitigkeiten in der katholischen Kirche nichts beweisen; im 12 in die Consequenz des Cultus; und im 13 in die Consequenz der Regierung oder Disciplin. Der 14 Brief benachrichtigt über die Art und den Sinn, durch welche, und in welchem der Vf. zur evangelischen Kirche übergetreten ist, und eine Beylage zum zweyten Theile giebt eine Messe der katholischen Kirche am Feste Johannes des Täufers. Diese umständliche Rücksprache über den Katholicism entschuldigt Hr. *F.* mit dem Geständnisse eines der berühmtesten evangelischen Theologen unserer Zeit, nämlich *Planks*, der (in seinem Abrisse einer historischen und vergleichenden Darstellung der dogmatischen Systeme, Göttingen 1804) wünscht: „dass von dieser (der katholischen) Kirche eine wahrere Kenntniss allgemeiner, oder eine allgemeinere wahre Kenntniss verbreitet werde;" denn bis jetzt, „ist es gewiss diejenige, die man unter den Seinigen, und in seiner Kirche unter allen am wenigsten kennt."

Dem dritten und letzten Theile ward es allein überlassen, das Wesen der evangelischen, reformirten, und herrnhutischen Kirche, und das Verhältniss der Wirksamkeit aller vier Hauptparteyen des christlichen Kirchenthums auf Religion auszumitteln. Der 15 Brief erklärt in einem Entwurfe der Geschichte der evangelischen Kirche die *Lehrfreyheit*, wo jedes Mitglied über Bibel und Christenthum sagen und lehren könne, was es wolle, für das auszeichnende Merkmal dieser Kirche, und bringt zugleich alle die nachtheiligen Folgen in Anschlag, welche diese Lehrfreyheit auf das Lutherthum gehabt habe, und noch haben werde. Auf gleiche Weise verfährt der 16 Brief mit der reformirten Kirche, führt als ihr auszeichnendes Merkmal die *Strenge* an, womit darin auf Uebereinstimmung in den wesentlichen Puncten des Lehrbegriffs gehalten werde, und macht auf die Vortheile aufmerksam, welche aus dieser Strenge und aus der Synodalautorität der Reformirten für die kirchliche Existenz derselben hervorgehen. Für den Charakter der herrnhutischen oder mährischen Kirche hält der 17 Brief die *Gottseligkeit*. Dass all ihr Bemühen auf gottseliges Leben abziele, wird nicht nur aus einem Entwurfe ihrer Geschichte, sondern auch aus einer ausführlichen Beschreibung ihrer ganzen Einrichtung gezeigt, und dabey auf die Vortheile hingedeutet, die für diese Kirche aus ihrer Synodalautorität herfliessen. Der 18 Brief erläutert den Begriff des ächten Protestantism, und zieht eine Parallele zwischen der Wirksamkeit der vier kirchlichen Hauptparteyen auf den Protestantism und die dadurch beförderte Religion, von welcher Parallele das Ende darauf hinausläuft, dass es zwar keiner Kirche an Mitteln fehle, jenen Protestantism zu wecken, und jede auf ihre Weise dazu wirksam sey; dass aber dennoch, wenn man eine gleich günstige, gleich begabte Gemüthsbeschaffenheit, worauf alles ankomme, bey den Mitgliedern der Kirchen voraussetze, sich in der evangelischen und reformirten Kirche nur wenige, in der katholischen viele, und in der mährischen die meisten zur Virtuosität in der Religion erheben möchten. Ueber des Grafen Stollberg Uebertritt zum Katholicism enthält der 10 Brief, über die Wiederherstellung des päpstlichen Ansehens und des katholischen Cultus in Frankreich der 20, und über die Aufgabe, wie dem verfallenen Kirchenthume wieder zu helfen wäre, der 21 einige sehr gründliche Bemerkungen, worauf der Vf. das ganze Werk mit einer mystisch feyerlichen Anwendung des 2 und 3 Kapitels der Apokalypse auf die katholische, jansenistische, mährische, reformirte und evangelische Kirche schliesst.

Wer mit den schriftstellerischen Verdiensten des Hn. F. nicht ganz unbekannt ist, wird aus diesen wenigen Andeutungen hinlänglich ersehen, was er sich von dieser Schrift zu versprechen habe. Sehen wir uns nun nach dem um, was aufzusuchen, das Geschäft der Kritik hauptsächlich verpflichtet, nach dem auszeichnenden Geiste dieser Schrift, nach dem, was ihrer Denk- und Darstellungs-Form am eigenthümlichsten zugehört: so finden wir diess in einer gewissen an den Kriticism erinnernden Verstandesschärfe und Vernunftstrenge, die alles möglichst deutlich begreifen, möglichst genau erklären, präcis unterscheiden, und consequent ableiten will. Erinnert man sich dabey, wie der Vf. sich schon in seiner frühesten Zeit in die Subtilitäten der scholastischen Philosophie tauchte, und späterhin mit so grossem Eifer in den Kriticism hineinarbeitete: so wird jene Eigenthümlichkeit auch nicht mehr unerklärbar bleiben. Selbst die tiefsten Contemplationen des Vfs. werfen sich in den Arm jener Verstandesschärfe und Vernunftstrenge, und werden, um seine übrigens ganz gegründeten Definitionen beyzubehalten, zu Me-

ditationen. Daraus erwächst mancher Nachtheil. Oft artet diese Schärfe und Strenge bis zur Spitzfindigkeit aus. Wir dürfen nicht lange nach Beyspielen haschen; gleich die erste aller Ansichten, die Ansicht von der Ansicht, kann uns dazu dienen. Nur die vollständige Auffassung eines gegebenen, oder aus der Welt des Inneren selbstgenommenen Gegenstandes von dem selbstgewählten, für den Ansehenden möglich richtigen, Standpuncte, und in eigenthümlicher Geistesform, soll Ansicht, und alles, was sowohl dem Gegenstande als der Form nach von aussen gegeben und gelernt wird, soll Tradition seyn. Dennoch soll Spinoza's Ethik, Kants Kritik, und Fichtes Wissenschaftslehre für alle so lange Tradition seyn, so lange sie die eine oder die andere nicht in sich selbst geschaffen und construirt, oder selbstthätig mit ihrem inneren Leben amalgamirt hätten. Das geht noch wohl. Es ist damit der längst bekannte und oft erwähnte Unterschied zwischen historischem und philosophischem Wissen mit löblicher Genauigkeit festgestellt, und neu benamt. Aber weiter! Nur Tradition, nicht aber Ansicht, soll bestritten werden können, weil die wahrhaften Ansichten der Menschen nothwendig verschieden seyn *müssten* wegen der Verschiedenheit der Standpuncte, Geistesformen u. s. der Ansehenden, und weil man mithin, wenn man nicht anmassend und unsinnig verfahren wolle, seine Ansichten nur gegen die des anderen friedlich legen und zusehen dürfe, worin man sich ihm nähern könne. Wohl! Aber warum soll denn nun Tradition bestritten werden können, da sie doch in ihrem ersten Ursprunge ebenfalls Ansicht war, und, wenn sie es auch nicht für den Gegner ist, doch dadurch die Anmassung des Bestreitens nicht aufgehoben wird? Und was heisst denn, seine Ansichten gegen die des anderen friedlich legen, und zusehen, worin man sich ihm nähern könne, und worin nicht, was heisst das anders, als auf eine vernünftige Weise Ansichten bestreiten? Ist das nicht mit Worten gespielt? Noch auffallender wird die Spitzfindigkeit dieser Ansicht, wenn man sie in dem Anhange zu den Aufschlüssen über den Evergetenbund folgendermassen liest: „Da sich niemand einer Macht über reine und freye Aeusserungen der selbstthätigen Geisteskraft eines Anderen (über Ansichten) bewusst seyn kann u. s.: so liegen auch die freyen Aeusserungen meiner Geisteskraft, meine Ideen, meine Ansichten völlig ausser dem Gebiete desjenigen, was Toleranz und Intoleranz genannt wird. Wer also von meinen Lesern das *schwarz* sieht, was mir *weiss* scheint, und es daher auch nach seiner Ansicht *schwarz*, nicht nach meinem Scheine *weiss*, nennt, der ist nicht *intolerant*, sondern nur *wahrhaft*. Wer von ihnen mich nicht zwingt, das von ihm *weiss* Gesehene ebenfalls weiss zu sehen, sondern mich ohne Spott und ohne Verachtung im ruhigen Besitze meiner *schwarzen* Ansicht lässt, der ist nicht *tolerant*, sondern nur *nüchtern* und *wohlerzogen*. Wer fodert, dass seine Ansichten die Ansichten aller Menschen werden sollen, der erhebt sich in Gottes freyer Weltordnung zum pedantischen Schulmeister, er ist nicht *intolerant*, sondern *albern* und *lächerlich*. Wer aber seine Ansichten den Ansichten Anderer ruhig entgegenstellt, ohne diese zu bestreiten, der ist nicht *tolerant*, sondern bloss *billig* und *human*." Wer fühlt sich nicht gedrungen, in allen diesem ein spitzfindiges Ankämpfen gegen unschuldige Wörter und Namen wahrzunehmen, die (wie das Wort Toleranz, das in der That nur ein ruhiges Dulden fremder Meinungen neben den eigenen andeuten will) allenfalls einer näheren Bestimmung, aber keiner Vertilgung werth waren? Auf dergleichen Namenkämpfe trifft man aber in den Schriften des Hn. F. nicht selten. Auch scheint uns seine Hauptansicht, worauf es ganz vorzüglich mit angesehen war, dass es nämlich kein protestantisches Kirchenthum geben könne, und die evangelische Lehrfreyheit auf alle Weise unkirchlich und verderblich sey, gleichfalls an einiger Spitzfindigkeit zu leiden. Man braucht ja unter Kirche nicht lediglich eine gesellschaftliche Vereinigung der Menschen zur Annahme gemeinschaftlicher *Glaubenssätze* zu verstehen; sondern kann auch darunter eine Vereinigung begreifen zur Erreichung der gemeinschaftlichen *Tendenz* nach Befriedigung religiöser, oder, wenn der Vf. lieber will, kirchlicher Bedürfnisse durch gegenseitige Mittheilungen. Warum sollte also eine protestantische Kirche, wo die zur Erreichung jener Tendenz vereinigten Mitglieder keine streng gemeinschaftlichen Glaubensdogmen haben, sondern Jeder, der eigene Ansichten hat, diese nicht nur frey hegt, sondern auch frey mittheilt, um zur Erhöhung und Erweiterung fremder Ansichten, oder, um wiederum des Vfs. Benennungen zu gebrauchen, auch nur fremder Anblicke dadurch beyzutragen, warum sollte eine solche Kirche ausser der Möglichkeit liegen? Es ist ja auch damit nicht gerade ein tyrannisches Aufdringen der eigenen Ansichten nothwendig verknüpft. Das Gedeihen der evangelischen Lehrfreyheit lag, was auch Hr. F. dagegen sagen mag, in den Fortschritten der Zeit, und der Gang der Zeit geht fort, und muss fortgehen, trotz allen Entgegendämmungen. Das hindert uns jedoch nicht, herzlich gern in alle die Vorschläge, die im einundzwanzigsten Briefe zum Nutzen der evangelischen Kirche, die freylich als kirchliche Vereinigung so vieler Völker nie total und rein protestantisch seyn kann und darf, gethan werden, mit einzustimmen, weil wir überzeugt sind, dass dadurch das Nachtheilige, das auch die wohlthätigsten Zeitfortschritte in ihren Uebergängen mit sich zu führen pflegen, in etwas vermindert werden wird.

Im Uebrigen erwachsen aus jener Verstandesschärfe und Vernunftstrenge, die wir als den eigenthümlichsten Zug in der Denk- und Darstellungs-Form dieser Schrift und ihres Schriftstellers selbst angeben, auch nicht minder manche Vortheile. Mit seltener Genauigkeit beobachtet und ergründet jene Schärfe und Strenge den Charakter und Unterschied der Dinge und Begriffe, und zwar ganz vorzüglich dann, wenn es nicht sowohl Gegenstände der höheren Speculation, als vielmehr der Beobachtungsgabe, des

Lebens und der Geschichte gilt. Man betrachte nur die Würdigung der Ereignisse in der Kirchengeschichte, und die Charakteristik der kirchlichen Hauptparteyen, worunter besonders die Charakteristik des Katholicism Epoche machen dürfte. Gleich glücklich, im Ganzen genommen, ist auch das erste und letzte Ziel dieses Werks überhaupt erreicht. Diess Ziel war nämlich kein anderes, als den Weg, den jedes Mitglied jeder Kirche zum Protestantism, und durch diesen zur Religion zu wandeln habe, ausführlich zu zeichnen. Nur darum wurde alles das gesagt, was über das Wesen der Religion, des Protestantism, des Kirchenthums, und der einzelnen Kirchenparteyen gesagt worden ist. Dadurch ward selbst des Vfs späteres Werk (No. 2), *Abälard* und *Heloisa*, veranlasst, die an ihrem schönen Beyspiele aufs Neue den Weg zum Protestantism und zur Religion, indem sie ihn selbst vor den Augen des Lesers gehen, anschaulich zeigen sollten, welches Werk desshalb als ein Anhang zu jenen *Ansichten*, als ein vierter und fünfter Theil derselben, zu betrachten ist.

(*Die Beurtheilung dieses Werks folgt im nächsten Stück.*)

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Eisenach*, b. Wittekindt: *Gedichte* von *F. Th. Hartert*, Amtmann zu Braebfeld. Erstes Bändchen. 1806. XII u. 100 S. 8. (8 Gr.). Da der Vf. in der Vorrede versichert, dass er sich glücklich preisen würde, wenn die Erstlinge seiner Muse dem prüfenden Kenner nicht ganz missfielen: so wollen wir dem guten, und, wie aus seinen Gedichten erhellet, zart fühlenden Manne auf seinen einsamen Spaziergängen im *Schöpfungstempel*, d. h. im nahen Buchenhain, wo ihn der plötzliche Tod eines Hänflings mit so warmer Theilnahme erfüllt, keine trübe Stunde machen. Jeder Ort will seinen Poeten, der bey vorkommenden feyerlichen Gelegenheiten den festlichen Gedanken auch ein festliches Kleid anlegt, und sich dabey immer ein wenig nach der vorigen Mode, d. h. nach der Empfänglichkeit der Menschen richtet. Hr. H. mag also ungestört mit seinen Freunden, die ihn zur Herausgabe seiner Gedichte ermunterten, sich der Eingebungen seiner Muse freuen, und jenen biederherzig zusingen:

> Herrschte Redlichkeit und Treue
> Ueberall in dieser Welt,
> Sähe, nicht genagt von Reue,
> Jeder froh das Sternenzelt:
> Heiter schwänden uns're Tage,
> Ohne Sorgen, ohne Plage. u. s. w.

Doch wollen wir ihm den Rath geben, wenn er ein *zweytes Bändchen* von seinen Gedichten zu Tage födern sollte, lieber *Abdrücke für Freunde* darauf setzen zu lassen, welchem Begriffe er ja, wie häufig geschieht, eine weite Bedeutung beylegen kann. Denn sonst stehen wir nicht dafür, dass er einem strengeren Kritiker in die Hände fällt, der mit Unfreundlichkeit auf ihn anwendet, was er selbst, hart genug, S. 67 von einem gewissen L. sagt:

> Wenn hochbezaubernd G..... sanfte Harmonien klingen,
> Möcht' ich mich stets an diesem Saitenspiele laben;
> Eh' aber L....... verstimmte Tön' ins Ohr mir dringen,
> Hört' ich mit stumpfem Messer lieber Hirschhorn schaben.

Uebrigens werden es seine Freunde ihm gewiss sehr Dank wissen, wann er sich in seinen gereimten Versen künftig mehr der Kürze befleissigt, als wodurch der Wohlklang, auf den es hiebey doch wohl vorzüglich ankommt, ausnehmend gewinnen wird. T. Z.

S. Gallen b. Huber u. Comp.: *Späne aus der Werkstätte des Schreiners Jakob. Erste Lieferung. Vom Herausgeber vorzüglich seinem Herrn Pfarrer gewidmet.* 1805. 167 S. 8. Meister Jakob ist kein unebener Mann, er hat auf der Wanderung als Weltbürgergeselle manches gesehen und erfahren, und weiss sehr gut, was schwarz oder weiss ist; auch muss er in seiner Jugend fleissig zur Schule gegangen seyn, denn er versteht zu lesen, zu denken und zu schreiben. Zudem ist er ein braver, rechtschaffener Mensch, der Recht und Tugend liebt, und bleibt auch dann, wenn er einmal eine Grille fängt, achtungswerth. Die achtzehn Körbe Hobelspäne, die diese erste Lieferung zum Verkauf bietet, sind — achtzehn Gelegenheiten, seine Gedanken über wichtige Gegenstände der Zeit, und besonders der Religion und des Gottesdienstes, vorzutragen. Wir wollen ein paar Späne zur Schau ausstellen: so werden die Käufer am wenigsten betrogen. S. 17 „Was geschehen *muss*, geschieht; (die Rede ist von der französischen Uebergewalt) das *Wenn*, und *Wie*, und *Wozu?* ist die Sache der Vorsehung. Unsere Sache ist, dass wir uns darein schicken, und in getroster Hoffnung thun, was wir *sollen*; wer das nicht will, mag sich sträuben, und härmen und beängstigen; ist er nicht zu belehren und zu beruhigen, so ist er zu bedauern: im Unglück ist der elendeste, *wer ohne Muth und Hoffnung ist.*" Wohl zu merken, der Vf. ist ein Schweizer. S. 49. „Ein Prediger hat in Absicht auf politische Meinungen und ihre Mittheilung eben das Recht, wie jeder andere Bürger, aber kein *grösseres* als dieser, und ist keinesweges befugt, von diesem Rechte auf der Kanzel Gebrauch oder vielmehr einen sündlichen Missbrauch zu machen." S. 81. sagt der Pfarrer, der überhaupt eine treffliche Rolle spielt: „Wehe dem Prediger, wenn dasjenige, was er auf der Kanzel sagt, der Liebe zuwider ist; er ist alsdann kein wahrhaft christlicher Prediger, sondern nur ein sündhaftar Schwätzer, und ihm hat ein Apostel schon das Urtheil gesprochen." — Eine vorzügliche Beherzigung verdient, was der Vf. im elften, zwölften und dreyzehnten Korbe vorbringt zur Beantwortung der Frage: Wie können die Geistlichen ihr Amt und ihren Stand achtbar machen? Wer Ohren hat zu hören, der höre! S.

Magdeburg, b. Keil: *Das Modell, ein Lustspiel in zwey Aufzügen*, nach der französischen Operette *Une Folie* von Bouilly frey bearbeitet von *C. W. E. von Griesheim*, königl. preuss. Kammerherrn. 1806. 86 S. 8. (8 Gr.). Es ist die im Deutschen bekannte, und über die Gebühr beliebte, ziemlich prosaische Intriguenoperette: *Je toller je besser*, deren Gegenstand der Musik nur Stoff zu kleinen Lieblichkeiten, aber wenig Gelegenheit zu einer freyeren Anregung der Phantasie giebt, und daher besser dem Lustspiele anheim fällt, obgleich das Ganze durch die Musik wie durch eine fremde Ausschmückung an Reiz gewinnen muss. Hier ist die Operette mit Leichtigkeit, und bis auf ein paar zu derbe Ausdrücke mit Glück in ein Lustspiel verwandelt, und was der Uebersetzer daran verändert hat, besteht vorzüglich darin, dass er des Malers vorgebliche Mündel, sein beständiges *Modell*, die Verwandte und schon bestimmte Braut des um sie werbenden Officiers seyn lässt, durch welche, obgleich nicht nothwendige, Verknüpfung der Schluss mehr Wichtigkeit und Ründung erhält. Sollte es wohl ganz passlich seyn, in einem vorgeblichen Schwabenliede einem Schwaben selbst in den Mund zu legen, dass sie erst nach dem vierzigsten Jahre klug würden? T. Z.

Fortsetzungen.

Paris: *Schicksale der vermeinten Gräfin Julie von Ostburg. Ihre Verfolgung, Einkerkerung, Aufenthalt und Qualen unter den Nonnen, und Tage des Schreckens unter den französischen Soldaten.* 3s u. letztes Bdchen. 1805. 243 S. 8. S. Rec. der beyden ersten Bdchen, 1804. in No. 274.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 12 DECEMBER, 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Berlin, b. Maurer: *Abälard und Heloisa*, von *D. J. A. Fefsler etc.*

(Befchlufs der im vorigen Stück abgebrochenen Recenfion.)

Zwifchen diefem und dem vorher beurtheilten Buche findet eine genaue Verbindung Statt, welcher zufolge der vollftändige Sinn der religiöfen Selbftbefchauung perfonificirt durchgeführt wird. Abälard ift als ein Gegenftück zum Petrarka zu betrachten, welche beyde einen nahe verwandten idealen Geift offenbaren, die die höchfte Metaphyfik mit der tiefften Myftik, die innigfte Offenbarung des Gemüths mit dem anmuthigen und gehaltvollen Spiel der Liebe theilen, und nur ihre charakteriftifche Verfchiedenheit dadurch erhalten, dafs der Italiäner in den Elementen der Lyrik, der Franzofe hingegen, feiner Nationalität gemäfs, in der egoiftifchen Dialektik feine Heimath findet. In fofern diefe letztere mit kindlichem Ergötzen von dem Vf. betrachtet wird, ergreift er bey der Enthüllung des Abälardfchen Geiftes die erwünfchte Gelegenheit, fein eigenes Wirken, Streben und Seyn zu offenbaren. Aus diefem Gefichtspuncte betrachtet, verdoppelt fich das Intereffe für Abälard und feine Heloifa, welche beyde in neuern Zeiten überall fo einfeitig verkannt wurden, indem *Pope's* Darftellung einer kraft- und gemuthlofen Sentimentalität faft die einzige Kunde war, aus welcher man jene herrlichen Menfchen der Vorwelt dem Namen nach kannte.

Bey einem fo ernftlich gemeinten Unternehmen, kann man es dem Vf. nicht verargen, wenn er fo ungehalten auf die lefende Menge ift, von welcher er fürchtet, dafs fie auch diefe Arbeit, wie mehrere feiner früheren Ausftellungen, mit dem Namen eines hiftorifchen Romans belegen werde. Der Mangel an gehöriger Bedeutung diefer Benennung kann zwar leicht ein Verkennen höherer Abficht veranlaffen, und die Willfährigkeit, mit welcher handwerksmäfsige Schriftfteller fie ergriffen, hat dem Aushängefchilde, hiftorifcher Roman, eine *levis notae macula* gegeben. In fofern Hiftorie, objectiv und real, der Roman hingegen fubjectiv und ideal ift, kann jene Claffification, die eine *contradictio in adjecto* enthält, nicht vertheidigt werden; wie es denn überall ein unnöthiges und lächerliches Beftreben ift, Worten viele Worte zu fchenken. — Mit einer feltenen Belefenheit fucht Hr. F. die fämmtlichen Thatfachen zufammen, die die pragmatifche Gefchichte von den Thaten, Meinungen und Schickfalen des grofsen Meifter Peter Abälard und feiner vertrauten Heloifa liefert, würdigt beyde ihrem Zeitalter gemäfs in einer idealifirenden Darftellung nach ihrem inneren Gehalte, und fucht fo die Wirkungen einer höheren Weltordnung ins Licht zu fetzen, um als Pfycholog die Räthfel des menfchlichen Gemüths, als dialektifcher Rhetor die Speculationen des alles erforfchen wollenden Geiftes zu löfen. Das Ganze ift das Product der Reflexion, durchaus kein Roman; denn zu dem letzteren fehlt es ihm an den eigenthümlichen Merkmalen, dem thätigen, romantifchen, zu Einem Zwecke geweckten, und in fich felbft freyfchaffenden Leben. In fo fern aber jede Reflexion über das Leben Religion werden mufs, fand der Vf., fich felbft genau kennend, in dem Kampfe zwifchen Religion und Kirche eine erwünfchte, und längft vorbereitete Aufgabe. So enthüllt er fein eigenes Genie, indem er den Zeitgeift des Helden in Erwägung zog, und von ihm aufgefodert die Refultate feiner Studien ausfprach. Hieraus wird es felbft erklärbar, warum Hr. F. oft mit anfcheinender Weitläuftigkeit bey dem Detail der Abälardfchen Disputationen verweilt; nur folche Lefer können dadurch ermüdet werden, die in einer getreuen Gefchichtserzählung alle an den Autor zu machenden Foderungen befriedigt finden. Die Tendenz des ganzen Werkes bleibt immer die Hinweifung auf die weifen Grundgefetze der Weltordnung, welche aus der fcheinbaren Verwirrung der Zeiterfcheinungen die ewig harmonifche Ruhe des Univerfums entwickelt; hierzu wird das milde, weibliche Gemüth neben dem männlich kecken Sinn, der das Weltall bezwingen und beugen will, geftellt, und gezeigt, dafs Leben im erhabenften Wortfinne nichts anders feyn könne, als *Befchauen*, *Ruhen* und *Lieben*. Hievon geht Abälards Laufbahn in dem erften, *Unfchuld* überfchriebenen, Abfchnitte aus. Da lernt der Lefer die Umgebungen kennen, in welchen er das Lebenslicht erblickte, hört die ernften Weifungen der erften Lehrer, fieht ihn an dem Grabe des heiligen Martinus und bey dem fegnenden Berengarius. In den Einwirkungen der Welt auf das noch kindliche Gemüth, auf dem Concile zu Clermont, ahndet man den bald eröffneten Kampf, und wird in diefer Ahndung vergewiffert, wenn man den Egoism in der Seele des Jünglings wallen fieht, und in Roscelins Schule zu Compiegne feine dialektifche Gewandheit und feine Sophismen bewundern mufs. Da tritt dann *das Erwachen* (2ter Abfchn.) mächtig ein, und der Sieg über den berühmten Wilhelm von Champeaux

bewirkt unmittelbar die eigene Meisterschaft (In Abälards 21. Lebensjahre), die mit der ersten Regung für die Weiblichkeit in der Person der Adelais von Corbeil verbunden ist. Noch will aber der Verstand allein dominiren, und die sanften Weisungen eines Balderic und Marbod, wie die letzten Worte des sterbenden Vaters, fruchten nichts; selbst die nähere Bekanntschaft mit Platons großen Schöpfungen ist und bleibt ihm nur ein Spiel des Verstandes; ob gleich kein sophistischer Sieg den Helden vor der inneren Unzufriedenheit sichern kann, ihn, der als Meister der Theologie der pariser Kathedralschule vorgesetzt, dennoch der Religion entbehrt. — *Leben*, 3ter Abschn. Selbst auf dem Gipfel des Ruhmes schwankt der Mann zwischen Leere und Unzufriedenheit, ehe ein neues Erwachen durch die Bekanntschaft mit der edlen Weiblichkeit, in der Person der Adelais, herbeygeführt wird, durch welche er seine Heloisa kennen lernt. Erblicken und Lieben und Vereinigung in der Gartenkapelle der heiligen Jungfrau folgt unmittelbar auf einander. Bald wohnen die Vertrauten zusammen in Fulberts Hause, und schwelgen unter den Lehren der Weisheit in den Mysterien der Liebe, in welchen sie von dem Oheim überrascht, durch Abälards plötzliche Flucht getrennt werden. Die *Selbstentzweyung* (4. Abschnitt) wird durch Heloisens Hoffnung der Mutterfreuden versühnt, wie der Oheim Fulbert durch die eheliche Verbindung der Liebenden, die aber der Welt ein Geheimnifs bleiben soll, beruhigt wird. Aber die Unversöhnlichkeit der Verwandten tritt als Rachegöttin auf, und brütet den Plan aus, dessen Opfer Abälard in der Magdalenennacht ist. Er überblickt trauernd das verfolgende Geschick, will Mönch werden, und weihet die harmonische, mit sich selbst im ewigen Frieden lebende Heloisa der Buße; sie nimmt den Schleyer, er wird von der Kartause zurückgewiesen, erhält aber in der Abtey zu St. Denys die kirchliche Priesterweihe, womit der erste Theil endet. Zu voreilig war Rec. in des Vf. Seele in Verlegenheit, was er noch in dem zweyten Theile zu geben im Stande seyn möchte, da die wichtigsten Momente schon aufgestellt, und die aus Klosterwelt und Schulphilosophie, Religion und Leben construirten Hauptelemente bereits dargelegt waren; doch die Erniedrigung unter der Allgewalt des Schicksals und die Verherrlichung des Ewigen durch den Streit des Lebens mußte noch näher gezeigt werden. Drum beginnt der zweyte Theil mit dem *Kampfe gegen die Welt* (5. Abschnitt). In Abälards Seele entwickelt sich der Widerwille gegen die Ausschweifungen seiner Klosterumgebungen, und bey dem fortgesetzten Ruhme seines Lehramts, die Liebe zum Contempliren und in demselben das Erkennen der ewigen Wahrheit, daß Gedanken und Einsichten der Sterblichen, mithin alle Deutungen der Kirche, in Beziehung auf das Göttliche ihren eigentlichen Sinn verlieren, und blos symbolisch, mythisch und mystisch verstanden werden müssen. — Nach der empfindlichen Kränkung und Demüthigung auf der Provincial-Synode zu Soissons findet sich A. unter Medardus schonender Aufsicht, und in Idalinens hoher Religiosität wieder; aber seine Rückkehr nach St. Denys ist mit dem Verluste der Freyheit und mit Gefängnißstrafe verknüpft. — Flucht zum Prior von St. Ayoul und Entlassung von St. Denys, um in einer Einöde als Mönch zu leben. — Im Thale bey Nogent an der Seine erbaut er mit Arnold von Brescia seinen Paraklet, und viele Schüler folgen ihm dorthin, wo ihn der Obermeister Galcherius von Segan den Bund der Erhabenen ahnden läßt. — Fernere scientive und schriftstellerische Arbeiten. — *Vorbothen der Niederlage* (6 Abthl.). Nach der Uebernahme der Abtey von St. Gildas verläßt er das geliebte Thal, nachdem er die zu Argenteuil vertriebenen Nonnen unter der Führung seiner Heloisa darin aufgenommen hat. Unter dem Wechsel der heiligen Liebe im Schooße von Paraklet, und den Mordanschlägen der tiefgesunkenen Mönche von Gildas, sieht er deutlichere Spuren von dem Bunde der Erhabenen, und eröffnet sich eine neue Welt von Erfahrungen, indem er sich in das päpstliche Gefolge begiebt. *Niederlage*. (7 Abschn.). Abälards neue Schule auf dem Berge der heiligen Genovefa, und seine Aufnahme in den Bund der Auserwählten, nach dem Concile zu Rheims. — Neuer Streit mit der Kirche. — Er appellirt von der Versammlung zu Sens, nach Bernards entscheidungsvoller Rede, an den Papst, und beginnt die Reise dorthin; und auf dieser wird ihm die Palme des *Friedens* (8 Abschnitt) zu Clugny, wo er alle Neuerung verrathenden Lehrsätze widerruft, sich mit der Kirche versöhnt, und den Sieg der Religion in den Armen seines versöhnten Feindes Bernard zu Clairvaux feyert. Er wird Mitglied der Gemeine zu Clugny, verständiget sich sein Inneres in der Einsiedeley auf Montmelard, und scheidet in dem Priorat von St. Marcell aus den Stürmen des Erdenrundes. So endet das Ganze in einer großen Harmonie, die die Dissonanzen der sublunarischen Welt in die Grundtöne des Göttlichen auflöst, mit einem Lehrbriefe, den der alte Bernard aus Abälards eigenem Geiste nimmt; und so entfaltet sich das Problem seines ganzen Lebens, indem der weise Greis die längst vergessenen Worte von neuem in ihrer ewigen Kraft vor Abälards Seele führt. — *Heloisa* (Schluß), die, wie der Genius der Vollendung, ihn mit ihrem geläuterten Frieden auf der wechselreichen Wanderschaft im Geiste begleitet hat, die durch kein Schicksal aus dem Bunde seines Herzens gerissen wurde, und ihm so manches Wort der Weisheit und Liebe zusprach, sieht im Inneren Abälards Heimfahrt, und erhält zu Paraklet die letzte Blüthe des schönen Geistes, seine Selbstbeschauung, wie auch die heilige Reliquie seiner irdischen Hülle, neben welcher sie nach dem Tode ruhet. —

Dieses ist mit wenigen Worten die Anlage des Ganzen, nach welcher die historischen Materialien der Zeitfolge gemäß geordnet sind. Der Geschichtsforscher findet hier eine gehaltvolle Darstellung des merkwürdigen Zeitpunctes, in welchem wissenschaftliche Cultur durch die erneute Bekanntschaft mit den Wer-

ken der Griechen und Römer belebt wurde; die vorzüglichsten Blüthen des menschlichen Geistes aus jener Epoche sind theils in dem Werke, theils in den Anlagen mitgetheilt. Der Psycholog sieht mit bedachtsamer Gründlichkeit die seltsam verschlungenen Knoten des menschlichen Herzens gelöst. Der speculative Philosoph trifft hier die Bestätigung der oftverkannten Wahrheit, dass sich öfter die Formen des Denkens, seltner ihr Zweck verändert; und endlich der Leser, welcher nur für den Augenblick unterhalten seyn will, wird unbewusst in eine bessere Sphäre versetzt, und der schlummernde Geist geweckt.

Rec. glaubt dann seine Pflicht erfüllt zu haben, wenn er sich bemühte, auf das Eigenthümliche dieses Werkes aufmerksam zu machen, nicht aber, wenn er in einer monologen Disputation mit dem Vf. gestritten hätte, warum er manches so und nicht anders bearbeitet, warum er an der einen Stelle so viel, an der anderen so wenig gab. — Solche Versuche können zuweilen ihren Nutzen haben, hier wären sie gewiss unstatthaft. — Das bedächtlich und treffend gewählte Motto des ersten Theiles aus dem *Hermes Trism. Si Deum quaesieris, pulchritudinem ipsam quaeres; quae tandem ad id ferat, unica via est, pietas contemplationi conjuncta*, sage zurückweisend oder einladend einem Jeden, was hier zu finden ist; und wenn es möglich wäre, den vielseitigen Sinn des Buches in wenig Worten auszusprechen, so möchte Rec. den Versuch dazu in folgenden beyden Distichen machen:

In dem Gemüth wohnt Weihe; im Herzen wohnt das Gemüthe,
Und als das Herz der Natur hebt sich der Erdkreis empor;
Heimisch ist hier die Gottheit: im ewigen Wohnsitz der Liebe
Weiht sie zur Mutter das *Weib*, weiht sie zum Priester den *Mann*.

F. C. R.

FRANKFURT a. M., b. Eichenberg: *Wider die Gefahr, in öffentlichen Kanzelvorträgen zu stocken oder gänzlich zu verstummen.* Ein Versuch in Briefen, als Beytrag zur Theorie der Kanzelberedsamkeit, von *Johann Philipp Lang*, des Königl. Preuss. Institutes der Moral und schönen Wissensch. ord. Mitgliede. 1805. X u. 156 S. 8. (14 Gr.)

Es leidet keinen Zweifel, dass sowohl auf hohen Schulen, als auch von den Mitgliedern des Predigerstandes für wahre Kanzelberedsamkeit bey weitem nicht genug geschieht. Einzelne Männer haben sich zu geistlichen *Rednern* zu bilden gesucht, und einigen ist es allerdings gelungen, den Weg in das Heiligthum der Kunst zu finden. Aber was ist das, möchte man auch hier ausrufen, unter so Viele! So lange der Predigerstand der protestantischen Kirche noch unter so ungünstigen äusseren Einflüssen steht; so lange die Prediger selbst sich nicht von höheren Begriffen von ihrer Kunst begeistert fühlen; so lange unsere Predigerseminarien nicht zugleich *Rede-institute* werden, so lange werden gute, um nicht zu sagen, vorzügliche Kanzelredner unter die grossen Seltenheiten gehören. *Quintilian* und *Cicero* müssen gekannt, sorgfältig studirt und befolgt, der Geist ihrer Theorieen muss rein aufgefasst und in der Praxis wieder gegeben werden; dem Talent muss Eifer und Liebe und tiefe Achtung für die Heiligkeit des Predigerberufes zu Hülfe kommen, und es muss endlich Musterschulen für den künftigen Kanzelredner geben, worin nicht bloss Inhalt und Form der Ausarbeitungen beurtheilt, sondern worin die Prediger insbesondere zu *Rednern* gebildet werden.

Ganz richtig glaubt daher unser Vf., es werde nicht eher gut um das Predigtwesen stehen, als bis die äussere Beredsamkeit mehr cultivirt werden werde. Wie möchte auch der Mann von Sinn und Interesse für Schönheit der Darstellung, der Action im weitesten Verstande, dem Extemporiren und Nichtmemoriren das Wort reden! Diess kann nur der, welcher den Werth und Einfluss der Beredsamkeit nicht kennt. Der Vf. hat so richtige Blicke in die Predigtkunst gethan, fällt so treffende und gesunde Urtheile über die Kanzelberedsamkeit und dringt so tief in die Natur derselben, so wie in den Geist der Alten, die, wie es scheint, auch in der Redekunst die ewigen Muster bleiben werden, ein, dass jeder für seinen göttlichen Beruf begeisterte Prediger sich freuen muss, in ihm einen Geistesverwandten zu entdecken, der in das Wehe über den einstimmt, welcher des Herrn Werk lässig treibt.

Die von ihm angegebenen Mittel, sich das Recitiren der Predigt zu erleichtern, und sich vor dem Stocken (Steckenbleiben) zu verwahren, hat Rec. aus eigener Erfahrung erprobt. Das Epitomiren hat er nicht versucht, wiewohl es ihm auch von einem anderen geschätzten Prediger empfohlen worden. Für sich besorgte er mehr Zerstreuung als Bindung der Aufmerksamkeit daraus. Von der *Schenkel-Sommerschen*, so wie von der *von Aretinschen* Methode, so weit sich die letztere bis jetzt beurtheilen lässt, erwartet der Vf. wenig Gedeihliches für das Einlernen der Predigten. — Rec. wünscht diese kleine, aber gehaltreiche Schrift in den Händen aller jungen Prediger und Candidaten des Predigtamtes. (De.)

ARCHITEKTONIK.

LEIPZIG, b. Baumgärtner: *Die englische ländliche Baukunst*, von *James Malton*. Mit 21 Kupferplatten, gestochen von Hullmann. 18 S. med. Fol. (ohne Jahrzahl). (8 Thlr.)

Während der vernünftigere Theil der Architekten sich bemüht, die Architektur wieder in ihre eigentlich plastischen Rechte einzusetzen, und sie auf bestimmte, aus dem Geiste der classischen Architektur hervorgehende Grundsätze zurückzuführen, ist ein anderer, und bey weitem der grössere Theil, bemüht, regellos in dem Gebiete derselben herum zu streifen, und sie auf eine sogenannte mahlerische Art zu behandeln. Zu der letzteren Classe gehören fast alle englischen Architekten, wenigstens diejenigen, von welchen wir in Deutschland Kunde erhalten. Sie haben durchaus den wahren architektoni-

fchen Standpunct verfehlt, kennen keine Gefetze, und ahnden kaum etwas von der den architektonifchen Werken fo eigenthümlichen Beftimmtheit. An der Entftehung diefer pittoresken Architektur mag ihre hervorftechende Liebe und ihr reger Eifer für die Landfchafts-Gartenkunft wohl vorzüglich Schuld feyn; die allmählich, fo wie fie aus der rohen Natur ein lebendiges Gemälde zu fchaffen bemüht war, die Architektur mit in diefes Gebiet hinüber zog, unbekümmert, ob ihr innerer Organismus eine folche Behandlung erlaubte, oder nicht. Was der fogenannte gothifche Styl in Bezug auf die Baukunft der Griechen und Römer that, dafs er fie von der beftimmten Grundform abführte, und in ein mehr willkührliches Formenfpiel umwandelte: das thut die beliebte englifche Gartenbaukunft mit der befferen modernen Architektur, und beyde ftehen im gleichen Contraft mit einander. — Welcher Gewinn daher aus dergleichen Producten gezogen werden könne, läfst fich leicht erachten. —

Der Vf. gegenwärtiger Schrift fcheint ganz vorzüglich fich dadurch zu einem architektonifchen Mahler aufwerfen zu wollen, dafs er Ideen zu Hütten (*cottage*, welche Gattung ländlicher Gebäude in den englifchen Gärten eine fo bedeutende Rolle fpielt) liefert, deren ganzer Werth in mahlerifchen, unregelmäfsigen Einrichtungen des Inneren und Aeufseren beftehet. Er giebt Entwürfe von der geringen Wohnung eines Tagelöhners an, bis zu der eines bemittelten Farmer's. Es läfst fich aber leicht denken, wie wenig auf folche Grundfätze, wie fie der Vf. in der kurzen Einleitung beftimmt, gebaute Ideen die Erfoderniffe befriedigen, die man an eine Wohnung zu machen berechtiget ift, wenn fie gerade dem wefentlichen Erforderniffe der Symmetrie entgegenarbeiten. Der gröfsere Theil der Grundriffe enthält daher auch mehrentheils winkliche, unregelmäfsige Zimmer, von mancherley Formen und Abtheilungen, wie z. B. Taf. 14 und 17. Die Façaden find, wie fchon bemerkt, ganz unregelmäfsig und oft der Conftruction gerade zuwider, wie z. B. Taf. 15. Wer wollte wohl ein Stroh- oder Rohrdach auf folch eine Art conftruiren, wenn man nicht etwa dabey ein Klima vorausfetzet, wo weder Regen noch Schnee fällt? — Bey dem letzten Entwurf Taf. 21 fcheint fich der Vf. alle Mühe gegeben zu haben, die Wohnung eines bemittelten Gutsbefitzers darzuftellen. Aber wer fucht in einem Landhaufe, wobey der Bauplatz in der Regel nicht befchränkt ift, folche gefängnifsähnliche Wohnungen für Domeftiken, wo weder Luft, noch Licht hineinkömmt? Souterrains find nicht einmal in Städten zu Wohnungen für Menfchen, wo oft der Platz fehr befchränkt ift, zu geftatten; denn fie geben immer einen feuchten, ungefunden Aufenthalt, viel weniger auf dem Lande, und noch dazu ganz in die Erde verfteckt. —

Kupferftecher und Verleger verdienen bey diefem Werke ohne Zweifel eine rühmliche Erwähnung: jener, wegen der Sauberkeit, womit er verfahren; diefer, wegen der Eleganz, die er dem Aeufsern verfchafft hat. Möchten beyde ihre Kräfte auf etwas Befferes verwendet haben! K.

KURZE ANZEIGEN.

TECHNOLOGIE. *Leipzig*, b. Supprian: *Der wohlunterrichtete Effigbrauer, oder die Kunft alle Arten einfache fo wie auch aus Kräutern und Blumen bereitete Effige zu verfertigen.* Aus dem Franzöfifchen des Minifters *Chaptal* und *Parmentier.* Mit Anmerkungen und Zufätzen des Ueberfetzers. Zweyte Auflage. 1804. 64 S. 8. (5 Gr.)

2) Ebendafelbft. *Die Kunft alle Arten Branntewein zu verfertigen.* Aus dem Franzöfifchen des Minifters *Chaptal* und *Parmentier.* Mit Anmerkungen und Zufätzen des Ueberfetzers. Zweyte Auflage. Mit Kpf. 1804. 144 S. 8. (12 Gr.)

Beide Schriften find weiter nichts als nochmalige wörtliche Abdrücke der im J. 1802 bey demfelben Verleger erfchienenen *Kunft alle Arten Branntewein und Effig zu verfertigen. Aus dem Franzöf. des Minifters Chaptal und Parmentier*, und da diefes Buch aufser den Grenzen unferer A. L. Z. liegt, fo begnügen wir uns, blofs daffen Dafeyn anzuzeigen, und bemerken hiebey, dafs in No. 1 nur die Bereitung des *Weineffigs*, in No. 2 aber vorzüglich die Verfertigung des *Franzbranntweins* befchrieben wird. Die Dedication von No. 2. hat ein Dr. *G. W. Becker* unterfchrieben, der wahrfcheinlich Ueberfetzer beider Schriften ift.

Αλκ.

Stuttgardt, b. Erhard: *Ueber die Schädlichkeit der Dämme oder Deiche im Allgemeinen, und in hydrotechnifcher Hinficht.* Vom Landbaumeifter *Meerwein* zu Emmendingen. 1804. 76 S. 8. (8 Gr.) Unfer berühmter Wafferbaumeifter *Wiebeking* hatte in einem mehrmals gedruckten Auffatze auf die immer höheren Anfchwellungen der Flüffe aufmerkfam gemacht, und dabey die Urfachen der Anfchwellungen nach feiner Anficht der Sache angegeben, und Mittel dagegen vorgefchlagen. Unter den Urfachen hatte er die Erhöhung und Erweiterung der Flufsbetten zuerft genannt. Hierin, meint aber der Vf. diefer kleinen Schrift, habe er fich geirret; indem die Erhöhung der Flufsbetten nicht die Urfache, fondern die Folge der Erweiterung derfelben fey. Für das zweckmäfsigfte Mittel erklärt er daher die Einengung der Flufsbetten auf die Normalbreite der Flüffe; und räth dabey, die Flüffe bey grofsem Waffer nur übertreten zu laffen: ihre Ueberfchwemmungen werden nicht nur weniger Schaden thun, als von der Erhöhung ihrer Betten zwifchen den Deichen und den zuweilen doch eintretenden Deichbrüchen zu fürchten fey, fondern fie werden auch das Land auf beiden Seiten immer mehr erhöhen, und dadurch nach eben diefem Verhältniffe feltner werden. — Der Hauptpunct, worüber der Vf. mit W. ftreitet, ift der, ob die Erhöhung Urfache oder Folge der Erweiterung der Flufsbetten fey. Nun läfst fich zwar nicht leugnen, dafs der Flufs bey der Zunahme feiner Breite langfamer fliefst, und dann die fremden Theile, die er bey der vorigen Gefchwindigkeit noch mit fortgeführt haben würde, fallen läfst, und damit fein Flufsbette erhöhet: aber zu verkennen ift doch auch nicht, dafs der Flufs fein Bette nicht eher erweitern kann, bis es ihm zu enge geworden ift. Und das kann es ihm aus zweyerley Urfachen werden: entweder, weil er die bis hieher gebrachten fremden Theile auch bey der vorigen Gefchwindigkeit nicht mehr weiter bringen kann, folglich hier fallen laffen mufs, oder weil des Waffers mehr wird, als in dem vorigen Flufsbette bleiben kann, wobey die Uebertretung des übrigen denn gar nicht zu hindern ift. Die Erhöhung kann alfo nach den Umftänden Urfache und Folge der Erweiterung feyn. Wenn nun aber hiernächft beide, für gefchickte Männer anerkannte Hydrotekten in den Mitteln, die fie vorfchlagen, fo weit von einander abgehen: fo liegt diefs allein daran, dafs der eine einen ganz anderen Gefichtspunct nimmt, als der andere. W. nimmt die Sache, wie fie jetzt wirklich ift, und vermuthlich auch wohl bleiben wird, nachdem die Deiche einmal angelegt find, und an den Flüffen nach den bisherigen hydrotechnifchen Grundfätzen gebauet ift. M. nimmt fie fo, wie fie feyn könnte, und vielleicht auch feyn follte, wenn die Flüffe noch in ihrem erften wilden natürlichen Zuftande wären. Die ftreitenden Theile werden fich alfo wohl nie mit einander vereinigen; der Unparteyifche wird aber beider Aeufserungen lehrreich finden. a.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 DECEMBER, 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

1) LONDON, b. Cadell: *A Voyage to Cochinchina in the Year 1792 and 1793: etc. To which is annexed an account of a Journey, made in the years 1801 and 1802, to the residence of the Chief of the Booshuana Nation being the remotest point in the interior of Soutern Africa, to which Europeans have hitherto penetrated etc. By John Barrow* Esq. F. R. S. 1806. 520 S. gr. 4., mit vielen illuminirten Kupfern und einer Charte, welche die Reise-Route anschaulich macht. — (22 Thlr. oder 3 L. 13½ Schill. Sterl.).

2) LONDON, b. Cadell u. Davies: *Travels in Europe, Asia minor and Arabia. By T. Griffiths* M. D. Memb. of the Royal Medic. Societ. of Edinburgh etc. Whith Plates. 1805. 380 S. gr. 8. — (4 Thlr. oder 16 Schill. 3 Pfg. Sterl.).

3) HAARLEM, b. Loosjes, Pet. Sohn: *Reize door Frankryk, in gemeenzaame Brieven door Adriaan van der Willigen aan den Uitgeever.* Met Platen. 1 Stuk. 1805. 172 S. gr. 8. Mit 18 Kupfertaf. — (1 Thlr. 15 Gr. oder 3 fl. holl.).

Unter diesen drey Reisebeschreibungen zeichnet sich vorzüglich No. 1. aus. Der Vf. ist aus früheren Reisebeschreibungen allen Freunden der Literatur und Völkerkunde als ein Mann bekannt, der Scharfsinn mit Beobachtungsgeist, Gelehrsamkeit mit Kunstgeschmack, Statistik mit Handlungsverhältnissen, Kenntnifs der Naturgeschichte mit der des Landbaues unter verschiedenen Erdzonen, kurz: alle die Erfordernisse eines gelehrten Reisenden mit dem Zweck der Belehrung, der Unterhaltung und der Gemeinnützigkeit zu verbinden weifs. Auch dieses Werk enthält eine Menge interessanter Bemerkungen, die in verschiedene Fächer des menschlichen Wissens einschlagen, und woron manche ganz neu, eine Menge anderer aber wenigen Europäern bekannt sind. Ein Hauptvorzug an diesem Buche ist der: dafs darin von Gegenständen gehandelt wird, die der Wahrheit liebende Vf. selber sah; manches hat er auch aus zwey anderen wichtigen Handschriften geschöpft, deren er auf dem weitläuftigen, hier nicht einmal zur Hälfte abgeschriebenen Titel gedacht hat. Die wichtigsten Nachrichten über *Cochinchina* hat er aus einem *Memoir* des französischen Schiffs-Capitains *Barissy* gezogen, der mehrere Jahre lang eine Fregatte *Ludwigs XVI* zu Cochinchina befehligte, und den Hn. *B.* als einen Mann von Kopf und Kenntnissen schildert, auf dessen Beobachtungsgeist man sich verlassen könne. Rec. tritt dieser Meynung bey, indem ein Theil dieser Nachrichten mit denen übereinstimmt, die wir von einem holländischen Gelehrten besitzen, der in den J. 1799 und 1800 ebenfalls in diesem Lande war, um einige Aufträge des Gouverneurs von Batavia auszuführen, bey welcher Gelegenheit er seine topographische Statistik entwarf. Was der Vf. von den *Buschwanen* beybringt, ist aus einer holländischen Handschrift des Hn. *Truter* entlehnt, der mit dem Hn. *Somerville* im J. 1800 aus der Capstadt (Vorgeb. der guten Hoffnung) abgesandt wurde, zu untersuchen: ob nordostwärts der Kolonie des Caps Eingeborne wohnten, die hinlängliche Heerden von Hornvieh hätten, um den ungeheuren Verlust zu ersetzen, welchen eine grofse Dürre in der Niederlassung des Caps verursacht hatte. Es wird den Entdeckungsreisenden in diesen Gegenden alle Sicherheit versprochen, indem etwa 60 deutsche Meilen von der Grenze der Cap-Kolonie ein Volk entdeckt worden, das sicher, friedlich und glücklich lebt, und das erst seit den letzten 5 Jahren bekannt wurde, während die Portugiesen und Holländer das Vorgebirge der guten Hoffnung seit beynahe 3 Jahrhunderten bewohnen, ohne sich um die Kenntnifs des südlichen Afrika zu bekümmern, und ohne diese über 80 deutsche Meilen um die Capstadt auszudehnen. Den Reisenden *Truter* und *Somerville*, die in der Hauptstadt dieses Landes waren, welche an die 15,000 Einwohner zählte, ging es wie dem Vater der Geschichtschreiber, *Herodotus*: sie hörten dort ebenfalls, dafs es noch einige Tagereisen von ihnen, gegen Norden, in dem noch unentdeckten Lande der *Barroluher*, ungleich gröfsere und volkreichere Städte, wie diese, gäbe, deren Bewohner, wie die des Landes vom inneren Afrika, eben so friedlich, gastfreundschaftlich und glücklich als diese wären, bey denen sich diese Entdecker fanden. Doch wir machen nunmehr den besonderen Inhalt des Werkes bemerklich. Der Vf. handelt nämlich von dem Hin- und Herströmen des abendländischen Meeres in das mittelländische durch die Strafse von Gibraltar, welches schon *Halley* erklärte. (Mit der sinnreichen Hypothese dieses Gelehrten, s. *Miscell curiosa; T. I.* p. 114 seq. verdient auch *Athan. Kircheri Mund. Subterran. T. I.* p. 150 seq. *Disc. X. Amst.* 1665. fol. — *Buffon's Hist. natur. T. I.* p. 399; deutsche Uebers. 1ter Th. S. 298 fg. Berl. 1771. 8. und *Fischer's* phys. Lex. 3ter Th. S. 529 fg. verglichen zu werden.) Von

Madera kommen einige treffliche Nachrichten vor. Der Vf. geht nicht über die Entdeckung dieser Insel durch den bekannten *Joao Goncalves Zarco* (im J. 1419) hinaus. (Zur Zeit des *Plinius* und *Ptolomäus* hiefs fie: *Cerne Atlant.* f. *Plin.* Lib. x. c. 8. wohin auch die Note des *Vossius* zu deuten fcheint. f. *Is. Voss. ad Pomp. Mel.* L. III. c. 9. p. 411. Not. 22. ed. Franek. 1700. 8.) Die Bewohner der Infel giebt Hr. B. auf 90,000 an. (*Forster* in feiner *Reise um die Welt;* 1ter Th. S. 10 fg. fagt, dafs die Volkszahl im Jahre 1768 fich auf 63,913 Seelen belaufen habe; vergl. *Busching's* Erdbefchreib. 2ter Th. 1ter Band S. 103. 7te Aufl.). Die ftärkfte Weinausfuhr fetzt unfer Vf. jährlich von *Madera* auf 15 bis 25000 Pipen; (*Bruzen la Martiniere* giebt dafür 25,000 Stück an; f. *Allg. geogr. u. krit. Lexik.* 7ter Th. S. 393. Leipz, 1747. Fol.). Eben fo gehaltreich als unterrichtend ift der Abfchnitt, der von *Teneriffa* handelt. Vorzüglich fchätzbar und intereffant find die Nachrichten von Brafilien, bey welchen Hr. *Barrow*, der mannichfaltigen Gegenftände wegen, länger verweilt. Die Stadt *Rio* (St. Sebaftian) mit dem Hafen von *Rio de Janniro* wird umftändlich befchrieben, und ftatiftifche, auch andere Bemerkungen mit hinein verwebt. Der Vf. klagt über die Trägheit der Mönche, die *keine* Wiffenfchaft cultivirten; und die Naturgefchichte Brafiliens, fey einer völligen *terra incognita* gleich. Die Caffee- Baumwollen - Cacao - Zuckerrohr - Indigo- und mehrere andere Pflanzungen edler Gewächfe würden blofs von Sklaven, deren jährlich an die 20,000 aus Afrika eingeführet würden, gebauet. Ungeachtet die Portugiefen diefe Menfchenclaffe glimpflicher als alle Europäer behandeln, fo hält fich doch der Vf. beym Sklavenhandel tadelnd auf, und fetzt, als ein abgefagter Feind diefes Menfchen entehrenden Gewerbes, kühn hinzu: dafs es kein unerfetzliches Unglück für England fey, wenn es feine weftindifchen Kolonien verlieren würde, um blofs dadurch den Sklavenhandel zu vernichten, der in jeder Rückficht die Menfchenrechte unterdrücke. In diefem Falle könne man die Handelsproducte der heifsen Himmelsftriche eben fo gut aus Indien und China, als gegenwärtig aus den amerikanifchen Ländern zwifchen den Wendekreifen beziehen. Von dem natürlichen Reichthume Brafiliens macht der Vf. eine treffliche Schilderung, und verfichert, dafs die gröfsten Flotten aus den trefflichen Waldungen, die aber als ein Dominium der Königin von Portugal fchlecht verwaltet und fogar ruiniret würden, für ein Geringes gebauet werden könnten. Das Pflanzen- und Thierreich liefert im Ganzen den reichften Ueberflufs an Allem, was die Wohlfahrt der Bewohner Brafiliens fichert. Dagegen ift das Salz ein Regale der Krone, welches den Preis diefes Products bisweilen zu einer ungewöhnlichen Höhe bringt, den die Monopoliften nach ihrer Willkühr und nach dem Bedürfnifs einrichten können, wie fie wollen, da das Seefalz, das die brafilifche Küfte liefert, von keinem Bewohner diefes Landes benutzt werden darf. Das *Salz-Monopol* bringt der Krone nur 90,000 Thlr. (15,000 Pf. Sterl.) ein, und würde wenigftens doppelt, ja gar dreyfach foviel betragen, wenn die portugiefifche Regierung die Abficht hätte, zum Beften des Fifch- und gefchlachteten Ochfenfleifch-Handels mitzuwirken. Aus diefem Grunde fteht der Hornvieh-Handel in keinem Werthe; manche und faft die meiften Ochfen werden um die Haut gefchlachtet, und das Fleifch, aus Mangel an Salz, weggeworfen, oder in die Erde vergraben. Daher der niedere Preis diefer Thiere in *Rio*, wo man einen Ochfen von mittlerer Gröfse für 6 Thl. (1 Pf. Sterl.) und im Inneren des Landes für die Hälfte kaufen kann. — Der Baumwollen- Indigo- Wein- und Zucker-Bau wird von der Regierung unterdrückt; der Vf. fchreibt daher die Ungefundheit des Klima zu *Rio Janeiro* blofs dem Umftande zu, dafs der Landbau nicht mehr ermuntert werde. Der Schleichhandel der Brafilianer mit den Amerikanern und Engländern wird befchrieben, wobey einige intereffante Bemerkungen über den Handel der Engländer und Portugiefen eingeftreuet werden. Ungeachtet reiche Schlemmer in Mexiko fich im Ueberfluffe wälzen, fo follen doch im fpanifchen Amerika 8 Millionen Menfchen faft nackend gehen, ein Umftand, den die englifchen Seefahrer, die um Caap-Horn nach der Südfee fahren, dadurch recht benutzen, dafs fie ganze Ladungen abgetragene Kleider von londoner Trödlern einnehmen, und fie an den Küften von Chili und Peru mit 800 Procent wieder verfilbern, weil diefer Handel Contrebande ift, den die fpanifche Regierung keinem Fremden geftattet, auch nicht zugiebt, dafs Ackerbau und Manufacturen, fondern blofs der Bergbau, die Eingeweide der Erde zu durchwühlen, betrieben wird. — Für den Freund der Naturgefchichte liefert *das fiebente Hauptftück*, das von der *Infel Java* handelt, eine reiche Ausbeute. Von *Batavia*, der Hauptftadt des holländifchen Indiens, werden, wiewohl nicht durchgängig neue, jedoch mitunter fehr intereffante Nachrichten ertheilt. Die Ungefundheit diefer Stadt wird weniger dem Klima, als der Lage des Orts und dem Umftande zugefchrieben, dafs derfelbe, nach Art der holländifchen Städte des Mutterlandes, mit Canälen durchfchnitten ift, in welchen fich ftinkende Pfützen fammeln, die bey der Hitze des Himmelsftrichs eben fo fehr, als die fchwelgende Lebensart der Europäer in Batavia die grofse Sterblichkeit dafelbft befördern. Gerade die letztere verfchafft, aus Mangel an tüchtigen Subjecten, manchem gemeinen, und von Kenntniffen und Erfahrungen entfernten Menfchen, oft eine fehr einträgliche Bedienung. Die Chinefen werden hier fehr gedrückt, ungeachtet die Holländer dem Fleifse jenes gefchäftigen Volkes viele Bequemlichkeiten zu verdanken haben. (Von der unbegrenzten Spielfucht der Chinefen, wovon dem Rec. die traurigften Folgen bekannt find, welche ihm Augenzeugen erzählt haben, wird hier im Wefentlichen nichts erinnert. Alle indifchen Reifebefchreiber, von *van Linschoten* an, bis auf die neueften Weltumfegler, ftellen diefe moralifche Krankheit der Chinefen in einem minder oder mehr gefährlichen Lichte dar, je nachdem die

Augenzeugen von den traurigen Folgen der Spielsucht dieses Volks Beyspiele sahen. In der Hinsicht wird die *Ursache* des bekannten Mordes vom Jahre 1740 nicht in dem gehörigen Lichte geschildert, wie es hätte geschehen sollen, da die *Wirkungen* derselben als eine Folge der chinesischen Spielsucht angesehen werden muss, welche die grausenvolle That hervorbrachte, die Hr. *Barrow*, nach der hier von ihm geschehenen Erzählung, den Holländern mit grellen Farben zur Last legt.) Der Vf. geht nunmehr zur Beschreibung von *Cochinchina* über, von dessen geographischer Lage und Eintheilung, so wie von dessen politischen und inneren militärischen Schicksalen, Hauptstädten, Bevölkerung, u. s. w. bis zum Jahre 1800, ausführliche Nachrichten und Beschreibungen ertheilt werden, die, da sie zu weitläuftig sind, um hier Platz zu finden, im Buche selbst nachgelesen werden müssen. *Caung-shung*, König von *Cochinchina*, der mancherley Schicksale gehabt hat, wird als ein trefflicher Monarch geschildert, der alle die Eigenschaften in sich vereint, die ein Völkerbeherrscher, Feldherr und Staatsmann besitzen muss, um den Namen eines *wahrhaft grossen Regenten* zu verdienen. Den *Franzosen*, die in seinem Dienste sind, unter welchen ein gewisser *Adran*, der sich in den *Lettres édifiantes et curieuses* apostolischer *Vicar von Cochinchina* nennt, und das beständige Orakel dieses Fürsten seyn soll, bezeigt er die entschiedenste Achtung, und behandelt sie, wie Hr. *B.* sich ausdrückt, *mit der grössten Höflichkeit*, *Vertraulichkeit und Freundschaft*. Dieses soll sich aber seit dem Augenblicke vermindert haben, dass die Nachrichten von dem Benehmen der Franzosen, während der Revolution, gegen die königl. Familie *Ludwigs* XVI am Hofe des Königs *Caung-shung* bekannt worden. — *Adran's* Tod und Begräbniss, welcher im Jahr 1800 erfolgte, wird beschrieben. Die Landmacht dieses Fürsten soll sich auf 113000 Mann, wovon 30,000 Mann nach europäischer Art disciplinirt sind, dagegen die Seesoldaten auf 26,800 Mann belaufen.

Der *letzte Abschnitt* ist der inneren Reise von Afrika gewidmet, deren wir im Eingange gedacht haben. Diese eben so interessante als lehrreiche Reisebeschreibung, die sich fast über alle Gegenstände des natürlichen, politischen, historischen und statistischen Zustandes dieses inneren Erdtheils erstreckt, ist keines Auszugs fähig: nichts destoweniger verdient das ganze Werk eine hin und wieder mit Zusätzen begleitete *deutsche Uebersetzung*, die wenigstens diejenigen unserer Landsleute dankbar zu schätzen wissen würden, denen Länder- und Völkerkunde, zum Besten des *gemeinnützigen Wissens*, kein todtes Capital ist; aber eine solche berichtigende Uebersetzung müsste dann auch nicht fabrikmässig zu Markte gebracht, sondern von einem Manne vorgelegt werden, der, wie ehedem die *Forster*, *Sprengel* u. m. a., diesem Fache der Literatur gewachsen ist.

No. 2 steht der *Reisebeschreibung* von No. 1 bey weitem nach. Neues wird nur selten angetroffen. Fast überall stösst man auf bekannte Dinge, die man von *Wheler* an, bis auf *Volney* über die Levante und bey diesen oft gründlicher, als bey unserm Vf. antrifft. Selbst die weitläuftige Beschreibung von Constantinopel und die Schilderung der türkischen Sitten enthalten nichts Wesentliches, was nicht von Anderen bereits früher gesagt worden. (Der Vf. hätte noch Manches aus der deutschen Zeitschrift: *Constantinopel und Petersburg* — zu seiner eigenen Berichtigung aufnehmen können). Die wenigen Bemerkungen über den Handel der Türken verdienen indessen Aufmerksamkeit. Die Skizze über die muhammedanische Religion scheint nach *d'Ohsson*, *Eton* u. a. m. bearbeitet zu seyn. Die Art, wie die reichen Muselmänner ihr Vermögen den Moskeen und anderen milden Stiftungen crediren, um der Gefahr, von der türkischen Regierung deshalb beraubt zu werden, gesetzlich zu entgehen, verdient dagegen allen Dank. — Des Vf. Reise von Constantinopel nach der *Krimm* zu Lande ward durch die schlechten Wege vereitelt. Er begab sich nach *Smirna* und von da aus, in Gesellschaft eines Schweden, nach *Aleppo*. Manches, was der Vf. hier einschaltet, gehört nicht in eine Reisebeschreibung, wie z. B. die Geschichte von *Sardes* nach dem Curtius etc. Die Bewohner von *Martavaun*, einem Dorfe, worin der Vf. übernachtete, sollen, wie in neuern Zeiten oft behauptet worden, *Ansarier* seyn. (Also eine nähere Bestätigung dessen, was *Mannert*, *von Zach* u. a. neulich bewiesen haben). Von *Aleppo* reisete der Vf. nach *Indien*, wo er über *Bassora* nach *Bombay* ging. Was ihm auf dieser Reise merkwürdiges vorgekommen sey, dieses wird, wie einige Bemerkungen über *Ostindien*, dem Publicum dereinst vom Vf. mitgetheilt werden.

Nr. 3 ist eine Alltags-Reise, die nach unseren Einsichten im Ganzen des Drucks nicht werth ist; wenigstens nach dem vorliegenden Hefte, dem noch *zwey* andere folgen sollen, zu urtheilen, hätte die Anekdoten-Krämerey, woran es in dieser Reisebeschreibung nicht gebricht, gänzlich davon ausgeschlossen bleiben sollen. Man kann sich leicht vorstellen, dass von einer Reise aus *Paris* nach *Dijon*, mit der Diligence, nicht viel Merkwürdiges, das nicht von hundert Anderen besser und richtiger erzählt worden, ausgehoben werden könne. Die Darstellung von *Dijon* ist übrigens erträglich; die Bemerkungen über die Reise von da nach *Lyon* unterhaltend, und die Beschreibung von *Lyon*, *Avignon* und *Marseille* angenehm. M — n.

KLEINBREMEN im Fürstenthum Minden: *Westphälischer historisch-geographischer National-Kalender zum Nutzen und Vergnügen, auf das J. 1806.* von *P. F. Weddigen*, 1806. 312 S. 8. (1 Thlr.)

Hn. Ws. rühmlicher Eifer für vaterländische Geschichte ist hinlänglich bekannt. Seine Nationalkalender sind vielleicht am meisten geeignet, durch ihre äussere Form allgemeines Interesse für vaterländische Geschichte zu wecken. Der vor uns liegende von 1806 führt zuförderst die jetzt lebenden westphäli-

schen Schriftsteller auf. Diesem Verzeichnisse hätte aber mehr Vollständigkeit gegeben werden sollen. Die letzte Hälfte enthält einen Nekrolog denkwürdiger Männer und Frauen. Das eigentliche Jahrbuch enthält eine geographisch-statistische Beschreibung der Grafsch. Lingen, die sich durch Vollständigkeit und Genauigkeit auszeichnet, und dem Statistiker sehr willkommen seyn wird. Die hierauf folgenden Biographien der Edeln des Landes sind gröfstentheils zu dürftig, zum Theil auch zu chronikenmäfsig abgefafst. Uebrigens sind die Edeln, deren Leben hier erzählt wird: *Friedrich Wilhelm von Seydlitz, Wilhelm*, Bischof zu Münster, *Simon Moritz von Donop, Joh. Stuve, Heinsen, A. W. F. G. Ribbentrop, J. T. G. Holzapfel.* Eine Geschichte des Protestantismus im F. Osnabrück mufs als Specialgeschichte dem Kirchenhistoriker vorzüglich interessant seyn. Im vierten Abschnitte zeichnen wir aus: Vorschläge des Sup. *Delius* zur Verbesserung des Prediger- und Schulstandes (nämlich in Ansehung ihres *Gehaltes*) in der Gr. Ravensberg. Der Vf. bittet im Namen sämmtlicher Prediger der Gr. R. in einer unmittelbaren Vorstellung an des Königs Majestät 1) den Predigern und Schullehrern ihre wenigen Freyheiten und Exemtionen — zu lassen, und gegen künftige Beeinträchtigungen zu sichern; 2) die Accidentien für *Actus ministeriales* auf eine den jetzigen Zeiten angemessene Art zu erhöhen, so wie schon die Medicinal-Taxe erhöhet worden sey; 3) zur Verbesserung der Pfarr- und Schulstellen aus den säcularisirten geistlichen Stiftungen, besonders aus den Einkünften des aufgehobenen reichen Klosters Marienfeld, eine Allerhöchste Unterstützung zu bewilligen. Dem Gesuche steht Billigkeit und Gerechtigkeit zur Seite, auch lief die Sache sogleich den Weg der Berichterstattung hindurch, und flöfste wahrscheinlich den Bittenden die Hoffnung einer nahen Erfüllung ihrer gerechten Wünsche ein; allein da auf die schon im J. 1803 eingegangenen Berichte bis jetzt noch nichts erfolgt ist, so scheint jene *Hoffnung* sich vor der Hand noch an die *Geduld* anschliessen zu müssen. Der endliche Erfolg dieses Gesuchs, wie es ausfallen möge, ist für die Prediger und Schullehrer im Preussischen sehr wichtig. Im 5 Abschnitte steht eine Untersuchung über das Recht adeliger Gutsbesitzer, den Sterbefall ihrer Eigenbehörigen *in natura* zu ziehen. Aus dieser Untersuchung geht hervor, dafs sich auch in den preussischen Staaten noch gräfsliche Ueberbleibsel der Leibeigenschaft befinden. — Die interessante Biographie des G. L. von *Blücher* gehört in den zweyten Abschnitt. Eine Beschreibung Bückeburgs mit dessen Umgebungen wird den Reiselustigen einladen, diesen schönen Erdwinkel selbst zu besuchen; Rec. kann aus Erfahrung versichern, dafs der Natur durch das Gemälde nicht geschmeichelt worden ist. Einige Gedichte beschliessen diesen Kalender, zu dessen jährlicher Fortsetzung dem verdienten Herausgeber wohl mehr Unterstützung zu wünschen wäre, als derselbe, laut einer den zwey königlichen Beyfallsschreiben angehängten Klage, bis jetzt seinen Landsleuten nachrühmen kann.

ft.

KLEINE SCHRIFTEN.

Erdbeschreibung. *Aurich* b. Winter: *Kurze Erläuterung uber die neue geographische Specialcharte von dem Fürstenthum Ostfries- und dem Harrlingerlande*, von *Johann Conrad Freese*, kön. preuss. Kammer-Rath und Haupt-Rendanten der ostfriesischen Domainen- und Kriegs-Kasse etc. 1806. 42 S. 4 (8 Gr.). Die ostfriesischen *Landstände* veranstalteten durch den vormaligen holländischen Artillerie-Capitain *Camp*, in den Jahren 1798 bis 1801, eine generale Vermessung des Fürstenthums *Ostfriesland* und des damit verbundenen Harrlingerlandes. Das Resultat war, wie man dabey beabsichtiget hatte, — eine neue, richtigere Charte der Provinz, die im Jahr 1804 von dem Capitain *Camp* bearbeitet, und von *Carl Jättnig* in Berlin, sauber und accurat gestochen, auf zwey Bogen, die in der Mitte zusammengeklebt werden müssen, zum Vorschein kam. Zur Erläuterung dieser Charte, die unstreitig zu den Provinzial-Charten vom *ersten Range* gehört, liefert Hr *Freese* in der vorstehenden Schrift mehrere *vermischte Notizen*, die zum Gebrauch derselben von bedeutendem Nutzen sind.

Der Vf. meldet zuforderst den Mafsstab, nach welchem die Charte gezeichnet ist, und nach welchem Princip man die Namen auf derselben angegeben hat. Er liefert ferner, jedoch hin und wieder zerstreut, einige Daten zur Geschichte der Entstehung der Charte, namentlich eine Nachricht von dem Stich derselben, und der vorhergegangenen Landesvermessung, deren sämtliche *Kosten*, welche die Landschaft bezahlte, sich auf 11019 Thlr. 3 Gr. 8 Pf. beliefen. (S 19). Sodann bemerkt er die neuen Aufschlüsse der Charte über mehrere bisher zum Theil ganz unbekannte oder irrige Puncte der ostfriesischen Geographie. Ostfriesland *liegt* nach derselben, mit Ausschluss der Inseln, von 24° 58′ bis 25° 38′ Länge, und von 53° 5′ bis 42′ Breite; mit Inbegriff der Inseln aber von 24° 17′ bis 25° 38′ Länge, und von 53° 3′ bis 47′ Breite. Hr. F. giebt zugleich (S 18) eine, ihm von dem Capitain *Camp* aus der trigonometrischen Charte desselben mitgetheilte, Tabelle von der Länge und Breite der sämtlichen Städte und mehrerer Oerter des Landes. Nach derselben ist z. B. von *Aurich*, die Länge: 25°. 7′ 14″, und die Breite: 53°. 28′ 17″; von *Emden*, die Länge: 24°. 50′ 49″ und die Breite: 53° 22′ 8″; von *Leer*, die Länge: 25° 5′ 15″ und die Breite: 53° 15′ 43″. — Der *Flächeninhalt* des Landes begreift, wie der Vf. nach der Charte anführt, ohne die Inseln 51¼ □ Meilen, und mit den Inseln, deren Areal 1/8 einer □ Meile ausmacht, mithin im Ganzen 52⅜ □ Meilen. Eine besondere Tabelle, (S. 20) die von dem Capitain *Camp* berechnet, und von diesem ebenfalls dem Vf. an die Hand gegeben ist, giebt eine genaue Auskunft über den Flächeninhalt eines jeden Amtes, jeder Herrlichkeit und Insel. — Da auf der Charte das cultivirte Land, das *Heidfeld* und die sämmtlichen *Moräste* in der Provinz durch besondere Zeichen unterschieden sind: so meldet der Vf., nicht weniger nach einer Berechnung des Capitain *Camp*, die besondere Gröfse eines jeden dieser verschiedenen Theile der Oberfläche des Landes, wovon man bisher noch *gar nichts Gewisses* gewufst hat. Das cultivirte Land beträgt nämlich 35, das Heidfeld 5, und die Moorgegend 12⅜ □ Meilen. Rec. wünschte, dafs von dem cultivirten Lande auch die *Sandgegend* und die *Marschgegend* durch besondere Zeichen auf der Charte angedeutet seyn möchten, und das Verhaltnifs der Gröfse dieser an Werth so sehr verschiedenen Theile ebenfalls berechnet wäre. Mehr für die Curiosität giebt der Vf. endlich noch ein paar grofse Tabellen über den geraden Abstand mehrerer einzelnen Oerter von einander, und von der Stadt Aurich.

Genug, Hr. F. hat in dieser Schrift, was den Inhalt betrifft, eine sehr brave und nützliche Arbeit geliefert. Der *Druck* ist, was überhaupt bey Producten aus den ostfriesischen Buchdruckereyen, und besonders wegen der vielen in dem Buche vorkommenden Zahlen, Bemerkung verdient, sehr correct. Ein bedeutender Druck- oder Schreibfehler steht auf der letzten Seite, wo Zeile 25 von oben, statt Herrlichkeit *Knyphausen* — Herrschaft *Jever* gelesen werden mufs.

C. G.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 DECEMBER, 1806.

GESCHICHTE.

München, im akademischen Verlage: *Geschichte der baierischen Akademie der Wissenschaften*, auf Verlangen derselben verfertigt von *Lorenz Westenrieder*, kurfürstl. wirkl. geistl Rath und beständigem Secretär der Akademie. Erster Theil von 1759—1777. 1804. 566 S. 8.

Folgendes ist im Wesentlichen der Inhalt dieses Theils: Nach langsamen ungleichförmigen Vibrationen gelangte endlich der geistige Schlag, der im Norden Deutschlands entsprang, tiefer nach Süden nach Baiern. Er erschütterte einige Köpfe mit glücklichem Erfolg. *Dom. v. Linbrunn* und *Georg v. Lori*, zwey Männer, von denen jener einen tiefen Verstand und die bedächtlichste Klugheit, dieser einen feurigen entschlossenen und unternehmenden Geist besafs, fassten den Entschluss, in München eine gelehrte Gesellschaft zu errichten, zu welcher nicht nur in Baiern, sondern im ganzen Süddeutschland die besten Köpfe gezogen werden sollten; und nachdem sie ihr Vorhaben noch einigen für ein solches Unternehmen geeigneten Freunden mitgetheilt und deren Beyfall erhalten hatten, feyerten sie am Abend des 12 Octobers 1758 in der Wohnung des Hn. *von Linbrunn* die erste Versammlung, von welcher, so wie von allen nachgefolgten, ein förmliches Protocoll aufgenommen wurde. *Hr. v. Lori* eröffnete diese Versammlung mit einer flammenden Rede, und verkündigte die Absicht und die Pflichten derjenigen, welche an der künftigen Akademie einen unmittelbaren Theil nehmen würden. Sie wählten zu Gegenständen derselben die Geschichte und Philosophie, sammelten mit Klugheit geeigenschaftete Mitglieder, und erhielten den 28 März 1759 eine förmliche Stiftungsurkunde, Gesetze u. s. w. Ganz Deutschland freute sich über die unvermuthete Erscheinung (war vielleicht mehr neugierig, weil die Erscheinung gar so unvermuthet sich zeigte), und erwartete nichts Gemeines von den Männern, welche sie veranlafst hatten. Man hielt sogleich eine ordentliche Privatversammlung, wählte den Senat, warf Preisfragen auf, und machte eine Menge Entwürfe zu Arbeiten. Auch sandten in diesem ersten Jahre noch einige Mitglieder Abhandlungen ein. Die Akademie erhielt als Fonds alle Kalender- und Kartenstempel-Taxen durch das ganze Land, das neuerbaute überaus prächtige Mauthaus zu ihrem freyen Gebrauch, dann ein Gebäude außer dem Hofgarten zu astronomischen Beobachtungen. Im zweyten Jahre 1760 erschien von der Akademie ein öffentlicher Aufruf, dafs die gefundenen Alterthümer an Inschriften, Münzen, Denkmälern u. dgl. gegen eine grofsmüthige Vergeltung an die Akademie eingesandt werden möchten. Die Correspondenz mit auswärtigen Gelehrten erweiterte sich, mitunter auf Gelehrte vom ersten Range, z. B. *Lambert*, der auch nachher als akademischer Professor mit 800 fl. aufgenommen ward.

Im J. 1761 wurde endlich die erste öffentliche Versammlung gehalten. Es wurden dabey die neuen Directorial-Personen gewählt, auch ein paar Reden vorgelesen, und einer der Mitglieder, Hr. *Walter*, verlas bey der zweyten öffentlichen Versammlung eine Rede von dem Ruhm und Nutzen, welchen die Errichtung der Akademieen nach sich zieht. In diesem Jahre wurde auch der Durchgang der Venus beobachtet, und dadurch die Länge der Warte auf 29° 43′′ 30′′ bestimmt. Auch kam der berühmte *Cassini de Thury* auf seiner mathematischen Reise durch Baiern; es begleiteten ihn Hr. *v. Lori* und *Tuzl*. *Cassini* verschaffte der Akademie neue Correspondenten zu Paris. — 1762 erschien zum erstenmale der akademische astronomische und physikalische Kalender. Man fafste den damals wichtigen Entschlufs, durch eine deutsche Sprachlehre die Cultur der deutschen Sprache zu befördern. Auch machte man den Anfang, die historischen Urkunden, die allenthalben in Klöstern verborgen waren, zu sammeln. 1763 wurde ein eigener akademischer Bücherverlag errichtet. — Schon im J. 1762 hatte *Ildephons Kennedy* in deutscher Sprache Vorlesungen über Physik eröffnet, und 1763 erschien sein Lehrbuch. Auch trat nun endlich der erste Band akademischer, historischer und physikalischer Abhandlungen ans Licht, nebst dem ersten Bande der bekannten *Monumenta Boica*. Unter den Nachrichten, welche der Akademie in diesem Jahre zukamen, war ihr keine erfreulicher, als welche sie über die Stiftung einer Akademie der Wissenschaften in der Kur-Pfalz durch den Secretär derselben erhielt. — Unter die wichtigsten Bemühungen, welche die Akademie 1764 unternahm, gehört jene, mit der sie den Anfang machte, die Geographie von Baiern zu verbessern. Hr. *v. Osterwald* mafs eine Basis von München nach Dachau. — Man wollte nun auch etwas zur Verbesserung des Geschmacks thun, und veranstaltete deswegen eine Monatsschrift unter dem Titel: *Baierische Sammlungen und Auszüge zum Unterricht und Vergnügen*, gröfstentheils poetischen Inhalts, und um für diesen Zweck auf einem noch sichereren Wege und schneller entscheidend

zu wirken, wurde 1765 *Heinrich Braun* als öffentlicher Lehrer der deutschen Sprach- Dicht und Rede-Kunst angestellt. Im folgenden Jahre 1766 hielt *Sterzinger* eine Rede von dem gemeinen Vorurtheil der wirkenden und thätigen Hexerey, die späterhin noch so manche Unruhe erregte, und deren bloſse Erscheinung sehr charakteristisch den damaligen Culturstand in Baiern anzeigt. Die topographischen Unternehmungen wurden mit mehr Eifer betrieben; es erschien eine verbesserte Karte von Osterwald bey Lotter, man machte Anstalten, eine groſse Karte nach vollkommnen trigonometrischen Messungen zu verfertigen, und berief deswegen den französischen Geographen *St. Michael.* Die ersten Producte waren eine von Söckler gestochene Karte, welche die Landstraſse von München nach Erding enthielt, und das erste Blatt der groſsen Karte von Baiern. — In den J. 1767, 1768 lieſs die Akademie *Maquer Abregé chronologique de l'histoire ecclesiastique* übersetzen, wozu *Osterwald* nicht nur eine recht passende Vorrede schrieb, sondern dieselbe auch mit Zusätzen aus der baierischen Kirchengeschichte bereicherte. *Braun* gab eine deutsche Sprachlehre für Anfänger, dann ein deutsches orthographisches Wörterbuch, ferner Muster der christlichen Beredsamkeit heraus; und jetzt zielte seine ganze Absicht auf eine, der gemeinen Wohlfahrt höchst nützliche Verbesserung des deutschen Schulwesens. Er hielt deswegen am Maximiliansfeste eine Rede von der Wichtigkeit einer guten Einrichtung im deutschen Schulwesen. Es wurden überdieſs eine Menge Abhandlungen über verschiedene Gegenstände der Nationalgeschichte und Naturwissenschaft geliefert. — Mit dem J. 1767 schlossen sich der *astronomische Kalender*, und im October 1768 die *baierischen Sammlungen.* Dafür gab *Braun* seinen *Patrioten in Baiern* heraus. *Ludwig Fronhofer* lieferte sogar einen Versuch in Gedichten. — Im J. 1766 entstand zu Altenöttingen am Inn eine Gesellschaft der schönen Wissenschaften, welche einige Zeit darauf unter dem Namen *landwirthschaftliche Gesellschaft* in Burghausen festgesetzt und daselbst bis 1801, da sie vollends erlosch, wirksam geblieben ist. — *Finauer* schrieb einen *Versuch einer gelehrten Geschichte von Baiern*, und der bekannte *Kohlbrenner* machte den Anfang mit seinem *kurbaierischen Intelligenzblatt*, welches er bis an seinen Tod (1783) fortsetzte. Das meiste Getöse verursachte unter allen folgende Schrift: „*Veremund's von Lochstein Gründe sowohl für als wider die geistliche Immunität in zeitlichen Dingen.*“ Es erschienen im nämlichen Jahre mehrere Schriften für und wider dieses Buch. Nun endlich entstanden Zwistigkeiten im Inneren und Fehden mit äuſsern Feinden, durch Vorurtheil und Dünkel, durch Neid und Ehrgeitz, durch Gewohnheit und Gewöhnlichkeit erregt. — Und wenn man nun rathen lieſse, wer wohl der erste werkthätige Feind war, so würde selbst ein Pfaffe sagen, daſs es ein Pfaffe, oder die ganze Pfaffheit selber war. Es war der berüchtigte *Stadler*, Beichtvater des Kurfürsten, einer aus der Gesellschaft Jesu. — Schon bey der Stiftung hatte man der Akademie zugemuthet, ihre Schriften der Gesellschaft Jesu zur Censur zu geben, und da man diesen unglücklichen Einfall durch eine schnelle Gegenwart des Geistes dem Kurfürsten noch aus dem Sinne redete: so mochten die Väter aus jener Gesellschaft nur desto heftiger gegen die neue Erscheinung erboſst seyn. *Stadler* schrieb einen Brief an Wolter, der ganz das Bild des intriguantesten Pfaffen ist. Unter andern setzt er sogar 3—4 Akademisten gegen einen Jesuiten. *Osterwald* beantwortete ihn mit vieler Freymüthigkeit. — Nun gab es immer mehr Streitschriften, und diese muſsten um so häufiger werden, da überall nur die Verfasser und nicht die Schriften angegriffen wurden, obwohl letztere auf dem Titelblatte zum Vorwande dienten. Freygeister, Lutheraner und Akademisten waren gleichbedeutende Namen. Unter andern belferte und klaffte ein franciscaner Prediger, *P. Leo*, so lange fort, bis man ihm aus gegründeter Furcht vor gröſseren Unruhen alles Predigen geradezu verbieten muſste. Demohngeachtet stellte nun die Akademie 3 Censoren aus ihrer Mitte auf. — Die beyden oben angeführten Schriften, *Sterzingers* Rede über die Hexerey und Veremund von *Lochstein* verursachten gewaltig viel Lärm. Letztere wurde sogar durch ein freysingisches Ordinariatspatent als eine Ketzerey förmlich verboten — aber ein gedrucktes kurfürstl. Edict rechtfertigte feyerlich den Inhalt des Buchs. — Auch die Uebersetzung jenes *Abregé de l'histoire ecclesiastique* wurde angegriffen. Verschiedene Miſsverständnisse verursachten nun, daſs sich *Lambert* und *Schäffer* von der Akademie entfernten. Und im Inneren reihte sich eine Zwistigkeit an die andere, die endlich so weit gingen, daſs die beyden Classen, die historische und philosophische, ganz von einander getrennt und unabhängig wurden. Erst lange hernach, als man durch widrige Erfahrung klüger geworden, wurden sie wieder vereinigt. Die Akademie bekümmerte sich um wenig mehr, lieſs das Erziehungs- und Schulwesen bloſs *Braun* über, und nur von Zeit zu Zeit erschien bey einer Versammlung eine Rede. — Doch wurde eine neue Sternwarte errichtet, und die Akademie eröffnete eine Subscription für ihre groſse Karte von Baiern, die in 28 Blättern erscheinen sollte. Man machte entsetzliche Zurüstungen, entfernte St. *Michel*, weil man Ursache hatte, mit ihm unzufrieden zu seyn, und berief dagegen den berühmten *Rizzi Zanoni.* Allein die Subscription fiel so dürftig aus, daſs die Akademie dieses Vorhaben, das ohnstreitig ihr gröſstes gewesen wäre, aufgeben muſste. Desto erfreulicher war die Einführung und der gute Fortgang öffentlicher Vorlesungen über Naturkunde und Oekonomie, welche der Akademist *Baader* eröffnete. Die historische Classe veranstaltete, nach der Wiedervereinigung beyder Classen, eine Sammlung von Epitaphien und Grabmälern, und zeichnete sich durch mehrere andere Arbeiten aus. — Der Kurfürst übersandte dem Pabst die *Monumenta Boica*, und erhielt dagegen eine in ihrer Art sehr verbindliche Antwort. Man

errichtete nun auch eine Claſſe für die ſchönen Wiſſenſchaften, die aber weder viel geleiſtet noch lange gedauert hat. Man ſtiftete auch eine öffentliche Zeichnungsſchule und ein regelmäſsiges Theater. — Um dieſe Zeit verurſachten *Gaſsners* und *Meſsmer's* Charlatanerieen und die Aufhebung der Jeſuiten vieles Geſchreibe und Gerede für und wieder. — Endlich 1777 ſtarb *Maximilian Joſeph*, der Stifter der Akademie, und damit ſchlieſst ſich auch der erſte Theil des vorliegenden Werkes, das hin und wieder Beweiſe ſeines guten Herzens liefert.

München, im akademiſchen Verlag: *Neue hiſtoriſche Abhandlungen der bairiſchen Akademie der Wiſſenſchaften zu München. Zweyter Band.* 1804.

Wir führen nur die einzelnen Aufſätze aus dieſer Sammlung an, und hoffen durch dieſen Anreiz zur eigenen Lectüre uns um das Publicum mehr verdient zu machen, als wenn wir, dem Zwecke dieſer Blätter entgegen, weitläuftige Auszüge aus dieſen Memoiren lieferten. I. *Franz Rids* (ehem. reg. Chorherrn zu Rotenbuch) *Verſuch über die urſprünglichen Sitze der Ambronen.* Als die Cimbrer und Teutonen Gallien verheerten, fünf conſulariſche Kriegsheere nach einander aufrieben, dann ihren Weg nach Rom nahmen, aber endlich vom Marius aufs Haupt geſchlagen wurden, befanden ſich, unter andern deutſchen Völkerſchaften, welche mitzogen, oder mit fortgeriſſen wurden, auch dreyſsig tauſend Ambronen, welche ſich an Stärke und Unerſchrockenheit vor andern auszeichneten; Hr. *Rid* behauptet, daſs dieſe Ambronen ſehr wahrſcheinlich ihre Sitze im alten Vindelicien, oder dem heutigen Baiern, am Fluſs Amber gehabt haben. II. *J. von Obernberg*, kurfürſt. Landes-Directionsraths, *Geſchichte der Herrſchaft Waldeck in Ober-Baiern.* Das alte Vindelicien, das ſich einſt vom Bodenſee und von dem Urſprung der Donau bis an den Innfluſs und die hohen rhätiſchen Alpen ausbreitete, ſchloſs auch die, am Fuſse des ſüdlichen Vorgebirges zwiſchen der Iſar und dem Inn liegende Burg Waldeck in ſich, ein „uralt heidniſch Gemäuer" wie Hund ſagt, das von angekommenen Römern, oder ſogenannten Wallen ſeinen Namen erhalten, aber vielleicht erſt kurz vor dem J. 555 nach Chr. G., da Baiern mit dem Anſehen einer mächtigen Nation zum Vorſchein kam, einen gewiſſen Eigenthümer bekommen, der übrigens aber die Oberherrſchaft des Agilolfingiſchen Regentenſtammes anerkannt hat. III. *J. von Obernbergs hiſtoriſche Abhandlung von dem uralten Benedictiner Kloſter und nachmalige Chorſtifte Schliers in Oberbaiern.* Das Kloſter zu Schliers, oder in der Einöde Schliers, wurde um 760 von fünf Brüdern, welche höchſt zuverläſſig Erben und Beſitzer der uralten Herrſchaft und des Gebiets Waldeck waren, geſtiftet, und auf einer unweit Weſtenhofen und dem See Schliers gelegenen Anhöhe erbauet, gemäſs der Denkungsart des damaligen Zeitgeiſtes, der nichts Verdienſtlicheres kannte, als (theils wegen des Seelenheils, theils wegen der Landescultur) Klöſter und zwar ſolche anfangs nach der Benedictinerregel zu errichten. Die Benedictinermönche zu Schliers erhielten eine freye Wahl ihres Abtes, doch wollten ſie unmittelbar unter dem Biſchof zu Freiſing ſtehen, was der damaligen Landeshoheit der Herzoge in Baiern keinen Eingriff that, weil ſelbſt noch die Biſchöfe landesſäſsig waren. Der erſte freygewählte Abt des Kloſters Schliers, Perchkoz (Berchtold) genannt, war auf der im J. 772 zu Dingolfing gehaltenen Synode gegenwärtig. Der nächſte nach dieſem hieſs Warmunt, er fand ſich auf der Kirchenverſammlung, welche zu Freyſing im J. 818 gehalten wurde, ein, und hatte ſeinen Bruder Sindicho zum Nachfolger, welcher der unter Kaiſer Ludwig dem Frommen 820 zu Ehingen gehaltenen Synode beywohnte, und welcher der letzte Abt von Schliers iſt, von dem aus Urkunden einige Spur entdeckt werden kann. Da, bey dem Entwurf der erſten Verfaſſung vom Kloſter, die Stifter und Brüder die Stiftungsgüter dem Hochſtift Freyſing zu Lehen auftrugen, und da der Abt Warmunt auch ſeine eigenen perſönlichen Güter eben demſelben Hochſtift verlehnbarte: ſo bediente ſich dieſer ſeines erlangten Rechts, und behandelte den Abt Sindicho als einen Lehenmann. Sindicho iſt auch ſchon der letzte Abt, der durch Urkunden namhaft gemacht werden kann. Weil das Kloſter im 10ten Jahrh. entweder von den Ungarn verwüſtet, oder vom Baier. Herzog Arnolph I, welcher aus Mangel hinlänglicher Krieger dieſe mit Kloſtergütern belehnte, ſeiner Güter entblöſst worden war: ſo lieſs ſolche der Biſchof Meginwart von ſeinem Schirmvogt, Grafen Otto von Scheyern, in der 2ten Hälfte des 11ten Jahrhunderts neuerdings beſchreiben, einfodern, und bey Strafe des Kirchenbanns behaupten. Nachdem das verödete Kloſter Schliers einige Zeit von Weltprieſtern (wie denn im Jahr 1089 ein Probſt Namens Eppo vorkommt) bewohnt worden, ſo wurde es im J. 1142 in ein regulirtes Chorſtift nach der Regel des h. Auguſtin verwandelt; und zwar von den Waldeckern, auf Verwendung des Biſchofs Otto von Freyſing, und mit Genehmigung des Herzogs von Baiern. Wiewohl nun Schliers wieder ein Kloſter war: ſo wurden doch ſeine Pröbſte, wegen des nahen Verhältniſſes des Kloſters mit dem Hochſtift Freyſing, durchgehends aus dieſem Hochſtift genommen. Solcher Pröbſte folgten ſich achtzehn nach der Reihe, bis endlich Petrus Ridler, Patricius von München und Domherr zu Freyſing, im J. 1495 dieſelbe beſchloſs. Die Advocatie ſtand zuerſt den freyſingiſchen Schirmvögten zu; bey der neuen Errichtung des Chorſtifts aber wurde ſelbe vom Biſchof Otto, dem Groſsen, von Freyſing, als dem vorzüglichen Beförderer jener neuen Einrichtung, den Herren von Waldeck übertragen, bis endlich das Stift Schliers, ſo wie Illmünſter, vom Herzog Albert dem IV von Baiern nach München überſetzt, und aus beyden Klöſtern ein weltliches Chorſtift in der Frauenpfarrkirche errichtet wurde. — Dieſer Abhandlung iſt eine recht ſchön gezeichnete, und vom Rauſchmayr vortrefflich geſtochene Karte der ehemaligen Reichsgrafſchaft Hohenwaldeck in Baiern, jetzt

des königl. baier. Gerichts Miesbach, mit Einschluſs des Vogteigericht Schliers, und für die sämmtlichen drey eben angezeigten Abhandlungen ist ein vollständiges Register beygefügt. Dann folgt: IV. *Notitiae, Origines domus Boicae seculis X et XI illustrantes ex coaevis libri traditionum Membranis Canoniae Svigae S. Petri Monasteriensis proxime civitatem Vogaburgam, nostro aevo Monachorum Monasterium nuncupatae, et ex codice diplomatico Parthenonis Bergensis, a Willetrude, Bertholdi I Bavarici Ducis vidua, ad Neoburgum Danubianum an.* 976 *fundati, quas una suo cum commentario Maximilianeae Scientiarum Academiae Monacensi dedicavit Antonius Nagel, Mosaburgensis Rorae trans Ilmam Parochus et Decanatus Hochenwartensis Camerarius ann. MDCCCIII. Monachii* 1804. Des Vfs. Zweck war, die Lücken und Mängel der baier. Annalen in jenem wichtigen Zeitalter auszufüllen, da nach dem Tode K. Ludwig des Kinds (im J. 911) die deutschen Fürsten in Baiern, Sachsen, Franken, Schwaben, Lothringen etc. sich von der carolingischen Reichsverfassung losrissen, ihre vom Kaiser Carl dem Groſsen mit Gewalt zur Universalmonarchie eingezogene, und in Gaugrafschaften und willkührliche Reichslehen verwandelte Herzogthümer, als selbstständige Landesherren, *jure postliminii* behaupteten, und zugleich zur Befestigung ihrer freygemachten einzelnen Staaten sich selbst aus ihren Herzogen einen deutschen König wählten. Besonders aber will der Vf. die höchstverworrene Geschlechtsfolge des baier. Herzogs Arnolph I, des Wiederherstellers des Agilolfingischen uralten Regentenstammes in Baiern, zuverläſsig ergänzen. Zwar bemühten sich schon längst sowohl die älteren baier. Annalisten seit Aventins Zeiten, als die neuesten Urkundenforscher seit der Entstehung der Akademien zu München und Mannheim in die Wette, diesen Hauptgegenstand baierischer Geschichte ins Reine zu bringen; sie bekannten aber am Ende ihrer Nachforschungen aufrichtig, daſs nur die Entdeckung gleichzeitiger Urkunden und die Eröffnung der alten Archive in den Klöstern und Domstiftern das Urtheil, welches unter den so verschiedenen aufgestellten Systemen der historischen Wahrheit am nächsten käme, richtig fällen könnten. Der Vf. untersuchte also neuerdings nicht nur die alten und neuen Meinungen der Annalisten und Urkundenforscher, sondern sammelte sich zugleich ein vaterländisches chronologisches Diplomatarium und Notizenbuch aus allen alten Urkunden, Fragmenten und den neuen baier. Abhandlungen über diese beyden überaus dunklen Jahrhunderte des Mittelalters, worin die deutsche Reichsgeschichte selbst öfters den Fadenverlust und den Mangel der gleichzeitigen historischen Urquellen fühlet, um alles, was die baier. Geschichte in dem 10 und 11ten Jahrhundert aufklären könnte, zur Uebersicht und genaueren Erwägung in einer reichhaltigen Sammlung beysammen zu haben. — Ueberdieſs, da der Vf. seine meisten Lebensjahre in den Gegenden und Wohnplätzen der Abkömmlinge des baier. Herzogs Arnulph I mit Aventins baier. Annalen in der Hand verlebte, die alte Genealogie und Geographie eben dieser Zeiträume, ihre Gaugrafschaften, Castelle, Bergvesten und Weiler, ihre gestifteten Klöster und Denkmäler, die Edelsitze ihrer Ministerialen, die Burgen ihrer Anverwandten und Zeitgenossen, ihre Klostervogteyen, Vermächtnisse, Erbschaften und Heirathen immer anschaulich vor seinen Augen hatte, ja sich davon sogar Topographien und beurkundete Stammtafeln entwarf, die kleinsten Umstände ihres ehemaligen Daseyns, Handels und Wandels, welche den alten Urkunden gar oft Licht und neues Leben geben, sorgfältig benutzte, beynahe alle gleichzeitige Urkunden aufmerksam mit einander verglich, und wenn seine Beobachtungen in Zweifel geriethen, seine einsichtsvollen Freunde zu Rathe zog: so belohnte endlich seine mühsame diplomatische Arbeit ein glücklicher Zufall mit einer erwünschten Ausbeute. Der Vf. nämlich entdeckte zwey, bisher seinem Vaterlande gänzlich unbekannte, Urkundenbücher der Grafen von Scheiern und Vohnburg von eben diesem 10 und 11ten Jahrhundert, eines im Original in Betreff der Canonie Münchsmünster in der Grafschaft Vohnburg, das andere in einer, von dem Bischof Berthold zu Eichstätt (einem Abkömmling der Burggrafen von Nürnberg) im Jahr 1377 vidimirten Abschrift von dem von der Matrone Willetrude (der Wittwe des Herzogs Berthold I) im J. 976 gestifteten Nonnenkloster Bergen im dermaligen Herzogthum Neuburg an der Donau. Diese beyden Münster begabten die Grafen von Scheiern, Vohnburg, Keleheim, Abensberg und Siegenburg, und waren zugleich Vögte der Klöster Münchsmünster Weltenburg und Geisenfeld. Diese Urkundenbücher legte der Vf. zum Grund seiner Abhandlung. Vor allen andern Notizen schien ihm die Bewährung der bekannten alten Volkssage von den dreyſsig Söhnen des Grafen Babo von Scheiern und Abensberg in der Mitte des 11ten Jahrhunderts zur Aufhellung des von den sächsischen Kaisern Otto I und II im 10ten Jahrhundert unterdrückten baierischen arnolphisch baier. Herzogenhauses vieles beyzutragen; er stellte also in seinen Beobachtungen die Untersuchungsmethode der Arnolphischen Geschlechtsfolge *a posteriori ad priora* an, und schritt von den zuverläſsig gewissen Personen und ihren bekannten Thatsachen im 11ten Jahrhundert zu den minder bekannten, und bisher noch nicht genüglich erwiesenen historischen Gegenständen der Arnolphischen Abkömmlinge, ins 10te Jahrhundert zurück. Denn da bereits auſser allen Zweifel ist, daſs eben dieser kinderreiche Graf Babo II von Scheiern und Abensberg, der Klostervogt zu Geisenfeld (1037) von dem baier. Herzog Arnulph I in gerader Linie abstamme: so eröffneten sich mittelst der aus den neuerdings entdeckten Urkunden erworbenen Lokalkenntnisse ihres Aufenthalts und Gebiets im Donaugau, Kelsgau, Westermanngau, Suabefeld, Noregau und Sulzgau, besonders in Ostfranken, Kärnthen, Tyrol und Schwaben etc. verschiedene neue Spuren, die Voreltern und Abkömmlinge dieses Grafen Babo näher bestimmen zu können, wozu in den verworrensten Epochen vom J. 976 bis 1037 und 1050 die Knoten aufzulösen, auch die emmeramischen, brixischen, salzburgischen und freisingischen Urkundenbücher das Ihrige beytrugen. A. L. Z.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 DECEMBER, 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, in der Rengerschen Buchhandlung: *Iphigenia in Aulis.* Trauerspiel in fünf Acten von *Konrad Levezov.* 1805. 215 S. 8. (21 gr.)

Das bekannte Sühnopfer Agamemnon's war schon in den ältesten Zeiten ein oft bearbeiteter Gegenstand der tragischen Kunst. Ausser Euripides, dessen Tragödie: Iphigenia in Aulis vollständig bis auf unsere Zeiten gekommen ist, behandelte besonders Sophokles diesen tragischen Stoff, und der Verlust seiner Tragödie ist um so mehr zu bedauern, da ausser dem Gewinn für die Poesie und Literatur, auch für die Vergleichung der Eigenthümlichkeiten der alten Tragiker ein unschätzbarer Vortheil von der Erhaltung jener Tragödie zu hoffen gewesen wäre. Unter den neueren Versuchen wird der von Racine immer merkwürdig bleiben, und neben dem Werk des Euripides seinen Platz behaupten. Denn der französische Tragiker irrt, wenn er glaubt, dem Griechen etwas verdanken zu müssen; im Gegentheil ist ihm Euripides Dank schuldig, dessen Mängel dem Werke des Franzosen gegenüber, gleich den Dampfwolken des Aetna beym Einbruch der Nacht, glänzend werden. Hr. *L.* hat sich unter diesen beyden Vorgängern hauptsächlich, ja zuweilen beynah wörtlich, an das Muster des Euripides gehalten, und oft den Griechen blofs in ein modernes Gewand gekleidet, wiewohl er im Schluss der Tragödie von diesem Vorbild abgeht, und ohne Dazwischenkunft der Göttin die Opferung Iphigeniens als wirklich vollzogen erzählen läfst. Die sentimentale Liebe des Achilles möchte vielleicht das einzige seyn, was an eine frühere französische Bearbeitung erinnert.

Hr. *L.* ist im Auseinandersetzen der Umstände, welche die tragische Handlung veranlassen, ausführlicher, als seine Vorgänger. Gespräche und bange Aeusserungen der griechischen Helden über die fortdauernde Windstille, welche die Abfahrt der Flotte verhindert, eröffnen die Scene. Alle glauben darin eine Strafe der zürnenden Götter wegen irgend eines verborgenen Verbrechens erkennen zu müssen, und Agamemnon verkündigt ihnen, dafs der Seher Kalchas schon auf sein Geheifs die Götter um die Schuld und um die Sühnung befrage. Kalchas erscheint nun, deckt Agamemnons Frevelthat in Dianens Hain an dem ihr heiligen Wild auf, und fodert Agamemnons erstgeborne Tochter zum Sühnopfer. Agamemnon sendet mit Zurückdrängung des väterlichen Gefühls den Ulysses nach Argos, um Iphigenien durch List nach Aulis zu führen. Achilles fertigt insgeheim den Automedon auch dahin ab, um Iphigenien zu warnen und zurückzuhalten. Aber Ulysses und Diomedes kommen früher, und haben Iphigenien und die Königin durch selbsterfundenes Vorgeben, als wolle Agamemnon seine Tochter mit Achilles vermählen, beredet, ihnen zum Lager zu folgen. Automedon erschrickt bey ihrem Anblick, will sich gewaltsam in den Pallast drängen, zieht selbst zuerst das Schwerdt, und wird von Diomedes getödtet. Achilles versucht indessen vergebens, Agamemnon zur Verschonung seiner Tochter zu bewegen. Sie kommt an, und das Heer selbst verlangt ihren Tod. Achilles greift zu dem letzten Mittel, und schlägt Iphigenien heimliche Flucht auf einem befreundeten Schiffe vor. Sie weigert sich und ist entschlossen, für das Wohl des griechischen Heers sich zu opfern; denn Kalchas hatte ihr in einer feyerlichen Unterredung die Wichtigkeit ihres Opfertodes enthüllt. In diesem Gefühl bleibt sie auch standhaft bey den Klagen der Mutter, und folgt dem Priester zu dem Opferaltar. Der Zug geht über das Theater in Dianens Tempel. Klytämnestra sinkt an den Stufen des Tempels besinnungslos zu Boden. Unterdessen kommt Patroklus aus dem Tempel und berichtet der Mutter den Opfertod der Tochter. Agamemnon erkennt in einem heftigen Donner das Zeichen, dafs die Götter versöhnt sind, und eine Abschiedsumarmung zwischen ihm und Klytämnestra beschliefst das Stück.

Ohne noch auf die Darstellung der Charaktere Rücksicht zu nehmen, scheint die Erzählung des Patroklus von Iphigeniens Tode nicht glücklich gewählt, um den Zuschauer von dem zu unterrichten, was, seinen Augen verborgen, in Dianens Tempel vorgegangen war. Beym Euripides ist freylich auch die Erzählung des Boten an die Mutter gerichtet, aber dieser Bote erzählt nicht wie Patroklus:

— — — Kalchas nahm darauf
Den Opferstahl — ein jeder hörte laut
Und bang den starken Schlag ertönen;

sondern er verkündigt die wunderbare Rettung der Jungfrau, welche die bekümmerte Mutter zunächst interessiren mufste. In Hn. L's. Tragödie hingegen wird der Mutter die gefürchtete Botschaft bis auf den widrig klingenden *starken Schlag* des Opferstahls ohne Milderung hinterbracht; denn der nachfolgende Trost, dafs der Tod ihrer Tochter der griechischen Flotte eine glückliche Fahrt erworben, ist schon mehrmal von ihr gehört worden, und es ist nicht abzusehen, warum er jetzt die Nachricht von

dem vollbrachten Opfer zu mildern fähig feyn folle, da er vorher nie im Stande war, den Schmerz des mütterlichen Herzens zu beruhigen. Eben fo verfehlt fcheint die Scene zwifchen Ulyffes, Diomedes und Automedon im zweyten Act. Nicht zu gedenken, dafs es den jener alten Gefchichten nicht ganz Unkundigen etwas ftören mufs, den Automedon hier in Aulis tödten zu fehen, den er doch als Achilles treuen Gefährten in den Gefechten vor Troja fehr wohl kennt, fo mufs einen doch überhaupt der etwas ungefchickte Enthufiasmus beleidigen, mit welchem Automedon — gleich dem fliegenfcheuchenden Bär der Fabel — feinem Freunde dient. Diefer ift an fich in einer Tragödie am unrechten Orte, ift übrigens hier unveranlafst, und was am meiften Tadel verdient, er macht hier die ganze Handlung vom Zufall und von dem linken Benehmen einer untergeordneten Perfon abhängig, welches die Tragödie in ihrem inneren Wefen verletzt. Denn ohne diefe zwecklofe Uebereilung konnte Iphigenia noch gewarnt werden, und fo löblich es gewefen feyn würde, wenn Automedon einem gewaltfamen Raub Iphigeniens mit Gefahr feines Lebens getrotzt hätte, fo unüberlegt und tadelnswerth erfcheint hier feine Bravour, welche jetzt nicht das Leben wagt, fondern einen theuren Auftrag erft voreilig verräth, und fodann der Ungewifsheit eines ungleichen Gefechtes vorfätzlich Preis giebt. Die Vergleichung diefer Scene mit der bey Euripides, wo Menelaos mit dem von Agamemnon abgefendeten zweyten Boten um den Brief ftreitet, dringt fich hier dem Lefer zum Vortheil des Griechen auf. Bey diefem wird der Bote noch im Lager der Griechen aufgehalten, ehe er dem Ende feines Auftrags nahe war, und während die Könige um den Brief ftreiten, kommt der erfte Bote mit der Königin und Iphigenien fchon im Lager an. Nicht alfo feine Verfpätung, fondern die unglückliche Eilfertigkeit des früher gefendeten Boten, der in der Meinung, er führe Iphigenien zur Vermählung, die Reife befchleunigte, bringen bey dem Griechen die Bedingungen der tragifchen Handlung hervor, und jener Streit bekommt einen ganz anderen Einflufs auf die Handlung als in der deutfchen Bearbeitung.

Den Charakteren fehlet es gröfstentheils an Beftimmtheit. Neftor, Diomedes, Patroklus, Automedon find freylich nicht tief in die Handlung eingreifende Perfonen; allein dem Lefer, der fie noch nicht kennt, geftalten fie fich gar nicht, und der, welcher fie kennt, erblickt unter dem bekannten Namen nicht die bekannte Geftalt. Vorzüglicher ift Ulyffes behandelt. Seine beredte Gewandtheit artet indeffen zuweilen in zu breite Redfeligkeit aus, z. B. in der Befchreibung, welche er Iphigenien zu Argos von dem Heere der Griechen macht. Eine ähnliche hat zwar der erfte Chorgefang bey Euripides, allein was einem lyrifchen Chor anfteht, ift nicht allezeit paffend im Munde der handelnden Perfonen. Achilles Charakter wird allezeit, fobald ihm moderne Sentimentalität beygefellt wird, der Darftellung unauflösliche Schwierigkeiten entgegenftellen; zu weit aber entfernt fich Hr. L. von Achills Heldencharakter, wenn er ihn Iphigenien die heimliche Flucht als Rettungsmittel vorfchlagen läfst. Wie die Liebe des griechifchen Helden bey dem Verluft der Geliebten fich äufsert, hat Homer in Achills Trennung von der geliebten Brifeis mit einer Wahrheit dargeftellt, welche in ähnlichen Situationen nicht verletzt werden kann, ohne den Charakter zugleich zu zerftören. Am wenigften ift die Darftellung des Kalchas dem Vf. gelungen. Er ftrebt nach Würde, ohne fie je zu erreichen, wird koftbar aber nicht feyerlich, rhetorifch aber nicht poetifch, wortreich aber nicht gehaltvoll. Daher wechfeln und begegnen fich in feinen Reden profaifche Wendungen und poetifche Bilder in fonderbarer Mifchung. So fpricht er z. B. S. 53 zu Agamemnon:

> Ift dir zu fchwer das Opfer, mehr noch werth
> dein Kind, denn aller Götter Huld — nun wohl,
> fo bleibft du heim; das Heer zieht hin gen Troja;
> der Sieg ift — zweifelhaft — und neigt er fich
> doch endlich zu uns her, fo trägt ein *anderer*
> an deiner Statt gewählter Feldherr
> des Ruhmes ewig grünen Lorbeer heim.

und S. 162 zu Iphigenien:

> Ha mich ergreift, erhörend, göttliche Gewalt —
> horch! (?) — Schwindend weicht vor mir das Bild der Gegenwart! —
> Sieh! — meinem Aug' enthüllt der Zukunft Dunkel fich
> Gefchichte fchau' ich grofser Thaten, fern von mir —
> Und Worte tönen in mein Ohr, noch unerhört —
> Es leiht der Gott von Delphi feine Stimme mir! —
> im Orakeltone.
> Vom Stamme der Atriden welkt ein edles Reis,
> den Stamm erhaltend, hier an Aulis Strand. — Von ihm
> ausgehend zündet fich verzehrend Feuer an
> In des Skamanders Flur. — Bis zu dem Gipfel felbft
> Der ftolzen thurmumfchirmten Felfenburg, die dort
> an feinen Ufern höhnend ragt, fchwingt rächend fich
> die helle Flamm' empor. — In Staub und Afche finkt,
> was einft des Landes Stolz, des Volkes Schutzwehr ftand u. f. w.

Alles diefes, nämlich dafs die Eroberung Troja's von Iphigeniens Tode abhänge, hatten aber die Götter fchon dem Kalchas offenbaret, wie er felbft dem Agamemnon verkündiget. Mufs man alfo nicht glauben, entweder Kalchas forcire fich hier zu einem falfchen Pathos, oder der Dichter mühe fich ab, um den Priefter als einen Gottbegeifterten den Zufchauern ehrwürdig zu zeigen? Das erfte aber wäre der Würde des Priefters, das zweyte der Kunft des Dichters unanftändig.

Am beften ift Hn. L. der Charakter der Iphigenia felbft gelungen, und wenn man etwas Uebertreibung der Naivetät bey ihrem erften Auftreten in Argos abrechnet, fo ift fie eine ziemlich treue Nachbildung der griechifchen im Euripides, deffen eigenfte Worte fogar Hr. L. zuweilen beibehalten hat. Man vergleiche in der Scene, wo Agamemnon und Iphigenie fich zuerft wiederfehen, die Worte des Euripides (nach Bothe's Ueberfetzung v. 591.):

Agamemnon.
Ein Opfer mufs vorher ich hier noch opfern Kind.
Iphigenia.
Nur Priefter aber geht die fromme Feyer an.
Agamemnon.
Du wirft fie fchaun, wirft bey dem heil'gen Waffer ftehn.
Iphigenia.
So feyern wir, mein Vater, Chortänz' am Altar?

Agamemnon.
Weit glücklicher bist du, denn ich! nichts ahnest du.
— — — — —
— — — — —
O Brust und Wangen! O du goldgelocktes Haar
Wie jammervoll ward euch die Stadt der Phrygier!

mit der Stelle in Hn. *L's* Tragödie S. 133.

Agamemnon.
— — — — Ein Opfer muss
ich noch zuvor den Göttern bringen — dann —
Iphigenia.
Nun wohl! Diess ist ja nur der Priester Werk,
die es den Göttern weihn. —
Agamemnon.
Nein; — selbst wirst du
es schaun, wirst bey dem heilgen Altar stehn.
Iphigenia.
Wir Jungfraun singen heilge Hymnen am Altar?
Agamemnon.
O Brust und Wangen dieses unschuldvollen,
Geliebten Kindes! O, ihr goldnen Locken
Der Jungfrau! wie des Jammers voll und des
Verderbens ward euch früh der Troer Stadt!

Aehnliche Erinnerungen an Euripides finden sich durch das ganze Stück und besonders in der Abschiedsscene zwischen Iphigenien und ihrer Mutter.

Auch in dem Versbau ist die ungeübte Hand des Vf. nicht wohl zu verkennen. Der gröfste Theil des Trauerspiels ist in den gewöhnlichen fünffüfsigen, zuweilen mit Reimen untermengten Jamben geschrieben. In pathetischern Stellen, z. B. in der oben angeführten Rede des Kalchas bedient sich der Vf. zuweilen des Trimeters, doch ohne ihm das Gewicht und die Kraft geben zu können, welche diese Versart fodert. Glücklicher ist er in den modernen Versarten; und wenn auch Iphigeniens Monolog S. 167 an ein bekanntes Vorbild etwas erinnert, wenn auch in ihm zuweilen eine rhetorische Stelle statt der poetischen sich einschleicht: so verdient er doch rühmende Erwähnung, und erregt Erwartungen von dem Vf., welche freylich in diesem Versuche noch nicht erfüllt sind. D. c. A.

Leipzig, b. Junius: *Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters.* Aus gedruckten und handschriftlichen Quellen. Herausgegeben von *Friedrich Schlegel.* 1804. *Erster Theil.* Auch unter dem Titel: *Geschichte des Zauberers Merlin* etc. (II S. Vorrede; 19 Bog.) *Zweyter Theil.* Auch unter dem Titel: *Geschichte der tugendsamen Euryanthe von Savoyen* etc. (11½ Bog.) kl. 8. (2 Thlr.)

Der Herausgeber füllt durch gegenwärtige Sammlung eine Lücke aus, die wir bisher noch in der Geschichte der modernen Poesie hatten, und leistet dadurch ein sehr verdienstliches Werk, auch wenn das Resultat für die Culturgeschichte der Modernen überhaupt hier noch nicht berücksichtigt würde. Er theilt uns nämlich einige der ursprünglichsten Producte des alten Mährchenromans, in ausgewählten Mustern, aus alten handschriftlichen Quellen mit: und diefs ist zugleich der Standpunct, aus welchem diese Sammlung beurtheilt werden mufs. Was die beyden hier gelieferten Stücke betrifft, so werden in denselben die Haupterfodernisse eines guten Mährchens, sinnreiche und leichte Erfindung, verständige Zusammenstellung, und lebendige Darstellung in einem weit höheren Grade, als bey den neuern Dichtungen dieser Art, angetroffen. Ueberhaupt scheint diese Gattung mehr in den Zeiten des natürlichen Wunderglaubens kräftiger Völker zu gedeihen, als das Product einer prosaischen Aufklärung zu seyn, und daher rührt wohl jene Vernachlässigung in unserer Zeit. Hier leuchtet noch ein gottesfürchtiges Gemüth hervor, das seine Bemerkungen zuweilen in kurzen Sprüchen und Warnungen mittheilt, öfterer sie in das anmuthige Dunkel wunderbarer Ereignisse mit spielendem Ernste verhüllt. In der Erzählungsart finden wir ganz die naive Treuherzigkeit wieder, die den Alten so eigen ist, obwohl nicht selten auch in Schwatzhaftigkeit ausartet; und um ein neues Factum zu beginnen, scheint es oft, als wolle der Erzähler eine ganz neue Geschichte anfangen. Diese fast drollige Unbeholfenheit zeigt sich gleich in dem ersten der vorliegenden Mährchen, einer sehr sinnreich erfundenen Geschichte, die in wundersamen und anmuthigen, aber noch sehr locker verbundenen Scenen besteht, und das wohlthätige Spiel eines mächtigen Zauberers zum Hauptgegenstande hat. *Jenen* Fehler aber hat der Herausgeber, durch zweckmäfsige Weglassung weniger bedeutender Parthien ziemlich ähnlichen Inhalts, verwischt (Vergl. desselben Anmerk. S. 356 u. 269).

Schon die Wichtigkeit der Geburt Merlins wird sehr fern gesucht, und beweifst die eigenthümliche Erfindungsgabe des alten Erzählers, ob sie gleich zu weit ausgesponnen, und die Vernichtung einer ganzen Familie, als Voranstalt zu derselben, übertrieben ist. Besonders ausgezeichnet aber ist die kräftige Zeichnung der einzelnen Charaktere, unter denen Merlin als Hauptrolle hervorragt, und der lebhafte Hintergrund, auf dem die herrlichsten Gruppen, mit den treffendsten Nüançen, im anmuthigsten Colorite gezeichnet sind. Vorzüglich schön geschildert ist die allmählige Verführung des *üppigen Mädchens*, durch Zureden des vom Satan angestellten Weibes von S. 11 an; der *frommige und sanfte* Charakter der in der Leidenschaft getäuschten und *leidenden* Jungfrau; *der thätige fromme Einsiedler*, der sie tröstet; mit kühnen Zügen, das Erschrecken der Mutter über des Kindes Anblick und Eigenschaft (bis S. 29), dessen weise Vertheidigung der Mutter vor Gericht, die freylich nur für *unsere* Zeiten in dem Munde des Kindes etwas unzart klingt, und aufserdem zu weitläufig ist; so wie die Anmerkung, dafs Merlin nach verrichteten Thaten jedesmal zu seinem Einsiedler geht, und das geschehene dictirt zu Nutz und Frommen der Nachwelt, nur gar zu oft wiederholt ist. Ferner erscheinen uns mit dem siebenten Capitel, von wo an die Scene ganz verändert wird, in scharfen Begrenzungen: der *furchtsame Tyrann Vortigern in Bretagna*, der sich mit Hülfe der Mörder, die er nachher, sehr *undankbar*, hinrichten läfst, auf den Thron setzt; *seine listigen Astronomen*, die den Merlin, wegen des wundervollen Thurmbaues, zum Tode wollten holen lassen, durch Boten, die der *kühne Knabe* mit seiner Klugheit

und Weissagungskunst für sich gewinnt. (Nur die *eine* Probe derselben erweckt, des ähnlichen vorhergegangenen Falles wegen, etwas Verdrufs, doch scheint sie das Lieblingskapitel des Scherzes der Alten gewesen zu seyn.) Weiter ist ausgezeichnet die Schilderung des Drachenkampfes, der von M. prophezeiht war. Die Erzählung wird milder, als nach diesen Contrasten *die vertriebenen Königssöhne* auftreten, zwey Charaktere voll *edeln Muthes, hoher Treu und Tapferkeit*, mit denen der weise M. zuerst in vielen Gestalten scherzend sein Spiel treibt, dann ihnen treulich beysteht gegen die Heyden. Sehr unterhaltend ist dann zu lesen, wie ein Feind Merlins am Hofe ihn versuchen will, wodurch der Ruf seiner Macht und Weisheit nur vergröfsert wird. Einen neuen Reiz verschafft dann der Erzähler seinem Zauberer, dafs er ihn von jetzt an nur in dunkeln Antworten sprechen läfst, was über das Ganze einen geheimnifsvollen Ernst verbreitet. Von S. 142—148 folgt eine der trefflichsten Stellen, wo Merlin den heldenmüthigen Brüdern, von denen einer fallen sollte, eine schöne Ermahnung und Weihung zum Tode giebt, die der Devotion sehr ähnlich ist im christlichen Sinne, und mit grofser Rührung den Tod Pendragons vorbereitet, dem M. hernach auf wunderbare Weise ein Begräbnifsmal errichtet. Von S. 153—168 wird die geheimnifsvolle *Legende von der Tafelrunde* eingeflochten. Die Erzählung von der mysteriösen Wirkung der heiligen Tafel, und dem schleunigen Untergange des *Frevlers*, der Merlins spottet, in einem so kindlichfrommen Tone geschrieben, mufs jedes unbefangene Gemüth ansprechen. Erhaben ist dann die Würde des jetzt *männlicher werdenden Merlins*, mit welcher er dem Könige seinen Unglauben und seine Neugierde verweist. Eine neue und noch schönere Parthie hebt mit dem 22 Kapitel an. Der edle König Uterpendragon entbrennt in Liebe gegen die tugendsame und wunderschöne Gemahlin des Herzogs von Tintayol, Yguerne, deren Holdseligkeit und Tugend mit den kräftigsten Farben des religiösen Alterthums geschildert wird, und die auch der *kluge* und *treue Rath*, Ulfius, und der König mit aller Pracht nicht zu gewinnen vermag. Ja die Herzogin entdeckt es endlich ihrem, absichtlich in einigen Schatten gestellten, Gemahl, der schnell den Hof zu Cardueil und die Feste verläfst, mit ihr und seinen Rittern ohne Urlaub heimlich fortreisend. Der König fodert Genugthuung für diese Beleidigung durch seine Gesandten, die das entdeckte Unrecht ihres Königs unbefangen misbilligen, und kündigt ihm dann denn Krieg an. Merlin, der nun als Liebesrath und Vertrauter auftritt, erscheint dem schwermüthigen Könige im Lager, und giebt ihm, nach Beschwörung eines heiligen Versprechens, die Gestalt des Herzogs, der eben in derselben Nacht bey einem Ausfall umkömmt. Nach geschlossenem Frieden heyrathet dann der König Yguernen, zu kräftiger Rührung ihrer Gesandten (S. 203). Dieser Abschnitt der Geschichte ist vorzüglich der passenden Zusammenstellung und Verknüpfung seiner einzelnen Theile wegen, und wegen der verständigen Modification der Haupthandlung in dem Charakter des Königs, so wie auch seines heiteren Colorits, ausgezeichnet. Eine leichte und kräftige Charakterzeichnung ist auch an den Nebenfiguren zu bemerken, dem *braven Anthor*, und seiner *ergebenen Frau*, welchen der geheimnifsvolle M. das Kind jener Nacht, aus weisen Absichten, übergiebt; ferner der *feste* und *ehrwürdige* Bischof, und hernach Anthors Sohn, (S. 255) dessen Charakter eine ganz eigene Art des Komischen darstellt.

Wieder zu weit ausgeführt ist das Wunder, das M., in Rücksicht der Wahl des neuen Königs, dunkel prophezeihet hat. Aber herrlich ist dagegen der Charakter des *jungen* und *verständigen* Artus, den M. vorzüglich beschützt. Von S. 256 an folgt nun der letzte Theil, der als der reizendste das Gemählde mit dem höchsten Farben-Zauber schliefst. Auch der mächtige M. verliebt sich, in der Gestalt eines schönen Jünglings, in ein wunderbar schönes Mädchen, und giebt sich ihr so ganz hin, dafs sie ihn bald mit seinen eigenen Zauberkünsten bezwingt, und zuletzt ganz fest zaubert (S. 292). Rührend ist vorher der Abschied von seinem Freunde Blasius und dem Könige, der sich dabey der Thränen nicht enthalten kann, und nach Verlauf der Zeit sogar den Ritter Gawin ausschickt, um Nachricht von ihm einzuholen. Dieser wird (S. 287) sehr lustig in einen Zwerg verwandelt; bald aber hört er nochmals, aber zum letzten Male, Merlins Klagestimme, die auf Gawins Frage: wie, mein lieber süfser Freund, bist Du so fest gehalten, dafs du niemals wieder loskommst! wie kann dir, dem Weisesten der Menschen, solches begegnen? ziemlich naiv antwortet: *Ich bin auch zugleich der thörichste, denn ich liebe eine andere mehr als mich selbst; ich lehrte meine Liebste, wie sie mich fesseln könne, und nun kann mich keiner befreyen. Alle Welt bedauerte den weisen Merlin.*

No. 2 unterscheidet sich von No. 1 vorzüglich dadurch, dafs, sowie jene Erzählung in der ganzen Ausführung zu weitläuftig war, sie es in Rücksicht des Styles ist, der überhaupt mehrere Nachläfsigkeiten hat. Hierzu gehören auch die öfteren Ausrufungen und wiederholten Hyperbeln des Erzählers (S. 8. 33. 34. 35. 157 etc.). Dagegen ist das wirklich originelle Sujet durch die alte noch unerschöpfte Kraft der Erzählung vorgetragen, die Handlung mehr zusammengedrängt, und äufserst unterhaltend zu lesen, wozu noch beyträgt, dafs in diesem Stücke die Scene hier und dorthin immer wechselt. Richtiger würde die Erzählung von *Gerhart* ihren Titel führen, der nicht nur als Hauptperson hervortritt, sondern auch weit gehaltener und schöner gezeichnet ist, und uns gleichsam als der Repräsentant des ächten Ritterthums erscheint.

Statt ein Skelet dieser Erzählung mitzutheilen, laden wir vielmehr die Leser zum vollen Genufs des Ganzen ein. Auch die eingewebten Lieder sind zarte Blüthen des alten Meistergesanges, vorzüglich S. 124.

Wir wünschen dieser Sammlung eine glückliche Fortsetzung, zur Verdrängung mehrerer kraftloser Producte unserer heutigen Romanfabriken. Papier und Druck sind gut; wir fanden nur einige Fehler.

A . . . . s.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 DECEMBER, 1806.

PHILOLOGIE.

Stuttgardt, b. d. Vf.: *Anleitung zum Uebersetzen aus der deutschen in die griechische Sprache in Beyspielen und Exercitien, aus griechischen Original-Schriftstellern.* Nach den Regeln der neuesten Sprachlehren von *G. A. Werner*, Praeceptor an dem kurfürstl. Gymn. zu Stuttgardt. 1804. 376 S. 8. (1 Thlr.)

Mit Recht äusserte Hr. *Schneider* in der Vorrede zu seinem griechischen Handwörterbuche den Wunsch, dass die Uebungen im Griechischschreiben auf Schulen wieder eingeführt werden möchten, welche nach Ernesti's Autorität meistentheils abgeschafft worden waren. Denn, wenn sich von keiner Sprache eine hinlängliche und gründliche Kenntniss erlangen lässt, so lange nicht mit der Lesung der vorzüglichsten Schriftsteller in derselben auch eigene Uebungen im Schreiben verbunden werden, weil man nur durch letztere erst mit den Eigenheiten einer Sprache in der Verbindung der Redetheile vertraut werden kann, die bey dem blossen Lesen nicht einen hinlänglich bleibenden Eindruck machen: wie viel mehr muss dieses erst bey einer todten Sprache von der Mannichfaltigkeit an Wendungen, und von dem Umfange der Griechischen der Fall seyn, vorzüglich bey demjenigen, der als Philolog und Kritiker die Schriften der Griechen studiren und behandeln will! Rec., ein Schulmann, der schon seit mehreren Jahren in den oberen Classen seiner Schule regelmässig dergleichen Uebungen anstellt, weiss aus Erfahrung, wie viel solche Compositionen selbst zum leichteren und besseren Verstehen der griechischen Schriftsteller beytragen, und wie sehr dadurch selbst das Interesse an der griechischen Sprache genährt wird. Hr. W. unternahm also eine sehr verdienstliche Arbeit, da er diese Sammlung von Beyspielen veranstaltete, und dadurch den Lehrer der Mühe überhob, selbst passende Beyspiele zum Behuf jener Uebungen zu suchen. Nach der Foderung des Hn. *Schneider* nahm er diese Beyspiele aus Originalschriftstellern, deren Wörter und Redensarten er denselben auch unterlegte. Diese Wahl bürgt für die Achtheit des Ausdrucks, obgleich die Foderung selbst mehr aus einem gerechten Misstrauen in die Kräfte der meisten Griechischlehrenden, als aus der absoluten Nothwendigkeit eines solchen Verfahrens entsprungen zu seyn scheint, da dieses wenigstens bey den Uebungen im Lateinischschreiben nicht gefodert wird. Die Quellen, aus denen der Vf. schöpfte, waren, ausser dem N. Test. und einigen Stellen aus der *LXX virali* (die wir doch nicht zu diesem Zweck empfehlen möchten), vornehmlich die Schriften des Xenophon, Plato, Isokrates, Plutarch, Epiktet, Aelian, Herodian, Theophrast, Diogenes Laertius, Stobaeus, Demophili similitudines, ej. sententiae, Democratis sententiae, Matthaei gr. Lesebuch, die Anhänge zu Trendelenburgs und Jehne's Gramm. Brunck's Gnomiker, Vigerus und vornehmlich Possellii Syntaxis Graeca. Die Wahl ist auf diese Weise freylich ziemlich gemischt, und wir sehen nicht ein, warum Hr. W. zu dem Viger und Possellius seine Zuflucht nahm, wenn er die Schriften eines Xenophon, Plato, Isokrates, Plutarch selbst durchgelesen hatte, aus denen sich zu allen Regeln der griechischen Sprache eine hinlängliche Zahl zweckmässiger Beyspiele, mehr als aus dem Possellius und den angeführten Lesebüchern und Sprachlehren ausheben lassen. Zur Grundlage gebrauchte Hr. W. Weckherlins griechische Sprachlehre (Stuttgardt 1802) und mit Recht, da dieselbe zwar in dem etymologischen Theile sehr mangelhaft, auch oft unrichtig, im syntaktischen dagegen vollständiger, als irgend eine andere bis jetzt erschienene, selbst als die Buttmannische, obgleich in dem Vortrage der Regeln viel unbestimmter als diese ist. Diese Unbestimmtheit, die den Lehrling und auch den Lehrer, der nicht die gehörige Vorsicht anwendet, zu Irrthümern verleiten kann, hat sich daher auch in dieser Anleitung fortgepflanzt, z. B. S. 229: „Wenn der Infinitiv einerley Subject mit dem regierenden Verbo hat, so wird dieses Subject, welches ein Pronomen personale oder reflexivum in dem Casu des Subjects seyn müsste, bey dem Infinitiv nicht wiederholt," wo doch die Einschränkung hinzugefügt seyn sollte, *ausser wenn auf dem Subjecte des Infinitivs ein Nachdruck liegt*, wie in einem Gegensatze z. B. Herod. 1, 57. εἶπε φάς, αὐτὸς μὲν ἀμφοτέρων ἤδη πεπειρῆσθαι, κεῖνον δὲ σύ. Demosth. adv. Callipp. p. 1239. ἐγὼ ἤθελον τούτῳ πίστιν δοῦναι, ἢ μὴν ἐγὼ τοῦ πατρὸς ἀκούειν. Vgl. Xen. Mem. S. II, 3, 17.

Der Vf. fängt mit einer Uebung der Declinationen und Conjugationen an S. 1—63. Uns dünkt dieses unzweckmässig, *theils* weil die Uebertragung auch des einfachsten Satzes schon eine Anwendung syntaktischer Regeln erfodert, und das richtige Decliniren und Conjugiren bey weitem nicht hinreichend dazu ist, *theils*, weil unseres Bedünkens die Ausarbeitungen griechischer Sätze nicht gleich mit der Erlernung der Anfangsgründe der Sprache verbunden werden dürfen, sondern vor jenen erst eine hin-

längliche Fertigkeit im Überfetzen aus dem Griechischen und Kenntnifs der Sprache erworben feyn mufs. Ohnehin liegt in der Uebung fyntaktifcher Beyfpiele, fchicklich gewählt, zugleich Gelegenheit genug zur Uebung der Elemente. — Unbegreiflich ift es uns aber, wie Hr. W. glauben konnte, durch Beyfpiele über den Optativ und Conjunctiv, die blofs zur Uebung der Formenlehre S. 28—33 aufgeftellt find, fich aller Anweifung zum richtigen Gebrauch jener *modi*, die in die Syntax gehört, die wir aber dort bey Hn. W. vergeblich fuchten, überhoben zu haben. Der Lehrling wird zwar in jenen Beyfpielen allerdings den Optativ und Conjunctiv fetzen, wo der Vf. diefen angegeben hat; aber er wird, wenn es ihm der Lehrer nicht jedesmal fagt, nie wiffen, in welchen Fällen er den Optat. und in welchen er den Conj. fetzen foll, weil ihm der Unterfchied und Gebrauch diefer *modi* nicht beftimmt und nach Mafsgabe der verfchiedenen Art der Sätze angezeigt ift, und er diefe Regeln nicht durch Anwendung in eigenen fyntaktifchen Beyfpielen beffer gefafst hat. Eben fo wenig ift in der Anweifung zur Syntax das Geringfte über die Bedeutung und den richtigen Gebrauch der *tempora* gefagt; in der Formenlehre kommen S. 21—27 blofs Beyfpiele darüber vor, mitunter auch unrichtige, wie S. 23 beym Perfecto: *Socrates hat in dem Gefängniffe Gedichte verfertigt*, wo derjenige, der diefe Gedichte noch vor fich hatte, wohl fagen konnte: Σ. ποιήματα πεποίηκεν, wir aber ἐποίησε fagen müffen. Vgl. S. 38. Selbft die Beyfpiele über den Aorift. 2 find von denen über den Aorift. 1. getrennt, als ob beyde nicht einerley Bedeutung hätten.

In einer Anweifung zur Syntax follte mit den einfachften Sätzen angefangen, und jedesmal nur folche Exempel gegeben werden, die nach der an der Spitze ftehenden Regel oder nach den vorhergehenden ausgearbeitet werden können; es follten anfänglich nur Exempel über einzelne Regeln, nicht folche, wo mehrere zufammen anzuwenden find, gegeben und dann zu folchen Sätzen, wo mehrere Regeln verbunden find, und zu zufammengefetzten Sätzen fortgefchritten werden; überhaupt dürfte in einer praktifchen Anleitung zu Ausarbeitungen in einer Sprache eine ganz andere Ordnung zu befolgen feyn, als in einer Sprachlehre. Derjenige, der die Syntax durch Beyfpiele aus Original-Schriftftellern lehren will, hat unftreitig das Recht, die gewählten Stellen nach feinem jedesmaligen Zwecke abzukürzen. Dagegen giebt Hr. W. gleich in den Beyfpielen über den Artikel zufammengefetzte Sätze, wie in dem Beyfpiele zur Anwendung des Artikels vor den Eigennamen S. 64.: „Von den alten Thraciern foll keiner die Buchftaben gekannt haben. Ja, alle rohen (Völker), welche Europa bewohnten, glaubten, es fey fehr fchändlich, fich der Buchftaben zu bedienen", wo fchon die Regeln vom Accufativ c. Inf. nach φασὶ und νομίζω, welche Wörter, aber ohne ihr *regimen*, dem Texte untergefetzt find, die untergefetzte Participial-Conftruction οἱ οἰκοῦντες, und andere, wiewohl leichtere, die aber noch nicht da gewefen find, angewandt werden müffen. Aehnliche Beyfpiele, wo noch unberührte Regeln anzuwenden find, z. B. von Participialconftructionen, finden fich auf jeder felbft der erften Seiten. Oft ift auch der deutfche Ausdruck von der Art, dafs der Lehrling ihn zwar ins Griechifche übertragen kann, wenn er einmal weifs, was damit gemeint ift, aber ohne fich etwas deutliches dabey denken zu können, z. B. S. 68 „Siehest du nicht, wie fchlüpferig das ift: was einer nicht verfteht, das zu reden oder zu thun?"

Ungeachtet diefer Mängel, der Unbeftimmtheit im Ausdruck der Regeln, des Mangels an planmäfsigem Fortfchreiten vom Leichtern zum Schwerern, vom Einfachften zum Zufammengefetzteren, der Auslaffung verfchiedener wefentlicher fyntaktifcher Regeln, wie vom Gebrauch der *tempora*, des Conj. und Optat. und anderer, ift doch der Fleifs des Vf. lobenswürdig, und diefes Exempelbuch wird gewifs einem Lehrer, der der griechifchen Sprache mächtig ift, und eine philofophifchere Kenntnifs derfelben befitzt, und der es verfteht, diefe Sammlung fo zu ordnen, dafs fie zu mehreren Curfus brauchbar ift, feine Arbeit fehr erleichtern. H. H.

NUMISMATIK.

Gotha, b. Steudel und Keil: *Annalen der gefammten Numismatik.* Herausgegeben von *Friedrich Schlichtegroll.* Zweyter Band. Erftes Heft. 1806. 60. S. 4. Mit 3 Kupfertafeln. (16 Gr.)

Wir haben in der Recenfion des erften Theils (1804. N. 11. 12) den Geift diefer Annalen fo darzuftellen gefucht, dafs es überflüffig feyn würde, wieder eine fo weitläuftige Anzeige von diefem neuen Stücke zu machen, ohngeachtet der fachreiche Inhalt deffelben Stoff genug dazu darbietet. Wir wollen daher nur eins und das andere Anziehende für folche Lefer mittheilen, die zwar keine eigentlichen Numismatiker find, fich aber doch für die Fortfchritte in jeder Wiffenfchaft intereffiren.

Eben die Ordnung und Eintheilung, welche der Vf. in dem erften Theile beobachtete, befolgt er auch in dem vorliegenden Hefte. Er theilt nämlich das Ganze in zwey Haupttheile, in alte und neue Numismatik, und die Unterabtheilungen werden nach den Materialien beftimmt, die zu diefem Hefte beftimmt waren.

Ueber die *alte* Münzkunde liefert er drey Auffätze: 1) *Ueber einige in Karthago unter der Herrfchaft der Vandalen gefchlagene Münzen.* Aus dem Dänifchen des Hrn. D. *Münter.* 2) *Unterfuchungen über einige feltene, zum Theil unedirte, Münzen.* Von dem Herausg. 3) *Anmerkungen und Berichtigungen zu dem zweyten Auctarium der Sicilia numismatica des Prinzen von Torremuzza.* Von Hrn. Caval. *Caleagni* in Neapel. Aus dem Italiänifchen.

Unter den vielen feinen Bemerkungen, die Hr. *Münter* in der *erften* Abhandlung über einige in Karthago unter der Herrfchaft der Vandalen gefchlagenen Münzen macht, wird Münzfreunden die Erklärung

einer Art Münzen wichtig seyn, die er, durch Vergleichung mit ähnlichen, ihrem rechten Vaterlande und ihrem eigentlichen Münzherrn zutheil, und die man ohne diese Vergleichung nicht leicht richtig beurtheilen kann. Man hat nämlich Münzen, auf welchen man nichts sieht, als auf der einen Seite, in einem Kranze, eine stehende Figur, mit ausgebreiteten Händen, in welchen sie Kornähren hält; auf der anderen, auch in einem Kranze, den Buchstaben N mit den römischen Zahlen: XII oder XLII. Zu Erklärung derselben führte ihn eine andere Münze ganz mit derselben stehenden Figur, aber mit einem Brustbilde und mit dem Namen des Königs Hilderich auf der anderen Seite. — Im *zweyten* Aufsatze werden unter andern die Münzen mit den Buchstaben: KVIIELTER, welche Pellerin und Eckhel den beyden nicht weit von einander liegenden campanischen Städten, Cumä und Liternum, zuschrieb, einem andern campanischen Volke, den Cubulterinern (*Plinii Hist. nat.* III. 9), zugetheilt. Hiedurch, und durch die nun folgende Erklärung einer Münze von Gambrium, wird die numismatische Geographie von Neuem bereichert. Ausserdem lernt man auch von der ohnlängst in der numismatischen Geographie bekannt gewordenen Stadt Tlos in Lycien, von welcher Sestini eine unter dem Kaiser Gordian geschlagene Münze in der Knobelsdorfischen Sammlung fand, hier die erste Autonom-Münze kennen. — Im *dritten* Aufsatze ist von zwey Münzen die Rede: von einer bleyernen von Agrigent, und von einer aus Apollonia. Von der ersten behauptete Eckhel (*Mus. Caes.* I. p. 33), dass es eine wirklich gangbare Münze gewesen; hier aber wird mit vieler Wahrscheinlichkeit dargethan, dass diese Bleymünze blos die *anima* einer gefütterten war, welches dadurch sehr wahrscheinlich wird, dass man sie blos im wiener Cabinet findet, aber in Sicilien selbst nie eine zweyte solche Münze sah. Die Münze von *Apollonia*, welche in Torremuzza's zweytem Auctarium nach Sicilien versetzt ist, wird hier mit Recht der Stadt Apollonia in Illyrien, als ihrem ursprünglichen Boden, wiedergegeben, weil diese Münze gewöhnlich dort gefunden wird, und dieser Typus, (eine Meta in einem Kranze,) ausschliessend auf illyrischen Münzen vorkommt.

Die neue Numismatik enthält vier Aufsätze. Der *erste* handelt von *zwey räthselhaften seltenen Medaillen König Karls II von Grosbritannien*, die beyde mathematische Figuren darstellen; doch findet man auf dem Avers der einen das Brustbild des erwähnten Königs mit Umschrift, wodurch man in den Stand gesetzt wurde, diesen beyden Medaillen wenigstens ihr Vaterland zuzutheilen. Aber es fragt sich, auf welche Gelegenheit sie geprägt worden sind. Diese Frage findet man hier nicht beantwortet, weil Hr. *S.* Freunden dieser Wissenschaft das Vergnügen nicht benehmen will, selbst auf die Spur zu kommen; er verspricht aber im folgenden Stücke dieses Räthsel zu lösen. — Rec. fiel sogleich ein, dass man einen Aufschluss darüber wohl am ersten in der Geschichte dieses Königs finden müsste; und so fand er denn auch in Küchelbeckers Beschreibung der Stadt London (1736. S. 95), welche er eben bey der Hand hatte, dass Karl II im J. 1673. im Christus-Hospital (einem grossen Waisenhause in London) eine mathematische Schule gestiftet habe. Dass aber die erwähnten Medaillen wirklich auf diese Gelegenheit geprägt worden sind, bestätigt sich durch die Abbildung und Erklärung derselben in dem kostbaren Werke: *The medallic History of England to the Revolution. With forty Plates.* (*Lond.* 1790. 4 *maj.*) *Plate* XXXII. 8. und S. 90, wo es heisst: *A medal with various reverses, upon the foundation of the mathematical School in Christ's Hospital.* — Der *zweyte* Aufsatz enthält eine Beantwortung der Frage: *Ob aus den Münzen, die mit den beyden Namen Joachim I, Kurfürsten von Brandenburg, und seines Bruders, des Markgrafen Albrecht, nachherigen Churfürsten von Maynz, ausgeprägt worden, gefolgert werden könne, dass beyde Brüder eine gemeinschaftliche Regierung geführt.* Die Antwort läuft darauf hinaus, dass diese beyden Namen nicht eine gemeinschaftliche Regierung, sondern nur ein gemeinschaftliches Erbrecht an die Mark Brandenburg anzeigen. Der Vf. ist Hr. Geh. Kriegsrath *Krüger* in Berlin. — Im *dritten* Aufsatze werden die bekannten *Görtzischen Noththaler erklärt*, und zwar nach Anleitung zweyer in der herzogl. gothaischen Bibliothek befindlichen, muthmaslich gleichzeitigen Handschriften. — Der *vierte* Aufsatz enthält endlich eine *Aufzählung und Beschreibung der* (*einiger*) *in den letzten Jahren geprägten Münzen*, nach der geographischen Folge der Staaten. Frankreich und Italien gab, welches sehr natürlich ist, hiezu die mehresten Materialien, besonders da hier nicht bloss von gangbaren, sondern auch von Gedächtniss-Münzen auf die merkwürdigsten Begebenheiten die Rede ist. Wa.

KURZE ANZEIGEN.

Philologie. *Salzburg*, b. Mayr: *Lateinisches Lesebuch.* Von *M. Karl F. Hohn.* 1805. 91 S. 8. (5 Gr.) *Duabus potissimum rationibus*, sagt der Vf. in der kurzen Vorrede, *ad hunc libellum typis mandandum animum impuli: ut adolescentum animos non minus ad virtutem informem, quam eorum ingenium ad adyta Latii ducam.* Ueber das Erste wollen wir nicht mit dem Vf. rechten — es ist möglich, dass durch die mitgetheilten Erzählungen eine oder die andere gute Gesinnung im jugendlichen Gemüthe erweckt werden kann — vom Zweyten aber ist durch diese Arbeit gar nichts zu hoffen. Der Vf. schreibt ein wahres Deutsch-Latein: die deutschen Worte und Redensarten werden mit lateinischen — oft schlechten — vertauscht, die eisernen Regeln der Grammatik daran gehalten, die aber auch bisweilen schlecht passen, und der Genius der Sprache, mit dem man doch nicht früh genug bekannt werden kann, in seinen Würden gelassen. Das Buch ist zu unbedeutend, um mehr darüber zu sagen. Als ein Beweis für das Gesagte, und als eine Probe des Ganzen will Rec. den Schluss der letzten Erzählung abschreiben. *Discant*, heisst es hier, *ex hac historia doctrinis referta saluberrimis singuli juvenum, quae officia erga parentes, benefactores et consodales ipsos devinciant, quibus Henricus, adolescentum decus et exemplar, ex asse satisfecit. Discant et considerent, quam bonum sit, indolem virtutis magis magisque excolere, qua quivis instructus sit, necesse est, si finem ultimum assequi optet. Quis tam excors, et sui incurius esse poterit, ut virtuti studere non velit?*

F.

Jena b. Cröker: *Grammatikalische Lieder, Tabellen und Leseübungen zur leichtern Fassung der Lehre von den generibus lateinischer Substantiven nebst einem Anhange.* 1804. 62 S. 8. (4 Gr.). Es ist ein bekannter Kunstgriff, dem Gedächtniss durch den Reim und das Metrum zu Hülfe zu kommen. Auch ist er schon bey den Regeln der Grammatik versucht worden. Hier ist ein neuer Versuch, durch singbare Verse den sonst schwierigen Theil der lateinischen Grammatik, den der Titel angiebt, zu erleichtern. Rec. hat sich von dem Nutzen desselben durch eigene Erfahrung an seinen Schülern überzeugt, und kann sie daher um so sicherer empfehlen. Vielleicht hätten nur hie und da etwas bekanntere Melodieen gewählt werden sollen. Zur Probe stehe hier der erste Vers des fünften Liedes:

Der *Cucumis*, der *Panis*,
Der *Piscis* nähren dich.
Im Thale fliesst der Amnis,
Der *Crinis* locket sich.
Blast *Follis* in den Ignis,
So brennt der *Torris* fein,
Und kömmt darauf der *Finis*,
So ist der *Cinis* mein. D.

Lemgo, in d. Meyerschen Buchh.: *Neues kurzgefasstes Taschenwörterbuch*, Englisch, Deutsch, Französisch, und da wo es nöthig ist, Lateinisch, auch Deutsch, Englisch und Französisch, worin man vermittelst einer kurzen und deutlichen Einleitung alle Worte finden wird, die in dem vollständigsten Wörterbuche enthalten sind, von *Christian Christiani*, Lector der engl. u. franz. Sprache zu Göttingen. *Erster Theil.* Englisch, Deutsch, Französisch und Lateinisch 1801. XVI. u. 740 S. 8. (1 Thlr. 20 Gr.). Der Titel verspricht sehr viel, das Buch leistet sehr wenig. Die Bedeutungen der engl. Wörter, im Deutschen und Französischen, sind aus *Fahrenkrüger* abgeschrieben; doch mit solchen Verstümmelungen, dass oft sogar der Hauptbegriff weggelassen worden. Hr. *Chr.* hat dem Latein sehr wenige Stellen eingeräumt. Er mag schön wissen, *wo es nöthig ist!* Von einem *zweyten* Theile hat Rec. nichts erfahren. Vermuthlich fürchtete der Verleger, dass er, wie der erste verdient, Maculatur werden würde. Der Druck ist nicht im geringsten ökonomisch, auch nichts weniger als nett. Cch.

Erlangen, b. Palm: *Englisches Lesebuch für Kaufleute*, von *J. G. Cleminius.* Zweyter Theil. 1806. 560 S. 8. (2 Thlr.) Auch unter dem englischen Titel: *Lectures intendet for the use of young merchants.* Der erste Theil ist in No. 83. d. J. angezeigt worden. Diessmal fehlen die deutschen Anmerkungen, statt deren man einige in englischer Sprache findet. Die Aufsätze in diesem zweyten Theil enthalten: 1) etwas über die Heringsfischerey; 2) eine Reise durch einen Theil von Neu-England; 3) über die englische Niederlassung in der Honduras-Bay; 4) Beschreibung von St. Vincent u. Dominica; 5) Beschreibung der karaibischen Inseln; und 6) von dem Ackerbau und den Erzeugnissen der brittischen westindischen Inseln. Der Corrector hat sich gebessert. Cch.

Erlangen, b. Palm: *A Collection of original English Merchants letters with German notes* by *J. G. Cleminius.* Sammlung englischer Original Handlungsbriefe u. s. w. *Dritter Theil* 1804. 254 S. 8. *vierter* Theil. 1805. 360 S. 8. (1 Thl. 16 Gr.). Bey dem nunmehr schon gross gewordenen Vorrathe der Sammlungen des Hn. *Cl.* wird jungen Handelsleuten, die die engl. Correspondenz zu führen haben, wenig oder nichts zu wünschen übrig seyn. Wir empfehlen ihnen, mit voller Ueberzeugung von der relativen Nützlichkeit auch dieser beyden Bände, dieselben zur aufmerksamen Durchlesung, und zum fortgesetzten Nachschlagen. Sie finden Muster aller Art, wonach sie sich leicht bilden können. Die Anmerkungen enthalten ein zur Verständlichkeit der gesammelten Briefe dienendes Vocabular, nebst einigen kurzen geographischen und statistischen Nachrichten. Cch.

Dresden, b. Arnold: *Praktische französische Sprachlehre für Lehrer und Lernende, auch zum Selbst-Unterricht* von *J. A. Brüel*, erster Lehrer d. franz. Spr. bey der kurf. sächsischen Ritter-Akademie. Zweyte vermehrte u. verbesserte Ausgabe. 1806. X u. 518 S. 8. (18 Gr.). Eine gute Grammatik. Die Anweisung zur Aussprache hat Rec. nirgend so genau, richtig und ausführlich gefunden. Die Lehre von den Redetheilen und ihrer Anwendung ist auch ganz zweckmässig vorgetragen. Die Uebungen im Uebersetzen sind leer an Zusammenhang, und nicht viel besser als die Meidingerschen. Es wundert uns, dass ein Grammatiker, wie Hr. B. noch, nach dem Muster seiner vielen gedankenlosen Vorgänger, das Präteritum futuri, *j' aurai parlé etc.* zum Conjunctiv rechnen kann, da es doch offenbar eine ganz indicativische Bedeutung hat. Cch.

Dresden, b. Arnold: *Dictionnaire portatif de Gallicismes et de Germanismes à l' usage des Deux Nations.* Par *J. A. Bruel.* 1806. IX u. 277 S. 8. (16 Gr.) Unter diesem Titel giebt der Vf. zum Besten derer, die die Eigenheiten und Idiotismen beyder Sprachen studiren wollen, die vormals mit seiner praktischen Grammatik verbundenen *Vocabulaires raisonné* und *explicatif* heraus. Er hat das Ganze in zwey Abschnitte getheilt. Der *erste* enthält ein *Vocabulaire raisonné* derjenigen deutschen Wörter und Redensarten, welche, sowohl ihrer verschiedenen Bedeutung als Construction wegen, beym Uebersetzen und Reden die meisten Schwierigkeiten verursachen, und derjenigen französischen Synonimes (Synonymes), die für Deutsche eine eigene Erklärung verlangen. Lehrreich und fruchtbar; doch nicht sowohl für Franzosen, als für Deutsche. Ueber die Unvollständigkeit wollen wir mit Hn. *B.* nicht rechten. Schade nur, dass man seine unterrichtenden Bemerkungen nicht immer unter der Rubrik findet, wo man sie suchen würde. Wer wird *Schirrmeister* unter *Proviant*: *Krämer*, *Messgut* u. s. w. unter *Kaufen* vermuthen? — Den *zweyten* Abschnitt füllt ein *Vocabulaire explicatif* derjenigen Wörter, a) welche von Deutschen öfters als französisch gebraucht werden, und es gar nicht sind; b) welche zwar französisch sind, aber eine ganz andere Bedeutung haben (als man ihnen gewöhnlich beymisst); c) und die der Aehnlichkeit (des Klanges) wegen eine eigene Erklärung verlangen. Dieser Theil des Buchs scheint auf schwächere und jüngere Leser berechnet, als der vorige. Für Leser, denen man noch sagen muss, dass *Accurat*, *Discant*, *Disharmonie*, *Commando*, *Gardecorsi(e)*, *Informateur*, *Infanterisie*, *Pietiste* keine französischen Wörter sind. Ueberhaupt hat der letzte Abschnitt, weder an Fülle noch Genauigkeit, den Werth des ersten. Cch.

Bamberg u. *Würzburg*, b. Göbhardt: *Nouveau Dictionnaire de poche Allemand françois et François allemand par G. Gley*, prof. de la langue française au Lycee de Bamberg. *Tome premier.* L' Allemand expliqué par le François. 450 S. *Tome Second.* Le François expliqué par l' Allemand 608 S. 1806. 12. (1 Thlr. 4 Gr.). Hr. G. hätte uns wohl in einer Vorrede berichten können, wie vielen Antheil er sich an der Ausarbeitung dieses neuen Taschenwörterbuchs zuschreibe. Da ihm diess nun nicht beliebt hat, und wir in dem, übrigens wohl abgedruckten und wohlfeil verkauften, Buche weder neue, noch sich in der Bearbeitung sonderlich auszeichnende Artikel angetroffen haben: so wird er uns die Vermuthung erlauben, dass ihm die Verfertigung desselben, da bloss aus *Schadens* kleinem Wörterbuche alles abzuschreiben war, nicht sehr sauer geworden seyn könne. Die bisherigen Verhältnisse unseres deutschen Vaterlandes begünstigen den Druck und Nachdruck solcher Handbücher. Das vorliegende ist keineswegs zu verwerfen. Es gewährt freylich nur magere Belehrung; doch stösst man nicht häufig auf unrichtige Angaben. Indessen finden sich dergleichen hin und wieder. So wird, unter andern, *eifern* durch *être jaloux* übersetzt; in diesem Sinne aber gebrauchen es die Deutschen nie. *Genicke* (vieles Nicken) ist nicht *signe de la tête.* *König* heisst bloss *roi*, nicht auch *monarque*, *prince souverain.* Es giebt und gab Könige, die man weder Monarchen noch Souverains nennen kann. *Schneeweiss* ist durch *blanc comme neige* gegeben. Es muss *blanc comme la neige* heissen. Bey *Verschneiden* ist *couper*, *gâter en coupant*, nicht hinreichend, wenn man den Begriff des Castrirens damit verbindet. *Diabolique* ist *teuflisch*, nicht *verteufelt*. Ganz rein von Druckfehlern ist das Buch auch nicht.

Cch.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 18 DECEMBER, 1806.

PHYSIK.

Leipzig, b. Breitkopf und Härtel: *Lucifer oder Nachtrag zu den bisher angestellten Untersuchungen der Erdatmosphäre, vorzüglich in Hinsicht auf das Höhenmessen mit Barometern* von *Christian Ernst Wünsch*, Dr. d. WW. und Heilkunde, und der Mathematik und Physik ordentl. öffentl. Lehrer auf der Universität zu Frankfurt a. d. Oder 1802. LX und 510 S. 8. mit 2 Kupfert. u. 7 Tabellen.

Desselben Zusätze zu dem Lucifer, oder zweyter Nachtrag zu den bisher angestellten Untersuchungen der Erdatmosphäre. 1803. XXXI und 142 S. 8. (Beyde 4 Thlr.).

Dieses Buch verdankt, der Zueignung zufolge das, was es Gutes an sich hat, dem königl. preufs. Obersten, Hn. v. *Lindener:* „denn ohne dessen freundschaftliches Treiben hätte Hr. W. die *paar ewigen* Naturgesetze, auf welche sich die Auflösungen solcher Aufgaben gründen, gewiss nicht noch einmal zur Schau aufgestellt". Hr. W. glaubt, die Nachkommen werden sich erst zu der gehörigen Anwendung dieser Naturgesetze — der Wärme und der Anziehung — bequemen. Bey den Zeitgenossen möge dieser Schrift kein viel besseres Loos fallen, als der neuen Theorie über die Atmosphäre, wo er von denselben Grundsätzen ausgegangen, und nur die Wärme weniger mit im Spiel gewesen sey. u. s. w. — Wenn doch bey solchen Schriften, die so ganz und gar nur aus und in dem Zeitalter sind, und zu dem grofsen todten Haufen der gewöhnlich sogenannten physischen Untersuchungen vor vielen anderen gerechnet werden müssen, nicht mehr an eine Nachwelt appellirt würde, welche der nun in höherem Sinn fortschreitenden Kritik gemäfs wenigstens mit solchen Producten sich nicht mehr zu befassen haben wird! — Nach dieser Zueignung, aus der man eigentlich schon allein sehen könnte, welches Geistes Kind der Vf. ist, spricht er in der Vorr. zuerst von seiner Kühnheit, eine Schrift erscheinen zu lassen, welche Lehren, die über ein Jahrhundert als ausgemachte Wahrheiten gegolten, zu bestreiten unternähme. Man würde, meint er, dem ersten Schein nach glauben, er sey nicht recht bey Sinnen gewesen, als er seine Schrift entworfen habe, um sie an das Tageslicht kommen zu lassen. Mit zitternder Hand überreiche er also der Welt dieses Buch, doch zugleich mit der Bitte, zuerst *alle* Hauptstücke dieser ganzen Schrift unparteyisch und ohne besondere Vorliebe für die älteren Systeme zu prüfen. — Wir streben darnach, unparteyische Schaumeister (nach Hn. W. Worten) zu seyn. — Sonderbar mufste es allerdings dem Vf. vorkommen, dafs man ungeachtet dessen, was er schon 1782 in derselben Absicht mit vieler Anstrengung an's Licht befördert hatte, dennoch nicht sehen wollte, und dafs sogar der sel. *Gehler* diese Geburten mit zu grofsem Leichtsinn verwarf, und dieselben eine blofse noch dazu höchst unwahrscheinliche Hypothese nannte. „Hr. W. hatte im Jahr 1791. die Unrichtigkeit seiner Formel selbst öffentlich bekannt, auch Hn. *Gehler* privatim von ganzem Herzen um Verzeihung gebeten, wegen einiger vielleicht beleidigender Ausdrücke in Betreff seiner Recension. G. hingegen hat sich weder öffentlich noch privatim entschuldigt, vielweniger sich gerechtfertiget". Grund genug, dafs nun Hr. W. den Procefs auch gegen die Manen des Seligen fortsetzt, und nach einigen beschwörenden Fragen mit starker Stimme ausruft: „antwortet!" Da nun die Manen nicht antworten, so verweiset er jeden Kenner auf jene ältere kleine Schrift, welche noch bey Breitkopf und Härtel zu haben sey: man soll ihm doch ein für allemal Recht geben. Ohngeachtet *Gehler* ihm vorhin nicht geantwortet, wozu er seine guten Gründe haben mag, beschwert er sich noch einmal gegen denselben in Bezug auf seine *Versuche und Beobachtungen über die Farben des Lichts*, wo er doch so sorgfältig den Standpunct, von welchem die Herren Schaumeister diese Arbeit am besten besehen könnten, angegeben habe. Hr. *G.* habe die eigentlichen *Experimenta crucis*, die den Nagel auf den Kopf treffen, gar nicht erwogen, sondern mehr die Nebensachen (was nämlich Hr. W. als Nebensachen ansieht). Er bricht dabey in Unmuth über die Hochgelehrten aus, welche bey allem Predigen der Wahrheit und Sicherstellung an andere dennoch sich selbst oft zuriefen: *Si fecisti, nega.* Der Unmuth führt leicht zum Unsinn, der sich von nun an in der That über mehrere Seiten ergiefst in einer ächten Bufspredigt, woraus kürzlich dieses folgt: Hr. *W.* glaubte in seiner Jugend das gewöhnliche Leben und Treiben der Gelehrten sey ein himmlisches Jerusalem, und die Gelehrten selbst lauter Engel. Als ihn aber ungünstiges Loos getroffen, meinte er später bey reiferem Alter, es sey ein höllisches Unwesen damit, und die Gelehrten nicht viel weniger als Teufel, die des Guten nicht achteten, das er schon seit 1782 von sich gegeben. Er wollte nun auch gar nichts mehr mit ihnen zu schaffen haben, indem er einsah, dafs er „platterdings nicht wider den Strom würde schwim-

men können:" aber der Hr. von *L.* hat ihn eben so liebreich als dringend beschworen, doch Kopf und Hand noch einmal an jenes Werk zu legen, und — er konnte nicht widerstehen. Damit man aber nicht irre werde an dem Namen *Lucifer* und, etwa aus eigener Teufeley, gar glaube, es bedeute den Teufel, verwahrt sich Hr. *W.*, und sagt uns, er meine den Morgenstern. Nun aber, meint Hr. *W.* weiter, ob dieser schöne Titel nicht zu anmafsend wäre für sein Buch? Nein, dächte er, nicht wohl: denn es dächte jeder Schriftsteller Licht zu verbreiten, und so dächte er auch, und lebe der guten Hoffnung, dafs dieser Name doch so anstöfsig nicht seyn werde, zumal da er nur der Kürze wegen für die Herren Buchhändler dastehe, die in der Messe nicht Zeit genug haben, lange Büchertitel abzuschreiben. — Welche Hauptsätze er den Herren Recensenten zur genauern Prüfung vorzüglich empfehlen soll, das wisse er in der That selbst nicht, indem die ganze Schrift von den bereits allgemein angenommenen Grundsätzen abweiche. So wie er denn auch nicht weifs, ob der Hr. Prof. *Kramp* in seiner *Gesch. d. Aerostatik* mit einem Nebenblick, den er auf *Ws.* überflüssige Einwendungen geworfen, ihn wirklich meine, oder nicht. Der Hr. v. *L.* aber sagt ihm, er sey es in der That, und nun tröstet sich Hr. *W.* damit, Hr. *Kramp* werde aus vorliegendem Buch wohl einsehen, dafs er den rechten Sinn seiner vormaligen Aeufserungen keineswegs getroffen habe. — Zuletzt bittet Hr. *W.* noch gehorsamst um zweyerley Dinge: „*Erstens*, dafs man gegenwärtiges Buch doch nicht *Wunsch's* Nachtrag, sondern lieber (nach der lieblichen Leipziger Aussprache) *Wünschens* Nachtrag nennen möge, wenn man ihm etwa die Ehre, es irgendwo anzuführen, erzeigen sollte. Die Sprachorgane gerathen, wie er meint, über jene Härte in Convulsionen, und er mag doch nicht, dafs sein Name Unheil stifte. *Zweytens*, und zwar was wichtiger sey, dafs man ernsthafte Wissenschaften doch auch mit dem ihnen gebührenden Ernst behandeln, und sie nicht mit schalem Witze auf Kosten der Wahrheit besudeln wolle, wie etwa die Vf. der Xenien zu thun pflegen, die seine Versuche über die Farben des Lichts mit folgendem Distichon:

> Gelbroth und Grün macht das Gelbe, Grün und Violblau das Blaue!
> So wird aus Gurkensalat wirklich der Essig erzeugt!

widerlegt zu haben glauben u. s. w." — Demjenigen, welcher ohne es zu wissen, die Leser durch diese possierliche und köstliche Vorrede vergnügt, (weswegen auch wir dabey verweilten) wird sicherlich nicht versagt, um was er bittet.

Aus dem ersten Hauptstück leuchtet ein, dafs der Vf. die Natur der Luft nicht einmal mit derjenigen Genauigkeit und Vollständigkeit sich vorgestellt habe, wie diefs De Luc und andre schätzbare Naturforscher gethan. Denn er würde bey einer solchen Vorstellung nicht matte Zweifel erregt haben gegen eine längst bekannte Wahrheit, welche in der Sprache der gewöhnlichen Physik sich dahin erklärt: Die unteren Luftschichten seyen, des Gewichtes der oberen wegen, in einer gröfseren Spannung und Dichtigkeit als die letzteren. Wir haben hier die Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieses Ausdrucks nicht zu untersuchen; die Sache ist aus der Ansicht der Verhältnisse des Planetensystems richtig gestellt. Die Art aber, wie Hr. W. dieselbe durch die Behauptung, der Druck müsse sich also endlich in der Höhe auf Null reduciren, und es sey nicht abzusehen, wie eine Null den ersten Druck machen könne, zur Absurdität zu führen sucht, schlägt das ganze Buch hindurch in eine *Deductio sui ipsius ad absurdum* unglücklicherweise aus. Er hat demnach auch hier, wie in seinen früheren kosmologischen Unterhaltungen und in seiner neuen Theorie von der Atmosphäre u. s. w., deren sich Rec. noch gar wohl erinnert und nicht geringe Irrthümer in seinen Jünglingsjahren bey der ersten Betrachtung der Natur ihnen zu verdanken hatte, nicht blofs ein überflüssiges, sondern auch ein durchaus verunglücktes Buch geliefert, welches, wenn gleich mit mathematischem Prunk ausgerüstet (wie denn die Mathesis gar oft misbraucht wird), dennoch weder der Wissenschaft, selbst nach den bisherigen empirischen Versuchen damit, irgend einen Nutzen bringen, noch auch der Jugend zum Selbstunterricht empfohlen werden kann. Das zweyte Hauptstück „über den Unterschied der permanent elastisch flüssigen Wesen oder Gasarten von den festen elastischen Materien und Körpern in Hinsicht auf ihre Federkraft" enthält unnöthige Bemühungen und Versuche um etwas, das von selbst klar ist. Denn kein guter Physiker hat jemals die Spannung der Stahlfedern mit der Spannung der Luft anders als in vergleichender Absicht zusammengestellt, wohl wissend, dafs er ein und dasselbige Gesetz der Elasticität in verschiedenen Dingen betrachte, welche eben durch dieses Gesetz einen gemeinschaftlichen Gesichtspunct erhalten. Auch finden wir den Zusammenhang zwischen der sogenannten Mariottischen Regel und der Lehre von der Gravitation von keinem der gröfseren Physiker, obgleich in manchem Compendium, übersehen. Letztere mag also Hr. W. ferner als Gegner betrachten, und seinen eitlen Kampf fortsetzen; dann müfste er aber die Titel seiner Bücher weder in der Meinung Licht zu verbreiten, noch um der Buchhändler willen entwerfen. Wann wird doch einmal die *Last* der Literatur vermindert werden? — Im dritten Hauptstück stellt er nun die *paar* Naturgesetze der Anziehung und der Wärme auf, welche, genau betrachtet, nur andere Ausdrücke für die sogenannten dynamischen Gesetze der Contraction und der Expansion sind. Rec. glaubt nicht, dafs es nöthig sey, bey solchen bis zum Ekel wiederholten Sätzen länger zu verweilen; aber warnen mufs er hiebey vor der Unwissenheit, solche eitle und sich selbst vernichtende Lehren mit der wahren Physik zu verwechseln, und das, was Kant in einem ersten Versuch gethan, was nach ihm in allerley zusammengeflicktem Gewand erschienen, ohne Geist und Sinn für das Leben der Dinge, unter der Benennung: *dynamische Naturphilosophie*, in eins zu fas-

en in der Meinung, es sey die leibhaftige Naturphi-
osophie. Diese Unwissenheit ist nicht selten, und
ey der Möglichkeit, sich eines Besseren zu überzeu-
en, allerdings sündlich. — Das beste in diesem Haupt-
ück ist noch das Raisonnement gegen den Wärme-
off; zu zeigen nämlich, dass die Wärme eine inne-
e Bewegung der Körper sey, was unter andern auch
Jacquer und vor kurzem mit vielem Verstand der
ortreffliche *Rumford* gelehrt haben. So aber, wie
Ir. W. es thut, lässt sich schwerlich aus dem Begriff
er Wärme ihre Gesetzmässigkeit herleiten. Das vier-
e Hauptstück handelt von dem Verhaltnifs der kosmi-
chen Temperatur des Erdballs zur Temperatur des
eym mittleren Luftdruck siedenden Wassers. Wir
vollen hersetzen, was Hr. W. unter kosmischer Tem-
eratur versteht, der Lust und Liebe des Lesers über-
assend, das, was aus solchen Vordersätzen sich wei-
er ergeben mag, im Buche selbst zu verfolgen: „un-
er der kosmischen Temperatur unseres Erdballs verste-
e ich diejenige, die er stets von dem Sonnenlichte
rhalten und haben würde, wenn er aus einer voll
ommen durchsichtigen Masse bestände, und in sich
elbst von Anbeginn her nichts hätte, was Wärme
acht. — Die kosmische Temperatur des Erdballes
nd seiner Atmosphäre ist also diejenige, die er in
emjenigen Abstande von der Sonne, in welchem er
irklich sich um dieselbe schwingt, sogleich im er-
en Augenblicke von den Stralen dieses Himmelskör-
ers erhalten würde, wenn er an Ort und Stelle plötz-
ch aus nichts entstünde, folglich an sich gar keine
emperatur besäfse. Auch würde der Erdball diese
emperatur weder in sich selbst, noch in seiner At-
osphäre jemals ändern, wenn die Sonnenstrahlen,
e zum Theil in ihn eindringen, ohne wieder her-
uszufahren, solches gestatteten, und wenn in ihm
lbst keine Quellen der Wärme verborgen lägen. —
ahe an der Erdfläche kann aber die kosmische Tempe-
tur sonst niemals, als nur entweder in sehr langen
ächten, odar bald nach sehr langen Nächten eintre-
n. Denn da die Erde dunkel und undurchsichtig ist,
saugt sie am Tage viele Sonnenstralen ein, und bin-
t gleichsam dieselben so, dass dadurch sich viel Wär-
e, besonders in den untersten Luftschichten wegen de-
n geringen Leitungsfähigkeit, anhäufen oder sammeln
ufs u. f. w. — Woher weifst du das? höre ich mei-
Leser fragen. Also mufs ich auch diese Frage, so gut
i kann, beantworten. — Könnten wir den Erdball
ter unseren Füfsen hinweg glitschen lassen, seine
mosphäre aber, soweit sie vollkommen durchsichtig
, sammt ihrem ganzen Drucke beybehalten, das-
ist, könnten wir im Freyen an den Stellen schwe-
n, wo der Erdball vorher sich von Zeit zu Zeit be-
nden hat, oder von Zeit zu Zeit wieder befinden
rd, und könnten wir daselbst ein Thermometer aus
em Stoffe bereiten, der noch gar keine Wärme
tte, oder dessen Temperatur = 0 wäre: so könn-
wir die kosmische Temperatur gar leicht unmit-
bar daselbst beobachten, und alles, was zur Beant-
ortung obiger Frage dienlich oder erforderlich wä-
ohne grofse Mühe auskundschaften, und aufs Rei-
ne bringen; denn da würde das Thermometer im
Sonnenschein die gedachte Temperatur ganz gewifs
bald annehmen, und so lange die Sonnenstrahlen dar-
auf leuchteten, unveränderlich beybehalten, ausge-
nommen, dafs er im Perihelio ein wenig steigen, im
Aphelio hingegen ein wenig sinken dürfte, ungefähr
auf die nämliche Weise, wie der Siedpunct bey ei-
nem nicht sehr geschwächten Luftdrucke ein wenig
niedriger als bey einem nicht sehr verstärkten zu ste-
hen kömmt. — Allein der Erdball kann bekannt-
lich keinen Menschen im freyen Himmelsraume zu-
rücklassen; und aus diesem Grunde mufs man frey-
lich, um zur Erkenntnifs der kosmischen Tempera-
tur zu gelangen, seine Zuflucht zu Mitteln und Wegen
nehmen, die möglich sind, und gangbar gemacht wer-
den können. u. s. w." — So geht es fort in diesem Haupt-
stück sowohl als im fünften, sechsten und siebenten;
der Stellen, in welchen heiterer Sinn für die Natur
und gesunder Verstand sich an Tag legte, auch ganz
abgesehen von allen Foderungen tieferer Wissenschaft,
sind viel zu wenig, als dafs wir, ohne der Würde der
Kritik zu entsagen, bey denselben verweilen dürf-
ten. Was gut ist, haben andere Physiker längst und
in besserem Zusammenhang gesagt. Etwas aber, das
Hn. W. eigen ist, verhehlen wir nicht gern, weil es
Manchem tröstliche Aussichten gewähren mag. Er
beschreibt nämlich S. 406 ff. und berechnet scharfsin-
nig ein Instrument, wodurch, wie er im eilften Haupt-
stück zeigt, die kostbaren und langwierigen Meridian-
gradmessungen in der Folge nicht mehr nöthig seyn
werden. Dieses Instrument soll genau nach seiner
oben vorgelegten Angabe von den kosmischen Verhält-
nissen verfertigt werden. Ist es nun wunderbar, dafs
der Vf. sein Buch *Lucifer* genannt hat?

Man hat schon vieles hin und her geredet über
das Unwesen der Schriftstellerey, welches, in Bezug
auf die Naturwissenschaft nicht weniger, als auf andere
Wissenschaften, herrscht. Es gibt nur Ein Mittel, die-
sem Unfug allmählich zu steuern: *dafs nämlich Män-
ner, welche, von wahrer Wissenschaft beseelt, die auf-
gehäuften Schätze von Erfahrungen zu sichten und
zu ordnen verstehen, es ferner nicht ihrer unwürdig
achten, auch in das Kleinste und Besonderste einzu-
dringen.* So wird den thönernen Bildnissen Leben
eingehaucht und das Schlechte verdrängt: wenigstens
mufs es andere Gestalt annehmen und sich unter an-
derem Namen geben, auf dafs man nicht lange im
Irrthum sey über dessen eigenthümliche Natur.

Die Tafeln über Barometer- Thermometer- und
Witterungs-Erscheinungen mögen noch das Brauch-
barste vom ganzen Werk seyn, wenn sie, wie wir nicht
Grund haben, anders zu glauben, richtig sind. In
den Zusätzen macht die 31 Seiten betragende Vorrede,
worin unter andern auch Chladni zurecht gewiesen
wird, viel Aufhebens davon, dafs ein Autor sich in
Nebensachen irren könne, ohne doch in der Haupt-
sache gefehlt zu haben. Diese Ueberzeugung habe
die Zusätze hervorgebracht u. s. w. Da Hr. W. mit
der Hauptsache nicht im Reinen ist, so mag die in
derselben Art vorgenommene Berichtigung der Ne-

benfachen wenig frommen. Die Tafeln des Gefälles einiger fchlefifcher, mährifcher, böhmifcher, fächfifcher und märkifcher Flüffe aus Barometerbeobachtungen und dann weitere Beobachtungen des Barometers, Thermometers, u. f. w. find bey weitem das Befte. K. J. W.

NATURGESCHICHTE.

Erlangen, b. Palm: *Icones cimicum descriptionibus illustratae.* Auctore *I. F. Wolff.* Fasc. IV. cont. tab. XIII—XVI. 1804. von S. 127—161. 4. (1 Thlr. 16 Gr.).

Ebendafelbst: *Abbildungen der Wanzen mit Befchreibungen,* von *I. F. Wolff.* Viertes Heft. Tab. XIII—XVI. 1804. von S. 127—161. 4. (1 Thlr. 16 Gr.).

Plan und Gehalt diefes Werkes find fchon aus der Anzeige der früheren Hefte bekannt. Wir fehen uns daher nur verpflichtet, den Inhalt des vor uns liegenden bekannt zu machen. Auf der 13 Tafel liefert Hr. W. n. 121 eine treffende Kopie und Befchreibung von der *Bettblutwanze* (*Acanthia lectularia*). Das befte Mittel, diefes läftige Infect auf immer auszurotten, ift, wie Rec. aus eigener Erfahrung weifs, wenn man die Fugen der Betten und Wände mit aufgelöfstem Eifenvitriol fo heifs als möglich beftreicht. Fig. 122. a, b. Die *Blutwanze mit hellgelben Fühlhörnern* (*Acanthia pallicornis*). Diefe trifft man in den Monaten Junius und Julius an etwas *erhöhten* grafigen Plätzen an. Fig. 123 a, b. Die *niedergedrückte Blutwanze* (*A. depressa*). Hr. W. hat vergeffen, hier anzumerken, auf welchen Vegetabilien diefe Abänderung ihre Oekonomie treibt. Uebrigens hat Rec. Gelegenheit gehabt, fie von der Mitte des Aprils bis zu Ende des Augufts zu beobachten. Fig. 124. Die *Natterkopf-Blutwanze,* (*A. Echii*). Diefe Wanze findet fich häufig im Junius, Julius und *August* auf dem gemeinen Natterkopf. Fig. 125. Die *graue Blutwanze* mit *keulförmigen Fühlhörnern,* (*A. capitata*). Auch hier vermiffen wir die Angabe des Aufenthalts. Fig. 126. Die *geränderte Blutwanze,* (*A. marginata*). Man findet fie auch in den Sommermonaten fehr häufig in Deutfchland auf Birken und Weiden. Fig. 127. Die *viergefleckte Blutwanze,* (*A. quadrimaculata*). Von diefer fagt Hr. W., fie lebe in Europa — aber wo und auf welchen Pflanzen? Fig. 128. Die *gabeltragende Schildwanze,* (*Cimex furcifer*). Eine oftindifche Wanze. Fig. 129. Die *Schildwanze* mit *zwey weifsen Puncten auf dem Schildchen,* (*Cimex maurus*). Diefe findet man auch noch fpät im September auf Lindenbäumen. Fig. 130. Die *graugrüne Wanze.* (*C. luridus*) ift des Linné's *C. beryllinus.* Fig. 131. Tab. XIV. Die *Wächterwanze,* (*C. custos.*) Fig. 132. Die *Wanze mit fchwarzen Fühlhörnern, C. nigricornis.* Fig. 133. Die *gelbliche Wanze,* (*C. ictericus*). Eine amerikanifche Wanze. Fig. 134. Die *fchwarzköpfige Wanze,* (*C. melanocephalus*). Fig. 135. Die *Frühlings-Wanze,* (*C. vernalis*), man trifft diefe den ganzen Sommer über auf verfchiedenen Pflanzen an. Fig. 136. Die *fchattenfarbige Wanze,* (*C. umbrinus*). Fig. 137. Die *Würgwanze mit dem rothen Hinterleib.* (*Lygaeus haemorrhoidalis*). Eine oftindifche Wanze, die auch fchon Linné kannte, und in feinen *Amoenitat. acad.* aufgeführt hat. Fig. 138. Die *gefpornte Wanze* (*Lygaeus calcaratus*). Fig. 139. Die *einäugige Würgwanze,* (*L. luscus*) fcheint nur eine Varietät von der Fichtenwürgwanze zu feyn. Fig. 140. Die *dickförmige Wanze,* (*L. crassicornis*). Fig. 141. Die *gelbfüfsige Würgwanze,* aus *Oftindien,* (*L. pallipes*). Eine neue Species, die fich bis jetzt nur in *Espers* Sammlung zu Erfurt vorfindet. Fig. 142. Die *fcheckige Würgwanze.* (*L. varius*). Fig. 143. Tab. XV. Die *Quendel-Würgwanze,* (*L. Thymi*). Fig. 144. Eine *graue, am Rande punctirte Würgwanze,* (*L. margine punctatus*). Eine bekannte Wanze, die fich in grofser Menge an fandigen fonnenreichen Gegenden in Deutfchland aufhält. Fig. 145. Die *rothfüfsige Wanze,* (*L. rufipes*). Fig. 146. Die *graufame Würgwanze.* (*L. tyrannus*). Fig. 147. Die *gefchwinde Würgwanze,* (*L. agilis*). Fig. 148. Die *halbgelbe Schmalzwanze,* (*Miris semi flavus*). Fig. 149. Die *langförmige Schmalzwanze,* (*Miris longicornis*). Fig. 150. Die *geftrichelte Schmalzwanze,* (*Miris striatillus*). Eine auf Eichen fehr häufig fich aufhaltende Wanze. Fig 151. Die *Wucherblumen-Schmalzwanze* (*M. Chrysanthemi*). Diefe Abänderung hat der Vf. auf den Blüthen der Wucherblume, *Chrysanth. Leucanth.* entdeckt. Sie ift kaum merklich gröfser als ein Floh, und über den ganzen Körper mit fchwarzen Haaren bewachfen. Tab. XVI. Fig. 152. Die *Schmalzwanze* mit *borftenartigen Fühlhörnern* (*M. Seticornis*). Diefe hat Rec. den ganzen Sommer über auf Wiefen angetroffen. Fig. 153. Die *irrende Schmalzwanze* (*M. vagans*). Ein Infect, das man von den erften Frühlingstagen an bis zum Herbft in den Gärten findet. Fig. 154. Die *Gartenfchmalzwanze* (*M. hortorum*). Diefe ift der gewöhnliche Begleiter von der irrenden Schmalswanze. Fig. 155. Die *irrende Schmalzwanze* (*Gerris errans*). Fig. 156. Die *geringelte Schmalzwanze* (*Gerris annulatus*). Diefe lebt vorzüglich auf der Gartenfalbey (*Salvia officinalis*). Fig. 157. Die *Fliegenwanze* mit dem gelben herzförmigen Fleck auf den Halbdecken (*Reduvius cordatus*). Diefe oftindifche Wanze befitzt Esper. Fig. 158. Die *Fliegenwanze mit einer rothen Binde auf den Halbdecken.* (*Reduvius unifasciatus*). Auch diefe oftindifche Wanze befitzt z. Z. nur das Kabinet des Hn. Esper in Erlangen, fo wie auch die folgenden: (Tab. XVI. Fig. 159) die *fchmalbackkäferartige Fliegenwanze* (*R. lepturroides*), und Fig. 160. die *blutfarbige oftindifche Fliegenwanze* (*R. sanguinolentus*), mit welchem Hr. W. diefes Heft fchliefst.

Hg.

NEUE AUFLAGEN

Hannover b. Hahn: *Einleitung zur Kenntnifs der englifchen Landwirthfchaft* und ihrer neueren practifchen und theoretifchen Fortfchritte in Rückficht auf Vervollkommung deutfcher Landwirthfchaft für denkende Landwirthe und Cameraliften, von *Albrecht Thaer.* 1ter Bd. 3te verbefferte und vermehrte Aufl. 1806. XXXII und 679 S. 8. (2 Thlr. 12 Gr.) S. die Recenf. der beyden erften Theile der 2ten Aufl. 1800. No. 125.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 DECEMBER, 1806.

CHEMIE.

Berlin, b. Frölich: *Thomas Thomson's*, M. D. Lehrer der Chemie zu Edinburgh, *System der Chemie in vier Bänden.* Nach der zweyten Ausgabe aus dem Englischen übersetzt von *Friedrich Wolff*, der WW. Dr. und Prof. am königl. Joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin. I Band 1805. 763 S. II Band. 728 S. III Band 1 Abth. 372 S. 2 Abth. 696. S. IV Band. 1806. 762 S. gr. 8. (14 Thlr.)

Die Schwierigkeiten, die chemischen Ansichten und die Experimente, worauf sie sich gründen, in eine wirklich systematische Uebersicht zu bringen, machen, wenigstens für jetzt noch, ein System der Chemie unmöglich, und eben daher führt auch das vor uns liegende Werk diesen Namen mit Unrecht. Indess ist es doch als eine vorzügliche Zusammenstellung der chemischen Ereignisse zu betrachten, und verdient von dieser Seite, und wegen der mancherley darin verwebten Eigenheiten, welche auf weiteres Nachdenken leiten, die Aufmerksamkeit der Deutschen. Hiedurch wird die Uebertragung dieses Werks in die deutsche Sprache gerechtfertiget, ob es uns gleich nicht an eigenen Werken dieser Art fehlt. In der Vorrede heisst es: „Der Zweck, welchen sich der Vf. bey Abfassung dieses Werks vorsetzte, war, so sehr wie möglich die Fortschritte der Chemie dadurch zu befördern, dass er in ein Ganzes die zahlreichen Thatsachen, welche in vielen Schriften zerstreuet lagen, zusammenfasste, sie mit der Geschichte ihrer stufenweisen Entwickelung durchwebte, und genaue Nachweisungen der Originalschriften, in welchen diese Entdeckungen enthalten sind, beyfügte". Aus unserer Anzeige wird es sich ergeben, inwiefern er seinen Zweck erreichte. Der Vf. lässt sein Werk in zwey Theile zerfallen. Der erste Theil begreift die Chemie im engeren Sinne des Wortes, und der zweyte eine chemische Untersuchung der Natur; ausserdem ist sein Inhalt noch in Bücher-Abtheilungen, Kapitel und Abschnitte eingetheilt. Die einfachen Stoffe kommen zuerst an die Reihe, worunter diejenigen Substanzen, welche für jetzt durch die Kunst noch nicht weiter zerlegt werden konnten, verstanden werden. Sie werden in sperrbare und nicht sperrbare abgetheilt. Zu den sperrbaren Stoffen gehören 1) der Sauerstoff; 2) brennbare Stoffe; 3) nicht verbrennliche Stoffe und 4) die Metalle. Es wird gleich Anfangs gezeigt, wie das Sauerstoffgas erhalten werde, und wie es sich gegen andere Körper verhalte; dann werden vorläufig ein Paar Verwandtschaftsfälle gleichsam aufgerafft, um dadurch auf die Verwandtschaften des Sauerstoffs zu kommen. Zu den einfachen verbrennlichen Stoffen gehört der Schwefel, der Phosphor, der Kohlenstoff oder der Diamant und der Wasserstoff. Die Eigenschaften dieser Stoffe werden der Reihe nach aufgeführt, dabey aber immer, aber freylich etwas oberflächlich, auf den ersten Zeitpunct, in welchem man Kenntniss davon erhalten habe, hingewiesen. Beym Phosphor wird gleich zuerst die Methode angegeben, wie man die Phosphorsäure aus den Knochen trenne, um den Phosphor zu erhalten. Zugleich werden einige Zusammensetzungen des Schwefels und Phosphors nach abweichenden Verhältnissen angegeben, und dabey auf das abweichende Festwerden solcher Zusammensetzungen bey verschiedenen Temperaturen Rücksicht genommen. Beym Kohlenstoff wird das verschiedene Oxydationsvermögen desselben gezeigt. Hier sind zur Ergänzung vom Uebersetzer die Producte von *Clemens* und *Desormes* und *Lampadius* hinzugekommen. Bekanntlich nennt *Lampadius* sein Product Schwefelalkohol, und hier sind davon seine vorzüglichsten Eigenschaften angeführt. Beym Wasserstoff und Wasserstoffgas, von der Zusammensetzung desselben mit Schwefel, Phosphor und Kohle. *Austins* Volumvermehrung des Wasserstoffgases durch den elektrischen Funken hänge nach *Henry* bloss von darin vorhandenem Wasser ab, und es habe seine Grenzen; der dabey bemerkte Stickstoff müsse von vorhanden gewesener atmosphärischer Luft abgeleitet werden. Zu den unverbrennlichen Stoffen gehöre nach des Vfs. Ansicht der Stickstoff und die Salzsäure; letztere verliert bekanntlich ihre sauren Eigenschaften, wenn sie sich mit Sauerstoff verbindet, wodurch sie bald in oxydirte bald in überoxydirte Salzsäure umgewandelt wird. 1,00 Salzsäure + 0,19 Sauerstoff = 1,19 oxydirte Salzsäure; 1,19 oxydirte Salzsäure + 1,07 Sauerstoff = 2,26 oxydirte Salzsäure. Schon Trommsdorff hat die Salzsäure unter die unzerlegten Dinge gebracht. Nachdem einige Methoden angegeben worden, das Stickgas zu erhalten, werden seine Eigenschaften angegeben; wozu auch das Nichtleuchten des Phosphors in diesem Gase gehöre. Alle Bemühungen, das Stickgas zu zerlegen, seyen bisher fruchtlos gewesen, und so auch seine Zusammensetzung aus Sauerstoff und Phlogiston, Wasser und Feuer, Sauerstoff und Wasserstoff u. s. w. unerweisbar. Bey den Metallen wird die Verbindung derselben mit dem Sauerstoff durch Oxyd angedeutet. Die Benennung Protoxyd und Peroxyd

deuten die äufserften Grenzen der Oxydation an; Protoxyd die Verbindung mit dem Minimum, Peroxyd mit dem Maximum des Sauerftoffs. Die Bezeichnung Deutoxyd, Tritoxyd, Tetoxyd, Pentoxyd, Hectoxyd u. f. w. falle dazwifchen. Die Metalle wovon nur 23 aufgeführt werden, ob fich gleich ihre Zahl bis auf einige dreyfsig vermehrt hat, find 1) in ftreckbare, 2) in fpröde und leicht fchmelzbare und 3) in fpröde und ftrengflüffige abgetheilt. Ein Zufatz des Ueberfetzers enthält Klaproths Unterfuchung der Ochroiterde, die hernach von Hifinger und Berzelius als Metalloxyd eigener Art angegeben wurde, und welches man Ceriumoxyd nannte. Eine Tabelle machen die Oxydationen der Metalle nach verfchiedenen Verhaltniffen und die Farben, mit denen fie fich zeigen, anfchaulich. Zu den nichtfperrbaren Stoffen zählt der Vf. das Licht, die Wärme, Elektricität und Magnetismus, doch fchränkt er fich blofs auf die beyden erften ein, indem er glaubt, dafs der letzte bey dem jetzigen Zuftande unferer Wiffenfchaft kaum als zur Chemie gehörend betrachtet werden könne, und von der Elektricität fey er Willens in einem eigenen Werke zu handeln. Nachdem die phyfifchen Eigenfchaften des Lichts der Reihe nach durchgegangen, werden vorzüglich diejenigen Erfcheinungen und Erfahrungen in Schutz genommen, welche zu beweifen fcheinen, dafs es einen Beftandtheil mehrerer Subftanzen ausmache, und dafs es bey einer beginnenden Zerfetzung derfelben zuerft entweiche. Aus *Wallaftons*, *Riters* und *Böckmanns* Verfuchen erhelle, dafs das Sonnenlicht wenigftens aus zwey Arten von Strahlen beftehe, wovon die eine die Körper fichtbar mache, die andere falzfaures Silber fchwärze, und die Metalloxyde desoxydire oder wiederherftelle. Als Quellen des Lichts werden die Sonne und die Fixfterne, das Verbrennen, die Hitze und der Stofs angegeben. Zum Leuchten der glühenden oder durch Mittheilung leuchtend gewordenen Körper fey kein Zuftrömen der Luft nöthig. Die Luft könne zwar nicht felbft in glühenden Zuftand verfetzt werden, fie könne aber bey anderen Körpern, z. B. an den Metallen, den glühenden Zuftand hervorbringen, welches der *Wedgewood'fche* Verfuch fehr überzeugend darthue. Durch *Herfchels* Entdeckungen fey dem Streite über den Wärmeftoff, ob er blofs als eine Eigenfchaft der Materie oder als eine befondere Subftanz betrachtet werden müffe, beynahe ein Ende gemacht, indem dadurch bewiefen werde, dafs er keine Eigenfchaft der Materie, fondern eine eigenthümliche Subftanz fey. Am Farbenfpectrum befäfsen nämlich die violetten Strahlen die geringfte erwärmende Kraft und die rothen die gröfste. Er bewies bekanntlich auch, dafs die erwärmende Kraft nicht am Ende des fichtbaren Farbenbildes aufhöre, fondern fich noch über daffelbe hinaus erftrecke, und dafs alfo die Sonne nicht blofs Licht- fondern auch Wärme-Strahlen ausfchicke; es wird auch noch eine dritte Art Strahlen angenommen, nämlich diejenigen, welche die Metalloxyde zu desoxydiren gefchickt find. Bewegung des Wärmeftoffs. Vertheilung der Temperatur. Wirkung des Wärmeftoffs in Anfehung der Ausdehnung, die er an den Körpern hervorbringt, und Veränderung des Zuftandes der Körper. Der Wärmeftoff werde unter der Veränderung der Zuftände der Körper bald gebunden und bald entbunden (die gewöhnlichfte Anficht!). Zerfetzung der Körper durch den Wärmeftoff. Menge des in den Körpern vorhandenen Wärmeftoffs nach den Erfahrungen von Crawford, Kirwan, Lavoifier, Laplace, Wilke u. f. w. in eine tabellarifche Ueberficht gebracht. Abfolute Menge des Wärmeftoffs in den Körpern, vorzüglich nach Irwins und Dalten's Hypothefe. Ueber Kälte (ganz gewöhnliche Anfichten): Tabelle über die Kälte erregenden Mifchungen nach Lowitz und Walker. Quellen des Wärmeftoffs find die Sonne, das Verbrennen, der Stofs, das Reiben, und die Mifchung. Eintheilung der Naturkörper in Feuerträger, brennbare und unverbrennliche Subftanzen. Einfache Feuerträger (Sauerftoff), zufammengefetzte Feuerträger (Sauerftoffgas, atmofphärifche Luft, falpetriges Oxyd, Salpeteroxyde, Salpeterfäure, oxydirte Salzfäure, und überoxydirte Salzfäure, partielle Feuerträger (Peroxyd des Goldes, Silbers, Queckfilbers, Eifen, Bleys und Magnefiums). Es fey wahrfcheinlich, dafs das Licht mit den brennbaren Körpern verbunden fey. Aus dem Phosphor entwickele fich durchs Verbrennen die gröfste Menge Licht, weniger aus der Kohle, und aus dem Wafferftoffe die geringfte Menge. Die Farbe des Lichts hänge von der Befchaffenheit des verbrennlichen Körpers ab. Die zufammengefetzten Körper werden in zwey Ordnungen abgetheilt, in folche, welche aus zwey oder mehrern einfachen Subftanzen und in folche, welche aus mehrern zufammengefetzten Körpern unter einander hervorgebracht werden. Zu der erften Ordnung gehören die Alkalien, Erden, Oxyde, Säuren und verbrennliche Subftanzen. Wo find aber fichere Beweife von der Zufammengefetztheit des Kalis, des Natrums und der Erden? Denn auch das Ammonium hat für jetzt durch unmittelbare Zufammenkunft des Stickgafes und des Wafferftoffgafes, ja auch durch Hülfe des elektrifchen Funkens, nicht im Ammonium umgewandelt werden können. Knallgold und Queckfilber feyen Verbindungen der Peroxyden des Goldes und Silbers mit Ammonium. *Fourcroy* zählt, wie es auch jetzt mehrere deutfche Chemiker thun, den Baryt und Strontian unter die Alkalien; aber dann gehöre auch nach des Vf. Meinung (Rec. glaubt mit Recht) der Kalk und Talk zu den Alkalien: indeffen weichen doch die erdigen Subftanzen und fo auch die, welche man zu den Alkalien zählt, darin von den Alkalien ab, dafs fie vollkommen feuerbeftändig find, fich nicht in Alkohol auflöfen und ihre Verbindungen mit Kohlenftofffäure und Oelen in Waffer unauflösliche Verbindungen geben. Zweckmäfsiger könne man daher die Erden in alkalifche Erden und in Erden im engeren Verftande des Worts eintheilen, wo denn zu letztern die Alaunerde, Yttererde, Glucinerde und Kiefelerde gehören; die Talkerde mache dann den Uebergang zwifchen den eigentlichen Erden und den alkalifchen Erden. Die Eigenfchaften der Erden werden durch eine Tabelle mehr in Ueberficht ge

bracht; auch hat man hier versucht, die Alkalien und Erden nach ihren Eigenschaften, in wiefern sie Aehnlichkeit mit einander haben, paarweise mit einander zu vergleichen, nämlich Kali und Natrum, Baryt und Strontian, Yttererde und Glucinerde, Alaunerde und Zirkonerde; die Yttererde, Glucinerde und Zirkonerde unterscheiden sich von den übrigen Erden dadurch, dass sie aus ihren Auflösungen durch die Gallussäure niedergeschlagen werden. Zu den Oxyden gehören die Oxyde des Kohlenstoffs, als: die Kohle, das Kohlenstoffoxyd und die Kohlenstoffsäure. 1,00 Kohlenstoff + 0,56 Sauerstoff = 156 Kohle; 1,56 Kohle + 2,27 Sauerstoff = 3,83 Kohlenoxyd; 3,83 Kohlenoxyd = 5,55 Kohlensäure. Das Kohlenoxyd wirke weder auf Metalle noch auf Alkalien und Erden. *Berthollets* Theorie über den Gehalt des Wasserstoffs im Kohlenoxyde findet man mit *Cruikshanks* Meynung über diesen Gegenstand verglichen. Zu den Oxyden gehöre auch das Wasser, indem es als eine Zusammensetzung aus Wasserstoff und Sauerstoff angenommen wird; bekanntlich scheinen die neuen galvanischen Versuche das Gegentheil zu beweisen, was vom Vf. gar nicht berücksichtiget worden ist. Oxyde des Stickstoffs. Hiezu gehört das oxydirte Stickgas und das Salpetergas oder Salpeteroxyd. Das Salpetergas oder das Salpeteroxyd könne durch die schwefelsauren Alkalien, die schwefelhaltigen Zusammensetzungen, das salzsaure Zinn, das schwefelhaltige Wasserstoffgas, und durch Eisen und Zinnfeile mit Wasser befeuchtet zerfetzt und in oxydirtes Stickgas umgewandelt werden. 1,00 Stickstoff + 0,587 Sauerstoff = 1,587 oxydirtes Stickgas; 1,587 oxydirtes Stickgas + 0,738 Sauerstoff = 2,325 Salpetergas; 2,325 Salpetergas + 1,074 Sauerstoff = 3,399 Salpetersäure. Man setze zwar die Oxyde gewöhnlich in Eine Classe, sie können aber füglich noch in 3 Unterabtheilungen, gebracht werden, nämlich in verbrennliche Oxyde, Oxyden-Produkte und Feuerträger-Oxyde. Die brennbaren Oxyde begreifen eigentlich nur diejenigen, welche die Kohle zur Grundlage haben, doch schliessen sich hier auch die Oxyde des Phosphors und Schwefels an. Zu den Oxyden-Producten gehöre das Wasser, dessen Grundlage der Wasserstoff sey, doch gehören auch manche metallische Oxyden unter diese Abtheilung. Die Feuerträger-Oxyde sind diejenigen, welche den Stickstoff als Grundlage haben; aber es gehören die oxydirte Salzsäure und mehrere metallische Oxyde ebenfalls hieher. Die Säuren werden in Säuren, welche Producte der Verbrennung sind, in solche, welche das Verbrennen unterhalten oder Feuerträger sind, und in brennbare Säuren eingetheilt. Unter die erste Classe der Säuren gehöre die Schwefel-, die schweflichte, die Phosphor-, die Kohlen-, die Fluss- und die Borax-Säure. Zu den Säuren, welche Feuerträger sind, die Salpeter-, die salpetrichte, die oxydirte Salz-, die überoxydirte Salz-, die Arsenik-, die Scheel-, die Molybdän-, die Chrom- und die Columb-Säure. Verbrennliche Säuren seyen diejenigen, welche man in älteren Lehrbüchern unter vegetabilische und thierische Säuren aufzuführen pflegte. Hier finden wir auch die Säure aufgeführt, welche Pearson Lacksäure nannte; sie bedürfe aber noch einer genaueren Prüfung. Die brennbaren Säuren sind hier noch unter vier Abtheilungen gebracht; sie sind nämlich eingetheilt 1) in Säuren, die sich krystallisiren und verflüchtigen lassen, 2) in Säuren, die sich krystallisiren und nicht verflüchtigen lassen, 3) in nicht krystallisirbare Säuren und 4) in anomalische Säuren (zu letzteren gehören die Gallussäure, Blausäure und der Schwefelwasserstoff). Die Ameisensäure, die zoonische Säure, die brenzige Schleim-Weinstein- und Holz-Säure seyen Essigsäure, und brauchten daher nicht mehr in den Lehrbüchern aufgeführt zu werden, wogegen aber die Erfahrungen von Rose und Suersen streiten, welche der Vf. nicht benutzte, die aber von dem Uebersetzer zur Ergänzung beygefügt worden sind. Geschmack, Geruch und Auflösbarkeit der Säuren hat man in eine tabellarische Uebersicht gebracht. Zusammengesetzte verbrennliche Körper, als: fixe Oele, flüchtige Oele, Alkohol, Aether und Gerbestoff. Beym Salpeteräther kommt Howard's Knallquecksilber mit vor. Zu den Zusammensetzungen der zweyten Ordnung gehören die Verbindungen der Erden mit Erden (Porcellain, Steingut, Email u. s. w.) Die Verbindungen der Erden mit Alkalien (Glas). Die Salze oder die Verbindungen der Alkalien, Erden und Metalloxyde mit den Säuren. Die Salze werden in unverbrennliche und verbrennliche abgetheilt. Die unverbrennlichen Salze zerfallen wieder 1) in solche, welche mit brennbaren Substanzen erhitzt unverändert bleiben, 2) in solche, welche mit brennbaren Dingen erhitzt, zersetzt werden, ohne zu verbrennen, und 3) in solche, welche brennbare Dinge entzünden, indem ihre Säuren ihren Sauerstoff an solche abgeben. Die verbrennlichen Salze sind 1) in solche eingetheilt, deren Säure zum Theil verflüchtiget werden und Salze zurücklassen, in welchen die Säure mit dem Maximum von Sauerstoff verbunden ist, und 2) in Salze, deren Säuren gänzlich entweichen, und ihre Grundlage nebst etwas Kohle zurücklassen. Uebrigens sind die Salze nach der näheren Affinität der Säuren zu den Grundlagen aufgeführt. Die metallischen Salze lässt der Vf. in detonirende, unverbrennliche, verbrennliche, metallische und dreyfache Salze zerfallen. Eine tabellarische Uebersicht zeigt die Verschiedenheit der Salze an Geschmack, Krystallgestalt, ihre Veränderung an der Luft, Auflöslichkeit in Wasser und Wirkung der Hitze auf dieselben. Verbindungen des Schwefelwasserstoffs mit Alkalien, Erden und Metalloxyden; auch hier erleichtern einige Tabellen die Uebersicht der Verbindungen, vorzüglich was die dadurch zu bewirkenden metallischen Niederschläge in Ansehung der Farben betrifft. Verbindungen der Oele mit Alkalien, Erden und Metalloxyden (Seife und Pflaster). Verwandtschaft, Sättigung und Repulsion, wobey auf Cohäsion und Krystallisation Rücksicht genommen werden. Der Vf. folgt hier vorzüglich *Boscowich's* Ideen, welcher weder rein atomistische noch dynamische Principien zum Grunde legt; mehr Berichtigung hierüber als Zusatz des Uebersetzers. Chemische Untersuchung der Natur. Untersuchung

der Atmosphäre an Luft, Wasser, kohlensaurem Gase und anderen Bestandtheilen, welche in der Atmosphäre gefunden werden, wo die verschiedenen eudiometrischen Untersuchungen von *Priestley*, *Fontana*, *Volta*, *Scheele*, *Berthollet* u. s. w. vorkommen. Von der Meteorologie, Temperatur der Atmosphäre, Verdunstung und dem Regen. Vom Winde, Luftelektricität und Steinen, die aus der Atmosphäre fallen. Vom Wasser überhaupt, und insbesondere vom Seewasser, Mineralwasser u. s. w. Von den Mineralien. Von den Vegetabilien und den Bestandtheilen der Pflanzen. Von der Vegetation, Keimen, Bau der Pflanzen, Saft der Pflanzen. Von Zerlegung vegetabilischer Substanzen. Von der Brodgährung, Essiggährung und Fäulniss. Von den Thieren, den einfachen thierischen Substanzen, den Theilen der Thiere u. s. w. Von den thierischen Functionen und der Zersetzung der thierischen Körper.

Nachdem nun der Weg, den der Vf. beym Entwurf seines Werks genommen, gezeigt worden, wollen wir noch einige Bemerkungen hinzufügen. Obgleich der Vf., wie er in der Vorrede versichert, siebenmal die Chemie vorgetragen, und hiedurch diess Werk die Vollkommenheit, in der es hier erscheine, erhalten: so kann doch Rec. nicht billigen, bey chemischen Vorträgen gleich mit dem Praktischen, wie hier, anzufangen, ohne dass vorher das Praktische durch einige nöthige Vorkenntnisse eingeleitet wird. So hat der Vf. hier beym Sauerstoff die Bereitung des Sauerstoffgases gezeigt, ohne vorher hinlänglich darzuthun, was man sich überhaupt von den Gasen für einen Begriff zu machen habe. Eben so ist diess der Fall bey der Beschreibung der Phosphorbereitung. Zur Bereitung des Phosphors nimmt der Vf. bloss auf das von Fourcroy und Vauquelin angegebene Verfahren Rücksicht, wo die aus den Knochen durch Schwefelsäure abgeschiedene Phosphorsäure mit Bleyoxyd durch Hülfe des Bleyzuckers verbunden, und dann erst das phosphorsaure Bley mit Kohle behandelt werden soll, um den Phosphor darzustellen. Bey Berechnung der gegenseitigen Zersetzung mögen sich hier einige Vortheile in Ansehung der grösseren Menge des zu erhaltenden Phosphors zeigen, aber nicht in der Ausübung, wenn man den nöthigen Bleyzucker in Rechnung bringt. Ausserdem erhält diess Verfahren hiedurch Aehnlichkeit mit dem von Giobert angegebenen, den Phosphor aus frischem Harn zu bereiten. Der praktische Chemiker weiss aber sehr gut, dass diess Verfahren weit mehr Feuer erfodert, als wenn man gleich die blosse eingedickte, oder noch besser, die vorher verglaste Phosphorsäure mit Kohle behandelt. Die Operation soll man in einer irdenen Retorte vornehmen, aber diese noch in ein Sandbad legen. Hiezu gehört viel zu viel Feuer, und am besten schickt sich dazu eine gut beschlagene irdene Retorte, die man dann ins offene Feuer legen kann. Um den Phosphor zu erhalten, brauche man den Hals der Retorte bloss in eine mit Wasser gefüllte Schüssel zu leiten; diess ist ebenfalls fehlerhaft, indem hier durch den Zutritt der atmosphärischen Lüfte viel Phosphor verbrennt, und in Phosphoroxyd umgewandelt wird. Diese Vorrichtung ist noch durch eine Zeichnung versinnlichet, was aber gar nicht nöthig war, weil sich Jeder diesen Apparat sehr leicht ohne solche vorstellen kann. Ueberhaupt hat es das Ansehen, als hätte der Vf. die Bereitung des Phosphors nie selbst versucht. Hätte nicht da, wo von der Einfachheit der Salzsäure die Rede ist, mit auf Bachianis Versuche wenigstens hingewiesen werden sollen? Nach Rec. Erfahrung ist es nicht hinlänglich, um ein reines Kali zu erhalten, die Aezlauge nach Berthollets Angabe bloss so weit abzudampfen, bis es in der Kälte die Consistenz des Honigs annehme, um es dann mit Alkohol zu behandeln; es ist besser, das Aezkali so weit abzudampfen, bis es in der Kälte völlig trocken erscheint. Drey Theile Aezkalk zu einem Theile Salmiak sind zu viel, um das Ammonium zu scheiden, und es werden dazu ohne Noth zu grosse Gefässe erfodert. Durch schwefelsaure Salze hat Rec. das Salpetergas nicht zersetzen, und in oxydirtes Stickgas versetzen können. Wodurch will der Vf. beweisen, dass die Flusssäure und Boraxsäure Producte der Verbrennung sind? Könnte denn nicht eben so gut die Salzsäure als Product der Verbrennung betrachtet werden? Zur Austreibung der Salpetersäure aus dem Salpeter werden 3 Theile Salpeter zu einem Theil Schwefelsäure vorgeschrieben: hier bleibt aber ein Antheil Salpeter unzersetzt. Die oxydirte Salzsäure könne man für jetzt weder mit Alkalien und Erden noch mit den Metalloxyden verbinden, obgleich es mit der überoxydirten geschehen kann; aber hier treten doch eine Menge Abstufungen in Ansehung der Oxydation auch in der Verbindung mit den Salzgrundlagen ein, die noch eine nähere Untersuchung nöthig machen. Badollier's Methode die Essigsäure zu erhalten, indem man gleiche Theile essigsaures Bley und schwefelsaures Kupfer mit einander aus einer gläsernen Retorte destillirt, hat dem Rec. nicht Genüge geleistet. Die Retorte wird unnöthig zu sehr gefüllt, und sie geht dabey auch gewöhnlich zu Grunde. Will man diess Verfahren ja beybehalten, so ist es besser, diese Salze in Wasser gelöst zusammen zu bringen, das entstehende schwefelsaure Bley zu scheiden, das essigsaure Kupfer aber in Schalen bey gelinder Wärme trocken werden zu lassen, und dann einer Destillation zu unterwerfen. Wie will man es veranstalten, den gepulverten Bernstein auf der Oberfläche mit trocknem Sand in einer Retorte zu bedecken, um die Bernsteinsäure durch Destillation zu erhalten? Der Sand kann ja gleich mit dem Bernsteinpulver vermischt werden; denn er soll ja bloss das Aufblähen des Bernsteins verhüten; bey einer behutsamen Feuerung kann er aber auch völlig wegbleiben. Von der Kleesäure ist bloss ihre Bereitung durch die Behandlung des Zuckers (oder ähnlicher Dinge) mit der Salpetersäure angegeben, und es fehlt die Methode, sie aus dem Sauerkleesalze zu scheiden. Bey Behandlung des Zuckers mit Salpetersäure hat Rec. nie kohlensaures Gas, sondern bloss Salpetergas und etwas oxydirtes Stickgas erhalten. Es ist nicht gut einzusehen, warum der Vf. die fixen und flüchtigen Oele und den Gerbestoff unter zwey Rubriken aufführt, nämlich unter den verbrennlichen Zusammensetzungen und auch unter den Theilen der Pflanzenkörper, da doch mehrere andere Theile des Pflanzenreichs ebenfalls verbrennliche Zusammensetzungen sind. Rec. hat den Alkohol nach Brugnatelli durch Salpeter- und Schwefelsäure nicht entzünden können. Des Vf. Eintheilung der Salze nach der Natur der Säuren, welche mit der Grundlage die Salze bilden, scheint etwas zu umständlich, und sie hätten bloss in Salze, die eine im Feuer nicht zerstörbare Säure enthalten, und in solche, wo die Säuren im Feuer zerstörbar sind, eingetheilt werden können. So willkommen uns übrigens die chemische Bearbeitung der *Elektricität* in einem eigenen Werke, wozu uns der Vf. Hoffnung macht, seyn wird: so hätte doch hier die Elektricität und vorzüglich die galvanische Elektricität, und so auch der Magnetismus nicht ganz übergangen werden sollen, indem diese Wirkungen sicher den grössten Einfluss auf die chemischen Wirkungen überhaupt haben; ja man kann mit grosser Zuverlässigkeit behaupten, dass alle chemischen Vorgänge in die Wirkung der Elektricität und des Magnetismus zusammenfallen. Mit allem Recht kann man auch dem Vf. den Vorwurf machen, dass er manche Gegenstände weitläuftiger abgehandelt hat, als es in einem System der Chemie nöthig war, und andere wieder zu kurz. Die mineralogische Chemie z. B. ist zu weitläuftig gerathen; dagegen sind die Aetherbereitung, das Gährungsgeschäft und andere Gegenstände mehr, zu kurz abgefertiget.

M.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 20 DECEMBER, 1806.

OEKONOMIE.

Düsseldorf, b. Schreiner: *Beyträge zur Beförderung und Verbesserung der Land- und Forst-Cultur*, von *Karl Freyherrn von Proff.* 1803. XIII. XII. 112 u. 114 S. in 8. (20 Gr.).

Der König von Baiern liefs im J. 1802 eine Verordnung ergehen, nach welcher Rent- oder Rottzehent auch in dem Herzogthum Bergen zum Theil aufgehoben, zum Theil erlassen wird, in der Absicht, dadurch die Urbarung und die Theilung der Gemeinheiten zu befördern. Der Vf. entschloss fich, seinen Landsleuten zu zeigen, wie fie es anfangen müssen, um jenem Zweck zu entsprechen, und ihren Wohlstand dadurch zu vergröfsern: so entstand diese Schrift. In einer an die bergischen Landleute gerichteten Epistel spricht der Vf. von der Nothwendigkeit der Ausdehnung und Verbesserung der Agricultur und derselben Vortheile für fie. (Das Herzogthum Berg hat mehrentheils schlechten, wenig mittelmäfsigen Boden, und baut nicht seinen Getreidebedarf). Darauf zeigt er das Verfahren, Moore und Sümpfe zu urbaren, kommt auf die Nachtheile der Gemeindeweiden, schlägt ihre Theilung vor, begründet damit die Stallfütterung, die er auf den Futterkräuterbau stützt, und schildert die guten Folgen dieser. Alles seit Schubart bekannte Materien! Hierauf kommt der Vf. an den zwar auch ziemlich bearbeiteten, doch noch nirgends völlig befriedigend erschöpften Gegenstand: an die Principien der Gemeinheitstheilungen. Er würdert hier die verschiedenen Arten der Huth-Servituten auf Feldern, Wiesen und in Waldungen, worin Rec. den gröfsten Theil der Ansichten des Vf. originell und zugleich falsch fand. Denn wenn von 900 M. jährlich nur 600 bestellt werden dürfen, so wird in aller Welt niemand behaupten, es seyen dadurch weniger als 300 M. im Werthe völlig entzogen, (wenn nicht etwa der Pferch u. f. w. dem dienenden Gute zu statten kommt). Aber der Vf., welcher annimmt, es würde nur auf 6 Monate die Huth ausgeübt, rechnet die anderen 6 Monate dem Grundeigenthümer zu Gute, und schlägt so hoch diese Nutzung an, als die von jenen 6 Monaten. Nun ist nicht einzusehen, worin die Nutzung des Grundeigenthums während jener 6 Monate bestehen soll. Da die Gräser auf der Brache im Winter nicht wachsen, so sind nur 6 Monate der Huth für den Sommer zu verstehen. Da aber das Brachfeld nicht im Frühlinge, sondern im Herbste vorher leer wird, der Huth wegen nicht einmal gedüngt werden kann, und selbst die Fruchtbarkeit des Spat-Herbstes, Winters und Frühlings den Huthberechtigten in dem nächsten Sommerhalbjahre zu Gute kommt: so hat er mit seiner 6monatlichen Sommerbenutzung 300 Morgen dem Gebrauch so entzogen, dafs während dieser Zeit dem Grundeigenthümer auch *gar nichts* zu Gute gehet, d. h. mithin im Werthe völlig entzogen. Ja! wenn er während der Zeit das Feld *liegen* lassen muss, und nicht einmal pflügen darf, so ist seine ganze Flur von 900 M. *weniger* werth, als eine Flur von 600 M. (gleicher Güte), die völlig huthfrey ist, im Betracht der Verunkrautung und nachmaligen gröfseren Reinigungsarbeit auf Feldern, der Beschädigung der Wiesen und Waldungen, und des deshalb nöthigen Aufwandes der Aufsicht wegen. Aber dabey begnügt fich der Vf. nicht; er zieht das Eigenthums-Recht an der Brache noch besonders ab, und rechnet es auf ¼ des Areal-Werthes der Brache. Es ist Rec. unbegreiflich, was der Vf. damit sagen will. Gesetzt, es ist die Brache immer auf denselben 300 M., wie viel wird er für diess Feld geben, wenn er es käuflich an fich bringen könnte? Der Turnus in der Brache aber macht für die Areal-Benutzung durchaus nicht den geringsten günstigen Unterschied. Soviel für den Huthbelästigten. Was den Huthberechtigten betrifft, so folgt schon aus den vorigen Sätzen für ihn, dafs nach der Anzahl Monate seiner Nutzung seine Flächen-Nutzung nicht bestimmt werden kann; es folgt ferner, dafs weil die Proprietät des Grundeigenthums ihm in seinem Huthungsrecht keinen Eintrag thut, auch damit ihm nichts in Abzug gebracht werden kann. Der Antheil, welchen dieser an der ganzen reinen Landrente hat, muss demnach auf eine ganz andere Weise ausgemittelt werden, und es find also die Principien des Vf. in dieser Materie grundfalsch, und die Note S. 60 rechtfertiget ihn nicht. Hingegen neigt fich Rec. zu des Vf. Ansicht des mit Scharfsinn vermittelten Theilungsmafsstabs (S. 65—68) zwischen den Gemeinden selbst auf Gemeindeweiden. Doch bedarf die Eintheilung der Vieheigenthümer in Classen die Verbindung zweyer Rücksichten, nämlich der auf die Feuerstätten, und der auf den Flächengehalt der Grundstücke. Uebrigens ist zu bemerken, dafs der Vf. die populäre Tendenz seiner Schrift hier aus den Augen gelassen hat. Landleute verstehen ihn sicherlich nicht. Ueber die Forstcultur spricht er im ersten Hefte §. 35—51 Er zeigt die Nothwendigkeit besserer Forstcultur, die Nachtheile der Viehhuthungen in den Wäldern, und rechtfertiget den

Vorschlag der Grundentschädigungen in Rücksicht derselben. Hierauf erläutert er den Grundsatz: alle heterogenen Benutzungen (als Schweine-Mast, Eckern-Schlagen und Kehren, Laub- und Streurechen und Haidehacken) seyen schädlich. Wenn der Vf. S. 76—79 ausführt, wie sehr auch durch Behüthen selbst der erwachsenen Hochwaldungen der Holzwuchs in der Folge zurückgesetzt werde: so dringt sich unwillkührlich die Frage auf: wenn das Uebel bisher so arg war, wie stehet es denn um den Holzertrag der bergischen Waldungen? Da erinnert man sich dann aus dem vorhergehenden §. S. 75, dass blos an Bedarf für die Hütten- und Hammerwerke des Herzogthums jährlich für mehr als 112,000 Thlr. Holz verbraucht, und überdiess eine sehr grosse Summe aus dem exportirten Holze gelöset worden. Das Uebel müsste also wohl erst für die Zukunft auf eine unerklärliche Weise die überaus traurigen Folgen haben, die der Vf. prophezeyt. — Recht hat er schon in so weit, dass die Waldhüthung der Waldcultur nachtheilig ist, und dass ohne sie, *kann sie anders entbehrt*, und *ersetzt werden*, und ist sie es, noch *mehr* Holz gezogen werden könnte: ob aber auch diess grössere Quantum soviel werth sey, als die Nutzung durch eine der Forstpolizey gemässe Weide, Mastung etc., und ob die Folgen noch übler werden dürften, als bisher, bedürfte einer genaueren Untersuchung. Rec. gehört in dieser Hinsicht unter diejenigen Skeptiker, welche den Holzmännern so manche Bedenklichkeiten schon gemacht haben. Was der Vf. von der Abschaffung der Schweine-Mast, des Eckern-Schlagens und Kehrens sagt, zeigt Mangel an Gewandtheit in Forstkenntnissen und an Einsicht des vollständigen Zwecks der Forsten und ihrer höchstmöglichen Nutzung. Rec. deutet dem Vf. nur an, dass Wälder nicht blosse Holzflächen seyn *sollen*, und dass die gefürchteten Nachtheile durch theilweise Schonung, gute Gesetzgebung, Aufsicht und Forstjustiz (Mikrologie abgerechnet) zu vermeiden sind. In der That, unsere Holzmänner sind nur noch einen Schritt von dem Vorschlage entfernt, aus den Wäldern selbst auch kein Holz mehr zu schlagen, damit sie völlig unversehrt, zur Steuer des künftigen Mangels, stehen bleiben.

Rec. glaubt den Geist des Vf. hiermit hinlänglich dargestellt zu haben; er verweiset übrigens auf die Schrift selbst, und fügt nur noch die Hauptbemerkung hinzu, dass zwar nach und nach mancher der Missbräuche abgestellt werden könnte und sollte, welche der Vf. rügt, im Ganzen aber der Zweck obiger wohlgemeynten Verordnung und die gute Absicht des Vf. an dem von Natur schlechten Grund und Boden des Herzogthums Berg sicherlich grösstentheils scheitern wird, und das Meiste so ziemlich beym Alten wird bleiben *müssen*. O. St. G.

Halle, b. Gebauer: *Die Obstbaumzucht nach theoretisch und praktischen Grundsätzen*, bearbeitet von *Theodor Theuss*. Mit 1 Kupfertafel. 1804. VIII und 444 S. 8. (1 Thl. 6 Gr.)

Den Pomologen, die Christ's Charakteristik der Obstsorten, welche Hr. Th. vorzüglich benutzt hat, nicht selbst besitzen, ist diese Schrift allerdings zu empfehlen. Sie zerfällt in 3 Abschnitte. Der erste handelt von der Natur des Baumes und seinen verschiedenen Organen. Um den Landmann von seinen alten Gewohnheiten und Aberglauben, in Absicht auf Säen und Pflanzen, abzuführen und in ihm eigenes Nachdenken zu erwecken, glaubte der Vf. diesen Abschnitt vorausschicken zu müssen. Die Haupttheile des Baumes sind: das Mark, das Holz, welches nach der Meinung des Vf. bey erwachsenen Bäumen den grösten Theil ausmacht, und endlich die Rinde. Obschon die Lehre von dem Bau, Nutzen und der Verrichtung dieser Theile noch nicht hinlänglich aufgeklärt ist, so findet man doch hier einige gute Bemerkungen darüber. Nur darin ist Rec. mit dem Vf. nicht einverstanden, dass er den Bast als innere Rindenlage im Allgemeinen übergangen, dagegen den Splint *Liber* und das Holz *Alburnum* genannt hat. Soll diese Abhandlung dazu bestimmt seyn, die Anfänger von den Substanzen des Baumes genauer zu unterrichten: so mussten unseres Bedünkens die durch das Zellengewebe und die Gefässe gebildeten Theile folgendermassen angezeigt werden: Die Oberhaut (*Epidermis* s. *Cuticula*), die Rinde (*Cortex*), der Bast (*Liber*), der Splint (*Alburnum*), das Holz (*Lignum*), und das Mark (*Medulla*). In physiologischer Hinsicht würde diess Buch sehr viel gewonnen haben, wenn der Vf. bey den beyden Kapiteln, in welchen von den Lebensorganen des Baumes die Rede ist, Goethe's vortreffliche Beobachtungen (Versuche die Metamorphose, der Pflanzen zu erklären) benutzt hätte. — Hierauf handelt Hr. Th. von den Nahrungstheilen des Baumes überhaupt und von den vorzüglichen Erdarten insbesondere. Richtig wird bemerkt, dass leichte Pflanzenerde, die aus Baumblättern, Holzreisig etc. entsteht, und die häufig in Wäldern angetroffen wird, durch Zumischung von etwas lehmigen oder thonigen Erdarten zu einer für viele Gewächse brauchbaren Erde umgeschaffen werde, so wie im Gegentheil schweres Erdreich durch eine proportionirte Zumischung von Sand zu verbessern ist. Zu den vorzüglichen Verbesserungsmitteln der schweren Erdarten muss allerdings die Holzasche gezählt werden; denn ohne vorhergegangene Verbesserung schwerer und bündiger Erdarten thut selten der Dünger seine gehörige Wirkung. In der Gegend, wo Rec. lebt, hat ein Oekonom seine lettigen Felder durch Beymischung von Seifensiederasche ungemein verbessert. — Unter den Holzarten, welche S. 102 zu einem schönen und dauerhaften Zaune empfohlen werden, vermissen wir ungern den Weissdorn (*Crataegus oxyacantha Linn.*). Die Theorie von den Krankheiten der Bäume, welche *Batsch* in seiner Geschichte der Pflanzen aufgestellt hat, gab Hn. Th. Anleitung zu dem Entwurfe eines Krankheitsschema der Obstbäume, das er deswegen bekannt machte, um die Aufmerksamkeit prüfender Pomologen auf diesen Gegenstand zu leiten. Die drey ein-

fachen Heilmittel der Obstbäume, welche Hr. Th. S. 265 angezeigt hat: Baumsalbe, Veränderung des Bodens und der Schnitt der Bäume, sind allgemein bekannt, aber in manchen Fällen und unter gewissen Umständen nicht zureichend, den Baum von jeder Krankheit zu heilen.

Wenn Hr. Th. mehrere eigene Erfahrungen sammelt, und sich weniger auf Benutzung anderer Schriftsteller beschränkt: so kann er in Zukunft dem gärtnerischen Publicum nützlicher werden. H. D. B.

Posen u. Leipzig, b. Kühn: *Der Feld-Wiesen- und Gartenbau, so wie auch die Frucht- und Forstbaumzucht Südpreussens.* Oder: *über die Cultur und Nutzung aller in dieser Provinz fortkommenden Gewächse.* Ein Handbuch für Stadt- und Land-Oekonomen, so wie auch für Forstmänner, Gärtner und alle diejenigen, welche Südpreussen in ökonomischer Hinsicht näher kennen lernen wollen. Von *G. S. Manski.* 1805. Vorr. u. Einl. VIII. 279 S. 8. (20 Gr.)

Diese Schrift soll uns zwar, dem Titel nach, näher mit Südpreussen in ökonomischer Hinsicht bekannt machen; allein das Wenige abgerechnet, was der Vf. darin über die in dieser Provinz so sehr vernachlässigte Frucht- und Forstbaumzucht gelegentlich äussert, und in Absicht des Feld- und Wiesenbaues für dieselbe wünschet, enthält die Schrift mehr eine kurze Anleitung zum Feld-Wiesen- und Garten-Bau für Landwirthe in jeder andern Gegend. Sie handelt I *vom Feldbau* überhaupt und zwar vom Pflügen, Düngen, Säen, vom Unkraut und von anderen Feinden des Getreidebaues, von den Krankheiten des Getreides, vom Erndten, Ausdreschen, Reinigen und Aufbewahren, von den Feinden desselben auf dem Kornboden, vom Gebrauch und der Anwendung der Früchte, von der Benutzung des Ackers und dem Anbau einzelner Getreidearten und von der Verarbeitung einiger Producte des Feldbaues. II. *vom Wiesenbau* und zwar von natürlichen und künstlichen Wiesen; III. *vom Küchengarten* und von der *Obstbaumzucht*, und endlich IV *von der Wild- oder Forstbaumzucht.* — Ueber alle diese Gegenstände hat der Vf. zwar eben nicht viel Neues, aber manches Brauchbare mitgetheilt, und wenn seine Schrift von seinen Landsleuten auch gelesen wird, so kann sie allerdings dazu mitwirken, bessere Ideen in Südpreussen zu verbreiten, und eine bessere Cultur der Provinz zu befördern, besonders da sie in einer gemeinverständlichen Sprache abgefasst ist. Rec. wünscht diess um so angelegentlicher, je weiter man dort grossentheils noch zurück ist, besonders in Ansehung der Obstbaumzucht, welche bis jetzt bloss das Eigenthum der reichen Particuliers war, und in Ansehung der Forstbaumzucht, welche begüterte und im Auslande lebende reiche Edelleute, unbekümmert um den Ruin ihrer Wälder, unkundigen und gewissenlosen Commissarien überliessen. Letzteres Kap. ist daher, bey aller Kürze, vorzüglich gut bearbeitet. Was aber die übrigen ökonomischen Gegenstände betrifft, so hat der Vf. theils manche ungeprüfte Behauptungen hier wiederholt, theils seine eigene Unbekanntschaft mit den neueren Fortschritten documentirt. So soll man z. B. nach S. 10 und 11 über die Miststätte keinen Weg dulden, damit der Dünger nicht festgetreten, und dadurch seine Vermoderung und Auflösung erschwert werde; man soll den Schafmist zuweilen mit Wasser begiessen, damit er leichter gähre; man soll den Mist nicht früher auf die Felder fahren, bis man ihn sogleich nach einigen Tagen unterpflügen kann. Allein wozu giebt man denn der Miststätte so gern eine Planke? und warum lässt man sie denn so gerne vom Rindvieh niedertreten? gewinnt dadurch der Mist nicht mehr an Güte? — Sodann ist es Schlendrian und Sitte unkundiger Bauern, den Schafmist mit Wasser zu begiessen; offenbar verliert er dadurch an Kraft und Dauer. Weit besser ist es, demselben Anfangs eine gute Unterlage von Stroh zu geben, damit der Urin der Schafe nicht in den Boden dringen könne. Gegen den Rath endlich, den auf den Acker gefahrenen Dünger sogleich unterzupflügen, spricht die Erfahrung wenigstens in der Gegend, wo Rec. lebt; hier zeichnet sich allemal das Getreide auf *dem* Acker aus, auf welchem der Dünger auch wohl mehrere Wochen ausgebreitet gelegen hat. Ferner wundert es Rec., dass Hr. *Manski* dem Schneiden des Getraides mit der Sichel den Vorzug vor den Mähen desselben mit der Sense giebt, da doch letzteres, wenn es mit der anderwärts gebräuchlichen grossen Roggensense geschieht, zuverlässig vortheilhafter ist. Wenn nur der Einführung dieser Sense nicht so viele Hindernisse von Seiten der Arbeiter entgegenständen! — Doch am elendesten ist das Kap. von der Obstbaumzucht ausgefallen. Hier ist der Vf. selbst am wenigsten zu Hause. Von dem zum Fortkommen der Obstbäume so nöthigen und nützlichen Einschlämmen derselben bey ihrer Versetzung findet man kein Wort: sie sollen im Herbste (warum nicht lieber im Frühjahre?) und zwar in derselben Richtung wieder gepflanzt werden, in welcher sie vorher gestanden haben; die sie haltenden Pfähle sollen *nach* dem Pflanzen derselben eingeschlagen werden. Wie viel lässt sich gegen diess alles einwenden! — Dass ein Morgen Acker, als Baumschule benutzt, *nur* über 100 Thlr. reinen Gewinn abwerfen solle, das ist ein deutlicher Beweis von der schrecklichen Vernachlässigung der Obstbaumzucht in Südpreussen. In dem Kap. vom Wiesenbau endlich, wo es nöthig war, die verschiedenen Wiesenkräuter nur kenntlich zu machen, bedurfte es gar nicht der ziemlich ausführlichen Beschreibung ihrer medicinischen Kräfte. — Doch dem Vf. bleibt immer das Verdienst, manche bessere Idee in seinem Vaterlande in Umlauf gebracht zu haben. Möge er auch ferner thätig dazu mitwirken, seine Landsleute aus dem Schlummer zu wecken, und Südpreussen auf eine höhere Stufe der Cultur zu erheben. — sch —

Berlin, b. d. Gebr. Gädicke: *Die Obstökonomie, oder vollständiger Unterricht in der Erziehung, Wartung und Pflege der Obstbäume, dem Einerndten und Aufbewahren der Obstbaumfrüchte*

und deren mannichfaltigen Benutzungsarten, von Dr. *Phil. Franz Breitenbach*, kön. preuss. Senator und Marktherr zu Erfurt etc. *Erster Band.* XXXII und 350 S. *Zweyter Band.* XXX und 543 S. 1805. 8. (3 Thlr. 12 Gr.).

Abermals ein Händefabricat unseres schreibseligen Vfs., der uns nun, nebst seinem eben so federfertigen erfurter Collegen, fast alle oekonomischen Gegenstände, als: die Branntweinbrennerey, den Hopfenbau, den Flachsbau, den Futtergewächsbau, die Fleischökonomie, die Oelökonomie, die Rindviehzucht, die Pferdezucht, die Schafzucht, die Federviehzucht, die Bienenzucht, die Obstbaumzucht, den Küchengartenbau, innerhalb wenig Jahren nach einander geliefert hat. So leicht ist es heutiges Tages Bücher zu schreiben, wozu nur Finger, nicht Kopf, gehören! Da alle diese Fächer von mehreren geschickten Oekonomen längst bearbeitet sind, so ist es in der That zu verwundern, wie Ein Mann es wagen könne, das Publicum in eben diesen Fächern belehren zu wollen. Der Vf. sagt in der Vorrede: dass er anfänglich bloss die mannichfaltigen Benutzungsarten des Obstes in dieser Schrift habe mittheilen wollen; und dabey hätte er bleiben sollen: aber er fügt die schon abgedroschene lahme Entschuldigung bey, dass mehrere seiner literarischen Freunde, wie auch sein Verleger, in ihn gedrungen hätten, zugleich über die Cultur, Wartung und Pflege des Obstbaues zu schreiben, wo denn nun die Hausmutter, der Obstgärtner von Sikler, Christ, Diel, und andere berühmte Pomologen die Materialien liefern mussten. Ohne also, nach dem eigenen Bekenntniss des Vfs., im Stande zu seyn, neue Erfahrungen mitzutheilen, die wir noch in keiner seiner Schriften fanden, handelt er im *ersten Bande:* vom Nutzen des Obstbaues, von der Samen- und Pflanzschule, den verschiedenen Obstsorten u. s. w. Der *zweyte Band* ist ein Kochbuch, in welchem die mannichfaltigen Benutzungsarten der Obstarten fast aus lauter Küchenrecepten bestehen; oder vielmehr, er ist eine ausgedehntere, mit Zusätzen bereicherte, und, um das Plagium zu verstecken, im Plan abgeänderte neue Auflage vom 2ten Theil der in dem nämlichen Jahre bey *Beyer* und *Maring* in *Erfurt* erschienenen *Anweisung zum wirthschaftlichen Gebrauche des Obstes* von *D. Ch. Gotthard*; und beyde Hn. Collegen haben aus andern Büchern zusammen getragen. Nicht eine Zeile von dieser Gotthardschen Schrift mangelt im 2ten Bande, so dass jene Schrift der Wegweiser zu dieser war. Sehr wahrscheinlich verhält sich das auch so mit dem ersten Bande, welchen Rec. von der Gotthardschen Schrift nicht bey der Hand hat, um beyde vergleichen zu können.

Wenn man gleichwohl diesem Werke die Brauchbarkeit nicht ganz absprechen kann, so ist diess sehr begreiflich, da unser Vf. sowohl als Hr. *Gotthard*, aus guten Quellen schöpften: nur dem, der diese Quellen bereits besitzt, ist dieses Werk entbehrlich. Ganz vollständig ist es aber gleichwohl nicht. Es mangelt der *Weinstock*, welchen der Vf., wenn er einmal über den ganzen Obstbau schreiben wollte, nicht auslassen durfte. Oder soll etwa mit nächstem aus der Gotthard- und Breitenbachschen Fabrik ein *Ganzes des Weinbaues* erscheinen? Wer weiss was geschiehet! Dann hätte auch unser Vf. den *Berberitzenstrauch* nicht vergessen sollen, der doch allerdings unter die Beerentragenden Fruchtbäume gehört, und dessen Früchte in der Haushaltung statt der Citronen zu Punsch, Saucen, zum Sallat statt des Essigs, zu Branntwein, zu Saft, zum Einmachen, zu Syrup, zum Trocknen u. s. w. gebraucht werden. Eben so gehörte der *Cornelkirschbaum* (*Cornus mascula*) unter seine Steinobstbäume, indem man dessen Früchte roh zum Desert gebrauchen, in Zucker einmachen, zu Mus und Saft einkochen, und zu Torten verwenden kann. Die eingemachten unreifen Früchte sind an Geschmack und Farbe den veronesischen Oliven ganz gleich; auch kann durch die Gährung ein Wein von ihnen gewonnen werden. A λ x.

KURZE ANZEIGEN.

OEKONOMIE. *Leipzig*, b. Jacobäer, und *Meissen* b. Klinkicht: *Grasbüchlein, oder Anweisung, die schädlichsten and nützlichsten inländischen Gräser kennen, jene ausrotten und vermindern, diese vermehren und anbauen zu lernen, um Ackerbau und Viehzucht ertragbar zu machen.* Für Landwirthe, Landschullehrer und Bauersleute, mit 16 Kupfern, von M. *Johann Gottlob Maucke*, Pfarrer zu Brockwitz bey Meissen. 1801. XXVII u. 88 S. kl. 4. (1 Thlr.) Der Vf. hat nicht nur die schädlichsten und nützlichsten inländischen Gräser genau beschrieben, und dasjenige, was grössere Pflanzenkenner und erfahrne Landwirthe darüber gesagt haben, bekannt gemacht, sondern er liess auch die Gräser deswegen in Kupfer stechen, weil nach seiner Meinung eine blosse Beschreibung derselben bey sehr Vielen nicht hinreichend zu ihrer Erkennung seyn möchte. Diess Unternehmen ist sehr lobenswerth; jedoch hätte dabey mehr Rücksicht auf die neueren botanischen Schriften genommen werden sollen. Einige Entschuldigung findet freylich der Vf. darin, dass er nicht für Gelehrte, sondern, wie der Titel anzeigt, bloss für praktische Landwirthe, Landschullehrer und Bauersleute schrieb; und diese finden hier allerdings so viel, als sie brauchen, um ihre Wiesen und Triften zu verbessern. Rec. wünscht nur, dass diese Classe dieses nützliche Buch kaufen und benutzen möge. H—ch.

TECHNOLOGIE. *Nürnberg*, b. Schneider und Weigel: *Gründlicher Unterricht zur Verfertigung guter Lackfirnisse, nebst der Kunst zu lackiren und zu vergolden*, nach richtigen Grundsätzen und eigener Erfahrung für Künstler, Fabrikanten und Handwerker bearbeitet von *Johann Conrad Gütle*, Privatlehrer der Mathematik, Naturlehre und Mechanik. Dritter Theil. 1804. 256 S. 8. (20 Gr.) Auch unter dem Titel: *Sammlung technologischer Fragmente für Künstler und Kunstliebhaber meist aus eigener Erfahrung gezogen von Johann Conrad Gütle u. s. w. Erster Theil.* Firnisskünste, Vergoldkünste, Farbekünste, erprobte Dintenvorschriften, Kitte, Leimkünste, Massen zum Formen und Giessen, Vorschriften zum Siegellack und technologische Künste, machen den Inhalt aus. Wir zweifeln nicht, dass sich unter diesen Künsten mehrere brauchbare und der Absicht entsprechende finden; aber wir können darin dem Vf. nicht völligen Glauben geben, wenn er sie, wie hier auf dem Titel, als nach eigener Erfahrung geprüft, empfiehlt. Die hier gegebenen Vorschriften, sind aus anderen Schriften zusammengetragen, und billig hätte der Vf. die Quellen, woraus er schöpfte, genauer angeben sollen. In der Vorrede ereifert sich der Vf. über seinen Rec. in der *Berliner Bibliothek* und über Hn. Prof. *Trommsdorff*: er spricht von Recensentenkniffen, vom Schnapsdoctor u. s. w. Rec. hat jene Stelle nachgeschlagen, und muss den dort gefällten Urtheilen beytreten, ob er gleich ebenfalls kein Vergnügen an gelehrten Klopffechtereyen findet, und sich keineswegs von geheimen Winken des Redacteurs leiten lässt, wie sich der Vf. auf eine sehr inhumane Art über die Recensenten gelehrter Zeitungen herauslässt.

x + y.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 22 DECEMBER, 1806.

KIRCHENGESCHICHTE.

HANNOVER, b. Hahn: *Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung.* Von *D. G. J. Planck*, CR. und Prof. der Theologie zu Göttingen. Vierten Bandes Erster Abschnitt. Auch unter dem Titel: *Geschichte des Pabstthums in den abendländischen Kirchen, von der Mitte des neunten Jahrhunderts an* — Zweyten Bandes Erster Abschnitt. 1806. XX und 620 S. kl. 8. (2 Rthlr.)

Ueber den Charakter dieses Werks überhaupt hat sich Rec. schon bey der Beurtheilung des vorhergehenden Theils 1806. no. 9. 10. erklärt. Er hat sich damals enthalten, auf einen Zweck desselben einzugehen, dessen in der Vorrede zum ersten Bande ausdrücklich gedacht wurde, weil er ihm nur Nebenzweck zu seyn schien. Weil aber in der Vorrede zu dem vorliegenden Bande dieses Zwecks abermals gedacht, und derselbe für einen vorzuglichen Zweck dieses Werks erklärt wird: so kann ihn Rec. nicht mehr mit Stillschweigen übergehen. Sogleich bey dem ersten Bande lafst sich der Vf. folgendermafsen vernehmen: Man siehet leicht ein, dafs eine solche reine Zusammenstellung desjenigen, was die Kirche, als blofse Gesellschaft betrachtet, *war*, und *wurde*, und *wirkte*, eine eigene Belehrung und Unterhaltung gewähren mufs; daher waren keine weiteren und besonderen Gründe nöthig, um den Vf. zu der Anlage dieses Werkes zu bestimmen. Doch schien es ihm allerdings auch noch *um besonderer Zeitgründe* willen zweckmäfsig, es gerade jetzt zu unternehmen. Denn er kann und will nicht verhehlen, dafs er durch diefs Werk zugleich etwas dazu beytragen möchte, um den *philosophischen Geist unseres Zeitalters*, der auch schon hin und wieder die Kirche zum Gegenstand seiner *Speculation* gemacht hat, zu dem *rein historischen Gesichtspunct* zurück zu führen, bey welchem er selbst zuverläfsig nichts verlieren, die Wissenschaft aber beträchtlich gewinnen würde. Es mag ja wohl etwas anziehendes haben, wenn man sich aus irgend einem obersten Grundsatz voraus deduciren kann, was die Kirche *seyn*, und *werden* und *wirken* sollte; aber je gewisser man dabey seiner Sache zu seyn glaubt, desto weniger sollte man unterlassen, immer noch auf dem historischen Wege zu untersuchen, was sie wurde und wirkte. Denn wie unendlich mehr Anziehendes und Geist- und Herzerhebendes mufs es alsdann für den philosophischen Beobachter haben, wenn er am Ende seiner Untersuchungen die Entdeckung macht, dafs die Kirche gerade durch dasjenige, was sie zu jeder Zeit *war*, auch dasjenige *wurde* und *wirkte*, was sie werden und wirken *sollte!* Aber sicherlich wird er noch andere Entdeckungen dazu machen, die auch manches Ueberraschende für ihn haben mögen." Bey dem vierten Bande aber bemerkt der Vf., er habe bey *diesem* Werke überhaupt alles auf einen *Totaleffect* angelegt, d. h. auf den ganzen Eindruck, den es in dem Gemüthe des Lesers zurücklassen, auf die ganze Form der Denk- und Urtheils-Weise, worin es ihn befestigen, und die ganze Gemüthsstimmung, die es in ihm hervorbringen soll; dieser Totaleffect aber soll *seinen Absichten und Wünschen nach vorzüglich den Zwecken und Eindrücken eines neuen Zeit- oder Partey-Geistes entgegenwirken*, der seit einigen Jahren auch aus der Geschichte uns aussprechen wolle, und besonders *mit* der Geschichte des Mittelalters, und gewissermafsen *durch* diese in verschiedenen Formen sein Spiel treibe". Je wichtiger die Sache ist, von welcher hier die Rede ist, desto mehr hätten wir gewünscht, dafs die Erklärungen des Vfs bestimmter und offener wären. So wie sie daliegen, können sie schwerlich wahren Nutzen bringen, wohl aber die Misverständnisse vermehren. Keinesweges wollen wir es vertheidigen, wenn man die Geschichte philosophisch *a priori* deducirt, wenn man in sie die philosophische Kunstsprache einmischt, wenn man sie als Medium gebraucht, um ein philosophisches System geltend zu machen, wenn man bey der philosophischen Bearbeitung der Geschichte die historischen Quellen und Hülfsmittel vernachläfsiget; aber warum die Philosophie ganz von der Geschichte entfernt gehalten werden, und warum zwischen dem philosophischen und reinhistorischen Gesichtspunct ein gerader Gegensatz seyn soll, gestehen wir, nicht einzusehen. Der Vf. selbst wendet Philosophie an, wenn er in dieser Geschichte der christlich-kirchlichen Gesellschaftsverfassung pragmatisch verfährt, er unterwirft die kirchenhistorischen Erscheinungen einem Gesetze, welches er aus sich selbst hernimmt, dem Gesetze der Causalität, indem die Erscheinungen an sich selbst nur unzusammenhängende Aggregate sind, er sucht die Kirchengeschichte verständlich zu machen. Ob er aber gleich nichts desto weniger der Philosophie überhaupt in kirchenhistorischen Dingen das Urtheil spricht, so scheint doch das Urtheil am meisten auf gewisse neue philosophische Systeme fallen zu sollen. Diese heifsen *der neue Zeit- oder Partey-*

Geist, der philosophische Geist unseres Zeitalters, der auch schon hin und wieder die Kirche zum Gegenstande seiner Speculationen gemacht hat. Warum soll denn aber diese Philosophie mehr eine Philosophie der *Zeit*, eine vergängliche vorübergehende Philosophie seyn, als eine andere? Warum soll man diess so geradezu nur aufs Wort glauben? Warum sollen diejenigen, welche vermittelst der Philosophie den religiösen und moralischen Gesichtspunct in der Kirchengeschichte obenanstellen, ohne deswegen den pragmatischen und politischen in seiner Stelle und Ordnung zu verwerfen, in einen Zeit- und Partey-Geist verstrickt seyn, diejenigen aber, welche den hier sogenannten reinhistorischen Gesichtspunct wählen, im Besitze der ewigen, über alle Zeit erhabenen Wahrheit, Gerechtigkeit und Unparteylichkeit seyn? Diejenigen, welche in einem obersten Grundsatze bestimmt haben, was Kirche sey, was die Kirche *seyn, werden* und *wirken* sollte, haben deswegen ganz und gar nicht geläugnet, dass noch auf dem historischen Wege untersucht werden müsse, was sie wurde und wirkte, sondern sie wollten nur sagen, dass das, was wirklich geschehen sey, mit jener Idee verglichen, und nach derselbigen beurtheilt werden müsse. Dass aber die Kirche gerade durch dasjenige, was sie zu jeder Zeit *war*, auch dasjenige *wurde* und *wirkte*, was sie werden und wirken *sollte*, ist eine Behauptung unseres Verfassers, die eben so neu und unerwartet ist, als sie durch die Kirchengeschichte selbst und durch sein eigenes Werk widerlegt wird. Mag man nun das, was die christliche Kirche seyn und wirken sollte, von der Bestimmung verstehen, welche ihr von ihrem Stifter gegeben wurde, oder von den Absichten, welche ihre jedesmaligen Machthaber hatten: immer bleibt es unrichtig, dass sie durch ihre jedesmalige Verfassung das wurde und wirkte, was sie werden und wirken sollte. Sollte aber vielleicht dieses *Sollen* von einem höheren, göttlichen Plane verstanden werden, so sind wir zu kurzsichtig, um darüber urtheilen zu können, und so ist bekannt, dass oft durch dasjenige, was die christliche Kirche war, wahrhaft Ungöttliches geworden und gewirkt worden ist. Aus den angeführten Gründen müssen wir sehr zweifeln, ob der Totaleffect, die Denkweise, die Gemüthsstimmung, welche durch dieses Werk hervorgebracht werden soll, aber von dem Vf. nicht angegeben ist, wirklich dazu dienen werde, den Zwecken und Eindrücken desjenigen entgegen zu wirken, was hier Zeit- oder Partey-Geist genannt wird. Wir hoffen und wünschen aber, dass es zur Verbindung eines gründlichen und kritischen Studiums der Kirchengeschichte mit philosophischen und religiösen Ansichten derselben beytragen werde und möge.

Nur der erste Abschnitt des vierten Bandes d. h. nur die allgemeine Geschichte des Pontificats von der Mitte des eilften bis zu Ende des dreyzehnten Jahrhunderts, nicht aber die Geschichte der Veränderungen in dem Zustande der kirchlichen Gesellschaft selbst in diesem Zeitraume, wird in dem vorliegenden Theile geliefert, weil sonst der Band zu stark geworden wäre. Der Vf. bleibt auch hier seiner bekannten und beliebten Manier treu. Die Geschichte der Pontificate Gregors VII und Innocenzens III wird vorzüglich die Aufmerksamkeit der Leser auf sich ziehen. Bey Gregor ist sehr schön gezeigt, wie er schon vor seinem Antritte des Pontificats unter mehreren Päbsten die Seele der römischen Anschläge und Unternehmungen war, und wie sich schon vorher eine neue Epoche der Geschichte des Pabstthums mit den Reformationsplanen des Kaisers Heinrichs III, welche er durch die von ihm ernannten Päbste vornehmlich in Ansehung der Simonie und des Concubinats der Geistlichen ausführen wollte, eröffnet. Die Geschichte des Pontificats Gregors VII selbst enthält grossentheils eine Apologie dieses Pabstes. Immer sind wir der Meinung gewesen, dass dieser Mann in Ansehung seiner auffallendsten öffentlichen Handlungen die Pflichten seines päbstlichen Amtes mit einer achtungswerthen Festigkeit erfüllt, und die alten Gesetze der Kirche mit Kraft und Nachdruck geltend zu machen gesucht habe. Aber hier finden wir, dass ihm theils zu grosse Lobsprüche beygelegt, theils aber gewisse Handlungen von ihm in einem milderen Lichte dargestellt werden, als die Geschichte erlaubt. Er heisst hier ein grosser Mann, es wird ihm ein hoher Geist, Grösse des Charakters und bewunderswürdige Weisheit zugeschrieben. Es wird gesagt, er habe sich mit keinem bloss selbstsüchtigen Plane befassen können. Wir müssen gestehen, dass wir uns aus dem Studium der Geschichte dieses Pabstes niemals einen solchen Eindruck von ihm haben verschaffen können, und dass wir da, wo hier die höchste Weisheit gefunden wird, immer nur feine und listige Weltklugheit haben finden können. Es wird hier auch behauptet, das höchste Ziel des Strebens und der Entwürfe dieses Pabstes sey dahin gegangen, die Kirche von der Gewalt des Staats unabhängig zu machen, nicht aber dahin, den Staat von der Kirche abhängig zu machen und eine neue Theokratie einzurichten, in welcher der Pabst das Oberhaupt seyn sollte. Diess widerspricht nicht nur mehreren bekannten Thatsachen, sondern auch manchen ausdrücklichen Aeusserungen in seinen Briefen, unter welchen wir nur an denjenigen erinnern wollen, in welchem er die Excommunication und Absetzung Heinrichs IV mit Gründen rechtfertiget. Von der Citation des Kaisers nach Rom wird S. 162 ff. gesagt, sie sey nichts neues und unerhörtes gewesen, Gregor habe dabey in der That in der Ordnung des allgemeinen anerkannten Rechtsganges gehandelt: denn durch die Gemeinschaft, welche der Kaiser mit notorisch excommunicirten Personen unterhielt, sey er selbst nach den Gesetzen in den Bann verfallen gewesen. Dass es aber gerade ein deutscher Kaiser war, welcher zu Rom erscheinen und sich verantworten sollte, und dass er nicht nur als Verbannter angesehen, sondern auch als solcher *so* behandelt wurde, war doch in der That etwas neues, und vorher noch nicht vorgekommen. Von der Absetzung des Kaisers wird S. 170 so geurtheilt: „Nach den Grundsätzen, die man von Seiten der Kirche schon

längst über die Wirkungen des Banns aufgestellt hatte, konnte es der Pabst für ausgemacht annehmen, dass der unter dem Bann stehende Kaiser auch die Regierung nicht länger verwalten könne; wenn er sich also befugt hielt, den Bann über ihn auszusprechen, so konnte er sich auch befugt halten, das letzte zu erklären, da es schon im ersten zu liegen schien." Aber er erklärte nicht nur, dass die Absetzung aus der Excommunication folge, sondern er setzte ihn ab, wie er ausdrücklich sagt, im Namen des h. Petrus, und weil er als Nachfolger desselben aus einem noch stärkeren Grunde über weltliche, als geistliche Angelegenheiten richten könne. Die Busse, welche der Pabst den Kaiser thun liess, soll alles Empörende verlieren, sobald man sie ohne Uebertreibung und aus dem Gesichtspuncte, aus welchem sie damals betrachtet wurde, betrachte S. 178 ff. „Man darf, heisst es, nicht gerade wörtlich glauben, dass der Kaiser dreymal 24 Stunden unter freyem Himmel im Hofe gestanden wäre, und wohl auch noch dazu diese ganze Zeit über hätte fasten müssen; wenn aber auch dieses und jenes Statt gefunden hätte, so konnte weder die Welt noch der Kaiser selbst in dem Verfahren des Pabsts etwas anders, als den heiligen Ernst des geistlichen Richters, der ohne Ansehen der Person sein Strafamt vollzog, erkennen. Auch war es damals gar nichts ungewöhnliches, dass grosse Verbrecher aus dem Herrenstande sich noch schmerzhafteren und beschwerlicheren Demüthigungen freywillig unterzogen, um den Fluch Gottes und der Kirche desto gewisser von sich abzuwenden — mithin konnte man die Pönitenz, die jetzt der Pabst dem Kaiser auflegte, kaum sonderlich hart finden, und am wenigsten im Verhältnisse mit der ungeheuren Sündenmasse zu hart finden, die er gegen den Pabst und gegen die Kirche auf dem Gewissen hatte. Hingegen hob doch der Pabst wirklich den Bann über ihn auf. — Auch behandelte er ihn nach Aufhebung des Bannes mit dem schonendsten Anstand, besonders bey dem überraschenden Auftritt, den er ihm bey der ersten Messe, die er in seiner Gegenwart hielt, bereitete. Die Schonung war desto verdienstlicher, je kleiner der Kaiser bey diesem Auftritt neben ihm erschien, und ihm selbst erscheinen musste." Allein die Art, wie dieser Kaiser Pönitenz thun musste, konnte doch kaum demüthigender seyn. Immer bleibt gewiss, dass er im Aufzuge eines Büssenden, im harten Winter, im Hofe des Schlosses zu Canossa, lange Zeit warten musste, bis es dem Pabste gefiel, ihn vorzulassen. Diese Art, Busse zu thun, war nicht die gewöhnliche, und wenn zuweilen Herren, selbst Fürsten, sich harten Pönitenzen freywillig unterwarfen, so war diess nicht so hart und demüthigend, als wenn der Pabst den Kaiser zu einer solchen Pönitenz verurtheilte, von welcher man vorher bey keinem Fürsten ein Beyspiel weiss. Die Absolution wurde gleichfalls auf eine furchtbare Art und unter den schrecklichsten Bedingungen ertheilt, und das Urtheil der Absetzung liess der Pabst immer noch in seiner Kraft. Was aber den Auftritt bey der Messe betrifft, so war er, wie Alles, bloss auf die Demüthigung und Beschimpfung des Kaisers berechnet. Der Pabst zerbrach die Hostie, ass den einen Theil derselben zum Beweise, dass er unschuldig sey, sagte, Gott solle ihn plötzlich sterben lassen, wenn er schuldig sey, und muthete dem Kaiser zu, den anderen Theil derselben gleichfalls zum Beweise seiner Unschuld zu geniessen, setzte ihn dadurch in die peinlichste Verlegenheit, und die wenige Schonung bestand darin, dass er den Bitten des Kaisers nachgab, seine ganze Sache einer allgemeinen Synode aufzubehalten. Bey der Inschrift der Krone, welche Gregor Rudolphen schickte: *Petra dedit Petro, Petrus diadema Rudolfo*, soll er nach S. 198 nicht halb so viel gedacht haben, als man in der Folge hieraus erklärte. Uns dunkt die Inschrift unzweydeutig und bestimmt genug zu seyn. Von der anderen Seite scheint uns doch der Vf. Gregoren zu viel aufzubürden, wenn er S. 117 ff. behauptet, dieser Pabst habe bey dem Decrete gegen die Laieninvestituren die Absicht gehabt, den Lehensverband zwischen Fürsten und Bischöfen gänzlich zu zerreissen, und damit ein unbestreitbares Recht der Fürsten aufzuheben. Diese Behauptung, nach welcher sich auch das Urtheil über das wormser Concordat S. 300 ff. richtet, ist nicht mit hinreichenden Gründen unterstützt, und immer hätte die andere Behauptung, welche unter andern Mosheim vertheidiget hat, hier eine besondere Prüfung verdient, dass nämlich Gregor bloss die Investitur mit der geistlichen Macht, nicht aber mit den Regalien und mit der weltlichen Macht den Laien entreissen wollte. Die Kreuzzüge nennt der Vf. eine Schwärmerey, etwas ungeheuer Sinnloses, einen beyspiellosen Unsinn, eine Raserey, eine fromme Raserey. Aber diese Züge haben doch gewisse ehrwürdige Seiten. Es sind doch rührende religiöse Gefühle dabey rege gewesen, grosse Aufopferungen für das, was einmal Ueberzeugung war, dabey geleistet, und viele Rittertugenden ausgeübt worden.

K. H. V. P.

GESCHICHTE.

RIGA b. Hartmann: *Schicksale des Persers Wassilij Michailow unter den Kalmüken, Kirgisen und Chiwensern.* 1804. 166 S. 8. (20 Gr.)

Die Dedication ist datirt: im Lager des kalmükischen Vicechans am Ufer der Kuma den 25 Januar 1803. Hier fand Hr. *Bergmann* im Sommer des J. 1802 einen Greis, der im Dienste seines Freundes, des Collegienassessor Weseloff, erst als Diener, dann als Haushofmeister und zuletzt als Viehinspector stand, und sich durch seine schwarzbraun asiatische, nicht kalmükische Gesichtsbildung sehr auszeichnete. Das war der Perser, den er veranlasste, die Geschichte seiner Schicksale aufzuschreiben. Aus diesen erhaltenen Materialien in russischer Sprache, die zusammen ungefähr sechzig Bogen betrugen, arbeitete Hr. B. die vorliegende Geschichte aus; oft durfte er nur sein Original übersetzen, sehr oft aber musste er es abkürzen. Mit Recht rechnet der Herausg. die Er-

zählungen von den Schickfalen folcher Unglücklichen, die fich aus einer unverdienten Gefangenfchaft durch die Anftrengung ihres Geiftes befreyten oder zu befreyen ftrebten, zu den angenehmften Gegenftänden der Lectüre, und das Glück, das die Begebenheiten des de la Tude, Trenk, Campbell, Benjowski u. a. m. machten, rechtfertigt diefe Behauptung. Michailow hatte wegen feiner Lage, und wegen der Völker, unter denen er lebte, noch auffallendere Ereigniffe: und wird wahrfcheinlich dem Publicum, das von den ruffifch afiatifchen Völkerfchaften immer noch zu wenig weifs, nicht unangenehm feyn, den armen Flüchtling, deffen Gefchichte das Gepräge der Aechtheit hat, auf feinen fonderbaren Zügen zu begleiten. Der Held der Gefchichte war in einem der letztern Jahre der Regierung des bekannten perfifchen Schach Nadirs geboren, der nicht, wie Hr. B. S. 18 angiebt, im J. 1749, fondern früher im J. 1747 gemordet wurde. Hungersnoth trieb feine Eltern aus ihrem Vaterlande, und nöthigte fie, ihren Sohn für einen halben Rubel und einige Kleinigkeiten an Lebensmitteln an den armenifchen Stallknecht des ruffifchen Confuls zu Rätfch, einer blühenden Handelsftadt an der füdlichen Küfte des kafpifchen Meeres, zu verkaufen. Von diefem kam er in die Hände des Popen Iwan Afanaffitfch, der ihn wie Kind behandelte, und ihn fchreiben und lefen lernen liefs. Um das J. 1770 trat er bey einem Corps Kofaken in Dienfte, und die Flucht der Kalmüken nach China im J. 1770 veranlafste es, dafs er in eine Sclaverey gerieth, bey deren Befchreibung man die Sitten ruffifcher Völkerfchaften in jenen Weltgegenden treuer dargeftellt findet, als man es in den Reifebefchreibungen folcher Männer erwarten kann, die nicht immer der Landesfprache kundig waren, oder fich doch wenigftens zu kurze Zeit dort aufhielten.

Möge Hr. B. uns bald mehrere Früchte feiner Bemühungen für die Wiffenfchaften fchenken, denen er durch feinen Aufenthalt unter den Nomaden tatarifcher Abkunft ein fo grofses Opfer brachte! Man kann fich nicht enthalten, wenn man die Schickfale des Perfers Waffilij Michailow aus den Händen legt, mit voller Seele die Maxime der Königin von Schweden Chriftina zu unterfchreiben: „Der Menfch wird grofs, nicht allein durch das, was er thut, fondern auch durch das, was er leidet.“ M. G. Z.

München, b. Strobel: *Gefchichte und Geift des Kapuziner-Ordens in Baiern.* 1804. VIII u. 227 S. in 8. (16 Gr.)

Der ungenannte Vf. hat dem Publicum mit diefem Werke, welches, wie man fieht, gröfstentheils aus den eigenen Annalen der baierifchen Kapuziner-Provinz gefchöpft ift, ein angenehmes Gefchenk gemacht. Denn wenn fchon die Auszüge aus gedachten handfchriftlichen Annalen, welche *Freyhr. v. Aretin* in dem 5ten Stücke feiner fchätzbaren *Beyträge zur Gefchichte und Literatur*, bekannt gemacht hat, dadurch vieles Intereffe erweckten, dafs fie über den Geift des Kapuziner-Ordens wichtige Auffchlüffe ertheilten: um wie viel anziehender mufs diefe Schrift, als ächte und vollftändige Gefchichte einer Verbrüderung, feyn, welche auf Baierns Bewohner, befonders auf die unteren Claffen fo lange Zeit hindurch einen fo entfchiedenen Einflufs geäufsert hat! Niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne mancherley fruchtbare Betrachtungen über das Mönchthum und deffen Geift daraus abgezogen zu haben. Der Vf. hat eine verftändige Auswahl der Begebenheiten beobachtet, und manchmal fehr paffend die eigenen Worte des feraphifchen Annaliften beybehalten. Hie und da findet man auch Nachweifungen auf andere hiftorifche Werke. Die Gefchichte felbft fchliefst mit S. 141, auf welche ohne vorgängige Einleitung, und ohne dafs der Vf. in der Vorrede einen Auffchlufs darüber gegeben hätte, eine *feraphifche Anrede an die Ordensbrüder* folgt, die nur die Einleitung zu einer Art von *Monitis fecretis* find. Diefe enthalten in 12 Kapiteln mehr, als fich felbft die unbefangenften Beurtheiler des Mönchthums von der Heucheley und Verworfenheit der Bettel-Mönche je denken konnten. Rec. zweifelt indefs an der Aechtheit diefer geheimen Inftruction hauptfächlich defswegen, weil er fich nicht vorftellen kann, dafs die baierifche Regierung im Falle der erweislichen Originalität derfelben unterlaffen haben follte, ihre officielle Bekanntmachung zu veranftalten. Gefetzt aber auch, fie fey dem Buchftaben nach untergefchoben: fo ift fie doch dem Geifte nach ganz ächt, und der Vf. verdient Dank für ihre Mittheilung.

AEZ.

KURZE ANZEIGEN.

Geschichte. *Ingolftadt*, b. Attenkover: *Merkwürdigkeiten der kurbaierifchen Hauptftadt Ingolftadt aus Urkunden zur Beleuchtung der vaterländifchen Gefchichte;* von *Ignaz Hübner*, der Philof. Dr., b. R. L., kurbaier. wirkl. Rathe und Stadtfyndicus zu Ingolftadt. 1804. I Heft. 110 S. 8. (Mit 1 Titelkpf., die Abbildung zweyer Sigillen enthaltend). Es ift ein lobenswürdiges Unternehmen, wenn Vorfteher ftädtifcher Archive die wichtigften der ihrer Auffícht anvertrauten Urkunden zum Behuf des Gefchichtftudiums wider das gemeine Vorurtheil zur öffentlichen Kenntnifs bringen. Von diefer Seite ift in Baiern noch fehr wenig gefchehen. Doch fcheint fich jetzt für die hiftorifchen Forfchungen eine günftigere Ausficht zu eröffnen. Während die kurf. Akademie der Wiffenfchaften die Bekanntmachung der wichtigften Urkunden aus dem münchner Stadtarchiv vorbereitet, beginnt Hr. *Hübner* mit dem vorliegenden Hefte eine Sammlung der ingolftädtifchen Archivalien. Diefes erfte Heft enthält 56 verfchiedene Urkunden, und eine baierifche Chronik aus dem 15 Jahrh., die aber fehr kurz und überhaupt von geringem Werthe ift. Dagegen findet man unter jenen viele, die nicht blofs über die älteren Verhältniffe von Ingolftadt, fondern auch im Allgemeinen über die Fürften- und Landes-Gefchichte von Baiern wichtige Nachrichten enthalten. Sie find fämmtlich aus dem 13 und 14, und aus dem Anfange des 15 Jahrhunderts. Rec. wünfcht diefem nützlichen Werke Fortgang und Unterftützung.

AEZ.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 DECEMBER, 1806.

GESCHICHTE.

Leipzig, b. Weigel: *Unterhaltende Anekdoten aus dem achtzehnten Jahrhunderte;* von *Joh. Christ. Aug. Bauer*, Prediger zu Güldengossa bey Leipzig. I Bändchen. Zweyte verbesserte Auflage. (Mit dem Specialtitel: *Peter der Erste, Kaiser von Russland*, oder *Sammlung der interessantesten Züge aus dem Leben dieses grossen Mannes.*) 1804. X u. 306 S. II Bändchen. (Ebenfalls mit dem Specialtitel: *Carl der Zwölfte, König von Schweden*, oder *Sammlung der interessantesten Züge aus dem Leben dieses merkwürdigen Mannes.*) Nebst einem *Anhange* von des unglücklichen *Patkul's* Schicksalen und seiner Verurtheilung. Von *Bauer.* Zweyte verbesserte Auflage. 1805. VIII u. 308 S. 8. (Beyde Bdchen 1 Thlr. 8 Gr.).

In der Voraussetzung, dass durch die Anzeige des *dritten*, *vierten* und *fünften* Bandes dieser Sammlung (J. A. L. Z. 1804. N. 153) ihre Bestimmung sowohl, als ihr Eigenthümliches zur Genüge kenntlich gemacht worden: mögen nun auch über die beyden ersten Bände der neuen Auflage einige Bemerkungen in gedrängter Kürze nachfolgen. Der Vf. hätte, wie er in beyden Vorreden der ungewöhnlich bald gefolgten — zweyten Auflage sagt, das Urtheil sachkundiger Männer zu hören und zu benutzen gewünscht; da er aber, mit Ausnahme einer einzigen sehr kurzen Recension, nichts dergleichen vernommen habe, und seine Zeit *allzubeschränkt* sey, so habe er sich grösstentheils auf Verbesserung der Schreibart einschränken müssen; daher denn, wenn einzelne Fehler geblieben, der Leser diese Fehler nicht der Nachlässigkeit des Vf., sondern der Eile, mit welcher die neue Auflage habe besorgt werden müssen, zuzuschreiben gebeten wird. Warum aber musste denn die vorliegende zweyte Auflage so sehr beschleunigt werden? Die Antwort auf diese Frage findet sich leicht; aber unangenehm verräth sich auch im gegenwärtigen Falle das, was noch immer auf unserer Bearbeitung der Wissenschaften lastet. Wir machen hier nur auf folgende Stellen aufmerksam. S. 53—63 verdient gelesen zu werden, wie *Peters* „gräßlich-berühmte Strelitzen-Execution" — nicht in Schutz genommen, sondern — aus den Umständen und *P's* damaliger Individualität psychologisch erklärt wird. — S. 157—188. *Peter* und *Alexey.* Ohne vorgefasste Meynung für oder wider den Einen oder den Anderen, und vielleicht so wahr und richtig, als Begebenheiten und Verhältnisse *solcher* Art den Zeitgenossen und der Nachwelt offenbar werden *können.* Dabey die holde Dulderin *Caroline*, wie es seyn musste, in einem milden Lichte gezeigt, vom Anfange ihrer unglücklichen Verbindung an, bis an ihr frühes Grab. Ohne Zweifel eine der gelungensten Partien der ganzen, mit Sorgfalt bearbeiteten, Darstellung. — S. 203. Dass der Czaar, bey den Unterhandlungen zu Nystadt, dem Benehmen *Ostermanns* im *ganzen* Umfange, mit den Worten: „das ist so gut, als ob ich's *O.* in die Feder dictirt hätte!" — seinem Beyfall gab — hätte doch wohl ein Wort der Rüge veranlassen mögen. — Doch vielleicht befolgt der Vf. auch hier das Gesetz, welches er sich bey der Bearbeitung seines sechsten Bandes vorgeschrieben hat, das Gesetz: „selten zu tadeln, wie selten zu loben, und lieber die Sache für sich selbst sprechen zu lassen." — Umgekehrt bleibt er demselben Gesetze nicht minder treu, wenn er bey der Erzählung von *Peters* gefasstem Benehmen gegen den freymüthigen Bassewitz (S. 205) — auch ein Beyspiel von der unwiderstehlichen Gewalt der Wahrheit! — sich blos auf *Erzählung* beschränkt. — So behutsam und so schonend, als irgend möglich seyn mag, ist (S. 246-248) die Anekdote von der Hinrichtung des unglücklichen Mons, und alles was damit in trauriger Verbindung stand oder zu stehn schien, erzählt. Dass dabey Peters und seiner Gemahlin sinnvolle Unterredungen nicht vergessen seyn werden, erwartet man wohl schon, und man irrt sich nicht. — S. 254. Mit vielem Interesse findet man hier die Erzählung von der nächsten Veranlassung zu *P's* Rückfall in seine letzte Krankheit. Sein gelungenes Bestreben, etlichen 20 Menschen das Leben, auf Kosten seines eigenen, zu retten — wie ähnlich einer anderen Aufopferung in den Fluten der Oder, gefeyert am Ufer der Ilm! — Was im *Anhange* von *P's Vergnügungen*, *Religiosität*, *Sparsamkeit*, *Wissbegierde* und *Wahrheitsliebe*, wie auch von seinem *Jähzorne*, mit Einsicht, Menschenkenntniss und unbefangener Würdigung gesagt worden ist — hätte das nicht in die Darstellung selbst verwebt werden können? — Manches davon würde, in anderer Verbindung und Stellung, weit wichtiger und wirksamer hervorgetreten seyn, als jetzt in seiner fragmentarischen Gestalt. So z. B. die treffliche Anekdote (mit welcher das Ganze schliesst) von der Art, wie der kraftvolle, entschlossene, erfahrene Dolgorucki zum zweytenmale seinem leidenschaftlichen Herrscher muthvoll aber ehrerbietig zugleich entgegentretend, den tiefgebeugten Monarchen aus seiner unthätigen, gefährlichen Abgeschiedenheit zur Er-

füllung seiner Bestimmung zurückruft, und wie nun *Peters* wahre Religiosität in den Worten sich ausspricht: „*Nun, Catharina! was Gott gethan hat, darüber wollen wir weiter nicht murren!*" —

In der Geschichte *Carls d. Zwölften* findet der Vf. sehr gegründete Veranlassung zu einer ernsthaften Rüge der in jenen Zeiten üblichen Spottmünzen, die er zugleich missbilliget, weil sie nur dazu gedient, Feindschaften zu nähren, und sehr ernsthafte Dinge von einer Seite darzustellen, von welcher sie, der geplagten Menschheit zum Besten, nie angesehen werden sollten. Sehr richtig! Zugleich aber auch ein Ausspruch der Missbilligung über die so sehr gepriesenen politischen Zerrbilder unserer Zeit. Auch diese nähren Groll zwischen Nationen; auch diese stellen ernsthafte Dinge in falsches Licht. Auf etwas mehr Fülle oder Feinheit des Witzes kann es, in Vergleichung mit jenen Nachtheilen, wahrlich nicht ankommen. — Was der Vf. in Absicht auf *Carls* herrschenden Gedanken von Entthronung *Augusts*, zu Gunsten des nordischen Helden, wider die gewöhnliche Meynung, wenigstens andeutet (S. 41), verdient gewiss erwogen, vielleicht auch mit Beystimmung angenommen zu werden. Nur hätte Hr. *B* sich dessen bey seiner Ansicht von *Carls* Benehmen gegen die Gräfin *von Königsmark* (S. 44) mehr erinnern sollen. In dieser Ansicht möchten wohl diejenigen von ihm abweichend bleiben, die lieber dem neuesten Darsteller des Lebens und Charakters der Gräfin *von K.* (im *Biographen*) folgen. Consequent war *C.* zum wenigsten in jenem Benehmen; seinen Grundsätzen nach konnte er in der holden Aurora, war sie auch noch so schön und hold, einen Engel des Friedens nimmermehr anerkennen. — Sehr wohl ist es gethan, dass die vielfach interessante Anekdote, wie *Carl* den englischen Gesandten auf freyem Felde anhört, gerade hier in kriegerisches Detail verwebt worden ist. Viel liegt in der Antwort des Königs (S. 65:) „*Warum nicht? Der Weg ist frey, und der Thronhimmel über uns ist besser gestickt als irgend einer.*" — Gut gerathen ist (S. 77 ff.) die Erzählung der pohlnischen Königswahl, und auszeichnend dabey *C's* völlig charakteristische Antwort an Piper: „*Ich will lieber Königreiche geben, als nehmen!*" — In der Uebersicht der Begebenheiten des J. 1704, während dessen sich *C.* zwar zum Herrn von Pohlen, sein furchtbarster Feind aber, auf anderen Seiten, beträchtliche Fortschritte machte, — giebt der Vf. ein Beyspiel, wie glücklich er die Klippe der Wiederholung, mittelst kurzer und treffender Zurückweisungen, zu vermeiden weiss. — Sehr wahr und angemessen sagt Hr. *B.* (S. 94) beym J. 1705, „dem ruhigsten in Carls unruhigem Leben:" — „Doch konnte ihn auch diese Ruhe nicht bewegen, seine gewöhnliche rauhe Lebensart in etwas zu mildern; er versagte sich aus Grundsatz, was die meisten Menschen für das höchste Glück des Lebens halten." — S. 110 *Nicht* in eine Anmerkung, in eine *bedeutende* Stelle der *Erzählung*, gehört *Carls* sinnvoller Ausspruch auf *der* Stätte, wo *Gustaph Adolph* sein Leben verlor: *Ich habe mich bemühet zu leben, wie Er; vielleicht schenkt mir Gott auch einst einen so schönen Tod.*" — Von *C's* erster Zusammenkunft mit August wird, nach Nordberg (S. 113) gesagt: sie sey „sehr *freundschaftlich* und *herzlich* gewesen; doch wird das Urtheil darüber dem Leser überlassen. Und gewiss mit gutem Grunde; denn nach allem Vorhergegangenen ist es höchst unwahrscheinlich. Sollte sie es wirklich gewesen seyn, so müsste man etwas als geschehen voraussetzen, wovon uns die Geschichte nichts aufbehalten hat: ohne diese Voraussetzung möchte wohl in der angeführten Versicherung ein ziemlich unnatürlicher Sprung im Gange der Empfindungen beyder Gegner zu bemerken seyen. — *Carl's* längeres Verweilen in Sachsen, als ihm, nachdem August alle Friedens-Bedingungen erfüllt hatte, gestattet war — hätte wohl eine noch schärfere Rüge verdient, als S. 117 darüber ergeht; und zwar um so mehr, je weniger dieses eigensüchtige Verweilen mit der übrigen Handelnsweise des „*geradsinnigen*" Carls übereinstimmt. — Sein unerwarteter Besuch in Dresden (S. 120), dieser fast unerklärbare Erscheinung — scheint er nicht ebenfalls, wie die vorhin berührte Zusammenkunft, irgend etwas vorauszusetzen, wovon uns die Geschichte nichts erzählet? In der Zwischenzeit von einigen Monaten, seitdem er Augusts Einladung zu einer grossen Jagd ausgeschlagen hatte, muss irgend Etwas vorgegangen seyn, was ihm mehr Zutrauen als vorhin eingeflösst haben mag. So etwas muss man annehmen, wenn man nicht seine Furchtlosigkeit überhaupt, die ihn selbst gegen die wahren oder angeblichen Nachstellungen der Jesuiten so gleichgültig machte (S. 121), für einen hinlänglichen Aufschluss gelten lassen will. — S. 121. *Carls* feyerlicher Zug durch Schlesien, unter Segnungen der Protestanten — und *Patkuls* schauderhafte Hinrichtung — welch ein schneidender Contrast! — In der Einleitung zu der Erzählung von *C's* traurigem Glückswechsel (S. 125) sollte doch wohl etwas anders gesprochen seyn, als vom unerbittlichen Schicksal, „welches dem Verderben entgegenführet." u. s. w. — S. 127 Anmerk. Warum nur in dieser Note der so charakteristische Zuruf: „*Vorwärts Cameraden! die Keile sind schon geschlagen!*" In die *Erzählung* gehört er; die er eben so belebt, wie *Carl* seine Schweden dadurch zu stärken strebte. — S. 128. Man machte sich von beyden Theilen den Vorwurf, mit *giftigen* Kugeln geschossen zu haben." Von beyden Seiten scheint der Vorwurf ungegründet gewesen zu seyn; *dazu* war — wie man lieber glauben möchte — auf beyden Seiten zu viel Rechtlichkeit. — Die ganze Erzählung von *C's* mühseligem und gefahrenvollem Marsche nach der Ukräne, von seiner Niederlage, von seiner Flucht, die doch nie dafür angesehen werden, von seiner Verbannung, die doch zu keiner Zeit dafür gelten sollte; von seinem ganzen Benehmen in Bender und weiterhin, einem Gemische von Wahn und Grillen, von etwas Schlimmerem noch als beydes und wieder von einzelnen Zügen ächter Seelengrösse im Unglück — diese ganze Darstellung ist mit Treue und Lebhaftigkeit bis zum Ende durchgeführt.

Nachdem der Erzähler seinen Helden wieder ins Vaterland zurückgebracht, und bis in die Laufgräben von Friedrichshall begleitet hat, beschliesst er — wie im ersten Bande — mit einigen *Fragmenten* zu C's. *Charakteristik* aus *Nordberg's* Leben, C. XII, entlehnt. Diese sind zum Theil unter folgende Rubriken geordnet: C's *Religiosität; Urtheil über militärischen Vorrang; Gedanken über seine künftige Verheyrathung; projektirter Zweykampf mit Petern.* Hätten nicht aber auch diese Fragmente in die Darstellung selbst an gehörigen Stellen verwebt werden können? Thunlich war es nicht nur, sondern auch rathsam, um Manchem noch weit mehr Interesse zu geben, als es hier, nachgeholet und vom Uebrigen abgesondert, haben kann, so anziehend es auch noch immer bleibt. Vorzüglich möchte dieses von dem Fragmente gelten, welchem der Vf. die sehr bedeutende Anmerkung beyfügt: „So unterblieb ein Kampf, dessen Ursprung sehr vernünftige und ehrwürdige Gründe haben konnte" (S. 277). Von diesem Fragmente sollte das folgende und letzte: — C's Unterredung mit dem Jesuiten P. Berens — durch eine Rubrik geschieden seyn.

In dem *Anhange* wird dieser düstere Gegenstand so lichtvoll und so unbefangen behandelt, als es bey der Dunkelheit, die noch darauf ruht, immer möglich seyn dürfte. Und vielleicht war der Erzähler, schon nach dem, was dabey im Klaren ist, berechtigt oder verbunden, über *C.* auch hier wenigstens eben so freymüthig zu urtheilen, wie er es bey Gelegenheit der Erzählung von *Carl's* unerwarteter Vergessenheit seiner Pflicht gegen den Bassa von Bender (S. 187) gethan hat. Darin, dass *C.* den Officier, der *Patkuls* so sehr verlängerte und erschwerte Peinigung nur um wenige Augenblicke abkürzen liess, mit Cassation bestrafte — *darin* liegt etwas, dessen man sich sonst von dem grossherzigen *Carl* nicht würde versehen haben, und wovon der Beobachter seinen Blick mit Trauer über *C's.* so tief gesunkene Seelengrösse abwenden muss. — In einer solchen Stimmung — und sollte sie wohl vermeidlich seyn? — kehre man, um sich wieder zu erheitern, zu der Erinnerung an so manches Andere zurück, was einen sehr erfreulichen Beweis enthält, dass in *C's.* Seele wirklich die Fähigkeit, sich zum Besseren, zum Unvergänglichen zu erheben, gelegen hat. Man lese z. B. noch einmal die oben angeführte Bemerkung von der Schönheit eines *anderen* Thronhimmels über ihm in freyer Natur; man verbinde damit, was von seiner, gewiss nicht heuchlerischen, nicht hoch oder gar zu hoch gespannten Religiosität in den vorhin erwähnten Fragmenten vorkömmt: und jener Eindruck, der so sehr wider ihn sprach, wird einem anderen weichen, der dazu geeignet seyn möchte, mit seinem Andenken auszusöhnen.

Hat man nun beyde Darstellungen, die von ihm sowohl, als die von seinem vorzüglichsten Gegner, mit Bedacht gelesen — dann gehe man, wenn man will, zu einer *Vergleichung* beyder Helden über. Werth einer ernsthaften Untersuchung sind die Fragen: woher kam es, dass der Eine, nach einem sehr merkwürdigen Glückswechsel, mehrere Jahre seines Lebens in einer rastlosen Unthätigkeit verstreitet und verhofft, während der Andere, nach einem ähnlichen Glückswechsel, sich bald wieder erhebt und fortfährt zu seyn, was er werden will? Woher kam es, dass bey nicht unverhältnissmässigem Antheil von Kräften, bey gleichem Sinne für Veredlung seiner selbst und Anderer, der Eine von ihnen nur ein Zerstörer wird, der Andere aber Schöpfer einer seitdem, immer höher gestiegenen wohlthätigen Grösse? — Zur Beantwortung dieser wichtigen Fragen hat der Vf. der vorliegenden Schrift recht gute Angaben geliefert.

Wir fügen an diese Beurtheilung sogleich die Anzeige des *sechsten* und *siebenten Bändchens* dieser Sammlung, welche auch den besonderen Titel haben:

Leipzig, b. Weigel: *Friedrich der Zweyte, König von Preussen: oder Sammlung der merkwürdigsten Züge aus dem Leben dieses ausgezeichneten Regenten.* I Bchen. 1804. VIII u. 311 S. II Bdchen. 1805. 296 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Es schien dem Vf. durchaus nothwendig, das Leben des Königs in zwey Hälften zu theilen, weil sonst, bey der Menge von Gegenständen, das Ganze zu dürftig ausgefallen seyn würde; und für diese Abweichung von der bisherigen Ordnung verspricht er sich die Beystimmung der meisten Leser. (Warum auch nicht?) Nur besorgt er zugleich: sie möchten sich vergeblich nach vielen einzelnen Zügen umsehen, die man sich zu erzählen pflegt; und dann: dass *Fr.* ihnen „vielfältig *anders* erscheinen werde, als sie sich ihn bisher gedacht." *Jenen* Abgang erklärt und entschuldigt er damit: dass mehrere solcher Anekdoten ohne Angabe der Zeit niedergeschrieben sind, und so viele Einschaltungen den Faden der Erzählung zu sehr unterbrochen haben würden. Um die *zweyte*, ungleich wichtigere, Besorgniss zu entkräften, versichert Hr. *B.*, unter Berufung auf das Gesetz der historischen Treue: er habe hiebey mit der Behutsamkeit, die nach den gegenwärtigen Verhältnissen und dem jetzigen Zustande der Cultur gemäss beobachtet werden müsse, gehandelt; er habe „*gelobt* nach seiner Einsicht, *selten getadelt*, und die *Sachen* reden lassen." (War dieses sein Vorsatz, und blieb er diesem Vorsatze treu: wozu dann jene Besorgniss und Versuch ihm zu begegnen?) In diesem Sinne ist Vieles, fast das Meiste, wenigstens von dem, was die politischen Verhältnisse des Königs und seine Feldzüge betrifft, *mit des Königs eigenen Worten* erzählt, und durch eingeschaltete Zusätze bald ergänzt oder erläutert, bald berichtiget oder genauer bestimmt u. s. w. (Freylich wird durch solche häufige Excerpte aus den Schriften des Monarchen, besonders aus seinen historischen, der Vortrag minder gleichförmig und also auch weniger angenehm; allein es galt hier um Beobachtung einer Vorschrift, gegen welche die Vorschrift der Anmuth des Vortrags

zurückstehen muss.) Dabey unterlässt der Vf. nicht, genaue Rechenschaft davon zu geben, welche Führer vorzüglich von ihm gewählt, und was für Hülfsmittel insonderheit von ihm benutzt worden sind. Unter Allem, was er über *Fr.* gelesen, scheint ihm der *Verfasser* der „*Charakteristik der wichtigsten Ereignisse des siebenjährigen Kriegs*" die Denkart und Handlungsweise des Königs, „*am richtigsten*" geschildert zu haben; ohngefähr auf dieselbe Art beurtheile sie auch der Vf. der „*Briefe eines preussischen Officiers*" und *Büsching*; was man wider diese Darstellungen gesagt habe, möge wohl nicht gründlich genug seyn. Ausserdem ist auch, insonderheit da, wo es auf Ansicht und Beurtheilung ankam, *Garve* sein Führer gewesen, dem er am meisten im *zweyten* Bande gefolgt ist.

Dass dieser zweyte Band — nachdem der *erste* beym *Frieden* zu *Hubertsburg* geschlossen war — die Schilderung von *Friederichs* letzten Jahren enthält, bedarf kaum einer Erwähnung. Mit gutem Grunde machte wohl der Vf. diesen Abschnitt und diese Absonderung eines Zeitraums, den man — wie er sagt — ohne Bedenken *Friederichs* „ruhmvollste Jahre nennen kann." — Sollte Hr. *B.* einmahl auch von diesen beyden Bänden seiner *U. A.* eine neue Auflage zu veranstalten haben, so könnte vielleicht in diese auch *die* Anekdote mit aufgenommen werden, dass zu *Dahlen*, wo *Friederich* jenen so vorzüglich wohlthätigen Frieden unterzeichnete, in einem der von Ihm damahls bewohnten Zimmer die Dintenspuren, die Er bey der Unterzeichnung der Friedens-Urkunde fallen liess, noch jetzt gezeigt und wie Reliquien aufbewahrt werden. (Man sehe die „*Kleine Topographie von Dahlen*" von einem Ung.; in den *Obersächs. Provinz Bl.* 1804. IX. 267 — 278.)

Noch verdient es wohl einer Erwähnung, dass Hr. *B.* am Schlusse seiner Vorrede zum zweyten der vorliegenden beyden Bände gedenkt: Einige seiner Leser hätten den Wunsch geäussert, er möchte auch von *Joseph* II und *Catharina* II das Merkwürdigste erzählen; allein er habe gute Grunde dieses abzulehnen.

Zum Schluss der gegenwärtigen Anzeige kann Rec. noch mit Vergnügen hinzusetzen: dass Hr. *B.* in derselben Verlagshandlung auch von seiner, mit so wohlverdientem Beyfall aufgenommenen

Kurzen Geschichte der merkwürdigsten Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts für den Bürger und Landmann u. s. w. eine *neue verbesserte Auflage*, I Th. 1803. 216 S. II Th. 1804. 222 S. III Th. 205 S. IV Th. 124 u. 64 S. 8. (2 Thlr.)

geliefert hat.

Was er für diese gethan, hat er selbst, in einer kurzen Vorrede zum 4 Theile, bescheiden angegeben. In den ersten drey Bänden hatte er sich auf einige Verbesserungen in der Schreibart, und einige minder bedeutende Abänderungen eingeschränkt, dem *letzten* Theile aber hat er einige beträchtliche Verbesserungen gegeben. Besonders gab er diess der so vielfach brauchbaren und nützlichen *Zeit-Tafel*, oder chronologischen Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten des achtzehnten Jahrhunderts." Nur wenige Seiten — sagt er S. IV — sind ohne Verbesserungen geblieben, wie die Vergleichung mit der ersten Auflage zeigen wird." Dabey nennt er noch mit Dank zwey Männer, deren Schriften ihm bey dieser Arbeit besonders gute Dienste geleistet: *Eichhorn* und *Abbé Stark* (mit seiner: „*Table chronologique de l'hist. univers.* u. s. w.). Ueberhaupt hielt er, da sein Werk, in einem mässigen Zeitraume, so beträchtlichen Absatz gefunden, um so mehr für seine „Pflicht, bey dieser neuen Auflage so viel zu thun, als seine sehr beschränkte Zeit und seine durch angestrengte Arbeit sehr zerrüttete Gesundheit nur immer gestattet." Möchte doch dem wackern Manne, der für die Geschichte zu leben wünscht, sein Wunsch erfüllt werden!

G. St...s.

KURZE ANZEIGEN.

Naturgeschichte. *Leipzig* b. Reclam: *Die Erdbeben und Vulcane, physisch und historisch betrachtet.* Ein Buch für gebildete Leser, denen Naturgegenstände wichtig sind, von *B. S. Walther*, erstem Prediger an der St. Johanniskirche in Dessau. XX u. 388 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.). Bey den physischen Belehrungen über diese beyden furchtbaren Naturbegebenheiten führt der Vf. die verschiedenen Meynungen über ihre Entstehung an. Vorzüglich sucht er die Meynung von einem Centralfeuer zu widerlegen. Es wundert uns, dass Hr. W., bey seiner guten Belesenheit, nicht einer neueren Meynung, welche der von einem Centralfeuer nahe kommt, gedacht hat; zumal da man durch Hülfe derselben Manches, was in Ansehung der Vulcane von grosser Wichtigkeit, und nach den übrigen Meynungen schwerer zu erklären ist, leichter erklären zu können glaubt. Es wird nämlich angenommen, dass der Kern der Erde die Quelle und der Behälter aller verbrennlichen Stoffe ist, die wir kennen; und dass in den metallischen Schwefel- und Kohle-Verbindungen des Erdkernes die Ursachen der Vulcane zu suchen sind. Dabey wird das Wasser nicht ausser Thätigkeit gesetzt, sondern man glaubt, dass die Feuer oder Gährungen, die durch jene metallischen Schwefel- und Kohle-Verbindungen entstehen, vom Wasser des Oceans genährt werden. So scheint begreiflicher, woher die Vulcane bey der Tiefe ihres Feuerheerdes — der, wie *Dolomieu* beym Vesuv schloss, weit *unter* den Granitgebirgen liegen müssen, weil der Vesuv fast ganz unveränderten Granit auswirft — ihren ersten Stoff, und bey ihrer Fortdauer (ein Umstand, den Hr. W., soviel wir uns erinnern, nirgends berührt hat) immer wieder neuen erhalten. Hätte Hr. W. jene Bemerkung *Dolomieu's* gekannt, so würde er sich auch etwas bestimmter über die Tiefe des Feuerheerdes ausgedrückt haben, als S. 289 in den Worten geschehen ist: „Ich denke mir die vulcanischen Feuerheerde zwar tief, aber das Wort tief ist ein relativer Ausdruck u. s. w." — Wahrscheinlich ist es ein blosses Versehen, wenn einige Male, wo von vulcanischen Producten die Rede ist (S. 221 und 223), das Wort *Tuffstein*, anstatt *Tuph* oder *Tross* vorkommt. Denn was der Mineralog *Tuffstein* nennt, gehört bekanntlich zu den Erzeugnissen der aufgeschwemmten Gebirge; *Tross* aber ist verhärtete vulcanische Asche.

s.

Verm. Schriften. *Leipzig*, b. Richter: *J. G. C. Höpfners neues nützliches Allerley, oder Natur und Menschenleben, für allerley Leser.* Eine Fortsetzung von Götzes nützlichem Allerley. Erster Theil. 1805. 265 S. 8. (18 Gr.) Fast zweifeln wir, ob die Freunde des Götzischen Allerley das Höpfnerische beyfallig aufnehmen werden. Ein Allerley ist es freylich; aber nur nicht ein Allerley in Götzes Geiste geschrieben. Wie können Aufsätze, wie N. III: *die Bohnen*, und N. XXII: *die Rosskastanie* u. a. den Lesern gefallen? Auch gesteht der Vf. selbst, dass er kein Naturforscher, wie Götze sey: und dennoch unternahm er es, ein Werk von jenem fortzusetzen!

r.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG
DEN 24 DECEMBER, 1806.

ERDBESCHREIBUNG.

Breslau, b. Korn d. ä.: *Beyträge zur Militair-Geographie der europäischen Staaten*, von *H. G. Hommeyer*, königl. preuss. Lieutenant im Feld-Artillerie-Corps. *Erster Band*, welcher eine Beschreibung und Zeichnung der Schweiz nach einer geometrischen Construction enthält. Mit einer Landcharte der Schweiz. 1805. 8. (3 Thlr.)

Die Geographie, sagt der Vf. mit Recht, als unentbehrlichste Hülfswissenschaft der Kriegskunst, hat nichts weniger als die Gestalt, in welcher sie dem Officier diejenigen Dienste leistet, die er zur geschwinden und leichten Erlangung eines richtigen Bildes des von ihm betretenen Kriegstheaters von ihr fodert. Kenntniss des Landes in seiner natürlichen Gestalt ist ihm nothwendig, und hievon geben die Landkarten und Geographieen, die stets nach den politischen Eintheilungen geordnet sind, kein vollständiges Bild. Die historische Kenntniss der physisch-geographischen Gestalt der Erdfläche ist nicht bloss dem Kriegsmanne, sondern allgemein wichtig, indem sie fast in alle Geschäfte des Lebens eingreift, und in vielen durchaus unentbehrlich ist. Diesem wirklich so auffallenden Mangel der Elementar-Geographie will der Vf. abhelfen, und beginnt sein Werk mit der Schweiz, wo, wie er sagt, die grosse Gebirgskette, von welcher Europa durchzogen wird, wie in einem Knoten zusammengeknüpft ist, wo sie am höchsten ist, und von wo man annehmen kann, dass alle Gebirgszüge ausgehen. Wir wollen sehen, wiefern der Vf. seines Gegenstandes gewachsen, und in der Ausführung seines Unternehmens glücklich gewesen ist.

I Abschnitt. *Allgemeine Beschreibung des physisch-geographischen und ästhetischen Charakters der Schweiz.* Eine allgemeine Ansicht des Landes nach einer auf den Lauf der Höhenzüge gegründeten Eintheilung. In der Angabe dieser Höhenzüge ist manches wahr, vieles sehr irrig. S. 2. z. B. heisst es: der zweyte Höhenzug geht vom Gotthard nach dem Splügen und Bergelbogen (der *Maleyaberg* zwischen dem Bergel- und Engadinthal wird vom Vf. der Bergelbogen genannt) und von letzterem ostwärts in zwey parallelen Richtungen, links nämlich nach dem Septimer (wenn der Vf. den Bergelbogen über den Maleyaberg zieht, so liegt der Septimer schon westlich, und nicht östlich desselben, und es musste also Julier statt Septimer stehen; zieht aber der Vf. den Bergelbogen vom Splügen mitten durchs Bergelthal, wie man auf der Charte sieht, so liegt dann der Septimer jenem Bogen ostwärts, allein wo ist der Grund zu diesem willkürlichen Bogen?), „Julier und Albula, deren Fortsetzungen nach dem Schwarzwalde, Fichtelberge, böhmischen Waldgebirge, Sudeten, Karpathen, das rechte Rheinufer, das linke Donauufer, beyde Ufer der Weser, der Oder und Weichsel bildend fortgehen." Der plötzliche Sprung vom Albula, welcher in der Urgebirgscentralkette der Alpen steht, nach dem Schwarzwalde und Fichtelberge, welche eine Fortsetzung des Höhenzugs des Julier und Albula seyn sollen, ist so unbegreiflich sonderbar und irrig, dass die billigste Kritik nicht weiss, was sie dazu sagen soll. — S. 5 heisst es: „Der vierte Höhenzug geht vom Gotthard nach der Furka, Jungfrau, Gemmi, Sanetsch, Oltenhorn, Joratgebirge, endlich Juragebirge." Warum auch wieder hier die vom Oltenhorn weiter nach SW. in gleicher Höhe fortsetzende Felsenkette abgebrochen wird, und der Vf. vom 11000 Fuss hohen Oltenhorn nach dem 1600-2000 Fuss hohen Hügelzug des Jorat und zum Jura springt, welcher ein 15—20 Stunden von der Alpenkette entferntes, aber mit ihr fast parallellaufendes Gebirge ist: auch darüber lässt sich gar nichts bemerken. — Von S. 6 an werden die verschiedenen, durch die Höhenzüge begrenzten Wassergebiete abgehandelt, welche viel einfacher hätten dargestellt werden können. Das Wassergebiet der Birs z. B. müsste gar nicht zwischen den Wassergebieten der Reuss und der Aar aufgeführt werden, sondern an einem anderen Orte seinen Platz finden. II Abschnitt. *Zeichnung der Schweiz nach einer geometrischen Construction, 70 Seiten.* Der Vf. entwickelt hier die Regeln, nach welchen man, wie er sagt, die Hauptzüge in der Physiognomie dieses Landes durch Zeichnung entwerfen, und durch diese Nachbildung der Manier, nach welcher die Natur bey der ehemaligen grossen Revolution der Erde die Schweiz formte, sich ein festes Bild des Ganzen und seiner Haupttheile verschaffen kann. Dieser Abschnitt ist ganz und gar eigene und sehr mühsame Arbeit des Vf., und die beygefügte, nach diesen Regeln entworfene Charte Resultat dieser Arbeit. Diese Charte soll dem Geist ein lebendiges Bild der Höhenzüge, des allgemeinen Wasserzuges, der Lage, Zusammenstellung und Verbindung der Landschaften einprägen, die generellen geographischen Charten entbehrlich machen u. s. w. Leistet die Charte wirklich alles das, was hier versprochen wird, so ist auch der Werth der vom Vf. erfundenen Methode bewiesen. Rec., welcher während vieljähriger Reisen die Schweiz

ganz besonders in Betreff aller seiner Gebirge beobachtet und studiret hat, findet aber nun leider, dass diese Charte keinesweges ein treues und vollständiges Bild der Gebirgsketten liefert, deren Richtungen, Fortsetzung und Unterbrechungen alles übrige bestimmen. Es würde viel zu weitläuftig seyn, eine umständliche Kritik beginnen zu wollen. Der Vf. war selbst nie in der Schweiz, und kennt dieses Land nur aus den mehr oder minder unvollständigen Landcharten, welche gerade über Gebirgsländer am mangelhaftesten sind. Wie war es also möglich, dass die Arbeit des Vf. etwas besseres als die Vorschriften, welche er abschreiben musste, hervorbringen konnte? Allein wir finden sogar, dass die Methode des Vfs. das Bild, welches das Generalblatt der grossen Meierschen Charte über die Schweiz giebt, sehr verwirrt hat. Es sind selbst in der Charte des Vf. arge Irrthümer entstanden, wovon in der Meierschen Charte nichts zu finden ist. Z. B. die südliche Gebirgskette des Weisstannenthals ist grade auf die Stadt Sargans fortgesetzt, da doch hier in der Natur ein Stundenbreites Thal ist, welches sich ununterbrochen von Wallenstadt nach Ragaz und Graubünden 6—7 Stunden ausdehnt. III Abschnitt. *Besondere Beschreibung des Schweizerlandes.* Dieser lange aus 10 Abtheilungen bestehende Abschnitt lässt eine umständliche Beschreibung der Oberfläche der Schweiz in Kriegshinsicht, seiner zahllosen mehr oder minder starken Pässe, der Wichtigkeit dieser und jener Gebirgspuncte u. s. w., alles militärisch betrachtet, mit Recht vermuthen. Allein diese so gerechte Erwartung wird gänzlich getäuscht, und dafür giebt der Vf. eine umständliche geographische, physische naturästhetische und mit einigen statistischen Nachrichten verwebte Beschreibung aller Gegenden der Schweiz, welche er aus den vielen über dieses Land vorhandenen Schriften zusammensetzte. Doch auch diese Arbeit ist nicht frey von Fehlern. Nur einige zum Beweise. S. 114 wird der Standpunct und die Höhe des Piz Beverin sehr irrig angegeben: dieser Felsen steht an der Nordseite des Schamser, aber nicht des Rheinwaldthales, und ist statt 12196 Fuss wie der Vf. angiebt, kaum die Hälfte so hoch. S. 140: „*Die Kette vom Krispalt nach dem Galanda* steht wie eine Mauer und hat keine Aeste." Nach Nordwest gehen mehrere Felsenketten ab. S. 145: „Von den Martinslochberge geht der erste Höhenzug mit dem Kalfeuseralpen und dem südlichen Höhenzuge des Weisstannenthals nach dem Schollberge oberhalb Sargans." Der Irthum, den wir an der Charte am Ende der Kritik des 2ten Abschnitts rügten, wird hier in der Beschreibung noch einmal begangen. S. 192 wird der *Lägerberg* ganz irrig als Fortsetzung der vom *Allman* herabziehenden Bergkette dargestellt, da es doch in die Augen springt, dass derselbe zum Jura gehört. — S. 225 „das Thal bey Schwanden ist 2 Stunden breit." Es hält dort ¼ St. Breite. S. 230 „die erste Hügelreihe, welche das Ursernthal einschliesst u. s. w.;" es ist wirklich komisch, bey diesem felsenumgürteten Thale von Hügeln sprechen zu hören. S. 275 zwischen das Muttathal und den Urnersee setzt der Vf. *ein langes Eisthal, Blümlisgletscher genannt;* dort liegen weder Gletscher noch Eisthäler. Ferner heisst es: „das Muttathal behält immer eine ziemliche Breite;" im Gegentheil, es ist durchgehends eng, die Gegend bey dem Dorf Mutta ausgenommen, wo das Thal sich etwas erweitert. — S. 305: „Das ganze Eisthal, (der Aargletscher nämlich) endigt sich am Fuss des hohen Schrekhorns, bey welchem nun die volle Aar aus einer ungeheuren Eisspalte hervorbricht;" die Aar tritt am Ende des Aargletschers am Fuss des Zinkenstocks, 6—7 Stunden von den Schrekhörnern entfernt, hervor. S. 347: „Die Jurakette ist derjenige Höhenzug, welcher von Genf nordwärts längs der Aar fortläuft u. s. w., südwärts das rechte Rhoneufer bildend, nach dem mittelländischen Meere hinzieht." Dass der Jura sich bis ans mittelländische Meer ausdehnt, ist ganz neu, und man könnte mit Neugierde nach den Quellen fragen, aus welchen der Vf. diesen Satz geschöpft hat. — Auffallend ist es, dass man in diesem langen Abschnitte Beschreibungen von so vielen einzelnen Felsen, als: des *Rigi, Schrekhorns, Wetterhorns, Jungfrau, Eigers, Buet,* so vieler unbedeutender Oerter, als: *Gersau, Kussnacht* u. s. w. findet, welche in militärisch-geographischer Hinsicht ganz übergangen werden könnten. Der Vf. ist so umständlich, dass er sogar die geringfügigsten Naturgegenstände als *die Halbinsel-Au* im Zürchersee, *der kleinen teichähnlichen Katzensee* im Kanton Zürich einer weitläuftigen Erwähnung würdigt. Dagegen findet man in der langen Darstellung *des Gothards und Cantons Uri* von S. 226—253 kein einziges Wort über die militärische Wichtigkeit dieser Landschaft und dieses Gebirges; in dem Kapitel übers *Engelbergerthal* kein Wort von dem im letzten Kriege der Franzosen so wichtigen Wege über die Surenenalpen nach dem C. Uri; in dem Kapitel des *Hasslethales* kein Wort über den so wichtigen von den Franzosen im letzten Kriege gleichfalls so gut benutzten Pass aus dem Gadmenthal nach dem Maienthal im C. Uri; bey Beschreibung *des Luziensteigs* kein Wort über diesen Pass, um welchen 1799 und 1800 so hitzig gekämpft wurde; in dem Kapitel *über Baden* S. 194 kein Wort über diesen seit den Römern so bewachten militärischen Pass; bey Beschreibung des Juragebirges kein Wort über die verschiedenen Pässe und die militärisch-geographische Wichtigkeit desselben. Dieser Mangel befindet sich bey der Beschreibung aller Theile und Gegenden der Schweiz, so dass man bey Lesung dieses Abschnitts ohnmöglich vermuthen könnte, dass der Titel dieses Werks *Beyträge zur Militär-Geographie* zu geben verspricht.

Das Urtheil über die Arbeit dieses ersten Theils wird sich nun von selbst aussprechen. Vielleicht werden die folgenden Theile dieses Werks ihren Zweck besser erfüllen, indem der Vf. bey Bearbeitung anderer Länder mehrere und vollständigere Hülfsmittel finden möchte, als es bey der Schweiz der Fall gewesen ist. Am wünschenswerthesten aber wäre, dass es dem sonst kenntnissreichen und gebildeten Vf. möglich seyn möchte, die Länder, von denen er

eine militärische Geographie bearbeiten will, vorher zu bereisen und in militärischer Hinsicht zu beobachten. □

Penig, b. Dienemann: *Gemälde von Konstantinopel* von *Fr. Murhard.* Dritter Theil. 1804. 527 S. kl. 8. (Alle 3 Thle 6 Thlr. 12 Gr.).

Wir heben auch aus diesem Theile nur Einiges aus, um unser über den Werth des ganzen Werks gefälltes Urtheil (Jen. A. L. Z. 1804. No. 258) zu rechtfertigen. Sehr gut ist dem Vf. die Schilderung der konstantinopolitaner Griechen, ihrer Eigenschaften und Verderbtheit, der Armenier, der Juden am Bosporus und anderer in Konstantinopel wohnenden Nationen gelungen. — Rec. freut sich, die Griechen, deren körperliche Schönheit und unbeschreibliche Gewandtheit ihn einst so sehr zur Bewunderung hinrissen, hier so richtig geschildert zu finden. Gewiss mit Unrecht gilt der Franzos für ein Ideal der Biegsamkeit und Gelehrsamkeit; der Grieche übertrifft ihn weit. Auf eine unglaubliche Art ist der Grieche Herr seines Körpers, jedes seiner Glieder und Gelenke steht ihm auf mannichfaltige Art zu Gebote. Um so auffallender muss daher der Unterschied zwischen ihm und dem Türken seyn, den der Vf. auch sehr gut darstellt. Eben so treffend setzt er die Gründe aus einander, warum die Griechen so hinterlistig und schlau sind; er sucht die Hauptursache in dem grenzenlosen Drucke, worin sie in der Türkey leben. Von den Juden sagt der Vf.: sie sind in Konstantinopel weit unwissender als in den übrigen grossen europäischen Städten. — In dem Verhältnisse sind sie auch fast in Rücksicht aller anderen Eigenschaften; sie stehen den übrigen europäischen Juden bey weitem nach. Das 45te Kap. belehrt den Leser von der üppigen Pracht und dem unglaublichen Luxus, der bey den Gastgeboten wohlhabender Griechen in Tarapia herrscht. Der Vf. beschreibt die Feyer des Namenstages eines jungen Griechen. Goldene und silberne Gefässe aller Art, Teller, Rauchpfannen, Vasen etc. alles golden oder silbern, und nachdem es mehr oder minder vor die Augen der Gäste gebracht wird, verhältnissmässig mit Perlen oder Edelgesteinen verziert, sind in Menge vorhanden. Die Divans an den Wänden sind mit Gold- und Silberstoffen behangen, die Fussböden auf ähnliche Art belegt, und die Wände, ausser den köstlichsten Krystallspiegeln, auch aufs prächtigste verzieret. Sehr auffallend ist es gewiss jedem Europäer, der zum erstem Male eine türkische Mahlzeit sieht. Der Vf. nennt diese Art zu essen *natürlich*, die unsere *gekünstelt* (S. 96). Rec. ist ganz der Meinung, nur hat er während seines Aufenthalts in der Türkey bemerkt, dass diejenigen Türken, die in Europa sich an den Gebrauch des Messers und der Gabel gewöhnt haben, ihn selten wieder ablegen, weil sie ihn bequemer finden. Rec. kann zum Beweise die Handelshäuser Adam in Tarapia und Casansky, und Kyrits in Pera, die mit Baumwolle sehr grosse Geschäfte machen, und dem Vf. gewiss nicht unbekannt sind, anführen. Uebrigens ist die naive Frage des Muselmannes (S. 97), warum die Europäer nicht auf türkische Art essen, in der That sehr charakteristisch, und mit einem Gastgebot, wie uns der Vf. beschreibt, möchte wohl schwerlich eine fürstliche Tafel zu vergleichen seyn. Das 49te Kap. fängt an mit einer Beschreibung der reizenden Gegend um Tarapia, beschreibt dann die Art, wie die Regierung sich des Vermögens eines reichen Unterthanen zu bemächtigen weiss, und schliesst mit der Beschreibung einer Spazierfahrt der Frauen des kaiserl. Serails. — So wenig der Vf. darüber sagt, so richtig ist das Gesagte. Wer von einer solchen Fahrt, sey er Christ oder Muselmann, viel erzählt, hintergeht uns; denn die die Frauen begleitenden Schwarzen halten in der grössten Entfernung jeden Zuschauer von einer solchen Scene ab. Das schreckliche Schauspiel, das eine Feuersbrunst in Konstantinopel darbietet, lässt sich nicht schauderhaft genug beschreiben; das 50te Kap. wird dem Leser einen kleinen Begriff davon machen. Das 57te Kap. handelt vorzüglich von der Bevölkerung Konstantinopels, die nach Rec. Meinung sich gar nicht bestimmen lässt; jedes Hülfsmittel dazu fehlt dort. Die Polizey ist so schlecht, als sie seyn kann, oder vielmehr Konstantinopel hat gar keine Polizey. Wenn gleich in Konstantinopel sowohl als im ganzen türkischen Reiche eine Kopfsteuer eingeführt ist, und man glauben sollte, dass von deren Betrage auf die Bevölkerung zu schliessen sey: so ist doch auch dieses nicht möglich, theils weil Steuern und Abgaben bloss nach Willkühr erhoben werden, theils weil von den erpressten Summen gewiss kaum der 3te Theil in die kais. Kasse fliesst. Ein Umstand, den der Vf. nicht genug erwogen zu haben scheint. Auch dünkt Rec. der türkische Sklavenstand gar nicht so sehr milde, als der Vf. ihn schildert. Einzelne Ausnahmen mag es wohl geben; allein Rec. ist mehr als einmal Zeuge der grausamsten Auftritte gewesen, die das Gegentheil ihm nur zu gewiss bewiesen. Dagegen scheint uns die Behauptung (S. 238), der Muhammedanismus sey schon an und für sich der Zerstörer aller menschlichen Gesellschaft, zu hart zu seyn; denn man muss den Muhammedanismus nicht nach einzelnen menschenfeindlichen Gliedern desselben beurtheilen. Was der Vf. von den Bibliotheken sagt, kann Rec. nicht genau beurtheilen. Rec. war nur so glücklich, eine einzige Bibliothek in Konstantinopel zu sehen, aber keine öffentliche, sondern einem reichen Muselmanne gehörig; doch scheint die Beschreibung des Vfs. richtig, vorzüglich in Hinsicht der *Hafiz kutubs*. Einen solchen lernte Rec. kennen, und fand in ihm einen würdigen, gelehrten Greis, der mit Hülfe der lateinischen Sprache sich ihm sehr gut verständigen konnte. Sehr interessant ist die Uebersicht der Bücher (S. 428), die man in morgenländischen Bibliotheken zu finden pflegt. Bey uns pflanzt man eine Menge Bücher aus allen Wissenschaften auf, von denen ein grosser Theil oft Decennien steht, ohne gelesen zu werden; dort beschränkt man sich auf wenige Werke, die aber häufig gebraucht werden. Mit dem 64ten und 65ten Kap., welche eine Beschreibung des reizenden Orts Bojukdereh enthalten, wird dieser 3te

Band geschlossen; der Vf. verspricht aber, das Gemälde von Constantinopel noch fortzusetzen und zu erweitern; ein Versprechen, dessen baldige Erfüllung mit Rec. gewiss jeder Leser wünscht.

Ist es erlaubt, über das Ganze noch einige Bemerkungen hinzuzufügen: so wünschte Rec. demselben zuförderst eine bestimmtere, dem Titel angemessenere Ordnung. Der Vf. geht zu oft zur Geschichte des türkischen *Reichs* über, erzählt von den Montenegrinern, und läfst sich in eine detaillirte Geschichte ihrer Könige ein u. s. w. So angenehm dieser Gegenstand an sich ist: so steht er doch hier am unrechten Orte. Ferner, warum schreibt ein Mann, als Hr. *Murhard*, der um Ausdruck und Wendungen doch gewiss nicht verlegen zu seyn braucht, ganze Stellen aus Anderen aus? So hebt, um hier nur Eine Stelle zur Rechtfertigung dieses Vorwurfs zu bezeichnen, in Becker's Taschenbuche von 1794 die Beschreibung des plauischen Grundes mit *denselben* Perioden an, womit der Vf. I, S. 10 den Bosporus zu beschreiben anfängt. — Beyde bey dem Werke befindlichen Kupfer, sowohl die Ansicht der Stadt, als die Gegend der süfsen Wasser, sind mit Kunst und Fleifs gearbeitet. δ.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

Berlin, b. Littfas: *Paronamase française* oder *ähnlichlautende Wörter, welche verschiedene Bedeutung haben.* Nebst einigen französischen Wörtern, die getrennt eine andere Bedeutung haben, als an einander gehängt. Von *August Dittmar*, Lehrer der französischen Sprache. 1806. IV und 136 S. 8. (12 Gr.).

O si tacuisses! Armer Hr. *Dittmar*! Er wird alle seine Schüler verlieren, wenn sie lesen, dass ihr Meister weder Französisch noch Deutsch versteht. Ach, dürften wir ihn nur schonen! *Res sacra miser.* Aber warum wollte er schreiben? Seine Sünden liegen vor uns, wie Sand am Meer. Er weifs selber nicht, was er meint. Er hat keinen Begriff von der Grammatik. Er kennt Worte, die nicht existiren. Statt aller weiteren Beweise nur einige Zeilen aus der Vorrede, als ein Pröbchen, wie er sich im Deutschen ausdrückt. „Die Wörter, die getrennt und verbunden, verschiedene Bedeutung haben, geben sehr häufig zu groben Schreibfehlern Anlafs, und mancher Anfänger wird hier Wörter finden, die er entweder immer getrennt, statt verbunden, oder verbunden, statt getrennt, geschrieben hat, und welche er in der Folge leicht durch eine Nachschlagung in den angehängten Wörtern dieses Werks vermeiden kann." Was ist das? — Aber im Französischen kommt es noch ganz anders. Keine Seite, wo einem nicht die gröbsten Schnitzer entgegen springen. Wir wollen aufs Gerathewohl aufschlagen. S. 84. „*Mon marie a dépensé tout son bien. Vou ne trouverez chez lui que ses bottes et une botte de vin vuide. Tous nos sources sont boucher; notre voisin le boucher nous a prété 50 écus.*" S. 97. „*Les os de ce poulet sont bien fine. Jen'ai gardez que très peu. Ma femme, de laquelle je me suis séparer. Sa soeur que son amant a quitté. Ma belle soeur qui est enceinte du sixième enfans, est très malade de frayeur; parceque l'ambrassement d'avanthier, qui fut dans sa maison, la survint tout d'un coup. Elle ne pense plus à l'embrassement de son mari. L'enceinte do sa cour est bien grande, mais lorsque tout les pompes à feu y étoient dessus il n'avoit pas moyen d'y passer. Il y a environ 1 anque le feu avoit prit aux environs de mon jardin. Toutes mes gens etoient endormir si fort, qu'il n'avoit pas moyen de les éveillier. Le jardinier avoit mis la vieille de la endormie dans sa chambre, ce qui lui occassionna cette léthargie.*" S. 103: „*La Haie est la vilie capitale des pays bas. On y trouve la de jardins agréables, dont la plupart sont environner, non pas d'une haie, mais d'une grille de fer, travaillier avec soin et gout, et orné d'orrure. Je fut surpsis. J'ai a chevèe ma harengue. J'ai mangé un hareng qui étoit fort sálée. J'avois oublié de fermé ma porte. On a voler ma montre. Mon valet ne me put dire mot, en lui en demandant. Je suis logé à la chambre haute. et mon hôte n'est pas à la maison.*" S. 114 „*A neuf heure. Je ne vens pas. Je lui ai bien chatiez. Je ne peut souffrir cela. Ma cher fille. Cette fleure. Il s'est noyer.*" — Mehr abzuschreiben, wird man dem Rec. nicht zumuthen. Der einfältige Thurmbau zu Babel! Wäre der nicht gewesen: wir verstünden uns alle aufs erste Wort, peinigten einander nicht mit den Subtilitäten der Grammatik, und der anstellige Hr. *Dittmar* hätte in einem dankbarern Fache sein Auskommen gefunden. Sprachmeister kann er nun einmal nicht bleiben. Will er aber mit dem Kopfe durch die Wand: so befleifsige er sich nach diesem der heilsamen Obscurität. Ccb.

KLEINE SCHRIFTEN.

Medicin. Breslau, b. Barth jun.: *Ueber die venerischen Krankkeiten*, zum Behuf akademischer Vorlesungen, von *C. W. K. Wurfbain*, der Arzn. und Wundarzneyw. D. und ausübendem Arzte zu Breslau. 1804. 38 S. kl. 8. (4 gr.). Dem Vf. ist unter mehr als 2000 über diesem Gegenstand geschriebenen Schriften nicht eine einzige bekannt, welche zu Vorlesungen zweckmäfsig wäre; daher schrieb er diese Schrift, welche übrigens so oberflächlich, so sehr mit lateinischen Wörtern untermengt, mitunter so fehlerhaft ist, dass sie als Leitfaden zu Vorlesungen nie ihr Glück machen wird. Hier nur einige Stellen, um dieses Urtheil zu rechtfertigen: Bey der Entzündungsperiode des Trippers, werden (S. 11) Einspritzungen von frischem Wasser, von einem sehr diluirten Aqua Goulardi, einer Auflösung von Bleyzucker empfohlen. S. 14 wird um die Eiterung der Bubonen zu befördern, *unguentum basilici* aufgelegt, und bey gehöriger Reife die Geschwulst mit einer Lanzette geöffnet, der Eiter herausgedrückt, die Wunde rein gehalten, da sie dann bey der Anwendung von Heilsalben bald vernarbt. S. 16. Bey der Eiterung des Testikels muss man so verfahren, wie bey der Eiterung der Leistendrüse. S. 17. Da diese Krankheit (*Ischuria venerea acuta*) eine heftige Entzündung beym Tripper begleitet, so ist einleuchtend, dass alle die bey der Entzündungsperiode der Blenorrhoea empfohlenen Mittel hier anwendbar sind. S. 23 werden Rhagades unter die Auswüchse gerechnet. S. 26 bedient sich der Vf. Quecksilberräucherungen zur Heilung der Chancres. S. 28. Da nun die Ansteckung gröfstentheils durch die Genitalia geschieht, und der Nacken mit diesen in nächster Verbindung steht etc. — Es liefsen sich beynahe von jeder Seite ähnliche Beyspiele anführen. J.

J E N A I S C H E
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 DECEMBER, 1806.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

NEUSTADT an der Orla, b. Wagner: *Predigten über die Leidensgeschichte Jesu*, von M. *Gottfried Heinrich Schatter*, Pfarrer zu Neunhofen bey Neustadt an der Orla. 1805. 310 S. gr. 8. (1 Thlr.)

Rec. zählt diese Predigten zu den gelungensten praktischen Bearbeitungen einzelner Abschnitte aus der Leidensgeschichte Jesu. Es sind nicht Vorträge, welche sich die Benennung, Passionspredigten, nur darum aneignen, weil die entfernte Veranlassung zur Wahl des Stoffes aus einigen Versen der Leidensgeschichte genommen ist, ohne dass diese zur Entwickelung und Anwendung der einzelnen Sätze ferner benutzt werden könnten. „Diese Predigten, sagt der Vf., sollen nach meiner Absicht Predigten *über* die Leidensgeschichte Jesu seyn; das kleine Wort in einem engeren Sinne hier genommen, als man es in einer solchen Verbindung gewöhnlich nimmt. Es war mir nämlich wahrer Ernst damit, die erwählten Stellen aus jener Geschichte nicht bloss, wie ich sonst wohl auch oft Texte zu meinen Predigten nehme, als Gelegenheiten, bey denen ich mich über den oder jenen Gegenstand, als Prediger nach meiner Art, verbreiten könnte, sondern jede vielmehr wirklich als einen Stoff zu nehmen, den ich nun für die Erbauung, so gut ichs vermochte, zu bearbeiten hätte; so also, dass der Leser, wenn er sich je aus diesen Predigten erbauen könnte, das zuerst und hauptsächlich diesen Texten zu verdanken haben sollte." Der Vf. hat seine Absicht befriedigend erreicht; seine Predigten sind musterhafte Bearbeitungen eines religiös-historischen Stoffes, sie sind schätzbare Beyträge zur tieferen Einsicht in den grossen Charakter Jesu. Er bleibt nicht bey oberflächlichen Anwendungen stehen, die auch der Halbgebildete selbst sich machen kann, sondern betrachtet, wie es sich vor allem bey der Handlungsweise ausserordentlicher Männer geziemt, das Benehmen Jesu aus höheren Standpuncten, und sucht seine Gefühle und Schritte aus der Totalität seines Charakters mit psychologischem Scharfblicke zu erklären. Zu welchen höheren fruchtbaren Resultaten eine solche Ansicht leitet, ist bekannt; und wenn gleich der Biograph diesen Pfad mit besonderer Vorsicht zu wandeln hat, so führt er den religiös-praktischen Bearbeiter, der den Charakter seines Helden nicht erst finden soll, zu treffenden Winken und erhebenden Lehren. Ueberdiess kommt dem Hauptzwecke des Vfs., mit reiner Ehrfurcht für den grossen Leidenden zu erfüllen, und in dem Leser das Streben nach Verähnlichung mit seinem Vorbilde zu befeuern, auch die Manier seiner Vorträge ungemein zu Statten. Sie empfehlen sich bey aller Wärme der Empfindung durch die höchste Einfachheit der Entwickelung und Sprache. Nicht lobpreisende, hochklingende Worte sprechen für den geschilderten Charakter; man lernt ihn ruhig kennen, blickt in seine Tiefe, und rein und kräftig ist der Eindruck, den man empfängt. Mit gleichem praktischen Interesse sind auch die übrigen in die Leidensgeschichte Jesu verflochtenen Charaktere behandelt. Der Gang der Entwickelung und Ausführung ist sich beynahe in allen diesen Predigten gleich, ohne durch diese Gleichförmigkeit zu ermüden. Der Vf. sucht im ersten Theile nach Anleitung des Textes den Charakter der Handelnden darzustellen, und im zweyten die Gedanken, Gefühle und Entschlüsse anzudeuten, zu denen der praktische Beobachter sich aufgefodert sieht. Diese Beobachtungen stehen natürlich öfters in keiner genauen Sachverbindung; aber sie verbinden sich durch den Hinblick auf den Charakter, in dem sie anschaulich wurden. — Es sind 17 Predigten in dieser Sammlung enthalten, von denen wir den Inhalt einiger der anziehendsten anzugeben uns verbunden fühlen. I Ueber die Mühe, die sich Jesus gab, dem Mitleiden mit ihm in seinem letzten Schicksale Grenzen zu setzen. Luc. 23, 27—31. II. Eine Spur weiblicher Güte gegen unseren Erlöser in seinen letzten Stunden. Math. 26, 6—13. III. Das Sehnen Jesu, gleich vor seinem Tode noch einmal das Osterlamm mit seinen Freunden zu geniessen. Luc. 22, 14. 15. IV. Wie Jesus mit seinem Verräther umgeht, ehe dieser ihn noch verrathen hat. Joh. 13, 23—30. Wir können mit dem Vf. nicht übereinstimmen, wenn er behauptet: Jesus habe sich, nur unter der Voraussetzung, dass er als übermenschliches Wesen gewiss wusste, Judas sey auf keinerley Weise von seinem Vorhaben mehr abzubringen, weise und gut gegen ihn benommen. Konnte Jesus denn von den Unterhandlungen des Judas mit den Hohenpriestern nicht schon volle historische Gewissheit haben? War der Verrath des Judas nicht moralisch schon begangen? Und handelte Jesus, wenn er sich auch nur von seinem tiefen Blicke in das Herz des Judas leiten liess, nicht höchst schonend? Man bemerkt auch bey einem so trefflichen Vf. das Missliche dogmatischer Voraussetzungen. Schade, dass nun die ganze praktische Tendenz dieser Predigt, die manche feine Beobachtung enthält, verfehlt ist!

VIII. Von der Angst Jesu nahe vor seinem Tode. Matth. 26, 36—46. Der Vf. betrachtet sie, als eine Erscheinung, die sich nicht wohl erklären läfst, wenn man Jesum (nur) als einen Mann von vorzüglicher Weisheit und Tugend gelten läfst; die also uns unseren Glauben, dafs wir noch etwas Anderes und Gröfseres an ihm haben, nämlich einen Erlöser, der für uns gestorben ist, erleichtert und stärkt. Auch hier begrenzt also dogmatisches Interesse die psychologische Forschung des Vf. Er sucht nach seiner Ansicht alle Ursachen auf, aus deren einer sich jener Seelenzustand Jesu erklären liefs, und findet keine befriedigend. Nur zwey Beobachtungen, nämlich: dafs ein Zusammenflufs von betrübenden Empfindungen für einige Augenblicke auch einen Muth beugen könne, welcher jede von ihnen einzeln mit Stärke ertrug, und, dafs die Vorempfindung naher Leiden beängstigender sey, als ihre Ertragung selbst — wollen sich ihm nicht darbieten. Und wen dürfte es endlich befremden, wenn bey so fragmentarischen Nachrichten, gegeben von schlafbetäubten Erzählern, jener Seelenzustand im Leben dieses aufserordentlichen Mannes uns sich als psychologisch unerklärbare Erscheinung darstellte? — V. Pf.

1) Nürnberg, b. Stein: *Neue Sammlung auserlesener Predigten über alle sonn- fest- und feyertäglichen Evangelien des Jahrs.* Dritte Auflage. 1806. 562 S. 4. (1 Thlr. 20 Gr.).

2) Leipzig, b. Fleischer d. J.: *Neue Predigten über die Evangelien auf alle Sonn- und Festtage des ganzen Jahrs zur Beförderung eines reinen und thätigen Christenthums.* Von *Gottfried Christian Cannabich*, Kirchenrath u. Superint. zu Sondershausen. I Band. 1804. 462 S. II Band. 476 S. 8. (3 Thlr.).

(Auch mit dem Titel: *Predigten zur Beförderung eines reinen und thätigen Christenthums. Fünfter und sechster Theil.*)

Mit den Prädicaten *neu* und *auserlesen* auf dem Titel von No. 1 darf man es nicht genau nehmen. Lange schon hat diese Sammlung aufgehört, *neu* zu seyn, und um das Beywort *auserlesen* zu verdienen, müfsten die Predigten mehr als mittelmäfsig seyn. Sie sind von verschiedenen Verfassern und von ungleichem Werth, im Ganzen aber nach Materie und Form der jetzigen Zeit nicht angepafst. Zum Beweis führt Rec. das Thema der Predigt am *ersten* Advents-Sonntage an: — *Das wahre Lob Jesu* — 1) es ist auf wichtige Erkenntnisse gegründet, und giebt sich 2) in rechtmäfsigen Wirkungen (?) zu erkennen. In einer anderen Predigt wird von der *Bekanntschaft mit Jesu* gehandelt und der Lehre von der *Dreyeinigkeit* eine unerwartete Wichtigkeit ertheilt, indem es von derselben heifst: — „Ist denn die Offenbarung dieses Geheimnisses unnütz? beruht nicht *darauf alle unsere Ruhe, unsere Hoffnung, unsere Zuversicht?* — Die Vereinigung des Sohnes Gottes mit der Menschheit ist unbegreiflich, und gleichwohl ist sie *das Fundament* des Guten, das wir in *diesem* und *jenem* Leben von Gott erwarten" u. s. w. Man sieht leicht, dafs hier in den Begriffen, wie in dem Vortrage, viel zu berichtigen wäre. Scheute man bey der neuen Auflage die *wesentlichen* Berichtigungen: warum verbesserte man nicht wenigstens die veralteten Binde- und andere Wörtlein, als „*derohalben*, *schier* etc." die nicht selten im Lesen unangenehm aufstofsen — ?

Die Predigten (No. 2) haben schon in den früheren Sammlungen Beyfall gefunden, und ihn zu finden verdient. Die neuesten *beyden* Theile können nur dazu beytragen, die Achtung gegen den Vf. zu erhöhen, und den Beyfall seiner Arbeiten zu vermehren. Sie sind mehr moralischen als dogmatischen Inhalts, und bemühen sich, nach den nicht unbekannten Ansichten und Grundsätzen des Vf., sittliche Begriffe und Vorstellungen zu reinigen, sie besonders dem Geiste des Christenthums gemäfser darzustellen, die Foderungen und Grenzen einzelner Pflichten möglichst scharf zu bestimmen, und dadurch eben sowohl von einer überspannten, als laxen Sittenlehre sich entfernt zu halten. Man findet hier unter andern folgende interessante Themen abgehandelt: „Die nothwendige Verbindung der sittlichen und religiösen Bildung — Belehrungen der Religion über den frohen Lebensgenufs" — „Der Geist des Christenthums gegen diejenigen, die in Religionsbegriffen, Meynungen und Gebräuchen von uns verschieden sind" — Der Sieg der Vernunft über die Einbildungskraft — Von der scheinbaren Härte — Wie man in guter Meynung oft viel Böses stiften kann" — „Die Kraft des Gebets in Ansehung unserer Seelenruhe und sittlichen Verbesserung" — „Von dem Himmel auf Erden" — „Warum handeln die Menschen so gern *gegen* das Verbot?" — „Von den Aussichten unseres Zeitalters in Hinsicht auf Religion, Sittlichkeit und Menschenwohl" u. a. Die *Ausführung* ist sich nicht überall gleich, jedoch mangelt es diesen Vorträgen weder an lichtvoller, noch an eindringender und fafslicher Darstellung. Sie haben eine gewisse angenehme Leichtigkeit der Composition, die indefs nicht ohne Kunst ist; aber sie scheinen hier und da allzu wortreich zu werden, obwohl man selten tautologische Sätze findet. Weniger haben sie Stärke, als Klarheit der Gedanken; weniger Tiefe, als ein glückliches Ergreifen der hellsten Puncte; weniger Ideenreichthum als Bündigkeit in ihrer Zusammenstellung. Zuweilen scheint der Vf. der sich gerade zuerst darbietenden Ideenfolge sich zu nachgiebig überlassen, nicht eifrig genug einen *neuen* Gang zu verfolgen, nicht streng genug seine Gedanken zu wählen, oder doch in ihrer Zergliederung nicht erschöpfend genug zu seyn. Dafs die übrigens achtungswürdige Freymüthigkeit, der Wahrheitsdrang des Vf. — der nicht immer mit einem durch gesunde Philosophie geleiteten Wahrheitssinn zusammengeht — ihn in Vorträgen, die wahrscheinlich vor einem gemischten Publicum gehalten wurden, vielleicht hie und da mit zu wenig Umsicht und Schonung verfahren lasse, davon liefsen

uns auch in diesen Theilen einige Beyspiele auf. Daher gefallen uns mehr solche durchaus praktische und in das Leben eingehende Religionsvorträge, wie die Th. II. S. 313 mitgetheilte Ordinationsrede. Wenn aber der Vf. in der am Todestage Jesu gehaltenen Rede in Beziehung auf diesen fragt: — „*darf* jemand sein Leben wagen und darbieten — *sich als einen Unschuldigen den Richtern in die Hände spielen*, und sie durch sein ganzes Verhalten *reizen* und *veranlassen*, ihm das Leben zu rauben?" wenn in einer Osterpredigt der *Tod* — ein *Schiffbruch* genannt wird, wobey wir einen beträchtlichen Theil unseres Wesens verlieren:" so möchten wir diese Fragen und Darstellungen in ihrem Sinn und in ihrer Zusammenstellung — fast unvorsichtig nennen. Vergleichungen, wie: „die Begierden nehmen zu, *wie die Wassersucht*" sind auf das mindeste gesagt, unedel. Vergl. Th. II. S. 468. NA.

Bremen, b. Seyffert: *Ueber die christlich-protestantische Freyheit*, von D. *Johann Caspar Häfeli*, Prof. d. Theol. und Prediger zu St. Ansgarii in Bremen. 1804. IV und 148 S. gr. 8. (14 Gr).

Je häufiger in unseren Tagen Predigten werden, die blofs den Verstand beschäftigen, das Herz aber leer lassen, und mehr philosophischen Vorlesungen als erbaulichen Reden gleichen, eine desto angenehmere Erscheinung sind die gegenwärtigen. In einer edeln nachdrucksvollen Sprache, mit einer Beredsamkeit und Freymüthigkeit, welche Rec. jedem protestantischen Religionslehrer wünschen möchte, wird hier der Inbegriff und Werth der durch die Kirchenverbesserung wieder geschenkten evangelischen Rechte und Freyheiten mit lebendigen Farben geschildert, und die Erhaltungsmittel der protestantischen Vorrechte angegeben. Die Materien sind richtig geordnet, und mit Vollständigkeit bearbeitet. Der Text zu allen 4 Predigten ist Galat. 6, 1. Vorzüglich gefiel Rec. die 1 und 2 Predigt, in welchen unter andern gezeigt wird, dafs uns die Reformation ungehindertes Wachsthum in christlicher Erkenntnifs, unbeschränktes Forschen und Prüfen verschafft habe. Protestantische Christen (heifst es S. 24) haben das unbestreitbare Recht, mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenen Ohren zu hören, mit eigenem Verstand zu prüfen, — sie verachten jede anmafsliche Gewissensvormundschaft als herrschsüchtigen Pfaffengeist etc. S. 47. „Nun darf keine Staats- und keine Kirchengewalt unserem Denken und Forschen Stillstand gebieten, kein Pabst, kein Priester und kein Beichtvater unserer Religionskenntnifs eine willkührliche Grenzlinie vorschreiben, kein Concilium, kein Consistorium und kein Ministerium uns auf ein für immer abgeschlossenes, keinen Erweiterungen und Fortschritten unterworfenes System christlicher Glaubenswahrheiten verpflichten etc." Auf den Einwurf, den man machen könnte: „Aber haben nicht gerade die Reformatoren selbst diese Freyheit wieder aufgehoben, und durch ihre Glaubensbekenntnisse dem menschlichen Geist neue Fesseln angelegt?" antwortet der Vf: „dafs dieses nur von den späteren Nachkommen geschehen sey, die Reformatoren aber von einem solchen Gewissenszwang weit entfernt gewesen." Um das letztere zu erweisen, führt er in einer Anmerkung aus Luthers und Zwingli's Schriften einige Stellen an, in welchen von beyden zu eigenem Forschen ermuntert wird. Allein diese Stellen beweisen nichts. Rec. getraut sich wenigstens der aus Luthers Schriften angeführten Stelle mehrere andere Aeufserungen dieses Mannes gegenüber zu stellen, in welchen er gar ernstlich vor Abweichung von seinen Lehrsätzen warnet. Jedoch thut das zur Sache nichts. Da die Reformatoren die Schrift als die einzige Richtschnur religiöser Erkenntnifs angesehen wissen wollten: so gestanden sie ja schon dadurch zu, dafs protestantischen Christen das Recht, in ihren Religionskenntnissen vorwärts zu schreiten, unbestritten bleiben müsse. — Manche, den ungebildeten Zuhörern (denn diese machen doch immer den gröfseren Theil aus) unverständliche Ausdrücke z. B. *sich orientiren*, *individuell*, *Revision*, *äquivalent*, *liberale* Ansicht u. s. w., so wie auch einige zu lang gedehnte Perioden, sind Flecken, die man an diesen Reden, die des Guten so vieles haben, kaum bemerkt. Rec. schliefst mit dem Wunsche, dafs doch alle protestantischen Fürsten, von denen es abhängt, die evangelische Freyheit entweder einzuschränken, oder zu erhalten und ihre Fortschritte zu befördern, mit Hofpredigern und Beichtvätern, die den Geist eines *Häfeli* haben, umgeben seyn, und dafs besonders alle Oberconsistorialherren diese Reformationspredigten mit Aufmerksamkeit lesen und deren Inhalt beherzigen möchten! Ke.

Cassel, b. Griesbach: *Formulare und Reden bey der öffentlichen Gottesverehrung und bey Amtshandlungen* von *Georg Friedrich Götz*, erstem Prediger bey der evangel. lutherischen Gemeine in Cassel. Erste Sammlung. 1805. 120 S. kl. 8. (8 Gr.).

Ein wohlthätiger Eifer, sich durch liturgische Verbesserungen um die gemeinschaftliche Gottesverehrung verdient zu machen, und Mitarbeiter in diesem lange vernachlässigten Fache zu seyn, zeigt sich erfreuend; aber wir fürchten, dafs er in Gefahr ist, eine falsche Richtung zu nehmen. Die Zahl der neu erscheinenden liturgischen Formulare wächst täglich, aber auf dem Felde der wissenschaftlichen Bearbeitung der Liturgik mangelt es an fleifsigen Arbeitern sehr. Und doch ist hier noch so wenig gethan; manche wichtige Puncte sind noch so wenig beleuchtet, manche geistvolle Untersuchungen müssen erst angestellt, und höhere feste Grundsätze angenommen werden, bis wir hoffen dürfen, dafs unsere sämmtlichen neuen liturgischen Formulare den richtigen Tact und die höhere Ansicht ihrer Verfasser beurkunden werden. Wir haben der wirklichen Musterformulare noch so wenige, der mittelmäfsigen, und auch der besseren, die aber den höheren Foderungen der Kritik noch lange nicht entsprechen, so viele. An die trefflich-

ſen unter dieſen ſchon vorhandenen möge alſo der Prediger, der freye Hand hat, ſich halten, oder auch für ſpecielle Fälle ſich neue zu ſeinem Gebrauche verfertigen. Aber in Druck gegeben ſollten ſchlechterdings nur ſolche werden, die, als wahre Muſterarbeiten, wirkliche Bereicherung unſerer liturgiſchen Literatur ſind. Wir können nun obige nicht zu dieſen lezten zählen, ſie zeichnen ſich in keiner Hinſicht von ſo vielen ſchon vorhandenen aus. Ihr Vf., der im aſcetiſchen Fache ſchon manche beyfallswerthe Arbeit geliefert hat, ſcheint uns weniger Beruf zu haben, im liturgiſch-praktiſchen Fache zu arbeiten. Seine Formulare ſtellen keine höheren, das Gemüth ergreifenden Anſichten auf, und der wahre Gebetston iſt ganz verfehlt. Daher die Anreden in dieſer Sammlung weit befriedigender ſind, als die in ihr befindlichen Gebete. Es wird in dieſen, wie freylich in ſo vielen anderen, Gott zu viel vorgeſagt, es ſind der Worte zu viele, der Empfindungen zu wenige. Geben die Verf. liturgiſcher Formulare ſolche, welche nur in ganz ſpeciellen Fällen anwendbar ſind, oder ſogar ſolche, die nur allein von ihnen gebraucht werden konnten, wie hier z. B. S. 25 das Schluſsgebet, gehalten zum Antritte der erſten Predigt, oder S. 28. das Schluſsgebet bey der Säcularpredigt: — ſo können ſie dieſe nur als Muſterformulare dem Publicum mittheilen wollen; als ſolche aber können und ſollen obige nicht angeſehen werden. Man kann überhaupt manche ſogenannte Beyträge zur verbeſſerten Liturgie nur wegen ihres zeitgemäſsen Stoffes dafür erkennen, aber in Hinſicht auf herzlichen, freudigen Gebetston zieht Rec. die älteren Formulare ſolchen neueren weit vor. Uebrigens enthält dieſe erſte Sammlung Gebete am Sonntage vor und nach der Predigt, Umſchreibungen des Vaterunſers, Taufreden, Reden bey Trauungen und Confirmationshandlungen.

V. Pf.

Kopenhagen, b. Brummer: *Predigten von Chriſtian Martin Hudtwalker*, Hauptprediger an der Kirche des Herrn Zebaoth in Kopenhagen. 1805. 358 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.).

Es ſind ſechszehn Predigten, welche der Vf. hier zum Druck gegeben hat, und welche beydes, Lob aber auch Tadel verdienen, je nachdem der Geſichtspunct iſt, von dem man ſie betrachtet. Verlangt man eine lehrreiche Behandlung fruchtbarer Materien in einer reinen Sprache, ſo iſt gegen ſie nichts einzuwenden. Macht man aber ſeine Anſprüche gröſser, und wünſcht vollſtändige Auseinanderſetzung neuer intereſſanter Gedanken in einem harmoniſchen Einklange aller Theile, ſo wäre freylich noch manches zu erinnern. Die Themata ſind oft zu vag und weitſchichtig z. B. die Seeligkeit derer, die da geiſtlicharm ſind, am Reformationsfeſte über Matth. 5, 1 - 12. Warum nicht gleich die Gedanken beſtimmter ausgedrückt? Ob es übrigens die richtige Erklärung ſey: „geiſtlicharm ſind (S. 52), welche nach redlichem Forſchen in der heiligen Schrift und nach einem unermüdeten redlichen Beſtreben, ſich durch eigenes Nachdenken von der Wahrheit der Lehren der Religion zu überzeugen, mit Beſcheidenheit es fühlen, daſs es in der Erkenntniſs Gottes und ſeines Weſens, wie überhaupt in der Erforſchung religiöſer Gegenſtände, eine Grenze gebe, die der Menſch nicht überſchreiten darf, wenn ſeine Ruhe ihm lieb iſt, eine Grenze, wo der Weiſe aufhört zu forſchen, und mit freudiger Zuverſicht glaubt, was er nicht ſieht", und ob Jeſus wohl dieſen philoſophiſchen Gedanken und nicht vielmehr die Entfernung von dem Dünkel jüdiſcher Gelehrſamkeit verſteht, überläſst Rec. dem Exegeten. Was ſind wir Gott ſchuldig? über das Evang. am 23 Sonnt. nach Trinit. (Das müſste bey einer vollſtändigen Ausführung ein Compendium der Moral werden). Worauf gründet ſich unſer Glaube an ein künftiges Leben? über das Evang. am erſten Oſtertage. Bey dieſem Thema wird ſo eingetheilt: 1) was *kann* der Menſch nach ſeinen Anlagen und Fähigkeiten werden? 2) was wird er wirklich in dieſem irdiſchen Leben? 3) was können wir demnach hoffen und mit freudiger Zuverſicht glauben? Hier iſt aber nur No. 3 eigentlich zum Thema gehörig, und überhaupt bietet der Beweis, ſo geſtellt, immer noch dem Gegner Gelegenheit zu der Einwendung: *a poſſe ad eſſe non valet conſequentia.* Am beſten hat uns die Predigt am zweyten Sonnt. der Erſcheinung, Prüfungen Gottes im Eheſtande, gefallen.

L. M. H.

KURZE ANZEIGEN.

Erbauungsschriften. *Amſterdam* auf Koſten des Vf. und in Commiſſion b. Heſſe: *Predigten von Chr. Heinr. Ebersbach*, deutſchem Prediger der evang.-lutheriſchen Gemeine zu Amſterdam. I Theil 252 S. II Theil 232 S. 1804. 8. Zufolge der Vorrede ſind dieſe Predigten dem Vf. durch wiederholte und dringende Bitten vieler Mitglieder ſeiner Gemeinde gleichſam abgenöthigt, und ſogar mehrere *beſtimmte* darunter zum Druck verlangt worden. Die Kritik kann alſo hier ihr Geſchäft nicht mehr frey und ungehindert verwalten. Wir rathen daher bloſs dem Vf., ſich durch Studium mehr Reichthum an Gedanken, und Schärfe in den Beweiſen zu erwerben, vergebliche, weite Ausholungen und Umwege, Uebertreibungen, wie die Behauptungen: aus der Sendung Jeſu ſey Gottes Sorge für die ſittliche Veredlung der Menſchen beſſer zu erkennen, als aus der Vernunft S. 96 — desgleichen Wiederſehen nach dem Tode leugnen, hieſse Gottes Barmherzigkeit leugnen S. 148, Spitzfindigkeiten wie S. 191 oben, vom Wiederſehen, fremde Ausdrücke, wie Syſtem, Labyrinth, Parabel, Phantaſie, und wunderliche Redensarten, wie S. 143: wer verlieh dieſem Herzen ſeine Schläge, zu vermeiden, um ſich ſeinen Zuhörern noch werther und nützlicher zu machen. Als lobenswürdig bemerken wir noch zuletzt des Vf. Gewohnheit, lehrreiche hiſtoriſche Texte des A. T. in ſeinen Predigten zu zergliedern und zur Erbauung anzuwenden, welches ihm faſt immer gelungen iſt.

S. R.

Neue Auflagen.

Frankfurt a. M., b. Varrentrapp u. Wenner: *Lateiniſche Sprachlehre* oder *Grammatik für Schulen*, von *Helfr. Bernh. Wenk*, hochfürſtl. heſſ. Geh. Conſiſt. - u. Oberſchulrath etc. 5te verb. Ausg. 1806. XII u. 274 S. 8. (10 Gr.)

Hannover, b. Hahn: *Neue Fibel zum Gebrauch beym erſten Unterricht der Kinder.* Zunächſt für die Seminarienſchule zu Hannover. 8te Aufl. 1806. 40 S. 8. (1 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 DECEMBER, 1806.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

St. Petersburg, b. Dienemann: *De imaginibus Romanorum dissertationes duae.* Indicendis quibusdam solemnibus in *Mariae Paulownae,* Augustae Principis, honorem celebratis, Academiae Jenensis auctoritate scripsit *D. Henr. Car. Abr. Eichstaedt* — Editio altera locupletior. Accessit *Oratio de bonis Academiae Jenensis;* et *D. Gabr. Henry* versio utriusque scriptionis Gallica. 1806. XXXIX und 223 S. in 4. (Druckpap. 2 Thlr., geglättetes Velinpap. 3 Thlr. geglätt. Schweizerpap. 5 Thlr.)

Das erste Programm erschien nach der erwünschten Ankunft der Grossfürstin in Weimar, am 10 Febr., das zweyte bey Anlass ihrer Niederkunft, auf den 17 Nov. 1805. Die herrlichen und liebenswürdigen Eigenschaften, welche diese Prinzessin zum höchsten Gegenstand der Liebe und Verehrung aller derer machen, die sich ihr nähern, geben diesen akademischen Freudensbezeugungen eine rührende Wahrheit, welche sie über ähnliche Formalitäten durchaus erhebt. Die beyden Abhandlungen (durch den Gedanken wahren Adels, den das Verdienst nur giebt, natürlich veranlasst) können wir den Lesern schon bekannt voraussetzen. Es wird, nach unserer Meinung, auf das überzeugendste aus den Alten bewiesen, dass die Ahnenbilder, welche das Leichenbegängniss der grossen Römer verherrlichten, anderes nichts als προσωπα, *personae,* den vordern, oberen Theil des Körpers bedeckende Masken gewesen, getragen von Männern, deren Statur und Haltung mit den vorgestellten Helden und Standespersonen eine möglichst täuschende Aehnlichkeit hatte. Wir würden die wohlgewählten Beweise anführen, und unschwer zeigen, wie leicht andere Meinungen zu widerlegen sind; wir würden Hn. Hofrath *Eichstädt's* zweckmässig angebrachte Gelehrsamkeit und seinen altrömischen Vortrag preisen, wenn das dritte Stück der Sammlung, seine vortreffliche Rede *über die Vortheile der Universität Jena* (S. 136—f.), in Betrachtung seitheriger Zeitumstände, unsere Aufmerksamkeit nicht besonders auf sich gezogen hätte.

Bey der gegenwärtigen Umbildung der alten deutschen Verfassung ist billig der Hauptzwecke einer, nicht nur die Verwirrung, Schwäche und andere, der bisherigen Form anhängende Uebel durch eine einfachere Zusammensetzung und eine zweckmässigere Stellung zu tilgen und zu vermeiden, sondern auch aus den bisherigen Grundstoffen und von den guten Sachen, die man der Weisheit und Wohlmeinung der Voraltern schuldig ist, alles das in die neue Periode mit hinüber zu nehmen, was Bedürfniss und einer Veredelung fähig ist. Hiezu gehören unstreitig unsere *Universitäten,* welche in Ansehung der Zahl und Verdienste grosser Lehrer, des Einflusses auf die Wissenschaften, und der Wichtigkeit für die Nationalbildung, Deutschland mit Recht allen ähnlichen Anstalten in Europa gegenüber zu stellen wagen darf. Ihre Mängel sind bekannt, und verbesserlich. Es ist vorauszusehen, dass der Geist einer neuen Ordnung der Dinge viele durch seine erste Wirkung schon abstreifen, und einen höheren, freyeren Sinn verbreiten wird. Aber ist nicht eben so nothwendig, in so kritischen Epochen auf die Beybehaltung einer gewissen Ordnung und Mässigung zu achten, ohne welche ein von gewohnten Banden losgerissenes Geschlecht bald, wie man anderswo erlebt, über alles Ziel und Mass hinaus in die ungeheuersten Träume und verderblichsten Plane sich verirren kann? Unsere akademischen Gesetze, das Beysammenleben so vieler kenntnissreichen Männer, der Wetteifer der mehreren Anstalten, können dieser Gefahr mit am besten vorbeugen. Eine Mutteruniversität, welche Muster und Führerin wäre, ist leichter zu wünschen, als nach *der* Form, welche Deutschland wahrscheinlich doch immer behalten wird, zu hoffen: aber dass die germanischen Bundestage, mit mehr und besserem Leben als der entschlafene Reichstag, das grosse Geschäft der Nationalerziehung und des Ganges der öffentlichen Meinung nicht unbeachtet lassen, und so von dem gemeinsamen Mittelpunct heilsame Lichtstrahlen auf diese Angelegenheit der Humanität selbst geworfen werden dürften, ist eine wohl nicht schwärmerische Erwartung. Zu Hervorbringung aller heilsamen Wirkungen müssen die Werkzeuge, diese gelehrten Institute, wenn auch nicht alle, doch grossentheils, mit ihren Fonds bleiben. Dieses kann nicht genug empfohlen werden. Selbst anderen Mitgliedern der grossen Föderation Europens können diese, uns in *der* Art eigenen, Anstalten, um so nützlicher werden, wenn künftig die ganze gesittete Welt mehr und mehr von Einem Geist belebt werden soll. Deutschland liegt zu einer Völkerschule vortheilhaft; eine so grosse Masse der mannichfaltigsten Gelehrsamkeit ist nicht leicht anderswo verbreitet, und man muss uns lassen, dass, wenn, wie unvermeidlich, manches auch bey uns übertrieben worden, dieses mehr in das Lächerliche gefallen, als weltverderblich

gewesen ist. Italien hat seine Künste: Frankreich, wie vielseitige Bildsamkeit für alles: möge Deutschland die *Lehrerin* seyn! Was haben wir als unsere Sprache und Literatur? —

Diese Betrachtungen dringen sich auf, wenn man in der vorliegenden Rede die nicht bloss bey uns noch berühmten Namen, die mannichfaltige Einwirkung des stillen Jena auf die allgemeine Wissenschaft und Literatur, und um alles die milde väterliche Sorgfalt des *Hauses von Sachsen-Weimar*, in einem Gemälde dargestellt sieht. Man erblickt nicht ohne eine theilnehmende Rührung die Stiftung dieser Anstalt, im Schoosse der schönsten Natur und fast mitten in Deutschland, als Hauptgeschäft des ehrwürdigen Johann Friedrichs mitten in seinem Unglücke; unter nachmals getheilter Herrschaft und oft äusserst niederschlagenden Verhältnissen bey sehr mässigen Fonds Jena doch bestehend, bey einer jeden grossen Aenderung der Lehrform oder Ansichten sein bedeutendes Wort mitsprechend, und endlich in Zeiten gediehen, wo ausnehmende Freyheit in Untersuchung und Vortrag, mit anständiger Sittlichkeit und unermüdetem Forschungsfleiss gepaart, diese anmuthige kleine Stadt zu einer der Metropolen der Wissenschaft stempelte, wo der Zweck des Universitätslebens besonders gut (und auch der Armuth unschwer) erreicht, und in mehr als Einem Sinne Licht und Recht weit und fern verbreitet wurde.

Man kann hiebey die von jeher charakteristische Musenliebe der weimarischen Fürsten nicht misskennen. Herren eines kleinen Landes hatten sie kein besseres Mittel, Ruhm zu erwerben, ja sich selbst ihr Leben interessant zu machen. Ist nicht auch jener löbliche Versuch zu Veredlung der deutschen Sprache, *die fruchtbringende Gesellschaft*, bey ihnen entstanden? Was aber zumal wichtig für Jena gewesen, und noch ist, war die fortwährende Sorgfalt, Lehrer, wie die Zeit sie foderte, *überall* aufzuspüren, den Zunftgeist, die Landsmannschaft nicht aufkommen zu lassen, sondern diese Universität jedem offen zu halten, der, ohne Unterschied aus welchem Lande, geschickt schien, seiner Wissenschaft neuen Schwung und Reiz zu geben. Das beste und angenehmste ist übrigens, nicht von vergangenem sowohl als gegenwärtigem und fortdauerndem Glück reden zu dürfen. Wodurch der Hof zu Weimar selbst einen eigenthümlichen Glanz in den 30, 40 letzten Jahren erworben, weiss die Welt, so weit die grossen Namen von Goethe, Herder, Wieland, Schiller gereicht, und die Nachwelt wird es wissen, wenn die Geschichte auf die Urheber dieser edlen Vereinigung stösst. Es wird ohne Erinnern begreiflich, wie die attische Urbanität bey Hofe, wie die ununterbrochene Arbeit im Schönsten und Besten, die Nähe so vielen Geists und Genie's auch auf die nahe Universität wirken musste. Besser in der That, als wenn sie an dem Orte selbst existirt hätte: der ernste Fleiss ist für die Einsamkeit im romantischen Thal; die Pedanterey aber wird verscheucht durch das vielfältige Zusammentreffen des grazienvollen Hofs. Dass aber diese günstige Lage dauren muss, ist schon darum zu hoffen, weil sie in den Verhältnissen liegt: Jena, vernachlässiget, schlecht versorgt, würde nicht abnehmen, sondern verschwinden; es würde kein Mensch mehr hingehen. Zweytens, wo man in aller Art von Vorzüglichkeit so weit gekommen, sind Rückschritte (wenn keine Revolution einbricht) kaum denkbar: besonders unter demselben Fürsten, dessen vortreffliche Denkungsart und eigene Genialität von dem vielen Guten die Hauptquelle war, wo das ganze Haus, wo namentlich auch die fürstlichen Räthe in gleiche Gefühle zusammenstimmen, und Flor von Kunst und Wissenschaft (einzige Zierde des Landes) der stärkste Beweggrund für alle wohldenkenden Menschen ist, in den schwersten Umständen mit Eifer die Rettung und das Glück so verdienstvoller Fürsten zu suchen.

Wir schliessen mit dem Wunsch, dass bald jede erhaltungswerthe Universität zugleich die Beruhigung Europens und die Befestigung ihres Institutes mit neuem Schwung feyern möge.

Dieses Buch, übrigens, ist vortrefflich gedruckt. Die französische Uebersetzung hat den schweren Kampf mit dem echten alten Latein rühmlich bestanden.

Ths.

LEIPZIG, b. Junius: *Lessings Gedanken und Meinungen*, aus dessen Schriften zusammengestellt und erläutert von *Friedrich Schlegel*. 1804. Erster Theil. 343 S. Zweyter Theil. 422 S. Dritter Theil. 420 S. 8. (3 Thlr. 16 Gr.).

Lessing wird oft genannt; aber nicht selten wird sein Name gemissbraucht. Lessing, der Denken und geistvolles Wissen befördern wollte, wird auch von den Nicht-Denkenden, Unwissenden und Nachbetenden angerufen, und es ist daher kein Wunder, wenn sein Genius (in Tieks poetischem Journal) dem lästernden Haufen die Worte zuzürnt:

> Ich komme durch die Wolken nieder
> Weil ihr mir gar zu sehr zuwider,
> Verschont doch meinen guten Namen,
> Nie war ich eine Krücke für die Lahmen,
> Niemals ein Esel für die Zahmen.

Um diesem Missbrauch des Lessingischen Namens zu steuern, und die Ehre, die ihm gebührt, durch Ausbreitung der wahren Erkenntniss seines Geistes zu fördern, hat Hr. S. diese Schrift herausgegeben, welche, laut der an Fichte gerichteten Vorrede, Lessings Gedanken, ihrem Gange und ihrer Entstehung gemäss, darstellen soll; so viel, als möglich, mit seinen eigenen Worten, und nur, wo es unentbehrlich schien, mit einigen eignen Erklärungen über die Bedeutung und den Standpunct des Zusammengestellten begleitet. Die Schrift verdient empfohlen zu werden; nicht nur weil es vielen an Vermögen und Gelegenheit fehlt, sich den Besitz von Lessings sämmtlichen Werken zu erwerben, nicht nur, weil es manchem Besitzer desselben an Kraft oder Lust oder Zeit gebricht, so viele Bände durchzustudiren, um sich ganz in die Seele des Vf. zu versetzen, sondern auch aus allgemeinen, wissenschaftlichen Gründen. Denn wenn ein geistvoller Mann die Ideen eines anderen,

nach einem deutlich gedachten Plane, concentrisch darstellt: so wird der Brennpunct desselben, und die Tendenz des Geistes, der sie dachte, anschaulicher und ihre erregende Kraft kräftiger. Denkende Leser dieser Schrift können, gemäfs dem auch in der Geisteswelt herrschenden Princip der Individuation, hier eine gewünschte Stelle vermissen, dort eine, nicht wesentlich scheinende, für entbehrlich erachten; aber hiedurch kann für den Herausgeber kein Tadel begründet werden. Denn was er gegeben hat, ist in Beziehung auf die Central-Idee seiner Schrift völlig hinreichend.

Auf die, schon erwähnte, Vorrede (welche Lessings Stil und die Form seiner schriftstellerischen Methode schildert, auch über rhapsodisches und systematisches Philosophiren, so wie über das Verhältnifs der Poesie und Prosa Ideen mittheilt, die, als *bestimmte* Mittheilungen, oder dem Contexte gemäfs genommen, zureichend begründet sind), folgt eine allgemeine Einleitung über das Wesen der Kritik überhaupt und den Charakter der Lessingischen insbesondere. Die Kritik ist ein Mittelglied zwischen Philosophie und Historie, und bildet, indem sich beyde in ihr compenetriren, ein neues Ganze. Sie fodert historische Kenntnifs, denn sie mufs ihr Object gründlich erkennen: aber auch philosophischen Geist, denn sie soll dasselbe denkend nachbilden, um eine ideal-reale Ansicht von ihm zu geben. Sie giebt diese Ansicht durch Charakteristik ihres Objects, und die höchste Aufgabe der Kritik ist also die: zu charakterisiren. Die Foderung dieser Aufgabe wird erfüllt, sowohl dann, wenn man das historisch-gediegene denkend vereinigt, als auch dann, wenn man Gedanken entwickelt und mit ihnen zugleich ihre Genesis anschaulich macht. Die Griechen haben die Kritik gestiftet, und sie zum Gipfel der Vollkommenheit erhoben. Auch nachdem das Zeitalter der classischen Künstler schon vermehrt war, fafsten sie die Idee der Gattungen in der Anschauung auf, und betrachteten sie das Angeschaute mit denkender Seele. Die beyden Angeln der griechischen, gelehrten Kritik waren anschauliche Darstellung des Ganzen der griechischen Poesie und Literatur, in einer Auswahl der classischen Schriftsteller, und zweytens philosophisch-historische Behandlung der verschiedenen Lesarten. Es mag seyn, dafs ihnen das letzte Geschäft nicht so gelungen ist, als das erste; es mag seyn, dafs ihre kritische Strenge uns manches, für uns merkwürdige, entzogen hat: aber das Princip, nach welchem sie ihre Auswahl bestimmten, ist durchaus das richtige, indem sie nur das für gebildet und ewiger Nachbildung würdig hielten, was in seiner Gattung als das Erste, Höchste oder Letzte am kräftigsten angelegt, oder am kunstreichsten vollendet war, mochte es übrigens dem beschränkten Sinn noch so viel Anstofs geben. Und vortrefflich war die Methode ihres Studiums; ein unaufhörliches, stets von neuem wiederholtes, Lesen der classischen Schriften, ein immer wieder von vorn angefangenes Durchgehen des ganzen Cyklus. Und nur das heifst wirklich lesen; nur so können reife Resultate entstehen, und ein Kunstgefühl, und ein Kunsturtheil, welches allein durch das Verständnifs des Ganzen der Kunst und der Bildung selbst möglich ist. Alles, was Lessing gethan, gebildet, versucht und gewollt hat, läfst sich am füglichsten unter den Begriff der Kritik zusammenfassen. Seine poetischen Bestrebungen sind zu betrachten als Beyspielsübungen für seine Principien der Poetik und Dramaturgie: in der Philosophie aber, für welche ihn eigentlich die Tendenz seines Geistes bestimmte, war er durchaus nicht Systematiker und Sectenstifter, sondern pflegte in freymüthigen und sorgfältigen Prüfungen der Meinungen anderer, in Widerlegungen gemeingeltender Vorurtheile, oder in Vertheidigung und Wiederanregung alter, oft schon vergessner Paradoxen seine eigenen Meinungen indirect vorzutragen. Die grofse Masse seiner antiquarischen, dramaturgischen, grammatischen und literarischen Schriften gehört, selbst nach dem gemeineren Begriffe, zu dem Fache der Kritik. Aber die erste Stufe der Lessingschen Laufbahn und Kritik fiel in die Periode, wo an die Bedingung alles kritischen Verständnisses, Anschauung des Ganzen, nicht zu denken war; wo dagegen leere Abstraction das geistige Anschauen ertödtete, und eine alles trennende Psychologie vorwaltete. Zum Glück war Lessings Geist nicht gemacht, eine falsche Tendenz bis ans Ende zu verfolgen. Kühn ging er von einem zum anderen über, in unregelmäfsiger Laufbahn viele Systeme, so wie sehr verschiedene Fächer der Literatur durchschneidend; und seine Aesthetik, ob sie gleich noch mancher Berichtigung bedarf, sucht doch schon die verschiedenen Gattungen wissenschaftlich bestimmt zu scheiden, und seine Polemik, das Unächte abzusondern. Bey diesem ächt kritischen Bestreben, ist überall ein regsames Interesse sichtbar für alles, was nur irgend literarisch interessant seyn kann. Mit Vergnügen wird man hie und da Spuren gewahr von der sorgfältigsten Aufmerksamkeit auf die deutsche Sprache, und eine, damals noch mehr, wie jetzt, seltene Bekanntschaft mit den alten Denkmahlen derselben. Zu dem Heldenbuche hatte er schon früh einen grofsen Commentar geschrieben, dessen Verlust sehr zu bedauern ist; und noch spät, und mitten unter dem Drang ganz anderer Beschäftigungen, waren die epischen Romane vom heiligen Graal und von der Tafelrunde ihm ein Gegenstand der Forschung. Lessing behandelte alles mit kritischem Geiste, Philosophie und Theologie nicht minder, als Dichtkunst und Antiquitäten. Das Classische behandelte er oft mit der Leichtigkeit und Popularität, in der man sonst nur von dem Modernen zu reden pflegt, und das Moderne prüfte er mit der Strenge und Genauigkeit, die man ehedem nur bey Behandlung der Alten nothwendig fand. Auch war er mit der neueren ausländischen Literatur bekannt genug, um darauf aufmerksam zu machen, dafs man, statt der bis auf ihn praedominirenden französischen, die ältere englische, und dann die italiänische und spanische zu studiren habe. So umfassend aber Lessings Kritik war, so ist sie doch po-

pulär, ganz allgemein anwendbar. Es beseelt sie ein freymüthig untersuchender, überall nach richtigen Begriffen strebender, es immer strenger nehmender, und doch sich so leicht bewegender Geist, der aber auch alles Mittelmäſsige und Elende verachtet und wegräumt, ein Geist, der für Deutschland, dem der Ruhm der Gelehrsamkeit nicht streitig gemacht werden kann, vorzüglich angemessen und wünschenswerth ist.

Um uns in Lessings Zeitalter und Umgebung zu versetzen, und als ein Hülfsmittel des richtigen Verständnisses seiner Aesthetik und der eigentlichen Absicht seiner theologischen Schriften, giebt Hr. S. zuerst einen chronologisch geordneten Auszug aus den Lessingischen *Briefen*. Eine Vorerinnerung und Nachschrift des Herausgebers schildern den elenden Zustand der deutschen Literatur zu der Zeit, da Lessing auftrat, um die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, sein groſses Verdienst, und den Gesichtspunct zu richtiger Würdigung desselben einleuchtend zu machen. An die Briefe schlieſsen sich Bruchstücke aus Lessings *antiquarischen Schriften*, namentlich ein sehr umständlicher Auszug aus *Laocoon*. Auch diese sind angefangen und beschlossen mit Ideen des Herausgebers über die Laocoontische Gruppe, das Verhältniſs der verschiedenen Künste, und die Bildung der Lessingischen Kunst-Ansicht.

Den zweyten Band füllen Fragmente *dramaturgischen*, *literarischen* und *polemischen* Inhalts. Der Herausgeber hat sie mit geist- und mühevollem Fleiſse gesammlet. Zur Einleitung schickt er eine Abhandlung über das combinatorische Genie voraus, die zugleich die Frage beantwortet: „Was ist es, das diesen Fragmenten ihren hohen Werth giebt? und welcher Geisteskraft gehören sie vorzüglich an?" Die in diesen Bruchstücken vorherrschende Geisteskraft ist der wissenschaftliche Witz, oder die innigste Compenetration der Vernunft und der Phantasie. Ihr Werth besteht darin, daſs sie das Selbstdenken nicht nur sehr energisch erregen, sondern auch auf eine sehr universelle Weise. Sie enthalten eine Kritik, die nicht sowohl (wie die altgriechische) der Commentar eines schon vorhandenen, vollendeten, verblühten, sondern vielmehr das Organon einer noch zu vollendenden, zu bildenden, ja anzufangenden Literatur ist: eine Kritik also, die nicht bloſs erklärend und erhaltend, sondern die selbst producirend ist, wenigstens indirect durch Lenkung, Anordnung, Erregung. Eine Kritik nun, die sowohl zu der, uns noch fehlenden allgemeinen Classicität in der Literatur reizen, als auch die chaotische Unliteratur vertilgen soll, muſs theils das böse Princip der Gemeinheit und Unwissenheit bis zu der Höhe, wo sie wahres Wissen und Bilden nachäffen, polemisirend verfolgen, theils aber auch dazu helfen, daſs das Rechte allgemein und sicher constituirt werde. Dann kann sie hoffen, eine wahre Encyklopädie der Literatur zu bewirken, und den Zeitpunct herbeyzuführen, in welchem die gesammte Literatur ein groſses, durchaus zusammenhängendes und gleich organisirtes, in ihrer Einheit viele Kunstwelten umfassendes Ganzes ist. Zu diesem Behuf aber sind literarische Mittel oder Schriften nothwendig, die ganz bestimmt nur diesen Zweck haben, die producirende Kraft zu erregen, zu prüfen, zu nähren. Universalität oder Umfassung des groſsen, mannichfaltigen Ganzen der Literatur muſs die Grundeigenschaft solcher Schriften seyn. Aber die Fülle und Gediegenheit des Gedachten, oder der Ideenreichthum eines universellen Schriftstellers wird dann erst sich wirksam zeigen, wenn darin zugleich eine groſse Kraft des eigenen Denkens, ein eigenthümliches Gepräge, ein kühn combinirender Geist sichtbar ist. Und dieses combinatorische Genie oder der wissenschaftliche Witz (Lessings eigentliche Stärke) ist in den Fragmenten dieses Bandes — aber auch in den Briefen und in Ernst und Falk u. s. w. — dem Sehenden sichtbar.

Der dritte Band enthält *die Erziehung des Menschengeschlechts*, *Ernst* und *Falk*, und *Nathan*. Der Herausgeber hat, als Einleitung, eine Abhandlung vom Charakter des Protestantismus, einen Prolog und Epilog zum Nathan, und ein Bruchstück eines dritten Gesprächs über die Freymaurerey beygefügt. Rec. hat die Hauptzugaben zu diesem Bande mit besonderem Interesse gelesen, und empfiehlt sie dem Publicum um so lieber, da sie fast ganz frey sind von dem Manierirten, welches von manchen anderen Arbeiten des Herausgebers zurückstöſst, und wovor ihn Lessings Geist durch die ganze Schrift hindurch gewarnt hat. Aber das Anziehende der Materie entscheidet nicht über das äuſsere Recht. Rec. hat daher auch die Frage nicht abweisen können: Ob Herausgeber und Verleger befugt gewesen seyen, die genannten Lessingischen Schriften, wie sie gedruckt sind, wieder abdrucken zu lassen; hat sich aber die Zweifel, die in dieser Frage liegen, auf folgende Weise gelöst. Die Idee dieser Schrift foderte nothwendig die Mittheilung der drey, in diesem Bande enthaltenen, und theils wegen der aphoristisch-compendiarischen, theils wegen der dialogischen Form, einen freyen Auszug nicht zulassenden Stücke. Nun konnte der H. auf diese, schon sonst gedruckten und vorhandenen Schriften allerdings verweisen: aber er muſste, in der gegründeten Voraussetzung, daſs mehrere Käufer seines Werks dieselben nicht besäſsen, auch wünschen, sie ihnen mit seinem Werke und den sie begleitenden Abhandlungen zugleich in die Hände geben zu können. Dieser sehr natürliche und gerechte Wunsch konnte rechtlich erfüllt werden, wenn der rechtmäſsige Verleger jener Abhandlungen in diesen neuen Abdruck derselben einwilligte. Da nun, soviel Rec. weiſs, kein früherer Verleger wegen dieses neuen Abdrucks geklagt hat: so setzt es jene Einwilligung, als wirklich gegeben, voraus, und hält, unter dieser Voraussetzung, das Recht des Herausgebers und seines Verlegers, die genannten drey Schriften in diese Sammlung aufzunehmen, für begründet.

G. L.

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 30 DECEMBER, 1806.

SCHÖNE KÜNSTE.

Halle, in der neuen Societäts-Buch- u. Kunsthandlung: *Epigrammatische Anthologie.* Herausgegeben von *Carl Julius Schutz.* I. Theil. 1806. XIV u. 296 S. 8.

Anthologieen von älteren Dichtern, die zur angenehmen Lectüre für die gewöhnliche Lesewelt, dem Zeitgeschmacke gemäss, nach der Richtschnur der gerade üblichen Schreibart, die man Correctheit nennt, zugerichtet und abgeglättet sind, so dass darüber der Charakter der Zeit, der Dichter und der Gedichte zum Theil verloren geht, und dafür eine mit zwey Jahrhunderten kokettirende Halbheit entsteht, können nur da ihren Dank und Lohn erwarten, wo sie ihn verdient haben, nämlich bey der gewöhnlichen Lesewelt; für den wahren Verehrer der Kunst haben sie keinen Werth. Wir nehmen also auch diese Anthologie mit der Erwartung in die Hand, dass sie uns nicht bloss eine obenhin angenehme Unterhaltung gewähren, sondern auch das Interesse befriedigen werde, das wir für verstorbene Dichter als solche nehmen, die, von der Zeit und ihren Umgebungen auf einen bestimmten Standpunct gestellt, nur von diesem aus ganz verstanden und genossen werden können. Und dieser Foderung hat der Herausgeber auch grossentheils Genüge geleistet, indem er eine Reihe von epigrammatischen Dichtern aufgestellt hat, die mit ihren Eigenthümlichkeiten auch die Zeit, worin sie lebten, und die Veränderungen in der Kunstgeschichte treulich wiedergeben. Können wir die Auswahl auch nicht *classisch* nennen, so dass jedes Gedicht bleibenden Werth behielte, so ist sie doch bezeichnend; denn wir sehen hier deutlich, wie die deutsche Poesie von *Opitz* bis *Lessing*, durch äussere Noth gedrängt, in so mancherley Gestalten sich mühsam forthelfen musste, ehe sie das volle Leben gewinnen konnte. Anfangs erscheint sie blühend und frisch, und verspricht herrliches Gedeihen; aber die Frucht kommt nicht zur Reife, der Baum entblättert sich sogar, und steht kümmerlich da, bis er aufs neue, aber für die erste Frucht zu spät, sprosst und grünt. Den Anblick des blühenden Baums gewährte sie schon zur Zeit der Minnesänger, aber die Zweige verdorrten bald, und die Meistersänger traten auf. Etwas Aehnliches geschah mit ihr seit Opitz. Erst lebte sie in den Gefühlen, voll Jugend und Anmuth; dann wurde sie verständig, fing an zu moralisiren, ging zur Philosophie über, und verlangte von hier aus wieder nach den Gefühlen zurück. Der Weg ging durch den Verstand zu dem Herzen, und wurde Sentimentalität. Jetzt hoffen wir, dass sie mit freyerem Blicke sich wieder nach aussen wenden, und ihre Gesundheit und Stärke immer mehr in der schönen *Natur* wieder erhalten werde.

Opitz, im Anfange des 17 Jahrhunderts, mit seiner spielenden Lieblichkeit, mit seiner anmuthigen Tändeley und schmeichelnden Zärtlichkeit, blickt weit über seine Nachfolger weg, vergnügt in seinem Spiel und auf die Gefahr hin, weniger witzig zu seyn. Man höre, wie er beydes verbindet:

Liebe und Krieg.

Ihr Götter! soll mich denn des Glückes schnöder Neid
Nicht lassen? Muss ich mich begeben in den Streit?
Ach! lasst mich, lasst mich hier: der Krieg ist nicht vonnöthen!
Lasst mich der Liebsten nur, sie kann mich besser tödten.

Ein paar andere Gedichte voll Liebestände ley aber gehören nicht hieher, und hätten billig wegbleiben sollen. Ausser den zärtlichen Sinngedichten hat *Opitz* auch die launigen, die satyrischen und die rein-objectiven oder rein-poetischen mit Glück gegeben. Von den launigen z. B. dieses, worin die zeitgemässe Sprache die Naivität noch mehr verstärkt:

Grabschrift auf Petrarca's Katze.

Der Dichter von Florenz hat zweyerley geliebet,
Mich und die Laura, der er so viel Ehre giebet.
Was lachst du? Ihre Zier war würdig solcher Brunst,
Und meine grosse Treu verdiente gleichfalls Gunst,
Sie machte, dass er Lust und Geist gewann zum Schreiben,
Ich machte, dass die Schrift vor Mäusen kundte bleiben.

Rein poetisch, vorzüglich im Gegensatz gegen die satyrischen, kann man folgendes nennen:

Die Laute.

Als ich ein Baum noch war, hört' ich des Orpheus Lieder,
Nun ich zur Laute ward, hört Orpheus mich jetzt wieder.

Ausser dem Treuherzigen und etwas Langsamen in der Sprache weichen die älteren Sinngedichte auch dadurch von den neueren ab, dass sie gern ins Sprichwörtliche übergehen, und besonders das Auffallende eines Zustandes gern auffassen und erwägen. Die neueren haben dafür häufiger die Form einer Fabel, einer Scene, einer Geschichte oder einer Anekdote. Auch ist nicht zu leugnen, dass die älteren in ihren Schmeicheleyen oft zu stark und derb sind, und sich auf feine Wendungen nicht so verstehen, z. B. wenn Opitz sich wundert, dass der Glanz der Augen seines Mädchens nicht das Papier angezündet. Dieser Dichter hat sich zwar durch Ausländer und durch die Alten gebildet, und viel von ihnen entlehnt und übersetzt, doch ist sein Geist aus dem Ganzen sehr wohl zu erkennen.

Weckherlin, sein Zeitgenosse, zeigt mehr Ernst, spielt nicht mit den Gefühlen, und läst blos den Verstand Bemerkungen machen, die oft etwas frostig ausfallen; z. B.

Das Menschenleben.

Das Leben ist ein Meer, der Fährmann ist das Geld,
Wer diesen nicht besitzt, schifft übel durch die Welt.

Zeiler, dessen Epigramme noch nicht gesammlet worden, hätte mit seiner didaktischen Nüchternheit allenfalls ganz wegbleiben können. Seine *Räthselgrabschrift* gehört als Räthsel auch nicht wohl hieher.

Adam Olearius, in der Mitte des 17 Jahrhunderts, hat das eigene, dass er öfters die Sache *nicht* mit in den Text, in die Bilder und Worte zieht, sondern erst durch Vergleichung des Textes mit der Aufschrift verstanden wird, übrigens liebt er, moralische Vorschriften zu geben. Diess zur Probe von ihm:

Kleine Leute.

Denk' nicht, ein jeder Busch, der klein ist, sey drum leer:
Wie, wenn am End' wohl gar ein Tiger drinnen wär?

Das Gedicht: *der Freund*, ist kein Sinngedicht, und auch für einen *Wahlspruch* zu lang.

Flemming, sein Zeitgenosse, gefällt sich in Gegensätzen, fängt oft mit Fragen an, holt oft ein wenig zu weit aus, giebt erst die Sache zu bedenken, und erklärt sie dann auf eine muntere Weise. In schmeichelhaften Vergleichungen ist er ein wenig umständlich, nicht so leicht und spielend wie Opitz; z. B.

Auf einen Liebesbrief.

Wofür seht ihr diess an, Ihr Mitgesellen ihr?
Für eine blosse Schrift? für schlechte Wort' und Grüsse?
Nein, nicht so. Weit gefehlt. Auf diesem Blättlein hier
Ist jeder Buchstab süss, sind alle Sylben Küsse.

Friedrich von Logau, zu gleicher Zeit, überraschend mit naiven Einfällen, ein wenig muthwillig und schalkhaft, hat öfters die Form des Zugebens im Anfange, mit der Auflösung hinterdrein, und zuweilen übt er den Witz zweymal, erst im Text, dann in der Ueberschrift. Dabey ist er mannichfaltig in Ton und Art, bald kräftig, bald spielend, bald auch mürrisch und ernstlich lehrend, satyrisch auf Hof, Weiber und Krieg, in folgendem aber rein-poetisch:

Der May.

Dieser Monat ist ein Kuss, den der Himmel giebt der Erde,
Dass sie jetzo seine Braut, künftig eine Mutter werde.

Andreas Tscherning tritt weise daher, ist wortreich — und matt, wo er nicht plump ist; z. B.

Befriedigung des Geizes.

Man zweifelt, ob der Geiz wodurch gesättigt werde;
Von Etwas wird der Hals ihm endlich voll — von Erde.

Andreas Gryph derb mit böser Laune, nur ein paarmal witzig.

Christian Gryph, sein Sohn, pedantisch, zuweilen treffend, aber unlieblich.

Wernicke, am Ende des 17 Jahrhunderts, macht den Uebergang zu den Zeiten der neueren Bildung, mehr verständig als anmuthig, mehr witzig in den Gedanken, als leicht und glücklich in der Einkleidung. Seinen Sinngedichten fehlt oft die äussere Annehmlichkeit. Seine Lieblingsmethode ist Folgerung aus dem Obersatze, also eine Hinneigung zur Ironie, die sich aber in einfache Wahrheit auflöst; z. B. im folgenden, gut gelungenen:

An den höflichen Jast.

Aufrichtigkeit und Höflichkeit
Sind mit einander stets im Streit.
Diess Lob ist *Dir* nur beyzulegen,
Dass Du verstehst in beyde dich zu schicken,
Bist höflich Jast, wenn ich zugegen,
Aufrichtig hinter meinem Rücken.

Friedr. von Hagedorn, in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, leichter und geschmeidiger in der Sprache, aber noch mit viel Prosa und Moral, oft zu ernstlich, um zu scherzen, zu ehrwürdig, um zu ergötzen, zu bitter, um zu belustigen; z. B.

Wunsch.

Langweiliger Besuch macht Zeit und Zimmer enger,
O Himmel! schütze mich vor jedem Müssiggänger.

Die Kenner.

Es giebt ein Volk, das immer lernen sollte,
Und immer lehrt.
Diess ist das Volk, das man nie hören wollte,
Und immer hört.

Nicht Freund noch Feind.

Ich werde nie Sein Freund noch Hasser,
Und eh' ich beydes werden soll,
Eh' werde dieser Wein zu Wasser,
Und in dem Wasser werd' er toll.

Ch. Ewald von Kleist liebt die Erzählungsweise und die geschichtliche Voraussetzung, und schliesst gern mit einer lieblichen Feinheit. Seine sanfte Gemüthsart hindert ihn an einem kühneren Fluge, seine Bescheidenheit an schärferem Witz. Ein Beyspiel von seiner Lieblichkeit:

An Elisen.

Was küssest Du diess Lied? Elise, gib mir's wieder,
Und küsse *mich*, in mir steckt eine Sammlung Lieder.

Friedr. Ewald erscheint mit gesetztem Ernst, oft mit Pomp, und erreicht so den Scherz mit halber Ironie; zuweilen versagt ihm aber der Witz bey einer zu wichtigen Miene, z. B.

Grabschrift des Markolph.

Ihr Krähen, Eulen, Geyer, Raben,
Klagt hier und krächzt! Hier liegt Markolph begraben,
Der euerm Schnabel nur entging,
Weil er sich *selbst* erhing!

Lessing, mit einem vorzüglich hellen Blicke des Verstandes, leicht in der Auffassung, kräftig in der Darstellung, eindringend mit lebendiger Sprache, mehr treffend als fein, mehr scharf als lieblich. Vorzüglich versteht er, dem (grösstentheils entlehnten) Gedanken Wahrscheinlichkeit und äussere Annehmlichkeit zu geben, und das Auffallende daran sinnlich herauszustellen. Dazu dienen ihm nicht nur die mancherley Formen des Witzes (z. B. die angenommene Naivität eines Dritten, das Aufstellen eines paradoxen Satzes mit der Ueberraschung des nachfolgenden Beweises, der Widerspruch, der eine Wahrheit bestreitet, um noch eine stärkere zu sagen u. s. w.); sondern auch der ähnliche Klang der Wörter. Zu dem feinen gesellschaftlichen Witze der neueren Zeit macht er den Uebergang. Wenn *Logau* von dem Helden *Celer* sagt:

Celer lief schnell aus der Schlacht,
Denn es fiel ihm plötzlich ein,
Dass er, würd' er umgebracht,
Nicht mehr könnte tapfer seyn.

so sagt *Lessing* dafür:

„Ich flieh, um öfter noch zu streiten!"
Rief Fix, der Kern von tapfern Leuten.
Das hiess: (so übersetz' ich ihn)
Ich flieh', um öfter noch zu fliehn.

Um so viel witziger und geschickter zeigt er sich im Ausdrucke, indem er die Gedanken anderer benutzt. — Da Lessing so reich an *guten* Epigrammen ist, so hätte der Herausgeber ein schlechtes, wie folgendes, wohl weglassen können:

Auf das Jungfernstift zu —
Denkt, wie gesund die Luft, wie rein
Sie um diess Jungfernstift muss seyn!
Seit Menschen sich besinnen,
Starb keine Jungfer drinnen.

Wortspiele sind nur dann schön, wenn die Sache selbst schon an sich wahr und merkwürdig ist, und nur in dem Doppelsinn der Worte oder in ihrem Klange äusserlich ihre Bestätigung findet. Wie aber hängt hier die reine Luft mit dem Sterben der Jungfern zusammen? Mit dem Sterben wohl, aber nicht mit den Jungfern. Der Doppelsinn ist also nur erschlichen, und hält bey näherer Beleuchtung nicht Stich.

Auch Kleinigkeiten des Ausdrucks sind in einem Epigramme nicht unbedeutend. So möchte in einer Grabschrift von Lessing eine ältere Lesart:

Hier ruhet, die Beate heissen sollte,
Und lieber seyn als heissen wollte.

der bey unserem Herausgeber: *Hier ruht sie, die* u. s. w. wohl vorzuziehen seyn. Sonst muss man es loben, dass Hr. S. in Aenderungen bey den älteren Dichtern behutsam, und zuweilen glücklich gewesen ist; z. B. wenn Opitz sagt:

Dir, Dido, wird kein Mann, *der Wohlfahrt auf dich zeucht,*
Du fleuchst, da jener stirbt, du stirbst, da dieser fleucht.

so setzt er dafur besser und für unseren Sprachgebrauch deutlicher:

Dir, Dido, ward kein Mann, *der Lebensglück beschied,*
Du fliehst, da jener stirbt, du stirbst, da dieser flieht.

so auch statt: *Von ferren* bist du schmuck und häslich in der Nähe — *Von ferne* bist du schön u. s. w.; statt Venus *Faust* — Venus *Hand*. Und bey Flemming, wo es heisst:

Die Liebe kömmt mit Lust, geht wieder weg mit Trauren;
Süss ist ihr Anfang wohl, *das Ende doch der Sauren,*

hat er besser gegeben durch den Schluss: *mit Trauer*, und: *das Ende aber sauer.* Nur hat ihm der Vers nicht immer gehorchen wollen, oder er hat geglaubt, es sey besser, in den Alexandrinern den Einschnitt wegzubringen, da dieser doch ganz genau mit dem musikalischen Redefall zusammenhängt. So ändert er das Epigramm von *Opitz*.

Die Thais ist halb blind, *noch liebt sich Quinctus bey:*
Ein Auge mangelt nur der Thais und ihm zwey.

den Worten nach gut in:

Wie? Thais, die halb blind, ist Quinctus Augenweide?
Ein Auge fehlt der Thais nur, ihm fehlen beyde.

aber es wurde besser klingen, wenn es hiesse: *Ein Auge fehlet ihr, ihm fehlen alle beyde.* — So will sich auch das Mass der Worte nicht immer in das Mass des Verses fügen, z. B. wenn er statt:

Der Philo isst kein mal zu Hause, wie er spricht;
Und recht, dann wann kein Mensch ihn ladet, isst er nicht.

mit weniger Veränderung setzt:

Ich esse nie zu Haus, spricht *Philo*, und er spricht
Ganz recht, denn wenn *Niemand* (!) ihn *einlädt*, isst er nicht.

Auch in einer ganzen Strophe verletzt er die musikalische Symmetrie, wenn er statt der Abwechselung zwischen männlichen und weiblichen Endungen:

Als ich dir, Delia, ein Schreiben zugeschickt,
Daraus du meine Lieb' und grosse Gunst *erkennet,*
Hast du es ohne Schuld ganz zornig angeblickt,
Und, wie mir wird gesagt, aus Eifer bald *verbrennet.*

ändert: Als ich dir, Delia, ein Brieflein zugeschickt,
Aus dem du meiner Liebe Leidenschaft *erkannt,*
Hast du es ohne Schuld verdriesslich angeblickt,
Und, wie mir wird gesagt, im Zorne gar *verbrannt.*

An einer andern Stelle, bey *Flemming*, wo es heisst:

Im Schooss des Glücks und Liebsten lacht sich's wohl.

wird der Vers schleppend durch: *Im Schooss des Glückes und der Liebe lacht sich's wohl.*

Es ist nicht zu verkennen, dass Hr. S. überall für grössere Deutlichkeit gesorgt hat, was eine Hauptsache bey Epigrammen ist; nur ist dadurch zuweilen eine kleine Aenderung entstanden, die nicht gar nöthig war. Deutlicher sagt zwar der Herausgeber von dem Halsbande eines Frauenzimmers:

So kehr zurück, du Band, an deinen schönern Ort;

aber verständlich war es auch schon, wenn *Flemming* sagte:

Fahr hin, du liebes Band, fahr hin an deinen Ort.

Nach *Ramler* heisst es einmal bey *Logau:*

Schön soll Lycisca seyn? Ey freylich ist sie schön,
Nur dass der Schönheit Stück' in falscher Ordnung stehn,

Diess klingt munterer, als:

Ich kenn' ein Frauenbild, *das wäre völlig schön,*
Nur dass der Schönheit Stück' in falscher Ordnung stehn.

wo sich die Laune zu sehr in einen prosaischen Satz auflöst. Dafür hätten wir lieber eine Härte weggewünscht aus einem Epigramme von Kleist:

Ueber das Bildniss Raphaels, von ihm selbst gemahlt.
Der Tod, der Raphael'n der Welt entreissen wollte,
Von dem Verhängniss abgeschickt,
Stutzte, als er sein Bild erblickt,
Unschlüssig, welchen er von beyden nehmen sollte,
„Nein jenen nicht, sprach Raphael, nimm' *mich!*
Der ist unsterblicher, als ich.

wofür wir in einer älteren Ausgabe besser und wohlgefälliger lesen:

Der Tod, der Raphaeln *dem Erdkreis* rauben wollte,
Von dem Verhängniss abgeschickt,
Stutzt', als er *dessen* Bild erblickt',
Unschlüssig, welchen er von beyden nehmen sollte,
Nimm jenen nicht, sprach Raphael: nimm mich!
Der ist unsterblicher, als ich.

Der Herausgeber wird uns diese Strenge und Genauigkeit in der Auswahl der Lesarten und Aenderungen um so weniger verübeln, da er im Uebrigen durch seinen Fleiss und seine Behutsamkeit selbst gezeigt hat, wie sehr er es für Pflicht hält, über das Eigenthum und über die Ehre solcher Dichter zu wachen, die sich nicht mehr selbst vertheidigen können.

T. Z.

Berlin, b. Maurer: *Romantische Dichtungen* von *Karl* und *Ernst Holm.* 1804. VI u. 198. S. 8. (14 Gr.)

Drey Erzählungen sind es, welche die Vff. unter diesem Titel dem Publicum übergeben: *Wilhelm, Heinrich Falme,* und *die Harfe* überschrieben. Zu

loben ist allerdings die Bescheidenheit, mit welcher die Vorrede von diesen Erzählungen spricht, die nicht der ausschweifenden Phantasie, sondern dem gefühlvollen Herzen genug thun sollen; allein es ist auch nicht zu leugnen, dass die Phantasie bey diesen Bemühungen der Vff. gar zu leer ausgeht, und dass selbst das gefühlvollste Herz unbefriedigt und unbewegt bleiben muss, wenn die Phantasie durchaus unthätig bleibt. Die Vff. sind um den einen Abweg zu vermeiden, auf den anderen gerathen, welcher jenem eben nicht vorzuziehen ist. Gewiss gehört nicht mehr Geisteskraft dazu, einige grässliche Situationen zu einem gewöhnlichen Räuberroman zusammenzusetzen, als aus einigen häuslichen Scenen ein Familienleben zu ordnen; aber die Räuberscene wird so vortrefflich seyn, als das häusliche Gemälde, wenn sie mit poetischem Geist aufgefasst und dargestellt wird. Welches Verdienst der Erfindung oder der Darstellung würden aber wohl die Vf. ihren Erzählungen zuschreiben können? Den Charakteren fehlt es an Bestimmtheit, die Begebenheiten folgen zwar auf einander, aber ohne innern Zusammenhang, die Schreibart ist gedehnt und trägt alle Zeichen der ersten unsicheren Hand des Anfängers, der, vielleicht um nicht zu irren, die gebahntesten Wege sich nicht zu verlassen getraut. Uebungen dieser Art können allerdings dem sich Uebenden sehr nützlich werden, ja selbst auf den Weg zu künftiger Vollkommenheit leiten, und einzelne, freylich sehr selten sich findende, bessere Stellen, lassen von den Vff. in der Zukunft etwas Bedeutenderes erwarten; allein solche Studien sind nicht für das Publicum. Wir enthalten uns daher einer genaueren Anzeige dieses Buchs, welchem wir wenig Leser wünschen, damit der Name der Vff. nicht von einer zu wenig vortheilhaften Seite dem Publicum bekannt werden möge. D. c. A.

KURZE ANZEIGEN.

Schöne Künste. *Berlin* b. Sander: *Die Märtyrer der Liebe.* Herausgegeben von *J. S.* 1805. 212 S. 8. (1 Thlr.) Es giebt Naturen, die bey einer glücklichen körperlichen Constitution und durch Erziehung und äussere Umgebungen begünstigt, nicht nur ihre physische Unschuld in das männliche Alter hinüber nehmen, sondern auch, frühzeitig in Geschäfte verwickelt, ihr Herz erst spät der Liebe öffnen. Geschieht es aber irgend einmal, so geschieht es, da Liebe das Freyeste und eben darum Wunderähnlichste aller Erscheinungen ist, mit einer wunderähnlichen Kraft, und einer unbegreiflichen Gewalt. Dergleichen Menschen sind sich dann selbst ein Räthsel, und stehen, je weniger sie ahnden, wie sie mit sich daran sind, gleich als unter dem eisernen Schicksal, unter einem um so furchtbarern Einfluss der Liebe. Je edler sie selbst sind, desto gewisser unterliegt ihr Körper den Anstrengungen, welche das unbefriedigte, geheime Sehnen nach Vereinigung mit dem geliebten Gegenstande zur Folge hat; und kommen die Hindernisse nicht von dem Geliebten selbst, sondern bey allem Bewusstseyn, wiedergeliebt zu werden, vom Schicksal, das, wie ein neidischer, feindseliger Dämon zwischen beide tritt: so ist tiefe Schwermuth, und je mehr die lang verhaltene, in sich zurückgedrängte und nun plötzlich mit aller Macht und Energie entwickelte Kraft an unüberwindlichen Schwierigkeiten gebrochen wird — der Tod unausbleiblich.

Diess ist die Aufgabe, die der Vf. in Rechtern's letztern Lebensjahre, als der ersten Hälfte des vorliegenden Buchs, zu lösen versucht hat. In Carolinens Briefwechsel, der zweyten Hälfte, ist der Kampf der Liebe mit der Pflicht in einem zarten weiblichen Herzen geschildert.

Man muss gestehen, der Vf. hat beyde Aufgaben mit Glück, und einer tiefen, umfassenden Kenntniss des inneren Menschenwesens gelöset. Zwar wird der gewöhnliche Romanenleser an einer solchen Auflösung einer solchen Aufgabe wenig Behagliches finden — denn er findet hier kein Magazin sonderbarer Zufälle, schauderhafter Scenen u. s. aufgehäuft — desto mehr aber wird der Mann von Geist, der Sinn hat für wahre psychologische Entwickelungskunst, die ohne Ansprüche auf schreckliche Effecte, mit freyem aber sicherem Schritte ihren Weg geht, sich angezogen und unterhalten fühlen. Denn er muss, nicht ohne Wohlgefallen, gewahr werden, mit welcher weisen Einsicht der Vf. aus den zartesten Fäden den unauflöslichen Knoten in Rechtern's Gemüthe geschürzt, und aus wie sicheren Gründen er Carolinens Schicksale eine andere Wendung gegeben hat. Dabey verdient auch die eigene zarte Bildung der Sprache eine besondere Aufmerksamkeit. Gleich weit entfernt von ekelhaftem Schwulste und ermüdender Trockenheit, nimmt sie den Kenner mit ihrer schlichten, einfältigen Natur und ihrem bescheidenen Schmucke ein. Den eingestreuten Versen sieht man den darauf verwendeten Fleiss an. — Die angehängte Ode ist ihres Gegenstandes würdig. SR.

Altenburg, b. Petersen: *Das Wirthshaus im Walde*, oder *die Theaterbekanntschaften.* Lustspiel in drey Acten von *J. F. K. Arnold.* 1806. 92 S. 8. (10 Gr.) Diess Stück enthält viel geschichtlichen Stoff, der aber nicht genug zu dramatischen Scenen verarbeitet ist, und mehr dem Roman als dem Theater zugehört. Die ersten beyden, sehr kurzen Acte sind nur Andeutungen auf das, was nachher geschehen soll, und im dritten Acte, wo alle Personen vor dem Wirthshause im Walde zusammentreffen, erfahren wir nur, was schon geschehen *ist*, und Augenzeugen sind wir bloss von der Entwickelung und dem Ende der Abenteuer. Das Meiste erinnert an Scenen und Charaktere, die wir schon sonst auf dem Theater gesehen haben; da ist ein lustiger, hier aber fade und langweilig gerathener Cavalier, der seine bestimmte Braut unter einem fremden Namen lieber entführt, als in der Ordnung heyrathet, weil ihm, wie bey Jünger in der Entführung, eine gewöhnliche Ehe ohne Intrigue, Duelle u. s. w. *keine Prise Tabak werth* zu seyn scheint; da ist ein Dichter Felsenherz, dem es mit seinem Schriftstellerappetit noch schlimmer, aber weniger amüsant ergeht, wie dem Dichter Flickwort im schwarzen Mann; und zwey vor Liebe halb närrische Figuren kommen vor, wie sie auch auf dem Theater nichts seltenes mehr sind. Keine Person erregt ein besonderes Interesse, und fragt man nach dem Hauptpunct der Geschichte, so muss man ihn nothgedrungen in der Elise, einer jungen Schauspielerin, suchen, die vielleicht der Wahrheit nur zu treu nachgezeichnet ist, und auf die sich die theatralischen Abenteuer der übrigen am meisten concentriren. Erst erscheint sie als Liebhaberin eines bethörten Grafen. Sie versichert des Morgens von ihm geträumt zu haben, und fragt gleich darauf: „Hast du mir Kuchen mitgebracht, lieber Ferdinand? — Ach! sieh da! Bonbons, Makronen! Ferdinand, wie du so gut bist! — Werden wir heute zusammen zu Mittag essen?" Hernach lässt sie sich einem anderen für Geld antrauen, dem sie, wie sich zeigt, schon einmal entlaufen war, und als sie mit diesem zum nächsten Wirthshause kommt, findet sie ihren ersten Mann wieder. Dieser, auch ein Schauspieler, ist auf die Versicherung, dass sie Geld habe, bald wieder mit ihr einverstanden; dem bethörten Ferdinand gehen die Augen auf, und der Dichter Felsenherz, dem man sie als eine vorgebliche Gräfin angetrauet hatte, will erst mit dem Degen drauf losstechen, aber er lässt es gut seyn. Man sieht aus diesen angeführten Auftritten, wie sich zuletzt alles häuft; bunt und lebhaft genug ist es, aber die eigentliche Darstellung fehlt, und — der Witz. T. Z.

Neue Auflagen.

Halle u. *Leipzig*, in der Ruff'schen Verlagshandlung: *Grundriss der Logik.* Zum Gebrauch bey Vorlesungen, von *D. Joh. Gebh. Ehrenr. Maass*, ordentl. Prof. der Philosophie zu Halle. 3te verbess. Aufl. 1806. XII u. 372 S. 8. (1 Thlr. 4 Gr.)

JENAISCHE
ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 31 DECEMBER, 1806.

GRIECHISCHE LITERATUR.

Altona b. Hammerich: *Flavius Josephus vom jüdischen Kriege.* Ueberſetzt von *J. B. Friſe*, und mit einer Vorrede verſehen vom Hn. D. *Oberthür* in Würzburg. 1—3 Buch. Erſter Th. 1804. LXIV u. 424 S. 4—7 Buch. Zweyter Th. 1805. CXX u. 366 S. 8. (3 Thlr. 8 Gr.).

Nach der Zahl der von *Joſephus* vorhandenen deutſchen Ueberſetzungen, und beſonders der wiederholten Auflagen, in welchen die *Lauterbachiſche* erſchienen iſt, zu urtheilen, ſollte man glauben, daſs dieſer Schriftſteller verdeutſcht in jeder unſerer Leſebibliotheken zu finden wäre, und daſs wir keiner neuen Ueberſetzung bedurft hätten. Die Vorrede des Hn. D. *Oberthür* zählt, auſser dieſer Friſiſchen, wenigſtens 6 beſondere deutſche Ueberſetzungen, und von der Lauterbachiſchen 17 Auflagen. Aber dieſe letzteren ſind in den Jahren 1571—1687 erſchienen: und die jüngſte, von Cotta, 1736 herausgekommen, iſt noch ſo undeutſch, daſs ſie niemand leicht, der an die ſeitdem ſo bereicherte und grammatiſch ausgebildete Sprache gewöhnt iſt, leſen wird. Eine neue Verdeutſchung war alſo ein wahres Bedürfniſs. Mit der Geſchichte des jüdiſchen Krieges wurde aus gutem Grunde der Anfang gemacht. Sie iſt in gewiſſer Rückſicht das wichtigſte und intereſſanteſte Werk dieſes Schriftſtellers, und kann bey dem Leſer den Wunſch erregen, auch ſeine übrigen Werke kennen zu lernen. Daſs der Ueberſetzer einer Schrift aus dem Alterthume ſich ungelehrte, mit der alten Welt unbekannte Leſer denke, iſt in jeder Rückſicht gut. Seine Arbeit wird dem Gelehrten und dem Alterthumsforſcher nicht minder brauchbar ſeyn. Für ſolche Leſer zunächſt beſtimmte Hr. *Friſe* ſeine Ueberſetzung. In dieſer Rückſicht aber wäre es wohl zu wünſchen, er hätte hier und dort eine kleine Anmerkung gemacht, und das Nöthige von der Denkungsart, Lebensweiſe und Staatsverfaſſung der alten Juden und Römer mitgetheilt. Er ſagt in der Vorrede: „Bey ſchwierigen Stellen wich ich wohl je und je von der angenommenen Leſart ab, oder ſuchte, bey offenbar verdorbenen Stellen des Textes, mir durch die Parallelſtellen in den Alterthümern zu helfen. Ich habe es für unnöthig gefunden, dieſs anzumerken, da ich gar keine Anmerkungen geben durfte, welche, wenn ſie zu gehäuft worden wären, was bey den vielen Rückſichten, welche hätten genommen werden müſſen, auch bey der ſtrengſten Oekonomie, faſt unvermeidlich geweſen wäre, dieſe Ueberſetzung, zum Schaden des Verlegers — nothwendig hätten vertheuern müſſen." Aber gewiſs, die Ueberſetzung würde mehr Käufer finden, wenn mit Beſeitigung kritiſcher und hermeneutiſcher Sachen, über jene Gegenſtände das Nöthigſte erinnert worden wäre.

Aber nun zur Ueberſetzung. Der urtheilsfähige Vorredner gibt derſelben ein auszeichnendes Lob, und zum Theil nicht mit Unrecht. „Sie iſt, ſagt er, treu, rein und flieſsend, ohne Aengſtlichkeit und ſklaviſchen Zwang zu verrathen, ſo daſs der Leſer doch immer weiſs, er leſe nur die Ueberſetzung eines ausländiſchen Originalwerkes, und ſtehe vor der reinen Quelle eines unverfälſchten Geſchichtbuches, und erhalte daraus, ohne Paraphraſe und Ausſchmückung, reine Wahrheit, wie ſie im Originale enthalten iſt." Rec. will einräumen, daſs Hr. *Fr.* die übernommenen Pflichten hätte erfüllen können: aber der Eifer, ſein Werk ſo bald wie möglich an den Tag zu fördern, ſcheint ihn zur Uebereilung verführt zu haben. Folgende Stellen können dieſe Vermuthung beſtätigen.

Im erſten Th. S. 13 heiſst es: „Da ich anfänglich ſelbſt gegen die Römer focht, und dem nachherigen Laufe der Begebenheiten aus einer unvermeidlichen Urſache beywohnte." Der Text: *αὐτός τε Ῥωμαίοις πολεμήσας τὰ πρῶτα, καὶ τοῖς ὕστερον παρατυχὼν ἐξ ἀνάγκης*. D. i.: *da ich anfangs aus eigener Bewegung gegen die R. focht, und in der Folge aus Zwang auf ihrer Seite war.* — S. 14 ſind wenigſtens die Ausdrücke wichtiger, als es der Text will: „daſs dieſen die Hoffnung zur Beſitznahme der Länder des Orients lächelte, jenen die Furcht des Verluſtes derſelben vorſchwebte: *ὡς τοῖς μὲν ἐν ἐλπίδι κτήσεως, τοῖς δ' ἐν ἀφαιρέσεως δέει γίνεσθαι τὰ πρὸς ἀνατολήν*. — S. 15 wird *ἀδοξεῖν* gegeben, „in einem unehrenvollen Lichte erſcheinen." — Dann S. 16: „Scheint mir doch jedes Unglück, das je, ſo lange Menſchen lebten, eine Nation traf, nach gehöriger Vergleichung, dem, welches die Juden erlitten, nicht beyzukommen!" Da iſt der Sinn durch die unnatürliche Wendung, durch den Ausruf, und durch die Partikel *doch* ſtatt wenigſtens, verdunkelt. — S. 17 wird *γνώμη*, *Sachkenntniſs*, durch „Planmäſsigkeit" überſetzt. — S. 26 war im Griechiſchen: *πρὸς δ' πάντες μὲν ἠπείθουν, ἐσφάττοντο δὲ οἱ δοκιμώτατοι*. Das Deutſche: „Alle ſträubten ſich freylich dagegen; doch fiel der beſſere Theil unter dem Würgſchwerde." Die Partikeln *μὲν* und *δὲ* ſind alſo durch „freylich" und „doch" ausgedrückt, als wenn ein ſtarker Gegenſatz in den Gedanken läge, da ſie doch bloſs zur

Verbindung dienen. Auch find δοκιμώτατοι nicht *die besten Menschen*, sondern die *Angesehensten, Edelsten*. Gleich darauf heisseń sie ἀξιόλογοι. Da find die Worte: καὶ κατ᾽ ἄνδρα τοὺς ἀξιολόγους αἰκιζόμενος, καὶ κοινῇ καθ᾽ ἡμέραν ἐνδεικνύμενος ὄψιν ἁλώσεως τῇ πόλει: die des Ueberfetzers: „theils wüthete er auf eine fchmähliche Art gegen die Angefeheneru, Mann für Mann, theils drohete er jedem Bürger täglich mit Zerftörung der Stadt." Wie entftellt find da die letzten Worte! Der Sinn ift vielmehr: *Einzelne Perfonen betrachtet, mifshandelte er die Vornehmsten; das Volk im Ganzen genommen, zeigte er täglich den Anblick einer eroberten Stadt.* — S. 34 fagt der Autor: περιέρχεται δὲ αὐτὸν ἡ τίσις εἰς τὸν ἀδελφόν. Der Ueberfetzer: „Eine ähnliche Strafluft befchlich ihn gegen feinen Bruder." Ganz unrichtig. Es follte heifsen: *Ihn felbft traf die Rache, die er an feinem Bruder übte*; „oder welches einerley ift, *er ftraft fich felbft durch die Hinrichtung feines Bruders.* Der Kürze wegen übergehen wir ähnliche Abweichungen. — S. 115 erliegt das fimple Original unter dem tragifchen Schmucke. Jof. fagt: οὔτε τὸ δυστυχεῖν, οὔτε τὸ ἐναντίον, ἐν ἀνθρώποις βέβαιον. Hr. *Fr.*: „drückt doch nicht immer die bleyerne Hand des Unglücks die Sterblichen, fo wie nicht immer der Sonnenftrahl des Glücks ihnen fcheint." — S. 281 unten: „Wäre doch jedes Wort über das, was dringend die Pflicht anräth, wie in den Wind geredet, wenn aller Zuhörer Gefinnung, zu ihrem Verderb, im genauen Einklange wäre!" Alfo wieder eine unftatthafte Exclamation, und der Sinn mit Sprache und Zufammenhang unverträglich. Das Griechifche ift: περισσὸς γὰρ ὑπὲρ τοῦ τὰ δέοντα ποιεῖν πᾶς λόγος, ὅταν ἡ τῶν ἀκουόντων πάντων πρὸς τὸ χεῖρον ὁμόνοια ᾖ. Richtiger alfo: *Denn alle Ermahnung zur Pflicht ift vergeblich, wenn alle Zuhörer einmüthig das Böfe wollen.* — Gleich darauf, S. 282, wird ὅπως αὐτοί τε σωφρονισθέντες μεταβάλωνται überfetzt: „um die bereits Gewitzigten zur Sinnesänderung zu ftimmen." Ein bedachtfamer Ueberfetzer fieht leicht aus der Verbindung der Gedanken und aus dem folgenden Oppofitum, dafs es Participialconftruction ift, ftatt σωφρονισθῶσι καὶ μεταβ., und dafs es heifsen mufs: *damit diefe zurechtgewiefen ihren Sinn ändern.* — Ebendaf. nach einigen Zeilen: „Ohne allgemeine Stille verhallt meine Rede auch dem laufchenden Hörer." Welche poetifche Künfteley! ftatt dafs der Autor ganz natürlich fagt: διαπίπτει καὶ πρὸς τοὺς ἀκούειν ἐθέλοντας ὁ λόγος, ἐὰν μὴ παρὰ πάντων ἡσυχία γένηται. —

Im 2ten Th. S. 36 finden wir: „feinen Fufs über die Schwelle der Unheiligen fetzen." Jeder Lefer mufs das nehmen für „wandeln im Rathe der Gottlofen," wie es im 1 Pf. heifst, oder „zu böfen Menfchen gehen und mit ihnen gemeine Sache machen." Aber Jof. fagt: ὑπερβῆναι τὸν ὅρον τῶν βεβήλων: d. i. *über die Begränzung weltlicher (ungeheiligter) Gegenftände hinüberfchreiten.* — S. 38 wird überfetzt: „Das Volk gab laut fein Verlangen zu erkennen, denen entgegengeführt zu werden, wider welche es durch feine Ermunterung eingenommen war; jeder zeigte fich fehr bereitwillig, die erfte Gefahr zu beftehen." Die Worte find: τὸ πλῆθος ἄγειν αὐτοὺς ἐβόα, καθ᾽ ὧν παρεκάλει, καὶ προκινδυνεύειν ἕκαστος ἦν ἑτοιμότατος. Richtiger wäre alfo: *Das Volk fchrie, er follte fie gegen die anführen, wider welche er fie aufregte: und jeder war bereit, die Vertheidigung zu übernehmen.* — S. 138: „So herzhaft als kühn ward von diefen fowohl, als von denen, die fich aus dem Tempel wehreten, gefochten; endlich bemächtigten fich die germanifchen Cohorten, die durch ihre Anzahl die Oberhand behielten, des Hügels." Da ift nichts im Original, das auf den freyen Unterfchied zwifchen *herzhaft* und *kühn* führte. Und ftatt *die Oberhand behielten* verlangt die Sprache *überlegen* (oder *ftärker*) *waren*. Das Gr. ift: Πολλὰ μὲν οὖν ἔκ τε ταύτης καὶ ἀπὸ τοῦ ἱεροῦ μαχομένοις ἐτολμήθη. Τέλος δὲ τῷ πλήθει περιόντες οἱ ἀπὸ τῆς Γερμανίας ἐκράτησαν τοῦ λόφου. — S. 122 vergafs fich der Ueberfetzer ganz. Da heifst es: „Wie viel haft du doch, o bedauernswürdige Stadt, von den Römern erleiden müffen!" Die Sache und die fehr deutlichen Worte des Autors wollen vielmehr: *Hast du, o bed. St., Gleiches v. d. R. erl. müffen?* oder: *haft du, o bed. St., v. d. R. ein gleich grofses Uebel erleiden müffen?* Es geht ja nicht das mindefte von den Bedrückungen der Römer vorher, und es wird unmittelbar hinzugefetzt: „welche einrückten, um dich ganz von den Abfcheulichkeiten deiner eigenen Mitbürger zu reinigen." Jof. klagt über die gräuliche und traurige Entweihung des Altars, welche durch die Zwietracht der Juden felbft veranlaffet wurde: und die Frage (nicht ein Ausruf) rechtfertiget vergleichungsweife die Römer: τί τηλικοῦτον, ὦ τλημονεστάτη πόλις, πέπονθας ὑπὸ Ῥωμαίων? Schon Ruffinus überfetzt richtig: *Quid tantum paffa es, o miferrima civitas, a Romanis?* Doch überhaupt follte man nicht glauben, es könnte hier irgend ein Ueberfetzer ganz das Gegentheil von dem fagen, was der Schriftfteller fo deutlich zu erkennen giebt. Füglich findet hier eine Parallelftelle S. 159 Platz, welche auch eine kleine Erinnerung veranlaffet: „Ich behaupte nämlich, dafs der Aufruhr die Stadt zu Grunde richtete, die Römer aber den Aufruhr dämpften, welcher viel f e f t e r war, als alle Mauern." Φημὶ γὰρ, ὡς τὴν μὲν πόλιν ἡ στάσις, Ῥωμαῖοι δὲ εἷλον τὴν στάσιν, ἥπερ ἦν πολὺ τῶν τειχῶν ὀχυρωτέρα. Natürlicher Weife war da für εἷλεν ein gemeinfchaftliches Zeitwort zu fuchen, damit das Eigene des Originals durchleuchten könnte. Beffer alfo: *Ich behaupte... die Stadt e r o b e r t e der Aufruhr, die R. den Aufruhr, deffen man fich weit fchwerer bemeiftern konnte, als der Feftung.* — S. 176: „Da indeffen Beftrafung ihrer harrete, wenn fie den Degen hinlegten, fo hielten fie den Tod mit demfelben in der Hand für viel beffer." Ἀποκειμένου δὲ τοῦ μετὰ κολάσεως, εἰ παύσαιντο, πολὺ κρείττονα τὸν ἐν πολέμῳ θάνατον ἡγοῦντο. Da fcheint Hr. *Fr.* τοῦ für das Neutrum und das Ganze, τοῦ μετὰ κ. für eine elliptifche Umfchreibung der κόλασις gehalten zu haben, fo dafs etwa λάχους hinzuzudenken wäre. Es mufs aber vielmehr aus dem Folgenden gedacht werden

θανάτου. — Wortreich und fehlerhaft ist S. 179: „Die Römer wenigstens, ohne ihre Mitbürger, ohne ihre Glaubensgenossen zu heissen, empfänden Ehrfurcht vor dem Heiligthume der Feinde, und hätten bis jetzt ihre Hände unentweiht davon gehalten: Ῥωμαίους μέν γε, τοὺς μὴ μετέχοντας, ἐντρέπεσθαι τὰ τῶν πολεμίων ἅγια, καὶ μέχρι νῦν τὰς χεῖρας ἀπέχειν. — In den Worten S. 180, „(Es) wäre die Charakteristik von Menschen, die nach einem jammersamen Tode giereten", würde schon *Charakter* zu viel sagen: aber *Charakteristik* (Schilderungskunst) ist ganz untauglich. Das natürlichste war *die Sache.* Dann warum nicht wenigstens das milder lautende *jammervoll?* Das heftige Wort *gieren* misbraucht Hr. *Fr.* öfter. Im Gr. ist blofs δυςθανατώντων εἶναι. — Gleich darauf geht er rasch von der schiefen Rede zur geraden über, und giebt die Worte νόμον γε μὴν ὡρίσθαι καὶ παρὰ θηρσὶν ἰσχυρότατον, καὶ παρὰ ἀνθρώποις, εἴκειν τοῖς δυνατωτέροις also: „denn, traun! abgezirkt ward Thieren sowohl, als Menschen, wie das stärkste Gesetz — den Stärkern zu weichen;" statt *es sey ja ein sehr strenges Gesetz sowohl bey Th., als bey M.*, etc. Ὡρίσθαι bedeutet blofs *gegeben seyn*, *sancitum esse.*

Mehrere übel gerathene Stellen will Rec. nicht genau anzeigen; aber dafür kurz erinnern, dafs der Uebersetzer sich häufig ungewöhnlicher oder sonst anstöfsiger Wörter und Redensarten bedient. Im 1 Th. findet man S. 359 *tagtäglich*: 363 *Umsicht* (σκέψις): 379 *sich entsehen* (αἰδεῖσθαι): 380 *harzeliren* (*Fr. harceler*): 284 *Hegemonie*, statt *Oberherrschaft*: 384 *Freundschaftsversicherungen zu erkennen geben*, (προθεραπεύειν). Im 2ten Th. S. 40 *er kredenzte dem Ananus* (ἐχρῆτο θεραπείαις εἰς τ. Ἀν. — 120): *durch die Zahl den Vorzug haben*: 184 *vaterlandslos*: und ebendas. *im Kampfe rückend*; welches sehr räthselhaft klingt. Das Gr. ist μαχόμενοι. Vermuthlich sah Hr. *Fr.* auf das dem μαχόμενοι entgegenstehende μένοντες κατὰ χώραν: welches aber blofs heifst *ruhig sich verhaltend*, oder, mit anderen Worten, *ohne sich in einen Kampf einzulassen.* — Dann S. 296 *am pafslichsten seyn*, (καλῶς ἔχειν): 333 *Gegenden, wohin ein schwieriges Lokal führete* (blofs δυσχωρίαι): 344 *lose und schlaffe Beschaffenheit*, statt des einen Wortes *Lockerheit* (χαυνότης): 364 steckte wie eine Epidemie an. Warum das griech. νόσος mit einem anderen griechischen Worte verdeutscht, und nicht lieber mit *Seuche?* — Diese Belege können wohl zur Bestätigung des obigen Urtheils hinreichen. Selbst für ungelehrte, blofs Zeitvertreib suchende Leser ist durch Hn. *Fr.* Arbeit noch nicht hinlänglich gesorgt. Vielleicht führt daher einer von den zwey Gelehrten, die schon früher eine deutsche Uebersetzung dieses Buches angekündiget haben, seine Absicht aus. Beyde haben schon Probestücke davon geliefert: der eine, Hr. *Vischer*, Prediger in Weinsberg, in *Stäudlins* Gött. Magazine; der andere, Hr. Prof. *Dahl* zu Rostock, in *Gablers* theologischem Journale. Hr. *Dahl* macht Hoffnung zu kritischen, historischen, geographischen und pragmatischen Anmerkungen. Schon durch diese nicht überflüssigen Nebensachen könnte er seiner Uebersetzung einen eigenen Vorzug geben; aber gewifs würde er auch in der Hauptsache dem Uebersetzer, der ihm zuvoreilte, nicht nachstehen.

Zur Uebersicht der Begebenheiten giebt Hr. *Fr.* von jedem Buche die Inhaltsanzeige, und numerirt gewisse willkührliche Abschnitte, nach welchen man die Kapitel und deren kleinere Theile nicht finden kann. Mit anderen Worten und nach ganz anderen Abtheilungen geschiehet ebendasselbe in den Ueberschriften der einzelnen Kapitel; in welchen Kapiteln wiederum gewisse Abschnitte oder Paragraphen numerirt werden. Diese letzten Numern beziehen sich weder auf die über dem Kapitel, noch auf die vor dem ganzen Buche angegebenen Sachen. Diese gedoppelte Wegweisung durch ebendieselbe Gegend macht den Wifsbegierigen stutzig; und die in dem Kapiteln durch Numern angedeuteten Ruhepunkte sind ihm misbehäglich, weil er bey dem allen nicht weifs, wo er sich befindet. Kurz bey einer solchen Uebersetzung bedurfte es dieser Abtheilungen nicht: ein kleines alphabetisches Register, das auf die Seitenzahlen verwiese, wäre viel zweckmäfsiger.

Die zwey Vorreden des Hn. Geistl. Raths, *D. Oberthür*, verdienten zuerst erwähnt zu werden. Sie sind von wichtigem Gehalt, und das darin athmende lebhafte Interesse für den Josephus macht sie besonders merkwürdig. In der zu dem ersten Theile zeigt Hr. O., was er dem Josephus zu verdanken habe, was ihn auf den Gedanken geführt, sich mit ihm zu beschäftigen, was er für ihn gethan, und ferner für ihn habe thun wollen, und was ihn bis jetzt daran gehindert habe. Dann hängt er ein genaues Verzeichnifs aller bisher erschienenen deutschen Uebersetzungen der Werke des Josephus an. Die Liebhaber des Alterthums erfahren da mit Vergnügen, dafs er die Ausarbeitung eines Commentars über den Jos. für seine späteren Lebensjahre aufgehoben habe. In Ansehung der Wortkritik und Aufklärung des Textes glaubt er, dafs nach so vielen Vorarbeitern eine grofse Nachlese weder nöthig noch möglich seyn werde: sein Commentar werde also mehr historisch und ästhetisch ausfallen. Fände er aber gelehrte Gehülfen, so würde er wohl auch „die Idee eines *Lexicon graecitatis Flavianae cum Philonis, Alexandrinorum, N. Testamenti et omnis in universum illius temporis et terrae graecitate comparatae*, die Idee also eines Lexicons ausführen mögen, welches die Uebereinstimmung oder Abweichung so verschiedener Schriftsteller einer Nation, beynahe einer und derselben Periode, im Gebrauche derselben Worte, zum Behufe der Exegese des N. Testaments, zur leichteren Uebersicht darlegen sollte." Aber das Publicum hat ja schon so lange auf etwas Aehnliches geharret! — In der Vorrede zum 2ten Th. spricht er über die merkwürdige Stelle von *Jesus:* Archaeol. XVIII, 3, 3. Aufser dem, dafs die alte jüdische Geschichte mit der von dem jüdischen Kriege in genauer Verbindung steht, rechtfertiget diese Wahl der Umstand, „dafs die Untersuchung über die Aechtheit, Absicht und den Sinn dieser Stelle, auch in anderen Stellen der Schriften des Josephus eingreift, und endlich auf nichts geringeres hinausläuft, als auf eine Prüfung des gan-

zen moralischen, religiösen und schriftstellerischen Charakters desselben, wodurch denn diese Stelle eine absolute Wichtigkeit erhält, und die Prüfung derselben, in verschiedenen neuen Hinsichten interessant wird." Er führt erst alle besonderen Schriften, die ihm darüber bekannt geworden sind, genau an. Und da einige diese Stelle als untergeschoben verwerfen, andere sie als ächt vertheidigen, einige sie für absichtlich verfälscht erklären, andere derselben durch kleine kritische Abänderungen und durch Deutungen zu Hülfe kommen, und dem Josephus dabey entweder gute oder böse Absichten beylegen: so prüft der Vf. die verschiedenen Meynungen sehr weitläuftig und sorgfältig. Er selbst findet die ganze Stelle ächt und die Absicht derselben unschuldig. Josephus war, nach seiner Meinung, ein Eklektiker in der Religion, und hielt sich an das Praktische derselben, ungeachtet er auch an Offenbarungen und Wunder glaubte, den Jesus für den erwarteten *Christus* hielt, und gegen ihn eine aufrichtige Hochachtung hegte, doch so, dass er es, als ein aufgeklärter und kluger Mann, nicht für Sache hielt, sich zu einer besonderen Secte, *Christen* genannt, zu bekennen. Nach dieser Voraussetzung erklärt er endlich die ganze Stelle, Wort für Wort, nach einer gegebenen deutschen Uebersetzung, und macht es scheinbar, dass ein religiöser Jude aus jener Zeit, aber zugleich ein einsichtsvoller und weltkluger Mann, so, wie es in der Stelle geschieht, sprechen konnte.

W. Amb.

KURZE ANZEIGEN.

Erdbeschreibung. *Halle*, b. Dietlein: *Der Handwerksbursche auf seiner Reise durch Deutschland, oder Beschreibung aller merkwürdigen Städte und Dörfer, in welche ein Handwerksbursche einwandert; wie auch Nachweisungen aller der geschicktesten Meister und Fabrikanten, und der Wegweiser durch das deutsche Vaterland. Mit der Landcharte von Deutschland.* Ohne Jahrzahl. 234 S. kl. 8. (12 Gr.). Wenn das Buch auch nicht dazu geeignet ist, Handwerksburschen auf ihrer Wanderung durch Deutschland nützliche Dienste zu leisten: so kann es doch sehr wohl dazu dienen, den Handwerksburschen hinter dem Schreibetische, als Autor, kennen zu lernen. Wir wollen doch an ein paar Pröbchen sehen, wie er sich gebehrdet. — Auf dem Meilenzeiger, der vorausgeht, liegt Danzig von Nürnberg 13 Meilen, von Kopenhagen aber nach Wien, so wie von Hannover, Jana (sic) und Würzburg nach Strassburg giebt es gar keinen Weg und keine Meilen. In der nach alphabetischer Ordnung gegebenen Beschreibung der deutschen Städte stösst man fast auf allen Seiten auf solche schöne Sachen, wie z. B. S. 67. „Erfurt, Stadt in Thüringen, am Fluss Gera, mit 16,000 (sage sechzehn tausend) Häusern und 18,000 Einwohnern. Sie ist jetzt, nebst der Abtey Kappenberg (?), dem Könige von Preussen als Entschädigung zugefallen. — Vorzüglich merkwürdig ist die Assemblee des (wahrscheinlich preussischen?) Coadjutors, wozu Leute von allen Ständen (also auch Handwerksbursche?) Zutritt haben." S. 189 „Nicht weit davon (nämlich von Stuttgard) liegt Weinsberg, das durch die zärtliche Liebe der Eheweiber gegen ihre Männer berühmt ist — und *auf welche* das Lied: Sagt mir doch, wo Weinsberg etc. *herrührt*." O Handwerksbursch! Handwerksbursch! S. 163 wohnen in der Frauenabtey Quedlinburg auf 2½ Q. M 140,000 Menschen, und S. 211 macht man zu Rumberg in Böhmen aus Stroh Hüte, Siebe und Zwirn. — Den Beschluss macht die Angabe der Wanderzeit, der Meisterstücke und der Berufssprüche einiger Handwerker. Da das Handwerk, zu welchem sich unser Handwerksbursche bekennt, fehlt, so will es Rec. hier in seiner Manier beyfügen: *Der Buchmacher*. Wer ein rechter Buchmachergesell seyn will, wandert immer umher, und besucht besonders den Brocken fleissig. Zum Meisterstück macht er ein so schlechtes Buch, wie das angezeigte. Sein Berufsspruch steht Offenb. Joh. 10, 9. 18 x 37.

Medicin. *Rostock*, b. Stiller: *Ueber das verscherzte männliche Zeugungsvermögen und dessen Wiederherstellung.* Ein Versuch von Dr. *H. G. Wüstney*. 1804. 170 S. 8. (12 Gr.) Dieses unbedeutende Schriftchen enthält zwey durch Anführung einiger Fälle als wirksam bestätigte Mittel: ein dünnes, feines, leichtes, geschmeidig zubereitetes, kurz- und kraushaariges Lammfell, welches, mit der behaarten Seite inwendig, um die Geschlechtstheile angelegt und willkührlich befestigt, aber in Federbetten abgelegt wird, worin bey dem höchsten Grade des Unvermögens fein gestossne Würznelken in die Haare gestreut und einen oder mehrere Tage darin getragen werden; und aufs feinste geraspeltes Horn von jungen, muntern und gesunden, eigentlich von solchen männlichen Hornthieren, denen noch keine Begattung erlaubt worden, alle zwey Stunden zu einem gehäuften Caffeelöffel in Wasser oder trocken mit Wasser hinunter gespült, oder 2 Unzen in eine Flasche Madera, Malaga oder anderen guten Weine zu einem Esslöffel; wobey denn in Ansehung der Zeit, wie lange beyde Mittel gebraucht werden müssen, nichts festes zu bestimmen, aber nahrhafte und stärkende Diät, guter Wein, und die nöthige Enthaltsamkeit zu empfehlen ist.

Ks.

Jugendschriften. *Halle*, b. Dietlein: *Malchens Blumen-Körbchen. Enthält: Neue Lieder, Gedichte, Stammbuchaufsätze, Charaden, Spiele und Tänze.* Ein Geschenk zum Festtage. Ohne Jahrzahl. 130 S. 12. (8 Gr.) Da dieses Körbchen Modewaare enthält: so kann es sogar wiederholt angefüllt werden (welches denn auch wirklich geschehen soll), ohne dass man sagen darf: Der Luxus hat genug. Uebrigens giebt der Titel die Blumen, welche dem Leser in diesem Körbchen dargeboten werden, vollständig an, und wir müssen bezeugen, dass dieselben nicht unlieblichen Geruches sind, selbst wenn die eine und andere durch das äussere Ansehen weniger anzieht. Diess letzte ist der Fall bey den Stammbuchaufsätzen, denen meistentheils eine gefälligere Form hätte gegeben werden sollen; einige sind überdiess so lang, dass sie die unpassende Benennung „*Aufsätze*" beynahe rechtfertigen. An dem Inhalte haben wir zu tadeln, dass oft ein Denkspruch dem anderen geradezu widerspricht. Bald soll z. B. die Freundschaft die Blüte eines Augenblicks seyn, bald soll sie nach den Jahren gemessen werden; bald sollen wir den Blick in die Zukunft richten, bald wird eben diess getadelt; und eins wie das andere unter gleichen Umständen. Der Vf. wird sagen, dass dem Leser die Wahl bleibe: allein das Buch ist für die Jugend geschrieben, und dieser muss man in einem Lesebuche nur die richtige Ansicht vor die Augen bringen. Ueberhaupt hat der Vf. das *Cui?* wohl nicht scharf genug ins Auge gefasst, sonst hätte er gewiss seinem Malchen kein Rheinweinlied aufgetischt, welches mit dem Knoten- und Planetenspiele in einem sonderbaren Contraste steht. Am besten hat uns das kleine Schauspiel „*Fritz*" gefallen, obgleich die Verlobungsscene des Hn. v. Burg mit Frau v. Wilden noch nicht für junge Mädchen geeignet seyn möchte. Sonst wird die der Jugend gebührende Scheu nirgends verletzt.

&.

Philologie. *Königsberg*, b. Nicolovius: *Kleines französisch-deutsches merkantilisch-terminologisches Wörterbuch, sammt Formularen der vorzüglichsten kaufmännischen Papiere und Rechnungen.* Ein Anhang zu *P. de Vernon's* Anleitung zur französischen Handlungs-Correspondenz, und zu allen bisher erschienenen französischen Handlungsbriefstellern. 1806. 104 S. 8. (8 Gr.) Hr. *Cleminius* liefert hier aus seiner fruchtbaren Feder 43 französische Formulare zu verschiedenen Arten Wechsel, Policen, Rechnungen, Scheine, Quittungen etc. zum Gebrauch für Leute, die sich in Comptoirgeschäften mit der französ. Correspondenz vertraut machen wollen. Eben diesen wird auch das kleine Lexikon nützlich seyn, dem wir etwas mehr Reichhaltigkeit wünschen möchten.

Cch.

Jena, gedruckt bey Carl Schlotter.

Monatsregister

vom

December 1806.

Verzeichniſs der im Monat December in der J. A. L. Z. recenſirten Bücher.

(Die erſte Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die Seite.)

II. Verzeichniſs der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recenſirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

III. Intelligenzblatt des December.

Ankündigungen.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Nekrolog.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.



